

Alexandre Dumas



La San Felice

La San Felice.

Historischer Roman
aus der Zeit Neapels während der Franzosen-Herrschaft.

Von
Alexander Dumas.

Deutsch
von
A. Kretschmar.

Pest, Wien und Leipzig 1864.
Hartlebens Verlags-Expedition.
Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Inhaltsverzeichnis

La San Felice.

Erster Theil.

Vorrede.

Die Erziehung des Königs von Neapel.

Der König von Neapel als Jäger.

Der königliche Fischfang.

Die San Felice.

Erstes Capitel. Die Galeere Capitane.

Zweites Capitel. Der Held vom Nil.

Drittes Capitel. Die Vergangenheit der Lady Hamilton.

Viertes Capitel. Das Fest der Furcht.

Fünftes Capitel. Der Palast der Königin Johanna.

Sechstes Capitel. Der Abgesandte von Rom.

Siebentes Capitel. Der Sohn der Todten.

Achtes Capitel. Das Asylrecht.

Neuntes Capitel. Die Wahrsagerin.

Zehntes Capitel. Das Horoskop.

Elftes Capitel. Der General Championnet.

Zwölftes Capitel. Der Kuß eines Ehemannes.

Zweiter Theil.

Erstes Capitel. Der Chevalier San Felice.

Zweites Capitel. Luisa Molina.

Drittes Capitel. Vater und Tochter.

Viertes Capitel. Ein Probejahr.

Fünftes Capitel. Der König.

Sechstes Capitel. Die Königin.

Siebentes Capitel. Das erleuchtete Zimmer.

Achtes Capitel. Das dunkle Zimmer.

Neuntes Capitel. Der Arzt und der Priester.

Zehntes Capitel. Der Cabinetsrath.

Elftes Capitel. Der General Baron Carl Mack.

Zwölftes Capitel. Die Insel Malta.

Dritter Theil.

Erstes Capitel. Die Häuslichkeit eines Gelehrten.

Zweites Capitel. Die beiden Verwundeten.

Drittes Capitel. Fra Pacifico.

Viertes Capitel. Das Almosensammeln.

Fünftes Capitel. Assunta.

Sechstes Capitel. Die beiden Brüder.

Siebentes Capitel. Wo Gaëtano Mammone auf der Bühne erscheint.

Achtes Capitel. Ein Gemälde von Leopold Robert.
Neuntes Capitel. Fra. Michele.
Zehntes Capitel. Loque und Chiffe.
Elfte Capitel. Fra Diavolo.
Zwölftes Capitel. Der Palast Corsini in Rom.
Vierter Theil.
Erstes Capitel. Giovannina.
Zweites Capitel. Andreas Backer.
Drittes Capitel. Die Känguruhs.
Viertes Capitel. Der Mensch denkt.
Fünftes Capitel. Das Akrostichon.
Sechstes Capitel. Die sapphischen Verse.
Siebentes Capitel. Gott lenkt.
Achtes Capitel. Die Krippe des Königs Ferdinand.
Neuntes Capitel. Pontius Pilatus.
Zehntes Capitel. Die Staatsinquisitoren.
Elfte Capitel. Der Ausmarsch.
Zwölftes Capitel. Einige Seiten Geschichte.
Dreizehntes Capitel. Die Diplomatie des Generale Championnet.
Fünfter Theil.
Erstes Capitel. Ferdinand in Rom.
Zweites Capitel. Die Engelsburg spricht.
Drittes Capitel. Nanno tritt wieder auf.
Viertes Capitel. Achilles bei Deidamea.
Fünftes Capitel. Die Schlacht.
Sechstes Capitel. Der Sieg.
Siebentes Capitel. Die Rückkehr.
Achtes Capitel. Nelson's Befürchtungen.
Neuntes Capitel. Alles verloren und die Ehre mit.
Zehntes Capitel. Wo St. Majestät damit beginnt, nichts zu begreifen, und damit endigt, nichts begriffen zu haben.
Elfte Capitel. In welchem Vanni das Ziel erreicht, nach welchem er so lange gestrebt.
Zwölftes Capitel. Ulysses und Circe.
Sechster Theil.
Erstes Capitel. Nicolino's Verhör.
Zweites Capitel. Der Abbé Pronio.
Drittes Capitel. Ein Schüler Macchiavellis.
Viertes Capitel. Worin Michele der Narr zum Capitän ernannt wird und später zum Oberst ernannt zu werden hofft.
Fünftes Capitel. Geliebte und Gattin.
Sechstes Capitel. Die beiden Admirale.
Siebentes Capitel. In welchem der Unterschied zwischen freien und unabhängigen Völkern auseinandergesetzt wird.
Achtes Capitel. Die Brigands.
Neuntes Capitel. Der unterirdische Gang.

Zehntes Capitel. Die Sage vom Berge Cassino.
Elftes Capitel. Der Bruder Joseph.
Zwölftes Capitel. Vater und Sohn.
Dreizehntes Capitel. Die Antwort des Kaisers.
Siebenter Theil.
Erstes Capitel. Die Flucht.
Zweites Capitel. Worin Michele sich mit dem Beccajo in allem Ernste veruneinigt.
Drittes Capitel. Das Verhängniß.
Viertes Capitel. Gottes Gerechtigkeit.
Fünftes Capitel. Der Waffenstillstand.
Sechstes Capitel. Die drei Parteien in Neapel zu Anfang des Jahres 1798.
Siebentes Capitel. In welchem geschieht, was geschehen mußte.
Achstes Capitel. Der Fürst von Malinterno.
Neuntes Capitel. Der Bruch des Waffenstillstandes.
Zehntes Capitel. Ein Kerkermeister, welcher menschlich denken lernt.
Elftes Capitel. Die Diplomatie des Gouverneurs des Castells San Elmo.
Zwölftes Capitel. Was der Gouverneur des Castells San Elmo erwartete.
Dreizehntes Capitel. In welchem man sieht, wie die französische Fahne auf dem Castell San Elmo aufgepflanzt worden war.
Vierzehntes Capitel. Die candinischen Pässe.
Achter Theil.
Erstes Capitel. Erster Tag.
Zweites Capitel. Die Nacht.
Drittes Capitel. Zweiter Tag.
Viertes Capitel. Dritter Tag.
Fünftes Capitel. Der heilige Januarius und Virgil.
Sechstes Capitel. In welchem der Leser in das Palmbaumhaus zurückkehrt.
Siebentes Capitel. Michele's Gelübde.
Achstes Capitel. Der Schutzpatron von Neapel.
Neuntes Capitel. In welchem der Antor sich genöthigt sieht, seinem Buche: »Der Coricolo« ein ganzes Capitel zu entleihen, weil er nicht hoffen kann, es besser zu machen.
Zehntes Capitel. Wie der heil. Januarius sein Wunder verrichtete und welchen Antheil Championnet daran nahm.
Elftes Capitel. Die parthenopeische Republik.
Zwölftes Capitel. Ein kleiner Sturm.
Dreizehntes Capitel. Ein großer Sturm.
Neunter Theil.
Erstes Capitel. Der König bekommt endlich wieder Appetit.
Zweites Capitel. Worin die Gnade befand, welche der Loose sich auszubitten wünschte.
Drittes Capitel. Das Königthum in Palermo.
Viertes Capitel. Neue Nachrichten.
Fünftes Capitel. Wie der Kronprinz gleichzeitig in Sicilien und in Calabrien sein konnte.
Sechstes Capitel. Das Diplom des Cardinals Ruffo.
Siebentes Capitel. Der erste Schritt gegen Neapel.
Achstes Capitel. Eleonora Fonseca Pimentel.

Neuntes Capitel. André Backer.
Zehntes Capitel. Luisa's Geheimnis.
Zehnter Theil.
Erstes Capitel. Michele der Kluge.
Zweites Capitel. Michele's Bedenklichkeiten.
Drittes Capitel. Die Verhaftung.
Viertes Capitel. Die Apotheose.
Fünftes Capitel. Die Sanfedisten.
Sechstes Capitel. Wo der falsche Herzog von Calabrien thut, was der wirkliche hätte thun sollen.
Siebentes Capitel. Niccola Addone.
Achstes Capitel. Der Geier und der Schakal.
Neuntes Capitel. Adler und Geier.
Zehntes Capitel. Der Angeklagte.
Elftes Capitel. Die Armee des heiligen Glaubens.
Zwölftes Capitel. Kleine Geschenke unterhalten die Freundschaft.
Dreizehntes Capitel. Ettore Caraffa.
Elfter Theil.
Erstes Capitel. Schipani.
Zweites Capitel. Das Geschenk der Königin.
Drittes Capitel. Der Anfang des Endes.
Viertes Capitel. Das Verbrüderungsfest.
Fünftes Capitel. Die Seeleute.
Sechstes Capitel. Der Rebell.
Siebentes Capitel. Aus welchen Elementen die sanfedistische Armee bestand.
Achstes Capitel. Königliche Correspondenz.
Neuntes Capitel. Die russischen Münzen.
Zehntes Capitel. Die letzten Stunden.
Elftes Capitel. Ein rechtschaffener Mann bringt eine schlechte Handlung in Vorschlag, welche rechtschaffene Leute so albern sind zurückzuweisen.
Zwölftes Capitel. Die neapolitanische Marseillaise.
Dreizehntes Capitel. Simon Backer bittet um eine Gunst.
Vierzehntes Capitel. Liquidation.
Zwölfter Theil.
Erstes Capitel. Eine letzte Warnung.
Zweites Capitel. Die Vorposten.
Drittes Capitel. Der Tag des 13. Juni.
Viertes Capitel. Was der Beccajo in der Via dei Sospiri dell' Abisso machte.
Fünftes Capitel. Die Nacht vom 13. bis 14. Juni.
Sechstes Capitel. Der Tag des 14. Juni.
Siebentes Capitel. Die Nacht vom 14. zum 15. Juni.
Achstes Capitel. Der Sturz des heiligen Januarius und der Triumph des heiligen Antonius.
Neuntes Capitel. Der Bote.
Zehntes Capitel. Der letzte Kampf.
Dreizehnter Theil.

Erstes Capitel. Das freie Gastmahl.
Zweites Capitel. Die Capitulation.
Drittes Capitel. Die Auserwählten der Rache.
Viertes Capitel. Die englische Flotte.
Fünftes Capitel. Die lesbische Nemesis.
Sechstes Capitel. Der Cardinal thut, was er kann, um die Patrioten zu retten, und die Patrioten thun, was sie können, um sich ins Verderben zu stürzen.
Siebentes Capitel. Ruffo thut seine Pflicht als ehrlicher Mann und Sie William Hamilton verrichtet sein Handwerk als Diplomat.
Achstes Capitel. Die punische Treue.
Neuntes Capitel. Zwei würdige Genossen.
Zehntes Capitel. Horatio Nelson herrscht über Leben und Tod.
Elfte Capitel. Die Hinrichtung.
Zwölftes Capitel. Die Erscheinung.
Dreizehntes Capitel. Was den Oberst Mejean abhielt, in der Nacht vom 27. zum 28. Juni mit Salvato das Castell San Elmo zu verlassen.
Vierzehntes Capitel. Worin bewiesen wird, daß Bruder Joseph über Salvato wachte.
Fünfzehntes Capitel. Der Empfang des Königs.
Sechzehntes Capitel. Die Erscheinung.
Vierzehnter Theil.
Erstes Capitel. Die Gewissensbisse Fra Pacifico's.
Zweites Capitel. Ein Mann, welcher sein Wort hält.
Drittes Capitel. Der Krokodilgraben.
Viertes Capitel. Die Hinrichtungen.
Fünftes Capitel. Das Tribunal von Monte Oliveto.
Sechstes Capitel. In der Capelle.
Siebentes Capitel. Das Thor San Agostino alla Zecca.
Achstes Capitel. Wie man 1799 in Neapel starb.
Neuntes Capitel. Die Goelette »der Renner«.
Zehntes Capitel. Die Nachrichten, welche die Goelette »der Renner« mitbrachte.
Elfte Capitel. Die Ehegatten.
Zwölftes Capitel. Kleine Ereignisse, welche sich um große herum gruppieren.
Dreizehntes Capitel. Die Geburt eines königlichen Prinzen.
Vierzehntes Capitel. Tonino Monti.
Fünfzehntes Capitel. Der Oberaufseher.
Sechzehntes Capitel. Die Patrouille.
Siebzehntes Capitel. Der Befehl des Königs.
Achtzehntes Capitel Die Märtyrerin.
Nachtrag.
Anmerkungen

Erster Theil.

Vorrede.

Die Ereignisse, welche ich im Begriff stehe zu erzählen, sind so seltsam, und die Personen, die ich auftreten lassen werde, so außerordentlich, daß ich, ehe ich denselben das erste Capitel meines Buches widme, einige Minuten lang über die Ereignisse und über diese Personen mit meinen künftigen Lesern plaudern zu müssen glaube.

Die Ereignisse gehören jener Periode des Directoriums an, welche den Zeitraum der Jahre 1798 bis 1800 umfaßt.

Die zwei Hauptsachen dieser Periode sind die Eroberung des Königreiches Neapel durch Championnet und die Wiedereinsetzung des Königs Ferdinand durch den Cardinal Ruffo – zwei Thatsachen, von welchen die eine ebenso unglaublich ist als die andere, weil Championnet mit zehntausend Republikanern eine Armee von fünfundsechzigtausend Mann Soldaten schlägt und sich nach dreitägiger Belagerung einer Hauptstadt von fünfhunderttausend Einwohnern bemächtigt, und weil Ruffo mit fünf Mann von Messina abgeht, gleich einem Schneeballe sich durch die ganze Halbinsel wälzt, mit vierzigtausend Mann Sanfedisten in Neapel anlangt und den vertriebenen König wieder auf den Thron setzt.

Es gehört aber auch Neapel mit seiner unwissenden, leicht beweglichen und abergläubischen Bevölkerung dazu, damit dergleichen Unmöglichkeiten historische Thatsachen werden.

Die Geschichte dieser Vorgänge ist mit kurzen Worten folgende:

Invasion der Franzosen; Proclamation der parthenopeischen Republik; Entwicklung der großen Individualitäten, die während der vier Monate, welche diese Republik dauerte, den Ruhm Neapels ausmachten; die sanfedistische Reaction Ruffos; die Wiedereinsetzung Ferdinands und die Metzeleien, welche die Folge dieser Wiedereinsetzung waren.

Was die Personen betrifft, so theilen sich dieselben hier, wie in allen Büchern dieser Art, welche wir geschrieben, in historische und erdichtete.

Es wird unseren Lesern eigenthümlich erscheinen, daß wir die von uns erdichteten Personen, welche den romantischen Theil dieses Buches bilden, ihnen ohne ein Wort der Verteidigung preisgeben. Unsere Leser sind aber seit länger als einem Vierteljahrhundert in Bezug auf uns so nachsichtig gewesen, daß wir, indem wir nach sieben- bis achtjährigem Schweigen wieder vor ihnen erscheinen, nicht nöthig zu haben glauben, an ihre früheren Sympathien appellieren zu müssen. Mögen sie uns sein, was sie uns stets gewesen sind, und wir werden uns dann nur zu glücklich schätzen.

Dagegen scheint es uns im höchsten Grade notwendig, einige Worte über mehrere der historischen Personen vorauszuschicken. Außerdem könnten wir leicht Gefahr laufen, daß dieselben, wenn auch nicht für Geschöpfe unserer Phantasie, doch wenigstens für nach unserem Gutdünken herausstaffierte Masken gehalten würden, so sehr stehen diese historischen Personen in ihrer lächerlichen Excentricität oder ihrer bestialischen Rohheit nicht bloß außerhalb dessen,

was vor unseren Augen geschieht, sondern auch dessen, was wir uns denken können.

So haben wir kein Beispiel von einem König wie Ferdinand der Vierte oder von einem Volke, als dessen Typus uns hier Mammone entgegentritt.

Der Leser sieht, ich halte mich an die beiden Extremitäten der socialen Stufenleiter – an den König, das Staatsoberhaupt, und an den Bauer und Bandenführer.

Beginnen wir mit dem König, und damit die royalistischen Gemüther nicht über Impietät gegen die Monarchie schreien, wollen wir einen Mann befragen, welcher zwei Reisen nach Neapel gemacht und der den König Ferdinand zu der Zeit, wo wir ihn dem Gange unserer Erzählung gemäß auftreten lassen müssen, gesehen und studiert hat.

Dieser Mann ist Joseph Gorani, französischer Bürger, wie er sich selbst tituliert, Verfasser der »geheimen kritischen Memoiren der Höfe und Regierungen und der Sitten der vornehmsten Staaten Italiens.«

Citieren wir drei Bruchstücke aus diesem Buch und zeigen wir den König von Neapel als Schüler, den König von Neapel als Jäger und den König von Neapel als Fischer.

Es ist also jetzt Gorani, welcher spricht, nicht ich.

Die Erziehung des Königs von Neapel.

»Als nach dem Tode des Königs Ferdinand des Sechsten von Spanien Carl der Dritte den Thron von Neapel verließ, um den Spaniens zu besteigen, erklärte er den ältesten seiner Söhne für zur Regierung unfähig, machte den zweiten zum Prinzen von Asturien und ließ den dritten in Neapel, wo er, obschon noch sehr jung, als König anerkannt ward.

»Der älteste Prinz war in Folge der schlechten Behandlung verdummt, die er von der Königin erdulden mußte, welche ihn, gleich schlechten Müttern aus der Hefe des Volkes, fortwährend schlug. Sie war eine Prinzessin von Sachsen und von harter, habsüchtiger, herrschsüchtiger und boshafter Gemüthsart.

»Als Carl nach Spanien abreiste, fand er es nothwendig, für den König von Neapel, der noch Kind war, einen Gouverneur zu ernennen. Die Königin machte dieses Amt, eines der wichtigsten, dem Meistbietenden zugänglich.

»Dieser Meistbietende war der Fürst San-Nicandro und erhielt es zugeschlagen.

»San-Nicandro besaß die schmutzigste Seele, welche jemals in dem Kothe von Neapel vegetiert hat. Unwissend, den schimpflichsten Lastern fröhnend, ohne in einem Leben jemals etwas Anderes gelesen zu haben, als Gebetbücher, war er fast fortwährend betrunken und folglich ganz unfähig der wichtigen Mission, einen König zu erziehen, zu genügen.

»Man kann mit leichter Mühe errathen, was die Folgen einer solchen Wahl sein mußten. Da er selbst nichts wußte, so konnte er auch seinen Schüler nichts lehren.

»Dies war ihm aber noch nicht genug, um den Monarchen in einer ewigen Kindheit zu erhalten. Er umgab ihn daher mit Creaturen seines Schlages und entfernte von ihm jeden verdienstvollen Mann, der ihm den Wunsch, sich zu unterrichten, hätte einflößen können. Da er sich im Besitze unbeschränkter Autorität befand, so verkaufte er Gnadenbeweise, Aemter und Titel.

»Um den König unfähig zu machen, auch nur den geringsten Theil der Verwaltung des Königreiches zu überwachen, brachte er ihm frühzeitig Geschmack an der Jagd bei, unter dem Vorwande, daß dies dem Vater gefallen werde, welcher stets ein leidenschaftlicher Freund dieses Vergnügens gewesen war.

»Als ob diese Leidenschaft aber noch nicht hinreichend gewesen wäre, um den jungen König von den Geschäften fern zu halten, gesellte er zu derselben auch noch die des Fischfanges und dies sind gegenwärtig noch die Lieblingsvergnügungen des Königs.

»Derselbe ist sehr lebhaft und war es als Kind in noch höherem Grade. Es waren Vergnügungen nöthig, um ihn jeden Augenblick vollständig zu beschäftigen. Sein Gouverneur suchte ihm neue Erholungen und wollte ihn gleichzeitig von der zu großen Sanftmuth und Herzengüte heilen, welche den Grundzug seines Charakters bildeten.

»San-Nicandro wußte, daß es ein Lieblingszeitvertreib des Prinzen von Asturien, jetzigen Königs von Spanien, war, Kaninchen zu erwürgen. Er brachte deshalb seinem Zöglinge Geschmack daran bei. Der König erwartete demgemäß die armen Thiere an einem schmalen Durchgange, den man sie zu passieren zwang, und schlug sie mit einer seinen Kräften angemessenen Keule unter lautem Gelächter todt.

»Um einige Abwechslung in diesen Zeitvertreib zu bringen, nahm er Hunde oder Katzen und machte es sich zum Spaß, sie zu prellen, bis sie verendeten. Um dieses Vergnügen noch pikanter zu machen, wünschte er endlich auch Menschen prellen zu sehen, was sein Gouverneur sehr vernünftig fand. Bauern, Soldaten, Arbeiter und selbst Hofcavaliere dienten auf diese Weise dem gekrönten Kinde zum Spielwerk; ein Befehl von Carl dem Dritten aber machte diesem noblen Zeitvertreibe ein Ende und dem jungen Könige war fernerhin blos noch gestattet Thiere zu prellen, mit Ausnahme der Hunde, welche der König von Spanien in seinen besonderen Schutz nahm.

»Auf diese Weise erzog man Ferdinand den Vierten, den man nicht einmal Lesen und Schreiben lehrte. Seine Gemahlin war seine erste Schulmeisterin.«

Der König von Neapel als Jäger.

»Eine solche Erziehung mußte ein Ungeheuer, einen Caligula hervorbringen. Die Neapolitaner waren darauf gefaßt, die angeborene Herzensgüte des jungen Monarchen triumphierte aber dennoch über den Einfluß einer so verwerflichen Leitung. Ganz gewiß wäre er noch ein vortrefflicher Fürst geworden, wenn es ihm gelungen wäre, sich seines Hanges zur Jagd und zum Fischfange zu entwöhnen, der ihm viele Stunden raubte, die er mit Nutzen den öffentlichen Geschäften hätte widmen können. Die Furcht aber, einen seinem liebsten Zeitvertreiber günstigen Morgen zu versäumen, ist im Stande, ihm die wichtigste Staatsangelegenheit aus den Augen verlieren zu lassen, und die Königin und die Minister wissen sich diese Schwäche recht wohl zu Nutzen zu machen.

»Im Monat Januar 1788 hielt Ferdinand im Palast von Caserta einen Staatsrath, welchem die Königin, der Minister Acton, Caracciolo und einige Andere beiwohnten. Es handelte sich um eine Sache von der größten Wichtigkeit. Mitten in der Discussion hörte man an die Thüre pochen. Diese Unterbrechung überraschte Alle und man konnte sich nicht denken, wer der Verwegene sei, der einen solchen Augenblick wähle. Der König eilte sofort nach der Thür, öffnete dieselbe und ging hinaus. Es dauerte nicht lange, so trat er mit der Miene und Geberde der lebhaftesten Freude wieder ein und bat, daß man die Berathung möglichst schnell beenden möchte, weil er ein Geschäft von weit größerer Wichtigkeit vorhabe, als das sei, um welches es sich hier handle. Man hob die Sitzung auf und der König zog sich in sein Zimmer zurück, um sich zeitig schlafen zu legen, damit er den nächstfolgenden Morgen vor Tagesanbruch auf den Füßen sein könnte. Diese Angelegenheit, mit welcher keine andere einen Vergleich aushielt, war ein Stelldichein zur Jagd. Das an der Thür des Berathungszimmers erfolgte Anpochen war ein zwischen dem König und seinem Piqueur verabredetes Signal, welches ihn seinem Befehle gemäß benachrichtigte, daß ein Rudel Wildschweine bei Tagesanbruch in dem Walde gesehen worden und daß sie sich jeden Morgen an demselben Ort versammelten. Es ist klar, daß die Staatsrathssitzung aufgehoben werden mußte, damit der König zeitig genug schlafen gehen und in den Stand gesetzt sein konnte, die Wildschweine zu überrumpeln. Wären dieselben entronnen, was wäre dann aus Ferdinands Ruhm geworden?

»Ein andermal ließ an demselben Ort und unter denselben Umständen ein dreimaliges Pfeifen sich hören. Es war dies abermals ein Signal zwischen dem König und seinem Piqueur. Die Königin und die übrigen Mitglieder des Cabinetsraths nahmen diesen Scherz nicht gut auf, der König eilte aber sofort an ein Fenster, öffnete dasselbe und gab seinem Piqueur Audienz, der ihm meldete, daß da und da so eben ein Schwarm Vögel sich niedergelassen und daß Seine Majestät keinen Augenblick zu verlieren habe, wenn sie sich das Vergnügen machen wolle, einen glücklichen Schuß zu thun. Nachdem Ferdinand diese Meldung vernommen, kehrte er schnell von dem Fenster zurück und sagte zu der Königin:

»Liebe Freundin, präsidire an meiner Stelle und beende diese Angelegenheit nach deinem Dafürhalten.«

Der königliche Fischfang.

»Man glaubt ein zum Scherze erdichtetes Märchen zu hören, wenn man vernimmt, daß der König von Neapel nicht bloß fischt, sondern daß er auch die gefangenen Fische selbst verkauft. Dennoch ist dies vollkommen wahr. Ich selbst habe diesem belustigenden und in seiner Art einzigen Schauspiel beigewohnt und will dasselbe zu schildern versuchen.

»In der Regel fischt der König in dem Theile des Meeres, welcher sich in der Nähe des Berges Pausilippo drei oder vier Meilen von Neapel befindet. Nachdem er einem ergiebigen Fang gemacht hat, kehrt er ans Land zurück. Sobald er ausgestiegen ist, genießt er das lebhafteste Vergnügen, welches dieser Zeitvertreib für ihn hat. Man legt nämlich das ganze Ergebnis des Fischfanges auf dem Gestade zur Schau und dann kommen die Käufer und schließen ihren Handel mit dem Monarchen selbst ab. Ferdinand gibt dabei nichts auf Credit, sondern streicht das Geld selbst ein, ehe er seine Waare aushändigt, und legt dabei das größte Mißtrauen an den Tag. Es kann dann Jedermann sich dem König nähern und ganz besonders genießen die Lazzaroni dieses Vorrecht, denn der König beweist diesen mehr Freundschaft als allen anderen Zuschauern.

»Dabei aber nehmen die Lazzaroni bereitwillig Rücksicht auf die Fremden, welche den Monarchen in der Nähe sehen wollen.

»Wenn der Verkauf beginnt, wird das Schauspiel außerordentlich komisch. Der König verkauft so theuer als möglich. Er nimmt seinen Fisch selbst in seine königlichen Hände und sagt davon Alles, was nach seiner Meinung geeignet ist, den Käufern Lust zu machen. Die Neapolitaner, welche in der Regel sehr vertraulich und dreist sind, begegnen dem König bei diesen Gelegenheiten mit der größten Freiheit und sagen ihm Beleidigungen, als ob er ein ganz gewöhnlicher Fischhändler wäre, der die Käufer übertheuern wolle. Der König findet an diesen Schmähungen großes Vergnügen und lacht aus vollem Halse darüber. Dann sucht er die Königin auf und erzählt ihr Alles, was bei dem Fangen und Verkaufe der Fische vorgefallen ist und was ihm Stoff zu allerhand Späßen liefert.

»Während der ganzen Zeit aber, wo der König sich mit der Jagd und dem Fischfang beschäftigt, regieren, wie wir bereits gesagt haben, die Königin und die Minister nach ihrem Gutdünken, und man kann sich denken, wie dann die Geschäfte gehen.«

König Ferdinand der Vierte soll uns aber auch noch unter einer neuen Gestalt erscheinen. Diesmal befragen wir nicht mehr Gorani, den Reisenden, der ihn einen Augenblick lang als Fischverkäufer sieht oder wenn er im Galopp vorüberreitet, um sich auf den Sammelplatz zu einer Jagd zu begeben. Wir wenden uns vielmehr jetzt an einen Vertrauten des Hauses, nämlich am Palmieri de Miceiche, Marquis von Villalba, Liebhaber der Maitresse des Königs, welcher uns diesen in dem ganzen Cynismus seiner Feigheit zeigt. Es ist also der Marquis von Villalba, welcher spricht.

»Nicht wahr, Sie kennen die näheren Umstände des Rücktritts Ferdinands und seiner Flucht oder, um richtiger zu sprechen, der Ereignisse in Unteritalien gegen Ende des Jahres 1798? Ich will dieselben mit zwei Worten zurückrufen.

»Sechzigtausend Mann Neapolitaner, von dem österreichischen General Mack commandiert

und durch die Anwesenheit des Königs ermutigt, rückten siegreich vor bis Rom, als Championnet und Macdonald ihre schwachen Corps vereinigten, sich auf diese Arme stürzten und dieselbe in die Flucht schlugen. Ferdinand befand sich in Albano, als er diese furchtbare Niederlage erfuhr.

»Fuimmo! Fuimmo!« fing er an zu rufen. Und er floh in der That.

»Ehe er jedoch in seinen Wagen stieg, sagte er zu seinem Begleiter:

»Mein lieber Ascoli, Du weißt, wie es jetzt überall von Jacobinern wimmelt. Diese Strolche haben nichts Anderes im Sinne, als mich zu ermorden. Laß uns deshalb die Kleider wechseln. Auf der Reise bist Du der König und ich bin der Herzog von Ascoli. Auf diese Weise wird die Gefahr für mich geringer sein!«

»Gesagt, gethan. Der Herzog von Ascoli geht mit Freuden auf diesen unglaublichen Vorschlag ein. Er beeilt sich die Uniform des Königs anzulegen, gibt diesem dafür die einige, setzt sich dann in dem Wagen oben an und nun heißt es: Fahr zu, Kutscher!

»Der Herzog spielt auf der ganzen Fahrt bis Neapel seine Rolle ausgezeichnet und auch Ferdinand, den die Furcht inspiriert, versteht den unterwürfigsten Höfling auf eine Weise zu spielen, daß man glauben sollte, er sei in seinem Leben nie etwas Anderes gewesen.

»Der König vergaß dem Herzog von Ascoli diesen selten vorkommenden Beweis von Anhänglichkeit an die Sache der Monarchie nie wieder und hörte, so lange er lebte nicht auf ihm seine Gunst auf die eclatanteste Weise zu erkennen zu geben. In Folge einer Eigenthümlichkeit aber, welche sich nur aus dem Charakter dieses Fürsten erklären läßt, geschah es, daß er den Herzog oft mit seiner Selbstverläugnung aufzog, während er zugleich sich wegen seiner Feigheit selbst verspottete.

»Eines Tages war ich einmal mit diesem Cavalier bei der Herzogin von Florida in demselben Augenblick, wo der König ihr den Arm bot, um sie zur Tafel zu führen. Da ich nur schlichter, unbedeutender Freund der Herrin des Hauses war und mich durch die Nähe des letzten Ankömmlings allzusehr geehrt fühlte, so murmelte ich das Domine, non sum dignus zwischen den Zähnen und trat selbst einige Schritte zurück, als die edle Dame, während sie ihrer Toilette einen letzten Blick widmete, das Lob des Herzogs und seiner Anhänglichkeit an die Person ihres königlichen Liebhabers zu preisen begann.

»Ohne Widerspruch, sagte sie, »ist er der wahrhafte Freund, der eifrigste Ihrer Diener u.s.w.«

»Ja, ja, Donna Lucia,« sagte der König, »fragen Sie Ascoli nur, welchen Streich ich ihm gespielt, als wir in Albano die Flucht ergriffen.«

»Hierauf erzählte er die Geschichte von dem Kleiderwechsel und die Art und Weise, auf welche sie ihre Rollen durchgeführt, worauf er mit thränenden Augen und mit der ganzen Kraft seiner Lunge lachend hinzusetzte:

»Er war der König! Wären wir Jacobinern begegnet, so wäre er gehängt worden und ich wäre gerettet gewesen!«

»Alles ist seltsam in dieser Geschichte – eine seltsame Niederlage, eine seltsame Flucht, ein seltsamer Vorschlag und endlich die seltsame Enthüllung dieser Thatsachen in Gegenwart eines Fremden, denn ein solcher war ich für den Hof und besonders für den König, mit welchem ich bloß ein- oder zweimal gesprochen hatte. Zum Glück für die Menschheit ist die Selbstverläugnung des redlichen Höflings das am wenigsten seltsame.«

Die Skizze, die wir hier von einer der Personen unseres Buches entwerfen und deren

Aehnlichkeit, wie wir fürchten, kaum Glauben finden wird, wäre unvollständig, wenn wir diesen königlichen Polichinell nur von der Lazzaromiseite betrachteten. Von dieser ist er bloß grotesk, von der andern aber furchtbar und schrecklich.

Nachstehendes ist eine wörtliche Uebersetzung des Briefes, den er an Ruffo schrieb, als derselbe im Begriff stand, siegreich in Neapel einzuziehen. Es ist dies eine von Haß, Rache und Furcht dictierte Proscriptionsliste.

»Palermo, den 1. Mai 1799.

»Eminenz!

»Nachdem ich die Stelle Ihres Briefes vom 1. April über das Verfahren, das in Bezug auf das Schicksal der zahlreichen Verbrecher einzuhalten sein möchte, welche sowohl in den Provinzen als in der Hauptstadt, wenn dieselbe mit Gottes Hilfe meiner Herrschaft wiedergegeben sein wird, in unsere Hände fallen können, wiederholt durchgelesen und mit der größten Aufmerksamkeit erwogen, muß ich Ihnen vor allen Dingen erklären, daß ich Alles, was Sie mir über diesen Gegenstand schreiben, von jener Weisheit, jener Einsicht und jener Anhänglichkeit durchdrungen finde, wovon Sie mir so viele unzweideutige Beweise gegeben haben und fortwährend noch geben. Ich will Sie daher von meinen Dispositionen in Kenntniß setzen.

»Ich stimme mit Ihnen darin überein, daß wir in unseren Nachforschungen nicht allzu eifrig sein dürfen, um so mehr als die schlechten Subjecte sich so offen zu erkennen gegeben haben, daß man die schlimmsten davon in sehr kurzer Zeit wird festnehmen können.

»Meine Absicht ist daher, daß nur die folgenden Classen von Schuldigen festgenommen und in angemessenen Gewahrsam gebracht werden:

»Sämmtliche Mitglieder der provisorischen Regierung und der Executiv- und Legislativ-Commission von Neapel.

»Sämmtliche Mitglieder der von den Republikanern gebildeten Militärcommission und Polizei.

»Alle, welche den verschiedenen Municipalitäten angehört oder überhaupt ein Amt von der Republik oder den Franzosen übertragen bekommen und angenommen haben.

»Alle, welche der Commission angehört, die sich ihre Aufgabe gestellt, Untersuchungen über die angebliche Verschwendung und Mangelhaftigkeit meiner Regierung vorzunehmen.

»Sämmtliche Officiere, die in meinem Dienste gestanden haben und in den der sogenannten Republik oder der Franzosen übergegangen sind. Es versteht sich hierbei von selbst, daß Officiere in den Fällen, wo sie mit den Waffen in der Hand gegen meine Armeen oder gegen die meiner Bundesgenossen ergriffen worden sind, binnen vierundzwanzig Stunden ohne weitere gerichtliche Procedur erschossen werden.

»In gleicher Weise ist gegen alle Edelleute zu verfahren, welche sich meinen Soldaten oder denen meiner Alliirten mit bewaffneter Hand widersetzt haben.

»Alle, welche republikanische Journale gegründet oder Proclamationen und andere Schriften gedruckt haben, wie zum Beispiel Werke, durch welche meine Völker zur Empörung gereizt oder die Maximen der neuen Regierung verbreitet werden.

»In gleicher Weise festzunehmen sind die Syndici der Städte und die Deputierten der Plätze, welche meinem Stellvertreter, dem General Vignatelli, die Regierung entrissen, sich seinen Operationen widersetzt oder Maßregeln ergriffen haben, welche mit der mir schuldigen Treue in

Widerspruch stehen.

»Eben so will ich, daß man eine gewisse Louise Molina San Felice und einen gewissen Vincenzo Cuoco festnehme, welche die Contrerevolution entdeckten, die von den Royalisten beabsichtigt ward, an deren Spitze die Backer, Vater und Sohn, standen.

»Nachdem dies geschehen, ist meine Absicht, eine außerordentliche Commission von einigen sichern und auserwählten Männern zu ernennen, welche die Hauptverbrecher militärisch und nach der ganzen Strenge der Gesetze richten werden.

»Die, welche man weniger schuldig findet, werden um der Ersparniß willen auf Lebenszeit aus meinen Staaten verbannt und ihre Güter confiscirt.

»In dieser Beziehung muß ich Ihnen sagen, daß ich das, was Sie über die Verbannung bemerken, sehr richtig und angemessen gefunden habe, dennoch aber finde ich, daß es im Grunde genommen besser ist, sich dieses Natterngezüchts zu entledigen, als es im Lande zu behalten. Wenn ich eine von meinen festländischen Staaten sehr weit entfernte Insel besäße, so würde ich Ihrem System, diese Verbrecher dorthin zu deportieren, gern beitreten. Die geringe Entfernung meiner Inseln von den beiden Königreichen würde aber Verschwörungen möglich machen, welche diese Leute mit den Bösewichtern und den Unzufriedenen anspinnen werden, deren Ausrottung aus meinen Staaten nicht gelungen wäre.

»Uebrigens werden die bedeutenden Niederlagen und Unfälle, welche die Franzosen, Gott sei Dank, erlitten und die sie hoffentlich noch erleiden werden, die Verbannten in die Unmöglichkeit versetzen, uns zu schaden.

»Dennoch aber muß der Ort der Deportation und die Art und Weise, auf welche sich dieselbe gefahrlos ausführen läßt, wohl erwogen werden und dieser Gegenstand ist es, mit welchem ich mich gegenwärtig beschäftige.

»Was die Commission betrifft, welche alle diese Verbrecher richten soll, so werde ich, sobald ich Neapel wieder in Händen habe, sofort daran denken und bin gesonnen, diese Commission von hier aus nach der Hauptstadt zu schicken.

»Was die Provinzen und die Orte betrifft, wo Sie sind, so kann, wenn Sie damit einverstanden sind, de Fiore in seiner Thätigkeit fortfahren.

»Uebrigens kann man unter den Advocaten der Provinzen und unter den Kronadvocaten, welche nicht gemeinschaftliche Sache mit den Republikanern gemacht, welche der Krone treu geblieben sind und Intelligenz besitzen, eine gewisse Anzahl auswählen und ihnen alle außerordentlichen Vollmachten ertheilen, denn ich will nicht, daß Magistratsbeamte der Hauptstadt oder der Provinzen, welche unter der Republik gedient, selbst wenn sie, wie ich hoffe, durch die unwiderstehliche Nothwendigkeit dazu gezwungen worden, über Verräther zu Gericht zu sitzen, zu deren Zahl ich sie selbst rechne.

»Was diejenigen betrifft, welche nicht unter die oben aufgeführten Kategorien gehören, so stelle ich Ihnen frei, an denselben eine rasche und exemplarische Züchtigung nach der ganzen Strenge der Gesetze vollziehen zu lassen, sobald Sie finden, daß es wirkliche und hervorragende Verbrecher sind und daß Sie diese Züchtigung für nothwendig halten.

»Was die Mitglieder der Gerichtstribunale der Hauptstadt betrifft, so ist, wenn sie keine besonderen Commissionen von den Franzosen und der Republik angenommen, sondern bloß ihr Amt verwaltet und die Justizpflege gehandhabt, keine Untersuchung einzuleiten.

»Dies sind für den Augenblick sämmtliche Dispositionen, welche ich Sie beauftrage, auf die

Ihnen angemessen erscheinende Weise und an den Orten, wo es möglich sein wird, in Ausführung bringen zu lassen.

»Sobald ich Neapel wieder erobert haben werde, behalte ich mir vor, einige neue Bestimmungen zu treffen, welche durch die Ereignisse und die Mittheilungen, die ich bis dahin erlangt, nothwendig gemacht werden können. Dann aber ist es meine Absicht, meine Pflichten als guter Christ und sein Volk liebender Vater zu erfüllen, die Vergangenheit gänzlich zu vergessen und Allen gänzliche und vollständige Verzeihung zu gewähren, so daß sie des Vergessens ihrer Fehltritte sicher sein können, denn ich schmeichle mir, daß dieselben nicht sowohl durch Böswilligkeit als vielmehr durch Furcht und Kleinmüthigkeit veranlaßt worden.

»Vergessen Sie indessen nicht, daß die öffentlichen Aemter in den Provinzen nur an Personen verliehen werden, die sich gegen die Krone immer gut benommen und folglich niemals die Partei gewechselt haben, denn nur auf diese Weise können wir sicher sein, das, was wir wieder erobert haben, auch zu bewahren.

»Ich bitte den Allerhöchsten, daß er Sie zum Wohle meines Dienstes erhalte, und damit ich Ihnen stets meine wahre und aufrichtige Dankbarkeit zu erkennen geben kann.

»Mittlerweile glauben Sie, daß ich stets bin

»Ihr wohlgeneigter

»Ferdinand.«

Wir haben oben gesagt, daß eine der unglaublichen, beinahe unmöglichen Persönlichkeiten, welche wir in unserem Buche auftreten lassen, damit Neapel während seiner Revolutionstage unsern Lesern in seinem wahren Lichte erscheine, jenes der anderen Extremität der gesellschaftlichen Stufenleiter angehörige Ungeheuer sei, welches halb Mensch, halb Affe, den Namen Gaëtano Mammone führte.

Ein einziger Schriftsteller spricht von ihm, als habe er ihn persönlich gekannt. Dieser Schriftsteller ist Cuoco. Die anderen wiederholen bloß, was dieser über ihn sagt.

»Mammone Gaëtano, anfangs Müller, später Oberbefehlshaber der Insurgenten von Sora, war ein blutdürstiges Ungeheuer, mit dessen Barbarei es unmöglich ist etwas zu vergleichen. Binnen zwei Monaten ließ er innerhalb eines kleinen Gebiets dreihundertundfünfzig Unglückliche erschießen, während ziemlich doppelt so viel von seinen Spießgesellen gemordet wurden.

»Ich spreche nicht von dem Gemetzel, von den Gewaltthaten, von den Brandlegungen, ich spreche nicht von den entsetzlichen Gräbern, in welche er die Unglücklichen werfen ließ, die ihm in die Hände fielen, noch von den neuen Todesarten, die seine Grausamkeit erfand.

»Seine Gier nach Blut war so groß, daß er das trank, welches aus den Wunden der Unglücklichen floß, die er ermordete oder ermorden ließ.

»*Der, welcher diese Zeilen schreibt, hat gesehen*, wie er sein eigenes Blut trank, nachdem ihm zur Ader gelassen worden und wie er mit Begier in der Stube eines Barbiers das Blut derer aufsuchte, welchen man vor ihm zur Ader gelassen. Er speiste fast stets, während auf seinem Tische ein abgeschnittener Kopf stand, und trank aus einem Menschenschädel.

»Dieses Ungeheuer war es, an welches Ferdinand von Sicilien schrieb: »Mein General und mein Freund!«

Was unsere anderen Personen – wir sprechen immer noch von den historischen – betrifft, so gehören sie der Menschheit ein wenig mehr an. Dieselben sind die Königin Marie Caroline, von

der wir hier eine vorläufige Skizze zu entwerfen suchen würden, wenn dies nicht schön in einer vom Prinzen Napoleon in dem Senat gehaltenen glänzenden Rede geschehen wäre – Nelson, dessen Biographie Lamartine geschrieben; – Emma Lyonna, von welcher die kaiserliche Bibliothek zwanzig Porträts besitzt; – Championnet, dessen Name einen ehrenvollen Platz in den ersten Blättern unserer Revolutionsgeschichte einnimmt, und welcher, wie Marceau, wie Hoche, wie Kleber, wie Defaix, wie mein Vater, so glücklich war, die Herrschaft der Freiheit nicht zu überleben.

Es sind mit einem Worte einige jener großen poetischen Gestalten, die bei politischen Umgestaltungen auftauchen, die in Frankreich Danton, Camille Desmulins, Biron, Bailly, Madame Roland und in Neapel Hector Caraffa, Manthonnet, Schipani, Cirillo, Cimarosa, Eleonore Pimentel heißen.

Was die Heldin betrifft, welche unserem Buche ihren Namen leiht, so wollen wir ein Wort, nicht über sie selbst, sondern über ihren Namen »*die San Felice*« sagen.

In Frankreich sagt man, wenn man von einer noblen oder auch nur einfach distinguierten Frau spricht, *Madame*, in England sagt man *Mylady* oder *Mistress*; in Italien, dem Lande der Vertraulichkeit, sagt man: die *Soundso*.

Bei uns würde man eine solche Ausdrucksweise sehr übelnehmen, in Italien dagegen, ganz besonders in Neapel, ist sie beinahe ein Adelstitel.

Wenn man in Neapel von dieser armen Frau spricht, welche durch das Uebermaß ihres Unglücks historisch geworden ist, würde es keinem Menschen einfallen zu sagen: *Madame San Felice* oder die *Chevalière San Felice*.

Man sagt vielmehr einfach: Die San Felice.

Ich habe daher auch dem Buche den Titel, den es von seiner Heldin entlehnt, ohne Abänderung beibehalten zu müssen geglaubt.

Nachdem ich Dir, lieber Leser, nun gesagt, was ich Dir zu sagen hatte, wollen wir, wenn es Dir gefällig ist, auf die Sache selbst eingehen.

Die San Felice.

Erstes Capitel.

Die Galeere Capitane.

Zwischen dem Felsen, welchem Virgil den Namen des Vorgebirgs von Milena gibt, und dem Cap Campanella, welches auf einem seiner Abhänge den Erfinder des Compasses geboren werden und auf der andern den Dichter des »befreiten Jerusalem« als Geächteten umherirren sah, öffnet sich der prachtvolle Meerbusen von Neapel.

Dieser stets lachende, stets von Tausenden von Fahrzeugen durchfurchte, stets von den Tönen musikalischer Instrumente und dem Gesang der Lustwandler und Luftfahrer wiederhallende Golf war am 22. September 1798 noch geräuschvoller und freudiger belebt, als er gewöhnlich zu sein pflegt.

Der Monat September ist in Neapel herrlich, denn er liegt zwischen der verzehrenden Hitze des Sommers und der launenhaften Regenzeit des Herbstes.

Der Tag, von welchem wir die ersten Blätter unserer Geschichte datieren, war einer der herrlichsten Tage des genannten Monats.

Die Sonne strömte gleichsam in goldenen Fluten auf dieses ungeheure Amphitheater von Hügeln, welches einen seiner Arme bis Nifida und den andern bis Portici auszustrecken scheint, um die glückliche Stadt gegen die Flanken des Berges St. Elmo zu drücken, welcher gleich einer der Stirn der modernen Parthenope aufgesetzten Mauerkrone die alte Festung überragt.

Der Golf, diese unermeßliche Azurfläche, die einem mit Goldflimmerchen bedeckten Teppich glich, zitterte unter dem Hauch eines leichten balsamischen, wohlduftenden Morgenwindes. Derselbe war so sanft, daß er den Gesichtern, welche er liebte, ein unbeschreibliches Lächeln entlockte, und so belebend, daß in der von ihm geschwellten Brust sich sofort jene unermeßliche Sehnsucht nach dem Unendlichen erweckte, welche den Menschen stolzerweise glauben läßt, daß er ein Gott ist, oder wenigstens einer werden kann, und daß diese Welt weiter nichts ist als eine an der Straße nach dem Himmel erbaute Herberge für einen Tag.

Auf der Kirche San Ferdinando, welche die Ecke der Toledostraße und des Platzes San Fernando bildet, schlug es acht Uhr.

Das letzte Summen des Schlages, welcher die Zeit mißt, war kaum im Raume verhallt, als die tausend »Glocken der dreihundert Kirchen von Neapel lustig und geräuschvoll durch die Oeffnungen ihrer Thürme heraussprangen und die Kanonen des Fort Uovo, Castel Nuovo und del Carmine mit donnerähnlichem Gekrach das Geläute der Glocken übertäuben zu wollen schienen, während sie zugleich die Stadt in einen Rauchgürtel hüllten und das Fort St. Elmo, flammend und umwölkt wie ein speiender Krater, angesichts des alten stummen Vulcans einen neuen Vesuv improvisierte.

Glocken und Kanonen begrüßten mit ihrer ehernen Stimme eine prachtvolle Galeere, welche sich in diesem Augenblick von dem Kai ablöste, den Kriegshafen durchschnitt und unter dem Doppeldruck der Ruder und des Segels majestätisch der hohen See entgegenglitt, gefolgt von zehn oder zwölf kleineren Barken, die aber eben so prächtig geschmückt waren als ihre Capitane, welche es an Reichthum mit dem Bucentaurus aufnehmen konnte, welcher sonst den Doge zu seiner Vermählung mit dem adriatischen Meere führte.

Diese Galeere war von einem Officier commandiert, welcher sechs- bis siebenundvierzig Jahre zählen mochte und die kostbare Admiralsuniform der neapolitanischen Marine trug.

Sein männliches Gesicht von strenger, gebieterischer Schönheit war von Wind und Sonne gebräunt. Obschon er zum Zeichen der Ehrfurcht das Haupt entblößt hatte, so trug er doch die mit ergrauendem Haar, durch welches mehr als einmal der scharfe Hauch des Windes gegangen war, bedeckte Stirn hoch, und man errieth gleich auf den ersten Blick, daß, wer auch die vornehmen Personen, die er an Bord hatte, sein mochten, doch er es war, von welchem das Commando ausgegangen.

Das an seiner rechten Hand hängende rothe Sprachrohr wäre das sichtbare Zeichen dieses Commandos gewesen, wenn nicht schon die Natur Sorge getragen hätte, dieses Zeichen auf eine noch weit unauslöschlichere Weise ihm durch den Blitz des Auges und den Ton der Stimme aufzudrücken.

Er hieß Franz Caracciolo und gehörte jener Familie der Fürsten Caraccioli an, welche gewohnt war, den Königen Gesandte und den Königinnen Liebhaber zu liefern.

Er stand auf seiner Quartierbank, wie er am Tage eines Kampfes gethan haben würde.

Das ganze Verdeck der Galeere war mit einem purpurnen Zeltdach versehen, auf welchem das Wappen der beiden Sicilien strahlte und welches bestimmt war, die erhabenen Passagiere, welche sich darunter befanden, vor den Strahlen der Sonne zu schützen. Diese Passagiere bildeten drei Gruppen von verschiedener Haltung und verschiedenem Ansehen.

Die erste dieser Gruppen, die zahlreichste von allen, bestand aus fünf Männern, welche den Mittelpunkt des Schiffes einnahmen und von welchen drei außerhalb des Zeltdaches standen.

Bänder von allen Farben trugen an ihrem Halse Ordenskreuze aller Länder und ihre Brust war mit Sternen und Schnüren bedeckt. Zwei davon trugen als unterscheidende Kennzeichen ihres Ranges an den Tailleknöpfen ihres Rockes goldene Schlüssel und hatten sonach die Ehre, Kammerherren zu sein.

Die Hauptperson dieser Gruppe war ein Mann von siebenundvierzig Jahren, groß und hager, obschon kräftig gebaut. Die Gewohnheit, sich vorwärts zu neigen, um Die, welche mit ihm sprachen, besser zu hören, hatte ihm den Rücken leicht nach vorn gekrümmt.

Trotz eines mit Goldstickereien bedeckten Costüms, trotz der mit Diamanten besetzten Orden, welche auf seiner Brust funkelten, trotz des Titels Majestät, welchen man jeden Augenblick aus dem Munde Derer vernahm, welche mit ihm sprachen, war seine äußere Erscheinung doch gemein und keiner seiner Züge hatte, wenn man sie einzeln ins Auge faßte, eine Spur von königlicher Würde.

Er hatte große Füße, breite Hände und plumpe Knöchel und Handgelenke. Die niedrige Stirn verrieth Mangel an erhabeneren Gefühlen. Das zurücktretende Kinn, welches auf einen

schwachen, unentschlossenen Charakter schließen ließ, hob die übermäßig lange Nase, das Kennzeichen niedriger Triebe, noch mehr hervor. Nur das Auge blickte lebhaft und schelmisch, dabei aber fast immer falsch, zuweilen sogar grausam.

Dieser Mann war Ferdinand der Vierte, Sohn Carls des Dritten, von Gottes Gnaden König beider Sicilien und von Jerusalem, Infant von Spanien, Herzog von Parma, Piacenza und Castro und Erbprinz von Toscana, den die Lazzaroni von Neapel einfacher und ohne so viel Titel und Umschweife den König *Nasone* nannten.

Der Mann, mit welchem er sich am speciellsten unterhielt und welcher von allen am einfachsten gekleidet war, obschon er den gestickten Leibrock der Diplomaten trug, war ein Greis von neunundsechzig Jahren, klein von Wuchs, mit dünnem, weißem, zurückgestrichenem Haar.

Er hatte jene schmale Gesichtsform, welche der gemeine Mann charakteristisch ein Messerklingengesicht nennt, eine spitzige Nase, ein eben solches Kinn, einen eingekniffenen Mund und ein helles, intelligentes, forschendes Auge.

Seine Hände, auf die er besondere Sorgfalt zu verwenden schien und über welche Manchetten von prächtigen englischen Spitzen herabfielen, waren mit Ringen beladen, deren Gold antiken kostbaren Cameen zur Einfassung diente.

Er trug nur zwei Orden, den des heiligen Januarius und das rothe Band des Bathordens mit dem goldenen Stern, auf welchem man in der Mitte von drei Königskronen ein Scepter zwischen einer Rose und einer Distel sieht.

Dieser Mann war Sir William Hamilton, Milchbruder des Königs Georg des Dritten und seit fünfunddreißig Jahren großbritannischer Gesandter am Hofe des Königreichs bei der Sicilien.

Die drei anderen waren der Marquis Malaspina, Adjutant des Königs, der Irländer John Acton, sein erster Minister, und der Herzog von Ascoli, sein Kammerherr und sein Freund.

Die zweite Gruppe, welche einem Gemälde von Angelica Kaufmann glich, bestand aus zwei Damen, welchen, auch wenn man ihren Rang und ihre Berühmtheit nicht kannte, selbst von dem gleichgültigsten Beobachter nothwendig besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden mußte.

Die ältere der beiden Damen hatte, obschon sie über die glänzende, jugendliche Periode ihres Lebens hinaus war, noch bemerkenswerthe Reste von Schönheit bewahrt.

Ihre mehr große als kleine Gestalt begann eine Corpulenz zu gewinnen, welche die Frische des Teints als vorzeitig hätte erscheinen lassen können, wenn nicht einige tiefe Furchen in dem Elfenbein der breiten gebieterischen Stirn, welche ihren Grund mehr in den Sorgen der Politik und der Last der Krone als in dem Alter selbst hatten, die fünfundvierzig Jahre verrathen hätten, die sie im Begriff stand zu vollenden.

Ihr blondes Haar, von seltener Feinheit und reizender Farbenschattierung, umrahmte in bewunderungswürdiger Weise ein Gesicht, dessen ursprüngliches Oval durch die Einwirkung der Ungeduld und des Schmerzes ein wenig entstellt worden.

Ihre blauen, matten, zerstreuten Augen sprühten, wenn plötzlich der Gedanke sie beseelte, ein düsteres und gewissermaßen elektrisches Feuer, welches, nachdem es der Widerschein der Liebe und dann die Flamme des Ehrgeizes gewesen, der Blitz des Hasses geworden war.

Ihre früher feuchten und purpurrothen, Lippen, deren untere gegen die obere etwas hervorragende ihrem Gesichte in gewissen Augenblicken einen unaussprechlichen Ausdruck von Verächtlichkeit gab, waren unter den unaufhörlichen Bissen der immer noch schönen und wie

Perlen glänzenden Zähne trocken und bleich geworden.

Nase und Kinn hatten ihre griechische Reinheit bewahrt und Hals, Schultern und Arme waren untadelhaft.

Diese Frau war die Tochter der Kaiserin Maria Theresia, die Schwester Marien Antoinettens, es war Marie Caroline, die Königin beider Sicilien, die Gattin Ferdinands des Vierten, den sie aus Gründen, welche wir später sich entwickeln sehen werden, anfangs mit Gleichgültigkeit, dann mit Widerwillen und dann mit Verachtung betrachtete.

Sie stand jetzt in ihrer dritten Phase, welche nicht die letzte sein sollte, und nur die politischen Nothwendigkeiten näherten die hochgestellten Ehegatten einander, welche, abgesehen hiervon, vollständig getrennt lebten.

Der König jagte in seinen Wäldern von Lincola, Persano und Astroni und ruhte in seinem Harem von San Leucio aus, während die Königin in Neapel, in Caferta oder in Portici mit einem Minister Acton Politik trieb oder mit ihrer Favoritin Emma Lyonna, die in diesem Augenblicke wie eine Scлавin zu ihren Füßen lag unter den Orangenlauben ausruhte.

Uebrigens brauchte man auf die letztgenannte Dame nur einen Blick zu werfen, um nicht blos die ein wenig scandalöse Gunst, in der sie bei der Königin stand, sondern auch den wahnsinnigen Enthusiasmus zu begreifen, welche diese Zauberin bei den englischen Malern, welche sie in allen Formen reproducirten und bei den neapolitanischen Dichtern erweckte, welche sie mit der überschwenglichsten Weise besangen.

In der That, wenn die menschliche Natur die Schönheit in ihrer höchsten Vollkommenheit erreichen kann, so hatte Emma Lyonna diese Vollkommenheit erreicht.

Durch vertrauten Umgang mit irgend einer modernen Sappho hatte sie ohne Zweifel jene kostbare Essenz erlangt, welche Phaon von der Venus zum Geschenk erhielt, um sich unwiderstehlich liebenswürdig zu machen.

Das erstaunte Auge schien, indem es sich auf die heftete, anfangs die Umrisse jenes wunderbaren Körpers nur durch den ihr entströmenden Wollustdunst zu erkennen; dann erst durchdrang der Blick allmählig das Gewölk und die Göttin schimmerte hindurch.

Versuchen wir dieses Weib zu malen, welches in die tiefsten Abgründe des Elends hinabstieg und die glänzendsten Gipfel des Glückes erklimmte und die zu der Zeit, wo sie vor uns auftritt, an Geist, Anmuth und Schönheit mit der Griechin Aspasia, der Egyptierin Kleopatra und der Römerin Olympia zu rivalisiren im Stande gewesen wäre.

Sie hatte jetzt jenes Alter erreicht, oder schien jenes Alter erreicht zu haben, welches die physischen Vorzüge des Weibes in ihrer Vollendung erscheinen läßt.

Ihre Person bot, wenn der Blick sie zu detailliren versuchte, gleichsam eine ganze Reihe von blendenden Erscheinungen dar.

Ihr kastanienbraunes Haar umrahmte ein Gesicht, welches so rund war wie das des jungen Mädchens, welches kaum erst zur Mannbarkeit gereift ist.

Ihre irisirenden Augen, deren Farbe unmöglich zu bestimmen gewesen wäre, funkelten unter zwei Brauen, die von Raphaels Pinsel geschaffen zu sein schienen.

Ihr biegsamer weißer Schwanenhals, ihre Schultern und Arme, deren Geschmeidigkeit und anmuthige Rundung nicht an die kalten Schöpfungen des antiken Meißels, sondern an die lebensvollen, gleichsam zuckenden Marmorgebilde Germain Pilous erinnerten, machten selbst diesen in Bezug auf Festigkeit und Azurgeder den Rang streitig.

Der Mund schien, gleich dem jener Prinzessin, welche eine Fee zur Pathe hatte und bei jedem Worte eine Perle und bei jedem Lächeln einen Diamant fallen ließ, ein unerschöpflicher Schrein von Liebesküssen zu sein.

Bekleidet war sie ganz im Gegensatz zu dem königlichen Costüm Mariens Carolinens, mit einer langen einfachen Tunica von weißem Casimir mit weiten Aermeln, um den Hals herum nach griechischer Weise ausgeschnitten und frei von jedem anderen Zwang, um die Taille herum durch einen Gürtel von rothem Maroquin festgehalten, der mit Gold gestickt, mit Rubinen, Opalen und Türkisen besetzt war und dessen Agraffe in einer prachtvollen Camee mit Sir William Hamiltons Bildniß bestand.

Außerdem hüllte sie sich, wie in einen Mantel, in einen breiten indischen Shawl von schillernden Farben mit Goldblumen, welcher ihr bei den vertrauten Abendgesellschaften der Königin mehr als einmal zur Aufführung jenes Shawltanzes gedient hatte, den sie erfunden und dessen wollüstige, magische Vollkommenheit von keiner anderen Tänzerin erreicht ward.

Später werden wir Gelegenheit finden, den Augen unserer Leser die seltsame Vergangenheit dieser Dame vorzuführen, welcher wir in diesem gewissermaßen nur als Einleitung dienenden Capitel, welchen Platz sie auch in der zu erzählenden Geschichte einnehmen mag, doch bloß einen flüchtigen Blick und oberflächliche Aufmerksamkeit widmen können.

Die dritte Gruppe, welche ein Seitenstück zu dieser bildete und sich rechts neben der des Königs befand, bestand aus vier Personen, nämlich aus zwei Männern von verschiedenem Alter, welche über Wissenschaft und Staatsöconomie sprachen, und einer bleichen, träumerischen jungen Frau, welche ein Kind von einigen Monaten in ihren Armen wiegte und an ihr Herz drückte.

Eine fünfte Person, die Niemand anders war als die Amme des Kindes, eine dicke stämmige Bäuerin in der Tracht der Frauen von Aversa, hielt sich in dem Halbschatten versteckt, wo jedoch trotz ihrer Vorsicht die Stickereien ihres mit Goldschnüren besetzten Mieders ihre Gegenwart verriethen.

Der jüngere der beiden Männer, kaum zweiundzwanzig Jahre alt, mit blondem Haar, noch bartlosem Kinn, von in Folge vorzeitiger Trägheit schon stark gewordenem Wuchse, den das Gift später in leichenähnliche Magerkeit verwandeln sollte, in einem himmelblauen, mit Gold gestickten und mit Schnüren überladenen Leibrock, war der älteste Sohn des Königs und der Königin Marie Caroline, der präsumtive Thronerbe Franz, Herzog von Calabrien.

Von Natur von schüchternem, sanftem Charakter, hatte er an den reactionären Gewaltthätigkeiten der Königin Anstoß genommen, und sich der Literatur und den Wissenschaften zugewendet. Er verlangte nichts weiter, als außerhalb der Maschine der Politik zu bleiben, von deren Räderwerk er zermalmt zu werden fürchtete.

Der, mit welchem er sich unterhielt, war ein ernster, kalter Mann von fünfzig bis zweiundfünfzig Jahren, der nicht gerade ein *Gelehrter*, wie man es in Italien versteht, wohl aber, was zuweilen weit besser ist, ein *Wissender* war.

Seine ganze Decoration auf dem auch übrigens sehr einfachen Rock bestand in dem Maltheserkreuz, welches zweihundertjährigen, nie unterbrochenen Adel voraussetzte.

Er war auch in der That ein neapolitanischer Edelmann. Er hieß der Chevalier von San Felice und war Bibliothekar des Prinzen und Ehrencavalier der Prinzessin.

Die Prinzessin, mit welcher wir vielleicht hätten beginnen sollen, war jene junge Mutter,

welche wir mit kurzen Worten geschildert und die, als ob sie gefühlt hätte, daß sie bald die Erde gegen den Himmel vertauschen sollte, ihr Kind an das Herz drückte.

Auch sie war, wie ihre Schwiegermutter, eine Erzherzogin des Hauses Habsburg. Sie hieß Clementine. Fünfzehn Jahre alt, hatte sie Wien verlassen, um Franz von Bourbon zu heiraten, und mochte nun der Grund dort gelassene Liebe oder hier gefundene Enttäuschung sein, Niemand, selbst nicht ihre Tochter, wenn diese schon alt genug gewesen wäre, um zu verstehen und zu sprechen, hätte erzählen können, daß man sie ein einziges Mal lächeln gesehen.

Blume des Nordens, welkte sie kaum erblüht in der heißen Sonne des Südens.

Ihre Traurigkeit war ein Geheimniß, an welchem sie langsam hinstarb, ohne sich gegen die Menschen oder gegen Gott zu beklagen. Sie schien zu wissen, daß sie verurtheilt war, und als frommes, reines Sühnopfer fügte sie sich in den Spruch, der nicht um ihrer Sünden, sondern um der eines Andern willen über sie gefällt worden.

Gott, welcher die Ewigkeit hat, um gerecht zu sein, erscheint uns zuweilen in geheimnißvollen Widersprüchen, welche unsere sterbliche und ephemere Gerechtigkeit nicht zu begreifen vermag.

Die Tochter, welche sie an ihr Herz drückte und die kaum erst seit einigen Monaten ihr Auge dem Lichte erschloß, war jene zweite Marie Caroline, welche vielleicht die Schwächen, aber nicht die Laster der ersten besaß. Es war die junge Prinzessin, welche sich später mit dem Herzog von Berry vermählte, der unter dem Dolche Louvel's fiel, und welche allein von der älteren Linie der Bourbons eine sympathische Erinnerung und ein ritterliches Andenken in Frankreich zurückgelassen hat.

Und diese ganze Welt von Königen, Prinzen, Höflingen, welche auf diesem azurnen Meer unter diesem purpurnen Zeltdach unter dem Klange einer melodischen, von dem guten Domenico Cimarosa, Capellmeister und Hofeomponist, dirigierten Musik dahinglitt passirte nach der Reihe Resina, Portici, Torre del Greco und ward nach dem offenen Meer durch jenen weichen Hauch von Baia hinausgetragen, welcher der Ehre der römischen Damen so gefährlich ist und die Rosenbäume von Pästum jährlich zweimal erblühen läßt.

Gleichzeitig sah man am Horizont, noch weit jenseits Capri und des Caps Campanella, ein Kriegsschiff auftauchen, welches seinerseits, als es die königliche Flottille wahrte, so manövrierte, daß es ein wenig näher kam, während es zugleich einen Kanonenschuß löste.

Eine leichte Rauchwolke stieg an der Seitenwand des Kolosses empor und gleichzeitig sah man die rothe Flagge Englands graziös die Mastspitze erklettern.

Nach einigen Sekunden später hörte man ein langgedehntes Rollen, welches dem des fernen Donnersglichs.



Zweites Capitel.

Der Held vom Nil.

Das Schiff, welches der königlichen Flottille entgegensteuerte und an dessen Mastspitze wir die rothe Flagge Englands gesehen, hieß der »Vanguard«.

Der Officier, welcher es commandierte, war der Commodor Horaz Nelson, der so eben die französische Flotte bei Abukir vernichtet und Bonaparte und der republikanischen Armee alle Hoffnung auf die Rückkehr nach Frankreich abgeschnitten hatte.

Sagen wir mit wenigen Worten, wer dieser Commodor Horaz Nelson war, einer der größten Seehelden, die es jemals gegeben, der Einzige, welcher dem continentalen Glück Napoleons auf dem Ocean das Gleichgewicht hielt, ja es sogar erschütterte.

Man wird sich vielleicht wundern, uns das Lob Nelson's preisen zu hören, dieses furchtbaren Feindes Frankreichs, der ihm bei Abukir und Trafalgar das beste und reinste Herzblut entrissen.

Männer wie dieser sind aber einmal ein Product der allgemeinen Civilisation, die Nachwelt macht bei ihnen keinen Unterschied der Geburt und des Landes. Sie betrachtet sie vielmehr wie einen Theil der Größe des gesamten Menschengeschlechts, auf welchen dieses mit unendlicher Liebe und unermeßlichem Stolz hinblicken muß.

Einmal in das Grab hinabgestiegen, sind sie nicht mehr Landsleute oder Fremdlinge, nicht mehr Freunde oder Feinde. Sie heißen Hannibal und Scipio, Cäsar und Pompejus, das heißt Werke und Thaten. Die Unsterblichkeit naturalisiert die großen Geister zum Nutzen des Weltalls.

Nelson ward am 29. September 1758 geboren und also zu der Zeit, von welcher wir hier sprechen, ein Mann von neununddreißig bis vierzig Jahren.

Er war geboren in Barnham Thorpes, einem kleinen Dorf der Grafschaft Norfolk. Sein Vater war Pfarrer, seine Mutter starb jung und hinterließ elf Kinder.

Ein Onkel, den er in der Marine hatte und der mit den Walpoles verwandt war, nahm ihn als Aspiranten mit auf den »Redoubtable«, ein Kriegsschiff von vierundsechzig Kanonen. Auf diesem Schiff ging er nach dem Nordpol und brachte sechs Monate im Eismeer zu.

Hier kämpfte er mit einem weißen Bären, der ihn zwischen einen Tatzen erstickt haben würde, wenn nicht einer seiner Cameraden die Mündung seiner Muskete dem Bären ins Ohr gesetzt und denselben durch einen Schuß niedergestreckt hätte.

Dann ging er nach dem Aequator, verirrte sich in einem Walde Perus, schlief am Fuße eines Baumes ein, ward von einer Schlange der schlimmsten Art gestochen, wäre an diesem Stich beinahe gestorben und behielt davon lebenslang schwarzgelbe Flecken gleich denen der Schlange selbst.

In Canada hatte er seine erste Liebschaft und hätte beinahe seine größte Thorheit begangen. Um die Person, welche er liebte, nicht zu verlassen, wollte er seine Entlassung als Fregattencapitän nehmen. Seine Officiere aber bemächtigten sich seiner unvermuthet, banden ihn wie einen Verbrecher oder einen Tollhäufer, trugen ihn auf das »Sea Horse«, welches er damals commandierte, und gaben ihm erst auf offener See die Freiheit wieder.

Nach London zurückgekehrt, verheiratete er sich mit einer jungen Witwe, Namens Mitreß Nisbett. Er liebte sie mit jener Leidenschaft, welche sich in seiner Seele so leicht und so heftig entzündete, und als er wieder zur See ging, nahm er einen Sohn, Namens Josua, mit, den sie von ihrem ersten Manne hatte.

Als Toulon durch den Admiral Trogof und den General Mandet den Engländern überlassen ward, war Horaz Nelson Capitän an Bord des »Agamemnon« und ward mit seinem Schiffe nach Neapel geschickt, um dem Könige Ferdinand und der Königin Carolina die Einnahme des wichtigsten französischen Kriegshafens zu melden.

Sir William Hamilton, der englische Gesandte, traf ihn beim Könige, nahm ihn mit nach Hause, ließ ihn in dem Salon, ging in das Zimmer seiner Gattin und sagte zu ihr:

»Ich bringe Ihnen einen kleinen Mann, der sich nicht rühmen kann, schön zu sein; ich müßte mich aber sehr irren, wenn er nicht später einmal der Stolz Englands und der Schrecken unserer Feinde würde.«

»Und woraus schließen Sie das?« fragte Lady Hamilton.

»Aus den wenigen Worten, die wir gewechselt haben. Er ist im Salon. Kommen Sie, um ihm die Honneurs unseres Hauses zu machen. Ich habe noch niemals einen englischen Officier bei mir empfangen, aber ich will nicht, daß dieser anderswo, als in meinem Hotel wohne.«

Und Nelson wohnte in der englischen Gesandtschaft, deren Hotel an der Ecke des Flusses und der Straße von Chiaja stand.

Nelson war damals, im Jahre 1793, ein Mann von vierunddreißig Jahren, klein von Wuchs, wie Sir William gesagt, bleich von Gesicht, mit blauen Augen und jener Adlernase, welche das Profil der Kriegsmänner auszeichnet und Cäsar und Condé Aehnlichkeit mit Raubvögeln gibt; mit jenem hervorragenden Kinne, welches die bis zur Hartnäckigkeit getriebene Zähigkeit verräth.

Was Haar und Bart betraf, so waren dieselben hellblond und dünn.

Nichts verräth, daß zu jener Zeit Emma Lyonna in Bezug auf Nelsons äußere Erscheinung einer anderen Meinung gewesen sei, als ihr Gatte. Die so zu sagen niederschmetternde Schönheit der Gesandtin aber äußerte ihre Wirkung. Nelson verließ Neapel, nahm die Verstärkungen mit, welche er von dem neapolitanischen Hofe verlangt, und hatte sich in Lady Hamilton verliebt bis zum Wahnsinn.

Geschah es aus reinem Ehrgeiz, oder geschah es, um sich von jener Liebe zu heilen, die, wie er fühlte, unheilbar war, daß er bei der Einnahme von Calvi, wo er ein Auge, oder bei der Expedition nach Tenneriffa, wo er ein Bein verlor, den Tod suchte? Man weiß dies nicht, aber bei diesen beiden Gelegenheiten setzte er sein Leben mit einer solchen Tollkühnheit aufs Spiel, daß man glauben mußte, es läge ihm äußerst wenig daran.

Lady Hamilton sah ihn sonach als Einäugigen und Einbeinigen wieder, und nichts verräth, daß ihr Herz für den verstümmelten Helden ein anderes Gefühl gehegt habe, als jenes zärtliche, theilnehmende Mitleid, welches die Schönheit den Märtyrern des Ruhmes schuldig ist.

Am 16. Juni 1798 kam er zum zweiten Male nach Neapel und zum zweiten Male sah er sich der Lady Hamilton gegenüber.

Die Lage war für Nelson eine sehr kritische.

Beauftragt, die französische Flotte in dem Hafen von Toulon zu blockieren und sie, wenn sie denselben verließ, anzugreifen, hatte er gleichwohl diese Flotte sich zwischen den Fingern

hindurchschlüpfen gesehen und dieselbe hatte im Vorüberfahren Malta genommen und dreißigtausend Mann in Alexandrien ans Land gesetzt.

Dies war noch nicht Alles. Von einem Sturm umhergetrieben, der seinen Schiffen schwere Beschädigungen zugefügt, an Wasser und Lebensmitteln Mangel leidend, konnte er seine Verfolgung nicht fortsetzen, sondern mußte nach Gibraltar steuern, um sich zu verproviantiren.

Er war verloren. Man konnte des Hochverraths einen Mann anklagen, welcher einen Monat lang in dem mittelländischen Meere, das heißt in einem großen See, eine Flotte von dreizehn Linienschiffen und dreihundert siebenundachtzig Transportschiffen gesucht hatte, nicht bloß ohne sie einholen zu können, sondern auch ohne ihren Cours ermittelt zu haben.

Jetzt handelte es sich darum, unter den Augen des französischen Gesandten von dem Hofe der beiden Sicilien die Erlaubniß zu erhalten, daß Nelson in den Häfen von Messina und Syracus Wasser und Lebensmittel und in Calabrien Schiffsbauholz einnehmen dürfte, um seine zerbrochenen Masten und Raaen zu ersetzen.

Nun aber hatte der Hof beider Sicilien einen Friedensvertrag mit Frankreich geschlossen. Dieser Vertrag machte ihm die strengste Neutralität zu Pflicht und wenn man Nelson das, was er verlangte, gewährte, so war dies eine offenbare Verletzung dieses Tractats und ein Bruch dieser Neutralität.

Ferdinand und Caroline verabscheuten aber die Franzosen so sehr und hatten Frankreich einen solchen Haß geschworen, daß Alles, was Nelson begehrte, ihm ohne Bedenken gewährt ward, und Nelson, welcher wußte, daß nur ein großer Sieg ihn retten konnte, verließ Neapel verliebter und wahnsinniger als je, mit dem Schwur, zu siegen oder sich bei der ersten Gelegenheit tödten zu lassen.

Er siegte und wäre beinahe getödtet worden. Niemals seit Erfindung des Pulvers und Anwendung des Geschützes war eine entsetzlichere Seeschlacht geschlagen worden. Von den dreizehn Linienschiffen, aus welchen, wie wir bereits bemerkt, die französische Flotte bestand, konnten nur zwei den Flammen und der gänzlichen Zerstörung durch den Feind entinnen.

Ein Schiff, der »Orient«, war in die Luft geflogen. Ein anderes Linienschiff und eine Fregatte waren in den Grund gebohrt worden, neun waren in die Hände der Sieger gefallen.

Nelson hatte sich während der ganzen Zeit, welche der Kampf gedauert, als vollkommener Held gezeigt. Er hatte sich dem Tode dargeboten und der Tod hatte ihn nicht gewollt, wohl aber hatte er eine grausame Verwundung davongetragen.

Eine Kugel vom »Wilhelm Tell« hatte eine Raa des »Vanguard« getroffen und die zerschossene Raa war Nelson in demselben Augenblick, wo er den Kopf emporrichtete, um die Ursache des furchtbaren Krachens, welches er hörte, zu erspähen, auf die Stirn gefallen, hatte ihm die Haut des Hirnschädels über das einzige Auge, welches er noch besaß, herabgeschlagen und ihn wie einen von einem Keulenschlage getroffenen Stier von seinem Blut überströmt aufs Deck hingestreckt.

Nelson glaubte, die Wunde sei tödtlich, ließ den Caplan rufen, um sich von diesem den letzten Segen ertheilen zu lassen, und beauftragte ihn mit den letzten Grüßen an seine Familie.

Nach dem Priester aber kam der Chirurg, dieser untersuchte die Hirnschale. Dieselbe war unversehrt. Nur die Stirnhaut war losgerissen und fiel bis über den Mund herab.

Die Haut ward wieder in ihre naturgemäße Lage zurückgebracht, an der Stirn angeheftet und durch eine schwarze Binde festgehalten.

Nelson raffte das seiner Hand entfallene Sprachrohr auf und machte sich wieder an das Werk der Zerstörung, indem er »Feuer!« commandierte.

Es lag der Hauch eines Titans in dem Haß dieses Mannes gegen Frankreich.

Am 2. August, acht Uhr Abends, war, wie wir schon vorhin bemerkten, von der ganzen französischen Flotte nichts weiter übrig als zwei Schiffe, die sich nach Malta flüchteten .

Ein leichtes Fahrzeug trug die Nachricht von Nelsons Siege und der Zerstörung der französischen Flotte an den Hof von Neapel und zur Admiralität von England.

Ganz Europa hallte bis nach Asien wieder von einem unermeßlichen Freudenschrei, so sehr fürchtete man die Franzosen, so sehr verwünschte und verabscheute man die französische Revolution.

Ganz besonders der Hof von Neapel ward, nachdem er vor Wuth geschnaubt, nun vor Freude fast wahnsinnig.

Natürlich war es Lady Hamilton, welche Nelson's Brief empfang, der ihr diesen Sieg meldete, welcher dreißigtausend Mann Franzosen und Bonaparte mit ihnen in Egypten gefangen hielt.

Bonaparte, der Mann von Toulon, des 13. Vendemiaire, von Montenotte, von Dego, von Arcole und von Rivoli, der Ueberwinder Beaulieus, Wurmser's, Alvinzi's und des Prinzen Karl, der Schlachtenheld, welcher binnen weniger als zwei Jahren hundert und fünfzigtausend Gefangene gemacht, hundert und siebenzig Fahnen erobert, fünfhundert und fünfzig Geschütze von schwerem Caliber, sechshundert Feldkanonen und fünf Brückenequipagen genommen, der Ehrgeizige, welcher gesagt hatte, Europa sei ein Maulwurfshaufen und nur im Orient habe es jemals große Staaten und große Revolutionen gegeben, der abenteuerlustige Feldherr, der, mit neunundzwanzig Jahren schon größer als Hannibal und Scipio, Egypten erobern wollte, um ebenso groß zu sein als Alexander und Cäsar, war nun mit einem Male beseitigt, unterdrückt, aus der Liste der Kämpfenden gestrichen.

Er hatte bei dem großartigen Kriegsspiel endlich einen Gegner gefunden, der glücklicher oder geschickter war als er. Auf dem riesigen Schachbrett des Nil, wo Obelisk die Bauern, Sphinx die Springer, Pyramiden die Thürme sind, wo die Läufer Kambytes, die Könige Sesostris und die Königinnen Kleopatra heißen, war er auf einmal mattgesetzt.

Die Furcht, welche die vereinten Namen Frankreich und Bonaparte den Souveränen Europas eingejagt, läßt sich am besten nach den Geschenken beurtheilen, welche Nelson von diesen Souveränen empfang, die außer sich vor Freude waren, als die Frankreich gedemüthigt sahen und Bonaparte verloren glaubten.

Die Aufzählung dieser Geschenke ist leicht. Wir brauchen zu diesem Zwecke blos eine von Nelsons eigener Hand geschriebene Notiz zu copiren.

Von Georg dem Dritten empfang er die Würde eines Pairs von Großbritannien und eine goldene Medaille.

Von dem Unterhaus für sich und seine zwei nächsten Erben den Titel eines Baronets vom Nil und von Barnham-Thorpes nebst einer Rente von zweitausend Pfund Sterling, deren Auszahlung vom 1. August 1798, dem Tage der Schlacht, beginnen sollte.

Von dem Oberhause eine gleiche Rente unter denselben Bedingungen und von demselben Tage an beginnend.

Von dem Parlament von Irland eine Pension von tausend Pfund Sterling.

Von der ostindischen Compagnie ein einmaliges Geschenk von zehntausend Pfund.

Von dem Sultan eine Diamantenagraffe, welche auf zweitausend, und einen kostbaren Pelz, der auf eintausend Pfund Sterling geschätzt ward.

Von der Mutter des Sultans eine mit Diamanten besetzte Schatulle, zwölfhundert Pfund im Werthe.

Von dem Könige von Sardinien eine mit Diamanten besetzte Tabatière, an Werth zwölfhundert Pfund.

Von der Insel Zante einen Degen mit goldenem Griff und einen Stock mit goldenem Knopf

Von der Stadt Palermo eine Tabatière und eine goldene Kette auf einem silbernen Teller.

Endlich von seinem Freunde Benjamin Hallowell, Capitän des »Swiftsure«, ein echt englisches Geschenk, welches wir durchaus nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen.

Wir haben gesagt, daß das französische Schiff, der »Orient«, in die Luft geflogen war. Hallowell ließ den großen Mast aus dem Wasser fischen und an Bord eines Schiffes bringen. Dann ließ er durch einen Schiffszimmermann und Schiffsschlosser aus diesem Mast und dessen Eisenbeschlägen einen Sarg fertigen, mit einer Platte verziert, auf welcher folgendes Ursprungszeugniß eingraviert war:

»Ich bezeuge hiermit, daß dieser Sarg ausschließlich aus dem Holze und Eisen des Schiffes der »Orient« gefertigt ist, von welchem das unter meinem Befehle stehende Schiff Sr. Majestät einen großen Theil in der Bai von Abukir rettete.

»Benj. Hallowell.«

Diesen auf diese Weise hinsichtlich seines Ursprunges legitimierten Sarg machte er Nelson zum Geschenk und fügte folgenden Brief bei:

»An den ehrenwerthen Nelson C. B.

»Geehrter Herr!

»Ich schicke Ihnen beifolgend einen aus dem Maste des französischen Schiffes der »Orient« gefertigten Sarg, damit Sie, wenn Sie einmal aus diesem Leben scheiden, vor allen Dingen in Ihren eigenen Trophäen ruhen können. Die Hoffnung, daß dieser Tag noch fern sei, ist der aufrichtige Wunsch Ihres ergebenen Dieners

»Benj. Hallowell.«

Von allen Geschenken, welche dem glücklichen Sieger dargebracht wurden, schien dieses letztere das zu sein, welches ihn am meisten rührte. Er empfing es mit unverhohlener Freude, ließ es in seine Cajüte bringen und dicht hinter dem Sessel, in welchem er bei Tische saß, an die Wand lehnen.

Ein alter Diener, den der Anblick dieses ominösen Möbels allemal traurig stimmte, brachte den Admiral endlich dahin, daß er es in das Zwischendeck bringen ließ.

Als Nelson den furchtbar zerschossenen »Vanguard« mit dem »Fulminant« vertauschte, blieb der Sarg, der auf dem neuen Schiffe noch keinen geeigneten Platz gefunden, einige Monate auf dem Vorderdeck stehen.

Eines Tages, als die Officiere des »Fulminant« das Geschenk des Capitäns Hallowell bewunderten, rief Nelson ihnen von seiner Cajüte aus zu:

»Bewundern Sie so viel Sie wollen, meine Herren. Für Sie ist er doch nicht gemacht.«

Endlich schickte Nelson ihn, sobald sich Gelegenheit darbot, nach England an seinen Tapezierer mit dem Auftrage, ihn sofort mit Sammet auszuschlagen, weil er ihn bei dem Handwerke, welches er triebe, jeden Augenblick nöthig haben könne und ihn daher unverweilt in vollständige Bereitschaft gesetzt zu sehen wünschte.

Wir brauchen nicht erst zu erwähnen, daß Nelson, nachdem er sieben Jahre später bei Trafalgar gefallen, wirklich in diesem Sarge zur Gruft bestattet ward.

Kommen wir jetzt auf unsere Erzählung zurück.

Wir haben gesagt, daß Nelson mit einem leichten Fahrzeuge die Nachricht von dem Siege bei Abukir nach Neapel und London entsendet hatte.

Gleich nach dem Empfang von Nelsons Briefe eilte Emma Lyonna zu der Königin Caroline und überreichte ihr denselben geöffnet.

Die Königin warf einen Blick darauf und stieß einen lauten Freudenschrei aus. Sie rief ihre Söhne, sie rief den König, sie lief wie eine Wahnsinnige in den Gemächern umher, küßte jeden, der ihr in den Weg kam, schloß die Ueberbringerin der frohen Neuigkeit in die Arme und ward nicht müde zu rufen:

»Nelson! tapferer Nelson! O Retter und Befreier Italiens! Gott schütze Dich! Der Himmel behüte Dich!«

Ohne sich dann weiter um den französischen Gesandten Garat zu kümmern, denselben, welcher Ludwig dem Sechzehnten das Todesurtheil vorgelesen und welchen das Directorium ohne Zweifel als eine Warnung für die neapolitanische Monarchie an diesen Hof gesendet, befahl sie, in der Meinung daß nun nichts mehr von Frankreich zu fürchten stehe, offen, unverhohlen und am hellen lichten Tage alle nothwendigen Anstalten zu treffen, um Nelson in Neapel zu empfangen, wie man einen Sieger empfängt.

Um nicht hinter den andern Souveränen zurückzubleiben, ließ sie, welche ihm mehr schuldig zu sein glaubte, als die andern, weil sie doppelt bedroht war, nämlich durch die Anwesenheit der französischen Truppen in Rom und durch die Proclamation der römischen Republik, durch ihren Premierminister Acton ein Patent ausfertigen, durch welches Nelson mit dreitausend Pfund Sterling jährlicher Rente zum Herzog von Bronte ernannt ward, während der König, als man ihm dieses Patent zur Unterschrift vorlegte, sich vorbehielt, ihm selbst den Degen zu verehren, welchen Ludwig der Vierzehnte seinem Sohn Philipp dem Fünften, als derselbe abreiste, um über Spanien zu regieren, und Philipp der Fünfte seinem Sohn Don Carlos geschenkt, als dieser auf brach, um Neapel zu erobern.

Abgesehen von seinem historischen Werth, welcher unschätzbar war, ward dieser Degen, der den Instructionen des Königs Carl des Dritten gemäß nur dem Vertheidiger und dem Retter der Monarchie der beiden Sicilien gehören sollte, wegen der Diamanten, womit er besetzt war, auf fünftausend Pfund Sterling oder hundert und fünf und zwanzigtausend Francs geschätzt.

Was die Königin betraf, so hatte sie sich vorbehalten, Nelson ein Geschenk zu machen, welches in seinen Augen durch alle Gunstbezeugungen, durch alle Schätze sämmtlicher Könige der Erde nicht aufgewogen werden konnte. Sie hatte sich nämlich vorbehalten, ihm jene Emma Lyonna zu geben, die seit fünf Jahren der Gegenstand seiner glühendsten Träume war.

Demzufolge hatte sie am Morgen jenes 22. September 1798 zu Emma Lyonna, indem sie das kastanienbraune Haar auf die Seite strich, um diese falsche Stirn zu küssen, die anscheinend so rein war, daß man sie für die eines Engels hätte halten können, gesagt:

»Meine vielgeliebte Emma, damit ich König bleibe und damit Du folglich Königin bleibst, muß dieser Mann uns gehören, und damit dieser Mann uns gehöre, muß Du ihm gehören.«

Emma hatte die Augen niedergeschlagen und ohne zu antworten die beiden Hände der Königin ergriffen und leidenschaftlich geküßt.

Wir wollen nun sagen, wie Marie Caroline eine solche Bitte aussprechen oder vielmehr der Lady Hamilton, der Gemahlin des Gesandten Englands, einen solchen Befehl ertheilen konnte.

Drittes Capitel.

Die Vergangenheit der Lady Hamilton.

Bei der kurzen, ungenügenden Schilderung, die wir von Emma Lyonna zu entwerfen gesucht, haben wir gesagt: »die seltsame Vergangenheit dieser Frau.« und in der That war wohl auch selten das Lebensschicksal eines Menschen außerordentlicher als das ihrige. Nie war eine Vergangenheit gleichzeitig düsterer und blendender als die ihrige.

Sie kannte niemals genau das Alter oder den Ort ihrer Geburt. So weit ihre Erinnerung zurückreichte, sah sie sich als Kind von drei oder vier Jahren mit einem armseligen Leinwandröckchen bekleidet, mit nackten Füßen unter Nebel und dem Regen eines nördlichen Landes eine Gebirgsstraße wandernd und sich mit ihrer erstarrten kleinen Hand an die Kleider ihrer Mutter festhaltend, einer armen Bäuerin, von welcher sie, wenn sie zu müde war, oder es den Weg durchschneidende Bäche zu durchwaten gab, auf die Arme genommen ward.

Sie entsann sich auch, daß sie auf dieser Wanderung viel gehungert und gedürstet. Sie erinnerte sich auch ferner, daß, wenn sie durch eine Stadt kamen, ihre Mutter vor der Thür eines reichen Hauses oder vor dem Laden eines Bäckers stehen blieb; daß sie hier entweder um ein Stück Geld bettelte, welches man ihr oft verweigerte, oder um ein Stück Brod, welches man ihr fast allemal gab.

Abends machten Mutter und Tochter in irgend einem einsamen Gehöfte Halt und nahmen die Gastfreundschaft desselben in Anspruch, welche man ihnen entweder in der Scheune oder in dem Stalle gewährte.

Die Nächte, wo man den beiden armen Wanderinnen erlaubte, in einem Stalle zu schlafen, waren festliche Nächte.

Die Kleine erwärmte sich dann rasch durch den milden Hauch der Thiere und empfing am Morgen, ehe sie sich wieder auf den Weg machten, fast immer entweder von der Bäuerin oder von der Magd, welche die Kühe zu melken kam, ein Glas laue schäumende Milch, eine Delicatesse, für welche sie um so dankbarer war, als ihr dieselbe nicht oft geboten ward.

Endlich erreichten Mutter und Tochter die kleine Stadt Flint, das Ziel ihrer Wanderung. Hier waren Emmas Mutter und John Lyons, ihr Vater, geboren.

Dieser letztere hatte, um Arbeit zu suchen, die Grafschaft Flint verlassen, und hatte sich nach Chester begeben; die Arbeit war aber hier sehr schlecht bezahlt worden. Jung und arm war John Lyons gestorben und seine Witwe kehrte in ihre Heimat zurück, um zu sehen, ob dieselbe sie gastfrei oder stiefmütterlich empfangen würde.

Drei oder vier Jahre später hatte Emma, wie sie sich erinnerte, am Abhange eines grasigen, blumigen Hügels für eine Bäuerin in der Umgegend, bei welcher ihre Mutter als Magd diente, eine kleine Schafherde gehütet und vorzugsweise gern in der Nähe einer durchsichtigen Quelle gewelt, in welcher sie sich selbstgefällig betrachtete, nachdem sie sich mit den um sie herum wachsenden wilden Blumen geschmückt.

Zwei oder drei Jahre später und als sie eben nahe daran war, ihr zehntes Jahr zurückzulegen, ereignete sich ein Glücksfall in der Familie.

Ein Lord Halifax, welcher ohne Zweifel in einer seiner aristokratischen Anwendungen Emmas Mutter noch schön gefunden, schickte ihr eine kleine Summe, wovon ein Theil für sie selbst und das Uebrige für die Erziehung ihres Kindes bestimmt war.

Emma erinnerte sich, daß sie nun in eine Pensionsschule für junge Mädchen gebracht ward, deren gleichförmige Bekleidung in einem Strohhut, einem himmelblauen Kleid und einer schwarzen Schürze bestand.

In dieser Pensionsschule blieb sie zwei Jahre, lernte hier lesen und schreiben und studierte die ersten Elemente der Musik und des Zeichnens, in welchen Künsten sie in Folge ihrer bewunderungswürdigen Naturanlagen rasche Fortschritte machte, als eines Morgens ihre Mutter kam, um sie wieder abzuholen.

Lord Halifax war gestorben und hatte vergessen, seine beiden Schützlinge in seinem Testament zu bedenken.

Emma konnte daher nicht mehr in der Pensionsschule bleiben, sondern mußte sich entschließen, als Kinderwärterin in die Dienste eines gewissen Thomas Hawarden zu treten, dessen Tochter als junge Witwe gestorben war und drei verwaiste Kinder hinterlassen hatte.

Eine Begegnung, welche sie, während sie mit den Kindern am Strande des Meeres spazieren ging, machte, entschied über ihr Leben.

Eine berühmte Courtiane von London, Miß Arabell genannt, und ein sehr talentvoller Maler, ihr damalige Liebhaber, waren stehen geblieben, der Maler, um ein Bäuerin aus dem Fürstenthum Wales zu skizzieren, um Miß Arabella, um ihm dabei zuzusehen.

Die Kinder, welche Emma führte, näherten sich neu gierig und stellten sich auf die Fußspitzen, um zu sehen, was der Maler machte.

Emma folgte ihnen. Der Maler drehte sich um, erblickt sie und stieß einen Ruf der Ueberraschung aus.

Emma zählte jetzt dreizehn Jahre und niemals hat der Maler etwas so Schönes gesehen.

Er fragte, wer sie wäre, was sie mache.

Die Schulbildung, welche Emma Lyonna erhalten befähigte sie, diese Fragen mit einer gewissen Eleganz zu beantworten.

Er erkundigte sich, wie viel sie mit der Abwartung dieser Kinder verdiene. Sie antwortete, sie bekäme dafür Kleider, Wohnung und Kost und außerdem monatlich zehn Schillinge.

»Kommen Sie nach London,« sagte der Maler zu ihr »und ich gebe Ihnen fünf Guineen für jedes Mal, wo Sie sich dazu verstehen werden, sich von mir skizzieren zu lassen.

Und er reichte ihr eine Karte, auf welcher die Wort standen: »Edward Romney, Cavendish Square Nr. 8.«

Gleichzeitig zog Miß Arabella aus ihrem Gürtel ein kleine Börse, welche einige Goldstücke enthielt, und bot sie ihr.

Emma erröthete, ergriff die Karte, steckte dieselbe in ihr Mieder, die Börse wies sie instinctartig zurück.

Da Miß Arabella auf ihrem Anerbieten beharrte und sagte, sie solle dieses Geld zur Bestreitung der Kosten ihrer Reise nach London verwenden, so sagte Emma:

»Ich danke Ihnen, Madame. Wenn ich nach London reise, so kann ich es mit den kleinen Ersparnissen thun, welche ich bereits gemacht und ferner machen werde.«

»Von Ihren zehn Schillingen monatlich?« fragte Miß Arabella lachend.

»Ja, Madame,« antwortete das junge Mädchen naiv.

Dabei hatte es vor der Hand sein Bewenden.

Einige Monate später kam Mr. Hawardens Sohn, Mr. James Hawarden, ein berühmter Wundarzt in London, auf Besuch zu seinem Vater. Auch er ward von Emma's Schönheit betroffen und war während der ganzen Zeit, die er in der kleinen Stadt Flint blieb, gut und liebevoll gegen sie, nur forderte er nicht, wie Romney, sie auf, nach London zu kommen.

Nachdem er drei Wochen bei seinem Vater zugebracht, reiste er wieder ab und ließ zwei Guineen für die kleine Kinderwärterin zur Belohnung für die Sorgfalt zurück, womit sie eine Neffen abwartete. Emma nahm das Geld ohne Widerstreben.

Sie hatte eine Freundin. Diese Freundin hieß Fanny Strong und hatte ihrerseits einen Bruder, welcher Richard hieß.

Emma hatte nie darnach gefragt, was ihre Freundin triebe, obschon dieselbe besser gekleidet war, als ihre Vermögensumstände zu erlauben schienen. Ohne Zweifel glaubte sie, Fanny werde von ihrem Bruder unterstützt, der für einen Schleichhändler galt.

Eines Tages, als Emma – sie zählte damals ziemlich vierzehn Jahre – vor dem Kaufladen eines Glashändlers stehen geblieben war, um sich in einem großen Spiegel zu betrachten, welcher dem Laden als Schaufenster diente, fühlte sie sich plötzlich an der Schulter berührt. Es war ihre Freundin Fanny Strong, die sie auf diese Weise aus ihrer Extase aufrüttelte.

»Was machst Du da?« fragte Fanny.

Emma erröthete, ohne zu antworten. Wenn sie die Wahrheit hätte sagen wollen, so hätte sie antworten müssen:

»Ich betrachtete mich und fand mich schön.«

Fanny Strong bedurfte aber gar keiner Antwort, um zu wissen, was in Emma's Herzen vorging.

»Ach,« sagte sie, »wenn ich so hübsch wäre wie Du, so bliebe ich nicht lange in diesem abscheulichen Lande.«

»Wo würdest Du denn hingehen?« fragte Emma.

»Ich ginge nach London. Alle Welt sagt, daß man mit einem hübschen Gesicht in London sein Glück machen kann. Geh hin und wenn Du Millionärin geworden bist, so machst Du mich zu deinem Kammermädchen.«

»Wollen wir zusammen hingehen?« fragte Emma Lyonna.

»Ich ginge sehr gern mit, aber wie soll ich es möglich machen? Ich habe nicht sechs Pence im Vermögen und ich glaube auch nicht, daß mein Bruder Dick jetzt viel reicher ist als ich.«

»Ich,« sagte Emma, »ich habe beinahe vier Guineen.«

»Ach, das ist ja mehr, als wir – Du, ich und Dick – alle drei brauchen!« rief Fanny.

Und die Reise ward beschlossen.

Am nächsten Montag fuhren die drei Flüchtlinge, ohne einem Menschen etwas zu sagen, von Chester mit der Personenpost nach London.

Als sie an dem Bureau, wo die Personenpost von Chester Halt machte, ankamen, theilte Emma die zweiundzwanzig Schilling, die sie von ihrem Geld noch übrig hatte, mit Fanny.

Fanny Strong und ihr Bruder hatten die Adresse einer Herberge, wo gewöhnlich Schmuggler

verkehrten. Diese Herberge befand sich in der kleinen Villiers Street, die einerseits an die Themse und andererseits an den Strand stößt.

Emma ließ Dick und Fanny dieses Quartier aufsuchen, sie selbst nahm eine Droschke und ließ sich nach Cavendish Square Nr. 8 bringen.

Edward Romney war abwesend. Man wußte auch nicht, wo er war, oder wann er wiederkommen würde. Man glaubte, er sei in Frankreich, und erwartete ihn nicht eher als nach etwa zwei Monaten zurück.

Emma war wie betäubt; an diese so natürliche Möglichkeit, daß Romney nicht da sei, hatte sie gar nicht einmal gedacht.

Plötzlich fiel ihr etwas ein. Sie dachte an Mr. James Hawarden, den berühmten Wundarzt, welcher, als er das Haus seines Vaters verlassen, ihr so freundlich die zwei Guineen geschenkt, welche dazu gedient, den größern Theil der Reisekosten zu bestreiten.

Er hatte ihr eine Adresse nicht gegeben; sie hatte aber zwei- oder dreimal die Briefe, die er an seine Frau geschrieben, auf die Post getragen.

Er wohnte Leicester Square Nr. 4.

Sie stieg wieder in den Miethwagen, ließ sich nach Leicester Square, was von Cavendish Square gar nicht weit entfernt ist, bringen und pochte zitternd an die Thür.

Der Arzt war zu Hause.

Sie fand den würdigen Mann ganz so, wie sie gehofft. Sie sagte ihm Alles und er hatte Mitleid mit ihr, versprach, ihr ein Unterkommen zu verschaffen, und nahm sie mittlerweile in sein eigenes Haus auf, ließ sie an einem Tische Platz nehmen und gab sie einer Frau zur Gesellschafterin.

Eines Morgens theilte er ihr mit, er habe für sie einen Platz in einem der ersten Bijouterieläden von London gefunden; am Vorabend des Tages aber, wo Emma diesen Dienst antreten sollte, wollte er ihr erst noch das Vergnügen machen, sie ins Theater zu führen.

Als im Theater von Drury Lane der Vorhang vor ihr aufging, zeigte sich ihr eine unbekannt Welt.

Man gab »Romeo und Julie,« jenen Liebestraum, der in keiner Sprache seinesgleichen hat.

Geblendet und berauscht kehrte Emma nach Hause zurück. Die ganze Nacht schlief sie nicht eine Secunde, sondern versuchte fortwährend sich einige Bruchstücke der beiden wunderbaren Balconscenen ins Gedächtniß zurückzurufen.

Am nächstfolgenden Tage trat sie ihren Dienst an, vorher aber fragte sie Mr. Hawarden, wo sie das Stück, welches sie am Abend vorher aufführen gesehen, zu kaufen bekommen könne.

Mr. Hawarden ging in seine Bibliothek, nahm hier eine vollständige Ausgabe von Shakespeare vom Brette und schenkte ihr dieselbe.

Ehe noch drei Tage um waren, wußte sie Julia's Rolle auswendig. Sie dachte nach, auf welche Weise sie noch einmal in das Theater gelangen und sich zum zweiten Mal in dem süßen Gift berauschen könne, welches in der magischen Mischung von Liebe und Poesie besteht.

Sie wollte um jeden Preis in jene bezauberte Welt zurückkehren, welche sie nur erst flüchtig gesehen, als plötzlich eine prachtvolle Equipage vor der Thür des Magazins Halt machte.

Eine Dame stieg aus und trat mit jenem gebieterischen Schritt ein, welcher dem Reichthum eigen zu sein pflegt.

Emma stieß einen Ruf der Ueberraschung aus. Sie hatte Miß Arabella erkannt.

Miß Arabella erkannte ihrerseits Emma auch wieder, sagte aber nichts, sondern kaufte für sieben- oder achthundert Pfund Sterling Schmucksachen und ersuchte den Verkäufer, ihr dieselben durch seine neue Ladendemoiselle zuzusenden, indem sie zugleich die Stunde nannte, zu welcher sie wieder nach Hause zurückgekehrt sein würde.

Die neue Ladendemoiselle war Emma.

Zur bestimmten Stunde ließ man sie mit den Schmucksachen in einen Wagen steigen und schickte sie nach Miß Arabella's Hotel.

Die schöne Courtisane erwartete sie. Ihr Glück hatte jetzt die Mittagshöhe erreicht. Sie war die Maitresse des Prinz-Regenten, der damals kaum siebzehn Jahre zählte.

Sie ließ sich von Emma Alles erzählen und fragte sie dann, ob sie bis zu Romneys Rückkehr nicht lieber bei ihr bleiben und ihr die Zeit vertreiben helfen, als wieder in den Kaufladen zurückkehren wollte.

Emma stellte nur eine Frage, nämlich die, ob es ihr erlaubt sein würde, ins Theater zu gehen.

Miß Arabella antwortete ihr, daß alle Tage, wo sie nicht selbst hineinginge, ihre Loge zur Verfügung ihrer Gesellschafterin stünde.

Dann sendete sie die Zahlung für die Schmucksachen und ließ sagen, daß sie Emma bei sich behielte.

Der Juwelier, welcher Miß Arabella als eine seiner besten Kunden betrachtete, hütete sich wohl, sich wegen einer solchen Kleinigkeit mit ihr zu veruneinigen.

In Folge welcher seltsamen Laune faßte aber die damals die flotte Männerwelt beherrschende Courtisane diesen unklugen, unbegreiflichen Wunsch, dieses schöne junge Wesen in ihrer Nähe zu haben?

Miß Arabellas Feinde – und ihr glänzendes Glück hatte ihr deren viele gemacht – gaben für diese Laune eine Erklärung an, welche die in eine Sappho verwandelte englische Phryne sich nicht einmal die Mühe nahm in Abrede zu stellen.

Zwei Monate lang blieb Emma bei der schönen Courtiane, las alle Romane, welche ihr in die Hände fielen, besuchte alle Theater und wiederholte, in ihr Zimmer zurückgekehrt, alle Rollen, die sie gehört, und ahmte alle Ballets nach, welchen sie beigewohnt.

Was für Andere blos eine Erholung war, ward für sie eine Beschäftigung aller Stunden.

Sie hatte nun ziemlich ihr fünfzehntes Jahr erreicht und stand in der ganzen Blüthe ihrer Jugend und Schönheit.

Ihre schlanke, harmonische Gestalt schmiegte sich allen Stellungen an und leistete durch ihre natürlichen Undulationen dasselbe, was die geschicktesten Tänzerinnen erst mühsam erlernt hatten.

Was ihr Gesicht betraf, welches trotz der Wechselfälle ihres Lebens immer noch die makellosen Farben der Kindheit und den jungfräulichen Sammethauch der Keuschheit, zugleich aber auch die ausdrucksvollste Beweglichkeit besaß, so war es eine namentlich in der Stimmung der Freude geradezu blendende Erscheinung. Es war als ob die Offenheit der Seele durch die Reinheit der Züge hindurchleuchtete, so daß ein großer Dichter unserer Zeit, um nicht diesen himmlischen Spiegel zu trüben, in Bezug auf ihren ersten Fehltritt sagt:

»Ihr Fall hatte seinen Entstehungsgrund nicht im Laster, sondern in Unklugheit und Herzensgüte.«

Der Krieg, welchen England damals gegen die amerikanischen Colonien führte, war im lebhaftesten Gange und die Matrosenpresse ward mit aller Strenge gehandhabt. Richard, Fannys Bruder, ward, um uns des geheiligten Ausdrucks zu bedienen, *gepreßt* und wider Willen zum Seemann gemacht.

Fanny kam herbeigeeilt, um den Beistand ihrer Freundin zu erbitten. Sie fand dieselbe so schön, daß sie überzeugt war, es könne Niemand ihrer Bitte widerstehen, und Emma ward deshalb aufgefordert, ihre Verführungskunst an dem Admiral John Payne zu erproben.

Emma willigte ein. Sie kleidete sich so elegant sie vermochte und ging mit ihrer Freundin zu dem Admiral. Sie erlangte, was sie begehrte, aber der Admiral begehrte ebenfalls und Emma bezahlte Dicks Freiheit, wenn auch nicht mit ihrer Liebe, doch wenigstens mit ihrer Dankbarkeit.

Emma Lyonna hatte nun, als Maitresse des Admiral Payne, ein eigenes Haus, eigene Dienerschaft, eigene Equipage.

Dieses Glück besaß aber nicht blos den Glanz eines Meteors, sondern auch die kurze Dauer desselben. Das Geschwader ging in See und Emma sah das Schiff ihres Geliebten, indem es am Horizont verschwand, sie aller ihrer goldenen Träume berauben.

Emma war aber nicht das Wesen, welches sich wie Dido um eines flatterhaften Aeneas willen das Leben nahm.

Ein Freund des Admirals, Sir Harry Fatherson, ein reicher schöner Gentleman, machte Emma das Anerbieten, sie in der Stellung, worin er sie gefunden, auch ferner zu erhalten.

Emma hatte nun den ersten Schritt auf der glänzenden Bahn des Lasters zurückgelegt. Sie nahm das ihr gemachte Anerbieten an und ward während einer ganzen Saison die Königin der Jagden, der Feste und der Tänze.

Als aber die Saison vorüber war, gerieth sie, von ihrem zweiten Liebhaber verlassen, allmählig in solches Elend, daß sie keine andere Hilfsquelle hatte, als das Trottoir von Haymarket, das schlimmste aller Trottoirs für die armen Geschöpfe, welche den Vorübergehenden ihre Liebe anbieten.

Zum Glücke führte die Kupplerin, an welche sie sich gewendet, um das Handwerk einer öffentlich Prostituirten zu treiben, betroffen von der distinguierten Miene und der Bescheidenheit ihrer Kostgängerin, anstatt sie zu demselben Zwecke zu verwenden wie ihre Genossinnen, sie zu einem berühmten Arzte, welcher ihr Haus oft zu besuchen pflegte.

Es war dies der bekannte Doctor Graham, eine Art mystischer, wollüstiger Charlatan, welcher sich vor der Jugend Londons zu der materiellen Religion der Schönheit bekannte.

Emma erschien vor ihm. Seine Venus Altarte war unter den Zügen der keuschen Venus gefunden.

Er bezahlte diesen Schatz theuer, für ihn aber konnte dieser Schatz keinen zu hohen Werth haben. Nachdem er in Emma's Besitz gelangt, legte er sie auf das Bett Apollos, bedeckte sie mit einem Schleier, der durchsichtiger war als das Netz, in welchem Vulcan seine Venus vor den Augen des Olympos gefangen gehalten, und verkündete in allen Journalen, daß er endlich jenes einzige und erhabenste Exemplar von Schönheit besitze, welches ihm bis jetzt gemangelt, um seinen Theorien den Sieg zu verschaffen.

Auf diesen an die Wollust und die Wissenschaft erlassenen Aufruf eilten alle Anhänger jener großen Religion der Liebe, die ihren Cultus über die ganze Welt ausdehnt, in das Cabinet des Doctors Graham.

Der Triumph war ein vollständiger. Weder die Malerei noch die Bildhauerkunst hatten jemals ein solches Meisterwerk hervorgebracht. Apelles und Phidias waren besiegt.

Die Maler und die Bildhauer drängten sich herbei Romney, der mittlerweile nach London zurückgekehrt war, kam wie die Andern und erkannte das junge Mädchen aus der Grafschaft Flint.

Er malte sie in allen Gestalten – als Ariadne, als Bacchantin, als Leda, als Armida und wir besitzen in der kaiserlichen Bibliothek eine Sammlung von Kupferstichen, welche diese Zauberin in allen wollüstigen Attitüden darstellen, welche das sinnliche Alterthum erfand.

Damals geschah es, daß, durch die Neugier angelockt, der junge Sir Charles Grenville, aus der berühmten Familie jenes Warwick, den man den Königsmacher nannte, und Neffe von Sir William Hamilton, Emma Lyonna sah, und durch ihre vollkommene Schönheit verblendet, sich leidenschaftlich in sie verliebte.

Er machte ihr die glänzendsten Versprechungen. Sie behauptete jedoch, durch das Band der Dankbarkeit an den Doctor Graham gefesselt zu sein, und widerstand allen Verführungskünsten, indem sie erklärte, daß sie diesmal ihren Liebhaber nur verlassen würde, um einem Gatten zu folgen.

Sir Charles gab ein Wort als Edelmann, Emma Lyonna's Gatte zu werden, sobald er das Alter der Mündigkeit erreicht hätte.

Mittlerweile willigte Emma in eine Entführung. Die Liebenden lebten in der That wie Mann und Frau und es wurden drei Kinder geboren, welche späterhin durch ein Ehebündniß legitimiert werden sollten.

Während dieses Verhältnisses verlor aber Grenville in Folge eines Ministerwechsels ein Amt, von welchem der größte Theil seiner Einkünfte abhing.

Dieses Ereigniß trat glücklicherweise ein, nachdem drei Jahre nach Emma's Entführung vergangen waren, und als sie mit Hilfe der besten Lehrer in London in der Musik und im Zeichnen bedeutende Fortschritte gemacht hatte.

Ueberdies hatte sie, während sie sich in ihrer eigenen Sprache vervollkommnete, französisch und italienisch gelernt.

Sie declamierte Verse so gut wie Mistreß Siddons und hatte es in der Kunst der Pantomime zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht.

Trotz des Verlustes seines Amtes hatte Grenville sich doch nicht entschließen können, seine Ausgaben einzuschränken. Er schrieb blos an seinen Onkel, um Geld von ihm zu verlangen.

Anfangs erfüllte auch sein Onkel jeden dieser Wünsche, endlich aber antwortete Sir William Hamilton, er gedenke in Kurzem selbst nach London zu kommen und werde diese Reise benutzen, um die Angelegenheiten seines Neffen zu *studieren*.

Dieses Wort »studieren« erschreckte die jungen Leute nicht wenig. Sie wünschten Sir Williams Ankunft vielleicht eben so sehr herbei, als sie dieselbe fürchteten.

Plötzlich trat er bei ihnen ein, ohne sie vorher von seiner Ankunft benachrichtigt zu haben.

Er war schon seit acht Tagen in London.

Diese acht Tage hatte er angewendet, um Erkundigungen über seinen Neffen einzuziehen, und die Leute, an welche er sich deshalb gewendet, hatten nicht verfehlt, ihm zu sagen, daß die Ursache der zerrütteten Finanzen seines Neffen eine Prostituierte sei, die ihm drei Kinder geboren habe.

Emma zog sich in ihr Zimmer zurück und ließ ihren Liebhaber allein mit ihrem Onkel, der ihm keine andere Wahl ließ, entweder auf Emma Lyonna sofort zu verzichten oder der Erbschaft zu entsagen, welche künftig eine einzige Zuflucht und sein alleiniges Vermögen war.

Dann entfernte er sich, indem er seinem Neffen drei Tage Bedenkzeit gab.

Die ganze Hoffnung der jungen Leute beruhte fortan auf Emma. An ihr war es, von Sir William Hamilton Verzeihung für ihren Geliebten zu erlangen, indem sie Extrem zeigte, wie sehr Letzterer zu entschuldigen sei.

Anstatt sich ihrem neuen Stand gemäß zu kleiden, legte sie wieder das Costüm ihrer Jugend, den Strohhut und das grobe leinene Röckchen an.

Ihre Thränen, ihr Lächeln, das Spiel ihrer Physiognomie, ihre Liebkosungen und ihre Stimme sollten das Uebrige thun.

Bei Sir William vorgelassen, warf Emma sich ihm zu Füßen. In Folge einer geschickt combinirten Bewegung oder auch eines glücklichen Zufalles lösten sich die Bänder ihres Hutes und ihr schönes kastanienbraunes Haar fiel ihr auf die Schultern herab.

In ihrem Schmerze war die Zauberin unnachahmlich.

Der alte Archäolog, der bis jetzt blos in die Marmorwerke Athens und die Statuen Griechenlands verliebt gewesen, sah zum ersten Mal die lebendige Schönheit über die kalte und bleiche Schönheit der Göttinnen eines Praxiteles und Phidias den Sieg davontragen.

Die Liebe, welche er bei seinem Neffen nicht hatte begreifen können, bemächtigte sich mit Gewalt eines eigenen Herzens, ohne daß er auch nur versucht hätte, sich zu vertheidigen.

Die Schuld seines Neffen, die niedrige Herkunft seiner Maitresse, die scandalösen Einzelheiten ihres Lebens, die Oeffentlichkeit ihrer Triumphe, die Käuflichkeit ihrer Liebkosungen, Alles, sogar die aus diesem Verhältniß hervorgegangenen Kinder, Alles nahm Sir William hin, unter der einzigen Bedingung, daß Emma ihn durch ihren Besitz für das gänzliche Vergessen seiner eigenen Würde belohne.

Emma hatte weit über ihre Erwartung triumphiert, diesmal aber machte sie ihre Bedingungen vollständig. Mit dem Neffen hatte sie ein bloßes Heiratsversprechen vereinigt, jetzt dagegen erklärte sie, daß sie Sir William Hamilton nur als eine anerkannte Gattin nach Neapel folgen würde.

Sir William willigte in Alles.

Emma's Schönheit äußerte in Neapel ihre gewohnte Wirkung. Sie setzte nicht blos in Erstaunen, sondern sie blendete.

Ausgezeichneter Alterthumsforscher und Mineralog, Gesandter von Großbritannien, Milchbruder und Freund Georgs des Dritten, versammelte Sir William in seinem Hause die ersten Männer der Wissenschaft, der Politik und der Kunst, welche die Hauptstadt der beiden Sicilien besaß.

Emma, die selbst Künstlerin war, bedurfte nur weniger Tage, um auch von der Politik und der Wissenschaft zu lernen, was sie davon zu wissen brauchte, und es dauerte nicht lange, so wurden für Alle, welche Sir Williams Salon besuchten, Emmas Urtheile förmliche Gesetze.

Dabei sollte ihr Triumph nicht stehen bleiben. Kaum war sie bei Hofe vorgestellt, so erklärte die Königin Marie Caroline sie zu ihrer intimen Freundin und machte sie zu ihrer unzertrennlichen Günstlingin.

Sie zeigte sich mit der Prostituirten von Haymarket nicht blos öffentlich, fuhr mit ihr in

demselben Wagen und trug dieselbe Toilette wie sie, sondern ließ auch, nachdem sie sich des Abends die wollüstigsten Attitüden des Alterthums hatte zeigen lassen, Sir William, der auf diese Gunst ganz stolz war, sagen, daß sie ihm die Freundin, die sie nicht entbehren könne, erst am nächstfolgenden Morgen zurückgeben würde.

Natürlich ward die Günstlingin von allen Seiten auf die eifersüchtige und erbitterteste Weise angefeindet.

Die Königin Caroline wußte, welche kecke Vermuthungen in Bezug auf diese wunderbare und plötzliche Vertraulichkeit ausgesprochen wurden; sie war aber eines jener tapferen Gemüther, welche mit stolz erhobenem Haupte der Verleumdung Trotz bieten, und Jeder, der bei ihr gut aufgenommen sein wollte, mußte eine Huldigungen zwischen Acton, ihrem Geliebten und ihrer Günstlingin Emma Lyonna theilen.

Man kennt die Ereignisse von 89, das heißt die Einnahme der Bastille und den Zug nach Versailles; die von 93, das heißt den Tod Ludwig des Sechzehnten und Marie Antoinettens; die von 96 und 97, das heißt die Siege Bonapartes in Italien, Siege, welche alle Throne erschütterten und wenigstens für den Augenblick den ältesten und unbeweglichsten von allen, den päpstlichen, zertrümmerten.

Mitten unter diesen Ereignissen, welche am Hofe von Neapel einen so furchtbaren Wiederhall fanden, sah man Nelson, den Vorkämpfer des veralteten Königthums, auftauchen. Sein Sieg bei Abukir gab allen jenen Königen, welche schon die Hand auf ihre wankenden Kronen gelegt hatten, die Hoffnung zurück.

Marie Caroline, die so begierig nach Reichthum, Macht und Ehre trachtete, wollte die ihrige um jeden Preis erhalten.

Man darf sich daher nicht wundern, daß sie, indem sie den Zauber, den sie auf ihre Freunde ausübte, zu Hilfe rief, am Morgen des Tages, wo die Lady Hamilton dem siegreichen Nelson entgegenführte, zu dieser gesagt hatte:

»Dieser Mann muß unser werden, und damit er uns gehöre, muß Du ihm gehören.«

War es wohl für Lady Hamilton schwierig, für ihre Freundin Marie Caroline in Bezug für den Admiral Horaz Nelson dasselbe zu thun, was Emma Lyonna für ihre Freundin Fanny Strong in Bezug auf den Admiral Payne gethan?

Uebrigens mußte es für den Sohn eines armen Pfarrers von Barnham-Thorpes, für den Mann, der seine Größe seinem eigenen Muth und seinen Ruf seinem eigenen Genie verdankte, ein glorreicher, ihn über die empfangenen Wunden und erlittenen Verstümmelungen tröstender Lohn sein, diese Königin, diesen Hof und als Preis seiner Siege dieses herrliche Geschöpf, welches er anbetete, ihm entgegen: kommen zu sehen.

Viertes Capitel.

Das Fest der Furcht.

Aus der am Bord des »Vanguard, der fast eben so verstümmelt war als sein Commandant, aufgehißten englischen Flagge haben wir erfahren, daß Nelson die königliche Flottille, welche ihm entgegenkam, erkannte.

Die Galeere »Capitane« hatte nichts aufzuhissen. Schon seit der Abfahrt von Neapel flatterten die englischen Farben im Gemisch mit denen der beiden Sicilien an ihren Masten.

Als die beiden Schiffe nur noch eine Kabellänge von einander entfernt waren, stimmte die Musik der Galeere das God save the king an, welches die auf den Raaen aufgepflanzten Matrosen des »Vanguard durch drei Hurrahs beantworteten, die sie mit der Regelmäßigkeit ausbrachten, welche die Engländer bei dieser officiellen Demonstration beobachten.

Nelson gab Befehl zum Beilegen, um die königliche Galeere an den »Vanguard« herankommen zu lassen, ließ die Ehrentreppe niederholen und wartete dann auf der obersten Stufe derselben mit entblößtem Haupte und dem Hut in der Hand.

Sämmtliche Matrosen und Marinesoldaten, selbst die, welche bleich und leidend von ihren Wunden noch nicht völlig hergestellt waren, wurden auf das Deck gerufen und präsentierten hier in drei Gliedern aufgestellt das Gewehr.

Nelson erwartete, zuerst den König, dann die Königin, dann den Kronprinzen an Bord eines Schiffes heraufsteigen zu sehen, oder mit andern Worten die vornehmen Gäste allen Regeln der Etiquette gemäß zu empfangen.

Die Königin aber stieß mit echt weiblicher Verführungskunst – Nelson erzählt diese Thatsache in einem Briefe an seine Gattin selbst – die schöne Emma voran, welche erröthend, daß sie bei dieser Gelegenheit mehr galt als die Königin, die Treppe hinaufstieg und, mochte es nun wirkliche Gemüthsbewegung oder gut gespielte Komödie sein, als sie Nelson mit einer neuen Wunde, die Stirn mit einer schwarzen Binde umgürtet und bleich von Blutverlust, wieder erblickte, einen Schrei ausstieß, selbst bleich ward und, nahe daran ohnmächtig zu werden, an die Brust des Helden sank, indem sie murmelte:

»O großer, o theurer Nelson!«

Nelson ließ seinen Hut fallen, umschlang mit einem Ausruf freudigen Erstaunens Emma mit seinem einzigen Arm und drückte sie krampfhaft an sein Herz.

In der Extase, in welche dieser unerwartete Vorfall ihn versetzte, gab es einen Augenblick, wo Nelson, die ganze Welt vergessend, auf unaussprechliche Weise die Freuden, wenn auch nicht des Himmels der Christen, doch wenigstens des Paradieses Mahomed's schmeckte.

Als er wieder zu sich kam, waren der König, die Königin und der ganze Hof mittlerweile an Bord gestiegen.

König Ferdinand der Vierte nahm Nelson bei der Hand, nannte ihn den Befreier der Welt, überreichte ihm den prachtvollen Degen, den er ihm zum Geschenk machte und an dessen Griff nebst dem Großcordon des Verdienstordens vom heiligen Ferdinand, welchen der König vor

Kurzem gestiftet, das Ernennungspatent zum Herzog von Bronte hing, eine von der Königin ersonnene echt weibliche Schmeichelei, denn dieser Titel bedeutete so viel als Herzog des Donners.

Bronte war nämlich einer der drei Cyklopen, welche in den flammenden Grotten des Aetna die Donnerkeile Jupiters schmiedeten.

Dann kam die Königin, die ihn ihren Freund, den »Schützer der Krone«, den »Rächer der Könige« nannte und, indem sie die Hand Nelsons mit der Emma's in den ihrigen vereinte, die beiden vereinten Hände drückte.

Nun kamen auch die Andern an die Reihe – Erbprinzen, königliche Prinzessinnen, Minister und Höflinge. Aber was waren ihre Lobsprüche und Liebkosungen neben den Lobsprüchen und Liebkosungen des Königs und der Königin, neben einem Händedruck von Emma Lyonna!

Man kam überein, daß Nelson sich mit an Bord der Galeere »Capitane« begeben sollte, welche mit Hilfe ihrer vierundzwanzig Ruderer sich natürlich schneller bewegte als ein Segelschiff.

Vor allen Dingen aber bat Emma ihn im Namen der Königin, ihnen in allen seinen Einzelheiten diesen glorreichen »Vanguard« zu zeigen, welchem die französischen Kugeln glorreiche Wunden geschlagen, die gleich denen seines Commandanten noch nicht geschlossen waren.

Nelson machte die Honneurs seines Schiffes mit dem Stolze eines Seemannes, und während dieses ganzen Besuches stützte Lady Hamilton sich auf seinen Arm, ließ ihn dem Könige und der Königin alle nähern Umstände des Kampfes vom 1. August erzählen und zwang ihn auf diese Weise von sich selbst zu sprechen.

Der König umgürtete Nelson eigenhändig mit dem Degen Ludwigs des Vierzehnten.

Die Königin überreichte ihm das Patent seiner Ernennung zum Herzoge von Bronte.

Emma hing ihm den Großcordon des heiligen Ferdinand um, wobei sie nicht umhin konnte, mit ihrem schönen, wohlduftenden Haar das Gesicht des übergelücklichen Nelson zu streifen.

Es war jetzt zwei Uhr Nachmittags und man brauchte ziemlich drei Stunden, um wieder nach Neapel zurückzugelangen.

Nelson übertrug das Commando des »Vanguard« dem Capitän Henry und stieg unter dem Klange der Musik und unter dem Donner der Geschütze in die königliche Galeere hinab, welche leicht wie ein Seevogel sich von der Flanke des Kolosses ablöste und graziös über die Meeresfläche hinglitt.

Nun war es an dem Admiral Caracciolo, seinerseits die Honneurs des Schiffes zu machen.

Nelson und er waren alte Bekannte. Sie hatten einander bei der Belagerung von Toulon gesehen, sie hatten beide gegen die Franzosen gekämpft und der Muth und die Gewandtheit, welche Caracciolo während dieses Kampfes gezeigt, hatten ihm trotz des ungünstigen Ausgangs des Feldzuges bei seiner Rückkehr die Ernennung zum Admiral eingetragen, so daß er in jeder Beziehung mit Nelson in gleichem Range stand, vor welchem er überdies noch den Vorzug der Geburt und einer dreihundertjährigen historischen Berühmtheit voraus hatte.

Dieser kleine Umstand erklärt den Anflug von Kälte, welcher in dem Gruße lag, welchen die beiden Admirale austauschten, und die Eile, womit Franz Caracciolo seinen Posten als Commandant wieder auf der Quartierbank einnahm.

Was Nelson betraf, so zwang die Königin ihn, sich neben sie unter das purpurne Zeltdach der Galeere zu setzen, indem sie erklärte, die anderen Herren möchten gehen, wohin sie wollten, der

Admiral aber gehöre nur ihr und ihrer Freundin.

Emma nahm hierauf ihrer Gewohnheit gemäß zu den Füßen der Königin Platz.

Mittlerweile erklärte Sir William Hamilton, der in seiner Eigenschaft als Gelehrter die Geschichte von Neapel besser kannte als der König selbst, diesem, wie die Insel Capri, an welcher man in diesem Augenblicke vorüberkam, den Neapolitanern abgekauft oder vielmehr gegen die Insel Ischia abgetauscht worden und zwar durch Augustus, welcher bemerkt hatte, daß in dem Augenblicke, wo er diese Insel betrat, die dürren, zur Erde herabhängenden Aeste einer alten Eiche sich wieder aufgerichtet und frische grüne Blätter getrieben hatten.

Der König hörte Sir William mit der größten Aufmerksamkeit an und sagte, als derselbe fertig war:

»Mein lieber Gesandter, seit drei Tagen hat der Zug der Wachteln begonnen. Wenn Sie wollen, so können wir in einer Woche auf Capri eine Jagd halten. Wir werden dann diese Vögel dort zu tausenden treffen.«

Der Gesandte, welcher selbst ein großer Jäger war, und besonders dieser Eigenschaft die hohe Gunst verdankte, deren er sich bei dem König erfreute, verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung und sparte für eine bessere Gelegenheit eine gelehrte archäologische Abhandlung über Tiberius, seine zwölf Landhäuser und die Wahrscheinlichkeit auf, daß die Azurgrotte den Alten bekannt gewesen, aber damals noch nicht die prachtvolle Farbe gehabt habe, welche sie heute schmückt, und daß sie dieselbe der Veränderung des Wasserniveaus verdanke, welches im Laufe der von Tiberius bis auf uns vergangenen achtzehn Jahrhunderte um fünf bis sechs Fuß höher geworden sei.

Die Commandanten der vier Forts von Neapel hielten mittlerweile ihre Fernröhre auf die königliche Flottille und ganz besonders auf die Galeere »Capitane« gerichtet.

Als sie dieselbe schwenken und auf Neapel zusteuern sah, commandierten sie in der Voraussetzung, daß Nelson sich darauf befände, eine ungeheure Salve von hundert Kanonenschüssen, die ehrenvollste, die es gibt, weil es dieselbe ist wie die, welche sich hören läßt, wenn ein Thronerbe geboren ist.

Nach Verlauf einer Viertelstunde schwiegen die Salven, um jedoch in dem Augenblick wiederzubeginnen, wo die immer noch von der königlichen Galeere geleitete Flottille in den Kriegshafen einlief.

Am Fuße der nach dem Schlosse führenden Anhöhe warteten die Equipagen des Hofes und der britischen Gesandtschaft, welche letzteren an Glanz mit ersteren wetteiferten.

Man war übereingekommen, daß der König und die Königin beider Sicilien an diesem Tage alle ihre Rechte an Sir William und Lady Hamilton abtreten, daß Nelson in der englischen Gesandtschaft absteigen und daß der englische Gesandte das Diner und das Fest geben sollte, wodurch man die Anwesenheit des Siegers zu feiern gedachte.

Was die Stadt Neapel betraf, so sollte sie dieses Fest durch Illumination und Feuerwerk verherrlichen.

Ehe Lady Hamilton an's Land stieg, näherte sie sich dem Admiral Caracciolo und sagte in ihrem sanftesten Ton und mit ihrer graziösesten Miene:

»Das Fest, welches wir unserem berühmten Landsmann geben, wäre unvollständig, wenn der einzige Seemann, der sich ihm gleichstellen kann, sich nicht anschliesse, um einen Sieg zu feiern und einen Toast auf die Größe Englands, das Glück bei der Sicilien und die Demüthigung der

ü bermüthigen französischen Republik auszubringen, welche gewagt hat, den Königen den Krieg zu erklären. Diesen Toast haben wir dem Manne vorbehalten, der bei Toulon so muthig gekämpft, dem Admiral Caracciolo.«

Caracciolo verneigte sich höflich, aber ernst.

»Mylady,« sagte er, »ich bedaure aufrichtig, nicht als Ihr Gast die rühmliche Aufgabe übernehmen zu können, welche Sie mir zutheilen. So schön aber der Tag gewesen, so stürmisch droht die Nacht zu werden.«

Emma ließ einen einzigen Blick am Horizont hinschweifen. Abgesehen von einigen leichten Wolken aber, welche von Procida herkamen, war der Azur des Himmels so durchsichtig wie der ihrer Augen.

Sie lächelte.

»Sie zweifeln an meinen Worten, Mylady, hob Caracciolo wieder an; »ein Mann aber, welcher zwei Drittheile seines Lebens auf dem launenhaften Meer zugebracht, welches man das mittelländische nennt, kennt alle Geheimnisse der Atmosphäre. Sehen Sie jene leichten Dünste, welche am Himmel hingleiten und sich uns rasch nähern? Dieselben bedeuten, daß der Wind, welcher bis jetzt aus Nordwesten kam, nach Westen umspringt. Gegen zehn Uhr Abends wird er von Süden kommen, das heißt, wir werden Sirocco haben. Der Hafen von Neapel steht allen Winden offen und ganz besonders diesem. Ich muß daher die vor Anker liegenden Schiffe. Seiner britischen Majestät überwachen, welche von dem Kampfe hart mitgenommen, vielleicht nicht Kraft genug haben, um dem Sturme zu widerstehen. Das, was wir heute gethan, Mylady, ist so gut wie eine in dürren Worten ausgesprochene Kriegserklärung an Frankreich, und die Franzosen stehen in Rom, das heißt fünf Tagesreisen von uns. Glauben Sie mir: binnen hier und wenigen Tagen werden wir sehr nöthig haben, daß unsere beiden Flotten in gutem Stand seien.«

Lady Hamilton machte eine leichte Bewegung mit dem Kopf, welche einen gewissen Grad von Unmuth zu verrathen schien.

»Fürst,« sagte sie, »ich nehme Ihre Entschuldigung an, die so große Sorgfalt für die Interessen der Majestäten von Britannien und Sicilien verräth. Wenigstens aber hoffen wir, auf unserem Ball Ihre liebenswürdige Nichte, Cäcilie Caracciolo, zu sehen, welche übrigens keine Entschuldigung haben würde, da sie bereits in Kenntniß gesetzt ist, daß wir auf die gleich an demselben Tage zählten, wo wir den Brief des Admirals Nelson erhielten.«

»Ja, darüber wollte ich eben mit Ihnen spreche Madame. Seit einigen Tagen ist die Mutter meiner Nichte meine Schwägerin, so leidend, daß ich heute Morgen, ehe wir aufbrachen, einen Brief von der armen Cäcilie erhielt, welche mir ihr Bedauern zu erkennen gibt, an Ihrem Feste nicht theilnehmen zu können. Zugleich beauftragte sie mich, bei Ihnen, Mylady zu entschuldigen und dies habe ich eben in diesem Augenblicke die Ehre zu thun.«

Während zwischen Lady Hamilton und Franz Caracciolo diese Worte gewechselt wurden, hatte die Königin sich genähert, sie hatte gehorcht und gehört.

Den Beweggrund der doppelten Weigerung des starren Neapolitaners recht wohl verstehend, runzelte sie die Stirn ihre Unterlippe verlängerte sich und eine leichte Blässe über zog ihr Gesicht.

»Nehmen Sie sich in Acht, Fürst!« sagte sie schneidendem Tone und mit einem drohenden Lächeln, welches jenen leichten Wolken glich, worauf der Admiral Lady Hamilton aufmerksam gemacht und welche das Nahen ein Sturmes verkündete. »Nehmen Sie sich in Acht! Nur die Personen, welche Lady Hamiltons Fest besuchen, werde zu den Festen des Hofes eingeladen.«

»Ach, Madame,« antwortete Caracciolo, ohne das seine heitere Ruhe durch diese Drohung nur im mindest gestört zu werden schien, »das Unwohlsein meiner armen Schwägerin ist so ernst, daß, wenn die von Eurer Majestät dem Admiral Nelson zu gebenden Feste auch einen Monat dauern sollten, sie denselben doch nicht beiwohnen könne wird, und mit meiner Nichte wird dies natürlich derselbe Fall sein, weil ein junges Mädchen von ihrem Alter um ihrem Namen selbst bei der Königin nicht ohne ihre Mutter erscheinen kann.«

»Es ist gut, mein Herr,« antwortete die Königin, die nicht länger an sich zu halten vermochte.

»Zur geeigneten Zeit und am geeigneten Ort werden wir uns dieser Weigerung zu erinnern wissen.«

Dann nahm die Lady Hamiltons Arm und sagte:

»Kommen Sie, liebe Emma.«

Nach einer Weile murmelte sie:

»Ha, diese Neapolitaner! diese Neapolitaner! Ich weiß wohl, daß sie mich hassen, aber ich stehe nicht hinter ihnen zurück. Ich verabscheue sie.«

Und mit raschem Schritt näherte sie sich der Schiffstreppe, jedoch nicht so rasch, daß der Admiral Caracciolo ihr nicht zugekommen wäre.

Auf ein Signal von ihm stimmte die Musik schmetternde Fanfaren an, die Kanonen donnerten von Neuem; die Glocken läuteten alle auf einmal und die Königin mit Wuth im Herzen und Emma mit Scham auf der Stirn stiegen mitten unter allen äußeren Zeichen von Freude und Triumph ans Land.

Der König, die Königin, Emma Lyonna und Nelson bestiegen den ersten Wagen, der Kronprinz, die Kronprinzessin, Sir William Hamilton und der Minister Acton den zweiten, und alle Uebrigen nach ihrem Belieben die folgenden.

Zuerst und auf dem geradesten Weg begab man sich nach der Kirche von Santa Clara, um hier ein Te Deum zu hören und ein Dankgebet zu verrichten.

Horaz Nelson, Sir William Hamilton und Emma Lyonna wären in ihrer Eigenschaft als Ketzer dieser Ceremonie gern überhoben gewesen, der König dagegen war ein zu guter Christ, besonders wenn er Furcht hatte, um zu gestatten, daß man dieses vergäße.

Das Te Deum ward von Monsignore Capece Zurio, Erzbischof von Neapel, gesungen, einem vortrefflichen Mann, dem vom Gesichtspunkte des Königs und der Königin aus nichts weiter zum Vorwurf gemacht werden konnte als allzugroße Hinneigung zu den freisinnigen Ideen.

Assistiert ward er bei Verrichtung dieses Triumphdienstes durch einen zweiten hohen geistlichen Würdenträger, den Cardinal Fabrizio Ruffo, welcher zu jener Zeit blos erst wegen seines eben nicht rühmlichen öffentlichen und Privatlebens bekannt war.

Auch ward die ganze Zeit, welche das Te Deum dauerte, von Sir William Hamilton, der ein eben so großer Sammler von scandalösen Anekdoten als archäologischen Merkwürdigkeiten war, benutzt, um Lord Nelson von den Abenteuern des vornehmen Porporato zu unterrichten.

Diese Mittheilungen bestanden in Folgendem und es ist wichtig, daß unsere Leser diesen Mann kennen lernen, welcher bestimmt ist, im Laufe der Ereignisse, welche wir zu erzählen haben, eine so bedeutende Rolle zu spielen.

Ein italienisches Sprichwort, welches die großen Familien verherrlichen und ihr geschichtliches Alter constatiren soll, sagt: »Die Apostel in Venedig, die Bourbonen in Frankreich, die Colonna in Rom, die San Severini in Neapel, die Ruffo in Calabrien.«

Der Cardinal Fabrizio Ruffo gehörte dieser berühmten Familie an.

Eine Ohrfeige, welche er als Knabe dem schönen Ange Braschi gegeben, welcher später unter dem Namen Pius der Sechste Papst ward, war der Ursprung seines Glückes.

Er war Neffe des Cardinals Tommaso Ruffo, Decan es heiligen Collegs. Eines Tages nahm Braschi, der damals päpstlicher Schatzmeister war, den kleinen Sohn eines Gönners auf die Knie und als der kleine Ruffo mit dem schönen blonden Haar des Schatzmeisters spielen wollte und dieser, indem er den Kopf fortwährend emporrichtete, ihm eine Marter bereitete, welche der des Tantalus glich, ersetzte der Knabe in dem Augenblick, wo Braschi den Kopf wieder zu ihm herabneigte, anstatt die Locken seines Haares zu fassen zu suchen, wie er bis jetzt gethan, ihm aus Leibeskräften eine schallende Ohrfeige.

Dreißig Jahre später fand Braschi, nachdem er Papst geworden, in dem Manne von vierunddreißig Jahren den Knaben wieder, der ihn geohrfeigt. Er erinnerte sich, daß dies der Neffe des Gönners war, dem er Alles zu verdanken hatte, und er machte ihn zu dem, was er in dem Augenblick, wo er jene Ohrfeige empfang, selbst gewesen, nämlich zum Schatzmeister des heiligen Stuhls, ein Amt, von welchem man blos zum Cardinal avanciert.

Fabrizio Ruffo führte das Schatzamt so gut, daß man nach Verlauf von drei oder vier Jahren ein Deficit von drei der vier Millionen entdeckte. Dies betrug also eine Million jährlich.

Pius der Sechste sah, daß er billiger wegstäme, wenn er Ruffo zum Cardinal machte, als wenn er ihn Schatzmeister bleiben ließe.

Demgemäß schickte er ihm den rothen Hut und ließ ihm die Schlüssel zum Schatzamte abverlangen.

Ruffo, der nun, anstatt Schatzmeister mit einer Million, Cardinal mit dreißigtausend Francs jährlich war, wollte nicht in Rom bleiben, um hier die Rolle eines ruinierten Mannes zu spielen.

Er ging daher nach Neapel und suchte, mit einem Empfehlungsbrief von Pius dem Sechsten versehen, um ein Amt bei dem König Ferdinand dem Vierten nach, dessen Unterthan er in seiner Eigenschaft als Calabrese war.

Ueber seine Fähigkeiten befragt, antwortete Ruffo, dieselben seien durchaus kriegerisch. Er habe Ancona befestigt und eine neue Methode zum Glühendmachen der Kugeln erfunden.

Deshalb verlangte oder wünschte er vielmehr einen Posten beim Kriegswesen oder bei der Marine.

Ruffo besaß eben nicht die Gabe, der Königin zu gefallen, und da es die Königin war, welche durch die Unterschrift ihres Günstlings Acton, des Premierministers, über die Anstellungen bei der Marine und beim Kriegswesen verfügte, so ward Ruffo selbst von untergeordneten Aemtern unerbittlich zurückgewiesen.

Der König ernannte nun aus Rücksicht auf den Empfehlungsbrief des Papstes den Cardinal zum Director seiner Seidenmanufacturen in San Leucio.

Ein wie seltsamer Posten dies auch für einen Cardinal war, besonders wenn man das Geheimniß ins Auge faßte, welches der Errichtung dieser Colonie zu Grunde lag, so nahm Ruffo denselben doch an.

Vor allen Dingen brauchte er Geld und der König hatte mit dem Titel des Directors der Colonie von San Leucio eine Abtei verbunden, welche zwanzigtausend Livres Renten eintrug.

Uebrigens war Ruffo sehr unterrichtet und selbst gelehrt, schön von Gesicht, noch jung, tapfer und stolz wie jene Prälaten aus der Zeit Heinrichs des Vierten und Ludwigs des Dreizehnten,

welche in ihren freien Augenblicken die Messe lasen und die ganze übrige Zeit den Harnisch trugen und das Schwert handhabten.

Sir Williams Mittheilungen dauerten gerade so lange als das Te Deum des Monsignore Capece Zurio.

Als das Te Deum beendet war, stieg man wieder in die Wagen und begab sich an das äußerste Ende der Straße von Chiaja, wo, wie wir bereits erwähnt, der Palast der englischen Gesandtschaft, eines der schönsten und größten Gebäude in Neapel, stand und noch steht.

Um sich von der Kirche von Santa Clara zu entfernen, mußten eben so wie um dahin zu gelangen, die Wagen im Schritt fahren, so sehr waren die Straßen mit Menschen angefüllt.

Der an die geräuschvollen und leichten Demonstrationen des Südens nicht gewohnte Nelson war ganz berauscht von diesem hunderttausendstimmigen Rufe: »Es lebe Nelson, es lebe unser Befreier!« und förmlich geblendet von den Tüchern aller Farben, die von hunderttausend Armen geschwenkt wurden.

Etwas setzte ihn mitten unter der lärmenden Größe seines Triumphs aber doch ein wenig in Erstaunen.

Es war dies die Vertraulichkeit der Lazzaroni, welche auf die Tritte, auf den Vorder- und Hintersitz des königlichen Wagens stiegen, und ohne daß der Kutscher, die Lakaien oder der Läufer sich darum zu kümmern schienen, den König beim Zopfe oder an der Nase zupften.

Dabei nannten sie ihn »Gevatter Nasone,« hießen ihn Du und fragten, an welchem Tage er wieder in Mergellina seine Fische verkaufen oder in San Carlo Maccaroni speisen würde.

Es war dies ein gewaltiger Abstand gegen die steife Majestät, welche die Könige von England zur Schau trugen, und gegen die Ehrfurcht, welche man gegen sie an den Tag legte.

Ferdinand schien sich aber über diese Vertraulichkeit so sehr zu freuen, beantwortete die zum Theil sehr unfeinen Bemerkungen, die man an ihn richtete, in so heiterem Tone und versetzte denen, welche ihn zu stark zupften, so kräftige Püffe, daß, als man an dem Thor des Gesandtschaftshotels ankam, Nelson in diesem Austausch von Vertraulichkeiten bloß die Freudenausbrüche von ihren Vater fanatisch liebenden Kindern und die Schwächen eines gegen seine Kinder allzu nachsichtigen Vaters sah.

Hier harrten seines Siegerstolzes neue Ueberraschungen.

Das Thor des Gesandtschaftshotels war in einen ungeheuren Triumphbogen verwandelt. Ueber demselben war das neue Wappen angebracht, welches der König von England dem Sieger von Abukir mit der Lordswürde zu gleich verliehen.

Zu beiden Seiten dieses Thores waren zwei vergoldete Masten gleich denen aufgepflanzt, die man an Festtagen auf der Piazzetta von Venedig errichtet, und von der Spitze dieser Masten flatterten lange rothe Wimpel mit den beiden Namen Horaz Nelson in goldenen Buchstaben, welche von dem Seewind entrollt und der Dankbarkeit des Volkes sichtbar gemacht wurden.

Die Treppe war ein Gewölbe von Lorbeeren und den seltensten Blumen, welche Nelsons Namenszug, das heißt in H und ein N, bildeten.

Die Livréeknöpfe der Lakaien, das Porzellangeschirr, Alles bis auf die Tischtücher der in der Gemäldegalerie hergerichteten ungeheuren Tafel von achtzig Couverts, Alles bis auf die Servietten der Gäste, war mit diesen beiden von einem Lorbeerkranz umgebenen Anfangsbuchstaben bezeichnet.

Eine Musik, welche sanft genug war, um die Conversation zu gestatten, ließ sich mit

ungreifbaren Aromas gemischt hören. Der ungeheure Palast war, gleich dem bezaubernden Wohnsitze Armida's, erfüllt von schwebenden Wohlgerüchen und unsichtbaren Melodien.

Man erwartete, um sich zur Tafel zu setzen, nur noch die Ankunft zweier Würdenträger, des Erzbischofs Capece Zurio und des Cardinals Fabrizio Ruffo.

Kaum waren sie angelangt, als den Regeln der königlichen Etikette gemäß, welche verlangt, daß die Könige, wo sie auch sein mögen, in ihrer eigenen Behausung sind, gemeldet ward, daß die Tafel ihrer Majestäten serviert sei.

Nelson erhielt seinen Platz dem König gegenüber, zwischen der Königin Marie Caroline und Lady Hamilton, angewiesen.

Wie jener Apicius, der auch in Neapel wohnte, welchem Tiberius die Fische schickte, die er für sich selbst zu groß und zu theuer fand, und der sich, als er nur noch einige Millionen besaß, das Leben nahm, indem er erklärte, es lohne nicht mehr der Mühe, zu leben, wenn man ruiniert sei, hatte auch Sir William Hamilton, indem er die Wissenschaft unter den Befehl der Gastronomie stellte, die Erzeugnisse der ganzen Welt in Contribution gesetzt.

Tausende von Kerzen spiegelten sich in den Candelabern, in den Krystallen und verbreiteten in dieser Zaubergallerie ein blendenderes Licht, als jemals die Sonne in den heißesten Stunden des Tages und an den hellsten, durchsichtigsten Tagen des Sommers gethan.

Dieses auf den Goldstickereien und den Diamanten der Ordenskreuze spielende Licht schien die vornehmen Gäste mit jener Glorie zu umgeben, welche in den Augen slavischer Völker aus den Königen, den Königinnen, den Prinzen, den Höflingen, mit einem Worte aus den Großen der Erde, ein Geschlecht von Halbgöttern und erhabenen bevorrechteten Wesen macht.

Bei jedem Gange ward ein Toast ausgebracht und der König Ferdinand gab selbst das Beispiel dazu, indem er den ersten Toast auf die glorreiche Regierung, das unumwölkte Gedeihen und das lange Leben seines vielgeliebten Veters und erhabenen Verbündeten Georgs des Dritten, Königs von England, ausbrachte.

Die Königin hatte allem Herkommen zuwider die Gesundheit Nelsons, des Befreiers von Italien, ausgebracht.

Ihrem Beispiele folgend, trank Emma Lyonna auf die Gesundheit des Helden vom Nil und verwandelte dann, indem sie Nelson das Glas reichte, in welches sie ihre Lippen getaucht, den Wein in Feuer.

Jeder dieser Toaste ward mit einem donnernden Beifalle aufgenommen, von welchem der Saal erbebte.

So gelangte man zu dem Dessert während eines immer noch wachsenden Enthusiasmus, den ein unerwarteter Umstand bis zum Wahnwitz steigerte.

In dem Augenblicke, wo die achtzig Gäste, um sich von der Tafel zu erheben, nur das Signal erwarteten, welches der König dadurch geben sollte, daß er sich selbst erhob, that er dies auch wirklich und Alle folgten seinem Beispiele.

Der König verließ jedoch die Tafel nicht, sondern blieb an seinem Platze stehen.

Sofort ward von den besten Sängern des Theaters San Carlo unter Begleitung von hundertzwanzig Instrumentalmusikern jener so ernste, tief melancholische Gesang, welchen Ludwig der Vierzehnte von Lulli componieren ließ, um dadurch Jacob den Zweiten, den Verbannten von Windsor und königlichen Gast von Saint-Germain zu ehren, das »God save the King«, angestimmt.

Jeder Vers ward wüthend applaudiert, und der letzte, länger und geräuschvoller als die übrigen, weil man nun den Gesang beendet glaubte, als eine reine, sonore, weithin hallende Stimme folgenden, für diese Gelegenheit hinzugedichten Vers begann, dessen Verdienst mehr in der Absicht, die ihn dictiert, als in wirklich poetischem Werthe bestand:

»D'rum Heil Dir, starker Held,
Dich preist die ganze Welt,
Zu Frankreichs Spott.
Egyptens Wüstensand
Singt, wie das stolze Land,
Wo deine Wiege stand:
Dich segne Gott!«

Diese Worte, so mittelmäßig sie auch waren, hatten einen allgemeinen Beifallssturm zur Folge, der im Begriffe stand, sich in noch höherem Grade zu wiederholen, als plötzlich den Gästen das Wort auf der Zunge erstarb und die scheuen Blicke sich nach der Thür wendeten, als ob Bancos Geist oder der steinerne Gast auf der Schwelle des Festsaaes erschienen wäre.

Ein Mann von hohem Wuchse und mit drohender Miene stand in der Umrahmung der Thür, mit jenem strengen und doch prachtvollen republikanischen Costüme bekleidet, welches hier in dieser Flut von Licht bis in die geringsten Einzelheiten sichtbar ward.

Er trug den blauen Rock mit breiten Aufschlägen, die rothe goldgestickte Weste, die dicht anliegenden weißen Beinkleider und die umgeschlagenen Stiefel. Die linke Hand stützte sich auf den Griff eines Säbels, die rechte verbarg sich unter dem Brusttheile des Rockes und – o unverzeihliche Frechheit! – auf dem Kopfe trug er den dreieckigen Hut, auf welchem der dreifarbig Federbusch wallte, das Emblem jener Revolution, welche das Volk auf die Höhe des Thrones gehoben und die Könige auf das Blutgerüst herabgeschleudert hatte.

Es war der Gesandte Frankreichs, jener selbe Garat, welcher im Namen des Nationalconvents Ludwig dem Sechzehnten im Gefängniß des Tempel das Todesurtheil vorgelesen hatte.

Man begreift die Wirkung, welche in einem solchen Augenblick durch eine solche Erscheinung hervorgerufen werden mußte.

Mitten unter einer Todtenstille, welche es Niemanden einfiel zu unterbrechen, sagte er in festem, lautem sonorem Tone:

»Trotz der sich fortwährend erneuernden Verräthereien dieses lügnerischen Hofes, welchen man den Hof der beiden Sicilien nennt, zweifelte ich immer noch. Ich wollte mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören. Ich habe nun gesehen und gehört. Bündiger als jener Römer, welcher in einer Falte seiner Toga dem Senat von Karthago den Frieden oder den Krieg brachte, bringe ich blos den Krieg, denn den Frieden haben Sie heute verläugnet. Also, König Ferdinand, also, Königin Caroline, den Krieg, weil Sie ihn wollen, aber es wird ein Vertilgungskrieg sein, der Ihnen, ich sage Ihnen dies im Voraus, trotz des Mannes, welcher der Held dieses Festes ist, trotz der heuchlerischen Macht, welche er repräsentiert, Thron und Leben kosten wird. Adieu! Ich verlasse Neapel, die Stadt des Meineids. Schließen Sie die Thore derselben hinter mir, versammeln Sie Ihre Soldaten hinter Ihren Mauern, lassen Sie Ihre Festungen von Geschützen starren, vereinigen Sie Ihre Flotten in Ihren Häfen, Sie werden die Rache Frankreichs wohl verzögern, aber nur um so unvermeidlicher und furchtbarer machen, denn Alles wird weichen vor dem Rufe der großen Nation: *Es lebe die Republik!*«

Und den neuen Belsazar und seine Gäste entsetzt vor den vier magischen Worten stehen

lassend, welche er zuletzt gesprochen und welche ein Jeder mit Flammenzügen an der Wand des Festsaaes zu lesen glaubte, entfernte er sich gleich dem Herold der alten Römer, welcher den brennenden blutigen Wurfspieß, das Symbol des Krieges, auf den Boden des Feindes schleuderte, mit langsamen Schritten und ließ die Scheide eines Säbels die Marmorstufen der Treppe hinabklirren.

Kaum war dieses Geräusch verhallt, so folgte das eines Postwagens, der, von vier kräftigen Pferden gezogen, davonrollte.

Fünftes Capitel.

Der Palast der Königin Johanna.

Es gibt in Neapel am äußersten Ende von Mergellina, an der Straße nach Pausilippo, welche zu der Zeit, von welcher wir hier sprechen, ein kaum fahrbarer schmaler Weg war, eine seltsame Ruine, die ihrer ganzen Länge nach auf einer Felsenklippe steht, welche unaufhörlich von den Wellen des Meeres gespült wird, so daß zu den Stunden der Flut diese bis in die unteren Gemächer eindringt.

Wir haben gesagt, es sei eine seltsame Ruine, und sie ist es auch in der That, denn es ist die eines Palastes, welcher niemals vollendet worden und der sich im Zustand der Hinfälligkeit befindet, ohne jemals das Leben gesehen zu haben.

Das Volk, in dessen Erinnerung das Verbrechen eine hartnäckigere Lebensdauer hat als die Tugend, das Volk, welches in Rom, die wohlthätigen und fruchtbringenden Regierungen Marc Aurel's und Trajans vergessend, dem Reisenden nicht eine einzige Ruine zeigt, welche sich auf das Leben dieser beiden Kaiser bezöge, das Volk, welches sich heute noch für den Vergifter des Britannicus und den Mörder Agrippinas enthusiasmiert, das Volk bringt den Namen des Sohnes von Domitius Aenobarbus mit allen Monumenten in Verbindung, selbst mit solchen, die achthundert Jahre nach ihm errichtet worden, und zeigt jedem Vorübergehenden die Bäder des Nero, den Thurm des Nero, das Grabmal des Nero.

Eben so macht es das Volk von Neapel, welches die Ruine von Mergellina den Palast der Königin Johanna nennt, obschon ihre dem siebzehnten Jahrhundert angehörende Architektur dieser Behauptung offenbar widerspricht.

Dieser Palast ist nicht durch die königsmörderische Gattin Andreas oder durch die ehebrecherische Maitresse Sergianis Caracciolo erbaut, sondern durch Anna Caraffa, die Gattin des Herzogs von Medina, Günstlings jenes Herzogs Olivarez, den man den Grafenherzog nannte und welcher selbst der Günstling des Königs Philipp des Vierten war.

Olivarez' Sturz hatte auch den Medinas zur Folge, der nach Madrid zurückgerufen ward und in Neapel seine Gattin als Ziel des doppelten Hasses zurückließ, welchen sie durch ihren Stolz, er durch seine Tyrannei erweckt.

Je demüthiger und stummer die Völker während der Glückstage ihrer Unterdrücker sind, desto unversöhnlicher sind sie am Tage des Sturzes derselben.

Die Neapolitaner, welche, so lange die Macht des nun in Ungnade gefallenen Vicekönigs gedauert, kein Murren hören gelassen, verfolgten ihn nun in seiner Gemahlin, und Anna Caraffa verließ, vernichtet durch die Verachtung der Aristokratie und die Schmähungen und Beleidigungen, welche sie vom Pöbel zu ertragen hatte, Neapel, ebenfalls um in Portici zu sterben, während sie ihren Palast als Symbol ihres so plötzlichen Glückswechsels halb vollendet zurückließ.

Seit dieser Zeit hat das Volk diesen Steinkoloß zum Gegenstand eines unheimlichen Aberglaubens gemacht.

Obschon die Phantasie der Neapolitaner nur einen mittelmäßigen Hang zu der nebelhaften

Poesie des Nordens hat und die Gespenster, die gewohnten Gäste dicker Dünste, sich nicht in die durchsichtige Atmosphäre der modernen Parthenope wagen, so haben sie doch, man weiß selbst nicht warum, diese Ruine mit unbekanntem böswilligen Geistern bevölkert, welche die Ungläubigen behexen, die keck genug sind, sich in dieses Skelett von einem Palast zu wagen, oder die, welche, noch kecker, versucht haben, ihn zu vollenden – trotz des Fluches, der darauf lastet, und trotz des Meeres, welches bei seinem immer höheren Steigen mehr und mehr eindringt.

Man sollte meinen, daß in dem vorliegenden Falle die unbeweglichen und unempfindlichen Mauern menschliche Leidenschaften geerbt haben, oder daß die rachsüchtigen Seelen Medinas und Anna's nach dem Tode wiederum ihren Wohnsitz in diesen verlassenen Räumen genommen haben, deren Bewohnung ihnen bei ihren Lebzeiten nicht gestattet war.

Dieser Aberglaube ward in der Mitte des Jahres 1798 durch die Gerüchte bestätigt, welche sich ganz besonders unter den Bewohnern von Mergellina, das heißt eines Ortes verbreiteten, welcher dem Schauplatz dieser düsteren Traditionen am nächsten liegt.

Man erzählte, man habe seit einiger Zeit in dem Palast der Königin Johanna – denn wir haben es bereits gesagt, das Volk gab ihm beharrlich diesen Namen und wir behalten als Romanschreiber denselben bei, obschon wir als Archäolog dagegen protestieren – man erzählte, man habe Kettengeklirr und Seufzer gehört und durch die gähnenden Fenster unter den düsteren Arcaden blaßblaue Lichterchen gesehen, welche in den feuchten unbewohnten Sälen umherirrten.

Man behauptete endlich – und es war ein alter Fischer Namens Basso Tomeo, welchem man das unbedingtste Vertrauen schenkte, der es erzählte – man behauptete, daß diese Ruinen ein Schlupfwinkel von Uebelthätern geworden seien.

Die Grundlage, worauf Basso Tomeo diese letzte Versicherung stützte, war folgende:

Während einer stürmischen Nacht, wo trotz der Furcht, welche das verwünschte Schloß ihm einflößte, er sich genöthigt gesehen, Zuflucht in einem kleinen Henkel zu suchen, den die Klippe, auf der es erbaut ist, von Natur bildet, hatte er in dem Dunkel der langen Corridors Schatten hinschweben sehen, welche mit dem langen Gewand der Bianchi bekleidet waren, das heißt mit dem Costüm der Büsser, welche den zum Galgen oder zum Schaffot verurtheilten Delinquenten in ihren letzten Augenblicken zur Seite stehen.

Er sagte auch noch mehr. Er sagte, gegen Mitternacht – er konnte genau die Stunde angeben, denn er hatte sie auf der Kirche der Madonna de Piedi Grotta schlagen gehört – habe er einen jener Männer oder jener Dämonen gesehen.

Derselbe war auf dem Felsen, an dessen Fuße das Boot des Fischers lag, einen Augenblick stehen geblieben, und dann an der steilen Böschung, die nach dem Meere hinabführt, herabgleitend, gerade auf ihn zugekommen.

Erschrocken über diese Erscheinung hatte der alte Fischer die Augen geschlossen und sich gestellt, als schliefe er. Einen Augenblick später hatte er gefühlt, wie ein Boot sich unter der Last eines Körpers neigte. Von immer höher steigender Angst gefoltert, hatte er ein wenig die Augen geöffnet, um zu erspähen, was über ihm vorginge, und wie eine Wolke hindurch hatte er jene gespenstische Gestalt gesehen, die sich mit einem Dolche in der Hand über ihn neigte.

Die Spitze dieses Dolches hatte er einen Augenblick später an seiner Brust gefühlt. Ueberzeugt jedoch, daß das menschliche oder übermenschliche Wesen, mit welchem er zu thun

hatte, sich bloß Gewißheit verschaffen wolle, ob er wirklich schlief, hatte er sich unbeweglich verhalten und seinen Athemzug so gut als möglich dem eines Menschen nachgeahmt, der in den tiefsten Schlaf versenkt ist.

In der That hatte die furchtbare Erscheinung, nachdem sie sich einen Augenblick lang über ihn geneigt, sich plötzlich auf dem Felsen vollständig wieder aufgerichtet und mit demselben Schritt und mit derselben Leichtigkeit, wie sie herabgekommen, den Felsen wieder zu ersteigen begonnen.

Ebenso wie vor dem Herunterkommen war sie dann auch einen Augenblick lang oben stehen geblieben, um sich zu überzeugen, daß Basso Tomeo immer noch schlief, und dann in die Ruinen hinein verschwunden, aus welchen sie hervorgekommen.

Die erste Bewegung, welche Basso Tomeo gemacht, war die gewesen, daß er nach seinen Rudern griff, um schnell zu entfliehen. Er hatte jedoch bedacht, daß er, wenn er fliehe, gesehen werden, daß man dann merken würde, er habe nicht geschlafen, sondern sich bloß so gestellt – eine Entdeckung, welche ihm, sei es nun sofort, sei es später, sehr nachtheilig werden konnte.

Auf alle Fälle war der Eindruck auf den alten Basso Tomeo ein so tiefer gewesen, daß er mit seinen drei Söhnen Gennaro, Luigi und Gaetano, seiner Frau und seiner Tochter Assunta von Mergellina hinweg und nach Marinella, das heißt ans andere Ende von Neapel und auf die entgegengesetzte Seite des Hafens gezogen war.

Alle diese Gerüchte hatten unter der neapolitanischen Bevölkerung, der abergläubischsten, die es gibt, begreiflicher Weise eine immer größere Consistenz gewonnen.

Jeden Tag oder vielmehr jeden Abend wurden von dem äußersten Ende von Pausilippo an bis zur Kirche der Madonna de Pie di Grotta an Bord der Barken, auf welchen die Fischer die Stunde erwarten, wo sie ihre Netze auswerfen, oder in dem Wohnzimmer, wo die ganze Familie beisammen saß, neue Geschichten erzählt, von welchen die eine immer schrecklicher war als die andere.

Was die intelligenten Personen betraf, welche nicht so leicht an Geistererscheinungen und verwünschte Ruinen glauben, so waren sie gleichwohl die Ersten, welche diese Gerüchte weiter verbreiteten, oder wenigstens sie ohne Widerspruch weiter erzählen ließen.

Sie maßen nämlich die Ereignisse, welche zu allen diesen Volkssagen Anlaß gaben, weit ernsteren und besonders weit drohenderen Ursachen bei, als Erscheinungen von Gespenstern und Seufzern gemarterter Seelen.

Das, was man sich leise, nachdem man sich vorher mit unruhiger Miene umgeschaut, von Vater zu Sohn, von Bruder zu Bruder, von Freund zu Freund erzählte, war nämlich Folgendes:

Man sagte, die Königin Marie Caroline habe durch die in Frankreich von der Revolution hervorgerufenen Ereignisse, welche den Tod ihres Schwagers Ludwigs des Sechzehnten und ihrer Schwester Marie Antoinettens herbei geführt, bis zum Wahnsinn aufgestachelt, zur Verfolgung der Jacobiner eine Staatsjunta eingesetzt, welche, wie man wußte, drei unglückliche junge Leute, Emanuele de Deo, Vitaliano und Galiani, die alle drei zusammen noch nicht das Alter eines Greises hatten, zum Tode verurtheilt.

In Anbetracht des Murrens aber, welches diese dreifache Hinrichtung hervorgerufen, und da Neapel geneigt war, aus den angeblichen drei Verbrechern drei Märtyrer zu machen, so sagte man, habe die Königin, ihre Rache im Dunklen, aber nicht minder sicher verfolgend, in einem Zimmer des Palastes, welches man wegen der Finsterniß, in welcher die Richter und die

Ankläger weilten, das finstere Zimmer nannte, eine Art geheimes, unsichtbares Tribunal errichtet, welches man das Tribunal *des heiligen Glaubens* nannte.

In diesem Zimmer und vor diesem Tribunal empfangen man die Aussagen nicht bloß unbekannter, sondern auch maskierter Ankläger; man spreche hier Urtheile, welchen nur die Angeklagten beiwohnten, und die denselben erst bekannt gemacht würden, wenn sie schon dem Vollstrecker dieser Urtheile, Pasquale de Simone, gegenüberstünden, welcher mochte nun die gegen Caroline erhobene Anklage wahr oder falsch sein, in Neapel nur unter dem Namen des *Sbirren der Königin* bekannt war.

Dieser Pasquale von Simone sagte, wie man versicherte, dem Verurtheilten nur ein einziges leises Wort und sein Stoß war so sicher, daß derselbe allemal tödtlich war.

Uebrigens, erzählte man ferner, ließe der Mörder allemal in der Wunde den Dolch zurück, auf dessen Griff die beiden Buchstaben S. F. – Santa Fede – durch ein Kreuz getrennt eingraviert seien.

Es fehlte nicht an Leuten, welche wirklich derartige Leichen aufgehoben und den rächenden Dolch in der Wunde vorgefunden zu haben erklärten.

Noch weit mehr aber gab es deren, welche gestanden, daß sie bei dem Anblick eines auf der Erde liegenden Cadavers die Flucht ergriffen, und zwar ohne sich erst die Mühe genommen zu haben, nachzusehen, ob der Dolch in der Wunde stecken geblieben sei oder nicht, und noch weit weniger, ob dieser Dolch, wie jener der heiligen Vehme in Deutschland, auf einer Klinge irgend ein Zeichen trug, welches die Hand verrieth, die sich dieser Waffe bedient hatte.

Es war auch noch eine dritte Version in Umlauf, die vielleicht nicht die wahrste, obschon die wahrscheinlichste war.

Dieselbe lautete dahin, daß eine Bande von Missethättern, die in Neapel, wo die Galeeren bloß die Landhäuser des Verbrechens sind, so häufig angetroffen werden, für eigene Rechnung arbeiten und sich dadurch Straflosigkeit zu sichern wissen, daß sie glauben machen, sie arbeiten für Rechnung der königlichen Rache.

Welche von diesen Versionen nun die gegründete sein oder der Wahrheit am nächsten kommen mochte, so öffnete während des Abends jenes selben 22. September, während die Feuerwerke auf dem Schloßplatze, auf dem Mercatello und dem Platze delle Pigue abgebrannt wurden, während die Menge gleich einem zwischen zwei steilen Ufern dahinrauschenden Strom sich unter der Flammenarcade der Illumination in die einzige Arterie, welche das Leben von einem Ende Neapels zum andern trägt, das heißt in die Toledostraße ergoß, während man sich in dem Palast der englischen Gesandtschaft von dem durch die Erscheinung des französischen Gesandten und das von ihm geschleuderte Anathema verursachten Schrecken zu erholen begann – während Alles dies geschah, sagen wir, öffnete sich eine kleine hölzerne Thür, die auf die einsamste Stelle des Weges nach Pausilippo zwischen der Klippe von Frisa und dem Restaurant de la Schiava herausführte, von außen nach innen, um einen Mann heraustreten zu lassen, der sich in einen großen Mantel gehüllt, mit welchem er den unterm Theil seines Gesichtes verdeckte, während der obere Theil sich in dem Schatten verlor, den ein bis auf die Augen hereingezogener breitkrämpiger Hut darüberwarf.

Nachdem dieser Mann die Thür wieder sorgfältig hinter sich verschlossen, schlug er einen schmalen Fußsteig ein, der am Rande der steilen Böschung hin nach dem Meer hinab und unmittelbar nach dem Palaste der Königin Johanna führte.

Anstatt jedoch bis ganz an den Palast zu reichen, endete dieser Fußweg an einem steilen Felsen, welcher den Abgrund um zehn bis zwölf Fuß überragte.

Auf diesem Felsen lag für den Augenblick jedoch ein Brett, dessen anderes Ende auf dem Sims eines Fensters der ersten Etage des Schlosses ruhte und eine bewegliche Brücke bildete, die fast ebenso schmal war als jene Rasirmesserschneide, welche man passieren muß, um die Schwelle von Mahomed's Paradies zu erreichen.

Wie schmal und unsicher diese Brücke aber auch war, so betrat der Mann im Mantel dieselbe doch mit einer Sorglosigkeit, welche verrieth, daß er diesen Weg schon oft gewandelt.

In dem Augenblick jedoch, wo er im Begriff stand das Fenster zu erreichen, kam ein im Innern verborgen gewesener Mann zum Vorschein und vertrat dem Ankommenden den Weg, indem er ihm eine Pistole auf die Brust setzte.

Der Mann im Mantel hatte dieses Hinderniß ohne Zweifel erwartet, denn er schien dadurch nicht im Mindesten erschreckt oder auch nur beunruhigt zu werden.

Er machte vielmehr ein freimaurerisches Zeichen, murmelte dem, der ihm den Weg versperrte, die Hälfte eines Wortes zu, welches letzterer vollendete, indem er zugleich, den Eintritt in die Ruine frei ließ, was dem Manne im Mantel gestattete, von dem Fenstersims in das Zimmer hinabzusteigen.

Nachdem dies geschehen, wollte der Letztgekommene seinen Genossen auf dem Posten am Fenster, wie dies ohne Zweifel Gebrauch war, ablösen, um einen neuen Ankömmling zu erwarten, gerade so, wie auf der obersten Stufe der Treppe der königlichen Gruft von Saint-Denis der letztverstorbene König von Frankreich seinen Nachfolger erwartet.

»Es ist nicht nöthig, sagte der, welcher bis jetzt Wache gestanden. »Wir sind schon Alle eingetroffen, mit Ausnahme Velascos, der erst um Mitternacht kommen kann.«

Beide zogen nun mit vereinten Kräften das Brett an sich, welches die von dem Felsen in die Ruine führende fliegende Brücke bildete, lehnten es an die Wand und verloren, nachdem sie auf diese Weise es jedem Uneingeweihten unmöglich gemacht, ihnen zu folgen, sich in den Schatten, der im Innern der Ruinen noch viel dichter war als außerhalb derselben.

Wie schwarz, diese Finsterniß aber auch war, so schien sie doch für die beiden Genossen kein Geheimniß zu haben.

Beide folgten ohne Zögern einer Art Corridor, in welchen durch die Ritzen der Decke ein Schimmer von Sternenlicht drang, und gelangten so bis an die ersten Stufen einer Treppe, die kein Geländer hatte, aber breit genug war, um ohne Gefahr begangen werden zu können.

An einem der Fenster des Zimmers, nach welchem diese Treppe führte und welches die Aussicht auf das Meer hatte, erkannte man eine menschliche Gestalt, welche durch ihre Schwärze wohl von innen sichtbar war, von außen aber unmöglich zu erkennen gewesen wäre.

Beim Geräusche der Tritte drehte dieser Art Schatten sich herum.

»Sind wir Alle beisammen?«, fragte er.

»Ja, Alle,« antworteten die beiden Stimmen.

»Dann,« sagte der Schatten, »bleibt uns Niemand weiter zu erwarten, als der Abgesandte von Rom.«

»Wenn er nicht bald kommt, so zweifle ich, daß er wenigstens diese Nacht das gegebene Wort wird halten können,« sagte der Mann im Mantel, indem er einen Blick auf die Wogen warf, welche unter dem ersten Hauche des Sirocco zu schäumen begannen.

»Ja, das Meer fängt an zu zürnen,« antwortete der Schatten; »wenn er aber wirklich der Mann ist, den Hector uns versprochen, so wird er sich durch eine solche Kleinigkeit nicht abhalten lassen.«

»Durch eine solche Kleinigkeit! Wie Du doch sprichst, Gabriel! Der Südwind ist losgelassen und in einer Stunde wird das Meer nicht mehr zu halten sein. Es ist der Neffe eines Admirals, der Dir dies sagt.«

»Wenn er nicht zur See kommt, so kommt er zu Lande. Wenn er nicht in einem Boot kommt, so kommt er geschwommen, und wenn er nicht geschwommen kommt, so kommt er in einem Luftballon,« sagte eine junge, frische, kräftige Stimme. »Ich kenne meinen Mann, denn ich habe ihn bei der Arbeit gesehen. Sobald er zu dem General Championnet gesagt hat: »Ich werde gehen,« so wird er auch gehen, müßte er auch das Feuer der Hölle passieren.«

»Uebrigens ist es auch noch Zeit, hob der Mann im Mantel wieder an. »Die Versammlung sollte zwischen elf und zwölf Uhr stattfinden, und – hier ließ er seine Repetiruhr schlagen, »Ihr sehet, es ist noch nicht elf.«

»Dann,« sagte der, welcher sich für den Neffen eines Admirals ausgegeben und der aus diesem Grunde sich auf die Zeit verstehen mußte, »dann bin ich als der Jüngste an der Reihe, an diesem Fenster Wache zu halten und an Euch, die Ihr die reifen Männer und klugen Köpfe seid, ist es, zu berathschlagen. Geht daher hinunter in das Berathungszimmer. Ich bleibe hier und sobald ich ein Boot mit einer Laterne am Bug erblicke, melde ich es Euch sofort.

»Wir haben nicht zu berathen, aber wir haben jedenfalls eine gewisse Anzahl Neuigkeiten auszutauschen. Der Rath, welchen Nicolino uns gibt, ist daher gut, obschon er uns von einem Narren gegeben wird.«

»Wenn man mich wirklich für einen Narren hält, sagte Nicolino, »so gibt es hier vier Männer, die noch unsinniger sind als ich. Es sind dies die, welche, obschon die wissen, daß ich ein Narr bin, mich in ihre Complotte eingeweiht haben, denn, meine guten Freunde, wenn Ihr Euch auch Philomati nennt und euren Sitzungen einen wissenschaftlichen Vorwand gebt, so seid Ihr doch ganz einfach weiter nichts als Freimaurer, eine in dem Königreiche beider Sicilien geächtete Secte, und Ihr habt Euch verschworen, Seine Majestät den König Ferdinand zu stürzen und die parthenopeische Republik zu errichten, was das Verbrechen des Hochverraths, das heißt die Todesstrafe in sich begreift. Aus der Todesstrafe machen wir, mein Freund Hector Caraffa und ich, uns gar nicht viel, weil wir ja in unserer Eigenschaft als Patrizier enthauptet werden, wodurch unserem Wappen kein Makel zugefügt wird. Du aber, Manthonnet, Du Schipani, und Cirillo, welcher unten ist, Ihr, die Ihr weiter nichts seid als Männer von Herz, von Muth, von Gelehrsamkeit, von Verdienst, Ihr, die Ihr hundertmal mehr werth seid als wir, aber das Unglück habt, bürgerliche Canaillen zu sein, Ihr werdet einfach kurz und hoch gehängt. Ha, ich will nicht lachen, liebe Freunde, wenn ich aus dem Fenster der Mannaja¹ Euch am Ende eurer Stricke baumeln sehe, dafern nämlich der illustrissimo Signore Don Pasquale de Simone mich nicht auf Befehl Ihrer Majestät der Königin dieses Vergnügens beraubt. – So geht denn an euere Berathung, geht, und wenn es etwas Unmögliches zu thun gibt, das heißt etwas, was nur ein Narr verrichten kann, so denkt an mich.«

Diejenigen, an welche dieser Rath gerichtet war, schienen derselben Meinung zu sein wie der, welcher ihn gab, denn halb lachend, halb die Achseln zuckend, ließen sie Nicolino als Schildwache am Fenster zurück, gingen eine Wendeltreppe hinunter, auf deren Stufen der Schimmer einer Lampe fiel, die ein Gemach erleuchtete, welches unterhalb des Meeresspiegels

in den Felsen gehauen und aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Architekten des Herzogs von Medina zu dem edlen Zwecke bestimmt gewesen, unter dem prosaischen Namen eines Kellers zum Aufbewahrungsort der besten spanischen und portugiesischen Weine zu dienen.

In diesem Keller – denn trotz der Poesie und des Ernstes unseres Gegenstandes müssen wir die Dinge bei ihrem richtigen Namen nennen – in diesem Keller saß ein Mann gedankenvoll und in Betrachtungen versunken, mit dem Ellbogen auf einen steinernen Tisch gestützt.

Sein zurückgeschlagener Mantel ließ den Schein der Lampe auf ein bleiches und durch Nachtwachen abgemagertes Gesicht fallen.

Vor ihm auf dem Tische sah man einige Papiere, Schreibfedern, ein Tintenfaß und so, daß er sie mit der Hand erreichen konnte, ein Paar Pistolen und einen Dolch.

Dieser Mann war der berühmte Arzt Domenico Cirillo.

Die drei andern Verschworenen, welche Nicolino zur Berathung geschickt und mit den Namen Schipani, Manthonnet und Hector Caraffa bezeichnet, traten einer nach dem andern in den Ring des bleichen, zitternden Lichtes, welches die Lampe verbreitete, entledigten sich ihrer Mäntel und Hüte, legten Jeder ein paar Pistolen vor sich hin und begannen nicht zu berathen, sondern die Neuigkeiten auszutauschen, welche in der Stadt die Runde machten und welche jeder Einzelne zu sammeln im Stande gewesen war.

Da wir eben so gut oder vielmehr noch besser als sie von Allem unterrichtet sind, was an jenem so ereignißvollen Tage geschehen war, so wollen wir, in der Voraussetzung, daß unsere Leser damit einverstanden sind, die Verschworenen über diesen Gegenstand, der für uns kein Interesse mehr haben könnte, sprechen lassen und dagegen die kurze Lebensgeschichte dieser fünf Männer mittheilen, welche berufen sind, bei den Vorgängen, welche wir zu erzählen beabsichtigen, eine wichtige Rolle zu spielen.

Sechstes Capitel.

Der Abgesandte von Rom.

Sehen wir denn, wer eigentlich jene fünf Männer waren, von welchen Nicolino in seiner spöttischen Aeußerung, ohne sich selbst zu schonen, drei dem Galgen und zwei der Guillotine geweiht hatte, eine Prophezeiung, die übrigens bis auf Einen für Alle wörtlich in Erfüllung gehen sollte.

Der, welcher allein gedankenvoll und in Betrachtungen versunken mit dem Ellbogen auf den steinernen Tisch gestützt saß, und, wie wir schon bemerkt, Domenico Cirillo hieß, war ein Mann des Plutarch, einer der gewaltigsten Repräsentanten des Alterthums, die jemals auf dem Boden von Neapel erschienen sind.

Er gehörte weder dem Lande noch der Zeit an, worin er lebte, und er besaß so ziemlich alle Eigenschaften, von welchen eine einzige hingereicht haben würde, um einen großen Mann zu machen.

Geboren war er im Jahre 1734, in demselben Jahre, wo Carl der Dritte den Thron bestieg, zu Grumo, einem kleinen Dorfe.

Seine Familie ist von jeher eine Pflanzschule berühmter Aerzte, gelehrter Naturforscher und unbestechlicher Magistratspersonen gewesen.

Als er zwanzig Jahre alt war, bewarb er sich um den Lehrstuhl der Botanik und erhielt denselben auch.

Dann machte er eine Reise durch Frankreich, lernte Nollet, Buffon, d'Alembert, Diderot und Franklin kennen und würde ohne eine große Liebe zu seiner Mutter – dies sagte er selbst – einem eigentlichen Vaterlande entsagend, gern in dem Vaterlande seines Herzens geblieben sein.

Nach Neapel zurückgekehrt, setzte er seine Studien fort, und ward einer der ersten Aerzte seiner Zeit.

Ganz besonders war er als der Arzt der Armen bekannt.

Er erklärte, die Wissenschaft dürfe, wenn man ein wahrer Christ sein wolle, keine Quelle des Reichthums, sondern müsse vielmehr ein Mittel sein, um dem Elende zu Hilfe zu kommen.

Wenn er daher gleichzeitig zu einem reichen Bürger und einem armen Lazzarone gerufen ward, so ging er vorzugsweise zu dem Armen, dem er, so lange er in Gefahr schwebte, mit seiner Kunst beistand, und ihn später, wenn er sich auf dem Wege der Genesung befand, mit seinem Gelde unterstützte.

Trotzdem, oder richtiger gesagt, eben deswegen war er am Hofe nicht gern gesehen, namentlich im Jahre 1791, einer Zeit, wo die Furcht vor den revolutionären Ideen und der Haß gegen die Franzosen den König Ferdinand und seine Gemahlin Caroline gegen Alles erbitterten, was Neapel an edlen Herzen und intelligenten Köpfen besaß.

Seit dieser Zeit lebte er in halber Ungnade und da er für ein unglückliches Land keine andere Hoffnung sah, als in einer mit Hilfe derselben Franzosen, die er so sehr geliebt, daß er zwischen ihnen und seiner eigenen Mutter und seinem eigenen Vaterlande geschwankt, zu Stande

gebrachten Revolution, so trat er mit der philosophischen Entschlossenheit seiner Seele und der ruhig sanften Zähigkeit seines Charakters einem Complot bei, welches den Zweck hatte, die Autorität Frankreichs an die Stelle der Tyrannei der Bourbons zu setzen.

Er verhehlte sich nicht, daß er dabei seinen Kopf aufs Spiel setzte; aber ruhig, ohne falschen Enthusiasmus beharrte er bei seinem Project, so gefährlich dasselbe auch war, ebenso wie er auf dem gefährlichen Vorsatz beharrt haben würde, eine an der Cholera oder am Typhus erkrankte Bevölkerung mit Gefahr seines eigenen Lebens zu pflegen.

Seine Genossen, die jünger und heißblütiger waren als er, fügten sich in allen Dingen seinen Rathschlägen.

Er war der Faden, der sie in dem Labyrinth leitete, das Licht, welchem sie in der Finsterniß folgten, und das melancholische Lächeln, womit er die Gefahr kommen sah, die milde Salbung, womit er von den Auserwählten sprach, welche das Glück haben, für das Wohl des Menschengeschlechts zu sterben, äußerten auf ihr Gemüth einen gewissen Grad jenes Einflusses, den Virgil dem Gestirn zuschreibt, welches bestimmt ist, die Finsterniß der Nacht zu zerstreuen und an ihre Stelle das schützende, wohlwollende Schweigen der Nacht zu setzen.

Hector Caraffa, Graf von Ruvo, Herzog von Andria, derselbe, welcher sich in das Gespräch gemischt, um für die hartnäckige Willenskraft und den kaltblütigen Muth des Mannes zu bürgen, den man erwartete, war einer jener Athleten, welche Gott für die politischen Kämpfe schafft, das heißt eine Art aristokratischer Danton, mit einem unerschrockenen Herzen, einem unversöhnlichen Gemüth und einem schrankenlosen Ehrgeiz.

Er liebte die schwierigen Unternehmungen instinctartig und ging der Gefahr mit demselben Schritt entgegen, womit ein Anderer geflohen wäre. In der Wahl der Mittel war er unbedenklich, dafern er nur das Ziel erreichte.

In seinem Leben energisch, war er, was man nicht für möglich gehalten hätte, in seinem Tode noch energischer. Er war mit einem Wort einer jener gewaltigen Hebel, welche die Vorsehung, die über den Völkern wacht, den zu ihrer Befreiung bestimmten Revolutionen in die Hand gibt.

Er stammte aus der berühmten Familie der Herzöge von Andria und trug den Titel eines Grafen von Ruvo. Er verschmähte jedoch einen Titel und alle diejenigen seiner Ahnen, welche sich keinen Anspruch auf den Dank der Geschichte erworben, und sagte unaufhörlich, unter einem Slavenvolke könne es keinen wahren Adel geben.

Gleich der erste Hauch der republikanischen Ideen, welche mit Latouche Tréville nach Neapel gekommen, hatte ihn entzündet. Mit seiner gewohnten Kühnheit hatte er sich in die gefährliche Sphäre der Revolutionen geworfen und obschon durch seine Stellung gezwungen, bei Hofe zu erscheinen, war er der eifrigste Apostel und thätigste Verbreiter der neuen Grundsätze geworden.

Ueberall, wo man von Freiheit sprach, sah man wie auf einen Zauberspruch in demselben Augenblick Hector Caraffa erscheinen.

Schon im Jahre 1795 war er deshalb festgenommen und mit den von der Staatsjunta bezeichneten ersten Patrioten nach dem Castel Sam Elmo gebracht worden.

Hier war er zu einer großen Anzahl junger Officiere von der Garnison des Castells in nähere Beziehung getreten. Seine feurigen Worte erweckten auch in diesen die Liebe zur Republik.

Es dauerte nicht lange, so hatten sie sich so innig befreundet, daß er, da er von einem Todesurtheil bedroht ward, nicht zögerte, sie um ihren Beistand zur Flucht zu bitten.

Ein schwerer Kampf fand nun in den edlen Herzen statt.

Die einen sagten, daß man selbst um der Freiheit willen seiner Pflicht nicht untreu werden dürfe, und daß sie, mit der Bewachung des Castells beauftragt, sich eines Verbrechens schuldig machen würden, wenn sie einem Gefangenen zur Flucht behilflich wären, sollte dieser Gefangene selbst ihr Freund, ihr Bruder sein.

Andere dagegen sagten, daß ein Patriot für die Freiheit und für das Wohl ihrer Vertheidiger Alles, selbst die Ehre, opfern müsse.

Ein junger Lieutenant von Castelgirone in Sicilien, der ein eifrigerer Patriot war als alle übrigen, verstand sich endlich dazu, nicht blos der Mitschuldige, sondern auch der Gefährte seiner Flucht zu sein.

Beide wurden bei Ausführung dieser Flucht durch die Tochter eines Officiers der Garnison unterstützt, welche sich in Hector verliebt und ihm ein Seil verschaffte, woran er sich an der Mauer des Castells hinabließ, während der junge Sicilianer ihm unten erwartete.

Die Flucht ward glücklich ausgeführt, leider hatte von den beiden Flüchtlingen der eine nicht dasselbe Glück wie der andere. Der Sicilianer ward ergriffen, zum Tode verurtheilt und sah durch besondere Gunst des Königs Ferdinand seine Strafe in ewige Gefangenschaft in dem entsetzlichen Kerker von Favignana verwandelt.

Hector fand ein Asyl im Hause eines Freundes zu Portici. Von hier aus verließ er auf Pfaden, die nur den Gebirgsbewohnern bekannt waren, das Königreich, begab sich nach Mailand, fand hier die Franzosen und ward sehr bald ihr Freund, wie er der ihrer Grundsätze schon längst war.

Die Franzosen ihrerseits erkannten ebenfalls den Werth dieser Feuerseele, dieser eisernen Willenskraft.

Championnet gab den Flüchtling, ohne ihm besondere Functionen anzuweisen, seinem Generalstabe bei, und als nach dem Sturze Pius des Sechsten und der Proclamation der römischen Republik der französische General nach Rom ging, begleitete Hector ihn dahin.

Auf diese Weise Neapel so nahe und in der Hoffnung, daselbst eine revolutionäre Bewegung zu Stande zu bringen, schlug er, um in das Königreich zurückzugelangen, denselben Weg ein, auf welchem er es verlassen, und nahm, nicht mehr als Geächteter, sondern als Verschwörer die Gastfreundschaft desselben Freundes in Anspruch, bei welchem er schon einmal Zuflucht gefunden und der kein anderer war als Gabriel Manthonnet, den wir bereits genannt.

Von hier aus schrieb Hector an Championnet, er halte Neapel für reif zu einer Erhebung, und forderte ihn auf, ihm einen sichern, ruhigen und kaltblütigen Mann zu schicken, welcher selbst über die Stimmung der Gemüther und den Stand der Dinge urtheilen könne.

Dieser Abgesandte war es, den man erwartete.

Gabriel Manthonnet, bei welchem Hector Caraffa ein Asyl gefunden und welchen es ihm nicht schwer ward, für die Sache der Freiheit zu gewinnen, war, eben so wie er selbst, ein Mann von vier bis fünfunddreißig Jahren und stammte, wie schon sein Name verräth, aus Savoyen.

Seine Körperkraft war herkulisch und sein Wille hielt damit gleichen Schritt.

Dabei besaß er jene Beredsamkeit des Muthes, die der Seele jene erhabenen Worte entlockt, welche die Geschichte mit Flammenschrift aufzeichnet.

Dies hielt ihn jedoch nicht ab, unter gewöhnlichen Umständen sich in jenen witzigen, spöttischen Aeußerungen zu ergehen, welche, ohne bis auf die Nachwelt zu gelangen, bei den Zeitgenossen Glück machen.

Im Jahre 1784 in die neapolitanische Artillerie eingetreten, war er 1787 Unterlieutenant

geworden, 1789 als Lieutenant zu dem Artillerieregiment der Königin versetzt, 1794 zum Hauptmann und endlich zu Anfang des Jahres 1798 zum Commandanten seines Regiments und Adjutanten des Generals Fonseca ernannt worden.

Derjenige von den vier Verschwörern, welchen wir mit dem Namen Schipani bezeichnet haben, war ein geborener Calabrese. Redlichkeit und Tapferkeit waren seine beiden vorherrschenden Eigenschaften. Sicher und zuverlässig, so lange er unter dem Commando zweier genialen Anführer wie Manthonnet und Hector Caraffa stand, ward er, sich selbst überlassen, durch seine Tollkühnheit und durch das Uebermaß eines Patriotismus geradezu gefährlich.

Er war gleichsam eine Kriegsmaschine, ein Mauerbrecher, welcher furchtbare und sichere Stöße führte, aber nur unter der Bedingung, daß er von geschickten Maschinisten in Bewegung gesetzt ward.

Was Nicolini betraf, der an dem auf die Spitze des Pausilippo führenden Fenster des alten Schlosses als Wache zurückgeblieben, so war dieser ein schöner junger Mann von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, Neffe jenes selben Franz Caracciolo, den wir die Galeere der Königin commandieren und für sich die Einladung zum Bankett und für seine Nichte eine Einladung zum Ball bei dem Gesandten oder vielmehr bei der Gesandtin von England ablehnen gesehen.

Ueberdies war er Bruder des Herzogs Rocca Romana, des elegantesten, kühnsten und ritterlichsten der dienenden Cavaliere der Königin und welcher noch jetzt in Neapel der südliche Typus unseres Herzogs von Richelieu, des Geliebten der Valois und Siegers von Mahon, ist.

Nur war Nicolini als Kind einer zweiten Ehe, Sohn einer Französin. Von seiner Mutter in der Liebe zu Frankreich erzogen, besaß er jenen leichten Sinn und jene Sorglosigkeit gegen Gefahren, welche im Nothfall aus dem Helden einen liebenswürdigen Mann und aus dem liebenswürdigen Mann einen Helden machen.

Während die vier andern Verschworenen mit leiser Stimme und die Hand mechanisch nach ihren Waffen ausstreckend, jene hoffnungsvollen Worte wechselten, wie die Verschwörer deren zu sprechen pflegen, und durch welche hindurch, wie hoffnungsvoll sie auch sein mögen, von Zeit zu Zeit gleichsam der Blitz des Richtschwertes oder des Dolches hindurchleuchtet, sah Nicolini sorglos, wie man es mit zwanzig Jahren ist, von seinen Liebschaften träumend, deren Gegenstand in diesem Augenblick eine der Ehrendamen der Königin war, und darüber die Freiheit von Neapel fast vergessend, ohne die Spitze von Pausilippo aus den Augen zu verlieren, am Himmel sich jenes Ungewitter emporthürmen, welches sein Onkel der Königin und er selbst seinen Genossen prophezeit hatte.

In der That grollte von Zeit zu Zeit ein ferner Donner, welchem Blitze vorangingen, die von Süden nach Norden die dunkle Wolkenmassen spalteten und abwechselnd mit phantastischem Schein den schwarzen Felsen von Capri erleuchteten, der, sobald der Blitz erlosch, wieder in Nacht versank und mit der dunklen Wolkenmasse verschmolz, deren Basis er zu bilden schien.

Von Zeit zu Zeit fuhren Stöße jenes schweren austrocknenden Windes, welcher den der libyschen Wüste geraubten Sand bis nach Neapel trägt, über die Fläche des Meeres, welches phosphorescirend sich sodann auf einen Augenblick in einen Feuersee verwandelte, um beinahe ebenso schnell wieder seinem Dunkel anheimzufallen.

Beim Hauch dieses von den Fischern gefürchteten Windes beeilten eine Menge kleiner Barken sich, den Hafen zu gewinnen. Die einen wurden durch ihre dreieckigen Segel fortgetragen und zogen eine feurige Furche hinter sich her; die andern schwammen aus Leibeskräften und glichen

jenen großen Spinnen, die auf dem Wasser laufen, und kratzten das Meer mit ihren Rudern, die bei jedem Schläge eine Garbe flüssiger Funken emporsprühen ließen.

Allmählig verschwanden diese Barken, indem sie sich eiligst dem Lande näherten, hinter der schwerfälligen, unbeweglichen Masse des Castells d'Uovo und dem Leuchtturm des Molo, dessen gelbliches Licht sich im Mittelpunkte eines Dunstkreises zeigte, welcher dem gleich, welcher den Mond bei bevorstehender schlechter Witterung umgibt.

Endlich war das Meer gänzlich vereinsamt, wie um dem Kampf, den die vier Winde des Himmels einander zu liefern im Begriffe standen, freies Feld zu lassen.

In diesem Augenblick erschien an der Spitze des Pausilippo, wie ein Punkt im Raume, eine röthliche Flamme, welche gegen den glühenden Schwefelhauch des Ungewitters und die phosphoresirenden Ausströmungen des Meeres deutlich abstach.

Diese Flamme bewegte sich in gerader Linie auf den Palast der Königin Johanna zu.

Plötzlich und als ob das Erscheinen dieser Flamme ein Signal wäre, krachte ein Donnerschlag, welcher von dem Cap Campanello bis zu dem Cap Milena rollte, während in derselben Richtung der sich öffnende Himmel dem erschrockenen Auge die unergründlichen Tiefen des Aethers zeigte.

Von direct entgegengesetzten Punkten kommende Windstöße höhlten die Fläche des Meeres mit der Schnelligkeit und dem Getöse einer Wasserhose.

Die Wellen stiegen wie von unterseeischem Sieden emporgetrieben, der Sturm sprengte eine Kette und durch lief den flüssigen Kreis wie ein wüthender Löwe.

Nicolino stieß bei dem furchtbaren Anblick, welchen das Meer und der Himmel auf einmal darboten, einen Ruf aus, welcher die Verschworenen in den Tiefen des alten Palastes bewog, die Treppe hinauf und an das Fenster zu eilen, um zu sehen, um was es sich handelte.

Die Barke, welche, wie nicht zu bezweifeln stand, den erwarteten Abgesandten an Bord hatte, war auf der Hälfte des Weges vom Pausilippo bis zum Palast der Königin Johanna von dem Sturm ergriffen worden. Sofort hatte sie ihr kleines viereckiges Segel gerefft und hüpfte nun scheu auf den Wogen hin, in welche die Ruder zweier kräftiger Männer einzugreifen suchten.

Ganz wie Hector Caraffa gedacht, hatte den jungen Mann mit dem ehernen Herzen, welchen sie erwarteten, nichts aufzuhalten vermocht.

Der im Voraus entworfenen Marschroute gemäß – und noch mehr aus Vorsicht für die neapolitanischen Verschwörer als für den Abgesandten, den eine französische Uniform und sein Titel als Championnets Adjutant in der Stadt eines verbündeten Königreichs, in einer befreundeten Hauptstadt schützen mußten – hatte er die Straße von Rom bei Santa Maria verlassen, um so bald als möglich den Meeresstrand zu gewinnen. Sein Pferd hatte er unter dem Vorwand, daß es zu ermüdet sei, um ihn noch weiter zu tragen, in Pozzuolo zurückgelassen, und hier halb durch Drohungen, halb durch das Versprechen einer reichlichen Belohnung zwei Fischer bewogen, trotz des drohenden Sturmes die Fahrt zu unternehmen, die sie unter dem Weinen und Klagen ihrer Frauen und Kinder begannen, von welchen sie bis auf die feuchten Steinplatten des Hafens begleitet wurden.

Ihre Befürchtung hatte sich als gegründet erwiesen, und in Nisida angelangt, wollten sie ihren Passagier ans Land setzen und sich hinter dem Hafendamme bergen. Der junge Mann aber zog, ohne zornig zu werden, oder vergebliche Worte zu machen, seine Pistolen aus dem Gürtel, und richtete die Mündung derselben auf die widerstrebenden Ruderer, welche, als sie an diesem

ruhigen, aber entschlossenen Gesichte sahen, daß es um sie geschehen wäre, wenn sie den Gehorsam verweigerten, sich schweigend in die unerbittliche Nothwendigkeit gefügt hatten.

Sie kamen aus dem kleinen Golf von Pozzuolo in den Golf von Neapel heraus und hatten nun mit dem Sturme zu kämpfen, welcher, als er auf der ganzen, weiten, unermesslichen Fläche blos diese einzige Barke zu vernichten sah, seine ganze Wuth auf diese concentrirt zu haben schien.

Die fünf Verschworenen standen einen Augenblick stumm und unbeweglich da. Der erste Anblick einer großen Gefahr, in welcher ein Mitmensch schwebt, ist anfangs allemal betäubend, dann empfinden wir wie einen gebieterischen und unwiderstehlichen Instinct der Natur, das Bedürfniß, ihm Beistand zu leisten.

Hector Caraffa war der Erste, der das Schweigen brach.

»Seile! Seile!« rief er, indem er sich den Schweiß trocknete, der plötzlich auf seiner Stirn perlte.

Nicolino verstand, legte das Brett über den Abgrund, sprang von dem Fenstersims auf das Brett, von dem Brett auf den Felsen bis an das Thor der Straße und kam zehn Minuten später wieder mit einem Seile zum Vorschein, welches er von einem öffentlichen Brunnen abgerissen.

Während dieser Zeit, so kurz dieselbe auch war, hatte die Wuth des Sturmes sich verdoppelt.

Eben so aber hatte auch die Barke, von dem Sturme getrieben, sich genähert, so daß sie nur noch einige Kabellängen von dem Palaste entfernt war.

Da die Wellen sich aber mit schäumender Wuth an der Klippe brachen, auf welcher der Palast erbaut war, so war die Annäherung an dieselbe, anstatt eine Hoffnung zu bieten, nur neue Gefahr, und der Schaum spritzte den Verschworenen ins Gesicht, während sie sich zu dem Fenster des ersten Stockwerkes herausneigten, das heißt in eine Höhe von zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß über dem Wasser.

Bei dem Scheine des an dem Bug der Barke hängenden Lichtes, welches jede überschlagende Welle auszulöschen drohte, sah man die beiden Ruderer mit angstvoll verstörter Miene sich über ihre Ruder neigend, während aufrecht stehend, als ob er an den Boden der Barke festgenietet wäre, das Haar vom Orkan gepeitscht, aber mit lächelnder Lippe und mit verächtlichem Blicke die Wogen betrachtend, welche gleich der Meute der Scylla ihn bellend umsprangen, der junge Mann einem dem Sturme gebietenden Gotte oder, was noch erhabener ist, einem für die Furcht unzugänglichen Menschen glich.

An der Art und Weise, auf welche er die Hand über die Augen hielt und seinen Blick auf die riesige Ruine richtete, sah man, daß er in der Hoffnung, erwartet zu werden, durch die Dunkelheit hindurch die Anwesenheit derer zu erspähen suchte, welche ihn erwarteten.

Ein Blitz kam ihm zu Hilfe, indem er die rissige, düstere Facade des alten Gebäudes erleuchtete, und er erblickte nun die fünf Männer, welche mit unruhigen Geberden und Mienen wie aus Einem Munde ihm zuriefen:

»Muth! Muth!«

In demselben Augenblicke schlug eine an der Felsenbasis des Palastes sich brechende ungeheure Woge über das Vordertheil der Barke hinweg, löschte das Licht derselben aus und schien sie mit Mann und Maus verschlungen zu haben.

Den Verschworenen stockte der Athem in der Brust. Mit verzweifelter Gebärde zerraupte Hector Caraffa sich das Haar, aber gleich darauf hörte man eine starke ruhige Stimme, welche das Getöse des Sturmes übertäubend, rief:

»Eine Fackel!«

Diesmal war es Hector Caraffa, welcher forteilte. In einer Mauervertiefung lagen für finstere Nächte in Bereitschaft gehaltene Fackeln. Er ergriff eine derselben und entzündete sie an der Lampe, welche auf dem steinernen Tisch stand, und erschien dann sofort auf der äußeren Plattform des Felsens, wo er sich über das Meer hinabneigte und mitten in einer Schaumwolke die harzige, nicht so leicht verlöschende Fackel gegen die Barke hinstreckte.

Wie aus der Tiefe des Meeres auftauchend erschien diese, nur noch einige Fuß von der Felsenbasis des Palastes entfernt, wieder. Die beiden Ruderer hatten ihre Ruder fahren lassen, und riefen auf den Knien liegend und die Hände gen Himmel streckend die Madonna und den heiligen Januarius um Beistand an.

Nicolino stieg auf den Sims des Fensters, zielte, während der herkulische Manthonnet ihn um den Leib herum festhielt, und schleuderte ein Ende des Seiles, dessen anderes Schipani und Cirillo gefaßt hatten, in das Boot.

Kaum aber hatte man das Seil an das Holz der Barke anschlagen hören, als eine diesmal vom Meere herkommende ungeheure Welle das Boot mit unwiderstehlicher Gewalt an die Klippe schleuderte.

Man hörte ein unheilverkündendes Krachen, auf welches ein Angst- und Nothschrei folgte, dann war die Barke mit Passagier und Ruderern versunken und verschwunden.

Dennoch aber entrang sich Schipani und Cirillo gleichzeitig der Ruf: »Er hat es! er hat es!« und sie begannen das Seil an sich zu ziehen.

In der That sah man nach Verlauf einer Secunde das Meer am Fuße der Klippe sich spalten und beim Scheine der Fackel, welche Hector Caraffa über den Abgrund ausgestreckt hielt, tauchte der junge Adjutant auf, welcher, durch das Anziehen des Seiles unterstützt, den Felsen erkletterte, die Hand ergriff, welche der Graf von Ruvo ihm entgegenstreckte, auf die Plattform sprang und, nachdem sein Freund ihn, trotzdem er vom Wasser troff, an die Brust gedrückt, mit seinem ruhig heitern Blick und in einem Tone, worin es unmöglich war, auch nur die mindeste Veränderung zu erkennen, indem er den Kopf nach seinen Rettern emporhob, nur zwei Worte sprach:

»Ich danke.«

In diesem Augenblicke krachte ein Donnerschlag, welcher den Palast einem Granitfundament entreißen zu wollen schien, ein Blitz schleuderte seine Feuerpfeile durch alle Oeffnungen der Ruine herein und das Meer stieg mit furchtbarem Geheul den beiden jungen Männern bis an die Knie.

Hector Caraffa aber hob mit jenem südlichen Enthusiasmus, der durch die sonstige Ruhe seines Gemüths noch mehr hervorgehoben ward, eine Fackel, wie um dem Ungewitter Trotz zu bieten.

»Rolle Donner! Zucke Blitz! Brülle Sturm!« rief er; »wir stammen von dem Geschlechte jener Griechen, welche Troja verbrannten, und dieser hier, setzte er hinzu, indem er die Hand auf die Schulter seines Freundes legte, »dieser stammt von Ajax, dem Sohne des Oileus. Er wird trotz den Göttern entrinnen.«

Siebentes Capitel.

Der Sohn der Todten.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß bei großen Ereignissen in der Natur sowohl als in der Politik – und wir müssen bemerken, daß es der Menschheit keineswegs zur Ehre gereicht – sich das Interesse allemal auf die Individuen concentrirt, welche in dem einen wie in dem andern Falle die Hauptrollen spielen und von welchen man die Rettung oder den Triumph erwartet, während die untergeordneten Persönlichkeiten in den Schatten zurückgedrängt werden und man die Sorge, über ihnen zu wachen, jener sorglosen Vorsehung überläßt, welche für geborene oder zu fällige Egoisten ein bequemer Ausweg geworden ist, um alles Unglück, um welches sie selbst nicht Lust haben, sich zu bekümmern, dem lieben Gott aufzubürden.

Es geschah dies auch in dem Augenblick, wo die Barke, die den von den Verschwörern so sehnlich erwarteten Abgesandten trug, gegen die Felsenklippe geschleudert und an derselben zerschmettert ward.

Diese fünf Auserwählten mit redlichen, mitleidigen Herzen, welche als eifrige Apostel der Menschen bereit waren, ihr Leben für ihr Vaterland und ihre Mitbürger zu opfern, vergaßen vollständig, daß zwei Mitmenschen, Söhne desselben Vaterlands und folglich ihre Brüder, in den Abgrund des Meeres verschwunden waren und beschäftigten sich nur mit dem, welchen ein Band, nicht bloß des allgemeinen, sondern auch des individuellen Interesses an die fesselte.

Alle ihre Aufmerksamkeit und Hilfe auf ihn concentrirend, glaubten sie, ein für ihre Pläne so nothwendiges Leben sei mit den beiden untergeordneten Existenzen nicht zu theuer bezahlt, und sie dachten daher, so lange die Gefahr dauerte, nicht weiter an dieselben.

»Aber es waren doch auch Menschen, wird der Philosoph murren.

»Nein,« wird der Politiker antworten; »es waren Nullen, die Einheit dagegen eine überlegene Persönlichkeit.«

Wie dem auch sein möge, so bezweifeln wir jedoch, daß die beiden unglücklichen Fischer von denen, welche sie verschwinden gesehen, sehr bemitleidet wurden, denn die Harrenden eilten mit freudiger Miene und offenen Armen dem Freunde entgegen, welcher, Dank seinem Muth und seiner Kaltblütigkeit, an der Hand seines Freundes, des Grafen Ruvo, wohlbehalten und unverseht vor sie hintrat.

Es war ein junger Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren mit schwarzem Haar, welches jetzt, durch das Seewasser an den Schläfen und an den Wangen anklebend, ein von Natur bleiches Gesicht umrahmte, dessen ganze Bewegung und ganzes Leben sich in den Augen zu concentriren schienen, welche übrigens auch vollkommen hinreichten, eine Physiognomie zu beleben, welche ohne die aus diesen Augen zuckenden Blitze aus Marmor gemeißelt zu sein geschienen hätte.

Schwarze, nahe zusammenstehende Augenbrauen verliehen diesem monumentartigen Antlitz einen Ausdruck von unbeugsamem Willen, an welchem Alles, ausgenommen die geheimnißvollen, unwiderstehlichen Machtsprüche des Schicksals, zerschellen mußte.

Hätten die Kleider des jungen Mannes nicht von Wasser getrieff, hätten die Locken seines

Haares nicht die Spuren seines Weges durch die schäumenden Wogen getragen, hätte der Sturm nicht gebrüllt wie ein wüthender Löwe, dem seine Beute entronnen ist, so wäre es unmöglich gewesen, auf einer Physiognomie das geringste Anzeichen von Gemüthsbewegung zu lesen, welches verrathen hätte, daß er vor wenigen Augenblicken noch in Todesgefahr geschwebt.

Es war mit einem Worte in jeder Beziehung der Mann, welchen Hector Caraffa versprach, dessen ungestüme Tollkühnheit sich darin gefiel, sich vor dem kalten ruhigen Muthe seines Freundes zu beugen.

Um jetzt das Bildniß dieses jungen Mannes zu vollenden, welcher bestimmt ist, wenn auch nicht die Hauptperson, doch wenigstens eine der Hauptpersonen dieser Geschichte zu werden, wollen wir uns beeilen hinzuzufügen, daß er jenes elegante, heroische und republikanische Costüm trug, welches die Hoche, die Marceau, die Detaix, die Kleber nicht bloß historisch, sondern auch unsterblich gemacht haben, und wovon mir bei Gelegenheit des plötzlichen Erscheinens des französischen Gesandten Garat in Sir William Hamiltons Bankettsaale eine so genaue Beschreibung mitgetheilt haben, daß es überflüssig wäre, dieselbe hier zu wiederholen.

Der Leser wird vielleicht im ersten Augenblick meinen, es sei für einen mit geheimen Mittheilungen beauftragten Abgesandten sehr unklug gewesen, in Neapel sich in einem Costüm zu zeigen, welches mehr als eine Uniform, welches ein *Symbol* war.

Wir müssen jedoch hierauf entgegnen, daß unser Held seit bereits achtundvierzig Stunden Rom verlassen und daher eben so wenig als der General Championnet, dessen Abgesandter er war, Kenntniß von den Ereignissen hatte, die sich in einem Tage durch die Ankunft Nelsons und den unzweideutigen Empfang gehäuft, welchen man ihm angedeihen lassen.

Der junge Officier war scheinbar an den Gesandten, den man noch auf seinem Posten glaubte, als Ueberbringer von Depeschen abgeschickt, und die französische Uniform, die er trug, schien Respect in einem Lande einflößen zu müssen, welches, wie man wußte, im Herzen feindlich gesinnt war, aber wenigstens aus Furcht den Schein einer Freundschaft aufrecht zu erhalten suchen mußte, welche ihm in Ermangelung seiner Sympathie ein kürzlich geschlossener Friedenstractat auferlegte.

Die erste Conferenz des Abgesandten sollte mit den neapolitanischen Patrioten stattfinden, die er sich wohl hüten mußte zu compromittieren, denn wenn auch er durch seine Uniform und durch seine Eigenschaft als Franzose geschützt ward, so wurden doch sie selbst durch nichts geschützt, und das Beispiel Emanuels de Deo, Galinianis und Vitalianos, die auf den bloßen Verdacht eines Einverständnisses mit den französischen Republikanern hin gehängt wurden, bewies, daß die neapolitanische Regierung nur auf die Gelegenheit wartete, um die äußerste Strenge zu entwickeln und daß sie diese Gelegenheit, wenn sich dieselbe darböte, nicht versäumen würde.

Nachdem die Conferenz beendet wäre, sollte sie in allen ihren Einzelheiten dem französischen Gesandten mitgetheilt werden und ihm zur Richtschnur seines Benehmens gegen einen Hof dienen, dessen Treulosigkeit mit Recht in der Neuzeit denselben Ruf gewonnen wie die karthaginiensische Treue im Alterthum.

Wir haben gesagt, mit welchem Eifer ein Jeder dem jungen Officier entgegengeeilt war, und man kann sich denken, welchen Eindruck auf die empfängliche Organisation dieser Männer des Südens diese kaltblütige Tapferkeit machen mußte, welche die Gefahr schon vergessen zu haben schien, als diese kaum erst verschwunden war.

Wie begierig die Verschworenen auch sein mochten, die Neuigkeiten zu erfahren, deren

Ueberbringer er war, so verlangten sie doch, daß er vor allen Dingen von Nicolind Caracciolo, der von derselben Körpergröße und Stärke war wie er und dessen Haus in der Nähe des Palastes der Königin Johanna stand,² einen vollständigen Anzug annehme und diesen gegen seinen vom Seewasser durchnäßten zu vertausche, welcher in Verbindung mit der Frische des Ortes, an welchem man sich befand, für die Gesundheit des Gescheiterten ernste Uebelstände zur Folge haben konnte.

Trotz aller Einwendungen, die er dagegen erhob, mußte er doch nachgeben.

Er blieb demgemäß allein mit seinem Freund Hector Caraffa, der durchaus die Stelle eines Kammerdieners bei ihm vertreten wollte.

Als Cirillo, Manthonnet, Schipani und Nicolino wieder eintraten, fanden sie den strengen republikanischen Officier in einen eleganten Stutzer verwandelt, denn Nicolino Caracciolo gehörte, eben so wie sein Bruder der Herzog von Rocca Romana, zur Zahl der jungen Herren, welche in Neapel die Mode angaben.

Als unser Held die Männer, welche sich auf einen Augenblick entfernt, wieder eintreten sah, ging er seinerseits ihnen entgegen und sagte in vortrefflichem Italienisch:

»Meine Herren, mit Ausnahme meines Freundes Hector Caraffa, welcher die Güte gehabt hat, sich für mich zu verbürgen, kennt mich hier Niemand, während ich im Gegentheile Sie alle als gelehrte Männer oder als erprobte Patrioten kenne. Ihre Namen sind zugleich die Geschichte Ihres Lebens und berechtigen Sie zu dem Vertrauen Ihrer Mitbürger. Mein Name dagegen ist Ihnen unbekannt und Sie wissen von mir wie Caraffa und durch Caraffa blos einige muthige Thaten, welche ich mit den bescheidensten und unbekanntesten Soldaten der französischen Armee gemeinsam habe. Wenn man aber im Begriffe steht, für eine und dieselbe Sache zu kämpfen, für eine und dieselbe Idee sein Leben aufs Spiel zu setzen, ja vielleicht auf einem und demselben Blutgerüste zu sterben, so ist die Pflicht eines redlichen Mannes, sich kennen zu lernen und kein Geheimniß für diejenigen zu haben, die keines für ihn haben. Ich bin Italiener wie Sie, meine Herren, ich bin Neapolitaner wie Sie, nur mit dem Unterschiede, daß Sie zu verschiedenen Epochen Ihres Lebens geächtet und verfolgt worden sind, während ich schon vor meiner Geburt geächtet ward.«

Das Wort »Bruder!« entrang sich Aller Munde, die Hände Aller streckten sich den beiden offenen Händen des jungen Mannes entgegen.

»Die Geschichte meines Lebens oder vielmehr meiner Familie ist eine sehr traurige,« fuhr er fort, indem eine Augen ins Weite hinausblickten, als ob er ein für Alle außer für ihn selbst unsichtbares Phantom suchte. »Sie wird hoffentlich für Sie ein neuer Antrieb sein, die verhaßte Regierung zu stürzen, welche auf unserem Vaterlande lastet.«

Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

»Meine ersten Erinnerungen datieren aus Frankreich. Mein Vater und ich, wir bewohnten ein kleines Landhaus, welches ganz allein mitten in einem großen Walde stand. Wir hatten blos einen Diener; wir empfingen Niemandes Besuch; ich entsinne mich nicht einmal mehr des Namens dieses Waldes.

»Oft, am Tage sowohl, als in der Nacht ward mein Vater abgeholt. Er stieg dann zu Pferde, nahm seine chirurgischen Instrumente mit und folgte der Person, welche ihn abrief. Dann erschien er zwei, vier, sechs Stunden, zuweilen erst am nächsten Tage wieder, ohne zu sagen, wo er gewesen war. Erst später erfuhr ich, daß mein Vater Wundarzt war und daß er sich so oft

entfernte, um Dienste zu leisten, für welche er niemals Bezahlung annahm.

»Er allein beschäftigte sich mit meiner Erziehung, doch muß ich sagen, daß er mehr auf die Entwicklung meiner körperlichen Kraft und Gewandtheit bedacht war, als auf die meines Geistes.

»Er lehrte mich indessen lesen und schreiben und unterrichtete mich dann in der lateinischen und griechischen Sprache. Wir redeten bald italienisch, bald französisch. Die ganze Zeit, die uns nach diesen verschiedenen Lectionen übrig blieb, ward den Uebungen des Körpers gewidmet.

»Diese bestanden in Reiten, Fechten und Schießen mit Büchse und Pistole.

»Mit zehn Jahren war ich ein vortrefflicher Reiter, eine Schwalbe im Fluge verfehlte ich selten und traf mit meinen Pistolen ein an einem Faden hin- und herbaumelndes Ei fast auf jeden Schuß.

»Ich hatte soeben mein zehntes Jahr zurückgelegt, als wir nach England abreisten. Dort blieb ich zwei Jahre. Während dieser zwei Jahre ward ich im Englischen durch einen Lehrer unterrichtet, den wir ins Haus nahmen und der bei uns aß und schlief. Nach Verlauf von zwei Jahren sprach ich das Englische eben so geläufig wie das Französische und Italienische.

»Ich war etwas über zwölf Jahre alt, als wir England verließen, um nach Deutschland zu reisen. In Sachsen blieben wir. Auf dieselbe Weise, wie ich die englische Sprache gelernt, lernte ich auch die deutsche und nach Verlauf von weiteren zwei Jahren war mir diese letztere Sprache eben so geläufig wie die drei andern.

»Während dieser vier Jahre hatte ich auch meine physischen Studien fortgesetzt. Ich war ein vortrefflicher Reiter, ein Fechter ersten Ranges und hätte dem besten Tiroler Jäger den Preis als Schütze streitig machen können.

»Nie hatte ich meinen Vater gefragt, warum er mich alle diese Studien machen ließ. Ich fand Vergnügen daran und da mein Geschmack mit seinem Willen übereinstimmte, so hatte ich Fortschritte gemacht, die mich selbst angenehm beschäftigten, während sie zugleich ihm zufriedenstellten.

»Uebrigens aber war ich bis jetzt in der Welt umhergewandert, ohne dieselbe eigentlich zu sehen. Ich hatte in drei Ländern gewohnt, ohne sie kennen zu lernen. Mit den Helden des alten Griechenland und des alten Rom war ich genau bekannt, von meinen Zeitgenossen dagegen wußte ich nichts.

»Ich kannte weiter Niemanden als meinen Vater. Mein Vater war mein Gott, mein König, mein Meister, meine Religion. Mein Vater befahl, ich gehorchte. Meine Erkenntnisse und mein Wille kamen von ihm. Von Recht und Unrecht hatte ich für mich selbst nur sehr schwankende Begriffe.

»Ich zählte fünfzehn Jahre, als mein Vater eines Tages zu mir sagte, wie er schon früher zweimal gesagt hatte: »Wir reisen ab.« Es fiel mir nicht einmal ein, ihn zu fragen:

»Wo reisen wir hin?«

»Wir passierten Preußen, den Rheingau, die Schweiz, wir überstiegen die Alpen. Ich hatte erst deutsch, dann französisch gesprochen; plötzlich, als wir am Gestade eines großen Sees anlangten, hörte ich eine neue Sprache reden. Es war die italienische. Ich erkannte meine Muttersprache und zitterte vor Freuden.

»In Genua schifften wir uns ein und in Neapel stiegen wir ans Land. In Neapel hielten wir uns einige Tage auf. Mein Vater kaufte zwei Pferde und schien bei der Wahl derselben mit großer

Aufmerksamkeit zu Werke zu gehen.

»Eines Tages kamen zwei herrliche Thiere, Bastarde von der englischen und arabischen Race, in den Stall. Ich versuchte das, welches für mich bestimmt war, und war ganz stolz, Herr eines solchen Thieres zu sein.

»Eines Abends brachen wir von Neapel auf und ritten einen Theil der Nacht hindurch. Gegen zwei Uhr des Morgens langten wir in einem kleinen Dorf an, wo wir Halt machten.

»Hier ruhten wir aus bis um sieben Uhr Morgens.

»Um sieben Uhr frühstückten wir. Ehe wir wieder aufbrachen, sagte mein Vater zu mir: »Salvato, lade deine Pistolen.«

»Dieselben sind schon geladen, mein Vater,« antwortete ich.

»Dann schieße sie ab und lade sie sorgfältig von Neuem, damit sie nicht versagen. Du wirst Dich heute ihrer bedienen müssen.«

»Ich wollte die Pistolen in die Luft abfeuern, ohne weiter etwas zu bemerken, wie ich überhaupt den Befehlen meines Vaters stets blindlings gehorchte. Mein Vater fiel mir jedoch in den Arm.

»Hast Du immer noch eine sichere Hand?« fragte er mich.

»Wünschst Du es zu sehen?«

»Ja.«

»Ein Nußbaum mit glatter Rinde beschattete die andere Seite des Weges. Ich schoß eine meiner Pistolen in den Baum hin ab und doublierte mit der zweiten Kugel die erste so genau, daß mein Vater anfangs glaubte, ich hätte den Baum gefehlt.

»Er stieg vom Pferde und überzeugte sich mit der Spitze eines Messers, daß die beiden Kugeln sich in einem und demselben Loche befanden.

»Gut,« sagte er zu mir. »Jetzt lade deine Pistolen wieder.«

»Es ist bereits geschehen.«

»Nun, dann wollen wir weiterreiten.«

»Ich steckte meine Pistolen in die Holftern und bemerkte, daß mein Vater die seinigen mit frischem Zündkraut versah.

»Gegen elf Uhr Morgens erreichten wir eine Stadt, in welcher sich eine bedeutende Menschenmenge bewegte. Es war Markttag und die Landleute der Umgegend strömten in Massen herbei.

»Wir ließen unsere Pferde im Schritt gehen und erreichten den Platz. Während des ganzen Weges hatte mein Vater sich stumm verhalten. Ich hatte mich darüber weiter nicht gewundert, denn er sprach oft mehrere Tage hinter einander kein Wort.

»Als wir auf dem Marktplatze anlangten, machten wir Halt. Mein Vater hob sich in den Bügeln und ließ die Augen in allen Richtungen umherschweifen.

»Vor einem Café stand eine Gruppe Männer, die besser gekleidet waren als die Andern. In der Mitte dieser Gruppe sprach eine Art Landedelmann von insolentem Aeußern laut, gesticulierte mit einer Reitgerte, die er in der Hand hielt, und machte es sich zum Vergnügen, damit ohne Unterschied auf die Menschen und die Thiere loszuschlagen, welche nahe genug an ihm vorüberkamen.

»Mein Vater berührte mich am Arme. Ich drehte mich nach ihm herum. Er war sehr bleich.

»Was ist Dir, mein Vater?« fragte ich ihn.

»Nichts, « antwortete er. »Siehst Du dort diesen Mann?«

»Welchen?«

»Den mit dem rothen Haar.«

»Ja, ich sehe ihn.«

»Ich werde mich ihm nähern und ihm einige Worte sagen. Wenn ich die Finger zum Himmel emporhebe, wirst Du Feuer geben und ihn mitten in die Stirn schießen. Hörst Du wohl? Gerade mitten in die Stirn. – Mach deine Pistole fertig.«

»Ohne zu antworten, zog ich meine Pistole aus der Holfter. Mein Vater näherte sich dem Manne und sagte einige Worte zu ihm. Der Mann ward bleich. Mein Vater sah mich an und richtete den Zeigefinger gegen Himmel.

»Ich gab Feuer, die Kugel traf den Mann mit dem rothen Haar mitten in die Stirn. Er stürzte todt nieder.

»Es erhob sich ein großer Tumult und man wollte uns den Weg versperren; mein Vater aber erhob die Stimme:

»Ich bin Joseph Maggio Palmieri,« sagte er, »und dieser hier,« fügte er hinzu, indem er mit dem Finger auf mich zeigte, »ist der Sohn der Todten!«

»Die Menge öffnete sich vor uns und wir ritten zur Stadt hinaus, ohne daß es Jemanden eingefallen wäre, uns aufzuhalten, oder uns zu verfolgen.

»Sobald wir jedoch einmal aus der Stadt hinaus waren, setzten wir unsere Pferde in Galopp und machten nicht eher Halt, als bis wir das Kloster des Monte Caffino erreicht hatten.

»Am Abend erzählte mein Vater mir die Geschichte, die ich nun Ihnen erzählen will.«

Achtes Capitel.

Das Asylrecht.

Der erste Theil der Geschichte, welche der junge Mann so eben erzählt, war seinen Zuhörern so seltsam erschienen, daß sie aufmerksam, stumm und ohne ihn zu unterbrechen zugehört hatten. Ueberdies konnte er aus dem Schweigen, welches sie während der augenblicklichen Pause, die er machte, zu beobachten fortführen, das Interesse, welches sie an seiner Erzählung fanden, und den Wunsch abnehmen, das Ende oder vielmehr den Anfang derselben zu hören.

Er zögerte auch nicht seine Erzählung wieder aufzunehmen.

»Unsere Familie,« fuhr er fort, »bewohnte seit undenklichen Zeiten die Stadt Larino in der Provinz Molisa. Ihr Name war Maggio Palmieri. Mein Vater Giuseppe Maggio Palmieri oder vielmehr Giuseppe Palmieri, wie man ihn gewöhnlicher nannte, beendete gegen das Jahr 1778 eine Studien auf der chirurgischen Schule zu Neapel.«

»Ich habe ihn gekannt,« bemerkte Domenico Cirillo. »Er war ein wackerer und redlicher junger Mann und einige Jahr jünger als ich. Gegen 1771 kehrte er in seine Provinz zurück. Es war dies um dieselbe Zeit, wo ich zum Professor ernannt ward. Nach Verlauf einiger Zeit hörten wir, er habe sich in Folge eines Zwistes mit seinem Gutsherrn, eines Zwistes, bei welchem Blut geflossen, genöthigt gesehen, das Land zu verlassen.«

»Seien Sie gesegnet und geehrt,« sagte Salvato, sich verneigend, »Sie, der Sie meinen Vater gekannt und ihm vor seinem Sohn Gerechtigkeit widerfahren lassen.«

»Erzählen Sie weiter, erzählen Sie weiter, sagte Cirillo. »Wir hören Sie.«

»Ja, erzählen Sie weiter!« wiederholten die andern Geschworenen wie aus einem Munde.

»Also gegen das Jahr 1771, wie so eben gesagt worden, verließ Giuseppe Palmieri, mit dem Doctordiplom versehen, Neapel. Er stand bereits im Rufe großer Geschicklichkeit, welche mehrere schwierige, von ihm mit großem Glück ausgeführte Curen außer allen Zweifel stellten.

»Er liebte ein junges Mädchen in Larino. Dieselbe hieß Louisa Angiolina Ferri. Schon vor ihrer zeitweiligen Trennung verlobt, hatten die Liebenden einander drei Jahre lang unverbrüchliche Treue bewahrt und ihre Vermählung sollte das Hauptfest der Rückkehr sein.

»Während der Abwesenheit meines Vaters war jedoch ein Ereigniß geschehen, welches ein Unglück zu nennen war. Der Graf von Molisa hatte sich in Angiolina Ferri verliebt. Sie, die Sie dieses Land bewohnen, wissen besser als ich, was für Menschen unsere Edelleute in der Provinz sind und wie es mit den Rechten steht, welche sie von ihrer Feudalgewalt herleiten. Eines dieser Rechte war auch das, daß sie ihren Gutsumterthanen die Erlaubniß, sich zu verheiraten, je nach ihrem Gutdünken gewähren oder versagen konnten.

»Weder Giuseppe Palmieri noch Angiolina Ferri waren aber Unterthanen des Grafen von Molisa. Beide waren frei geboren und unabhängig, ja noch mehr, mein Vater konnte sich in Folge seines Vermögens fast als dem Grafen ebenbürtig betrachten.

»Dieser hatte Alles – Drohungen eben so wie Versprechungen – aufgeboten, um von Angiolina auch nur einen Blick zu erlangen. Alles war an einer Keuschheit gescheitert, deren

Symbol der Name des jungen Mädchens zu sein schien.

»Der Graf gab ein großes Fest und lud sie mit zu demselben ein. Während dieses Festes, welches nicht bloß in dem Schloß, sondern auch in den Gärten des Grafen statt finden sollte, wollte sein Bruder, der Baron Bongano, Angiolina entführen und fiel auf das andere Ufer des Tortore in das Schloß Tragonara bringen.

»Angiolina, die wie alle Damen von Larino eingeladen worden, schützte eine Unpäßlichkeit vor, um dem Feste nicht beiwohnen zu müssen, am nächstfolgenden Tage schickte der Graf von Molisa, der nun alle Selbstbeherrschung verlor, seine Campieri ab, um die junge Dame mit Gewalt entführen zu lassen.

»Angiolina hatte, während die Leute des Grafen die Hausthür aufsprengten, nur eben noch Zeit, durch die Gartenthür in den bischöflichen Palast zu fliehen, einen Ort, der an und für sich schon und durch die Nähe der Kathedrale doppelt geheiligt war.

»Aus diesem Grunde genoß er das Asylrecht.

»Auf diesem Punkte waren die Dinge angelangt, als Giuseppe Palmieri nach Larino zurückkam.

»Der bischöfliche Stuhl war damals zufällig erledigt. Ein Vicar vertrat die Stelle des Bischofs. Giuseppe Palmieri begab sich zu diesem Vicar, einem alten Freunde seiner Familie, und die Vermählung ward heimlich in der Capelle des bischöflichen Palastes vollzogen.

»Der Graf von Molisa erfuhr, was geschehen war, trotz seiner Wuth aber respektierte er die Vorrechte des Ortes. Dabei aber umstellte er den ganzen Palast mit Bewaffneten, welche beauftragt waren, alle Einpassirenden, ganz besonders aber alle Auspassirenden genau zu überwachen.

»Mein Vater wußte recht wohl, daß diese Bewaffneten ganz besonders seinetwegen dastanden, und daß für seine Gattin die Ehre, für ihn aber das Leben auf dem Spiele stand.

»Auf ein Verbrechen kommt es unseren Edelleuten nicht an. Der Straflosigkeit sicher, hatte der Graf von Molisa schon seit langer Zeit aufgehört, ein Register über die Meuchelorde zu führen, welche er selbst verübt, oder durch seine Sbirren hatte verüben lassen.

»Die Leute des Grafen hielten gut Wache. Man sagte, daß Angiolina lebend mit zehntausend und mein Vater todt mit fünftausend Ducaten bezahlt werden würde.

»Mein Vater blieb eine Zeit lang in dem bischöflichen Palast versteckt; unglücklicherweise aber war er nicht der Mann, der einen solchen Zwang lange ertragen konnte. Seiner Gefangenschaft überdrüssig, beschloß er eines Tages seinem Verfolger den Garaus zu machen.

»Nun hatte der Graf von Molisa die Gewohnheit, alle Tage eine oder zwei Stunden vor dem Ave Maria seinen Palast zu Wagen zu verlassen und eine Spazierfahrt bis an das Capuzinerkloster zu machen, welches ungefähr zwei Meilen von der Stadt entfernt war. Hier angelangt, befahl der Graf seinem Kutscher allemal, wieder nach dem Palast zurückzufahren; der Kutscher lenkte um und es ging dann in kurzem Trabe, beinahe im Schritt, nach der Stadt zurück.

»Auf der Mitte des Weges von Larino nach dem Kloster befindet sich der Brunnen des heiligen Pardo, des Schutzpatrones dieser Gegend, und hie und da um den Brunnen herum gibt es Strauchwerk und Hecken.

»Giuseppe Palmieri verließ den bischöflichen Palast in Mönchskleidung und täuschte die Wachsamkeit aller ihm auflauernden Verfolger.

»Unter seiner Kutte hielt er ein paar Degen und ein paar Pistolen verborgen.

»An dem Brunnen des heiligen Pardo angelangt, fand er den Ort günstig gelegen. Er machte Halt und versteckte sich hinter einer Hecke.

»Der Wagen des Grafen kam vorüber. Er ließ ihn fahren. Es war noch eine Stunde Tag.

»Eine halbe Stunde später hörte er das Rollen des zurückkommenden Wagens. Nun warf er sein Mönchsgewand ab und stand in seinen gewöhnlichen Kleidern da.

»Der Wagen näherte sich. Mit der einen Hand faßte Giuseppe Palmieri die entblößten Degen, mit der andern die gespannten Pistolen und stellte sich mitten auf die Straße.

»Als der Kutscher diesen Mann, von dem er schlimme Absichten vermuthete, erblickte, lenkte er die Pferde ein wenig seitwärts, mein Vater aber brauchte nur eine kleine Bewegung zu machen, um sich den Pferden gegenüber zu befinden.

»Wer bist Du und was willst Du?« fragte der Graf indem er sich in seinem Wagen erhob.

»Ich bin Giuseppe Maggio Palmieri,« antwortete ihm mein Vater, »ich will dein Leben.«

»Versetze diesem Schurken einen Peitschenhieb über das Gesicht und fahr zu!« sagte der Graf zu einem Kutscher.

Dann warf er sich wieder in seinen Wagen zurück.

»Der Kutscher hob die Peitsche, ehe dieselbe aber niederfallen konnte, drückte mein Vater eines seiner Pistolen auf ihn ab. Der Kutscher stürzte von seinem Sitz zur Erde herab.

»Die Pferde blieben unbeweglich stehen. Mein Vater trat an den Wagen und öffnete den Schlag.

»Ich komme nicht hierher, um Dich zu ermorden, obschon ich das Recht dazu hätte, weil ich mich im Fall gerechter Nothwehr befinde, sondern um mich ehrlich mit Dir zu schlagen, sagte er zu dem Grafen. »Wähle!! hier sind zwei Degen von gleicher Länge, hier sind auch zwei Pistolen. Von diesen beiden Pistolen ist blos noch eine geladen. Es wäre dies ein wahrhaftes Gottesurtheil.«

»Und mit einer Hand bot er ihm die beiden Degengriffe, mit der andern die beiden Pistolenholftern.

»Mit einem Untergebenen schlägt man sich nicht, sagte der Graf. »Man prügelt ihn einfach durch.«

»Und einen Stock hebend, schlug er meinen Vater ins Gesicht. Mein Vater ergriff die noch geladene Pistole und schoß dem Grafen die Kugel durchs Herz.

»Der Graf zuckte kein Glied und stieß keinen Laut aus. Er war todt.

»Mein Vater legte ein Mönchsgewand wieder an, steckte seine Degen in die Scheide, lud seine Pistolen wieder und kehrte ebenso unbemerkt in den bischöflichen Palast zurück, als wie er denselben verlassen.

»Was die Pferde betraf, so setzten sie sich, als sie sich frei fühlten, von selbst wieder in Bewegung, und da sie den Weg, den sie täglich zweimal zurücklegten, ganz genau kannten, so kehrten sie nach dem Palast des Grafen zurück. Seltsamerweise aber setzten sie, anstatt vor der hölzernen Brücke stehen zu bleiben, welche nach dem Thor des Schlosses führte, als ob sie gewußt hätten, daß jetzt nicht mehr ein Lebender, sondern ein Todter im Wagen saß, ihren Weg weiter fort und blieben erst an der Schwelle einer kleinen Kirche stehen, die unter dem Schutze des heiligen Franciscus stand und in welcher der Graf, wie er wiederholt gesagt, begraben zu sein wünschte.

»In der That ließ auch die Familie des Grafen, welche diesen Wunsch kannte, seine Leiche in dieser Kirche bestatten und errichtete ihm ein Grabmal.

»Dieser Vorfall machte großes Aufsehen. Der zwischen meinem Vater und dem Grafen bestandene Zwist war allgemein bekannt, und es versteht sich von selbst, daß mein Vater alle Sympathien für sich hatte. Niemand zweifelte, daß er der Urheber des Mordes sei, und als ob er selbst wünschte, daß man nicht daran zweifle, hatte er der Witwe des Kutschers eine Summe von zehntausend Francs zustellen lassen.

»Der jüngere Bruder des Grafen erbt das ganze Vermögen, erklärte sich aber auch gleichzeitig zum Erben seiner Rache. Er war es, welcher Angiolina entführen helfen gewollt. Er war ein Elender, der mit einundzwanzig Jahren schon drei oder vier Mordthaten begangen. Was die von ihm außerdem verübten Gewaltthaten betraf, so waren dieselben gar nicht zu zählen.

»Er schwur, daß dieser Schuldige ihm nicht entrinnen solle, verdoppelte die Zahl der Wächter, welche den bischöflichen Palast umringt hielten, und übernahm selbst das Commando derselben.

»Maggio Palmieri fuhr fort sich in dem bischöflichen Palast verborgen zu halten. Seine Familie und die seiner Gattin brachten ihnen Alles, was sie an Lebensmitteln und Kleidungsstücken brauchten.

»Angiolina war im fünften Monat schwanger. Die beiden jungen Ehegatten lebten nur sich und ihrer Liebe und waren so glücklich, als man es ohne die Freiheit sein kann.

»So vergingen zwei Monate. Der 26. Mai war da, der Tag, wo man in Larino das Fest des heiligen Pardo feiert, welcher, wie ich schon bemerkt habe, der Schutzpatron dieser Stadt ist.

»An diesem Tage findet eine große Prozession statt. Die Besitzer von Meiereien schmücken ihre Wagen mit Draperien, Guirlanden, Kränzen und Fähnchen von allen Farben, und bespannen sie mit Stieren, deren Hörner vergoldet und die mit Blumen und Bändern bedeckt sind.

»Diesen Wagen folgt die Prozession, welche, von der ganzen Bevölkerung von Larino und den umliegenden Dörfern begleitet und das Lob des Heiligen singend, die Büste desselben durch die Straßen trägt.

»Nun mußte diese Prozession, um in die Kathedrale zu gelangen, oder um dieselbe zu verlassen, an dem bischöflichen Palast vorbei, welcher den beiden jungen Leuten zur Freistätte diente.

»In dem Augenblick, wo die Prozession und das Volk, auf dem großen Platze der Stadt Halt machend, singend den Wagen umtanzte, näherte Angiolina, an den Gottesfrieden glaubend, sich dem Fenster – eine Unklugheit, vor welcher ihr Gatte sie doch wohlmeinend gewarnt hatte.

»Das Unglück wollte, daß der Bruder des Grafen diesem Fenster gerade gegenüber auf dem Marktplatze stand. Er erkannte Angiolina durch die Fensterscheibe hindurch, entriß einem Soldaten das Gewehr, legte an und gab Feuer.

»Angiolina stieß nur einen Schrei aus und sprach nur zwei Worte: »Mein Kind!«

»Bei dem Knall des Schusses, bei dem Klirren des zersplitterten Fensters, bei dem durch seine Gattin ausgestoßenen Ruf eilte Giuseppe Palmieri eben noch früh genug herbei, um sie in seinen Armen aufzufangen.

»Die Kugel hatte Angiolina gerade mitten in die Stirn getroffen.

»Außer sich vor Schmerz faßte ihr Gatte sie in seine Arme, trug sie auf ihr Bett, neigte sich über sie, und bedeckte sie mit Küssen. Alles aber war umsonst. Sie war todt.

»Bei dieser schmerzlichen letzten Umarmung aber fühlte er plötzlich das Kind, welches im

Schoße der Todten zuckte.

»Er stieß einen Schrei aus, ein Blitz durchzuckte ein Gehirn und er ließ seinerseits seinem Herzen die beiden Worte entchlüpfen:

»Mein Kind!«

»Die Mutter war todt, aber das Kind lebte. Das Kind konnte gerettet werden.

»Mit gewaltiger Selbstbeherrschung trocknete er sich den Schweiß, der auf seiner Stirn perlte, und die Thränen, welche seinen Augen entrannen. Dann murmelte er mit sich selbst sprechend: »Sei ein Mann!« Hierauf nahm er sein Besteck, öffnete es, wählte das schärfte seiner Instrumente und entriß, das Leben aus dem Schooße des Todes ziehend, das Kind den zerrissenen Eingeweiden der Mutter.

»Dann legte er es noch mit Blut bedeckt in ein Tuch, welches er mit den vier Zipfeln zusammenknüpfte, nahm das Tuch zwischen die Zähne, eine Pistole in jede Faust, und sprang, selbst mit Blutüberströmt, mit bis an die Ellbogen gerötheten Armen und mit dem Blick den Platz messend, den er zu überschreiten, und die Zahl der Feinde berechnend, die er zu bekämpfen hatte, die Stufen hinab, öffnete das Thor des bischöflichen Palastes und stürzte sich mit gesenktem Haupte mitten unter das Menschengewimmel, indem er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurchschrie:

»Platz für den Sohn der Todten!«

»Zwei Bewaffnete wollten ihn aufhalten; er schoß sie beide nieder. Ein dritter versuchte ihm den Weg zu versperren; er streckte ihn durch einen Schlag mit der Kolbe seiner Pistole zu seinen Füßen nieder. Er rannte über den Platz trotz des Feuers der Wächter und ohne daß eine ihrer Kugeln ihn getroffen hätte, erreichte einen Wald, durchschwamm den Biferno, sah auf einer Wiese ein ohne Aufsicht weidendes Pferd, schwang sich auf den Rücken desselben, erreichte Manfredonia, ging an Bord eines dalmatischen Fahrzeuges, welches eben den Anker lichtete, und erreichte Triest.

»Das Kind war ich. Das Uebrige des Abenteuers kennen Sie bereits. Sie wissen, wie fünfzehn Jahre später der Sohn der Todten seine Mutter rächte.

»Und nun,« setzte der junge Mann hinzu, »nun, wo ich Ihnen meine Geschichte erzählt habe, nun, wo Sie mich kennen, beschäftigen wir uns mit dem, was ich zu thun gekommen bin. Es bleibt mir noch eine zweite Mutter zu rächen – das Vaterland!«

Neuntes Capitel.

Die Wahrsagerin.

Zum Verständnisse der Thatsachen, welche wir hier erzählen und besonders um der Harmonie willen, welche diese Thatsachen gegenseitig bewahren müssen, ist es nöthig, daß unsere Leser einen Augenblick den politischen Theil dieses Werkes, dem wir zu unserm großen Bedauern keinen geringern Umfang zu geben vermocht, verlassen, um mit uns eine Excursion in die malerischen Partien zu unternehmen, welche sich auf solche Weise daran knüpfen, daß wir die eine nicht von der andern trennen können.

Demzufolge gehen wir, wenn unser Leser uns wieder zum Führer nehmen will, wieder über das Brett, welches Nicolino Caracciolo in seinem Eifer, das Seil herbeizuschaffen, welches so viel zur Rettung des Helden unserer Geschichte – denn wir wollen nicht länger verschweigen, daß es die Rolle ist, welche wir ihm bestimmt – beigetragen, von seinem doppelten Stützpunkte wegzunehmen vergessen.

Nachdem wir das Brett passiert, steigen wir die Böschung hinab, gehen zu derselben Thür hinaus, welche uns Einlaß gewährt, und den Abhang des Pausilippo hinunter, bis wir, nachdem wir an dem Grabmale Sannazar's und an dem Landhause des Königs Ferdinand vorbei sind, mitten in Mergellina zwischen dem ebengedachten Gebäude und dem sogenannten Löwenbrunnen vor einem Hause Halt machen, welches in Neapel gewöhnlich das Palmenhaus genannt wird, weil in dem Garten desselben ein stattliches Exemplar dieser Familie eine Kuppel von mit goldenen Früchten geschmückten Orangenbäumen um zwei Drittheile seiner Höhe überragt.

Nachdem wir dieses Haus erreicht, welches wir der Neugier unserer Leser so genau bezeichnet, um nicht die zu erzürnen, welche vielleicht mit einer kleinen Thür zu schaffen haben könnten, die in der Mauer angebracht ist und sich gerade dem Punkte gegenüber befindet, wo wir stehen geblieben sind, verlassen wir die Straße, gehen längs der Gartenmauer hin und erreichen einen Abhang, von welchem wir, wenn wir uns auf die Fußspitzen stellen, vielleicht einige der Geheimnisse erspähen können, welche diese Mauern in sich schließen.

Und es müssen reizende Geheimnisse sein, welchen unsere Leser nicht umhin können ihre ganze Sympathie zuzuwenden, sobald sie nur die Person gesehen, welche uns diese Geheimnisse kennen lehren soll.

Trotz des immer noch rollenden Donners, trotz der leuchtenden Blitze, trotz des heulenden Sturmes, welcher die Orangenbäume schüttelt, deren Früchte, sich von ihren Zweigen ablösend, wie ein goldener Regen herabfallen und die Palme hin- und herdreht, deren lange, breite Blätter aufgelösten Haarflechten gleichen, erscheint nämlich eine junge Frauengestalt von zwei- bis dreiundzwanzig Jahre in einem battistenen Pudermantel und mit einem über den Kopf geworfenen Spitzenschleier von Zeit zu Zeit auf eine steinernen Rampe, welche aus dem Garten nach dem erste Stockwerke führt, wo, nach einem Lichtstrahle zu urtheilen der jedes Mal, wo die Thür sich öffnet, sichtbar wird, die Wohngemächer sich zu befinden scheinen.

Diese Erscheinungen sind nicht von langer Dauer, den jedesmal, wenn die Dame erscheint,

oder ein Blitz zuckt oder ein Donnerschlag kracht, stößt sie einen leichten Schrei aus, macht das Zeichen des Kreuzes und geht wieder hin ein, indem sie die Hand auf die Brust drückt, wie um da heftige Schlägen ihres Herzens zu beschwichtigen.

Wer sie so, trotz der Furcht, welche ihr der Aufruhr der Elemente einzujagen scheint, so von fünf zu fünf Minuten hartnäckig diese Thür öffnen sähe, welche sie jedes mal mit Zögern öffnet und erschrocken wieder schließt, würde darauf wetten wollen, daß diese ganze Ungeduld und Aufregung eine unruhige oder eifersüchtige Liebende verrathe welche den Gegenstand ihrer Neigung erwartet oder belauert.

Dennoch aber würde man sich, wenn man dies glaubt vollständig täuschen. Keine Leidenschaft hat bis jetzt die Oberfläche dieses Herzens, eines wahrhaften Spiegels der Keuschheit, getrübt und in dieser Seele, wo alle sinnlich und feurigen Gefühle noch schlummern, wacht bloß kindische Neugier. Nur diese ist es, welche, die Macht einer jener bis jetzt unbekanntem Leidenschaften entlehnend, all diese Unruhe und Aufregung verursacht.

Ihr Milchbruder, der Sohn ihrer Amme, ein Lazzarone der Marinella, hat auf ihr dringendes Bitten versprochen, ihr eine alte Albaneserin zuzuführen, deren Prophezeiungen für untrüglich gelten.

Diese alte Wahrsagerin gehört einer Familie an, welche schon bei dem Tode Skanderbegs des Großen, das ist im Jahre 1467, die ursprüngliche Heimat mit den Gebirgen Calabriens vertauscht und seit dieser Zeit ihre vermeinte Sehergabe von Generation zu Generation vererbt hat.

Was die junge Dame, welche die Wahrsagerin erwartet, betrifft, so empfindet sie gleichzeitig Furcht, während die Zukunft zu kennen wünscht, welcher sie bis jetzt bloß mit seltsamen Ahnungen entgegenseht.

Ihr Milchbruder hatte ihr versprochen, ihr noch diesen Abend um Mitternacht, zu der kabbalistischen Stunde, die Person zuzuführen, welche – während ihr Gemahl bis um zwei Uhr Morgens den Festlichkeiten des Hofes beiwohnen muß – ihr die räthelhaften Geheimnisse jener Zukunft offenbaren kann, die Licht und Schatten für ihre Träume ist.

Sie erwartete also ganz einfach den Lazzarone Michele, der Narr genannt, und die Wahrsagerin Nanno.

»Uebrigens werden wir bald sehen, ob man uns getäuscht hat.

Drei regelmäßig auf einander folgende Schläge haben sich an der kleinen Thür des Gartens in dem Augenblick vernehmen lassen, wo aus den braunen Wolken große, schwer Regentropfen herabzufallen beginnen.

Auf das Geräusch dieser Schläge schwebt etwas, was einer Gazewolke gleicht, an dem Geländer der Rampe hin die Gartenthür öffnet sich, läßt zwei Personen eintreten um schließt sich dann wieder hinter ihnen.

Eine dieser Personen ist ein Mann, die andere ein Frau.

Der Mann trägt leinene Hosen, die rothwollene Mütze und den Fischerkittel der Marinella.

Die Frau hat sich in einen großen schwarzen Mantel gehüllt, auf dessen Schultern, wenn es hell genug wäre einige von einer vormaligen Stickerei zurückgebliebene verblichene Goldfäden schimmern würden.

Von dem übrigen Costüm der Frau sieht man nicht und nur ihre beiden Augen leuchten aus dem Schatten her vor, den die ihren Kopf bedeckende Capuze über das Gesicht wirft.

Beim Durchschreiten des Raumes, welcher die Thür von den ersten Stufen der Rampe trennt,

hat die jung Frau dem Lazzarone zugeflüstert:

»Du hast ihr doch nicht gesagt, Michele, wer ich bin, nicht wahr, nicht?«

»Nein, liebe Schwester, bei der Madonna, sie kennt nicht einmal den Anfangsbuchstaben deines Namens.«

Oben auf der Rampe angelangt, trat die junge Frau zuerst ein. Der Lazzarone und die Wahrsagerin folgten ihr.

Als sie das erste Zimmer durchschritten, konnte man den Kopf einer jungen Zofe sehen, welche einen Tapetenvorhang aufhob und mit neugierigem Blick ihrer Gebieterin und den seltsamen Gästen folgte, welche sie bei sich einführte.

Der Vorhang fiel hinter ihnen.

Wir treten ebenfalls ein.

Der Auftritt, welcher hier stattfinden wird, hat zu viel Einfluß auf die künftigen Ereignisse unserer Geschichte, als daß wir denselben nicht auf das Umständliche erzählen sollten.

Das Licht, von welchem wir von Zeit zu Zeit einen Strahl in den Garten fallen gesehen, kam aus einem kleinen Boudoir, welches nach Art derer von Pompeji mit Divans und Vorhängen von rosenfarbener Seide mit hellblauen Blumen ausgestattet war.

Die Lampe, welche jenen Schein verbreitete, befand sich in eine Alabasterkugel eingeschlossen und stand auf einem Tisch von weißem Marmor, dessen einziger Fuß einen Greif mit ausgebreiteten Flügeln vorstellte.

Ein Sessel von griechischer Form, welchem die Reinheit seiner Sculptur Anspruch auf einen Platz in dem Boudoir Aspasiens hätte geben können, verrieth, daß das Auge eines Kunstliebhabers die Ausstattung dieses Zimmers in ihren geringsten Einzelheiten geleitet hatte.

Eine dem Eingang, welchen unsere drei Personen passiert hatten, gegenüber befindliche Thür führte in eine Reihe Zimmer, welche die ganze Länge des Hauses einnahmen. Das letzte dieser Zimmer stieß nicht bloß an das Nachbarhaus, sondern hatte auch eine Verbindungstür, welche in letzteres führte.

Diese Thatsache hatte in den Augen der jungen Frau ohne Zweifel eine gewisse Bedeutung, denn sie machte Michele darauf aufmerksam, indem sie zu ihm sagte:

»Im Falle, daß mein Gemahl nach Hause käme, würde Nida uns sofort benachrichtigen und Ihr würdet Euch dann beide durch das Haus der Herzogin Fusco entfernen.«

»Ja, Signora,« antwortete Michele, indem er sich ehrerbietig verneigte.

Als die Wahrsagerin, welche eben im Begriffe war ihren Mantel abzulegen, diese letzten Worte hörte, drehte sie sich um und fragte in einem Tone, der einen gewissen Anflug von Bitterkeit hatte:

»Seit wann nennen sich Milchgeschwister einander nicht mehr Du? Sind Kinder, welche an einer und derselben Brust gesogen, nicht ebenso nahe mit einander verwandt als die, welche unter einem und demselben Herzen getragen worden? Nennt Euch Du, Kinder!« fuhr sie in sanftem Tone fort. »Gott freut sich, wenn seine Geschöpfe trotz der Entfernung, die sie trennt, einander lieben.«

Michele und die junge Dame sahen einander mit erstauntem Blicke an.

»Sagte ich Dir nicht, daß es wirklich eine Zauberin ist, Schwesterchen?« rief Michele. »Ich zittere an allen Gliedern.«

»Warum zittert Du, Michele?« fragte die junge Dame.

»Weißt Du, was sie mir erst heute Abend, ehe wir hiehergingen, prophezeit hat?«

»Nein.«

»Sie hat mir prophezeit, ich würde in den Krieg ziehen, Oberst werden und –«

»Nun, was noch?«

»Es läßt sich nicht gut sagen.«

»Sag' es nur!«

»Und am Galgen enden.«

»Ach, mein armer Michele!«

»So ist es aber.«

Die junge Dame richtete ihre Augen mit einer gewissen Scheu wieder auf die Albaneserin.

Diese hatte sich ihres Mantels vollständig entledigt und denselben auf die Erde geworfen. Sie zeigte sich nun in ihrem von langem Gebrauch etwas unscheinbar gewordenen, aber immer noch reichen Nationalcostüme.

Nur war es nicht der mit früher glänzenden Blumen geschmückte weiße Turban, welcher ihr Haupt umschloß und unter welchem lange, schwarze, mit Silberfäden gemischte Haarflechten hervorfielen, auch war es nicht das rothe, goldgestickte Mieder, ebensowenig als der braunrothe, schwarz und blau gestreifte Rock, welcher die Aufmerksamkeit der jungen Dame fesselte. Es war dies vielmehr der Blick der grauen durchbohrenden Augen der Wahrsagerin, welche auf sie geheftet waren, als ob sie in ihrem tiefstem Herzen lesen wollte.

»O Jugend, neugierige, unkluge Jugend!« murmelte die Wahrsagerin, »wirst Du denn stets durch eine Macht, die stärker ist als dein Wille, getrieben werden, jener Zukunft entgegenzueilen, welche doch so schnell Dir entgegenkommt?«

»Bei dieser unerwarteten Anrede, die in gellendem, schneidendem Tone erfolgte, durchrieselte ein Schauer die Adern der jungen Frau und sie bereute in diesem Augenblicke fast, Nanno gerufen zu haben.

»Es ist noch Zeit,« antwortete diese, als ob ihrem begierig forschenden, durchdringenden Auge kein Gedanke verborgen bleiben könnte. »Die Thür, welche uns Einlaß gewährt, steht noch offen und die alte Nanno hat zu oft unter dem Baume von Benevento geschlafen, um nicht an Wind, Donner und Regen gewöhnt zu sein.«

»Nein, nein,« murmelte die junge Frau, »da Ihr einmal da seid, so bleibt.«

Und sie sank in einem Sessel, der neben dem Tisch stand, warf dem Kopf zurück und war auf diese Weise den vollen Schein der Lampe ausgesetzt.

Die Wahrsagerin näherte sich ihr um zwei Schritt und sagte, wie mit sich selbst sprechend:

»Blondes Haar und schwarze Augen – große, schöne helle, feuchte, samtene, wollüstige Augen.«

Die junge Frau erröthete und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

»Nanno!«, murmelte sie.

Diese aber schien sie nicht zu hören und die Hände betrachtend, welche ihr die weitere Musterung des Gesicht unmöglich machten, fuhr sie fort:

»Die Hände sind rund und mit Grübchen versehen. Die Haut derselben ist rosig, weich, fein, matt und lebhaft zu gleicher Zeit.«

»Nanno!« sagte die junge Frau, indem sie die Hände auseinander that, wie um sie zu verbergen, wobei aber ein lächelndes Gesicht zum Vorschein kam, »ich habe Euch nicht gerufen, daß Ihr mir Complimente machen sollt.«

Nanno aber fuhr, ohne auf sie zu achten, fort, indem sie sich wieder an das ihr aufs Neue preisgegebene Gesicht hielt:

»Die Stirn ist schön, weiß, rein, von blauen Aederchen durchfurcht. Die schwarzen, gutgezeichneten Augenbrauen beginnen an der Wurzel der Nase und zwischen ihnen zeigen sich drei oder vier kleine gebrochene Linien. O schönes Geschöpf, Du bist dem Dienste der Venus geweiht!«

»Nanno! Nanno!« rief die junge Frau.

»So laß' sie doch schwatzen, Schwesterchen!«, sagte Michel. »Sie behauptet, Du seist schön. Weißt Du das nicht vielleicht selbst? Sagt Dir dein Spiegel es nicht alle Tage? Ist nicht Jeder, der Dich sieht, derselben Meinung wie dein Spiegel? Sagt nicht alle Welt, daß der Chevalier San Felice seinen Namen in der That trägt, weil er nicht blos *glücklich*³ heißt, sondern es auch ist?«

»Michele!« rief die junge Frau, unzufrieden, daß ihr Milchbruder auf diese Weise den Namen ihres Mannes und zugleich den ihrigen verrieth.

Die ganz in ihre Betrachtung versunkene Wahrsagerin fuhr aber fort:

»Der Mund ist klein und roth, die Oberlippe ist ein wenig größer als die Unterlippe, die Zähne sind weiß und gut geordnet. Die Lippen sind korallenfarbig. Das Kinn ist rund, die Stimme ist weich, ein wenig schleppend und wird leicht heiser. Sie sind an einem Freitag geboren, nicht wahr? Um Mitternacht, oder kurz vor oder nach Mitternacht?«

»Ja, das ist wahr, « murmelte die junge Frau mit einer Stimme, die in der That durch die Gemüthsbewegung, welche sie empfand und welcher sie wider Willen nachgab, ein wenig heiser geworden war; »meine Mutter hat mir oft gesagt, daß mein erstes Weinen sich mit dem letzten Summen der Pendule gemischt, welche die Stunde geschlagen, die den letzten Tag des April von dem ersten des Mai trennte.«

»April und Mai! Die Monate der Blumen! Ein Freitag, der Tag, welcher der Venus geweiht ist. Nun er klärt sich Alles. Darum regieret die Venus!« hob die Wahrsagerin wieder an, »die Venus, die einzige Göttin, welche ihre Herrschaft unter uns bewahrt, während alle übrigen Götter die ihre verloren haben. Sie sind unter der Vereinigung der Venus und des Mondes geboren, Signora, und die Venus trägt den Sieg davon und gibt Ihnen diesen weißen runden Hals von mittlerer Länge, welchen wir den elfenbeinernen Thurm nennen. Die Venus gibt Ihnen diese runden, ein wenig herabfallenden Schultern, dieses wallende seidenweiche Haar, diese zierliche runde Nase mit den sich blähenden, sinnlichen Nüstern.«

»Nanno,« sagte die junge Frau in gebieterischem Tone, indem sie sich aufrichtete und die Hand auf den Tisch stützte.

Die Unterbrechung war jedoch vergeblich.

»Venus,« fuhr die Albaneserin fort, »gibt Ihnen diesen geschmeidigen Wuchs, diese feinen Gelenke, diese Fuß eines Kindes; Venus gibt Ihnen die Vorliebe für elegante Kleider von hellen zarten Farben. Venus macht Sie sanft, leutselig, naiv, geneigt zu romantischer, aufopfernder Liebe.«

»Ob ich zur Aufopferung geneigt bin, weiß ich nicht Nanno,« sagte die junge Frau in sanftem, beinahe traurigem Ton; »was jedoch die Liebe betrifft, so irrst Du Dich sicherlich.«

Dann sank sie, als ob ihre Füße nicht mehr die Kraft hätten, sie zu tragen, in ihrem Sessel zurück und setzte mit einem Seufzer hinzu:

»Denn ich habe noch nie geliebt!«

»Du hast noch nie geliebt!« hob Nanno wieder an, und in welchem Alter sagst Du das? Mit zweiundzwanzig Jahren, nicht wahr? Aber warte nur! warte nur!«

»Du vergissest, daß ich vermält bin,« sagte die junge Frau in einem schmachtenden Tone, welchem sie umsonst Festigkeit zu geben versuchte, »und daß ich meinen Gatten liebe und achte.«

»Ja, ja! Dies weiß ich Alles, entgegnete die Wahrsagerin, »aber ich weiß auch, daß er beinahe dreimal so alt ist als Du. Ich weiß, daß Du ihn liebt und achtet, aber ich weiß auch, daß Du ihn liebst wie einen Vater und daß Du ihn achtest wie einen Greis. Ich weiß, daß Du die Absicht, ja sogar den Willen hast, rein und tugendhaft zu bleiben, aber was vermögen die Absicht und der Wille gegen den Einfluß der Gestirne? – Habe ich Dir nicht gesagt, daß Du aus der Vereinigung der Venus und des Mondes, der beiden Gestirne der Liebe, hervorgegangen bist? Vielleicht aber entrinnst Du ihrem Einflusse doch noch. Laß uns deine Hand sehen. Hiob, der große Prophet, sagt: »In die Hand der Menschen hat Gott die Zeichen gelegt, an welchen man sein Werk erkennt.«

Und die Wahrsagerin streckte ihre runzelige, knochige, schwarze Hand aus, in welche sich, wie in Folge eines magischen Einflusses, die weiche, weiße und feine Hand der San Felice legte.

Zehntes Capitel.

Das Horoskop.

Es war die linke Hand, die, in welcher die Kabbalisten des Alterthums die Geheimnisse des Lebens lesen zu können behaupteten, gerade wie dies auch von Kabbalisten der Neuzeit noch geschieht.

Nanno betrachtete einen Augenblick lang die Rückseite dieser reizenden Hand, ehe sie dieselbe umdrehte, um in dem Innern zu lesen, gerade wie man ein Buch, welches Aufschluß über unbekannte und übernatürliche Dinge geben soll, einen Augenblick in der Hand hält, ohne sich mit dem Oeffnen zu übereilen.

Sie betrachtete die Hand, wie man ein schönes Marmorkunstwerk betrachtet, und murmelte:

»Die Finger sind lang, glatt und ohne Knoten – die Nägel rosenfarben, schmal und spitzig – eine Künstlerhand, eine Hand, welche bestimmt ist, allen Instrumenten, den Saiten der Leier ebenso wie den Fasern des Herzens Töne zu entlocken.«

Endlich drehte sie die schauernde Hand, welche zu ihren gebräunten einen so wundersamen Gegensatz bildete, herum und ein stolzes Lächeln verklärte ihr ganzes Gesicht.

»Hatte ich nicht Alles gut errathen?«, sagte sie.

Die junge Frau betrachtete die Wahrsagerin mit unruhigem Blick.

Michele seinerseits näherte sich, als ob er etwas von der Chiromantie verstünde.

»Beginnen wir mit dem Daumen, hob die Wahrsagerin wieder an. »Er ist es, in welchem sich alle andern Zeichen der Hand wiederholen. Der Daumen ist das Hauptorgan des Willens und der Einsicht. Blödsinnige werden gewöhnlich ohne oder mit mißgestalteten Daumen geboren. Die Epileptischen schließen in ihren Anwandlungen die Daumen eher als die andern Finger. Um den bösen Blick zu beschwören, streckt man den Zeigefinger und Goldfinger aus und verbirgt den Daumen in der flachen Hand.«

»Das ist wahr, Schwesterchen, rief Michele. »So mache ich es allemal, wenn ich das Unglück habe, dem Canonicus Jorio zu begegnen.«

»Das erste Glied des Daumens, das, welches den Nagel trägt, ist das Zeichen der Willenskraft. Bei Ihnen ist das erste Gelenk des Daumens kurz, folglich sind Sie schwach, ohne Willen und leicht zu verleiten.«

»Das könnte man fast übelnehmen, rief lachend die junge Frau, welcher diese mehr wahre als schmeichelhafte Erklärung gegeben ward.

»Sehen wir einmal den Venusberg, sagte die Wahrsagerin, indem sie mit ihrem Nagel, welcher einer in Ebenholz gefaßten Hornkralle glich, auf den fleischigen, erhabebenen Theil drückte, welcher die Basis des Daumens bildete. »Dieser ganze Theil der Hand, in welchem die Zeugung und die sinnlichen Begierden liegen, ist der unwiderstehlichen Göttin gewidmet. Die Lebenslinie umgibt ihn wie ein Bach, der am Fuße eines Hügels rinnt, und sondert ihn ab wie eine Insel. – Venus, welche bei Ihrer Geburt regiert hat, Venus, welche gleich jenen Feen, die als verschwenderische Pathen jungen Prinzessinnen erschienen, Venus, welche Ihnen Anmuth,

Schönheit, Melodie, Liebe zu schönen Formen, den Wunsch zu lieben, das Bedürfnis zu gefallen, Wohlwollen, Mitleid und Zärtlichkeit verliehen hat, zeigt sich hier mächtiger als jemals. – Ach, wenn wir auch die andern Linien eben so günstig fänden wie diese, obschon –«

»Obschon?«

»Nichts.«

Die junge Frau betrachtete die Wahrsagerin, deren Augenbrauen sich einen Augenblick lang gerunzelt hatten.

»Dann gibt es wohl noch andere Linien als die des Lebens?« fragte sie.

»Ja, es gibt deren drei. Er sind diese drei Linien, welche in der Hand das M bilden, welches das gemeine Volk als den ersten Buchstaben des Wortes Mors, der Tod, bezeichnet, und von welchem es glaubt, es sei von der Natur selbst bestimmt, den Menschen daran zu erinnern, daß er sterblich ist. Die beiden andern sind die Linie des Herzens. Hier ist sie. Sie erstreckt sich von der Basis des Zeigefingers bis zu der des kleinen Fingers. Jetzt sehen Sie noch die Kopflinie. Es ist die, welche die Mitte der Hand durchschneidet.«

Michel näherte sich abermals und verfolgte die Demonstrationen der Wahrsagerin mit gespannter Aufmerksamkeit.

»Warum hast Du nicht auch mir dies Alles erklärt? fragte er sie. »Hieltest Du mich für zu dumm, um es zu begreifen?

Nanno zuckte die Achseln, ohne ihm zu antworten, und fuhr dann fort sich an die junge Frau zu wenden.

»Folgen wir vor allen Dingen der Linie des Herzens,« sagte sie. »Schau, wie sie sich von dem Berg des Jupiter, das heißt von der Basis des Zeigefingers, bis zum Berg des Mercur, das heißt bis zur Basis des kleinen Fingers, erstreckt! Ist sie kurz, so bedeutet die Glück, ist sie allzulang, wie bei Dir, so bedeutet sie furchtbare Leiden. »Unter dem Saturn, das heißt unter dem Mittelfinger, bricht sie sich. Dies bedeutet Verhängniß. Sie hat eine lebhaft rothe Farbe, welche gegen das matte Weiß der Hand absticht. Dies ist Liebe, feurige, bis zur Heftigkeit gesteigerte Liebe!«

»Das ist es eben, was mich abhält, an deine Vorhersagungen zu glauben, Nanno,« sagte die San Felice lächelnd. »Mein Herz ist ruhig.«

»Warte nur! warte nur! hab' ich Dir schon gesagt,« entgegnete die Wahrsagerin heftig werdend. »Warte nur, warte nur, Ungläubige, denn der Augenblick, wo eine große Veränderung in deinem Schicksal eintreten soll, ist nicht mehr fern. Hier bemerke ich noch ein unheilvolles Anzeichen. Schau. Die Linie des Herzens vereinigt sich, wie Du siehst, mit der Kopflinie zwischen Daumen und Zeigefinger. Es ist dies, wie gesagt, ein unheilverkündendes Zeichen, welches aber durch ein entgegengesetztes Zeichen in der andern Hand bekämpft werden kann. Sehen wir einmal die rechte Hand!

Die junge Frau gehorchte und reichte der Sibylle die Hand, welche sie verlangte.

Nanno schüttelte den Kopf.

»Hier sehe ich dasselbe Zeichen,« sagte sie, »dieselbe Vereinigung.«

Gedankenvoll ließ sie die Hand fallen und da sie nicht sogleich wieder fortfuhr zu sprechen, so hob die San Felice an:

»Sprich doch. Ich sage Dir nochmals, daß ich Dir nicht glaube.«

»Um so besser, um so besser,« murmelte Nanno. »Möge die Wissenschaft trügen, möge das

Unfehlbare nicht in Erfüllung gehen!«

»Was bedeutet denn die Verschmelzung dieser beiden Linien?«

»Schwere Verwundung, Gefangenschaft, Todesgefahr.«

»Ach, wenn Du mir mit körperlichen Leiden drohst, Nanno, dann wirst Du mich allerdings schwach werden sehen. Hast Du nicht selbst gesagt, daß ich nicht muthig sei? Und wo werde ich verwundet werden? Sprich.«

»Es ist seltsam. – An zwei Stellen – am Hals und in der Seite.«

Dann ließ sie die linke Hand ebenso wieder sinken, wie sie die rechte hatte sinken lassen, und fuhr fort:

»Vielleicht aber entrinnst Du der Gefahr doch – hoffen wir!«

»Nein,« hob die junge Frau wieder an, »vollende, Du durftest mir nichts sagen, oder Du mußt mir Alles sagen.«

»Ich habe Alles gesagt.«

»Dein Ton und deine Augen beweisen, daß dies nicht der Fall ist. Uebrigens hast Du auch gesagt, daß es drei Linien gäbe.«

»Die Lebenslinie, die Linie des Herzens und die Kopflinie.«

»Nun und?«

»Nun, Du hast nur zwei geprüft – die Lebenslinie und die Linie des Herzens. Es bleibt also noch die Kopflinie übrig.«

Und mit gebieterischer Geberde reichte sie der Wahrsagerin nochmals die Hand hin.

Nanno ergriff dieselbe und sagte mit verstellter Gleichgültigkeit:

»Du kannst es eben so gut sehen wie ich. Die Kopflinie durchschneidet die Ebene des Mars und neigt sich unter den Berg des Mondes. Dies bedeutet: Traum, Phantasie, Chimäre – das Leben, wie es im Mond, nicht wie es hiemieden ist.«

Plötzlich stieß Michel, welcher die Hand seiner Schwester aufmerksam betrachtete, einen Schrei aus:

»Schau doch, Nanno!« rief er.

Und er deutete mit dem Ausdruck des gewaltigsten Schreckens auf ein Zeichen in der Hand seiner Milchschwester.

Nanno drehte den Kopf herum.

»Aber so schau doch!« rief er nochmals. »Luisa hat in der hohlen Hand dasselbe Zeichen wie ich.«

»Dummkopf!« rief Nanno.

»Meinetwegen nenne mich einen Dummkopf,« rief Michel. »Ein Kreuz in der Mitte dieser Linie bedeutet Tod auf dem Blutgerüst – hast Du mir das nicht selbst gesagt?«

Die junge Frau stieß einen lauten Schrei aus und betrachtete mit scheuer Miene abwechselnd ihren Milchbruder und die Wahrsagerin.

»So schweig doch!« rief letztere, indem sie ungeduldig mit dem Fuße stampfte.

»Sieh, Schwesterchen, sieh!« sagte Michel, indem er seine linke Hand öffnete. »Schau selbst, ob wir nicht beide dasselbe Zeichen haben – ein Kreuz.«

»Ein Kreuz!« wiederholte Luisa erbleichend. Dann faßte sie die Wahrsagerin beim Arme und rief:

»Weißt Du, daß dies wahr ist, Nanno? Was soll das heißen? Gibt es in der Hand des Menschen wirklich Zeichen je nach seinem Stande, und ist das, was für den einen tödtlich ist, für den andern gleichgültig? Da Du einmal begonnen hast, so vollende auch.«

Nanno machte ihren Arm sanft von der Hand los, welche sich bemühte ihn festzuhalten.

»Peinliche Dinge dürfen wir nicht enthüllen, sagte sie, ›wenn sie, das Siegel des unbedingten Verhängnisses tragend, trotz aller Anstrengungen des Willens und des Verstandes unvermeidlich sind.«

Nach einer Pause setzte sie hinzu:

»Vorausgesetzt, daß die bedrohte Person, in der Hoffnung, das Verhängniß zu bekämpfen, nicht diese Offenbarung von uns verlangt.«

»Verlange, Schwesterchen, verlange!« rief Michel; »Du bist reich, Du kannst fliehen. Vielleicht existiert die Gefahr, welche Du läufst, blos in Neapel. Vielleicht würde sie Dich in Frankreich, in England, in Deutschland nicht verfolgen.«

»Und warum willst Du nicht auch fliehen?« antwortete Luisa. »Du behauptet ja, daß wir beide ein und dasselbe Zeichen tragen?«

»Ach, mit mir ist es etwas Anderes. Ich kann Neapel nicht verlassen. Ich bin an die Marinella gefesselt wie der Stier an's Joch. Ich bin arm und muß mit der Arbeit meiner Hände nicht blos mich, sondern auch meine Mutter ernähren. Was sollte aus der armen alten Frau werden, wenn ich fortginge?«

»Und wenn Du stirbst, was wird dann aus ihr?«

»Wenn ich sterbe, so hat Nanno die Wahrheit gesprochen, Luisa, und wenn sie die Wahrheit gesprochen hat, so werde ich, ehe ich sterbe, Oberst sein. Wohlan, wenn ich Oberst bin, dann gebe ich ihr mein ganzes Geld und sage zu ihr: Lege dies auf die Seite, Mama, und wenn man mich dann hängt – denn mich hängt man – so ist sie meine Erbin.«

»Oberst! Armer Michele! Du glaubst an diese Prophezeiung?«

»Nun, was ist weiter dabei? Es ist stets gut, das Schlimmste vorauszusetzen. Meine Mutter ist alt, ich bin arm und wenn wir Eines oder das Andere das Leben verlieren, so ist der Verlust für Keines sonderlich groß.«

»Und Affunta?« fragte die junge Frau lächelnd.

»O, Affunta macht mir weniger Unruhe als meine Mutter. Affunta liebt mich, wie eine Geliebte ihren Anbeter liebt, aber nicht wie eine Mutter ihren Sohn liebt. Eine Witwe tröstet sich mit einem andern Mann, eine Mutter aber tröstet sich nicht mit einem andern Kind. Doch lassen wir die alte Mechelemma und kommen wir wieder auf Dich zurück, Schwesterchen, auf Dich, die Du jung, reich, schön und glücklich bist. O Nanno, Nanno! Höre, was ich sage: Du mußst Luisa augenblicklich mittheilen, woher die Gefahr kommen wird, oder wehe Dir!«

Die Wahrsagerin hatte ihren Mantel wieder aufgerafft und war eben beschäftigt, ihn sich wieder um die Schultern zu werfen.

»Nein, so darfst Du nicht fort, Nanno!« rief der Lazzarone, indem er auf die Albaneserin zusprang und sie beim Handgelenke packte. »Mir kannst Du sagen, was Du willst, meiner Schwester aber – Luisa – o nein, nein, das ist etwas Anderes! Du hast es selbst gesagt. Wir haben an einer und derselben Brust gesogen. Gern will ich wenn es sein muß, zweimal sterben, einmal für mich, einmal für sie, aber ich will nicht, daß man auch nur ein Haar auf ihrem Haupte krümme. Hörst Du wohl?«

Und er zeigte auf die junge Frau, welche bleich, unbeweglich und keuchend in ihren Lehnstuhl zurückgesunken war und nicht wußte, welchen Grad von Glauben sie der Albaneserin schenken sollte. Jedenfalls aber war sie heftig aufgeregt.

»Nun, da Ihr es alle Beide wollt,« sagte die Wahrsagerin, indem sie sich Luisa näherte, »so wollen wir es versuchen. Wenn das Schicksal beschworen werden kann, wohlan, dann wollen wir es beschwören, obschon es,« setzte sie hinzu, »ein Verbrechen gegen den Himmel ist, gegen das zu kämpfen, was einmal geschrieben steht. Gib mir noch einmal deine Hand, Luisa.«

Luisa reichte ihr die zitternde, geballte Hand und die Albaneserin sah sich genöthigt, ihr halb mit Gewalt die Finger aufzubrechen.

»Dies hier ist die Linie des Herzens, welche unter dem Berge des Saturn sich in zwei Stümpfe bricht. Hier ist auch das Kreuz in der Mitte der Kopflinie und hier ist endlich die zwischen dem zwanzigsten und dem dreißigsten Jahre plötzlich unterbrochene Lebenslinie.«

»Und Du siehst nicht, woher die Gefahr kommt? Du kennst nicht die Ursachen, welche bekämpft werden müßten?« rief die junge Frau, aufgestachelt von der Angst, welche ihr Milchbruder für sie an den Tag gelegt und welche sie durch ihre Augen, durch das Zittern ihrer Stimme und die Aufregung ihres ganzen Wesens ebenfalls zu erkennen gab.

»Die Liebe, immer die Liebe!« rief die Zauberin; »eine unheilvolle, unwiderstehliche, tödtliche Liebe!«

»Aber kennst Du wenigstens den, welcher der Gegenstand derselben sein wird?« fragte Luisa, indem sie aufhörte sich zu wehren und zu läugnen, denn der Ton der Ueberzeugung, in welchem die Wahrsagerin sprach, verfehlte nicht, allmählig seine Wirkung zu äußern.

»Dein Loos ist ein düster umwölktes, armes Geschöpf!« antwortete die Sibylle. »Ich sehe ihn, aber ich kenne ihn nicht. Er erscheint mir wie ein Wesen, welches nicht dieser Welt angehört. Er ist das Kind des Eisens und nicht des Lebens. Er ist – unmöglich! und dennoch ist es so – er ist von einer Todten geboren!«

Die Wahrsagerin stand mit starrem Blicke da, als ob sie unbedingt in dem Dunkel der Zukunft lesen wollte. Ihr Auge erweiterte sich und nahm die runde Form des Auges der Katze oder der Eule an, während sie mit der Hand eine Geberde machte, als ob sie einen Schleier zu entfernen suchte.

Michel und Luisa sahen einander an. Der kalte Schweiß perlte auf der Stirn des Lazzarone. Luisa war weißer als der battistene Pudermantel, in welchen sie sich gehüllt.

»Ha!« rief Michel nach einem Augenblick des Schweigens, indem er sich mit Gewalt aus der abergläubischen Angst aufrüttelte, welche ihn zu Boden drückte; »wie albern sind wir, daß wir auf diese alte Närrin hören! Daß ich gehängt werde, ist allerdings wohl möglich. Ich bin ein unruhiger Kopf und in unserer Lage, mit meinem Charakter, sagt man oft ein Wort, man wird handgemein, man fährt mit der Hand in die Tasche, man zieht ein Messer heraus, man öffnet es, man läßt sich vom Teufel blenden, man sticht seinen Gegner nieder; er fällt, er ist todt, man wird von einem Sbirren festgenommen, man wird von dem Polizeicommissär verhört, dann von dem Richter verurtheilt, Meister Donato, der Henker, packt einen an der Schulter, wirft einem den Strick um den Hals und patsch! da hängt man. Aber Du, Schwesterchen, was kannst Du mit dem Blutgerüst gemein haben? Welches Verbrechen könntest Du mit deinem Taubenherzen auch nur träumen? Wen könntest Du mit deinen kleinen Händen umbringen? Denn man bestraft die Leute doch nur dann mit dem Tode, wenn sie Jemanden umgebracht haben, und übrigens werden hier

zu Lande die Reichen wegen so etwas gar nicht hingerichtet. Willst Du etwas Neues wissen, Nanno? Von heute an wird man nicht mehr sagen: »Michele, der Narr, sondern man wird sagen: »Nanno, die Närrin.«

In diesem Augenblick faßte Luisa ihren Milchbruder am Arme und zeigte mit dem Finger auf die Wahrsagerin.

Diese stand immer noch stumm und unbeweglich auf derselben Stelle. Nur hatte sie sich ein wenig vorwärts geneigt und schien durch Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft allmählig etwas in jener Nacht zu erkennen, welche sie einen Augenblick vorher sich beklagt hatte immer dichter werden zu sehen.

Ihr magerer Hals streckte sich aus ihrem schwarzen Mantel hervor und ihr Kopf bewegte sich von rechts nach links wie der einer Schlange, die sich zum Sprunge anschickt.

»Ha, jetzt sehe ich ihn!« rief sie plötzlich. »Es ist ein schöner junger Mann von fünfundzwanzig Jahren mit schwarzen Augen und schwarzem Haar. Er kommt, er nähert sich. Auch er ist von einer großen Gefahr bedroht – von Todesgefahr. Zwei, drei, vier Männer folgen ihm. Sie tragen Dolche unter ihren Kleidern –«

Dann, wie von einer plötzlichen Offenbarung betroffen, setzte sie beinahe freudig hinzu:

»Ach, wenn man ihn doch umbrächte!«

»Nun?« fragte Luisa erstaunt und mit zitternder Begier an den Lippen der Wahrsagerin hängend, »wenn man ihn umbrächte, was würde dann geschehen?«

»Wenn man ihn umbrächte, so wärest Du gerettet, denn er ist es, der deinen Tod herbeiführen wird.«

»O mein Gott!« rief die junge Frau ebenso fest überzeugt, als ob sie selbst sähe, was Nanno zu sehen glaubte, »o mein Gott! Wer er auch sein mag, schütze ihn!«

In demselben Augenblick hörte man unter den Fenstern des Hauses den Doppelknall zweier Pistolenschüsse, dann lautes Schreien und Fluchen, dann nichts weiter als das Klirren von Eisen gegen Eisen.

»Signora! Signora!«, rief die Zofe, welche mit verstörtem Gesicht hereingestürzt kam, »man ermordet einen Menschen unter den Mauern des Gartens.«

»Michele!« rief Luisa, die Hände faltend und die Arme ausstreckend, »Du bist ein Mann und Du hast ein Messer. Willst Du einen Nebenmenschen ermorden lassen, ohne ihm Hilfe zu leisten?«

»Nein, bei der Madonna, das werde ich nicht thun!« rief Michele.

Mit diesen Worten eilte er ans Fenster und öffnete es, um auf die Straße hinabzuspringen. Plötzlich aber stieß er einen lauten Schrei aus, warf sich zurück und duckte sich nieder bis unter das Fenster.

»Pasquale de Simone, der Sbirre der Königin!« murmelte er mit vor Furcht halb erstickter Stimme.

»Wohlan,« rief die San Felice, »dann ist es an mir, den Unglücklichen zu retten!«

Und sie eilte nach der Rampe.

Nanno machte eine Bewegung, um sie zurückzuhalten, schüttelte aber den Kopf und ließ die Arme sinken.

»Geh nur, arme Verurheilte,« sagte sie; »möge der Schicksalsspruch der Gestirne in Erfüllung

gehen.«



Elftes Capitel.

Der General Championnet.

Man wird sich erinnern, daß, als wir Salvato Palmieri verließen, derselbe im Begriff stand, den Verschworenen die Antwort des Generals Championnet mitzutheilen.

Eben so wird man sich entsinnen, daß Hector Caraffa im Namen der italienischen Patrioten an den französischen General, der so eben das Commando der Armee von Rom übernommen, geschrieben hatte, um ihn von der Stimmung der Gemüther in Neapel zu unterrichten und ihn zu fragen, ob man im Falle einer Revolution auf die Unterstützung nicht blos der französischen Armee, sondern auch der französischen Regierung rechnen könne.

Der General Championnet war zu der Zeit, bei welcher wir jetzt angelangt sind, ein Mann von sechsunddreißig Jahren mit sanften, einnehmenden Zügen.

Hinter dieser Physiognomie, welche mehr die eines Weltmannes als die eines Soldaten war, barg sich jedoch eine gewaltige Willenskraft und ein Muth, der jede Probe bestand.

Er war der natürliche Sohn eines Wahlpräsidenten der, weil er ihm nicht seinen Namen geben wollte, ihm den eines kleinen Landgutes in der Umgegend von Valence, seiner Vaterstadt, beilegte.

Es war ein abenteuerlustiger Geist und Rossebändiger, ehe er Menschenbändiger ward. Mit zwölf oder fünfzehn Jahren ritt er die widerspänstigsten Thiere und zwang sie, ihm zu gehorchen.

Mit achtzehn Jahren begann er einem oder dem andern jener beiden Phantome nachzujagen, welche man den Ruhm oder das Glück nennt, ging nach Spanien und trat unter dem Namen Bellerose unter die wallonischen Truppen.

In dem Lager von Saint-Roch, welches man vor Gibraltar geschlagen, traf er in dem Regiment Bretagne mehrere seiner Schulcameraden und erhielt von seinem Oberst Erlaubniß, die wallonische Garde zu verlassen und, wie seine Freunde, als Freiwilliger zu dienen.

Nach dem Friedensschluß kehrte er nach Frankreich zurück und sein Vater empfing den verlorenen Sohn mit offenen Armen.

Bei den ersten Bewegungen von 1789 trat er aufs Neue in den Militärdienst.

Die Kanone des 10. August donnerte und die erste Coalition bildete sich.

Jedes Departement bot nun ein Bataillon Freiwillige.

Das der Drôme stellte das sechste.

Championnet ward zum Anführer desselben ernannt und marschierte damit nach Besançon. Diese Bataillone von Freiwilligen bildeten die Reservearmee.

Als Pichegru Besançon passirte, um das Commando der Armee am Oberrhein zu übernehmen, fand er hier Championnet wieder, den er gekannt, als er, wie dieser jetzt, Chef eines Freiwilligen-Bataillons gewesen war.

Championnet bat ihn inständig, ihn zur activen Armee zu berufen. Sein Wunsch ward ihm gewährt.

Von diesem Augenblick an schrieb Championnet seinen Namen neben die Namen eines Joubert, Marceau, Hoche, Kleber, Jourdan und Bernadotte.

Er diente abwechselnd unter diesen oder war vielmehr ihr Freund. Sie kannten den abenteuerlustigen Charakter des jungen Mannes so gut, daß, wenn es sich um irgend eine schwierige, beinahe unmöglich auszuführende Expedition handelte, es fast allemal hieß: »Wir wollen Championnet hinschicken.«

Und dieser rechtfertigte, indem er als Sieger zurückkehrte, allemal das Sprichwort, welches sagt: »Glücklich wie ein Bastard.«

Diese Reihe von Erfolgen ward durch den Titel eines Brigadegenerals, dann durch den eines Divisionsgenerals belohnt, welcher letztere an den Küsten der Nordsee von Dünkirchen bis Vließingen commandierte.

Der Frieden von Campo Formio rief ihn nach Paris zurück.

Er begab sich dorthin und behielt von seinem ganzen militärischen Haushalt bloß einen jungen Adjutanten.

Bei den verschiedenen Treffen, die er mit den Engländern gehabt, hatte Championnet einen jungen Capitän bemerkt, welcher zu jener Zeit, wo alle Welt tapfer war, es dennoch möglich zu machen gewußt hatte, sich durch seine Tapferkeit auszuzeichnen. Kein Gefecht hatte stattgefunden, an welchem er theilgenommen, ohne daß man von ihm eine glänzende That erzählte.

Bei der Einnahme von Altenkirchen war er der Erste gewesen, der die Sturmleitern erstiegen.

Bei dem Uebergange über die Lahn hatte er unter dem Feuer des Feindes den Fluß sondiert und eine Furt gefunden.

In den Laufgräben von Laubach hatte er eine Fahne erobert.

In dem Gefecht bei den Dünen endlich hatte er an der Spitze von dreihundert Mann fünfzehnhundert Mann Engländer angegriffen. Durch eine verzweifelte Charge, welche das Regiment des Prinzen von Wales machte, wurden die Franzosen zurückgedrängt, der junge Capitän aber verschmähte es, auch nur einen Schritt zurückzuweichen.

Championnet, der ihm mit den Augen folgte, sah ihn von Weitem vom Feind umringt verschwinden. Bewunderer der Tapferkeit wie jeder Tapfere, stellte Championnet sich an die Spitze von etwa hundert Mann und griff die Engländer an, um den jungen Capitän zu befreien. An der Stelle angelangt, wo derselbe verschwunden war, fand er ihn mit dem einen Fuße auf der Brust des englischen Generals stehend, dem er mit einem Pistolenschuß den Schenkel zerschmettert, umthürmt von Leichen und selbst durch drei Bajonetstiche verwundet. Er zwang ihn, das Handgemenge zu verlassen, empfahl ihm seinen eigenen Wundarzt und als er wieder hergestellt war, erbot er sich, ihn zu einem Adjutanten zu machen.

Der junge Capitän nahm das Anerbieten an.

Es war Salvato Palmieri.

Als er seinen Namen nannte, war derselbe für Championnet ein neuer Gegenstand des Erstaunens. Es war augenscheinlich, daß er Italiener war.

Da er übrigens keinen Grund hatte, seine Herkunft zu läugnen, so bekannte er sie selbst.

Und dennoch hatte jedesmal, wenn es sich darum handelte, von englischen oder österreichischen Gefangenen irgend welche Auskunft zu erlangen, Salvato sie in ihrer Sprache mit derselben Leichtigkeit befragt, als ob er in Dresden oder in London geboren wäre.

Salvato hatte sich begnügt, Championnet zu antworten, er sei noch ganz jung nach Frankreich gekommen und habe dann später seine Erziehung in England und Deutschland vollendet. Es sei daher durchaus nicht zu verwundern, daß er das Deutsche, das Französische und das Englische eben so geläufig redete wie seine Muttersprache.

Championnet, welcher einsah wie nützlich ein gleichzeitig so tapferer und so unterrichteter junger Mann ihm werden könne, behielt, wie wir schon oben erwähnt, von seinem ganzen militärischen Haushalt nur ihn und brachte ihn mit nach Paris zurück.

Bei dem Abgange Bonapartes nach Egypten hatte, obschon man den Zweck der Expedition nicht kannte, Championnet verlangt, dem Glücke des Siegers von Arcole und Rivoli zu folgen; Barras aber, an dem er sich gewendet, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

»Bleib lieber bei uns, Bürger General. Wir werden deiner auf dem Continent bedürfen.«

Und in der That, als Bonaparte fort war, verlangte Joubert, welcher das Commando der Armee von Italien übernahm, daß man ihm Championnet beigebe, damit derselbe die Armee von Rom commandiere, welche bestimmt war, Neapel zu überwachen und, wo nöthig, zu bedrohen.

Barras, der ganz besonderes Interesse an ihm nahm, hatte diesmal, indem er ihm seine Instruction ertheilt, zu ihm gesagt:

»Wenn der Krieg von Neuem ausbricht, so bist Du von den republikanischen Generalen der erste, welcher mit der Entthronung eines Königs beauftragt wird.«

»Die Absichten des Direktoriums werden ausgeführt werden, antwortete Championnet mit einer Einfachheit, die eines Spartaners würdig war.

Und seltsamerweise sollte dieses Versprechen sich auch in der That verwirklichen.

Championnet ging mit Salvato nach Italien ab. Er sprach das Italienische schon mit ziemlicher Geläufigkeit und es fehlte ihm nur noch die Uebung in der Sprache. Von diesem Augenblick an aber sprach er mit Salvato nur italienisch und im Hinblick auf das, was geschehen konnte, übte er sich mit ihm sogar in dem neapolitanischen Dialect, welchen Salvato im Scherz von seinem Vater erlernt hatte.

In Mailand, wo der General sich kaum einige Tage aufhielt, machte Salvato Bekanntschaft mit dem Grafen Ruvo und stellte ihn dem General Championnet als einen der edelsten Cavaliere und feurigsten Patrioten von Neapel vor.

Er erzählte ihm, wie Hector Caraffa, von den Spionen der Königin Caroline verrathen, von der Staatsjunta verfolgt und eingekerkert, aus dem Castel San Elmo entsprungen sei, und erbat für ihn die Gunst, dem Generalstabe folgen zu dürfen, ohne demselben durch irgend einen Grad anzugehören.

Beide begleiteten ihn nach Rom.

Das dem General Championnet ertheilte Programm war folgendes:

»Mit den Waffen jeden feindlichen Angriff auf die Unabhängigkeit der römischen Republik zurückzuschlagen und den Krieg auf das neapolitanische Gebiet überzutragen, wenn der König von Neapel die Invasionsprojecte, die er so oft angekündigt, in Ausführung brächte.«

Einmal in Rom hatte Graf Ruvo, wie wir schon oben erzählt, nicht dem Wunsch zu widerstehen vermocht, thätigen Antheil an der revolutionären Bewegung zu nehmen, welche, wie man sagte, auf dem Punkte stand, in Neapel zum Ausbruch zu kommen.

Verkleidet hatte er sich in diese Stadt eingeschlichen und durch Salvatos Vermittlung die italienischen Patrioten mit den französischen Republikanern in Verbindung gesetzt, indem er

zugleich den General dringend ersuchte, ihnen Salvato zu senden, zu welchem Championnet das größte Vertrauen hatte und welcher nicht verfehlen konnte, seinen Landsleuten ein ähnliches Vertrauen einzuflößen. Der Zweck dieser Mission war, den jungen Mann mit eigenen Augen sehen zu lernen, auf welchem Punkte die Sachen stünden, damit er, zu dem General zurückgekehrt, ihm Auskunft über die Mittel geben könnte, welche die Patrioten zu ihrer Verfügung hatten.

Wir haben gesehen, welche Gefahren Salvato zu bestehen hatte, um bis an den Ort der Versammlung zu gelangen und wie er, da die Verschworenen kein Geheimniß vor ihm hatten, er auch seinerseits kein solches vor diesen haben wollte, damit die seinen Patriotismus nach der Stellung berechnen könnten, welche die Ereignisse ihm bereitet hatten.

Unglücklicherweise aber waren die Mittel, welche Championnet bei dem Commando, welches er empfangen, zur Verfügung standen und welche den Schutz der römischen Republik zum Zweck hatten, weil entfernt, seinen Bedürfnissen zu entsprechen.

Er kam in der ewigen Stadt ein Jahr an, nachdem die Ermordung des General Duphot, welche Pius der Sechste, wenn auch nicht veranlaßt, doch wenigstens ungestraft gelassen, zur Besetzung Roms und Proclamation der römischen Republik geführt hatte.

Berthier war es, der die Ehre hatte, die Welt von dieser Auferstehung in Kenntniß zu setzen.

Er hatte seinen Einzug in Rom gehalten, hatte das Capitol erstiegen wie ein Triumphator des Alterthums und war dieselbe heilige Straße gewandelt, welche siebzehn Jahrhunderte früher die Besieger des Weltalls gezogen waren.

Auf dem Capitol angelangt, hatte er unter dem wahnsinnigen Geschrei: »Es lebe die Freiheit! Es lebe die römische Republik! Es lebe Bonaparte! Es lebe die unüberwindliche französische Armee!« zweimal die Runde um den Platz gemacht, auf welchem die Bildsäule des Marcus Aurelius steht.

Dann, nachdem er Schweigen erbeten, welches ihm augenblicklich gewährt ward, hatte der Herold der Freiheit folgende Rede gehalten:

»Manen eines Cato, Pompejus, Brutus, Cicero und Hortensius, empfangt die Huldigung freier Männer in diesem Capitol, wo Ihr so oft die Rechte der Völker vertheidigt, und die römische Republik durch eure Beredsamkeit oder eure Thaten berühmt gemacht. Die Söhne der Gallier kommen mit dem Oelzweig in der Hand an diesen erhabenen Ort, um die von dem ersten Brutus gegründeten Altäre der Freiheit wieder aufzurichten. Und Du, römisches Volk, welches Du so eben dein legitimes Recht wiedererlangt, erinnere Dich, welches Blut in deinen Adern fließt. Wirf dein Auge auf die Monumente des Ruhmes, welche Dich umgeben; übe die Tugenden deiner Väter, zeige Dich würdig deines alten Glanzes und beweise Europa, daß es noch Seelen gibt, welche die Tugenden deiner Väter noch nicht vergessen haben.«

Drei Tage lang hatte man Rom illuminiert, Feuerwerke abgebrannt, Freiheitsbäume gepflanzt, getanzt, gesungen, geschrien: »Es lebe die Republik!«

Aber der Enthusiasmus war von kurzer Dauer gewesen. Zehn Tage nach Berthiers Rede, welche außer der Ansprache an die Manen Catos und Hortensius das Versprechen unverbrüchlicher Achtung gegen die Einkünfte und Reichthümer der Kirche enthielt, hatte man auf Befehl des Direktoriums die Schätze dieser selben Kirche in die Münze getragen, um sie hier einschmelzen und in Gold- und Silbermünzen verwandeln zu lassen, aber nicht mit dem Bild der römischen, sondern mit dem der französischen Republik, um sie dann in die Cassen, Manche

sagten des Luxembourg, Andere in die der Armee zu werfen.

Die, welche sagten: in die Cassen der Armee, waren in bedeutender Minorität, und die, welche es glaubten, in noch bedeutenderer.

Dann hatte man die Nationalgüter zum Verkauf ausgeteilt und da das Directorium zur höchsten Noth Geld für die Armee in Egypten bedurfte, so waren diese Güter in aller Eile und zu einem Preise weit unter ihrem Werth verkauft worden.

Dann hatte man die reichen Eigenthümer zu Geldzahlungen und Naturallieferungen aufgefordert, und auf diese Weise den Patriotismus derselben bedeutend abgekühlt.

Die Folge hiervon war, daß trotz der von den reichen Classen der Gesellschaft gebrachten Opfer, da die Bedürfnisse des Directoriums sich unaufhörlich erneuerten, selbst die unentbehrlichsten Ausgaben nicht bestritten werden konnten und der Sold der Nationaltruppen und die Gehalte der öffentlichen Beamten nach Verlauf von drei Monaten einen Rückstand ausmachten, welcher von demselben Tage an datirte, an welchem die Republik proclamirt worden.

Die Arbeiter, welche keinen Lohn mehr erhielten, und übrigens, wie man weiß, auch keine große Lust zur Arbeit mehr besaßen, hatten ihrerseits die Arbeit verlassen und sich theils in Bettler, theils in Banditen verwandelt.

Was die Behörden betraf, welche mit dem Beispiele einer spartanischen Redlichkeit hätten vorangehen sollen, so waren sie, da sie keinen Heller Gehalt ausgezahlt erhielten, noch viel käuflicher und bestechlicher, als sie vorher gewesen.

Die mit der Ernährung des Volkes beauftragte Magistratur der Annona, einer Institution des alten römischen Kaiserreiches, welche sich auch noch unter den Päpsten erhalten, war nicht im Stande gewesen mit discreditiertem Papiergeld die nothwendigen Anschaffungen zu machen und erklärte, da es nun an Mehl, Oel und Fleisch fehlte, sie wisse nicht, wie sie einer Hungersnoth vorbeugen solle.

Als daher Championnet ankam, sagte man sich leise, es gebe in Rom nur noch auf drei Tage Lebensmittel und wenn der König von Neapel mit seiner Armee nicht schnell genug herbeikäme, um die Franzosen zu verjagen, den heiligen Vater wieder auf seinen Thron zu setzen und dem Volke den Ueberfluß zurückzugeben, so würden die Bewohner sich bald in die Alternative versetzt sehen, Einer den Andern aufzufressen oder Hungers zu sterben.

Dies war es, was Salvato beauftragt war, den neapolitanischen Patrioten vor allen Dingen mitzutheilen, die erbärmliche Lage der römischen Republik, eine Lage, der man durch Sparsamkeit und Redlichkeit die Spitze zu bieten versuchen wollte.

Um damit einen Anfang zu machen, hatte Championnet sämmtliche Agenten des Fiscus aus Rom hinausgejagt und sich anheischig gemacht, alle Geldsendungen für das Directorium, von welcher Seite sie auch kämen, für die Bedürfnisse der Stadt und der Armen zu verwenden.

Das, was Salvato in Bezug auf die Situation der französischen Armee, die kaum blühender war als die der römischen Republik, hinzuzufügen hatte, war Folgendes:

Die Armee von Rom, deren Commando Championnet so eben übernommen und welche nach den Aufstellungen, die er von dem Directorium erhalten, sich auf zweiunddreißigtausend Mann belief, bestand in der That aus nur achttausend Mann.

Diese achttausend Mann, welche seit drei Monaten keinen Heller Löhnung erhalten, litten Mangel an Schuhwerk, an Kleidung, an Brot und waren umzingelt von der Armee des Königs

von Neapel, die aus sechzigtausend Mann bestand, welche sämmtlich gut gekleidet, gut beschuht, gut genährt waren und jeden Tag richtig bezahlt wurden.

Die ganze Munition der französischen Armee bestand in einhundertundachtzigtausend Stück Patronen, so daß also der Mann fünfzehn Schüsse thun konnte.

Kein fester Platz war mit Lebensmitteln oder Pulver versehen, und der Mangel war so groß, daß man in Civita Vecchia nicht einmal im Stande gewesen war, auf ein Seeräuberschiff zu feuern, welches in halber Kanonenschußweite von dem Fort eine Fischerbarke genommen.

Man hatte im Ganzen nur neun Geschütze, alle übrigen waren eingeschmolzen worden, um die Herstellung von Kupfergeld zu ermöglichen.

Einige Festungen hatten allerdings noch Geschütze, in keiner aber paßten, mochte nun Verrätherei oder Nachlässigkeit zu Grunde liegen, die Kugeln zu dem Caliber der Kanonen; in einigen waren auch keine Kugeln da.

Die Arsenale waren eben so leer als die Festungen. Vergebens hatte man versucht, zwei Bataillone Nationalgarden zu bewaffnen, und dies in einem Lande, wo man keinem Menschen begegnete, der nicht seine Flinte, wenn man zu Fuße ging, auf der Schulter trug, oder, wenn er ritt quer über dem Sattel liegen hatte.

Championnet hatte aber an Joubert geschrieben und man wollte ihm von Alexandrien und Mailand aus eine Million Patronen und zehn Geschütze mit allem Zubehör schicken.

Was die Kugeln betraf, so hatte Championnet Gießöfen errichten lassen, wo täglich vier- bis fünftausend Stück fertig wurden.

Er ließ deshalb die Patrioten ersuchen, nichts zu übereilen, weil er noch wenigstens einen Monat bedürfe, umgerüstet zu sein, aber noch nicht etwa zum Angriff, sondern nur erst zur Vertheidigung.

Salvato überbrachte einen in diesem Sinne geschriebenen Brief an den französischen Gesandten in Neapel, einen Brief, worin Championnet dem Gesandten Garat seine Lage auseinandersetzte und ihn bat, Alles aufzubieten, um einen Bruch zwischen den beiden Höfen zu verzögern.

Dieser zum Glück in einem guten Portefeuille verwahrte Brief war von der Einwirkung des Wassers nicht berührt worden.

Uebrigens kannte Salvato auch den Inhalt und hätte ihn, wenn der Brief unleserlich gewesen wäre, Wort für Wort dem Gesandten erzählen können.

Nur hätte der Gesandte, wenn er den Brief erhielt, nicht gewußt, welchen Grad von Vertrauen er dem Ueberbringer schenken konnte.

Nachdem alle diese Thatsachen den Verschworenen auseinandergesetzt worden, trat ein Augenblick des Schweigens ein, während dessen sie einander ansahen und sich gegenseitig mit den Augen befragten.

»Was sollen wir nun thun?« fragte der Graf von Ruvo, der Ungeduldigste von allen.

»Den Instructionen des Generals folgen,« antwortete Cirillo.

»Ich wenigstens werde mich denselben gemäß sofort zu dem Gesandten Frankreichs begeben,« setzte Salvato hinzu.

»Dann beeilen Sie sich!« rief von der obersten Stufe der Treppe eine Stimme, bei welcher alle Geschworenen und selbst Salvato zusammenzuckte, denn diese Stimme war bis jetzt noch nicht gehört worden.

»Der Gesandte reist, wie man versichert, noch heute Nacht oder morgen früh nach Paris ab, setzte die Stimme hinzu.

»Velasco!« riefen Nicolino und Manthonnet gleichzeitig.

Dann setzte Nicolino allein fortfahrend hinzu:

»Seien Sie unbesorgt, Signor; es ist der sechste Freund, den wir erwarteten und der in Folge meiner Nachlässigkeit, meiner großen Nachlässigkeit, über das Brett gekommen ist, welches ich vergessen habe wegzunehmen – und zwar habe ich es nicht einmal, sondern zweimal vergessen – das erste Mal, als ich das Seil holte, und das zweite Mal, als ich die Kleider brachte.«

»Nicolino! Nicolino!« sagte Manthonnet, »Du wir uns noch an den Galgen bringen.«

»Das habe ich Dir schon lange gesagt,« entgegnete Nicolino lachend. »Warum wählt Ihr einen Narren zu eurem Mitverschworenen?«

Zwölftes Capitel.

Der Kuß eines Ehemannes.

Wenn die von Velasco mitgeheilte Nachricht auf Wahrheit beruhte, so war kein Augenblick zu verlieren, denn von Championnet's Gesichtspunkt aus konnte diese Abreise des Gesandten, die einer Kriegserklärung gleichkam, großes Unglück zur Folge haben. Salvato's Ankunft verhinderte vielleicht noch diese Abreise, indem sie den Bürger Garat bewog, noch zu temporisiren.

Jeder wollte Salvato nach dem französischen Gesandtschaftshotel begleiten, Salvato aber war mit Hilfe einer Erinnerung sowohl als eines Planes der Stadt recht wohl im Stande, sich allein zurechtzufinden und lehnte deshalb die ihm angebotene Begleitung hartnäckig ab.

Derjenige von den Verschworenen, welchen man mit ihm gesehen hätte, wäre, sobald der Zweck seiner Mission bekannt ward, verloren gewesen und die Beute der Polizei von Neapel oder das Ziel des Dolches der Sbirren der Regierung geworden.

Uebrigens brauchte Salvato nur dem Strand des Meeres zu folgen und sich stets links von demselben zu halten, um nach der französischen Gesandtschaft zu gelangen, welche sich in dem ersten Stockwerk des Palastes Caramanico befand.

Er lief deshalb nicht Gefahr, sich zu verirren. Die dreifarbigte Fahne und die Fasces mit der Freiheitsmütze mußten ihm das Haus hinreichend kenntlich machen.

Aus Vorsicht sowohl als aus Freundschaft vertauschte er jedoch eine von dem Meerwasser naßgewordenen Pistolen gegen die Nicolinos, gürtete dann unter einem Mantel seinem Säbel um, den er aus dem Schiffbruch gerettet und welchen er kurz an den Carabinerhaken hing, um nicht durch das Klirren auf dem Steinpflaster verrathen zu werden.

Man kam überein, ihn zuerst fortgehen zu lassen. Zehn Minuten nach seinem Weggange sollten die sechs Verschworenen einer nach dem andern sich ebenfalls entfernen und jeder einzeln nach Hause zurückkehren.

Etwaige Verfolger oder Nachschleicher sollten dadurch von der Fährte abgebracht werden, daß man jenen Umwegen folgte, die in dem Labyrinth, welches unentwirrbarer ist als das der Insel Creta und welches man die Stadt Neapel nennt, so leicht zu vervielfachen sind.

Nicolino führte den jungen Adjutanten bis an die Thür und zeigte ihm die den Pausilippo hinabführende Straße und die noch hier und da in der Mergellina leuchtenden wenigen Lichter, indem er sagte:

»Dies ist Ihr Weg. Lassen Sie sich von Niemanden folgen oder anreden.«

Die beiden jungen Männer wechselten dann noch einen Händedruck und trennten sich.

Salvato schaute sich um. Die Straße war gänzlich menschenleer. Uebrigens war das Ungewitter auch noch nicht ganz vorüber und obschon der Regen aufgehört hatte herabzuströmen, so kreuzten sich noch zahlreiche und häufig vom Rollen des Donners begleitete Blitze nach allen Richtungen des Himmels.

Als Salvato die dunkelste Ecke des Palastes der Königin Johanna passirte, war es ihm, als sähe

er den Schattenspur eines Mannes sich an der Wand abzeichnen. Er glaubte jedoch nicht, daß es der Mühe verlohne, deswegen stehen zu bleiben. Er war bewaffnet; was machte er sich daher aus einem Menschen?

Nachdem er jedoch etwa zwanzig Schritte zurückgelegt, schaute er sich doch um.

Er hatte sich nicht geirrt. Der Mann ging quer über die Straße hinweg und schien die linke Seite des Weges gewinnen zu wollen.

Zehn Schritte weiterhin glaubte er über der Mauer, welche nach der Seite des Meeres zu der Straße zur Brustwehr dient, einen Kopf zu erkennen, welcher bei seiner Annäherung hinter dieser Mauer verschwand.

Er neigte sich über die Brustwehr, schaute über dieselbe auf die andere Seite, sah aber weiter nichts als einen Garten mit dichtbelaubten Bäumen, deren Aeste bis zur Höhe der Brustwehr hinaufreichten.

Während dieser Zeit war der andere Mann näher gekommen und ging jetzt mit Salvato parallel. Dieser that als suchte er sich ihm zu nähern, ohne jedoch die Stelle, wo der Kopf verschwunden war, aus dem Auge zu verlieren.

Bei dem Schein eines Blitzes sah er denn auch ganz deutlich, daß ein Mann über die Mauer stieg und, wie er, nach Mergellina hinabging.

Salvato legte die Hand an seinen Gürtel, überzeugte sich, daß seine Pistolen nicht leicht herausgezogen werden konnten, und setzte seinen Weg weiter fort.

Die beiden Männer verfolgten immer noch parallel die Straße, der eine ein wenig vor ihm links, der andere ein wenig hinter ihm rechts.

Dem Landhause des Königs gegenüber standen zwei Männer mitten auf dem Wege und stritten sich mit jenem lebhaften Geberdenspiel und mißtönenden Geschrei, welches in Neapel den Leuten aus dem Volk eigen zu sein pflegt.

Salvato spannte seine Pistolen unter dem Mantel, und da er einen Hinterhalt zu argwohnen begann, weil er sah, daß die Leute nicht von der Stelle wichen, so ging er gerade auf sie zu.

»He da, Platz da!« rief er auf neapolitanisch.

»Warum denn?«, fragte einer der Männer in spöttischem Tone und den Streit, in welchem er bis jetzt begriffen gewesen, vergessend.

»Weil,« antwortete Salvato, »die Mitte des Straßenpflasters Seiner allergnädigen Majestät des Königs Ferdinand für die Edelleute bestimmt ist und nicht für Lümmel wie Ihr.«

»Und wenn man Euch nun doch keinen Platz machte, entgegnete der andere Streiter, »was würdet Ihr dazu sagen?«

»Ich würde gar nichts sagen, sondern mir selbst Platz machen.

Mit diesen Worten zog er seine beiden Pistolen aus dem Gürtel und ging auf die beiden Männer los.

Diese traten auf die Seite und ließen ihn vorbei, folgten ihm aber.

Salvato hörte den, welcher der Anführer zu sein schien, zu dem Andern sagen:

»Er ist es!«

Nicolino hatte, wie man sich erinnern wird, Salvato empfohlen, nicht bloß sich nicht anreden, sondern auch sich nicht folgen zu lassen. Uebrigens verriethen die drei Worte, die er soeben vernommen, hinreichend, daß ihm wirklich Gefahr drohte.

Er blieb stehen. Als die Männer ihn stehen bleiben sahen, thaten sie dasselbe, das heißt, sie blieben ebenfalls stehen.

Sie waren ungefähr zehn Schritte einer von dem andern entfernt.

Der Ort war abgelegen und einsam.

Links stand ein Haus, dessen Fensterläden geschlossen waren und an welches die Mauern eines Gartens anstießen, über welche hinweg man die Gipfel eines Waldes von Orangebäumen zittern und den biegsamen Helmbusch einer prächtigen Pappel sich abwechselnd beugen und emporrichten sah.

Auf der rechten Seite war das Meer.

Salvato that wiederum zehn Schritte vorwärts und blieb dann abermals stehen.

Die Männer, welche gleichzeitig mit ihm weitergeschritten waren, blieben nun auch gleichzeitig wieder stehen.

Nun kehrte Salvato um. Die vier Männer, welche sich einander genähert und die, wie man mit Gewißheit voraussetzen konnte, einer und derselben Bande angehörten, erwarteten ihn.

»Ich will, sagte Salvato, als er nur noch vier Schritte von ihnen entfernt war, »ich will nicht blos, daß man mir nicht den Weg versperre, sondern ich will auch nicht, daß man mir folge.«

Zwei der Männer hatten schon ihre Messer gezogen und hielten dieselben in der Hand.

»Na,« sagte der Anführer, »vielleicht können wir, wenn es um und um kommt, uns verständigen, denn nach der Art und Weise zu urtheilen, wie Ihr das Neapolitanische sprecht, so ist es unmöglich, daß Ihr ein Franzose seid.«

»Und was geht es Dich an, ob ich Franzose oder Neapolitaner bin?

»Das ist meine Sache. Antwortet jetzt offen.«

»Ich glaube gar, Du erlaubst Dir mich auszufragen, Schurke?«

»O, was ich thue, mein Herr Edelmann, thue ich für Euch und nicht für mich. Also: Seid Ihr der Mann, welcher in französischer Uniform von Capua zu Pferde angelangt, in Pozzuolo eine Barke genommen und trotz des Sturmes zwei Fischer gezwungen hat, ihn nach dem Palast der Königin Johanna zu rudern?«

Salvato hätte mit nein antworten und von seiner Fertigkeit im Sprechen des neapolitanischen Dialekts Gebrauch machen können, um die Zweifel des Fragenden zu vermehren. Er war jedoch der Meinung, daß man selbst einen Sbirren nicht belügen dürfe und daß eine Lüge stets etwas sei, wodurch die Menschenwürde herabgesetzt werde.

»Und wenn ich nun dieser Mann wäre, antwortete er daher, »was würde dann geschehen?«

»Ah, wenn Ihr es wäret,« sagte der Mann in dumpfem Tone und den Kopf schüttelnd, »dann würde weiter nichts geschehen, als daß ich genöthigt wäre, Euch umzubringen, dafern Ihr Euch nicht dazu verstündet, mir die Papiere, deren Ueberbringer Ihr seid, gutwillig zu geben.«

»Dann müßtet Ihr euer Zwanzig sein anstatt Vier, Ihr Schurken! Euer Vier sind nicht genug, um einen Adjutanten des Generals Championnet umzubringen oder auch nur zu berauben.«

»Er ist es!« rief der Anführer. »Wir müssender Sache ein Ende machen. Hierher, Beccajo, hierher!«

Auf diesen Ruf kamen zwei Männer von einer kleinen dunklen Thür in der Gartenmauer her und näherten sich rasch, um Salvato von hinten anzufallen.

Salvato hatte aber bereits mit feinen beiden Pistolen Feuer auf die beiden Männer gegeben,

welche ihre Messer in der Hand hatten, und einen davon getödtet, den andern verwundet.

Dann knöpfte er seinen Mantel auf, schleuderte ihn weit von sich hinweg, riß den Säbel aus der Scheide, spaltete mit einem Hiebe dem, welchen der Anführer unter dem Namen Beccajo zu seinem Beistande herbeigerufen, das Gesicht und versetzte dem andern eine tödtliche Stichwunde.

Er glaubte nun sich seiner Angreifer entledigt zu haben, da von sechs nun schon vier kampfunfähig waren. Er hatte es nur noch mit dem Anführer und einem seiner Sbirren zu thun, der sich klüglich zehn Schritte weit von ihm entfernt hielt, und glaubte mit diesen beiden letzten leicht fertig zu werden, als er in dem Augenblick, wo er sich nach ihnen umdrehte, um über sie herzufallen, eine Art Blitz zucken sah, welcher aus der Hand des Anführers zischend auf ihn zugeflogen kam. Gleichzeitig empfand er in der rechten Seite der Brust einen lebhaften Schmerz.

Der Mörder der sich ihm nicht zu nähern gewagt, hatte sein Messer nach ihm geworfen. Die Klinge war zwischen dem Schlüsselbein und der Schulter verschwunden und nur der Griff zitterte außerhalb der Wunde.

Salvato ergriff das Messer mit der linken Hand, riß es aus der Wunde und that einige Schritte rückwärts, denn es war ihm, als wenn ihm der Boden unter den Füßen entwiche.

Dann stieß er, einen Stützpunkt suchend, an die Mauer und lehnte sich an dieselbe. Fast unmittelbar darauf schien Alles mit ihm sich im Kreise zu drehen und seine letzte Empfindung war, daß er glaubte, die Mauer werde ihn eben so treulos verlassen wie der Erdboden.

Ein Blitz, welcher den Himmel spaltete, erschien ihm nicht mehr bläulich, sondern blutroth.

Er streckte die Arme aus, ließ seinen Säbel fallen und sank ohnmächtig nieder.

In dem letzten Schimmer von Bewußtsein, der ihn von der Vernichtung trennte, glaubte er die beiden Männer auf sich zustürzen zu sehen.

Er machte eine Anstrengung, um sie zurückzustoßen, aber Alles erlosch in einem Seufzer, von welchem man hätte glauben können, es sei ein letzter.

Es geschah dies einige Sekunden nachdem bei dem Doppelknalle der Pistolen das Fenster im Hause der San Felice sich geöffnet und bei dem Schreckensruf Michels: »Pasquale de Simone, der Sbirre der Königin!« die junge Frau mit dem muthigen Rufe geantwortet hatte: »Wohlan, dann ist es an mir ihn zu retten!«

Obschon aber die Entfernung von dem Boudoir nach der steinernen Rampe und von der Rampe bis zur Gartenthür nicht groß war, so waren, als Luisa mit zitternder Hand diese Thür öffnete, die Mörder doch schon verschwunden und nur der Körper des jungen Mannes, der an der Gartenthür angelehnt gelegen, fiel in dem Augenblick, wo die San Felice diese Thür öffnete, mit dem oberen Theil in den Garten herein.

Mit einer Kraft, deren sie sich selbst niemals fähig geglaubt hätte, zog die junge Frau den Verwundeten in den Garten, verschloß und verriegelte die Thür hinter ihm und rief außer sich vor Schrecken und Angst: »Nina, Michele und Nanno, zu Hilfe!«

Alle Drei kamen herbeigeeilt.

Michele hatte von seinem Fenster aus die Meuchelmörder fliehen sehen. Eine Patrouille, deren langsamen, gemessenen Tritt man vernahm, hätte sich wahrscheinlich blos damit beschäftigt, die Todten hinwegzuschaffen und die Verwundeten aufzuheben.

Es stand daher nichts mehr für die zu fürchten, welche dem jungen Officier beistanden, dessen Spur selbst für das geübteste Auge so gut wie verloren war.

Michele faßte den jungen Mann um die Mitte des Leibes und hob ihn auf, während Nina die Füße trug und Luisa den Kopf stützte.

Mit jenen sanften Bewegungen, deren Geheimniß die Frauen in Bezug auf die Kranken und Verwundeten allein besitzen, schaffte man den Verwundeten in das Innere des Hauses.

Nanno war zurückgeblieben. Zur Erde niedergebückt, murmelte sie zwischen den Zähnen magische Worte und suchte ihr bekannte Kräuter unter denen, welche in der Ecke des Gartens und in den Spalten der Mauern wuchsen.

In dem Boudoir angelangt, blieb Michele gedankenvoll stehen, dann schüttelte er plötzlich den Kopf und sagte:

»Schwesterchen, es wird nun nicht lange mehr dauern, so kommt der Chevalier nach Hause. Was wird er sagen, wenn er sieht, daß Du in seiner Abwesenheit und ohne ihn zu Rathe zu ziehen, diesen schönen jungen Menschen in sein Haus gebracht hast?

»Er wird ihn beklagen, Michele, und sagen, daß ich wohl daran gethan habe, antwortete die junge Frau, indem sie ihre von sanft heiterer Ruhe strahlende Stirn emporrichtete.

»Ja ganz gewiß würde dem so sein, wenn es sich hier um eine gewöhnliche Mordthat handelte. Wenn der Chevalier aber erfährt, daß der Mörder Pasquale de Simone ist, wird er, der zum Haushalt des Prinzen Francesco gehört, wohl das Recht zu haben glauben, einem von dem Sbirren der Königin verwundeten Manne ein Asyl zu gewähren?«

Luisa dachte eine Weile nach und hob nach einigen Secunden an:

»Du hast Recht, Michele. Wir wollen sehen, ob der Verwundete irgend ein Papier bei sich hat, welches uns andeutet, wohin wir ihn bringen lassen können.«

Man mochte aber in den Taschen des Verwundeten suchen, wie man wollte, so fand man in denselben nichts als seine Börse und seine Uhr.

Es bewies dies, daß er es nicht mit Räubern zu thun gehabt.

Was dagegen seine Papiere betraf, wenn er deren bei sich gehabt, so waren sie verschwunden.

»Mein Gott, mein Gott, was sollen wir thun?« rief Luisa. »Ich kann doch ein menschliches Wesen in einem solchen Zustande nicht verlassen!«

»Schwesterchen,« sagte Michele im Tone eines Menschen, der ein Auskunftsmittel gefunden. »Wenn der Chevalier plötzlich dazugekommen wäre, als Du Dir von Nauno wahrsagen ließest, wären wir dann nicht sofort in das Haus deiner Freundin, der Herzogin Fusco, verschwunden, welches leer steht und wozu Du die Schlüssel hast?«

»Ja, Du hast Recht, Du hast Recht, Michele!« rief die junge Frau. »Ja, tragen wir ihn in das Haus der Herzogin. Man kann ihn dort in eines der Zimmer bringen, deren Fenster auf den Garten gehen. Es gibt dort auch eine Ausgangsthür. Ich danke Dir, Michele. Wenn der arme junge Mann nicht stirbt, so können wir ihm auf diese Weise alle Pflege angedeihen lassen, welche sein Zustand verlangt.«

»Und,« fuhr Michele fort, »dein Gemahl kann, da er von nichts weiß, im Nothfall seine Unwissenheit betheuern, was er nicht thun würde, wenn man ihn von der Sache unterrichten wollte.«

»Ganz recht, Du kennst ihn. Er würde nicht läugnen. Er darf nichts erfahren – nicht als ob ich an einem guten Herzen zweifelte, sondern, wie Du sagst, ich darf ihn nicht in Widerstreit mit seiner Pflicht als Freund des Prinzen und feinem Gewissen als Christ bringen. Leuchte uns, Nanno,« sagte die junge Frau zu der Wahrsagerin, welche eben mit einem Bündel Pflanzen von

verschiedenen Gattungen wieder in's Zimmer trat. »Es da in diesem Hause hier keine Spur von diesem jungen Manne zurückbleiben.«

Und der Zug setzte sich, während Nanno leuchtete, in Bewegung, durchschritt drei oder vier Zimmer und verschwand endlich hinter der Verbindungsthür, welche in das Nachbarhaus führte.

Kaum aber hatte man den Verwundeten in einem von der San Felice selbst bezeichneten Zimmer auf ein Bett gelegt, als Nina, die Zofe, welche weniger in Gedanken versunken war als ihre Herrin, dieselbe lebhaft am Arme faßte.

Luisa begriff, daß die Zofe sie auf etwas aufmerksam machen wollte und horchte.

Es ward an die Thür des Gartens gepocht.

»Das ist der Chevalier. – Schnell, schnell, Signora!« sagte Nina. »Legen Sie sich mit Ihrem Pudermantel zu Bett. Für alles Uebrige lassen Sie mich sorgen.«

»Michele! Nanno!« rief Luisa, indem sie ihnen mit einer letzten Geberde den Verwundeten empfahl.

Ein Wink von den Beiden beruhigte sie, insoweit als sie beruhigt werden konnte.

Dann bewegte sie sich wie in einem Traume befangen, an die Wände anstoßend, keuchend und unzusammenhängende Worte murmelnd nach ihrem Zimmer und hatte nur eben noch Zeit, ihre Strümpfe und ihre Pantoffeln auf einen Stuhl zu werfen, sich auf ihr Bett zu strecken und mit hochklopfendem Herzen, aber verhaltenem Athem die Augen zu schließen und sich zu stellen, als ob sie schlief.

Fünf Minuten später trat der Chevalier San Felice, den Nina wegen des Verriegelns der Gartenthür, als sei *sie* daran Schuld, um Verzeihung gebeten, auf den Fußspitzen, mit lächelndem Gesicht und mit dem Licht in der Hand, in das Schlafzimmer seiner Gattin.

Einen Augenblick lang blieb er vor dem Bett stehen, betrachtete Luisa beim Schimmer der rosenfarbenen Wachskerze, die er in der Hand hielt, drückte dann langsam seine Lippen auf ihre Stirn und murmelte:

»Schlafe unter der Obhut des Herrn, Du reiner Engel, und der Himmel behüte Dich vor jeder Berührung mit den Engeln der Finsterniß, die ich so eben verlassen habe.«

Die Unbeweglichkeit, welche er für Schlaf hielt, respectirend, verließ er dann das Zimmer auf den Fußspitzen, wie er es betreten, schloß leise die Thür des Schlafzimmers seiner Gattin und begab sich in das seinige.

Kaum aber war der Schimmer der Wachskerze von den Wänden des Zimmers verschwunden, als die junge Frau sich auf den Ellbogen emporrichtete und mit stierem Auge und gespanntem Ohr lauschte.

Alles war wieder in Schweigen und Dunkel versunken.

Luisa hob nun langsam die seidene Decke ihres Bettes, setzte vorsichtig ihren Fuß auf den Porzellanfußboden, ließ sich auf ein Knie nieder und stützte sich an das Kopfende des Bettes.

So lauschte sie nochmals. Durch das überall herrschende vollkommene Schweigen beruhigt, öffnete sie die Thür, welche der, durch welche ihr Gemahl eingetreten, entgegengesetzt war, gelangte in den Corridor, welcher in das Haus der Herzogin führte, öffnete die Verbindungsthür und bewegte sich leicht und stumm wie ein Schatten bis an die Schwelle des Zimmers, in welchem der Verwundete lag.

Er war immer noch ohnmächtig.

Michele stampfte Kräuter in einem metallenen Mörser und Nanno drückte den Saft dieser

Kräuter auf die Wunde des Kranken.



Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Der Chevalier San Felice.

Wir glauben in einem unserer früheren Capitel, vielleicht in dem ersten, gesagt zu haben, daß der Chevalier San Felice ein Gelehrter war.

Obschon aber die Gelehrten, eben so wie nach Sterne die Reisenden, in eine Menge Kategorien und Unterkategorien getheilt werden können, so zerfallen sie doch in zwei große Hauptgattungen.

Die erste sind die langweiligen Gelehrten.

Die zweite sind die kurzweiligen Gelehrten.

Die erste Gattung ist die zahlreichste und gilt für die gelehrteste.

Wir haben im Laufe unseres Lebens einige kurzweilige Gelehrte kennen gelernt. Dieselben wurden aber in der Regel von ihren Collegen verleugnet, welche behaupteten, sie verdürben das Handwerk, weil sie den Witz und die Phantasie mit der Wissenschaft vermengten.

Wie sehr es ihm auch in den Augen unserer Leser Eintrag thun möge, so müssen wir doch gestehen, daß der Chevalier San Felice der zweiten Gattung, nämlich der Gattung der kurzweiligen Gelehrten, angehörte.

Wir haben auch schon gesagt – obschon es so lange her ist, daß der Leser es vergessen haben kann – daß der Chevalier San Felice ein Mann von fünfzig- bis fünf und fünfzig Jahren war, daß er sich in seiner äußern Erscheinung einfach, aber elegant trug und daß er, weil er in seinen Studien, die sein ganzes Leben lang dauerten, sich keinem besonderen Fach gewidmet hatte, mehr ein *Wissender* als ein eigentlicher *Gelehrter* war.

Selbst der Aristokratie angehörend und da er stets am Hofe oder im Umgange mit vornehmen Personen gelebt, da er übrigens in seiner Jugend große Reisen, besonders in Frankreich, gemacht, so besaß er die liebenswürdigen, unbefangenen Manieren eines Buffon, eines Helvetius und eines Holbach, deren sociale Principien er übrigens theilte. Ja er war beinahe nicht ganz frei von der philosophischen Irreligiosität dieser Herren.

Wie Galilei und Swammerdam hatte er das unendlich Große und das unendlich Kleine studiert. Er war von den im Aether kreisenden Welten herabgestiegen bis zu den in einem Wassertropfen schwimmenden Infusorien. Er hatte gesehen, daß die Gestirne in dem Geiste Gottes denselben Platz einnehmen und an der unermesslichen Liebe, womit der Schöpfer alle seine Creaturen umfaßt, denselben Antheil haben.

Sein Geist, dieser dem göttlichen Herde entsprungene Funke, hatte sich daher daran gewöhnt, Alles in der Natur zu lieben.

Nur hatten die bescheideneren Gegenstände der Schöpfung bei ihm Anspruch auf zärtlichere

Wißbegier als die erhabenen, und wir möchten beinahe behaupten, daß die Umgestaltung der Larve in die Nymphe und der Nymphe in den Käfer ihm wenigstens ebenso interessant erschien, als die langsame Bewegung des Kolosses Saturn, welcher neunhundertmal größer ist als die Erde, und mit seinem monstruösen Zubehör von sieben Monden und dem leuchtenden Ringe beinahe dreißig Jahre braucht, um seinen Kreislauf um die Sonne zu vollenden.

Diese Studien hatten ihn ein wenig über das wirkliche Leben hinausgehoben, um ihn dem contemplativen zuzuwenden.

Wenn er daher aus dem Fenster seines Hauses – des Hauses, welches auch das seines Vaters und seines Großvaters gewesen – in einer jener warmen Sommernächte von Neapel unter dem Ruder des Fischers oder im Kielwasser der Barke desselben sich jenes bläuliche Feuer entzünden sah, welches man für den Widerschein des Vemustermes halten könnte, oder wenn er eine Stunde lang, oft auch die ganze Nacht hindurch, unbeweglich an dieses Fenster gelehnt, den Golf von Lichern funkeln sah und wenn der Südwind die Wellen aufwühlte und mit feurigen Guirlanden an einander fesselte, welche sich für sein Auge hinter Capri verloren, ganz gewiß aber bis an die Gestade Afrikas reichten, sagte man:

»Was macht dieser Träumer von San Felice da?«

Dieser Träumer von San Felice versetzte sich ganz einfach aus der materiellen Welt in die unsichtbare, aus dem geräuschvollen Leben in das schweigsame.

Er sagte sich, daß diese unermessliche Feuerschlange, deren Ringe den Erdball umschließen, nichts weiter sei als eine Anhäufung von unsichtbaren Thierchen, und seine Phantasie bebte entsetzt vor diesem unermesslichen Reichthume der Natur zurück, welche auf unsere Welt, um unsere Welt herum Welten setzt, von welchen wir keine Ahnung haben, und durch welche die erhabene Unendlichkeit, welche sich unsern Augen in Lichtströmen entzieht, sich ohne Unterbrechung an die tiefe Unendlichkeit knüpft, welche, in den tiefsten der Abgründe hinabtauchend, sich in Nacht verliert.

Dieser Träumer von San Felice sah jenseits dieser doppelten Unendlichkeit Gott nicht wie Ezechiel ihn sah, in Stürmen vorüberbrausend; nicht wie Moses ihn sah, im feurigen Busch, sondern strahlend in der majestätisch heiteren Ruhe der ewigen Liebe, als riesige Jacobsleiter, welche durch die ganze Schöpfung hinauf- und hinabsteigt.

Vielleicht könnte man glauben, diese in gleichen Theilen der ganzen Natur zugewendete Liebe müsse jene andern Gefühle, welche den lateinischen Dichter sagen lassen: »Ich bin ein Mensch und ich erachte nichts, was menschlich ist, mir fremd,« eines Theils ihrer Kraft berauben.

Dies war aber bei dem Chevalier San Felice durchaus nicht der Fall, denn gerade bei ihm konnte man jenen Unterschied zwischen Seele und Herz machen, welche dem Vicekönig der Schöpfung gestattet, bald ruhig zu sein wie Gott, wenn er mit seiner Seele betrachtet, bald freudig oder verzweifelt wie der Mensch, wenn er mit seinem Herzen empfindet.

Von allen Gefühlen aber, welche die Bewohner unseres Planeten über die Thiere erheben, die um ihn herum leben, war die Freundschaft dasjenige, welchem der Chevalier den aufrichtigsten und eifrigsten Cultus widmete, und wir legen hierauf ganz besonders Gewicht, weil es einen gewaltigen und ganz speziellen Einfluß auf sein Leben äußerte.

Der Chevalier San Felice, Zögling des von Carl dem Dritten für junge Edelleute gegründeten Collegs, hatte auf demselben zu seinem Mitschüler einen jungen Mann, dessen Abenteuer, Eleganz und Reichthum gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in der neapolitanischen Welt

großes Aufsehen machten. Dieser junge Mann war der Fürst Giuseppe Caramanico.

Wäre der junge Fürst weiter nichts gewesen als eben Fürst, so hätte der junge San Felice für ihn wahrscheinlich weiter nichts empfunden, als jenes Gefühl von neidischer Eifersucht, welches die Kinder gegen diejenigen ihrer Genossen empfinden, die wegen ihres hohen Ranges von den Lehrern mit mehr Rücksicht behandelt werden als ihre Mitschüler. Giuseppe Caramanico war aber, abgesehen von seinem Fürstentitel, auch ein liebenswürdiger, gemüthlicher und zutraulicher Knabe, ebenso wie er später ein liebenswürdiger, ehrenhafter, rechtschaffener Mann ward.

Dennoch geschah zwischen dem Fürsten Caramanico und dem Chevalier San Felice das, was unvermeidlich bei allen Freundschaften geschieht – es gab einen Orestes und einen Pylades. Der Chevalier San Felice spielte die Rolle, welche in den Augen der Welt die am wenigsten glänzende, vor dem Auge Gottes aber vielleicht die verdienstlichste war – er ward Pylades.

Man kann sich denken, mit welcher Leichtigkeit der künftige Gelehrte mit einem scharfen Verstand und seiner Wißbegierde seine Mitschüler überflügelte und wie sehr im Gegentheile der künftige Minister in Neapel, der künftige Gesandte in London, der künftige Vicekönig in Palermo mit seiner hochadeligen Sorglosigkeit eine Studien vernachlässigte.

Dennoch hielt mit Hilfe des fleißigen Pylades, welcher für Zwei arbeitete, der träge Orestes sich immer in der ersten Reihe. Er erntete ebenso viel Prämien, ebenso viele ehrenvolle Auszeichnungen und ebenso viele Belohnungen als San Felice, und besaß in den Augen seiner Lehrer sogar noch mehr Verdienst als dieser, denn sie kannten das Geheimniß seiner Ueberlegenheit nicht, oder wollten es nicht kennen.

Diese Ueberlegenheit hielt er ebenso aufrecht, wie die seiner geselligen Stellung und ohne daß es schien, als gäbe er sich deswegen auch nur die geringste Mühe.

Orestes selbst aber kannte dieses Geheimniß und wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu sagen, daß er es so schätzte, wie es geschätzt zu werden verdiente, wie dies auch aus dem weiteren Verlaufe unserer Erzählung hervorgehen wird.

Die jungen Männer verließen das Collegium und jeder folgte der Laufbahn, zu welcher er sich durch die innere Stimme oder durch einen Rang hingezogen fühlte.

Caramanico widmete sich dem Waffenhandwerk, San Felice der Wissenschaft.

Caramanico trat als Capitän in ein Regiment Liparioten, so genannt von der Insel Lipari, von welcher fast sämtliche Soldaten, aus welchen es zusammengesetzt war, herstammten.

Dieses von dem König errichtete Regiment ward auch von diesem commandiert. Er trug den Titel eines Obersten desselben, und in dasselbe als Officier aufgenommen zu werden, war die höchste Gunst, nach welcher ein neapolitanischer Edelmann trachten konnte.

San Felice dagegen ging auf Reisen besuchte Frankreich, Deutschland, England und blieb fünf Jahre fern von Italien.

Als er nach Neapel zurückkam, traf er den Fürsten Caramanico als Premierminister und Geliebten der Königin Caroline wieder.

Die erste Sorge Caramanicos, als er ans Staatsruder gelangte, war gewesen, seinem lieben San Felice eine unabhängige Stellung zu sichern. Er hatte ihn in seiner Abwesenheit mit Dispensation vom Gelübde zum Maltheserritter ernennen lassen, eine Gunst, auf welche übrigens Alle ein Recht hatten, die ihre Probe bestehen konnten. Zugleich hatte er ihm eine Abtei verliehen, welche zweitausend Ducaten jährlich eintrug.

Diese Rente, in Verbindung mit den tausend Ducaten, die ihm sein väterliches Erbtheil abwarf, machte den Chevalier San Felice, dessen Geschmacksrichtungen die eines Gelehrten, das heißt, sehr einfach waren, zu einem verhältnißmäßig eben so reichen Mann, als der erste Millionär von Neapel war.

Die beiden Jünglinge waren zu Männern herangereift und liebten einander immer noch. Der eine jedoch mit der Wissenschaft, der andere mit der Politik beschäftigt, sahen sie einander nur höchst selten.

Gegen das Jahr 1783 begannen einige Gerüchte, welche über den bevorstehenden Sturz des Fürsten von Caramanico in Umlauf kamen, die Stadt zu beschäftigen und San Felice zu beunruhigen.

Man sagte, Caramanico habe, als Premierminister mit Arbeit überladen, und weil er für Neapel, welches er ganz im Gegensatz zu dem König mehr als eine Seemacht denn als eine Landmacht betrachtete, eine respectable Marine zu schaffen wünschte, sich an den Großherzog von Toscana mit der Bitte gewendet, ihm einen Mann, dessen Namen in Folge einer Expedition gegen die Raubtaaten mit großem Lobe genannt ward, zu überlassen, um ihn mit dem Titel eines Admirals an die Spitze der neapolitanischen Marine zu stellen.

Dieser Mann war der Chevalier John oder Jean Acton von irländischer Abstammung, aber in Frankreich geboren.

Kaum aber sah Acton sich durch Caramanico's Gunst bei dem Hofe von Neapel eingeführt und in einer Stellung, welche er selbst in seinen kühnsten Träumen niemals zu hoffen gewagt, so bot er Alles, was in seinen Kräften stand, auf, um seinen Gönner zu verdrängen – sowohl aus der Zuneigung der Königin als von seinem Ministerposten, den er vielleicht mehr dieser Zuneigung als seinem Rang und Verdienst zu verdanken hatte.

Eines Abends sah San Felice den Fürsten von Caramanico wie einen einfachen Privatmann und ohne gestattet zu haben, daß man ihn anmelde, bei sich eintreten.

San Felice war gerade – es war an einem milden Abend des Maimonats – in dem schönen Garten, den wir zu beschreiben gesucht, beschäftigt, Jagd auf Glühwürmer zu machen, an welchen er bei Rückkehr des Morgens die Abstufung des Lichtes studieren wollte.

Als er den Fürsten erblickte, stieß er einen Freudenschrei aus, warf sich ihm in die Arme und drückte ihn an sein Herz.

Der Fürst erwiderte diese Umarmung mit gewohnter Freundlichkeit, welche durch eine gewisse schwermüthige Zerstreutheit einen noch lebhafteren Ausdruck zu erhalten schien.

San Felice wollte sich mit ihm in das Haus hinein begeben, Caramanico aber, der vom Morgen bis zum Abend in seinem Cabinet gesessen, wollte nicht diese Gelegenheit versäumen, die durch den Orangenwald gewürzte Luft zu athmen.

Ein sanfter Wind wehte vom Meere her; der Himmel war rein, der Mond glänzte an demselben und spiegelte sich in dem Golf Caramanico zeigte auf eine am Stamme des Palmbaumes angebrachte Bank und beide nahmen auf derselben Platz.

Caramanico schwieg einen Augenblick, als ob er sich nicht sofort entschließen könnte, das Schweigen dieser ganzen stummen Natur zu stören. Endlich hob er mit einem Seufzer an:

»Mein Freund, ich komme um Dir Lebewohl zu sagen, vielleicht auf immer.«

San Felice erschrak und sah einen Freund an. Er glaubte nicht recht gehört zu haben. Der Fürst schüttelte wehmüthig den Kopf und fuhr mit dem Ausdruck tiefer Entmuthigung fort:

»Ich bin des Kampfes müde. Ich sehe ein, daß ich mit einem Gegner zu thun habe, der stärker ist als ich. Ein noch länger fortgesetzter Kampf würde mich vielleicht meine Ehre, ganz gewiß aber das Leben kosten.«

»Aber die Königin?«, fragte San Felice.

»Die Königin ist ein Weib, mein Freund,« antwortete Caramanico, »und folglich schwach und unbeständig. Sie sieht heute mit den Augen jenes irländischen Intriganten, welcher, wie ich sehr fürchte, den Staat seinem Ruin entgegenführen wird. Möge der Thron fallen, aber nur ohne mich. Ich will nicht zu seinem Sturze beitragen – ich gehe.«

»Wohin?« fragte San Felice.

»Ich habe den Gesandtschaftsposten in London angenommen; es ist das eine ehrenvolle Verbannung. Ich nehme meine Frau und meine Kinder mit, denn ich will sie nicht den Gefahren aussetzen, welche ihnen hier drohen könnten. Dennoch aber gibt es eine Person, die ich in Neapel zurücklassen muß, und ich rechne auf Dich, daß Du mich bei ihr ersetzen wirst.«

»Bei ihr?« wiederholte der Gelehrte mit einem gewissen Grade von Unruhe.

»Sei unbesorgt, sagte der Fürst, indem er zu lächeln versuchte. »Es ist keine Dame, es ist ein Kind.«

San Felice athmete wieder auf.

»Ja,« fuhr der Fürst fort. »Mitten in meinen vielfachen Beschwerden und Mißlichkeiten tröstete mich eine junge Frau. Engel des Himmels, ist sie wieder in diesen emporgestiegen und hat mir eine lebende Erinnerung zurückgelassen – ein kleines Mädchen, welches so eben das fünfte Lebensjahr zurückgelegt hat.«

»Ich höre, sagte San Felice, »ich höre.«

»Ich kann diese Tochter weder als die meinige anerkennen, noch ihr eine sociale Stellung bereiten, weil sie während meiner Ehe geboren ist. Uebrigens weiß auch die Königin nichts von der Existenz dieses Kindes und darf auch nichts davon erfahren.«

»Wo ist die Kleine?«

»In Portici. Von Zeit zu Zeit laß ich mir sie bringen, zuweilen besuche ich sie. Ich liebe dieses unschuldige Wesen, welches, wie ich sehr fürchte, an einem unheilvollen Tage geboren ist. Ich schwöre Dir, San Felice – denn Du wirst es nicht glauben wollen – daß es mir weniger schwer ankommt, meinen Ministerposten niederzulegen und Neapel und mein Vaterland zu verlassen, als mich von diesem Kinder zu trennen, denn es ist wirklich und in der That das Kind meiner Liebe.«

»Auch ich liebe,« sagte der Chevalier in seiner einfachen, sanften Weise; »auch ich liebe, Caramanico.«

»Um so besser!« hob der Fürst wieder an, »denn ich habe auf Dich gezählt, daß Du meine Stelle bei ihr vertreten sollst. Ich will, daß sie ein unabhängiges Vermögen besitze. Hier ist eine auf deinen Namen ausgestellte Anweisung auf fünfzigtausend Ducaten. Diese Summe wird sich unter deiner Verwaltung in vierzehn bis fünfzehn Jahren schon durch die Anhäufung der Zinsen verdoppeln. Du wirft die Kosten der Erziehung meiner Tochter einstweilen aus deinen Mitteln bestreiten und später einmal, wenn sie mündig wird oder heiratet, Dich von ihrem Vermögen wiederbezahlt machen.

« »Caramanico!«

»Verzeihe, lieber Freund,« sagte der Fürst lächelnd. »Ich verlange einen Dienst von Dir und

an mir ist es daher, meine Bedingungen zu stellen.«

San Felice senkte das Haupt.

»Solltest Du mich weniger lieben, als ich glaubte?« murmelte er.

»Nein, mein Freund,« hob Caramanico wieder an, »Du bist nicht bloß der Mann, den ich am meisten liebe, sondern auch der, welchen ich am höchsten auf der Welt achte. Der Beweis hiervon ist, daß ich Dir den einzigen Theil meines Herzens lasse, welcher rein und unversehrt geblieben ist.«

»Mein Freund,« sagte der Gelehrte ein wenig zögernd, »ich möchte Dich um eine Gunst bitten, und wenn mein Verlangen Dir nicht unangenehm ist, so würde ich mich glücklich schätzen, wenn Du mir es gewährtest.«

»Worin besteht es?«

»Ich lebe allein, ohne Familie, beinahe ohne Freunde. Ich langweile mich niemals, weil es unmöglich ist, daß der Mensch sich langweile, während das große Buch der Natur aufgeschlagen vor seinen Augen liegt. Ich liebe im Allgemeinen Alles. Ich liebe das Gras, welches sich am Morgen unter der Last der Thautropfen wie unter einer allzuschweren Bürde beugt. Ich liebe diese Glühwürmer, welche ich suchte, als Du eintratest. Ich liebe den Käfer mit dem goldenen Flügel, in welchem sich die Sonne spiegelt, meine Bienen, welche mir eine Stadt bauen, meine Ameisen, welche mir eine Republik gründen, aber ich liebe nicht etwas mehr als das andere und ich werde von nichts zärtlich geliebt. Wenn es mir nun erlaubt wäre, deine Tochter hierher zu mir in mein Haus zu nehmen, so würde ich sie, dies fühle ich, mehr als alles Andere lieben und sie würde, sobald sie einsähe, wie sehr ich sie liebe, mich vielleicht auch ein wenig lieben. Die Luft des Pausilippo ist vortrefflich, die Aussicht, die ich von meinen Fenstern aus habe, ist prachtvoll. Deine Tochter hätte hier einen großen Garten, in welchem sie den Schmetterlingen nachlaufen könnte, Blumen, so viel sie deren zu pflücken wünschte, und Orangen, die sie mit dem Munde erreichen könnte. Sie würde heranwachsen wie diese Palme und zugleich die Anmuth und Kraft derselben besitzen. Sag, willst Du, daß dein Kind bei mir wohne, mein Freund?«

Caramanico betrachtete ihn mit Thränen in den Augen und billigte das, was er sagte, durch eine sanfte Bewegung des Kopfes.

»Und dann,« fuhr San Felice fort, denn er glaubte, sein Freund sei noch nicht hinreichend überzeugt, »und übrigens hat ein Gelehrter ja nichts zu thun. Ich werde mir es daher zum Vergnügen machen, deine Tochter zu unterrichten; ich werde sie Englisch und Französisch lesen und schreiben lehren. Ich weiß Vielerlei und bin weit unterrichteter, als man glaubt. Es macht mir Vergnügen, Wissenschaften zu treiben, aber es ist mir langweilig davon zu sprechen. Alle diese neapolitanischen Bücherwürmer, alle Akademiker von Herculaneum, alle Wühler von Pompeji verstehen mich nicht und sagen, ich sei unwissend, weil ich mich nicht hochtrabender Worte bediene, sondern einfach von den Dingen der Natur und Gottes spreche. Es ist dies aber nicht wahr, Caramanico. Ich weiß wenigstens eben so viel und vielleicht noch mehr als diese Leute, darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort. Du antwortet mir nicht, mein Freund?«

»Nein, ich höre Dich, San Felice; ich höre Dich und bewundere Dich. Du bist das auserwählte Geschöpf Gottes. Ja, Du wirst meine Tochter zu Dir nehmen. Sie wird Dich lieben lernen. Aber Du wirst ihr alle Tage von mir erzählen und sie lehren, daß nächst Dir ich es bin, dem sie auf Erden die meiste Liebe schuldig ist.«

»O wie gut Du bist!« rief der Chevalier, sich die Thränen trocknend. »Also, nicht wahr, Du sagtest, sie sei in Portici? Wie soll ich das Haus finden? Wie heißt sie? Du hast ihr doch hoffentlich einen hübschen Namen gegeben?«

»Freund,« sagte der Fürst, »hier ist ihr Name und die Adresse der Frau, in deren Obhut und Pflege sie sich befindet, eben so wie der Befehl an diese Frau, Dich in meiner Abwesenheit als den wirklichen Vater des Kindes zu betrachten. Leb wohl, San Felice,« sagte der Fürst, indem er sich erhob; »sei stolz, mein Freund. Du hast mir das einzige Glück, die einzige Freude, den einzigen Trost bereitet, welchen es mir erlaubt ist noch zu hoffen.«

Die beiden Freunde umarmten sich wie Kinder und weinten wie Frauen.

Am nächstfolgenden Tag reiste der Fürst Caramanico nach London ab und die kleine Luisa Molina bezog mit ihrer Wärterin das Haus des Palmbaumes.

Zweites Capitel.

Luisa Molina.

Am Morgen des Tages, wo die kleine Luisa Molina die Stadt Portici verlassen sollte, sah man den Chevalier San Felice, welcher diese Mission keinem anderen Menschen anvertrauen wollte als sich selbst, die Runde durch die Spielwaarenläden der Toledostraße machen und weiße Schafe, alleinlaufende Puppen und bewegliche Gliedermänner einkaufen, so daß Jeder, der die Nutzlosigkeit dieser Gegenstände für den würdigen Gelehrten kannte, glauben konnte, derselbe sei von irgend einem fremden Fürsten beauftragt, für dessen Kinder eine Sammlung von neapolitanischen Spielsachen in ihrer vollständigsten Ausdehnung zu besorgen.

Wer dies aber geglaubt hätte, würde doch nicht das Richtige getroffen haben, denn alle diese ungewohnten Einkäufe waren zum Zeitvertreib der kleinen Luisa Molina bestimmt.

Dann schritt man zur häuslichen Einrichtung. Das schönste Zimmer des Hauses, das, welches durch das eine Fenster die Aussicht auf den Golf und durch das andere in den Garten gewährte, ward den neuen Bewohnern überlassen.

Eine jene allerliebsten kleinen Bettstellen von Messing, welche man in Neapel so zierlich fertigt, ward neben das Bett der Wärterin gestellt und ein Mückennetz, welches unter der Aufsicht und der Angabe des gelehrten Chevalier gefertigt worden und welches die geschicktesten Combinationen der Angreifer vereiteln mußte, über dem Bett als ein durchsichtiges Zelt befestigt, welches die Kleine während des Schlafes vor allen Insektenstichen sicherstellte.

Einer jener Hirten, welche die Straße von Neapel mit Heerden von Ziegen durchziehen, die sie zuweilen bis in das fünfte Stockwerk der Häuser hinaufbringen, erhielt Befehl, alle Morgen vor der Thür Halt zu machen.

Man wählte aus seiner Heerde eine weiße Ziege, die schönste von allen, um ihre erste Milch der kleinen Luisa zu geben, und die so auserwählte Ziege erhielt sofort den mythologischen Namen Amalthea.

Nachdem der Chevalier auf diese Weise für den Zeitvertreib, die Bequemlichkeit und die materielle Ernährung der Kleinen alle nöthig erscheinenden Vorkehrungen getroffen, ließ er einen großen reich gepolsterten Wagen holen und fuhr damit nach Portici.

Die Uebersiedlung ward ohne irgend welchen Unfall ausgeführt und drei Stunden, nachdem San Felice nach Portici aufgebrochen, kleidete die kleine Luisa, nachdem sie von ihrer neuen Wohnung mit jener Begierde Besitz genommen, welche die Kinder bei einer derartigen Veränderung an den Tag zu legen pflegen, eine Puppe an und aus, die eben so groß war als sie selbst und eine so kostbare und mannigfaltige Garderobe besaß wie die der Madonna des Vescovato.

Viele Wochen, ja sogar viele Monate lang vergaß der Chevalier alle andern Wunder der Natur, um sich nur mit dem zu beschäftigen, welches er jetzt vor Augen hatte.

Was ist auch in der That eine Knospe, welche hervorbricht, eine Blume, welche sich öffnet, oder eine Frucht, welche reift, im Vergleich zu einem jungen Gehirn, welches, indem es sich

entwickelt, jeden Tag eine neue Idee gebiert und der am Tage vorher geborenen ein wenig mehr Klarheit verleiht?

Dieser Fortschritt der Intelligenz des Kindes, welcher mit der Ausbildung der Organe gleichen Gang einhält, erweckte in dem Chevalier wohl einige Zweifel in Bezug auf die unsterbliche Seele, welche der Entwicklung der Organe ebenso unterworfen ist, wie die Blume und die Frucht des Baumes von dem Saft abhängen, während im Gegentheil diese selbe Seele, welche man so zu sagen hat geboren werden, groß wachsen und in der Jugend ihre Fähigkeiten erlangen und im reifen Alter dieselben gebrauchen sehen, sie unmerklich aber nichtsdestoweniger sichtbar in demselben Verhältniß verliert, wie diese Organe sich, indem sie alt werden, verhärten und abstumpfen, gerade so wie die Blumen von ihrem Wohlgeruch und die Früchte von ihrem Wohlgeschmack verlieren, wenn ihr Saft vertrocknet.

Wie alle großen Geister war der Chevalier San Felice von jeher ein wenig Pantheist und sogar psychologischer Pantheist gewesen. Indem er Gott zur Universalseele der Welt machte, betrachtete er die individuelle Seele wie etwas Ueberflüssiges. Dennoch bedauerte er sie, eben so wie er bedauerte, daß er nicht Flügel hatte wie der Vogel.

Dennoch grollte er nicht mit der Natur, weil sie an dem Menschen diese himmlische Ersparniß geübt.

Da er sich gezwungen sah, den Glauben an die Fortdauer des Lebens aufzugeben, so flüchtete er sich zu den Umgestaltungen desselben. Die Egypter legten in die Gräber ihrer geliebten Todten einen Käfer. Warum thaten sie das? Weil der Käfer, ebenso wie die Raupe, dreimal stirbt und dreimal wieder geboren wird.

Sollte Gott in seiner unendlichen Güte für den Menschen weniger thun als für das Insekt? So lautete der Ruf jenes Volkes, dessen zahlreiche Nekropolen ihre in geheiligte Binden gewickelten Leichname bis auf uns bewahrt haben.

Der Chevalier San Felice stellte sich allerdings die Frage, die ich mir stelle und die der Leser sicherlich auch sich selbst schon gestellt hat. Erinnerst dich die Raupe des Eies? Erinnerst dich die Puppe der Raupe? Erinnerst dich der Schmetterling der Puppe? Und endlich, um den Kreislauf der Metamorphosen vollständig zu machen, erinnert sich , das Ei des Schmetterlings?

Ach, leider ist dies nicht wahrscheinlich! Gott hat dem Menschen nicht jenen Stolz der Erinnerung geben wollen, eben so wenig, als er ihn den Thieren gegeben hat. Von dem Augenblicke an, wo der Mensch sich dessen erinnern würde, was er gewesen, ehe er Mensch geworden, wäre er unsterblich.

Während der Chevalier alle diese Betrachtungen anstellte, wuchs Luisa heran. Sie hatte, ohne fast es selbst zu bemerken, lesen und schreiben gelernt und stellte auf französisch oder englisch alle Fragen, die sie zu thun hatte, denn der Chevalier hatte ihr ein für allemal begreiflich gemacht, daß er nur die Fragen beantworten würde, welche in einer oder der andern dieser Sprachen erfolgten.

Da nun die kleine Luisa sehr neugierig war und folglich sehr viel Fragen that, so verstand sie sehr bald nicht bloß auf französisch und englisch zu fragen, sondern auch zu antworten.

Eben so lernte sie, ohne es zu bemerken, auch noch viele andere Dinge; von der Astronomie so viel, als ein weibliches Wesen wissen muß.

So zum Beispiel:

Luna scheint eine ganz besondere Vorliebe für den Golf von Neapel zu haben, wahrscheinlich

weil sie, glücklicher als die Raupe, der Käfer und der Mensch, sich erinnert, früher die Tochter Jupiters und Latonas gewesen, auf schwimmender Insel geboren zu sein, sich Phöbe genannt und Endymion geliebt zu haben und weil sie kokett, wie sie in ihrer Eigenschaft als Dame ist, auf der ganzen Erde keinen helleren Spiegel findet, in welchem sie sich betrachten könnte, als eben den Golf von Neapel.

Luna, welche sie die Lampe des Himmels nannte, beschäftigte überhaupt die kleine Luisa sehr viel. Wenn das Gestirn voll war, so behauptete sie allemal, ein Gesicht darin zu sehen, und wenn es abnahm, so fragte sie, ob es Ratten im Himmel gebe und ob die Ratten da oben den Mond abnagten, wie sie eines Tages hienieden den Käse abgenagt hatten.

Der Chevalier, der sich freute, einem Kinde eine wissenschaftliche Demonstration machen zu müssen, fertigte, um ihr die Sache ihren Verstandeskräften gemäß angemessen zu veranschaulichen, selbst ein Modell von unserem Planetensystem.

Er zeigte ihr, wie der Mond, unser Trabant, neunundvierzigmal kleiner ist als die Erde. Er ließ ihn in einer Minute und unsere Welt den Kreislauf, zu welchem er siebenundzwanzig Tage sieben Stunden und dreiundvierzig Minuten braucht, und gleichzeitig die Umdrehung um sich selbst ausführen, die er in derselben Frist bewirkt.

Er zeigte ihr, daß der Mond bei diesem Umlaufe sich uns abwechselnd nähert und von uns entfernt, daß der fernste Punkt seines Kreislaufes das *Apogäum* oder die Erdferne heißt, und daß er dann einundneunzigtausend vierhundertundachtzehn Meilen von unserer Erde entfernt ist; daß sein nächster Punkt das *Perigäum* heißt und nur achtzigtausend und siebenundsiebzig Meilen entfernt ist.

Er erklärte ihr ferner, daß der Mond eben so wie die Erde nur deshalb leuchtet, weil er die Strahlen der Sonne zurückwirft, und daß wir deshalb nur den von der Sonne erleuchteten Theil, aber nicht den sehen können, auf welchen die Erde ihren Schatten wirft, was der Grund ist, daß wir ihn unter verschiedenen Phasen sehen.

Er versicherte ihr, daß das Gesicht, welches sie durchaus im Vollmond sehen wollte, nichts Anderes sei als die Unebenheiten des Mondbodens, die Tiefe der Thäler, worin der Schatten sich verdichtet, und die hervorragenden Gebirge, welche das Licht widerspiegeln.

Eben so zeigte er ihr auf einem großen Plan unseres Trabanten, den man kürzlich auf der Sternwarte von Neapel gezeichnet, daß das, was sie für das Kinn des Mondes hielt, nichts Anderes war als ein Vulcan, der früher vor Jahrtausenden eben so Feuer ausgeworfen wie jetzt der Vesuv dessen auswarf, und erloschen war, wie der Vesuv einmal verlöschen wird.

Luisa verstand die erste Darlegung nicht, nach der zweiten und dritten aber begann es allmählig in ihrem Geiste zu tagen.

Eines Morgens, als man Tripel gekauft hatte, um ihre kleine hübsche Bettstelle blank zu putzen, sah Luisa den Chevalier eifrig beschäftigt, diesen röthlichen Staub im Mikroskop zu betrachten.

Auf den Fußspitzen schlich sie sich an ihn heran und fragte:

»Was betrachtest Du da, guter Freund San Felice?«

»Wenn ich bedenke, sagte der Chevalier mit sich selbst sprechend und zugleich Luisa's Frage beantwortend, »wenn ich bedenke, daß siebenundachtzig Millionen dieser Infusorien dazu gehören würden, um einen Gran zu wiegen.«

»Hundertsiebenundachtzig Millionen, was?« fragte die Kleine.

Diesmal war die Erklärung eine schwierige und der Chevalier nahm die Kleine auf das Knie und sagte:

»Die Erde, meine kleine Luisa, ist nicht immer das gewesen, was sie jetzt ist, wo wir sie mit Gras bewachsen, mit Blumen geschmückt und von Granat, Orangen- und Lorbeerrosenbäumen beschattet sehen. Ehe sie von den Menschen und den Thieren, welche Du siehst, bewohnt ward, war sie anfangs mit Wasser, dann mit großen Sümpfen, dann mit riesigen Palmbäumen bedeckt. Eben so wie die Häuser nicht von selbst entstanden sind, sondern haben gebaut werden müssen, ebenso hat Gott, der große Baumeister der Welten, auch die Erde bauen lassen. Ebenso nun, wie man Häuser von Steinen, Kalk, Sand und Ziegeln baut, so hat auch Gott die Erde aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt und eines dieser Elemente besteht aus kleinen unsichtbaren Thierchen, welche Schalen haben wie die Austern und Panzer wie die Schildkröten. Diese allein haben die Massen zu jener großen Gebirgskette in Peru geliefert, welche man die Cordilleren nennt. Die Apenninen in Mittelitalien, deren äußerste Gipfel Du von hier aus sieht, bestehen aus ihren Trümmern und die ungreifbaren Bruchstücke ihrer Schuppen sind es, welche diesem Messing, indem sie es glätten, erneuten Glanz geben.«

Und er zeigte auf ihre Bettstelle, welche eben von dem Diener geputzt ward.

Ein andermal, als Luisa einen schönen Korallenbaum sah, welchen ein Schiffer von Torre del Greco dem Chevalier gebracht, fragte sie, warum der Korallenbaum Aeste, aber keine Blätter habe.

Der Chevalier erklärte ihr hierauf, daß die Koralle nicht ein vegetabilisches Erzeugniß sei, wie sie glaube, sondern eine animalische Composition. Er erzählte ihr zu ihrem großen Erstaunen, daß Tausende von Polypen sich vereinigten, um mit dem Kalk, von dem sie leben und den die Gewalt der Wellen von den Felsen abreißt, erst diese Aeste zu bilden, welche, allmählig fester werdend, diese schöne hochrothe Farbe gewinnen, womit die Dichter die Lippen der Frauen vergleichen.

Er sagte ihr ferner, daß ein kleines Thier, welches er ihr einmal im Mikroskop zu zeigen versprach, durch Ausfüllung des leeren Raumes, welchen die Korallen zwischen sich lassen, um ganz Sicilien herum einen Gang, ein Trottoir, baut, während andere kleine Thierchen in der Südsee Inseln von dreißig Stunden im Umkreise entstehen lassen, welche sie durch Riffe miteinander in Verbindung bringen, welche später einmal der Schifffahrt bedeutende Hindernisse bereiten werden.

Nach dem, was wir hier mitgetheilt, kann man sich einen Begriff von der Ausbildung machen, welche die kleine, Luisa Molina von ihrem unermüdlichen und gelehrten Freund erhielt. Sie lernte auf diese anschauliche und klare Weise. Alles kennen, was sich überhaupt erklären läßt, so daß in ihrem Kopfe keiner jener unbestimmten Begriffe zurückblieb, welche sonst die Phantasie der Jugend zu beunruhigen pflegen.

Ganz wie San Felice seinem Freund versprochen, wuchs sie schlank und kräftig heran gleich dem Palmbaum, an dessen Fuße die meisten dieser Erklärungen stattgefunden hatten.

Der Chevalier San Felice stand mit dem Fürsten Caramanico in fortwährendem Briefwechsel. Zweimal monatlich gab er ihm Nachricht über Luisa, welche ihrerseits jedem Briefe ihres Lehrers und Pflegevaters einige Worte an ihren Vater hinzufügte.

Gegen das Jahr 1790 kam Fürst Caramanico als Gesandter von London nach Paris, als aber Toulon von den Royalisten an die Engländer ausgeliefert ward und die Regierung des Königreiches beider Sicilien, ohne sich jedoch zu Mr. Pitts Verbündetem zu erklären, Truppen

gegen Frankreich schickte, verlangte Caramanico, zu loyal, um die ihm angewiesene Stellung länger einnehmen zu wollen, seine Zurückberufung.

Zu dieser Zurückberufung wollte Acton sich um keinen Preis verstehen, wenigstens sollte Caramanico nicht wieder nach Italien zurück. Deshalb ließ er ihn an die Stelle des kürzlich verstorbenen Marquis Caraccioli zum Vicekönig von Sicilien ernennen.

Der Fürst begab sich auf seinen Posten, ohne Neapel zu berühren.

Die Intelligenz und angeborne Herzensgüte des Fürsten Caramanico, der nun das schöne Land, welches man Sicilien nennt, zu regieren hatte, bewirkten hier sehr bald förmliche Wunder und zwar gerade in dem Augenblick, wo durch den verderblichen Einfluß Actons und Carolinens, nach entgegengesetzter Richtung hin gedrängt, Neapel mit Riesenschritten seinem Verderben entgegenging, wo die Gefängnisse mit den berühmtesten und angesehensten Bürgern sich füllten, wo die Staatsjunta die Wiedereinführung der seit dem Mittelalter abgeschafften Tortur verlangte und die Hinrichtung Emanueles de Deo, Vitalianos und Gaglianis, das heißt dreier Kinder, anbefahl.

Die Neapolitaner verglichen die Schrecknisse, inmitten deren sie lebten, die über ihren Häuptern schwebenden Proscriptions- und Todesstrafen mit dem Loose der Sicilianer und den schutzgewährenden väterlichen Gesetzen, nach welchen diese regiert wurden. Da sie die Königin nur leise anzuklagen wagten, so klagten sie laut ihren Minister Acton an, maßen Alles der Schuld des Ausländers bei und machten aus ihrem Wunsche, daß ebenso wie Acton früher Caramanico verdrängt, jetzt Caramanico jenen verdrängen möchte, kein Hehl.

Man sagte noch mehr. Man sagte, daß die Königin in der süßen Erinnerung an ihre erste Liebe den Wunsch der Neapolitaner theile und, wenn sie sich nicht durch falsche Scham abhalten ließe, sich ebenfalls für Caramanico erklären würde.

Diese Gerüchte gewannen eine Consistenz, welche hätte glauben lassen können, es gäbe in Neapel ein Volk und dieses Volk habe eine Stimme, als eines Tages der Chevalier San Felice von einem Freund einen Brief erhielt, welcher folgendermaßen lautete:

»Freund!

»Ich weiß nicht, was mit mir vorgeht. Seit zehn Tagen erbleicht mein Haar und fällt aus; meine Zähne zittern im Zahnfleisch und lösen sich aus ihren Höhlen. Eine unüberwindliche Mattigkeit, eine totale Niedergeschlagenheit hat sich meiner bemächtigt. Mache Dich, sobald Du diesen Brief erhalten hat, auf den Weg nach Sicilien und beeile Dich anzukommen, ehe ich todt bin.

»Dein Giuseppe.«

Dies geschah gegen das Ende des Jahres 1795. Luisa zählte jetzt neunzehn Jahre und hatte ihren Vater seit vierzehn Jahren nicht gesehen. Sie erinnerte sich seiner Liebe, aber nicht seiner Person. Das Gedächtniß ihres Herzens war treuer gewesen als das ihrer Augen.

San Felice offenbarte ihr nicht sogleich die ganze Wahrheit. Er sagte ihr blos, ihr Vater, welcher leidend sei, wünsche sie zu sehen.

Dann eilte er nach dem Hafendamm, um dort eine Ueberfahrtgelegenheit zu suchen.

Glücklicherweise stand eines jener leichten Fahrzeuge, welche man Sponare nennt, nachdem es Passagiere nach Neapel gebracht, im Begriff leer nach Sicilien zurückzukehren.

Der Chevalier miethete es auf einen Monat, um wegen der Rückreise ohne Sorgen sein zu

können, und reiste noch denselben Tag mit Luisa ab.

Alles begünstigte diese traurige Reise. Das Wetter war schön, der Wind war günstig. Nach Verlauf von drei Tagen ging man in dem Hafen von Palermo vor Anker.

Bei dem ersten Schritt, den der Chevalier und Luisa in die Stadt thaten, war es ihnen, als träten sie in eine Todtenstadt.

Eine Atmosphäre der Trauer lag über den Straßen und ein schwarzer Schleier schien die Stadt einzuhüllen, welche sich selbst »die Glückliche« nennt.

Eine Prozession versperrte ihnen den Weg. Man trug die Reliquien der heiligen Rosalia nach der Kathedrale zurück.

Sie kamen vor einer Kirche vorbei. Dieselbe war schwarz ausgeschlagen und man sprach darin das Gebet für die Sterbenden.

»Was gibt es denn?« fragte der Chevalier einen Mann, der in die Kirche wollte. »Warum zeigen alle Palermitaner so betrübte, verzweifelte Mienen?«

»Ihr seid wohl kein Sicilianer?« fragte der Mann.

»Nein, ich bin von Neapel und komme daher.«

»Unser Vater liegt im Sterben,« sagte der Sicilianer.

Und da die Kirche so voll war, daß er nicht mehr hineinkonnte, so kniete er auf die äußern Stufen nieder, und rief, indem er sich auf die Brust schlug, laut:

»Heilige Mutter Gottes, biete mein Leben deinem göttlichen Sohn, wenn das Leben eines armen Fischers wie ich das Leben unseres vielgeliebten Vicekönigs erkaufen kann.«

»Ha!« rief Luisa, »Hörst Du, mein Freund? Mein Vater ist es, für den man betet! Mein Vater ist es, welcher im Sterben liegt. Eilen wir! eilen wir!«

Drittes Capitel.

Vater und Tochter.

Fünf Minuten später stand der Chevalier San Felice und Luisa an der Thür des alten Palastes, welcher am äußersten dem Hafen entgegengesetzten Ende der Stadt sich befindet.

Der Fürst empfing Niemanden mehr. Bei den ersten Anwandlungen des Uebels hatte er, unter dem Vorwand, daß es Geschäfte zu regulieren gäbe, seine Gemahlin und seine Kinder nach Neapel geschickt.

Wollte er ihnen das Schauspiel seines Todes ersparen? Wollte er in den Armen der Person sterben, von welcher er sein ganzes Leben hindurch getrennt gewesen? Wenn wir über diesen Punkt noch Zweifel hegen könnten, so würde der von dem Fürsten Caramanico an den Chevalier San Felice gerichtete Brief hinreichen, dieselben zu zerstreuen.

Der erteilten Instruction gemäß weigerte man sich, die Ankommenden eintreten zu lassen; kaum aber hatte San Felice sich, kaum hatte er Luisa genannt, so stieß der Kammerdiener einen Freudenruf aus und eilte nach dem Zimmer des Fürsten, indem er rief:

»Mein Fürst, er ist es! Mein Fürst, sie ist es!«

Der Fürst, welcher seit drei Tagen sein Sopha nicht verlassen und dem man den Kopf emporrichten mußte, um ihm den beruhigenden Trank einzufließen, womit man seine Schmerzen zu stillen suchte, richtete sich mit einem Male auf seine Füße empor und sagte:

»Ha, ich wußte wohl, daß Gott, der mich so schwer geprüft, mir diesen Lohn gewähren und mich die beide noch einmal sehen lassen würde, ehe ich sterbe.«

Der Fürst öffnete die Arme.

Der Chevalier und Luisa erschienen an der Thür seines Zimmers.

An dem Herzen des Sterbenden war nur für Eins von ihnen Platz.

San Felice drückte Luisa in die Arme ihres Vaters, indem er zu ihr sagte:

»Geh, mein Kind. Es ist dein Recht.«

»Mein Vater! mein Vater!« rief Luisa.

»Ha, wie schön sie ist! • murmelte der Sterbende, »und wie treulich hast Du das Versprechen gehalten, welches Du mir gegeben, Freund meines Herzens!«

Und während er mit der einen Hand Luisa an seine Brust drückte, reichte er die andere dem Chevalier.

Luisa und San Felice brachen in Schluchzen aus.

»O weinet nicht, weinet nicht!«, sagte der Fürst mit unbeschreiblichem Lächeln. »Dieser Tag ist für mich ein Festtag. Bedurfte es nicht eines großen Ereignisses wie das, welches sich erfüllen wird, damit wir uns in dieser Welt noch einmal wiedersähen? Und wer weiß, vielleicht trennt der Tod weniger als die Abwesenheit. Die Abwesenheit ist eine bekannte, erprobte Thatsache, der Tod ist ein Geheimniß. Umarme mich, theures Kind, ja umarme mich zwanzigmal, hundertmal, tausendmal. Umarme mich für jedes der Jahre, für jeden der Tage, für jede der Stunden, welche seit vierzehn Jahren verflossen sind. Wie schön. Du bist! Und wie danke ich Gott, daß er mir

erlaubt hat, dein Bild noch in mein Herz zu schließen und es mit mir ins Grab zu nehmen.«

Und mit einer Energie, deren er sich selbst nicht fähig geglaubt hätte, presste er seine Tochter an seine Brust, als ob er sie wirklich materiell seinem Herzen einverleiben wollte.

Dann wendete er sich zu dem Kammerdiener, welcher auf die Seite getreten war, um San Felice und Luisa vorbeizulassen, und sagte:

»Jetzt darf Niemand zu mir, hörst Du, Giovanni? Nicht einmal der Arzt, nicht einmal der Priester. Nur der Tod hat jetzt das Recht einzutreten.«

Der Fürst sank entkräftet von der Anstrengung in ein Sopha zurück. Seine Tochter kniete vor ihm nieder, so daß er mit seinen Lippen ihre Stirn berühren konnte. Sein Freund blieb neben ihm stehen.

Er hob langsam das Gesicht zu San Felice empor und sagte, während seine Tochter in Schluchzen ausbrach, mit matter Stimme: »

Man hat mich vergiftet. Ich wundere mich blos, daß man so lange damit gewartet hat. Man hat mir drei Jahre Zeit gelassen. Ich habe dieselben benutzt, um diesem unglücklichen Lande einiges Gute zu erzeugen. Ich muß dies meinen Feinden Dank wissen. Zwei Millionen Herzen werden mich beweinen und für mich beten.«

Dann als er bemerkte, daß seine Tochter, indem sie ihn ansah, in ihrer Erinnerung zu suchen schien, setzte er hinzu:

»Ach, Du wirst Dich meiner nicht erinnern; aber wenn Du Dich auch meiner erinnertest, so würdest Du mich doch nicht wieder erkennen. Vor vierzehn Tagen noch, San Felice, war ich trotz meiner achtundvierzig Jahre beinahe noch ein junger Mann. In diesen vierzehn Tagen bin ich um ein halbes Jahrhundert gealtert. Hundertjähriger Greis, es ist Zeit, daß Du stirbst!«

Dann sah er wieder Luisa an, legte seine Hand auf ihr Haupt und sagte:

»Ich aber, ich erkenne Dich. Du hast noch immer das schöne, blonde Haar und die großen schwarzen Augen. Du bist jetzt eine anbetungswürdige Jungfrau, aber Du warst auch schon ein höchst liebenswürdiges Kind. – Als ich sie das letzte Mal sah, San Felice, sagte ich ihr, daß ich sie auf lange Zeit, vielleicht auf immer verliesse. Sie brach in Schluchzen aus, wie sie soeben wieder that, aber da es damals noch eine Hoffnung gab, so faßte ich sie in meine Arme und sagte zu ihr: »Weine nicht, mein Kind; Du machst mir Schmerz.« Und sie unterdrückte ihre Seufzer und sagte: »Schweig, Kummer, Papa will es!« Und sie lächelte mich durch ihre Thränen hindurch an. Nein, ein Engel am Thore des Himmels könnte nicht sanfter und lieblicher sein!«

Der Sterbende drückte seine Lippen auf das Haupt der Jungfrau und man sah große, stille Thränen auf das Haar herabrollen, welches er küßte.

»Ach, heute werde ich dies nicht sagen,« murmelte Luisa, »denn heute ist mein Schmerz groß. O mein Vater, mein Vater, ist denn keine Rettung möglich?

»Acton ist der Sohn eines geschickten Chemikers,« sagte Caramanico, »und er hat unter seinem Vater studiert.«

Dann wendete er sich wieder zu San Felice und sagte:

»Verzeihe mir, Luciano, aber ich fühle den Tod immer näher kommen. Ich möchte gern einen Augenblick mit meiner Tochter allein bleiben. Sei nicht eifersüchtig. Ich verlange blos einige Minuten mit ihr, und habe sie Dir vierzehn Jahre gelassen. Vierzehn Jahre! Wie glücklich hätte ich diese vierzehn Jahre sein können! O, der Mensch ist sehr thöricht!«

Der Chevalier, der tief gerührt war, sich von dem Fürsten bei dem Namen nennen zu hören,

bei welchem er ihn auf dem Collegium zu nennen gepflegt, drückte die Hand, welche sein Freund ihm bot, und entfernte sich leise.

Der Fürst folgte ihm mit den Augen, und als er verschwunden war, sagte er:

»Nun sind wir allein, meine Luisa. In Bezug auf deine materielle Zukunft bin ich außer Sorgen, denn in dieser Beziehung habe ich die erforderlichen Schritte gethan; wohl aber bin ich in Sorgen in Bezug auf dein inneres Glück. Vergiß, daß ich beinahe ein Fremdling für Dich bin; vergiß, daß wir seit vierzehn Jahren getrennt gewesen. Bilde Dir ein, daß Du stets in der süßen Gewohnheit gelebt hättest, mir alle deine Gedanken anzuvertrauen. Wohlan, wenn dem so wäre und wir jetzt bei der verhängnißvollen Stunde angelangt wären, wo wir angelangt sind, was würdest Du mir zu sagen haben?«

»Weiter nichts, als dies mein Vater: Als wir hierher gingen, begegneten wir einem Manne aus dem Volke, welcher an der Thür einer Kirche kniete, in der man für Dich betete, und der sich dem allgemeinen Gebete mit dem besonderen anschloß: »Heilige Mutter Gottes, biete mein Leben deinem göttlichen Sohne, wenn das Leben eines armen Fischers wie ich das Leben unseres geliebten Vicekönigs erkaufen kann.« Dir, mein Vater, und Gott würde ich nichts Anderes zu sagen haben, als was dieser Mann zu der Madonna sagte.«

»Dieses Opfer wäre zu groß,« antwortete der Fürst mit sanftem Kopfschütteln. »Ich habe mein Leben gelebt, mag es nun gut oder schlecht gewesen sein. An Dir, mein Kind, ist es, das deinige zu leben und damit wir es so glücklich als möglich machen können, so theile mir alle deine Geheimnisse mit.«

»Ich habe keine Geheimnisse mitzutheilen,« sagte Luisa, indem sie ihren Vater mit ihren großen feuchten Augen ansah, in welchen sich ein gewisser Ausdruck von Erstaunen malte.

»Bist Du nicht neunzehn Jahre alt, Luisa?«

»Ja, mein Vater.«

»Aber Du hast doch wahrscheinlich nicht dieses Alter erreicht, ohne Jemanden zu lieben.«

»Ich liebe Dich, mein Vater, ich liebe den Chevalier, der deine Stelle an mir vertreten, damit ist der Kreis meiner Neigungen geschlossen.«

»Du verstehst mich nicht, oder thut blos, als ob Du mich nicht verstündet, Luisa. Ich frage Dich, ob Du keinen der jungen Männer ausgezeichnet hat, welche Du bei San Felice gesehen oder anderwärts getroffen hast.«

»Wir gingen niemals aus, mein Vater, und ich habe bei meinem Vormund nie einen anderen jungen Mann gesehen, als meinen Milchbruder Michele, welcher alle vierzehn Tage erschien, um die kleine Unterstützung zu holen, die ich seiner Mutter gewährte.«

»Dann bist Du also Niemanden mit wirklicher Liebe zugethan?«

»Nein, mein Vater.«

»Und Du hast bis jetzt glücklich gelebt?«

»Ja, sehr glücklich.«

»Und Du wünschtest nichts?«

»Dich wiederzusehen, weiter nichts.«

»Würde eine Reihenfolge von Tagen gleich denen, welche Du bis jetzt verlebtest, Dir als ein genügendes Glück erscheinen?«

»Ich würde von Gott nichts Anderes erbitten, als einen solchen Weg, um mich zum Himmel

zu führen. Der Chevalier ist so gut!«

»Höre mich an, Luisa: Du wirst den Werth dieses Mannes niemals in seinem vollen Umfange erkennen.«

»Wenn Du nicht da wärest, mein Vater, so würde ich sagen, ich kenne kein besseres, kein zärtlicheres, kein hingebenderes Wesen als ihn. O, alle Welt kennt seinen Werth, mein Vater, nur er selbst nicht, und diese Unkenntniß ist wiederum eine seiner Tugenden.«

»Luisa, ich habe seit einigen Tagen, das heißt seitdem ich nur noch an Zweierlei, an den Tod und an Dich, denke, einen Traum geträumt. Dieser Traum besteht darin, daß Du vielleicht mitten durch diese lasterhafte und verderbte Welt wandeln könntest, ohne Dich mit derselben zu vermengen. Höre, wir haben keine Zeit mit eitlen Vorbereitungen zu verlieren. Sag, die Hand aufs Herz, würdest Du Widerstreben empfinden, die Gattin des Chevalier zu werden?«

Luisa zuckte zusammen und sah den Fürsten an.

»Hast Du mich nicht gehört?« fragte dieser.

»O ja, mein Vater; die Frage aber, welche Du soeben an mich stelltest, war von meinen Gedanken so weit.«

»Gut, meine Luisa, sprechen wir denn nicht weiter davon,« sagte der Fürst, welcher hinter dieser Antwort einen verkappten Widerstand zu sehen glaubte. »Ich that in meinem Egoismus diese Frage mehr um meinet- als um deinetwillen. Wenn man stirbt, siehst Du, ist man voll Unruhe und Ungewißheit, besonders wenn man an das Leben zurückdenkt. Ich wäre ruhig und deines Glückes sicher gestorben, wenn ich Dich einem so großen Geiste, einem so edlen Herzen hätte anvertrauen können. Sprechen wir jedoch nicht weiter davon, sondern rufen wir ihn wieder herein. – Luciano!«

Luisa, drückte ihrem Vater die Hand, wie um ihn zu hindern, den Namen des Chevalier zum zweiten Male auszusprechen.

Der Fürst sah sie an.

»Ich habe Dir noch nicht geantwortet, mein Vater,« sagte sie.

»Nun, so antworte doch! Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Mein Vater, sagte Luisa, »ich liebe Niemanden, wenn ich aber auch Jemanden liebte, so würde ich doch einen von Dir in einem solchen Augenblick ausgesprochenen Wunsch als einen Befehl betrachten.«

»Ueberlege Dir es wohl,« hob der Fürst wieder an und ein Ausdruck von Freude verklärte sein Gesicht.

»Ich habe gesprochen, mein Vater!« sagte Luisa, deren Antwort die erhabene Situation Festigkeit zu leihen schien.

»Luciano!« rief der Fürst.

San Felice trat wieder ein.

Komm, komm, schnell, mein Freund, sie willigt ein sie ist es zufrieden.«

Luisa reichte dem Chevalier ihre Hand.

»Worein willigt Du, Luisa?« fragte der Chevalier in sanftem, liebkosendem Ton.

»Mein Vater sagt, er würde glücklich sterben, wenn wir ihm versprächen, ich dein Weib und Du mein Gatte zu werden. Ich meinerseits habe das Versprechen gegeben.«

Wenn Luisa auf eine solche Eröffnung wenig vorbereitet gewesen war, so war der Chevalier

es noch weniger. Er sah erst den Fürsten und dann Luisa an und rief:

»Aber das ist ja nicht möglich!«

Der Blick, mit welchem er aber Luisa betrachtete, gab deutlich zu verstehen, daß von *seiner* Seite die Unmöglichkeit nicht kommen würde.

»Nicht möglich? Warum nicht möglich?« fragte der Fürst.

»Sieh uns doch beide an! Sie steht in der ganzen Blüthe der Jugend, an der Schwelle des Lebens. Sie kennt die Liebe nicht, aber sie sehnt sich, sie kennen zu lernen. Und dagegen ich – ich mit meinen achtundvierzig Jahren, mit meinem grauen Haar, meinem durch anhaltende Studien gekrümmten Nacken! Du siehst wohl, daß es nicht möglich ist, Giuseppe.«

»Sie hat mir aber so eben gesagt, daß sie auf der ganzen Welt Niemanden liebe als uns zwei.«

»Das ist es eben! Sie liebt uns beide mit einer und derselben Liebe. Wir beide sind, einer den andern ergänzend, ihr Vater gewesen, Du durch das Blut, ich durch die Erziehung. Bald aber wird diese Liebe ihr nicht mehr genügen. Die Jugend bedarf des Frühlings, die Knospen treiben im März, die Blumen öffnen sich im April, die Hochzeiten der Natur werden im Mai gefeiert. Der Gärtner, welcher die Ordnung der Jahreszeiten verändern wollte, wäre nicht bloß ein Unsinniger, sondern auch ein Gottloser.«

»O, dann ist also meine letzte Hoffnung entschwunden,« sagte der Fürst.

»Du siehst es wohl, mein Vater,« rief Luisa, »nicht ich bin es, die sich weigert, sondern er ist es.«

»Ja, ich bin es, der sich weigert; aber ich weigere mich mit meinem Verstand und nicht mit meinem Herzen. Weist der Winter wohl jemals einen Sonnenstrahl zurück? Wenn ich Egoist wäre, so würde ich sagen: Ich nehme das Anerbieten an! Ich würde Dich in meinen Armen davontragen, wie jene räuberischen Götter des Alterthums die Nymphen davontrugen. Du weißt aber, daß Pluto, obschon er ein Gott war, als er sich mit der Tochter der Ceres vermählte, ihr nichts zur Aussteuer geben konnte als eine ewige Nacht, in welcher sie vor Trauer und Langweile gestorben wäre, wenn ihre Mutter ihr nicht sechs Monate Tag zurückgegeben hätte. Denke daher weiter nicht daran, Caramanico.

Indem Du dein Kind und deinen Freund glücklich zu machen glaubtest, würdest Du zwei Herzen mit Trauer erfüllen.«

»Er liebte mich wie seine Tochter, aber zur Gattin will er mich nicht,« sagte Luisa. »Ich liebte ihn wie meinen Vater und dennoch würde ich ihn gern als meinen Gatten sehen.«

»Sei gesegnet, meine Tochter,« sagte der Fürst.

»Und ich, Giuseppe, hob der Chevalier wieder an, »ich bin von dem väterlichen Segen ausgeschlossen. Wie,« fuhr er die Achseln zuckend fort, »wie kommt es, daß Du, der Du alle Leidenschaften erschöpft hast, Dich so über jenes große Geheimniß täuschest, welches man das Leben nennt?«

»Ha,« rief der Fürst, »eben weil ich alle Leidenschaften erschöpft, eben weil ich jene Früchte des Asphaltsees gekostet und voll Asche gefunden, eben deshalb wünschte ich Luisa ein sanftes, ruhiges, leidenschaftsloses Leben, ein Leben, so wie sie es bis jetzt geführt und in welchem sie sich, wie sie selbst versichert, so glücklich gefühlt hat. Nicht wahr, Du sagtest, Du seist bis auf den heutigen Tag stets glücklich gewesen?«

»Ja, mein Vater, sehr glücklich!«

»Hörst Du wohl, Luciano?«

»Gott ist mein Zeuge,« sagte der Chevalier, indem er Luisa beim Kopfe faßte, feine Lippen ihrer Stirn näherte und denselben Kuß darauf drückte, den er ihr alle Morgen gab, »Gott ist mein Zeuge, daß auch ich glücklich gewesen bin. Eben so ist auch Gott mein Zeuge, daß an dem Tage, wo Luisa mich verläßt, um einem Gatten zu folgen, für mich Alles dahin sein wird, was ich auf der Welt liebe, was mich ans Leben fesselt. An diesem Tage, mein Freund, werde ich mein Sterbegewand anlegen und nur noch den Tod erwarten.«

»Nun und dann?« rief der Fürst.

»Hab' ich also nicht Recht?«

»Sie wird aber lieben, sage ich Dir!« rief San Felice in einem so schmerzlichen Tone, wie seine Stimme bis jetzt noch nicht angenommen. »Sie wird lieben, und der Mann, welchen sie lieben wird, werde nicht ich sein. Sag' selbst, ist es nicht besser, daß sie als junges und freies Mädchen liebe, denn als Frau und gebunden? Ist sie frei, so wird sie davonfliegen wie der Vogel, den der Gesang eines andern lockt. Und was fragt der Vogel, welcher davonflattert, darnach, ob der Zweig, auf dem er gesessen, dann zittert, verwelkt und abstirbt?«

Mit einem Ausdruck von Melancholie, der nur dieser poetischen Natur angehörte, setzte er dann hinzu:

»Wenn der Vogel wenigstens zurückkäme, um auf dem verlassenem Zweige sein Nest zu bauen, dann würde vielleicht auch dieser sich wieder erholen.«

»Da ich Dir nicht ungehorsam sein will, mein Vater, sagte Luisa, »so werde ich mich niemals vermählen.«

»Unfruchtbares Reis des von dem Sturme niedergeworfenen Baumes, murmelte der Fürst, »verwelke denn mit ihm.«

Und er ließ den Kopf auf die Brust herabsinken. Eine Thräne fiel aus seinen Augen auf die Hand Luisas, welche diese Hand emporhob und die Thräne schweigend dem Chevalier zeigte.

»Wohlan, da Ihr es beide wollt,« sagte der Chevalier, »so willige ich darein, das heißt, ich willige in das, was ich auf der Welt am meisten gleichzeitig fürchte und wünsche, aber ich stelle eine Bedingung.«

»Welche?« fragte der Fürst.

»Die Vermählung darf nicht eher stattfinden als in einem Jahre. Während dieses Jahres wird Luisa die Welt sehen, die sie bis jetzt noch nicht gesehen. Sie wird viele junge Männer kennen lernen, welche sie noch nicht kennt. Wenn in einem Jahre keiner der Männer, die ihr begegnet sein werden, ihr gefällt, wenn sie in einem Jahre noch immer so bereit ist, auf diese Welt zu verzichten, wie sie es heute ist, wenn sie mit einem Worte in einem Jahre zu mir sagt: »Im Namen meines Vaters, mein Freund, sei mein Gatte!« dann werde ich keinen Einwand weiter erheben und, wenn auch nicht überzeugt, doch wenigstens durch die von ihr bestandene Probe besiegt sein.«

»Ach, mein Freund!« rief der Fürst, indem er die beiden Hände des Chevaliers ergriff.

»Höre an, was ich noch zu sagen habe, Giuseppe,« fuhr dieser fort, »und sei Zeuge des feierlichen Gelübdes, welches ich thue, und der unversöhnliche Rächer desselben, wenn ich ihm untreu werde. Ja, ich glaube an die Reinheit, an die Keuschheit, an die Tugend dieses Kindes, wie ich an die der Engel glaube; aber dennoch ist sie Weib, sie kann straucheln.«

»O!«, murmelte Luisa, indem sie sich mit beiden Händen das Gesicht verhüllte.

»Sie kann straucheln, wiederholte San Felice. »In diesem Falle verspreche ich Dir, Freund, ich

schwöre Dir, Bruder, auf dieses Crucifix, vor welchem unsere Hände sich ineinander schließen, wenn ein solches Unglück geschähe, so schwöre ich Dir, diesem Fehltritt gegenüber nur Erbarmung und Verzeihung zu üben und über die arme Sünderin nur die Worte zu sprechen, welche unser göttlicher Erlöser über die Ehebrecherin sprach: »Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.« Deine Hand, Luisa!«

Das junge Mädchen gehorchte, Caramanico nahm das Crucifix und hielt es ihnen vor.

»Caramanico,« sagte San Felice, indem er seine Hand mit der Luisas über das Crucifix ausstreckte, »ich schwöre Dir, daß, wenn Luisa in einem Jahre noch ihre heutige Gesinnung bewahrt, sie dann an demselben Tage, in derselben Stunde mein Weib werden wird. Und nun, mein Freund, stirb ruhig. Ich habe geschworen.«

Und in der That, in der folgenden Nacht, das heißt in der Nacht vom 14. zum 15. December 1795, starb der Fürst Caramanico mit lächelndem Munde und die vereinigten Hände des Chevaliers und Luisas in der einigen haltend.

Viertes Capitel.

Ein Probejahr.

Die Trauer war groß in Palermo. Das Leichenbegängniß, welches, wie gewöhnlich, während der Nacht stattfand, war prachtvoll. Die ganze Stadt folgte dem Zuge. Die ihrem ganzen Umfange nach in eine brennende Capelle verwandelte Kathedrale konnte die Menge nicht fassen. Diese Menge füllte noch den Platz vor der Kirche und, so groß derselbe auch war, bis in die Toledostraße hinein.

Hinter dem mit einem großen mit silbernen Thränen besäeten und mit den ersten Orden Europas geschmückten Tuche von schwarzem Sammet bedeckten Sarg kam, von zwei Pagen geführt, das Reitpferd des Fürsten.

Das arme Thier keuchte stolz unter seinem goldenen Geschirr, denn es kannte ebensowenig den Verlust, den es erlitten, als das Schicksal, welches seiner harrete.

Als man die Kirche verließ, nahm es wieder seinen Platz hinter dem Leichenwagen ein. In demselben Augenblick aber näherte sich der erste Stallmeister des Fürsten mit einer Lanzette in der Hand, und während das edle Roß ihn erkannte und freudig wieherte, öffnete er ihm die Drosselader.

Das Thier stieß einen schwachen Klage-ton aus, denn obschon der Schmerz nicht groß war, so mußte die Wunde doch tödtlich sein. Es schüttelte seinen mit Federbüschen von den Farben des Fürsten – das heißt weiß und grün – geschmückten Kopf und setzte seinen Weg weiter fort.

Ein dünner, aber ununterbrochener Blutfaden rann ihm vom Halse über die Brust herab und ließ seine Spur auf dem Pflaster zurück.

Nach Verlauf einer Viertelstunde taumelte es zum ersten Male und richtete sich wiehernd, aber nicht mehr vor Freude, sondern vor Schmerz, wieder auf.

Der Zug bewegte sich unter dem Gesange der Priester, dem Scheine der Kerzen und dem Dampf des Weihrauches durch die schwarz ausgeschlagenen Straßen, unter den Trauerbogen von Cypressen hindurch.

Auf dem Campo santo oder Begräbnißplatz der Capuziner hatte man eine einstweilige Gruft für den Fürsten bereitet, denn seine Leiche sollte später in die Capelle seiner Familie nach Neapel gebracht werden.

Am Thore der Stadt taumelte das Pferd, von dem Blutverlust immer schwächer werdend, zum zweiten Mal. Es wieherte vor Angst und sein Auge ward starr.

Zwei Fremde, zwei Unbekannte, ein Mann und eine junge Dame, führten diesen beinahe königlichen Leichenzug, welchem sich die höchsten Classen der Gesellschaft ebenso angeschlossen hatten wie die tiefsten.

Es war der Chevalier und Luisa, welche ihre Thränen mischten, und das Eine murmelte: »Mein Vater!« das Andere: »Mein Freund!«

an langte bei der Gruft an, die bloß durch eine große Steinplatte bezeichnet ward, auf welcher das Wappen und der Name des Fürsten eingegraben war.

Diese Steinplatte ward aufgehoben, um den Sarg einsenken zu lassen und ein unermeßliches, von hunderttausend Stimmen gesungenes *De profundis* stieg zum Himmel empor.

Das mit dem Tode ringende Pferd, welches bis hierher die Hälfte seines Blutes verloren, war auf die beiden Knie niedergesunken. Es war, als ob das arme Thier ebenfalls für seinen Herrn betete. Als aber der letzte Ton des Gesanges der Priester verhallte, sank es auf der wieder geschlossenen Steinplatte völlig zusammen, streckte sich darauf aus, wie um den Zugang zu bewachen und hauchte den letzten Seufzer aus.

Es war dies ein Ueberbleibsel der kriegerischen und poetischen Gebräuche des Mittelalters. Das Roß durfte den Reiter nicht überleben.

Noch zweiundvierzig andere Pferde, welche die Ställe des Fürsten ausmachten, wurden auf der Leiche des ersten geopfert.

Man löschte die Wachskerzen aus und der ganze unendliche Zug kehrte schweigend wie eine Prozession von Gespenstern in die düstere Stadt zurück, wo kein Licht weder in den Straßen noch an den Fenstern zu sehen war.

Es war, als beleuchtete eine einzige Fackel die ungeheure Todtenstadt und als wäre, nachdem der Tod die Fackel ausgeblasen, Alles wieder in Nacht versunken.

Am nächstfolgenden Tage beim ersten Morgengrauen schifften San Felice und Luisa sich wieder ein und reisten nach Neapel zurück. Drei Monate wurden diesem aufrichtigen Schmerz gewidmet, drei Monate, während welcher man dasselbe Leben führte, wie in der Vergangenheit, nur trauriger.

Als diese drei Monate um waren, verlangte San Felice, daß das Probejahr begönne, das heißt daß Luisa die Welt sähe.

Er kaufte einen Wagen und Pferde, den elegantesten Wagen, die besten Pferde, die er finden konnte. Er vermehrte seinen Haushalt um einen Kutscher, einen Kammerdiener und eine Zofe, und begann sich mit Luisa unter die täglichen Spazierfahrer in Toledo und Chiaja zu mischen.

Die Herzogin von Fusco, ihre Nachbarin, eine dreißigjährige Witwe und Besitzerin eines großen Vermögens, empfing viel Besuch aus der besten Gesellschaft von Neapel. Sie hatte, durch jene in den Italienerinnen so mächtige Sympathie bewogen, ihre junge Freundin oft eingeladen, ihren Abendgesellschaften beizuwohnen, aber Luisa hatte sich stets geweigert, denselben zu folgen und sich dabei auf das zurückgezogene Leben berufen, welches ihr Vormund führte.

Jetzt war es der Chevalier selbst, welcher zu der Herzogin Fusco ging und sie bat, ihre Einladungen an seine Mündel zu wiederholen, was die Herzogin auch mit großem Vergnügen that.

Der Winter von 1796 war daher für die arme Waise gleichzeitig eine Zeit der Feste und der Trauer. Bei jeder neuen Gelegenheit, welche ihr Vormund ihr verschaffte, damit sie sich zeigen und folglich glänzen könne, setzte sie lebhaften Widerstand und aufrichtigen Schmerz entgegen, aber San Felice antwortete mit dem allerliebsten Wahlspruch ihren Kindheit:

»Geh' fort, Kummer! Papa will es.«

Der Kummer ging aber nicht fort, sondern verschwand bloß von der Oberfläche. Luisa verschloß ihn in die Tiefe ihres Herzens, aber er leuchtete aus ihrem Auge und malte sich auf ihrem Gesicht, und diese sanfte Melancholie, welche sie einhüllte wie eine Wolke, machte sie nur um so schöner.

Uebrigens wußte man, daß sie, wenn auch nicht eine reiche Erbin, doch wenigstens das war, was man, wenn vom Heiraten die Rede ist, eine gute Partie nennt.

Sie besaß in Folge der von ihrem Vater gebrauchten Vorsicht und der ihrem kleinen Vermögen von dem Chevalier gewidmeten Fürsorge einhundertundzwanzigtausend Ducaten Aussteuer, das heißt eine halbe Million Francs, welche bei dem besten Hause in Neapel, nämlich bei Simon André, Backer und Comp., den königlichen Bankiers, angelegt war.

Uebrigens wußte man nicht, daß San Felice, für dessen natürliche Tochter man sie hielt, irgend eine andere Erbin hätte, und der Chevalier mußte, wenn er auch gerade kein großer Capitalist war, doch ebenfalls ein ganz anständiges Vermögen besitzen.

Wer in dergleichen Angelegenheiten einmal berechnet, der berechnet Alles.

Luisa hatte bei der Herzogin Fusco einen Mann von dreißig bis fünfunddreißig Jahren kennen gelernt, welcher einen der schönsten Namen von Neapel trug und sich in dem Kriege von 1793 bei Toulon rühmlich hervorgethan hatte. Er hatte eben mit dem Titel eines Brigadiers das Commando eines Cavalleriecorps erhalten, welches bestimmt war, als Hilfstruppen in der österreichischen Armee während des Feldzugs zu dienen, welcher im Jahre 1796 in Italien eröffnet werden sollte. Dieser Mann hieß der Fürst von Moliterno.

Er hatte damals noch nicht jenen Säbelhieb über das Gesicht bekommen, welcher, indem er ihn eines Auges beraubte, ihm den Stempel eines Muthes aufdrückte, welchen übrigens es Niemanden eingefallen wäre, ihm streitig zu machen.

Er besaß einen großen Namen, ein ziemliches Vermögen und einen Palast in Chiaja. Er sah Luisa, verliebte sich in sie, bat die Herzogin Fusco, seine Vermittlerin bei ihrer jungen Freundin zu sein und – trug einen Korb davon.

Luisa war ferner oft in Toledo und in Chiaja, wenn sie mit ihrer schönen Equipage, welche ihr Vormund ihr gekauft, spazieren fuhr, einem liebenswürdigen Cavalier von kaum fünf- bis sechsundzwanzig Jahren begegnet, welcher gleichzeitig der Richelieu und der Saint-Georges von Neapel war.

Es war dies der älteste Bruder von Nicolino Caracciolo, mit welchem wir in dem Palast der Königin Johanna Bekanntschaft gemacht, der Herzog von Rocca Romana.

Viele Gerüchte, welche vielleicht in unsern Hauptstädten des Nordens für einen Edelmann eben nicht sehr ehrenhaft sein würden, die aber in Neapel, dem Lande der lockeren Sitten und der schmiegsamen Moral, nur dazu dienten, sein Ansehen zu erhöhen, waren in Bezug auf ihn in Umlauf und machten ihn für die goldene Jugend von Neapel zu einem Gegenstand des Neides.

Man sagte nämlich, er sei einer der ephemeren Liebhaber, welche der Favoritminister Acton der Königin gestattete, wie Potemkin der Kaiserin Katharina, nämlich unter der Bedingung, daß er selbst der unabsetzbare Liebhaber bliebe.

Eben so behauptete man auch, daß die Königin den Aufwand für die schönen Pferde und die zahlreiche Dienerschaft des Herzogs bestritte, dessen Vermögen nicht bedeutend genug war, um ihm solche Ausgaben möglich zu machen, und daß der Herzog sich einer Gunst erfreue, welche ihm den Weg überallhin bahne.

Eines Tages erschien der Herzog von Rocca Romana, welcher nicht wußte, wie er sich bei San Felice einführen sollte, im Namen des Erbprinzen Francesco, dessen Ober-Stallmeister er war. Er überbrachte dem Chevalier die Ernennung zum Bibliothekar Seiner königlichen Hoheit, einer Art Sinecure, welche der Prinz dem anerkannten Verdienste des Chevaliers anbot.

San Felice lehnte das Anerbieten ab und erklärte sich unfähig, nicht, Bibliothekar zu sein, sondern sich in die tausend kleinen Pflichten zu fügen, welche die Etikette jedem auferlegt, der ein Amt bei Hofe bekleidet.

Am nächstfolgenden Tage fuhr der Wagen des Prinzen an dem Thore des Palmbaumhauses vor und der Prinz erschien selbst, um bei dem Chevalier das Anerbieten seines Oberstallmeisters zu erneuern.

Von der Ablehnung einer solchen Ehre, die von dem künftigen Erben eines Königreiches angeboten ward, konnte natürlich keine Rede sein. San Felice schützte bloß eine momentane Schwierigkeit vor und verlangte, daß Seine königliche Hoheit die Aeußerung ihres Wohlwollens noch um sechs Monate vertagen möge.

Nach Ablauf dieser sechs Monate war Luisa entweder die Gattin eines Andern oder die seinige. War sie die Gattin eines Andern, so bedurfte er der Zerstreung, um sich zu trösten, war sie die einige, so war seine Ernennung ein Mittel, welches ihm die Pforte des Hofes öffnete und für Luisa selbst Zerstreung gewähren mußte.

Der Prinz Francesco, ein sehr intelligenter Mann, welcher die Wissenschaft aufrichtig liebte, ging auf dieses Verlangen ein, sagte San Felice einige Schmeicheleien in Bezug auf die Schönheit seiner Mündel und entfernte sich.

Rocca Romana hatte aber nun freien Zutritt in dem Hause des Chevaliers und verschwendete an Luisa die Schätze seiner Beredsamkeit und die Wunder seiner Koketterie drei Monate lang, wiewohl vergeblich.

Die Zeit, welche Luisas Schicksal entscheiden sollte, nahte heran und Luisa beharrte trotz aller Verführung, von der sie umringt war, auf ihrem Entschluß, das ihrem Vater gegebene Versprechen zu halten.

San Felice wollte ihr nun genaue Rechnung über ihr ganzes Vermögen ablegen, um es von dem einigen zu trennen und damit Luisa, obschon seine Gattin, vollständig Herrin desselben wäre.

Er bat deshalb die Bankiers Backer, bei welchen die ursprüngliche Summe von fünfzigtausend Ducaten vor fünfzehn Jahren angelegt worden, ihm, wie die Bankiers es nennen, ein Situations-Conto aufzustellen.

André Backer, ältester Sohn von Simon Backer, erschien demgemäß bei San Felice mit allen Papieren, welche diese Capitalanlage betrafen.

Obschon Luisa an allen diesen geschäftlichen Einzelheiten kein großes Interesse nahm, so wollte San Felice doch, daß sie dieser Unterredung beiwohne.

André Backer hatte sie niemals in der Nähe gesehen und ward jetzt von ihrer wunderbaren Schönheit mächtig ergriffen.

Unter dem Vorwand, daß ihm noch mehrere Papiere fehlten, erneuerte er seinen Besuch und erklärte endlich seinem Clienten, daß er sich sterblich in seine Mündel verliebt habe.

Er könne, sagte er, wenn er sich verheiratete, aus dem Hause seines Vaters eine Million entnehmen und die fünfhunderttausend Francs Luisa's, wenn sie einwillige seine Gattin zu werden, in Zukunft selbst verwalten. Binnen einigen Jahren werde er dieses Vermögen verdoppelt, vervierfacht, versechsfacht haben. Luisa würde dann eine der reichsten Frauen von Neapel sein. Sie könne dann am Eleganz mit der höchsten Aristokratie wetteifern und die vornehmsten Damen durch ihren Luxus verdunkeln, wie sie dieselben jetzt schon durch ihre

Schönheit in den Schatten stelle.

Luisa ließ sich aber durch diese glänzende Perspektive durchaus nicht blenden und San Felice, der stolz darauf war zu sehen, wie Luisa um seinetwillen in Moliterno auf Glanz des Namens, in Rocca Romana auf Geist und Eleganz und in André Backer auf Reichthum und Luxus verzichtet hatte, lud den Sohn des reichen Bankiers ein, sein Haus zu besuchen, so oft es ihm beliebe, aber nur unter der Bedingung, daß er gänzlich darauf verzichte, es wieder als Bewerber um Luisa's Hand zu betreten.

Endlich, nachdem die von San Felice selbst festgesetzte Frist am 14. November 1795, dem Jahrestage des von ihm dem sterbenden Fürsten Caramanico gegebenen Versprechens, abgelaufen war, wurden San Felice und Luisa Molina einfach, ohne allen Pomp, nur in Gegenwart des Prinzen Francesco, welcher seinem künftigen Bibliothekar als Zeuge dienen wollte, in der Kirche von Pie di Grotta vermählt.

Unmittelbar nachdem die Vermählung vollzogen war, bat Luisa ihren Gatten, sein Haus wieder ganz auf den Fuß zurückzusetzen, auf welchem es vorher gestanden, denn sie wünschte mit ihm ganz in derselben einfachen Weise zu leben, in welcher sie mit ihm schon vierzehn Jahre lang gelebt.

Der Kutscher und der Kammerdiener wurden deshalb verabschiedet, der Wagen und die Pferde verkauft.

Man behielt bloß noch das Kammermädchen Nina, welches seiner Herrin mit aufrichtiger Anhänglichkeit ergeben zu sein schien.

Die alte Wärterin, welche sich fortwährend nach ihrem Portici gesehnt, ward pensioniert und kehrte erfreut dahin zurück, wie ein Verbannter, der in sein Vaterland zurückgekehrt.

Von allen Bekannten, welche Luisa während der neun Monate erworben, welche sie sich in der Welt bewegte, behielt sie nur eine einzige Freundin.

Diese war die Herzogin Fusco, eine reiche Wittwe, die, wie wir schon bemerkt, höchstens zehn Jahre älter war als Luisa und welcher selbst die geübteste Schmähsucht nichts nachzusagen wußte, ausgenommen, daß sie sich vielleicht ein wenig zu laut und zu frei über die politischen Maßnahmen der Regierung und das Privatleben der Königin aussprach.

Es dauerte nicht lange, so waren die beiden Freundinnen unzertrennlich.

Die beiden Häuser waren früher ein einziges gewesen und bloß in Folge einer Erbschaftsrücksicht getheilt worden. Man kam überein, daß, damit man sich ungehindert zu jeder Stunde des Tages und der Nacht sehen könnte, die alte Verbindungsthür, welche seit jener Erbschaftstheilung verschlossen gewesen, wieder geöffnet würde.

Man setzte den Chevalier San Felice von diesem Vorhaben in Kenntniß und dieser ließ, weit entfernt, in die Wiedereröffnung einen Uebelstand zu sehen, vielmehr sofort die deshalb nöthigen Arbeiten bewirken. Nichts konnte ihn für seine junge Frau erwünschter sein, als eine Freundin von dem Range, dem Alter und dem Rufe der Herzogin Fusco.

Von nun an waren die beiden Frauen unzertrennlich.

Ein ganzes Jahr verging in dem vollkommensten Erdenglücke. Luisa war nun einundzwanzig Jahre alt und vielleicht wäre ihr Leben in dieser heiteren, beseligenden Ruhe verflossen, wenn nicht einige unkluge Worte, welche die Herzogin Fusco über Emma Lyonna fallen gelassen, der Königin hinterbracht worden wären.

In Bezug auf ihre Favoritin aber verstand Caroline keinen Scherz und die Herzogin Fusco

ward von Seiten des Polizeiministers aufgefordert, einige Zeit auf ihren Gütern zuzubringen.

Sie hatte eine ihrer Freundinnen mitgenommen, welche ebenfalls compromittiert war und Eleonora Fonseca Pimentel hieß. Diese war angeklagt, nicht bloß gesprochen, sondern auch geschrieben zu haben.

Die Zeit, welche die Herzogin Fusco in der Verbannung zubringen sollte, war unbestimmt. Eine von demselben Minister ausgehende Notiz sollte ihr melden, daß es ihr erlaubt sei, nach Neapel zurückzukommen.

Sie reiste nach der Basilicata, wo ihre Güter lagen, und übergab Luisa sämtliche Schlüssel ihres Hauses, damit in ihrer Abwesenheit ihre Freundin jene tausenderlei Verrichtungen bewirken lassen könne, welche die Instandhaltung eines kostbaren und eleganten Mobiliars nöthig macht.

Luisa war nun allein.

Der Prinz Francesco hatte große Freundschaft zu seinem Bibliothekar gefaßt und da er in ihm unter der Hülle eines Weltmannes eine ebenso umfangreiche als tiefe Gelehrsamkeit fand, so konnte er seiner Gesellschaft, welcher er vor der feiner Höflinge den Vorzug gab, nicht mehr entbehren.

Der Prinz Francesco besaß einen sanften, schüchternen Charakter, dem die Furcht später eine außerordentliche Verstellungsgabe lieh.

Erschreckt durch die politischen Gewaltthätigkeiten seiner Mutter, welche er immer unpopulärer werden sah, während er zugleich den Thron unter seinen Füßen wanken fühlte, wollte er die Popularität, deren die Königin verlustig ging, dadurch für sich gewinnen, daß er der von der neapolitanischen Regierung befolgten Politik völlig fremd, ja selbst feindlich erschiene.

Die Wissenschaft bot ihm eine Zuflucht. Er machte sich aus seinem Bibliothekar einen Schild und schien vollständig in eine archäologischen, philologischen und geologischen Studien versenkt, ohne jedoch deshalb den Gang der täglichen Ereignisse, welche nach seiner Meinung einer Katastrophe entgegendrängten, aus den Augen zu verlieren.

Er machte daher jene geschickte, versteckte und freisinnige Opposition, welche unter despotischen Regierungen die Erben der Krone in der Regel zu machen pflegen.

Während dies Alles geschah, hatte der Prinz sich ebenfalls vermählt und mit großem Pomp jene junge Erzherzogin Marie Clementine nach Neapel heimgeführt, deren Melancholie und Blässe an diesem Hofe dieselbe Wirkung äußerten wie in einem Garten eine Nachtblume, welche stets bereit ist, sich den Strahlen der Sonne zu verschließen.

Der Prinz hatte San Felice dringend aufgefordert, seine Gattin mit zu den Festen zu bringen, welche bei Gelegenheit seiner Vermählung stattgefunden. Luisa aber, die von ihrer Freundin, der Herzogin Fusco, über die Sittenverderbniß dieses Hofes sehr genau unterrichtet war, hatte ihren Gatten gebeten, sie von jedem Erscheinen im Palast zu entheben.

Ihr Gatte, der nichts inniger wünschte als seine Gattin ihr keusches Gynäceum allen andern Orten vorziehen zu sehen, hatte sie entschuldigt, so gut er konnte.

War die Entschuldigung als triftig betrachtet worden? Dies wußte man nicht, wenigstens aber hatte man sich damit begnügt.

Seit beinahe einem Jahre aber war, wie wir schon gesagt, die Herzogin Fusco abgereist und Luisa sah sich allein. Die Einsamkeit ist die Mutter der Träume und während Luisa so allein, ihr Gatte im Palast beschäftigt und ihre Freundin in die Verbannung geschickt war, hatte sie

begonnen zu träumen.

Worüber, das wußte sie selbst nicht. Ihre Träume hatten keinen Kern und wurden von keinem Phantom bevölkert. Es war ein süßes, berausches Streben nach dem Unbekannten. Es mangelte ihr nichts, sie wünschte nichts und dennoch fühlte sie eine seltsame Leere, deren Sitz wenn nicht in ihrem Herzen, doch wenigstens schon in der Nähe desselben war.

Sie sagte bei sich selbst, daß ihr Gatte, der ja Alles wußte, ihr ganz gewiß eine Erklärung dieses für sie so neuen Zustandes geben könne.

Aber sie wußte nicht, warum sie lieber gestorben wäre, als sich an ihn gewendet hätte, um sich über diesen Punkt Aufklärung zu verschaffen.

In dieser Gemüthstimmung befand sie sich eines Tages, als ihr Milchbruder Michele kam und ihr von der albanesischen Wahrsagerin erzählte.

Nach einigem Zögern befahl sie ihm, ihr diese Frau den nächsten Tag Abends zuzuführen, weil ihr Gatte wahrscheinlich bis spät in die Nacht hinein am Hofe durch die Festlichkeiten zurückgehalten werden würde, welche man dort zu Ehren Nelsons und des Sieges gab, den er über die Franzosen erfochten.

Wir haben gesehen, was während dieses Abends auf drei verschiedenen Punkten – in dem englischen Gesandtschaftshotel, in dem Palast der Königin Johanna und im Palmbaumhaus – vorging und wie die Wahrsagerin, durch Michele in dieses Haus eingeführt, sei es nun aus Zufall oder aus Scharfsinn, oder aus wirklicher Kenntniß der geheimnißvollen Wissenschaft, welche unter dem Namen der Kabbala aus dem Mittelalter bis auf unsere Tage gelangt ist, in dem Herzen der jungen Frau gelesen und ihr die Veränderung vorhergesagt hatte, welche das nahe Erwachen der Leidenschaften in diesem noch so keuschen und makellosen Herzen hervorrufen sollte.

Das Ereigniß war, sei es Zufall, sei es Verhängniß, der Vorhersagung dicht auf dem Fuße gefolgt.

Durch ein unwiderstehliches Gefühl zu dem Manne hingetrieben, dem ihr schnelles Erscheinen wahrscheinlich das Leben gerettet, floh sie, wie wir gesehen haben, weil sie zum ersten Male ein Geheimniß für sich allein hatte, die Nähe ihres Gatten, stellte sich schlafend, empfing auf ihre jetzt von so unruhigen Gedanken erfüllte Stirn den ruhigen Gattenkuß, und erhob sich, sobald San Felice das Zimmer verlassen hatte, verstohlen mit nackten Füßen, um mit angstvollem Herzen und unruhigem Blick den über dem Bett des Verwundeten schwebenden Tod zu befragen.

Lassen wir sie mit den Zuckungen einer keimenden Liebe im Herzen am Bett des tödtlich Verwundeten wachen, und sehen wir, was am Tage nach dem, wo der Gesandte Frankreichs den Gästen Sir Willam Hamiltons jenes furchtbare Lebewohl zugerufen, im Cabinetsrath des Königs Ferdinand vorging.

Fünftes Capitel.

Der König.

Wenn wir anstatt einer Erzählung historischer Ereignisse, welchen die Wahrheit ein um so furchtbareres Gepräge aufdrückt und welche überdies einen unauslöschlichen Platz in den Annalen der Weltgeschichte eingenommen, bloß einen Roman von zwei bis dreihundert Seiten in der Absicht schreiben wollten, einer frivolen Leserin oder einem blasierten Leser durch eine Reihenfolge mehr oder weniger malerischer Abenteuer oder aus unserer Phantasie hervorgegangener, mehr oder weniger dramatischer Ereignisse einige Zerstreuung zu bieten, so würden wir, dem Grundsatz des lateinischen Dichters folgend und der Entwicklung zueilend, unsern Leser oder unsere Leserin sofort den Berathungen jenes Cabinetsraths, zu welchem der König Ferdinand sich einfand, und bei welchem die Königin Caroline den Vorsitz führte, beiwohnen lassen, ohne uns erst die Mühe zu nehmen, sie genauer mit den beiden Souveränen bekannt zu machen, von welchen wir in unserem ersten Capitel einen flüchtigen Schattenriß angedeutet haben.

Wir sind aber überzeugt, daß unsere Erzählung dann allerdings an raschem Gang gewinnen, dagegen an Interesse verlieren würde, denn je besser man die Personen, welche man agieren sieht, kennt, desto größer ist nach unserer Ansicht das Interesse, welches man an ihren guten oder schlimmen Thaten nimmt.

Uebrigens haben die seltsamen Persönlichkeiten, welche wir in den beiden gekrönten Helden dieser Geschichte in den Vordergrund treten zu lassen haben, so viele bizarre Seiten, daß gewisse Stellen unserer Erzählung unglaublich oder unverständlich sein würden, wenn wir nicht hier einen Augenblick Halt machten, um unsere in großen Strichen hingeworfenen Skizzen in zwei sorgfältig ausgeführte Oelporträts zu verwandeln, welche, wie wir im Voraus versprechen, mit den offiziellen Abbildungen von Königen und Königinnen, welche die Minister des Innern an die Hauptorte der Departements und der Cantons schicken, damit man dort die Präfekturen und die Mairien damit verziere, durchaus nichts gemein haben werden.

Gehen wir daher in Bezug auf die Dinge oder vielmehr auf die Personen noch ein wenig weiter zurück.

Der im Jahre 1759 erfolgte Tod Ferdinands des Sechsten rief seinen jüngsten Bruder, welcher in Neapel regierte, auf den spanischen Thron, auf welchem er ihm unter dem Namen Carl der Dritte folgte.

Carl der Dritte hatte drei Söhne.

Der erste hieß Philipp und wäre bei der Thronbesteigung seines Vaters Prinz von Asturien und ein Erbe der spanischen Krone geworden, wenn nicht die schlechte Behandlung, die er von seiner Mutter erfuhr, ihn wahnsinnig oder vielmehr blödsinnig gemacht hatte.

Der zweite Namens Carl füllte die durch die Umverwendbarkeit seines ältesten Bruders entstandene Lücke aus und regierte unter dem Namen Carl der Vierte.

Der dritte endlich hieß Ferdinand und sein Vater hinterließ ihm die Krone von Neapel, welche er mit der Schärfe des Schwertes gewonnen und die er gleichwohl gezwungen war, wieder

aufzugeben.

Der junge Prinz, welcher, als sein Vater nach Spanien abging, sieben Jahre zählte, ward unter eine doppelte Vormundschaft, eine politische und moralische, gestellt.

Sein politischer Vormund war Tanucci, Regent des Königreichs; ein moralischer Vormund war der Fürst von San Nicandro, sein Lehrer.

Tanucci war ein feiner, schlauer Florentiner, welcher den ausgezeichneten Platz, den er in der Geschichte einnimmt, nicht seinem eigenen großen persönlichen Verdienst, sondern dem geringen Verdienst der Minister, welche auf ihn folgten, verdankt. Groß an und für sich betrachtet, würde er doch zu einer sehr gewöhnlichen Erscheinung zusammenschrumpfen, wenn man ihn mit einem Colbert oder auch nur mit einem Louvois vergliche.

Was den Fürsten von Nicandro betraf, welcher, wie man versicherte, von der Mutter Ferdinands, der Königin Marie Amelie,⁴ derselben Fürstin, welche ihren ältesten Sohn durch schlechte Behandlung blödsinnig gemacht, das Recht gekauft hatte, aus ihrem dritten Sohn, wenn auch nicht einen Blödsinnigen, doch einen Ignoranten zu machen, und der, wie man versicherte, dieses Recht mit dreißigtausend Ducaten bezahlt hatte, so war er der reichste, der bornierteste und verderbteste der Höflinge, welche gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Thron der beiden Sicilien umschwärmten.

Man fragt sich, wie ein solcher Mann selbst mit Hilfe von Geld dazu gelangen konnte, Lehrer eines Fürsten zu werden, der einen so intelligenten Mann wie Tanucci zum Minister hatte.

Die Antwort hierauf ist sehr einfach. Tanucci, welcher Regent des Königreichs, das heißt, eigentlicher Regent beider Sicilien war, sah es gar nicht ungern, wenn diese Regentschaft auch über die Volljährigkeit eines vornehmen Mündels hinaus verlängert ward.

Als Florentiner hatte er das Beispiel der Florentinerin Katharina von Medicis vor Augen gehabt, welche nach der Reihe unter Franz dem Zweiten, Carl dem Neunten und Heinrich dem Dritten regiert hatte.

Nun konnte es ihm aber nicht fehlen, unter oder über Ferdinand, wie man will, zu regieren, wenn es dem Fürsten von San Nicandro gelang, aus seinem Zöglinge einen Fürsten zu machen, der eben so unwissend und eine eben so große Null war, wie sein Lehrer.

Wenn dies wirklich Tanuccis Wunsch war, so muß man sagen, daß der Fürst von San Nicandro ihm bereitwilligt entgegenarbeitete. Ein deutscher Jesuit war beauftragt, den König im Französischen zu unterrichten, was dieser aber niemals lernte, und da man es nicht angemessen fand, ihn italienisch zu lehren, so war die Folge davon die, daß er zur Zeit seiner Vermählung weiter nichts sprechen konnte als das Patoisde Lazzaroni, welches er von seiner Dienerschaft und den Kindern aus dem Volke gelernt, welche man zu seiner Zerstreung zu ihm kommen ließ.

Marie Caroline brachte ihn so weit, daß er sich dieser Unwissenheit schämte, lehrte ihn lesen und schreiben, was er bis jetzt so gut wie nicht gekonnt, und ließ ihn ein wenig im reinen Italienisch unterrichten. In seinen gut gelaunten oder zärtlichen Augenblicken nannte er sie daher auch nicht anders als »meine liebe Schulmeisterin«, indem er auf diese Weise auf die Elemente seiner Erziehung anspielte, welche sie zu vervollständigen gesucht hatte.

Wünscht man ein Beispiel von der Beschränktheit des Fürsten von San Nicandro zu hören? Wir wollen eins erzählen.

Eines Tages fand der würdige Lehrer in Ferdinands Händen die »Memoiren Sullys, welche der junge Prinz zu entziffern suchte, weil er gehört, daß er von Heinrich dem Vierten abstamme und

daß Sully Minister Heinrich des Vierten gewesen sei. Das Buch ward ihm sofort weggenommen und dem Unvorsichtigen, der ihm dieses schlechte Buch geliehen, ein scharfer Verweis ertheilt. Wir erwähnen diese erste Erziehung ganz besonders deshalb, damit man dem König Ferdinand für die tadelnswerthen Handlungen, die man ihn im Laufe dieser Erzählung begehen sehen wird, keine schwerere Verantwortlichkeit aufbürde, als die Gerechtigkeit gestattet.

Nachdem wir diesen ersten Punkt der historischen Unparteilichkeit festgestellt, wollen wir sehen, wie es eigentlich mit dieser Erziehung aussah.

Das Gewissen des Fürsten von San Nicandro begnügte sich nicht mit der tröstlichen Ueberzeugung, daß er, da er selbst nichts wußte, seinem Zöglinge auch nichts lehren konnte, sondern um ihn in einer ewigen Kindheit zu erhalten, während doch zugleich die physischen Eigenschaften, womit die Natur ihn begabt, durch tüchtige Leibesübungen entwickelt würden, entfernte er von ihm Alles – Mensch oder Buch – was in seinem Gemüthe das mindeste Licht über das Schöne, über das Gute und über das Wahre verbreiten konnte.

Der König Carl der Dritte war wie Nimrod ein großer Jäger vor dem Herrn. Der Fürst von San Nicandro that Alles, was in seinen Kräften stand, damit wenigstens in dieser Beziehung der Sohn in die Fußstapfen des Vaters träte. Deshalb setzte er alle tyrannischen Jagdgesetze, die selbst unter Carl dem Dritten außer Anwendung gekommen waren, wieder in Kraft. Die Wilddiebe wurden mit Gefängniß, Kettentragen und selbst mit der Wippe bestraft.

Man bevölkerte die königlichen Forsten wieder mit Hochwild. Man vervielfältigte die Aufseher, und damit die Jagd, dieses anstrengende Vergnügen, den jungen Fürsten nicht zu sehr ermüde und damit er während der dadurch nöthig gemachten Erholungszeit nicht auf den allerdings nicht wahrscheinlich, aber doch immer möglichen Gedanken verfiel, irgendeine Wissenschaft studieren zu wollen, brachten seine Lehrer ihm Geschmack am Fischfang, einem ruhigen bürgerlichen Vergnügen, bei, welches nach dem anstrengenden und königlichen Vergnügen der Jagd zur Erholung dienen konnte.

Eins von den Dingen, welche den Fürsten von San Nicandro in Bezug auf die Zukunft des Volkes, über welches sein Zögling zu regieren berufen war ganz besonders beunruhigten, war, daß dieser ein von Natur sanftes und gutes Gemüth besaß. Es war deshalb dringend nöthig, diese beiden Eigenschaften in dem Herzen eines jungen Königs nicht Wurzel fassen zu lassen.

Der Fürst von San Nicandro schlug zu diesem Zwecke folgenden Weg ein.

Er wußte, daß der älteste Bruder seines Zöglings, der, welcher Prinz von Asturien geworden und seinem Vater nach Spanien gefolgt war, während seines Aufenthaltes in Neapel es sich zum großen Vergnügen gemacht hatte, lebendigen Kaninchen die Haut abzuziehen.

Der Fürst suchte auch Ferdinand Geschmack an diesem Zeitvertreib beizubringen, der arme Knabe legte aber dagegen einen solchen Widerwillen an den Tag, daß San Nicandro beschloß, ihn die armen Thiere blos todtschlagen zu lassen.

Um diesem Vergnügen den Reiz der überwundenen Schwierigkeit zu geben, und da man aus Furcht, er werde sich selbst verletzen, einem acht- oder neunjährigen Knaben noch kein Schießgewehr in die Hand geben konnte, so trieb man vierzig bis fünfzig Stück im Netz gefangene Kaninchen in einem Hofe zusammen und jagte sie durch eine in einer Thür angebrachte Oeffnung, hinter welcher der junge König mit einem Stocke stand, und die an ihm vorbeirennenden Thiere erlegte oder fehlte.

Ein anderes Vergnügen, an welchem der Zögling des Fürsten von San Nicandro nicht weniger

Geschmack fand, war das, daß er Thiere auf Tüchern prellen ließ. Leider kam er eines Tages auf die unglückliche Idee, einen der Jagdhunde des Königs, seines Vaters, prellen zu lassen, was einen strengen Verweis und das unbedingte Verbot zur Folge hatte, jemals wieder einen dieser edlen Vierfüßler zu behelligen.

Als König Carl der Dritte nach Spanien abgereist war, sah der Fürst von San Nicandro kein Hinderniß mehr, seinem Zögling die verlorene Freiheit zurückzugeben und dieselbe sogar von den Vierfüßlern auf die Zweifüßler zu erstrecken.

So sah er eines Tages, als Ferdinand Ball schlug, unter denen, welche ihm bei diesem edlen Spiel zusahen, einen mageren, weißgepuderten und mit einem geistlichen Gewand bekleideten jungen Mann.

Ihn sehen und den unwiderstehlichen Wunsch, ihn prellen zu lassen, empfinden, war das Werk eines Augenblickes.

Ferdinand sagte einem der zum Empfang seiner Befehle bereit stehenden Lakai einige Worte ins Ohr. Der Lakai eilte nach dem Schlosse – der Vorfall ereignete sich in Portici – und kehrte mit einem großen Tuch zurück. Sobald dieses zur Stelle gebracht war, verließen der König und drei Spieler das Spiel, ließen den bezeichneten jungen Mann von dem Lakai packen, auf das Tuch, welches sie an den vier Zipfeln hielten legen, und prellten ihn unter dem Gelächter der Zuschauer und dem Beifallsgeschrei des gemeinen Volkes.

Der junge Mann, welchem diese Schmach zugefügt ward, war der jüngste Sohn einer edlen florentinischen Familie. Die Scham, die er darüber empfand, auf diese Weise dem Prinzen zum Spielwerk und dem Pöbel und Lakaientroß zum Gelächter gedient zu haben, war so groß, daß er Neapel noch denselben Tag verließ, nach Rom ging, hier gleich nach seiner Ankunft erkrankte und nach Verlauf von wenigen Tagen starb.

Der Hof von Toscana beschwerte sich bei den Cabineten von Neapel und Madrid, der Tod eines kleinen Abbé und jüngeren Sohnes war aber von zu geringer Bedeutung, als daß durch den Vater des Schuldigen oder den Schuldigen selbst irgendwelche Genugthuung gegeben worden wäre.

Man begreift, daß der König, als Kind gänzlich mit dergleichen Vergnügungen beschäftigt, sich in der Gesellschaft unterrichteter Leute langweilte und als junger Mann sich derselben schämte.

Er verbrachte deshalb seine ganze Zeit theils auf der Jagd, theils beim Fischfang oder damit, daß er Kinder seines Alters exercieren ließ, indem er sie im Hofe des Schlosses versammelte und mit Besenstielen bewaffnete, Sergeanten, Lieutenants und Capitäne ernannte und die, welche schlecht exercirten oder schlecht commandierten, mit seiner Peitsche durchhieb.

Trotz dieser mangelhaften Erziehung bewahrte der König doch einen gewissen gesunden Menschenverstand, welcher, wenn er nicht in entgegengesetzter Richtung beeinflußt ward, ihn zum Rechten und Wahren führte.

In der ersten Hälfte seines Lebens, nämlich vor der französischen Revolution und so lange er nicht das Eindringen dessen, was er die schlechten Grundsätze nannte, fürchtete, weigerte er sich niemals, Aemter oder Pensionen den Männern zu verleihen, welche ihm als verdienstvoll empfohlen wurden.

Obschon er selbst nur das Patois des Hafendammes sprach, so war er doch für eine erhabene und beredte Sprache durchaus nicht unempfindlich.

Eines Tages gelang es einem Barfüßermönch, Namens Pater Fosco, der von den Mönchen seines Klosters verfolgt ward, weil er gelehrter und ein besserer Prediger war als diese, bis vor den König zu kommen; er warf sich ihm zu Füßen und erzählte ihm, was er von der Eifersucht und Unwissenheit seiner Collegen zu leiden hatte.

Der König ließ, betroffen von der Eleganz seiner Worte und der Energie seiner Ausdrucksweise, ihn lange sprechen und antwortete dann endlich:

»Laßt mir euren Namen da und kehrt in euer Kloster zurück. Ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß Ihr das erste erledigte Bisthum erhalten sollt.«

Das erste Bisthum, welches zur Erledigung kam, war das von Monopoli in der Provinz Bari am adriatischen Meere.

Der Gewohnheit gemäß präsentierte der Großalmosenier dem König drei Candidaten, die sämtlich aus vornehmen Familien bestanden.

Der König Ferdinand schüttelte jedoch den Kopf und sagte:

»Seitdem Ihr beauftragt seid, Candidaten zu präsentiren, habt Ihr mich veranlaßt, sehr viele Bischofsmützen an Esel zu verleihen, für welche ein Packsattel weit angemessener gewesen wäre. Heute beliebt es mir, einen Bischof nach meiner Façon zu machen. Ich hoffe, daß er besser sein wird als alle, welche Ihr mir aufs Gewissen geladen und wegen deren Ernennung ich Gott und den heiligen Januarius um Verzeihung bitte.«

Und die drei Namen durchstreichend, schrieb er den des Pater Fosco hin.

Pater Fosco ward auf diese Weise, wie Ferdinand vorausgesehen, einer der ausgezeichnetsten Bischöfe des Königreichs und als eines Tages Jemand, der ihn predigen gehört, gegen den König nicht bloß die Beredsamkeit, sondern auch den musterhaften Lebenswandel des ehemaligen Barfüßermönchs lobte, antwortete Ferdinand:

»Ich würde immer auf diese Weise wählen, bis jetzt habe ich aber nur einen einzigen verdienstvollen Mann unter den Leuten der Kirche kennen gelernt. Der Großalmosenier bringt allemal nur Esel in Vorschlag. Freilich aber kennt der arme Mann Niemanden weiter als seine Stallgenossen.«

Ferdinand gab zuweilen Beweise von einer Gutmüthigkeit und Leutseligkeit, welche an die seines Ahns Heinrichs des Vierten erinnerte.

Eines Tages, als er in Uniform im Park von Caserta spazieren ging, näherte sich ihm eine Bäuerin und sagte zu ihm:

»Man hat mir versichert, mein Herr, daß der König oft in dieser Allee spazieren ginge. Wissen Sie vielleicht, ob ich Aussicht habe, ihm heute hier zu begegnen?«

»Gute Frau,« antwortete Ferdinand, »wann der König hier vorüberkommen wird, kann ich Euch nicht sagen, wenn Ihr aber etwas bei ihm anzubringen habt, so kann ich es ihm mittheilen, weil ich Dienst bei ihm habe.«

»Nun denn,« sagte die Frau, »die Sache ist die. Ich habe einen Prozeß und da ich als arme Witwe dem Berichterstatter beim Spruchgericht kein Geschenk machen kann, so hat dieser die Sache schon seit drei Jahren liegen lassen.«

»Habt Ihr darüber eine Bittschrift aufsetzen lassen?«

»Ja, mein Herr, hier ist sie.«

« »Gebt sie mir und kommt morgen zu derselben Stunde wieder. Ich werde sie Euch, mit der Randbemerkung des Königs versehen wieder zurückgeben.«

»Und ich,« sagte die Witwe, »ich habe bloß drei fette Truthühner, wenn Sie aber dies für mich thun, so gehören die drei Truthühner Ihnen.«

»Nun dann kommt morgen mit euren drei Truthühnern wieder, gute Frau, und eure Bittschrift soll erledigt werden.«

Die Witwe fand sich pünktlich ein, aber nicht pünktlicher als der König selbst. Ferdinand hatte die Bittschrift in der Hand, die Frau die drei Truthühner. Er nahm die drei Hühner und die Frau die Bittschrift in Empfang.

Während der König die Hühner betastete, um zu sehen, ob sie wirklich so fett wären, wie die Frau gesagt, schlug die gute Frau die Bittschrift auseinander, um zu sehen, ob dieselbe wirklich mit der Randbemerkung des Königs versehen wäre.

Jedes hatte treulich Wort gehalten. Die Frau entfernte sich nach ihrer Richtung, der König nach der seinigen.

Der König trat in das Zimmer der Königin, während er seine drei Hühner an den Pfoten festhielt. Da Marie Caroline das sich in den Händen ihres Gemahls sträubende Geflügel mit verwundertem Blick betrachtete, sagte er:

»Nun, meine liebe Schulmeisterin, Sie sagen immer, ich taugte zu nichts und würde, wenn ich nicht König wäre, nicht wissen, womit ich mein Brod verdienen sollte. Hier aber bringe ich drei Hühner, welche man mir für eine Unterschrift geschenkt hat.«

Und er erzählte der Königin das ganze Abenteuer.

»Die arme Frau!« sagte die Königin, als er mit seiner Erzählung fertig war.

»Warum arme Frau?«

»Weil sie ein schlechtes Geschäft gemacht hat. Glauben Sie denn, daß der Berichtstatter sich an Ihre Signatur kehren werde?«

»Daran habe ich auch gedacht,« sagte Ferdinand mit schelmischem Lächeln, »aber ich habe meine Idee.«

Die Königin hatte wirklich Recht. Die Empfehlung ihres Gemahls äußerte auf den Berichtstatter nicht die mindeste Wirkung und der Prozeß hatte keinen schnelleren Fortgang als vorher. Die Witwe kam wieder nach Caserta und da sie den Namen des Officiers, der ihr jenen Dienst geleistet, nicht kannte, so fragte sie nach dem Manne, welchem sie drei Truthühner gegeben.

Das Abenteuer war in weiteren Kreisen bekannt geworden und man meldete dem König, daß die Klägerin da sei.

Der König ließ sie eintreten.

»Nun, gute Frau,« sagte er zu ihr, »Ihr kommt wohl, um mir zu melden, daß euer Prozeß entschieden ist?«

»Nein, damit ist es nichts!« sagte sie. »Der König muß in keinem großen Ansehen stehen, denn als ich dem Berichtstatter meine Bittschrift mit der Randbemerkung Seiner Majestät übergab, sagte er: »Schon gut, schon gut; wenn der König so große Eile hat, so wird er es machen wie die Andern, nämlich warten. Wenn Sie daher, setzte die Bäuerin hinzu, »ein gewissenhafter Mann sind, so werden Sie mir meine drei Hühner zurückgeben oder wenigstens bezahlen.«

Der König fing an zu lachen.

»Wiedergeben kann ich sie bei dem besten Willen von der Welt nicht, sagte er; »wohl aber

kann ich sie Euch bezahlen.«

Mit diesen Worten nahm er sämtliche Goldstücke, die er in der Tasche hatte, heraus und gab sie der Frau.

»Was euren Berichterstatter betrifft, setzte er hinzu, »so haben wir heute den 25. März, Ihr werdet aber sehen, daß euer Prozeß schon in der ersten Aprilsitzung entschieden wird.«

In der That, als der Berichterstatter am letzten Tage dieses Monats erschien, um sich seinen Gehalt auszahlen zu lassen, ward ihm im Namen des Königs von dem Schatzmeister gesagt: »Seine Majestät haben befohlen, daß Ihr Gehalt Ihnen nicht eher ausgezahlt werde, als bis der Prozeß, den er Ihnen die Ehre erzeigt, Ihnen zur Beschleunigung zu empfehlen, entschieden sein wird.«

Ganz wie der König vorausgesehen, ward der Prozeß auch wirklich in der ersten Gerichtssitzung entschieden.

So erzählte man von dem Könige in Neapel noch eine Menge derartige Anekdoten, von welchen wir uns begnügen werden, zwei oder drei mitzuthemen.

Eines Tages, als er in dem Walde von Persano jagte, wobei er dieselbe Uniform trug wie sein Gefolge, traf er eine alte Frau, welche schluchzend an einen Baum gelehnt stand.

Er redete sie an und fragte sie, was ihr fehle.

»Ich bin Witwe und habe sieben Kinder, antwortete sie. »Meine ganze Habe besteht in einem kleinen Ackerfeld, und dieses kleine Feld ist mir durch die Hunde und die Piqueurs des Königs verwüstet worden.«

Achselzuckend und mit erneuertem Schluchzen setzte sie dann hinzu:

»Es ist sehr hart, Unterthan eines Mannes zu sein, welcher um des Vergnügens einer Stunde willen kein Bedenken trägt, eine ganze Familie zu ruinieren. Ich frage Sie: Warum verwüstet dieser Tölpel mein Feld?«

»Was Ihr da sagt, ist sehr richtig, liebe Frau,« antwortete Ferdinand, »und da ich im Dienste des Königs stehe, so werde ich ihm eure Beschwerde vortragen, aber dabei natürlich die beleidigenden Ausdrücke verschweigen, deren Ihr Euch soeben bedient habt.«

»Meinetwegen sage ihm, was Du willst, fuhr die Frau immer erbitterter fort. »Von einem solchen Egoisten hab ich nichts Gutes zu erwarten und er kann mir nicht mehr Schaden zufügen, als er mir schon zugefügt hat.«

»Na, darauf kommt weiter nichts an,« sagte der König. »Jetzt zeigt mir wenigstens euer Feld, damit ich beurtheilen kann, ob es wirklich so sehr verwüstet ist, wie Ihr sagt.«

Die Witwe führte ihn nach ihrem Felde. Die Früchte desselben waren in der That von Menschen, Pferden und Hunden niedergetreten und zerstampft, so daß die ganze Ernte verloren war.

Der König sah einige Bauern in der Nähe, rief sie herbei und forderte sie auf, den Schaden, welchen die Witwe erlitten, gewissenhaft abzuschätzen.

Sie taxierten ihn auf zwanzig Ducaten. Der König suchte in seiner Tasche. Er fand darin sechzig.

»Hier,« sagte er zu den beiden Bauern, »hier sind zwanzig Ducaten, die ich Euch als Taxationsgebühren schenke. Was die übrigen vierzig betrifft, so gehören sie dieser armen Frau. Wenn die Könige Schaden anrichten, so können sie nicht weniger thun, als daß sie dafür doppelt so viel bezahlen, als ein einfacher Privatmann bezahlen würde.«

Ein andermal reist eine Frau, deren Mann zum Tode verurtheilt worden, auf den Rath des Advocaten, welcher den Verurtheilten vertheidigt hat, von Aversa ab und kommt zu Fuße nach Neapel, um die Begnadigung ihres Mannes zu erbitten. Es war durchaus nicht schwer in die Nähe des Königs zu gelangen, welcher fortwährend zu Fuß oder zu Pferde in der Toledostraße oder an der Chiaja herumpromenirte.

Diesmal aber war er zum Unglücke oder vielmehr zum Glücke für die Bittstellerin weder im Palaste, noch in Chiaja, noch in Toledo. Er befand sich vielmehr in Capodimonte. Es war gerade die Zeit der Feigendrosseln und sein Vater, Carl der Dritte, hatte das Schloß, welches über zwölf Millionen gekostet, einzig und allein zu dem Zwecke bauen lassen, einen gut gelegenen Ort zur Jagd auf dieses von den Feinschmeckern so geschätzte kleine Wild zu haben.

Die arme Frau war todtmüde, denn sie hatte in schnellem Laufe fünf Meilen zurückgelegt. Sie erschien an der Thür des königlichen Palastes und als sie erfuhr, daß Ferdinand in Capodimonte wäre, bat sie den Commandanten des Palastes um die Erlaubniß, die Rückkehr des Königs erwarten zu dürfen.

Der Commandant ward von Mitleid ergriffen, als er ihre Thränen sah und die Ursache derselben erfuhr. Er bewilligte ihr daher ihr Verlangen. Sie setzte sich auf die erste Stufe der Treppe, auf welcher der König in den Palast heraufkommen mußte.

Wie groß aber auch ihre Angst und Unruhe war, so war die Ermüdung doch noch stärker, und nachdem sie einige Stunden gegen den Schlaf gekämpft, sank sie endlich mit dem Kopfe an die Mauer, schloß die Augen und schlief ein.

Kaum hatte sie seit einer Viertelstunde geschlafen, als der König zurückkam. Er war ein bewunderungswürdiger Schütze, und war an diesem Tage noch geschickter gewesen, als gewöhnlich. Seine Stimmung war deshalb eine außergewöhnlich wohlwollende, als er die Frau erblickte, die auf ihn wartete.

Man wollte sie wecken, der König befahl jedoch durch einen Wink, daß man sie nicht störe. Er näherte sich ihr, betrachtete sie mit einem Gemische von Neugier und Theilnahme und als er die Ecke der Bittschrift sah, welche aus ihrem Brusttuche hervorragte, zog er dieselbe vorsichtig heraus, las sie, verlangte Tinte und Feder, schrieb darunter: »Fortuna e duorme,« was unserem: »Das Glück kommt im Schlafe« entspricht, und unterzeichnete: »Ferdinand B.«

Er befahl hierauf, daß man die Bäuerin unter keinem Vorwande wecke, verbot, daß man sie bei ihm vorlasse, ertheilte Anordnung wegen Aufschub der Hinrichtung und steckte die Bittschrift wieder dahin, wo er sie weggenommen.

Nach Verlauf einer halben Stunde schlug die Bittstellerin die Augen auf, fragte, ob der König zurückgekommen und hörte, daß er, während sie geschlafen, an ihr vorübergegangen sei.

Die arme Frau war außer sich. Sie hatte die Gelegenheit verfehlt, um welcher willen sie einen so weiten und anstrengenden Weg gemacht. Sie bat den Commandanten des Palastes, ihr zu erlauben, zu warten, bis der König wieder ausginge. Der Commandant antwortete, daß ihm dies streng verboten sei und die Bäuerin machte sich verzweiflungsvoll auf den Rückweg nach Aversa.

Ihr erster Besuch nach ihrer Wiederankunft hier war bei dem Advocaten, der ihr den Rath gegeben, die Gnade des Königs anzurufen. Sie erzählte ihm, was geschehen, und wie sie durch eigene Schuld eine nie wiederkehrende Gelegenheit versäumt.

Der Advocat hatte Freunde bei Hofe. Er forderte die Frau auf, ihm die Bittschrift

zurückzugeben und sagte, er würde Mittel finden, sie auf anderem Wege an den König zu befördern.

Die Frau gab dem Advocaten die verlangte Bittschrift zurück.

Mechanisch schlug er dieselbe auseinander, hatte aber kaum die Augen darauf geworfen, so stieß er einen Freudenschrei aus. In der Situation, wo man sich befand, bedeutete das von der Hand des Königs geschriebene und unterzeichnete Sprichwort so viel als eine Begnadigung und in der That ward auf die Vorstellungen des Advocaten, auf die Vorzeigung der Marginalbemerkung des Königs und ganz besonders in Folge des von dem König direkt ertheilten Befehls acht Tage später der Gefangene der Freiheit zurückgegeben.

In der Wahl seiner Liebschaften war der König nichts weniger als schwer zu befriedigen. Im Allgemeinen fragte er wenig nach Rang und Bildung, dafern die Person nur jung und schön war. In allen Forsten, worin er dem Vergnügen der Jagd oblag, besaß er hübsche kleine Häuser, die aus vier bis fünf sehr einfach, aber sehr zweckmäßig möblierten Zimmern bestanden.

Hier machte er Halt, um zu frühstücken, oder zu dinieren oder auch um bloß einige Stunden auszuruhen.

In jedem dieser kleinen Häuser befand sich eine Wirthin, welche stets aus der Zahl der jüngsten und schönsten Mädchen der benachbarten Dörfer gewählt ward.

Als er eines Tages zu dem Kammerdiener, zu dessen Function es gehörte, darauf zu sehen, daß sein Herr nicht zu oft immer dieselben Gesichter wiederfände, sagte: »Nimm Dich in Acht, daß die Königin nicht erfahre, was hier vorgeht,« antwortete der Kammerdiener, welcher sich sehr frei aussprechen durfte:

»Ach, machen Sie sich doch keine Sorge, Sire, Ihre Majestät die Königin treibt es noch viel toller und geht dabei nicht mit so viel Vorsicht zu Werke.«

»Schweig!« antwortete der König. »Es kann durchaus nichts schaden, wenn die Racen sich ein wenig kreuzen.«

Und in der That, als der König sah, daß die Königin sich so wenig genierte, fand er es angemessen, sich seinerseits ebensowenig zu genieren.

Zuletzt gründete er seine berühmte Colonie Leucio, an deren Spitze er, wie wir bereits früher erzählt, den Cardinal Fabricio Ruffo gestellt hatte.

Diese Colonie zählte fünf- bis sechshundert Einwohner, die unter der Bedingung, daß die Ehemänner und Väter den König niemals in ihr Haus kommen sehen und sich niemals unterstünden, eine Thür öffnen zu lassen, welche ihre Gründe hätte, geschlossen zu bleiben, eine Menge Vorrechte genossen.

So waren sie zum Beispiel frei vom Militärdienst, hatten ihr besonderes Gericht, durften sich verheiraten, ohne der Einwilligung der Eltern zu bedürfen, und wurden, wenn sie sich verheirateten, unmittelbar vom König selbst ausgestattet.

Die Folge hiervon war, daß die Bevölkerung dieses von diesem zweiten Idomeneus gegründeten zweiten Salenta eine Art Sammlung von unmittelbar durch den König geschlagenen Medaillen ward, wo die Alterthumsforscher noch dem bourbonischen Typus finden können, nachdem er von der ganzen übrigen Erde verschwunden sein wird.

Aus allen den Anekdoten, welche wir hier erzählt, ist leicht zu ersehen, daß der König Ferdinand, wie sein Lehrer, der Fürst von San Nicandro, sehr richtig entdeckt, von Natur keineswegs grausam war.

Sein Leben konnte zu der Zeit, bei welcher wir angelangt sind, das heißt beim Jahre 1798, jedoch schon in zwei Phasen getheilt werden.

Vor der französischen Revolution – nach der französischen Revolution.

Vor der französischen Revolution war er der Mann, den wir gesehen, nämlich naiv, witzig, lebhaft und mehr zum Guten als zum Bösen geneigt.

Nach der französischen Revolution ist er der Mann, den wir sehen werden, das heißt furchtsam, unversöhnlich, mißtrauisch und mehr zum Bösen als zum Guten geneigt.

Bei dem moralischen Porträt, welches wir vielleicht ein wenig allzu ausführlich, aber nur durch Thatsachen, nicht durch Worte gezeichnet, haben wir den Zweck gehabt, die seltsame Persönlichkeit des Königs Ferdinand kennen zu lernen. Von Natur gute Geistesanlagen, keine Erziehung, Gleichgültigkeit gegen allen Ruhm, Abscheu vor jeder Gefahr, wenig Gefühl und Herz, zum Princip gewordene Gewissenlosigkeit, die ebenso wie bei Ludwig dem Vierzehnten zu weit getriebene Vergötterung der königlichen Gewalt, der Cynismus des politischen und des Privatlebens, so wie er durch die tiefe Verachtung der vornehmen Cavaliere, welche ihn umgaben, zu Tage trat, eine Verachtung, die sich auch auf das Volk erstreckte, welches er mit Füßen trat, und in welchem er nur Slaven sah; niedrige Triebe, welche ihn zu physischen Genüssen verlockten, die unaufhörlich den Körper auf Kosten des Geistes materialisieren – dies sind die Anhaltspunkte, nach welchen man den Mann beurtheilen muß, welcher den Thron fast eben jung bestieg wie Ludwig der Vierzehnte, der beinahe eben alt starb als dieser, und der von 1759 bis 1825, das heißt sechzig Jahre, mit Einschluß seiner Minderjährigkeit, regierte, vor dessen Augen, ohne daß er die Höhe der Ereignisse und die Tiefe der Katastrophen zu ermessen vermocht hätte, alles Große geschah, was in der ersten Hälfte des gegenwärtigen und in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts geschehen ist.

Napoleon ging in seiner gesamten Erscheinung während seiner Regierung vorüber. Er sah ihn geboren werden und heranwachsen; er sah ihn sinken und stürzen. Sechzig Jahre vor ihm geboren, sah er ihn fünf Jahre vorher sterben und war ohne jemals einen andern Werth gesehen zu haben, als den eines einfachen gekrönten Statisten, eines der Hauptpersonen jenes riesigen Dramas, welches von Wien bis Lissabon, vom Nil bis zur Moskowa die Welt aus den Fugen hob.

Gott nannte ihn Ferdinand den Vierten, Sicilien nannte ihn Ferdinand den Dritten, der Congreß von Wien nannte ihn Ferdinand den Ersten, die Lazzaroni nannten ihn den König Nasone.

Gott, Sicilien und der Congreß irrten sich. Ein einziger von diesen vier Namen ward wirklich populär und blieb ihm. Es war dies der, welcher ihm von den Lazzare gegeben ward.

Jedes Volk hat seinen König gehabt, welcher den Geist der Nation repräsentiert hat. Die Schotten hatten Robert Bruce, die Engländer hatten Heinrich den Achten, die Deutschen hatten Maximilian, die Russen hatten Iwan den Schrecklichen, die Polen hatten Johann Sobieski, die Spanier hatten Carl den Fünften, die Franzosen hatten Heinrich den Vierten, die Neapolitaner hatten Nasone.

Sechstes Capitel.

Die Königin.

Marie Caroline, Erzherzogin von Oesterreich, hatte Wien im Monat April 1768 verlassen, um sich mit Ferdinand dem Vierten in Neapel zu vermählen.

Die kaiserliche Blume betrat ihr künftiges Königreich mit dem Frühlingsmonat.

Sie zählte kaum erst sechzehn Jahre, denn sie war 1752 geboren. Ihr Verstand war jedoch bereits viel ausgebildeter, als man nach ihrem Alter hätte voraussetzen sollen.

Sie war übrigens mehr als unterrichtet, sie war gelehrt. Sie war mehr als intelligent, sie war philosophisch gebildet, obschon in einem gegebenen Augenblick diese Liebe zur Philosophie sich in Haß gegen die verwandelte, welche dieselbe übten.

Sie war schön in der vollständigen Bedeutung des Wortes und wenn sie wollte, liebenswürdig. Ihr Haar war von einem Blond, dessen Gold unter dem Puder hervorschimmerte. Ihre Stirn war breit, denn die Sorgen des Thrones, des Hasses und der Rache hatten noch nicht ihre Furchen gezogen.

Ihre Augen konnten an Durchsichtigkeit mit dem Azur des Himmels wetteifern, unter welchem sie zu regieren kam.

Ihre gerade Nase, ihr ein wenig hervorragendes Kinn, das Zeichen eines absoluten Willens, machte Profil zu einem griechischen.

Ihre Gesichtsform war oval, die Lippen waren feurig und purpurroth, die Zähne weiß wie das weiße Elfenbein.

Ein Hals, eine Brust und Schultern, welche zu schönsten Statuen von Pompeji und Herculanium oder des Museums Farnese würdig gewesen wären, vervollständigten diese prachtvolle Gesamterscheinung.

In unserem ersten Capitel haben wir gesehen, wie ihr dreißig Jahre später von dieser Schönheit noch übrig geblieben war.

Sie redete vier Sprachen korrekt und geläufig - erstens die deutsche, ihre Muttersprache, dann die französische, die spanische und die italienische.

Beim Sprechen jedoch, besonders wenn sie von einem heftigen Gefühl aufgeregt war, machte sich ein kleines Gebrechen in der Aussprache bemerklich und es klang dann, als ob sie ein Steinchen im Munde hätte. Ihre glänzend beweglichen Augen aber und der Scharfsinn und die Logik ihrer Gedanken machten diesen unbedeutenden Mangel bald vergessen.

Sie war stolz, wie es der Tochter Marie Theresiens geziemte. Sie liebte den Luxus und die Macht. Was die anderen Eigenschaften betraf, welche sich in ihr entwickeln sollten, waren dieselben noch unter der jungfräulichen Hülle der sechzehnjährigen Braut verborgen.

Mit ihren deutsch-poetischen Träumen kam sie in dieses unbekanntes Land, das Land »wo die Citronen blühen«, wie der deutsche Dichter sagt. Sie kam, um die glücklichen Gefilde, die Campania Felice, zu bewohnen, in welcher Tasso geboren ward, wo Virgil starb.

Feurig und poetisch von Gemüth, versprach sie sich, mit der einen Hand am Pausilippo den

Lorbeer zu pflücken, welcher am Grabe des Dichters des Augustus wuchs, mit der andern den, welcher in Sorrente die Wiege des Sängers Gottfrieds von Bouillon beschattete.

Der Gemahl, mit welchem sie verlobt war, zählte ebenfalls sechzehn Jahre. Da er jung und von vornehmer Abstammung war, so war er ohne Zweifel auch schön, galant und tapfer. War er ein Euryalus oder Tancred, ein Nisus oder ein Renaud? Sie ihrerseits war vollkommen bereit Camilla oder Herminia, Clorinde oder Dido zu sein.

Anstatt des Gebildes ihrer jugendlichen Phantasie und ihres poetischen Traumes fand sie aber den Mann, den wir bereits kennen, mit einer großen Nase, großen Händen, großen Füßen, und den Dialekt des Hafendamms mit dem Gebärdenspiel eines Lazzarone sprechend.

Die erste Zusammenkunft fand in Portellaunter einem Pavillon von mit Gold gestickter Seide statt.

Die Prinzessin war von ihrem Bruder Leopold begleitet, welcher beauftragt war, sie den Händen ihres Gemahls zu übergeben.

Wie Joseph der Zweite, sein Bruder, war auch Leopold der Zweite von philosophischen Maximen durchdrungen. Er wollte in seinen Staaten eine Menge Reformen einführen und in der That erinnert sich Toscana, daß unter seiner Regierung die Todesstrafe abgeschafft wurde, während gleichzeitig noch mehrere andere Verbesserungen stattfanden.

Ebenso wie Leopold der Pathe seiner Schwester, war Tanucci der Vormund des Königs. Bei dem erst Blick, welchen die junge Königin und der alte Minister wechselten, mißfielen sie einander wechselseitig. Caroline errieth in ihm die ehrgeizige Mittelmäßigkeit, welche ihre Gemahl, indem man ihn in seiner angeborenen Unwissenheit erhalten, alle Mittel geraubt, später einmal ein großer König oder auch nur ganz einfach ein König zu sein.

Ohne Zweifel hätte sie das Genie eines Gatten, welcher ihr überlegen gewesen, anerkannt, und in ihrer Bewunderung für ihn wäre sie wahrscheinlich dann eine unterwürfige Königin und treue Gattin gewesen.

Dem sollte nicht so sein. Sie erkannte im Gegentheil die tiefe Stufe, auf welcher ihr Gemahl in Bezug auf sein geistige Ausbildung stand, und eben so wie ihre Mutter zu ihren Ungarn gesagt: »Ich bin der König Marie Theresia, so sagte sie zu den Neapolitanern: »Ich bin der Königin Marie Caroline.«

Dies war es aber nicht, was Tanucci wollte. Er wollte weder einen König, noch eine Königin haben, er wollte Premierminister sein.

Unglücklicher Weise enthielt der Ehecontract des königlichen Paares einen kleinen Paragraphen, welcher sich eingeschlichen, ohne daß Tanucci, der die junge Erzherzogin noch nicht kannte, großes Gewicht darauf gelegt hätte. War Caroline hatte nämlich das Recht, den Sitzungen des Staatsraths beizuwohnen, sobald sie ihrem Gemahl einen Thronerben geschenkt haben würde.

Es war dies ein Fenster, welches der Hof von Wien sich in den von Neapel öffnete. Bis jetzt war der Einfluß unter Philipp dem Zweiten und Ferdinand dem Siebenten von Frankreich ausgeübt, nachdem Carl der Dritte den Thron Spaniens bestiegen, ganz natürlich von Madrid gekommen.

Tanucci begriff, daß zu diesem Marie Caroline geöffneten Fenster der österreichische Einfluß eindringen würde.

Freilich erfreute sich Marie Caroline, da sie erst fünf Jahre nach ihrer Vermählung einen

Thronerben gebar, des ihr zugestandenem Vorrechte erst vom Jahre 1774 an.

Mittlerweile hatte sie, verblendet durch Illusionen, an welchen sie hartnäckig festhielt, gehofft, ihrem Gemahl eine vollständig neue Erziehung geben zu können. Es erschien ihr dies um so leichter, als ihre Kenntnisse den jungen König mit Erstaunen erfüllt hatten.

Nachdem er sie mit Tanucci und den wenigen anderen unterrichteten Personen seines Hofes sprechen gehört, schlug er sich verblüfft vor die Stirn und sagte: »Die Königin weiß doch Alles!« Später, als er sah, wohin dieses Wissen ihn führte und wie sehr es ihn von dem Pfad ablenkte, dem er zu folgen gedacht, setzte er den Worten: »Die Königin weiß Alles noch die Bemerkung hinzu: »Und dennoch begeht sie mehr Thorheiten als ich, der ich doch nur ein Esel bin.«

Nichtsdestoweniger aber begann er dem Einflusse dieses überlegenen Geistes zu gehorchen und fügte sich in die Lectionen, welche sie ihm vorschlug. Sie lehrte ihn buchstäblich, wie wir schon gesagt haben, Lesen und Schreiben. Was sie ihn aber nicht lehren konnte, waren jene eleganten Manieren der nordischen Höfe, jene Sorgfalt für ein sauberes Aeußeres, die besonders in den heißen Ländern so selten ist, wo doch das Wasser nicht bloß ein Bedürfniß, sondern auch ein Vergnügen sein sollte; jene weibliche Sympathie für die Blumen und für die Wohlgerüche, welche die Toilette von ihnen verlangt, jenes reizende, liebenswürdige Geplauder, welches halb dem Murmeln der Bäche, halb dem Gezwitscher der Heimchen und Nachtigallen entlehnt zu sein schien.

Carolinens Ueberlegenheit demüthigte Ferdinand; Ferdinands Plumpheit stieß Caroline zurück. Allerdings konnte diese in den Augen ihres Gemahls unumstößliche Ueberlegenheit streng genommen durch wirklich unterrichtete Leute streitig gemacht werden, welche in dem Geplauder der Königin weiter nichts sahen als das Ergebniß jenes oberflächlichen Wissens, welches an Ausdehnung gewinnt, was es an Tiefe verliert.

Vielleicht hätte man, wenn man sie so beurtheilte, wie sie beurtheilt werden mußte, bei ihr mehr Geschwätz als Urtheil und ganz besonders jene Pedanterie gefunden, welche den Prinzen des Hauses Lothringen eigen zu sein pflegte und welcher auch ihre Brüder Joseph und Leopold in so hohem Grade huldigten.

Joseph sprach fortwährend, ohne Jemanden Zeit zu lassen, ihm zu antworten, und Leopold besaß alle Eigenschaften eines echten Schulmeisters.

So war auch die Königin. Sie besaß ein sehr fein geschriebenes kleines Manuscript, welches sie selbst gefertigt und welches die Meinungen der Philosophen von Pythagoras an bis auf Jean Jacques Rousseau enthielt. Wenn sie nun Männer zu empfangen hatte, auf welche sie einen gewissen Eindruck zu machen wünschte, so ging sie ihr Manuscript durch und brachte je nach Umständen einige der darin enthaltenen Maximen in der Conversation an.

Seltsamerweise befreundete sie sich, trotzdem sie gern den Freigeist spielte, mit dem Volksaberglauben, welchem die untergeordneten Classen der Bevölkerung von Neapel huldigen.

Wir wollen hier zwei Beispiele von diesem Aberglauben anführen.

Wir haben in dem Buche, welches wir schreiben, nicht bloß Könige, Prinzen, Höflinge, Männer, welche ihr Leben einem Princip opfern, und Männer, welche alle Principien dem Gold und königlichen Gunstbezeigungen nachsetzen, sondern auch ein bewegliches, abergläubisches, unwissendes, rohes Volk zu schildern.

Sagen wir daher, mit Hilfe welcher Mittel dieses Volk aufgewiegelt oder beschwichtigt wird.

Der Ocean wird durch den Sturm aufgewühlt, das Volk von Neapel dagegen durch den

Aberglauben.

Es gab in Neapel eine Frau, welche man die *Steinheilige* nannte. Sie behauptete nämlich, ohne irgendwie krank zu sein, alle Tage eine gewisse Quantität kleine Steine von sich zu geben, welche sie als Reliquien an Die vertheilte, welche ihr Glauben schenkten.

Diese Steine besaßen trotz des Weges, auf welchem sie ans Licht gelangten, die Kraft, Wunder zu thun und machten nach kurzer Zeit schon den Reliquien der angesehensten Heiligen von Neapel eine bedenkliche Concurrenz

Diese angebliche Heilige war, obschon nicht krank auf Verlangen ihres Beichtvaters und ihres Arztes in große Hospital der Pellegrini zu Neapel gebracht worden wo sie dieselbe Kost bekam wie die Directoren und schönste Zimmer des Hauses bewohnte.

Nachdem sie hier einmal festen Fuß gefaßt, spielt mit stillschweigender Begünstigung der Aerzte, die dabei ihre Rechnung fanden, die Komödie mit dem Verkauf wunderthätigen Steine in großem Maßstabe weiter.

Wir haben jedoch Unrecht, wenn wir von *Verkauf* sprechen. Nein, verkauft wurden die Steine nicht, sondern verschenkt. Die Heilige, welche ein Gelübde gethan, niemals gemünztes Geld anzurühren, nahm Kleidungsstücke Schmucksachen, mit einem Worte Geschenke aller Art, tiefster Demuth an.

Dieser kleine Handel, welcher in jedem anderen Lande als Neapel die angebliche Heilige vor das Zuchtpolizeigericht geführt hätte, war in Neapel blos ein Wunder mehr, weiter nichts.

Die Königin ward eine der eifrigsten Anhängerin der Steinheiligen. Sie schickte ihr Geschenke und schrieb sogar an sie – die Königin war überhaupt sehr sehr selig – um sie ihren Gebeten zu empfehlen, von welcher die Erfüllung ihrer Wünsche hoffte.

Man begreift, daß von dem Augenblick an, wo man die Königin in eigener Person, und zwar eine philosophische Königin, zu der Heiligen ihre Zuflucht nehmen sah, Zweifel, wenn es deren noch gab, schwanden oder wenigstens zu schwinden schienen.

Nur die Wissenschaft blieb ungläubig.

Nun ward die Wissenschaft, wir meinen die Wissenschaft der Medicin, zu jener Zeit durch jenen Dominico Cirillo repräsentiert, welchen wir im Palast der Königin Johanna während jener stürmischen Nacht gesehen, wo der Abgesandte Championnets mit so großer Mühe den Felsen erstieg, auf welchem jener Palast steht.

Dominico Cirillo, ein Mann des Fortschritts, welcher wünschte, daß sein Vaterland der Bewegung der Erde folge, woran es nicht theilzunehmen schien, erklärte, es sei eine Schmach für Neapel, daß es in dem Augenblick, wo so viele große Geister für die Aufklärung der Menschheit thätig waren, sich diese Komödie vorspielen lasse, die kaum würdig wäre, in der Nacht des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts aufgeführt zu werden.

Er suchte deshalb vor allen Dingen den Arzt auf, welcher mit der Heiligen im Einverständniß war, und versuchte ihm das Geständniß abzupressen, daß dem wirklich so sei.

Der Arzt versicherte, es handle sich hier in der That um ein Wunder.

Dominico Cirillo erbot sich, wenn er die Wahrheit sagen wollte, ihn persönlich für den Verlust zu entschädigen, welcher das Bekanntwerden der Wahrheit für ihn zur Folge haben würde.

Der Arzt beharrte bei seiner Behauptung.

Cirillo sah, daß er, anstatt eines Betrügers, deren zwei zu entlarven haben würde.

Er verschaffte sich mehrere der von der Heiligen ausgeworfenen Steine, untersuchte sie und

überzeugte sich, daß sie aus einfachen am Meeresstrande aufgelesenen Kieseln, aus verhärteter Kalkerde oder aus Bimssteinen bestand Keiner gehörte zur Gattung derjenigen, welche sich in so der Stein- oder Grieskrankheit in dem menschlichen Körper bilden können.

Der Gelehrte machte mit seinen Steinen in der Hand bei dem betreffenden Arzte einen abermaligen Versuch, Arzt blieb aber auch jetzt noch bei seiner Behauptung, das hier ein Wunder zu Grunde liege.

Cirillo sah ein, daß der Sache durch ein eclatantes öffentliches Verfahren ein Ende gemacht werden müsse.

Da sein Talent und seine Autorität in Sachen Medicin sämtliche Hospitäler gewissermaßen seiner Jurisdiction unterstellten, so erschien er eines schönen Morgens in Begleitung mehrerer anderer Aerzte und Chirurgen, er zu diesem Zwecke aufgefordert, plötzlich in dem großen Hospital, trat in das Zimmer der Heiligen und untersuchte ihr Product von der vergangenen Nacht.

Sie hatte vierzehn Steine zur Verfügung der Gläubigen zu stellen.

Cirillo ließ sie einschließen und zwei oder drei Tage lang bewachen. Sie fuhr fort ihrer Gewohnheit gemäß Steine zu Tage zu fördern.

Nur die Zahl der Steine variierte; alle aber waren von derselben Beschaffenheit wie die vorhin erwähnten.

Cirillo schärfte seinem Famulus, den er als Wächter bestellt, ein, die angebliche Heilige auf das Genaueste überwachen. Der Famulus bemerkte, daß die Heilige fortwährend die Hände in den Taschen hatte und damit Zeit zu Zeit nach dem Munde fuhr, als ob die Bonbons zu sich nähme.

Der Wächter zwang sie, die Hände außerhalb der Taschen zu halten, und hinderte sie, damit nach dem Munde zu fahren.

Die Heilige, welche sich nicht durch offenen Widerstand gegen ihren Wächter verrathen wollte, verlangte eine Prise Tabak und brachte, indem sie die Finger an die Nase hielt, gleichzeitig die hohle Hand an den Mund, bei welcher Gelegenheit es ihr gelang, drei oder vier Steine zu verschlucken.

Es waren dies freilich ihre letzten. Der junge Mann hatte den Kunstgriff bemerkt. Er hielt der Heiligen die Hände fest und ließ Frauen hereinkommen, welche auf seinen oder vielmehr auf Girillos Befehl die Heilige entkleideten.

Man fand an der inneren Seite ihres Hemdes einen Beutel angenäht, welcher fünfhundertundsechzehn kleine Steine enthielt.

Uebrigens trug sie um den Hals ein Amulet, welches man bis jetzt für ein Reliquienbehältniß gehalten, das aber, wie man nun fand, ebenfalls gegen sechshundert Steine enthielt.

Es ward über Alles dies ein Protokoll aufgenommen, und Cirillo brachte die Heilige unter der Anklage der Gaunerei vor das Tribunal der Zuchtpolizei. Das Tribunal verurtheilte sie zu drei Monaten Gefängniß.

In dem Zimmer der Heiligen fand man einen Koffer, welcher mit Silbergeschirr, Schmucksachen, Spitzen und anderen werthvollen Dingen angefüllt war. Mehrere dieser Gegenstände, und zwar die kostbarsten, hatte sie von der Königin erhalten, deren Briefe sie ebenfalls dem Gericht vorlegte.

Die Königin war wüthend, und dennoch hatte Prozeß solches Aufsehen gemacht, daß sie

dieses Weib in den Händen der Justiz zu entziehen wagte. Ihre Rache verfolgte nun Cirillo und dieser hatte diesem Vorfalle Behelligungen zu verdanken, welche aus ihm, dem Mann der Wissenschaft, einen Mann der Revolution machten.

Was die Heilige betraf, so mangelte es, trotz von Cirillo aufgenommenen Protokolls, trotz des gerichtlichen Urtheilsspruches, welcher sie für schuldig erklärte, Neapel nicht an gläubigen Herzen, welche fortführen Geschenke zu schicken und sich ihrem Gebete zu empfehlen.

Das zweite Beispiel von Aberglauben, welches in Bezug auf die Königin erzählen wollen, ist folgendes:

Gegen das Jahr 1777, das heißt zur Zeit der Geburt desselben Prinzen Francesco, welchen wir zuerst der Galeere Capitane gesehen, als er schon zum Manne herangereift war, und von welchem später als dem Gönner des Chevalier San Felice die Rede gewesen ist, gab in Neapel einen Franciscanermönch, der achtzig Jahre und dem es gelungen war, in den Ruf der Heiligkeit kommen – einen Ruf, der von seinem Kloster, welches davon großen Nutzen hatte, immer weiter verbreitet ward.

Die Mönche, eine Collegen, erzählten überall, das Käppchen, welches der alte Mann gewöhnlich trüge vom Himmel die Kraft verliehen erhalten hätte, die Wehen der Gebärenden zu erleichtern, so daß man sich förmlich dieses Käppchen riß, welches die Mönche, wie man denken kann, nur gegen ein Geschenk hergaben.

Die Frauen, welche in Folge der Anwendung des Käppchens eine leichte Niederkunft gehabt, schriean das Wunder laut aus und befestigten auf diese Weise den Ruf des wunderthätigen Käppchens.

Die, welche eine schwere Niederkunft hatten oder sogar daran starben, wurden beschuldigt, keinen Glauben gehabt zu haben, und das Käppchen erhielt sich deswegen in unvermindertem Ansehen.

Caroline bewies in den letzten Tagen ihrer Schwangerschaft, daß sie zunächst Weib und dann erst Königin und Philosophin war. Sie ließ sich das wunderthätige Käppchen holen und versprach, für jeden Tag, den sie es behalten würde, dem Kloster hundert Ducaten zu schicken.

Sie behielt es fünf Tage, zur großen Freude der Mönche, aber zur großen Verzweiflung anderer im Gebären begriffener Frauen, welche allen Gefahren eines solchen Zustandes ausgesetzt waren, ohne sich des Beistandes des wunderthätigen Käppchens theilhaftig machen zu können.

Wir können nicht sagen, ob das Käppchen des Franciscaners der Königin Glück brachte, ganz gewiß aber brachte es Neapel kein Glück, denn falsch und feig als Prinz war Franz auch falsch und feig als König.

Die Manie, die Gelehrte zu spielen, welche Carolinen eben so eigen war wie ihren Brüdern Joseph und Leopold, war so stark, daß als der junge Prinz Carl, der Thronerbe, welcher im Jahre 1775 geboren war und dessen Geburt seiner Mutter die Thür des Cabinetsraths geöffnet, im Jahre 1778 erkrankte und die berühmtesten Aerzte zu einem Beistand herbeigerufen wurden, Caroline nicht mit der Angst und Unruhe einer Mutter, sondern mit der Dreistigkeit eines Professors sich in alle Consultationen mischte, ihn Rathschläge ertheilte und auf die Behandlung der Krankheit Einfluß zu äußern suchte.

Ferdinand, welcher sich damit begnügte, Vater zu sei und – diese Gerechtigkeit müssen wir ihm widerfahren lassen – außer sich vor Schmerz war, den präsumtive Thronerben einem sichern

Tod entgegengehen zu sehen konnte eines Tages eine kalte Dissertation der Königin über die Ursachen der Gicht, während ihr Kind an den Blatter darniederlag, nicht länger mit anhören. Als er sah, daß trotz seiner wiederholten Winke, die ihr Schweigen geboten immer noch fortfuhr zu sprechen, stand er auf, faßte sie bei der Hand und sagte:

»Aber begreifst Du denn nicht, daß es nicht genügt König zu sein, um die Heilkunde zu verstehen, sondern da diese auch erst gelernt werden muß? Ich bin ein Esel, da weiß ich recht wohl, aber ich begnüge mich auch, zu schweigen und zu weinen. Mache es wie ich oder geh' deine Wege.«

Da sie trotzdem ihre Theorie immer noch weiter auseinandersetzen wollte, schob er sie auf etwas heftigere Weise, als woran sie gewöhnt war, nach der Thür und beschleunigte ihr Hinausgehen durch eine Bewegung mit dem Fuß die man eher von einem Lazzarone erwartet, als von einem König.

Der junge Prinz starb zur großen Verzweiflung seines Vaters. Was Caroline betraf, so benützte sie sich, um ihn zu trösten, die Worte der Spartanerin zu citieren, welche den armen König noch niemals gehört und deren erhabenen Stoicismus er nicht zu würdigen wußte:

»Als ich ihn zur Welt gebar, wußte ich, daß er bestimmt sei, einmal zu sterben.«

Man begreift, daß zwei Individuen von so entgegengesetzten Charakteren nicht in gutem Einvernehmen miteinander bleiben konnten. Obschon daher zwischen Ferdinand und Caroline nicht dieselben Ursachen in Bezug auf Unfruchtbarkeit vorhanden waren, wie zwischen Ludwig dem Sechzehnten und Marie Antoinette, so glänzte doch der Anfang ihrer später an Kindern so gesegneten Ehe nicht durch Fruchtbarkeit.

Ein Blick auf die von Pozzo verfaßte Genealogie dieses Regentenhauses zeigt uns, daß das erstgeborene Kind Ferdinands und Carolinens die junge Prinzessin Marie Theresia war, welche im Jahre 1772 geboren, 1790 Erzherzogin, 1792 Kaiserin ward und 1803 starb.

Es waren sonach vier Jahre vergangen, ohne daß die Verbindung Früchte getragen hätte. Allerdings holte von diesem Augenblick an die Zukunft das, was die Vergangenheit versäumt, wieder ein.

Dreizehn Prinzen und Prinzessinnen bezeugten, daß die Annäherungen der beiden Gatten beinahe ebenso häufig waren, als ihre Zwistigkeiten.

Es ist daher wahrscheinlich, daß, wenn auch ein instinctartiges Gefühl von Widerwillen die Königin anfangs von ihrem Gemahl entfernte, doch politische Berechnung sie ihm bald wieder näherte. Eine junge, schöne, feurige Frau, wie die Königin war, besaß von dem Augenblick an, wo sie das Temperament ihres Gatten studiert, stets ein Mittel, um ihn zu bewegen, das zu thun, was sie wollte.

Ferdinand konnte selbst einer Maitresse nie etwas abschlagen, wie viel weniger seiner Frau, und was für einer Frau – das heißt einer der verführerischsten, die es jemals gegeben.

Das, was anfangs ganz besonders beigetragen hatte, diese feine, gefühlvolle Natur von jener grobsinnlichen und gemeinen zu entfernen, war Ferdinands Vorliebe für die Manieren eines Lazzarone.

So ließ er sich zum Beispiel jedesmal, wo er im Theater San Carlo die Oper anhörte, in seiner Loge ein Souper auftragen. Dieses mehr nahrhafte als delicat Souper wäre ohne Schüssel nationale Maccaroni unvollständig gewesen. Dennoch aber waren es weniger die Maccaroni an und für sich, was der König schätzte, als vielmehr der volkstümliche Triumph, den eine Art, sie

zu speisen, ihm bereitete.

Die Lazzaroni entwickeln nämlich beim Verschlucken dieses Gerichts eine ganz besondere Handfertigkeit, welche sie der Verachtung verdanken, welche sie gegen den Gebrauch der Gabel hegen. Nun aber ermangelte Ferdinand, der in jeder Beziehung etwas darin suchte, der König der Lazzaroni zu sein, niemals, seine Schüssel vom Tische zu nehmen, damit an die Brüstung der Loge zu treten, und unter dem lauten Beifallruf des Parterre seine Maccaroni nach Art Polichinell's, des Schutzpatrons der Maccaroniesser, zu verzehren.

Eines Tages, als er dieses Kunststück in Gegenwart der Königin ausgeführt und mit Beifall überschüttet worden, konnte die Königin sich nicht mehr beherrschen. Sie erhob sich und verließ die Loge, indem sie zugleich ihre bei den Damen, die San Marco und die San Clemente, durch einen Wink aufforderte, ihr zu folgen.

Als der König sich umdrehte, fand er die Loge leer.

Dennoch aber erzählt die Geschichte von einem Vergnügen dieser Art, welches Caroline theilte. Damals aber liebte sie noch mit ihrer ersten Liebe und war eben so schüchtern, wie sie später keck ward. Sie hatte in der Maskerade mit entblößtem Gesichte, welche wir sogleich erzählen werden, ein Mittel gefunden, sich dem schönen Fürsten Caramanico zu nähern, welchen wir so frühzeitig in Palermo sterben sahen.

Der König hatte ein Regiment errichtet, welches er oft zu seinem Vergnügen manövrieren ließ und seine Liparoti nannte, weil die Soldaten, aus welchen es zusammengesetzt war, fast sämmtlich von den liparischen Inseln stammten.

Wir haben bereits früher erwähnt, daß Caramanico als Capitän in diesem Regiment diente, dessen Oberst der König selbst war.

Eines Tages befahl der König eine große Revue seines privilegierten Regimentes in der Ebene von Portici, am Fuße des Vesuves, dieser ewigen Vernichtung und Todesdrohung.

Man schlug prachtvolle Zelte auf, unter welche man aus dem königlichen Schloß Weine aller Länder und Eßwaaren aller Gattungen transportierte.

Eines dieser Zelte ward von dem König eingenommen, der das Costüm eines Schenkwirthes, das heißt eine kurze Jacke und Beinkleider von weißer Leinwand, trug. Auf dem Kopf trug er die traditionelle baumwollene Mütze und um die Lenden einen Gürtel von rother Seide, worin anstatt des Degens, womit Vatel sich die Kehle abschnitt, ein ungeheures Küchenmesser stak.

Nie hatte der König sich behaglicher gefühlt als in diesem Costüm, und er hätte es gern sein ganzes Leben lang beibehalten.

Zehn bis zwölf Kellner, die eben so gekleidet waren wie er, hielten sich bereit, den Befehlen ihres Herrn zu gehorchen und Officiere zu bedienen. Es waren dies die ersten Cavaliere des Hofes, die Aristokratie des goldenen Buchs von Neapel.

Das andere Zelt war für die Königin bestimmt. Diese trug wie eine Gastwirthin in der komischen Oper einen Rock von himmelblauer Seide, ein schwarzes, mit Gold gesticktes Mieder und eine rothe silbergestickte Schürze. Halsband, Ohrringe, Armbänder, Alles bestand gleichförmig aus rosenfarbenen Korallen. Busen und Arme waren halb entblößt, und ihr Haar ohne Puder, das heißt in einer ganzen üppigen Fülle und mit dem Glanz einer goldenen Garbe, ward wie eine ihren Damm durchbrechen wollende Cascade durch ein himmelblaues Netz zurückgehalten.

Ein Dutzend junger Hofdamen, die ihrerseits mit aller Eleganz und dem Raffinement gekleidet

waren, welches ihre angeborenen Reize hervorzuheben geeignet war, bildeten eine fliegende Escadron, welche die der Königin Katharina von Medicis um nichts zu beneiden hatte.

Mitten unter dieser Maskerade mit entblößtem Gesicht trug aber, wie wir schon angedeutet, nur die Liebe eine Maske. Indem Caroline zwischen den Tischen hin und herging, welche sie mit ihrem Kleide streifte, wodurch sie ihren bewunderungswürdig geformten Fuß sichtbar machte, hatte ein junger Capitän nur Blicke für sie und hob das Bouquet, welches sie, indem sie ihm zu trinken einschenkte, von ihrer Brust verlor, auf, um es an sein Herz zu drücken.

Ach, eines dieser beiden Herzen, welche so feurig bei dem Hauche einer und derselben Liebe schlugen, war schon erloschen. Das andere schlug noch, aber erfüllt von Gefühlen des Hasses und der Rache.

Etwas Aehnliches geschah zehn Jahre später in Petit-Trianon und eine ähnliche Komödie, bei welcher allerdings der plumpen rohen Soldateska keine Betheiligung gestattet war, ward von dem König und der Königin von Frankreich aufgeführt.

Der König war der Müller, die Königin die Müllerin und der Mühlknappe, welcher Dillon oder Coigny hieß, gab an Eleganz, an Schönheit und selbst an Adel dem Fürsten Caramanico nichts nach.

Wie dem auch sein mochte, so wußte das lebhaftes Temperament des Königs sich nur schwer in die ehelichen Launen Carolinens zu fügen und er bot die Liebe, welche seine Gattin verschmähte, andern Frauen an.

Dabei aber besaß er eine solche Schwäche für die Königin, daß er zu gewissen Stunden nicht einmal das Geheimniß der Treulosigkeiten bewahren konnte, deren er sich gegen sie schuldig machte.

Dann heuchelte, nicht aus Eifersucht, sondern damit nicht eine Nebenbuhlerin ihr den Einfluß rauben möchte, nach welchem sie trachtete, die Königin ein Gefühl, welches sie nicht empfand, und ließ zuletzt die Dame, deren Name ihr Gemahl ihr mitgetheilt, in die Verbannung schicken.

Es begegnete dies beispielsweise der Herzogin von Luciano, welche der König seiner Gemahlin selbst denunciirt hatte und welche diese auf ihre Güter verweisen ließ. Entrüstet über die Schwäche ihres königlichen Liebhabers, verkleidete die Herzogin sich als Mann, lauerte dem König auf einem seiner Gänge auf und überhäufte ihn mit Vorwürfen.

Der König sah ein Unrecht an, fiel vor der Herzogin auf die Knie nieder und bat sie tausendmal um Verzeihung. Deshalb war sie aber dennoch genöthigt, Neapel zu verlassen und sich auf ihre Güter zurückzuziehen, von welchen der König sie erst nach Verlauf von sieben Jahren zurückrufen ließ.

Ein entgegengesetztes Verhalten hatte für die Herzogin von Cassano Serra eine ähnliche Strafe zur Folge.

Vergebens hatte der König ihr den Hof gemacht. Sie hatte ihm hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt.

Der König, der in Bezug auf seine Niederlagen eben so indiscret war als hinsichtlich seiner Triumphe, gestand der Königin, was der Grund seiner üblen Laune sei.

Caroline, für welche eine zu strenge Tugend ein lebendiger Vorwurf war, ließ die Herzogin von Cassano Serra wegen ihres Widerstandes eben so verbannen, wie sie die Herzogin von Luciano um ihrer Schwäche hatte verbannen lassen.

Auch diesmal ließ der König die gewähren.

Allerdings riß ihm zuweilen die Geduld.

Eines Tages hielt sich die Königin, da sie sich zufällig nicht an eine Favoritin halten können, an einen Favoriten. Es war dies der Herzog von Altavilla, gegen welchen sie Grund zur Klage zu haben glaubte. Da die Königin in ihren Anwandlungen von Zorn leicht die Herrschaft über sich selbst verlor, und sich dann in den beleidigendsten Ausdrücken erging, so vergaß sie sich so weit, dem Herzog zu sagen, er erkaufe sich die Gunst des Königs durch Gefälligkeiten, die eines Mannes von Ehre nicht würdig wären.

Der in seiner Würde sich verletzt fühlende Herzog von Altavilla begab sich sofort zu dem König, erzählte ihm, was geschehen, und bat ihn um die Erlaubniß, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Der König ging, im höchsten Grade aufgebracht, sofort selbst zur Königin, und da sie, anstatt ihn zu beschwichtigen, ihn durch herbe Antworten noch mehr reizte, so verabreichte er ihr, obschon die Marie Theresiens Tochter und obschon er König war, eine Ohrfeige, welche, wenn sie von der Hand eines Fuhrmanns gekommen wäre, auf der Wange der Tochter eines Lastträgers nicht besser schallen gekonnt hätte.

Die Königin entfernte sich sofort, riegelte sich in ihre Gemächer ein und schmollte, schrie und weinte.

Diesmal blieb aber Ferdinand fest. Die Königin war es, welche zuerst wiederkommen und sogar den Herzog von Altavilla selbst bitten mußte, sie mit ihrem königlichen Gemahl wieder auszusöhnen.

Wir haben bereits erwähnt, welche Wirkung die französische Revolution auf Ferdinand geäußert hatte; man begreift, daß diese Wirkung bei Caroline eine noch weit schrecklichere sein mußte.

Bei Ferdinand war es ein vollkommen egoistisches Gefühl, ein Zurückkommen auf seine eigene Lage und ziemlich große Gleichgültigkeit in Bezug auf das Schicksal Ludwigs des Sechzehnten und Marie Antoinettens, die er nicht kannte, und die Furcht, daß ihm ein ähnliches Schicksal ereilen könne.

Bei Caroline war es vor allen Dingen der Schmerz einer ins Herz getroffenen Familie. Sie, die mit trockenem Auge ihr Kind sterben sah, betete ihre Mutter, ihre Brüder ihre Schwester an. Es war der tödtlich verwundete königliche Stolz, der aber weniger durch den Tod selbst durch die Schmach dieses Todes verletzt worden.

Es war der glühendste Haß gegen dieses verhaßte französische Volk, welches nicht blos die Könige, sondern auch das Königthum so zu behandeln wagte, und sie that einen Racheschwur gegen Frankreich, der nicht minder unversöhnlich war, als der des jungen Hannibal gegen Rom.

Als sie innerhalb eines Zeitraumes von acht Monaten die Nachrichten von dem Tode Ludwigs des Sechzehnten und seiner Gemahlin Maria Antoinette erhielt, verlor sie vor Wuth fast den Verstand.

Sie sah überall Mirabeau's, Dantons und Robespierres. Man konnte in ihrer Gegenwart nicht von Liebe und Treue ihrer Unterthanen sprechen, ohne Gefahr zu laufen, bei ihr in Ungnade zu fallen.

Ihr Haß gegen Frankreich ließ sie in ihren eignen Staaten eine republikanische Partei sehen, welche weit entfernt war darin zu existieren, die sie aber endlich durch ihre unablässigen Verfolgungen selbst hervorrief.

Ein Jacobiner war in ihren Augen Jeder, dessen persönlicher Werth das gewöhnliche Maß

überstieg, jeder Unvorsichtige, der eine Pariser Zeitung las, jeder Stutzer, welcher die französische Mode nachahmte, und besonders Jeder, der kurzes Haar trug.

Die reinsten und edelsten Bestrebungen für den socialen Fortschritt wurden als Verbrechen betrachtet, die nur durch den Tod oder lebenslängliche Gefangenschaft gesühnt werden könnten.

Nachdem Emanuele de Deo, Vitagliano und Cagliani, drei Knaben, welche zusammen kaum fünfundsechzig Jahre zählten, grausam auf dem Schloßplatz hingerichtet worden, wurden Männer wie Pagano, Conforti und Cirillo eingekerkert.

Der Argwohn der Königin verstieg sich bis unter die höchste Aristokratie; der Fürst Colonna, ein Caracciolo, ein Riario und endlich jener Graf von Ruvo, den wir mit Cirillo unter der Zahl der Verschwörer im Palaste der Königin Johanna figurieren gesehen, wurden ohne irgend welchen Beweggrund festgenommen, nach dem Castell San Elmo geführt und dem Kerkermeister zur schärfsten Bewachung übergeben.

Der König und die Königin, die sonst in allen Dingen so wenig harmonierten, stimmten dennoch von diesem Augenblicke an in einem Punkte, ihrem Hasse gegen die Franzosen, vollkommen überein.

Nur war der Haß des Königs träger Art und würde sich damit begnügt haben, die ferne von sich zu halten, während Carolinens Haß thätig war, und nicht blos das Fernhalten der Franzosen, sondern auch ihre Vernichtung verlangte.

Ihr stolzer Charakter hatte die sorglose Gemüthsart Ferdinands schon längst unter ihren Willen gebeugt. Zuweilen empörte er sich allerdings dagegen, wenn ein gesunder Menschenverstand ihm zeigte, daß man ihn verleite, von dem geraden Wege abzuweichen. Mit der Zeit, Geduld und Beharrlichkeit aber erreichte die Königin das Ziel, welches sie sich einmal gesteckt.

So hatte sie in der Hoffnung, an irgend einer Coalition gegen Frankreich Theil zu nehmen, oder diesem auf eigene Faust den Krieg erklären zu können, durch Acton's Vermittlung, beinahe ohne Vorwissen ihres Gemahls, Armee von siebzigtausend Mann ausgehoben und organisiert, eine Flotte von hundert größeren und kleineren Schiffen gerüstet, ein bedeutendes Material zusammengebracht und mit Einem Worte alle Dispositionen getroffen, damit Befehl des Königs der Krieg jeden beliebigen Tag beginnen könne.

Sie war noch weiter gegangen. Da sie die Unfähigkeit der neapolitanischen Generale, welche noch niemals Armee im offenen Felde commandiert, recht wohl kannte und wußte, daß die Soldaten nur geringes Vertrauen zu ihnen haben würden, so hatte sie ihren Neffen, den Kaiser Oesterreich, um einen seiner Generale, den Baron Mack ersucht, welcher für den ersten Strategen seiner Zeit galt.

Der Kaiser hatte ihre Bitte gewährt und man erwartete nun mit jedem Augenblicke die Ankunft dieser wicht Persönlichkeit, eine Ankunft, von welcher nur die Königin und Acton unterrichtet waren, während der König nicht Mindeste davon wußte.

Während dieser Zeit geschah es, daß Acton, welcher sich Meister der Situation fühlte, und in der ganzen Welt nur einen einzigen Mann kannte, der ihn stürzen und an seine Stelle setzen konnte, den Entschluß faßte, sich des Mannes, dessen Entfernung ihm nicht mehr genügte, vollständig zu entledigen.

Eines Tages erfuhr man in Neapel, daß der Fürst Caramanico, Vicekönig von Sicilien, krank, den nächstfolgenden, daß er dem Tode nahe, den dritten, daß er gestorben sei.

Keinem Herzen vielleicht bereitete dieser Tod eine so furchtbare Erschütterung, wie dem

Carolinens. Jene Liebe, die erste von allen, war durch die Trennung nur um so größer geworden und konnte nur durch den Tod ausgerottet werden. Keine der Fibern, deren sie sich bemächtigt, ward bei diesem schmerzlichen Kampfe verschont und die Qual war um so größer, als sie dieselbe den neugierigen Blicken, welche sie umgaben, verbergen mußte.

Sie schützte Unwohlsein vor, schloß sich in das entlegenste ihrer Gemächer ein, wälzte sich auf dem Fußboden, zerraupte sich das Haar, stöhnte wie ein verwundeter Panther, lästerte den Himmel, verwünschte den König, ihre Krone, den Anbeter, den sie nicht geliebt und der ihr den einzigen Mann tödtete, den sie je liebte. Sie fluchte sich selbst und mehr als Allem, dem Volke, welches diesen Tod auf den Gassen ausschreiend, sie anklagte, ihrem Mitschuldigen, Acton, dieses Menschenopfer gebracht zu haben.

Endlich nahm sie sich vor, alle diese in ihr Herz und Blut getretene Galle gegen Frankreich und die Franzosen zu kehren.

Während dieser qualvollen Stunden durfte nur eine einzige Person, die Vertraute aller ihrer Geheimnisse und welche sie zur Verbündeten ihres Hasses zu machen gedachte, bis zu ihr gelangen.

Es war dies ihre Favoritin, Emma Lyonna.

Die zwei Jahre, welche seit jenem Todesfalle, dem größten Schmerze vielleicht in Carolinens ganzem Leben, verflossen waren, hatten vielleicht die Maske von Gleichgültigkeit, welche sie auf ihrem Gesichte trug, undurchdringlicher gemacht, aber die Wunden, welche im Inneren bluteten, keineswegs vernarben lassen.

Allerdings hatte die Entfernung Bonapartes, der jetzt abgeschnitten in Egypten stand, die Ankunft des Siegers von Abukir mit seiner ganzen Flotte in Neapel, die Gewißheit, daß sie durch jene Circe, Lyonna, Nelson zum Verbündeten ihres Hasses und Mitschuldigen ihrer Rache machen würde, ihr eine jener bitteren Freuden bereitet, welche die einzigen sind, welche es den traurigen Herzen, den verzweifelten Seelen vergönnt ist zu fühlen.

In dieser Stimmung hatte der Auftritt, welcher am Abend vorher im Palast der englischen Gesandtschaft stattgefunden, das heißt die Drohung des französischen Gesandten und seine Kriegserklärung, weit entfernt die unversöhnliche Feindin der Franzosen geschreckt zu haben, im Gegentheil ihr Ohr wie der so lange und so ungeduldig erwartete Schlag der ersehnten Stunde berührt.

Anders war es mit dem König, auf welchen jener Auftritt einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht, in Folge dessen er eine sehr schlechte Nacht zugebracht.

Als er in sein Zimmer zurückkam, hatte er daher auch befohlen, daß für ihn den nächstfolgenden Tag zu seiner Zerstreung eine Schweinsjagd in dem Forste von Asproni veranstaltet werde.



Siebentes Capitel.

Das erleuchtete Zimmer.

Es war ziemlich zwei Uhr Morgens, als der König und die Königin das Hotel der englischen Gesandtschaft verließen und nach dem Palast zurückkehrten.

Der König, der, wie wir eben gesagt, noch sehr mit dem stattgehabten Auftritt beschäftigt war, schlug sofort den Weg nach feinem Zimmer ein und die Königin, welche ihn selten einlud, ihr in das ihrige zu folgen, setzte dieser eiligen Entfernung kein Hinderniß entgegen, sondern schien ebenfalls sich so schnell als möglich auf ihr Zimmer begeben zu wollen.

Der König verhehlte sich den Ernst der Situation durchaus nicht. Nun gab es einen Mann, welchen er unter ernsten Umständen stets mit einem gewissen Vertrauen zu Rathe zog, weil er dies selten gethan, ohne auch wirklich einen guten Rath von ihm erhalten zu haben. Die Folge hiervon war, daß er diesem Manne einen wirklichen Vorzug vor dem ganzen Schwarm der Höflinge, die ihn umgaben, zugestand.

Dieser Mann war der Cardinal Fabricio Ruffo, den wir unsern Lesern gezeigt, als er dem Erzbischof von Neapel bei der Feierlichkeit assistierte, welche zu Ehren der Ankunft Nelsons in der Kathedrale von Neapel stattfand.

Ruffo war mit bei dem von Sir William Hamilton dem Sieger von Abukir gegebenen Souper gewesen. Es hatte daher Alles gesehen und Alles gehört und beim Aufbruch hatte der König ihm nur die Worte zu jage gebraucht:

»Ich erwarte Sie diese Nacht im Palast.«

Ruffo hatte sich verneigt und damit zu verstehen gegeben, daß er Seiner Majestät zu Befehl stünde. In der That befand sich der König seit kaum er zehn Minuten in seinem Zimmer und hatte eben dem diensthabenden Kammerherrn gesagt, daß er den Cardinal er warte, als man ihm auch schon meldete, der Cardinal sei da und lasse fragen, ob es dem König beliebe, ihn zu empfangen.

»Er soll hereinkommen, rief Ferdinand so laut, da der Cardinal es hörte, »freilich beliebt es mir, ihn zu empfangen.«

Der auf diese Weise aufgeforderte Cardinal erwartet nicht erst den Ruf des Thürstehers, sondern entsprach der dringenden Ruf des Königs durch sofortiges persönliche Erscheinen.

»Nun, Eminentissime, was sagen Sie zu dem, was soeben geschehen?« fragte der König, indem er sich in eine Sessel warf und den Cardinal durch eine Geberde einlud sich ebenfalls zu setzen.

Der Cardinal, welcher wußte, daß die größte Ehrerbietung, welche man den Königen erweisen kann, darin besteht, daß man ihnen, sobald sie befohlen haben, sofort gehorcht, weil jede Einladung von ihrer Seite ein Befehl ist nahm einen Stuhl und setzte sich.

»Ich sage, daß dies eine sehr ernste Angelegenheit ist, entgegnete der Cardinal. »Glücklicherweise haben Euer Majestät sich dieselbe um der Ehre Englands willen zugezogen und die Ehre Englands verlangt daher, Sie zu unterstützen.«

»Was denken Sie, im Grunde genommen, von diesem Bulldog, diesem Nelson? Seien Sie aufrichtig, Cardinal.«

»Euer Majestät sind so gütig gegen mich, daß ich gegen Sie stets offen bin.«

»Nun, so sprechen Sie.«

»Was Muth betrifft, so ist er ein Löwe, was militärischen Instinct betrifft, so ist er ein Genie, was aber Geist betrifft, so ist er glücklicherweise ein ganz mittelmäßiger Mensch.«

»Glücklicherweise, sagen Sie?«

»Ja, Sire.«

»Und warum glücklicherweise?«

»Weil man ihn mit zwei Lockspeisen führen kann, wohin man will.«

»Und welche sind diese?«

»Die Liebe und der Ehrgeiz. Die Liebe ist die Sache der Lady Hamilton, der Ehrgeiz ist die Ihrige, Sire. Seine Geburt ist eine gemeine, seine Erziehung so gut wie keine. Er hat eine Rangstufen erstiegen, ohne den Fuß in ein Vorzimmer zu setzen und indem er ein Auge in Calvi, einen Arm auf Teneriffa und die Haut einer Stirn bei Abukir gelassen. Behandeln Sie diesen Menschen wie einen vornehmen Herrn. Sie werden ihn berauschen und wenn er einmal berauscht ist, so können Sie mit ihm machen, was Sie wollen. Ist man der Lady Hamilton sicher?«

»Die Königin ist ihrer sicher, wie sie sagt.«

»Nun dann brauchen Sie nichts weiter. Durch diese Frau werden Sie Alles erlangen. Sie wird Ihnen gleichzeitig den Gatten und den Liebhaber geben; beide sind in sie vernarrt.«

»Ich fürchte nur, daß sie die Spröde spiele.«

»Emma Lyonna sollte die Spröde spielen? Ruffo mit dem Ausdruck der tiefster Verachtung. »Da wohl nicht Ihr Ernst, Sire?«

»Ich sage nicht, daß sie spröde sei, sondern daß die Spröde spielen werde.«

»Und warum sollte sie das?«

»Er ist eben kein sonderlich schöner Mann, dieser Nelson, mit seinem einen Arme, seinem einen Auge und je zerfetzten Stirn. Wenn es so viel kostet, ein Held zu sein will ich lieber bleiben, was ich bin.«

»Mein Himmel, die Frauen haben sehr eigenthümliche Ideen und übrigens liebt Lady Hamilton die Königin auf so wunderbare Weise. Was sie nicht aus Liebe thut wird sie aus Freundschaft thun.«

»So, so,« sagte der König in dem Tone eines Menschen, welcher die Lösung einer schwierigen Angelegen der Vorsehung anheimstellt.

Dann fuhr er zu Ruffo gewendet fort:

»Haben Sie mir in dieser Sache keinen guten Rat zu geben?«

»Allerdings. Den einzigen, welcher überhaupt angemessen ist.«

»Und dieser wäre?« fragte der König.

»Euer Majestät haben einen Allianzvertrag mit Ihrem Neffen, dem Kaiser von Oesterreich, geschlossen.«

»Ich habe dergleichen Verträge mit aller Welt geschlossen und dies ist es eben, was mich in Verlegenheit setzt.«

»Aber, Sire, Sie sollen doch eine gewisse Anzahl Soldaten zu der bevorstehenden Coalition stellen.«

»Ja, dreißigtausend.«

»Und Sie sollen ihre Bewegungen mit denen Oesterreichs und Rußlands combinieren.«

»So ist es besprochen.«

»Wohlan, wie dringend man Sie auch auffordern möge, Sire, so warten Sie, ehe Sie den Feldzug beginnen, bis die Oesterreicher und Russen ihn erst selbst begonnen haben.«

»Das ist allerdings meine Absicht. Sie können sich denken, Eminenz, daß ich mir nicht das Vergnügen machen werde, den Krieg ganz allein gegen die Franzosen zu führen. Aber –«

»Was wollen Sie sagen, Sire?«

»Wenn Frankreich die Coalition nun nicht abwartet? Den Krieg hat es mir schon erklärt, wenn es nun denselben wirklich gegen mich beginnt?«

»Nach dem, was man mir aus Rom berichtet, glaube ich Ihnen versichern zu können, Sire, daß die Franzosen jetzt nicht im Stande sind, einen Krieg gegen Sie zu beginnen.«

»So, so. Nun, dies beruhigt mich ein wenig.«

»Wenn Euer Majestät mir erlauben wollte – «

»Was denn?«

»Ihnen einen zweiten Rath zu ertheilen.«

»Jawohl, versteht sich.«

»Euer Majestät hatte *blos einen* von mir verlangt. Allerdings ist der zweite die Folge des ersten.«

»Sprechen Sie, sprechen Sie.«

»Wohlan, an Ihrer Stelle, Sire, würde ich eigenhändig an meinen Neffen, den Kaiser, schreiben, um von ihm, nicht officiell, sondern vertraulich, zu erfahren, wann er den Feldzug zu beginnen gedenkt, und nachdem ich dies wüßte, würde ich meine Bewegungen, nach den einigen regeln.«

»Sie haben Recht, Eminentissime, und ich werde sofort an ihn schreiben.«

»Haben Sie einen sichern Mann, mit welchem Sie den Brief absenden können, Sire?«

»Ich habe meinen Courier Ferrari.«

»Aber sicher, sicher, sicher?«

»Mein lieber Cardinal, Sie verlangen einen dreimal sichern Mann, während es doch schwierig ist, einen zu finden, der es nur einmal sei.«

»Nun, und wie steht es mit diesem?«

»Ich halte ihn für sicherer als die Andern.«

»Hat er Ihnen schon Beweise seiner Treue gegeben?«

»Hundert.«

»Wo ist er?«

»Wo er ist? Nun, natürlich hier. Er schläft gestiefelt und gespornt in einem meiner Vorzimmer, um zu jeder beliebigen Stunde des Tages oder der Nacht bereit zu sein, auf den ersten Befehl zu Pferde zu steigen.«

»Erst müssen wir schreiben, dann wollen wir ihn suchen.«

»Schreiben, das ist leicht gesagt, Eminenz. Wo zum Teufel soll ich zu dieser Stunde Tinte, Papier und Feder finden?«

»Das Evangelium sagt: »Quaere et invenies.«

»Was heißt das? Lateinisch verstehe ich nicht, Eminenz.«

»Suchet, so werdet ihr finden.«

Der König ging an seinen Secretär, öffnete alle Schubfächer eins nach dem andern, fand aber nichts von dem, was er suchte.

»Das Evangelium lügt,« sagt er.

Und ganz zerknirscht sank er wieder in seinen Sessel.

»Was wollen Sie, Cardinal!« setzte er mit einem Seufzer hinzu, »das Schreiben ist mir zuwider.«

»Aber dennoch sind Sie entschlossen, Sire, sich heute Nacht noch diese Mühe zu machen.«

»Allerdings, aber Sie sehen selbst, daß ich keine Schreibmaterialien habe. Ich müßte alle meine Leute wecken und übrigens können Sie sich denken, lieber Freund, wenn der König nicht schreibt, so hat Niemand Federn, Tinte oder Papier. O, ich brauchte nur die Königin darum bitten zu lassen. Diese hat Alles, sie ist eine famose Schreiberin. Erführe man aber, daß ich geschrieben hätte, so würde man glauben, der Staat sei in Gefahr, was auch übrigens ganz wahr ist. Der König hat geschrieben. An wen? Warum? Es wäre dies ein Ereigniß, welches den ganzen Palast in Aufruhr versetzte.«

»Nun denn, Sire, muß ich wohl finden, was Sie vergeblich suchen.«

»Und wo wollen Sie es denn suchen?«

Der Cardinal verneigte sich gegen den König, ging hinaus und kam eine Minute später mit Papier, Tinte und Federn zurück.

Der König betrachtete ihn mit dem Ausdrücke der Bewunderung.

»Wo zum Teufel haben Sie das her, Eminenz?« fragte er.

»Ich habe es mir ganz einfach von Ihren Leuten geben lassen.«

»Wie, also trotz meines Verbots haben diese Halunken Papier, Tinte und Federn?«

»Sie müssen dies wohl haben, um die Namen derjenigen aufschreiben zu können, welche eine Audienz bei Ihnen begehren, Sire.«

»Aber ich habe ja niemals etwas davon gesehen.«

»Weil man Alles in einem Schranke versteckt hielt. Ich habe den Schrank entdeckt und hier ist nun Alles, was Sie brauchen, Majestät.«

»In der That, Sie sind ein Mann, der sich zu helfen weiß! Jetzt, Eminentissime,« fuhr der König in kläglichem Tone fort, »sagen Sie mir, ist es wirklich nothwendig, daß dieser Brief von meiner eigenen Hand geschrieben sei?«

»Jedenfalls wird dies am besten sein; die Sache hat dann einen vertraulichen Anstrich.«

»Nun, dann dictiren Sie mir.«

»O, Sire!«

»Dictiren Sie mir, sage ich, denn sonst bringe ich zwei Stunden zu, ehe ich mit einer halben Seite fertig bin. Ach, ich hoffe nur, daß San Nicandro nicht bloß zeitlich, sondern auch in alle Ewigkeit verdammt ist, weil er einen solchen Esel aus mir gemacht hat.«

Der Cardinal tauchte eine frisch geschnittene Feder in das Tintenfaß und reichte sie dem König.

»Nun, so schreiben Sie, Sire.«

»Dictiren Sie, Cardinal.«

»Da Ew. Majestät es befehlen, sagte Ruffo, sich verneigend.

Und er dictirte:

»Vielgeliebter Bruder, Cousin und Neffe, Bundesgeosse und Conföderierter!

»Ich muß Sie ohne Verzug von dem in Kenntniß setzen, was gestern Abend im Palaste des Gesandten von England geschehen. Lord Nelson hat auf der Rückkehr von Abukir in Neapel frischen Proviand eingenommen; Sir William Hamilton gab ihm ein Fest und der Bürger Garat, Gesandter der französischen Republik, benutzte diese Gelegenheit, um mir im Namen seiner Regierung den Krieg zu erklären.

»Lassen Sie mich daher durch denselben Courier, welchen ich Ihnen sende, wissen, von welcher Art Ihre Dispositionen für den bevorstehenden Krieg sind, und bestimmen Sie ganz besonders genau die Zeit, zu welcher Sie ins Feld zu rücken gedenken, da ich durchaus nichts Anderes thun will, als gleichzeitig mit Ihnen und in Uebereinstimmung mit Ihnen.

»Ich werde die Antwort Ew. Majestät erwarten, um mich in jeder Beziehung nach den Instructionen zu richten, welche Sie mir ertheiten werden.

»Da das Gegenwärtige keinen andern Zweck hat, so nenne ich mich, indem ich Ihnen alles mögliche Gedeihen wünsche,

»Ew. Majestät

»guten Bruder, Cousin und Onkel,
Bundesgenossen und Conföderierten.«

»Uff!«, seufzte der König.

Und er richtete den Kopf empor, und sah den Cardinal fragend an.

»So ist es gut, Sire. Sie haben blos noch zu unterzeichnen.

Der König unterzeichnete seiner Gewohnheit gemäß: »Ferdinand B.«

»Wenn ich bedenke, fuhr der König fort, »daß ich ohne Ihre Hilfe mit dem Schreiben dieses Briefes die ganze Nacht zugebracht hätte! Ich danke Ihnen, mein lieber Cardinal, ich danke Ihnen.«

»Was suchen Sie, Majestät?« fragte Ruffo, welcher sah, daß der König unruhig umhersuchte.

»Ein Couvert.«

»Wir wollen eins machen,« sagte Ruffo.

»Das ist wieder etwas, was San Nicandro mich nicht gelehrt – Couverts machen! Allerdings, da er vergessen hatte, mich schreiben zu lehren, so mußte er die Kunst des Couvertmachens als überflüssig betrachten.«

»Erlauben Sie mir, Majestät?« fragte Ruffo.

»Wie, ob ich erlaube?«, sagte der König, indem er sich erhob. »Setzen Sie sich hierher, auf meinen Platz, mein lieber Cardinal.«

Der Cardinal setzte sich in den Sessel des Königs und falzte und schnitt mit großer Gewandtheit das Papier zurecht, welches dem königlichen Briefe zur Hülle dienen sollte.

Ferdinand sah ihm mit bewunderndem Blicke zu.

»Wollen Sie mir nun sagen, Majestät, wo Ihr Siegel ist?« fragte der Cardinal.

»Ich will es Ihnen geben, ich will es Ihnen geben; bleiben Sie sitzen,« sagte der König.

Der Brief ward zugesiegelt und der König schrieb dann die Adresse darauf. Dann stützte er das Kinn auf die Hand und versank in Gedanken.

»Ich wage nicht zu fragen, Sire,« bemerkte Ruffo sich verneigend.

»Ich will,« sagte der König, immer noch in Gedanken versunken, »daß Niemand erfahre, daß ich diesen Brief an meinen Neffen geschrieben, ebensowenig als durch wen ich ihn abgesendet habe.«

»Dann, Sire,« sagte Ruffo lachend, »müssen Sie mich am Ausgange des Palastes ermorden lassen.«

»Sie, mein lieber Cardinal, sind für mich nicht Jemand. Sie sind ein zweites Ich.«

Ruffo verneigte sich.

»O, bedanken Sie sich nicht. Die Schmeichelei ist eben nicht groß.«

»Aber was sollen wir dann beginnen, Sire? Sie müssen doch Ferrari durch Jemand holen lassen.«

»Das ist es eben, worüber ich nachdenke.«

»Wenn ich wüßte, wo er ist, sagte Ruffo, »so würde ich ihn holen.«

»Ja, das würde ich auch thun, sagte der König.

»Sie sagten aber doch, er sei im Palast, Sire?«

»Da ist er allerdings, der Palast ist aber ein wenig groß. Doch, warten Sie! In der That, ich bin noch dümmer, als ich glaubte.«

Mit diesen Worten öffnete er die Thür seines Schlafzimmers und pfiff.

Ein großer Jagdhund sprang von dem Teppich, auf welchem er neben dem Bett seines Herrn gelegen, in die Höhe, setzte seine beiden Vorderpfoten dem König auf die mit Orden und Schnüren bedeckte Brust und begann ihm das Gesicht zu lecken – eine Beschäftigung, welche dem Herrn ebenso viel Vergnügen zu machen schien, als dem Hunde.

»Ferrari hat ihn aufgezo-gen,« sagte der König. »Er wird mir Ferrari sofort holen.«

Dann veränderte er die Stimme und sprach zu einem Hunde, als ob er mit einem Kinde gesprochen hätte:

»Wo ist denn der arme Ferrari, Jupiter? Wir wollen ihn suchen. Talliho! Talliho!«

Jupiter schien ihn vollkommen zu begreifen. Er that drei oder vier Sprünge durch das Zimmer, schnüffelte und stieß ein freudiges Gewinsel aus. Dann kratzte er an der Thür eines geheimen Ganges.

»Ah, wir werden ihn also wiedersehen, mein guter Hund,« sagte der König.

Und nachdem er an dem Armleuchter eine kleine Kerze entzündet, öffnete er die Thür des Ganges und sagte:

»Such, Jupiter, such.«

Der Cardinal folgte dem König zunächst, um ihn nicht allein zu lassen, dann aber auch aus Neugier.

Jupiter rannte bis an das äußerste Ende des Ganges und kratzte hier an einer zweiten Thür.

»Wir sind also auf dem rechten Wege, mein guter Jupiter?« fuhr der König fort.

Und er öffnete diese zweite Thür, wie er die erste geöffnet. Dieselbe führte in ein leeres Vorzimmer.

Jupiter lief auf eine Thür zu, welche der, durch welche er hereingekommen, entgegengesetzt war, und richtete sich an dieser Thür in die Höhe.

»Schön!« sagte der König; »schön!«

Dann wendete er sich zu Ruffo und sagte:

»Wir brennen vor Ungeduld, Cardinal.«

Und er öffnete auch diese dritte Thür.

Dieselbe führte nach einer kleinen Treppe.

Jupiter rannte dieselbe etwa zwanzig Stufen hinauf und begann dann wieder an einer Thür zu kratzen, indem er zugleich ein kurz abgebrochenes Gewinsel ausstieß.

»Zitto! zitto!« sagte der König.

Er öffnete hierauf auch diese vierte Thür, wie er die drei andern geöffnet. Diesmal jedoch war er am Ziel seiner Wanderung angelangt. Der Courier lag vollständig angekleidet und gestiefelt auf einem Feldbett.

»Ha!« rief der König, ganz stolz auf den Scharfsinn seines Hundes, wenn ich bedenke, daß nicht ein einziger meiner Minister, nicht einmal der der Polizei, das zu leisten vermocht hätte, was soeben mein Hund geleistet!«

Trotz der Luft, welche Jupiter verspürte, auf das Bett seines Pflegevaters Ferrari zu springen, gab der König ihm einen Wink mit der Hand, und der Hund hielt sich sofort hinter ihm.

Ferdinand ging stracks auf den Schläfer zu, und berührte ihn an der Schulter.

Wie leicht auch diese Berührung war, so weckte sie doch den Courier sofort. Er setzt sich auf, und sah sich mit dem scheuen Blicke eines Menschen um, welchen man aus seinem ersten Schlafe aufweckt. In der nächsten Secunde erkannte er den König, sprang von dem Feldbett herunter und stand steif mit an den Körper angedrückten Ellbogen da, um die Befehle seiner Majestät zu erwarten.

»Kannst Du abreisen?« fragte ihn der König.

»Ja, Sire,« antwortete Ferrari.

»Kannst Du in einem Striche nach Wien reiten?«

»Ja, Sire.«

»Wie viel Tage brauchst Du bis Wien?«

»Das letzte Mal, Sire, habe ich fünf Tage und sechs Nächte gebraucht. Ich habe aber bemerkt, daß ich noch schneller vorwärts kommen und zwölf Stunden gewinnen könnte.«

»Und wie viel Zeit brauchst Du in Wien, um auszuruhen?«

»So lange als die Person, an welche Ew. Majestät schreibt, braucht, um mir eine Antwort zuzustellen.«

»Dann kannst Du also in zwölf Tagen wieder hier sein?«

»Noch eher, wenn man mich nicht warten läßt, und wenn mir kein Unfall zustößt.«

»Du wirst in den Stall hinuntergehen, und Dir selbst ein Pferd satteln.«

»Ja, Sire.«

»Dann wirst Du auf einem und demselben Pferde so weit als möglich reiten, es dann bei irgend einem Postmeister zurücklassen und auf dem Rückwege wieder mitnehmen.«

»Ja, Sire.«

»Du wirst Niemanden sagen, wo Du hingehst.«

»Nein, Sire.«

»Du wirst diesen Brief dem Kaiser selbst übergeben, und Niemanden anders.«

»Ja, Sire.«

»Und die Antwort wirst Du Dir hier von Niemanden abnehmen lassen, selbst nicht von der Königin.«

»Nein, Sire.«

»Hast Du Geld?«

»Ja, Sire.«

»Nun gut, so gehe denn.«

»Ich gehe, Sire.«

Und in der That nahm der wackere Mann sich nur die nöthige Zeit, um den Brief des Königs in eine kleine, nach Art eines Portefeuelles in dem Futter seiner Weste angebrachte kleine Ledertasche zu schieben, ein kleines Packet, welches ein wenig Wäsche enthielt, unter den Arm zu nehmen und seine Couriemütze aufzusetzen.

Hierauf schickte er sich, ohne weiter etwas zu verlangen, an, die Treppe hinabzugehen.

»Nun, Du nimmst ja nicht Abschied von Jupiter?« sagte der König.

»Ich wagte es nicht, Sire,« antwortete Ferrari.

»Ach, so umarmt Euch doch! Seid Ihr nicht zwei alte Freunde und beide in meinem Dienste?«

Der Mann und der Hund warfen sich Eins in die Arme des Andern. Beide warteten bloß auf die Erlaubniß des Königs.

»Ich danke, Sire,« sagte der Courier.

Und er trocknete sich eine Thräne und stürzte dann die Stufen hinab, um die versäumte Zeit wieder einzubringen.

»Ich müßte mich sehr irren, sagte der Cardinal, »wenn Sie nicht hier einen Mann hätten, der sich bei der ersten Gelegenheit für Sie tödten lassen wird, Sire.«

»Das glaube ich selbst,« sagte der König.

»Auch gedenke ich ihm Gutes zu erzeigen.«

Ferrari war schon lange verschwunden, als der König und der Cardinal noch nicht den Fuß der Treppe erreicht hatten.

Sie gelangten in das Zimmer des Königs auf demselben Wege zurück, welchen sie eingeschlagen, um es zu verlassen, und schlossen die Thüren, die sie hinter sich offen gelassen, wieder zu.

Ein Thürsteher der Königin wartete im Vorzimmer, und überbrachte einen Brief von Ihrer Majestät.

»O!« rief der König, indem er einen Blick auf die Uhr warf, »drei Uhr Morgens, das muß etwas sehr Wichtiges sein.«

»Sire, die Königin hat gesehen, daß Ihr Zimmer noch erleuchtet ist und mit Recht geglaubt, daß Euer Majestät noch nicht schlafen gegangen sei.«

Der König öffnete den Brief mit dem Widerwillen, welchen er beim Lesen der Briefe, die er von seiner Gemahlin erhielt, allemal an den Tag legte.

»Nicht übel, sagte er, gleich nachdem er die ersten Zeilen gelesen, »da ist meine Jagdpartie zu allen Teufeln.«

»Ich wage nicht Euer Majestät zu fragen, was dieser Brief meldet.«

»O, immer fragen Sie, fragen Sie, Eminenz. Er meldet mir, daß nach der Rückkehr von dem

Feste und in Folge der eingegangenen wichtigen Nachrichten der Generalcapitän Acton und Ihre Majestät die Königin beschlossen haben, heute Dienstag einen außerordentlichen Cabinetsrath zu halten. Der gute Gott segne die Königin und Signor Acton. Quäle ich sie wohl? Mögen sie doch thun, was ich thue, nämlich mich in Ruhe lassen!«

»Aber, Sire,« entgegnete Ruffo, »diesmal muß ich Ihrer Majestät der Königin und dem Generalcapitän Recht geben. Ein außerordentlicher Cabinetsrath scheint mir dringend nothwendig zu sein und je eher er stattfindet, desto besser wird es sein.«

»Nun gut. Dann werden Sie aber auch mit dabei sein, mein lieber Cardinal.«

»Ich, Sire? Ich habe nicht das Recht, dem Cabinetsrath beizuwohnen.«

»Aber ich habe das Recht, Sie dazu einzuladen.«

Ruffo verneigte sich.

»Ich nehme Ihr Anerbieten an, Sire,« sagte er. »Andere werden ihr Genie mitbringen, ich werde meine Treue und Anhänglichkeit bringen.«

»Gut, gut. Sagt der Königin, ich würde morgen zu der Stunde, welche sie bezeichnet, das heißt um neun Uhr, im Cabinetsrath sein. Sie verstehen, Eminenz?«

»Ja, Sire.«

Der Thürsteher der Königin entfernte sich.

Ruffo wollte ihm folgen, als man den Hufschlag eines Pferdes hörte, welches unter dem Gewölbe des Palastes hindurchgaloppierte.

Der König ergriff die Hand des Cardinals.

»Das ist jedenfalls Ferrari,« sagte er. »Sie, Eminenz, werden einer der Ersten sein, die von dem, was mein lieber Neffe antworten wird, Kenntniß erhalten.«

»Ich danke, Sire.«

»Gute Nacht, Eminenz. Man möge sich morgen im Cabinetsrath nur tapfer halten. Ich sage der Königin und dem Herrn Generalcapitän im Voraus, daß ich nicht bei guter Laune sein werde.«

»Ach, Sire,« sagte der Cardinal lachend, »guter Rath kommt über Nacht.«

Der König trat in sein Schlafzimmer und läutete, daß die Glocke hätte bersten mögen. Der Kammerdiener kam ganz erschrocken herbeigeeilt, denn er glaubte, der König sei plötzlich unwohl geworden.

»Man kleide mich aus und bringe mich zu Bett!« rief der König mit Donnerstimme. »Ein andermal werdet Ihr übrigens nicht vergessen meine Jalousien zu schließen, damit man nicht sieht, daß mein Zimmer um drei Uhr Morgens noch erleuchtet ist.«

Erzählen wir nun, was in dem *dunklen Zimmer* der Königin vorgegangen war, während wir erzählt, was in dem *erleuchteten Zimmer* des Königs geschah.

Achtes Capitel.

Das dunkle Zimmer.

Kaum hatte die Königin ihre Appartements betreten, als der Generalcapitän Acton sich anmelden ließ, weil er ihr zwei wichtige Neuigkeiten mitzuthemen habe. Ohne Zweifel war aber nicht er es, den die Königin erwartete, oder er war nicht der Einzige, den sie erwartete, denn sie antwortete ziemlich kurz:

»Gut, er möge in den Salon treten; sobald ich frei bin, werde ich zu ihm kommen.«

Acton war an dergleichen kurze Abfertigungen gewöhnt. Schon seit langer Zeit bestand zwischen ihm und der Königin keine Liebe mehr. Er war der Geliebte dem Namen nach, wie er Premierminister war, was auch nicht hinderte, daß es außer ihm noch andere Minister gab.

Nur das Band der Politik fesselte dieses ehemalige Liebespaar noch aneinander. Acton bedurfte, um am Ruder zu bleiben, des Einflusses, den die Königin auf den König besaß, und die Königin bedurfte für die Pläne ihrer Rache oder ihrer Sympathien, welche sie mit gleicher Leidenschaftlichkeit verfolgte, Actons Genie für die Intrigue und seine grenzenlose Gefälligkeit, welcher bereit war, um ihretwillen Alles zu ertragen.

Die Königin entledigte sich rasch ihrer ganzen Galatoilette, ihrer Blumen, ihrer Diamanten, ihrer Juwelen. Sie wischte die rothe Schminke ab, womit die Frauen und besonders die Hofdamen zu jener Zeit ihre Wangen bemalten, und warf einen langen weißen Pudermantel über, ergriff einen kleinen Leuchter, betrat einen einsamen Gang und gelangte, nachdem sie beinahe eine ganze Etage durchschritten, in ein isoliertes, einfach möbliertes Zimmer, aus welchem eine geheime Treppe, zu welcher die Königin einen Schlüssel und ihr Sbirre Pasquale de Simone einen zweiten hatte, auf die Straße führte.

Die Fenster dieses Zimmers blieben während des Tages vollständig geschlossen, so daß nicht der mindest Lichtstrahl hineindrang.

Eine bronzene Lampe nahm die Mitte des Tisches auf welchem sie festgeschraubt war, und ein über Flamme gestülpter Schirm war so construiert, daß er dieses Licht bloß auf den Umkreis des Tisches concentrirte und das ganze übrige Zimmer im Dunkel gehüllt ließ.

Hier erwartete man die Denunciationen. Wenn die Denunzianten, trotz des Schattens, welcher in den Tiefen des Zimmers herrschte, erkannt zu werden fürchteten, so konnten sie mit verlarvtem Gesicht eintreten, oder in dem Vorzimmer eine jener langen Büsserkutten anlegen, welche den Leichnam auf den Kirchhof oder den Delinquenten aufs Schaffot begleiten – furchtbare Gewänder, welche die Menschen einem Gespenst ähnlich machen und, indem sie nur Platz für die Augen lassen, die zu diesem Zwecke angebrachten Löcher den leeren Augenhöhlen eines Todtenschädels gleichen lassen.

Die drei Inquisitoren, welche an diesem Tische saßen, haben eine so traurige Berühmtheit erlangt, daß ihre Namen unsterblich geworden sind. Sie hießen Castel Cicala, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Guidobaldi, Vicepräsident der seit vier Jahren in Permanenz erklärten Staatsjunta, und Vanni, Fiscalprocurator. Die Königin hatte zur Belohnung seiner guten Dienste letzteren kürzlich zum Marquis gemacht.

In dieser Nacht aber war der Tisch leer, die Lampe erloschen, das Zimmer einsam. Das einzig lebende oder scheinbar lebende Wesen, welches es bewohnte, war eine Wanduhr, deren eintöniger Pendelschlag allein das düstere Schweigen störte, welches von der Decke sich herabzusenken und auf dem Fußboden zu lasten schien.

Es war als hätte die Finsterniß, welche ewig in diesem Zimmer herrschte, die Luft desselben verdickt und jenem Dunste gleichgemacht, welcher über den Sümpfen schwebt. Man fühlte, wenn man eintrat, daß man nicht bloß in eine andere Temperatur, sondern auch in eine andere Atmosphäre kam und daß diese, welche nicht mehr aus den Elementen bestand, welche die äußere Luft bilden, immer schwieriger zu athmen ward.

Das Volk, welches die Fenster dieses Zimmers fortwährend geschlossen sah, hatte ihm den Namen des *dunklen* Zimmers gegeben, und in Folge der unbestimmten Gerüchte, welche darüber, wie über alles Geheimnißvolle, in Umlauf gekommen, mit dem furchtbaren Divinationsinstinct, der es charakterisiert, beinahe *gesehen*, was darin vorging.

Da jedoch nicht das Volk es war, welches durch diese unheimliche Finsterniß bedroht ward, da die Machtsprüche, welche aus diesem düsteren Zimmer ergingen, über sein Haupt hinweg weit Höhergestellte trafen, so war es wohl der gemeine Mann, der am meisten von diesem Zimmer sprach, aber er war es auch zugleich, der, wenn es um und um kam, am wenigsten davon fürchtete.

In dem Augenblicke, wo die Königin bleich und von dem Scheine der Kerze, die sie in der Hand hielt, beleuchtet, wie Lady Macbeth in dieses Zimmer mit der dumpfen Atmosphäre eintrat, ließ jenes Ausheben sich hören, welches dem Schlage vorangeht, und gleich darauf schlug die Wanduhr halb drei.

Das Zimmer war, wie schon bemerkt, leer und die Königin schien, als ob sie erwartet hätte irgend Jemand zu finden, sich über diese Einsamkeit zu wundern.

Einen Augenblick zögerte sie, vorwärts zu gehen, bald aber überwand sie den Schrecken, der sie bei dem unerwarteten Geräusche der Uhr ergriffen, warf einen Blick in die beiden Ecken des Zimmers, welche der Seite, auf welcher sie eingetreten, entgegengesetzt waren, und nahm langsam und nachdenklich an dem Tische Platz.

Dieser Tisch war ganz im Gegensatze zu dem in dem Zimmer des Königs mit Actenstücken bedeckt, wie das Bureau eines Gerichtshofes und mit Schreibmaterialien für drei Personen versehen.

Die Königin blätterte zerstreut in den Papieren umher. Ihre Augen durchliefen dieselben, ohne sie zu lesen, ihr gespanntes Ohr versuchte das mindeste Geräusch zu erhaschen, ihr Geist irrte weit außerhalb ihres Körpers umher.

Nach Verlauf von einigen Minuten konnte sie ihre Ungeduld nicht mehr bemeistern. Sie erhob sich, ging an die Thür, welche auf die geheime Treppe führte, lehnte das Ohr daran und horchte.

Nach einigen Augenblicken hörte sie das Knarren eines Schlüssels, welcher im Schlosse umgedreht ward, und murmelte jenes Wort, welches die Ungeduld verrieth, mit welcher sie wartete:

»Endlich!«

Dann öffnete sie die auf eine dunkle Treppe führende Thür und fragte:

»Bist Du es, Pasquale?«

»Ja, Majestät,« antwortete eine Männerstimme vom Fuße der Treppe herauf.

»Du kommst sehr spät,« sagte die Königin, indem sie sich mit finsterner Miene und gerunzelter Stirn wieder auf ihren Platz setzte.

»Meiner Treu, es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich gar nicht gekommen, antwortete der, welchem der Vorwurf gemacht worden, daß er sich nicht genug beeilt habe.

Die Stimme näherte sich immer mehr.

»Und warum wärest Du beinahe gar nicht gekommen?«

»Weil ich ein sehr schweres Stück Arbeit zu verrichten hatte, sagte der Mann, welcher nun endlich an der Thür des Zimmers erschien.

»Aber es ist doch wenigstens verrichtet?« fragte die Königin.

»Ja, Madame, Dank sei Gott und dem heiligen Pasquale, meinem Schutzpatrone. Es ist verrichtet, und gut verrichtet, aber es ist theuer zu stehen gekommen.«

Indem der Sbirre diese Worte sagte, legte er auf einen Sessel einen Mantel, welcher Gegenstände enthielt, die bei Berührung mit dem Möbel einen Metallklang hören ließen.

Die Königin sah ihm mit einem Ausdrücke zu, in welchem sich Neugier und Widerwillen mischten.

»Wieso, theuer zu stehen gekommen?«, fragte sie.

»Einer von meinen Leuten ist getödtet und drei sind verwundet worden, weiter nichts.«

»Es ist gut; man wird der Witwe eine Pension aussetzen und den Verwundeten angemessene Gratifikationen bewilligen.«

Der Sbirre verneigte sich zum Zeichen des Dankes.

»Dann waren es also Mehrere?« fragte die Königin.

»Nein, Madame, er war allein, aber dieser Mensch ist ein wahrer Löwe und ich mußte auf zehn Schritte Entfernung mit meinem Messer nach ihm werfen, sonst wäre es um mich eben so geschehen gewesen wie um die Andern.«

»Aber endlich?«

»Endlich ward ich mit ihm fertig.«

»Und Du hast ihm dann die Papiere mit Gewalt abgenommen?«

»O nein, er hat sie vielmehr gutwillig hergegeben; er war todt.«

»Ah,« sagte die Königin mit einem leichten Schauder. »Dann sahst Du Dich also genöthigt, ihn zu tödten?«

»Ja wohl, eher zweimal als einmal. Und dennoch that es mir wehe. Ich schwöre Ihnen, Majestät, wenn es nicht für Ihren Dienst gewesen wäre, so hätte ich es nicht gethan.«

»Wie, es hat Dir Ueberwindung gekostet, einen Franzosen umzubringen? Ich hätte nicht geglaubt, daß Du gegen die Soldaten der Republik so weichherzig wärest.«

»Es war kein Franzose, Madame,« sagte der Sbirre, den Kopf schüttelnd.

»Was erzählst Du mir da für eine Geschichte?«

»Niemand hat ein Franzose den neapolitanischen Dialect so gesprochen, wie dieser arme Teufel ihn sprach.«

»Was!« rief die Königin. »Ich will doch nicht hoffen, daß Du einen Fehlgriff begangen hat? Ich hatte Dir ganz bestimmt einen Franzosen bezeichnet, welcher zu Pferde von Capua nach Pozzuolo gekommen war.«

»Ganz recht, Majestät, und der sich dann in einer Barke von Pozzuolo nach dem Palast der

Königin Johanna hinübereudern ließ.«

»Einen Adjutanten des Generals Championnet.«

»Ganz recht, dieser ist es, mit dem wir zu thun gehabt haben. Uebrigens hat er Sorge getragen, uns auch selbst zu sagen, daß er es sei.«

»Du hast ihn also angeredet?«

»Ja wohl, Madame. Als ich ihn so flott neapolitanisch plappern hörte, fürchtete ich einen Mißgriff zu begehen und fragte ihn, ob er wirklich der wäre, den ich beauftragt war zu tödten.«

»Wie dumm!«

»Nicht gar so dumm, denn er antwortete mir ja.«

»Er hat Dir ja geantwortet?«

»Sie begreifen, Majestät, daß er mir recht wohl etwas Anderes hätte antworten können. Er hätte sagen können, er sei von Baffo Porto oder von Porta Capuana, und er hätte mich in große Verlegenheit gebracht, denn ich wäre außer Stand gewesen, ihm das Gegentheil zu beweisen. Es fiel ihm aber gar nicht ein, Ausflüchte zu machen. Ich bin der, welchen Ihr suchet, sagte er und piff! paff! lagen zwei meiner Leute von zwei Pistolenschüssen niedergestreckt und flitsch! flatsch! stürzten zwei andere von Säbelhieben getroffen ebenfalls zu Boden. Er erachtete es wahrscheinlich seiner unwürdig, eine Lüge zu machen, denn er war ein wackerer Mann, dafür stehe ich.«

Die Königin runzelte die Stirn bei dieser Lobrede, welche der Mörder seinem Schlachtopfer hielt.

»Und er ist todt?«

»Ja, Majestät, er ist todt.«

»Und was habt Ihr mit der Leiche gemacht?«

»Es näherte sich gerade eine Patrouille und da ich wenn ich mich compromittiert, auch zugleich Euer Majestät compromittiert hätte, so überließ ich dieser Patrouille die Mühe, die Todten aufzuheben und die Verwundeten verbinden zu lassen.«

»Dann wird man ihn als einen französischen Officier erkennen.«

»Woran denn? Hier ist ein Mantel, hier sind seine Pistolen, hier ist ein Säbel, was ich Alles von dem Schlachtfelde mit fortgenommen habe. Ah, er wußte sich dieses Säbels und dieser Pistolen sehr gut zu bedienen, das kann ich versichern. Was seine Papiere betraf, so hatte er weiter nichts bei sich als dieses Portefeuille und diesen Wisch der daran kleben geblieben ist.«

Und der Sbirre legte ein mit Blut besudeltes Portefeuille auf den Tisch. Ein Zettel, der einem Briefe glich, klebte daran und ward durch das getrocknete Blut festgehalten.

Der Sbirre riß den Zettel mit gleichgültiger Miene von dem Portefeuille ab und warf dann beides wieder auf dem Tisch.

Die Königin streckte die Hand aus, ohne Zweifel aber zögerte sie, dieses blutige Portefeuille zu berühren, denn sie hielt inne und fragte:

»Und seine Uniform, was hast Du mit dieser gemacht?«

»Das war wieder etwas, was ich mir nicht erklären kann. Er hatte gar keine Uniform an, sondern trug unter seinem Mantel einfach weiter nichts als ein kurzes Röckchen von grünem Sammet mit schwarzen Schnüren. Da ein fürchterliches Ungewitter tobte, so hat er wahrscheinlich seine Uniform bei einem Freunde gelassen, der ihm dafür diesen Rock geliehen.«

»Das ist sonderbar, sagte die Königin. »Man hatte mir doch das Signalement genau angegeben. Uebrigens werden die in diesem Portefeuille enthaltenen Papiere alle unsere Zweifel beseitigen.«

Und mit ihren beschuhten Fingern, deren Spitzen roth gefärbt waren, öffnete sie das Portefeuille und nahm aus demselben einen Brief, welcher die Aufschrift trug:

»An den Bürger Garat, Gesandten der französischen Republik in Neapel.«

Die Königin erbrach das Siegel mit dem Wappen der Republik, öffnete den Brief und stieß bei den ersten Zeilen, die sie las, einen Freudenruf aus.

Diese Freude stieg, so wie die Königin weiterlas, immer höher, und als sie fertig war, sagte sie:

»Pasquale, Du bist ein kostbarer Mann und ich werde dein Glück machen.«

»Das haben Sie mir schon sehr lange versprochen, Majestät, antwortete der Sbirre.

»Diesmal werde ich Wort halten; sei unbesorgt. Hier ist mittlerweile eine Abschlagszahlung.«
Sie ergriff ein Stück Papier und schrieb einige Zeilen darauf.

»Nimm diese Anweisung auf tausend Ducaten. Fünf hundert davon sind für Dich und fünfhundert für deine Leute.«

»Ich danke, Majestät, sagte der Shirre, indem er auf das Papier blies, um die Tinte zu trocknen, ehe er es in die Tasche steckte. »Ich habe Ihnen aber noch nicht Alles gesagt was ich zu sagen habe, Majestät.«

»Und ich habe Dich noch nicht um Alles gefragt, was ich Dich zu fragen habe. Vorher aber laß mich noch einmal diesen Brief lesen.«

Die Königin las den Brief zum zweiten Mal und schien dieses zweite Mal nicht weniger befriedigt zu sein als das erste Mal.

Nachdem sie fertig war, fragte sie:

»Nun, mein treuer Pasquale, was hattest Du mir zu jagen?«

»Ich hatte Ihnen zu sagen, Majestät, daß von dem Augenblick an, wo dieser junge Mann von halb zwölf Uhr an bis ein Uhr Morgens in den Ruinen des Palastes der Königin Johanna gewesen, daß er von dem Augenblick an, wo er seine militärische Uniform gegen einen bürgerlichen Rock vertauscht, nicht allein geblieben ist. Ohne Zweifel hatte er von seinem General auch Briefe an noch andere Personen als den französischen Gesandten.«

»Das dachte ich eben in dem Augenblick, wo Du mir es sagtest, mein lieber Pasquale. Und hast Du in Bezug auf diese Personen irgend welche Vermuthung?« setzte sie hinzu.

»Nein, noch nicht; ich hoffe aber, daß wir bald etwas Neues erfahren werden.«

»Ich höre Dich, Pasquale,« sagte die Königin, indem sie den Sbirren mit dem Licht ihrer Augen so zu sagen überflutete.

»Von den acht Mann, die ich für die Expedition dieser Nacht commandiert, schickte ich zwei wieder fort, weil ich glaubte, daß sechs genug wären, um mit diesem Adjutanten fertig zu werden. Es wäre mir beinahe theuer zu stehen gekommen, daß ich mit falschem Gewicht

gewogen, aber das thut weiter nichts. Jene zwei Mann habe ich nämlich oberhalb des Palastes der Königin Johanna in den Hinterhalt gelegt und ihnen befohlen, den Leuten, welche vor oder mit dem Manne, mit welchem ich es selbst zu thun, herauskommen würden, nachzuschleichen und zu ermitteln, wer sie sind oder wenigstens, wo sie wohnen.«

»Nun und?«

»Nun, ich habe ihnen befohlen, dann mit mir am Fuße der Statue des Riesen wieder zusammenzutreffen, und wenn Sie erlauben, Majestät, so will ich jetzt gehen und sehen, ob sie auf ihrem Posten sind.«

»Geh und wenn sie da sind, so bringe sie mit hierher. Ich will sie selbst befragen.«

Pasquale de Simone verschwand in dem Corridor und man hörte das Geräusch seiner Tritte, so wie er die Stufen der Treppe hinabging, allmählich verhallen.

Als die Königin allein war, warf sie einen Blick auf den Tisch und erblickte hier jenes zweite Papier, welches der Sbirre einen Wisch genannt und, nachdem er es von dem Portefeuille, an welchem es klebte, abgerissen, mit diesem zugleich auf den Tisch geworfen.

Ueber ihrem Eifer, den Brief des Generals Championnet zu lesen, und in ihrer Freude, nachdem sie denselben gelesen, hatte sie das Papier ganz vergessen.

Es war ein Brief auf feinem Papier geschrieben. Die Handschrift war die einer Dame und zierlich, fein, aristokratisch. Gleich bei den ersten Worten erkannte die Königin einen Liebesbrief.

Er begann mit den beiden Worten:

»Caro Nicolino.«

Zum Unglück für die Neugier der Königin hatte das Blut beinahe die ganze beschriebene Seite überschwemmt. Man konnte nur das Datum, welches der 20. September war, erkennen und in den letzten Zeilen das Bedauern lesen, welches die Person, die den Brief geschrieben, empfand, daß sie sich nicht an dem gewohnten Ort einfinden könne, weil sie die Königin begleiten müsse, die dem Admiral Nelson entgegenführe.

Die Unterschrift bestand nur in einem einzigen Buchstaben, einem Anfangsbuchstaben, einem **E**.

Diesmal wußte die Königin nicht, was sie denken sollte.

Ein Brief von Frauenhand, ein Liebesbrief, ein Brief vom 20. September datiert, ein Brief endlich von einer Person, welche sich entschuldigte, daß sie an dem gewohnten Orte nicht erscheinen könne, weil sie die Königin begleiten müsse, ein solcher Brief konnte nicht an den Adjutanten Championnets geschrieben worden sein, welcher am 20. September, das heißt drei Tage vorher, noch fünfzig Meilen von Neapel entfernt war.

Es gab nur *eine* Wahrscheinlichkeit und der Scharfsinn der Königin kam sehr bald darauf.

Dieser Brief hatte sich ohne Zweifel in der Tasche des Rockes befunden, welchen der Abgesandte des General Championnet von einem seiner Mitverschworenen in dem Palast der Königin Johanna geliehen erhalten. Der Adjutant hatte sein Portefeuille, nachdem er es aus seiner Uniform genommen, in dieselbe Tasche gesteckt. Das aus der Wunde fließende Blut hatte den Brief an das Portefeuille geleimt, obschon dieser Brief und dieses Portefeuille durchaus nichts miteinander gemein hatten.

Die Königin erhob sich, ging an den Sessel, auf welchen Pasquale den Mantel gelegt, untersuchte diesen Mantel und fand, indem sie ihn auseinanderschlug, den Säbel und die

Pistolen, welche darin lagen. Der Mantel war augenscheinlich ein einfacher Dienstmantel, wie ihn die französischen Cavallerieofficiere zu tragen pflegten.

Der Säbel war, ebenso wie der Mantel, dienstmäßig. Er hatte jedenfalls dem Unbekannten angehört, aber nicht so war es mit den Pistolen.

Diese waren sehr elegant, stammten aus der königlichen Gewehrfabrik in Neapel, waren rothgeschäftet und zeigten auf einem Plättchen den eingravierten Buchstaben N.

Es begann in dieser geheimnißvollen Angelegenheit allmählig zu tagen. Ohne Zweifel gehörten diese Pistolen demselben Nicolino, an welchen der Brief adressiert war.

Die Königin legte die Pistolen mit dem Briefe bei Seite, und wartete auf weitere Ergebnisse. Es war dies wenigstens der Anfang einer Spur, welche zur Ermittlung der Wahrheit führen konnte.

In diesem Augenblicke kam Simone zurück und brachte seine beiden Leute mit.

Die Aufschlüsse, welche diese gaben, waren von geringem Werthe.

Fünf oder sechs Minuten nach dem Weggange des Adjutanten hatten sie geglaubt, ein mit drei Mann besetztes Boot sich entfernen zusehen, als ob es nach der Stadt ginge, denn das Meer war mittlerweile ruhig geworden.

Zwei von diesen Personen ruderten. Lange hatte dieses Boot nicht beobachtet werden können, denn es entzog sich den Blicken der Sbirren, die ihm nicht auf dem Wasser folgen konnten, natürlich sehr bald.

Beinahe in demselben Augenblicke aber erschienen zur Entschädigung der Spione drei andere Personen an der Thür, welche auf die Straße des Pausilippo herausführte.

Nachdem sie sich eine Weile umgeschaut, ob die Straße frei wäre, wagten sie sich heraus, indem sie zugleich die Thür hinter sich verschlossen.

Anstatt jedoch die Straße in der Richtung von Mergellina, wie der junge Adjutant gethan, hinunter zu gehen, gingen sie dieselbe in der Richtung der Villa des Lucullus hinauf.

Die beiden Sbirren folgten den drei Unbekannten.

Nachdem man etwa hundert Schritte zurückgelegt, erstieg einer der Unbekannten die Böschung rechts und schlug einen kleinen Fußsteig ein, auf welchem er hinter den Aloe- und Cactusgebüsch verschwand.

Er mußte sehr jung sein. Es ließ sich dies aus der Leichtigkeit abnehmen, womit er die Böschung erkletterte, ebenso wie aus dem frischen Klange der Stimme, womit er seinen beiden Freunden zurief:

»Auf Wiedersehen!«

Die Andern erstiegen den Abhang ebenfalls, aber langsamer, und zwar mittelt eines Pfades, welcher längs der Felsenwand hinführte und in der Richtung nach Neapel sie nach Vomero bringen mußte.

Die Sbirren schlugen denselben Weg ein, als aber die beiden Unbekannten sahen, daß man ihnen folgte, blieben sie stehen, zogen jeder ein paar Pistolen aus Gürtel und riefen den Sbirren zu:

»Keinen Schritt weiter, oder wir schießen Euch nieder!«

Da diese Drohung in einem Tone erfolgte, welcher in Bezug auf die Ausführung derselben keinen Zweifel übrig ließ so blieben die beiden Sbirren, welche keine Instruction hatten, die

Sache aufs Aeüßerste zu treiben und übrigens auch nur mit ihren Messern bewaffnet waren, unbeweglich stehen und begnügten sich, den beiden Unbekannten mit den Augen zu folgen, bis sie die Gestalten aus dem Gesichte verloren.

Es war demnach von diesen Leuten kein weiterer Aufschluß zu erwarten, und der einzige Faden, mit Hilfe dessen man die in dem Labyrinthe des Palastes der Königin Johanna verlorene Verschwörung wieder aufsuchen konnte, war jener an Nicolino adressierte Liebesbrief und die in der königlichen Gewehrfabrik gekauften und mit einem N bezeichneten Pistolen.

Die Königin gab Pasquale durch einen Wink zu verstehen, daß er sich mit seinen Leuten entfernen könne. Dann warf sie den Säbel und den Mantel, die ihr für den Augenblick von keinem Nutzen sein konnten, in einen Schrank und nahm das Portefeuille, die Pistolen und den Brief mit.

Acton wartete immer noch.

Die Königin legte die Pistolen und das Portefeuille in das Schubfach eines Secretärs und behielt bloß den blutbefleckten Brief, mit welchem sie in den Salon trat.

Als Acton sie erscheinen sah, erhob er sich und begrüßte sie, ohne über sein langes Warten die mindeste Ungeduld zu verrathen. Die Königin ging auf ihn zu.

»Sie sind Chemiker, nicht wahr?« fragte sie.

»Wenn ich auch nicht Chemiker in der vollen Bedeutung des Wortes bin, Majestät,« antwortete Acton, »so besitze ich wenigstens einige Kenntnisse von der Chemie.«

»Glauben Sie, daß man das Blut, welches diesen Brief besudelt, entfernen könne, ohne daß zugleich die Schrift verschwindet?«

Acton betrachtete den Brief und seine Stirn verdüsterte sich.

»Majestät, sagte er, »zum Schrecken und zur Strafe Derer, welche es vergießen, hat die Vorsehung gewollt, daß das Blut Spuren zurücklasse, welche ungemein schwer zu entfernen sind. Wenn die Tinte, mit welcher dieser Brief geschrieben, wie eine andere gewöhnliche Tinte bloß aus einem einfachen Farbstoff und einem Aetzmittel zusammengesetzt ist, so wird die Operation schwierig sein, denn der Chlorkalk, welcher das Blut entfernt, wird auch die Tinte angreifen. Enthält dagegen, was aber nicht wahrscheinlich ist, die Tinte alpetersaures Silber, oder ist sie aus thierischer Kohle und Copalgummi zusammengesetzt, so wird eine Chlorauflösung das Blut hinwegnehmen, ohne der Tinte zu schaden.«

»Es ist gut. Thun Sie Ihr Möglichstes. Es kommt sehr viel darauf an, daß ich den Inhalt dieses Briefes kennen lerne.«

Acton verneigte sich.

Die Königin hob wieder an:

»Sie haben mir sagen lassen, daß Sie mir zwei wichtige Neuigkeiten mitzutheilen hätten. Worin bestehen dieselben?«

»Der General Mack ist heute Abend während des Festes angelangt und, da ich ihn eingeladen, bei mir abgestiegen, wo ich ihn nach meiner Nachhausekunft vorfand.«

»Er ist willkommen und ich glaube, daß ganz entschieden die Vorsehung für uns ist. Worin besteht die zweite Neuigkeit?«

»Dieselbe ist nicht weniger wichtig als die erste, Majestät. Ich habe einige Worte mit dem General Nelson gewechselt und er ist im Stande, in Bezug auf das Geld Alles zu thun, was Sie wünschen, Majestät.«

»Ich danke. Dies macht die Reihe der guten Nachrichten vollständig.«

Caroline trat an das Fenster, schlug die Vorhänge auseinander, warf einen Blick nach dem Zimmer des Königs und sagte, als sie dasselbe noch erleuchtet sah:

»Zum Glück ist der König noch wach. Ich werde ihm schreiben, daß heute Morgen eine außerordentliche Sitzung des Cabinetrathes stattfinden wird und daß er derselben durchaus beiwohnen müsse.«

»Wenn ich nicht irre, so beabsichtigte er heute eine Jagd zu veranstalten, entgegnete der Minister.

»Gleichviel, sagte die Königin in verächtlichem Tone. »Er kann sie auf einen andern Tag verschieben.«

Dann ergriff sie eine Feder und schrieb den Brief, welchen wir bereits kennen.

Acton blieb immer noch stehen und schien einen letzten Befehl zu erwarten.

»Gute Nacht, mein lieber General,« sagte die Königin mit huldvollem Lächeln. »Es thut mir leid, daß ich Sie so lange aufgehalten, wenn Sie aber erfahren werden, was ich gemacht habe, so werden Sie sehen, daß ich meine Zeit nicht verloren habe.«

Sie reichte Acton die Hand. Dieser küßte sie ehrerbietig, verneigte sich tief und that einige Schritte, um sich zu entfernen.

»Apropos,« sagte die Königin.

Acton drehte sich wieder um.

»Der König wird in dem Cabinetsrath bei sehr schlechter Laune ein.«

»Das fürchte ich auch,« sagte Acton lächelnd.

»Empfehlen Sie Ihren Collegen, kein Wort zu sprechen und nur zu antworten, wenn sie gefragt werden. Die ganze Komödie muß zwischen dem König und mir gespielt werden.«

»Und ich bin überzeugt, sagte Acton, »daß Sie, Majestät, die gute Rolle gewählt haben.«

»Ich glaube es selbst,« sagte die Königin. »Uebrigens werden Sie ja sehen.«

Acton verneigte sich zum zweiten Male und entfernte sich.

»Ha,« murmelte die Königin, indem sie ihren Frauen klingelte, »wenn Emma thut, was sie mir versprochen, so wird. Alles gut gehen.«

Neuntes Capitel.

Der Arzt und der Priester.

Kommen wir mit den Ergebnissen dieser so ereignißvollen Nacht zu Ende, damit wir fortan in unserer Erzählung weiter fortfahren können, ohne stehen bleiben oder umkehren zu müssen.

Wenn unsere Leser das letzte Capitel mit Aufmerksamkeit gelesen haben, so werden sie sich erinnern, daß die Verschwörer nach Salvato Palmieris Fortgange sich in zwei Gruppen, jede von drei Personen, geheilt hatten – eine, die den Pausilippo hinaufgegangen war, und eine zweite, welche sich in einem Boote zu Wasser entfernte.

Die Gruppe, welche den Pausilippo hinaufgegangen war, bestand aus Nicolino Caracciolo, Velasco und Schipani.

Die andere, welche sich mit Hilfe eines Bootes entfernte, welches unter dem großen Porticus des Palastes der Königin Johanna, einem Porticus, welchen das Meer bespült und wo sie dem Sturm getrotzt, gelegen hatte, bestand aus Dominico Cirillo, Hector Caraffa und Manthonnet.

Hector Caraffa hielt sich, wie wir bereits erwähnt, in Portici versteckt. Manthonnet wohnte daselbst und hatte, da er ein großer Liebhaber des Fischfangs war, ein eigenes Boot. In diesem Boote begab er sich, von Hector Caraffa unterstützt, von Portici nach dem Palast der Königin Johanna. Beide tüchtige Ruderer, legten sie bei ruhiger Witterung den Weg in zwei Stunden zurück. Wehte ein günstiger Wind, so spannten sie die Segel auf und dann brauchten sie gar nicht zu rudern.

Diese Nacht kehrten sie zurück wie gewöhnlich. Sie mußten rudern, denn der Wind hatte sich gelegt und das Meer war ganz ruhig.

Im Vorüberfahren wollten sie Cirillo in Mergellina absetzen. Cirillo wohnte am äußersten Ende der Chiaja und deshalb waren sie, anstatt direkt auf Portici zuzusteuern, von den Sbirren gesehen worden, während sie das Gestade entlang ruderten.

Dem Landhaus des Königs, welches jetzt dem Fürsten Torlonia gehört, gegenüber angelangt, ließen sie Cirillo aussteigen und wählten dazu eine Stelle, von wo aus man leicht den Weg erreichen konnte, der später eine Straße geworden ist.

Dann waren sie wieder in das Meer hinausgesteuert, um an der Spitze des Castels d'Uovo vorbeizurudern.

Cirillo hatte daher die Straße mit leichter Mühe und ohne bemerkt worden zu sein, erreicht, als er, nachdem er etwa hundert Schritte zurückgelegt, plötzlich eine Gruppe erblickte, die aus etwa zwanzig Mann Soldaten bestand.

Dieselben standen mitten auf der Straße und schienen lebhaft mit einander zu sprechen. Ihre Gewehre glänzten im Scheine der beiden Fackeln.

Bei demselben Scheine, der sich auf ihren Waffen spiegelte, schienen sie zwei Männer zu betrachten, die quer über die Straße hinweglagen.

Cirillo sah nun, daß es eine in Ausübung ihrer Funktion begriffene Patrouille war.

Es war nämlich dieselbe, welche Pasquale de Simone kommen gehört und vor welcher er die

Flucht ergriffen, um nicht die Königin zu compromittieren.

Ganz wie der Sbirre vermuthet, hatte die Patrouille, am Platze des Kampfes angelangt, einen Todten und einen Verwundeten auf dem Lastrico liegend gefunden. Die bei- den andern Verwundeten – der, welcher einen Säbelhieb über das Gesicht bekommen, und der andere, dem durch eine Kugel die Schulter zerschmettert worden, waren noch im Stande gewesen, durch die kleine Gasse zu entfliehen, welche an dem nördlichen Theile des Gartens der San Felice hinführte.

Die Patrouille hatte mit leichter Mühe erkannt, daß einer der beiden Männer todt war und daß es durchaus überflüssig war, sich mit diesem zu beschäftigen. Sein Camerad dagegen, obschon er ohnmächtig war, athmete noch und diesen konnte man vielleicht retten.

Man war nur zwanzig Schritte von dem sogenannten Löwenbrunnen entfernt. Einer der Soldaten ging hin, um in seiner Mütze Wasser zu holen. Er schüttete dasselbe dem Verwundeten ins Gesicht und dieser schlug, überrascht durch diese unerwartete Frische, die Augen auf und kam wieder zu sich. Als er sich von Soldaten umringt sah, versuchte er sich zu erheben, aber vergeblich. Er war vollständig gelähmt und konnte nur den Kopf rechts oder links drehen.

»Aber, meine Freunde, sagte er, »wenn mir nichts weiter übrig bleibt, als zu sterben, könnte man mich dann nicht wenigstens auf ein etwas weiches Bett tragen?«

»Der arme Teufel hat Recht, sagten die Soldaten.

»Mag er sein, wer er wolle, so müssen wir ihm gewähren, was er verlangt.«

Sie versuchten ihn in ihren Armen aufzuheben.

»Ha!« rief der Verwundete; »ich bitte Euch, geht mit mir um, als ob ich von Glas wäre, mannaggia la Madonna!«

Dieser Fluch, einer der größten, den ein Neapolitaner ausstoßen kann, verrieth, daß die Bewegung, welche man mit dem Verwundeten vorgenommen, ihm den empfindlichsten Schmerz verursacht hatte.

Als Cirillo diese Gruppe sah, war sein erster Gedanke, ihr aus dem Wege zu gehen, unmittelbar darauf aber fiel ihm ein, daß diese Patrouille und die Männer, welche sie von dem Pflaster aufhob, mitten auf der Straße sich bei fanden, welche Salvato Palmieri hatte einschlagen müssen, um sich zu dem französischen Gesandten zu begeben, und er kam ganz natürlich auf die Vermuthung, daß dieser Zusammenlauf durch irgend eine Katastrophe herbeigeführt worden sein könne, bei welcher der Abgesandte des Generals Championnet eine Rolle gespielt.

Er näherte sich daher entschlossen in demselben Augenblick, wo der Officier, der die Patrouille commandierte, die Thür eines Hauses einzuschlagen drohte, welches auf der andern Seite des Löwenbrunnens stand und die Ecke der Straße bildete.

Einer der hervorragenden Charakterzüge der Bewohner von Neapel ist nämlich der Widerwille, den sie instinctartig empfinden, ihrem Mitmenschen Beistand zu leisten, wäre er selbst in Todesgefahr.

Auf Befehl des Officiers und besonders in Folge der von den Soldaten gegen die Thür geführten Kolbenschläge öffnete sich endlich dieselbe und Cirillo hörte zwei oder drei Stimmen, welche fragten, wo man einen Wundarzt finden könne. Seine Pflicht und eine Neugier bewogen ihn gleichzeitig sich anzubieten.

»Ich bin Arzt, doch nicht Wundarzt,« sagte er, »aber im Nothfall kann ich auch ein wenig Chirurgie treiben.«

»Ach, Herr Doktor, sagte der Verwundete, welchen man eben getragen brachte und welcher Cirillos Worte gehört, »ich fürchte, daß Sie an mir einen schlechten Kunden finden werden.«

»Nun,« sagte Cirillo, »die Stimme klingt noch nicht schlecht.«

»Ich kann fast, weiter nichts mehr bewegen als die Zunge,« sagte der Verwundete, »und deshalb mache ich davon so viel als möglich Gebrauch.«

Mittlerweile hatte man eine Matratze aus einem Bett gezogen, dieselbe auf einen in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch geworfen und legte nun den Verwundeten darauf.

»Einige Kissen unter den Kopf,« sagte Cirillo. »Der Kopf eines Verwundeten muß stets hoch liegen.«

»Ich danke, Herr Doctor, ich danke, sagte der Sbirre. »Ich weiß es Ihnen ebenso Dank, als wenn Ihre Bemühungen etwas nützten.«

»Und wer sagt Euch denn, daß meine Bemühungen nichts nützen werden?«

»Hm! Ich verstehe mich ein wenig auf Wunden, und diese da geht bis auf den Grund.«

Er forderte Cirillo durch eine Geberde auf, sich ihm zu nähern. Cirillo neigte sein Ohr zu dem Munde des Verwundeten.

»Nicht als ob ich an Ihrer Kunst zweifelte,« sagte dieser, »aber Sie würden, glaube ich, wohl

thun, wenn Sie nach einem Priester schickten.«

»Entkleidet diesen Mann mit der größten Vorsicht, sagte Cirillo, dann wendete er sich zu dem Besitzer des Hauses, welcher mit seiner Frau und seinen beiden Kindern den Verwundeten neugierig betrachtete. »Schickt einen von euren beiden Knaben nach der Kirche Santa Maria di Porto Salvo und laßt nach Don Michelangelo Ciccone fragen.«

»Ah, den kennen wir! Lauf, Tore, lauf! Du hast gehört, was der Herr Doctor gesagt hat.«

»Ich gehe, sagte der Knabe.

Und er verließ eiligst das Haus.

»Zehn Schritte von hier ist eine Apotheke, rief Cirillo ihm nach; »wecke im Vorübergehen den Apotheker und sage ihm, daß der Doctor Cirillo ihm sogleich ein Recept schicken werde. Er möge immer seine Thür öffnen und warten.«

»Aber zum Teufel, was für ein Interesse haben Sie denn daran, daß ich am Leben bleibe?« fragte der Verwundete den Arzt.

»Ich, mein Freund?- entgegnete Cirillo, »ich habe weiter kein Interesse, als das der Humanität.«

»Was für ein sonderbares Wort,« sagte der Sbirre mit schmerzlich krampfhaftem Lächeln; »es ist das erste Mal, daß ich es höre. Ah, Madonna del Carmine!«

»Was gibt es?« fragte Cirillo.

»Man thut mir wehe beim Herunterziehender Kleider.«

Cirillo nahm sein Besteck aus der Tasche, zog ein Bistouri heraus und trennte die Beinkleider, die Weste und das Hemd des Sbirren so auf, daß seine ganze linke Seite entblößt ward.

»Das laß ich mir gefallen!«, sagte der Verwundete. »Das ist ein Kammerdiener, der sein Geschäft versteht. Wenn Sie eben so gut wieder zusammenzunähen als aufzuschneiden verstehen, so sind Sie ein geschickter Mann, Doctor.«

Dann setzte er auf die zwischen den falschen Rippen gähnende Wunde zeigend hinzu:

»Sehen Sie, hier ist es.«

»Ich sehe es wohl,« sagte der Doctor.

»Eine schlimme Stelle, nicht wahr?«

»Waschen Sie diese Wunde jetzt mit frischem Wasser und so behutsam als möglich, sagte der Arzt zu der Wirthin des Hauses. »Haben Sie recht weiche Tücher?«

»Ich glaube kaum,« sagte die Frau.

»Nun, dann nehmen Sie mein Taschentuch. Mittlerweile wird man zu dem Apotheker gehen und dieses Recept hier machen lassen.«

Er schrieb nun mit seinem Bleistift das Recept zu einem beruhigenden Tranke, der aus Brunnenwasser, essigsaurem Ammoniak und Citronensyrup zusammengesetzt war.

»Aber wer wird das denn bezahlen?« fragte die Frau, indem sie die Wunde mit dem Tuche des Doctors wusch.

»Nu, wer sonst als ich?« entgegnete Cirillo.

Zugleich wickelte er ein Geldstück in das Recept und sagte zu dem zweiten Knaben:

»Lauf schnell! Was Du auf dieses Geldstück herausbekommst, ist dein.«

»Doctor,« sagte der Sbirre, »wenn ich wieder auf komme, so werde ich Mönch und wende mein ganzes Leben dazu an, für Sie zu beten.«

Der Doctor hatte mittlerweile eine silberne Sonde aus seinem Besteck gezogen und näherte sich nun dem Verwundeten.

»Na, lieber Freund, sagte er zu ihm, »jetzt gilt es Mann zu sein.«

»Sie wollen wohl meine Wunde sondieren?«

»Ich muß, damit ich weiß, woran ich mich zu halten habe.«

»Darf ich dabei fluchen?«

»Ja, aber bedenkt wohl, daß man Euch hört und daß man Euch sieht. Wenn Ihr zu laut schreit, so wird man jagen, Ihr seit ein Feigling, und wenn Ihr zu viel flucht, so wird man sagen, Ihr seit ein Lästlerer.«

»Sie sprachen von einem niederschlagenden Trank, Doctor. Es wäre mir nicht unlieb, wenn ich vor der Operation einen Löffel davon zu mir nehmen könnte.«

In diesem Augenblick trat der Knabe ganz außer Athem wieder ein und hielt eine kleine Flasche in der Hand.

»Mutter,« sagte er, »es sind sechs Grani für mich geblieben.«

Cirillo nahm ihm die Flasche aus der Hand.

»Einen Löffel, sagte er.

Man gab ihm einen. Er goß so viel als derselbe faßte von dem Trank hinein und reichte ihn dem Verwundeten.

»Ha!« sagte dieser nach einem Augenblick, »das thut mir wohl.«

»Deswegen gebe ich es Euch.«

Dann setzte Cirillo in ernstem Tone hinzu:

»Na, seid Ihr nun bereit?«

»Ja, Doctor,« sagte der Verwundete, »ich werde mich bemühen, Ihnen Ehre zu machen.«

Der Doctor senkte langsam, aber mit fester Hand die Sonde in die Wunde.

So wie das Instrument in derselben verschwand, verzerrte das Gesicht des Patienten sich immer mehr, aber er ließ keinen Klage-ton hören. Der Schmerz und der Muth waren, so sichtbar, daß in dem Augenblick, wo der Doctor seine Sonde wieder herauszog, die Soldaten, welche diesem unheimlichen und ergreifenden Schauspiel beiwohnten, ein beifälliges Gemurmel hören ließen.

»Nun, war es so recht, Doctor?« fragte der Sbirre, ganz stolz auf sich selbst.

»Es war mehr, als ich von dem Muth eines Menschen erwartet hätte, mein Freund,« antwortete Cirillo, indem er sich mit dem Aermel seines Rockes den Schweiß von der Stirn trocknete.

»Geben Sie mir noch einmal zu trinken, oder es wird mir übel,« sagte der Verwundete mit erlöschender Stimme.

Cirillo reichte ihm einen zweiten Löffel von dem stärkenden Trank.

Die Wunde war nicht bloß schwer, sondern, wie der Verwundete selbst vermuthet, tödtlich. Die Spitze des Säbels war zwischen der Fehlrippe hindurchgedrungen, hatte die Aorta durchschnitten und das Zwerchfell durchstoßen. Alle Hilfe der Kunst mußte sich darauf beschränken, daß sie durch Zusammenschnüren der Wunde den Blutverlust minderte und auf diese Weise das Leben noch um einige Augenblicke verlängerte.

»Gebt mir Leinwand, sagte Cirillo, indem er sich umschaute.

»Leinwand?«, sagte der Wirth des Hauses.

»Wir haben keine.«

Cirillo öffnete einen Schrank, nahm ein Hemd heraus und riß es in kleine Stückchen.

»Was machen Sie denn da?« rief der Hauswirth. »Sie zerreißen mir ja mein Hemd!«

Cirillo nahm zwei Piaster aus der Tasche und gab sie ihm.

»O um diesen Preis,« sagte der Mann, »können Sie alle zerreißen.«

»Aber Doctor,« sagte der Verwundete, »wenn Sie viel solche Patienten haben wie ich, so können Sie unmöglich reich werden.«

Aus einem Theile des Hemdes machte Cirillo ein Bäuschchen, aus dem andern eine Binde.

»Fühlt Ihr Euch jetzt besser?«, fragte er den Verwundeten.

- Dieser schöpfte tief und zögernd Athem.

»Ja,« sagte er dann.

»Nun,« mischte der Officier sich ein, »dann könnt Ihr wohl meine Fragen beantworten?«

»Ihre Fragen, wozu?«

»Ich muß mein Protokoll aufnehmen.«

»Ah,« sagte der Verwundete, »Ihr Protokoll! Dies will ich Ihnen in vier Worten dictiren. Doctor, noch einen Löffel von Ihrem Stoff.

Der Sbirre trank noch einen Löffel von dem schmerzstillenden Tranke und hob dann wieder an:

»Wir lauerten unser sechs einem jungen Manne auf, um ihn zu ermorden. Einen von uns hat er getödtet, drei von uns verwundet und ich bin einer von den drei Verwundeten. Das ist die ganze Geschichte.«

Man kann sich denken, mit welcher Aufmerksamkeit Cirillo die Erklärung des Sterbenden angehört hatte. Sein Argwohn war sonach gegründet. Dieser junge Mann, welchen die Sbirren erwarteten, um ihn zu ermorden, war ohne Zweifel Salvato Palmieri gewesen. Welcher Andere als er hätte übrigens auch von sechs vier Mann kampfunfähig zu machen vermocht?

»Und wie heißen eure Cameraden?« fragte der Officier.

Der Verwundete machte eine Grimasse, welche einem Lächeln glich.

»Sie sind sehr neugierig, lieber Freund,« sagte er. »Wenn Sie diese Namen durch irgend Jemanden erfahren, so wird es doch wenigstens nicht durch mich geschehen. Uebrigens wenn ich sie Ihnen auch sagen wollte, so würde Ihnen dies nicht viel nützen.«

»Nun doch wenigstens so viel, daß ich sie festnehmen lassen kann.«

»Glauben Sie? Nun, dann will ich Ihnen Jemanden nennen, der diese Namen kennt, und es steht Ihnen dann frei, zu ihm zu gehen und ihn darnach zu fragen.«

»Und wer ist dieser Jemand?«

»Pasquale de Simone. Wollen Sie eine Adresse wissen? Er wohnt Basso Porto, an der Ecke der Straße Catalana.«

»Der Sbirre der Königin,« murmelten die Umstehenden leise.

»Ich danke, mein Freund,« sagte der Officier. »Mein Protokoll ist fertig.«

Dann wendete er sich zu seinen Leuten und sagte:

»Auf denn, vorwärts! Wir versäumen hier schon seit einer Stunde die Zeit.«

Und man hörte das Klirren der Waffen und das Geräusch der sich entfernenden Tritte.

Cirillo blieb bei dem Verwundeten stehen.

»Na, haben Sie gesehen, wie diese guten Leutchen sich aus dem Staube machen?«, sagte der Sbirre.

»Ja,« antwortete Cirillo, »und ich begreife recht wohl, daß Ihr nichts habt jagen wollen, was eure Cameraden compromittieren könnte. Werdet Ihr Euch aber auch weigern, mir einige Aufschlüsse zu geben, welche Niemanden compromittiren und nur mich interessieren?«

»O Ihnen, Herr Doctor, will ich gern Alles sagen, was Sie zu wissen wünschen. Sie haben sich sehr freundlich gegen mich gezeigt und Sie würden mich gerettet haben, wenn dies überhaupt hätte geschehen können. Ich muß Sie jedoch bitten, mich schnell zu fragen, denn ich fühle, daß ich immer schwächer werde. Sagen Sie mir daher rasch, was Sie zu wissen wünschen. Die Zunge wird mir schwer. Es ist dies der Anfang des Endes, wie wir es nennen.«

»Ich werde mich kurz fassen. War der junge Mann, welchen Pasquale de Simone erwartete, um ihn umzubringen, nicht ein junger französischer Officier?«

»Allerdings schien er dies zu sein, obschon er das Neapolitanische mit derselben Geläufigkeit sprach wie Sie und ich.«

»Ist er todt?«

»Das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, wohl aber weiß ich, daß er, wenn nicht todt, doch wenigstens schwer verwundet ist.«

»Saht Ihr ihn fallen?«

»Ja, aber ich lag schon selbst am Boden und beschäftigte mich in diesem Augenblick mehr mit mir selbst als mit ihm.«

»Nun, was saht Ihr überhaupt? Rafft eure ganze Erinnerung zusammen. Es liegt mir sehr viel daran, zu erfahren, was aus diesem jungen Manne geworden ist.«

»Wohlan, ich sah, daß er gegen die Thür des Palmbaumgartens fiel, und dann war es mir, als sähe ich durch eine Wolke hindurch, daß die Thür des Gartens sich öffnete, und eine weißgekleidete Dame den jungen Mann hineinzog. Es ist jedoch sehr leicht möglich, daß dies nur eine Sinnestäuschung und daß das, was ich für eine weißgekleidete Dame angesehen, in Wirklichkeit der Todesengel war, welcher die Seele des Sterbenden in Empfang nahm.«

»Und dann saht Ihr weiter nichts?«

»O doch. Ich sah den Beccajo, welcher davonrannte und sich den Kopf mit beiden Händen hielt. Er war durch das Blut ganz geblendet.«

»Ich danke, mein Freund, ich weiß nun Alles, was ich wissen wollte. Uebrigens ist mir, als hörte ich – Cirillo horchte.«

»Ja, es ist der Priester und sein Glöckchen; ich habe es auch schon gehört. Wenn man der ist, um dessentwillen dieses Glöckchen kommt, so hört man es von Weitem.«

Es trat einen Augenblick Schweigen ein, während dessen das Glöckchen immer näher kam.

»Also,« sagte der Sbirre zu Cirillo, »nicht wahr, es ist nun Alles aus? Es handelt sich nicht mehr darum, an die Dinge dieser Welt zu denken.«

»Ihr habt mir bewiesen, daß Ihr ein Mann seid. Ich werde zu Euch sprechen wie zu einem Manne: Ihr habt eben noch Zeit, Euch mit Gott auszusöhnen.«

»Amen,« sagte der Sbirre. »Und jetzt noch einen Löffel von Ihrem Tranke, damit mir der

Muth nicht untreu wird, denn ich fühle mich sehr elend.«

Cirillo that, was der Verwundete verlangte.

»Jetzt drucken Sie mir einmal derb die Hand.«

Cirillo drückte ihm die Hand.

»Noch derber!« sagte der Sbirre, »ich fühle sie ja nicht.«

Cirillo drückte mit aller Kraft die Hand des schon gelähmten Sterbenden.

»Dann machen Sie über mir das Zeichen des Kreuzes. Gott ist mein Zeuge, daß ich es selbst machen möchte, aber ich kann nicht.«

Cirillo machte das Zeichen des Kreuzes, und der Verwundete sprach mit einer Stimme, welche immer schwächer ward, die Worte:

»Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.«

In diesem Augenblicke erschien der Priester an der Thür hinter dem Knaben, welcher ihn geholt. Zu seiner Rechten hatte er das Kreuz, zu seiner Linken das Weihwasser und er selbst trug das heilige Viaticum.

Bei einem Eintritte fielen alle Anwesenden auf die Knie nieder.

»Man hat mich hierher gerufen?« fragte er.

»Ja, mein Vater,« sagte der Sterbende. »Ein armer Sünder steht im Begriffe den Geist aufzugeben, wenn er nämlich einen hat, und bei dieser schweren Aufgabe wünscht er, daß Sie ihn mit Ihrem Gebete unterstützen. Um Ihren Segen wagt er nicht zu bitten, weil er sich desselben unwürdig fühlt.«

»Meines Segens sind alle Menschen theilhaftig, mein Sohn,« antwortete der Priester, »und je größer der Sünder ist, desto mehr bedarf er desselben.«

Mit diesen Worten rückte er sich einen Stuhl an das Kopfende des Bettes, und setzte sich, mit dem Ciborium in den Händen und das Ohr dicht an den Mund des Sterbenden haltend.

Cirillo hatte nun nichts mehr bei diesem Menschen zu thun, dessen letzte Stunde er, so viel in seinen Kräften stand, erleichtert. Der Arzt war mit seiner Aufgabe fertig, und es war nun an dem Priester, die einige zu beginnen.

Er entfernte sich daher, denn er wünschte so schnell als möglich sich auf dem Kampfplatze umzusehen und sich zu überzeugen, daß der Sbirre ihm in Bezug auf Salvato Palmieri die Wahrheit gesagt.

Der Leser kennt die Oertlichkeiten bereits an dem Palmbaume, welcher ein zierliches Haupt über die Orangen- und Citronenbäume hin- und herwiegte.

Der Sbirre hatte den Platz gut bezeichnet. Cirillo ging sofort auf die kleine Gartenthür zu, durch welche der Sbirre den Verwundeten verschwinden zu sehen geglaubt hatte. Er bückte sich, um den unteren Theil der Thür zu besichtigen, und glaubte wirklich Spuren von Blut daran zu erkennen.

Waren diese schwarzen Flecke aber wirklich Blut oder bloß Feuchtigkeit? Cirillo hatte sein Taschentuch in den Händen der Frau gelassen, welche die Wunde des Sbirren gewaschen. Er band daher ein Halstuch ab, tauchte einen Zipfel desselben in das Wasser des Löwenbrunnens und rieb dann damit den Theil des Holzes, welcher von dunklerer Färbung zu sein schien als die übrige Thür.

In einer Entfernung von einigen Schritten, in der Richtung des Palastes der Königin Johanna,

brannte eine Laterne vor einem Madonnenbild.

Cirillo stieg auf einen Eckstein und hielt das weißbatistene Tuch so nahe als möglich an die Laterne.

Es stand außer allem Zweifel – es war wirklich Blut.

»Salvato Palmieri liegt drinnen, sagte er, indem die Hand nach dem Hause des Chevalier San Felice ausstreckte.

»Es fragt sich nun: ist er todt oder lebt er noch? Dies muß ich heute noch erfahren.«

Er schritt über den Platz und kam wieder an dem Hause vorbei, in welches man den Sbirren getragen Er warf einen Blick hinein.

Der Verwundete war so eben gestorben und Don Michelangelo Ciccone betete an seinem Lager.

In dem Augenblick, wo Dominico Cirillo in seine Wohnung zurückkam, schlug auf der Kirche von Pie di Grotta die dritte Morgenstunde.

Zehntes Capitel.

Der Cabinetsrath.

Außer den Sitzungen, welche bei der Königin in jenem dunklen Zimmer stattfanden, in welches wir unsere Leser eingeführt und die man mit Recht für Inquisitionssitzungen halten konnte, fanden jede Woche im Palast vier regelmäßige Sitzungen des Cabinetsrathes statt, nämlich Montag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag.

Die Personen, welche diesen Cabinetsrath bildeten, waren:

Der König, wenn er durch die Wichtigkeit des zu verhandelnden Gegenstandes dazu genöthigt ward.

Die Königin, wegen deren Recht diesen Sitzungen beizuwohnen wir bereits die erforderliche Erklärung gegeben.

Der Generalcapitän Jean Acton, Vorsitzender des Cabinetsrathes.

Der Fürst von Castel Cicala, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Marine, des Handels und in seinen Mußestunden Spion, Denunciant und Richter.

Der Brigadier Giovanni Baptista Ariola, Kriegsminister, ein intelligenter und verhältnismäßig rechtschaffener Mann.

Der Marquis Saverio Simonetti, Minister der Justiz und der Begnadigung.

Der Marquis Ferdinand Corradino, Minister des Cultus und der Finanzen, welcher der mittelmäßigste von allen Ministern gewesen wäre, wenn er in dem Cabinetsrath nicht Saverio Simonetti getroffen hätte, der noch mittelmäßiger war als er.

Bei großen Gelegenheiten kamen zu diesen Herren noch der Marquis de la Sambuca, der Fürst Carini, der Herzog von San Nicolo, der Marquis Balthasar Cito, der Marquis del Gallo und die Generale Pignatelli, Colli und Parisi.

Ganz im Gegensatz zu dem König, welcher Ton zehn Cabinetsrathssitzungen höchstens einer beiwohnte, war die Königin im Besuche derselben sehr eifrig.

Allerdings schien sie oft bloße Zuhörerinnen der Discussion zu sein und saß fern von der Tafel in einem Winkel oder in einer Fensterbrüstung mit ihrer Favoritin Emma Lyonna, welche sie mit in den Sitzungssaal brachte, als gehörte sie mit zu ihr und als hätte dies ebensowenig zu bedeuten, wie wenn der König seinen Lieblingshund mit brachte.

Jedes spielte seine Komödie. Die Minister thaten als ob sie discutirten, Ferdinand that als hörte er aufmerksam zu, Caroline that als wäre sie zerstreut, der König kratzte seinem Hunde den Kopf, die Königin spielte mit Emmas Haar und Favorit und Favoritin lagen der eine zu den Füßen seines Herrn, die andere auf den Knieen ihrer Herrin.

Die Minister machten im Vorübergehen oder in den Zwischenpausen der Discussionen dem Hunde eine Liebkosung und der schönen Emma eine Schmeichelei, und Liebkosung und Compliment wurden durch ein Lächeln des Herrn oder der Herrin belohnt.

Der Generalcapitän Jean Acton, der einzige Pilot, auf welchem die Verantwortlichkeit für dieses Schiff ruhte, welches von dem aus Frankreich wehenden revolutionären Wind hin- und

hergetrieben ward und überdies in den Klippen jenes gefährlichen Meeres umhersteuerte, in welchem binnen sechs Jahrhunderten acht verschiedene Dynastien scheiterten, Acton, sagen wir, schien mit gerunzelter Stirn, düsterem Blick und zitternder Hand, als ob er wirklich ein Steuerruder in derselben hielte und allein im Stande wäre, den sei der Situation, das Herannahen der Gefahr zu begreifen.

Auf die englische Flotte sich stützend, der Mitwirkung Nelson's fast sicher und stark besonders in ihrem Haß gegen Frankreich, war die Königin nicht blos entschlossen, der Gefahr Trotz zu bieten, sondern auch ihr entgegenzugehen und sie herauszufordern.

Was Ferdinand betraf, so war bei ihm gerade das Gegentheil der Fall.

Er hatte bis jetzt mit Aufbietung aller Hilfsquellen seiner erheuchelten Biederkeit so laviert, daß er, wenn er auch nicht Frankreich zufriedengestellt, demselben doch wenigstens keinen direkten Anlaß gegeben, sich mit ihm zu überwerfen.

In Folge der von Caroline begangenen Unklugheiten waren aber die Ereignisse rascher vorgeschritten, als der König berechnet hatte, welcher, anstatt ihnen einen beschleunigten Anstoß zu geben, sie lieber mit weiser Langsamkeit sich entrollen lassen wollte.

Deshalb war man, wie wir gesehen, Nelson entgegengefahren.

Deshalb hatte man, trotz der mit Frankreich abgeschlossenen Verträge, die englische Flotte in dem Hafen von Neapel empfangen.

Deshalb hatte man dem Sieger von Abukir ein glänzendes Fest gegeben.

Deshalb hatte der Gesandte der Republik, dieser Hinterlist, dieser Lügen und Beleidigungen überdrüssig, ohne zu berechnen, ob Frankreich seinerseits dazu bereit wäre, im Namen seiner Regierung der Regierung der beiden Sicilien den Krieg erklärt.

Deshalb hatte endlich der König, der schon für Dienstag den 27. September eine große Jagd veranstaltet, zu welcher drei Fanfaren das Signal geben sollten, wie wir bereits gesehen, in Folge eines Briefes von der Königin seine Jagd wieder abbestellt und sich genöthigt gesehen, dieselbe in eine Cabinetrathssitzung zu verwandeln.

Uebrigens waren die Minister und Rätthe durch Acton von der wahrscheinlich üblen Laune. Seiner Majestät im voraus unterrichtet und aufgefordert worden, sich in pythagoräisches Schweigen zu hüllen.

Die Königin war zuerst in den Berathungssaal getreten und fand hier außer den Ministern und Rätthen den Cardinal Ruffo.

Sie ließ ihn fragen, welchem glücklichen Umstände man das Vergnügen seiner Gegenwart verdanke.

Ruffo antwortete, er sei auf ausdrücklichen Befehl des Königs da.

Die Königin und der Cardinal wechselten hierauf von der einen Seite eine leichte Verneigung des Kopfes, von der andern eine tiefe Verbeugung.

Dann erwartete man schweigend die Ankunft des Königs.

Ein Viertel auf zehn öffneten sich beide Flügeltüren und die Thürsteher meldeten:

»Der König!«

Ferdinand trat mit einer unzufriedenen, mürrischen Miene ein, welche gegen den freudigen, triumphierenden Gesichtsausdruck der Königin gewaltig abstach.

Sein Hund Jupiter, mit welchem wir bereits Bekanntschaft gemacht, folgte ihm mit gesenktem

Kopfe und mit herabhängendem Schweife. Obschon die Jagd auf einen andern Tag verschoben worden, so hatte der König doch, wie um gegen die ihm angethane Gewalt zu protestieren, sein Jagdcostüm angelegt.

Es war dies ein Trost, den er sich gewährte, und den nur der zu schätzen wußte, welcher seinen Fanatismus für das Vergnügen kannte, dessen man ihn beraubt.

Bei seinem Eintritte erhoben sich alle Anwesenden, selbst die Königin.

Ferdinand sah sie von der Seite an, schüttelte den Kopf und seufzte wie ein Mensch, der sich dem Stein des Anstoßes aller seiner Vergnügungen gegenüber sieht.

Nachdem er die tiefen Verbeugungen der Minister und Rätthe durch einen allgemeinen Gruß rechts und links und durch einen persönlichen und besonderen für den Cardinal Ruffo beantwortet, sagte er in tragem Tone:

»Meine Herren, es thut mir außerordentlich leid, daß ich mich genöthigt gesehen habe, Sie an einem Tage zu bemühen, wo Sie vielleicht, wie ich, anstatt einer Cabinetrathssitzung beizuwohnen, sich mit Ihren Vergnügungen oder andern Angelegenheiten zu beschäftigen gedacht haben. Ich schwöre, daß es nicht meine Schuld ist; wie es aber scheint, haben wir sehr dringende und wichtige Angelegenheiten zu besprechen, welche, wie die Königin behauptet, nur in meiner Gegenwart besprochen werden können. Ihre Majestät wird Ihnen die Sache vortragen und Sie werden dann darüber urtheilen, und mich mit Ihrem guten Rathe unterstützen. Setzen Sie sich, meine Herren.«

Mit diesen Worten nahm er auch selbst ein wenig hinter den Andern und der Königin gegenüber Platz.

»Komm her, mein armer Jupiter,« sagte er dann, indem er sich mit der Hand auf den Schenkel schlug, »wir werden uns schön amüsieren!«

Der Hund kam gähnend herbei, und streckte sich wie eine Sphinx zu seinen Füßen nieder.

»Meine Herren, sagte die Königin mit jener Ungeduld, welche das dem ihrigen so ganz entgegengesetzte Thun und Wesen ihres Gemahls stets in ihr erweckte, »die Sache ist sehr einfach, und wenn der König heute aufgelegt wäre, davon zu sprechen, so würde er sie Ihnen in zwei Worten mittheilen.«

Als sie sah, daß Alle mit der größten Aufmerksamkeit horchten, fuhr sie fort:

»Der französische Gesandte, der Bürger Garat, hat diese Nacht Neapel verlassen, nachdem er uns zuvor den Krieg erklärt.«

»Und,« sagte der König, »es muß hierbei noch bemerkt werden, meine Herren, daß wir diese Kriegserklärung nicht gewollt haben, und daß unsere gute Freundin, die englische Regierung, ihren Zweck erreicht hat. Wir werden nun sehen, wie sie uns unterstützen wird. Dies ist Actons Sache.«

»Und die des tapferen Nelson,« sagte die Königin. »Uebrigens hat er bei Abukir gezeigt, was das Genie im Bunde mit dem Muthe auszurichten vermag.«

»Gleichviel, Madame,« sagte der König. »Ich zögere nicht, Ihnen offen zu sagen, daß der Krieg mit Frankreich eine schlimme Geschichte ist.«

»Aber,« entgegnete die Königin ärgerlich, »Sie werden selbst zugeben, daß die Geschichte weniger schlimm ist, seitdem der Bürger Buonaparte, obschon er sich den Sieger von Dego, von Montenotte, von Arcole und von Mantua nennt, abgeschnitten in Egypten sitzt, wo er bleiben wird, bis Frankreich eine neue Flotte gebaut hat, um ihn zu holen. Er wird dadurch hoffentlich

Zeit gewinnen, die Rüben wachsen zu sehen, zu welchen das Directorium ihm den Samen geliefert, damit er die Ufer des Nil damit besäe.«

»Ja,« antwortete der König in nicht weniger ärgerlichem Tone, »in Ermangelung des Bürgers Buonaparte, der übrigens sehr gütig ist, wenn er sich blos den Sieger von Dego, von Montenotte, von Arcole und von Mantua nennt, da er sich mit Recht auch den von Roveredo, von Baffano, von Castiglione und von Millesimo nennen könnte – bleiben Frankreich noch Massena, der Sieger von Rivoli, Bernadotte, der Sieger von Tagliamento, Augereau, der Sieger von Lodi, Jourdan, der Sieger von Fleurus, Brune, der Sieger von Alkmer, Moreau, der Sieger von Rastatt, und dies sind Sieger genug für uns, die wir noch niemals gesiegt, abgesehen von Championnet, dem Sieger der Dünen, den ich vergessen und der, wie ich Ihnen beiläufig bemerklich mache, nur dreißig Meilen, das heißt drei Tagemärsche weit von uns steht.«

Die Königin zuckte die Achseln mit einem verächtlichen Lächeln, welches Championnet galt, dessen augenblickliche Ohnmacht sie erkannte, welches der König aber auf sich bezog.

»Ich kann mich höchstens um zwei bis drei Meilen geirrt haben, Madame,« sagte er. »Seitdem die Franzosen Rom besetzt halten, habe ich oft genug gefragt, wie viel die Entfernung betrage, um es zu wissen.«

»O, ich will Ihnen Ihre geographischen Kenntnisse gar nicht streitig machen, Majestät,« sagte die Königin, indem sie ihre Unterlippe auf das Kien herabhängen ließ.

»Ich verstehe; Sie begnügen sich, mir meine politischen Fähigkeiten streitig zu machen. Obschon aber San Nicandro sein Möglichstes gethan hat, um einen Esel aus mir zu machen und obschon ihm dies nach Ihrer Meinung unglücklicherweise auch sehr wohl gelungen ist, so muß ich doch diesen Herren, welche die Ehre haben, meine Minister zu sein, bemerklich machen, daß die Sache sich verwickelt. Es handelt sich jetzt nicht mehr darum wie im Jahre 1793, drei oder vier Schiffe und fünf- oder sechstausend Mann nach Toulon zu schicken, die übrigens, Schiffe sowohl als Mannschaften, in einem schönen Zustande von Toulon zurückkamen, denn der Bürger Buonaparte hatte, obschon er damals noch Sieger von nichts war, die nicht schlecht zugerichtet. Es handelt sich jetzt nicht mehr darum wie im Jahre 1796, der Coalition vier Regimenter Cavallerie zu liefern, welche allerdings Wunder in Tirol von Tapferkeit verrichteten, was aber nicht verhinderte, daß Cuto gefangengenommen ward und Moliterno das schönste seiner Augen dort ließ. Bemerken Sie wohl, daß wir 1793 sowohl als 1796 noch durch die ganze Breite Oberitaliens gedeckt waren, weil dieses von den Truppen unseres Neffen besetzt war, der, ohne daß ich ihm einen Vorwurf daraus machen will, keine Eile zu haben scheint, einen Feldzug zu beginnen, obschon der Bürger Buonaparte ihm durch den Vertrag von Campo Formio die Krallen verteufelt verschnitten hat. Aber unser Neffe Franz ist ein kluger Mann. Er begnügt sich, um den Feldzug zu eröffnen, nicht mit den sechzigtausend Mann, welche Sie ihm anbieten, sondern er erwartet auch noch die fünfzigtausend, welche der Kaiser von Rußland ihm verspricht. Er kennt die Franzosen, denn er hat schon zu seinem Nachtheil mit ihnen zu thun gehabt.«

Und Ferdinand, welcher seine gute Laune wieder ein wenig zu gewinnen begann, lachte über seine eigenen Bemerkungen, und rechtfertigte dadurch jene so wahre und deshalb so betrübende Maxime Larochevoucauld's, daß in dem Unglücke eines Freundes stets etwas liegt, was uns Vergnügen macht.

»Ich muß,« antwortete Caroline, die sich durch die Heiterkeit, welche der König auf Kosten seines Neffen an den Tag legte, verletzt fühlte, »ich muß dem König bemerklich machen, daß es

der neapolitanischen Regierung nicht wie dem Kaiser von Oesterreich freisteht, Zeit und Stunde zu wählen. Nicht wir sind es, die Frankreich den Krieg erklären, sondern Frankreich erklärt ihn uns und hat ihn uns schon erklärt. Wir müssen daher so bald als möglich sehen, welche Mittel uns zur Führung dieses Krieges zur Verfügung stehen.«

»Allerdings müssen wir das sehen, sagte der König. »Beginnen wir mit Dir, Ariola. Man spricht von fünfundsechzigtausend Mann. Wo sind deine fünfundsechzigtausend Mann?«

»Wo sie sind, Sire?«

»Ja, zeige sie mir.«

»Nichts leichter als dies, und der Generalcapitän Acton ist hier und kann Ew. Majestät sagen, ob ich lüge.«

Acton nickte bejahend mit dem Kopf.

Ferdinand sah Acton von der Seite an. Er hatte zuweilen Anwandlungen, nicht von Eifersucht, denn dazu war er zu sehr Philosoph, wohl aber von Neid. Acton gab daher in Gegenwart des Königs nur dann ein Lebenszeichen von sich, wenn Ferdinand selbst das Wort an ihn richtete.

»Der Generalcapitän wird für sich antworten, wenn ich ihm die Ehre erzeige ihn zu befragen,« sagte der König. »Mittlerweile antworte für Dich selbst, Ariola. Wo sind deine fünfundsechzigtausend Mann?«

»Zweiundzwanzigtausend stehen im Lager von San Germano, Sire.«

So wie Ariola die Truppen herrechnete, zählte Ferdinand, mit dem Kopfe nickend, an den Fingern.

»Ferner haben wir sechzehntausend Mann in den Abruzzen,« fuhr Ariola fort, »achttausend in der Ebene von Sessa, sechstausend in den Mauern von Gaëta, zehntausend sowohl in Neapel als an den Küsten, endlich dreitausend in Benevento und Ponto Corvo.«

»Die Rechnung stimmt, sagte der König, als Ariola mit seiner Aufzählung fertig war; »ich habe sonach wirklich eine Armee von fünfundsechzigtausend Mann.«

»Die sämtlich neu nach österreichischer Manier uniformiert sind.«

»Das heißt wohl weiß?«

»Ja, Sire, anstatt wie früher grün.«

»Ach, mein lieber Ariola,« rief der König mit einem Ausdrucke grotesker Schwermuth, »mögen meine Soldaten nun weiß oder grün uniformiert sein, so laufen sie doch davon.«

»Sie haben eine beklagenswerthe Meinung von Ihren Unterthanen, Majestät,« antwortete die Königin.

»Eine beklagenswerthe Meinung, Madame? Im Gegentheile ich halte meine Unterthanen für sehr klug, ja sogar für zu klug, und eben deshalb zweifle ich, daß sie sich wegen Dingen todschlagen lassen, die sie nichts angehen. Ariola sagt uns, er habe fünfundsechzigtausend Mann. Unter diesen fünfundsechzigtausend Mann sind allerdings fünfzehntausend Mann alte Soldaten, aber diese alten Soldaten haben noch niemals einen Schuß abgefeuert, noch eine Kugel pfeifen gehört. Diese laufen vielleicht erst bei dem zweiten Schusse davon, das ist wohl möglich. Was aber die fünfzigtausend Anderen betrifft, so datieren dieselben von sechs Wochen oder einem Monat, und wie sind diese fünfzigtausend Mann überdies zusammengebracht worden! Ach, meine Herren, Sie glauben, ich achte auf nichts, weil ich während des größten Theils der Zeit, wo Sie hier discutiren, mit Jupiter plaudere, der ein ungemein kluges Thier ist. Ich überhöre aber von Allem, was Sie sprechen, kein Wort. Ich lasse Sie blos gewähren. Widersprüche ich

Ihnen, so wäre ich genöthigt, Ihnen zu beweisen, daß ich mich auf das Regieren besser verstehe als Sie, und dies macht mir nicht Vergnügen genug, daß ich es deshalb auf die Gefahr ankommen ließe, mich mit der Königin zu veruneinigen, welcher das Regieren großes Vergnügen macht. Wohlan, jene fünfzig- tausend Mann sind von Ihnen nicht kraft eines Gesetzes oder unter Anwendung des Losziehens angeworben worden. Sie haben dieselben vielmehr mit Gewalt aus ihren Dörfern entführt und ihren Familien entrissen, ganz nach der Laune Ihrer Intendanten und Unterintendanten. Jede Gemeinde hat Ihnen von je tausend Seelen acht Recruten geliefert, aber soll ich Ihnen sagen, wie man dabei zu Werke gegangen ist? Anfangs hat man die Reichsten aufgeschrieben, diese aber haben sich losgekauft und sind nicht zur Armee abgegangen. Dann hat man die weniger Reichen aufgeschrieben, da aber diese bezahlen konnten, so sind sie eben so wenig zur Armee abgegangen als die ersten. So immer tiefer herabsteigend und nachdem man drei oder vier Contributionen erhoben, wovon man Dir, mein armer Corradino, obschon Du mein Finanzminister bist, wohlweislich nichts gesagt, ist man bis auf die gekommen, die keinen Grano besaßen, um sich loskaufen zu können. Diese mußten denn auch zuletzt wirklich zur Armee abgehen. Jeder dieser Soldaten repräsentiert daher eine lebendige Ungerechtigkeit, eine offenkundige Erpressung. Kein rechtmäßiger Grund knüpft ihn an den Dienst, kein moralisches Band hält ihn unter der Fahne zurück; er wird blos durch die Furcht vor harter Strafe gefesselt. Und Sie wollen, daß diese Leute sich todschlagen lassen, um ungerechte Minister, habgierige Intendanten, diebische Unterintendanten und überdies einen König zu stützen, welcher der Jagd und dem Fischfang obliegt, der sich Vergnügen macht und sich mit seinen Unterthanen nur insofern beschäftigt, daß er mit seiner Meute ihre Felder überschwemmt und ihre Ernte ruiniert? Da wären sie sehr dumm. Wenn ich Soldat in meinem Dienst wäre, so desertierte ich schon den ersten Tag und würde lieber Straßenräuber, denn die Straßenräuber fechten wenigstens für sich selbst und lassen sich für sich selbst todschlagen.«

»Ich muß gestehen, daß in dem, was Sie da sagen, Sire, sehr viel Wahres liegt,« antwortete der Kriegsminister.

»Zum Teufel, hob der König wieder an, »ich spreche stets die Wahrheit, wohlverstanden, wenn ich zum Lügen keinen Grund habe. Laß uns mittlerweile die Sache noch näher ins Auge fassen. Ich gebe zu, daß Du deine fünfundsechzigtausend Mann hast. Sie stehen neu uniformiert mit der Muskete auf der Schulter, dem Degen an der Seite und der Patromtasche auf dem Rücken in Schlachtordnung da. Wen willst Du an ihre Spitze stellen, Ariola? Dich vielleicht selbst?«

»Sire,« antwortete Ariola, »ich kann nicht zugleich Kriegsminister und Obergeneral sein.«

»Und Du willst daher lieber Kriegsminister bleiben– das kann ich mir wohl denken.«

»Sire!«

»Ich sage Dir, daß ich mir das recht wohl denken kann.«

»Wie steht's mit Dir, Pignatelli? Hättest Du Lust, den Oberbefehl über Ariolas fünfundsechzigtausend Mann zu übernehmen?«

»Sire,« antwortete der General, welchen der König angeredet, »ich gestehe, daß ich eine solche Verantwortlichkeit nicht auf mich nehmen möchte.«

»Das wären Zwei. Wie steht's mit Dir, Colli?« fuhr der König fort.

»Ich müßte das Amerbieten auch ablehnen, Sire.«

»Und wie wäre es mit Dir, Parisi?«

»Sire, ich bin blos Brigadier.«

»Ja, ja, eine Brigade oder auch allenfalls eine Division wollt Ihr wohl commandieren, aber einen Feldzugsplan entwerfen, strategische Combinationen ersinnen und einen kampfgeübten Feind angreifen und besiegen, dazu will sich keiner von Euch anheischig machen.«

»Ew. Majestät brauchen sich wegen eines Obergenerals kein Kopfzerbrechens zu machen,« sagte die Königin; »dieser Obergeneral ist bereits gefunden.«

»Wie!« rief Ferdinand, »doch hoffentlich nicht in meinem Königreiche?

»Nein, Majestät, seien Sie unbesorgt, antwortete die Königin. »Ich habe meinen Neffen um einen Mann ersucht, dessen militärischer Ruf gleichzeitig dem Feinde imponiert, und den Ansprüchen unserer Freunde genügt.«

»Und wie heißt derselbe?« fragte der König.

»Es ist der Baron Carl Mack. Haben Sie etwas gegen ihn zu erinnern?«

»Weiter nichts, entgegnete der König, »als daß er sich von den Franzosen hat schlagen lassen. Da dies aber allen Generalen des Kaisers, mit Einschluß seines Onkels und Ihres Bruders, des Prinzen Carl, begegnet ist, so ist mir Mack ebenso recht als ein Anderer.«

Die Königin biß sich auf die Lippen bei diesem unerbittlichen Spott des Königs, welcher den Cynismus so weit trieb, daß er in Ermangelung Anderer sich selbst zur Zielscheibe nahm.

Sie erhob sich daher und fragte:

»Sie nehmen also den Baron Carl Mack als Obergeneral Ihrer Armee an?«

»Ja wohl, mit dem größten Vergnügen,« antwortete der König.

»In diesem Falle erlauben Sie –«

Und die Königin näherte sich der Thür.

Der König folgte ihr mit den Augen und konnte nicht errathen, was sie machen wolle, als plötzlich ein Jagdhorn, von zwei mächtigen Lippen und einer gewaltigen Lunge geblasen, in dem Hofe des Palastes, auf welchen die Fenster des Berathungssaales gingen, so laut zu schmettern begann, daß die Fensterscheiben davon erzitterten und die Minister und Räthe, welche nicht wußten, was diese unerwartete Fanfare bedeuten sollte, einander mit erstaunten Blicken ansahen.

Dann richteten sich Aller Augen auf den König, wie um von ihm die Erklärung dieser gemeinen Unterbrechung zu verlangen.

Der König schien jedoch ebenso erstaunt zu sein als die Andern und Jupiter ebenso erstaunt als der König.

Ferdinand horchte einen Augenblick, als ob er seinen eigenen Ohren nicht traute, dann sagte er:

»Was fällt denn diesem Wichte ein? Er muß doch wissen, daß die Jagd abbestellt ist; warum gibt er das erste Signal?«

Der Piqueur fuhr fort wüthend in ein Horn zu blasen.

Der König erhob sich in großer Aufregung. Es war augenscheinlich, daß ein heftiger Kampf in ihm stattfand.

Er ging an das Fenster und öffnete es.

»Willst Du wohl schweigen, Dummkopf?« rief er.

Dann schloß er das Fenster ärgerlich wieder und kam dann, immer von Jupiter gefolgt, um wieder seinen Platz in seinem Lehnssessel einzunehmen.

Während der Bewegung aber, die er gemacht, war unter dem Schutze der Königin eine neue

Person auf der Bühne erschienen.

Die Königin hatte nämlich, während der König mit seinem Piqueur sprach, die Thür, welche aus dem Berathungszimmer in ihre Gemächer führte, geöffnet und die fragliche Person eingelassen.

Jeder betrachtete mit Ueberraschung und Erstaunen den Unbekannten, und von Seiten des Königs geschah dies mit nicht weniger Ueberraschung als von Seite der Andern.

Elftes Capitel.

Der General Baron Carl Mack.

Der, welcher dieses allgemeine Erstaunen hervorrief, war ein Mann von fünf- bis sechsundvierzig Jahren, groß, blond, bleich, in österreichischer Uniform, mit den Abzeichen der Generalswürde und unter andern Decorationen auch mit dem Marie Theresienorden und dem des heil. Januarius geschmückt.

»Sire,« sagte die Königin, »ich habe die Ehre, Ihnen, den Baron Carl Mack vorzustellen, welchen Sie soeben zum Obergeneral Ihrer Armee ernannt haben.«

»Ah, mein lieber General, sagte der König, indem er mit einem gewissen Erstaunen den St. Januariusorden betrachtete, womit der General geschmückt war und welchen der König sich nicht erinnern konnte, ihm verliehen zu haben: »ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Dann wechselte er mit Ruffo einen Blick, welcher zu sagen schien: »Aufgepaßt!«

Mack verneigte sich tief, und stand ohne Zweifel im Begriffe, dieses Compliment des Königs zu beantworten, als die Königin wieder das Wort ergriff und sagte:

»Sire, ich glaubte, wir dürften die Ankunft des Barons in Neapel nicht abwarten, um ihm einen Beweis der Achtung zu geben, welche Sie ihm zollen, und habe ihm daher, ehe er Wien verließ, durch Ihren Gesandten die Insignien Ihres Ordens vom heil. Januarius zustellen lassen.«

»Und ich, Sire,« sagte der Baron mit einem Enthusiasmus, der vielleicht ein wenig zu theatralisch war, um aufrichtig zu sein, »ich bin, getrieben von Dankbarkeit für die Güte Ew. Majestät, mit der Schnelligkeit des Blitzes herbeigeeilt, um Ihnen zu sagen: Sire, mein Degen gehört Ihnen.«

Mit diesen Worten zog Mack die Klinge aus der Scheide. Der König schob seinen Sessel einen Schritt zurück. Ebenso wie Jacob der Erste liebte er nicht den Anblick des blanken Eisens.

Mack fuhr fort:

»Dieser Degen gehört Ihnen und Ihrer Majestät der Königin, und wird nicht eher ruhig in seiner Scheide schlafen, als bis er diese verruchte französische Republik gestürzt hat, welche die Verläugnung der Menschenwürde und die Schmach Europas ist. Nehmen Sie meinen Schwur an, Sire?« fuhr Mack fort, indem er in furchtbarer Weise seinen Degen schwang.

Ferdinand, der für seine Person kein Freund theatralischer Geberden war, konnte mit seinem bewundernswürdigem gesunden Menschenverstande nicht umhin zu sehen, welche lächerliche Prahlerei in dem Auftreten des Generals Mack lag, und mit seinem spöttischen Lächeln murmelte er in seinem neapolitanischen Patois, welches, wie er wußte, für Jeden, der nicht am Fuße des Vesuv geboren worden, unverständlich war, das einzige Wort:

»Ceuzza!«

Gerne würden wir diese Art Ausruf, welcher den Lippen des Königs Ferdinand entschlüpfte, übersetzen, unglücklicher Weise aber gibt es in keiner Sprache ein Wort, welches ganz genau dasselbe bedeutete. Begnügen wir uns daher zu sagen, daß es so ziemlich die Mitte zwischen

Geck und Dummkopf bezeichnet.

Mack, der in der That nicht verstanden hatte und mit dem Degen in der Hand wartete, daß der König seinen Schwur annehme, drehte sich ziemlich verlegen nach der Königin herum.

»Ich glaube,« sagte Mack zur Königin, »Seine Majestät hat mir die Ehre erzeigt, mir etwas zu sagen.«

»Seine Majestät,« antwortete die Königin, ohne aus der Fassung zu kommen, »hat Ihnen durch ein einziges, ausdrucksvolles Wort seine Dankbarkeit zu erkennen gegeben.«

Mack verneigte sich und steckte, während das Gesicht des Königs seinen Ausdruck von gutmüthigem Spott beibehielt, seinen Degen wieder in die Scheide.

»Und nun,« sagte der König, der nun einmal die Bahn des Spottes betreten, welcher er gar so gern folgte, »hoffe, ich, daß mein lieber Neffe, indem er mir einen seiner besten Generale schickt, diese nichtswürdige französische Republik zu stürzen, mir gleichzeitig einen von dem Hofkriegsrath ausgearbeiteten Feldzugsplan übermittelt.«

Diese mit vollkommen gut gespielter Naivetät gestellte Frage war ein neuer Spott von Seiten des Königs, denn der Hofkriegsrath hatte die Pläne zu dem Feldzug von 96 und 97 ausgearbeitet, Pläne, nach welchen die österreichischen Generale und der Erzherzog Carl selbst geschlagen worden.

»Nein, Sire,« antwortete Mack, »ich habe Seine Majestät den Kaiser, meinen erhabenen Herrn, gebeten, mir in dieser Beziehung freie Hand zu lassen.«

»Und er hat Ihnen hoffentlich diese Bitte bewilligt, nicht wahr?« fragte der König.

»Ja, Sire, er hat mir diese Gnade erzeigt.«

»Und Sie werden sich dann wohl unverweilt mit dieser Aufgabe beschäftigen, mein lieber General? Denn ich gestehe, daß ich der Mittheilung dieses Planes mit großer Ungeduld entgegensehe.«

»Die Sache ist bereits gemacht, antwortete Mack im Tone eines Menschen, der mit sich selbst vollkommen zufrieden ist.

»Ah!« sagte Ferdinand, der seiner Gewohnheit gemäß sofort wieder gutgelaunt war, wenn er Jemanden fand, den er verspotten konnte, »Sie hören es, meine Herren. Ehe noch der böse Garat uns im Namen der nichtswürdigen französischen Republik den Krieg erklärt hatte, war die nichtswürdige französische Republik, Dank dem Genie unseres Obergenerals, schon geschlagen. Wir stehen sichtlich unter den Schutze Gottes und des heiligen Januarius Dank, mein lieber General, Dank!«

Mack, der dieses Compliment buchstäblich nahm, verneigte sich tief vor dem König.

»Welch ein Unglück,« rief dieser, »daß wir nicht eine Karte unserer Staaten und der römischen Staaten hier haben, um den Operationen des Generals auf dieser Karte zu folgen. Man sagt, der Bürger Buonaparte habe in seinem Cabinet in der Rue Chantereine zu Paris eine große Karte, auf welcher er seinen Secretären und Adjutanten im voraus die Punkte bezeichnet, wo er die feindlichen Generale schlagen wird. Der Baron würde uns im voraus diejenigen bezeichnet haben, auf welchen er die französischen Generale schlagen wird. Du wirst eine ähnliche Karte wie die des Bürgers Buonaparte für das Kriegsministerium anfertigen lassen und dem Baron Mack zur Verfügung stellen, hörst Du, Ariola?«

»Es wäre dies überflüssige Mühe, Sire. Ich besitze bereits eine ganz vortreffliche Karte.«

»Die eben so gut ist wie die des Bürgers Buonaparte?« fragte der König.

»Ich glaube es,« antwortete Mack mit selbstzufriedener Miene.

»Wo ist sie, General?« fragte der König wieder; »wo ist sie? Ich sterbe vor Ungeduld, eine Karte zu sehen, auf welcher man den Feind im Voraus schlägt.«

Mack gab einem Thürsteher Befehl, ihm das Portefeuille zu bringen, welches er in dem Nebenzimmer gelassen.

Die Königin, welche ihren Gemahl kannte, sich durch die erheuchelten Complimente, welche er ihrem Schützling machte, nicht täuschen ließ und fürchtete, dieser werde endlich bemerken, daß er der Spottsucht des Königs zur Zielscheibe diene, wendete ein, daß jetzt vielleicht nicht der geeignete Augenblick sei, sich mit diesem Detail zu beschäftigen. Mack aber, welcher diese Gelegenheit, seine strategische Wissenschaft durch drei oder vier anwesende Generale bewundern zu lassen, nicht versäumen wollte, verbeugte sich mit ehrerbietiger Beharrlichkeit und die Königin gab nach.

Der Thürsteher brachte eine große Mappe, auf deren einer Seite das österreichische Wappen, auf der andern der Name und die Titel des Generals Mack in Golddruck zu sehen waren.

Der General zog eine große Karte der römischen Staaten mit ihren Grenzen heraus und breitete sie auf die Tafel.

»Achtung, mein lieber Kriegsminister! Achtung, meine Herren Generale!« sagte der König. »Verlieren wir kein Wort von dem, was der Baron uns sagen wird. Sprechen Sie, Baron, man hört Sie.«

Der Officier näherte sich dem Tische mit lebhafter Neugier. Der Baron Mack stand – man wußte damals nicht warum, und hat es auch später niemals erfahren – in dem Rufe, einer der ersten Strategen der Welt zu sein.

Die Königin, welche sich an etwas, was sie als eine Mystification von Seite des Königs betrachtete, nicht beteiligen wollte, trat ein wenig auf die Seite.

»Wie, Madame,« rief der König, »in dem Augenblicke, wo der Baron einwilligt uns zu sagen, wo er diese Republikaner, die Ihnen so sehr verhaßt sind, schlagen wird, entfernen Sie sich?«

»Ich verstehe nichts von der Strategie,« entgegnete die Königin ärgerlich. »Vielleicht,« fuhr sie fort, indem sie mit der Hand auf den Cardinal Ruffo zeigte, »würde ich Jemanden, der sich darauf versteht, bloß den Platz wegnehmen.«

Und sich einem Fenster nähernd, trommelte sie an dem Glase.

In demselben Augenblicke und als ob sie damit ein verabredetes Signal gegeben, schmetterte eine zweite Jagdfanfare.

Der König blieb stehen, als ob ihm die Füße plötzlich in dem Mosaik angewurzelt wären, welches den Fußboden des Zimmers bildete. Sein Gesicht veränderte sich, und ein Ausdruck von Zorn trat an die Stelle der spöttischen Gutmüthigkeit, die bis jetzt darauf geschrieben stand.

»Ha,« rief er, »entweder haben diese Menschen den Verstand verloren, oder sie haben sich verschworen, mich um den meinigen zu bringen. Jetzt haben wir nicht Zeit, den Hirsch oder den Eber zu jagen, wir jagen den Republikaner!«

Dann eilte er zum zweiten Male an das Fenster, welches er mit noch größerer Heftigkeit als das erste Mal aufriß.

»Wirst Du endlich schweigen, Dummkopf!« rief er. »Ich weiß wirklich nicht, was mich abhält, hinunter zu kommen und Dir mit eigener Hand den Hals umzudrehen.«

»O, Sire,« sagte Mack, »das wäre zu viel Ehre für diesen gemeinen Kerl.«

»Glauben Sie, Baron?«, sagte der König, eine gute Laune wieder gewinnend. »Nun, lassen wir ihn dann leben, und beschäftigen wir uns nur mit Ausrottung der Franzosen. Lassen Sie Ihren Plan sehen, General, lassen Sie sehen.«

Und er schloß das Fenster mit größerer Ruhe, als man nach dem Zustande von Erbitterung hätte hoffen können, worin ihn der Schall des Horns versetzt, und welchem er glücklicherweise durch die abgedroschene Schmeichelei des Generals Mack wie durch ein Wunder wieder entrissen worden.

»Sehen Sie, meine Herren,« sagte Mack im Tone eines Professors, welcher seine Zöglinge unterrichtet, »unsere sechzigtausend Mann sind längs dieser Linie, welche sich von Gaëta bis Aquila erstreckt, auf vier bis fünf Punkte vertheilt.«

»Sie wissen, daß wir deren fünfundsechzigtausend haben,« sagte der König; »seien Sie daher nicht allzu sparsam.«

»Ich bedarf deren nur sechzigtausend, Sire, sagte Mack; »meine Berechnungen gründen sich auf diese Ziffer, und selbst wenn Ew. Majestät hunderttausend Mann hätten, so würde ich Ihnen nicht einen Tambour mehr abnehmen. Uebrigens bin ich über die Stärke der Franzosen ganz genau unterrichtet. Sie haben kaum zehntausend Mann.«

»Dann, sagte der König, »sind wir also sechs gegen einen. Dies beruhigt mich vollständig. Im Feldzuge von 96 und 97 waren die Soldaten meines Neffen nur zwei gegen einen, als sie von dem Bürger Buonaparte geschlagen wurden.«

»Ich war nicht dabei, Sire,« antwortete Mack mit selbstgenügsamem Lächeln.

»Das ist wahr,« antwortete der König mit gut erheuchelter Einfachheit. »Es war weiter Niemand dabei als Beaulieu, Wurmser, Alvinzi und der Prinz Carl.«

»Sire, Sire,« murmelte die Königin, indem sie Ferdinand am Schooße seines Jagdrockes zupfte.

»O, fürchten Sie nichts, sagte der König, »ich weiß, mit wem ich zu thun habe, und übrigens werde ich ihn bloß so weit kratzen, als er mir den Kopf herreckt.«

»Ich sagte also,« hob Mack wieder an, »daß das Gros unserer Truppen, ungefähr zwanzigtausend Mann, in San Germano steht und daß die vierzigtausend andern am Tronto, in Sessa, in Tagliacozzo und in Aquila campiren. Zehntausend Mann gehen über den Tronto und verjagen die französische Besatzung aus Ascoli, dessen sie sich bemächtigen, und rücken gegen Fermo vor. Viertausend Mann rücken von Aquila aus, besetzen Rieti und marschieren auf Terni; fünf- oder sechstausend rücken von Tagliacozzo nach Tivoli, um Streifzüge nach der Sabina zu machen; achttausend verlassen das Lager von Seffa und rücken auf der appischen Straße in die römischen Staaten ein, sechstausend Mann endlich schiffen sich nach Livorno ein, um den Franzosen, welche sich über Perugia zurückziehen, den weiteren Rückzug abzuschneiden.«

»Der General Mack, bemerkte der König, »sagt uns nicht, wie der Bürger Bonaparte ganz genau, wo er den Feind schlagen wird, aber er sagt uns wenigstens, wohin sich derselbe zurückzieht.«

»O,« rief Mack triumphierend, »ich werde Ihnen auch sagen, wo ich den Feind schlage.«

»Ah, lassen Sie sehen, sagte der König, welcher plötzlich an dem Kriege beinahe eben so viel Vergnügen zu finden schien, als er an der Jagd gefunden haben würde.

»Mit Ew. Majestät und zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Mann rücke ich von San Germano aus.

»Sie rücken mit mir von San Germano aus?«

»Ich marschiere auf Rom.«

»Abermals mit mir?«

»Ich debouchire durch die Landstraßen von Ceparano und Frosinone.«

»Das sind sehr schlechte Straßen, General! Ich kenne sie; ich ward einmal dort umgeworfen.«

»Der Feind verläßt Rom.«

»Wissen Sie das gewiß?«

»Rom ist kein Platz, welcher vertheidigt werden könnte.«

»Und wenn der Feind Rom verlassen hat, was macht er dann?«

»Er zieht sich auf Civita-Catellana zurück, was eine furchtbar feste Position ist.«

»Aha, und in dieser lassen Sie ihn, nicht wahr?«

»Nein; ich greife ihn an, und schlage ihn.«

»Sehr schön. Wenn Sie ihn nun aber nicht schlügen?«

»Sire, sagte Mack, indem er die Hand auf die Brust legte und sich vor dem König verneigte, wenn ich die Ehre habe, Ew. Majestät zu sagen, daß ich ihn schlagen werde, so ist es so gut, als wäre er schon geschlagen.«

»Nun, dann geht Alles gut,« sagte der König.

»Haben Ew. Majestät gegen den Plan, welchen ich Ihnen vorgelegt, irgend welche Einwendungen zu erheben?«

»Nein, es gibt nur einen einzigen Punkt, über welchen wir uns zu verständigen haben würden.«

»Und welcher wäre das, Sire?«

»In Ihrem Feldzugsplane sagen Sie, daß Sie von San Germano mit mir ausrücken.«

»Ganz recht, Sire.«

»Dann werde ich also den Krieg mitmachen?«

»Ohne Zweifel.«

»Dies ist die erste Mittheilung, die ich darüber höre. Und welchen Grad bieten Sie mir in meiner Armee an? Ich begehe doch keine Indiscretion, wenn ich mich bei Ihnen darnach erkundige?«

»Das Obercommando, Sire. Ich würde mich glücklich und stolz fühlen. Ihren Befehlen zu gehorchen.«

»Das Obercommando? Hm, hm!«

»Würden Sie dieses zurückweisen, Majestät? Man hatte mir dennoch Hoffnung gemacht –«

»Wer hatte Ihnen Hoffnung gemacht –«

»Ihre Majestät, die Königin.«

»Ihre Majestät die Königin ist sehr gütig. Ihre Majestät die Königin vergißt aber in der allzu hohen Meinung, die sie von jeher von mir gehabt und die sie auch bei dieser Gelegenheit von mir kundgibt, daß ich nicht ein Kriegermann bin. Ich sollte das Obercommando übernehmen?« fuhr der König fort. »Hat San Nicandro mich vielleicht zu einem Alexander oder einem Hannibal erzogen? Bin ich vielleicht auf der Kriegsschule zu Brienne gewesen wie der Bürger Buonaparte? Habe ich vielleicht den Polybius, Cäsar's Commentarien, den Chevalier Folard, Montecuculi und den Marschall von Sachsen gelesen, wie der Prinz Carl? Habe ich überhaupt etwas gelesen, was mich fähig machte, schulgerecht geschlagen zu werden? Habe ich vielleicht andere Truppen commandirt, als meine Liparioten?«

»Sire, antwortete Mack, »ein Nachkomme Heinrichs des Vierten und ein Enkel Ludwigs des Vierzehnten weiß dies Alles, ohne es jemals gelernt zu haben.«

»Mein lieber General,« sagte der König, »so etwas müssen Sie Jemanden sagen, der noch dümmer ist als ich.«

»Sire,« rief Mack ganz erstaunt, einen König so freimüthig eine Meinung über sich selbst aussprechen zu hören.

Mack wartete; Ferdinand kratzte sich hinter dem Ohr.

»Und dann?« fragte Mack, als er sah, daß das, was der König noch zu sagen hatte, nicht allein zum Vorschein kommen würde.

Ferdinand schien noch zu überlegen. Nach einer Weile hob er an:

»Eines der ersten Erfordernisse eines Generals ist der Muth, nicht wahr?«

»Das ist allerdings unbestreitbar.«

»Dann besitzen Sie also wohl Muth?«

»Sire –«

»Sie wissen ganz bestimmt, daß Sie Muth besitzen, nicht wahr?«

»O!«

»Wohlan, ich weiß es von mir nicht ganz bestimmt.«

Die Königin erröthete bis an die Ohren. Mack sah den König mit Erstaunen an. Die Minister und Räthe, welche den Cynismus des Königs kannten, lächelten. Nichts was von dieser seltsamen Persönlichkeit, die man König Ferdinand nannte, ausging, konnte sie in Erstaunen setzen.

»Indeß,« fuhr der König fort, »es ist möglich, daß ich mich irre und daß ich Muth besitze, ohne es selbst zu wissen. Wir werden ja sehen.«

Dann drehte er sich nach seinen Räthen, Ministern und Generalen herum und sagte:

»Meine Herren, Sie haben den Feldzugsplan des Barons gehört, nicht wahr?«

Alle gaben durch entsprechende Geberden zu verstehen, daß dies der Fall sei.

»Und Du billigt ihn, Ariola?«

»Ja, Sire,« antwortete der Kriegsminister.

»Du auch, Pignatelli?«

»Ja, Sire.«

»Du auch, Colli?«

»Ja, Sire.«

» Du auch, Parisi?«

»Ja, Sire.«

Zuletzt wendete er sich zu dem Cardinal, der, wie er schon während der ganzen Sitzung gethan, sich ein wenig beiseite hielt.

»Und Sie, Ruffo?« fragte er.

Der Cardinal schwieg.

Mack hatte jede der Beifallserklärungen mit einem Lächeln begrüßt. Er betrachtete daher mit Erstaunen den Mann der Kirche, welcher sich nicht beeilte wie die Andern, sich ebenfalls einverstanden zu erklären.

»Vielleicht, sagte die Königin, »hatte der Herr Cardinal einen bessern Plan ausgearbeitet.«

»Nein, Majestät, antwortete der Cardinal, ohne die Fassung zu verlieren. »Ich wußte ja nicht, daß der Krieg so nahe bevorstünde, und es hatte mir auch Niemand die Ehre erzeigt, mich um meine Meinung zu befragen.«

»Wenn Sie, Eminenz, sagte Mack in spöttischem Tone, »einige Bemerkungen zu machen haben, so bin ich bereit, dieselben zu hören.«

»Ohne Ihre Erlaubniß, Excellenz, würde ich nicht gewagt haben, meine Meinung auszusprechen, antwortete Ruffo mit außerordentlicher Courtoisie, »da Sie mich aber dazu ermächtigen –«

»O thun Sie es! thun Sie es, Eminenz,« sagte Mack lachend.

»Wenn ich Ihre Combinationen richtig verstanden habe, Excellenz,« sagte Ruffo, »so ist der Zweck des Feldzugsplanes, den Sie uns die Ehre erzeigt uns vorzulegen, dieser –«

»Ja, lassen Sie hören, sagte Mack, welcher nun seinerseits Jemanden gefunden zu haben glaubte, den er zum Besten halten könnte.

»Ja, lassen Sie hören,« sagte Ferdinand, welcher schon im voraus den Sieg dem Cardinal zuschrieb und zwar aus dem einzigen Grunde, weil die Königin ihn haßte.

Die Königin stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

Der Cardinal sah diese Bewegung, kehrte sich aber weiter nicht daran. Er kannte die Abneigung der Königin gegen ihn und ließ sich dadurch nicht sonderlich beunruhigen. Mit vollkommener Fassung fuhr er daher fort:

»Durch Ausdehnung Ihrer Linie, Excellenz, hoffen Sie mit Hilfe Ihrer großen numerischen Ueberlegenheit die äußersten Spitzen der französischen Linie zu umgehen, die Corps eins auf das andere zu werfen und da ihnen der Rückzug durch Toscana abgeschnitten sein würde, sie zu vernichten oder gefangen zu nehmen.«

»Sie haben meine Idee vollkommen richtig aufgefaßt, Eminenz,« sagte Mack ganz vergnügt. »Ich werde den Feind gefangen nehmen vom ersten bis zum letzten Mann und nicht ein einziger Franzose soll nach Frankreich zurückkehren, um zu erzählen, wo seine Cameraden geblieben sind. Dies geschieht, so wahr ich Baron Carl Mack heiße. Haben Sie vielleicht etwas Besseres in Vorschlag zu bringen?«

»Wenn ich befragt worden wäre, entgegnete der Cardinal, »so würde ich wenigstens etwas Anderes vorgeschlagen haben.«

»Und was hätten Sie vorgeschlagen?«

»Ich hätte vorgeschlagen, die neapolitanische Armee bloß in drei Corps zu theilen. Ich hätte fünfundzwanzig oder dreißigtausend Mann zwischen Rieti und Terni concentrirt; ich hätte zwölftausend Mann zum Angriff auf den linken Flügel der Franzosen bestimmt und zehntausend Mann in die pontinischen Sümpfe geschickt, um sie auf den rechten Flügel zu werfen. Endlich hätte ich achttausend Mann nach Toscana geschickt. Dann hätte ich mit Aufbietung aller Kräfte und mit der äußersten Energie, deren ich fähig gewesen wäre, versucht, das Centrum des Feindes zu durchbrechen, seine beiden Flügel in der Flanke zu fassen und sie zu hindern, sich wechselseitig Beistand zu leisten. Mittlerweile hätte die toscanische Legion, nachdem sie alle Verstärkungen, welche das Land selbst zu liefern vermocht, an sich gezogen, sich uns genähert, um uns je nach Umständen zu unterstützen. Dies hätte der jungen und unerfahrenen neapolitanischen Armee erlaubt, in Massen zu agieren, was ihr Vertrauen zu sich selbst gegeben haben würde. Dies,« sagte Ruffo, »ist es, was ich vorgeschlagen hätte. Ich bin aber weiter nichts als ein schlichter Mann der Kirche und beuge mich vor der Erfahrung und dem Genie des Generals Mack.«

Mit diesen Worten that der Cardinal, welcher sich dem Tische genähert, um auf der Karte die Bewegungen anzudeuten, welche er ausgeführt haben würde, einen Schritt zurück, um dadurch zu erkennen zu geben, daß er auf eine weitere Discussion verzichte.

Die Generale sahen einander mit Ueberraschung an. Es war klar, daß Ruffo einen ganz vortrefflichen Rath gegeben hatte.

Mack setzte, indem er die neapolitanische Armee in zu viele kleine Corps theilte, dieselben der Gefahr aus, einzeln selbst von einem nicht sehr zahlreichen Feind geschlagen zu werden. Ruffo's Plan war dagegen von dieser Gefahr völlig frei.

Mack biß sich auf die Lippe. Er fühlte, wie sehr der eben entwickelte Plan den Vorzug vor dem einigen verdiente.

»Mein Herr,« sagte er, »es steht dem König noch frei, zwischen Ihnen und mir, zwischen Ihrem Plan und dem meinigen zu wählen. In der That, setzte er mit erzwungenem Gelächter hinzu, »taugt für einen Krieg, den man einen heiligen Krieg nennen kann, ein Peter von Amiens besser als ein Gottfried von Bouillon.«

Der König wußte nicht genau, wer Peter von Amiens und Gottfried von Bouillon gewesen seien, während er aber mit Mack für seine eigene Person seinen Scherz trieb, wollte er ihn jedoch nicht unzufrieden machen.

»Was sagen Sie da, mein lieber General!« rief er. »Ich finde für meinen Theil Ihren Plan ganz vortrefflich und Sie haben gesehen, daß dies auch die Meinung dieser Herren ist, denn es haben sich alle damit einverstanden erklärt. Ich billige denselben von Anfang bis Ende und möchte keine einzige Bestimmung desselben geändert sehen. Also die Armee haben wir. Gut. Wir haben nun auch den Obergeneral. Gut, sehr gut. Es fehlt uns nun weiter nichts mehr als das Geld. Wie steht es, Corradino?« fuhr der König fort, indem er sich zu dem Finanzminister wendete. »Ariola hat uns seine Mannschaften gezeigt, zeige Du uns deine Thaler.«

»Ach, Sire,« antwortete der Minister, welchem der König auf diese Weise so zu sagen die Pistole auf die Brust setzte, »Euer Majestät wissen recht wohl, daß die Ausgaben, welche die Ausrüstung und Bekleidung der Armee erforderlich gemacht, die Staatscassen vollständig geleert haben.«

»Das ist eine schlimme Mittheilung, Corradino, eine sehr schlimme Mittheilung. Ich habe immer gehört, das Geld sei der Nerv des Krieges. Haben Sie gehört, Madame? Es ist kein Geld

da.«

»Sire,« antwortete die Königin, »das Geld wird Ihnen eben so wenig fehlen, als Ihnen die Armee und der Obergeneral gefehlt hat, und wir haben vorläufig eine Million Pfund Sterling zu Ihrer Verfügung.«

»Schön,« sagte der König, »und wer ist der Alchymist, der auf diese Weise die Kunst besessen, Gold zu machen?« »Ich werde die Ehre haben, Ihnen den Mann vorzustellen, Sire,« sagte die Königin, indem sie wieder auf die Thür zuschritt, durch welche sie schon den General Mack eingeführt.

Sie öffnete diese Thür und sagte, zu einer noch unsichtbaren Person sprechend:

»Mylord, wollen Sie die Güte haben, dem König zu bestätigen, was ich so eben die Ehre gehabt ihm zu versichern, nämlich daß es ihm, um Krieg gegen die Jacobiner zu führen, nicht an dem nöthigen Geld fehlen werde?«

Aller Augen wendeten sich nach der Thür und Nelson erschien mit strahlendem Antlitz auf der Schwelle, während hinter ihm, gleich einem elysäischen Schatten, die leichte, ätherische Gestalt Emma Lyonnas verschwand, welche so eben durch einen ersten Kuß die Hingebung Nelson's und die Subsidien Englands erkaufte hatte.

Zwölftes Capitel.

Die Insel Malta.

Das Erscheinen Nelsons in einem solchen Augenblick war bedeutsam.

Es war der böse Genius Frankreichs in eigener Person, welcher an den Verhandlungen des Cabinetsraths von Neapel theilnahm und mit der Allmacht eines Goldes Carolinens Lügen und Verrath unterstützte.

Alle Welt kannte Nelson, ausgenommen der General Mack, der, wie wir bereits bemerkt, erst während der Nacht angelangt war.

Die Königin ging auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und führte den künftigen Sieger von Civita Castellana dem Sieger von Abukir entgegen.

»Ich stelle, sagte sie, »den Helden des Landes dem Helden des Meeres vor.«

Nelson schien sich durch dieses Compliment nicht sehr geschmeichelt zu fühlen. Er war indessen in diesem Augenblick bei zu guter Laune, um sich durch einen Vergleich verletzt zu fühlen, obgleich derselbe ganz zu Gunsten seines Nebenbuhlers lautete. Er begrüßte Mack höflich, wendete sich dann zu dem König und sagte:

»Sire, ich fühle mich glücklich, Ihnen und Ihren Ministern melden zu können, daß ich von meiner Regierung die Vollmacht erhalten habe, mit Ihnen im Namen Englands jede Frage zu verhandeln, welche sich auf den Krieg mit Frankreich bezieht.«

Der König fühlte sich gefangen.

Caroline hatte ihn während seines Schlafes geknebelt, wie die Liliputer mit Gulliver thaten. Er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen.

Dennoch versuchte er sich an den letzten Einwurf anzuklammern, der sich seinen Gedanken darbot.

»Sie haben gehört, Mylord, wovon die Rede ist, sagte er »und unser Finanzminister, welcher weiß, daß wir hier unter Freunden sind, und daß man vor seinen Freunden kein Geheimniß zu haben pflegt, hat uns offen gestanden, daß er kein Geld mehr in seinen Cassen hat. Ich äußerte daher, daß ohne Geld kein Krieg möglich sei.«

»Ew. Majestät haben dadurch, wie stets, tiefe Weisheit an den Tag gelegt,« antwortete Nelson. »Glücklicherweise aber habe ich hier Mr. Pitts Vollmacht, welche mich in den Stand setzt, diesem Uebelstande abzuhelpen.«

Und Nelson legte auf die Berathungstafel eine Vollmacht, welche in folgenden Ausdrücken abgefaßt war:

»Lord Nelson, Baron von Nil, ist ermächtigt, bei seiner Ankunft in Neapel sich mit Sir William Hamilton, unserem Gesandten am Hofe beider Sicilien, zu verständigen, um unseren erhabenen Verbündeten, den König von Neapel, in allen Bedrängnissen zu unterstützen, in welche ein Krieg gegen die französische Republik ihn versetzen könnte.

»London, den 7. September 1798.

»W. Pitt.«

Acton übersetzte diese Zeilen dem Könige, welcher den Cardinal zu sich rief, gleichsam um eine Verstärkung gegen den neuen Verbündeten der Königin zu haben.

»Und, Mylord, sagte Ferdinand, »Sie können wirklich, wie die Königin sagte, eine Summe zu unserer Verfügung stellen?«

»Ja, eine Million Pfund Sterling, sagte Nelson.

Der König wendete sich zu Ruffo, wie um ihn zu fragen, wie viel eine Million Pfund Sterling eigentlich sei.

Ruffo errieth die Frage.

»Es sind dies ungefähr fünf und eine halbe Million neapolitanische Ducaten,« antwortete er.

»Hm!« sagte der König.

»Diese Summe,« sagte Nelson, »ist nur eine erste Subsidie, um dem Bedürfnisse des Augenblickes zu begegnen.«

»Ehe Sie aber Ihre Regierung aufgefordert haben, uns diese Summe zu schicken, ehe Ihre Regierung dieselbe absendet, und ehe endlich das Geld in Neapel ankommt, kann ziemlich lange Zeit verstreichen. Wir stehen jetzt im Winteräquinoctium und ein Schiff braucht durchschnittlich zur Hin- und Rückreise vier bis sechs Wochen. Während dieser vier bis sechs Wochen werden die Franzosen vollends Zeit haben, in Neapel zu sein.«

Nelson wollte antworten, aber die Königin schnitt ihm das Wort ab.

»Ew. Majestät kann sich über diesen Punkt beruhigen,« sagte sie. »Die Franzosen sind jetzt nicht im Stande, Krieg mit uns anzufangen.«

»Aber mittlerweile, entgegnete Ferdinand, »haben sie uns denselben doch schon erklärt.«

»Wer hat ihn uns erklärt?«

»Der Gesandte der Republik. Man sollte meinen, ich sagte Ihnen damit etwas ganz Neues!«

Die Königin lächelte verächtlich.

»Der Bürger Garat hat sich übereilt,« sagte sie. »Er hätte noch eine Weile gewartet, oder seine Kriegserklärung nicht erlassen, wenn ihm die Lage des Generals Championnet in Rom bekannt gewesen wäre.«

»Und Sie kennen also diese Lage besser, als der Gesandte selbst, Madame?«

»Ich glaube es.«

»Sie stehen wohl mit dem Generalstabe des republikanischen Generals in Briefwechsel?«

»Auf Briefwechsel mit fremden Personen würde ich mich nicht verlassen, Sire.«

»Dann haben Sie wohl Ihre Nachrichten von dem General Championnet selbst?«

»Sehr richtig, und hier ist der Brief, welchen der Gesandte der Republik diesen Morgen erhalten haben würde, wenn er sich gestern Abends nicht so sehr beeilt hätte abzureisen.«

Mit diesen Worten zog die Königin den Brief hervor, welchen der Sbirre Pasquale de Simone am Abend vorher Salvato Palmieri abgenommen und dann in dem dunklen Zimmer der Königin zugestellt hatte. Die Königin zog den Brief aus dem Couvert und reichte ihn dem König.

Der König warf die Augen darauf.

»Das ist ja Französisch,« sagte er in demselben Tone, in welchem ein Anderer vielleicht gesagt hätte:

»Das ist ja Hebräisch.«

Dann gab er den Brief Ruffo, als ob er sich auf diesen allein verließ.

»Herr Cardinal, sagte er, »übersetzen Sie uns diesen Brief ins Italienische.«

Ruffo ergriff den Brief und las unter dem tiefsten Stillschweigen Folgendes:

»Bürger Gesandter!

»Erst seit einigen Tagen in Rom angelangt, halte ich es für meine Pflicht, den Zustand, in welchem die Armee, zu deren Commando ich berufen worden bin, sich befindet, zu Ihrer Kenntniß zu bringen, damit Sie das Benehmen, welches Sie einem treulosen Hof gegenüber einzuhalten haben, der, getrieben durch England, unsern ewigen Feind, nur den günstigen Augenblick erwartet, um uns den Krieg zu erklären, nach den Angaben richten können, die ich Ihnen machen werde.«

Bei den Worten »uns den Krieg zu erklären«, sahen die Königin und Nelson einander lachend an. Nelson verstand weder Französisch noch Italienisch, wahrscheinlich aber war ihm eine englische Uebersetzung dieses Briefes im Voraus mitgetheilt worden.

Ruffo fuhr, ohne dadurch in seinem Vorlesen unterbrochen zu werden, fort:

»Erstens besteht die Armee, die auf dem Papier mit fünfunddreißigtausend Mann angegeben steht, in der That und Wahrheit aus bloß achttausend Mann, denen es an Schuhwerk, Kleidern und Brod fehlt und die seit drei Monaten keinen Heller Löhnung erhalten haben. Diese achttausend Mann haben bloß einhundertundachtzigtausend Stück Patronen unter sich zu theilen, so daß also fünfzehn Schuß für den Mann kommen. Kein fester Platz ist auch nur mit Pulver hinreichend versehen und man ist in Civita Vecchia nicht im Stande gewesen, auf ein Seeräuberschiff zu schießen, welches sich der Küste genähert.«

»Da hören Sie, Sire,« sagte die Königin.

»Ja, ich höre, sagte der König. »Fahren Sie fort, Herr Cardinal.«

Der Cardinal hob wieder an:

»Wir haben nicht mehr als fünf Feldgeschütze und einen Park von vier Feuerschlünden. Unser Mangel an Flinten ist so groß, daß ich nicht im Stande gewesen bin, zwei Bataillone Freiwillige zu bewaffnen, welche ich gegen die Insurgenten zu verwenden gedachte, die uns von allen Seiten umzingeln.«

Die Königin wechselte mit Mack und Nelson einen abermaligen Wink.

»Unsere Festungen sind in nicht besserem Zustande als unsere Arsenale,« fuhr Ruffo fort zu lesen. »In keiner derselben sind die Kugeln und die Geschütze von einem und demselben Caliber. In einigen gibt es Kanonen, aber keine Kugeln, in andern Kugeln, aber keine Kanonen.

»Dieser beklagenswerthe Zustand erklärt mir die Instructionen des Directoriums, welche ich Ihnen hiermit zusende, damit Sie sich darnach richten. Jeder feindliche Angriff auf die römische Republik soll mit Waffengewalt zurückgeschlagen und der Krieg selbst auf das neapolitanische Gebiet übertragen werden, aber nur in dem Falle, daß der König von Neapel eine seit so langer Zeit angekündigten Invasionsprojekte in Ausführung bringen sollte –«

»Sie hören, Sire,« sagte die Königin, »von achttausend Mann, fünf Geschützen und einhundert und achtzigtausend Patronen haben wir, glaube ich, nicht viel zu fürchten.«

»Lesen Sie weiter, Eminentissime,« sagte der König, sich die Hände reibend.

»Ja, fahren Sie fort, sagte die Königin, »und Sie werden sehen, was der französische General selbst von seiner Position denkt.«

»Sie begreifen aber mit leichter Mühe, Bürger Gesandter,« fuhr der Cardinal fort, »daß ich mit den Mitteln, welche mir zur Verfügung stehen, nicht im Stande wäre, einen feindlichen Angriff

abzuschlagen, geschweige denn den Krieg auf das neapolitanische Gebiet überzutragen.«

»Nun, beruhigt Sie das, Sire?« fragte die Königin.

»Hm!«, entgegnete der König, »hören wir erst das Ende.«

»Ich kann Ihnen daher nicht genug empfehlen, das gute Einvernehmen zwischen der Republik und dem Hofe der beiden Sicilien so lange aufrecht zu erhalten, als die Würde Frankreichs es gestattet und mit allen möglichen Mitteln die Ungeduld der neapolitanischen Patrioten zu beschwichtigen. Jede Bewegung, welche eher als in drei Monaten, das heißt vor der Zeit geschehe, welche ich brauche, um die Armee zu organisieren, wäre verfrüht und würde unfehlbar scheitern.

»Mein Adjutant, ein sicherer Mann von erprobtem Muthe und der, in den Staaten des Königs von Neapel geboren, nicht bloß das Italienische, sondern auch das neapolitanische Patois spricht, ist beauftragt, Ihnen diesen Brief zuzustellen und sich mit den Anführern der republikanischen Partei in Neapel zu besprechen. Schicken Sie mir ihn so schnell als möglich mit einer ausführlichen Antwort zurück, welche mir Ihre Situation dem Hofe der beiden Sicilien gegenüber genau auseinandersetzt.

»Brüderlichkeit!

»Championnet.«

»18. September 1798.«

»Nun, Sire,« sagte die Königin, »wenn Sie erst halb beruhigt waren, so muß Sie dies vollkommen beruhigen.«

»Ueber einen Punkt ja, Madame; über einen andern aber nicht.«

»Ha, ich verstehe. Sie meinen die republikanische Partei, an welche es Ihnen so viel Mühe kostet zu glauben. Wohlan, Sie sehen, daß dieselbe nicht ganz ein Phantom ist. Sie existiert, denn man muß sie ja beschwichtigen und die Jacobiner selbst sind es, welche diesen Rathgeben.«

»Aber wie zum Teufel sind Sie in den Besitz dieses Briefes gelangt?« fragte der König, indem er das Blatt aus den Händen des Cardinals nahm und mit neugierigem Blick betrachtete.

»Dies ist mein Geheimniß, Sire, antwortete die Königin, »und Sie werden mir erlauben, es zu bewahren.«

»Ich habe aber, glaube ich, Mylord Nelson das Wort in dem Augenblick abgeschnitten, wo er eine von Ihnen an ihn gestellte Frage beantworten wollte. Ich sagte, daß im September und Oktober das Meer so stürmisch und unsicher ist, daß wir vielleicht vier bis sechs Wochen brauchten, um das Geld, dessen wir so dringend bedürfen, aus England zu erhalten.«

Die Aeußerung des Königs ward Nelson verdolmetscht.

»Sire, antwortete er, »dieser Fall ist schon vorgesehen und Ihre Bankiers, die Herren Backer Vater und Sohn, werden Ihnen mit Hilfe ihrer Geschäftsfreunde in Messina, Rom und Livorno einen Wechsel von einer Million Pfund discontiren, den Sir William Hamilton ausstellen und der von mir endossiert werden wird. Eure Majestät braucht in Anbetracht des ziemlich hohen Betrages der Summe die Bankiers bloß im Voraus zu benachrichtigen.«

»Gut, gut,« sagte der König; »lassen Sie Sir William den Wechsel ausstellen, endossiren Sie ihn, geben Sie ihn mir, und ich werde mich dann mit den Bankiers verständigen.«

Ruffo sagte dem Könige einige Worte leise ins Ohr.

Ferdinand nickte.

»Meine freundliche Bundesgenossin, die englische Regierung, sagte er dann, »gibt, eine wie gute Freundin des Königreiches beider Sicilien sie auch sein möge, doch ihr Geld nicht umsonst weg, das weiß ich recht wohl. Was verlangt sie für ihre Million Pfund Sterlinge?«

»Etwas sehr Einfaches, was Ihnen durchaus von keinem Nachtheile sein kann, Majestät.«

»Was denn?«

»Sie verlangt, daß, wenn die Flotte des Königs von England, welche jetzt im Begriffe steht, Malta zu blockieren, dieses den Franzosen wieder abgenommen haben wird, Ew. Majestät darauf verzichte, Ihre Rechte auf diese Insel geltend zu machen, damit der König von England, welcher im mittelländischen Meere weiter keine Besitzung hat, als Gibraltar, aus Malta eine Station und Verproviantierungsstelle für die englischen Schiffe machen könne.«

»Nun, von meiner Seite wird diese Abtretung sehr leicht sein. Malta gehört nicht mir, sondern dem Orden.«

»Ja, Sire, wenn aber Malta wiedergenommen ist, so wird der Orden aufgelöst sein,« machte Nelson bemerklich.

»Und wenn der Orden aufgelöst ist,« beeilte Ruffo sich zu sagen, »so fällt Malta an die Krone der beiden Sicilien zurück, denn der Kaiser Carl der Fünfte schenkte es als Erbe des Königreiches den Hospitaliterrittern, welche im Jahre 1535 durch Soliman den Zweiten von der Insel Rhodus vertrieben worden waren. Wenn England nun einer Station im Mittelmeere bedarf, so kann es für Malta recht wohl fünfundzwanzigtausend Millionen Francs zahlen, das würde durchaus nicht zu theuer sein.«

Vielleicht hätte sich über diesen Punkt eine längere Discussion entsponnen, als plötzlich eine dritte Fanfare sich in dem Hofe vernehmen ließ und eine nicht weniger unerwartete und seltsame Wirkung hervorbrachte, als die beiden ersten.

Was die Königin betraf, so wechselte sie mit Mack und Nelson einen Blick, welcher jagen wollte: »Bleiben Sie nur ruhig, meine Herren. Ich weiß, was es ist.«

Der König aber, der es nicht wußte, eilte an das Fenster und öffnete es, ehe noch die Fanfare zu Ende war.

Dieselbe gab das Signal, welches mit dem Namen des Hallali bezeichnet wird.

»Nun,« rief der König wüthend hinunter, »wird man mir endlich erklären, was diese drei elenden Fanfaren jagen wollen?«

»Sie wollen sagen, daß Ew. Majestät aufbrechen kann, wenn sie will,« antwortete der Jäger, der das Signal geblasen. »Sie können sicher sein, Majestät, nicht unverrichteter Sache heimzukehren, denn die Wildschweine sind umzingelt.«

»Umzingelt!« rief der König. »Die Wildschweine sind umzingelt?«

»Ja, Sire, ein Rudel von fünfzehn Stück.«

»Fünfzehn Stück! Hören Sie, Madame, rief der König, sich zu einer Gemahlin wendend, »fünfzehn Wildschweine! Hören Sie, meine Herren? Fünfzehn Wildschweine! Hörst du, Jupiter, fünfzehn! fünfzehn! Fünfzehn!«

Dann kehrte er an das Fenster zurück.

»Aber weißt Du denn nicht,« rief er dem Hornbläser in verzweiflungsvollem Tone zu, »weißt Du denn nicht, Unglücklicher, daß heute keine Jagd ist?«

Die Königin näherte sich.

»Und warum soll denn heute keine Jagd ein, Sire?« fragte sie mit ihrem reizendsten Lächeln.

»Nun, weil ich dieselbe auf das von Ihnen mir in vergangener Nacht geschriebene Billet abgestellt habe.«

Und er drehte sich nach Ruffo herum, wie um diesen zum Zeugen zu nehmen, daß der Befehl in seiner Gegenwart ertheilt worden.

»Das ist wohl möglich, Sire,« hob die Königin wieder an, »ich aber dachte an den Verdruß, welchen die Entbehrung dieses Vergnügens Ihnen bereiten würde, und in der Voraussetzung, daß der Cabinetsrath bald beendet sein und uns noch Zeit lassen werde, einen Theil des Tages der Jagd obzuliegen, ließ ich den Boten anhalten. Es ist deshalb bei dem ersten von Ihnen erheilten Befehle geblieben, nur mit dem Unterschied, daß ich, statt der neunten Stunde, die elfte als die bezeichnet habe, wo Sie aufbrechen würden. Eben schlägt es elf Uhr, die Cabinetsrathssitzung ist beendet, das Wild ist aufgescheucht und umzingelt und es hält Sie daher nichts ab, Sire, sich auf den Weg zu machen.«

So wie die Königin sprach, ward das Gesicht des Königs immer strahlender.

»Ach, meine liebe Schulmeisterin, « – man erinnert sich, daß dies der Name war, mit welchem Ferdinand seine Gemahlin in gutgelaunten Augenblicken anredete, – »ach, meine liebe Schulmeisterin, Sie sind würdig, nicht bloß Acton als Premierminister, sondern auch den Herzog della Salandra als Oberjägermeister zu ersetzen. Sie haben sehr Recht. Der Cabinetsrath ist beendet. Sie haben Ihren Feldherrn zu Lande, Sie haben Ihren Feldherrn zur See, wir erhalten fünf oder sechs Millionen Ducati, auf die wir nicht gerechnet hatten. Alles, was Sie thun, wird wohlgethan sein und ich verlange von Ihnen weiter nichts, als daß Sie den Feldzug nicht eher beginnen, als bis der Kaiser dasselbe thut. So wahr ich lebe, ich fühle mich jetzt ganz kriegerisch gestimmt. Ich glaube, ich besitze Muth! Auf Wiedersehen, meine Herren! Auf Wiedersehen, Ruffo!«

»Und Malta, Sire?« fragte der Cardinal.

»Man mache mit Malta, was man wolle! Ich habe es dreiundsechzig Jahre entbehrt und kann es daher recht wohl auch ferner entbehren. Es ist ja weiter nichts als ein elender Felsen, der nur zweimal jährlich, wenn die Wachteln ziehen, zur Jagd taugt. Aus Mangel an Wasser kann man dort keine Fasanen halten, und es wächst dort keine Handvoll Gemüse, so daß man genöthigt ist, Alles von Sicilien zu beziehen. Die Engländer mögen Malta nehmen und mir die Jacobiner vom Halse schaffen, weiter verlange ich nichts. – Fünfzehn Wildschweine, Jupiter, Taho! Jupiter, Taho!«

Und der König verließ das Zimmer, indem er eine vierte Fanfare pfiiff.

»Mylord,« sagt die Königin zu Nelson, »Sie können Ihrer Regierung schreiben, daß die Abtretung Maltas an England von Seiten des Königs beider Sicilien auf keine Schwierigkeit stoßen wird.«

Dann wendete sie sich zu den Ministern und Räthen.

»Meine Herren,« sagte sie, »der König dankt Ihnen für die guten Rathschläge, welche Sie ihm ertheilt haben. Die Sitzung ist geschlossen.«

Nachdem sie sich dann gegen Alle grüßend verneigt und Ruffo einen ironischen Blick zugeworfen, kehrte sie, von Mack und Nelson gefolgt, in ihre Gemächer zurück.

Dritter Theil.

Erstes Capitel.

Die Häuslichkeit eines Gelehrten.

Es war neun Uhr Morgens.

Die durch das während der Nacht stattgehabte Gewitter gereinigte Atmosphäre war wundervoll klar. Die Barken der Fischer durchfurchten schweigend den Golf zwischen dem doppelten Azur des Himmels und des Meeres.

Von dem Fenster des Speisezimmers aus hätte der in demselben auf- und abgehende Chevalier die Häuser, welche in einer Entfernung von sieben Meilen den schwarzen Abhang von Ana Capri wie weiße Punkte marmorierten, sehen und zählen können, wenn seine Gedanken in diesem Augenblicke nicht durch etwas Anderes beschäftigt worden wären.

Er dachte nämlich an jene von Buffon in seinen Epochen der Natur aufgestellte, dem Chevalier etwas gewagt erscheinende Hypothese, daß die Erde durch Zusammenstoß mit einem Kometen von der Sonne abgesprengt worden.

Gleichzeitig aber empfand er auch eine unbestimmte Unruhe, welche ihm durch den lang andauernden Schlaf seiner Gattin verursacht ward.

Es war seit seiner Vermählung heute das erste Mal, daß er beim Heraustreten aus seinem Cabinete gegen acht Uhr Morgens Luisa nicht mit Zubereitung der Taffe Kaffee, Brotes, der Butter, der Eier und der Früchte beschäftigt fand, welche das gewöhnliche Frühstück des Gelehrten ausmachten, ein Frühstück, welches dann sie, die es mit der doppelten Aufmerksamkeit einer ehrerbietigen Tochter und einer zärtlichen Gattin bereitet, mit jugendlichem Appetite zu theilen pflegte.

Nach beendetem Frühstücke, das heißt gegen zehn Uhr Morgens, küßte der Chevalier mit der Regelmäßigkeit, die er in allen Dingen beobachtete, wenn ihn nicht irgend eine naturwissenschaftliche oder philosophische Frage ganz vorzugsweise beschäftigte, seine junge Gattin auf die Stirn und machte sich auf den Weg nach der Bibliothek des Prinzen, einen Weg, den er, wenn das Wetter nicht allzu schlecht war, sowohl um des Vergnügens und der Zerstreung willen als in Folge des ärztlichen Rathes seines Freundes Cirillo, stets zu Fuße machte und der, da er sich von Mergellina bis zum königlichen Palaste erstreckte, ziemlich anderthalb Kilometer oder zwanzig Minuten betrug.

In diesem Palaste wohnte der Kronprinz in der Regel sechs Monate des Jahres hindurch. Während der andern sechs Monate wohnte er in der sogenannten Favorite oder in Capodimonte. Für diese Zeit war dem Chevalier eine Equipage zur Verfügung gestellt.

Wenn der Prinz in dem königlichen Palaste wohnte, so kam er unabänderlich gegen elf Uhr in seine Bibliothek herunter und fand hier seinen Bibliothekar gewöhnlich auf einer Leiter stehend,

um ein seltenes oder neues Buch zu suchen.

Sobald San Felice den Prinzen bemerkte, machte er eine Bewegung, um von der Leiter hinabzusteigen; der Prinz gab dies aber nicht zu. Es entspann sich dann eine fast stets literarische oder wissenschaftliche Conversation zwischen dem Gelehrten auf seiner Leiter und dem Schüler auf seinem Sessel.

Zwischen zwölf und halb ein Uhr Mittags, kehrte der Prinz wieder in seine Gemächer zurück.

San Felice stieg dann eiligst von der Leiter herunter, um den Prinzen bis an die Thür zu geleiten, zog die Uhr heraus und legte sie auf einen Schreibtisch, um die Stunde nicht zu vergessen, was ihm sonst bei einer fesselnden Arbeit sehr leicht hätte begegnen können.

Zwanzig Minuten vor zwei Uhr legte der Chevalier seine Arbeit in ein Schubfach, welches er verschloß, steckte die Uhr wieder ein und nahm seinen Hut, welchen er in Folge jener Ehrerbietung, die zu jener Zeit alle wirklich royalistisch Gesinnten gegen Alles, was mit dem Königthume zusammenhing, an den Tag legten, bis zu der auf die Straße hinausführenden Thür in den Händen hielt.

Zuweilen, wenn er gerade eine seiner Anwandlungen von Zerstretheit hatte, legte er den ganzen Weg von dem Palaste bis zu seiner Wohnung, an deren Thür er allemal beinahe in demselben Augenblicke anpochte, wo es zwei Uhr schlug, mit bloßem Kopfe zurück.

Entweder öffnete Luisa ihm selbst oder sie erwartete ihn auf der Rampe.

Das Diner war stets bereit. Man setzte sich zu Tische und Luisa erzählte, was sie gemacht, was für Besuche sie empfangen und welche kleinen Ereignisse sich in der Nachbarschaft zugetragen hatten.

Der Chevalier seinerseits erzählte, was er unterwegs gesehen, die Neuigkeiten, welche der Prinz ihm mitgetheilt, und die politischen Nachrichten, welche aber ihn sowohl als auch Luisa in nur höchst mittelmäßigem Grade interessierten.

Nach der Mahlzeit setzte Luisa, je nach dem sie gelaunt war, sich an das Clavier oder nahm ihre Guitarre und sang ein heiteres Liedchen von Santa Lucia oder eine schwermüthige sicilianische Melodie.

Zuweilen machten beide Gatten auch einen Spaziergang auf der malerischen Straße des Pausilippo, oder zu Wagen bis nach Bagnoli oder Pozzolo.

Auf diesen Promenaden wußte San Felice stets irgend eine historische Anecdote zu erzählen, oder irgend eine interessante Bemerkung zu machen, denn seine umfassenden Kenntnisse gestatteten ihm, sich nie zu wiederholen und stets zu fesseln.

Gegen Abend kehrte man nach Hause zurück. In der Regel fand sich dann ein Freund von San Felice oder eine Freundin von Luisa ein, um den Abend im Sommer unter dem Palmbaume, im Winter im Salon bei ihnen zuzubringen.

Ein sich an diesen Abenden sehr häufig einfindender Gast war, wenn er nämlich nicht in Petersburg oder Wien weilte, Dominico Cimarosa, der Componist der »Horazier der »heimlichen Ehe«, der »Italienerin in London«, des »Directors in Verlegenheit«.

Dieser berühmte Maestro machte es sich zum Vergnügen, Luisa die noch nicht aufgeführten Piecen seiner Opern singen zu lassen.

Sie besaß außer einer vortrefflichen Schule, welche sie zum Theile ihm verdankte, jene frische, klare, unverkünstelte Stimme, welche man bei Sängern von Profession so selten findet.

Zuweilen kam auch ein junger, talentvoller Maler, der dabei auch ein talentvoller Musiker und namentlich vortrefflicher Guitarrespieler war. Er hieß Vitaliani, wie jener Knabe, welcher mit zwei andern Knaben, Emanuele de Deo und Gagliani, den Schlachtopfern der ersten Reaction, auf dem Blutgerüste starb.

Zuweilen, obschon selten, denn seine zahlreichen Patienten ließen ihm wenig Zeit dazu, fand sich auch der gute Doctor Cirillo ein, welchem wir schon zwei- oder dreimal begegnet sind und dem wir noch öfter begegnen werden.

Fast alle Abende erschien die Herzogin Fusco, wenn sie nämlich in Neapel war.

Oft kam auch eine in jeder Beziehung merkwürdige Dame, eine als Publicistin und Improvisatrice ebenbürtige Nebenbuhlerin der Frau von Staël. Es war dies Eleonore Fonseca Pimentele, eine Schülerin von Metastasio, welcher ihr schon, als sie noch ganz klein war, eine große, glänzende Zukunft verheißen hatte.

Zuweilen kam noch die Gattin eines Gelehrten, eines Collegen von San Felice, die Signora Baffi, welche ebenso wie Luisa kaum halb so alt war als ihr Gatte, und den sie dennoch liebte, wie Luisa den ihrigen.

Diese Abendgesellschaften dauerten gewöhnlich bis elf Uhr, nur selten länger. Man plauderte, man sang, man declamierte, man schlürfte Eis, man aß Kuchen.

Zuweilen, wenn der Abend schön und das Meer ruhig war, wenn der Mond den Golf mit Silberflimmern bestreute, stieg man in eine Gondel und dann schwebten von dem Spiegel des Meeres melodische Klänge empor, welche den guten Cimarosa in Entzücken versetzten.

Zuweilen auch declamierte, stehend wie eine Sibylle des Alterthums, Eleonora Pimentele, während ihr langes schwarzes Haar über einer einfachen griechischen Tunica im Winde flatterte, Strophen, die an Pindar und Alkäos erinnerten.

Den nächstfolgenden Tag begann dieselbe Existenz mit derselben Pünktlichkeit wieder und nie war dieselbe durch etwas gestört oder getrübt worden.

Wie kam es daher, daß Luisa, welche der Chevalier, als er um zwei Uhr Morgens nach Hause gekommen, anscheinend so fest schlafend gefunden und die in der Regel um sieben Uhr aufzustehen pflegte, heute um neun Uhr noch nicht ihr Zimmer verlassen und die Zofe auf alle Fragen des Chevalier geantwortet hatte:

»Signora schläft und hat gebeten, daß man sie nicht wecken möge.«

Eben schlug es aber schon ein Viertel auf zehn und der Chevalier schickte sich, seiner Unruhe nicht mehr Meister, eben an, selbst an Luisa's Thür zu pochen, als seine Gattin plötzlich auf der Schwelle des Speisezimmers erschien.

Ihre Augen schienen ein wenig angegriffen zu sein und ihre Wangen waren etwas bleich, aber eben deswegen vielleicht schöner, als der Chevalier die jemals gesehen.

Er ging auf sie zu, um sie sowohl wegen ihres langen Schlafens als wegen der Unruhe, die sie ihm verursacht, auszuschelten. Als er aber das sanfte Lächeln heiterer Ruhe wie einen Morgensonnenstrahl ihr reizendes Antlitz verklären sah, da konnte er sie bloß betrachten, selbst lächeln, ihr blondes Haupt zwischen beide Hände fassen und sie auf die Stirn küssen, indem er zugleich mit jener mythologischen Galanterie, welche zu jener Zeit noch nichts Altväterisches hatte, zu ihr sagte:

»Wenn die Gattin des alten Tithonos sich hat erwarten lassen, so ist es geschehen, um sich als Geliebte des Mars zu verkleiden.«

Eine lebhaftere Röthe überzog Luisas Antlitz. Sie lehnte ihr Haupt an die Brust des Chevaliers, als ob sie an seinem Herzen Schutz und Zuflucht suchen wollte.

»Ich habe diese Nacht fürchterliche Träume gehabt, mein Freund,« sagte sie, »und dies hat mich ein wenig krank gemacht.«

»Und haben diese furchtbaren Träume Dir nicht bloß den Schlaf, sondern auch den Appetit geraubt?«

»Dies fürchte ich allerdings,« sagte Luisa, indem sie sich an den Tisch setzte.

Sie machte eine Anstrengung, um zu essen, aber es war ihr nicht möglich. Die Kehle schien ihr von einer eisernen Faust zusammengeschnürt zu werden.

Ihr Gatte betrachtete sie mit Erstaunen und sie fühlte, wie sie unter diesem wiewohl mehr unruhigen als fragenden Blick bald roth bald blaß ward, als plötzlich dreimal und gemessen an die Thür des Gartens gepocht ward.

Wer der Einlaßbegehrende auch sein mochte, so war er für Luisa eine willkommene Erscheinung, weil er als Ableiter für die Unruhe des Chevaliers und für ihre eigene Verlegenheit dienen konnte.

Sie erhob sich daher rasch, um zu öffnen.

»Wo ist denn Nina?« fragte San Felice.

»Das weiß ich nicht,« antwortete Luisa. »Vielleicht ist sie ausgegangen.«

»Zur Stunde des Frühstücks? Wenn sie weiß, daß ihre Herrin leidend ist? Unmöglich, mein liebes Kind.«

Es ward zum zweiten Male angepocht.

»Erlaube, daß ich gehe und öffne,« sagte Luisa.

»Nein. An mir ist es, dies zu thun. Du leidest, Du bist angegriffen. Bleib ruhig sitzen. Ich will es!«

Der Chevalier sagte allerdings zuweilen: »Ich will es!« aber in so sanftem Tone und mit so zärtlichem Ausdruck, daß es stets die Bitte eines Vaters an seine Tochter, aber niemals der Befehl eines Mannes an seine Frau war.

Luisa ließ daher den Chevalier die Rampe hinunter und selbst die Thür des Gartens öffnen gehen.

Angstlich jedoch über jeden neuen Umstand, der in ihrem Gatten Argwohn in Bezug auf das, was während der Nacht hier geschehen, erwecken konnte, eilte sie an das Fenster, steckte rasch den Kopf hinaus und sah, ohne jedoch ermitteln zu können, wer es war, einen Mann, der schon ein gewisses Alter erreicht zu haben schien und, durch seinen breitkrämpigen Hut geschützt, mit einer Aufmerksamkeit, welche sie schaudernd bemerkte, die Thür, an welche Salvato angelehnt gewesen, und die Schwelle besichtigte, auf welche er niedergesunken.

Die Thür öffnete sich und der Mann trat ein, ohne daß Luisa ihn bis diesen Augenblick zu erkennen vermochte.

An dem freudigen Klange der Stimme ihres Gatten, welcher den Besucher aufforderte, ihm zu folgen, errieth Luisa, daß es ein Freund war.

Sehr bleich und sehr aufgeregte nahm sie wieder ihren Platz am Tische ein.

Ihr Gatte trat ein, während er Cirillo vor sich herdrängte.

Sie athmete auf.

Cirillo war ihr sehr gewogen und sie besaß auch ihrerseits große Vorliebe für ihn, weil er, da er früher Arzt des Fürsten Caramanico gewesen, oft mit Liebe und Verehrung von diesem sprach, obschon er die Bande des Blutes, welche den Fürsten an Luisa fesselten, nicht kannte.

Als sie ihn erblickte, erhob sie sich daher und stieß einen Freudenruf aus. Cirillo konnte ihr nichts Schlimmes bringen.

Ach, oft hatte sie während der Nacht, die sie fast gänzlich am Bett des Verwundeten zugebracht, an den guten Doctor gedacht und bei ihrem geringen Vertrauen auf Nanno's Kunst wohl zehnmal im Begriff gestanden, Michele nach ihm zu schicken.

Sie hatte aber nicht gewagt, diesen Wunsch in Ausführung zu bringen. Was hätte Cirillo wohl von dem Geheimniß denken müssen, womit sie ihrem Gemal das furchtbare Ereigniß, welches unter ihren Augen stattgefunden, verschwieg, und wie sollte er die Gründe würdigen, welche sie zu haben glaubte, über dieses Ereigniß absolutes Schweigen zu beobachten?

Aber nichtsdestoweniger erschien es ihr eigenthümlich, daß Cirillo, den man seit mehreren Monaten nicht gesehen, sich einmal einfand und zwar gerade an dem Morgen, der auf die Nacht folgte, wo seine Anwesenheit im Hause so sehr herbeigewünscht worden.

Cirillo ließ, als er eintrat, seinen Blick eine Sekunde lang auf Luisa weilen. Dann rückte er, der Einladung des Chevaliers folgend, seinen Stuhl an den Tisch, woran seine Freunde frühstückten.

Der orientalischen Gewohnheit gemäß, die auch die Neapels, dieser ersten Station des Orients, ist, servierte Luisa ihm eine Taffe schwarzen Kaffee.

»In der That,« sagte San Felice, indem er seine Hand auf Cirillos Knie legte, »es bedurfte eines Besuchs um halb zehn Uhr Morgens, damit wir Ihnen die Vernachlässigung verzeihen, welche Sie uns jetzt so lange bewiesen. Man könnte zwanzigmal sterben, lieber Freund, ehe man erführe, ob Sie nicht selbst gestorben sind.«

Cirillo betrachtete San Felice mit derselben Aufmerksamkeit, womit er dessen Gattin angesehen. So sehr er aber bei letzterer die geheimnißvolle Spur einer aufgeregten, umruhigen Nacht gefunden, eben so sehr fand er bei ersterem die naive, heitere Ruhe der Sorglosigkeit und des Glückes.

»Also,« sagte er zu San Felice, »es macht Ihnen Vergnügen, mich *diesen Morgen* zu sehen, mein lieber Chevalier?«

Er betonte die beiden Worte: *diesen Morgen* mit unverkennbarer Absicht.

- »Es macht mir *stets* Vergnügen, Sie zu sehen, lieber Doctor,« fuhr der Chevalier fort, »Morgens wie Abends, und Abends wie Morgens. Gerade heute Morgen aber freue ich mich mehr als je, Sie zu sehen.«

»Warum? Sagen Sie mir das.«

»Aus zwei Gründen. Trinken Sie doch Ihren Kaffee! Ach, was den Kaffee betrifft, so haben Sie heute allerdings Unglück, denn Luisa hat ihn nicht selbst bereitet. Die Faulenzerin ist – zu welcher Stunde glauben Sie wohl, daß sie aufgestanden ist? Rathen Sie.«

»Fabiano!« rief Luisa erröthend.

»Da sehen Sie, sie schämt sich selbst. Um neun Uhr ist sie aufgestanden.«

Cirillo bemerkte Luisas Erröthen, auf welches eine tödtliche Blässe folgte.

Ohne noch zu wissen, was der Grund dieser Aufregung war, empfand Cirillo Mitleid für die arme Frau.

»Sie wünschten also aus zwei Gründen, mich zu sehen, mein lieber San Felice,« sagte er.

»Welche waren die ?«

»Erstens, entgegnete der Chevalier, »denken Sie sich, daß ich gestern die Epochen der Natur von dem Herrn Grafen von Buffon aus der Bibliothek des Palastes mitgebracht habe. Der Prinz hat dieses Buch heimlich kommen lassen, denn es ist von der Censur verboten, vielleicht – etwas Gewisses weiß ich natürlich nicht – vielleicht weil es nicht ganz mit der Bibel übereinstimmt.«

»O, das wäre mir ganz gleich,« antwortete Cirillo lachend, »dafern es nur mit dem gesunden Menschenverstand übereinstimmte.«

»Ah,« rief der Chevalier, »dann glauben Sie also wohl nicht wie er, daß die Erde ein durch den Zusammenstoß mit einem Kometen losgesprengtes Stück Sonne ist?«

»Eben so wenig als ich glaube, daß die Erzeugung der lebenden Wesen durch organische Kügelchen geschieht, was ebenfalls eine Theorie dieses Autors, und nach meiner Meinung eine nicht weniger abgeschmackte als die erste ist.«

»Das lasse ich mir gefallen. Ich bin also nicht so unwissend, wie ich fürchtete.«

»Sie, lieber Freund! Sie sind der gelehrteste. kenntnißreichste Mann, den ich kenne.«

»O, o, o! mein lieber Doctor, sprechen Sie leise, damit es Niemand höre. Also die Frage ist entschieden und ich brauche mir nicht weiter den Kopf zu zerbrechen. Die Erde ist nicht ein Stück Sonne. Einer der beiden Punkte wäre somit aufgeklärt und da es der weniger wichtige war, so habe ich denselben vorangestellt. Den zweiten haben Sie vor Augen. Was sagen Sie zu diesem Gesicht?«

Und er zeigte auf Luisa.

»Dieses Gesicht ist reizend wie immer, antwortete Cirillo; nur ein wenig matt und bleich, vielleicht in Folge des Schreckens, welchen Signora in der vergangenen Nacht gehabt haben kann.«

Der Doctor sprach die letzten Worte mit besonderem Nachdruck.

»Was für einen Schrecken?« fragte Felice.

Cirillo sah Luisa an.

»Ist diese Nacht nichts vorgefallen, was Sie erschreckt hätte, Signora?« fragte er dann.

»Nein, nichts, gar nichts, lieber Doctor,« antwortete Luisa, indem sie Cirillo einen bittenden Blick zuwarf.

»Nun dann,« bemerkte Cirillo in leicht hingeworfenem Tone, »dann haben Sie schlecht geschlafen, weiter ist es nichts.«

»Ja,« sagte San Felice lachend, »sie hat böse Träume gehabt und gleichwohl lag sie, als ich aus dem englischen Gesandtschaftshotel nach Hause kam, in so festem Schläfe, daß ich sie küßte, ohne daß sie davon erwacht wäre.«

»Und zu welcher Stunde kamen Sie nach Hause zurück?«

»Gegen halb drei Uhr.«

»Sehr richtig«, sagte Cirillo; »da ist Alles vorüber gewesen.«

»Was ist vorüber gewesen?«

»Nichts,« sagte Cirillo. »Es ist blos in der vergangenen Nacht ein Mensch vor Ihrer Thür ermordet worden, weiter ist es nichts.«

Luisa ward so bleich wie das battistene Negligé, mit welchem sie bekleidet war.

»Aber, fuhr Cirillo fort, »da der Mord um zwölf Uhr stattgefunden, da Signora zu dieser Stunde geschlafen hat und da Sie selbst erst um halb drei Uhr nach Hause gekommen sind, so haben Sie natürlich nichts davon wissen können.«

»Nein und Sie sind der Erste, der mir etwas davon erzählt. Unglücklicherweise ist ein Mord in den Straßen von Neapel nichts Seltenes, ganz besonders nicht in Mergellina, wo die Straßenbeleuchtung so mangelhaft ist und alle Welt um neun Uhr Abends schon im Schlafe liegt. Ach, nun verstehe ich, warum Sie heute so früh gekommen sind.«

»Sehr richtig, mein Freund. Ich wollte wissen, ob jener Mord, welchem etwas ganz Außergewöhnliches zu Grunde zu liegen scheint, nicht, da er unter Ihren Fenstern geschehen, Störung in Ihrem Hause hervorgerufen habe.«

»Nein, durchaus nicht. Sie sehen dies selbst. Auf welche Weise haben aber Sie denn diesen Mord erfahren?«

»Ich ging nur wenige Augenblicke, nachdem er stattgefunden, an Ihrem Hause vorüber. Der Ermordete – es muß ein überaus starker und muthiger Mann gewesen sein – hat zwei Sbirren getödtet und zwei andere verwundet.«

Luisa verschlang jedes Wort, welches aus dem Munde des Doctors kam. Alle jene Einzelheiten, welche man nicht vergißt, waren ihr unbekannt.

»Wie?« fragte San Felice, indem er die Stimme senkte, »die Mörder waren Sbirren?«

»Unter dem Commando Pasquales de Simone, antwortete Cirillo, indem er eben so leise sprach als der Chevalier.

»Glauben Sie denn an alle diese Verleumdungen?« fragte San Felice.

»Ich muß wohl daran glauben.«

Cirillo faßte den Chevalier bei der Hand und führte ihn an das Fenster.

»Sehen Sie,« sagte er, den Finger ausstreckend, »auf der andern Seite des Löwenbrunnens, an der Thür jenes Hauses, welches die Ecke des Platzes und der Straße bildet, sehen Sie dort jene zwischen vier Kerzen ausgestellte Bahre?«

»Ja.«

»Wohlan. Dieselbe enthält die Leiche eines der beiden verwundeten Sbirren. Er starb unter meinen Händen und hat mir, ehe er starb, noch Alles erzählt.«

Cirillo drehte sich rasch um, um sich von der Wirkung zu überzeugen, welche die Worte, die er so eben gesprochen, auf Luisa geäußert hätten.

Sie war aufgestanden und trocknete sich mit ihrem Tuche den Schweiß von der Stirn.

Sie begriff recht wohl, daß diese Worte um ihretwillen gesagt worden. Die Kräfte wurden ihr untreu und sie sank mit gefalteten Händen auf ihren Stuhl nieder.

Cirillo machte ihr durch eine Geberde bemerklich, daß auch er verstand und beruhigte sie durch einen Blick.

»Mein lieber Chevalier, fuhr er fort, »ich freue mich, daß dies Alles in partibus geschehen, das heißt ohne daß Sie oder Signora etwas davon gesehen oder gehört haben. Da Signora aber dennoch ein wenig leidend ist, so erlauben Sie mir wohl, sie zu befragen und ihr ein kleines Recept zu schreiben. Da nun die Aerzte stets sehr indiscrete Fragen thun, da ferner die Damen in Bezug auf ihre Gesundheit gewisse verschämte Geheimnisse haben, über welche sie sich nur unter vier Augen aussprechen können, so werden Sie mir gestatten, Signora, Sie in Ihr Zimmer zu geleiten und Sie dort ganz in aller Ruhe und Bequemlichkeit zu befragen.«

»Es ist nicht nöthig, lieber Doctor. Eben schlägt es zehn Uhr. Ich habe mich um zwanzig Minuten verspätet. Bleiben Sie bei Luisa und nehmen Sie sie in die Beichte, während ich mich nach meiner Bibliothek verfüge. Apropos, Sie wissen wohl, was diese Nacht im Hotel der englischen Gesandtschaft geschehen ist?«

»Ja, wenigstens so ziemlich.«

»Wohlan, ich bin überzeugt, daß dies schon bedeutende Folgen herbeigeführt hat. Der Prinz kommt sicherlich früher herunter als gewöhnlich, ja er erwartet mich vielleicht schon; Sie haben mir heute Morgen Neuigkeiten mitgebracht, vielleicht kann ich Ihnen heute Abend, wenn Sie wieder hier vorbeikommen, auch einige mittheilen. Doch was schwatze ich denn. Man kommt ja hier nicht vorbei; man kommt blos hierher, wenn man sich verirrt. Mergellina ist der Nordpol von Neapel und ich sitze hier zwischen Eisbergen.«

Dann küßte er seine Gattin auf die Stirn und sagte:

»Auf Wiedersehen, theures Kind. Erzähle nur dem Doctor alle deine kleinen Geschichten. Bedenke, daß deine Gesundheit meine Freude und daß dein Leben mein Leben ist. Auf Wiedersehen, lieber Doctor.«

Dann warf er einen Blick auf die Wanduhr.

»Ein Viertel auf elf!« rief er, »ein Viertel auf elf!« Und Hut und Parapluie gen Himmel reckend, eilte er die Stufen der Rampe oder Terrasse hinunter.

Cirillo sah ihn sich entfernen, hatte aber nicht einmal so viel Geduld, daß er gewartet hätte, bis der Chevalier zum Garten hinaus war, sondern drehte sich sofort nach Luisa herum.

»Er ist hier, nicht wahr?« fragte er im Tone der ängstlichsten Theilnahme.

»Ja, ja, ja!«, murmelte Luisa, indem sie vor Cirillo auf die Knie niedersank.

»Todt oder lebendig?«

»Lebendig!«

»Gott sei gepriesen!« rief Cirillo, »und Sie, Luisa?«

Er betrachtete sie mit einem Gemisch von Bewunderung und Zärtlichkeit.

»Und ich?« fragte sie an allen Gliedern zitternd.

»Sie,« sagte Cirillo, indem er sie aufhob und an sein Herz drückte, »Sie sollen gesegnet sein.« Und Cirillo sank nun einerseits auf einen Stuhl nieder und trocknete sich die Stirn.

Zweites Capitel.

Die beiden Verwundeten.

Luisa begriff nicht den Auftritt, der so eben stattgefunden. Sie errieth blos, daß sie einer Person das Leben gerettet, welche Cirillo theuer war – dies war Alles.

Als sie den guten Doctor unter der Last der Gemüthsbewegung, die er erfahren, erleichen sah, goß sie ihm ein Glas frisches Wasser ein und reichte es ihm.

Er trank es halb aus.

»Und nun,« sagte Cirillo, indem er sich rasch erhob, »nun lassen Sie uns keine Minute versäumen. Wo ist er?«

»Dort,« sagte Luisa, indem sie nach dem Ende des Corridors zeigte.

Cirillo machte eine Bewegung in der angedeuteten Richtung. Luisa hielt ihn zurück.

»Aber –« sagte sie zögernd.

»Nun, aber?« wiederholte Cirillo.

»Hören Sie mich und ganz besonders entschuldigen Sie mich, mein Freund,« sagte sie zu ihm mit ihrer liebkosenden Stimme und indem sie ihre beiden Hände auf seine Schultern legte.

»Ich höre, sagte Cirillo lächelnd. »Er liegt doch nicht etwa in den letzten Zügen?«

»Nein, Gott sei Dank. Er befindet sich sogar, glaube ich, so gut, als ein Mensch in seiner Lage sich befinden kann, wenigstens war dies der Fall, als ich ihn vor zwei Stunden verließ. Dies ist es, was Sie erfahren mußten, ehe Sie ihn sehen. Ich wagte nicht, Sie rufen zu lassen, weil Sie der Freund meines Gatten sind und weil ich instinctartig fühlte, daß mein Gatte von all diesem nichts erfahren dürfe. Ich wollte keinem Arzte, dessen ich nicht sicher wäre, ein wichtiges Geheimniß anvertrauen, denn es liegt hier ein wichtiges Geheimniß zu Grunde, nicht wahr, mein Freund?«

»Ja, ein furchtbares Geheimniß, Luisa.«

»Ein königliches Geheimniß, nicht wahr?«, hob diese wieder an.

»Ruhig! Wer hat Ihnen dies gesagt?«

»Der Name eines der Mörder selbst.«

»Sie erkannten diesen?«

»Michele, mein Milchbruder, erkannte Pasquale de Simone. Aber lassen Sie mich ausreden. Ich wollte Ihnen also sagen, daß ich nicht wagte, Sie rufen zu lassen, und da ich auch keinen andern Arzt holen lassen wollte, als Sie, so bat ich eine zufällig anwesende Person, dem Verwundeten die erste Pflege zu widmen.«

»Gehört diese Person dem Fache der Heilkunde an?« fragte Cirillo.

»Nein, aber sie behauptet im Besitze von Geheimmitteln zu sein.«

»Also irgend ein Charlatan.«

»Nein; aber entschuldigen Sie mich, lieber Doctor; ich bin so unruhig, daß mein armer Kopf sich verwirrt. Mein Milchbruder Michele, der, welchen man Michele *den Narren* nennt, Sie kennen ihn wohl?«

»Ja, und beiläufig gesagt, fordere ich Sie sogar auf, ihm nicht zu trauen. Er ist ein engagierter Royalist, in dessen Gegenwart ich nicht hier vorbeikommen möchte, wenn mein Haar à la Titus gestutzt wäre und ich Pantalons anstatt kurzer Beinkleider trüge. Er spricht von weiter nichts, als daß die Jacobiner gehängt und verbrannt werden müßten.«

»Ja, aber er ist nicht fähig, ein Geheimniß zu verrathen, bei welchem ich in irgend einem Grade betheilt wäre.«

»Das ist wohl möglich. Unsere Leute aus dem Volke sind ein Gemisch von Gutem und Bösem, nur behauptet bei der Mehrzahl von ihnen das Böse die Oberhand. Was wollten Sie mir also von Ihrem Milchbruder Michele erzählen?«

»Unter dem Vorwande, mir wahrsagen zu lassen – ich schwöre Ihnen, mein Freund, daß diese Idee von ihm, aber nicht von mir ausging – hatte er mir eine albanesische Zigeunerin zugeführt. Sie hatte mir allerhand thörichte Dinge prophezeit und war mit Einem Worte noch da, als ich jenen unglücklichen jungen Mann bei mir aufnahm. Sie ist es, die mit Hilfe der Kräuter, deren Heilkraft sie zu kennen vorgibt, das Blut gestillt und den ersten Verband angelegt hat.«

»Hm!« sagte Cirillo in unruhigem Tone.

»Was meinen Sie?«

»Sie hatte doch keinen Grund zu Feindseligkeiten gegen den Verwundeten, nicht wahr nicht?«

»Nein; sie kennt ihn nicht, und schien im Gegentheile an seiner Lage großes Interesse zu nehmen.«

»Dann fürchten Sie also nicht, daß sie, um einen Zweck der Rache zu erreichen, vielleicht giftige Kräuter in Anwendung gebracht habe?«

»Mein Gott!« rief Luisa erbleichend, was sagen Sie! Doch nein, es ist unmöglich. Der Verwundete schien, abgesehen von großer Schwäche, sogleich Linderung zu fühlen, als der Verband angelegt war.«

»Diese Frauen, sagte Cirillo, wie mit sich selbst sprechend, »besitzen zuweilen in der That ganz vortreffliche Geheimnisse. Im Mittelalter, ehe die Wissenschaft mit Avicenna aus Persien und mit Averrhoé aus Spanien zu uns kam, waren sie die Vertrauten der Natur, und wenn die heutige Medicin weniger stolz wäre, so würde sie gestehen, daß sie ihnen einige ihrer besten Entdeckungen verdankt. Nur, meine theuere Luisa,« fuhr er fort, indem er sich wieder zu der Gattin des Chevalier wendete, »nur sind diese Geschöpfe sehr wild und eifersüchtig, und es würde dem Kranken Gefahr bringen, wenn die Wahrsagerin erführe, daß außer ihr noch ein anderer Arzt ihm seine Sorgfalt widmet. Suchen Sie daher sie zu entfernen, damit ich den Verwundeten allein sehen kann.«

»Daran hatte ich auch schon gedacht, mein Freund, und ich wollte Sie eben davon in Kenntniß setzen,« sagte Luisa. »Jetzt, wo Sie Alles wissen und wo Sie sogar meinen Befürchtungen entgegengekommen sind, bitte ich Sie, mich zu begleiten. Sie werden in ein Nebenzimmer treten, ich werde Nanno unter irgend einem Vorwand entfernen und dann, o bester Doctor, sagte Luisa, indem sie die Hände faltete, wie sie vor Gott gethan haben würde, »dann werden Sie ihn retten, nicht wahr?«

»Die Natur rettet, nicht wir, mein Kind, antwortete Cirillo; »wir unterstützen die Natur blos, das ist Alles, und ich hoffe, daß sie auch bereits für unsern lieben Verwundeten Alles gethan haben wird, was sie thun kann. Doch verlieren wir keine Zeit. In dergleichen Fällen hängt die Heilung in hohem Grade von der Schnelligkeit der Hilfeleistung ab. Wenn man sich auch auf die Natur verlassen muß, so darf man doch auch nicht verlangen, daß sie Alles thue.«

»Nun, dann kommen Sie,« sagte Luisa.

Sie ging voran und der Doctor folgte ihr.

Man durchschritt die lange Reihe von Gemächern, welche zu dem Hause San Felice gehörten, dann öffnete man die Verbindungsthür, welche in das benachbarte Haus führte.

»Ah,« sagte Cirillo, als er diese Combination des Zufalls bemerkte, welche bei diesem Ereigniß so gut zu Statten gekommen war, »das ist ganz vortrefflich. Ich verstehe, ich verstehe. Er ist nicht bei Ihnen, sondern bei der Herzogin Fusco. Es gibt eine Vorsehung, mein Kind.«

Und mit einem Blick gen Himmel dankte Cirillo jener Vorsehung, an welche die Aerzte im Allgemeinen sonst so wenig zu glauben pflegen.

»Dann muß er also versteckt gehalten werden, nicht wahr?« fragte Luisa.

Cirillo verstand, was Luisa sagen wollte.

»Ja, vor Jedermann ohne alle Ausnahme, verstehen Sie wohl? Würde eine Anwesenheit in diesem Hause, obschon es nicht das Ihrige ist, bekannt, so würde zunächst Ihr Gemahl auf grausame Weise compromittiert werden.«

»Dann,« rief Luisa freudig, »hatte ich mich also doch nicht geirrt und ich habe wohl daran gethan, mein Geheimniß für mich zu behalten, nicht wahr?«

»Ja, Sie haben wohl daran gethan, und ich will nur noch ein Wort hinzufügen, um Ihnen jedes Bedenken zu benehmen. Würde dieser junge Mann erkannt und festgenommen, so wäre nicht blos sein Leben in Gefahr, sondern auch das Ihrige, das Ihres Gemahls, das meinige und das noch vieler anderer Leute, welche mehr werth sind, als ich.«

»O, Niemand besitzt größeren Werth als Sie, mein Freund, und Niemand weiß das besser als ich. Doch wir sind nun an der Thür, lieber Doctor. Wollen Sie einstweilen hier bleiben und mich zuerst eintreten lassen?«

»Thun Sie es,« sagte Cirillo, indem er auf die Seite trat.

Luisa legte die Hand auf das Schloß und ließ die Thür sich ohne das mindeste Knarren in ihren Angeln drehen.

Ohne Zweifel waren alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, damit die Thür sich so ohne Geräusch öffne.

Zum großen Erstaunen Luisa's fand sie den Verwundeten allein mit Nina, welche einen kleinen Schwamm in der Hand haltend ihm denselben auf die Brust hielt und mittelt eines sanften Druckes den Saft der von der Wahrsagerin gepflückten Kräuter darauf träufeln ließ.

»Wo ist Nanno? Wo ist Michele?« sagte Luisa.

»Nanno ist fort,« sagte Nina; »sie sagte, es ginge nun Alles gut und sie habe für den Augenblick hier nichts weiter zu thun, während sie anderwärts sehr viel zu thun habe.«

»Und Michele?«

»Michele sagte, in Folge der Ereignisse der vorigen Nacht würde es wahrscheinlich auf dem Altmarkt Lärm geben und da er einer der Anführer seines Quartiers ist, so meinte er, wenn es Lärm gäbe, so wolle er auch mit dabei sein.«

»Dann bist Du also allein?« »Ganz allein.«

»Kommen Sie herein, kommen Sie herein, Doctor,« sagte Luisa, »das Feld ist frei.«

Der Doctor trat ein.

Der Kranke lag auf einem Bett, dessen Kopfbende dicht an der Wand stand. Seine Brust war vollkommen entblößt, bis auf eine Leinwandbinde, welche kreuzweise um die Schultern herumgezogen, den Verband auf der Wunde festhielt. Diese Stelle der Wunde war es, auf welche Nina, indem sie sanft mit dem Schwamm darüber hinwegfuhr, den Saft der Kräuter träufelte.

Salvato lag unbeweglich da, und hielt die Augen in dem Moment, wo Luisa die Thür öffnete, geschlossen. Sofort öffneten sie sich auch und sein Gesicht gewann einen Ausdruck von Freude, welche beinahe den des Leidens verschwinden ließ.

Durch die Signora aufgefordert einzutreten, erschien Cirillo seinerseits.

Der Verwundete betrachtete ihn anfangs mit Unruhe. Wer war dieser Mann? Wahrscheinlich ein Vater, vielleicht ein Gatte.

Plötzlich aber erkannte er ihn, machte eine Bewegung, wie um sich zu erheben, murmelte den Namen Cirillo und reichte ihm die Hand.

Dann sank er, erschöpft durch die kurze Anstrengung, die er gemacht, auf den Pfuhl zurück.

Cirillo legte den Finger an den Mund und gab ihm dadurch zu verstehen, daß er weder sprechen noch sich bewegen solle.

Er näherte sich dem Verwundeten, löste die Binde, welche die Brust umschlossen hielt, besichtigte aufmerksam die Ueberreste der von Michele gestampften Kräuter, kostete die daraus gepreßte Flüssigkeit und lächelte, als er die dreifach zusammenziehende Combination der Feldraute, des Wegerich und des Wermuth erkannte.

»Das ist gut, sagte er zu Luisa, auf welcher wiederum der Blick und das Lächeln des Kranken haftete. »Sie können mit diesen Mitteln fortfahren. Ich hätte vielleicht nicht dieselben, ganz

gewiß aber keine bessern verordnet.«

Dann wendete er sich wieder zu dem Verwundeten und untersuchte ihn mit der größten Aufmerksamkeit.

In Folge der Einwirkung der zusammenziehenden Kräuter, welche den Verband bildeten, und des Saftes derselben, womit die Wunde fortwährend benetzt worden, hatten die Lefzen der Wunde sich schon bedeutend genähert. Sie waren rosenfarben, sahen sehr gut aus und es war durchaus nicht wahrscheinlich, daß ein innerer Bluterguß erfolgt war. Hatte auch der Anfang eines solchen stattgefunden, so war er doch sicherlich durch das unterbrochen worden, was die Chirurgen den »Klumpen« (geronnenes Blut) nennen, ein bewundernswürdiges Werk der Natur, welche für die von ihr geschaffenen Wesen mit einer Intelligenz kämpft, die von der Wissenschaft niemals erreicht werden wird.

Der Puls war schwach, aber gut.

Es blieb nun noch übrig zu wissen, in welchem Zustand die Stimme wäre. Cirillo begann damit, daß er sein Ohr an die Brust des Kranken legte und auf seinen Athenzug horchte. Ohne Zweifel war er damit zufrieden, denn er richtete sich auf und beruhigte durch ein Lächeln Luisa, welche alle seine Bewegungen mit den Augen verfolgte.

»Wie fühlen Sie sich, mein lieber Salvato?« fragte er den Verwundeten.

»Schwach, aber sonst sehr wohl,« antwortete er. »Ich möchte immer so bleiben.«

»Bravo!« rief Cirillo. »Die Stimme ist besser, als ich hoffte. Nanno hat eine herrliche Cur ausgeführt und ich glaube, Sie können, ohne sich allzusehr anzustrengen, einige Fragen beantworten, deren Wichtigkeit. Sie selbst fühlen werden.«

»Ich begreife,« sagte der Kranke.

In der That würde Cirillo in jedem andern Falle das Verhör, welches er mit Salvato anzustellen im Begriff stand, auf den andern Tag verschoben haben, die Situation war aber so ernst, daß er keinen Augenblick zu verlieren hatte, um die Maßregeln zu ergreifen, welche diese Lage nöthig machte.

»Sobald Sie sich ermüdet fühlen, schweigen Sie,« sagte er zu dem Verwundeten, »und wenn die Fragen, die ich an Sie stellen werde, von Luisa beantwortet werden können, so bitte ich diese, Ihnen die Mühe des Selbstantwortens zu ersparen.«

»Sie heißen Luisa?«, sagte Salvato.

»Es war dies auch der Vorname meiner Mutter. Gott hat also für die, welche mir das Leben gegeben, und für sie, die es mir gerettet, nur einen und denselben Namen geschaffen. Ich danke ihm dafür.«

»Mein Freund,« sagte Cirillo, seien Sie mit Ihren Worten nicht so verschwenderisch. Ich mache mir Vorwürfe über jedes Wort, welches ich Sie nöthige auszusprechen. Sprechen Sie daher keines aus, was überflüssig wäre.«

Salvato nickte zum Zeichen des Gehorsams leicht mit dem Kopf.

»Zu welcher Stunde,« fragte Cirillo, halb zu Salvato, halb zu Luisa gewendet, »zu welcher Stunde kam der Verwundete wieder zum Bewußtsein?«

Luisa beeilte sich für Salvato zu antworten:

»Um fünf Uhr Morgens, mein Freund; gerade als der Tag zu grauen begann.«

Der Verwundete lächelte; bei den ersten Strahlen dieser Morgenröthe hatte er Luisa erblickt.

»Was dachten Sie, als Sie sich in diesem Zimmer fanden, und eine unbekannte Person in Ihrer Nähe sahen?«

»Mein erster Gedanke war, ich sei todt, und ein Engel des Herrn sei herniedergestiegen, um mich in den Himmel emporzutragen.«

Luisa machte eine Bewegung, um sich hinter Cirillo zu verstecken, Salvato aber streckte die Hand mit so plötzlicher Bewegung nach ihr aus, daß Cirillo die Gattin des Chevalier festhielt, damit der Verwundete sie sehen könnte.

»Er hat Sie für den Engel des Todes gehalten,« sagte Cirillo zu ihr. »Beweisen Sie ihm, daß er sich geirrt hat und daß Sie im Gegentheile der Engel des Lebens sind.«

Luisa seufzte, legte die Hand aufs Herz, ohne Zweifel, um das Klopfen desselben zu beschwichtigen, und indem sie, ohne Kraft zum Widerstande, dem Zwange nachgab, welchen Cirillo ihr auflegte, näherte sie sich dem Verwundeten.

Die Blicke Beider kreuzten sich, um sich nicht wieder zu trennen.

»Haben Sie eine Vermuthung, wer Ihre Mörder gewesen seien?« fragte Cirillo.

»Ich kenne dieselben,« sagte Luisa rasch, »und ich habe sie Ihnen schon genannt. Es sind Leute, die im Dienste der Königin stehen.«

Der Empfehlung Cirillos, Luisa so oft als möglich für sich antworten zu lassen, folgend, begnügte Salvato sich damit, daß er eine bejahende Geberde machte.

»Und vermuthen Sie auch, in welcher Absicht diese Leute Sie zu ermorden versucht haben?«

»Sie haben es mir selbst gesagt,« antwortete Salvato. »Es geschah, um mir die Papiere abzunehmen, deren Ueberbringer ich war.«

»Wo befanden sich diese Papiere?«

»In der Tasche des Rockes, welchen Nicolino mir geliehen.«

»Und diese Papiere?«

»In dem Augenblicke, wo ich die Besinnung verlor, war es mir, als würden sie mir geraubt.«

»Ermächtigen Sie mich, Ihren Rock zu visitieren?«

Der Verwundete gab durch Kopfnicken eine Zustimmung zu erkennen.

Luisa mischte sich ein.

»Ich will Ihnen den Rock geben, wenn Sie ihn haben wollen, sagte sie, »aber es wird nichts nützen, denn die Taschen sind leer.«

Cirillo schien mit den Augen zu fragen:

»Woher wissen Sie das?«

»Unsere erste Sorge, antwortete Luisa auf diese stumme Frage, »war darauf gerichtet, wo möglich einen Aufschluß ausfindig zu machen, der uns die Identität des Verwundeten feststellen helfen könnte. Hätte er eine Mutter oder eine Schwester in Neapel gehabt, so wäre es meine Pflicht gewesen, dieselbe auf jede Gefahr hin von dem Vorfalle zu unterrichten. Wir fanden aber nichts, nicht wahr, Nina?«

»Nein, wir fanden nichts, Signora.«

»Und was waren es für Papiere, welche sich in diesem Augenblicke in den Händen Ihrer Feinde befinden? Können Sie sich noch darauf besinnen, Salvato?«

»Es war nur ein einziges, der Brief des Generals Championnet, welcher dem Gesandten Frankreichs empfahl, das gute Einvernehmen zwischen den beiden Staaten so lange als möglich

zu erhalten, weil er jetzt noch nicht in den Stand gesetzt sei, den Krieg zu beginnen.«

»Sprach er auch von den Patrioten, welche sich mit ihm in Mittheilungen gesetzt haben?«

»Ja, um ihm zu sagen, daß er sie beschwichtigen solle.«

»Hat er auch ihre Namen genannt?«

»Nein.«

»Wissen Sie dies gewiß?«

»Ja, ganz gewiß.«

Erschöpft durch die Anstrengung, welche es ihm kostete, diese rasch auf einander folgenden Fragen zu beantworten, schloß der Verwundete die Augen und ward bleich.

Luisa stieß einen lauten Schrei aus. Sie glaubte, er werde wieder ohnmächtig.

Bei diesem Schrei öffneten Salvatos Augen sich wieder und ein Lächeln – war es das der Dankbarkeit oder der Liebe? – umspielte seine Lippen.

»Es ist nichts, Signora,« sagte er, »es ist nichts.«

»Gleichviel, sagte Cirillo, »jetzt kein Wort weiter. Ich weiß, was ich wissen wollte. Hätte blos mein Leben auf dem Spiele gestanden, so würde ich Ihnen das unbedingtste Schweigen empfohlen haben, aber Sie wissen, daß ich nicht allein bin und Sie verzeihen mir.«

Salvato ergriff die Hand, welche der Doctor ihm bot, und drückte sie mit einer Kraft, welche bewies, daß seine Energie ihn nicht verlassen hatte.

»Und nun,« sagte Cirillo, »schweigen Sie und beruhigen Sie sich. Das Uebel ist weniger groß, als ich fürchtete und als es hätte sein können.«

»Der General aber,« sagte der Verwundete trotz des ihm erheilten Befehls zu schweigen, »der General muß erfahren, woran er sich zu halten hat.«

»Der General,« antwortete Cirillo, »wird, ehe drei Tage vergehen, einen Boten oder eine Botschaft erhalten, die ihn über Ihr Schicksal beruhigen wird. Er soll erfahren, daß Sie gefährlich aber nicht tödlich verwundet sind. Er soll erfahren, daß Sie sich außerhalb des Bereichs der neapolitanischen Polizei befinden, so geschickt diese auch sein mag. Er soll erfahren, daß Sie eine Krankenwärterin haben, welche Sie für einen Engel des Himmels gehalten, ehe Sie wußten, daß es eine einfache barmherzige Schwester war. Er soll endlich erfahren, mein lieber Salvato, daß jeder Verwundete an Ihrer Stelle sein möchte und von seinem Arzt weiter nichts verlangen würde, als daß er ihn nicht zu schnell heilen möge.«

Cirillo erhob sich, ging an einen Tisch, auf welchem Schreibmaterialien lagen, und während er ein Recept schrieb, suchte und fand Salvato die Hand Luisa's, welche diese ihm erröthend überließ.

Als das Recept geschrieben war, übergab Cirillo es der Zofe, welche sich sofort damit entfernte, um es ausführen zu lassen.

Dann rief er Luisa zu sich und sagte ihr so leise, daß der Verwundete es nicht hören konnte:

»Pflegen Sie diesen jungen Mann, wie eine Schwester ihren Bruder, oder vielmehr wie eine Mutter ihr Kind pflegen würde. Niemand, selbst nicht der Chevalier, darf etwas von seiner Anwesenheit hier erfahren. Die Vorsehung hat Ihre weichen, keuschen Hände erkoren, um ihnen das kostbare Leben eines seiner Auserwählten anzuvertrauen. Sie sind der Vorsehung dafür Rechenschaft schuldig.

Luisa ließ seufzend den Kopf sinken.

Ach, diese Ermahnung war überflüssig und die Stimme ihres Herzens empfahl ihr den Verwundeten nicht weniger zärtlich als die Cirillos, wie mächtig diese auch war.

»Uebermorgen komme ich, wenn mich sonst nichts abhält, wieder, fuhr Cirillo fort. »Schicken Sie daher nicht nach mir, denn nach Allem, was diese Nacht geschehen, wird die Polizei mich scharf ins Auge fassen. Es gibt jetzt weiter nichts zu thun, als was schon geschehen ist. Sehen Sie zu, daß der Verwundete keine materielle oder moralische Erschütterung erfahre. Für alle Welt und selbst für den Chevalier sind Sie die Patientin, welcher meine ärztlichen Besuche gelten.«

»Aber,« murmelte Luisa, »wenn mein Gatte dennoch erführe –«

»In diesem Falle nehme ich Alles auf mich,« antwortete Cirillo.

Luisa hob die Augen gen Himmel und athmete freier.

In diesem Augenblick kam Nina mit der verordneten Medicin zurück.

Mit Beihilfe der Zofe legte Cirillo frischgestampfte Kräuter auf die Brust des Verwundeten, befestigte die Binde, empfahl ihm Ruhe und nahm, in Bezug auf sein Leben so ziemlich beruhigt, Abschied von Luisa, indem er ihr nochmals versprach, den zweitnächsten Tag wiederzukommen.

In dem Augenblick, wo Nina hinter ihm die Hausthür verschloß, kam ein Carrozzello den Pausilippo herunter.

Cirillo winkte ihm und stieg hinein.

»Wohin soll ich Sie bringen, Eccellenza?« fragte der Kutscher.

»Nach Portici, mein Freund. Wenn wir in einer Stunde dort sind, so bekommst Du einen Piaster Trinkgeld.«

Und er zeigte ihm den Piaster, aber ohne ihm denselben zu geben.

»Viva San Gennaro!« rief der Kutscher.

Und er peitschte auf sein Pferd, welches im Galopp davonrannte.

Bei dieser Geschwindigkeit hätte Cirillo das Ziel seiner Fahrt in weniger als einer Stunde erreicht, als er aber die neue Straße de la Marina passieren wollte, fand er den Kai von einer ungeheuren Menschenmenge versperrt, welche ihm das augenblickliche Weiterfahren geradezu unmöglich machte.



Drittes Capitel.

Fra Pacifico.

Michele hatte sich nicht geirrt. Es hatte Lärm auf dem Altmarkt gegeben, nur hatte derselbe nicht ganz die Ursache, welche Luisas Bruder ihm beimaß, aber diese Ursache war wenigstens nicht die alleinige gewesen.

Versuchen wir zu erzählen, was in diesem tumultuarischen Quartier des alten Neapel geschehen war, einem Stadttheil, in welchem Lazzaroni, Camorristen und Guappi sich um die Herrschaft streiten, wo Masamiello seine Revolution improvisierte und von wo seit fünfhundert Jahren alle Emeuten ausgegangen sind, welche die Hauptstadt Siciliens bewegt haben, ebenso wie von dem Vesuv alle Erdbeben ausgegangen sind, welche Refina, Portici und Torre del Greco erschüttert haben.

Gegen sechs Uhr Morgens hatten die Nachbarn des Klosters vom heiligen Ephraim, welches in der Salita dei Capuccini steht, wie gewöhnlich den mit der Verproviantierung des Klosters beauftragten Mönch herauskommen und seinen Esel vor sich hintreibend die lange Straße hinabwandern sehen, welche vor dem Thor des heiligen Gebäudes nach der Straße de l'Infrascata führt.

Da diese beiden Wesen, das zweifüßige sowohl als das vierfüßige, bestimmt sind, in unserer Erzählung eine gewisse Rolle zu spielen, so verdienen sie, ganz besonders das zweifüßige, eine nähere Beschreibung.

Der Mönch, welcher die braune Kutte der Capuziner mit der den Rücken hinabhängenden Capuze trug, ging den Ordensregeln gemäß mit nackten Füßen in Sandalen mit Holzsohlen, die mit zwei gelbledernen Riemen um den Knöchel herum befestigt waren.

Sein Kopf war glatt rasiert bis auf den schmalen Kranz von Haaren, welcher bestimmt ist, die Dornenkrone des Heilands zu versinnlichen.

Um den Leib trug er jene wunderbare Schnur des heiligen Franciscus, welche auf die Verehrung, welche die Gläubigen dem Orden zollen, einen so großen Einfluß ausübt und deren drei symbolische Knoten an drei Gelübde erinnern, welche die Mönche dieses Ordens, indem sie der Welt entsagen, leisten, nämlich das Gelübde der Armuth, das Gelübde der Keuschheit und das Gelübde des Gehorsams.

Fra Pacifico, wörtlich der friedliche Bruder – so hieß der Bettelmönch, welchen wir soeben haben auftreten lassen – schien, indem er das Kleid des heiligen Franciscus anlegte, den Namen angenommen zu haben, welcher mit seiner physischen Erscheinung und seinem Charakter am meisten in Widerspruch zu stehen schien.

In der That war Fra Pacifico ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, fünf Fuß acht Zoll groß, mit musculösen Armen, massiven Händen, einer herkulischen Brust und rüstigen Beinen. Sein Bart war schwarz und dicht, die Nase gerade und mit weiten Nüstern, die Zähne glichen einer elfenbeinernen Zange, die Gesichtsfarbe war braun und die Augen hatten jenen furchtbaren Ausdruck, welcher in Frankreich nur den Männern von Avignon und Nimes und in Italien den Gebirgsbewohnern der Abruzzen eigen ist, den Abkömmlingen jener Samniter, welche es den

Römern so viele Mühe kostete zu überwinden, oder jener Marsen, welche sie niemals überwandten.

Was seinen Charakter betraf, so war er von der Art, welche gallsüchtige Menschen in der Regel treibt, ohne alle Ursache Zwistigkeiten zu beginnen.

Zu der Zeit, wo er noch Seemann war – Fra Pacifico war nämlich früher Seemann gewesen und wir werden später erzählen, bei welcher Gelegenheit er den Dienst des Königs mit dem Gottes vertauschte – also zu der Zeit, wo er Seesoldat war, geschah es selten, daß Frau Pacifico, welcher sich damals Francisco Esposito⁵ oder der Ausgesetzte nannte, weil sein Vater vergessen ihn anzuerkennen und seine Mutter nicht geglaubt hatte, sich die Mühe nehmen zu müssen ihn zu ernähren, zu jener Zeit, jagen wir, verging selten ein Tag, ohne daß der friedliche Bruder entweder an Bord eines Schiffes mit einigen seiner Cameraden oder auf dem Molo oder in der Strada dei Pilieri, oder in Santa Lucia mit irgend einem Camorristen oder einem Guappo handgemein ward, welcher auf das Land dieselben Rechte zu haben behauptete, wie der vorgenannte Francisco Esposito über den Ocean oder das mittelländische Meer zu haben vorgab. Francisco Esposito hatte als Matrose am Bord der von dem Admiral Caracciolo commandierten »Minerva« die Expedition nach Toulon als guter Bundesgenosse der französischen Royalisten, der er auch war, mitgemacht und diesen Beistand geleistet, als sie, nachdem Toulon an die Engländer verkauft worden, sich an den Jacobinern gerächt hatten.

Allerdings war er dafür von dem Admiral Caracciolo streng bestraft worden, denn dieser war nicht gemeint, daß das herzliche Einverständniß bis zum Meuchelmord getrieben werde, anstatt aber durch diese Züchtigung von seinem Haß gegen die Sansculotten geheilt zu werden, war dieser nur immer höher gestiegen, so daß schon der bloße Anblick eines Menschen, welcher, der neuen Mode huldigend, seinen Zopf und eine kurzen Beinkleider auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, um das Haar kurz und die Beinkleider lang zu tragen, ihm Convulsionen zuzog, welche im Mittelalter die Anwendung des Exorcismus nöthig gemacht hätte.

Trotz alledem aber war Francisco Esposito ein vortrefflicher Christ geblieben und hatte niemals verfehlt, Früh und Abends ein Gebet zu verrichten. Auf einer Brust trug er die Medaille mit dem Madonnenbild, welche seine Mutter ihm umgehängt, ehe sie ihn nach dem Findelhause getragen, an welcher sie sich aber wohl gehütet, irgend ein Kennzeichen zurückzulassen, welches den jungen Esposito zu der Hoffnung berechtigt hätte, später einmal reclamirt zu werden.

Alle Sonntage, wo es ihm vergönnt war, nach Toulon zu gehen, hörte er die Messe mit musterhafter Andacht und hätte für alles Gold der Welt nicht die Kirche verlassen, um im Wirthshaus mit seinen Cameraden eine Flasche rothen Wein von Lamalgue, oder weißen Wein von Caffis zu leeren, bevor er den Priester in die Sacristei zurückkehren gesehen.

Dies hielt ihn jedoch nicht ab, diese Operation des Leerens einer Flasche weißer oder rother Flüssigkeit niemals vor sich gehen zu lassen, ohne daß es einige mehr oder weniger breite Hieb- oder mehr oder weniger tiefe Stichwunden auf der Liste jener freundschaftlichen Narben nachzutragen gab, welche die Folgen jener Messerduelle sind, die unter der Volksclasse, welcher Francisco Esposito angehörte und für welche der Todtschlag nur eine Geberde ist, so häufig vorkommen.

Man weiß wie die Belagerung von Toulon endete. Es geschah dies auf eine sehr unerwartete Weise.

Eines Nachts bemächtigte Buonaparte sich des kleinen Gibraltar. Am nächstfolgenden Tage nahm man die Forts Aiguiletto und Balagnier, deren Geschütze man sofort gegen die englischen,

portugiesischen und neapolitanischen Schiffe kehrte.

Nicht einmal der Versuch einer Vertheidigung war möglich.

Caracciolo, welcher seine Fregatte zu bemeistern verstand wie ein Reiter sein Pferd, befahl, die »Minerva« von oben bis unten in Leinwand zu hüllen.

Francisco Esposito, einer der geschicktesten und kräftigsten Matrosen, ward in das oberste Takelwerk hinaufgeschickt, um hier das Bramsegel beizusetzen.

Trotz des ziemlich starken Rollens des Schiffes hatte er dieses Manöver eben zur größten Zufriedenheit eines Capitäns durchgeführt, als eine französische Kugel in der Entfernung eines halben Meters von dem Mast die Raa zerschlug, auf welcher seine beiden Füße standen.

Die Erschütterung brachte ihn aus dem Gleichgewichte, aber er hielt sich mit beiden Händen an das flatternde Segel, an welchem er durch die Kraft der Fäuste hängen blieb.

Die Lage war eine sehr gefährliche. Francisco fühlte wie das Segel allmähig zerriß. Wenn er sich einen Schwung gab, so konnte er den Augenblick, wo das Rollen ihm erlaubte in das Meer zu fallen, benutzen und er hatte in diesem Falle gegründete Aussicht gerettet zu werden, wartete er dagegen, bis das Segel vollständig zerriß, so konnte er auf das Deck hinabstürzen und dann stand hundert gegen eins zu wetten, daß er den Hals brechen würde.

Er entschied sich für das Erste und that zugleich seinem Schutzheiligen, dem heil. Franciscus, das Gelübde, wenn er glücklich davonkäme, das Seemannskleid auszuziehen und das Mönchsgewand anzulegen.

Nun hatte der Capitän, der auf Esposito, trotz seines widerspenstigen Betragens, große Stücke hielt, weil er einer seiner besten Matrosen war, einer Schaluppe gewinkt, sich zu nähern und sich bereit zu halten, um Esposito den erforderlichen Beistand zu leisten.

Esposito stürzte aus einer Höhe von sechzig Fuß herab und nur drei Meter weit von der Schaluppe ins Wasser, so daß er in dem Augenblicke, wo er, von einem Sturze ein wenig betäubt, wieder auf die Oberfläche heraufkam, bloß zwischen den ihm entgegengestreckten Händen und Rudern zu wählen hatte.

Er gab den Händen als den zuverlässigeren Werkzeugen den Vorzug, faßte die ersten, die er erreichen konnte, ward aus dem Wasser gehißt und wieder an Bord gebracht, wo Caracciolo sich beeilte, ihm sein Compliment über die Art und Weise zu machen, auf welche er seine Voltigierkünste ausgeführt.

Esposito hörte aber die Complimente seines Capitäns mit zerstreuter Miene an, theilte, als dieser sich nach dem Grunde dieser Zerstretheit erkundigte, ihm das Gelübde mit, welches er gethan, und versicherte ihm, es würde ihm ganz gewiß in dieser oder jener Welt übel ergehen, wenn er dieses Gelübde selbst in Folge eines von seinem Willen unabhängigen Umstandes nicht erfüllte.

Caracciolo, welcher sich nicht das Verderben der Seele eines so guten Christen vorzuwerfen haben wollte, versprach Esposito, ihm gleich nach der Wiederankunft in Neapel seinen Abschied in aller Form, aber nur unter Einer Bedingung zu geben, nämlich der, daß er am Tage nach dem, wo er sein Gelübde abgelegt haben und folglich in den Orden eingetreten sein würde, sich in seinem neuen Gewande am Borde der »Minerva« einfände und in seiner Kutte denselben Sprung, den er in Matrosenkleidung gemacht, noch einmal versuchte, wohlverstanden, daß dieselbe Schaluppe und dieselben Leute zur Stelle wären, um ihm bei dem zweiten Sturze denselben Beistand zu leisten wie bei dem ersten.

Espositos Glaube war stark. Er antwortete, er habe zu dem Beistande seines Schutzpatrons so großes Vertrauen, daß er nicht zögere, auf diese Bedingung einzugehen und den Sprung noch einmal zu machen.

Caracciolo befahl hierauf, daß man ihm zwei Rationen Branntwein verabreiche und ihn dann in seine Hängematte schlafen schicke, während er zugleich vierundzwanzig Stunden lang von jedem Dienste befreit sein solle.«

Esposito dankte seinem Capitän, glitt durch die Luken hinab, trank die doppelte Ration Branntwein und schlief trotz der höllischen Musik, welche die drei französischen Forts aufführten, die gleichzeitig auf die Stadt und auf die drei verbündeten Geschwader feuerten, welche sich beeilten beim Feuerscheine des Arsenal, welches die Engländer vor ihrem Rückzuge in Brand gesteckt, den Hafen zu verlassen.

Trotz der französischen Kugeln, welche sie so weit als möglich verfolgten, trotz des Sturmes, welcher sie packte, sobald sie die offene See gewonnen, erreichte die Fregatte »Minerva«, von ihrem Capitäne geschickt und muthig geführt, Neapel, ohne viele Beschädigungen erlitten zu haben, und Caracciolo unterzeichnete gleich nach seiner Ankunft, dem gegebenen Versprechen treu, Espositos Abschied, indem er ihn noch einmal mündlich an die eingegangene Bedingung erinnerte, welche Esposito nochmals zu erfüllen versprach.

Francisco Caracciolo, der, wie wir schon erwähnt zu haben glauben, in Folge dieser selben Expedition nach Toulon zum Admiral ernannt ward, hatte Esposito, dessen Abschied und die Bedingungen, unter welchen ihm dieser gewährt worden, vollständig vergessen, als er am 4. October 1794, dem Tage des heiligen Franciscus, während er an Bord einer festlich beflaggten Fregatte war und wegen des Namensfestes des Kronprinzen, der ebenfalls Franciscus hieß, die üblichen Ehrensalven geben ließ, ein Dutzend Barken von Capuzinern mit Kreuz und Bannern besetzt von dem Strande abstoßen und als ob sie von einem erfahrenen Capitän geführt würden, in guter Ordnung auf die »Minerva« zu gerudert kommen sah. Einen Augenblick lang konnte er glauben, es handle sich um einen feindlichen Ueberfall, und er fragte sich schon, ob er nicht Appell schlagen solle, als er plötzlich die Matrosen, die, um dieses seltsame Schauspiel besser zu sehen, an dem Takelwerke hinaufgeklettert waren, rufen hörte:

»Francisco Esposito! Francisco Esposito!«

Caracciolo begann nun zu begreifen, um was es sich eigentlich handle, und als er die Augen wieder auf die mittlerweile nähergekommene Flottille warf erkannte er wirklich in der ersten Barke, das heißt in der, welche die andern zu führen und zu commandieren schien, Francisco Esposito, welcher in seinem Capuzinergewand mit seiner Donnerstimme das Lob seines Schutzheiligen singen half.

Die Barke, auf welcher Esposito sich befand, machte bescheidener Weise an der Backbordtreppe Halt, Caracciolo ließ ihm aber durch einen Lieutenant befehlen, am Steuerbord anzulegen und erwartete den Neubekehrten an der obersten Stufe der Ehrentreppe.

Esposito kam allein an Bord gestiegen, grüßte, als er die oberste Stufe erreicht hatte, auf militärische Weise und sprach blos die Worte:

»Hier bin ich, Herr Admiral. Ich komme, um mein Wort zu lösen.«

»So ist es die Art eines guten Seemanns,« sagte Caracciolo, »und ich danke Dir in meinem Namen und in dem aller deiner Cameraden, daß Du sie nicht vergessen hast. Es gereicht dies den Capuzinern von St. Ephraim eben so zur Ehre, wie der Mannschaft der »Minerva«. Wenn Du

jedoch erlaubt, so werde ich mich mit deinem guten Willen begnügen, der, wie ich hoffe, Gott eben so angenehm sein wird, als er mir ist.«

Esposito schüttelte aber den Kopf und sagte:

»Entschuldigen Sie, Herr Admiral, aber das geht nicht so.«

»Warum nicht, wenn ich es zufrieden bin?«

»Sie werden doch am unserm armen Kloster nicht ein solches Unrecht begehen, Excellenz, und mich der Aussicht berauben, nach meinem Tode heiliggesprochen zu werden?«

»Erkläre Dich näher.«

»Ich sage, das, was heute geschehen wird, muß für die Capuziner von St. Ephraim ein großer Triumph sein.«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Und dennoch ist das, was ich hier sage, so klar wie das Wasser des Löwenbrunnens, Herr Admiral. In den hundert Klöstern sämmtlicher Orden, welche Neapel bevölkern, gibt es keinen einzigen Mönch, der, welchem Orden er auch angehören möge, im Stande wäre, das zu thun, was mein Gelübde mich verpflichtet heute zu thun.«

»O, was das betrifft, so bin ich davon überzeugt,« sagte Caracciolo lachend.

»Wohlan, ich habe bloß eine Wahl, Herr Admiral. Entweder ich ertrinke und dann bin ich ein Märtyrer, oder ich komme davon und bin ein Heiliger. In dem einen wie in dem andern Falle sichere ich die Suprematie meines Ordens über alle anderen und mache mein Kloster glücklich und angesehen.«

»Ja, aber ich will nicht, daß ein wackerer Bursche wie Du sich der Gefahr des Ertrinkens aussetze, und wenn ich nun einmal nicht will, daß das Experiment vorgenommen werde?«

»Ich bitte, Herr Admiral, thun Sie das nicht. Wenn meine Brüder sähen, daß ihre Spekulation fehlschläge, so würden sie glauben, ich sei es, der um Gnade gebeten habe, und dann würde ich sicherlich in einen Kerker gesperrt, aus dem ich nicht wieder herauskäme.«

»Es liegt Dir also sehr viel daran, Mönch zu werden?«

»Es liegt mir nicht daran, es zu werden, mein Admiral. Seit gestern bin ich es und man hat sogar mein Noviziat um drei Wochen abgekürzt, damit der gefährliche Sprung am Tage des heiligen Franciscus geschehen könne. Sie werden selbst zugeben, daß dies der Sache eine weit größere Feierlichkeit verleiht.«

»Und was bringt Dir denn der Sprung ein, den Du ausführen wirst?«

»O, ich habe auch meine Bedingungen gestellt.«

»Dann hast Du, will ich hoffen, verlangt, wenigstens Superior zu sein.«

»O nein, so dumm bin ich nicht, mein Admiral.«

»Nun was hast Du Dir denn sonst ausbedungen?«

»Ich habe verlangt, daß man mir das Amt des Quästors oder Almosensammlers übertrage. Dieses Amt gewährt mancherlei Zerstreung. Sollte ich Tag für Tag mit allen diesen Dummköpfen im Kloster eingesperrt sitzen, so stürbe ich vor langer Weile. Sie verstehen mich schon, Excellenz. Der Bruder Almosensammler hat nicht Zeit, sich zu langweilen. Er macht die Runde durch alle Stadttheile von Neapel, von der Marinella an bis zum Pausilippo, von Vomero bis an den Hafendamm. Oft begegnet man auf letzterem auch einen guten Freund und trinkt ein Glas Wein, welches Niemand bezahlt.«

»Wie, welches Niemand bezahlt? Esposito, mein Freund, wie mir scheint, bist Du auf Abwege gerathen.«

»O nein, im Gegentheil, ich gehe stets den geraden Weg.«

»Aber sagt das Gebot Gottes nicht: Du sollst nicht nehmen, was eines Andern ist?«

»Mein Herr Admiral, sind Ihnen die Vorrechte meines Ordens nicht bekannt? Man trinkt eine, zwei, drei Caraffen, nachdem man sie vorher mit dem Strickgürtel berührt, man bietet dem Weinhändler eine Prise Tabak und der Weinhändlerin den Aermel zum Küssen und die Sache ist abgemacht.«

»Das ist sehr richtig. An dieses Vorrecht hatte ich nicht gedacht.«

»Und übrigens, Herr Admiral,« fuhr Esposito mit selbstzufriedener Miene fort, »übrigens werden Sie bemerken, daß ich mich in meiner Kutte nicht gar schlecht ausnehme, Allerdings nicht so gut wie in der Uniform, das weiß ich wohl, aber die Menschen haben nicht alle einen und den selben Geschmack und man sagt in meinem Kloster –«

»Nun, was sagt man in deinem Kloster?«

»Man sagt, daß die Franciscaner und besonders die Capuziner von St. Ephraim sich nicht alle Tage der Fleisches enthalten, wo in dem Kalender Fasten vorgeschrieben ist.«

»Willst Du wohl schweigen! Wenn deine Brüder Dich nun hörten –«

»O, die könnten vielleicht noch ganz andere Geschichten erzählen. Indessen Sie haben Recht, Herr Admiral und ich bemerke übrigens auch, daß man unruhig und ungeduldig zu werden beginnt. Sehen Sie nur da drüben auf dem Kai!«

Der Admiral schaute in der von Esposito angedeuteter Richtung und sah in der That den Molo, den Kai, die Fenster der Straße del Piliero mit Zuschauern angefüllt, welche, von dem bevorstehenden Ereigniß unterrichtet, sich anschickten, dem Triumph der Capuziner von St. Ephraim über die Mönche der andern Orden Beifall zuzujubeln.

»Nun gut, es sei,« sagte Caracciolo. »Ich sehe schon, daß ich Dir den Willen thun muß. Heda, Leute!« rief er, »macht das Boot fertig.«

Seine Befehle wurden mit der Schnelligkeit ausgeführt, welche den Manövers der Seeleute eigen zu sein pflegt.

»Und,« fragte er dann Esposito, »von welcher Seite gedenkst Du den Sprung auszuführen?«

»Nun, von derselben, von der ich ihn schon ausgeführt habe, das heißt von der Backbordseite. Damals ist er mir zu gut gelungen. Uebrigens ist dies auch die dem Kai zugewendete Seite. Man darf nicht alle diese wackern Leute täuschen, welche sich eingefunden haben, um das Schauspiel mit anzusehen.«

»Nun gut denn, Backbord. Das Boot auf der Backbordseite ausgesetzt, Kinder!«

Kaum hatte Caracciolo seinen Befehl ertheilt, so war das Boot mit vier Ruderern, dem Hochbootsmann und zwei Mann Reserve auch schon im Wasser.

Nun ergriff der Admiral, in der Meinung, daß er dieses volksthümliche Schauspiel so feierlich als möglich machen müffe, sein Sprachrohr und rief:

»Alle Mann auf die Raaen!«

Augenblicklich sah man zweihundert Matrosen wie eine Schaar Affen in dem Takelwerk hinaufklettern und sich auf die Raaen, von der untersten bis zur obersten, stellen, während die Marinesoldaten unter Trommelschall sich auf dem Deck in Schlachtordnung mit der Front nach dem Kai aufstellten.

Die Zuschauer blieben, wie man sich leicht denken kann, nicht gleichgültig bei allen diesen Vorbereitungen, die gewissermaßen den Prolog zu dem großen Drama bildeten, dessen Aufführung sie entgegensahen. Sie klatschten in die Hände, schwenkten die Taschentücher und riefen, je nachdem sie dem Stifter des Capuzinerordens mehr oder weniger anhängen, theils: »Es lebe der heilige Franciscus!« theils: »Es lebe Caracciolo!«

Der Admiral Caracciolo war allerdings in Neapel bei nahe eben so populär als der heilige Franciscus.

Die zwölf Gondeln, in welchen sich die Capuziner befanden, bildeten nun einen großen Halbkreis, welcher von dem Spiegel bis zum Bug der »Minerva« reichte und zwischen ihnen und dem Rumpf des Schiffes einen weiten leeren Raum ließ.

Caracciolo warf einen Blick auf seinen ehemaligen Matrosen und sagte, als er ihn vollkommen entschlossen sah:

»Also, es ist wirklich dein Ernst?«

»Mehr als je, Herr Admiral,« antwortete Esposito.

»Willst Du aber nicht deine Kutte ablegen? Es würde dies deine Bewegungen sehr erleichtern.«

»Nein, Herr Admiral, der Mönch muß das Gelübde erfüllen, welches der Matrose gethan.«

»Und hast Du mir nichts für den Fall zu sagen, daß die Sache einen unglücklichen Verlauf nähme?«

»In diesem Falle, Excellenz, bitte ich Sie eine Messe für die Ruhe meiner Seele lesen zu lassen. Meine Collegen haben mir allerdings versprochen, deren hunderte zu lesen, aber ich kenne diese Leutchen schon. Wäre ich todt, so würde nicht ein einziger auch nur einen Finger bewegen, um mich aus dem Fegefeuer zu erlösen.«

»Ich werde nicht eine für Dich lesen lassen, sondern zehn.«

»Sie versprechen es mir?«

»Auf mein Ehrenwort.«

»Ich bin zufriedengestellt. Doch da fällt mir noch etwas ein. Haben Sie die Güte, Herr Admiral, denn ich glaube, es wird Ihnen vollkommen gleich sein, die Messen nicht auf den Namen Esposito, sondern auf den des Bruders Pacifico lesen zu lassen. Es gibt in Neapel so viele Espositi, daß der liebe Gott am Ende gar nicht wüßte, welcher damit gemeint sei.«

»Du nennst Dich also jetzt Fra Pacifico?«

»Ja, Herr Admiral. Ich habe mir damit einen Zügel gegen meinen früheren Charakter anlegen wollen.«

»Aber fürchtest Du nicht, daß Gott, der noch nicht Zeit gehabt hat, deine neueren Verdienste zu würdigen, Dich nicht erkenne?«

»Dann, Herr Admiral, wird der h. Franciscus, dessen Namen ich zu verherrlichen im Begriff stehe, da sein, um mit dem Finger auf mich zu zeigen, weil ich in einem Gewand den Tod erlitten haben werde.«

»Es geschehe denn, wie Du willst. Auf alle Fälle rechne auf deine Messen.«

»O, sobald der Admiral Caracciolo sagt: »Ich werde es thun,« entgegnete der Mönch, »so ist dies sicherer, als wenn ein Anderer sagte: »Ich habe es gethan.« Und nun, wenn es Ihnen beliebt, ich bin bereit, Herr Admiral.«

Caracciolo sah, daß der Augenblick in der That gekommen war.

»*Achtung!*« rief er mit einer Stimme, welche nicht blos auf dem ganzen Schiffe, sondern auch drüben auf dem Strande gehört ward.

Der Hochbootsmann entlockte seiner Pfeife einen gellenden, lang anhaltenden Ton.

Dieser war noch nicht verhallt, als Fra Pacifico, ohne durch ein Mönchsgewand im mindesten gehindert zu werden, in die Wanten des Steuerbord hinaufsprang, um sich dem Publicum zu zeigen, und dann mit einer Behendigkeit, welche bewies, daß ein Noviziat als Mönch seiner Matrosengeschicklichkeit noch keinen Abbruch gethan, den großen Mastkorb erkletterte, durch die Oeffnung desselben koch, nach dem kleinen emporstieg, dann, ohne sich hier aufzuhalten, auf die Bramsegelraaen hinaustrat und, enthusiastisch durch das Beifallsgeschrei, welches sich von allen Seiten erhob, als man einen Mönch in dem Takelwerk herumvoltigieren sah, die alleräußerste Raa erkletterte, was mehr war, als er versprochen.

Auf dieser angelangt, rief er laut:

»Der heilige Franciscus nehme mich in seinen Schutz!« und stürzte sich, ohne einen Augenblick zu zögern, hinab ins Meer.

Ein gewaltiger Schrei entrang sich Aller Munde.

Das Schauspiel, welches für Viele, die es herbeigelockt, nur grotesk zu sein versprochen, hatte jenen großartigen Charakter angenommen, von welchem ein Vorgang, bei welchem das Leben eines Menschen auf dem Spiel steht, stets begleitet ist, besonders wenn dieser Mensch Muth und Entschlossenheit zeigt.

Auf diesen Schrei, in welchem sich Angst, Neugier und Bewunderung mischten, folgte Todtenstille. Jeder wartete auf das Wiedererscheinen des Tauchers und fürchtete, daß er, gleich dem Schillers, unter dem Wasser bliebe.

Drei Secunden, welche den Zuschauern drei Jahrhunderte zu sein schienen, vergingen, ohne daß dieses Schweigen durch das mindeste Geräusch gestört ward. Dann sah man die noch von Fra Pacificos Sturz bewegte Woge sich von Neuem spalten, um den glattrasierten Kopf des Mönches zum Vorschein kommen zu lassen, welcher, kaum aufgetaucht, mit seiner Donnerstimme in den Lob- und Dankruf ausbrach:

»Es lebe der heilige Franciscus!«

Mit einem einzigen Ruderschlage erreichte ihn das Boot, die Mannschaft desselben streckte ihm die Hände entgegen und zog ihn glorreich aus dem Meere.

Die Capuziner in den Gondeln stimmten wie aus einer einzigen Kehle das Te Deum laudamus an, während die Matrosen auf dem Schiff ein dreimaliges Hurrah ausbrachten und die Zuschauer auf dem Molo, auf dem Kai und an den Fenstern mit jenem Wahnsinn applaudierten, welcher in Neapel jeden Triumph, möge es sein, was für einer es wolle, begleitet, der aber, wenn es sich um den Sieg einer religiösen Frage handelt, eine geradezu unglaubliche Dimension gewinnt.

Viertes Capitel.

Das Almosensammeln.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß nach dem, was wir so eben erzählt, die Capuziner von St. Ephraim mit ihrem Kloster in hohen Ruf kamen.

Was Fra Pacifico betraf, so ward er von diesem Augenblick der Held des gemeinen Volkes von Neapel. Es gab Niemanden, weder Mann, noch Weib, noch Kind, welches ihn nicht gekannt und wenn auch nicht für einen Heiligen, doch wenigstens für einen Auserwählten angesehen hätte.

Diese Popularität des Bruder Almosensammlers äußerte auf seine Sammlung auch sehr bald eine augenfällig Wirkung.

Anfangs hatte er dieses Geschäft, eben so wie sein Collegen von den andern Bettelorden, mit einem Quersac über der Schulter besorgt. Kaum aber hatte er sich ein Stunde in den Straßen von Neapel herumgetrieben, so war der Sack schon übertoll. Er nahm nun deren zwei, aber nach Verlauf einer anderweiten Stunde war auch der zweite voll so daß Fra Pacifico eines Tages, als er wieder nach Haus kam, erklärte, daß, wenn er einen Esel hätte, und seine Gänge bis zum Altmarkt, bis zur Marinella und bis nach Santa Lucia ausdehnen könne, er Abends dem Kloster eine reiche Ladung von Früchten, Obst, Fischen, Fleisch, kurz von Lebensmitteln aller Art und zwar von der besten Qualität heimbringen würde.

Die Sache ward in Erwägung gezogen. Die Bruderschaft versammelte sich, und nach kurzer Berathung zwischen den klugen Köpfen des Klosters, welche Fra Pacificos Verdiensten volle Anerkennung zollten, beschloß man einstimmig die Anschaffung des Esels. Fünfzig Francs wurden der Ankaufe des Thieres gewidmet, welches Fra Pacifico ermächtigt ward, nach seinem Geschmacke zu wählen.

Dieser Beschluß ward an einem Sonntage gefaßt.

Fra Pacifico verlor keine Zeit. Schon den nächstfolgenden Tag, Montag, das heißt am ersten der drei Tage, wo in Neapel Viehmarkt gehalten wird – die beiden andern Tage sind der Donnerstag und der Sonnabend – begab er sich nach der Porta Capuana, dem Orte des Marktes, und seine Wahl fiel auf einen kräftigen Ciuccio⁶ aus den Abruzzen.

Der Viehhändler verlangte hundert Francs und die Gerechtigkeit gebietet uns zu sagen, daß dieser Preis kein übertriebener war.

Fra Pacifico erklärte jedoch dem Eselhändler, daß er kraft der Privilegien seines Ordens, welche einem guten Christen nothwendig bekannt sein müßten, blos den Strick seiner Kutte auf den Esel zu legen und dabei »Sanct Franciscus« zu sagen brauche, und daß von diesem Augenblicke der Esel dem heil. Franciscus und folglich ihm, Fra Pacifico, als seinem Stellvertreter gehören würde, ohne daß er verbunden sei, dafür die fünfzig Francs zu zahlen, welche er gutwillig anböte.

Der Eselhändler erkannte die Richtigkeit dieser Beweisführung an, da er aber der Ansicht war, daß die Ehre, deren sein Esel theilhaftig würde, wenn er in den Dienst des heil. Franciscus träte, die fünfzig Francs, welche ihm, dem Besitzer, diese Ehre kosten würde, nicht aufwöge, so versuchte er Fra Pacifico von der getroffenen Wahl wieder abzubringen, indem er sagte, er riethe

ihm als Freund, sich lieber ein anderes Thier zu wählen, weil das, welches er ausersehen, den mißlichen Vorzug hätte, alle Fehler der Thiergattung, welcher es angehörte, in sich zu vereinigen. Es sei nämlich naschhaft, starrköpfig, widerspänstig, wälze sich fortwährend, schlage bei der mindesten Veranlassung aus, könne keine Last auf dem Rücken leiden und tauge mit Einem Worte höchstens zur Zucht, so daß er, der Händler, um ihm einen Namen zu geben, welcher zugleich den Inbegriff aller Laster, mit welchen das unglückliche Thier ausgestattet war, vergegenwärtige, es nach reiflicher Ueberlegung *Giacobino* nennen zu müssen geglaubt, denn dies sei der einzige Name, dessen das Thier würdig sei und der von einem solchen Geschöpfe geführt zu werden verdiene.

Wir brauchen wohl nicht erst zu bemerken, daß das italienisch geschriebene Wort *Giacobino* dasselbe ist wie *Jakobiner*.

Fra Pacifico stieß einen Freudenruf aus. Von Zeit zu Zeit erwachte der alte Mensch wieder in ihm, und er fühlte das Bedürfniß zu streiten, zu fluchen und zu schlagen, wie zu der Zeit, wo er noch Matrose war. Ein widerspänstiger Esel, welcher Jakobiner hieß, dies war ja ganz einfach das Heil seiner Seele, welches er in dem Augenblicke fand, wo er es am wenigsten geahnt.

Im Besitze eines so lasterhaften Thieres, konnte es ihm an rechtmäßigen Gelegenheiten und Veranlassungen, in Zorn zu gerathen, nicht mehr fehlen, und wenn sein Zorn ihn drängte, demselben lieber durch Thaten als durch Worte Luft zu machen, so wußte er nun wenigstens, auf wen er losschlagen konnte.

So hat in dieser besten Welt alles sein Gutes, sogar der charakteristische Name, welcher dem Thiere von seinem Eigenthümer gegeben ward.

In der That kannte alle Welt in Neapel den Haß, welchen der Bruder Pacifico schon gegen den Namen Jakobiner hegte. Indem er das diesen Namen tragende Thier schimpfte und verwünschte, so schimpfte und verwünschte er gleichzeitig die ganze Secte, welche, nach den kurzgeschorenen Köpfen und Beinkleidern aller Farben, die sich mit jedem Tage in größerer Anzahl in den Straßen zeigten, zu urtheilen, in Neapel die beunruhigendsten Fortschritte machte.

Fra Pacificos Wahl blieb daher unverändert bei *Giacobino* stehen, und je mehr man dem Thiere Böses nachsagte, desto beharrlicher ward er in seinem Entschluß.

Dem anerkannten Recht des Mönches gegenüber, welcher blos den Strick seiner Kutte über den Rücken des Thieres zu werfen brauchte, um es sofort zu seinem Eigenthum zu machen, war es dem Händler nicht möglich, sich in Bezug auf den Preis schwierig zu zeigen.

Er verstand sich daher zur Annahme der von Fra Pacifico gebotenen fünfzig Francs, denn er fürchtete am Ende gar nichts zu bekommen, und zum Austausch für die zehn Piaster mit dem Bildniß Carls des Dritten, auf welche Fra Pacifico sich sechsendneunzig Grani wieder herausgeben ließ, denn der Piaster galt zwölf Carlini und acht Grani, ward der Esel Eigenthum des Klosters oder vielmehr des ehemaligen Matrosen.

Mochte es nun aus Sympathie gegen seinen zeitherigen oder aus Antipathie gegen einen neuen Herrn geschehen, so schien das Thier entschlossen zu sein, Fra Pacifico sofort einen Vorgeschmack von den schlechten Eigenschaften zu geben, welche der Verkäufer aufgezählt.

Das Pferd, sagt das neapolitanische Gesetz, muß mit einem Zügel und der Esel mit seinem Strick verkauft werden.

In Gemäßheit dieses Rechtsgrundsatzes war *Giacobino* nicht blos verkauft, sondern auch mit seinem Strick ausgeliefert worden.

Fra Pacifico faßte demgemäß das Thier beim Strick und begann es vorwärts zu ziehen.

Giacobino aber stemmte sich auf seine vier Füße und nichts konnte ihn bewegen, den Weg nach der Infrascata einzuschlagen.

Nach einigen vergeblichen Bemühungen beschloß Fra Pacifico seine Zuflucht zu großen Mitteln zu nehmen. Es fiel ihm ein, daß er zu der Zeit, wo er Matrose gewesen an der afrikanischen Küste die Kameeltreiber ihre Thiere an einem Strick hatte führen sehen, welcher durch die Scheide wand der Nase gezogen war.

Er zog demgemäß mit der rechten Hand sein Messer preßte mit der linken Giacobino's Nüstern zusammen, durch stach die Nasenscheidewand und ehe noch der Esel, welche von der Operation, der er unterworfen ward, kein Ahnung hatte, an Widerstand dagegen denken konnte, war der Strick durch die Oeffnung gezogen und Giacobino durch die Nase anstatt durch das Maul gezäumt.

Er wollte seinen Widerstand fortsetzen und zog nach seiner Seite, Fra Pacifico aber zerrte nach der einen Giacobino stieß ein Schmerzensgewieher aus, warf einen verzweifelten Blick auf seinen alten Herrn, wie um zu sagen »Du siehst, ich habe gethan, was ich gekonnt habe, und folgte Fra Pacifico nach dem Kloster St. Ephraim mit derselben Gelehrigkeit wie ein Hund, der an der Leine geführt wird.

Nachdem Fra Pacifico ihn hier in eine Art Keller oder Vorrathskeller gesperrt, welche ihm als Stall dienen sollte, ging er in den Garten, wählte von einem Lorbeerbaum einen Ast, der zwischen dem Stabe des wüthenden Roland und der Keule des Herkules die Mitte hielt, schnitt ihn in einer Länge von drei und einem halben Fuß ab, schälte ihn, ließ ihn zwei Stunden lang in heißer Asche liegen, kehrte, mit diesem Caduceus von ganz neuer Art bewaffnet, wieder in den Keller zurück, dessen Thür er hinter sich verschloß.

Was nun zwischen Giacobino und Bruder Pacifico vorn blieb zwischen Mann und Thier Geheimniß. Am nächstfolgenden Morgen jedoch verließen Fra Pacifico mit seinem Stock in der Faust und Giacobino mit seinen Körben auf dem Rücken das Kloster, nebeneinander herwandelnd wie zwei gute Freunde.

Nur verrieth Giacobino's Haut, welche den Tag vorher glatt und glänzend gewesen, heute aber an verschiedenen Stellen blutrünstig und aufgesprungen war, daß diese Freundschaft sich nicht ohne einigen Protest von Seiten Giacobinos und ohne hartnäckige Beharrlichkeit von Seiten seines neuen Besitzers consolidiert hatte.

Letzterer dehnte nun, wie er sich anheischig gemacht, den Umfang seiner Almosengänge bis zum Altmarkt, bis an den Kai, bis nach Santa Lucia aus und brachte am Abend eine solche Ladung Fleisch, Fische, Wildpret, Obst und Gemüse zurück, daß die nun reichlich versehene Brüderschaft den Ueberfluß verkaufen und dreimal wöchentlich unmittelbar vor dem Thor des Klosters einen kleinen Markt halten konnte, wo sich von nun an die frommen Seelen und gen der Straße Infrascata und der Salita dei Capuccini verproviantierten.

So waren die Dinge beinahe vier Jahre lang gegangen und Fra Pacifico und sein Freund lebten in einem Einverständnis, welches Giacobino niemals wieder zu trüben versucht, als beide, wie sie dreimal wöchentlich zu thun pflegten, eines Tages das Kloster verließen und jenen Abhang hinab marschierten, welcher der Straße den Namen gegeben. Giacobino ging mit seinen leeren Körben auf dem Rücken voran, während Fra Pacifico mit dem Lorbeerstock in der Hand ihm folgte.

Gleich bei den ersten Schritten, welche der Mönch und der Esel in der Straße Infrascata thaten, hätte selbst ein Fremder, der mit den Sitten Neapels noch völlig unbekannt gewesen wäre, die Popularität bemerken müssen, deren beide sich erfreuten – der Esel bei den Kindern, welche ihm mit vollen Händen Möhrenkraut und Kohlblätter brachten, die Giacobino während seines Marsches sich wohlschmecken ließ, und Fra Pacifico bei den Frauen, welche ihn um seinen Segen baten, und den Männern, welche ihn fragten, welche Nummern sie im Lotto besetzen sollten.

Zum Lobe Giacobinos sowohl als Fra Pacificos müssen wir bemerken, daß, wenn ersterer Alles annahm, was man ihm gab, letzterer nichts von dem verweigerte, was von ihm verlangt ward, und freiwillig Segen und Lottonummern austheilte, ohne jedoch für die Wirksamkeit des erstern oder das Gewinnen der letzteren zu bürgen.

In der ersten Zeit seines Amtes, als er noch mit dem Quersack ging, empfing er von den Bewohnern der Straßen Infrascata, dei Studi, del Largo Spiritosanto, der Porta Alba und der andern Stadttheile, welche er zu besuchen pflegte, Früchte, Gemüse, Brod, Fleisch und selbst Fische, obschon der Fisch selten bis zu der Höhe heraufgeht, in welcher die so eben genannten Straßen liegen, und Fra Pacifico hatte Alles genommen. Der Quersack war nicht stolz, wohl aber hatte Fra Pacifico bemerkt, daß alle von den Leuten, die fern von den handeltreibenden Stadttheilen wohnten, dargebrachten Geschenke von untergeordneter Qualität waren, und dies hatte ihn eben bewogen, auf der Anschaffung eines Esels zu bestehen. Sobald dieser einmal gekauft war, erstreckte Fra Pacifico seine Märsche bis an die Orte, wo die Blume von Allem zu finden war, und verschmähte die Producte oder die Spenden der dazwischenliegenden Quartiere vollständig.

Wir wollen nicht sagen, daß die Gemüsehändler des Altmarkts, die Fleischer des Vico rotto, die Fischer der Marinella und die Obsthändler von Santa Lucia, bei welchen Fra Pacifico jetzt die schönsten Producte abschöpfte, es nicht lieber gesehen hätten, wenn der Mönch seine Einsammlung gleich beim Heraustreten aus dem Kloster begonnen, und wenn seine Körbe anstatt vollständig leer, zu zwei Drittheilen oder wenigstens zur Hälfte gefüllt bei ihnen angelangt wären.

Mehr als einmal hatten die Händler, wenn sie ihn erblickt, irgend ein schönes Stück, welches sie für reiche Kunden aufheben wollten, zu verstecken gesucht. Fra Pacifico besaß aber einen bewunderungswürdigen Spürsinn, welcher ihn in den Stand setzte, jede Hinterziehung zu entdecken. Es ging dann gerade auf den Gegenstand zu, den man ihr vorzuenthalten gedachte, und wenn man denselben nicht gutwillig anbot, so verrichtete der Strick des heil. Franciscus sein Amt.

Um nun allen diesen kleinen Chicanen aus dem Weg zu gehen, war Fra Pacifico so weit gekommen, daß er gar nicht mehr wartete, bis man ihm etwas gab. Er berührte mit seinem Stricke, nahm, und die Sache war abgemacht.

Die Handelsleute, welche zu Masamiellos Zeiten sich wegen einer Abgabe empört, welche der Herzog von Arce auf die Früchte hatte legen wollen, ertrugen, wenn auch nicht freudig, doch geduldig diesen Tribut, welchen der Sammler des Klosters von St. Ephraim von allen ihren Producten erhob, so daß es ihnen niemals eingefallen war, sich gegen diese Tyrannei zu empören.

Wenn Fra Pacifico, nachdem er seine Wahl getroffen, auf dem Gesichte dessen, welchem er diese Ehre erzeigte, eine Spur von Unzufriedenheit bemerkte, so zog er ein schmale, tiefe Dose

von Horn aus der Tasche, bot dem seinem Interesse beschädigten Handelsmanne eine Prise und es geschah selten, daß diese ganz besondere Gunst den Lippen des Letzteren nicht ein Lächeln entlockt hätte.

Reichte diese Aufmerksamkeit nicht aus, so ward Fra. Pacifico, der trotz des Namens, den er sich beigelegt, leid in die Hitze zu bringen war, dunkelroth im Gesichte, sei Augen schossen einen Doppelblitz und sein Lorbeerstock rasselte auf dem Lastrico. Diese dreifache Demonstration verfehlte nie, sofort die gute Laune wieder auf dem Gesichte des schlechten Christen hervorzurufen, welcher sich nicht zu glücklich schätzte, dem heil. Franciscus eine fetteste Gans, seine saftigste Melone, ein zartestes Rippenstück oder einen glänzendsten Fisch darzubringen.

An dem erwähnten Tage wanderte Fra Pacifico, ohne aus andern Gründen stehen zu bleiben, als um einen Segen zu ertheilen, den Aermel seines Gewandes küssen zu lassen und den Lottospielern Amben, Ternen, Quaternen und Quinternen zu bezeichnen, durch jenes Labyrinth von kleinen Gassen, welches sich von der Vicaria bis zur Strada Egiziaca a Foriella erstreckt.

Hier angelangt, ging er die Viagrande und den Vico Berrettari entlang und kam auf den der Altmarkt genannten Platz dicht hinter der kleinen Kirche vom heiligen Kreuz heraus, deren Priester, nicht als Gegenstand der Verehrung, sondern blos der Schaulust den mit einem Wappen verzierten Block bewahren, auf welchem der Herzog von Anjou, dieser König mit dem gebräunten Gesicht, welcher, wie Villani sagt, »wenig schlief und niemals lachte,« Conradin von Schwaben und Friedrich von Oesterreich die Köpfe abschlagen ließ.

Wenn Fra Pacifico an dieser vorüber war, befand er sich in einem neuen Lande, einem wahrhaften Schlaraffenlande, wo das Thierreich und das Pflanzenreich sich mit einander verschmelzen, wo die Schweine grunzen, wo die Hühner gluchzen, wo die Gänse schnattern, wo die Hähne krähen, wo die Truthühner kaudern, wo die Enten gackern, wo die Tauben girren, wo neben dem Goldfasan von Capodimonte, dem Hafen von Persano, den Wachteln vom Cap Misena, den Krammetsvögeln von Bagnoli, die Schnepfen der Sümpfe von Lincola und die Kriechenten des Sees von Agnano zur Schau ausgebreitet liegen; wo Gebirge von Blumenkohl, Pyramiden von Pastinak und Wassermelonen, Mauern von Fenchel und Selleri die gewaltigen Schichten von scharlachrothen Peperonen und carmoisinfarbenen Tomatäpfeln beherrschen, in deren Mitte runde Körbe mit jenen kleinen violetten Feigen vom Pausilippo und von Pozzuoli stehen, deren Bild Neapel ein Jahr lang als Symbol einer ephemeren Freiheit auf seine Münzen schlagen ließ.

Inmitten dieses Reichthums erntete Fra Pacifico alle zwei Tage mit vollen Körben.

Der Mönch erhob seinen gewohnten Tribut, dabei aber kam es ihm vor, als wenn an diesem Tage hier etwas ganz Besonderes vorgehe. Die Verkäufer plauderten mit einander, die Frauen flüsterten leise, die Kinder trugen Steinhaufen zusammen und an welchen Händler sich Fra Pacifico auch wenden mochte, so achtete ersterer nur mit flüchtiger Aufmerksamkeit auf die Waaren, Gemüse, Geflügel, Wildpretstücke oder Früchte, welche der Bruder Sammler wählte und womit er seine Körbe vollstopfte.

Da diese Körbe schon zu zwei Drittheilen gefüllt waren, so glaubte Fra Pacifico, es sei Zeit nun zum Fleisch über zugehen und machte sich auf den Weg nach San Giovanni al Mare, wo besonders die Macellai und die Beccal, das heißt die Fleischer und die Ziegen- und Hammelschlächter, ihren Verkehr hatten – zwei Erwerbszweige, die nahe mit einander verwandt, in Neapel aber gleichwohl getrennt sind.

Er lenkte deshalb mitten unter der unbegreiflichen Gleichgültigkeit, welche die Bevölkerung heute gegen ihn an den Tag legte, seine Schritte nach der Straße San Giovanni al Mare. Seitdem er den Altmarkt betreten, hatte nicht eine einzige Frau seinen Segen verlangt und nicht ein einziger Mann ihn ersucht, ihm im Voraus die Nummern zu bezeichnen, welche bei der nächsten Lottoziehung gewinnen würden. Was konnte die Bevölkerung des alten Neapel in so hohem Grade beschäftigen?

Fra Pacifico sollte es ohne Zweifel erfahren, denn ein lautes Getöse ließ sich von dem Vico del Mercato her vernehmen, einer Art Gäßchen, welches einerseits auf den Altmarkt, andererseits auf den Kai führt und welches man damals Vico dei Sospiri dell' abisso⁷ nannte, ein poetischer Name, welchen die moderne Behörde beseitigen zu müssen geglaubt und welcher seinen Entstehungsgrund in dem Umstande hatte, daß die zum Tode Verurtheilten, welche man gewöhnlich auf dem Altmarkt hinrichtete, durch dieses Gäßchen geführt wurden, bei dessen Betreten sie zum ersten Mal das Blutgerüst sahen, bei welchem Anblick die fast stets einen so tiefen Seufzer ausstießen, daß er aus dem Abgrund zu kommen schien.

Fra Pacifico mußte nicht allein dieses selbe Gäßchen passieren, sondern gedachte auch von einem Beccajo, dessen Kaufladen die Ecke dieses Gäßchens und der Straße Sant-Eligio bildete, eine Hammelkeule zu bekommen.

Er konnte daher nicht ermangeln, zu erfahren, um was es sich handelte.

Uebrigens mußte es auch etwas Wichtiges sein, was geschehen war, denn so wie er sich der Straße Sant-Eligio näherte, ward die Menschenmenge immer dichter und aufgeregter. Es war ihm als hörte er mit dumpfer drohender Stimme die Worte Franzose und Jakobiner aussprechen.

Dennoch, da die Menge sich mit dem gewohnt Respekt vor ihm öffnete, so gelangte er bald an den Laden wo er, wie wir schon gesagt, eine von den sieben oder acht Hammelkeulen zu bekommen gedachte, aus welchen den morgenden Tag der Braten der Brüderschaft bestehen sollte.

Der Laden war mit einer Menge Männer und Frau angefüllt, welche heulten und sich geberdeten wie Besessene.

»Heda, Beccajo!« rief der Mönch.

Die Herrin des Hauses, eine Art Megäre mit wirrem, grauem Haar, erkannte die Stimme des Mönch schob die Streitenden durch Faust-, Schulter- und Ellbogenstöße auf die Seite und sagte:

»Kommen Sie, mein Vater. Sie kommen wie von Gott gesendet. Ihr armer Beccajo bedarf Ihrer und des heiligen Franciscus sehr.«

Und indem sie Giacobino dem Lehrburschen übergab, zerzte sie Fra Pacifico in das im Hintergrunde befindliche Zimmer, wo der Beccajo mit von der Stirn bis zum Munde gespaltenem Gesicht, von Blut überströmt, auf ein Bette lag.

Fünftes Capitel.

Assunta.

Das dem Beccajo zugestoßene Unglück war es eben, welches diesen Aufruhr auf dem Altmarkt in der Straße Sant-Eligio und in dem Gäßchen der Seufzer des Abgrundes hervorgerufen hatte.

Nun ward, wie man sich leicht denken kann, dieser Vorfall auf hunderterlei Weise erklärt und erzählt.

Der Beccajo mit seiner gespaltenen Wange, seinen eingeschlagenen drei Zähnen und seiner verstümmelten Zunge konnte oder wollte keine große Auskunft geben. Man hatte an den von ihm gemurmelten Worten »Giacobini« und »Francesi« schließen zu können geglaubt, daß es die Jakobiner von Neapel, die Freunde der Franzosen, wären, welche ihn auf diese Weise zugerichtet hatten.

Ueberdies hatte sich auch das Gerücht verbreitet, daß ein Freund des Beccajo todt auf dem Kampfplatz gefunden worden und daß zwei andere verwundet worden seien, der eine davon so schwer, daß er in der Nacht gestorben.

Jeder sprach über diesen Vorfall und dessen Ursachen seine Meinung aus, und das Geschwätz von fünf- oder sechshundert Stimmen war es, welches das Getöse verursacht, das Fra Pacifico gehört und welches ihn nach dem Laden des Hammelschlächters gelockt.

Ein einziger junger Mann von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren stand, an das Thürgewand gelehnt, gedankenvoll und stumm da. Bei den verschiedenen Behauptungen, welche nebeneinander aufgestellt wurden, besonders bei der, daß der Beccajo und seine drei Cameraden auf dem Rückwege von einem Abendessen, welches sie in dem Wirthshause der Schiava in der Nähe des Löwenbrunnens zu sich nahmen, von fünfzehn Männern überfallen worden seien, lachte der junge Mann und zuckte die Achseln mit einer bedeutsameren Geberde, als wenn er einen förmlichen Protest ausgesprochen hätte.

»Warum lachst Du und zuckt Du die Achseln?«, fragte ihn einer seiner Cameraden, Namens Antonio Arella, welchen man in Folge der von den Bewohnern von Neapel eigenthümlichen Gewohnheit, jedem Menschen einen von seinem körperlichen Aussehen oder einem Charakter entlehnten Beinamen zu geben, Pagliucchella nannte.

»Ich lache, weil ich Lust habe zu lachen,« antwortete der junge Mann, »und ich zucke die Achseln, weil es mir beliebt, die Achseln zu zucken. Ihr habt das Recht, Albernheiten zu schwatzen, ich dagegen habe das Recht, über euer Gerede zu lachen.«

»Wenn Du behaupten willst, daß wir Albernheiten reden, so mußt Du besser unterrichtet sein als wir.«

»Besser als Du unterrichtet zu sein als Du, Pagliucchella, ist nicht schwer; man braucht da nur lesen zu können.«

»Wenn ich nicht lesen gelernt habe,« antwortete der, welchem Michele – denn der Spötter war wirklich unser Freund Michele – seine Umwissenheit vorwarf, »so liegt der Grund darin, daß ich keine Gelegenheit dazu gehabt habe. Du hast sie gehabt, denn Du hast eine reiche Milchschwester, welche die Frau eines Gelehrten ist; deswegen muß man aber seine Cameraden

nicht verachten.«

»Ich verachte Dich auch durchaus nicht, Pagliucchella. Das sei fern von mir, denn Du bist ein wackerer und braver Junge, und wenn ich etwas mitzutheilen hätte, so wärest Du der Erste, dem ich es sagte.«

Vielleicht stand Michele im Begriff, Pagliucchella einen Beweis von dem Vertrauen, welches er zu ihm hatte, wirklich zu geben und er wollte ihn auf die Seite führen und ihn von einigen der zu seiner Kenntniß gelangten Umstände unterrichten, als er eine Hand fühlte, welche sich ihm schwer auf die Schulter legte.

Er drehte sich um und stutzte.

»Wenn Du etwas mitzutheilen hättest, so wäre dieser der Erste, dem Du es sagen würdest,« sagte der, dessen Hand den jungen Spötter bei der Schulter ergriffen. »Glaube mir aber, wenn Du, was ich übrigens bezweifle, etwas von diesem ganzen Abenteuer weißt und dieses Etwas irgend Jemanden mittheilst, dann verdienst Du wirklich Michele *der Narr* genannt zu werden.«

»Pasquale de Simone,« murmelte Michele.

»Glaube mir,« fuhr der Sbirre fort, »es wird besser und sicherer für Dich sein, wenn Du Assunta, welche Zu diesem Morgen nicht zu Hause gefunden und weshalb Au bei so übler Laune bist, in der Kirche der Madonna del Carmine, wo sie ein Gelübde erfüllt, aufsucht, als wenn Du hier bleibt, um zu erzählen, was Du nicht gesehen und was für Dich ein Unglück wäre, wenn Du es gesehen hättest.«

»Ihr habt Recht, Signor Pasquale,« antwortete Michele, an allen Gliedern zitternd. »Ich werde sogleich hingehen, nur lassen Sie mich vorbei.«

Pasquale machte eine Bewegung, welche zwischen ihm und der Mauer eine Oeffnung ließ, durch welche kaum ein Kind von sechs Jahren hätte hindurchschlüpfen können. Michele schlüpfte aber ganz bequem hindurch, so schmal macht ihn die Furcht.

»Meiner Treu, nein!« murmelte er, indem er sich mit großen Schritten in der Richtung nach der Kirche del Carmine entfernte, ohne hinter sich zu schauen. »Meiner Treu nein, ich werde kein Wort sagen, gnädiger Herr vom Messer. Lieber ließe ich mir die Zunge ausreißen. Aber,« fuhr er fort, »es könnte auch einen Stummen zum Reden bringen, wenn man sagen hört, sie wären von fünfzehn Man überfallen worden, während doch sie es sind, die ihrer sechs einen einzigen angefallen haben. Ich bin kein Freund der Franzosen und der Jakobiner, die Sbirren und die Sorici⁸ liebe ich aber noch weniger und es ist mir ganz recht, daß dieser sie ein wenig zugerichtet hat; auf sechs Mann zwei Todte und zwei Verwundete, *viva San Gennaro!* der hat weder den Rheumatismus im Arm, noch Gicht in den Fingern gehabt.«

Und er begann zu lachen, indem er lustig den Kopf schüttelte und mitten auf der Straße ganz allein die Tarantella tanzte.

Obschon man behauptet, der Monolog liege nicht in der Natur, so würde doch Michele, den man gerade deshalb, weil er die Gewohnheit hatte, mit sich selbst zu sprechen und dabei lebhaft zu gesticuliren, Michele den Narren nannte, fortgefahren haben, Salvatos Lob zu preisen, wenn er sich nicht plötzlich und immer noch lachend auf der Platze del Carmine und seine Tarantella in der Vorhalle der Kirche tanzend gesehen hätte.

Er hob den schweren schmutzigen Vorhang, welcher vor dem Thore hing, trat ein und schaute sich um.

Die Kirche del Carmine, über die es uns unmöglich ist, nicht ein Wort im Vorbeigehen zu

sagen, ist die populärste Kirche in Neapel und ihre Madonna gilt für eine der wunderthätigsten.

Woher hat sie diesen Ruf und worauf gründet sich die Ehrerbietung, welche ihr von allen Classen der Gesellschaft bewiesen wird? Geschieht dies, weil sie die sterbliche Hülle jenes jugendlichen und poetischen Conradin, dessen Neffen Manfred's und seines Freundes Friedrich von Oesterreich enthält? Geschieht es wegen ihres Christusbildes, welches, durch eine Kugel Renés von Anjou bedroht, den Kopf auf die Brust senkte, um der Kugel auszuweichen und dessen Haar so üppig wächst, daß der Syndicus von Neapel einmal jährlich mit großem Pomp kommt, um sie ihm mit einer goldenen Schere abzuschneiden? Geschieht es endlich, weil Masamiello, der Held der Lazzaroni, in dem Kreuzgange dieser Kirche ermordet ward und hier in irgend einem unbekanntem Winkel schläft – so leicht vergißt das Volk selbst die, welche für es gestorben sind.

Es ist aber deswegen nicht weniger wahr, daß die Kirche del Carmine, wie wir schon gesagt, die populärste in Neapel ist, daß in ihr die meisten Gelübde gethan werden und daß hier auch der alte Tomeo das einige gethan, dessen Ursache wir bald erfahren werden.

Michele hatte daher anfangs in der immer von Gäubigen angefüllten Kirche einige Mühe, die Person, welche er suchte, zu finden. Endlich jedoch entdeckte er sie, während sie fromm ihr Gebet am Fuße eines der Seitenaltäre verrichtete, welche links vom Eingange stehen.

Dieser durch seinen Kerzenglanz blendende Altar war dem heiligen Franciscus geweiht.

Michele hatte, je nachdem Du, lieber Leser, in der Liebe Pessimist oder Optimist bist, das Unglück oder das Glück zu lieben. Der Straßentumult, welchen er voraussah und welchen er Nina als Grund seines Fortgehens angegeben, war nur eine untergeordnete Ursache. Die, welche allen andern voranging, war der Wunsch, Assunta zu sehen und zu umarmen, die Tochter des alten Fischers Basso Tomeo, welcher, wie man sich erinnert, eines Nachts, als seine Barke an den Grundmauern des Palastes der Königin Johann lag, gesehen hatte wie ein Gespenst sich über ihn neigte, sich mit der Spitze eines Dolches überzeugte, daß er wirklich schlief, und dann, nachdem es diese Ueberzeugung gewonnen, wieder in die Ruinen hinaufstieg und in denselben verschwand.

Eben so wird man sich erinnern, daß diese Erscheinung dem alten Fischer einen solchen Schrecken eingejagt hatte, daß er Mergellina verlassen und die Chiaja, Chiatamone, das Castell dell Uovo, Santa Lucia, das Castell Nuovo, den Molo, den Hafen, die Strada Nuova und endlich die Porta del Carmine zwischen seinen alten und seinen neuen Wohnsitz legend, seinen ferneren Aufenthalt in der Marinella genommen hatte.

Als echter fahrender Ritter war Michele seiner Geliebten bis ans Ende von Neapel gefolgt; er wäre ihr auch bis ans Ende der Welt gefolgt.

Am Morgen des Tages, bei welchem wir jetzt angelangt sind, hatte er die Thür des alten Basso Tomeo, die sonst immer offen stand, verschlossen gefunden und war deshalb ein wenig unruhig geworden.

Wo konnte Assunta sein und welche Ursache konnte sie von dem Hause entfernt haben?

Abgesehen von dem Zweifel, welchen ein Liebender, wie sehr er sich auch geliebt glaubt, immer an seiner Geliebten hegt, hatte Michele auch noch mehrere andere Unannehmlichkeiten in Bezug auf seine Liebschaft zu erdulden gehabt.

Basso Tomeo, der alte Fischer, welcher Gott fürchtete, die Heiligen verehrte und die Arbeit liebte, hatte keine sonderlich gute Meinung von Michele, sondern betrachtete ihn nicht blos, wie

alle Anderen thaten, als einen Narren, sondern auch als einen Faulenzer und Gotteslästerer.

Assuntas drei Brüder, Gaetano, Gennaro und Luigi, waren zu ehrerbietige Söhne, als daß sie die Meinung ihres Vaters in Bezug auf Michele nicht getheilt hätten.

Der arme Michele hatte daher bei jeder neuen Beschwerde, die man über ihn erhob, in dem Hause Tomeo nur einen einzigen Vertheidiger, Assunta selbst, während er dagegen vier Ankläger, den Vater und seine drei Söhne, hatte, was bei den Discussionen, die über ihn stattfanden, eine furchtbare Majorität zu seinem Nachtheil ausmachte.

Zum Glück ist das Handwerk des Fischers ein schweres und anstrengendes und Basso Tomeo und seine drei Söhne, welche sich rühmten, keine Faulenzer zu sein wie Michele, und denen daran lag, gewissenhaft das Ihre zu thun, verbrachten einen Theil des Abends mit dem Legen ihrer Netze, einen Theil der Nacht mit dem Warten auf das Hineingehen der Fische und einen Theil des Morgens mit dem Herausziehen derselben aus dem Wasser.

Die Folge hiervon war, daß von den vierundzwanzig Stunden des Tages Basso Tomeo und seine drei Söhne achtzehn derselben außer dem Hause zubrachten und während der übrigen sechs schliefen, so daß sie die Liebschaft Micheles und Assunta's nicht wohl auf sehr lästige Weise überwachen konnten.

Michele trug daher auch ein Unglück mit Geduld.

Basso Tomeo hatte ihm gesagt, daß er ihm seine Tochter nicht eher geben würde, als bis er ein einträgliches ehrliches Handwerk triebe, oder eine Erbschaft gemacht hätte.

Michele behauptete unglücklicherweise, er kenne kein Handwerk, welches gleichzeitig einträglich und ehrlich sei, und behauptete, daß das eine dieser beiden Prädicate das andere ausschliesse, was in Neapel nicht ganz paradox war. Als Beweis führte er an, daß Basso Tomeo selbst, der ein ehrliches Handwerk trieb und demselben mit Beihilfe seiner Söhne achtzehn Stunden täglich widmete, den noch seit den ziemlich fünfzig Jahren, wo er sein Netz zum ersten Mal ins Meer geworfen, nicht im Stande gewesen sei, auch nur fünfzig Ducati zurückzulegen.

Er wartete deshalb auf die Erbschaft und sprach von einem Onkel, welcher niemals existiert hatte und nach den von Marco Polo gegebenen Andeutungen nach dem Königreich Cathay gereist war.

Blieb aber auch die Erbschaft aus, was, wenn es um und um kam, leicht möglich war, so konnte er nicht verfehlen, früher oder später Oberst zu werden, weil Nanno es ihm ja prophezeit hatte.

Allerdings hatte er in Basso Tomeos Hause nur von jenem ersten Theile der Prophezeiung gesprochen, und die, welche vom Galgen handelte, für sich behalten.

Nur eine Milchschwester Luisa hatte er sich in dieser Beziehung eröffnet, wie wir in der Unterredung gesehen, welche der noch unheimlicheren Prophezeiung voranging, welche die Wahrsagerin an die arme Luisa selbst gerichtet.

Die Anwesenheit Assuntas in der Kirche der Madonna del Carmine, ihre Anwesenheit am Altare des heiligen Franciscus und die blendende Erleuchtung dieses Altars waren eben so viel Beweise, daß Michele, für einen so großen Narren man ihn auch hielt, sich doch in Bezug auf den mittelmäßigen Ertrag, den Basso Tomeo, trotz aller Anstrengungen von seinem mühseligen Handwerk zog, nicht getäuscht hatte.

Die drei letzten Tage waren in der That so schlecht gewesen, daß der alte Fischer das Gelübde gethan, auf dem Altar des heiligen Franciscus zwölf Kerzen in der Hoffnung anzuzünden, daß

der Heilige, welcher sein Schutzpatron war, ihm einen Fang nach Art dessen gewähren würde, welchen die Fischer des Evangeliums im See Genezareth thaten.

Zu diesem Ende hatte er verlangt, daß seine Tochter Assunta während des ganzen Morgens, das heißt während der Zeit, wo er mit dem Ziehen der Netze beschäftigt wäre, das Gelübde, welches er gethan, durch ihr inbrünstiges Gebet unterstütze.

Da nun das Gelübde am Abend vorher nach dem letzten Fischzuge, welcher noch schlechter gewesen als die zwei vorhergegangenen, gethan worden, da Michele, weil er den ganzen Abend einer Milchschwester Luisa und die ganze Nacht dem Verwundeten gewidmet, von Assunta nicht hatte benachrichtigt werden können, so hatte er die Thür des Hauses verschlossen gefunden und Assunta kniete, anstatt ihn an ihrer Thür zu erwarten, am Altar des heiligen Franciscus.

Als Michele sah, daß Pasquale de Simone ihm die Wahrheit gesagt, holte er einen so tiefen Seufzer der Befriedigung, daß Assunta sich ihrerseits umdrehte, einen Freudenruf ausstieß und mit einem Lächeln, welches nichts Anderes war als ein Dank für seinen Scharfsinn, ihm winkte, neben sie zu knien.

Michele ließ sich dies nicht zweimal sagen. Mit einem Satze stand er an der Treppe des Altars und kniete auf dieselbe Stufe nieder, wo Assunta betete.

Wir möchten nicht behaupten, daß das Gebet des jungen Mädchens von diesem Augenblick an noch eben so inbrünstig gewesen sei, wie während Micheles Abwesenheit, und daß sich nicht einige Zerstretheit in dieses Gebet gemischt hätte.

Es kam jedoch in diesem Augenblick nicht viel mehr darauf an, denn der Fischfang mußte jetzt beendet sein. Man konnte daher wohl einige Worte der Liebe unter die frommen Worte mischen, auf welche der Heilige ein Recht hatte. Hier erst erfuhr Michele von Assunta die Thatsachen, welche wir in unserer Eigenschaft als Erzähler unsern Lesern mitgetheilt haben, ehe noch Michele selbst die wußte.

Zum Austausch für diese Thatsachen erzählte er ihr seinerseits die wahrscheinlichste Geschichte, die er in Bezug auf Luisa's Unwohlsein, auf einen Mord, der in der Nähe des Löwenbrunnens stattgefunden, und auf das Gerücht auftischen konnte, welches in diesem Augenblick von der Straße Sant-Eligio und dem Seufzergäßchen an bis zu der Thür des Schlächterladens alle Welt in Bewegung setzte.

Assunta hörte kaum, daß es auf dem Altmarkte Lärm gebe, so wollte sie als echte Tochter Eva's, die sie war, auch sofort die wirklichen Ursachen dieses Lärms kennen lernen. Da das, was ihr Geliebter ihr davon erzählte, ihr in eine gewisse Wolke gehüllt zu sein schien, so nahm die Abschied von dem heiligen Franciscus, verneigte sich, da sie mit ihrem Gebet ohnehin fertig war, gegen den Altar des Heiligen, tauchte ihre Fingerspitzen in den Weihwasserkessel an der Thür, berührte mit ihren feuchten Fingern die ihres Geliebten, machte ein letztes Zeichen des Kreuzes, nahm noch, ehe sie aus der Kirche hinaus war, Michele's Arm und verließ, leicht wie eine Lerche, welche im Begriffe steht aufzufliegen, und singend wie eine solche, mit ihm die Kirche del Carmine, erfüllt vom Vertrauen auf die Vermittelung des Heiligen und nicht zweifelnd, daß ihr Vater und ihre Brüder einen wunderbaren Fang gethan hätten.

Sechstes Capitel.

Die beiden Brüder.

Assunta hatte mit Recht ihr Vertrauen auf den heiligen Franciscus gesetzt. Ihr Vater und ihre Brüder hatten einen wahrhaft wunderbaren Fang gethan.

In dem Augenblicke, wo sie begonnen hatten, ihre Netze zu ziehen, waren ihnen dieselben so schwer erschienen, daß sie anfangs glaubten, sie hingen an einer verborgenen Felsenspitze fest. Da sie indessen nicht jenen unbedingten Widerstand fühlten, welchen eine auf dem Boden des Meeres festgewurzelte Masse bietet, so erwachte in ihnen die Furcht, daß sie die Leiche eines Selbstmörders oder eines zufällig verunglückten Ertrunkenen herausziehen würden.

So wie aber das Netz sich dem Strande näherte, fühlten sie Purzelbäume und Stöße, welche verriethen, daß lebendige und zwar sehr lebendige Körper in dem Netze wären und nur mit Widerstand dem Zuge desselben folgten.

Es dauerte nicht lange, so sah man an dem Spritzen des Wassers und an den flüssigen Garben, die daraus emporstiegen, daß die Gefangenen, welche ihre Lage zu begreifen begannen, verzweifelte Anstrengungen machten, um das Netz zu zerreißen, oder darüber hinauszuspringen.

Gennaro und Gaetano wateten in das Meer hinein und während der alte Fischer und Luigi ihre Anstrengungen vereinigten, um die widerstrebende Beute zu bekämpfen, stellten sich erstere hinter die Netze, um zu schieben, und obschon ihnen das Wasser bis an die Schultern ging, gelang es ihnen doch, die Netze vor dem Zerreißen zu bewahren.

Aus ihren Geberden und Ausrufungen konnte man jedoch abnehmen, daß der heilige Franciscus fast zu freigebig gewesen war.

Es geschah dies in dem Golf ziemlich der Hälfte der Strada Nuova, einem großen Hause gegenüber, welches von der einen Seite die Aussicht auf den Kai, von der andern auf die Straße Sant Andrea degli Scopari hatte.

Dieses Haus, welches man mit dem Namen des Pabstes della Torre bezeichnete, gehörte in der That dem Herzoge diese Namens.

Da wir im Begriffe stehen, eine vollkommen historische Thatsache zu erzählen, so sehen wir uns genöthigt, einige nähere Aufschlüsse über dieses Haus, wo die Thatsache vor sich ging, und über die Bewohner desselben zu geben.

An dem Fenster der ersten Etage stand ein junger Mann von sechs- bis achtundzwanzig Jahren, nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, nur daß er, anstatt den langen Ueberrock oder den langschößigen Frack mit hohem Kragen, er damals Mode war, zu tragen, sich in einen eleganten Schlafrock von hochrothem Sammet gehüllt hatte, der über der Brust durch seidene Schnüre zusammengehalten ward.

Sein schwarzes Haar, welches schon seit langer Zeit dem Puder entsagt, kräuselte sich, obschon kurz geschnitten, zu natürlichen Locken.

Ein feines, mit einem eleganten Spitzenstreifen verziertes Battisthemd ließ einen Hals sehen, der jugendlich und weiß war wie der eines jungen Mädchens. Seine Hände waren weiß, lang und

schmal – das Kennzeichen der Aristokratie.

Am kleinen Finger der linken Hand trug er einen Diamantring und folgte mit zerstreut in die Ferne hinaus stierendem Blick den am Himmel hingleitenden Wolken, während er mit der rechten Hand die gemessenen Bewegungen eines Dichters machte, welcher Verse scandirt.

Und es war wirklich ein Dichter von der Gattung wie Sannasar, Bertino der Parmy. Es war Don Clemente Filomarino, jüngerer Bruder des Herzogs della Torre, einer der elegantesten jungen Männer von Neapel, welcher Nicolino, Caracciolo und Roccamama die Königswürde im Bereiche der Moden streitig machte.

Ueberdies war er ein gewandter Reiter, ein geübter Jäger, ein Fechter, Schütze und Schwimmer ersten Ranges. Dabei war er, obschon jüngerer Sohn, doch reich, weil sein Bruder der Herzog della Torre, der fünfundzwanzig Jahre älter war als er, erklärt hatte, unvermählt sterben zu wollen, um sein ganzes Vermögen seinem jungen Bruder zu hinterlassen, welcher von dem älteren die ehrenvolle Mission empfangen, das Geschlecht der Herzöge della Torre fortzupflanzen, – eine Ehre, auf welche der ältere Bruder für immer verzichtet zu haben schien.

Uebrigens beschäftigte sich der Herzog della Torre mit Arbeiten, die nach seiner eigenen Ueberzeugung für seine Zeitgenossen und selbst für die Zukunft weit interessanter waren als Erzeugung von Erben und Stammhaltern seines Namens. Eingefleischter Bibliomane, war er fortwährend auf Vermehrung seiner Sammlung von seltenen Büchern und kostbaren Manuscripten bedacht.

Selbst die königliche Bibliothek – wohlverstanden, die von Neapel – besaß nichts, was man mit seiner Sammlung von Elzevier oder, richtiger gesagt, Elzeviers hätte vergleichen können. Er besaß ein beinahe vollständiges Exemplar von allen von Ludwig, Isaak und Daniel, das heißt von Vater, Sohn und Neffen⁹ veranstalteten Ausgaben.

Wir sagen, beinahe vollständig, weil kein Bibliomane sich rühmen kann die *ganze* Sammlung, von dem im Jahre 1572 erschienenen ersten Bande an, dessen Titel »Eutropi historiae romanae« ist, bis zu dem bei Ludwig und Daniel im Jahre 1655 herausgekommenen »Pastissier françois« zu besitzen.

Dennoch zeigte er mit Stolz den Liebhabern diese beinahe einzige Sammlung, in welcher man nach einander als Titelvignette den Engel, der mit der einen Hand ein Buch, mit der andern eine Sichel hält, eine Weinranke, die sich um eine Urne schlängelt, mit der Devise Non solus, die Minerva und den Oelzweig mit dem Spruch Ne extra Oleas, die Syrene, welche die Elzeviers im Jahre 1634 in ihr Wappen aufnahmen, das Medusenhaupt, die Rosenguirlande und endlich die über einem Schild gekreuzten beiden Scepter sah, welche das letzte Kennzeichen dieser Officin waren.

Ueberdies zeichneten sich eine durchgängig gut gehaltenen Ausgaben durch die Größe und Breite ihrer Ränder aus, von welchen einige fünfzehn bis achtzehn Linien erreichten.

Was seine Autographen betraf, so war dies wohl die reichste Sammlung, die es auf der Welt gab. Sie begann mit dem Siegel Tancreds von Hauteville und ging durch die Reihe von Königen, Prinzen und Vicekönigen, welche über Neapel regiert, bis auf die Unterschriften Ferdinands und Carolinens, der gegenwärtigen Regenten.

Seltsamerweise hatte diese Sammelwuth, deren hervorragendstes Symptom gewöhnlich darin besteht, daß sie gegen alle menschlichen Regungen gleichgültig macht, keinen Einfluß auf die beinahe väterliche Liebe geäußert, welche der Herzog della Torre für seinen jungen Bruder, Don

Clemente, der von seinem fünften Lebensjahre an verwaist war, hegte.

Was ihn schon von dem Tage der Geburt dieses Knaben an so innig an denselben fesselte, war höchst wahrscheinlich der Gedanke, daß er von diesem Tage an der Pflicht, eine Frau zu nehmen, welche ihn, wenn auch von seinem Berufe als Sammler nicht vollständig abwendig gemacht, doch in demselben gestört haben würde, überhoben war.

Es wäre uns geradezu unmöglich, ausführlich zu schildern, welche Fürsorge er dem Kinde widmete, welches in einmal von der Erfüllung seiner ehelichen Pflichten entbinden sollte.

Bei allen jenen leichteren oder schwereren Körper leiden, welchen die Kindheit unterworfen ist, war er der einzige Krankenwärter seines jungen Bruders gewesen, um hatte die Nächte an seinem Bette damit zugebracht, daß seine Cataloge durchlas, Notizen machte oder in seine seltenen Büchern jene Druckfehler suchte, welche einen Exemplar den Stempel der Echtheit ausdrücken.

Don Clemente war vom Kind zum Jüngling herangewachsen und stand jetzt an der Schwelle des Mannesalters ohne daß jene, innige zärtliche Zuneigung seines Bruder zu ihm sich verändert oder gemindert hätte.

Obschon sechsundzwanzig Jahre alt, ward er von seinem Bruder immer noch wie ein Kind behandelt. Er konnte nicht ein einziges Mal zu Pferde steigen oder auf die Jagd gehen, ohne daß sein Bruder ihm noch zum Fenster hinaus nachrief:

»Nimm Dich in Acht, daß Du nicht ins Wasser fällt! Nimm Dich in Acht, daß deine Flinte richtig geladen ist. Nimm Dich in Acht, daß dein Pferd nicht durchgeht!«

Als der Admiral Latouche Tréville nach Neapel kam, fraternisierte Don Clemente Filomarino, wie die andern jungen Leute seines Alters, mit den französischen Offizieren und trat, von seiner glühenden Dichterphantasie hingerissen, in die Reihe der eifrigsten Patrioten.

Die Folge hiervon war, daß er mit denselben eingekerkert ward.

Sein Bruder, der Herzog, hatte, ganz in seine Forschungen und Studien versunken, von der Anwesenheit der französischen Flotte kaum etwas erfahren und auf alle Fälle derselben wenigstens keine große Wichtigkeit beigelegt. Selbst Philosoph, aber ohne die Politik mit der Philosophie zu vermischen, hatte er sich über die Spottreden, in welchen sein Bruder sich gegen die Regierung, die Armee und die Priesterschaft erging, weiter nicht gewundert. Plötzlich hörte er, daß Don Clemente Flomarino festgenommen und nach dem Fort San Elmo gebracht worden sei.

Er war wie vom Donner gerührt. Es dauerte eine Weile, ehe er seine Gedanken sammeln konnte, dann eilte er zu den Regenten der Vicarie, eines Amtes, welches den eines Polizeipräfekten oder Polizeidirectors entspricht.

Er fragte, was sein Bruder verbrochen habe.

Zu seinem Erstaunen antwortete man ihm, sein Bruder habe conspiriert, es lägen die schwersten Anklagen gegen ihn vor und wenn dieselben sich als begründet erweisen, so handle es sich um seinen Kopf.

Das Blutgerüst, auf welchem Vitagliano, Emanuele de Deo und Gagliano ihren letzten Seufzer ausgehaucht, war kaum erst vom Schloßplatz entfernt und der Herzog glaubte schon es sich von Neuem aufrichten zu sehen, um seinen Bruder zu verschlingen. Nun eilte er zu den Richtern und belagerte die Thüren der Vanni, Guidobaldi, der Castelcicala. Er bot sein ganzes Vermögen, er bot seine Autographen, seine Elzeviers; er bot sich selbst dar, wenn man dafür seinen Bruder in

Freiheit setzen wollte; er bat den Premierminister Acton, er warf sich dem König und der Königin zu Füßen, aber Alles war vergebens.

Der Proceß ging seinen Gang, dennoch aber wurden diesmal, trotz des verderblichen Einflusses jener blutigen Dreiheit, sämtliche Angeklagte für unschuldig erklärt und in Freiheit gesetzt.

Damals geschah es eben, daß die Königin, als sie die Rache des Gesetzes ihr untreu werden sah, jenes berüchtigte dunkle Zimmer einrichten ließ, in welches wir unsere Leser geführt, und jenes geheime Tribunal einsetzte, bei welchem Vanni, Castelcicala und Guidobaldi das Richteramt versahen, während Pasquale de Simone ihre Aussprüche vollstreckte.

Achtzehnmonatliche Gefangenschaft, während welcher der Herzog den Verstand zu verlieren glaubte und aufhörte sich der Compilation seiner Elzeviers und der Aufsuchung von Autographen zu widmen, heilten Don Clemente Filomarino keineswegs von seinen liberalen Ansichten, einen philosophischen Tendenzen und seinem Hang zum Spotte, sondern trieben ihn im Gegentheile auf der Bahn der Opposition weiter vorwärts als je.

Im Vertrauen auf jene Unparteilichkeit des Tribunals, welches trotz des geheimen Einflusses der Königin, trotz der öffentlichen Bemühungen seiner Ankläger ihn unschuldig erklärt und in Freiheit gesetzt hatte, glaubte er nun nichts weiter zu fürchten zu haben und war einer der eifrigsten Besucher der Salons des französischen Gesandten, während er aus denen des Hofes, zu welchem ein Rang ihm den Zutritt eröffnete, gänzlich verschwand.

Der Herzog della Torre, sein Bruder, der nun über Clementes Schicksal sich ebenfalls weiter keine Sorge machte, war zur Beschäftigung mit seinen Autographen und seltenen Druckausgaben zurückgekehrt und bekümmerte sich um den verlorenen Sohn blos noch in sofern, als er ihn wie immer zur Vorsicht ermahnte, wenn er ausritt, auf die Jagd ging oder im Golf baden wollte.

An dem Tage, von welchem wir jetzt sprechen, waren beide Brüder in sehr zufriedener Stimmung.

Don Clemente Filomarino hatte die Abreise des französischen Gesandten eben so wie die von demselben dem Könige Ferdinand gemachte Kriegserklärung gelesen. Seine Principien trugen über seine neapolitanische Nationalität den Sieg davon und er hoffte schon vor Ablauf eines Monats seine guten Freunde, die Franzosen, in Neapel zu sehen.

Der Herzog della Torre seinerseits hatte von dem Buchhändler Dura, dem berühmtesten Antiquar in Neapel, einen Brief erhalten, in welchem dieser ihm meldete, daß er einen der beiden seiner Sammlung noch fehlenden Elzeviers entdeckt habe, und ihn fragte, ob er ihm denselben ins Haus bringen oder den Besuch des Herzogs in seinem Laden erwarten sollte.

Als der Herzog den Brief des Buchhändlers gelesen hatte, stieß er einen Freudenschrei aus, band, da er nicht die Geduld hatte, den Besuch des Buchhändlers zu erwarten, sein Halstuch um, zog seinen Rock an, ging aus der zweiten Etage, die ihrem ganzen Umfange nach von einer Bibliothek eingenommen ward, in die erste, welche ihm sowohl als einem Bruder zur Wohnung diente, hinunter, und erschien gerade in dem Augenblicke im Zimmer, wo Don Clemente die letzten Verse eines komischen Gedichts fertig hatte, in welchem er die drei großen Laster der Mönche von Neapel, nämlich die Laster der Schwelgerei, der Faulheit und der Gutschmeckerei, geißelte.

Gleich beim Anblick seines Bruders errieth Don Clemente Filomarino, daß ersterem eines

jener großen bibliomanischen Ereignisse begegnet war, die ihn allemal ganz aus der Fassung brachten.

»Ah, mein Bruder, rief er ihm zu, »hast Du vielleicht zufällig den Terenz von 1661 ausfindig gemacht?«

»Nein, mein lieber Clemente, aber denke Dir meine Freude, ich habe den Persius von 1664 gefunden.«

»Gefunden – was heißt gefunden!? Du weißt, daß Du mir schon mehr als einmal gesagt hat: Ich habe gefunden! Wenn es sich dann darum handelte, Dir das fragliche Exemplar einzuhändigen, so versuchte man Dir einen falschen Elzevier, eine Ausgabe mit der Weltkugel anstatt der Ausgabe mit dem Oelzweig oder der Ulme aufzubinden.«

»Ja, aber ich habe mich niemals auf diese Weise hintergehen lassen. Einen alten Fuchs, wie ich bin, betrügt man nicht so leicht. Uebrigens ist es Dura, welcher mir schreibt, und Dura würde mir keinen solchen Streich spielen. Er würde dadurch seinem Rufe schaden. Schau her; hier ist sein Brief: »Herr Herzog, kommen Sie schnell. Ich habe die Freude, Ihnen zu melden, daß ich so eben den Persius von 1664 mit den auf dem Schilde gekreuzten beiden Sceptern gefunden habe. Es ist eine prächtige Ausgabe, oben, unten und an der Seite mit fünfzehn Linien breiten Rändern.«

»Bravo, mein Bruder! Und nun gehst Du wohl zu Dura?«

»Ja wohl, ich eile. Es wird mich wenigstens sechzig bis achtzig Ducati kosten, aber was kommt weiter darauf an? Du erbst doch einmal meine Bibliothek und wenn ich nun noch das Glück habe, den Terenz von 1661 aufzutreiben, so ist meine Sammlung vollständig, und weißt Du, was eine vollständige Sammlung von Elzeviers werth ist? Zwanzigtausend Ducati, ohne daß auch nur ein Grano abginge.«

»Ich bitte Dich inständig, lieber Bruder, Dir niemals Sorge über das zu machen, was Du mir einmal hinterlassen wirst oder nicht hinterlassen wirst. Ich hoffe, daß wie den Brüdern Kleobis und Biton, obschon wir nicht dieselben Verdienste besitzen wie diese, die Götter uns die Gnade erzeigen werden, uns an einem und demselben Tage und zu einer und derselben Stunde sterben zu lassen. Liebe mich und so lange Du mich liebst, bin ich reich.«

»Unglücklicher!« rief der Herzog, indem er seinen Bruder mit beiden Händen an den Schultern faßte und mit unaussprechlicher Zärtlichkeit betrachtete, »Du weißt, daß ich Dich liebe wie mein Kind, ja mehr als mein Kind, denn wenn Du bloß mein Kind wärest, so wäre ich spornreichs zu Dura gelaufen und hätte Dich erst nach meiner Rückkunft umarmt.«

»Nun gut, so umarme mich und laufe dann schnell, um deinen Terenz zu holen.«

»Meinen Persius, Du Ignorant! Meinen Persius Ach, fuhr der Herzog mit einem Seufzer fort, »Du wirst höchstens ein Bibliomane dritten Ranges und dieser kaum! – Indessen, auf Wiedersehen, Clemente, auf Wiedersehen.« Und der Herzog Della Torre eilte zum Hause hinaus.

Don Clemente kehrte an das Fenster zurück.

Basso Tomeo und seine Söhne hatten so eben ihre Netze auf den Strand herausgezogen, mitten unter einem ungeheuren Zusammenlauf von Fischern und Lazzaroni welche sich herbeidrängten, um zu sehen, was Basso Tomeo und seine drei Söhne gefangen hätten.

Siebentes Capitel.

Wo Gaëtano Mammone auf der Bühne erscheint.

Wir haben zu Anfange des vorigen Capitels gesagt daß der heilige Franciscus sich sehr freigebig gezeigt hatte und der Fang ein wahrhaft wunderbarer war.

Es war, als ob der Heilige, zu welchem Assunta so fromm gebetet und welchem Basso Tomeo zwölf Kerzen angezündet, ein Exemplar von allen Gattungen des Golfes in die Netze des alten Fischers und seiner drei Söhne hätte werfen wollen.

Als das Netz aus dem Meere herauskam und zum Bersten voll auf dem Strand erschien, war es nicht, als ob das mittelländische Meer, sondern vielmehr als ob der Paetolus alle seine Schätze an das Gestade würfe.

Die Dorade mit dem Goldglanze, der Breitfisch mit den stählernen Schuppen, die Spinole mit ihrem Silberkleid, die Trille mit dem rosenfarbenen Mieder, der Zahnfisch mit den braunen Flossen, der Maulthierfisch mit der runden Schnauze, der Sonnenfisch, den man für ein in das Meer gefallenes Tambourin halten könnte, der Sanct-Petersfisch, welcher auf seinen Flanken den Druck von den Fingern des Apostels trägt, schienen der Hofstaat, die Minister und Kammerherren eines mächtigen Thunfisches zu sein, welcher wenigstens sechzig Rotoli wog und jener König des Meeres zu sein schien, welchen Masamiello in der »Stimmen von Portici« einen Cameraden in einem reizenden Liedchen verspricht.

Der alte Basso Tomeo hielt sich den Kopf mit beiden Händen, konnte seinen Augen nicht trauen und zitterte vor Freude. Die von dem alten Manne und seinen Söhnen in der Hoffnung auf einen reichlichen Fang mitgebrachten Körbe faßten, als sie einmal bis an den Rand gefüllt waren, noch nicht den dritten Theil der prachtvollen Ernte, welche man in der Ebene gemacht, welche sie ganz allein gearbeitet und besäet.

Die Söhne machten sich auf, um neue Behältnisse herbeizuholen, während Basso Tomeo in seiner Dankbarkeit Jedem, welcher hinzukam, erzählte, daß er dieses Wunder er ganz besonderen Gunst des heiligen Franciscus, seines Schutzpatrons, verdanke, an dessen Altar er eine Messe habe lesen und zwölf Wachskerzen anzünden lassen.

Der Thunfisch war ganz besonders Gegenstand der Bewunderung des alten Fischers und der Zuschauer. Es war ein Wunder, daß er bei den Stößen, die er gegen das Netz geführt, dasselbe nicht gesprengt und indem er sich selbst den Weg zur Flucht gebahnt, auch zugleich das gesamte bunte Schuppenvölkchen, welches um ihn her schnellte, in Freiheit gesetzt hatte.

Jeder, der die Erzählung des alten Basso Tomeo hörte und das Ergebniß seines Fischfanges sah, bekreuzt sich und rief: »Evviva San Francisco!«

Nur Don Clemente, welcher von seinem Fenster aus diesen ganzen Auftritt mit ansah, schien die Vermittlung des Heiligen in Zweifel zu ziehen und diesen wunderbaren Fang ganz einfach einem jener glücklichen Zufälle zuzuschreiben, welche zuweilen auch den Fischern begegnen.

Da er übrigens am Fenster der ersten Etage eines Palastes stand und mit seinem Blick folglich bis an die Biegung reichte, welche der Kai der Marinella macht, so sah er, was Basso Tomeo, der mit seinem Fisch in einen Kreis von Glückwünschenden eingeschlossen war, nicht sehen konnte

und auch nicht sah.

Das, was Don Clemente sah und was Basso Tomeo nicht sehen konnte, war Fra Pacifico, welcher mit seinem Esel in der Richtung vom Marktplatz herkam, stolz wie gewöhnlich in der Mitte der Straße einherschritt und wenn er die gerade Linie verfolgte, unfehlbar auf den Fischhaufen stoßen mußte, welchen der alte Basso Tomeo so eben aus dem Meere gezogen.

Dies geschah auch. Als Fra Pacifico einen Zusammenlauf sah, der ihm den Weg versperrte, nahm er, ohne die Ursache dieses Zusammenlaufes zu kennen, um denselben leichter zu spalten, Jacobino beim Strick und ging voran, indem er sagte:

»Platz! Im Namen des heiligen Franciscus, Platz!«

Man begreift mit leichter Mühe, daß unter einer Menge, welche das Lob des Gründers der Minoritenorden pries, ein Neuhinzukommender, mochte er sein, wer er wollte, dafern er nur im Namen des Heiligen erschien, Platz finden mußte. Dies geschah aber um so schneller, als man Fra Pacifico und seinen Esel Jacobino erkannte, welche, wie Jeder wußte, die Ehre genossen, im ganz besondern Dienste des Heiligen zu stehen.

Fra Pacifico ging also die Menge spaltend und ohne zu wissen, was dieselbe in ihrer Mitte enthielt, immer weiter, bis er sich plötzlich dem alten Tomeo gegenüber sah und beinahe über den Berg von Fischen gestolpert wäre, welche sich noch in den letzten Zuckungen des Todeskampfes bewegten.

Dieser Augenblick war es, welchen Don Clemente erwartete, denn er konnte voraussehen, daß nun eine interessante Scene zwischen den Fischer und dem Mönch stattfinden würde.

In der That hatte Basso Tomeo kaum Pacifico, welcher seinen Esel Jacobino hinter sich her zerrte, erkannt, als als er sofort begreifend, welcher übermäßige Tribut von ihm gefordert werden würde, einen Schreckensruf ausstieß und bleich ward, während dagegen Fra Pacifico's Gesicht sich durch ein furchtbares Lächeln verklärte, als er sah, welchen herrlichen Fang ein guter Stern ihm zuführte.

Gerade den Fischmarkt hatte er heute so schlecht versehen gefunden, daß er, obschon der nächstfolgende Tag ein Fasttag war, nichts des so feinschmeckenden Gaumens der Capuziner von St. Ephraim würdig erachtet hatte.

»Aha,« sagte Don Clemente laut genug, um von unten, das heißt vom Kai aus, gehört zu werden, »das wird interessant.«

Einige der Umstehenden hoben die Köpfe, da sie aber nicht verstanden, was der junge Mann in dem rothsammetenen Schlafrocke sagen wollte, so richteten sie ihre Blicke fast sofort wieder auf Basso Tomeo und Fra Pacifico.

Uebrigens ließ Fra Pacifico den alten Fischer nicht lange in der Ungewißheit des Zweifels. Er ergriff seinen Strickgürtel, warf ihn über den Thunfisch hinweg und sprach die bedeutsamen Worte:

»Im Namen des heiligen Franciscus!«

Dies war es, was Don Clemente vorausgesehen, und er schlug ein lautes Gelächter auf.

Es war klar, daß er im Begriffe stand, einem Kampfe der beiden mächtigsten Triebfedern menschlicher Handlungen, des Aberglaubens und des Eigennutzes, beizuwohnen.

Stand zu erwarten, daß Basso Tomeo, welcher fest glaubte, er verdanke seinen reichen Fang dem heiligen Franciscus, den schönsten Theil dieses Fanges dem heiligen Franciscus selbst oder, was ganz genau dasselbe war, dem Repräsentanten desselben verweigern würde?

Aus dem, was nun geschehen würde, konnte Don Clemente abnehmen, was in dem Kampf, den Neapel für die Wiedereroberung seiner Rechte nun bald bestehen sollte, die Patrioten von dem Volke zu hoffen hätten, und ob dieses Volk, welchem sie sich im Augenblicke des Umsturzes der Vorurtheile widmen wollten, zu Gunsten dieser Vorurtheile oder gegen dieselben kämpfen würde.

Die Probe fiel für den Philosophen nicht günstig aus.

Nach einem inneren Kampf, der übrigens nur einige Sekunden dauerte, ward der Eigennutz durch den Aberglauben überwunden und der alte Fischer, welcher einen Augenblick geneigt zu sein geschienen, sein Eigenthum zu vertheidigen, indem er zu erspähen suchte, ob seine Söhne mit den Körben, die sie zu holen gegangen, da wären, trat einen Schritt zurück, so daß der streitige Gegenstand völlig sichtbar ward, und sagte in demüthigem Tone:

»Der heilige Franciscus hatte mir ihn gegeben, der heilige Franciscus nimmt mir ihn wieder. Es lebe der heilige Franciscus! Dieser Fisch gehört Euch, mein Vater.«

»Ach, der Dummkopf!« konnte Don Clemente sich nicht enthalten auszurufen.

Alle richteten die Köpfe empor und die Blicke der Menge hefteten sich auf den jungen Mann mit dem spöttischen Gesichte. Der Ausdruck der Physiognomien derer, welche ihn ansahen, war bloß noch der des Erstaunens, denn Niemand begriff recht, wem das Prädicat »Dummkopf« gelten sollte.

»Du bist es, Basso Tomeo, und kein Anderer, den ich einen Dummkopf nenne!« rief Don Clemente.

»Und warum, Excellenz?«

»Weil Ihr, Du und deine drei Söhne, die Ihr ehrliche, arbeitsame Leute und überdies starke, kräftige Bursche seid, Euch den Preis eurer Arbeit durch einen faulen, unverschämten Mönch nehmen laßt.«

Fra Pacifico, welcher geglaubt hatte, daß die Verehrung, welche man sonst überall seinem Gewande zollte, ihm ganz außerhalb der Frage stellen würde, stieß, als er sich so direct unversehens und auf so unerhörte Weise angegriffen sah, ein Wuthgebrülle aus und zeigte Don Clemente seinen Stock.

»Behalte deinen Stock für deinen Esel, Mönch. Nur diesem kann dein Stock Furcht einjagen.«

»Ja, aber ich sage Euch, Don Cicillo,¹⁰ daß mein Esel Jacobino heißt.«

»Nun, dann trägt dein Esel den Menschnamen und Du trägt den Namen deines Thieres.«

Die Menge fing an zu lachen. Sie fängt, wenn sie einem Streite zuhört, allemal damit an, daß sie die Partei dessen nimmt, welcher Witz hat.

Fra Pacifico wußte in seiner Wuth Don Clemente nur mit dem Namen zu belegen, der in seinen Augen die furchtbarste Beleidigung war.

»Ich sage Dir, Du bist ein Jakobiner. Dieser Mensch ist ein Jakobiner, meine Brüder! Seht Ihr ihn mit seinem à la Titus verschnittenen Haar und mit seinen langen Beinkleidern unter seinem Schlafrocke? Jakobiner! Jakobiner! Jakobiner!«

»Nenne mich Jakobiner, so lange Du willst. Ich bin stolz darauf, ein Jakobiner zu sein.«

»Da hört Ihr es,« heulte Fra Pacifico, »er gesteht selbst, daß er ein Jakobiner ist.«

»Vor allen Dingen, rief Don Clemente, »weißt Du denn, was ein Jakobiner ist?«

»Ein Jakobiner ist ein Demagog, ein Sansculotte, ein Septembrisirer, ein Königsmörder.«

»In Frankreich ist dies wohl möglich, in Neapel aber – höre dies wohl, und bemühe Dich, es nicht zu vergessen – in Neapel bedeutet Jakobiner einen rechtschaffenen Mann, der sein Vaterland liebt, das Glück des Volkes und folglich Abschaffung der dasselbe verdummenden Vorurtheile will, welcher Gleichheit, das heißt einerlei Gesetze für die Kleinen, wie für die Großen, und die Freiheit für Alle verlangt, damit die Fischer ihre Netze an jeder Stelle des Golfes auswerfen können, und daß es selbst nicht für den König in Portici, in Mergellina und in Chiatamone reservierte Stellen gibt, denn das Meer gehört Allen, gerade so wie die Luft, die wir athmen, und wie die Sonne, welche uns leuchtet. Ein Jakobiner ist endlich ein Mann, welcher die Brüderlichkeit will, das heißt, welcher alle Menschen als seine Brüder betrachtet und welcher sagt: »Es ist nicht recht, daß die Einen ausruhen und betteln, während die Anderen arbeiten und sich anstrengen; welcher nicht will, daß ein armer Fischer, der in der Nacht seine Netze auslegt und am Tage sie herauszieht, wenn er einmal zufällig, was ihm alle zehn Jahre höchstens einmal begegnet, einen Fisch gefangen hat, der dreißig Ducati werth ist –«

Die Menge schien diesen Preis zu hoch zu finden und fing an zu lachen.

»Ich für meine Person gebe dreißig Ducati dafür,« fuhr Filomarino fort. »Wohlan, ich sage nochmals, ein Jakobiner ist ein Mann, welcher nicht will, daß, wenn ein armer Fischer einmal einen Fisch gefangen hat, welcher dreißig Ducati werth ist, dieser ihm von einem Menschen gestohlen werde – doch nein, ich drücke mich nicht richtig aus – von einem Mönch. Ein Mönch ist kein Mensch. Der, welcher den Namen eines Menschen verdient, ist der, welcher seinen Brüdern Dienste leistet, aber nicht der, der sie bestiehlt; der, welcher der Gesellschaft nützlich ist, aber nicht der, welcher ihr zur Last fällt; der, welcher arbeitet und mit Ehren den Preis seiner Arbeit empfängt, um Weib und Kind zu ernähren, aber nicht der, welcher die Frauen Anderer zu verführen sucht. Dies ist ein Jakobiner, Mönch, und wenn dies ein Jakobiner ist, ja, dann bin ich einer!«

»Ihr hört es!« rief der Mönch, außer sich vor Wuth, »er lästert die Kirche, er lästert die Religion, er lästert den heiligen Franciscus. – Er ist ein Atheist!«

Mehrere Stimmen fragten:

»Was ist denn ein Atheist?«

»Ein Atheist,« antwortete Fra Pacifico, »ein Atheist ist ein Mensch, welcher nicht an Gott glaubt, welcher nicht an die Madonna glaubt, welcher nicht an Jesum Christum glaubt, der endlich auch nicht an das Wunder des heiligen Januarius glaubt.«

Bei jeder dieser Anklagen hatte Don Clemente Filomarino gesehen, wie die Augen der Menge immer mehr und mehr zu funkeln begannen. Es war klar, daß, wenn der Kampf zwischen ihm und dem Mönche fort dauerte, und die unwissende fanatische Menge zum Schiedsrichter hatte, der Ausgang ein für ihn ungünstiger sein würde.

Bei der letzten Anklage stießen mehrere der Zuhörer einen Zornesruf aus, zeigten ihm die Faust und wiederholten, was sie von Fra Pacifico gehört, indem sie riefen:

»Es ist ein Jakobiner, es ist ein Atheist, es ist ein Mensch, der nicht an das Wunder des heiligen Januarius glaubt!«

»Und überdies,« fuhr der Mönch fort, welcher dieses Argument zum Schlusse aufgehoben, »übrigens ist er ein Freund der Franzosen.«

Bei dieser letzten Schmähung begannen einige unter der Menge Steine aufzuheben.

»Und Ihr,« rief Don Clemente ihnen zu, »Ihr seid Esel, welchen man niemals zu schwere

Lasten aufbürden kann!«

Mit diesen Worten machte er sein Fenster zu.

In dem Augenblicke, wo er das Fenster schloß, rief eine Stimme:

»Nieder mit den Franzosen! Tod den Franzosen! Und fünf bis sechs Steine zerschlugen hinter Don Clemente die Fensterscheibe. Einer dieser Steine traf ihn ins Gesicht und brachte ihm eine leichte Wunde bei.

Hätte der junge Mann die Klugheit gehabt, sich nicht wieder zu zeigen, so hätte die Wuth der Menge sich durch diese Rache vielleicht beschwichtigt gefühlt; gereizt aber durch die Beleidigung sowohl als den Schmerz, riß er sein geladenes Jagdgewehr von der Wand, öffnete das Fenster wieder und rief mit vor Zorn und Entrüstung flammendem Antlitze:

»Wer hat den Stein geworfen? Wer hat mich hierher getroffen?« fragte er, indem er auf seine blutende Wange zeigte.

»Ich!« antwortete ein Mann von etwa vierzig Jahren, kurzem aber kräftigem Wuche, mit einem Strohhut auf dem Kopf und in eine weiße Jacke und mit kurzen weiten Hosen bekleidet, indem er die Arme über die Brust kreuzte und durch diese Geberde eine weiße Mehlwolke aus seiner Jacke herauspochte; »ich, Gaëtano Mammone.«

Kaum hatte der Mann in der weißen Jacke diese Worte gesprochen, so schlug Don Clemente Filomarino mit seiner Flinte auf ihn an und drückte ab.

Der Schuß versagte und bloß das Zündkraut brannte von der Pfanne.

»Mirakel!« rief Don Pacifico, indem er seinen Fisch auf seinen Esel lud und Don Clemente es überließ, mit der Menge fertig zu werden, »Mirakel!«

Dann trieb er sein Thier in der Richtung nach der Immacolatella weiter, indem er fortwährend rief:

»Mirakel! Mirakel!«

Zweihundert Stimmen schrien hinter ihm her:

»Mirakel!«

Mitten unter allen diesen Stimmen aber wiederholte die, welche sich schon hören gelassen:

»Tod dem Jakobiner! Tod dem Atheisten! Tod dem Freund der Franzosen!«

Und alle Stimmen, welche gerufen hatten: »Mirakel!« riefen nun auch:

»Nieder mit ihm! Nieder mit ihm!«

Der Krieg war erklärt.

Ein Theil der Menge drängte sich zu dem großen Thore hinein, um Don Clemente von innen anzugreifen; andere legten eine Leiter an das Fenster und begannen dieselbe zu ersteigen.

Don Clemente feuerte seinen zweiten Schuß aufs Gerathewohl mitten unter die Menge hinein. Ein Mann stürzte.

Dies hieß von Seiten des unklugen jungen Mannes auf alle Schonung verzichten. Es blieb ihm nun nichts weiter übrig, als sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Mit einem Kolbenschlag empfing er den Ersten, dessen Kopf über den unteren Theil des Fensters emportauchte.

Der Getroffene breitete die Arme aus und stürzte rücklings hinunter.

Don Clemente warf nun die Flinte, deren Schaft von der Gewalt des geführten Schlages zerbrochen war, in das Zimmer, nahm in jede Hand ein Pistol und die beiden ersten Angreifer,

welche nun sich zeigten, erhielten der eine eine Kugel in den Kopf, der andere eine in die Brust.

Beide stürzten nach außen und blieben regungslos auf dem Pflaster liegen. Das Wuthgeschrei verdoppelte sich und man eilte von allen Seiten herbei, um den Angreifern Beistand zu leisten.

In diesem Augenblick hörte Clemente Filomarino die Eingangsthür krachen und Tritte sich dem Zimmer nähern. Er eilte nach der Thür und verriegelte dieselbe.

Es war dies eine sehr schwache Schutzwehr gegen den Tod. Er hatte nicht Zeit gehabt, seine Pistolen wieder zu laden und seine Doppelflinte war zerbrochen. Es blieb ihm aber noch der Lauf mit den beiden Schössern, dessen er sich wie einer Keule bedienen konnte; es blieben ihm auch noch seine beiden Stoßdegen.

Er nahm letztere von der Wand, legte sie hinter sich auf einen Stuhl, hob den Lauf der Doppelflinte auf und beschloß, sich bis aufs Aeußerte zu vertheidigen.

Ein neuer Angreifer erschien am Fenster und der Flintenlauf schmetterte auf ihn herab. Hätte er den Kopf getroffen, so hätte er denselben gespalten, durch eine rasche Bewegung aber rettete der Mann seinen Schädel und empfing den Keulenschlag auf die Schulter.

Zugleich packte er die Flinte und klammerte sich mit beiden Händen an die hervorragenden Theile, Bügel und Schösser, an.

Don Clemente sah, daß er einen Kampf auszuhalten haben würde, während dessen man die Thür einschlagen konnte. Er ließ daher die Waffe in dem Augenblick los, wo sein Gegner sich auf Widerstand gefaßt machte, und da nun mit einem Mal der Stützpunkt fehlte, so stürzte der Mann rücklings hinunter, Don Clemente aber verlor gleichzeitig seine furchtbarste Waffe.

Rasch ergriff er nun seinen Degen. Ein furchtbares Krachen ließ sich hören und das Eisen eines Beiles drang durch das schwache Holz der Thür seines Zimmers.

In den Augenblick, wo das Eisen sich zurückzog, um einen zweiten Hieb zu thun, führte der junge Mann einen raschen kräftigen Stoß durch die Oeffnung, welche das Beil gemacht hatte.

Er hörte einen lauten Fluch.

»Getroffen!«, sagte er mit dem grimmigen Gelächter, welches in dem Frohlocken der Rache diejenigen hören lassen, welche nichts weiter zu hoffen haben, als zu sterben, indem sie ihren Feinden noch so viel Schlimmes als möglich zufügen.

Das Getöse von dem Sturz eines schweren Körpers ließ sich hinter ihm hören.

Ein Mann war eben mit einem Dolch in der Hand von dem Balcon in das Zimmer hereingesprungen.

Die dünne Klinge des Degens kreuzte sich mit dem Dolch gleich einem Blitz. Der Mann stieß einen Seufzer aus und brach zusammen. Das Eisen war ihm sechs Zoll lang zwischen den Schultern herausgedrungen.

Ein zweiter Axthieb zertrümmerte die Thür. Don Clemente wollte eben einen neuen Gegnern die Spitze bieten, als er eine Menge Papiere und Bücher von oben kommend durch die Luft fliegen und auf die Straße herabfallen sah.

Er begriff, daß die Wüthenden in die zweite Etage hinaufgestiegen waren, die Thür des Zimmers seines Bruders eingeschlagen, oder da dieser sie vielleicht in seiner Eile, sich zu Dura zu begeben, offen gelassen hatte, und da diese Papiere die Autographen, die Bücher, die Elzeviers des Herzogs Della Torre waren, welche diese Elenden in ihrer Unbekanntschaft mit den Schätzen, welche sie hier dem Verderben preisgaben, zum Fenster hinauswarfen.

Durch einen Steinwurf verwundet, hatte er ein Wuthgeschrei ausgestoßen, beim Anblick

dieser Entweihung ließ er einen Schmerzensruf hören.

Sein Bruder! ein armer Bruder! Wie groß mußte seine Verzweiflung sein, wenn er nach Hause kam!

Don Clemente vergaß seine Gefahr. Er vergaß, daß, wenn der Herzog Della Torre nach Hause käme, derselbe wahrscheinlich einen ganz andern Verlust zu beklagen haben würde, als den seiner Autographen und seiner Elzeviers. Er sah nur diesen Abgrund, den er seinem Leben durch seine eigene Unklugheit in dem Augenblick geöffnet, wo er es am wenigsten erwartet, und einen Abgrund, welcher in einem Augenblick dreißig lange Jahre unaufhörlicher Bemühungen und angestrenzter Forschungen verschlang, und seine Wuth verdoppelte sich gegen diese Vandalen, welche sich nicht mit der an der Person geübten Rache begnügten, sondern dieselbe auch auf leblose Gegenstände erstreckten, welche sie, ohne ihren Werth zu kennen, aus blinder Vernichtungswuth zerstörten.

Einen Augenblick lang gedachte er mit seinen Feinden zu unterhandeln, sich ihnen auszuliefern und seinen Tod zum Lösegeld für die einem Bruder so theuern Bücher und Handschriften zu machen.

Bei dem Anblick dieser Gesichter aber, in welchen Wuth und Dummheit um die Herrschaft stritten, begriff er daß diese Menschen, überzeugt, daß er ihnen nicht entrinnen könne, mit ihm nicht unterhandeln, sondern daß er, wenn er sie auf den Werth der Gegenstände, die er retten wollte, aufmerksam machte, die Rettung derselben weniger wahrscheinlich machen würde, als wenn er nichts davon erwähnte.

Er beschloß daher nichts zu verlangen, und da sein Tod gewiß war, da nichts ihn retten konnte, diesen Tod durch eine verzweifelte Anstrengung bloß leichter und schneller herbeizuführen.

Wenn er todt war, so trieben seine Feinde ihre Rache vielleicht nicht weiter.

Es blieb Don Clemente sonach weiter nichts übrig, als seine Lage kaltblütig zu überdenken und vom Gesichtspunkte der Rache aus den bestmöglichen Entschluß zu fassen.

Das Fenster schien als zu gefährlich für jede Annäherung aufgegeben zu sein.

Er eilte hin.

Dreitausend Lazzaroni vielleicht bedeckten den Kai. Zum Glück hatte keiner von ihnen eine Schußwaffe. Don Clemente konnte daher zum Fenster hinaussehen.

Unter dem Fenster bauten einige der Rachgierigen einen ungeheuren Haufen Holz auf, welches man von dem Strande holte, der an der Stelle, von welcher wir sprechen, einen riesigen Holzhof bildet, auf welchem Brennholzer sowohl als Bauholzer liegen, während Andere unter diesen nach Art eines Scheiterhaufens aufgethürmten Holzhaufen die Bücher und Papiere hineinstopften, welche ihnen die Zerstörer noch fortwährend aus dem Fenster des zweiten Stockwerkes zuwarfen und welche zum Anzünden dienen sollten.

Im Innern des Hauses war die Thür nun nahe daran, den Anstrengungen der Angreifer und ganz besonders den Axthieben des Mannes in der weißen Jacke nachzugeben.

Höchstens noch zehn Sekunden konnte sie halten.

Mit Geistesgegenwart und sicherer Hand war dies ungefähr die Zeit, welche Don Clemente brauchte, um seine Pistolen wieder zu laden.

Man weiß, mit welcher Schnelligkeit die Pistolen geladen werden können, wo die Kugel unmittelbar auf das Pulver zu sitzen kommt.

Eben waren die Pistolen geladen und mit Zündkraut versehen, als die Thüre wich.

Eine Flut von Feinden ergoß sich in das Zimmer. Die zwei Schüsse krachten gleichzeitig und zwei Feinde wälzten sich in ihrem Blut.

Don Clemente drehte sich um und wollte zu den Degen greifen, ehe er aber noch Zeit hatte, die Hände nach denselben auszustrecken, sah er sich buchstäblich in Messer und Dolche eingehüllt.

Er stand im Begriff, von zwanzig Stößen gleichzeitig durchbohrt zu werden und sehnte sich mit aller Macht seines Herzens nach diesem raschen Ende, welches ihm den Todeskampf erspart haben würde, als der Mann mit dem Beile und der weißen Jacke, sein Beil über dem Kopfe schwingend, rief:

»Daß Niemand ihn anrühre! Das Blut dieses Menschen ist mein!«

Dieser Befehl kam eben noch zeitig genug, um Don Clemente vor zwanzig Messerstößen deren neunzehn zu ersparen; der zwanzigste aber, welcher schneller war als die Andern, hatte ihn schon in die Brust getroffen.

Der Mörder konnte daher, um zu gehorchen, weiter nichts thun, als einen Schritt zurücktreten und das Messer in der Wunde stecken lassen.

Der Verwundete blieb stehen, schwankte aber hin und her wie ein Mensch, welcher bald zusammenbrechen muß.

Gaetano Mammone warf sein Beil weg, sprang auf den Verwundeten zu, drängte ihn an die Wand und hielt ihn mit einer Hand fest, zerriß mit der andern, ohne daß Don Clemente den Willen oder die Kraft gehabt hätte, sich zu widersetzen, den Schlafrock und das Battisthemd des Verwundeten, entblößte ihm die Brust, riß das in der Wunde steckengebliebene Messer heraus und heftete begierig den Mund auf die Wunde, aus welcher ein langer hellrother Strahl hervorsprang.

So macht es der Tiger, welcher am Hals des Rosses hängt, dem er die Pulsader aufreißt, um das Blut zu trinken.

Don Clemente fühlte, daß dieser Mensch oder vielmehr daß dieses wilde Thier ihm mit Gewalt das Leben aus dem Körper sog.

Unwillkürlich stemmte er die Hände auf die Schultern des gräßlichen Gegners und suchte ihn zurückzudrängen, wie Antäus den Herkules zurückzudrängen sucht, der ihn erwürgt.

Entweder aber war sein Gegner zu rüstig oder Don Clemente zu sehr geschwächt. Seine Arme erschlafften langsam. Es war ihm, als würde dieser Mensch ihm nach dem Blute, nach dem Leben, auch die Seele aussaugen.

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, ein tödtlicher Schauer durchrieselte eine halbgeleerten Adern, er stieß einen langen Seufzer aus und ward ohnmächtig.

Als der Vampyr sein Opfer nicht mehr zucken fühlte, ließ er davon ab und sein Mund verzerrte sich zu einem Lächeln gräßlicher Wollust.

»Da,« sagte er, »mein Durst ist gelöscht; jetzt macht mit diesem Leichnam, was Ihr wollt.«

Und in der That hörte Gaetano Mammone auf, Don Clementes Körper an die Wand zu drücken, so daß dieser, in sich selbst zusammenbrechend, wie eine träge Masse auf den Fußboden niedersank.

Mittlerweile hatte der Herzog della Torre, freudenvoll wie ein Kind, welches ein längst gewünschtes Spielzeug erhält, aus den Händen des Buchhändlers Dura den Persius von 1664 empfangen. Er hatte sich von der Echtheit der Ausgabe überzeugt, denn die Titelvignette zeigte

den Schild mit den beiden gekreuzten Sceptern, und er war nicht vor dem Preis von zweiundsechzig Ducati zurückgeschreckt welche der Buchhändler dafür verlangt. Wem er sich nun noch den Terenz von 1661 verschaffte, so war seine Sammlung von Elzeviers vollständig, ein Ziel, welches nur drei Bücherliebhaber, einer in Paris, einer in Amsterdam und einer in Wien, sich rühmen konnten erreicht zu haben.

Im Besitz des kostbaren Buches, dachte der Herzog an nichts weiter, als wieder in den Carrozzello zu steigen, welcher ihn zu dem Buchhändler gebracht, und in seinen Palast zurückzukehren.

Wie freute er sich, Don Clemente wiederzusehen, ihn seinen Schatz zu zeigen und ihm zu beweisen, daß die Freuden des Bibliomanen höher stehen als die aller anderen Menschen.

Ach, wenn er diesen jungen Mann, der so schöne Eigenschaften besaß, aber dieser ermangelte, dahin bringen konnte, so ward dann sicherlich ein vollständiger Cavalier aus ihm, während Don Clemente jetzt noch der Sammlung des Herzogs glich. Er besaß alle Eigenschaften bis auf eine und er, der glückliche Bibliomane, besaß alle Ausgaben der Elzeviers, Vater, Sohn und Neffe bis auf den Terenz.

Mit lächelndem Munde und unter diesen Gedanken, an welchen sein Geist weniger Antheil hatte als sein Herz, sein kostbares Buch betrachtend, es zwischen beide Hände und zur Abwechslung an seine Brust drückend und sich sehnend es zu küssen, was er, wenn er allein gewesen wäre, auch sicherlich gethan hätte, fuhr der Herzog nach seinem Palast zurück, als er, bei Supportico Strettela anlangend, eine ungeheure Menschenmasse zu unterscheiden begann, welche sich vor seinem Palast zusammengedrängt zu haben schien.

Aber ganz gewiß täuschte er sich. Was sollten diese Menschen vor seinem Palast machen?

Etwas erschien ihm aber noch weit außerordentlicher als die an dieser Stelle versammelten Menschen.

Es waren dies die Bücher und Papiere, welche gleich einem Vogelschwarm aus den Fenstern seiner Bibliothek herauszufliegen schienen! Ohne Zweifel täuschte ihn die Perspective. Diese Fenster, an welchen von Zeit zu Zeit Männer erschienen, welche mit den auf der Straße stehenden zornigen Geberden wechselten, diese Fenster waren nicht die seinigen.

So wie aber der Carrozzello immer näher kam, war es dem Herzog nicht mehr erlaubt zu zweifeln, und sein Herz ward von unüberwindlicher Angst zusammengeschnürt.

Obschon er aber mit jedem Schritt näher kam, so sah er mit jedem Schritt weniger deutlich. Eine Wolke umflorte seine Augen, wie dies zuweilen im Traume geschieht, und in leisem, aber immer unruhigerem Tone sagte er mit stierem Blicke, ausgestrecktem Halse und vorwärts gebeugtem Körper: »Ich träume! ich träume! ich träume!«

Bald aber mußte er sich gestehen, daß er nicht träumte und daß eine furchtbare, unerwartete Katastrophe über sein Haus und ihn selbst hereingebrochen war.

Die Menschenmenge reichte bis an den Vico Marina del Vino und jeder der Menschen, welche diese Zusammenrottung bildeten, heulte von wahnsinniger Wuth ergriffen:

»Tod dem Jakobiner! Tod dem Atheisten! Tod dem Freunde der Franzosen! Auf den Scheiterhaufen mit ihm! auf den Scheiterhaufen!«

Ein furchtbarer Blitz durchzuckte das Hirn des Herzogs. Zerlumpte, halb nackte, mit Blut besudelte Gestalten gesticulirten an den Fenstern der Wohnung seines Bruders.

Er sprang aus dem Carrozzello, drang wie ein Wahnsinniger in diese Menge, stieß einen

wilden Schrei aus, drängte mit einer Kraft, die er sich selbst nicht zugetraut, Männer, die zehnmal stärker waren als er, auf die Seite, und so wie er in diesem Ocean, dessen Wogen jede aus einem Menschen bestanden, weiter hinein kam, fühlte er, daß derselbe immer wüthender, immer drohender, immer leidenschaftlicher ward.

Endlich nachdem er dem Umkreis hinter sich hatte, gelangte er in die Mitte und stieß einen lauten Schrei aus.

Er sah sich einem aus Holz von jeder Gattung zusammengesetzten Scheiterhaufen gegenüber, auf welchem blutend, ohnmächtig, verstümmelt und halb nackt sein Bruder lag.

Es war unmöglich ihn zu verkennen, es war unmöglich zu sagen: »Er ist es nicht.«

Nein, nein! Er war es wirklich, Don Clemente, das Kind seines Herzens, der vielgeliebte Bruder! Der Herzog begriff nur Eins und brauchte auch nur Eins zu begreifen, nämlich, daß diese brüllenden Tiger, daß diese heulenden Cannibalen, daß diese Teufel, welche lachend und singend diesen Scheiterhaufen umtanzten, die Mörder seines Bruders waren.

Man muß dem Herzog die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, da er seinen Bruder todt glaubte, nicht einen einzigen Augenblick den Gedanken hegte, ihn überleben zu wollen. Er dachte nicht einmal an die Möglichkeit eines solchen Gedankens.

»Ha, elende, feige Meuchelmörder und Henker!« rief er, »Ihr werdet uns wenigstens nicht hindern mit einander zu sterben.«

Und mit diesen Worten warf er sich auf den Körper seines Bruders.

Die ganze Bande heulte vor Freude. Sie hatte nun zwei Opfer anstatt eines und zwar anstatt eines besinnungslosen, zu drei Viertheilen schon todtten Schlachtopfers eines, an welchem man alle Qualen erschöpfen und verlängern konnte.

Domitian sagte, indem er von den Christen sprach:

»Es ist nicht genug, daß sie sterben; sie müssen auch fühlen, daß sie sterben.«

Das Volk von Neapel ist in dieser Beziehung Domitians würdiger Erbe.

In einer Secunde war der Herzog della Torre auf den Körper seines Bruders an die Balken des Scheiterhaufens gebunden.

Don Clemente schlug die Augen auf. Er hatte auf seinen Lippen den Druck eines befreundeten Mundes gefühlt.

Er erkannte seinen Bruder. Schon in die Woge des Todes hinabsinkend, murmelte er:

»Antonio! Antonio! Verzeihe mir!«

»Du hast es gesagt, Clemente, antwortete der Herzog, »die Götter lieben uns. Eben so wie Kleobis und Biton werden wir mit einander sterben. Ich segne Dich, Bruder meines Herzens! Ich segne Dich, Clemente!«

In diesem Augenblick, mitten unter dem Freudengeschrei, den frechen Spöttereien und blutigen Lästerungen dieser Rotte hielt ein Mann eine brennende Fackel an die am Fuße des Scheiterhaufens aufgehäuften Papiere und Bücher, welchen der Herzog weder einen Blick noch einen Seufzer gewidmet, während ein anderer schrie:

»Wasser! Wasser! Sie dürfen nicht zu schnell sterben.«

Und in der That dauerte die Qual der beiden Brüder volle drei Stunden!

Erst nach Verlauf dieser Zeit zerstreute sich das mit Martern gesättigte Volk, während Jeder auf der Spitze seines Dolches, seines Messers oder Stockes einen Fetzen verbranntes Fleisch mit

fortnahm.

Die Gebeine blieben dem Scheiterhaufen, welcher fortfuhr sie langsam zu verzehren.

Der Doctor Cirillo konnte nun seine Fahrt nach Portici weiter fortzusetzen. Der Todeskampf dieser beiden Märtyrer war es, der ihm den Weg versperrte.

So endeten der Herzog della Torre und sein Bruder Don Clemente Filomarino, die beiden ersten Schlachtopfer der Volkswuth von Neapel.

Das Wappen der Stadt mit dem schönen Himmel ist ein Cavale passante, aber dieses Cavale, dieses Pferd, welches aus den Rossen des Diomedes entstanden, hat sich sehr oft mit Menschenfleisch genährt.

Fünzig Minuten später war der Doctor Cirillo in Portici und der Kutscher hatte seinen Piaster verdient.

Noch denselben Abend erreichte Hector Caraffa, verkleidet und auf demselben Wege, den er schon einmal eingeschlagen, um das Königreich Neapel zu verlassen, die Grenze der päpstlichen Staaten und begab sich in aller Eile nach Rom, um dem General Championnet den einem Adjutanten zugestoßenen Unfall zu melden und sich mit ihm über die unter diesen ernsten Umständen zu ergreifenden Maßregeln zu besprechen.

Achtes Capitel.

Ein Gemälde von Leopold Robert.

Wir lassen Hector Caraffa die Fußsteige des Gebirges verfolgen und schlagen, in der Hoffnung vor ihm anzulangen, mit Erlaubniß unserer Leser die Heerstraße von Neapel nach Rom ein, dieselbe, welche der französische Gesandte Dominique Joseph Garat eingeschlagen.

Ohne uns in dem Feldlager zu Sessa, wo die Truppen des Königs Ferdinand manövrieren, oder bei dem Thurm von Castellone in Gaëta, welcher fälschlich das Grabmal Ciceros genannt wird, ohne uns auch nur bei dem Wagen unseres Gesandten aufzuhalten, welcher, von vier raschen Pferden gezogen, den Abhang von Castellone hinabrollt, überholen wir ihn und versetzen uns sofort nach Itri, wo Horaz auf seiner Reise nach Brindisi an der Küste Capitos gespeist und bei Murena geschlafen hat:

»Murena praebente domum, Capitone culinana.«

Heutzutage, das heißt zu der Zeit, wo wir unsere Leser hierher führen, ist die kleine Stadt Itri nicht mehr die Urbs Mamurrarum. Sie zählt unter ihren viertausendfünfhundert Einwohnern nicht mehr Männer, welche die Berühmtheit des großen römischen Rechtsgelehrten oder des Schwagers Mäcenat erreicht hätten.

Uebrigens haben wir hier weder eine Mahlzeit, noch ein Nachtlager zu beanspruchen. Es gilt einfach einig Aufenthalt von einigen Stunden bei dem Stellmachermeister des Ortes, wo unser Gesandter in Folge des schlecht Weges, welchen er fahren muß, sich sehr bald ebenfalls er finden wird.

Das Haus des Don Antonio della Rota – die Namen führt er sowohl wegen seiner adeligen Atammutter welche, wie er behauptet, bis auf die Spanier zurückreicht als auch wegen der Geschicklichkeit, womit er die widerspätigste Ulme oder Esche die Form eines Rades annehmen läßt – steht in einer Weise, welche der Intelligenz des Besitzers zur Ehre gereicht, kaum zwei Schritte von dem Posthause und dem Gasthause del Riposo d'orazio gegenüber, welches, wie sein Name lehrt, angeblich auf demselben Platze steht, auf welchem früher das Haus des Murena gestanden. Don Antonio della Rota hatte klüglich berechnet, daß, wenn er seinen Wohnsitz in der Nähe der Post, wo die Reisenden frischen Vorspann nehmen mußten, oder dem Gasthaus gegenüber aufschlüge, wo sie, durch classische Erinnerungen angelockt, ihre Erfrischungen einnehmen, keiner der Wagen, welche auf diesen berüchtigten Wegen, wo Ferdinand selbst sich erinnerte, zweimal umgeworfen worden sein, Beschädigungen erlitten, seiner Jurisdiction entgehen könne.

Und in der That, Don Antonio machte trotz der Tätigkeit der königlichen Straßeninspektoren glänzende Geschäfte. Unsere Leser werden sich daher nicht wundern, wenn sie beim Eintritte in das Haus zum Zeichen der hier herrschenden frohen Stimmung das Dröhnen und Klirren der nationalen Schellentrommel sich mit den Tönen der spanischen Guitarre mischen hören.

Uebrigens hatte außer der gewöhnlichen Heiterkeit, welche jeder Gewerbsmann bei dem wachsenden Gedeihen seines Geschäftes zu zeigen pflegt, Don Antonio an diesem Tage einen ganz besonderen Anlaß zur Freude.

Er vermälte nämlich seine Tochter Francesca mit seinem ersten Gehilfen Peppino, welchem er, wenn er sich einmal von den Geschäften zurückzöge, sein Etablissement zu überlassen gedachte.

Wir durchschreiten den dunklen Gang, welcher das Haus von einer Façade zur andern durchschneidet, und werfen einen Blick auf den Hof und auf den Garten.

Dieser Blick zeigt uns, daß die officielle Façade, das heißt, die der Straße zugekehrte, ebenso verlassen, öde und schweigsam ist, als die entgegengesetzte heiter, belebt und glänzend.

Der Theil von Don Antonios Besizthum, in welches wir eindringen, besteht aus einer Terrasse mit Geländer, welche mittelst einer Treppe von sechs Stufen in einen Hof hinabführt, dessen Boden aus einer Art Thonerde besteht und zur Zeit der Ernte als Tenne zum Dreschen diente.

Dieser Hof und diese Terrasse bilden eine einzige ungeheure Laube, denn sie sind mit Weinreben bedeckt, welche, von den nahestehenden Bäumen ausgehend, bis an das Haus reichen, an welchem sie weiterklettern, die weißgetünchte Fagade bedecken, und durch ihre grünen, bei jedem Luftzuge sich bewegenden Blätter die allzu grelle Farbe der Wand mildern, die in Folge dieser freundlichen Mitwirkung der Natur bewundernswürdig mit den rothen Ziegeln des Daches harmoniert, welche sich scharf gegen den dunklen Azur des Himmels abheben.

Ueber Alles gießt die Sonne die warme Färbung eines der ersten Herbstmorgen und marmoriert, die Zwischenräume des noch so dichten Laubwerkes durchdringend, die Steinplatten der Terrasse und den festgeschlagenen Boden des Hofes mit Goldblättchen.

Weiterhin erstreckt sich der Garten, das heißt, eine Anpflanzung von unregelmäßig stehenden Pappeln, welche miteinander durch lange Weinrebergewinde verbunden sind, an welchen sich Trauben schaukeln, welche dem gelobten Lande zur Ehre gereichen würden.

Diese dunkelpurpurnen Trauben sind so zahlreich, daß jeder Vorübergehende das Recht zu haben glaubt, so viele davon abzuschneiden, als erforderlich sind, um seine Naschlust zu befriedigen, oder einen Durst zu löschen, während die Sperlinge, Drosseln und Amseln ihrerseits die einzelnen Beeren ebenso von den Trauben ablösen, wie die Vorübergehenden die Trauben von dem Stocke.

Einige Hühner, welche unter der Aufsicht eines ernsten und beinahe unbeweglichen Hahns hier und da in der Anpflanzung umherlaufen, nehmen auch ihren Antheil an der Beute, sei es, indem sie die herabfallenden Beeren aufpicken, sei es, daß sie bis auf die tiefer hängenden Trauben hinaufspringen, an welchen sie zuweilen mit dem Schnabel hängen bleiben, so gefräßig hacken sie in dieselben hinein.

Was schadet aber diese Welt von Dieben, Räubern und Schmarotzern dieser üppigen Natur? Es bleibt ja immer noch genug übrig, um eine Weinlese zu machen, welche für die Bedürfnisse des folgenden Jahres ausreicht. Die Vorsehung ist ganz speziell für die unthätigen Seelen und sorglosen Gemüther erfunden.

Jenseits des Gartens beginnen die ersten Terrassen jener apenninischen Gebirge, welche in der Vorzeit jene rauhen famnitischen Hirten, welche die Legionen des Posthumus unter dem Joche hindurchgehen ließen und jene unbesiegbaren Marsen schirmten, welche die Römer anzugreifen zögerten und zweitausend Jahre lang zu ihren Bundesgenossen zu machen suchten.

Hierher flüchtet sich und hier behauptet sich bei jeder politischen Bewegung, welche die Ebene oder die Thäler erschüttert, die wilde und feindselige Unabhängigkeit der Briganten.

Und nun, nachdem wir den Vorhang des Theaters aufgezo- gen, wollen wir die Personen auftreten lassen.

Dieselben theilen sich in drei Gruppen.

Die Männer, welche sich verständig nennen, nicht weil sie wirklich Verstand besäßen, sondern weil die Jugend sie verlassen hat, bilden auf der Terrasse, um einen Tisch herum sitzend, der mit langhalsigen und Stroh geflochtenen Flaschen bedeckt ist, die erste Gruppe, bei welcher Meister Antonio della Rota den Vorsitz führt.

Die jungen Männer und die jungen Mädchen, welche unter den Vortritte Peppinos und Francescas, das heißt der Verlobten, welche sich vermählen wollen, die Tarantella oder vielmehr Tarantellen tanzen, bilden die zweite Gruppe.

Die dritte endlich besteht aus den drei Musikanten des Orchesters. Einer dieser Musikanten kratzt die Guitarre, die beiden andern schlagen die Schellentrommel.

Der Gitarrenspieler sitzt auf der letzten Stufe der Treppe, welche die Terrasse mit dem Hofe verbindet; die beiden Andern sind neben ihm stehen geblieben, um die Freiheit ihrer Bewegungen zu bewahren und in gewissen Augenblicken ihre Trommeln mit dem Ellbogen, dem Kopf und dem Knie zu schlagen.

Der einzige Zuschauer dieser drei Gruppen ist ein junger Mann von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, der auf einer halb verfallenen Mauer sitzt oder vielmehr lehnt welche halb zu dem Hause Don Antonios, halb zu dem Hause des Sattlers Giansimone, seines Gevatters und Nachbars, gehört, so daß man nicht recht sagen kann, ob dieser junge Mann sich jetzt bei dem Sattler oder bei dem Stellmacher befindet.

Dieser Zuschauer, so unbeweglich er sich auch verhält und so gleichgültig er auch zu sein scheint, ist ohne Zweifel ein Gegenstand der Unruhe für Antonio, für Francesca und für Peppino, denn von Zeit zu Zeit richten sich ihre Blicke auf ihn mit einem Ausdrucke, welcher verräth, daß ihnen die Abwesenheit dieses unangenehmen Nachbars lieber wäre, als seine Gegenwart.

Da die andern Personen, welche wir soeben dem Augenscheine unserer Leser vorgeführt, in unserem Drama nur Statisten oder doch beinahe dergleichen sind, und da dieser junge Mann allein eine Rolle von einiger Bedeutung darin spielen wird, so werden wir uns vorzugsweise mit ihm beschäftigen.

Er ist, wie wir schon bemerkt haben, ein Jüngling von zwanzig- bis zweiundzwanzig Jahren. Sein Haar ist blond, beinahe roth; er hat große blaue Augen, in welchen sich eine bemerkenswerthe Intelligenz, zu gewissen Augenblicken aber auch eine unerhörte Wildheit spiegelt. Seine Gesichtsfarbe, welche in seiner Jugend nicht den Einwirkungen der Luft ausgesetzt gewesen ist, läßt einige Sommersprossen durchschimmern, seine Nase ist gerade, seine Lippen sind schmal und lassen, wenn sie sich öffnen, zwei Reihen kleiner Zähne sehen, welche weiß und scharf sind wie die eines Schakals.

Sein erst im Entstehen begriffener Bart ist von röthlichgelber Farbe und, um das Porträt dieses seltsamen jungen Mannes, der halb wie ein Landmann, halb wie ein Stadtbewohner aussieht, zu vollenden, bemerken wir, daß in seinem Gange, in seinen Kleidern und sogar in dem neben ihm liegenden breitkrämpigen Hute sich etwas kundgibt, was den ehemaligen Seminaristen verräth.

Er ist der jüngste von drei Brüdern, Namens Pezza. Da er von schwächerem Körperbau ist als seine beiden ältesten Brüder, welche Ackerknechte sind, so haben seine Eltern ihn anfangs wirklich für die Kirche bestimmt, denn der große Ehrgeiz eines Landmannes der Abruzzen, der

Basilicata oder Calabriens ist, ein Kind zu haben, welches dem geistlichen Stande angehört.

Demzufolge hat sein Vater ihn auf die Schule in Itri gebracht und, nachdem er lesen und schreiben gelernt, bei dem Pfarrer der Kirche zum heiligen Erlöser den Posten eines Sacristans für ihn erlangt.

Alles ging mit ihm gut bis zu seinem fünfzehnten Jahre. Die Salbung, womit der Knabe ministrirte, die fromme Miene, womit er bei den Processionen das Weihrauchfaß schwenkte, die Demuth, womit er das Glöckchen läutete, wenn einem Sterbenden das Viaticum gebracht ward, hatten ihm die Sympathie aller frommen Seelen erworben, die, der Zukunft vorgreifend, ihm voraus den Titel Fra Michele gaben, auf welchen er sich seinerseits gewöhnt hatte zu antworten.

Der Uebergang von der Kindheit zur Mannbarkeit brachte aber wahrscheinlich in dem jungen Chierico¹¹ eine physische Veränderung hervor, welche auch sehr bald auf die moralischen Eigenschaften einwirkte.

Man sah ihn sich den Vergnügungen nähern, von welchen er sich bis jetzt fern gehalten; ohne daß er sich unter die Tänzer mischte, sah man ihn doch mit neidischem Auge die betrachten, welche eine schöne Tänzerin hatten.

Des Abends begegnete man ihm unter den Pappeln mit einer Flinte in der Hand, womit er die Amseln und Drosseln verfolgte; des Nachts hörte man die Töne einer ungeübten Guitarre in seinem Zimmer.

Sich auf das Beispiel des Königs David stützend welcher vor der Bundeslade tanzte, machte er eines Sonntags auf nicht allzu ungeschickte Weise sein Debüt in der Tarantella, schwankte noch ein Jahr zwischen dem frommen Wunsche seiner Eltern und einem weltlichen Drange, bis er endlich in derselben Stunde, wo er sein achtzehntes Jahr erreichte, erklärte, daß er, nachdem er seine Geschmacksrichtungen und Neigungen gewissenhaft geprüft, der Kirche unbedingt entsage, und seinen Platz in der Gesellschaft und seinen Antheil an den Werken des Satans beanspruche.

Es war dies gerade das Gegentheil von dem, was die Neubekehrten thun, welche die Welt abschwören und dem Satan und seinen Werken entsagen.

In Folge dieser Ideen verlangte Fra Michele bei Meister Giansimone als Sattlerlehrling einzutreten, indem er behauptete, sein wahrer Beruf dränge ihn unwiderstehlich zur Verfertigung von Maulthiersätteln und Pferdekummeten.

Es war dies ein schwerer Schlag für die Familie Pezza, welche ihrer theuersten Hoffnung, eines ihrer Mitglieder als Pfarrer oder wenigstens als Kapuziner- oder Carmelitermönch zu sehen, verlustig ging.

Fra Michele gab aber seinen Wunsch mit solcher Entschiedenheit kund, daß man in Alles willigen mußte, was er verlangte.

Was Giansimone betraf, in dessen Haus der zeitherige Sacristan seinen Wohnsitz zu nehmen wünschte, so lag in diesem Wunsche nichts Schmeichelhaftes für seine Eigenliebe.

Fra Michele war nicht ganz der fromme Aspirant des Himmels, welchen sein Name bezeichnete, aber er war auch nicht gerade ein böser Jüngling. Nur bei zwei oder drei Gelegenheiten, wo das Unrecht obendrein nicht auf seiner Seite war, hatte er die Zähne gezeigt und die Fäuste geballt. Eines Tages, wo sein Gegner ein Messer aus dem Gürtel gezogen, hatte Fra Michele, den er wahrscheinlich mit leichter Mühe zu überwinden gedacht, das seinige ebenfalls zur Hand genommen und mit einer solchen Geschicklichkeit geführt, daß niemals

wieder Jemand ihm dasselbe Spiel vorgeschlagen hatte.

Uebersdies hatte er kurz darauf heimlich, wie er Alles that, ganz für sich allein tanzen gelernt, war, wie man versicherte, obschon Niemand einen Beweis dafür anführen konnte, einer der besten Schützen der Stadt, und spielte, obschon er, so viel man wußte, keinen Lehrer gehabt, die Guitarre so schön, daß, wenn er diesem Studium bei offenem Fenster oblag, die jungen Mädchen, dafern sie nur ein wenig musikalisches Gehör besaßen, mit Vergnügen unter seinem Fenster stehen blieben.

Unter allen jungen Mädchen von Itri aber hatte nur eine einzige das Vorrecht, die Blicke des jungen Chierico zu fesseln, aber gerade diese schien allein unter allen ihren Genossinnen für Fra Micheles Guitarre unempfindlich zu sein.

Diese Unempfindliche war Francesca, die Tochter des Stellmachers Don Antonio.

Wir, die wir in unserer Eigenschaft als Geschichtschreiber und Romandichter von Michele Pezza eine Menge Dinge wissen, welche einen Zeitgenossen selbst unbekannt sind, zögern nicht zu sagen, daß das, was unseren Helden hauptsächlich bestimmt hatte, das Sattlerhandwerk zu seinem Beruf und Giansimone zu seinem Lehrmeister zu wählen, die Nachbarschaft des Hauses desselben mit dem Antonios und ganz besonders jene halb verfallene Scheidemauer war, welche für einen so flinken, gewandten jungen Burschen wie Fra Michele aus den beiden Gärten so ziemlich eine einzige Einhegung machte, und mit derselben Gewißheit behaupten wir, daß, wenn Meister Giansimone Schneider oder Schlosser gewesen wäre, dafern er nur ein Gewerbe in derselben Localität betrieben, Fra Michele sich eben so berufen gefühlt haben würde, die Nadel oder die Feile zu führen, als er sich jetzt berufen fühlte, Packsättel zu stopfen und Kummete zusammen zu nähen.

Der Erste, welchem das von uns so eben ausgeplauderte Geheimniß klar ward, war Don Antonio. Die Hartnäckigkeit, mit welcher der angehende Sattler, sobald er mit seiner Arbeit fertig war, an dem Fenster stand, welches auf die Terrasse, den Hof und den Garten des Stellmachers ging, schien diesem ein Umstand zu sein, welcher seine ganze Aufmerksamkeit verdiente. Er untersuchte die Richtung der Blicke seines Nachbars. Diese in Francesca's Abwesenheit unbestimmten und ausdruckslosen Blicke wurden von dem Augenblicke an, wo sie die Bühne betrat, so aufmerksam und beredt, daß die Francesca schon seit langer Zeit keinen Zweifel mehr über das Gefühl, welches sie eingeflößt, gelassen und bald auch ihrem Vater keinen mehr ließen.

Ungefähr sechs Monate waren vergangen, seitdem Fra Michele bei Giansimone in die Lehre getreten, als Don Antonio diese Entdeckung machte.

In Bezug auf seine Tochter beunruhigte diese Entdeckung ihn weiter nicht, denn er hatte sie deswegen befragt und sie hatte erklärt, sie habe gegen Pezza durchaus nicht zu erinnern, ihre Liebe aber gehöre Peppino.

Da diese Liebe ganz den Absichten entsprach, die Don Antonio mit seiner Tochter hatte, so erklärte er sich vollkommen damit einverstanden. Nichtsdestoweniger aber glaubte er, Francescas Gleichgültigkeit sei kein genug am sicherer Schutz gegen die Unternehmungen dieses jungen Chierico.

Er beschloß daher, die Entfernung desselben herbeizuführen.

Es erschien ihm dies sehr leicht ausführbar.

Stellmacher und Sattler sind Handwerker, die einander oft in die Hände arbeiten. Uebrigens

waren Don Antonio und Giansimone nicht bloß Nachbarn, sondern auch Gevattern, was besonders im südlichen Italien ein großes Freundschaftsband ist.

Don Antonio suchte daher Giansimone auf, setzte ihm die Lage auseinander und forderte ihn auf, ihm einen nicht wohl zu verweigernden Beweis von Freundschaft zu geben, und Fra Michele fortzujagen.

Giansimone fand das Verlangen des Vaters seiner Pathe vollkommen gerecht und versprach es bei der ersten Gelegenheit zur Unzufriedenheit, die ein Lehrling ihm geben würde, zu befriedigen.

Fra Michele schien aber wie Socrates einen vertrauten Genius zu haben, der ihm gute Rathschläge gab.

Von diesem Augenblicke an ward nämlich Michele, der bis jetzt bloß ein guter Lehrling gewesen, ein ganz ausgezeichneter Lehrling. Vergebens suchte Giansimone ihm einen Vorwurf zu machen. An seinem Fleiße gab es nichts auszusetzen. Er war seinem Meister täglich acht Stunden Arbeit schuldig, aber er gab ihm oft acht und eine halbe, zuweilen auch neun.

Gegen die Arbeit, die er lieferte, ließ sich ebenfalls nichts erinnern. Er machte jeden Tag solche Fortschritte in seinem Handwerke, daß Giansimone höchstens insofern dadurch Ursache zur Unzufriedenheit erhielt, als die Kunden die von dem Lehrling gefertigten Arbeiten denen von dem Meister selbst gefertigten vorzuziehen begannen.

Auch die Aufführung des Lehrlings war tadellos. Sobald er mit seiner Arbeit fertig war, ging er in seine Kammer hinauf, kam erst zum Abendessen wieder herunter, und ging, nachdem dieses vorbei war, wieder hinauf, um oben zu bleiben bis zum andern Morgen.

Giansimone dachte daher schon daran, das Gitarrenspiel seines Lehrlings zum Vorwande zu nehmen und ihm zu erklären, daß die Töne dieses Instrumentes nachtheilig auf sein, des Meisters, Nervensystem einwirkten.

Der junge Mann hörte aber von selbst auf, sich auf seinem Instrumente zu üben, sobald er bemerkte, daß gerade die Person, um deren willen er spielte, ihm nicht zuhörte.

Alle acht Tage beschwerte Don Antonio sich bei seinem Gevatter, daß er seinen Lehrling noch nicht fortgejagt, und auf jede dieser Klagen antwortete Giansimone, daß es in der nächstfolgenden Woche geschehen solle.

Die nächstfolgende Woche verging aber und der Sonntag fand Fra Michele wieder an seinem Fenster und jeden Sonntag aufmerksamer ausschauend, als es am vorhergegangenen der Fall gewesen.

Endlich entschloß Giansimone, von Don Antonio aufs Aeußerte getrieben, sich eines schönen Morgens, seinem Lehrling anzudeuten, daß sie sich trennen müßten und zwar so bald als möglich.

Fra Michele ließ sich diese Andeutung zweimal wiederholen, dann heftete er ein klares, entschlossenes Auge auf das trübe und unsichere seines Lehrherrn und fragte:

»Und warum müssen wir uns trennen?«

»Nicht übel!« entgegnete der Sattler, indem er eine würdevolle Haltung anzunehmen suchte; »Du stellst mich zur Rede? Der Lehrling fragt den Meister aus!«

»Dazu habe ich das Recht,« entgegnete Fra Michele ruhig.

»Das Recht! das Recht!« wiederholte der Sattler erstaunt.

»Ohne Zweifel. Wir haben ja einen Contract miteinander gemacht.«

»Wir haben keinen Contract gemacht, unterbrach Giansimone, »ich habe nichts unterschrieben.«

»Aber deswegen haben wir doch einen Contract miteinander gemacht. Um einen Contract zu machen, bedarf es nicht des Papiers, der Tinte und der Feder; unter ehrlichen Leuten genügt das Wort.«

»Unter ehrlichen Leuten! unter ehrlichen Leuten!« murmelte der Sattler.

»Nun, seid Ihr nicht ein ehrlicher Mann?« fragte Fra Michele in kaltem Tone.

»Ja wohl, das versteht sich,« antwortete Giansimone.

»Nun gut denn, wenn wir ehrliche Leute sind, so sage ich nochmals, daß ein Contract zwischen uns besteht, ein Contract, welcher sagt, daß ich Euch als Lehrling dienen soll, daß Ihr eurerseits mich euer Handwerk zu lehren habt und daß Euch, dafern ich Euch nicht Grund zur Unzufriedenheit gebe, nicht das Recht zusteht, mich fortzuschicken.«

»Ja, wenn Du mir nun aber Ursachen zur Unzufriedenheit gibst, wie dann?«

»Habe ich Euch deren gegeben?«

»Du gibst mir deren jeden Augenblick.«

»Worin bestehen dieselben denn?«

»Worin sie bestehen? Worin sie bestehen?«

»Ich will sie Euch suchen helfen, wenn deren wirklich vorhanden sind. Bin ich faul?«

»Nein, das kann ich nicht sagen.«

»Bin ich unruhig oder zänkisch?«

»Nein.«

»Bin ich ein Säufer?«

»Ach nein, Du trinkst ja blos Wasser.«

»Bin ich ein Schwelger?«

»Ach, das fehlte noch, Unglücklicher!«

»Nun gut, da ich weder ein Schwelger, noch ein Säufer, noch ein Zänker, noch ein Faulenzer bin, welchen Grund zur Unzufriedenheit kann ich Euch sonst geben?«

»Unsere Gemüthsarten passen nicht zusammen.«

»Unsere Gemüthsarten passen nicht zusammen? Es ist jetzt das erste Mal, daß wir nicht einerlei Meinung sind. Uebrigens nennt mir die Fehler, die mein Charakter hat, und ich werde mich bemühen, dieselben abzulegen.«

»Du willst doch nicht etwa behaupten, daß Du nicht starrköpfig seiest?«

»Wohl weil ich nicht von Euch fort will?«

»Du gesteht also, daß Du nicht von mir fort willst?«

»Allerdings will ich nicht fort.«

»Wenn ich Dich nun aber fortjage?«

»Wenn Ihr mich fortjagt, so ist das freilich etwas Anderes.«

»Dann wirst Du also gehen?«

»Ja, aber da Ihr dann an mir eine Ungerechtigkeit begingt, die ich nicht verdient hätte, da Ihr dann mir eine Beleidigung zufüget, die ich Euch nicht verzeihen würde —«

»Nun?« fragte Giansimone.

»Nun,« sagte der junge Mann, ohne seine Stimme auch nur um einen Ton zu erheben, obschon er Giansimone fester und unverwandter anblickte als je, »so wahr ich Michele Pezza heiße, so wahr würde ich Euch dann umbringen.«

»Ja, er würde es thun!« rief der Sattler, indem er einen Schritt zurckprallte.

»Nicht wahr, Ihr seid davon überzeugt?« antwortete Fra Michele.

»Ja wohl.«

»Nun, lieber Meister, da Ihr so glücklich seid, einen Lehrling gefunden zu haben, der kein Schwelger, kein Säufer, kein Faulenzer und kein Zänker ist, der Euch respectirt und Euch von ganzem Herzen zugethan ist, so ist es jedenfalls besser, wenn Ihr freiwillig zu Don Antonio sagt, daß Ihr ein zu ehrlicher Mann seid, um einen armen Jungen, den Ihr nur loben könnt, fortzujagen. Sind wir darin mit einander einverstanden?«

»Meiner Treu, ja,« sagte Giansimone; »es scheint mir dies in der That selbst das Richtigste zu sein.«

»Und auch das Klügste,« setzte der junge Mann mit einem leichten Anflug von Ironie hinzu. »Also nicht wahr, wir sind mit einander einverstanden?«

»Ich habe es Dir ja schon gesagt.«

»Eure Hand?«

»Da hast Du sie.«

Fra Michele drückte seinem Lehrherrn herzlich die Hand und setzte sich, so ruhig als ob nicht das Mindeste vorgefallen wäre, wieder an seine Arbeit.

Neuntes Capitel.

Fra. Michele.

Am nächstfolgenden Tage, welcher ein Sonntag war, kleidete Michele Pezza seiner Gewohnheit gemäß sich an, um die Messe zu hören, welcher Pflicht er, seitdem er in den weltlichen Stand zurückgetreten, nicht ein einziges Mal untreu geworden war.

In der Kirche traf er seine Eltern, begrüßte sie ehrerbietig, geleitete sie nach Beendung der Messe nach Hause, bat sie um ihre Zustimmung zu seiner Vermählung mit der Tochter Don Antonios, wenn dieser sie ihm nämlich gäbe, und seine Eltern ertheilten diese Zustimmung.

Dann begab er, um sich nichts vorzuwerfen zu haben, sich zu Don Antonio, in der Absicht, um Francesca's Hand anzuhalten.

Don Antonio befand sich in Gesellschaft seiner Tochter und seines künftigen Schwiegersohnes und sein Erstaunen war nicht gering, als auf einmal Michele Pezza ins Zimmer trat.

Giansimone hatte nicht gewagt ihm zu erzählen, was zwischen ihm und seinem Lehrling vorgegangen war. Er hatte ihn bloß wie immer ersucht, sich zu gedulden, und ihm versprochen, seinen Wunsch, wenn es irgend möglich wäre, im Laufe der nächstfolgenden Woche zu befriedigen.

Bei Fra Micheles Eintritt stockte das Gespräch so plötzlich, daß der junge Mann nothwendig errieth, es sei von Familienangelegenheiten die Rede, die man ihm durchaus nicht mitzutheilen gedenke.

Pezza grüßte sehr höflich die drei Personen, die er beisammen antraf, und bat dann Don Antonio um die Gunst, einige Worte unter vier Augen an ihn richten zu dürfen.

Diese Gunst ward ihm nur widerstrebend gewährt. Der Nachkomme der spanischen Eroberer fragte sich, ob es nicht gefährlich für ihn sei, sich allein seinem jungen Nachbar gegenüber zu befinden, obschon er von dem entschlossenen Charakter desselben keine Ahnung hatte.

Er forderte Francesca und Peppino durch einen Wink auf, sich zu entfernen.

Peppino bot Francesca den Arm und ging mit ihr, Michele ins Gesicht lachend, hinaus.

Pezza sprach kein Wort und machte keine drohende Geberde, sondern verhielt sich vollkommen ruhig, obschon es ihm war, als würde er von mehr Nattern gestochen als Don Rodriguez in seiner Tonne.

»Meister, sagte er zu Don Antonio, sobald sich die Thür hinter dem glücklichen Paar geschlossen, welches wahrscheinlich nun draußen sich in Spöttereien über den armen Verliebten erging; »ich brauche Euch wohl nicht erst zu sagen, daß ich eure Tochter Francesca liebe.«

»Nun, wenn Du es mir nicht zu sagen brauchst,« entgegnete Don Antonio höhnisch, »warum sagst Du es dann?«

»Für Euch, Meister, ist es allerdings nicht nöthig, wohl aber für mich, der ich komme, um Euch zu bitten, mir sie zur Frau zu geben.«

Don Antonio schlug ein lautes Gelächter auf.

»Darin sehe ich gar nichts zu lachen, Meister,« sagte Michele Pezza, ohne im mindesten in die Hitze zu gerathen, »und da ich ernst mit Euch gesprochen, so habe ich auch das Recht, ernst angehört zu werden.«

»In der That, was könnte man sich wohl Ernsthafteres denken!« fuhr der Stellmacher in immer noch spöttischem Tone fort. »Signor Michele Pezza erzeigt Don Antonio die Ehre, eine Tochter zum Weibe zu begehren!«

»Ich glaube nicht, Euch dadurch eine besondere Ehre zu erzeigen,« entgegnete Pezza, indem er immer noch dieselbe Kaltblütigkeit bewahrte. »Ich glaube, die Ehre ist auf der einen Seite wie auf der andern und Ihr werdet mir meine Bitte abschlagen, das weiß ich wohl.«

»Aber warum setzest Du Dich einer Zurückweisung aus?«

»Um mein Gewissen zu beruhigen.«

»Dein Gewissen, Michele Pezza!« rief Don Antonio und brach wieder in lautes Gelächter aus.

»Nun,« entgegnete der junge Mann mit derselben Kaltblütigkeit, »warum sollte Michele Pezza nicht so gut ein Gewissen haben wie Don Antonio? Eben so wie Don Antonio hat er zwei Arme, um zu arbeiten, zwei Beine, um zu gehen, zwei Augen, um zu sehen, eine Zunge, um zu sprechen, ein Herz, um zu lieben und zu hassen. Warum sollte er nicht auch wie Don Antonio ein Gewissen haben, welches ihm sagt: Das ist gut und das ist böse?«

Diese Kaltblütigkeit, auf welche er von Seiten eines so jungen Mannes nicht gefaßt war, brachte den Stellmacher in nicht geringe Verlegenheit. Dennoch hielt er sich an den eigentlichen Sinn der von Michele Pezza gesprochenen Worte und sagte:

»Du willst dein Gewissen beruhigen? Das soll wohl so viel heißen, als daß, wenn ich Dir meine Tochter verweigere, ein Unglück passieren wird?«

»Wahrscheinlich,« antwortete Michele Pezza mit dem Lakonismus eines Spartaners.

»Und was für ein Unglück würde dann passieren?« fragte der Stellmacher.

»Das ist blos Gott und der Wahrsagerin Nanno bekannt,« sagte Pezza. »Ein Unglück aber wird geschehen, denn so lange ich lebe, wird Francesca nimmermehr das Weib eines Andern.«

»Geh, mach, daß Du fortkommst! Du bist ein Narr!«

»Ein Narr bin ich nicht, aber ich gehe.«

»Das ist mir sehr lieb,« murmelte Don Antonio.

Michele Pezza that einige Schritte in der Richtung nach der Thür, blieb aber auf der Hälfte des Weges wieder stehen.

»Ihr sehet mich so ruhig fortgehen, sagte er, »weil Ihr glaubt, euer Gevatter Giansimone werde mir über kurz oder lang ebenso die Thür weisen, wie Ihr mir jetzt die eurige weist.«

»Wie?« rief Don Antonio erstaunt.

»Macht Euch keine vergebliche Hoffnung. Wir haben uns gegen einander erklärt und ich werde bei ihm bleiben, so lange es mir beliebt.«

»Ha, der Unglückliche!« rief Don Antonio. »Er hatte mir doch versprochen –«

»Was er nicht halten konnte. *Ihr* habt das Recht, mich aus eurem Hause zu weisen, und ich esse nehme es Euch durchaus nicht übel, denn ich bin hier ein Fremdling; *er* aber hatte nicht dieses Recht, denn ich bin ein Lehrling.«

»Nun und was ist da weiter dabei?«, sagte Don Antonio sich aufrichtig. »Ob Du bei meinem Gevatter bleibt oder nicht, darauf kommt nichts an. Wir sind jeder für sich in seinem Hause. Nur

sage ich Dir meinerseits nach den Drohungen, welche Du gegen mich ausgestoßen, im Voraus: Wenn ich Dich künftighin in meinem Hause treffe oder Dich bei Tage oder Nacht auf meinem Grund und Boden herumschleichen sehe, so schlage ich, da Du mir deine schlimmen Absichten selbst erklärt hat, Dich todt wie bei einen tollen Hund.«

»Das ist euer Recht, aber ich werde mich dieser Gefahr nicht aussetzen. Jetzt überlegt Euch die Sache.«

»O, ich habe schon Alles überlegt.«

»Ihr verweigert mir also Francesca's Hand?«

»Zweimal für einmal.«

»Selbst für den Fall, daß Peppino darauf verzichtete?«

»Selbst für den Fall, daß Peppino darauf verzichtete.«

»Auch für den Fall, daß Francesca einwilligte, mich zum Manne zu nehmen?«

»Selbst für den Fall, daß Francesca einwilligte, Dich zum Manne zu nehmen.«

»Und Ihr schickt mich fort, ohne einiges Mitleid zu haben? ohne mir auch nur die mindeste Hoffnung zu lassen?

»Ich schicke Dich fort und sage: Nein, nein, nein!«

»Bedenkt, Don Antonio! Gott straft nicht die Verzweifelten, sondern Die, durch welche sie zur Verzweiflung getrieben werden.«

»Das behaupten die Geistlichen «

»Und die Leute von Ehre bestätigen es. Lebt wohl, Don Antonio. Gott gebe Euch Frieden.«

Mit diesen Worten entfernte sich Michele Pezza.

An der Hausthür des Stellmachers begegnete er zwei oder drei jungen Leuten von Itri, welchen er zulächelte wie gewöhnlich.

Dann kehrte er zu Giansimone zurück.

Wenn man ein so ruhiges Gesicht sah, konnte man unmöglich glauben oder auch nur vermuthen, daß er einer jener Verzweifelten sei, von welchen er einen Augenblick vorher gesprochen.

Er ging in seine Kammer hinauf und schloß sich ein.

Diesmal aber näherte er sich nicht dem Fenster. Er setzte sich auf sein Bett, stützte beide Hände auf die Knie, ließ den Kopf auf die Brust herabsinken und große stumme Thränen rannen aus seinen Augen über die Wangen herab.

So hatte er zwei Stunden stumm, unbeweglich und weinend dagesessen, als an seiner Thür gepocht ward.

Er richtete den Kopf empor, trocknete sich rasch die Augen und horchte.

Man pochte zum zweiten Mal.

»Wer pocht?«, fragte er.

»Ich, Gaëtano.«

Es war dies die Stimme und der Name eines seiner Cameraden. Freunde hatte Pezza nicht.

Er trocknete sich die Augen zum zweiten Male und ging die Thür zu öffnen.

»Was willst Du von mir, Gaëtano?« fragte er.

»Ich wollte Dich fragen, ob Du nicht Lust hättest, mit einigen Freunden eine Partie Kegel zu

schieben. Ich weiß wohl, daß dies sonst nicht deine Gewohnheit ist, ich glaube aber, heute –«

»Und warum sollte ich heute eher mitkegeln als an einem andern Tage?«

»Weil Du heute Verdruß gehabt hat und daher der Zerstreung mehr bedarfst als zu einer andern Zeit.

»Ich hätte heute Verdruß gehabt?«

»Ich denke es. Wenn man wahrhaft liebt und das Mädchen, welches man liebt, nicht bekommt, so hat man allemal Verdruß und Kummer.«

»Du weißt also, daß ich liebe?«

»O, was das betrifft, so weiß es die ganze Stadt.«

»Und Du weißt auch, daß man mir das Mädchen, welches ich liebe, verweigert?«

»Ja wohl und zwar aus guter Quelle. Peppino hat es uns gesagt.«

»Wie sagte er denn?«

»Er sagte, Fra Michele war bei Don Antonio, um Francesca zum Weibe zu verlangen, aber er hat einen Korb gekriegt.«

»Weiter sagte er nichts?«

»O doch! Er setzte hinzu, wenn Du an dem Korbe nicht genug hättest, so wolle er Dir auch noch den Ranzen geben, damit Du volle Ladung hättest.«

»Das sind seine eigenen Worte?«

»Ich habe keine Sylbe verändert.«

»Du hast Recht, sagte Michele Pezza, nachdem einen Augenblick geschwiegen und sich überzeugt, daß er sein Messer in der Tasche hatte. »Ich bedarf der Zerstreung. Machen wir eine Partie Kegel.«

Und er ging mit Gaëtano fort.

Sie wanderten mit raschem, aber ruhigem Schritt, der übrigens mehr durch Gaëtano als durch Michele geregelt ward, die große Straße hinab, welche nach Fondi führt.

Dann bogen sie links ab, das heißt nach der Seite des Meeres, und lenkten ihre Schritte nach einer doppelt Platanenallee, welche den vernünftigen Leuten von Itri zur Promenade, den Kindern und jungen Leuten zu Spielplatz diene.

Hier spielten zwanzig verschiedene Gruppen zwanzig verschiedene Spiele, ganz besonders aber das, welches da in besteht, daß man sich mit großen Kugeln einer klein so viel als möglich zu nähern sucht.

Michele und Gaëtano gingen um fünf oder sechs dieser Gruppen herum, ehe sie die erkannten, bei welcher Peppino mit betheilt war.

Endlich gewahrten sie den Stellmachersgesellen mitten unter der Gruppe, welche von der Promenade am weiteste entfernt war.

Michele ging gerade auf ihn zu.

Peppino, welcher zur Erde niedergebückt, sich über einen Wurf stritt, erblickte, indem er sich wieder aufrichtete, Pezza.

»Ah!« sagte er, unwillkürlich vor dem Blick erschreckend, den ein Nebenbuhler auf ihn heftete, »da bist Du ja, Michele!«

»Wie Du siehst, Peppino. Wundert Dich das?«

»Ich glaubte, Du kegeltest niemals.«

»Das ist wahr; ich kegele nicht.«

»Nun, was willst Du dann hier?«

»Ich will den Ranzen holen, den Du mir versprochen hast.«

Peppino hielt in seiner rechten Hand die kleine Kugel, welche den Spielern zum Ziel dient und die von der Größe einer vierpfündigen Kanonenkugel war. Er errieth, in welcher feindseligen Absicht Michele ihn aufsuchte, nahm einen Anlauf und schleuderte mit der ganzen Kraft seines Armes die Kugel nach ihm.

Michele, der keine der Bewegungen Peppino's aus den Augen verloren und an der Veränderung seines Gesichts seine Absicht errathen hatte, begnügte sich, den Kopf zu neigen.

Die mit der Kraft eines Mauerbrechers geschleuderte Kugel pfiff zwei Finger breit an seiner Schläfe vorbei und zerschellte an der Mauer.

Pezza hob einen Kiesel auf.

»Ich könnte, sagte er, »wie der junge David, Dir mit einem Kiesel den Kopf zerschmettern und ich würde dann blos zurückgeben, was Du mir hast thun wollen. Anstatt aber Dich mitten auf die Stirn zu treffen, wie David mit dem Philister Goliath that, werde ich mich begnügen, Dich mitten in deinen Hut zu treffen.«

Der Kiesel flog pfeifend durch die Luft und riß Peppino den Hut vom Kopfe, indem er den Hut zugleich auf beiden Seiten durchlöcherte, als ob eine Flintenkugel hindurchgegangen wäre.

»Und nun,« fuhr Pezza fort, indem er die Augenbrauen runzelte und die Zähne zusammenbiß, »nun muß ich Dir sagen, daß tapfere, muthige Leute sich nicht vom Weiten mit Holz und Steinen werfen.«

Er zog ein Messer aus der Tasche.

»Sie schlagen sich vielmehr in der Nähe und mit dem Eisen in der Hand.«

Dann wendete er sich zu den jungen Leuten, welche diesem für sie so interessanten Auftritte zusahen, der in den Sitten des Landes lag, aber selten unter so feindseligen Symptomen stattfand.

»Schaut her, Ihr Andern!« sagte er, »Ihr seid Zeugen, daß Peppino mich zuerst angegriffen hat. Seid nun auch Richter über das, was geschehen wird.«

Und er ging auf Peppino zu, von welchem er bis jetzt durch eine Entfernung von etwa zwanzig Schritten getrennt gewesen und der ihn ebenfalls mit dem Eisen in der Hand erwartete.

»Auf wie viel Zoll Eisen¹² wollen wir uns schlagen?« fragte Peppino.

»Auf die ganze Klinge,« antwortete Pezza. »Es ist dann weniger Gelegenheit zum Betrügen.«

»Auf das erste oder aufs zweite Blut?« fragte Peppino wieder.

»Auf den Tod!« antwortete Pezza.

Diese Worte kreuzten sich gleich unheimlichen Blitzen, während ringsum Grabesstille herrschte.

Jeder der Kämpfer zog seine Jacke aus und wickelte dieselbe um den linken Arm, um sich ihrer wie eines Schildes zu bedienen. Dann gingen Peppino und Michele aufeinander los.

Die Zuschauer bildeten einen Kreis, in dessen Mitte die beiden Gegner isoliert standen. Das Schweigen dauerte fort, denn man begriff, daß etwas Furchtbares geschehen würde.

Wenn jemals zwei Naturen einander entgegengesetzt waren, so waren es die der beiden Nebenbuhler.

Der eine war ganz Muskel, der andere ganz Nerv. Der eine mußte nach Art des Stieres

kämpfen, der andere nach Art der Schlange.

Peppino erwartete Michele, indem er den Kopf zwischen die Schultern eingezogen hielt, beide Arme vorstreckte, mit dunkelrothem Gesicht und seinen Gegner mit Schmähungen überhäufend.

Michele näherte sich langsam, schweigend und todtenebleich. Seine blaugrünlichen Augen schienen die bestrickende Kraft der Augen der Riesenschlange zu besitzen.

In dem ersten Gegner fühlte man den rohen Muth in Verbindung mit der Muskelkraft, in dem zweiten errieth man eine unüberwindliche Willenskraft.

Michele war augenscheinlich der Schwächste und scheinlich auch der am wenigsten Gewandte; seltsame würden, wenn das Wetten hier Mode gewesen wäre Viertheile der Zuschauer auf ihn gewettet haben.

Die ersten Stöße verloren sich in der Luft oder Falten der Jacken. Die beiden Klingen kreuzten wie spielende Natternzungen.

Plötzlich bedeckte Peppinos rechte Hand sich mit Blut.

Michele hatte ihm einen Schnitt über vier Finger weg beigebracht.

Michele that einen Sprung zurück, um seinem Gegner Zeit zu lassen, sein Messer in die andere Hand zu nehmen, wenn er sich der rechten nicht mehr bedienen könnte.

Jede Gnade für sich ablehnend hatte Michele seinem Gegner verboten, deren für sich zu verlangen.

Peppino nahm ein Messer zwischen die Zähne, band die verwundete rechte Hand mit dem Taschentuch, wickelte die Jacke um den rechten Arm und nahm das Messer in die linke Hand.

Pezza wollte ohne Zweifel nicht vor seinem Gegner einen Vortheil voraus haben, den dieser verloren.

Er nahm daher ein Messer ebenfalls in die linke Hand.

Nach Verlauf einer halben Minute hatte Peppino eine zweite Wunde am linken Arm erhalten.

Er stieß ein Gebrüll, nicht des Schmerzes, sondern der Wuth aus. Er begann die Absicht seines Feindes errathen.

Pezza wollte ihn entwaffnen, aber nicht tödten.

In der That faßte Pezza mit seiner freigewordenen rechten Hand, die von ihrer Kraft nichts verloren hatte, Peppino's linkes Handgelenk und umschloß es mit seinen langen, dünnen aber kräftigen Fingern wie mit einer vielgliederigen Zange.

Peppino suchte sein Handgelenk von dem Griffe freizumachen, welcher die Waffe in seiner Faust lähmte und seinem Feinde es vollkommen frei stellte, ihm, wenn er sonst gewollt hatte, sein Messer zehnmal in die Brust zu stoßen.

Alles aber war vergebens. Die Liane triumphierte über die Eiche.

Peppinos Arm ward steif, das Messer seines Gegners hatte eine Ader geöffnet und durch diese Oeffnung verlor der Verwundete gleichzeitig seine Kraft und sein Blut.

Nach Verlauf von einigen Secunden erschlafften eine durch den Druck entnervten Finger und ließen das Messer fallen.

»Ha!« rief Pezza und gab durch diesen freudigen Ausruf kund, daß er endlich den Zweck erreicht hatte, welchen er verfolgte.

Und er setzte den Fuß auf das Messer.

Der entwaffnete Peppino sah ein, daß ihm nur noch *ein* Ausweg blieb.

Er stürzte sich auf seinen Gegner und umschlang ihn mit seinen starken, aber verwundeten und blutenden Armen.

Weit entfernt, diese neue Art des Kampfes, in welcher man hätte glauben können, er werde erwürgt werden, wie Antäus, abzulehnen, nahm Pezza, um anzudeuten, daß er nicht die Absicht hatte, sich die Situation zu Nutzen machen, sein Messer zwischen die Zähne und faßte seinen Gegner ebenfalls um den Leib.

Alle Anstrengungen, deren die Kraft fähig ist, alle Künste, welche die Gewandtheit an die Hand gibt, wurden nun von den beiden Kämpfern aufgeboten.

Zum großen Erstaunen der Zuschauer aber schien Peppino, der in dieser Leibesübung stets alle seine Kameraden überwunden, ausgenommen Pezza, mit welchem er niemals gerungen, bestimmt zu sein, in diesem Kampfe, ebenso wie in dem vorhergegangenen, den Kürzeren zu ziehen.

Plötzlich glitten beide Kämpfer mit den Füßen aus, schlugen wie zwei vom Blitz getroffene Eichen zur Erde nieder und wälzten sich auf dem Boden.

Pezza hatte alle seine noch durch nichts verminderten Kräfte zusammengerafft und durch einen furchtbaren Stoß welchen Peppino weit entfernt war, von einem so schwächlichen Feind zu erwarten, seinen Gegner entwurzelt und war auf ihn gestürzt.

Ehe noch die Zuschauer sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, lag Peppino auf dem Rücken und Pezza setzte ihm das Messer an die Kehle und das Knie auf die Brust Pezza knirschte vor Freude mit den Zähnen.

»Ich frage Euch,« sagte er, »ist hier Alles ehrlich und offen zugegangen?«

»Ja wohl, ehrlich und offen,« sagten die Zuschauer einmüthig.

»Gehört Peppino's Leben mir?«

»Es gehört Dir.«

»Ist das auch deine Meinung, Peppino?« fragte Pezza indem er dem Besiegten die Spitze des Messers fühlen ließ.

»Tödtete mich, Du hast das Recht dazu, murmelte oder vielmehr röchelte Peppino mit ersticker Stimme.

»Würdest Du mich tödten, wenn Du mich so unter der Faust hättest, wie ich Dich habe?«

»Ja, aber ich würde Dich nicht so lange martern.«

»Dann gibst Du also zu, daß dein Leben mir gehört?«

»Ja, ich gebe es zu.«

»Es gehört mir wirklich?«

»Ja.«

Pezza neigte sich zu dem Ohr seines Gegners herab und sagte leise: »Wohlan, ich gebe es Dir zurück, oder vielmehr ich leihe es Dir, denn an dem Tage, wo Du Francesca heiratest, nehme ich es Dir wieder, verstehst Du mich?«

»Ha, Elender!« rief Peppino. »Du bist der Teufel in Menschengestalt, und nicht Fra Michele sollte man Dich nennen, sondern Fra Diavolo.«

»Nenne mich, wie Du willst,« sagte Pezza, »vergiß aber nicht, daß dein Leben mir gehört und daß ich in dem erwähnten Falle Dich nicht erst um Erlaubniß fragen werde, wenn ich es mir wieder nehme.«

Und er erhob sich, wischte mit seinem Hemdärmel das Blut von seinem Messer und steckte dieses ruhig wieder in die Tasche.

»Jetzt,« fuhr er fort, »bist Du frei, Peppino, und es hindert Dich Niemand mehr, deine Kegelpartie weiter fortzusetzen.«

Und er entfernte sich langsam und grüßte mit dem Kopf und mit der Hand seine jungen Bekannten, welche ganz verblüfft dastanden und sich fragten, was er wohl Peppino gesagt haben könne, daß dieser so unbeweglich und halb von der Erde emporgerichtet in der Haltung des verwundeten Fechters sitzen blieb.

Zehntes Capitel.

Loque und Chiffe.

Man begreift, daß trotz Pezza's Drohungen Peppino deswegen nicht weniger auf seinen Heiratsprojekten mit Francesca beharrte.

Niemand hatte gehört, was Michele ihm leise zugeflüstert, hätte er aber der Hand Francesca's, von welcher man wußte, daß Michele Pezza sie liebte, entsagt, so hätte alle Welt es errathen.

Die Hochzeit sollte zwischen der Ernte und der Weinlese stattfinden und der Vorfall, welchen wir soeben erzählt, hatte sich gegen das Ende des Monats Mai ereignet.

Juni, Juli und August vergingen, ohne daß die von Pezza seinem Rival zu erkennen gegebenen tragischen Absichten durch irgend etwas bestätigt worden wären.

Am 7. September, welcher ein Sonntag war, verkündete der Pfarrer, daß am nächstfolgenden 23. September die Vermählung Francesca's mit Peppino stattfinden würde.

Die beiden Verlobten waren in der Messe und Pezza saß nur wenige Schritte von ihnen.

Peppino sah Pezza in dem Augenblicke an wo der Priester diese Neuigkeit verkündete, auf welche Pezza nicht mehr zu achten schien, als ob er sie gar nicht gehört hätte.

Beim Heraustreten aus der Kirche aber näherte Pezza sich Peppino und sagte zu ihm so leise, daß Niemand anders es hören konnte:

»Es ist gut. Du hast also noch achtzehn Tage zu leben.«

Peppino fuhr dermaßen zusammen, daß Francesca, die er am Arme führte, sich erschrocken umsah.

Sie erblickte Michele Pezza, der sie grüßte und sich entfernte.

Seitdem Pezza in seinem Zweikampf mit Peppino diesem zwei Messerstiche beigebracht, fuhr Pezza fort Francesca zu grüßen, diese aber dankte ihm nicht mehr.

Am nächsten Sonntage ward das Aufgebot, welches wie man weiß, dreimal erfolgt, von dem Priester wiederholt.

An derselben Stelle wie am vorigen Sonntage, näherte Michele Pezza sich Peppino und sagte in demselben drohenden und doch ruhigen Tone:

»Du hast noch zehn Tage zu leben.«

Am dritten Sonntage erfolgte dasselbe Aufgebot und dieselbe Drohung, nur gewährte, da mittlerweile acht Tage verflossen waren, Pezza seinem Nebenbuhler nur noch zwei Tage Frist.

Der so gefürchtete und gleichzeitig so herbeigesehnte 23. September kam.

Es war ein Mittwoch. Nach einer stürmischen Nacht war der Tag, wie wir schon in einem unserer früheren Capitel gesagt, prachtvoll angebrochen und da die Trauung um elf Uhr Morgens stattfinden sollte, so hatten sich die Gäste, Freunde von Don Antonio, Freunde und Freundinnen von Peppino und Francesca, in dem Hause der Braut eingefunden, wo die Hochzeit stattfinden sollte, deren Wirth und erster Gast seinen Laden geschlossen hatte, um die Mahlzeit auf der Terrasse und das Fest im Hofe und im Garten stattfinden zu lassen.

Diese Terrasse, dieser Hof und dieser Garten halte, heiter von der Sonne beschienen und hier

und da in Schatten gehüllt, von freudigen Ausrufungen wieder.

Wir haben die Scene zu malen gesucht, indem wir zeigten, wie die älteren Leute auf der Terrasse saßen und tranken, wie die jüngeren Leute beim Klange der Schellentrommeln und der Guitarre tanzten, wie von den Musikanten der eine saß und die beiden andern auf den Stufen der Terrasse standen, während dies Alles von dem unbeweglichen und unheimlichen Zuschauer beherrscht ward, welcher, sich auf den Ellbogen stützend, auf der Scheidemauer lag, und Hühner, Drosseln, Amseln und Sperlinge lustig die Weinranken plünderten, welche sich in der Einhegung, die sich unter dem Namen eines Gartens vom Kopfe bis zum Fuße des Berges erstreckt, von Pappel zu Pappel schlängelten.

Und nun, nachdem wir den Vorhang der Vergangenheit aufgezogen, begreifen unsere Leser, warum Don Antonio, Francesca und besonders Peppino von Zeit zu Zeit mit unruhigem Blick den jungen Mann betrachten, den sie nicht das Recht haben, von seinem Platze hinwegzutreiben und für dessen sanftes Temperament, ohne sich jedoch vollständig beruhigen zu können, Gevatter Giansimone bürgt, welcher seit dem denkwürdigen Tage, wo er versucht hat, sich von ihm zu trennen, nur Ursache gehabt, ihn zu loben, weil er niemals wieder etwas davon gesagt, daß Michele sein Haus verlassen solle.

Gerade in dem Augenblick, wo eine der munterten Tarantellen beendet war, schlug es halb zwölf.

Kaum war der letzte Glockenschlag verhallt, als ein Getöse, welches Don Antonio wohl kannte, sich hören ließ. Es war das Schellengeläute von Postpferden, das dumpfe schwere Rollen eines Wagens und das Geschrei zweier Postillone, welche Don Antonio mit einer Baßstimme riefen, die einem Gran Cartello vom Theater San Carlo Ehre gemacht haben würde.

Bei diesem dreifachen Geräusch begriffen der würdige Stellmachermeister und die ganze ehrenwerthe Gesellschaft, daß die Straße von Castellone nach Itri ihrer Gewohnheit gemäß wieder einmal ihre Streiche gemacht und daß Arbeit für ihn kam, welche er zuweilen mit dem Wundarzt des Ortes theilte, denn die Wagen brachen in den meisten Fällen ihre Räder oder Achsen, und die Reisenden ihre Arme oder Beine mit einem und demselben Schlage.

Zum Glück aber hatte der Reisende, welcher jetzt kam, und für welchen man Don Antonios Beistand in Anspruch nahm, nichts gebrochen, sondern verlangte den Stellmacher bloß für seinen Wagen, ohne den Wundarzt für sich selbst zu bedürfen.

Dies ward übrigens zur Gewißheit als auf die Worte der Postillone: »Kommt schnell, Don Antonio, der Reisende hat sehr eilig!« Don Antonio geantwortet hatte: »Um so schlimmer für ihn, wenn er eilig hat, denn heute wird nicht gearbeitet, und man gleich darauf am äußersten Ende der in den Hof führenden Allee den Reisenden in eigener Person erscheinen sah und sagen hörte:

»Und warum, Bürger Antonio, wenn ich fragen darf, wird heute nicht gearbeitet?«

Der würdige Stellmacher stand ärgerlich wegen des Augenblicks, wo man ihn verlangte, daß er arbeite, und noch ärgerlicher wegen dieses Bürgertitels, dessen Gebrauch anstatt seines Adelstitels ihm verletzend erschien, im Begriff, wie dieses eine adelige Gewohnheit war, durch eine tüchtige Grobheit zu antworten, als er, die Augen auf den Reisenden werfend, erkannte, daß dieser eine viel zu vornehme Person war, als daß er derselben nach seiner gewöhnlichen, kurz angebundenen Weise hätte begegnen können.

In der That war der Reisende, welcher Don Antonio mitten in seinem Familienfest überraschte, Niemand anders als der französische Gesandte, der gegen Mitternacht von Neapel abgereist war, und da er den Postillon, um das Königreich beider Sicilien so schnell als möglich im Rücken zu haben, nicht erlauben wollte, den Abhang von Castellone herab langsamer zu fahren, beim Passiren eines der zahlreichen Bäche, welche die Heerstraßen durchschneiden und sich in einen kleinen namenlosen Fluß ergießen, eines der Hinterräder seines Wagens zerbrochen hatte.

Dieser Unfall hatte ihn, so viel ihm auch daran lag, die römische Grenze so schnell als möglich zu erreichen, genöthigt, die letzte Viertelstunde zu Fuße zurückzulegen, und dies gab der Ruhe, womit er gefragt hatte: »Und warum, wenn ich fragen darf, Bürger Antonio, arbeitet man heute nicht?« ein neues Verdienst.

»Entschuldigen Sie, mein General, « antwortete dem Reisenden einen Schritt entgegengehend Don Antonio, der den Bürger Garat wegen seines kriegerischen Costüms für einen Militär hielt und glaubte, daß ein Militär, um mit vierspänniger Extrapost zu fahren, wenigstens General sein müsse, »ich wußte nicht, daß ich die Ehre hätte, mit einer hohen Person zu sprechen, wie Sie, Excellenz, zu sein scheinen, denn dann hätte ich nicht geantwortet: Man arbeitet heute nicht, sondern: Man arbeitet erst in einer Stunde!«

»Und warum kann man nicht sogleich arbeiten?«, fragte der Reisende im gewinnendsten Tone, welcher verrieth, daß, wenn es sich blos um ein Geldopfer handle, er bereit sei, es zu bringen.

»Weil eben die Glocke schlägt, Excellenz, und weil, selbst wenn es gälte, den Wagen Seiner Majestät des Königs Ferdinand, den Gott uns erhalten möge, zu reparieren, ich doch den Herrn Pfarrer nicht warten lassen würde.«

»In der That,« sagte der Reisende, indem er sich umschaute, »ich glaube, ich bin in eine Hochzeit hineingerathen.«

»Sehr richtig, Excellenz.«

»Und,« fragte der Reisende in wohlwollendem Tone, »dieses schöne Mädchen, welches sich vermält?«

»Ist meine Tochter.«

»Ich wünsche Euch Glück dazu. Um ihrer schönen Augen willen werde ich warten.«

»Wenn Sie, Excellenz, uns die Ehre erzeigen wollen, uns in die Kirche zu begleiten, so wird Ihnen dies vielleicht ein wenig die Zeit des Wartens verkürzen. Der Herr Pfarrer wird eine sehr schöne Rede halten.«

»Ich danke, mein Freund; ich will lieber hier bleiben.«

»Nun gut, so bleiben Sie. Bei unserer Rückkehr trinken Sie dann vielleicht ein Glas Wein mit uns auf die Gesundheit der Braut. Es wird ihr dies Glück bringen und wir werden dann nur um so besser arbeiten.«

»Die Sache ist abgemacht, mein wackerer Freund. Und wie lange wird eure Ceremonie dauern?«

»Drei Viertelstunden, höchstens eine Stunde. Vorwärts denn, Kinder, in die Kirche!«

Jeder beeilte sich, den von Don Antonio, der sich für diesen Tag zum Ceremonienmeister gemacht, erheilten Befehl auszuführen, ausgenommen Peppino, welcher zurückblieb und bald sich mit Michele Pezza allein sah.

»Höre, Pezza,« sagte er, indem er, mit offener Hand und lächelndem Munde, obschon dieses Lächeln vielleicht ein wenig erkünstelt war, auf ihn zuing, »heute gilt es, unsern alten Groll zu vergessen und einen aufrichtigen Frieden zu schließen.«

»Du irrst Dich, Peppino,« entgegnete Pezza. »Es gilt vielmehr, daß Du Dich bereit macht, vor Gott zu erscheinen, das ist Alles.«

Dann richtete er sich auf der Mauer empor und sagte in feierlichem Tone:

»Francesca's Bräutigam, Du hast noch eine Stunde zu leben!«

Nachdem er dies gesagt, sprang er in Giansimone's Garten hinab und verschwand hinter der Mauer.

Peppino schaute sich um und als er sah, daß er allein war, machte er das Zeichen des Kreuzes und sagte:

»Allmächtiger, in deine Hände befehle ich meinen Geist!«

Dann eilte er seiner Braut und seinem Schwiegervater nach, die sich schon auf dem Wege zur Kirche befanden.

»Wie bleich Du bist!« sagte Francesca zu ihm.

»Mögest Du,« antwortete er, »in einer Stunde nicht noch bleicher sein, als ich jetzt bin.«

Der Gesandte, dem während der Stunde, wo er warten mußte, keine Zerstreuung weiter übrig blieb, als die Bewohner von Itri ihrem Vergnügen oder ihren Geschäften nachgehen zu sehen, folgte mit den Augen dem Brautzuge, bis er ihn an der Ecke der Straße, welche nach der Kirche führte, verschwinden sah.

Als er seinen Blick mit der Zerstretheit eines Menschen, welcher wartet und den dieses Warten langweilt, nach der entgegengesetzten Seite richtete, glaubte er zu seinem großen Erstaunen am äußersten Ende der Straße von Fondi, das heißt in der Richtung von Rom nach Neapel, französische Uniformen zu gewahren.

Diese Uniformen wurden von einem Brigadier und vier Dragonern getragen, welche einen Reisewagen eskortierten, dessen Gang, obschon es ein Postwagen war, sich nicht nach dem der Pferde, die ihn zogen, richtete, sondern nach dem der Pferde, die ihn eskortierten.

Übrigens sollte die Neugier des Bürgers Garat sehr bald befriedigt werden; der Wagen und seine Escorte kamen auf ihn zu und konnten sich seiner nähern Besichtigung nicht entziehen, mochte nun der Wagen sich begnügen an der Post die Pferde zu wechseln, oder mochten die Reisenden welche er enthielt, in dem Gasthaus einkehren, denn die Post war das erste Haus zu einer Rechten und das Gasthaus stand ihm gegenüber.

Er brauchte aber nicht einmal dieses Anhalten abzuwarten. Als der Brigadier ihn erblickte und die Uniform eines hohen Beamten der Republik erkannte, setzte er sein Pferd in Galopp, sprengte dem Wagen um hundert oder hundertundfünfzig Schritte voran und machte vor dem Gesandten Halt, indem er die Hand an seinen Helm legte und wartete, befragt zu werden.

»Mein Freund,« sagte der Gesandte mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit, »ich bin der

Bürger Garat, Gesandter der Republik am Hofe von Neapel, und dies gibt mir das Recht Euch zu fragen, wer die Personen sind, die sich in diesem von Euch eskortierten Reisewagen befinden.«

»Zwei alte Ci-devant-Damen in ziemlich schlechtem Zustand, Bürger Gesandter,« antwortete der Brigadier »und ein Ci-devant, der, wenn er mit Ihnen spricht, sie Prinzessinen nennt.«

»Kennt Ihr die Namen dieser Damen?«

»Die eine heißt Madame Victoire und die andere Adelaide.«

»Ah! ah!« sagte der Gesandte.

»Ja,« fuhr der Brigadier fort, »wie es scheint, waren die Tanten des Tyrannen, welchen man guillotiniert hat. Im Augenblick der Revolution sind sie nach Oesterreich geflohen, von Wien sind sie nach Rom gegangen und in Rom ist es ihnen, als die Republik auch hierhergekommen, Angst geworden, als ob die Republik gegen solche alte Nachthauben Krieg führte! Sie wären daher aus Rom gern eben so entflohen, wie sie aus Paris und Wien entflohen sind, wie ich aber gehört, gab es noch eine dritte Schwester, die älteste, eine ganz gebrechliche alte Dame, welche man Madame Sophie nannte. Diese ist krank geworden und die andern haben sie nicht verlassen wollen, was übrigens ganz hübsch von diesen war. Endlich haben sie den General Berthier um Erlaubniß zum Aufenthalt gebeten – ich langweile Sie aber wohl durch mein Geschwätz, Bürger und Gesandter, nicht wahr?«

»Nein, durchaus nicht, mein wackerer Freund. Im Gegentheil, was Ihr mir da erzählt, interessiert mich in hohem Grade.«

»Nun dann sind Sie nicht schwer zu befriedigen, Bürger Gesandter. Ich wollte also sagen, eine Woche nach Ankunft des Generals Championnet, welcher mich alle zwei Tage hinschickte, um mich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen, wünschten die beiden andern Schwestern, nachdem die kranke gestorben und begraben war, Rom zu verlassen und sich nach Neapel zu begeben, wo sie, wie ich höre, Verwandte haben, die sich in guten Verhältnissen befinden. Dabei aber fürchteten sie unterwegs als verdächtig angehalten zu werden und der General Championnet sagte zu mir: »Brigadier Martin, Du bist ein Mann von Erziehung, Du weißt mit den Frauen zu sprechen. Nimm vier Mann und begleite diese beiden alten Creaturen, welche im Grunde genommen doch Töchter Frankreichs sind, bis über die Grenze. Also, Brigadier Martin, alle mögliche Rücksicht, verstehst Du? Sprich mit ihnen nur in der dritten Person und mit dem Helm in der Hand wie mit Vorgesetzten!« »Aber, Bürger General,« antwortete ich, »wenn nur ihrer zwei sind, wie kann ich dann mit ihnen in der dritten Person sprechen?« Der General lachte über die Albernheit, die ihm entschlüpft war, und sagte: »Brigadier Martin, Du bist noch klüger, als ich glaubte. Es sind drei Personen, mein Freund, nur ist die dritte ein Mann, nämlich der Ehrencavalier der beiden Frauen; man nennt ihn den Graf von Chatillon!« – »Bürger General,« antwortete ich ihm, »ich glaubte, es gäbe keine Grafen mehr.« – »In Frankreich,« entgegnete er, »gibt es allerdings keine mehr, im Ausland aber und besonders in Italien treiben sich hier und da immer noch einige herum.« – »Und, mein General, ich diesen Chatillon Graf oder Bürger nennen?« – »Nenne ihn wie Du willst; ich glaube aber Du wirst ihm sowohl als den Personen, die er begleitet, mehr Vergnügen machen, wenn Du ihn Herr Graf, als wenn Du ihn Bürger nennst, und da weiter nichts darauf ankommt und Niemanden dadurch ein Unrecht zugefügt wird, so kannst immerhin ganz laut: Herr Graf sagen.« – Und so habe ich es auf dem ganzen Wege gemacht. Es schien dies an wirklich den armen alten Damen zu gefallen und sie sagten: »Das ist ein wohlzogener junger Mann, mein lieber Graf. Wie heißt Du, mein Freund?« Ich hatte Lust, ihn zu antworten, daß ich auf alle Fälle besser erzogen wäre als sie, da ich ihren

Grafen nicht duzte, während sie dies doch mit mir thaten; ich begnügte mich indessen zu entgegnen: »Es ist schon gut, es ist schon gut, ich heiße Martin. Auch haben sie sich während des ganzen Weges, wenn irgend etwas wollten, allemal an mich gewendet und mich einmal über das andere lieber Martin genannt. Sie begreifen aber wohl, Bürger Gesandter, daß dies weiter nichts auf sich haben kann, denn die jüngste der beiden Damen zählt neunundsechzig Jahre.«

»Und bis wie weit hat der General Championnet Euch befohlen, sie zu geleiten?«

»Bis über die Grenze und selbst noch weiter, wenn sie es wünschten.«

»Dann, Bürger Brigadier, habt Ihr eurer Instruction genügt, denn Ihr habt die Grenze passiert und seid hier schon zwei Poststationen über dieselbe hinaus. Uebrigens würde es auch vielleicht mit Gefahr verknüpft sein, noch weiter zu gehen.«

»Für mich oder für die alten Damen?«

»Für Euch.«

»O, wenn es weiter nichts ist, Bürger Gesandter, so so hat dies weiter nichts zu sagen, wissen Sie. Der Brigadier Martin kennt die Gefahr und ist mehr als einmal ihr Bettgenosse gewesen.«

»Hier wäre aber die Gefahr zwecklos und könnte ernste Folgen haben. Ihr werdet daher euren beiden Prinzessinnen mittheilen, daß euer Dienst bei ihnen beendet ist.«

»Aber dann werden sie ein schönes Geschrei erheben, das sage ich Ihnen im Voraus, Bürger Gesandter. Mein Gott, was soll aus den armen Mädchen werden, wenn sie ihren Martin nicht mehr haben? Sehen Sie, sie haben schon bemerkt, daß ich nicht mehr in ihrer Nähe bin, und suchen mich mit ängstlichen Blicken.«

In der That hatte während dieser Unterredung oder während dieser Erzählung – denn die wenigen Worte, welche der Bürger Garat gesprochen, waren in dem Vortrage des Brigadier Martin nur als Fragezeichen zu betrachten – der Wagen der alten Prinzessinnen vor dem Gasthause del Riposo d'Orazio Halt gemacht, und als sie ihren Beschützer in einer eifrigen Conversation mit einer Person sahen, die das Costüm der hohen republikanischen Beamten trug, fürchteten sie, daß irgend ein Complot gegen ihre Sicherheit gesponnen oder Gegenbefehl in Bezug auf ihre Reise ertheilt werde.

Deshalb riefen sie nach dem Commandanten ihrer Escorte in einem Tone und mit einer Miene, welche der Eigenliebe des Brigadier Martin in hohem Grade schmeichelhaft sein mußte.

Auf einen Wink des Bürgers Garat und während dieser, um sich eine peinliche Unterredung zu ersparen, in die Allee des Stellmachers zurückkehrte und auf der jetzt leeren Terrasse Platz nahm, ritt Martin an den Schlag des Wagens und setzte, die Hand am Helme, wie Championnet ihn instruiert, die königlichen Reisenden von der so eben von einem Vorgesetzten ihm erheilten Ordre, nach Rom zurückzukehren, in Kenntniß.

Wie der Brigadier Martin sehr richtig vorausgesehen, versetzte diese Mittheilung die alten Damen in große Unruhe. Sie beriethen sich zuerst mit einander selbst, dann mit ihrem Chrencavalier, und das Resultat dieser doppelten Berathung war, daß Graf Chatillon sich bei dem Unbekannten in der blauen Uniform und mit dem dreifarbigem Federbusch nach den Gründen erkundigen sollte, welche den Brigadier Martin und seine vier Mann abhalten könnten, noch weiter mitzugehen.

Der Graf von Chatillon stieg aus dem Wagen, folgte dem Wege, den er den republikanischen Beamten hatte einschlagen sehen, und fand, als er am andern Ende der Allee anlangte, ihn auf Don Antonios Terrasse sitzend und mit den Augen mechanisch und vielleicht, ohne ihn zu sehen,

einem jungen Mann folgend, welcher in dem Augenblick, wo der Graf eingetreten war, von der Scheidemauer in den Garten des Stellmachers herübersprang und mit einer Flinte auf der Schulter diesen Garten nach seiner ganzen Länge durchschritt.

Es war dies in diesem Lande der Unabhängigkeit, wo Jeder bewaffnet einhergeht und wo die Einhegungen nur den Zweck zu haben scheinen, der Behendigkeit der Passanten zur Uebung zu dienen, etwas so Einfaches, daß der Gesandte dieser Thatsache nur mittelmäßige Aufmerksamkeit zu widmen schien – eine Aufmerksamkeit, von welcher er überdies durch das Erscheinen des Grafen von Chatillon sofort wieder abgelenkt ward.

Der Graf kam auf ihn zu.

Der Bürger Garat erhob sich.

Garat, der Sohn eines Arztes in Ustaritz, hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen und war vielseitig gebildet. Er hatte im vertrauten Umgange mit den Philosophen und Encyclopädisten gelebt und durch seine verschiedenen Lobreden auf Suger, auf Herrn von Montausier und Fontenelle akademische Preise erworben.

Er war ein Mann vom Welt, vor allen Dingen eleganter Sprecher und bediente sich des jakobinischen Wörterbuches nur bei gewissen Gelegenheiten und wenn er nicht anders konnte.

Als er den Grafen von Chatillon auf sich zukommen sah, erhob er sich und ging ihm die Hälfte des Weges entgegen.

Die beiden Herren begrüßten einander mit einer Courtoisie, welche weit mehr nach Ludwig dem Fünfzehnten all nach dem Directorium schmeckte.

»Soll ich mein Herr oder Bürger sagen?«, fragte der Graf von Chatillon lächelnd.

»Sagen Sie, wie Sie wollen, Herr Graf. Es wird mir stets eine Ehre sein, die Fragen zu beantworten, welche Sie wahrscheinlich von Seiten der königlichen Hoheiten an mich richten werden.«

»Das laß ich mir gefallen!« sagte der Graf. »Ich schätze mich glücklich, mitten in diesen barbarischen Gegenden einen civilisierten Menschen zu treffen. Ich komme also im Namen Ihrer königlichen Hoheiten, da Sie mir erlauben, den Töchtern Ludwigs des Fünfzehnten diesen Titel zu bewahren, um Sie zu fragen, nicht als ob ich Sie zur Rede stellen wollte, sondern um eine für die Gemüthsruhe der Prinzessinnen wesentliche Auskunft zu erlangen, worin der Wille oder das Hinderniß besteht, welches nicht erlaubt, daß die Prinzessinnen die Escorte, welche der General Championnet so freundlich gewesen ist, ihnen zu geben, bis nach Neapel behalten?«

Garat lächelte.

»Ich begreife recht wohl den Unterschied, der zwischen dem Worte Hinderniß und dem Wort Wille besteht, Herr Graf, und ich werde Ihnen beweisen, daß das Hinderniß vorhanden und daß, wenn gleichzeitig ein Wille sich kundgibt, derselbe ein mehr wohl- als übelwollender ist.«

»Nun, so beginnen Sie zunächst mit dem Hinderniß,« jagte der Graf, sich verneigend.

»Das Hinderniß ist folgendes, Herr Graf. Seit gestern Mitternacht ist zwischen dem Königreich beider Sicilien und der französischen Republik der Krieg erklärt. Die Folge hiervon ist, daß eine aus fünf Feinden bestehende Escorte, wie Sie selbst begreifen werden, für die königlichen Hoheiten mehr eine Gefahr als ein Schutz wäre. Was den Willen betrifft, welcher der meinige ist und den Sie nun ganz natürlich aus dem Hinderniß sich ergeben sehen, so ist er darauf gerichtet, die erlauchten Reisenden nicht Beleidigungen und ihre Escorte nicht der Gefahr, ermordet zu werden, auszusetzen. Habe ich die kategorische Frage auch kategorisch

beantwortet, Herr Graf?«

»So kategorisch, mein Herr, daß ich mich freuen würde, wenn Sie sich dazu verstehen wollten, den königlichen Hoheiten zu wiederholen, was Sie mir so eben die Ehre erzeigt haben zu sagen.«

»Mit großem Vergnügen würde ich dies thun, Herr Graf; eine zarte Rücksicht aber, welche Sie, wie ich überzeugt bin, wenn sie Ihnen bekannt wäre, respectiren würden, beraubt mich zu meinem großen Bedauern der Ehre, den Prinzessinnen meine Huldigungen darbringen zu können.«

»Haben Sie irgend einen Grund, diese Rücksicht geheim zu halten?«

»Nein, durchaus nicht. Ich fürchte einfach blos, daß meine Gegenwart den Prinzessinnen unangenehm sei.«

»Unmöglich!« »Ich weiß, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen, mein Herr. Sie sind der Graf von Chatillon, Ehrencavalier Ihrer königlichen Hoheiten, und dies ist mein Vortheil, den ich vor Ihnen voraus habe, denn Sie wissen nicht wer ich bin.«

»Sie sind – dies steht außer allem Zweifel – ein Mann von Welt und von vollkommener Courtoisie.«

»Und eben deshalb, mein Herr, wurde ich von dem Convent zu der verhängnißvollen Ehre ausersehen, dem König Ludwig dem Sechzehnten ein Todesurtheil zu verlesen.«

Der Graf von Chatillon prallte einen Schritt zurück, als ob er sich plötzlich einer Schlange gegenüber sähe.

»Dann sind Sie ja das Conventmitglied Garat!« rief er.

»Sehr richtig, Herr Graf. Sie sehen, wenn mein Name auf Sie, der Sie, so viel ich weiß, kein Verwandter des Königs Ludwigs des Sechzehnten sind, diese Wirkung äußert, welche Wirkung er erst auf diese armen Prinzessinnen äußern würde, welche seine Tanten waren. Allerdings,« setzte der Gesandte mit seinem feinen Lächeln hinzu, »waren sie ihrem Neffen, so lange er lebte, nicht sonderlich gewogen, heute aber weiß ich, daß sie ihn anbeten. Der Tod ist wie die Nacht. Er bringt guten Rath.«

Der Graf von Chatillon verneigte sich und ging, um den Prinzessinnen Victoire und Adelaide das Resultat der Conversation, die er soeben gehabt, mitzutheilen.

Elftes Capitel.

Fra Diavolo.

Die beiden alten Prinzessinnen, mit deren Schutz der Brigadier Martin beauftragt war, und zu welchen der Graf von Chatillon, der ganz entsetzt war, nicht bloß einen Königsmörder, sondern auch den gesehen zu haben, welcher Ludwig dem Sechzehnten ein Todesurtheil vorgelesen, zurückkehrte die beiden alten Prinzessinnen, sagen wir, sind für diejenigen unserer Leser, welche sich ein wenig mit unseren Werken vertraut gemacht haben, keine ganz neuen Bekanntschaften.

Sie haben dieselben dreißig Jahre jünger in unserem Buche: *Josef Balsamo* nicht bloß unter dem Namen, mit welchem wir sie soeben bezeichnet, sondern auch unter dem etwas weniger poetischen Spitznamen »Loque« und »Chiffe« auftreten sehen, welche der König Ludwig der Fünfzehnte in seiner väterlichen Vertraulichkeit ihnen gegeben hatte.

Wir haben ferner gesehen, daß die dritte, die Prinzessin Sophie, welche ihr königlicher Erzeuger, um die Trilogie seiner Töchter vollständig zu machen, mit dem harmonischen Namen Graille¹³ getauft hatte, in Rom gestorben war und durch ihre Krankheit die Abreise ihrer beiden Schwestern verzögert hatte, so daß sie in Folge dieser Verzögerung in Itri mit dem von Neapel kommenden französischen Gesandten zusammentrafen.

Die Chronique scandaleuse hatte Madame Victoire stets respectirt und man versicherte, daß diese ihr ganzes Leben lang einen untadelhaften Wandel geführt habe. Da die bösen Zungen aber stets ein Sühnopfer haben müssen, so waren sie mit umso größerer Wuth über Madame Adelaide hergefallen.

Diese galt in der That für die Heldin eines ziemlich scandalösen Abenteuers, dessen Held ihr eigener Vater war.

Obschon Ludwig der Fünfzehnte kein Patriarch war und ich, wenn Gott das moderne Sodom vom Feuer hätte verzehren lassen, bezweifle, daß er ihn wie Loth durch einen seiner Engel aufgefordert hätte, die dem Untergange geweihte Stadt bei Zeiten zu verlassen, so behauptete man doch, daß dieses Abenteuer, allerdings nicht in seinen Einzelheiten, wohl aber in der Hauptsache, sein Vorbild in der Familie des Canaaniters Loth gehabt habe, welcher, wie man sich erinnert, durch ein beklagenswerthes Vergessen der Familienbande der Vater Moab's und Amons ward.

Die Vergeßlichkeit des Königs Ludwigs des Fünfzehnten und seiner Tochter, Madame Adelaide, war um die Hälfte weniger fruchtbar gewesen und es war bloß ein Kind männlichen Geschlechtes daraus hervorgegangen, welches in Colorno, im Großherzogthume Parma geboren, unter dem Namen des Grafen Louis von Narbonne, einer der elegantesten Cavaliere, gleichzeitig aber auch einer der leersten Köpfe am Hofe Ludwigs des Sechzehnten ward.

Frau von Staël, welche nach dem Rücktritte ihres Vaters, des Herrn von Necker, den Vorsitz im Cabinetsrathe verloren, aber immer noch einen gewissen Einfluß behalten hatte, ließ ihn im Jahre 1793 zum Kriegsminister ernennen und suchte, sich in dem moralischen und intellectuellen Werthe dieses schönen Cavaliers täuschend, ihm ein wenig von ihrem Genie in den Kopf und ein wenig von ihrem Herzen in die Brust zu pflanzen.

Ihre Bemühungen scheiterten. Es hätte ein Riese dazu gehört, um die Situation zu beherrschen, und Herr von Narbonne war ein Zwerg oder, wenn man lieber, ein gewöhnlicher Mensch. Die Situation zermalmte ihn.

Am 10. August in Anklagestand versetzt, passierte er die Meerenge und begab sich nach London zu den emigrierten Prinzen, aber ohne jemals den Degen gegen Frankreich zu ziehen. Obschon nicht im Stande, es zu retten, hatte er wenigstens das Verdienst, daß er es nicht mit ins Verderben zu stürzen suchte.

Als die drei alten Prinzessinnen sich entschlossen, Versailles zu verlassen, war es Herr von Narbonne, welcher mit allen Vorbereitungen zu ihrer Flucht beauftragt ward. Dieselbe fand am 21. Januar 1791 statt und eine der letzten Reden Mirabeaus, eine seiner schönsten, galt diesem Vorfall und dem Thema: »Ueber die Freiheit der Auswanderung.«

Aus der Meldung des Brigadier Martin haben wir ersehen, daß die Prinzessinnen nach einander in Wien und Rom gewohnt und vor der Revolution, die, nachdem sie in den Norden Italiens eingedrungen, nun auch in den Süden eindrang, zurückweichend, beschlossen hatten, die sich in »guten Umständen befindenden Verwandten aufzusuchen, welche sie in dem Königreich Neapel hatten.

Diese sich in guten Umständen befindenden Verwandten, die sich aber sehr bald in sehr schlechten Umständen befinden sollten, waren der König Ferdinand und die Königin Caroline.

Ganz wie der Brigadier Martin vermuthet, versetzte die Mittheilung, welche der Graf von Chatillon ihnen zurückbrachte, die beiden Prinzessinnen in große Unruhe. Der Gedanke, ihre Reise ohne andere Escorte als die ihres Ehrencavaliers fortzusetzen, der übrigens, um die Nerven der beiden armen alten Damen zu schonen, ihnen die Nähe des furchtbaren Conventmitglieds verschwiegen hatte, fortzusetzen, hatte allerdings nichts sonderlich Beruhigendes.

Sie waren deshalb in der größten Verzweiflung, als ein Diener des Gasthauses ehrerbietig an die Thür pochte und dem Herrn Grafen von Chatillon meldete, daß ein junger Mann, der seit gestern Abend angelangt sei, um die Gunst bitten ließe, ihm einige Worte sagen zu dürfen.

Der Graf von Chatillon ging hinaus und kam beinahe sofort wieder, indem er den Prinzessinnen meldete, der fragliche junge Mann sei ein Soldat von der Armee Condés und Ueberbringer eines Briefes von dem Herrn Grafen Louis von Narbonne, welcher Brief an Ihre königlichen Hoheiten, speziell aber an Madame Adelaide adressiert sei.

Die beiden Dinge klangen gut in den Ohren der bei den Prinzessinnen, erstens das Prädicat eines Soldaten der Armee Condés, dann die Empfehlung des Grafen von Narbonne.

Man ließ den Ueberbringer des Briefes eintreten.

Es war ein junger Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren, blond von Bart und Haar, angenehm von Gesicht, frisch und rosig wie ein Mädchen. Er war sauber, wenn auch nicht elegant gekleidet.

Seine Art, sich zu präsentieren, verrieth, obschon sie von einer gewissen unter der Uniform angenommenen Steifheit nicht ganz frei war, eine gute Geburt und eine gewisse Routine im gesellschaftlichen Umgange.

Er verneigte sich ehrerbietig und an der Thür stehen bleibend. Der Graf von Chatillon zeigte mit der Hand auf Madame Adelaide.

Der junge Mann näherte sich drei Schritte, ließ sich auf ein Knie nieder und überreichte der alten Prinzessin den Brief.

»Lesen Sie, Chatillon, lesen Sie,« sagte Madame Adelaide. »Ich weiß nicht, wo ich meine Brille habe.«

Dann gab sie mit huldvollem Lächeln dem jungen Mann einen Wink, daß er aufstehen solle.

Der Graf von Chatillon las den Brief, drehte sich dann zu den Prinzessinnen herum und sagte:

»Meine Damen, dieser Brief ist in der That von dem Herrn Grafen Louis von Narbonne, welcher Ihren königlichen Hoheiten den Ueberbringer Giovanni Battista de Cesare, einen geborenen Corsen, empfiehlt, welcher mit seinen Kameraden in der Armee Condés gedient hat und ihm selbst durch den Chevalier Vermègues empfohlen worden ist. Er fügt, indem er Ihren königlichen Hoheiten seine treu ergebenen Huldigungen zu Füßen legt, hinzu, daß Sie das, was Sie für diesen würdigen jungen Mann thun, niemals zu bereuen haben würden.«

Madame Victoire ließ ihrer Schwester das Wort und begnügte sich durch Kopfnicken ihren Beifall zu erkennen zu geben.

»Also, mein Herr,« sagte Madame Adelaide, »Sie sind von adeliger Abkunft?«

»Madame,« antwortete der junge Mann, »wir Corsen machen alle Anspruch darauf, von adeliger Abkunft zu sein, da ich mich aber Eurer königlichen Hoheit zunächst durch meine Aufrichtigkeit bekannt machen möchte, so antworte ich, daß ich ganz einfach von einer alten Familie Caporali abstamme. Einer unserer Ahnen befehligte, unter die Titel Caporale, einen District Corsicas während eines jener langen Kriege, welche wir gegen die Genuesen führten. Von meinen Kameraden ist nur ein einziger, Herr von Bocchechiampe, in dem Sinne von Adel, wie Eure königliche Hoheit es versteht. Die fünf andern haben, obschon einer davon den vornehmen Namen Colonna führt, eben so ich kein Recht auf das goldene Buch.«

»Herr Graf, sagte Madame Victoire, »ich finde daß dieser junge Mann sich sehr gut ausdrückt. Mein Sie nicht auch?«

»Dies nimmt mich durchaus nicht Wunder, merkte Madame Adelaide. »Es versteht sich von selbst, daß Herr von Narbonne ihn sonst nicht an uns empfohlen haben würde.«

Dann wendete sie sich zu Cesare und sagte:

»Erzählen Sie weiter, junger Mann, Sie sagen also daß Sie in der Armee des Prinzen von Condé gedient haben?«

»Ich und drei meiner Kameraden, Madame, Bocchechiampe, Colonna und Guidone, wir waren mit Seiner königlichen Hoheit bei Weißenburg, bei Hagenau, Bentheim, wo Bocchechiampe und ich verwundet wurden. Unglücklicherweise kam der Frieden von Campoformio dazwischen. Der Prinz sah sich genöthigt, seine Armee verabschieden und wir sahen uns ohne Mittel und ohne Stellung in England. Hier erinnerte sich der Herr Chevalier von Vermègues, daß er uns im Feuer gesehen, und versicherte dem Herrn Grafen von Narbonne, daß wir der Sache, für die wir gekämpft, keine Schande machten. Da wir nicht wußten, was wir beginnen sollten, so baten wir den Herrn Grafen um einen Rath. Er rieth uns nach Neapel zu gehen, wo, wie er sagte, der König sich zum Krieg rüstete und wo wir bei der Erfahrung, die wir bereits erlangt und auf Grund unserer Zeugnisse nicht ermangeln könnten Verwendung zu finden. Unglücklicherweise kannten wir Niemand in Neapel, der Herr Graf von Narbonne beseitigte jedoch diese Schwierigkeit, indem er uns sagte, daß wir, wenn auch nicht in Neapel, doch wenigstens in Rom Ihren königlichen Hoheiten begegnen würden. Hierauf erzeugte er mir die Ehre, mir den Brief zu geben, den ich soeben dem Herrn Grafen von Chatillon überreicht habe.«

»Aber, mein Herr,« fragte die alte Prinzessin, »wie kommt es, daß Sie uns gerade hier treffen

und daß Sie uns diesen Brief nicht schon früher überbracht haben?«

»Allerdings, Madame, hätten wir die Ehre haben können, ihn in Rom zu überreichen. Aber erstens weilten Sie am Sterbebett Ihrer Hoheit der Prinzessin Sophie und Sie würden in Ihrem Schmerz nicht Muße gehabt haben, sich mit uns zu beschäftigen. Zweitens wurden wir von der republikanischen Polizei überwacht und mußten fürchten, Eure königlichen Hoheiten zu compromittieren. Wir besaßen noch einige Mittel und lebten von diesen, indem wir einen günstigeren Augenblick erwarteten, wo wir Sie um Ihren Schutz bitten könnten. Vor acht Tagen hatten Sie den Schmerz, Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Sophie zu verlieren, und entschlossen sich nach Neapel abzureisen. Wir hatten Sorge getragen, uns fortwährend von Ihren Absichten unterrichtet zu halten, und gingen am Tage Ihrer Abreise Sie hier zu erwarten, wo wir gestern Nacht gelangt sind. Einen Augenblick lang glaubten wir, als die Escorte sahen, welche die Carrosse Euer königlichen Hoheiten begleiteten, es sei Alles für uns verloren. Die Vorsehung hat aber im Gegentheil gewollt, daß gerade hier Ihrer Escorte der Befehl zur Rückkehr nach Rom ertheilt ward. Wir kommen daher, um uns als Ersatz dieser Escorte anzubieten. Es handelt sich um weiter nichts, als in Ihrem Dienste das Leben zu opfern. So viel Werth wie Andere besitzen wir auch und bitten Sie, uns den Vorzug zu geben.«

Der junge Mann sprach die letzten Worte mit vieler Würde und die Verbeugung, womit er sie begleitete, eine den Anforderungen der Courtoisie so entspreche, daß die alte Prinzessin, indem sie sich nach dem Grafen Chatillon herumdrehte, sagte:

»Gestehen Sie, Chatillon, daß Sie wenig Edelleute sich auf noblere Weise haben ausdrücken hören, als dieser junge Corse thut, der doch nur Corporal gewesen ist.«

»Ich bitte um Verzeihung, königliche Hoheit,« entgegnete Cesare mit verächtlichem Lächeln. »Einer meiner Ahnherren, Madame, war Caporale, das heißt Commandant einer Provinz. Ich dagegen hatte eben so wie Herr von Bocchechiampe, die Ehre, in der Armee des Prinzen von Condé Lieutenant von der Artillerie zu sein.«

»Hoffen wir, daß Sie nicht dieselbe Carrière machen, welche der kleine Buonaparte, Ihr Landmann, bei der Artillerie gemacht hat.«

Dann drehte sich die Prinzessin wieder nach dem Grafen herum und sagte:

»Wohlan, Chatillon, Sie sehen, daß die Sache sich wunderschön trifft. In dem Augenblick, wo unsere Escorte uns verläßt, schickt die Vorsehung, wie Herr von – Herr von – wie sagten Sie, daß Sie heißen, lieber Freund?«

»Von Cesare, königliche Hoheit.«

»Schickt die Vorsehung, wie Herr von Cesare sehr richtig sagte, uns eine andere. Meine Ansicht geht dahin, daß wir dieselbe annehmen. Was sagen Sie dazu, liebe Schwester?«

»Was ich sage? Ich sage, daß ich Gott danke, daß er uns von diesen Jakobinern erlöst hat, deren dreifarbigte Federbüsche mir Nervenzufälle verursachten.«

»Und ich bin froh, daß ich den Anführer dieser Escorte, den Bürger Brigadier Martin, los bin, welcher wie versessen darauf war, sich fortwährend an mich zu wenden, um sich nach den Befehlen meiner königlichen Hoheit zu erkundigen. Wenn ich bedenke, daß ich mich genöthigt sah, ihm freundlich zuzulächeln, während ich doch eher Lust gehabt hätte, ihm den Hals umzudrehen!«

Dann wendete sie sich wieder zu Cesare und sagte:

»Mein Herr, Sie können mir Ihre Cameraden vorstellen. Ich wünsche, dieselben so bald als

möglich kennen zu lernen.«

»Vielleicht wäre es besser, wenn Ihre königlichen Hoheiten warteten, bis der Brigadier Martin und seine Leute fort sind,« machte Herr von Chatillon bemerklich.

»Und warum dies, Graf?«

»Nun, damit er nicht diesen Herren bei Ihren königlichen Hoheiten begegne, wenn er kommt, um Abschied von Ihnen zu nehmen.«

»Wenn er kommt, um Abschied von uns zu nehmen? Was mich betrifft, so hoffe ich, daß der Wicht nicht die Unverschämtheit besitzen wird, mir noch einmal vor die Augen zu kommen. Nehmen Sie zehn Louisdor, Chatillon, und geben sie dieselben dem Brigadier Martin für ihn und seine Leute. Ich will nicht, daß diese widerwärtigen Jakobiner sagen können, sie hätten uns einen Dienst geleistet, ohne dafür bezahlt worden zu sein.«

»Ich werde thun, was Ew. königliche Hoheit mir befiehlt, aber ich zweifle, daß der Brigadier etwas annimmt.«

»Daß er was annimmt?«

»Die zehn Louisdor, welche Ew. königliche Hoheit ihm anbietet.«

»Er würde sich dieselben lieber selbst nehmen, nicht wahr? Diesmal wird er sich aber wohl begnügen müssen, sie zu empfangen. Aber was ist das für eine Musik? Sollte man uns erkannt haben und uns eine Serenade bringen?«

»Es wäre dies allerdings Pflicht der Einwohner, Madame,« antwortete der junge Corse lächelnd, »wenn sie wüßten, wen sie die Ehre haben in ihren Mauern zu besitzen. Sie wissen dies aber nicht, wenigstens setze ich dies voraus, und diese Musik ist einfach die einer Hochzeit, welche aus der Kirche kommt. Die Tochter des Stellmachers, welcher diesem Gasthause gegenüber wohnt, vermählt sich, und da ein Nebenbuhler vorhanden ist, so vermuthet man, dieser Tag werde nicht ohne ein tragisches Ereigniß vorübergehen. Wir, die wir seit gestern Abend hier sind, haben Zeit gehabt, uns von den Ortsneuigkeiten zu unterrichten.«

»Schon gut, schon gut, sagte Madame Adelaide; » mit diesen Leuten haben wir nichts zu thun. Stellen Sie uns Ihre Cameraden vor, Herr von Cesare, stellen Sie sie uns vor. Wenn sie Ihnen gleichen, so können sie unseres Wohlwollens im Voraus versichert sein. Und Sie, Chatillon, tragen Sie diese zehn Louisdor zu dem Bürger Brigadier Martin und wenn er sich dafür bei uns zu bedanken wünscht, so sagen Sie ihm, daß wir, meine Schwester und ich, uns unwohl fühlten.«

Der Graf von Chatillon und der Lieutenant Cesare entfernten sich, um die soeben empfangenen Befehle auszuführen.

Cesare war der Erste, der mit seinen Cameraden zurückkam, und dies war sehr einfach. Die jungen Leute hatten in ihrer Begier zu wissen, was die königlichen Prinzessinnen beschließen würden, im Vorzimmer gewartet.

Sie brauchten daher bloß durch die Thür einzutreten, welche Cesare ihnen öffnete.

Madame Victoire, welche stets einen gewissen Hang zur Frömmigkeit gehabt, hatte ihr Gebetbuch ergriffen und las ihre Messe, welche sie nicht hatte hören können. Sie begnügte sich, einen flüchtigen Blick auf die jungen Männer zu werfen und eine beifällige Geberde zu machen.

Nicht so aber war es mit Madame Adelaide. Diese hielt eine förmliche Musterung.

Cesare stellte ihr eine Cameraden vor.

Es waren sämmtlich Corsen. Die Namen des Vorstellers und dreier von ihnen kennen wir schon: Francesco Bocchechiampe, Ugo Colonna und Antonio Guione. Die drei andern hießen:

Raimondo Cortara, Lorenzo Durazzo und Stefano Pittaluga.

Wir bitten unsere Leser, uns diese Umständlichkeit zu verzeihen. Da jedoch die unerbittliche Geschichte uns zwingt, eine große Anzahl Leute von allen Nationen und aus allen Classen in unsere Erzählung einzuführen, so müssen wir bei denen, welche eine gewisse Bedeutung darin erlangen, etwas ausführlicher verweilen.

Wir sagen es noch einmal: es ist eine unermeßliche Epopöe, die wir hier schreiben und gleich dem Homer, dem König der epischen Dichter, sind wir genöthigt, unsere Soldaten aufzuzählen.

Eben so wie wir im Großen, folgte Cesare dem Beispiele des Verfassers der Iliade im Kleinen. Er nannte seine sechs Cameraden einen nach dem andern der Prinzessin Madame Adelaide her, diese aber hatte sich besonders gemerkt, was der junge Corse ihr von Bocchechiampe's adeliger Abkunft gesagt, und deshalb war es speciell dieser, an welchen sie sich wendete.

»Herr von Cesare hat mir gesagt, daß Sie ein Edelmann seien,« sagte sie zu ihm.

»Dann hat er mir zu viel Ehre erwiesen,« königliche Hoheit. Ich bin höchstens adelig.«

»Ah, dann machen Sie also einen Unterschied zwischen adelig und Edelmann, mein Herr?«

»Allerdings, Madame, und ich habe die Ehre, einer Kaste anzugehören, die auf ihre Rechte eben deshalb, weil dieselben verkannt werden, zu eifersüchtig ist, als daß ich mir deren anmaßen sollte, die mir nicht zukommen. Ich könnte meinen zweihundertjährigen Adel und meine Eigenschaft als Malteserritter beweisen, wenn es noch einen Malteserorden gäbe, aber ich würde in große Verlegenheit kommen, wenn ich meinen Adel bis auf 1399 zurückführen sollte, um dann in die Carrossen des Königs steigen zu dürfen.«

»Dennoch aber werden Sie in die unsere steigen, mein Herr,« sagte die alte Prinzessin, sich aufrichtend.

»Erst wenn ich wieder herausgestiegen sein werde, Madame,« sagte der junge Mann sich verneigend, »werde ich mich rühmen, Edelmann zu sein.«

»Hörst Du, liebe Schwester, hörst Du?« rief Madame Adelaide. »Das ist sehr hübsch, was er da sagt. Nun sind wir doch endlich unter Leuten, wie sie für uns passen.«

Und die alte Prinzessin athmete freier auf.

In diesem Augenblick trat der Graf von Chatillon wieder ein.

»Nun, Chatillon, was sagte der Brigadier Martin?« fragte Madame Adelaide.

»Er sagte ganz einfach, wenn Eure königliche Hoheit ihm dieses Anerbieten durch einen Andern als mich hätte machen lassen, so würde er diesem die Ohren abgeschnitten haben.«

»Und Ihnen?«

»Nun, mir hat er gütigst Schonung angedeihen lassen. Er nahm sogar an, was ich ihm bot.«

»Und was boten Sie ihm denn?«

»Einen Händedruck.«

»Einen Händedruck, Chatillon? Sie haben einem Jakobiner einen Händedruck angeboten? Warum sind Sie, da Sie einmal so weit waren, nicht auch mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe zurückgekommen? Es ist unglaublich! Ein Brigadier weist zehn Louis d'or zurück und ein Graf von Chatillon drückt einem Jakobiner die Hand! In der That, ich begreife nicht mehr diese Gesellschaft, die man geschaffen hat.«

»Oder vielmehr, die man vernichtet hat,« sagte Madame Victoire, immer noch in ihrem Gebetbuch lesend.

»Ja vernichtet, Du hast Recht, liebe Schwester; vernichtet, dies ist das richtige Wort. Werden wir es aber erleben, sie neu geschaffen zu sehen?«

»Dies bezweifle ich.«

»Mittlerweile, Chatillon, erheilen Sie Ihre Befehle. Um vier Uhr reisen wir weiter. Mit einer Escorte wie die dieser Herren können wir es wagen, des Nachts zu reisen. Herr von Bocchechiampe, Sie werden mit uns speisen.«

Und mit einer Geberde, in welcher mehr Herrschsucht als Würde lag, verabschiedete die alte Prinzessin ihre sieben Vertheidiger, ohne im mindesten zu fühlen, wie verletzend es für die jungen Männer sein mußte, den vornehmsten unter ihnen mit Ausschluß der übrigen zu ihrem und ihrer Schwester Diner eingeladen zu haben.

Bocchechiampe bat seine Kameraden durch einen Wink um Verzeihung für die ihm erwiesene Gunst. Sie antworteten ihm durch einen Druck der Hand.

Ganz wie Cesare gesagt, war die Musik, welche man gehört, die, welche dem Brautzuge Francescas und Peppino's voranschritt.

Der Zug war zahlreich, denn, wie Cesare ebenfalls gesagt, war man im Allgemeinen auf eine durch Michele Pezza herbeigeführte Katastrophe gefaßt.

Beim Betreten der Terrasse richteten sich daher die Blicke der Neuvermählten auch sofort auf die halbverfallene Mauer, auf welcher sich vom frühen Morgen an der Urheber ihrer Unruhe befanden.

Die Mauer war leer.

Uebrigens zeigte kein Gegenstand die düstere Färbung, welche in den Augen des vermeinten Königs der Schöpfung sein Verschwinden aus dieser Welt immer ankündigen zu müssen scheint.

Es war Mittag. Die in ihrem vollen Glanze am Himmel stehende Sonne ließ ihre Strahlen durch das Spalier fallen, welches über den Köpfen der Hochzeitsgäste einen grünen Baldachin bildete. Die Drosseln zwitscherten, die Amseln fangen, die Sperlinge piepten und die mit Wein gefüllten geschliffenen Caraffen spiegelten mitten aus ihren flüssigen Rubinen einen Goldglanz zurück.

Peppino athmete auf. Er sah den Tod nirgends, sondern im Gegentheile das Leben überall. Es ist ja auch so schön, zu leben, wenn man mit der Geliebten soeben vermählt worden und endlich bei dem seit zwei Jahren erwarteten Tage angelangt ist.

Einen Augenblick lang vergaß er Michele Pezza und dessen letzte Drohung, von welcher er noch bleich war.

Was Don Antonio betraf, der weniger mit diesem Gedanken beschäftigt war als Peppino, so hatte er an der Thür den zerbrochenen Wagen und auf der Terrasse den Eigenthümer dieses Wagens gefunden. Sich hinter dem Ohr kratzend, ging er auf ihn zu.

Die Arbeit kam an einem solchen Tage sehr ungelegen.

»Also,« fragte er den Gesandten, den er immer noch bloß für einen vornehmen Reisenden hielt, »Sie bestehen durchaus darauf, Excellenz, Ihre Reise heute noch weiter fortzusetzen?«

»Ja, darauf bestehe ich,« antwortete der Bürger Garat. »Man erwartet mich in Rom wegen einer Angelegenheit von der größten Bedeutung und ich habe durch den Unfall, der mir begegnet ist, ohnehin schon drei bis vier Stunden versäumt.«

»Wohlan, ein ehrlicher Mann hält sein Wort. Ich habe gesagt, wenn Sie uns die Ehre erzeigt haben würden, mit uns ein Glas Wein auf die glückliche Vermählung dieser Kinder zu trinken, so

würde man dann arbeiten. Trinken wir und arbeiten wir dann.«

Man füllte sämtliche auf dem Tische stehende Gläser und reichte dem Fremden das mit einem goldenen Rande verzierte Ehrenglas.

Der Gesandte trank, um sein Wort zu halten, auf die glückliche Vereinigung Francescas und Peppino's. Die jungen Mädchen riefen: »Es lebe Peppino!« Die jungen Bursche: »Es lebe Francesca!« und Trommeln und Gitarren stimmten die lustigste Tarantella an.

»Wohlan,« sagte Meister della Rota zu Peppino, »es handelt sich jetzt nicht darum, verliebte Blicke auszutauschen, sondern sich an die Arbeit zu machen. Alles hat seine Zeit. Umarme deine Frau, Junge, und dann an die Arbeit.«

Peppino ließ sich den ersten Theil dieser Aufforderung nicht zweimal sagen. Er faßte ein junges Weib in die Arme und drückte mit einem dankbaren Blick gen Himmel sie an sein Herz.

In dem Augenblick aber, wo er, indem er die Augen mit jenem unbeschreiblichen Ausdruck der Liebe, welche lange gewartet hat und endlich befriedigt zu werden im Begriff steht, auf Francesca herabsenkte und seine Lippen den ihrigen näherte, knallte ein Schuß, man hörte eine Kugel pfeifen und dann folgte ein dumpfes Geräusch.

»Oho!« sagte der Gesandte, »das war eine Kugel, die höchst wahrscheinlich mir gelten sollte.«

»Sie irren sich, stammelte Peppino, indem er zu Francescas Füßen niedersank; »diese Kugel gilt mir.«

Und ein heißer Blutstrom entquoll seinem Munde.

Francesca stieß einen lauten Schrei aus und stürzte vor dem Körper ihres Gatten auf die Knie nieder.

Aller Augen wendeten sich nach dem Punkte, von wo der Schuß hergekommen. Ein leichter weißlicher Rauch stieg in einer Entfernung von etwa hundert Schritten zwischen den Pappeln empor.

Gleich darauf sah man unter den Bäumen einen jungen Mann, welcher mit raschen Sprüngen und einer Flinte in der Hand den Berg erkletterte.

»Fra Michele!« riefen die Augenzeugen dieses Schauspiels, »Fra Michele!«

Auf einer Art Plattform blieb der Fliehende stehen und rief mit drohender Geberde:

»Ich heiße nicht mehr Fra Michele! Von diesem Augenblick an heiße ich Fra Diavolo.«

Und unter diesem Namen ward er wirklich später bekannt. Die Taufe des Mordes trug über die der Erlösung den Sieg davon.

Der Getroffene hatte mittlerweile seinen letzten Seufzer ausgehaucht.

Zwölftes Capitel.

Der Palast Corsini in Rom.

Da wir einmal auf dem Wege nach Rom sind, so wollen wir unserm Gesandten zu Championnet voran eilen, eben so wie wir ihm zu dem Stellmacher Don Antonio vorangeeilt sind.

In einem der größten Zimmer des ungeheuren Palastes Corsini, welcher nach einander von Joseph Buonaparte, als Gesandten der Republik, und von Berthier bewohnt worden, welcher hierhergekommen war, um den an Basseville und Duphot verübten doppelten Meuchelmord zu rächen, wandelten Donnerstags am 24. September zwischen elf und zwölf Uhr Mittags zwei Männer auf und ab.

Von Zeit zu Zeit blieben sie an großen Tischen stehen, auf welchen ein Plan des alten und des neuen Rom, eine Karte der durch den Vertrag von Tolentino beschnittenen römischen Staaten und eine ganze Sammlung Kupferstiche von Piranese ausgebreitet lagen.

Auf anderen kleinen Tischen lagen ältere und neuere Geschichtswerke, darunter ein Livius, ein Polybius, ein Montecuculi, Cäsar's Commentarien, ein Tacitus, ein Virgil, ein Horaz, ein Juvenal, ein Macchiavelli, kurz eine fast vollständige Sammlung von classischen Büchern, welche sich auf die Geschichte Roms oder auf die Kriege der Römer bezogen.

Jeder dieser Tische trug übrigens Schreibmaterialien, mit Notizen bedeckte Bogen Papier neben weißen Blättern, die ihrerseits ebenfalls beschrieben zu werden erwarteten und verriethen, daß der zeitweilige Wirth dieses Palastes sich von den Strapazen des Krieges, wenn auch nicht durch die Studien des Gelehrten, doch wenigstens durch die Lektüre des Freundes der Wissenschaften erholte.

Diese beiden Männer waren, bis auf höchstens drei Jahr, von einem und demselben Alter, das heißt der eine zählte sechsunddreißig, der andere dreiunddreißig Jahre.

Der ältere der beiden war gleichzeitig auch der kleinste. Er trug noch den Puder von 89, hatte den Zopf beibehalten und glänzte durch eine gewisse aristokratische Miene, welche er ohne Zweifel der außerordentlichen Sauberkeit seiner Kleidung und der Feinheit und Weiße seiner Wäsche verdankte.

Sein schwarzes Auge war lebhaft, entschlossen und kühn, sein Bart sorgfältig rasiert, so daß weder von Schnurr- noch von Backenbart etwas zu sehen war.

Sein Costüm war das der republikanischen Generale des Directoriums. Sein Hut, sein Säbel und seine Pistolen lagen auf einem Tische, der dem Stuhle, auf welchem er beim Schreiben zu sitzen pflegte, so nahe stand, daß er sie mit ausgestreckter Hand erreichen konnte.

Dies war der Mann, welchen wir unsern Lesern schon oft genannt haben. Es war Jean Etienne Championnet, Obercommandant der Armee von Rom.

Der andere, von Wuchs größer, wie wir schon bemerkt, und blond von Haar, verrieth durch die Frische seiner Gesichtsfarbe eine nordische Abstammung. Sein Auge war blau, feucht und hell, die Nase von mittlerer Größe, die Lippen schmal und das Kinn hatte jene stark hervorragende Form, welche das vorherrschende Kennzeichen der wilden Naturen, das heißt der erobernden Naturen ist.

Dabei aber hatte seine ganze Erscheinung den Ausdruck einer Ruhe, welche nicht bloß einen im Feuer unerschrockenen Soldaten, sondern auch einen General machen mußte, welcher alle Hilfsquellen in sich vereinigte, die nur eine Frucht echter Kaltblütigkeit sein können.

Er war von irischer Familie, aber in Frankreich geboren. Anfangs hatte er in dem irländischen Corps von Dillon gedient, sich bei Jemappes ausgezeichnet, war nach der Schlacht zum Oberst ernannt worden, hatte den Herzog von Aork zu verschiedenen Malen geschlagen, im Jahre 1795 den Wahal auf dem Eise überschritten, sich an der Spitze einer Infanterie der holländischen Flotte bemächtigt, war zum Divisionsgeneral ernannt und endlich nach Rom geschickt worden, wo er eine Division unter Championnet commandirte.

Dieser Mann war Joseph Alexander Macdonald, der später Marschall von Frankreich ward und als Herzog von Tarent starb.

Diese beiden Männer waren für den, der sie, während sie so plauderten, angesehen hätte, zwei Soldaten, für den aber, der ihr Gespräch gehört, wären sie zwei Philosophen, zwei Archäologen, zwei Historiker gewesen.

Es war eine Eigenthümlichkeit der französischen Revolution – und die Sache begreift sich sehr leicht, weil die Armee aus Elementen zusammengesetzt war, die allen Classen der Gesellschaft angehörten – daß sie neben einen Cartaux, einen Rossignol und einen Luckner auch einen Miollis, einen Championnet, einen Ségur, das heißt neben das materielle, rohe Element das geistige und veredelte stellte.

»In der That, mein lieber Macdonald,« sagte Championnet, »je mehr ich diese römische Geschichte mitten in Rom und ganz besonders die dieses großen Kriegsmannes, dieses großen Redners, dieses großen Gesetzgebers, dieses großen Dichters, dieses großen Philosophen, dieses großen Politikers studiere, welchen man Cäsar nennt und dessen Commentarien der Katechismus eines Jeden sein müssen, welcher darnach trachtet, eine Armee zu commandieren, desto mehr bin ich überzeugt, daß unsere Professoren der Geschichte sich in Bezug auf das Element, welches Cäsar in Rom präsentierte, vollständig täuschen. Lucan mag immerhin zu Gunsten Catos einen der schönsten lateinischen Verse machen, welche jemals gemacht worden sind; Cäsar mein Freund, war die Humanität, Cato war nur das Recht.«

»Und Brutus und Cassius, was waren diese?« fragte Macdonald mit dem Lächeln eines Menschen, der nur halb überzeugt ist.

»Brutus und Cassius – Sie werden wohl gleich bis an die Decke springen, denn ich weiß, daß ich damit den Gegenstand Ihres Cultus berühre – Brutus und Cassius waren zwei theoretische Republikaner, der eine einredlicher, der andere ein falscher; eine Art Laureaten der Schule von Athen, Nachahmer des Harmodius und Aristogiton, Kurzsichtige, die nicht weiter sahen, als ihr Dolch reichte, beschränkte Köpfe, welche die von Cäsar geträumte Assimilation der Welt nicht begreifen konnten. Ich muß hinzufügen, daß wir intelligenten Republikaner Cäsar verherrlichen und seine Mörder verwünschen müssen.«

»Das ist ein Paradoxon, welches sich vertheidigen läßt, mein lieber General; um es aber als eine Wahrheit geltend zu machen, bedürfte man auch Ihres Geistes und Ihrer Beredsamkeit.«

»Ach, mein lieber Joseph, erinnern Sie sich unserer Promenade gestern im Museum des Capitols? Nicht ohne Grund sagte ich zu Ihnen: »Macdonald, betrachten Sie diese Büste des Brutus; Macdonald, betrachten Sie diesen Kopf Cäsar's.« Erinnern Sie sich noch beider?«

»Ja wohl.«

»Nun dann vergleichen Sie diese gewaltige, aber zusammengepreßte Stirn mit dem Haar, welches bis auf die Augenbrauen herabhängt, was übrigens das Kennzeichen des echten römischen Typus ist; vergleichen Sie diese dichten, zusammengezogenen Augenbrauen, welche das düstere Auge fast verhüllen, mit der breiten, offenen Stirn Cäsars, mit seinen Adleraugen.«

»Oder Falkenaugen, occhi griffagni, wie Dante jagt.«

»Nigris et vegetis oculis,« sagt Suetonius, »und wenn Sie erlauben, so werde ich mich an Suetonius halten, seine schwarzen, lebensvollen Augen. Begnügen wir uns daher damit, und Sie werden sehen, auf welcher Seite die Intelligenz war. Man machte Cäsar den Vorwurf, daß er den Senat für Senatoren geöffnet, die nicht einmal den Weg dahin kannten. Dies war aber sein Genie und gleichzeitig das Genie Roms, Athens, und unter Athen verstehe ich Griechenland. Athen ist nur die Colonie; sie schwärmt und jetzt nach außen an. Rom ist die Adoption; es trachtet nach dem Weltall und assimiliert es sich. Die orientalische Civilisation, Egypten, Syrien, Griechenland, Alles ist hier vorübergegangen. Die occidentalische Barbarei, Hiberien, Gallien, ja selbst Armorica, Alles wird hier vorübergehen. Die durch Karthago repräsentierte semitische Welt und Judäa leisten Rom Widerstand. Karthago wird vernichtet, die Juden werden zerstreut, die ganze Welt wird über Rom regieren, weil die ganze Welt in Rom ist. Nach einem Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, das heißt nach den römischen Cäsaren, kommen die Flavier, die schon nur Italiener sind, dann die Antonine, welche Spanier und Gallier sind, dann Septimus, Caracalla, Heliogabalus, Alexander Severus, welche Afrikaner und Syrier sind. Erst nach dem Araber Philippus, dem Gothen Maximinius, nach Aurelianus und Probus kommen jene abgehärteten Bauern Illyriens, um sich auf den Thron zu setzen, der unter dem Hunnen Augustulus zusammenbricht, welcher in der Campagna mit einer Rente von sechstausend Pfund Gold stirbt, die ihm Odoaker, König der Heruler, ausgesetzt hatte. Alles ist um Rom herum in Trümmer gefallen, nur Rom allein steht noch. Capitoli immobile saxum.«

»Glauben Sie nicht, daß eben dieses Gemisch von Rassen es ist, welchem die Italiener die Schwächung ihres Muthes und die Verweichlichung ihres Charakters zuzuschreiben haben?« fragte Macdonald.

»Ach, Sie sind auch wie die Andern, mein lieber Macdonald. Sie beurtheilen den Grund nach der Oberfläche, weil die Lazzaroni feig und faul sind – vielleicht kommen wir eines Tages auch von dieser Meinung zurück – darf man daraus den Schluß ziehen, daß alle Neapolitaner feig und faul seien? Betrachten Sie einmal die beiden Exemplare, welche Neapel uns geschickt hat – Salvato Palmieri und Hector Caraffa. Kennen Sie unter allen unseren Legionen - zwei gewaltigere Persönlichkeiten? Der Unterschied, der zwischen den Italienern und uns besteht, mein lieber Joseph – und ich fürchte sehr, daß dieser Unterschied zu unserem Nachtheile laute – ist der, daß wir unsern Gewohnheiten als Unterthan treu, für einen Menschen sterben werden, während man in Italien im Allgemeinen nur für die Ideen stirbt. Die Italiener huldigen allerdings nicht wie wir dem abenteuerlichen Suchen nach zwecklosen Gefahren, aber dies ist ein Erbtheil von unserm Vorvätern, den alten Galliern. Ebenso huldigen sie auch nicht wie wir der ritterlichen Vergötterung des Weibes, weil sie in ihrer ganzen Geschichte weder eine Jeanne d'Arc noch eine Agnes Sorel haben. Sie huldigen nicht wie wir der enthusiastischen Träumerei der feudalen Welt, denn sie haben weder einen Carl den Großen, noch einen Ludwig den Heiligen, dafür aber haben sie etwas Anderes – einen strengen Genius, welcher allen unklaren Sympathien fremd ist. Der Krieg ist bei ihnen eine Wissenschaft geworden. Die italienischen Condottieri sind unsere Lehrmeister in der Strategie. Was waren unsere Heerführer des

Mittelalters, unsere Chevaliers von Crecy, von Poitiers und Azincourt gegen einen Sforza, einen Malatesta, einen Braccio, einen Gangrande, einen Farnese, einen Carmagnola, einen Baglioni, einen Ezzelino? Der erste Feldherr des Alterthums, Cäsar, ist ein Italiener und dieser Buonaparte, der uns Alle einen nach den andern verspeisen wird, wie Cäsar Borgia ganz Italien Blatt um Blatt aufessen wollte, dieser kleine Buonaparte, den man in Egypten eingesperrt glaubt, der aber auf die eine oder die andere Weise, müßte er auch die Flügel des Dädalus oder den Hippogryphen Astophs entlehnen, herauskommen wird, ist abermals ein Mann von italienischer Abstammung. Man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur ein mageres, trockenes Profil zu sehen; es liegt darin gleichzeitig etwas von Cäsar, von Dante und von Macchiavelli.«

»Aber Sie werden wenigstens zugeben, mein lieber General, wie enthusiastisch Sie auch für die Römer eingenommen sind, daß zwischen den Römern der Gracchen oder selbst denen Rienzi und den heutigen ein großer Unterschied ist.«

»Dieser Unterschied ist nicht so groß, als Sie glauben, Macdonald. Der Beruf des alten Rom war militärische oder politische Thätigkeit. Es sollte die Welt erst erobern und dann regieren. Jetzt, wo es seinerseits erobert ist und regiert wird, träumt es, weil es nicht mehr handeln kann. Seit den drei Wochen, die ich hier bin, mache ich weiter nichts, als daß ich diese monumentale Menschenrasse in ihren Straßen und auf ihren öffentlichen Plätzen betrachte. Ja, mein lieber Freund, diese Menschen sind für mich Basreliefs, die von der ehernen Säule des Trajan herabgestiegen sind, weiter nichts, die aber leben und einhergehen. Jeder von ihnen ist der *civis romanus*, ein viel zu vornehmer Herr und viel zu sehr Herrscher der Welt, um zu arbeiten. Ihre Schnitter lassen sie aus den Abruzzen kommen, ihre Lasträger holen sie von Bergamo. Wenn ihr Mantel Löcher hat, so lassen sie sich denselben von einem Juden, aber nicht durch ihr Weib ausbessern. Ist sie nicht die römische Matrone? Allerdings nicht mehr die aus der Zeit Lucretias, welche Wolle spinnt und das Haus hütet. Nein, wohl aber die aus der Zeit Catilinas und Neros, welche sich entehrt glauben würde, wenn sie eine Nadel führte, es geschähe denn, um Cicero die Zunge zu durchbohren oder Octavia die Augen auszukratzen. Wie sollen die Nachkommen von Menschen, welche von Thür zu Thür gingen, um ihre Almosen einzusammeln, welche sechs Monate von dem Verkaufe ihrer Stimmen auf dem Marsfelde lebten, an welche Cato, Cäsar und Augustus das Getreide scheffelweise austheilen ließen, für welche Pompejus Forum und Bäder baute, die einen Präfekt der Annona hatten, dessen Pflicht es war, sie zu ernähren, die noch heute einen haben, der sie aber nicht mehr ernährt, auf einmal anfangen, ihren edlen Fingern knechtische Arbeit zuzumuthen? Nein, von diesen Menschen können Sie nicht verlangen, daß sie arbeiten. War das Volk »König« nicht ein Volk von Bettlern? Alles, was Sie von diesem Volke verlangen können, nachdem es eine Krone verloren hat, ist, daß es *nobel* bettle, und dies thut es. Beschuldigen Sie es der Rohheit, wenn Sie wollen, aber nicht der Schwäche, denn ein Messer würde darauf antworten. Sein Messer verläßt es eben so wenig, als das Schwert den Legionär verließ. Das Messer ist das Schwert des Slaven.«

»Davon können wir allerdings erzählen. Sehen wir nicht von diesem Fenster aus, welches auf den Garten geht, den Platz, wo dieses Volk unsern Duphot, und von diesem, welches auf die Straße geht, den, wo es Basseville ermordete? Aber was sehe ich dort?« sagte Macdonald, indem er sich mit einem Ausruf des Erstaunens selbst unterbrach. »Da kommt ein Postwagen. Gott verzeihe mir, es ist der Bürger Garat!«

»Was für ein Garat?«

»Der Gesandte der Republik am Hofe von Neapel.«

»Unmöglich.«

»Er ist es wirklich, General.«

Championnet warf einen Blick auf die Straße, erkannte Garat ebenfalls und eilte, sofort die Wichtigkeit dieses Ereignisses begreifend, nach der Thür des Salons, den er in ein Bibliothekzimmer und Arbeitscabinet umgewandelt hatte.

In dem Augenblick, wo er diese Thür öffnete, kam der Gesandte die letzte Stufe der Treppe herauf und erschien auf dem Vorplatz.

Macdonald wollte sich entfernen, Championnet aber hielt ihn zurück.

»Sie sind mein linker und zuweilen auch mein rechter Arm; bleiben Sie, mein lieber General.«

Beide warteten mit Ungeduld auf die Nachrichten, welche Garat von Neapel brachte.

Die Begrüßungen waren kurz. Championnet und Garat drückten einander die Hand, Macdonald ward vorgestellt und Garat begann seinen Bericht.

Dieser Bericht war aus den Dingen zusammengesetzt, welche wir vor unseren Augen haben geschehen sehen – der Ankunft Nelsons, den Festen, welche ihm gegeben worden, und der Erklärung, welche der Gesandte sich verbunden glaubte zu erlassen, um die Würde der Republik zu wahren.

Dann erzählte der Gesandte als Beigabe den Unfall, der seinem Wagen zwischen Castellane und Itri zugestoßen; wie dieser Unfall ihn genöthigt, bei dem Stellmacher Don Antonio zu verweilen; wie er den alten Prinzessinnen mit ihrer Escorte, die er gehindert, weiter mitzugehen, begegnet war; wie er die Ermordung des Schwiegersohnes Don Antonios durch einen jungen Mann mit angesehen, welcher sich Fra Diavolo genannt und dem herrschenden Gebrauche gemäß nach dem Gebirge entflohen war, um Bandit zu werden und der Strafe für sein Verbrechen zu entrinnen, und wie er endlich das Pferd des Brigadier Martin genommen und diesen in Itri zurückgelassen, damit er später mit seinem Wagen nachkäme, während er selbst in Fondi einen andern gemiethet, mit welchem er so eben ohne einen andern Unfall als eine Verzögerung von sechs Stunden in Rom angelangt sei.

Der Brigadier Martin und die vier Mann Escorte, setzte er hinzu, würden aller Wahrscheinlichkeit nach im Laufe des nächstfolgenden Tages anlangen.

Championnet hatte den Gesandten bis zu Ende erzählen lassen, ohne ihn zu unterbrechen, und immer gehofft, ein Wort von seinem Abgesandten zu hören.

Als aber der Bürger Garat mit seiner Erzählung fertig war, ohne den Namen Salvato's Palmieri genannt zu haben, begann Championnet zu fürchten, daß der Gesandte Neapel schon verlassen gehabt, als sein Adjutant daselbst angekommen sei und daß sie sich demgemäß unterwegs gekreuzt hätten.

Der Obergeneral, der deshalb sehr unruhig ward und nicht wußte, was Salvato nach der Abreise des Gesandten begegnet sein konnte, wollte eben eine Reihe Fragen über diesen Punkt an Garat richten, als ein Geräusch, welches sich im Vorzimmer hören ließ, seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür und die Schildwache meldete, daß ein Mann, der wie ein Bauer gekleidet sei, durchaus mit dem General sprechen wolle.

Die Stimme der Schildwache übertäubend, rief aber eine andere in kräftigem Tone:

»Ich bin es, mein General, ich, Hector Caraffa. Ich bringe Ihnen Nachrichten von Salvato.«

»Laßt ihn eintreten, morbleu, laßt ihn eintreten!« rief Championnet. »Eben wollte ich mich bei

dem Bürger Garat erkundigen. Kommen Sie, Hector, kommen Sie. Sie sind zweimal willkommen.«

Der Graf von Ruvo stürzte in das Zimmer und warf sich dem General an die Brust.

»Ach, mein General, mein theurer General!« rief er, »wie freue ich mich, Sie wiederzusehen!«

»Sprachen Sie nicht von Salvato, Hector? Was für Nachrichten bringen Sie uns von ihm?«

»Gute und schlimme zu gleicher Zeit – gute, weil er jetzt sehr leicht todt sein könnte, aber es nicht ist; schlimme, weil man ihm während seines bewußtlosen Zustandes den Brief geraubt hat, den Sie ihm an den Bürger Garat mitgegeben.«

»Sie hatten ihm einen Brief an mich mitgegeben?« fragte Garat.

Hector drehte sich herum.

»Ah, Sie, mein Herr, sind also der Gesandte der Republik?« fragte er Garat.

Dieser verneigte sich.

»Schlimme Nachrichten! schlimme Nachrichten!« murmelte Championnet.

»Und warum? wie so? Erklären Sie mir das,« sagte der Gesandte.

»Mein Gott, die Sache ist die. Ich schrieb Ihnen, daß wir jetzt nicht im Stande sind, uns zu schlagen. Ich sagte Ihnen in meinem Brief, daß es uns an Allem fehle, an Leuten, an Geld, an Brod, an Bekleidungsstücken, an Munition. Ich bat Sie, Alles, was in Ihren Kräften stünde, zu thun, um den Frieden zwischen dem Königreich der beiden Sicilien und der Republik noch eine Zeit lang zu erhalten. Wie es aber scheint, ist mein Bote zu spät gekommen. Wahrscheinlich waren Sie schon fort oder er ist verwundet worden, – was weiß ich? Erzählen Sie uns doch die ganze Geschichte, Hector. Wenn mein Brief in die Hände unserer Feinde gefallen ist, so ist dies allerdings ein großes Unglück, ein noch größeres Unglück aber wäre es, wenn mein lieber Salvato an seinen Wunden stürbe, denn sagten Sie nicht, er sei verwundet, man habe ihn ermorden wollen, oder so etwas?

»Und zu drei Viertheilen ist es auch gelungen. Man hatte ihn ausspioniert und war ihm nachgeschlichen. Beim Herauskommen aus dem Palast der Königin Johanna in Mergellina lauerten ihm sechs Mann auf. Sie, der Sie Salvato kennen, können sich leicht denken, daß er sich nicht abwürgen ließ wie ein junges Huhn. Er tödtete zwei seiner Angreifer und verwundete zwei, endlich aber warf einer der Sbirren, ihr Anführer, Pasquale de Simone, der im speciellen Dienste der Königin steht, sein Messer nach ihm und dieses drang ihm bis ans Heft in die Brust.

»Und wo und wie ist er gefallen?«

»O, in dieser Beziehung beruhigen Sie sich, mein General. Es gibt Leute, welchen das Glück nie untreu wird. Salvato fiel in die Arme der schönsten Frau von Neapel, die ihn vor Aller Augen verborgen hält, natürlich auch vor denen ihres Mannes.«

»Und die Wunde? die Wunde?« rief der General. »Sie wissen, Hector, daß ich Salvato liebe wie meinen Sohn.«

»Die Wunde ist schwer, sehr schwer, aber nicht tödtlich. Uebrigens ist es der erste Arzt von Neapel, einer der Unsern, der ihn in Behandlung genommen und für sein Wiederaufkommen bürgt. O, er hat sich herrlich gehalten, unser Salvato. Er hat Ihnen seine Geschichte niemals erzählt. Dieselbe ist ein, förmlicher Roman und zwar ein furchtbarer Roman, mein lieber General, gleich dem Macduff Shakespeares ist er aus dem Leibe einer Todten geschnitten worden. Er wird Ihnen dies Alles eines Tages oder vielmehr eines Abends im Bivouac erzählen, um Ihnen die Zeit zu vertreiben. Jetzt aber handelt es sich um etwas Anderes. Das Niedermetzeln

der Unsern hat in Neapel begonnen. Cirillo war, als er sich zu mir begeben wollte, um mir die Nachricht, die ich überbringe, mitzutheilen, zwei Stunden lang auf dem Quai aufgehalten worden.«

»Und wodurch? Durch einen Scheiterhaufen, welcher den Weg versperrte und auf welchem die Lazzaroni die beiden Brüder della Torre lebendig verbrannten.«

»Die Verworfenen!« rief Championnet.

»Denken Sie sich! Ein Dichter und ein Bücherwurm, ich frage Sie, was konnten diese Leute gethan haben? Uebrigens spricht man von einem großen Cabinetsrath, welcher im Palast stattgefunden haben soll. Ich weiß es von Nicolino Carracciolo, welcher der Geliebte der San Clemente, einer der Ehrendamen der Königin, ist. Der Krieg gegen die Republik ist beschlossen. Oesterreich liefert den General.«

»Kennen Sie ihn?«

»Ja, es ist der Baron Carl Mack.«

»Na, dies ist kein Name, dem ein sonderlichen Schrecken einjagender Ruf voranginge.«

»Allerdings nicht, aber weit furchtbarer ist der Umstand, daß England sich in die Sache mischt und das Geld liefert. Eine Armee von sechzigtausend Mann steht bereit, in acht Tagen gegen Rom zu marschieren, wenn es sein muß und dann – doch, ich glaube, das ist Alles, was ich zu melden habe.«

»Zum Teufel, es ist mehr als genug, wie mir scheint,« antwortete Championnet.

Dann wendete er sich zu dem Gesandten und fuhr fort:

»Sie sehen, mein lieber Garat, daß kein Augenblick zu verlieren ist. Zum Glück habe ich gestern zwei Millionen Patronen erhalten. Allerdings haben wir keine Kanonen, aber mit zwei Millionen Patronen und zehn- oder zwölftausend Bajonetten werden wir die Kanonen der Neapolitaner nehmen.«

»Ich dünke, Salvato hätte uns gesagt, Sie hätten nur neuntausend Mann.«

»Ja, aber ich zähle auf dreitausend Mann Verstärkung. Sind Sie müde, Hector?«

»Nein, durchaus nicht.«

»Dann sind Sie wohl bereit, nach Mailand abzureisen?«

»Ja wohl, sobald ich gefrühstückt und die Kleider gewechselt haben werde, denn ich sterbe fast vor Hunger, und bin, wie Sie sehen, mit Schmutz bedeckt. Ich bin über Isoletta, Agnani und Frosinone gekommen und die Wege sind durch den Gewitterregen fast grundlos geworden. Ich finde es sehr verzeihlich, daß Ihre Schildwachen mich in dem Zustande, in dem ich mich befinde, nicht bei Ihnen vorlassen wollten.«

Championnet zog die Klingel und sein Kammerdiener trat ein.

»Ein Frühstück, ein Bad und Kleider für den Bürger Hector Caraffa. Das Bad muß in zehn Minuten, die Kleider in zwanzig, das Frühstück in einer halben Stunde fertig sein.«

»Mein General,« sagte der Kammerdiener, »von Ihren Kleidern wird keines dem Bürger Caraffa passen. Er ist ja einen ganzen Kopf größer als Sie.«

»Hier,« mischte Garat sich ein, »ist der Schlüssel zu meinem Koffer; öffnet denselben und nehmt Wäsche und Kleider für den Grafen von Ruvo heraus. Er ist so ziemlich von meiner Statur und übrigens heißt es hier einmal: Im Kriege geht es nicht anders.«

»In Mailand werden Sie Joubert treffen. Ich spreche mit Ihnen, Hector; hören Sie mich!«, hob

Championnet wieder an.

»Ich verliere kein Wort, mein General.«

»In Mailand werden Sie Joubert treffen. Sagen Sie ihm, er solle sich einrichten, wie er wolle, aber ich brauchte dreitausend Mann oder Rom sei verloren. Er mag sie, wenn es geschehen kann, unter Kellermanns Befehl stellen. Dieser ist ein ausgezeichneter Cavalleriegeneral und namentlich fehlt es uns überall an Cavallerie. Sie werden dieselbe gleich mitbringen und nach Civita Castellane dirigieren. Dort werden wir uns wahrscheinlich wieder treffen. Eile brauche ich Ihnen nicht erst zu empfehlen.«

»Mein General, ein Mann, welcher in achtundvierzig Stunden siebzig Meilen auf Gebirgswegen zurückgelegt hat, bedarf dieser Empfehlung allerdings nicht.«

»Sie haben Recht.«

»Uebrigens,« sagte Garat, »mache ich mich anheischig, den Bürger Caraffa bis nach Mailand zu bringen. Meine Postchaie muß spätestens morgen eintreffen.«

»Sie werden nicht auf Ihre Postchaie warten, mein lieber Gesandter, sondern die meinige nehmen,« sagte Championnet. »Unter den Umständen, in welchen wir uns befinden, ist keine Minute zu verlieren. Macdonald, ich bitte, schreiben Sie in meinem Namen an alle Chefs der Corps, welche Terracina, Piperno, Proffeti, Frosinone, Veroli, Tivoli, Ascoli, Fermo und Macerata besetzt halten, daß sie keinen Widerstand leisten, sondern sobald als Sie erfahren, daß der Feind die Grenze überschritten hat, sich jedem Gefecht ausweichend auf Civita Castellane zurückziehen sollen.«

»Wie!« rief Garat, »Sie wollen Rom den Neapolitanern überlassen, ohne es zu vertheidigen zu suchen?«

»Wenn ich kann, so werde ich es verlassen, ohne einen Schuß abzufeuern. Aber seien Sie unbesorgt. Es geschieht jedenfalls nicht auf lange.«

»Natürlich verstehen Sie dies Alles besser als ich, mein General.«

»Ich, ich verstehe von dem Kriege weiter gar nichts als das, was Macchiavelli davon sagt.«

»Und was sagt Macchiavelli?«

»Muß ich das Ihnen sagen, einem Diplomaten, welcher den Macchiavelli auswendig wissen sollte? Wohlan, er sagt – hören Sie wohl, Hector – hören auch Sie, Macdonald – er sagt: Das ganze Geheimniß des Krieges besteht in zwei Dingen. Erstens muß man Alles thun, was der Feind nicht muthmaßen kann, und zweitens muß man ihn Alles thun lassen, was man vorausgesehen, daß er es thun würde. Wenn man die erste dieser Vorschriften befolgt, so vereitelt man die Vertheidigungspläne des Feindes, und wenn man die zweite beobachtet, so macht man seine Angriffspläne vergeblich. Lesen Sie Macchiavelli, das ist ein großer Mann, mein lieber Garat, und wenn Sie ihn gelesen haben –«

»Nun, wenn ich ihn gelesen habe?«

»Dann lesen Sie ihn noch einmal von vorn.«

Die Thür öffnete sich und der Kammerdiener trat wieder ein.

»Ah, mein lieber Hector,« fuhr Championnet fort, »da kommt Scipio, um Ihnen zu sagen, daß Ihr Bad bereit ist. Während Macdonald seine Briefe schreibt, werde ich Garat sagen, was er dem Directorium von den Spitzbübereien erzählen soll, welche die Agenten desselben hier verüben. Dann wollen wir uns zu Tische setzen und ein Glas Wein aus dem päpstlichen Keller auf unsern baldigen und glücklichen Einzug in Neapel trinken.«

Vierter Theil.

Erstes Capitel.

Giovannina.

Unsere Leser werden bemerken, mit welcher Sorgfalt wir sie durch unbekannte Gegenden und Persönlichkeiten hindurchführen, um unseren Erzählungen gleichzeitig die Festigkeit des Ganzen und die bunte Abwechslung der Einzelheiten zu bewahren.

Wir sind dadurch ganz natürlich zu einigen Weitschweifigkeiten verleitet worden, welche nun nicht mehr vorkommen werden, denn bis auf nur wenige Individualitäten, denen wir noch begegnen werden, stehen unsere sämtlichen Personen nun auf der Bühne und haben, so viel als es in unserer Macht gestanden, ihren Charakter durch ihr eigenes Handeln entwickelt.

Uebrigens sind nach unserer Meinung Länge oder Kürze einer Sache nicht einem materiellen Maß unterworfen. Ist ein Werk interessant, so wird es, selbst wenn es zwanzig Bände hätte, dem Publikum kurz erscheinen. Ist es dagegen langweilig, so wird der Leser, und wenn es bloß zehn Seiten zählte, es fortwerfen, noch ehe er damit zu Ende gekommen ist.

Was uns betrifft, so haben in der Regel unsere längsten Bücher, das heißt die, in welchen es uns gestattet gewesen, die Charaktere genau zu entwickeln, und eine längere Reihe von Ereignissen vorzuführen, das meiste Glück gemacht und sind am begierigsten gelesen worden.

Unter den dem Leser schon bekannten Personen, oder solchen, denen wir nur noch einige Pinselstriche zu geben brauchen, knüpfen wir daher jetzt unsere Erzählung wieder an, welche für den ersten Blick von ihrem Wege abgewichen ist, um unserem Gesandten und dem Grafen Ruvo nach Rom zu folgen, eine, wie man später sehen wird, ganz nothwendige Abweichung —um acht Tage später, nach der Abreise Hektors Caraffa nach Mailand und des Bürgers Garat nach Frankreich, wieder nach Neapel zurückzukehren.

Wir befinden uns daher gegen zehn Uhr Morgens auf dem Kai Margellina. Wir sehen auf demselben ein buntes Gewimmel von Fischern und Lazzaroni, so wie von allerhand Leuten aus dem Volke, welche, mit Köchen aus vornehmen Häusern untermischt, nach dem Markte eilen, welchen seinem Casino gegenüber der König Ferdinand eröffnet hat, der, als Fischer gekleidet, hinter dem mit Fischen bedeckten Tische stehend, das Ergebniß seines Fischfangs selbst verkauft.

Trotz der Aufregung, in welche ihn die politischen Angelegenheiten versetzt, trotzdem, daß er jeden Augenblick die Antwort seines Neffen, des Kaisers, erwartet, trotz der Schwierigkeit, die es ihm macht, die von Sir William Hamilton unterschriebene und von Nelson im Namen Pitt's endossirte Tratte schnell in klingende Münze zu verwandeln, hat er doch nicht seinen beiden Lieblingsvergünstigungem dem Fischfang und der Jagd, entsagen können.

Gestern hat er in Persano gejagt, heute Morgen hat er in Pausilippo gefischt.

Unter der Menge, welche durch dieses häufige, für das Volk von Neapel aber stets neue Schauspiel herbeigelockt wird, würden wir uns versucht fühlen, unsern alten Freund Michele, den Narren, zu suchen, welcher, wie wir uns zu sagen beeilen, mit dem Michele, welchen wir nach Peppinas Ermordung in das Gebirg entfliehen gesehen, nichts gemein hat, sondern unsern Michele, welcher, anstatt wie die Andern den Kai weiter hinaufzugehen, an der kleinen Thür jenes unsern Lesern schon bekannten Gartens stehen bleibt.

Allerdings steht an der Thür dieses Gartens an die Mauer gelehnt und mit den Augen in dem Azur des Himmels, oder vielmehr in den Regionen ihrer Gedanken umherschweifend, ein junges Mädchen, welcher wir in Folge ihrer untergeordneten Stellung bis jetzt nur eine Aufmerksamkeit zu widmen vermocht, welche eben so untergeordnet gewesen ist, wie die Stelle dieser Person selbst.

Es ist dies Giovanna oder Giovannina, die Zofe Luisa's San Felice, gewöhnlich kurzweg Nina genannt.

Sie repräsentiert einen bei den Landleuten in der Umgegend von Neapel eigenthümlichen Typus, eine Art Ausnahmewesen, welches man ganz erstaunt ist unter der brennenden Sonne des Südens zu finden.

Sie ist ein junges Mädchen von neunzehn bis zwanzig Jahren, von mittlerem Wuchs und dennoch mehr groß als klein. Dabei ist ihre Gestalt vollkommen geformt und ihr Verweilen in der Nähe einer vornehmen Dame hat ihr einen Geschmack an Sauberkeit beigebracht, welche unter der Volksklasse, der sie angehört, nur selten anzutreffen ist.

Ihr volles, wohlgepflegtes, durch ein himmelblaues Band zusammengehaltenes Haar ist von jenem brennenden Blond, welches die auf der Stirn der bösen Engel umherhüpfende Flamme zu sein scheint.

Ihr milchweißes Gesicht ist mit Sommerflecken bedeckt, welche sie durch die der Toilette ihrer Herrin entlehnten Schönheitsmittel und Essenzen zu entfernen sucht.

Ihre Augen sind grün und irisiren wie die der Katzen, deren sich bald öffnende, bald schließende Pupille sie ebenfalls besitzt.

Ihre Lippen sind dünn und bleich, werden aber bei der geringsten Gemüthsbewegung blutroth.

Ihre Zähne sind untadelhaft und sie pflegt dieselben eben so sorgfältig und scheint eben so stolz daraus zu sein, als ob sie eine Marquise wäre.

Ihre Hände, aus denen keine Spur von einer Ader zu sehen, sind weiß und kalt wie Marmor.

Bis zu der Zeit, wo wir sie unsern Lesern kennen gelehrt, hat sie ihrer Herrin sehr zugethan zu sein geschienen und ihr nur jene Veranlassungen zur Unzufriedenheit gegeben, welche in dem Leichtsinne der Jugend und in den Wunderlichkeiten eines erst in der Ausbildung begriffenen Charakters ihren Entstehungsgrund haben.

Wenn die Wahrsagerin Nanno da wäre und ihre Hand geprüft hätte, wie sie die ihrer Herrin geprüft hat, so würde sie sagen, daß ganz im Gegensatz zu Luisa, welche unter dem glücklichen Einfluß der Venus und des Mondes geboren, Giovannina unter der schlimmen Vereinigung des Mondes und des Merkur geboren ist, und daß sie dieser verderblichen Zusammenstellung jene neidischen Regungen, welche ihr zuweilen das Herz zusammenschnüren, und jene ehrgeizigen Wallungen verdankt, welche ihr Gemüth bewegen.

Giovannina ist demnach, mit kurzen Worten gesagt, weder schön noch auch nur hübsch, dennoch aber ist sie ein seltsames Wesen, welches den Blick vieler jungen Männer auf sich zieht.

Viele, die unter ihr oder ihr gleich stehen, haben ihr Aufmerksamkeiten erwiesen, aber sie hat dieselben stets unbeachtet gelassen. Ihr Ehrgeiz trachtet höher hinaus und wohl zwanzigmal hat sie gesagt, daß sie lieber ihr ganzes Leben lang Mädchen bleiben, als einen Mann heiraten will, welcher einem niedrigeren Stande oder auch einem dem ihrigen gleichen angehört.

Michele und Giovannina sind alte Bekannte.

Seit den sechs Jahren, wo Giovannina bei Luisa San Felice ist, haben sie Gelegenheit gehabt, einander oft zu sehen. Michele hat sogar, wie die andern jungen Leute, durch die physische und moralische Seltsamkeit des Mädchens verlockt, ihr den Hof zu machen versucht.

Sie hat aber dem jungen Lazzarone ohne Umschweife erklärt, daß sie nur einen Signore lieben würde, selbst auf die Gefahr hin, daß der Signore, den sie liebte, ihre Liebe nicht erwiderte.

Michele, der nichts weniger als Platoniker ist, hat ihr sofort alles mögliche Glück gewünscht und sich Assunta zugewendet, welche da sie nicht dieselben aristokratischen Ansprüche machte wie Nina, sich vollkommen mit Michele begnügt hat.

Da übrigens Luisas Milchbruder, abgesehen von seinen ein wenig exaltierten politischen Ansichten, ein ganz vortrefflicher, guter Junge ist, so hat er, anstatt Giovannina ihre Weigerung übel zu nehmen, sie um ihre Freundschaft ersucht und ihr die seinige angeboten. In der Freundschaft weniger wählerisch als in der Liebe, hat Giovannina ihm die Hand gereicht und mit ihm das Gelübde einer guten und aufrichtigen Freundschaft ausgetauscht.

Anstatt daher seinen Weg bis auf den königlichen Markt fortzusetzen blieb Michele, der ohnehin wahrscheinlich seiner Milchschwester einen Besuch machen wollte, als er Giovannina gedankenvoll an der Gartenthür stehen sah, ebenfalls stehen.

»Was machst Du da, und siehst den Himmel an?« fragte er sie.

Nina zuckte die Achseln.

»Du siehst es ja,« sagte sie, »ich träume.«

»Ich glaubte bis jetzt, nur die vornehmen Damen träumten und wir armen Leute begnügten uns mit dem Nachdenken. Ich vergaß aber, daß, wenn Du auch noch keine vornehme Dame bist, Du doch eine zu werden gedenkst. Welch ein Unglück, daß Nanno deine Hand nicht gesehen! Wahrscheinlich hätte sie Dir prophezeit, daß Du Herzogin werden würdest, ebenso wie sie mir prophezeit hat, daß ich einmal Oberst werde.«

»Ich bin keine vornehme Dame und kann nicht verlangen, daß Nanno ihre Zeit dazu anwende, mir wahrzusagen.«

»Nun, bin ich vielleicht ein vornehmer Herr? Dennoch hat sie mir wahrgesagt. Freilich that sie es wahrscheinlich bloß, um mich zum Besten zu haben.«

Nina schüttelte verneinend den Kopf.

»Nanno lügt nicht,« sagte sie.

»Dann werde ich also wirklich gehängt werden?«

»Das ist allerdings sehr wahrscheinlich.«

»Sehr verbunden! Und warum glaubst Du, daß Nanno nicht lüge?«

»Weil sie meiner Herrin die Wahrheit gesagt hat.«

»Wieso die Wahrheit?«

»Hat sie ihr nicht den jungen Mann, welcher vom Pausilippo herabkam, ganz genau geschildert? Groß, schön jung, fünfundzwanzig Jahre. Hat sie ihr nicht gesagt, daß er von vier,

dann von sechs Männern belauert werde? Hat sie ihr nicht gesagt, daß dieser Unbekannte, dessen Bekanntschaft wir seitdem gemacht, in großer Gefahr schwebt? Hat sie ihr endlich nicht gesagt, daß es ein Glück für sie wäre, wenn dieser junge Mann getödtet würde, weil, wenn dies nicht der Fall wäre, sie ihn lieben und diese Liebe einen verderblichen Einfluß aus ihr Schicksal ausüben würde?»

»Nun, und?»

»Nun, Alles dies ist eingetroffen. Der Unbekannte kam vom Pausilippo. Er war jung und schön. Er zählte fünfundzwanzig Jahre. Er ward von sechs Männern verfolgt. Er schwebte in großer Gefahr, denn er ward an dieser Thür beinahe tödtlich verwundet. Hierzu,« fuhr Giovannina mit einer fast unbemerkbaren Aenderung in ihrem Tone fort, »hierzu kommt, daß, als ob die Prophezeiung in jeder Beziehung in Erfüllung gehen sollte, Signora ihn liebt.«

»Was sagst Du da?» rief Michele. »So schweig doch!«

Giovannina schaute sich um.

»Hört uns vielleicht Jemandt?» fragte sie. »Nein. Nun gut,« fuhr sie dann fort. »was kommt dann weiter darauf an? Bist Du deiner Milchschwester nicht eben so ergeben, wie ich meiner Herrin?»

»Allerdings! Auf Leben und Tod! Dessen kann sie sich rühmen.«

»In diesem Falle wird sie wahrscheinlich eines Tages deiner ebenso bedürfen, wie sie meiner bedürfen wird. Was glaubst Du wohl, was ich an dieser Thür mache?»

»Du hast es mir schon gesagt. Du schaust in's Weite.«

»Bist Du auf dem Wege nicht dem Chevalier San Felice begegnet?»

»Auf der Höhe von Pie di Gratia? Ja.«

»Ich stand hier, um zu sehen, ob er nicht vielleicht wieder umkehrte, wie er gestern gethan.«

»Was? Er kehrte um? Argwohnte er etwas?»

»Er etwas argwohnen? Ach der arme gute Herr! Lieber würde er glauben, was er neulich nicht glauben wollte, nämlich, daß die Erde ein durch einen Kometen von der Sonne abgesprengtes Bruchstück sei, als daß seine Frau ihn hintergeht. Uebrigens hintergeht sie ihn auch nicht, oder hat es wenigstens bis jetzt noch nicht gethan. Sie liebt den Signor Salvato, das ist Alles. Dennoch aber ist es nicht weniger wahr, daß ich, wenn der Chevalier mich gefragt hätte, in große Verlegenheit gekommen wäre, denn sie ist jetzt schon bei ihrem theuren Verwundeten, den sie weder Tag noch Nacht verläßt.«

»Dann hat sie Dich wohl beauftragt, Dich zu überzeugen, daß der Chevalier heute seinen Weg nach dem königlichen Palast ununterbrochen fortsetze?»

»O nein! Gott sei Dank, so weit ist sie bis jetzt noch nicht, aber sei unbesorgt, es wird nach so weit kommen. Nein, ich sah blos, daß sie unruhig war, fortwährend hin und her ging, einmal nach dem Corridor, das andere Mal nach dem Garten hinausschaute und sich gern ans Fenster gestellt hätte, was sie aber nicht wagte. Ich sagte zu ihr: »Wollen Sie nicht sehen, Signora, ob Signor Salvato Ihrer bedarf? Sie sind ja seit zwei Uhr Morgens nicht mehr bei ihm gewesen. —« »Ich wage es nicht, liebe Nina,« antwortete sie. »Ich fürchte, daß mein Gemahl wie gestern etwas vergessen habe und Du weißt, daß der Doctor Cirillo gesagt hat, es sei von der größten Wichtigkeit, daß mein Gemahl von der Anwesenheit dieses jungen Mannes in dem Hause der Herzogin Fusco nichts erfahre.« — »O, deswegen machen Sie sich keine Sorge, Signora,« antwortete ich ihr. »Ich kann ja die Straße überwachen, und wenn der Chevalier zufällig wie

gestern wieder kommen sollte, so werde ich es, sobald ich ihn von Weitem kommen sehe, Ihnen sofort melden.« — »Ach meine gute kleine Nina,« entgegnete sie, »willst Du wirklich so freundlich sein?« — »Ja wohl, Signora,« antwortete ich, »es wird mir dies sogar selbst wohlthätig sein, denn ich bedarf der frischen Luft.« — Und somit habe ich mich als Schildwache hierhergestellt und genieße das Vergnügen, mit Dir zu plaudern, während Signora mit ihrem Verwundeten plaudert.«

Michele betrachtete Giovannina mit einem gewissen Erstaunen. Es lag in den Worten und in dem Tone des jungen Mädchens etwas Bitteres und Schroffes.

»Und der junge Mann, der Verwundete?« fragte Michele.

»Ich höre.«

»Liebt er Signora wieder?«

»Ob er sie wieder liebt? Das wollte ich meinen. Er betrachtet sie mit verzehrenden Blicken. Sobald sie das Zimmer verläßt, schließen sich seine Augenlider, als oh er nichts mehr zu sehen brauchte, nicht einmal das Tageslicht. Cirillo, der Arzt, derselbe, welcher verbietet, daß die Männer es erfahren, « wenn ihre Frauen schöne verwundete junge Männer pflegen, hat ihm allerdings das Sprechen untersagt, weil er sich leicht ein Lungengefäß sprengen könne, aber der junge Herr gehorcht ihm in diesem Punkte eben so wenig als in einem andern. Kaum sind sie allein, so fangen sie an zu sprechen, ohne auch nur eine Minute zu schweigen.«

»Und wovon sprechen sie?«

»Das weiß ich nicht.«

»Dann halten sie Dich also entfernt?«

»O nein, im Gegentheile, Signora gibt mir fast allemal durch eine Geberde zu verstehen, daß ich bleiben soll.«

»Dann sprechen sie wohl leise?«

»Nein, sie sprechen laut, aber englisch oder französisch. Der Chevalier ist ein vorsichtiger Mann,« setzte Nina mit seltsamem Lächeln hinzu; »er hat seiner Frau zwei fremde Sprachen gelernt, damit sie mit den Fremden ungehindert von ihren Angelegenheiten sprechen könne, ohne daß die Leute im Hause etwas davon verstehen.«

»Ich kam, um Luisa zu sprechen,« sagte Michele, »aber nach dem, was Du mir da sagst, würde ich sie wahrscheinlich stören. Ich werde mich daher begnügen, zu wünschen, daß Alles für sie und für mich einen bessern Ausgang nehme, als Nanno prophezeit hat.«

»Nein, Du wirst bleiben, Michele. Das letzte Mal, als Du hier warst, schalt sie mich aus, daß ich Dich hatte gehen lassen, ohne sie gesprochen zu haben. Wie es scheint, will der Verwundete sich auch bei Dir bedanken.«

»Meiner Treu, ich hätte ebenfalls große Lust, ihm meinerseits einige Schmeicheleien zu sagen. Er ist ein famoser Schläger und der Beccajo hat die Wucht seines Armes kennen gelernt.«

»Nun, dann wollen wir eintreten, und da jetzt nicht mehr zu befürchten steht, daß der Chevalier wieder komme, so will ich Signora melden, daß Du da bist.«

»Du weißt also gewiß, daß mein Besuch ihr nicht unangenehm sein wird?«

»Ich sage Dir, sie wird sich darüber freuen.«

»Nun, dann wollen wir hineingehen.«

Und die Beiden verschwanden in dem Garten, um bald darauf wieder auf der Höhe der

Terrasse zum Vorschein zu kommen und dann abermals in dem Hause zu verschwinden.

Ganz wie Nina gesagt, befand sich ihre Herrin seit schon beinahe einer halben Stunde in dem Zimmer des Verwundeten.

Von sieben Uhr Morgens an, zu welcher Stunde sie aufstand, bis um zehn Uhr, wo ihr Gemahl das Haus verließ, wagte Luisa, obschon sie keinen Augenblick aufhörte an den Verwundeten zu denken, nicht, ihm einen Besuch abzustatten.

Diese Zeit war vollständig den Sorgen und Verrichtungen des Hauswesens gewidmet, welches wir sie am Tage von Cirillas Besuch vernachlässigen sahen, was sie aber seitdem sorgfältig vermieden.

Dafür wich sie von zehn Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags, wo, wie man sich erinnern wird, ihr Gemahl gewöhnlich wieder nach Hause kam, von Salvato keinen Augenblick.

Nach Tische gegen vier Uhr begab sich der Chevalier San Felice in sein Cabinet und blieb eine oder zwei Stunden darin.

Eine Stunde wenigstens weilte Luisa, wie man glaubte, ruhig und unter dem Vorwande, etwas an ihrer Toilette abzuändern, ebenfalls in ihrem Zimmer. Leicht wie ein Vogel war sie aber fortwährend in dem Corridor und machte es möglich, dem Verwundeten drei oder vier Besuche abzustatten, indem sie ihm bei jedem dieser Besuche Ruhe und Schweigen empfahl.

Später, von sieben bis zehn Uhr, welche Zeit dem Empfange von Besuchen oder einem Spaziergange gewidmet war, verließ sie Salvato abermals, der nun unter Ninas Obhut blieb und bei dem sie sich gegen elf Uhr wieder einfand, das heißt, sobald als ihr Gemahl sich in sein Zimmer begeben hatte.

Hier blieb sie bis zwei Uhr Morgens an seinem Bette sitzen.

Um zwei Uhr begab sie sich in ihr Zimmer, welches sie nun, wie wir schon bemerkt, nicht eher wieder verließ, als bis um sieben Uhr.

So war es ohne die geringste Abänderung seit dem Tage von Cirillas erstem Besuche, das heißt seit neun Tagen, gegangen.

Obschon Salvato den Augenblick, wo Luisa zu erscheinen pflegte, mit immer neuer Ungeduld erwartete, so schien er doch an diesem Tage, die Augen auf die Wanduhr heftend, dem Erscheinen seiner Freundin mit größerer Ungeduld als gewöhnlich entgegen zu sehen.

Wie leicht auch ihr Tritt war, so war doch das Ohr des Verwundete so daran gewöhnt, diesen Tritt und ganz besonders die Art und Weise, auf welche Luisa die Verbindungsthür öffnete, zu erkennen, daß beim ersten Knarren dieser Thür und beim ersten Knistern eines Atlaspantoffels auf dem Fußboden das Lächeln, welches seit dem Weggange Luisa's seine Lippen geflohen, wieder dieselben theilte und seine Augen sich auf diese Thür hefteten, auf welcher sie mit derselben Unbeweglichkeit weilten, wie die Magnetnadel auf den Polarstern zeigt.

Endlich erschien Luisa.

»Ah,« sagte er, »da sind Sie. Ich zitterte schon, daß Sie, eine unerwartete Rückkehr wie gestern fürchtend, erst später kämen. Gott sei aber Dank, Sie kommen heute wie immer und zwar zu derselben Stunde wie gewöhnlich.«

»Ja, ich komme, Dank unserer guten Nina, welche sich freiwillig erbot, hinunterzugehen und an der Gartenthür Wache zu halten. Wie haben Sie die Nacht zugebracht?«

»Sehr gut, aber sagen Sie mir — Salvato faßte die beiden Hände der an seinem Bette stehenden jungen Frau, richtete sich auf, um ihr näher zu sein, und betrachtete sie mit

unverwandtem Blicke.

Luisa, welche nicht wußte, was er sie fragen wolle, betrachtete ihn verwundert ebenfalls. Es lag in dem Blick des jungen Mannes nichts, was sie hätte bewegen müssen, die Augen niederzuschlagen. Der Blick war allerdings zärtlich, aber mehr fragend als leidenschaftlich.

»Was wollen Sie wissen?«, fragte sie.

»Sie haben heute früh um zwei Uhr mein Zimmer verlassen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Sind Sie dann nochmals hereingekommen?«

»Nein.«

»Nein? Sie sagen nein?«

»Ja wohl, ich sage nein.«

»Dann,« sagte der junge Mann, mit sich selbst sprechend, »dann ist sie es gewesen.«

»Wer denn?« fragte Luisa immer verwunderter.

»Meine Mutter,« entgegnete der junge Mann, dessen Augen einen unbestimmt träumerischen Ausdruck gewannen und dessen Kopf mit einem Seufzer, in welchem weder etwas Schmerzliches noch etwas Trauriges lag, auf die Brust herabsank.

Bei den Worten »Meine Mutter« zuckte Luisa zusammen.

»Aber,« fragte sie, »ist Ihre Mutter nicht tot?«

»Haben Sie, theure Luisa,« antwortete der junge Mann, ohne daß seine Augen ihren träumerischen Ausdruck verloren, »nie davon gehört, daß es unter den Menschen bevorrechtete Wesen gibt, welche, ohne daß man sie an äußeren Zeichen erkennen kann und ohne daß sie sich ihre Macht selbst zu erklären im Stande wären, die Fähigkeit besitzen, sich mit Geistern in Beziehung zu setzen?«

»Allerdings habe ich den Chevalier San Felice hierüber mit Gelehrten und deutschen Philosophen disputiren hören, welche diese Mittheilungen zwischen den Bewohnern dieser Welt und denen des Jenseits als Beweise zu Gunsten der Unsterblichkeit der Seele ausübten. Sie nannten ein solches Individuum einen Sehenden oder ein Medium.«

»Es ist bewunderungswürdig,« sagte Salvato, »daß Sie, ohne daß Sie es ahnen, Luisa, mit der Grazie des Weibes die Bildung eines Gelehrten und die Wissenschaft eines Philosophen verschmelzen. Die Folge davon ist, daß man mit Ihnen von allen Dingen, selbst von übernatürlichen, sprechen kann.«

»Dann,« sagte Luisa sehr bewegt, »dann glauben Sie wohl, daß diese Nacht —«

»Ich glaube, daß, wenn nicht Sie in meinem Zimmer gewesen sind und sich über mein Bett geneigt haben, ich dann einen Besuch von meiner Mutter empfangen habe.«

»Aber mein Freund,« fragte Luisa, von einem Schauer überrieselt, »wir erklären Sie sich das Erscheinen einer von ihrem Körper getrennten Seele?«

»Es gibt, wie Sie recht wohl wissen, Luisa, Dinge, welche sich nicht erklären lassen. Sagt Hamlet in dem Augenblick, wo ihm der Schatten seines Vaters erscheint, nicht: There are more things in heaven and earth, Horazio, than there are dream of in your philosophy? — Es gibt zwischen Himmel und Erde mehr Dinge, Horazio, als deine Philosophie sich träumen läßt. — Wohlan, Luisa, das Geheimniß, von welchem ich Ihnen erzähle, ist eines von diesen.«

»Mein Freund,« sagte Luisa, »wissen Sie, daß Sie mir zuweilen Furcht einflößen?«

Der junge Mann drückte ihr die Hand und betrachtete sie mit seinem zärtlichsten Blick.

»Und wie könnte ich Ihnen Furcht einflößen?« fragte er; »ich, der ich für Sie das Leben hingeben würde, welches Sie mir gerettet haben. Sagen Sie mir das!«

»Sie kommen,« fuhr die junge Frau fort, »mir zuweilen vor wie ein Wesen, welches nicht dieser Welt angehört.«

»Der Grund davon,« sagte Salvato lachend, »liegt vielleicht darin, daß ich diese Welt beinahe schon wieder verlassen hatte, ehe ich dieselbe noch betreten.«

»Wäre es also wahr, daß Sie, wie die Wahrsagerin Nanno behauptete, von einer Todten geboren sind?« fragte Luisa erbleichend.

»Das hat die Wahrsagerin Ihnen mitgetheilt?« fragte der junge Mann, indem er sich erstaunt auf seinem Bett emporrichtete.

»Ja; aber nicht wahr, es ist nicht möglich?«

»Die Wahrsagerin hat Ihnen blos die Wahrheit gesagt, Luisa. Es ist dies eine Geschichte, die ich kämen einmal erzählen werde, theure Freundin.«

»Ja, und ich werde derselben mit allen Fasern meines Herzens lauschen.«

»Aber später.«

»Wann Sie wollen.«

»Heute,« fuhr der junge Mann auf sein Bett zurücksinkend fort, »würde diese Erzählung meine Kräfte übersteigen. Wie ich Ihnen eben sage, mit Gewalt dem Schoße meiner Mutter entrissen, mischten die ersten Regungen meines Lebens sich mit den letzten Zuckungen des Todes und ein seltsames Band hat trotz des Grabes uns fortdauernd aneinander gefesselt. Sei es nun die Sinnestäuschung eines übermäßig erregten Geistes, sei es eine wirkliche Erscheinung, sei es endlich, daß unter gewissen abnormen Bedingungen die Gesetze, welche für andere Menschen bestehen, für solche, die außerhalb dieser Gesetze geboren worden, nicht vorhanden sind, so erhält von Zeit zu Zeit — ich wage kaum dies zu sagen, so unwahrscheinlich klingt es — meine Mutter, ohne Zweifel weil sie gleichzeitig Heilige und Märthrerin war, von Gott die Erlaubniß, mich besuchen zu dürfen.«

»Was sagen Sie da?« murmelte Luisa schauernd.

»Ich sage Ihnen das,« was ist; das aber, was für mich ist, ist vielleicht für Sie nicht und dennoch habe ich jene theure Erscheinung nicht allein gesehen.«

»Jemand Anders als Sie hat sie auch gesehen?« rief Luisa.

»Ja, eine sehr einfache Frau, eine Bäuerin, die nicht fähig gewesen wäre, eine solche Geschichte zu erfinden, nämlich meine Amme.«

»Ihre Amme hat den Schatten Ihrer Mutter gesehen?«

»Ja. Wollen Sie, daß ich Ihnen dies erzähle?« fragte der junge Mann lächelnd.

Luisas Antwort bestand darin, daß sie den Verwundeten bei beiden Händen faßte und ihn begierig anschaute.

»Wir wohnten in Frankreich — denn wenn meine Augen sich auch nicht in Frankreich erschlossen haben, so fingen sie doch hier erst an zu sehen. Wir wohnten in der Mitte eines großen Waldes. Mein Vater hatte für mich eine Amme aus einem Dorfe angenommen, welches ungefähr eine Stunde von dem Hause entfernt war, in welchem wir wohnten.

»Eines Nachmittags bat sie meinen Vater um Erlaubniß, einmal nach Hause gehen zu dürfen,

um ihr Kind zu sehen, welches wie man ihr gesagt, krank war. Es war dies dasselbe, welches sie entwöhnt, um mir die Stelle desselben einzuräumen. Mein Vater ertheilte ihr nicht bloß die gewünschte Erlaubniß, sondern begleitete sie auch, um sich ebenfalls von dem Befinden ihres Kindes zu überzeugen. Man gab mir zu trinken man legte mich in meine Wiege und da ich niemals eher als um zehn Uhr des Abends erwachte und mein Vater mit seinem Cabriolet zum Hin- und Rückweg nach dem Dorfe höchstens anderthalb Stunden gebrauchte, so schloß er die Thür zu, und steckte den Schlüssel in die Tasche, ließ die Amme mit in dem leichten Wagen Platz nehmen und brach unbesorgt auf.

»Ihr Kind litt, wie sich ergab, bloß an einigen unbedenklichen Verdauungsbeschwerden. Mein Vater beruhigte die gute Frau, ließ ihrem Mann ein Recept und einen Louisdor zurück, damit das Recept auch gemacht würde, und wollte mit der Amme wieder nach seiner Wohnung zurückkehren, als ein junger Mann ganz verzweiflungsvoll herbeigestürzt kam und sagte, daß sein Vater, ein Waldhüter in der vergangenen Nacht durch einen Wildschützen schwer verwundet worden sei. Meinem Vater fiel es nicht ein, eine solche Ansprache an seinen Beistand zurückzuweisen. Deshalb übergab er der Amme, den Schlüssel zum Hause und empfahl ihr, sich unverweilt auf den Rückweg zu machen und zwar um so mehr, als ein Gewitter im Anzuge zu sein schien.

Die Amme machte sich auf. Es war sieben Uhr Abends. Sie hoffte noch vor acht Uhr das Haus erreicht zu haben, und mein Vater ging seines Weges, nachdem er sie vorher sich in der Richtung entfernen gesehen, welche sie wieder zu mir führen mußte. Eine halbe Stunde ging Alles gut, dann aber umzog sich der Himmel plötzlich, der Donner grollte und unter Blitzen und wolkenbruchartigem Regen kam ein furchtbares Gewitter zum Ausbruch.

»Zum Unglücke wählte die gute Frau, anstatt auf dem gebahnten Wege weiter zu gehen, um schneller an Ort und Stelle zu gelangen, einen Fußsteig welcher die Entfernung allerdings etwas abkürzte, den aber die Nacht sehr schwierig zu begehen machte. Ein Wolf, welcher, selbst durch das Gewitter erschreckt, ihr über den Weg lief, jagte ihr Furcht ein. Sie sprang seitwärts in ein Dickicht hinein, verirrt sich darin und lief, durch das Gewitter immer mehr beunruhigt, rufend, weinend und schreiend aufs Gerathewohl darin herum, ohne jedoch auf ihr Rufen eine andere Antwort zu erhalten, als das Geschrei der Uhu's und Nachteulen.

»So irrte sie drei Stunden lang umher, an Bäume und auf der Erde liegende Stämme anrennend, oft in Schluchten stürzend und mitten unter dem Rollen des Donners neun, zehn und elf Uhr schlagen hörend.

»Endlich, gerade als sie den ersten Schlag der Mitternachtsstunde vernahm, zeigte ihr ein Blitz unser so lange gesuchtes Haus in einer Entfernung von kaum hundert Schritten und als der Blitz erloschen, als der Wald wieder in Finsterniß gehüllt war, ward sie durch einen Lichtschein geleitet, der aus dem Zimmer fiel, in welchem meine Wiege stand.

»Sie glaubte, mein Vater wäre vor ihr nach Hause gelangt und verdoppelte ihren Schritt.

»Aber wie war er dann hineingekommen da er ja ihr den Schlüssel gegeben hatte? Besaß er vielleicht noch einen zweiten? Dies dachte sie und durchnäßt vom Regen mit zerstoßenen und geschundenen Händen und Füßen und durch die Blitze geblendet, schloß sie die Thür auf, stieß sie hinter sich zu, ging rasch die Treppe hinauf, durchschritt das Zimmer meines Vaters und öffnete die Thür des meinigen.

»Auf der Schwelle aber blieb sie, einen lauten Schrei ausstoßend, stehen.

»Mein Freund! mein Freund!« rief Luisa, die Hände des jungen Mannes drückend.

»Eine weiß gekleidete Frau stand an meinem Bette,« fuhr der junge Mann mit veränderter Stimme fort. »Sie murmelte leise eines jener mütterlichen Lieder, womit man die Kinder in den Schlaf lullt, und schaukelte zugleich mit der Hand meine Wiege. Diese Frau war jung und schön, aber ihr todtenbleiches Antlitz zeigte mitten auf der Stirn einen rothen Flecken.

»Die Amme stützte sich an das Thürgewand, um nicht umzusinken. Ihre Füße versagten ihr den Dienst.

»Sie begriff recht wohl, daß sie sich einem übernatürlichen Wesen aus dem Lande der Seligen gegenüber befand, denn das Licht, welches das Zimmer erhellte, ging von der Erscheinung aus. Uebrigens wurden die anfangs vollkommen scharfen Umrisse derselben allmählig undeutlich; mit den Zügen des Gesichts war dasselbe der Fall, die Gewänder verschwammen, der Körper ward Wolke, die Wolke verwandelte sich in Dunst, welcher dann seinerseits verschwand und die vollkommenste Finsterniß und in derselben einen unbekanntem Wohlduft zurückließ.

»In diesem Augenblick kam mein Vater selbst nach Hause. Die Amme hörte ihn und rief mehr todt als lebendig seinen Namen. Als er ihre Stimme hörte, stieg er die Treppe hinauf, zündete Licht an und fand die gute Frau zitternd, mit schweißtriefender Stirn und nur noch mit Mühe athmend an derselben Stelle stehen, von wo aus sie die Erscheinung gesehen.

»Durch die Nähe meines Vaters und das Licht der Kerze wieder ermutigt, eilte sie auf meine Wiege zu und nahm mich in ihre Arme.

»Ich schlief friedlich und fest. In der Meinung, daß ich seit vier Uhr Nachmittags nichts zu mir genommen und daß ich Hunger und Durst haben müsse, reichte sie mir die Brust, aber ich weigerte mich, dieselbe zu nehmen.

»Nun erzählte sie Alles meinem Vater-, welcher sich dieses Dunkel, ihre Aufregung, ihre Angst und ganz besonders jenen geheimnißvollen Wohlgeruch der das Zimmer noch erfüllte, nicht erklären konnte.

»Mein Vater hörte die Amme aufmerksam an, wie ein Mann, der, nachdem er alle Geheimnisse der Natur zu ergründen gesucht, sich über keines derselben wunderte.

»Als die Amme die Erscheinung der Frau beschrieb, welche mich gewiegt und mir ein Schlummerlied gesungen, und als sie ihm sagte, daß diese Frau aus der Mitte der Stirn einen rothen Fleck gehabt, begnügte er sich zu antworten: »Das ist seine Mutter gewesen!«

Mehr als einmal,« fuhr der Verwundete mit noch mehr veränderter Stimme fort, »erzählte mein Vater mir später diesen Vorfall und dieser starke, gewaltige Geist zweifelte nicht, daß auf mein Geschrei der glückselige Schatten der Mutter von Gott die Erlaubniß erhalten, vom Himmel herabzusteigen, um den Hunger und das Wehklagen ihres Kindes zu stillen.«

»Und spätem,« fragte Luisa bleich und selbst schauernd, »später haben Sie Ihre Mutter nochmals gesehen?«

»Dreimal,« antwortete der junge Mann. »Das erste Mal war es in der Nacht, welche dem Tage voranging, wo ich sie rächte. Ich sah sie mit jenem rothen Flecken mitten aus der Stirn sich meinem Bette nähern. Sie neigte sich über mich, um mich zu küssen. Ich fühlte die Berührung ihrer kalten Lippen und etwas, was einer Thräne glich, fiel in dem Augenblick, wo sie sich aufrichtete, auf meine Stirn. Ich wollte sie nun in meine Arme fassen und festhalten, aber sie verschwand. Ich sprang aus dem Bett und eilte in das Zimmer meines Vaters. Eine Kerze brannte hier. Ich näherte mich einem Spiegel. Das, was ich für eine Thräne gehalten, war ein Blutstropfen, der ihrer Wunde entfallen war. Mein Vater härte, nachdem ich ihn geweckt, meine

Erzählung ruhig an und sagte lächelnd:

»Morgen wird sich die Wunde geschlossen haben.«

»Am nächsten Tage erschoss ich den Mörder meiner Mutter.«

Luisa barg erschrocken ihr Haupt in dem Kopfkissen des Verwundeten.

»Zweimal seit jener Nacht habe ich sie wiedergesehen.« fuhr Salvato mit beinahe erloschener Stimme fort. »Da sie aber nun gerächt war, so war der Blutfleck von ihrer Stirn verschwunden.

Als Salvato diese Erzählung, welche für seine Kräfte sehr lang gewesen, beendet hatte, sank er theils vor Ermüdung, theils vor Gemüthsbewegung, bleich und erschöpft auf seinen Pfuhl zurück.

Luisa stieß einen Schrei aus.

Sie eilte nach der Thür und hätte, indem sie dieselbe öffnete, Nina, welche an dieser Thür horchte, beinahe über den Haufen gerannt.

Sie achtete indeß jetzt nur wenig darauf.

»Das Riechfläschchen!« rief sie. »Er ist ohnmächtig geworden.«

»Das Riechfläschchen befindet sich in Ihrem Zimmer, Signora,« antwortete Nina.

Luisa eilte sofort in das Zimmer,« suchte aber vergebens. Als sie zu dem Verwundeten zurückkehrte, stützte Giovannina den Kopf des jungen Mannes mit ihrem Arme, drückte ihn an ihre Brust und ließ ihn den Inhalt des Flacons athmen.

»Zürnen Sie mir nicht, Signora,« sagte Nina. »Das Flacon stand auf dem Kamin hinter der Pendule. Als ich Sie so bestürzt sah, verlor ich ebenfalls den Kopf. Es ist aber Alles wieder gut. Signor Salvato kommt eben wieder zu sich.

In der That schlug der junge Mann in diesem Augenblick die Augen auf, welche sofort Luisa suchten.

Giovannina, welche die Richtung dieses Blickes recht wohl bemerkte, legte den Kopf des Verwundeten behutsam wieder auf seine Kissen, und trat dann in eine Fensterbrüstung zurück, wo sie sich eine Thräne trocknete, während Luisa ihre Stelle zu Häuptern des Verwundeten einnahm, und Michele, den Kopf zu der halb geöffnet gebliebenen Thür hereinsteckend fragte:«

»Bedarfst Du vielleicht meiner, Schwesterchen?«

Zweites Capitel.

Andreas Backer.

Luisas ganze Seele lag in ihren Augen und diese Augen waren auf die Salvatos geheftet, welcher seine Pflegerin erkennend lächelnd wieder zum Bewußtsein erwachte.

Er schlug die Augen vollends auf und murmelte:

»O, so zu sterben!«

»O nein, nein, nicht sterben!« rief Luisa.

»Ich weiß wohl, daß es besser wäre so zu leben,« fuhr Salvato fort; »aber —«

Er stieß einen Seufzer aus, welcher das Antlitz der jungen Frau berührte wie der glühende Athem des Sirocco.

Sie schüttelte den Kopf, ohne Zweifel um das magnetische Fluidum zu entfernen, von welchem dieser flammende Seufzer begleitet war, legte den Kopf des Verwundeten auf das Kissen, setzte sich auf den Lehnstuhl am oberen Ende des Bettes, drehte sich dann nach Michele herum und sagte, seine Frage ein wenig spät beantwortend:

»Nein, ich bedarf deiner glücklicherweise nicht. Komm aber nur herein und sieh, wie gut es mit unserem Patienten geht.«

Michele näherte sich auf den Fußspitzen, als ob er fürchtete einen Schlafenden zu wecken.

»Er sieht jetzt wirklich besser aus, als da wir, die alte Nanno und ich, ihn verließen.«

»Mein Freund,« sagte die Gattin des Chevaliers San Felice zu dem Verwundeten, »es ist der junge Mann, welcher in der Nacht, wo Sie beinahe ermordet worden wären, Ihnen Beistand leisten half.«

»O, ich erkenne ihn,« sagte Salvato lächelnd. »Er stampfte auch die Kräuter« welche jene Frau, die ich nicht wieder gesehen, mir auf meine Wunde legte.«

»Er ist schon mehrmals wieder da gewesen, denn er nimmt, wie wir Alle, großes Interesse an Ihnen, man hat ihn aber nicht hineingelassen.«

»Na, das habe ich weiter nicht übel genommen,« sagte Michele. »Ich bin nicht so empfindlich.«

Salvato lachte und reichte ihm die Hand.

Michele ergriff die Hand, welche Salvato ihm bot, und betrachtete sie, indem er sie in den seinigen festhielt.

»Sieh nur, Schwesterchen,« sagte er, »man sollte meinen, es sei dies eine Damenhand. Man sollte kaum glauben, daß eine solche kleine, niedliche Hand den Säbel so kräftig zu führen verstünde.«

Salvato lächelte.

Michele schaute sich um.

»Was suchst Du?« fragte Luisa.

»Jetzt, nachdem ich die Hand gesehen, suche ich den, Säbel. Es muß eine schöne Waffe sein.«

»Du möchtest wohl einen solchen haben, wenn Du einmal Oberst sein wirst? Nicht wahr Michele?« sagte Luisa lächelnd.

»Michele soll Oberst werden?« fragte Salvato.

»O, nun kann mir das nicht fehlen,« antwortete der Lazzarone.

»Wieso kann Dir denn das nun nicht mehr fehlen?« fragte Luisa.

»Die alte Nanno hat es mir prophezeit, und Alles, was diese prophezeit, geht auch in Erfüllung.«

»Michele!« rief die Gattin des Chevaliers San Felice.

»Nun, hat sie Dir nicht gesagt, daß ein schöner junger Mann, welcher vom Pausilippo herabkäme, in großer Gefahr schwebe, daß er von sechs Männern angefallen würde und daß es ein großes Glück für Dich wäre, wenn diese sechs Männer ihn umbrächten, denn außerdem würdest Du Dich in ihn verlieben und diese Liebe würde die Ursache deines Todes sein?«

»Michele! Michele!« rief Luisa, indem sie ihren Sessel von dem Bette hinwegrückte, während Giovannian ihr bleiches Gesicht hinter dem rothen Fenstervorhange hervorsteckte.

Der Verwundete betrachtete Michele und Luisa mit aufmerksamem Blick.

»Wie,« fragte dann Letzterer, »man hat Ihnen prophezeit, daß ich die Ursache Ihres Todes sein würde?«

»Ja wohl,« mischte Michele sich ein.

»Und Sie, die Sie mich nicht konnten, und folglich auch kein Interesse an mir haben konnten, Sie haben den Sbirren nicht gestattet, ihr Werk zu vollenden?«

»Nun, sehen Sie,« sagte Michele an Luisa's Statt antwortend, »als sie die Pistolen knallen, als sie die Säbel klirren hörte, als sie sah, daß ich, ein Mann, und zwar ein Mann, der keine Furcht kennt, gleichwohl nicht wagte, Ihnen zu Hilfe zu eilen, weil Sie es mit den Sbirren der Königin zu thun hatten, da sagte sie: »Nun, dann muß ich ihn retten!« und sofort eilte sie in den Garten. Ha, Sie hätten sie sehen sollen! Sie lief nicht, sie flog.«

»O Michele! Michele!«

»Nun« hast Du das nicht vielleicht gesagt« Schwesterchen? Hast Du es vielleicht nicht gethan?«

»Aber wozu brauchst Du es wieder zu erzählen?« rief Luisa, indem sie das Gesicht in den Händen barg. — Salvato streckte den Arm aus und zog die Hände weg, in welchen die junge Frau ihr schamrothes Antlitz und ihre thränenfeuchten Augen barg.

»Sie weinen?« sagte er. »Bereuen Sie also jetzt wohl, mir das Leben gerettet zu haben?«

»Nein, aber ich schäme mich dessen, was dieser Knabe Ihnen gesagt hat. Man nennt ihn Michele den Narren, und er verdient diesen Beinamen in der That.«

Dann wendete sie sich zu der Zofe und fuhr fort:

»Ich habe sehr unrecht daran gethan, Nina, daß ich Dich ausschalt, weil Du ihn nicht eingelassen. Du hattest sehr wohl daran gethan.«

Ei, ei, Schwesterchen, das, was Du sagst, ist Nicht schön,« sagte der Lazzarone, »und diesmal sprichst Du nicht mit deinem Herzen.«

»Ihre Hand, Luisa! Ihre Hand!« sagte der Verwundete in bittendem Tone.

Die durch so viele widerstreitende Gefühle erschöpfte und ermattete Frau ließ ihren Kopf an die Lehne des Sessels sinken, schloß die Augen und legte ihre zitternde Hand in die des jungen

Mannes.

Salvato ergriff sie begierig. Luisa ließ einen Seufzer hören. Dieser Seufzer bestätigte Alles, was der Lazzarone gesagt hatte.

Michele sah diesen Auftritt, von welchem er nichts verstand und der dagegen von Giovannina, die mit krampfhaft geballten Händen und stierem Blick gleich einer Bildsäule der Eifersucht da stand, nur zu gut begriffen ward.

»Wohlan, sei unbesorgt, mein Freund,« sagte Salvato in heiterem Tone zu dem Lazzarone. Ich selbst werde Dir deinen Officierssäbel geben — nicht den, womit ich die Schurken, die mich anfielen, tractirt habe, denn sie haben mir denselben genommen, wohl aber einen andern, der eben so viel Werth besitzen wird.«

»Nun, die Sache läßt sich immer besser an,« sagte Michele; » es fehlt mir nun weiter nichts mehr als das Patent, die Epauletten, die Uniform und das Pferd.«

Dann wendete er sich zu der Zofe und sagte:

»Aber hörst Du denn nicht, Nina? Man läutet ja, daß der Klingeldraht reißen möchte!«

Nina schien wie aus einem Schlafe zu erwachen.

»Man läutet?« sagte sie. »Wo denn?«

»An der Thür, wie es scheint.«

»Ja, an der Hausthür,« setzte Luisa hinzu und sagte dann rasch und leise zu Salvato: »Mein Gemahl ist es nicht, denn dieser kommt stets durch die Gartenthür zurück. Geh!« fuhr sie zu Nina gewendet fort, »lauf! Eile! ich bin nicht zu Hause, hörst Du?«

»Schwesterchen ist nicht zu Hause, hörst Du wohl, Nina?« wiederholte Michele.

Nina verließ das Zimmer, ohne zu antworten.

Luisa näherte sich dem Verwundeten. Sie fühlte sich, ohne zu wissen warum, bei dem Geschwätz des redseligen Michele wohler und ungezwungener als unter dem Blick der schweigenden Nina.

Es geschah dies aber, wie gesagt, instinkartig und ohne daß sie über die guten Gesinnungen ihres Milchbruders oder die bösen Triebe ihrer Zofe weiter nachgedacht hätte.

Nach Verlauf von etwa fünf Minuten trat Nina wieder ein, näherte sich ihrer Gebieterin geheimnißvoll und sagte leise zu ihr:

»Signora, Signor Andreas Backer ist da und wünscht Sie zu sprechen.«

»Nun, hast Du ihm nicht gesagt, daß ich nicht zu Hause sei?« entgegnete Luisa so laut, daß Salvato, wenn er auch die Frage nicht gehört, wenigstens die Antwort hören konnte.

»Ich wußte nicht, ob ich das dürfte, Signora,« antwortete Nina immer noch leise; »erstens weil ich weiß, daß er Ihr Bankier ist, und zweitens, weil er sagte, es handle sich um eine wichtige Angelegenheit.«

»Wichtige Angelegenheiten werden mit meinem Gemahl abgemacht, aber nicht mit mir.«

»Sehr richtig, Signora,« fuhr Giovannina immer noch in demselben Tone fort; »ich fürchtete aber, er könne wiederkommen, wenn der Herr Chevalier da wäre und diesem dann sagen, er habe Signora nicht zu Hause angetroffen, und da Sie nicht zu lügen verstehen, Signora, so glaube ich, es wäre vielleicht besser, wenn Sie ihn empfangen.«

»Also dies hast Du für gut gefunden?« sagte Luisa, indem sie ihre Dienerin ansah.

Nina schlug die Augen nieder.

»Wenn ich unrecht gehandelt habe, Signora, so ist es noch Zeit die Sache zu ändern; es wird ihn aber sehr kränken, den armen jungen Mann.«

»Nein,« sagte Luisa, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht; »es ist in der That besser, wenn ich ihn empfangen, und Du hast recht gethan, mein Kind.«

Dann sagte sie zu Salvato, welcher sich abgewendet hatte, als er sah, daß Giovannina leise mit ihrer Herrin sprach:

»Ich komme sogleich wieder. Bleiben Sie mittlerweile ruhig. Die Audienz wird nicht lange dauern.«

Dann wechselte sie mit ihm noch einen Händedruck und ein Lächeln, erhob sich und verließ das Zimmer.

Kaum hatte die Thür sich hinter ihr geschlossen, so machte Salvato die Augen zu, wie er allemal zu thun pflegte, wenn Luisa nicht mehr im Zimmer war.

Michele glaubte, er wolle schlafen und näherte sich daher Giovannina.

»Wer kam denn?« fragte er in gedämpftem Tone mit der Neugier eines Halbwilden, dessen Instinkt nicht den gesellschaftlichen Convenienzen unterworfen ist.

Nina, welche mit ihrer Herrin sehr leise gesprochen, erhob die Stimme ein wenig, so daß Salvato, welcher das, was sie zu ihrer Herrin gesagt, nicht gehört, hören konnte, was sie zu Michele sagte.

»Es ist jener reiche, elegante junge Bankier,« sagte sie. »Du kennst ihn doch?«

»Nicht übel!« entgegnete Michele, »nun soll ich gar noch die Bankiers kennen.«

»Wie, Du kennst Signor Andreas Backer nicht?«

»Wer ist Signor Andreas Backer?«

»Wie, Du entsinnst Dich nicht? Es ist ja jener hübsche, blonde junge Mann — ein Deutscher oder ein Engländer, ich weiß es selbst nicht recht, der aber unserer Herrin, ehe sie den Chevalier heiratete, den Hof machte.«

»Ah, ganz recht. Ist es nicht derselbe, bei dem Luisa ihr ganzes Vermögen stehen hat?«

»Ja wohl, derselbe.«

»Schön, schön. Wenn ich Oberst sein werde, wenn ich die Epauletten und den mir von Signor Salvato versprochenen Säbel habe, wird es mir, um vollständig equipirt zu sein, nur noch an einem Pferde fehlen wie das, auf welchem dieser Signor Backer spazieren reitet«

Nina gab keine Antwort; sie hatte, während sie sprach, ihren Blick auf den Verwundeten geheftet und an dem beinahe unbemerkbaren Zucken seiner Gesichtsmuskeln bemerkt, daß der vermeinte Schläfer von dem, was sie zu Michele gesagt, kein Wort verloren.

Luisa hatte sich mittlerweile in den Salon begeben, wo der angemeldete Besuch wartete.

Im ersten Augenblick kostete es ihr Mühe Andreas Backer zu erkennen. Er war im Hofkostüm gekleidet und hatte seinen langen englischen Backenbart — eine Zierde, welche, beiläufig gesagt, König Ferdinand verabscheute — abgeschnitten; er trug das Comthurkreuz des Ordens vom heiligen Georg am Halse, den dazugehörigen Stern auf dem Frack, kurze Beinkleider und den Degen an der Seite.

Ein leichtes Lächeln umspielte Luisa's Lippen. In welcher Absicht machte der junge Bankier ihr in diesem Kostüm einen solchen Besuch um halb zwölf Uhr Morgens?

Ohne Zweifel stand sie im Begriff es zu erfahren.

Uebrigens müssen wir uns beeilen zu sagen, daß Andreas Backer von angelsächsischer Abstammung und ein sehr hübscher junger Mann war. Er zählte sechs- bis achtundzwanzig Jahre, war blond, frisch, rosig und hatte den viereckigen Kopf der Rechnungsmenschen, das hervorragende Kinn des hartnäckigen Speculanten und die spatelförmige Hand des Geldzählers.

In der Regel anmuthig und ungezwungen, schien er in diesem Kostbar, welches er nicht gewöhnlich trug, sich ein wenig befangen zu fühlen.

Gleichwohl aber schien er auch stolz darauf zu sein, denn er hatte sich, wie rein zufällig, vor einen Spiegel gestellt, um die Wirkung zu sehen, welche das St. Georgs Kreuz an seinem Halse und der Stern desselben Ordens auf seiner Brust machte.

»Mein Gott, Signor Andreas« sagte Luisa. nachdem sie ihn einen Augenblick betrachtet und ihm Zeit gelassen, sich ehrerbietig zu verneigen. »Sie nehmen sich ja heute ganz prachtvoll aus! Nun wundere ich mich nicht mehr, daß Sie mich heute besuchen. Ohne Zweifel wünschen Sie, daß ich das Vergnügen habe, Sie in Ihrer ganzen Glorie zu sehen. Was haben Sie denn vor? Denn um mir einen Geschäftsbesuch zu machen, haben Sie dieses Hofkostüm doch ganz gewiß nicht angelegt.«

»Wenn ich geglaubt hätte, Signora, daß es Ihnen mehr Vergnügen machte, mich in diesem Kostüm als in meinen gewöhnlichen Kleidern zu sehen, so hätte ich nicht erst den heutigen Tag abgewartet, um es anzulegen. Ich weiß aber, Signora, daß Sie zur Zahl jener intelligenten Frauen gehören, welche, stets die Kleidung wählend, welche ihnen am besten zusagt, sehr wenig die Art und Weise betrachten, auf welche Andere gekleidet sind. Mein Besuch ist eine Wirkung meines Willens, das Kostüm aber, in welchem ich bei Ihnen erscheine, ist das Ergebnis der Umstände. Der König hat vor drei Tagen geruht mich zum Comthur des St. Georg-Ordens zu ernennen und auf heute nach Caserta zur Tafel einzuladen.«

»Sie sind heute zur königlichen Tafel in Caserta eingeladen?« sagte Luisa mit einem Ausdruck von Ueberraschung, welcher einen eben nicht schmeichelhaften Grad von Erstaunen in Bezug auf die Rechte verrieth, welche der junge Mann sich vielleicht wegen dieser Einladung zur Tafel des Königs beilegte, welcher in den Straßen der tollste Lazzarone, in seinem Schlosse aber der aristokratischste König war. »Ich bringe Ihnen meinen aufrichtigsten Glückwunsch dar, Signor Backer,« setzte Luisa nach einer kleinen Pause hinzu.

»Sie haben Recht, wenn Sie sich wundern, Signora, daß dem Sohne eines Bankiers eine solche Ehre widerfährt,« entgegnete der junge Mann, der sich durch die Art und Weise, auf welche Luisa ihm Glück wünschte, ein wenig verletzt fühlte. »Sie haben wahrscheinlich noch nicht gehört, daß Ludwig der Vierzehnte von Frankreich, ein so großer Aristokrat er auch war, eines Tags den Bankier S. Bernard, welchem er fünfundzwanzig Millionen abborgen wollte, einlud, bei ihm in Versailles zu speisen. Wie es scheint, bedarf jetzt der König Ferdinand eben so nothwendig Geld als sein Ahn, Ludwig der Vierzehnte, und da mein Vater der Samuel Bernard von Neapel ist, so ladet der König seinen Sohn Andreas Backer ein, mit ihm in Caserta zu speisen, was das Versailles Sr. Majestät des Königs ist. Um sicher zu sein, daß die fünfundzwanzig Millionen ihm nicht entgehen, hat er dem Lump, den er zu seiner Tafel einladet, diese Halfter über den Hals geworfen, mit deren Hilfe er ihn dann zur Geldkasse zu führen hofft.«

»Sie sind ein Mann von Geist, Signor Andreas. Ich bemerke dies nicht erst heute und wenn der Geist genügte, um die Thore der königlichen Schlösser zu öffnen, so könnten Sie zur Tafel aller Könige eingeladen werden. Sie verglichen Ihren Vater mit Samuel Bernard und ich, die ich seine

unverbrüchliche Rechtschaffenheit und coulante Geschäftsführung kenne, nehme für meine Person den Vergleich an. Samuel Bernard besaß ein edles Herz und leistete nicht bloß unter Ludwig dem Vierzehnten, sondern auch unter Ludwig dem Fünfzehnten Frankreich wichtige und hohe Dienste. Nun, was sehen Sie mich so an?«

»Ich sehe Sie nicht an, Signora, ich bewundere Sie.«

»Und warum?«

»Weil ich glaube, daß Sie wahrscheinlich in Neapel die einzige Frau sind, die etwas von Samuel Bernard weiß, und welche das Talent besitzt, einem Manne, der recht wohl fühlt, daß er, da es sich um einen einfachen Besuch handelt, sich Ihnen in einem lächerlichen Aufzuge präsentiert, ein Compliment zu machen.«

»Soll ich mich deswegen bei Ihnen entschuldigen, Signor Andreas? Ich bin dazu bereit.«

»O nein, Signora, nein. Selbst der Spott würde in Ihrem Munde eine reizende Plauderei, welche der eitelste Mann, selbst auf Kosten seiner Eigenliebe, so viel als möglich zu verlängern wünscht.«

»In der That, Signor Andreas,« entgegnete Luisa, »Sie fangen an mich in Verlegenheit zu bringen und um mich derselben zu entreißen, beeile ich mich, Sie zu fragen, ob es vielleicht einen neuen Weg gibt, welcher über Mergellina nach Caserta führt.«

»Nein, da ich aber erst in zwei Stunden in Caserta zu sein brauche, so glaubte ich, Signora, diese Zeit benutzen zu können, um mit Ihnen über eine Angelegenheit zu sprechen, welche eben mit dieser Fahrt nach Caserta in enger Verbindung steht.«

»Mein Gott, lieber Signor Andreas, Sie werden doch nicht die Ihnen bewiesene königliche Gunst benützen wollen, um mich zur Ehrendame der Königin ernennen zu lassen? Ich sage Ihnen im Voraus, daß ich diese Ehre ablehnen würde.«

»Davor bewahre mich Gott! Obgleich ein eifriger Diener der königlichen Familie, für welche ich mein Leben, ja für die ich — was für einen Bankier mehr bedeutet als das Leben — mein Geld opfern würde, so weiß ich doch, daß es reine Seelen gibt, welche sich von Regionen, in welchen man eine gewisse Atmosphäre athmet, fern halten müssen, ebenso wie Der, welcher gesund bleiben will, die Miasmen der pontinischen Sümpfe und die Dünste des Sees von Agnano meiden muß. Das Gold aber, welches ein unveränderliches Metall ist, kann sich kühn da zeigen, wo der leicht zu trübende Krystall sich nicht hinwagen würde. Unser Haus steht jetzt in Begriff, — ein großes Geschäft mit dem König abzuschließen. Der König erzeigt uns die Ehre, uns unter einer Garantie Englands fünf und zwanzig Millionen abzuborgen. Es ist dies ein sicheres Geschäft, mit welchem das angelegte Geld anstatt vier oder fünf Procent Nutzen dessen sieben bis acht Procent abwerfen kann. Man wird sich beeilen, uns Coupons zu dieser Anleihe abzuverlangen, bei welcher unser Haus persönlich mit acht Millionen betheiligte sein wird. Ich komme daher, um Sie, ehe wir die Sache öffentlich bekannt werden lassen, zu fragen, ob Sie sich vielleicht auch mit dabei zu betheiligen wünschen.

»Mein werther Signor Backer, ich bin Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit unendlich verpflichtet,« entgegnete Luisa. »Sie wissen aber, daß Geschäfte und zwar ganz besonders Geldgeschäfte nicht mich, sondern bloß den Chevalier angehen. Gegenwärtig nun plaudert derselbe, wie Ihnen bekannt sein wird, höchst wahrscheinlich auf der obersten Sprosse seiner Leiter sitzend mit Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen von Calabrien. Sie hätten daher in die Bibliothek des Palastes gehen sollen, aber nicht hierher kommen. Uebrigens wäre auch in der Nähe des

Thronerben Ihr Galakostüm weit eher am Platze gewesen als in der meinigen.«

»Signora, Sie sind grausam gegen einen Mann, welcher, da er so selten Gelegenheit hat, Ihnen seine Huldigungen darzubringen, diese Gelegenheit, wenn dieselbe sich darbietet, mit Begier ergreift.«

»Ich glaubte,« entgegnete Luisa im naivsten Tone, »der Chevalier hätte Ihnen gesagt, daß wir alle Donnerstage von sechs bis zehn Uhr Abends bereit sind, Besuche zu empfangen. Sollte er es vergessen haben, so sage ich es Ihnen hiermit zugleich in seinem Namen. Hätten Sie es bloß vergessen, so will ich Sie hiermit daran erinnert haben.«

»O Signora, Signora!« stammelte der junge Bankier; »wenn Sie gewollt hätten, so hätten Sie einen Mann, der Sie liebte und der sich nun gezwungen sieht, Sie bloß anzubeten, sehr glücklich machen können.«

Luisa betrachtete den jungen Backer mit ihrem großen schwarzen Auge, welches ruhig und durchsichtig war wie ein Diamant Nigritiens. Dann trat sie ihm einen Schritt näher, bot ihm die Hand und sagte:

»Signor Backer, Sie haben mir die Ehre erzeigt, Luisa Molina um die Hand zu bitten, welche jetzt die Gattin des Chevaliers San Felice Ihnen bietet. Wenn ich erlauben wollte, daß Sie dieselbe mit einem andern Rechte als dem eines Freundes drückten, so würden Sie sich in mir täuschen und mit einer Frau sprechen, die Ihrer nicht würdig wäre. Es war nicht die Laune eines Augenblicks, welche mich bewog, Ihnen den Chevalier vorzuziehen, der beinahe dreimal so alt ist als ich, und zweimal so alt als Sie. Der Grund lag vielmehr in dem tiefen Gefühle kindlicher Dankbarkeit, welches ich ihm geweiht. Was er mir vor zwei Jahren war, ist er heute noch. Bleiben Sie Ihrerseits das, was der Chevalier, der Sie achtet, Ihnen angeboten hat zu sein, nämlich mein Freund, und beweisen Sie mir, daß Sie dieser Freundschaft würdig sind, dadurch, daß Sie mich nie wieder an einen Umstand erinnern, wo ich gezwungen war, durch eine abschlägige Antwort ein edles Herz zu verwunden, welches weder Groll noch Hoffnung hegen darf.«

Sie verneigte sich würdevoll und setzte hinzu:

»Der Chevalier wird die Ehre haben, bei Ihrem Herrn Vater vorzusprechen und ihm die Antwort auf Ihren Vorschlag zu bringen.«

»Wenn Sie nicht erlauben, daß man Sie liebe oder bewundere, antwortete der junge Mann, »so können Sie wenigstens nicht verhindern, daß man Sie anbete.«

Und sich seinerseits mit dem Ausdrucke der tiefsten Ehrerbietung verneigend, entfernte er sich, einen Seufzer unterdrückend.

Was Luisa betraf, so hörte sie, ohne in ihrer jugendlichen Unschuld zu bedenken, daß sie die Moral, welche sie predigte, vielleicht durch ihr Handeln Lügen strafte, kaum die Haustür sich hinter dem jungen Bankier schließen und seine Equipage davonrollen, als sie auch schon mit der Schnelligkeit des Vogels, welcher in sein Nest zurückkehrt, nach dem Zimmer des Verwundeten eilte.

Ihr erster Blick, als sie in das Zimmer trat, galt natürlich Salvato.

Dieser war sehr bleich. Seine Augen waren geschlossen und aus seinem marmorähnlichen Gesichte ruhte der Ausdruck eines lebhaften Schmerzes.

Erschrocken eilte Luisa auf ihn zu, und da er bei ihrer Annäherung nicht, wie er sonst zu thun pflegte, die Augen aufschlug, so fragte sie auf französisch:

»Schlafen Sie, mein Freund, oder sollten Sie ohnmächtig geworden sein?«

»Ich schlafe nicht und ich bin auch nicht ohnmächtig. Machen Sie sich keine Sorge, Signora,« antwortete Salvato, indem er die Augen ein wenig öffnete, aber ohne Luisa anzusehen.

»Signora,« wiederholte Luisa erstaunt, »Sie nennen mich Signora!«

»Entschuldigen Sie,« hob der junge Mann wieder an, »ich habe Schmerzen.«

»Wo?«

»In meiner Wunde.«

»Sie täuschen mich, mein Freund! O, ich habe den Ausdruck Ihrer Züge drei schmerzvolle Tage lang studiert. Nein« Sie leiden nicht an dem Schmerze Ihrer Wunde; Sie leiden an einem moralischen Schmerz.«

Salvato schüttelte den Kopf.

»Sagen Sie mir sofort, von welcher Art dieser Schmerz ist,« rief Luisa, »ich will es!«

»Sie wollen es?« fragte Salvato. »Sie wollen es — verstehen Sie wohl?«

»Ja, denn ich habe das Recht dazu. Hat der Arzt nicht gesagt, daß ich jede Gemüthsbewegung von Ihnen fern halten solle?«

»Wohlan; da Sie es wollen, so will ich es Ihnen sagen,« entgegnete Salvato, indem er Luisa fest anschaute. »Ich bin eifersüchtig.«

»Eifersüchtig! Mein Gott, auf wen denn?« fragte Luisa.

»Auf Sie.«

»Auf mich!« rief sie, ohne daß sie auch nur daran dachte, diesmal sich zu erzürnen. »Warum? Wie? In wie fern? Um eifersüchtig zu sein, muß man nothwendig einen Beweggrund haben.«

»Wie kommt es, daß Sie eine halbe Stunde aus diesem Zimmer weggeblieben sind, während Sie doch nur einige Minuten bleiben wollten? Und wer ist dieser Signor Backer, welcher das Vorrecht genießt, mir eine halbe Stunde von Ihrer Gegenwart zu stehlen?«

Das Gesicht der jungen Frau gewann einen Ausdruck von himmlischem Glück. Salvato hatte ihr somit gesagt, daß er sie liebte, ohne dabei das Wort Liebe auszusprechen.

Sie senkte das Haupt so tief zu ihm herab, daß ihr Haar beinahe sein Gesicht berührte, welches sie mit ihrem Athem fächelte und mit ihrem Blicke bedeckte.

»Seien Sie doch kein Kind,« sagte sie mit jener Melodie der Stimme, welche ihren Ursprung in den tiefsten Fasern des Herzens hat. »Sie wollen wissen, wer jener Mann ist? was er hier gewollt hat? warum er solange geblieben ist? Ich will es Ihnen sagen.«

»Nein, nein, nein!« murmelte der Verwundete; »nein, ich brauche nichts mehr zu wissen. Ich danke, ich danke!«

»Wofür danken Sie? Warum danken Sie?«

»Weil Ihre Augen mir Alles gesagt haben, geliebte Luisa. Ha, Ihre Hand! Ihre Hand!«

Luisa reichte ihre Hand dem Verwundeten, welcher krampfhaft seine Lippen darauf drückte, während eine Thräne aus seinem Auge rollte und als flüssige Perle auf dieser Hand zitterte.

Der Mann mit dem ehernen Herzen hatte geweint. Ohne sich von dem, was sie that, Rechenschaft zu geben, hob Luisa ihre Hand an die Lippen und trank diese Thräne.

Es war dies der Zaubertrank jener unwiderstehlichen und unbeugsamen Liebe, welche die Wahrsagerin Nanno prophezeit hatte.

Drittes Capitel.

Die Känguruhs.

Der König Ferdinand hatte Andreas Backer zur Tafel in Caserta eingeladen, erstens weil er ohne Zweifel fand, daß der Empfang eines Bankiers an seiner Tafel auf dem Lande weniger zu sagen habe als in der Stadt, und zweitens weil er ans England und von Rom kostbare Sendungen erhalten hatte, von welchen wir später sprechen werden.

Aus diesem Grunde hatte er den Verkauf seiner Fische in Mergellina mehr als gewöhnlich beschleunigt, einen Verkauf, welcher trotz dieser Eile zur größten Befriedigung seines Stolzes und seines Beutels bewirkt worden.

Caserta, das Versailles von Neapel, wie wir es genannt haben, ist wirklich ein Bauwerk in dem kalten, schwerfälligen Geschmack der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Neapolitaner, welche nicht in Frankreich gewesen sind, behaupten, Caserta sei schöner als Versailles. Diejenigen, welche Frankreich bereist haben, begnügen sich zu sagen, Caserta sei eben so schön wie Versailles. Die unparteiischen Reifenden endlich, welche die fabelhafte Vorliebe der Neapolitaner für ihr Vaterland nicht theilen, stellen, ohne Versailles sehr hoch anzuschlagen, Caserta doch tief unter ersteres. Es ist dies auch unsere Meinung und wir fürchten nicht, daß Leute von Geschmack und Kunstbildung uns widersprechen.

Vor diesem modernen Schloß Caserta und vor dem Caserta der Ebene gab es das alte Schloß und das alte Caserta des Berges, von welchem mitten unter verfallenen Mauern nur noch drei oder vier Thürme stehen.

Hier war sonst der Sitz der alten Herren von Caserta, von welchen einer der letzteren, indem er Manfred, seinen Schwager, verrieth, zum Theil die Ursache des Verlustes der Schlacht von Benevento war.

Man hat Ludwig dem Vierzehnten vielfach die unglückliche Wahl der Lage von Versailles vorgeworfen, welches man einen Günstling ohne Verdienst genannt hat.

Wir machen dem König Karl dem Dritten denselben Vorwurf, Ludwig der Vierzehnte aber hatte wenigstens die Entschuldigung kindlicher Pietät, weil er innerhalb eines neuen Gebäudes jenes reizende kleine Marmorschloßchen bewahren wollte, welches seinem Vater als Jagdstelldichein gedient. Diese kindliche Pietät kostete Frankreich eine Milliarde.

Karl dem Dritten dagegen steht keine Entschuldigung zur Seite. In einem Lande, wo es herrliche Gegenden in Fülle gibt, war er durch nichts genöthigt, eine dürre, wasserlose, unfruchtbare Ebene am Fuße eines waldigen Berges zu wählen. Der Architect Vanvitelli, welcher Caserta baute, mußte um den alten Park der Schloßherren herum einen förmlichen Garten anpflanzen und Wasser von dem Berge Taburno herunterleiten, eben so wie im Gegensatze hierzu Benuequin Sualem das seinige mit Hilfe der Maschine von Marly aus dem Flusse auf den Berg hinauftreiben mußte.

Karl der Dritte begann die Erbauung des Schlosses Caserta gegen das Jahr 1752. Ferdinand, welcher im Jahre 1759 den Thron bestieg, setzte sie fort und war zu Anfang des Monats October 1798, bei welcher Epoche wir jetzt angelangt sind, noch nicht fertig damit.

Nur seine Gemächer, ebenso wie die der Königin, der Prinzen und der Prinzessinnen, das heißt kaum der dritte Theil des Schlosses — waren möbliert.

Seit acht Tagen aber enthielt Caserta Schätze, welche verdienten, die Freunde der Bildhauerkunst, der Malerei und selbst der Naturkunde aus allen vier Welttheilen herbeizulocken.

Ferdinand hatte nämlich, weil die Säle und Zimmer des Schlosses von Capodimonte noch nicht dazu in Bereitschaft gesetzt waren, das künstlerische Erbtheil seines Ahns, des Papstes Paul des Dritten, desselben, welcher Heinrich den Achten excommunicirte, welcher mit Karl dem Fünften und Venedig ein Bündniß gegen die Türken schloß und durch Michael Angeln den Bau der Peterskirche wieder aufnehmen ließ, von Rom hierher in einstweilige Verwahrung bringen lassen.

Zu derselben Zeit eben, wo die Meisterwerke des griechischen Meißels und der Maler des Mittelalters von Rom anlangten, war eine zweite Expedition aus England eingetroffen, welche das Interesse Sr. Majestät beider Sicilien in ganz anderer Weise in Anspruch nahm.

Es handelte sich hier nämlich erstens um ein ethnologisches Museum, das auf den Sandwichinseln durch die Expedition gesammelt worden, welche auf die gefolgt war, bei welcher Capitän Cook das Leben verloren, und zweitens um achtzehn Stück lebendige Känguruhs, Männchen und Weibchen, welche man aus Neuseeland mitgebracht.

Für diese interessanten Vierfüßler — wenn man nämlich mit diesem Namen diese mißgestalteten Beutelhüther mit ihren ungeheuren Hinterpfoten, die ihnen gestatten Sprünge von zwanzig Fuß Länge zu machen, und den Stummeln, welche ihnen als Vorderpfoten dienen, bezeichnen kann — hatte Ferdinand mitten in dem Park von Caserta eine prachtvolle Einhegung anlegen lassen.

Eben hatte man die Thiere aus ihren Käfigen heraus in diese Umzäunung gelassen und der König Ferdinand erstaunte über die ungeheuren Sprünge, die sie ausführten, denn die armen Thiere erschrakten über Jupiters Gebell.

Während er noch so beschäftigt war, meldete man ihm die Ankunft des jungen Bankiers.

»Gut, gut,« sagte der König, »führt ihn hierher. Ich will ihm etwas zeigen, was er noch niemals gesehen und was er sich für alle seine Millionen nicht kaufen könnte.«

Der König setzte sich gewöhnlich erst um vier Uhr zu Tische; um aber vollauf Zeit zu haben; mit dem jungen Bankier zu plaudern, hatte er ihn schon um zwei Uhr bestellt.

Ein Lakai führte Andreas Backer nach dem Theile des Parkes, wo sich die Wohnung der Känguruhs befand.

Als der König den jungen Mann von Weitem erblickte, ging er ihm einige Schritte entgegen.

Er kannte Vater und Sohn nur als die ersten Bankiers von Neapel und das ihnen ertheilte Prädicat als Hofbankiers hatte sie wohl mit dem Intendanten und dem Finanzminister des Königs, niemals aber mit diesem selbst in Berührung gebracht.

Corradino war es, welcher bis jetzt wegen der Anleihe mit ihnen unterhandelt und um sie fügsamer zu machen und ihrem Stolze zu schmeicheln, dem Könige angerathen hatte, dem Vater oder dem Sohne das Kreuz des St. Georgordens zu verleihen.

Dieses Kreuz war natürlich zuerst dem Chef dieses Hauses, das heißt dem alten Simon Backer, angeboten worden. Dieser aber, ein einfacher, schlichter Mann, hatte gebeten diese Gunst auf seinen Sohn zu übertragen, indem er sich zugleich erbot, in dessen Namen eine Comthurei von

fünzigtausend Livres zu gründen — eine Stiftung, die nur mit der speciellen Genehmigung des Königs zu Stande kommen konnte.

Der Vorschlag war angenommen und sein Sohn, dem diese Auszeichnung von Nutzen sein konnte, besonders vielleicht um bei Gelegenheit einer Heirat die Geldaristokratie der Geburtsaristokratie zu nähern, an seiner Statt zum Comthur ernannt worden.

Wir haben gesehen, daß der junge Bankier eine gute Haltung besaß, daß er zu den eleganten jungen Herren Neapels gehörte und wir haben auch aus dem Gespräche, welches er mit Luisa San Felice gepflogen, abgenommen, daß er ein Mann von Geist und Bildung war.

Es hegten daher auch viele Damen von Neapel gegen ihn keineswegs dieselbe Gleichgültigkeit wie unsere Heldin, und viele Familienmütter hätten gewünscht, daß der schöne, reiche, elegante junge Bankier ihnen in Bezug auf ihre Töchter denselben Antrag machen möchte, welchen er dem Chevalier hinsichtlich seiner Mündel gemacht.

Er näherte sich dem Könige mit Bescheidenheit und Ehrerbietung, dabei aber mit weit geringerer Verlegenheit, als womit er eine Stunde vorher sich der Gattin des Chevaliers genähert.

Nachdem die Begrüßung vorüber war, wartete er, daß der König selbst zuerst das Wort an ihn richtete.

Der König musterte ihn vom Kopfe bis zum Fuße, und verzog dann ein wenig das Gesicht.

Allerdings trug Andreas Backer weder Backen- noch Schnurrbart, aber auch weder Puder noch Zopf, welche letztere Zierathen gleichwohl nach Ansicht des Königs ein vollkommen wohlgesinnter Mensch nicht entbehren konnte.

Indessen, da dem Könige viel daran lag, seine fünfundzwanzig Millionen einzustreichen und es ihm dagegen im Grunde genommen sehr gleichgültig sein konnte, ab der, welcher das Geld zahlte, gepudertes Haar und einen Zopf trüge,« so gab er, die Hände auf den Rücken haltend, dem jungen Bankier seinen Gruß gnädig zurück.

»Nun, Mr. Backer, sagte er, »wir weit ist Ihre Unterhandlung gediehen?«

»Erlauben Ew. Majestät mir vielleicht zu fragen, von welcher Unterhandlung Sie sprechen?« entgegnete der junge Mann.

»Ich meine die wegen der fünfundzwanzig Millionen.«

»Ich glaubte, Sire, mein Vater hätte die Ehre gehabt, dem Finanzminister Ew. Majestät zu antworten, daß die Sache arrangiert sei.«

»Oder daß sie arrangirt werden würde.«

»Nein, Sire, daß sie arrangirt *sei*. Die Wünsche des Königs sind für uns Befehle.«

»Dann melden Sie mir also —?«

»Daß, Ew. Majestät, die Sache als abgemacht betrachtet werden kann. Morgen werden die verschiedenen Häuser, welche mein Vater sich an der Anleihe betheiligen läßt, ihre Einzahlungen an uns zu leisten beginnen.«

»Und mit welcher Summe betheiligt sich das Haus Backer selbst dabei?«

»Mit acht Millionen, Sire, welche schon jetzt Ew. Majestät zur Verfügung stehen.«

»Zu meiner Verfügung?«

»Ja, Sire.«

»Und wann?«

»Morgen oder heute Abends noch. Ew. Majestät kann die Summe gegen eine einfache

Quittung Ihres Finanzministers in Empfang nehmen lassen.«

»Wäre die meinige nicht eben so gut?« fragte der König.

»Noch besser, Sire; ich hoffte aber nicht, daß der König unserm Hause die Ehre erzeigen würde, ihm eine eigenhändige Quittung auszustellen.«

»O doch, und zwar mit dem größten Vergnügen. — Also, Sie sagen heute Abend?«

»Ja, heute Abend, wenn Ew. Majestät es wünscht. In diesem Falle aber müßte, da die Kasse um sechs Uhr geschlossen wird, Ew. Majestät erlauben, daß ich einen expressen Boten an meinen Vater absende.«

»Es liegt mir daran, mein lieber Mr. Backer, nicht bekannt werden zu lassen, daß ich dieses Geld ausgezahlt erhalte,« sagte der König, sich hinter dem Ohre kratzend. »Ich habe es zu einer Ueberraschung bestimmt und ich würde daher gern sehen, wenn es noch diese Nacht in den Palast transportiert würde.«

»Das soll geschehen, Sire, nur muß, wie ich bereits die Ehre gehabt, Ew. Majestät zu sagen, mein Vater vorher in Kenntniß gesetzt werden.«

»Wollen Sie in den Palast zurückkehren, um ihm zu schreiben?« fragte der König.

»Vor allen Dingen möchte ich Ew. Majestät nicht in Ihrer Promenade stören. Es bedarf daher bloß zweier mit Bleistift geschriebener Worte. Diese zwei Worte übergebe ich meinem Lakai, er nimmt ein Postpferd und überbringt sie meinem Vater.«

»Es gibt ein nach weit einfacheres Mittel. Schicken Sie Ihren Wagen zurück.«

»Auch das. Der Kutscher wird die Pferde wechseln und dann wiederkommen, um mich abzuholen.«

»Das ist nicht nöthig. Ich kehre gegen sieben Uhr selbst nach Neapel zurück und werde Sie in meinem Wagen mit dahin zurücknehmen.«

»Sire, dies wäre eine beispiellose Ehre für einen armen Bankier,« sagte der junge Mann, sich verneigend.

»Was muß ich sagen! Einen Mann, der mir in einer Woche einen Wechsel von fünfundzwanzig Millionen discountirt und binnen heute und morgen acht davon zu meiner Disposition stellt, nennen Sie einen armen Bankier! Ich bin König, mein junger Freund, König beider Sicilien, wenigstens sagt man es, aber ich gestehe, wenn ich Ihnen binnen heute und morgen acht Millionen zahlen sollte, so würde ich bitten, mir damit Zeit zu lassen.«

Andreas Backer zog ein kleines Notizbuch aus der Tasche, riß ein leeres Blatt daraus, schrieb mit dem Bleistift einige Worte daraus, wendete sich dann zu dem König und fragte:

»Erlauben mir Ew. Majestät diesem Manne einen Befehl zu ertheilen?«

Er zeigte, indem er dies sagte, auf den Lakai, welcher ihn zum König geführt und der, nachdem er auf die Seite getreten war, die Erlaubniß zur Rückkehr nach dem Schloß erwartete.

»Ja wohl, ja wohl,« sagte der König.

»Mein Freund,- sagte nun der junge Bankier zu dem Lakai, »gebt dieses Blatt meinem Kutscher, welcher damit sofort nach Neapel fahren und es meinem Vater übergeben soll. Er braucht nicht wiederzukommen; Seine Majestät will mir die Ehre erzeigen, mich in Ihrer Equipage mit zurückzunehmen.«

Indem er diese letzteren Worte sprach, verneigte er sich ehrerbietig nach der Seite, wo der König stand.

»Wenn dieser junge Mann Puder und Zopf trüge,« sagte Ferdinand, »so gäbe es in Neapel keinen Herzog und keinen Marquis der es ihm zuvor thäte. Indessen man kann nicht Alles verlangen.«

Dann setzte er laut hinzu:

»Kommen Sie, kommen Sie, Mr. Backer, ich will Ihnen Thiere zeigen, welche Sie gewiß noch nicht kennen.«

Backer gehorchte dem Befehl des Königs und ging neben ihm her, wobei er Sorge trug, sich ein wenig hinter ihm zu halten.

Der König führte ihn geraden Weges nach der Einhegung, in welcher sich die Thiere befanden, die nach seiner Ansicht dem jungen Bankier unbekannt sein mußten.

»Ah,« sagte dieser, »das sind Känguruhs.«

»Sie kennen sie? rief der König.

»O, Sire.« sagte der junge Backer »ich habe deren zu Hunderten erlegt.«

»Wie, Sie haben hunderte von Känguruhs erlegt?«

»Ja, Sire.«

»Aber wo denn?«

»Nun, in Australien.«

»Sie sind in Australien gewesen?«

»Vor drei Jahren bin ich von dort zurückgekehrt.«

»Aber was zum Teufel haben Sie in Australien gemacht?«

»Mein Vater, dessen einziger-Sohn ich bin, ist sehr gut gegen mich. Nachdem er mich von meinem zwölften bis zum fünfzehnten Jahre auf der Universität Jena unterrichten lassen, schickte er mich, um meine Ausbildung zu beenden, auf die Zeit von meinem fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahre nach England, und als ich dann eine Reise um die Welt zu machen wünschte, war mein Vater damit einverstanden. Der Capitän Flinders stand gerade im Begriff, seine erste Erdumseglung zu beginnen und ich erlangte von der englischen Regierung die Erlaubniß, ihn zu begleiten. Unsere Reise dauerte drei Jahre. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er an der südlichen Küste von Neu-Holland einige unbekannte Inseln, denen er wegen der ungeheuren Menge Känguruhs, welche er dort antraf, den Namen der Känguruh-Inseln gab. Da ich weiter nichts zu thun hatte, so machte ich den ganzen Tag Jagd auf diese Thiere und schickte jeden Abend davon so viel an Bord, daß jeder von der Mannschaft eine Ration frisches Fleisch bekommen konnte. Flinders hat seitdem mit Baß eine zweite Reise gemacht und, wie ich lese, haben sie kürzlich eine Meerenge entdeckt, welche Vandiemensland von dem Festlande trennt.«

»Vandiemensland von dem Festlande! Eine Meerenge! Ah so!« rief der König, der in seinem Leben noch nichts von Vandiemensland gehört und kaum wußte, was man unter Festland versteht. »Also, Sie kennen diese Thiere und ich glaubte Ihnen etwas Neues zu zeigen!«

»Es ist auch etwas Neues, Sire, und zwar etwas sehr Neues, nicht blos für Neapel, sondern auch für Europa, und was die Seltenheit betrifft, so glaube ich, daß Neapel und London die einzigen Städte sind, welche Exemplare von dieser Thiergattung besitzen.«

»Dann hat Hamilton mich also nicht belogen, als er mir sagte, das Känguruh sei ein sehr seltenes Thier?«

»Nein, durchaus nicht. Er hat die Wahrheit gesagt, Sire.«

»Nun dann bedauere ich meine Papyrus weiter nicht.«

»Eure Majestät hat diese Thiere gegen Papyrus eingetauscht?« rief der junge Bankier.

»Allerdings. Man hatte in Herculenum fünfundzwanzig bis dreißig halbverkohlte Rollen gefunden, welche man sich beeilte, mir als etwas höchst Kostbares zu überbringen. Hamilton sah sie bei mir. Er ist ein großer Freund von dergleichen altem Gerüll. Er erzählte mir von den Känguruhs. Ich hatte ihm den Wunsch zu erkennen gegeben, einige solche Thiere zu besitzen, um zu versuchen, ob ich sie in meinen Wäldern acclimatisiren könnte. Er fragte mich, ob ich dem Museum von London eben so viel Papyrusrollen schenken würde, als der zoologische Garten von London mir Känguruhs lieferte. Ich sagte: »Lassen Sie Ihre Känguruhs kommen und zwar recht schnell.« Vorgestern meldete er mir, daß meine achtzehn Känguruhs eingetroffen seien und ich gab ihm seine achtzehn Papyrus.«

Da hat Sir William gar kein schlechtes Geschäft gemacht,« sagte Backer lächelnd. »Wird man aber dort auch diese Papyrus aufzurollen und zu entziffern verstehen wie hier?«

»Was soll man aufrollen?«

»Die Papyrus.«

»Die können aufgerollt werden?«

»Ja wohl, Sire. Man hat auf diese Weise mehrere kostbare Manuskripte aufgefunden, die man für immer verloren glaubte. Vielleicht findet man mit der Zeit noch die Lobrede ans Virginius von Tacitus seine Rede gegen den Proconsul Marcus Priscus und seine Poesien, die uns noch mangeln. Vielleicht befinden sich dieselben sogar unter den Papyrus deren Werth Sie nicht gekannt haben, Sire, und welches Sie Sir William gegeben haben.«

»Zum Teufel! zum Teufel! zum Teufel!« sagte der König. »Und Sie meinen, es wäre dies ein Verlust, Mr. Backer?«

»Ein , unersetzlicher Verlust, Sire!«

»Ein unersetzlicher Verlust, sagen Sie? Aber es wäre doch leicht möglich, daß meine Känguruhs sich fortpflanzten und vermehrten. Dann käme ich meinem Schaden wieder bei. Was denken Sie, Mr. Backer?«

»Ich bezweifle es sehr, Sirte.«

»Zum Teufel! Für Hamiltons polynesisches Museum, welches, wie Sie selbst sehen werden, sehr merkwürdig ist, habe ich ihm aber nur zwei alte zerbrochene irdene Vasen gegeben. Kommen Sie und nehmen Sie Sir William Hamilton's polynesisches Museum in Augenschein. Kommen Sie!«

Der König lenkte seine Schritte nach dem Schlosse. Barker folgte ihm.

Sir William Hamiltons Museum setzte den jungen Backer eben so wenig in Erstaunen, als die Känguruhs gethan. Er hatte auf seiner Reise mit Flinders selbst auf den Sandwichinseln verweilt und konnte mit Hilfe des von ihm zusammengestellten polynesischen Wörterbuchs dem Könige nicht bloß den Gebrauch jeder Waffe und den Zweck jedes Werkzeuges erklären, sondern ihm auch die Namen sagen, mit welchen diese Waffen und Werkzeuge in jenen Ländern bezeichnet wurden.

Er erkundigte sich hierauf nach den alten zerbrochenen Töpfen, gegen welche der König diesen Trödelkram eingetauscht hatte, und der König zeigte ihm fünf oder sechs prachtvolle griechische Vasen, die man bei den Nachgrabungen in Sant Agata bei Goti gefunden, kostbare Ueberreste einer entschwundenen Civilisation, welche den Reichthum der ersten Museen der

Welt noch vermehrt haben würden.

Einige dieser Vasen waren allerdings zerbrochen, man weiß aber, wie kunstvoll diese Meisterwerke an Form und Malerei restaurirt werden, und daß andererseits die Spuren, welche die schwere Hand der Zeit darauf zurückgelassen, sie nur um so kostbarer machen, weil sie Beweise ihres Alters und ihrer abenteuerlichen Reise durch so viele Jahrhunderte sind.

Backer seufzte. Gern hätte er hunderttausend Franks für diese alten zerbrochenen Töpfe, wie Ferdinand sie nannte, gegeben, dagegen aber nicht zehn Dukaten für die Keulen, Bogen und Pfeile, welche man in dem Königreiche Sr. Majestät Kamehameha des Ersten gesammelt, welcher, obschon ein Wilder, unter solchen Umständen gewiß klüger gehandelt hätte, als sein europäischer College, Ferdinand der Vierte.

Der König, welcher sich durch die geringe Bewunderung, die sein Gast für die australischen Känguruhs und das polynesische Museum an den Tag legte, ein wenig enttäuscht sah, hoffte vor seinen Statuen und Gemälden Revanche zu nehmen.

In der That ließ hier der junge Bankier seine Bewunderung, aber nicht sein Erstaunen zu Tage treten. Während seiner häufigen Reisen nach Rom hatte er als gründlich gebildete Freund der schönen Künste das Museum Farnese besucht, so daß er es war, welcher jetzt den König mit seinem kostbaren Erbtheile erst ordentlich bekannt machte.

Er nannte ihm die wahrscheinlichen Namen der beiden Verfertiger des sarnesischen Stiers — Apollonins und Taureseus — und ohne diese Namen behaupten oder bestätigen zu können, versicherte er wenigstens, daß die Gruppe, bei welcher er den König auf die modernen Partien aufmerksam machte, aus der Schule Agesanders von Rhodus, des Verfertigers des Laokoom herrührte.

Er erzählte ihm die Geschichte der Dirce, der Hauptperson dieser Gruppe, eine Geschichte, von welcher der König bisher noch nicht die leiseste Ahnung gehabt.

Er half ihm die drei griechischen Worte entziffern, welche am Fuße des kolossalen Herkules eingegraben sind, der auch unter dem Namen des farnesischen Herkules bekannt ist.

Er erklärte ihm, daß diese drei Worte »Glikon, der Athenienser, hat es gemacht,« bedeuteten.

Dann sagte er zu ihm, daß eines der Meisterwerkes dieses Museums eine Hoffnung sei, welche ein moderner Bildhauer als Flora restaurirt und welche daher Allen unter dem Namen der farnesischen Flora bekannt ist.

Unter den Gemälden bezeichnete er ihm als Meisterwerke von Titian die »Danaë, welche den goldenen Regen empfängt, und das prachtvolle Porträt Philipps des Zweiten, dieses Königs, welcher niemals gelacht und der ohne Zweifel zur Strafe für die vielen Menschen, die er geopfert, von der Hand Gottes getroffen an jener furchtbaren Krankheit starb, an welcher Sylla gestorben und woran auch Ferdinand der Zweite, der damals noch nicht geboren war, sterben sollte.

Er durchblätterte mit ihm das Officium der heiligen Jungfrau von Giulio Clovio, ein Meisterwerk der Miniaturmalerei und Schönschreibekunst des sechzehnten Jahrhunderts, welches vor sieben oder acht Jahren aus dem bourbonischen Museum in den königlichen Palast übergetragen ward und jetzt verschwunden ist, wie in Neapel so viele kostbare Dinge verschwinden, ohne daß dabei jene wahnsinnige und unbezähmbare Kunstliebe zu Grunde läge, welche Cardillar zum Meuchelmörder und den Marquis Campana zu einem unehrlichen Manne machte, der das in ihn gesetzte Vertrauen täuschte.

Kurz, der junge Bankier setzte den König, der in ihm einen unwissenden eitlen Gecken zu finden erwartete und nun im Gegentheile einen gelehrten und doch nicht pedantischen Kunstfreund in ihm entdeckte, in immer größeres Erstaunen.

Ferdinand war von Haus aus ein Fürst von vielem gesunden Menschenverstand und Geist. Es fiel ihm daher nicht ein, es dem jungen Bankier übel zu nehmen, daß er ein unterrichteter Mensch war, während er, der König, wie er selbst sagte, nicht viel mehr Bildung besaß als ein Esel. Die Folge hiervon war, daß er den jungen Barker der Königin, dem Minister Acton, Sir William und Emma Lyonna vorstellte.

Es geschah dies übrigens nicht mit jener zweifelhaften Rücksicht, welche man dem bloßen Geldmenschen erweist, sondern mit jener anerkennungsvollen Protection, welche intelligente Fürsten geistvollen und gelehrten Männern stets gewähren. Diese Vorstellung war für den jungen Bankier abermals eine Gelegenheit, um mit seinen anderweiten Kenntnissen und Fertigkeiten glänzen zu können. Er sprach mit der Königin deutsch, mit Sir William und Lady Hamilton englisch, mit Acton französisch, blieb aber bei all diesem so bescheiden und anspruchlos, daß der König, als er mit ihm in den Wagen stieg, um mit ihm nach Neapel zurückzukehren, sagte:

»Mr. Backer, wenn Sie auch Ihren Wagen hier behalten hätten, so würde ich Sie dennoch ersucht haben, sich mit in den meinigen zu setzen, um mir das Vergnügen Ihrer Conversation noch ein wenig länger zu gewähren.«

Wir werden später sehen, daß der König während dieses Tages in der That große Zuneigung zu Andreas Barker gefaßt hatte und unsere Erzählung wird in der Folge zeigen, durch welche unversöhnliche Rache er diesem unglücklichen jungen Mann, dem Opfer seiner Hingebung für die königliche Sache, die Aufrichtigkeit seiner Freundschaft für ihn bewies.

Viertes Capitel.

Der Mensch denkt.

Kaum war der König mit Andreas Backer fort, so erhob sich die Königin, welche bis jetzt mit dem erst in dem Augenblick, wo man sich zur Tafel setzen wollte, angelangten Generalcapitän Acton nicht hatte sprechen können, winkte ihm, ihr zu folgen, trug Emma und Sir William auf, die Honneurs des Salons zu machen, wenn vielleicht vor ihrer Rückkehr einige der eingeladenen Personen ankämen, und begab sich in ihr Cabinet.

Acton trat unmittelbar nach ihr ein.

Sie setzte sich und lud Acton durch eine Handbewegung ein, ebenfalls Platz zu nehmen.

»Nun?« fragte sie ihn.

»Eure Majestät,« entgegnete Acton, »befragen mich wahrscheinlich wegen jenes Briefes.«

»Allerdings; haben Sie nicht zwei Billets von mir erhalten, worin ich Sie ersucht habe, das Experiment anzustellen? Ich fühle mich von Dolchen und Complotten umringt und möchte gern so bald als möglich in dieser Sache klar sehen.«

»Wie ich Eurer Majestät versprochen, ist es mir gelungen, das Blut zu entfernen.«

»Dies war nicht die eigentliche Frage. Es handelte sich vielmehr darum, zu wissen, ob nach Entfernung des Blutes die Schrift bleiben würde. Ist die Schrift geblieben?«

»Ja, wenigstens noch deutlich genug, um mit einer Loupe gelesen zu werden.«

»Und Sie haben sie gelesen?«

»Ja, Madame.«

»Es war also wohl eine sehr schwierige Operation, da Sie so lange Zeit dazu gebraucht haben?«

»Ich darf wohl wagen, Eurer Majestät bemerklich zu machen, daß ich außerdem noch mehr zu thun hatte. Hiernächst gestehe ich, daß ich eben um der Wichtigkeit willen, welches Sie auf das Gelingen des Experimente legten, erst fünf oder sechs verschiedene Versuche gemacht habe, nicht mit dem Briefe selbst, sondern mit anderen, welche ich mich in ähnlichen Zustand zu versetzen bemühte. Ich versuchte es mit kleesaurer Soda, mit Weinsteinsäure, mit Salzsäure, aber jede dieser Substanzen nahm mit dem Blut auch die Tinte hinweg. Erst gestern, als ich überlegte, daß das menschliche Blut unter gewöhnlichen Bedingungen 65 bis 70 Theile Wasser enthält und nur durch die Verflüchtung dieses Wassers gerinnt, kam ich auf den Gedanken, den Brief dem Wasserdampf auszusetzen, um dem geronnenen Blute eine zum Flüssigwerden hinreichender Quantität Wasser wiederzugeben, dann das Blut mit einem Battisttuch aufzutupfen und auf den schräg gehaltenen Brief Wasser zu gießen. Auf diese Weise gelangte ich auch wirklich zu einem Resultat, welches ich Euer Majestät sofort vorgelegt haben würde, wenn ich nicht gewußt hätte, daß, ganz im Gegensatz zu anderen Frauen, die Mittel Sie bei Ihrer Vertrautheit mit jeder Wissenschaft eben so sehr interessieren als das Resultat.«

Die Königin lächelte. Eine solche Lobrede mußte ihrer Eigenliebe unbedingt schmeicheln.

»Nun lassen Sie das Resultat sehen,« sagte sie.

Acton reichte der Königin den Brief, den er von ihr in der Nacht vom 22. zum 23. September erhalten und den sie ihm gegeben, um das Blut davon verschwinden zu machen.

Das Blut war allerdings auch davon verschwunden, überall aber, wo dessen gewesen war, hatte die Tinte eine so schwache Spur zurückgelassen, daß die Königin auf den ersten Anblick rief:

»Das kann man aber unmöglich lesen.«

»O doch, Madame,« antwortete Acton. »Sie werden sehen, daß es mit Hilfe einer Loupe und ein wenig Phantasie uns gelingen wird, den ganzen Brief wieder zusammzusetzen.«

»Haben Sie eine Loupe?«

»Ja, hier ist sie.«

»Geben Sie her.«

Die Königin schien Recht zu haben, denn abgesehen von den ersten drei oder vier Zeilen, welche von dem Blute beinahe gar nicht berührt worden, konnte man mit bloßem Auge und mit Hilfe zweier Kerzen von dem ganzen Briefe weiter nichts lesen als Folgendes:

»Lieber Nicolino.

»Entschuldige deine arme Freundin, daß sie nicht an dem bewußten Orte hat erscheinen können, wo sie sich so viel versprach. Es war durchaus nicht meine Schuld, dies schwöre Erst gesprochen, ward ich von der benachrichtigt mit den andern Damen des Hofes halten Nelson entgegen zu gehen ihm prachtvo und die Königin will sich ihm ganzen hat mir die Ehre er sei einer mit sie den blenden gedenke. Es wird sein, zu welcher auf diesen Mann weniger andern, denn hat nur süchtig. Acis stets lieber phem.

»Uebermor von mir bezeichnen, wo ich werde.

Deine treue

»21. September 1798. E.«

Die Königin versuchte anfangs, obschon sie die Loupe in den Händen hatte, die Worte ohne Hilfe des Glases miteinander in Verbindung zu bringen. Bei ihrem ungeduldigen Charakter aber ward sie dieser unfruchtbaren Mühe sehr bald überdrüssig. Sie hielt daher die Loupe ans Auge und auf diese Weise gelang es ihr sehr bald die folgenden Zeilen zu lesen, welche den gesamten Inhalt des Briefes ausmachten:

»Lieber Nicolino!

»Entschuldige deine arme Freundin, daß sie nicht an dem bewußten Orte hat erscheinen können, wo sie sich so viel Glück versprach. Es war durchaus nicht meine Schuld, dies schwöre ich Dir. Erst nachdem ich Dich bereits gesprochen, ward ich von der Königin benachrichtigt, daß ich mich mit den andern Damen des Hofes bereithalten sollte, dem Admiral Nelson entgegenzugehen. Man wird ihm prachtvolle Feste geben und die Königin will sich ihm in ihrem ganzen Glanze zeigen. Sie hat mir die Ehre erzeigt, mir zu sagen, ich sei einer der Strahlen, womit sie den Sieger vom Nil zu blenden gedenke. Es wird dies jedoch eine Operation sein, zu welcher in Bezug auf diesen Mann weniger Kunst gehört als bei jedem Andern, denn er hat nur ein Auge. Sei daher nicht eifersüchtig. Acis wird mir stets lieber sein als Polyphem.

»Uebermorgen wird ein Wort von mir Dir den Tag bezeichnen, wo ich frei sein werde.

»Deine zärtliche und treue

»21. September 1798. »E.«

»Hm!« sagte die Königin, nachdem sie gelesen, »wissen Sie, lieber General, daß uns Alles

dies keinen sonderlichen Aufschluß gibt? Man sollte meinen, die Person, welche diesen Brief geschrieben, hätte geahnt, daß er von Jemand Anderm, als dem eigentlichen Adressaten gelesen werden würde. O, diese Dame ist eine sehr vorsichtige Frau.«

»Ew. Majestät weiß, daß, wenn man den Hofdamen einen Vorwurf machen kann, es sicherlich nicht der einer zu großen Unschuld ist. Die Schreiberin dieses Briefes ist indessen doch noch nicht vorsichtig genug gewesen, denn noch heute Abend werden wir erfahren, woran wir uns in Bezug auf sie zu halten haben.«

»Wie so?«

»Haben Ew. Majestät die Güte gehabt, auf heute Abend nach Caserta alle Hofdomen einladen zu lassen, deren Taufnamen mit einem E anfangen und welche die Ehre gehabt haben, bei der feierlichen Einholung des Admirals Nelson Ihr Gefolge zu bilden?«

»Ja, es sind ihrer sieben.«

»Und wie heißen sie, wenn ich fragen darf, Madame?«

»Es sind die Fürstin von Curiati, welche *Emilia*, die Gräfin von San Marco, welche *Eleonora*, die Marquise San Clemente, welche *Elena*, die Herzogin von Termoli, welche *Elisabetta*, die Herzogin von Tursi, welche *Elisa*, die Marquise von Altavilla, welche *Eufrosia*, und die Gräfin von Policastro, welche *Eugenia* heißt. Lady Hamilton, welche Emma heißt, zähle ich nicht. Sie würde mit einer solchen Sache nichts zu thun haben. Sie sehen also, daß wir sieben Personen haben, gegen welche unser Verdacht sich kehren könnte.«

»Ja,« entgegnete Acton lachend »aber unter diesen sieben Personen gibt es zwei, welche nicht mehr in dem Alter stehen, wo man seine Briefe blos mit Anfangsbuchstaben unterzeichnet.«

»Sehr richtig. Es bleiben sonach nur fünf. Und dann?«

»Dann ist die Sache so einfach, daß ich nicht einmal weiß, ob Euer Majestät sich die Mühe nehmen wird, meinen noch übrigen Plan anzuhören.«

»Was wollen Sie, mein lieber Acton? Es gibt Tage, wo ich förmlich dumm bin und, wie es scheint, ist heute ein solcher Tag.«

»Euer Majestät hat wahrscheinlich Lust, mir die grobe Beleidigung zu sagen, welche sie soeben von sich selbst gesagt hat.«

»Ja« denn Sie machen mich durch diese Umschweife ungeduldig.«

»Ach,« Madame, man ist nicht umsonst Diplomat.«

»Kommen wir zu Ende.«

»Dies wird mit zwei Worten geschehen.«

»Nun dann sagen Sie diese zwei Worte,« rief die Königin immer ungeduldiger.

»Eure Majestät erfinde ein Mittel, um jeder dieser Damen eine Feder in die Hand zu geben und durch Vergleichung der verschiedenen Handschriften —«

»Sie haben Recht,« sagte die Königin, indem sie ihre Hand auf die Actons legte. »Sobald die Dame bekannt ist, wird der Liebhaber es dann auch bald sein. Kehren wir jetzt zurück.«

Mit diesen Worten erhob sie sich.

»Wenn Eure Majestät erlauben, mochte ich Sie noch um zehn Minuten Audienz bitten.

»In wichtigen Angelegenheiten?«

»Ja, wegen Angelegenheiten die von der größten Bedeutung sind.«

»Nun so sprechen Sie,« sagte die Königin, indem sie sich wieder setzte.

»Eure Majestät erinnert sich wohl, daß in der Nacht, wo Sie mir diesen Brief übergaben, um drei Uhr Morgens das Zimmer des Königs noch erleuchtet war?«

»Ja, ich schrieb ja an ihn und —«

»Wissen Eure Majestät, mit wem der König sich noch so spät unterhielt?«

»Mit dem Cardinal Ruffo; mein Thürsteher sagte es mir.«

»Wohlan, in Folge seiner Conversation mit dem Cardinal Ruffo sendete der König in dieser Nacht noch einen Courier ab.«

»Allerdings hörte ich den Hufschlag eines durch das Thorgewölbe galoppierenden Pferdes.«

»Wer war dieser Courier?«

»Ferrari, der Vertraute des Königs.«

»Woher wissen Sie das?«

»Mein englischer Jokei Tom schläft im Stalle. Er hat gesehen, wie um drei Uhr Morgens Ferrari im Reisekostüm in den Stall trat, selbst ein Pferd sattelte und fortritt. Als er am andern Morgen mir die Steigbügel hielt, sagte er mir es.«

»Nun und?«

»Nun, Madame, ich habe mich gefragt, an wen nach einer Unterredung mit dem Cardinal Seine Majestät einen Courier habe abschicken können, und ich glaube, er hat ihn an Niemand anders geschickt als an seinen Neffen, den Kaiser von Oesterreich.«

»Sollte der König dies gethan haben, ohne mich davon zu unterrichten?«

»Der König hat es nicht gethan, sondern der Cardinal,« antwortete Acton.

»Oho!« rief die Königin, indem sie die Stirn runzelte; »ich bin nicht Anna von Oesterreich und Ruffo ist nicht Richelieu. Er möge sich in Acht nehmen.«

»Nach meiner Meinung ist die Sache sehr ernst.«

»Wissen Sie gewiß, daß Ferrari nach Wien gereist ist?«

»Anfangs hegte ich in dieser Beziehung einige Zweifel, diese aber sind bald verschwunden. Ich schickte Tom nach, um zu erfahren, ob Ferrari mit der Post weiter gereist sei.«

»Nun, und?«

»In Copua hat er dies gethan und dort sein Pferd zurückgelassen, indem er dem Postmeister gesagt, er solle es gut verpflegen lassen, es sei ein Pferd aus dem königlichen Stall und er werde es bei seiner Rückkunft, das heißt in der Nacht des 3. October oder am Morgen des vierten wieder abholen.«

»Das wären elf bis zwölf Tage.«

»Genau die Zeit, deren man bedarf, um nach Wien und wieder zurück zu gelangen.«

»Und was haben Sie in Folge aller dieser Entdeckungen beschlossen?«

»Vor allen Dingen Eure Majestät davon zu unterrichten, was ich so eben gethan. Dann scheint es mir in Bezug auf unsere Kriegspläne — denn Eure Majestät ist doch immer noch zum Krieg entschlossen?«

»Ja wohl, immer noch. Es bereitet sich jetzt eine Coalition vor, welche die Franzosen aus Italien hinaustreiben wird. Sind die Franzosen einmal vertrieben, so wird mein Neffe, der Kaiser von Oesterreich, die Hand nicht blos auf die Provinzen legen, welche er vor dem Frieden von Campo Formio besaß, sondern auch auf die Romagna. Bei dergleichen Kriegen behält ein Jeder,

was er genommen, und man gibt nur Theile davon zurück. Bemächtigen wir uns daher allein und ehe Jemand anders es thut, der römischen Staaten. Rom, welches wir einmal nicht behalten können, geben wir dem Papst zurück und in Bezug auf das Uebrige werden wir unsere Bedingungen stellen.«

»Da Eure Majestät sonach immer noch zum Kriege entschlossen ist, so müssen Sie erfahren, daß der König, welchem weniger am Kriege liegt, wahrscheinlich auf den Rath des Cardinals Ruffo an den Kaiser von Oesterreich geschrieben, und daß dieser ihm geantwortet hat.«

»Wissen Sie etwas, General?«

»Was denn?«

»Daß wir von Ferrari keine Gefälligkeit erwarten dürfen. Er ist dem König vollständig ergeben und man versichert, er sei unbestechlich.«

»Philipp, der Vater Alexander des Großen, sagte, es gäbe keine uneinnehmbare Festung, so lange ein mit Gold beladenes Maulthier hereinkommen könne. Wir werden sehen, wie hoch der Courier Ferrari seine Unbestechlichkeit anschlägt.«

»Und wenn nun Ferrari, wie groß auch die gebotene Summe sei, sich weigert; wenn er dem König sagt, daß die Königin und seine Minister ihn zu verführen gesucht, was wird dann der König denken, der ohnehin immer mißtrauischer wird?«

»Eure Majestät weiß, daß nach meiner Ansicht der König von jeher mißtrauisch gewesen ist. Ich glaube aber, daß es ein Mittel gibt, welches Eure Majestät und mich außer Spiel bringt.«

»Und was ist das für ein Mittel?«

»Es besteht darin, daß wir unsere Vorschläge durch Sir William machen lassen. Wenn Ferrari sich erkaufen läßt, so wird er es durch Sir William ebenso gut thun lassen wie durch uns, und zwar um so mehr, als Sir William, der Gesandte Englands, den Vorwand geltend machen kann, daß er seinen Hof von den eigentlichen Gesinnungen des Kaisers von Oesterreich in Kenntniß setzen wolle. Wenn er sich versteht zu thun, was man von ihm verlangt — und er läuft dabei durchaus keine Gefahr, denn man wird weiter nichts verlangen als den Brief zu lesen, denselben wieder in das Couvert zu stecken und dieses wieder zu versiegeln — wenn er dies that, sage ich, so geht Alles gut. Verkennt er dagegen sein eigenes Interesse so sehr, daß er sich weigert, so gibt Sir Hamilton ihm hundert Louisd'or, damit er in Bezug auf den gemachten Versuch reinen Mund halte. Im schlimmsten Falle, wenn er nämlich die hundert Louisd'or zurückweist und nicht reinen Mund hält, schiebt Sir William das Gewagte, was dieser Versuch hat, einzig und allein auf die große Freundschaft, welche er für seinen Milchbruder den König Georg hegt. Wenn diese Entschuldigung genügt, so wird er den König auf sein Ehrenwort fragen, ob er unter solchen Umständen nicht ebenso handeln würde wie er, Sir William. Der König wird lachen und sein Ehrenwort nicht geben. Ueberhaupt bedarf der König in der Lage, worin er sich befindet, Sir William Hamiltons zu sehr, als daß er lange Groll gegen ihn hegen könnte.«

»Sie glauben also, daß Sie William sich dazu verstehen werde?«

»Ich werde mit ihm darüber sprechen, und wenn dies nicht genügt, so werden Ew. Majestät durch seine Frau mit ihm sprechen lassen.«

»Aber fürchten Sie nicht, daß Ferrari ankomme, ohne daß wir etwas davon erfahren?«

»Nichts ist einfacher, als dieser Furcht zu begegnen, und ich habe dazu bloß auf Ihre Zustimmung gewartet, weil ich nichts ohne Ihren Befehl thun will.«

»Sprechen Sie.«

»Ferrari wird diese Nacht oder morgen Früh wieder die Post von Capua passieren, wo er sein Pferd zurückgelassen. Ich schicke meinen Secretär dorthin damit man Ferrari benachrichtige, der König sei in Caserta und erwarte dort seine Depeschen. Wir bleiben diese Nacht und morgen den ganzen Tag hier. Anstatt an dem Schlosse vorüber zu reiten, tritt Ferrari in dasselbe ein, fragt nach dem König und findet Sir William.«

»Alles dies kann in der That gelingen,« antwortete die Königin nachdenklich, »aber eben so gut kann es auch scheitern.«

»Es ist schon viel, wenn man unter gleichen Möglichkeiten kämpft, und wenn man Weib und Königin ist, so hat man den Zufall für sich.«

»Sie haben Recht, Acton. Uebrigens muß man in allen Dingen die Rolle des Feuers spielen. Wenn das Feuer nicht Alles ergreift, um so besser; ergreift es aber Alles, nun, dann wird man versuchen, es zu löschen. Schicken Sie Ihren Secretär nach Capua und setzen Sie Sir William Hamilton in Kenntniß.«

Die Königin schüttelte ihr noch schönes, aber sorgenbeladenes Haupt, wie um sich der tausend darauf lastenden Gedanken zu entledigen, und kehrte dann mit leichtem Schritt und lächelndem Munde in den Salon zurück.

Fünftes Capitel.

Das Akrostichon.

Es waren schon mehrere Personen versammelt und unter denselben befanden sich die sieben Damen, deren Taufname mit einem E anfangt. Diese sieben Damen waren, wie wir schon gesagt haben, die Fürstin von Cariati, die Gräfin von San Maria, die Marquise von San Clemente, die Herzogin von Termoli, die Herzogin von Tursi, die Marquise von Altavilla und die Gräfin von Policastro.

Die Herren waren: der Admiral Nelson und zwei seiner Officiere, oder vielmehr zwei seiner Freunde, der Capitän Truebridge und der Capitän Ball.

Ersterer war ein liebenswürdigen phantasiereicher, humoristischer Geist, der zweite ernst und steif wie ein echter Großbritannier.

Die anderen eingeladenen Gäste waren der elegante Herzog von Rocca Romana, Bruder von Nicolino Caracciolo, welcher letztere weit entfernt war zu ahnen, daß ein Minister und eine Königin sich in diesem Augenblicke so viel Mühe gaben, um seine heitere, sorglose Persönlichkeit zu entdecken; der Herzog von Avalos, gewöhnlicher Marquis del Vasto genannt, dessen uralte Familie in zwei Linien sich theilte und von welchem ein Ahn, Capitän Karls des Fünften — derselbe, welcher bei Ravenna gefangen genommen ward, die bekannte Vittorio Colonna heiratete und im Gefängnisse für sie seinen Dialog von der Liebe schrieb — und bei Pavia aus den Händen des besiegten Franz des Ersten den Degen empfing, von welchem nur noch der Griff übrig war, während der Andere unter dem Namen eines Marquis del Guasto der Geliebte Margarethens von Frankreich ward und von Mörderhand fiel; der Herzog de la Salandra, königlicher Oberjägermeister, welchen wir später das den Händen Mack's entschlüpfte Commando übernehmen sehen werden; der Fürst Pignatelli, welchem der König bei seiner Flucht das schwere Amt eines Generalvicars hinterließ, und noch einige Andere, lauter sehr herabgekommene Abkömmlinge der vornehmsten neapolitanischen und spanischen Adelsfamilien.

Alle erwarteten die Ankunft der Königin und verneigten sich ehrerbietig bei ihrem Anblick.

Es waren ganz besonders zwei Dinge, welche die Königin an diesem Abend beschäftigten.

Erstens wollte sie Emma Lyonna in ihrer ganzen verführerischen Schönheit sich zeigen lassen, um Nelson immer verliebter in sie zu machen, und zweitens an der Handschrift die Dame erkennen, welche jenen Brief geschrieben, weil, so bald man diese entdeckte, es, wie Karoline sehr scharfsinnig bemerkt, dann nicht schwer halten konnte, auch den Mann zu ermitteln, an welchen dieser Brief gerichtet war.

Nur wer jenen vertraulichen und berausenden Soiréen der Königin von Neapel beigewohnt hat, Soiréen deren größter Reiz und verlockendste Zierde eben Emma Lyonna war, hat seinen Zeitgenossen erzählen können, bis zu welchem Grade von Enthusiasmus und Delirium die moderne Armida ihre Zuhörer und Zuschauer zu begeistern wußte.

Wenn ihre zauberhaften Stellungen und wollüstigen Pantomimen schon auf die kalten Temperamente des Nordens den von uns beschriebenen Einfluß äußersten, wie weit mehr mußte

sie dann jene feurigen Naturen des Südens elektrisiren, welche Gesang, Musik und Poesie so leidenschaftlich liebten, welche Cimarosa und Metastasio auswendig wußten.

Wir für unsere Person haben auf unsern ersten Reisen in Neapel und Sicilien alte Leute gekannt und befragt, welche diesen magnetischen Soiréen beigewohnt hatten und die jetzt noch, nach fünfzig Jahren, bei der Erinnerung daran von Wonneschauern durchrieselt wurden wie heißblütige Jünglinge.

Emma Lyonna war schön, selbst ohne es zu wollen. Man denke sich, was sie an diesem Abend war, wo sie sowohl für die Königin als für Nelson schön sein wollte, mitten unter allen jenen eleganten Kostümen des Endes des achtzehnten Jahrhunderts welche der Hof von Neapel hartnäckigerweise als Protest gegen die französische Revolution trug.

Anstatt des Puders, welcher noch jene hohen, in lächerlicher Weise auf dem Gipfels des Kopfes aufgebauten Coiffuren bedeckte, anstatt jener engen Kleider, welche selbst die Anmuth Terpsichores erwürgt hätten, anstatt jenes grellen Roth, welches die Frauen in Bacchantinnen umwandelte, trug Emma Lyonna, den Traditionen der Kunst und Freiheit treu, ein Kostüm, welches sich schon in weiteren Kreisen zu verbreiten begann und in Frankreich bereits von den berühmtesten Schönheiten angenommen worden, nämlich eine lange Tunica von hellblauem Kashmir, welche in Falten um sie herum auf eine Weise fiel, die eine antike Statue hätte verleiten können, neidisch zu werden.

Ihr Haar wallte auf die Schultern in langen Locken herab, welche zwei Rubinen hervorblitzen ließen, die den fabelhaften Karfunkeln des Alterthums glichen.

Ihr Gürtel, ein Geschenk der Königin, bestand aus einer Kette kostbarer Diamanten, die bis auf die Knie herab fiel. Ihre Arme waren von der Schulter an bis auf die Fingerspitzen entblößt und einer ihrer Arme ward an der Schulter und am Handgelenk von zwei Diamantenschlangen mit Rubinaugen umschlossen. Die eine ihrer Hände, nämlich die, deren Arm ohne Schmuck, war mit Ringen beladen, während die andere dagegen nur durch die schimmernde Feinheit ihrer Haut und ihrer schmalen Nägel glänzte, deren durchsichtiges Incarnat aus Rosenblättern zu bestehen schien, während ihre mit fleischfarbenen Strümpfen bekleideten Füße in ihren blauen Kothurnen mit goldenen Schnüren eben so nackt zu sein schienen wie ihre Hände.

Diese blendende Schönheit, die durch dieses seltsame Kostüm noch gesteigert ward, hatte etwas Unnatürliches und folglich Furchtbares und Unheimliches. Die Frauen entfernten sich von dieser Auferstehung des Heidenthums mit Eifersucht, die Männer mit banger Scheu.

Wer das Unglück hatte sich in diese Venus Astarte zu verlieben, dem blieb nichts weiter übrig als ihr Besitz oder der Selbstmord.

Die Folge hiervon war, daß Emma, so schön sie auch war, eben wegen ihrer bezaubernden Schönheit ganz allein in der Ecke eines Sophas mitten in einem Kreise saß, der sich um sie herum gebildet hatte.

Nelson, der allein das Recht gehabt hatte, sich an ihre Seite zu setzen, verschlang sie mit den Augen und taumelte geblendet an Truebridge's Arm, indem er sich fragte, in Folge welches Geheimnisses der Liebe oder welcher politischen Berechnung ihm, dem rauhen Seemann, dem in zwanzig Schlachten verstümmelten Veteran, sich dieses bevorrechtete Wesen hingegen, welches alle Vollkommenheiten in sich vereinigte.

Was Emma selbst betraf, so war sie auf jenem Apollobett, wo Graham sie früher den neugierigen Blicken einer ganzen Stadt preisgegeben, weniger befangen gewesen als in diesem

königlichen Salon, wo so viele neidische und lüsterne Blicke aus ihr ruhten.

»O Majestät,« rief sie, als sie die Königin eintreten sah und indem sie auf dieselbe zueilte, wie um ihren Beistand anzurufen; kommen Sie schnell und verbergen Sie mich in Ihrem Schatten. Sagen Sie diesen Herren und Damen, daß man, wenn man mir sich nähert, nicht die Gefahr läuft, wie wenn man unter dem Manschenillenapfelbaum einschläft oder sich unter den Bohon Upas setzt.«

»Welch ein undankbares Geschöpf sind Sie, daß Sie sich über so etwas beklagen!« sagte die Königin lachend. »Warum sind Sie so schön, daß Sie alle Herzen mit Liebe und Eifersucht erfüllen, so daß es hier Niemand weiter gibt, als mich, der so bescheiden und so wenig kokett wäre, daß er sein Gesicht dem ihrigen zu nähern und Sie auf beide Wangen zu küssen wagte.«

Mit diesen Worten umarmte die Königin sie und flüsterte ihr dabei die Worte zu:

»Sei heute Abend liebenswürdig. Es muß geschehen.«

Dann schlang sie ihren Arm um den Hals ihrer Günstigin, zog sie auf das Sopha, um welches sich nun die ganze Gesellschaft gruppierte — die Herren, um Emma den Hof zu machen, indem sie denselben der Königin machten, und die Damen, um der Königin den Hof zu machen, indem sie denselben der schönen Emma machten.

In diesem Augenblick trat Acton wieder ein. Ein Blick, welchen die Königin mit ihm wechselte, verrieth ihm, daß Alles nach ihrem Wunsche ging.

Sie führte Emma in eine Ecke und nachdem sie einige Minuten lang leise mit ihr gesprochen, sagte sie:

»Meine Damen, ich habe soeben von meiner Freundin, Lady Hamilton, das Versprechen erhalten, uns diesen Abend eine Probe von allen ihren Talenten zu geben, das heißt sie wird uns eine Ballade ihres Landes oder ein alterthümliches Lied singen. Dann wird sie uns eine Scene von Shakespeare vorspielen und dann ihren Shawltanz produciren, den sie bis jetzt nur für mich und vor mir allein aufgeführt hat.«

Ein Ruf der Begierde und Freude hallte in dem ganzen Saale wieder.

»Aber,« sagte Emma, »Eure Majestät weiß, daß es nur unter einer Bedingung geschehen kann —«

»Unter welcher?« fragten die Damen, in ihren Wünschen noch eifriger als die Männer.

»Unter welchen?« wiederholten die Männer nach ihnen.

»Die Königin,« sagte Emma, »hat mir so eben bemerklich gemacht, daß in Folge eines eigenthümlichen Zufalls die Taufnamen der acht in diesem Solon versammelten Damen, mit Ausnahme dessen der Königin, mit einem E anfangen.«

»Ja das ist wahr,« sagten die Damen, indem sie einander ansahen.

»Wohlan, wenn ich thue, was man von mir verlangt, so will ich auch, daß man thue, was ich verlangen werde.«

»Meine Damen,« mischte die Königin sich ein, »Sie werden zugeben, daß dies nicht mehr als gerecht ist.«

»Ja wohl. Was verlangen Sie, Mylady? Sagen Sie es!« riefen mehrere Stimmen.

»Ich wünsche,« sagte Emma, »ein kostbares Andenken an diesen Abend zu bewahren. Ihres Majestät die Königin wird ihren Namen CAROLINA auf ein Stück Papier schreiben und jeder Buchstabe dieses theuren, erhabenen Namens wird der Anfangsbuchstabe eines von einer jeden von uns geschriebenen Verses. Ich werde die Erste sein, die einen solchen Vers schreibt; dann

folgen die Andern mit ihren guten oder schlechten Versen, und ich hoffe, daß mit Einschluß des meinigen mehr schlechte als gute zum Vorschein kommen werden. Zum Andenken an diesen Abend, an welchem ich die Ehre gehabt haben werde, mit der schönsten Königin der Welt und den edelsten Damen Neapels und Siciliens beisammen zu sein, werde ich dann dieses kostbare und poetische Autograph meinem Album einverleiben.«

»So soll es sein,« sagte die Königin.

Mit diesen Worten näherte sie sich einem Tisch und schrieb quer über ein Blatt Papier den Namen CAROLINA.

»Aber, Majestät,« riefen die Damen, welche nun sofort Verse improvisiren sollten, »wir sind ja keine Dichterinnen!«

»Rufen Sie den Apollo an, und Sie werden es sein,« sagte die Königin.

Man konnte sich nicht länger weigern, übrigens trat auch Emma schon an den Tisch, wie sie gesagt, daß sie thun würde, schrieb dem ersten Buchstaben des Namens der Königin, das heißt dem C gegenüber den ersten Vers des Akrostichons und unterzeichnete »Emma Hamilton«.

Die andern Damen ergaben sich in das Unvermeidliche und eine nach der andern näherte sich dem Tisch, ergriff die Feder, schrieb einen Vers und unterzeichnete ihren Namen.

Als die letzte, die Marquise von San Clemente, den ihrigen unterzeichnet hatte, ergriff die Königin rasch das Papier. Die gemeinschaftliche Thätigkeit der acht Musen hatte folgendes Resultat geliefert.

Die Königin las das französisch geschriebene Akrostichon vor; es lautete:

Cest par trop abuser de la grandour suprême

Emma Hamilton.

Ayant le sceptre en main, au front le diadème

Emilia Cariati.

Réunissant déjà de si riches tributs

Eléonora San-Marco.

Oreine! De vouloir qu'en un instant Phébus

Elisabetta Termoli.

Lorsque le mont Vésuv est si loin du Parnasse

Elisa Tursi.

Initie au bet art de Pétrarque et du Tasse

Eufrosia d'Altavilla.

Nos couers, qui n'ont jamais pour vous jusqu'à ce your

Eugenia da Policastro.

Aspiré qu'a lutter de respect et d'amour

Elena san—Clemente.

(Zu viel, o Königin, heißt es der erhabenen Majestät, die mit dem Scepter in der Hand und dem Diadem auf der Stirn schon so kostbare Attribute vereinigt, zumuthen. wenn wir verlangen, daß Phöbus, während der Vesuv vom Parnaß so weit entfernt ist, in einem Augenblicke in die schöne Kunst Petrarcas und Tassos unsere Herzen einweihe, welche bis zum heutigen Tage nur darnach getrachtet, an Ehrfurcht und Liebe zu Dir zu wetteifern.)

»Sehen Sie,« sagte die Königin, während die Herren das Akrostichon bewunderten und die Damen selbst erstaunten, daß sie ihre Sache so gut gemacht, »sehen Sie, General Acton, was für eine allerliebste Hand die Marquise von San Clemente schreibt!«

Der General Aetan näherte sich einer Kerze, indem er gleichzeitig von der Gruppe hinwegtrat, als ob er das Akrostichon nach einmal lesen wollte, verglich die Handschrift des Briefes mit der des achten Verses, gab das werthvolle und furchtbare Autograph lächelnd an die Königin zurück und sagte:

»In der That, die Hand ist allerliebste.«

Sechstes Capitel.

Die sapphischen Verse.

Die doppelte Lobrede der Königin und des Generalcapitäns Acton in Bezug auf die Handschrift der Marquise von San Clemente ging vorüber, ohne daß es Jemandem, selbst nicht der Person, welche der Gegenstand dieser Lobrede war, einfiel, derselben die Bedeutung beizulegen, die sie in der That hatte.

Die Königin bemächtigte sich des Akrostichons, indem sie Emma versprach, es ihr den nächstfolgenden Tag wiederzugeben, und da nun das erste Eis, welches die Kälte des Anfangs einer jeden Abendgesellschaft erzeugt, gebrochen war, so mischte Jeder sich in jene reizende Verwirrung welche die Königin in ihrer vertrauten Umgebung durch die Kunst zu schaffen verstand, womit sie jeden Zwang und jede Etikette zu bannen wußte.

Die Conversation ward lebendig. Die Lippen ließen nicht mehr die Worte fallen, sondern schleuderten dieselben; das Lächeln zeigte seine weißen Zähne, Herren und Damen kreuzten sich, Jeder ging, um seiner Sympathie folgend Geist oder Schönheit zu suchen, und mitten unter diesem angenehmen Getöse, welches dem Vogelgezwitscher glich, fühlte man, wie die wohlduftenden Ausströmungen der Jugend die Atmosphäre erfüllten und erwärmten, welche durch frischen Hauch, süße Wohlgerüche in eine Art unsichtbaren, ungreifbaren berausenden, aus Liebe, Wünschen und Wollust zusammengesetzten Liebestrank verwandelt ward.

In derartigen Gesellschaften vergaß Carolina nicht blos, daß sie Königin war, sondern erinnerte sich auch zuweilen nicht genug, daß sie Weib war. Eine Art elektrische Flamme entzündete sich in ihren Augen, ihre Nüstern erweiterten sich, ihr schwellender Busen ahmte, sich hebend und senkend, die wellenförmige Bewegung des Ozeans nach, ihre Stimme ward rauh und kurz und Niemand würde sich gewundert haben, aus diesem schönen Munde das Gebrüll eines Panthers oder einer Bacchantin zu vernehmen.

Sie näherte sich Emma, legte auf deren bloße Schulter ihre bloße Hand, welche einer rosenfarbenen Korallenhand auf einer Alabasterschulter glich und sagte:

»Nun, meine schöne Lady, haben Sie vergessen, daß Sie heute Abend nicht sich selbst angehören? Sie haben uns Wunderdinge versprochen und wir möchten Ihnen gern Beifall zujubeln.«

Emma schien, ganz im Gegensatz zu der Königin, sich einer süßen Erschlaffung hingegen zu haben. Ihr Hals hatte nicht mehr Kraft genug, den Kopf zu tragen, welcher sich bald auf die eine, bald auf die andere Schulter neigte, und zuweilen, wie mit krampfhaft wollüstiger Bewegung, hintenüber fiel. Ihre halbgeschlossenen Augen bargen ihre Sterne unter den langen Wimpern ihrer Lider. Ihr halboffener Mund ließ hinter den Purpurlippen die blendend weißen Zähne sehen, und die schwarzen Locken ihres Haares contrastirten mit der matten Weiße ihrer Brust. Sie sah nicht, aber sie fühlte die Hand der Königin sich auf ihre Schulter legen. Ein Schauer durchrieselte ihren Körper.

»Was begehren Sie von mir, theure Königin?« sagte sie schmachmend und mit unaussprechlich graziöser Kopfbewegung. »Ich bin bereit, Ihnen zu gehorchen. Wollen Sie die Balconscene aus

»Romea und Julie?« Sie wissen aber, um diese Scene auszuführen, bedarf es zweier Personen und ich habe keinen Romeo.«

»Nein, nein,« sagte die Königin lachend, »nur keine Liebesscene. Du würdest Allen, die hier sind, den Verstand rauben und wer weiß, ob ich nicht selbst dieses Schicksal theilte. Nein, trage lieber etwas vor, was die Zuhörer erschreckt. Julie auf dem Balcon? Nein! Juliens Monolog, ehe sie den Trank nimmt, dies ist Alles, was ich Dir heute Abend erlaube.«

»Gut. Geben Sie mir ein großes weißes Tuch, meine Königin, und lassen Sie mir Platz machen.«

Die Königin nahm von einem Sopha einen großen Shawl von weißem chinesischem Krepp, den sie ohne Zweifel mit Absicht dorthin geworfen, gab ihn Emma und befahl mit einer Geberde, in welcher sie wieder Königin ward, Allen, auf die Seite zu treten.

Binnen einer Secunde sah Emma sich in der Mitte des Salans allein.

»Madame,« sagte sie zur Königin, »Sie werden die Güte haben, die Situation zu erklären. Die Aufmerksamkeit würde sonst nicht ausschließlich auf mich gerichtet sein und ich bedarf dieses kleinen Kunstgriffes, um den gewünschten Effect zu machen.«

»Sie kennen wohl Alle die Geschichte der Mautecchi und Capuleti in Verona, nicht wahr?« sagte die Königin. »Man will Julie zwingen, den Grafen Paris, den sie nicht liebt, zu heiraten, während ihr Geliebter der arme verkannte Romeo ist. Bruder Lorenzo, welcher sie mit ihrem Geliebten heimlich vermählt hat, gibt ihr einen Trank, der sie in den Zustand des Scheintodes versetzen soll. Man wird sie in die Gruft der Capuleti bringen und hier soll Lorenzo sie abholen und nach Mantua führen, wo Romeo sie erwartet. Ihre Mutter und ihre Amme haben ihr Zimmer soeben verlassen, nachdem sie ihr erklärt, daß sie den nächstfolgenden Morgen bei Tagesanbruch den Grafen Paris heiraten müsse.«

Kaum hatte die Königin diese kurze Darlegung, bei welcher sich Aller Augen auf sie gerichtet, beendet,« als ein schmerzlicher Seufzer dieselben auf Emma Lyonna zurückführte.

Sie hatte nur weniger Secunden bedurft, um sich in den umfangreichen Shawl so zu drapiren, daß von ihrem ersten Kostüm nichts mehr zu sehen war.

Das Gesicht hielt sie mit den Händen bedeckt, ließ dieselben langsam herabgleiten, richtete gleichzeitig das bleiche Antlitz empor, auf welchem der tiefste Schmerz geschrieben stand und in welchem jetzt keine Spur mehr von jener süßen Erschlaffung zu finden war, welche wir zu schildern versucht.

Es war im Gegentheile die auf ihrem höchsten Gipfel angelangte Angst und Verzweiflung.

Sie drehte sich langsam um sich selbst herum, wie um ihrer bereits verschwundenen Mutter und Amme mit den Augen zu folgen, und mit einer Stimme, deren Vibrationen bis ins innerste Herz drangen, während sie zugleich den Arm ausstreckte, wie um der Welt aus ewig Lebewohl zu sagen, declamirte sie:

»Seht wohl! — Gott weiß, wann wir uns wiedersehen.
Kalt rieselt matter Schau'r durch meine Adern,
Der fast die Lebenswärm' erstarren macht.
Ich will zurück sie rufen mir zum Trost.—
Amme! — Doch was soll sie hier? —
Mein düstres Spiel muß ich allein vollenden.
Komm Du, mein Kelch! —
Doch wie? wenn dieser Trank nun gar nichts wirkte,
Wird man dem Grafen mit Gewalt mich geben?

Nein, nein! Dies sollte dieser Dolch verwehren!
Wie? wär es Gift, das mir mit schlauer Kunst
Der Mönch bereitet, mir den Tod zu bringen,
Auf daß ihn diese Heirat nicht entlehre,
Weil er zuvor mich Romeo vermählt?

So, fürcht' ich, ist's; doch dünkt mich, kann's nicht sein,
Denn er ward stets ein frommer Mann erfunden.
Ich will nicht Raum so bösem Argwohn geben.—
Wie aber? wenn ich, in die Gruft gelegt.
Erwache vor der Zeit, da Romeo
Mich zu erlösen kommt? Furchtbarer Fall!
Werd' ich dann nicht in dem Gewölb' ersticken,
Deß' gift'ger Mund nie reine Lüste einhaucht,
Und so erwürgt da liegen, wenn er kommt?
Und leb ich auch, könnt, es nicht leicht geschehen.
Daß mich das grause Bild von Tod und Nacht,
Zusammen mit den Schrecken jenes Ortes,
Dort im Gewölbe in alter Kathakombe,
Wo die Gebeine aller meiner Ahnen
Seit vielen hundert Jahren aufgehäuft,
Wo frisch beerdigt erst der blut'ge Tybalt
Im Leichentuch verwest; wo, wie man sagt.
In mitternächt'ger Stunde Geister hausen —
Weh, weh! könnt' es nicht leicht geschehen, daß ich
Zu früh erwachend — und nun ekler Dunst,
Gekreisch wie von Alraunen, die man aufwühlt,
Das Sterbliche, dies hören, sinnlos macht —
O, wach' ich auf, werd' ich nicht rasend werden,
Umringt von all den gräuelvollen Schrecken,
Und toll mit meiner Väter Gliedern spielen?
Und in der Wuth, mit eines großen Ahnherrn
Gebein zerschlagen mein zerrüttet Hirn?
O seht!i mich dünkt, ich sehe Tybalt's Geist!
Er späht nach Romeo, der seinen Leib
Auf einem Degen spießte. — Weile, Tybalt!
(Sie setzt das Fläschchen an die Lippen.)
Ich komme, Romeo! Dies trink ich Dir!«

Sie that, als ab sie den Trank hinabstürzte, sank dann in sich selbst zusammen und blieb regungslos auf dem Teppich liegen.

Die Illusion war so groß, daß Nelson, der rauhe Seemann, der mit den Stürmen des Oceans vertrauter war als mit den Leistungen der Kunst, ganz vergessend, daß das, was er hier vor sich sah, nur ein Spiel war, einen lauten Schrei ausstieß, auf Emma zustürzte und sie mit seinem einzigen Arm vom Boden aufhob, wie er mit einem Kind gethan haben würde.

Er ward dafür belohnt. Als sie die Augen wieder aufschlug, galt ihr erstes Lächeln ihm. Nun erst begriff er seinen Irrthum und zog sich verlegen in eine Ecke des Salons zurück.

Die Königin folgte ihm und alle Uebrigen umringten die falsche Julie.

Niemals war die Magie der Kunst, wenn auch bis auf diesem Punkte angelangt, über denselben hinausgekommen. Obschon in einer fremden Sprache ausgedrückt, war doch keines der Gefühle, welche das Herz der Geliebten Romeos bewegt, ihren Zuhörern entgangen.

Der Schmerz, als sie nachdem ihre Mutter und ihre Amme sich entfernt sich allein sieht mit

der Drohung, das Weib des Grafen Paris werden zu müssen, der Zweifel, als sie, den Trank beschauend, fürchtet, daß es ein Gift sei; der Entschluß, als sie, einen Dolch ergreifend, in ihrer Verzweiflung an das Eisen, das heißt an den Tod, appellieren will; die Angst, als sie fürchtet, in der Familiengruft lebendig vergessen und von den Gespenstern gezwungen zu werden, sich mit in ihren unheiligen Tanz zu mischen; ihr Schrecken endlich, als sie den am Abend vorher begrabenen Tybalt blutig sich erheben zu sehen glaubt, um Romeo niederzustoßen — alle diese verschiedenen Eindrücke hatte sie mit solcher Zauberkraft und solcher Wahrheit wiedergegeben, daß für die Anwesenden die Dichtung zur Wirklichkeit geworden war.

Die durch dieses Schauspiel, von welchem die den Geheimnissen der Poesie des Nordens vollständig fremde Gesellschaft bis jetzt keine Ahnung gehabt, aufgeregten Gefühle bedurften einige Zeit, ehe sie sich wieder beruhigten.

Auf das Schweigen der Bestürzung und Betäubung folgte der laute Sturm des Enthusiasmus. Dann kamen die Lobsprüche und die liebenswürdigen Schmeicheleien, welche der Eigenliebe der Künstler so angenehm sind.

Emma, die geboren war, um auf der literarischen Bühne zu glänzen, durch ihr unwiderstehliches Schicksal aber auf die politische Bühne gedrängt worden, ward bei jeder Gelegenheit wieder die feurige, leidenschaftliche Schauspielerin, bereit, ihre Schöpfungen des künstlichen Lebens, welche man Julie, Lady Macbeth oder Cleopatra nennt, in das wirkliche Leben überzutragen.

Dann widmete sie ihrem erloschenen Traum alle Seufzer ihres Herzens und fragte, ob die dramatischen Triumphe einer Siddans und einer Rancourt nicht mehr werth seien als die königlichen Apotheosen der Lady Hamilton.

Dann erwachte in ihr, mitten unter den Lobsprüchen der Zuhörer, ja selbst den Liebkosungen der Königin, eine tiefe Traurigkeit, und wenn sie sich gehen ließ, so verfiel sie in jene Melancholie, welche bei ihr ein neuer verführerischer Reiz war.

Die Königin aber, welche mit Recht glaubte, daß diese Melancholie nicht frei von Sehnsucht und selbst von Reue sei, trieb sie schnell irgend einem neuen Triumph entgegen, von welchem berauscht sie die Augen von der Vergangenheit abwendete, um nur noch in die Zukunft zu schauen.

So faßte sie auch jetzt sie beim Arme und schüttelte sie, wie man thut, um eine Nachtwandlerin aus dem magnetischen Schlafe aufzurütteln.

»Nicht geträumt!« sagte sie zu ihr.

»Du weißt, daß ich dies nicht liebe. Singe oder tanze! Ich habe Dir schon gesagt, daß Du diesen Abend nicht Dir selbst, sondern uns gehörst. Also sing oder tanze!«

»Wenn Ew. Majestät erlaubt,« sagte Emma, »so werde ich singen. Ich spiele diese Scene niemals, ohne nach einige Zeit ein nervöses Zittern zu behalten, welches mich aller physischen Kraft beraubt, dagegen aber meiner Stimme einen ganz besonders ergreifenden Ausdruck gibt. Was soll ich singen? Ich stehe zu Befehl.«

»Singe etwas aus jener Handschrift der Sappho, die man kürzlich im Herculenum gefunden. Hast Du mir nicht gesagt, daß Du mehrere ihrer Dichtungen in Musik gesetzt?«

»Eine einzige, Madame; aber —«

»Was willst Du sagen?« fragte die Königin.

»Dieser Gesang, der eigentlich nur für uns in unsern vertrauten Augenblicken bestimmt ist,«

sagte Emma leise.

»Du meinst das Lied auf das geliebte Weib, nicht wahr?« fragte die Königin eben so leise.

Emma lächelte und betrachtete die Königin mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Lüsternheit.

»Sehr richtig,« sagte die Königin. »Singe dieses; ich will es.«

Dann, indem sie Emma ganz verblüfft über den Ton, womit sie gesagt: »Ich will es,« stehen ließ, rief sie den Herzog von Rocca Romana, welcher, wie man versicherte, der Gegenstand einer jener zärtlichen und vorübergehenden Launen gewesen, welchen die Semiramis des Südens eben so unterworfen war, wie die Semiramis des Nordens, begann sie, nachdem sie ihn neben sich auf dem Sopha Platz nehmen lassen, mit ihm ein Gespräch, welches, wenn auch mit leiser Stimme geführt, doch nicht wenig lebhaft zu sein schien.

Emma warf einen Blick auf die Königin, verließ rasch den Solon und trat wenige Augenblicke später wieder ein. Sie trug jetzt einen Lorbeerkranz im Haare, einen rothen Mantel auf den Schultern und in ihrem runden Arme jene lesbische Lyra, welche kein Weib wieder zu berühren gewagt, seitdem die Muse von Mitylene sie, indem sie sich vom leukadischen Felsen hinabstürzte, ihren Händen entfallen ließ.

Ein Ruf des Erstaunens entrang sich Aller Munde. Man erkannte sie kaum.

Es war dies nicht mehr die sanfte, portische Julie. Eine verzehrendere Flamme als die, welche die rächende Venus in den Augen Phädras entzündete, sprühte ans ihren Augen.

Mit raschem Schritte, der etwas Männliches hatte, näherte sie sich, indem sie zugleich einen unbekanntem Wohlgeruch um sich her verbreitete.

Alle unreinen Leidenschaften des Alterthums, die Myrrhas für ihren Vater, die Pasiphaë's für den Stier von Kreta, schienen mit ihrer frechen Schminke das Antlitz der Künstlerin übertüncht zu haben. Es war die Jungfrau, welche sich gegen die Liebe empört, erhaben in ihrer verbrecherischen Auflehnung. Sie blieb vor der Königin stehen und mit einer Leidenschaft, welche die Saiten der Lyra erdröhnen ließ, als ob sie von Erz wären, sank sie auf einen Sessel und sang nach einer wilden Melodie folgende von ihr in's Französische übertragene Worte:

»Assis à tes côtés, celui-là qui soupire,
Ecoutant de ta voix les sons mélodieux,
Celui-là qui te voit, o rage! lui soïire,
Celui-là, je le dis, il est l'egal des dieux!

»Dès que je t'aperçois, la voix manqua à ma lèvre,
ma langue se dessèche et veut en vain parler.
Daus mes tempes en feu j'entends battre la fièvre,
Et me sens tout ensemble et trausir et brûler.

»Plus pâle que la fleur qui se soutient à peine,
Quand le Lion brûlant la sèche tout un jour.
Je tremble, je pâlis, je reste hors d'haleine,
Et meurs, sans expirer, de désir et d'amour.«

(Wer an deiner Seite sitzt, wer seufzend die melodischen Töne deiner Stimme hört; wer, o Wahnsinn! Dich ihm lächeln sieht, der, sage ich, ist den Göttern gleich!

Sobald ich Dich erblicke, mangelt die Stimme meiner Lippe; meine Zunge vertrocknet und will vergebens sprechen. In meinen brennenden Schläfen höre ich das Fieber pochen und fühle, wie flammendes Entzücken mich verzehrt.

Bleicher als die Blume, welche sich kaum aufrecht hält, wenn der glühende Löwe sie einen ganzen Tag gedörret hat, zitterte ich, bleich und athemlos, und sterbe, ohne zu verhauchen, vor Begier und Liebe.)

Mit den letzten Schwingungen ihrer Saiten glitt die Lyra von den Knien der Dichterin auf den Teppich und ihr Kopf neigte sich rückwärts über die Lehne des Sessels.

Die Königin, welche schon von der zweiten Strophe an Rocca Romana von sich entfernt hatte, kam, noch ehe der letzte Vers zu Ende war, herbeigeeilt und richtete in ihren Armen die Sängerin empor, deren Kopf träg auf ihre Schulter sank, als ob sie ohnmächtig wäre.

Diesmal wußte man einen Augenblick lang nicht, ob man applaudieren sollte. In einem Kampfe aber, wo jeder moralische Gedanke der feurigen Exaltation der Sinne weichen mußte, ward die Schamhaftigkeit bald besiegt. Männer und Frauen umringten Emma. Jeder wetteiferte, einen Blick, ein Wort von ihr zu erhaschen, ihre Hand, ihr Haar, ihre Kleider zu berühren.

Nelson that wie die Uebrigen und zitterte noch mehr als diese, denn er war verliebter.

Die Königin nahm den Lorbeerkranz von Emma's Haupte und setzte ihn auf das Nelson's.

Er riß ihn, als ob er sich dadurch glühend berührt fühlte, herab und drückte ihn an sein Herz.

In diesem Augenblick fühlte die Königin eine Hand, welche sie am Arm faßte. Sie drehte sich herum; es war Acton.

»Kommen Sie,« sagte er zu ihr, »kommen Sie, ohne einen Augenblick zu verlieren, Gott thut für uns mehr, als wir hoffen konnten.«

»Meine Damen,« sagte die Königin, »in meiner Abwesenheit — denn ich bin gezwungen mich auf einige Augenblicke zu entfernen — in meiner Abwesenheit ist Emma Königin. Ich lasse Ihnen anstatt der Macht das Genie und die Schönheit zurück.«

Dann flüsterte sie Nelson ins Ohr:

»Sagen Sie ihr, sie solle Ihnen den Shawltanz vortanzen, den sie mir vortanzen sollte. Sie wird es thun.«

Dann folgte sie Acton und verließ Emma berauscht von Stolz, und Nelson wahnsinnig vor Liebe.

Siebentes Capitel.

Gott lenkt.

Die Königin folgte Aeton, denn sie begriff, daß in der That etwas Ernstes vorgehen mußte, weil er sich erlaubt hatte, sie in so gebieterischer Weise aus dem Solon zu rufen.

In dem Corridor angelangt, wollte sie ihn befragen; er antwortete aber blos:

»Ich bitte, Madame, kommen Sie schnell! Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. In einigen Minuten sollen Sie Alles erfahren.«

Acton betrat die Stufen einer kleinen Nebentreppe, welche in die Apotheke des Schlosses hinabführte. In dieser Apotheke fanden die Aerzte und Wundärzte des Königs — Vairo, Troja, Cottugno — ein ziemlich vollständiges Assortiment von Medicamenten, um den Kranken oder Verwundeten, zu welchen sie gerufen worden, die erste nothwendige Hilfe leisten zu können.

Die Königin errieth, wohin Acton sie führte.

»Es ist doch keinem meiner Kinder etwas zugestoßen?« fragte sie.

»Nein, Madame, beruhigen Sie sich,« sagte Acton, »und wenn wir ein Experiment zu machen haben, so können wir es wenigstens in anima vili vornehmen.«

Acton öffnete die Thür. Die Königin trat ein und warf einen raschen Blick in das Zimmer.

Auf einem Bett lag ein Ohnmächtiger.

Mit mehr Neugier als Furcht näherte sie sich demselben.

»Ferrari!« rief sie.

Dann drehte sie sich mit stierem Blick nach Anton herum.

»Ist er todt?« fragte sie in einem Tone, als ob sie gesagt hätte: »Haben Sie ihn umgebracht?«

»Nein, Madame,« antwortete Acton; »er ist nur ohnmächtig.«

Die Königin sah ihn an; ihr Blick verlangte eine nähere Erklärung.

»Mein Gott, Madame,« sagte Acton, »die Sache ist die einfachste von der Welt. Ich schickte verabredetermaßen meinen Secretär zu dem Postmeister von Capua und ließ diesem auftragen, dem Courier Ferrari, wenn dieser durch passierte, zu sagen, daß der König ihn in Caserta erwartete. Der Postmeister richtete dies aus. Ferrari gönnte sich nur so viel Zeit, als er brauchte, um das Pferd zu wechseln. Als er aber unter das große Thor des Schlosses kam, lenkte er, durch die Equipagen unserer Gäste beengt, sein Pferd zu kurz herum; es stürzte und der Reiter schlug mit dem Kopf an einen Eckstein. Man hob den Besinnungslosen auf und ich ließ ihn hierhertragen, indem ich zugleich sagte, man brauche keinen Arzt zu holen, weil ich das Nöthige selbst besorgen würde.«

»Aber,« sagte die Königin sofort auf Actons Gedanken eingehend, »dann brauchen wir nicht mehr ihn zu verführen, oder sein Schweigen zu erkaufen zu suchen. Wir haben nicht mehr zu fürchten, daß er spreche, und dafern er nur so lange ohnmächtig bleibt, daß wir den Brief öffnen, lesen und wieder versiegeln können, so brauchen wir dann weiter nichts. Nur, Sie verstehen dies wohl, Anton, darf er nicht erwachen, während wir bei der Arbeit sind.«

»Dafür habe ich schon gesorgt und bereits an Alles gedacht, woran Sie jetzt denken,

Madame.«

»Wie so?«

»Ich habe diesem Unglücklichen zwanzig Tropfen Laudanum eingeflößt.«

»Zwanzig Tropfen.« sagte die Königin. »Ist das auch genug für einen Menschen, der an Wein und starke Getränke gewöhnt ist, wie es dieser Courier sein muß?«

»Sie haben vielleicht Recht, Madame, und man kann ihm noch zehn Tropfen mehr geben.«

Mit diesen Worten träufelte Arton zehn Tropfen von einer gelblichen Flüssigkeit in einen kleinen Löffel und flößte sie dem Bewußtlosen ein.

»Und Sie glauben,« fragte die Königin, »daß in Folge dieses Trankes er jetzt nicht wieder zur Besinnung kommen werde?«

»Wenigstens nicht in dem Grade, daß er sich von dem, was um ihn her vorgeht, Rechenschaft geben könnte.«

»Aber,« sagte die Königin, »ich sehe keine verschlossene Umhängtasche an ihm.«

»Da er ein vertrauter Bote des Königs ist,« sagte Acton, »so bringt dieser bei ihm nicht die gewöhnliche Vorsicht in Anwendung und wenn es sich um eine einfache Depesche handelt, so trägt Ferrari diese und die Antwort in einer inwendig in seiner Weste angebrachten Ledertasche.«

»Lassen Sie sehen,« sagte die Königin, ohne zu zögern.

Acton öffnete die Weste des Couriers, suchte in der betreffenden Tasche und nahm einen Brief heraus, der mit dem Privatsiegel des Kaisers von Oesterreich, das heißt, wie Acton vorausgesehen, mit einem Mark Aurel-Kopfe, verschlossen war.

»Alles geht gut,« sagte Acton.

Die Königin wollte ihm den Brief aus der Hand nehmen, um ihn zu entsiegeln.

»O nein, nein,« sagte Arten, »nicht so!«

Und indem er den Brief zurückzog, hielt er ihn in einer gewissen Höhe über die brennende Kerze, das Siegel ward allmählig weich, und eine der vier Ecken hob sich.

Die Königin fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

»Was werden wir lesen?« sagte sie.

Acton zog den Brief aus dem Couvert, verneigte sich und überreichte ihn der Königin.

Diese schlug den Brief auseinander und las laut:

»Schönbrunn den 28. September 1798.

»Werthgeschätzter Bruder, Cousin, Onkel und Bundesgenosse.

»Ich antworte Eurer Majestät eigenhändig, ebenso wie Sie mir geschrieben haben. Meine, mit dem meines Hofkriegsrathes übereinstimmende Meinung ist, daß wir den Krieg gegen Frankreich nicht eher beginnen dürfen, als bis wir alle Möglichkeiten des Erfolgs beisammen haben, und eine dieser Aussichten, auf welche es mir erlaubt ist zu rechnen, ist die Mitwirkung der vierzigtausend Mann russischer Truppen unter dem Feldmarschall Suwarow, dem ich das Obercommando unserer Armeen zu übertragen gedenke. Diese vierzigtausend Mann werden aber erst gegen Ende März hier sein. Suchen Sie, mein werthgeschätzter Bruder, Cousin und Onkel, daher Zeit zu gewinnen und verzögern Sie die Eröffnung der Feindseligkeiten durch alle möglichen Mittel. Ich glaube nicht, daß Frankreich eher als wir Lust hat, Krieg zu führen. Benutzen Sie diese friedliche Stimmung. Geben Sie für das, was geschehen, einen guten oder schlechten Grund an, und im Monat April werden wir dann mit allen uns zu Gebote stehenden

Mitteln den Feldzug beginnen

»Somit und da das Gegenwärtige keinen andern Zweck hat, mein viel geliebter Bruder, Cousin, Onkel und Bundesgenosse, bitte ich Gott, Sie in seinen heiligen Schutz zu nehmen.

»Franz.«

»Das ist aber etwas ganz Anderes, als wir erwarteten,« sagte die Königin.

»Was mich betrifft, Madame,« entgegnete Acton, »so habe ich niemals geglaubt, daß Se. Majestät der Kaiser vor nächstem Frühling einen Feldzug beginnen würde.«

»Was sollen wir nun thun?«

»Ich erwarte Ew. Majestät Befehle.«

»Sie kennen, General, die Gründe, aus welchen ich einen sofortigen Krieg wünsche.«

»Wollen Ew. Majestät auch die Verantwortlichkeit dafür übernehmen?«

»Welche Verantwortlichkeit soll ich bei einem solchen Briefe übernehmen?«

»Der Brief des Kaisers wird sein, was wir wünschen, daß er sei.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Das Papier, sagt das Sprichwort, ist geduldig, und man kann es sagen lassen, was man will. Die ganze Frage ist, zu berechnen, ob es besser ist, den Krieg sofort oder erst später zu beginnen, anzugreifen oder zu warten, bis wir angegriffen werden.«

»Hierüber kann nach meiner Ansicht nur eine Meinung zwischen uns herrschen. Wir kennen den Zustand, in welchem sich die französische Armee befindet. Gegenwärtig kann sie uns nicht widerstehen; wenn wir ihr aber Zeit lassen, sich zu organisieren, so sind wir es, die keinen Widerstand werden leisten können.«

»Und mit diesem Briefe halten Sie es für unmöglich, daß der König in's Feld rücke?«

»Der Königs Dieser wird nur zu froh sein, einen Vorwand zu finden, um in Neapel bleiben zu können«

»Dann, Madame, kenne ich nur ein Mittel,« sagte Acton in entschlossenem Tone.

»Welches?«

»Es besteht darin, daß wir den Brief das Gegentheil von dem sagen lassen, was er jetzt sagt.«
Die Königin faßte Acton beim Arme.

»Ist dies möglich?« fragte sie, indem sie ihn starr ansah.

»Nichts leichter, als dies.«

»Erklären Sie mir es. — Doch warten Sie.«

»Warum?«

»Hörten Sie nicht« wie dieser Mensch stöhnte?«

»Was kommt weiter darauf an?«

»Er richtet sich auf seinem Bette empor.«

»Aber nur, um wieder niederzusinken; sehen Sie.«

Und in der That sank der unglückliche Ferrari ächzend auf seinem Bette zurück.

»Also Sie sagten?« hob die Königin wieder an.

»Ich sage, das Papier dieser Depesche ist dick, farblos und nur auf einer Seite beschrieben.«

»Nun, und?«

»Nun, mit Hilfe einer Säure kann man die Schrift entfernen, indem man von der Hand des Kaisers bloß die drei letzten Zeilen und die Unterschrift stehen läßt. Dann kann man statt der ausgetilgten Schrift anstatt des Rathes, die Feindseligkeiten erst im Monate April zu beginnen, die Aufforderung hineinschreiben, dieselben unverweilt zu eröffnen.«

»Aber was Sie mir da vorschlagen, General, ist etwas sehr Bedenkliches.«

»Deshalb sagte ich auch, daß es nur der Königin zukomme, eine solche Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen.«

Die Königin dachte einen Augenblick nach, ihre Stirn runzelte sich, ihre Augenbrauen zogen sich zusammen, ihr Auge gewann einen harten Ausdruck, ihre Hand ballte sich.

»Es ist gut,« sagte sie. »Ich übernehme die Verantwortlichkeit.«

Acton sah sie an.

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich die Verantwortlichkeit übernehme; an's Werk!«

Acton näherte sich dem Bett des Verwundeten, fühlte ihm an den Puls, drehte sich dann nach der Königin herum und sagte:

»Unter zwei Stunden wird er nicht wieder zu sich kommen.«

»Bedürfen Sie etwas?« fragte die Königin, als sie bemerkte, daß Acton sich umschaute.

»Ich brauche ein Kohlenbecken, Feuer und ein Plätteisen.«

»Weiß man, daß Sie hier bei dem Verwundeten sind?«

»Ja.«

»Nun dann klingeln Sie und verlangen Sie die Gegenstände, deren Sie bedürfen.«

»Aber man weiß nicht, daß Sie hier sind, Majestät.«

»Das ist wahr,« sagte die Königin.

Und sie versteckte sich hinter den Fenstervorhang.

Acton klingelte.

Es war nicht ein Diener, welcher eintrat, sondern sein Secretär.

»Ah, Sie sind es, Dick?« sagte Acton.

»Ja, gnädiger Herr. Ich glaubte, Sie bedürften etwas, was Ihnen ein Diener, vielleicht nicht schaffen könnte.«

»Sie haben Recht. Verschaffen Sie mir vor allen Dingen und so schnell als möglich ein Becken, glühende Kohlen und ein Plätteisen.«

»Ist dies Alles, gnädiger Herr?«

»Ja, für den Augenblick. Sie werden sich aber nicht entfernen, denn ich werde Ihrer wahrscheinlich später wieder bedürfen.«

Der junge Mann verließ das Zimmer, um die empfangenen Befehle auszuführen, und Acton schloß die Thür hinter ihm.

»Sind Sie dieses jungen Mannes sicher?« fragte die Königin.

»Wie meiner selbst, Madame.«

»Wie heißt er?«

»Richard Menden.«

»Aber Sie nannten ihn ja Dick.«

»Dies ist die englische Abkürzung von Richard.«

»Ja, das ist wahr.«

Fünf Minuten später hörte man Jemanden die Treppe heraufkommen.

»Es ist Richard,« sagte Acton, »und Sie brauchen sich daher nicht wieder zu verstecken, Madame. Uebrigens werden wir seiner auch sogleich bedürfen.«

»Warum?«

»Wenn es sich darum handelt, den Brief umzuschreiben, so kann dies weder von Eurer Majestät noch von mir geschehen, weil der König unsere Handschriften kennt. Wir müssen uns zu diesem Zwecke vielmehr dieses jungen Mannes bedienen.«

»Sie haben Recht.«

Die Königin setzte sich so, daß sie der Thür den Rücken zukehrte.

Der junge Mann trat mit den drei verlangten Gegenständen ein, die er in der Nähe des Kamins niedersetzte. Dann ging er wieder hinaus, ohne, wie es schien, bemerkt zu haben, daß eine Person im Zimmer war, welche er bei seinem ersten Eintreten nicht gesehen.

Acton verschloß die Thür zum zweiten Mal hinter ihm, legte das Plätteisen auf die Kohlen, öffnete den Schrank, in welchem sich die Apotheke befand, nahm aus derselben ein kleines Fläschchen mit Oxalsäure, schnitt von einer Schreibfeder die Fahne ab, um mit derselben die Flüssigkeit auf das Papier zu streifen, faltete den Brief so, daß die drei letzten Linien die kaiserliche Unterschrift von jeder Berührung der Flüssigkeit frei bleiben mußten, goß dann die Säure auf den Brief und strich sie mit der Feder gleichmäßig nach allen Richtungen.

Die Königin verfolgte diese Operation mit einer Neugier, die nicht ganz frei von Unruhe war, denn sie fürchtete, daß das Experiment gar nicht oder doch nicht in geeigneter Weise gelingen würde. Zu ihrer großen Befriedigung aber sah sie unter der Einwirkung der Flüssigkeit die Tinte erst gelb, dann grau werden und zuletzt ganz verschwinden.

Acton zog sein Tuch aus der Tasche, ballte es zusammen und betupfte den Brief damit.

Nachdem dies geschehen, war das Papier vollkommen weiß geworden. Acton nahm das Plätteisen, legte den Brief auf ein Heft Papier und bügelte ihn, wie man ein Stück Wäsche plättet.

»So,« sagte er; Während nun das Papier vollends trocknet, wollen wir die Antwort Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich abfassen.«

Die Königin war es, welche diese Antwort diktierte.

Dieselbe lautete Wort für Wort folgendermaßen:

»Schönbrunn, den 28. September 1798.

»Werthgeschätzter Bruder, Cousin, Onkel und Bundesgenosse!

»Nichts konnte mir angenehmer sein, als der Brief, welchen Sie mir geschrieben und, in welchem Sie mir versprechen, sich in allen Dingen nach meinem Rathe zu richten.

»Die Nachrichten, welche ich aus Rom erhalten, melden mir, daß die französische Armee dort sich in dem erbärmlichsten Zustande befindet. Mit der Armee von Oberitalien ist ganz dasselbe der Fall.

»Nehmen Sie, mein werthgeschätzter Bruder, Cousin, Onkel und Bundesgenosse, die eine auf sich, ich werde auf mich die andere nehmen. Sobald ich erfahren, daß Sie in Rom eingerückt sind, rücke ich mit hundertvierzigtausend Mann in's Feld. Sie haben Ihrerseits sechzigtausend, ich erwarte vierzigtausend Mann Russen. Dies ist mehr, als nöthig ist, damit der nächste Friedensschluß, anstatt der Friede von Campo Formio, der Friede von Paris heiße.«

»Ist es so recht?« fragte die Königin.

»Ausgezeichnet!« sagte Acton.

»Dann gibt es also nun weiter nichts zu thun, als dieses Concept aufs Reine zu schreiben.«

Acton überzeugte sich, daß das Papier vollkommen trocken war, ließ mit Hilfe des Plätteisens den schützenden Bruch verschwinden, ging abermals nach der Thür und rief Dick.

Wie er vorausgesehen, hatte sich der junge Mann bloß so weit entfernt, daß er es sofort hören mußte, wenn man ihn rief.

»Hier bin ich gnädiger Herr,« sagte er.

»Setzen Sie sich hierher, an diesen Tisch,« sagte Acton, »und schreiben Sie, was hier auf diesem Blatte steht, auf diesen Brief, wobei Sie jedoch bedacht sein müssen, Ihre Hand ein wenig zu verstellen.«

Der junge Mann setzte sich, ohne eine Frage zu thun, und ohne, wie es schien, sich zu wundern, an den Tisch, ergriff, als ob es sich um die einfachste Sache von der Welt handelte, die Feder, vollzog den ihm ertheilten Befehl und erhob sich, fernerweite Instructionen erwartend.

Acton betrachtete das Papier beim Schein der brennenden Kerzen. Nichts verrieth die mit dem Briefe vorgegangene Fälschung. Er steckte den Brief wieder in das Couvert hielt das Siegel über die Flamme, so daß es wieder weich ward, brachte dann um jede Spur von der stattgehabten Eröffnung des Briefes zu vertilgen, auf die erste Schicht Siegellack eine zweite und drückte dann das Petschaft darauf, welches er nach dem des Kaisers hatte stechen lassen.

Nachdem dies geschehen, steckte er den Brief wieder in die Ledertasche, knüpfte die Weste des Couriers zu, nahm dann ein Licht und untersuchte nun erst die Wunde des Mannes.

Er hatte eine bedeutende Contusion am Kopfe. Die Haut war unter dem Haar etwa zwei Zoll lang ausgerissen, der Hirnschädel selbst jedoch unversehrt.

»Dick,« sagte Acton, »hören Sie genau, was ich Ihnen jetzt auftrage.«

Der junge Mann verneigte sich.

»Schicken Sie jetzt nach Santa Maria nach einem Arzte. Bis derselbe kommt, was nicht unter einer Stunde wird geschehen können, flößen Sie diesem Manne löffelweise einen Absud von grünem Kaffee ein.«

»Zu! Befehl, Excellenz.«

»Der Arzt wird glauben, es seien die Salze, welche er, ihn wird athmen lassen, oder der Aether, womit er ihm die Schläfe reiben wird, was den Verwundeten wieder zum Bewußtsein gebracht hat. Sie werden ihn dies immerhin glauben lassen. Er wird den Verwundeten verbinden, der dann je nach dem Zustande seiner Kräfte seinen Weg zu Fuße oder zu Wagen weiter fortsetzen wird.«

»Ja, Excellenz.«

»Der Verwundete,« fuhr Acton jedes seiner Worte betonend fort, »ist nach seinem Sturze von den Leuten des Hauses aufgehoben, auf Ihren Befehl in die Apotheke getragen und von Ihnen und dem Arzte behandelt worden. Er hat weder mich noch die Königin gesehen, und die Königin und ich wir haben ihn nicht gesehen. Sie verstehen wohl?«

»Ja, Excellenz.«

»Und nun,« sagte Acton, indem er sich nach der Königin herumdrehte, »können Sie die Dinge ihren Gang gehen lassen, und ohne Besorgniß in den Solon zurückkehren. Alles wird ausgeführt

werden, wie es angeordnet worden.«

Die Königin warf einen letzten Blick auf den Secretär. Sie fand, daß er die intelligente und entschlossene Miene eines Mannes besaß, welcher berufen ist, dereinst sein Glück zu machen.

Als die Thür sich geschlossen hatte, sagte die Königin:

»Sie haben da einen kostbaren jungen Mann, General.«

»Er gehört nicht mir, sondern Ihnen Madame, wie Alles, was ich besitze,« antwortete Acton.

Und er verneigte sich, indem er die Königin an sich vorbeigehen ließ.

Als er wieder in den Solon trat, ließ Emma Lyonna, in einen purpurrothen Kashemir mit goldenen Fransen gehüllt, sich mitten unter dem wahnsinnigen Beifall der Zuschauer, ganz nach Art einer Ballettänzerin, welche ihren schönsten Erfolg feiert, auf ein Sopha niedersinken.

In der That hatte nie eine Tänzerin des San Carlo-Theaters ihr Publikum in einen ähnlichen Rausch versetzt. Der Kreis, in dessen Mitte sie den Tanz begonnen, hatte sich ihr, allmählig der unwiderstehlichen Anziehungskraft folgend, genähert, so daß ein Augenblick eingetreten war, wo, weil ein jeder begierig war sie zu sehen und sie zu berühren, den von ihr ausströmenden Wohlduft zu athmen ihr nicht blos der Raum, sondern auch die Luft gemangelt hatte.

Mit halberstickter Stimme »Platz! Platz!« rufend, war sie daher unter wollüstigen Zuckungen auf das Sopha niedergesunken, wo die Königin sie jetzt fand.

Beim Anblick der Königin theilte sich die Menge, um sie zu ihrer Favoritin gelangen zu lassen. Der Beifall verdoppelte sich. Man wußte, daß man nur Emma's Anmuth, Talent und Zauberkraft zu rühmen brauchte, um Karolinens Gunst zu erwerben.

»Nach dem was ich sehe und höre,« sagte die Königin, »hat Emma ihr Wort gehalten. Jetzt gilt es, sie ausruhen zu lassen. Uebrigens ist es ein Uhr Morgens und Caserta — ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie es vergessen haben — ist mehrere Meilen von Neapel entfernt.«

Alle begriffen, daß es für sie eine Weisung war, sich zu entfernen, und daß in der That die Stunde des Abschieds gekommen sei. Man faßte alle Vergnügungen des Abends in einem letzten Ausdruck enthusiastischer Bewunderung zusammen, die Königin reichte vier oder fünf der am meisten Bevorzugten — der Fürst Maliterno und der Herzog von Rocca-Romana waren unter dieser Zahl — die Hand zum Kusse, hielt Nelson und seine beiden Freunde, welchen sie einige Worte allein zu sagen hatte, zurück, rief dann die Marquise von San Clemente und sagte:

»Liebe Elena, übermorgen haben Sie Dienst bei mir.«

»Morgen, wollen Ew. Majestät sagen, denn, wie Sie uns eben bemerklich gemacht haben, es ist ein Uhr Morgens. Ich schätze die mir in Aussicht gestellte Ehre zu hoch, als daß ich dieselbe um einen Tag verzögert sehen möchte.«

»Dann muß ich leider Ihre Erwartung täuschen, liebe Elena,« sagte die Königin mit einem Lächeln, dessen Ausdruck schwer zu errathen gewesen wäre. »Denken Sie sich, daß die Gräfin San Marco mich um die Erlaubniß gebeten hat — wohlverstanden mit Ihrer Zustimmung — Ihren Platz einzunehmen, indem sie Sie durch mich bitten läßt, den ihrigen einzunehmen, weil sie nächste Woche, ich weiß nicht was für eine wichtige Angelegenheit vorhat. Sind Sie mit diesem Tausch einverstanden?«

»Jawohl, Majestät; ich bedaure nur, wie gesagt, daß das Glück, in Ihrer Nähe zu sein, für mich sonach um einen Tag verzögert wird.«

»Nun gut, dann ist die Sache also abgemacht, den morgenden Tag haben Sie vollständig für sich, meine liebe Marquise.«

»Und ich werde diese Freiheit wahrscheinlich benutzen, um mit meinem Gemahl aufs Land zu gehen.«

»So ist's recht,« sagte die Königin. »Das nenne ich musterhaft.«

Und sie begrüßte die Marquise, welche, von ihr zurückgehalten, die Letzte war, welche ihre Reverenz machte und den Solon verließ.

Die Königin sah sich nun mit Acton, Emma, den beiden englischen Officieren und Nelson allein.

»Mylord,« sagte sie zu Nelson, »ich habe Grund zu glauben, daß morgen oder übermorgen der König von Wien Mittheilungen erhalten werde, die in Bezug auf den Krieg mit Ihren Ansichten übereinstimmen, denn Sie sind doch immer noch der Meinung, daß man den Feldzug je eher desto lieber beginnen müsse?«

»Ich bin nicht bloß dieser Meinung, Madame, sondern, wenn dieselbe Annahme findet, auch bereit, Ihnen die Mitwirkung der englischen Flotte zu leihen.«

»Wir werden von diesem Anerbieten Gebrauch machen, Mylord. Das, um was ich Sie jedoch in diesem Augenblick bitten möchte, ist etwas Anderes.«

»Eure Majestät haben nur zu befehlen. Ich bin bereit, zu gehorchen.«

»Ich weiß, Mylord, welches Vertrauen der König auf Sie setzt. Wie günstig auch für den Krieg die Antwort von Wien morgen lauten möge, so wird er doch immer noch zögern. Ein Brief von Ihnen dagegen in demselben Sinne wie der des Kaisers würde seiner Unentschlossenheit sofort ein Ende machen.«

»Soll dieser Brief an den König gerichtet werden, Madame?«

»Nein, ich kenne meinen erhabenen Gemahl. Er hat einen unüberwindlichen Widerwillen, den Rathschlägen zu folgen, welche ihm direct gegeben werden. Deshalb wünschte ich, daß dieselben lieber in einem vertraulichen Briefe an Lady Hamilton enthalten seien. Schreiben Sie daher gemeinschaftlich an diese und Sir William — an Emma als an die beste Freundin, die ich habe, an Sir William, als an den besten Freund des Königs. Wenn dieser so von zwei Seiten gefaßt wird, so wird dieses Mittel weit größere Wirkung haben.«

»Eure Majestät weiß,« sagte Nelson »daß ich weder Diplomat noch Politiker bin. Mein Brief wird der eines Seemanns sein, welcher offen und selbst in rauher Weise sagt, was er denkt, und nichts Anderes.«

»Weiter verlange ich auch von Ihnen nichts, Mylord. Uebrigens begleiten Sie jetzt den Generalcapitän. Sie werden unterwegs sich mit einander besprechen. Da morgen früh ohne Zweifel etwas Wichtiges entschieden werden wird, so diniren Sie im Palast. Der Baron Mark wird auch mit da speisen und Sie können Ihre Bewegungen combiniren.«

Nelson verneigte sich.

»Es wird ein Diner im engeren Kreise sein,« fuhr die Königin fort. »Emma und Sir William werden auch da sein. Es gilt den König zu treiben und zu drängen. Ich würde selbst diese Nacht nach Neapel zurückkehren, wenn meine arme Emma nicht so müde wäre. Uebrigens wissen Sie,« setzte die Königin, die Stimme senkend, hinzu, »daß sie für Sie, und nur für Sie allein, mein lieber Admiral, alle jene schönen Dinge gesagt und gethan, welche Sie gesehen und gehört haben.«

Dann senkte sie die Stimme noch tiefer und sagte:

»Sie weigerte sich hartnäckig; ich sagte ihr aber, daß ich überzeugt wäre, sie würde Sie

entzücken. Dieser Hoffnung gegenüber hat ihre Hartnäckigkeit nicht Stand zu halten vermocht.«

»O Madame, was sagen Sie!« rief Emma und schlug die Augen nieder.

»Nun, erröthen Sie nur nicht und reichen Sie lieber unserem Helden Ihre schöne Hand. Ich würde ihm gern die meinige geben, aber ich bin überzeugt, daß ihm die Ihrige lieber ist. Die meinige gehört daher diesen Herren.«

Und in der That reichte sie ihre beiden Hände den Officieren, welcher jeder eine küßte,« während Nelson, die Emmas vielleicht mit mehr Leidenschaft ergreifend, als die königliche Etikette gestattete, sie an seine Lippen drückte.

»Ist es wahr,« fragte er leise, »daß Sie, wie die Königin sagte, um meinetwillen sich dazu verstanden haben, zu declamiren, zu singen und jenen Tanz auszuführen, der mich vor Eifersucht fast wahnsinnig gemacht hätte?«

Emma sah ihn an, wie sie die Männer anzusehen verstand, wenn sie ihren Liebhabern den Rest von Verstand, den sie noch besaßen, vollends rauben wollte. Dann sagte sie mit einem Ausdrücke, der noch berauschender war als ihr Blick:

»Sie Undankbarer! Sie fragen noch!«

»Der Wagen Sr. Excellenz des Herrn Generalcapitäns ist bereit,« meldete ein Lakai.

»Meine Herren,« sagte Acton, »wenn es Ihnen beliebt.«

Nelson und die beiden Officiere verneigten sich.

»Haben Ew. Majestät mir noch besondere Befehle zu ertheilen?« sagte Acton in dem Augenblicke, wo sie sich entfernten, zu der Königin.

»Allerdings,« entgegnete diese, »heute Abend werden die drei Staatsinquisitoren in dem schwarzen Zimmer sein.«

Acton verneigte sich und verließ den Salon. Die beiden Officiere waren schon im Vorzimmer.

»Endlich!« sagte die Königin, indem sie ihren Arm um Emma's Hals schlang und sie mit dem Ungestüm küßte, welches ihr ganzes Thun kennzeichnete. »Ich fürchtete schon, man würde uns nimmermehr allein lassen.«



Achtes Capitel.

Die Krippe des Königs Ferdinand.

Die Ueberschrift dieses Capitels wird unsern Lesern ein wenig unverständlich erscheinen und wir wollen ihnen daher eine nähere Erläuterung darüber geben.

Eines der größten Feste in Neapel ist das Weihnachtsfest, — *Natale*, wie man es nennt. Drei Monate lang vorher legen sich die ärmsten Familien alle möglichen Entbehrungen auf, um einige Ersparnisse zu machen, wovon ein Theil der Lotterie anheimfällt, weil man hofft zu gewinnen und mit diesem Gewinne die heilige Nacht zuzubringen, während der andere Theil für den Fall reserviert wird, daß die Madonna der Lotterie — denn in Neapel gibt es Madonnen für Alles — unbeugsam sein sollte.

Diejenigen, welchen es nicht gelingt, einige Ersparnisse zu machen, tragen ihre armseligen Schmucksachen, ihre erbärmlichen Kleidungsstücke, ja sogar die Matratzen ihrer Betten aufs Leihhaus.

Diejenigen, welche weder Schmucksachen, noch Kleider, noch Matratzen zu versetzen haben, stehlen.

Man hat bemerkt, daß in Neapel die Zahl der Diebstähle während des Monats December allemal am bedeutendsten ist.

Jede neapolitanische Familie, wie arm sie auch sein möge, muß am Weihnachtsabende wenigstens drei Gerichte Fische auf dem Tische haben.

Am Tage nach Weihnacht leidet ein Drittel der Einwohner von Neapel an Verdauungsbeschwerden und dreißigtausend Personen lassen zur Ader.

Ueberhaupt läßt man in Neapel bei jeder Gelegenheit zur Ader.

Man läßt sich Ader, weil einem zu warm ist, weil man feiert, weil der Sirocco geht, weil der Nordwind oder Tramontane weht.

Ich habe einen kleinen, elfjährigen Laufburschen, welcher von den zehn Franks, die ich ihm monatlich gebe, sieben in die Lotterie setzt, einem Mönch, der ihm seit drei Jahren Nummern angibt, von welchen noch nicht eine einzige herausgekommen ist, eine Rente von einem Saus täglich zahlt und die noch übrigen dreißig Saus aufhebt, um sich dafür zur Ader zu lassen.

Von Zeit zu Zeit tritt er in mein Arbeitscabinet und sagt in ernstem Tone:

»Herr, ich muß zur Ader lassen.«

Und er läßt zur Ader, als ob der Schnitt der Lanzette in die Ader das größte Vergnügen von der Welt wäre.

Von fünfzig zu fünfzig Schritten stößt man in Neapel und stieß man besonders zu der Zeit, welche wir hier bemüht sind zu schildern, auf Buden von Barbieren, Salassatori, welche, wie zur Zeit Figaro's, das Rasiermesser in der einen und die Lanzette in der andern Hand halten.

Man verzeihe uns diese Abschweifung. Der Aderlaß ist aber einmal ein Zug der neapolitanischen Sitten, den wir nicht mit Schweigen übergehen dürfen.

Kommen wir jetzt auf das Weihnachtsfest und besonders auf das zurück, was wir in Bezug auf

Neapel sagen wollten.

Wir wollten sagen, daß eine der Hauptvergnügen in Neapel bei Annäherung der *Natale*, ein Vergnügen, welches bei den Neapolitanern von altem Schrot und Korn sich nach bis auf den heutigen Tag erhalten hat, in der Anfertigung von Krippen besteht.

Im Jahre 1798 gab es in Neapel wenig große Häuser, die nicht ihre Krippen gehabt hätten, entweder eine kleine zum Ergötzen der Kinder, oder eine riesig große zur Erbauung der Erwachsenen.

Der König Ferdinand war ganz besonders berühmt wegen der Art und Weise, auf welche er seine Krippe zu machen verstand, und in dem größten Parterresale des königlichen Palastes hatte er eine Bühne von der Größe des Théâtre français aufschlagen lassen, um seine Krippe aufzustellen.

Es war dies eine Unterhaltung, womit der Fürst von San Nicandro ihn in seiner Jugend beschäftigt, und an welcher er noch im reifen Alter mit ganz des anderer Vorliebe, ja mit einem gewissen Grad von Fanatismus hing.

In den Privathäusern bediente und bedient man sich heute noch derselben Gegenstände aus welchen die Krippen bei jeder Wiederkehr des Weihnachtsfestes zusammengesetzt werden. Der einzige Unterschied bestand blos in der Anordnung.

Bei dem König aber war es nicht so. Nachdem die königliche Krippe ein paar Monate lang der Bewunderung der Beschauer überlassen gewesen, ward sie auseinandergenommen, und der König machte aus den verschiedenen Gegenständen, woraus sie zusammengesetzt war, Geschenke für seine Günstlinge, welche dieselben als einen kostbaren Beweis der königlichen Huld betrachteten.

Die Krippen der Privatpersonen kosteten je nach den Vermögensumständen derselben fünfhundert bis zehntausend, ja sogar fünfzehntausend Francs, die des Königs Ferdinand aber kostete in Folge der Mitwirkung von Malern, Bildschnitzern, Architecten, Maschinisten und Handwerkern bis zu zwei- oder dreihunderttausend Francs.

Schon sechs Monate lang vorher beschäftigte sich der König damit und widmete die ganze Zeit, welche er nicht auf die Jagd und den Fischfang verwendete, seiner Krippe.

Die Krippe des Jahres 1798 sollte ganz besonders schön werden und der König hatte schon sehr bedeutende Summen darauf verwendet, obschon sie noch nicht ganz fertig war; deshalb hatte er den Abend vorher, weil es in Folge der Kosten, welche die Kriegsrüstungen verursacht, mit dem Gelde bei ihm sehr knapp stand, mit einem gewissen, seinem Charakter eigenthümlichen Ungestüm die Einzahlung des Antheiles verlangt, welchen das Haus Backer und Sohn bei Realisation des Wechsels aus fünf und zwanzig Millionen für seine eigene Rechnung machen wollte.

Die acht Millionen waren während des Abends gezählt und gewogen und Andreas Backer's Versprechen gemäß während der Nacht aus den Kellern seines Bankhauses in die des königlichen Palastes transportiert worden.

Ferdinand hatte nun, heiter und guter Dinge und ohne Furcht, daß es ihm künftig an Geld fehle, seinen Freund, den Cardinal Ruffo, holen lassen, erstens um ihm seine Krippe zu zeigen und ihn zu fragen, was er dazu meine, zweitens um mit ihm die Rückkehr des Couriers Antonio Ferrari zu erwarten, welcher, pünktlich wie er war, im Laufe der Nacht in Neapel hätte ankommen sollen, und da dies nicht geschehen, höchst wahrscheinlich nicht länger als bis zum

nächstfolgenden Morgen auf sich warten ließ.

Mittlerweile plauderte er mit Fra Pacifico, unserem alten Bekannten, dem seine besonders seitdem man um seinetwillen jene beiden Jacobiner geopfert, stets im Steigen begriffene Popularität die hohe Ehre verschafft, einen Platz in der Krippe des Königs Ferdinand einzunehmen.

Demzufolge standen in einer Ecke des Theiles des Saales, welcher bestimmt war, bei Eröffnung der Krippe der Zuschauerraum zu werden, Fra Pacifico und sein Esel Jacobino vor einem Bildschnitzer, der beide in Thonerde nachbildete, um die Gruppe dann in Holz auszuführen.

Wir werden sogleich sagen, welcher Platz ihnen in der großen Zusammenstellung angewiesen war, welche wir den Augen unserer Leser zu entrollen im Begriff stehen.

Versuchen wir daher, wie mühsam auch diese Aufgabe sei, eine Idee von dem zu geben, was die Krippe des Königs Ferdinand war.

Wir haben bereits gesagt, daß sie auf einem Theater von der Höhe und Tiefe des Théâtre français stand, das heißt sie war vierunddreißig Fuß lang, sechsunddreißig Fuß breit und fast eben so tief.

Dieser ganze Raum ward von den verschiedenen Figuren eingenommen, welche in mehrere Felder vertheilt, die hauptsächlichsten Scenen aus dem Leben Jesu vorstellten — von der Geburt in der Krippe in der ersten Abtheilung bis zur Kreuzigung in der letzten, welche, da sie die oberste war, beinahe die Decke berührte.

Ein Weg schlängelte sich über das ganze Theater hinweg und schien von Bethlehem nach Golgatha zu führen.

Die erste und wichtigste aller dieser Scenen, welche sich dem Auge darstellte, war, wie wir bereits gesagt haben, die Geburt Christi in der Grotte zu Bethlehem.

Die Grotte war in zwei Abtheilungen geschieden. In der einen, der größeren, befand sich die Jungfrau mit dem Jesuskind, welches sie in den Armen oder vielmehr auf den Knien hielt. Zu ihrer Rechten befand sich der Esel, welcher blökte, und zu ihrer Linken der Ochs, welcher die Hand leckte, die das Jesuskind nach ihm ausstreckte.

In der kleinen Abtheilung kniete der heilige Joseph und betete.

Ueber der großen Abtheilung standen die Worte geschrieben:

»Der Natur treu nachgebildete Grotte in Bethlehem, worin die Jungfrau gebar.«

Ueber der kleinen Abtheilung stand geschrieben:

»Höhle, in welche sich der heilige Joseph während der Geburt Christi zurückzog.«

Die heilige Jungfrau war reich in Goldbrocat gekleidet. Aus dem Kopf trug sie ein Diadem von Diamanten, Ohrringe und Armbänder von Smaragden, einen Gürtel von Edelsteinen und Ringe an allen Fingern.

Das Jesuskind hatte ein Blatt Gold um den Kopf, welches einen Heiligenschein vorstellte.

In der Abtheilung der heiligen Jungfrau und des Jesuskindes befand sich der Stamm eines Palmbaumes, welcher durch die Gewölbe ging und sich im hellen Tageslicht entfaltete. Es war dies der Palmbaum der Legende, welcher, seit langer Zeit todt und vertrocknet, in dem Augenblick, wo die Jungfrau ihn im Schmerz des Gebärens in die Arme geschlossen, wieder grüne Blätter und Früchte bekommen hatte.

An der Thür der Krippe knieten die drei Könige aus dem Morgenlande, welche dem göttlichen

Kinde Schmucksachen, kostbare Gefäße und prachtvolle Stoffe darbrachten. Alle diese Schmucksachen, Gefäße und Stoffe waren echt und aus dem Schatze der Krone oder dem beurbonischen Museum entnommen.

Die drei Könige trugen den St. Januariusorden am Halse und eine große Anzahl Diener bildeten ihr Gefolge. Letztere führten sechs an eine prachtvolle Carrosse gespannte Pferde am Zaume,

Diese Grotte mit ihren Personen in halber Lebensgröße befand sich links vom Zuschauer, das heißt auf der *Gartenseite*, wie man in der Coulissensprache sagt.

Aus der *Hofseite*, das heißt rechts vom Zuschauer, sah man die drei Schäfer, welche dem Sterne folgten, und ein Seitenstück zu den drei Königen bildeten. Zwei von den drei Schäfern führten Schafe an bunten Bändern und der dritte trug in seinen Armen ein Lamm, welchem die Mutter blökend folgte.

Ueber den Schäfern im zweiten Felde sah man die Flucht nach Egypten. Die aus einem Esel sitzende heilige Jungfrau hielt das Jesuskind in den Armen, der heilige Joseph ging zu Fuße hinter ihr her, während über ihr vier in der Luft schwebende Engel sie vor der Sonnenhitze schützten, indem sie einen Mantel von blauem Sammet mit goldenen Fransen über ihrem Kopfe ausgebreitet hielten.

Ueber der Anbetung der Hirten sah man die Facade des Klosters von St. Ephraim.

Die Gruppe, welche bestimmt war, das Seitenstück zu der Flucht nach Egypten zu bilden, sollte aus Fra Pacifico und seinem Esel bestehen, die man, ebenso wie die Grotte von Bethlehem, treu der Natur nachbilden wollte. Damit diese Aehnlichkeit vollkommen sei, und Mann und Thier sofort auf den ersten Blick erkannt würden, hatte eben Fra Pacifico drei Tage vorher, als er am Largo Castello vorüber kam, einen Ruf in den Palast erhalten, wo der König ihn zu sprechen wünschte.

Fra Pacifico gehorchte, während er nachdachte, was der König von ihm wollen könne. Man hatte ihn in den Saal der Krippe geführt, und hier hatte er aus dem Munde Sr. Majestät selbst die große Ehre vernommen, welche der König dem Kloster der Kapuciner von St. Ephraim zu erzeigen gedachte, indem er den Bruder Almosensammler und seinen Esel mit in die Krippe stellte.

Fra Pacifico ward demgemäß bedeutet, daß er während der ganzen Zeit der Sitzungen, deren der Bildschnitzer bedurfte, nicht Almosen zu sammeln brauche, weil der Hausmeister des Königs seine Körbe füllen würde.

So war es schon seit drei Tagen gegangen, zur großen Befriedigung Fra Pacificos und Giacobinos, welche in ihren ehrgeizigsten Träumen niemals gehofft hatten, eines Tages die Ehre der unmittelbaren Nähe des Königs zu genießen.

Kaum kannte Fra Pacifico sich auch enthalten auszurufen: »Es lebe der König!« Giacobino, welcher seinen Bruder in der Krippe blöken hörte, mußte sich den größten Zwang anthun, um es nicht ebenso zu machen.

Die andern Scenen, welche an dem Auge des Zuschauers vorübergingen, waren: Jesus im Tempel, die Samaritanerin, der wunderbare Fischfang, Jesus auf dem Wasser gehend und den kleingläubigen Petrus stützend, Jesus und die Ehebrecherin, welche letztere, sei es nun aus Zufall oder in Folge einer cynischen Bosheit von Seiten des Königs, das blonde Haar der Königin und auch in ihren sonstigen Zügen auffallende Aehnlichkeit mit dieser hatte.

Ja der vierten Abtheilung sah man das Gastmahl bei Martha, bei welcher Gelegenheit Magdalena Christi Füße mit kostbarem Oel salbte, und mit ihrem Haar trocknete. Dann folgte der Einzug des Heilandes in Jerusalem am Palmsonntage. Leibgardisten in der Uniform des Königs bewachten die Thore der Stadt, und präsentieren vor Jesus das Gewehr.

Jerusalem bot übrigens hier noch die seltsame Erscheinung, daß es nach dem System Baudans befestigt und mit Kanonen armirt war, obschon es bekanntlich deswegen von Titus doch erobert ward.

Zu dem andern Thore Jerusalems sah man mitten unter Wachen und Leuten aus dem Volke Jesus mit dem Kreuze auf der Schulter herauskommen und nach dem Calvarienberge gehen, dessen aufeinanderfolgende Stationen mit Kreuzen bezeichnet waren.

Das Golgatha endlich schloß die Perspective links von dem Zuschauer, während die linke Seite der Krippe in derselben Abtheilung das Thal Josaphat vorstellte. Hier sah man die Todten aus ihren Gräbern mit hoffnungsvollen oder furchtsamen Geberden hervorkommen und das jüngste Gericht erwarten, zu welchem die Posaune des über ihnen schwebenden Engels sie zusammengerufen hatte.

In den Zwischenräumen und auf dem Wege, welcher durch die verschiedenen Abtheilungen hindurch von der Krippe nach dem Calvarienberge führte, sah man eine Menge Gruppen, welche mit der Archäologie nichts zu schaffen hatten — tanzende Pantaleoni, streitende Paglietti, Lazzaroni, welche sich darüber lustig machten, und endlich Polichinelle, welche ihre Maccaroni mit dem Wonnegenusse verzehrten, welchen dieses von dem Olymp auf die Erde gefallene Nahrungsmittel den Neapolitanern bereitet, bei welchen die Maccaroni die Stelle der mythologischen Ambrosia vertreten.

Kein Platz der geraden Flächen war unbenützt gelassen. Ohne Rücksicht auf den Monat, in welchem Jesus geboren ward, mähten die Schnitter ihre Ernte, während auf den schiefen Ebenen Weinlese gehalten ward oder Hirten ihre Herden weideten.

Alle diese Figuren, deren Zahl sich auf beinahe dreihundert belief, hatten, von geschickten Künstlern ausgeführt, genau die der Umgebung, in der sie sich befanden, angemessene Größe, so daß sie eine Perspective darboten, welche unermesslich zu sein schien.

Der König ließ sich eben, während er dann und wann einen Blick auf seine Krippe warf, in welcher der Maschinenmeister des San Carlo-Theaters eben den verschiedenen Figuren ihre Plätze anwies, von Fra Pacifico die Sage von dem Beccajo erzählen, welche jeden Tag riesigere Dimensionen gewann. In der That hatte der tapfere Bocktödter, nachdem er von einem, dann von zwei, dann von drei Jakobinern angefallen worden, zuletzt seine Gegner gar nicht mehr gezählt, und war, wenn man es glauben wollte, wie Fallstaff jetzt von einer ganzen Armee angegriffen worden, nur behauptete er nicht, daß dieselbe in grüne Steifleinwand gekleidet gewesen sei.

Mitten unter Fra Pacificos Erzählung trat der Cardinal Ruffo ein, welchen wie wir bereits gesagt, der König hatte rufen lassen.

Ferdinand unterbrach seine Conversation mit Fra Pacifico, um den Cardinal zu begrüßen, welcher den Mönch erkennend und wohl wissend, welches furchtbare Verbrechen derselbe veranlaßt, sich unter dem Vorwande, die Krippe des Königs zu bewundern, von ihm entfernte.

Fra Pacifico's drei Sitzungen waren beendet. Außer den drei Ladungen Fischen, Gemüsen, Obst, Fleisch und Wein, die er aus den Vorrathskammern und Kellern des Königs erhalten und welche Jacobino, der Last fast erliegend, in das Kloster geschleppt hatte, erhielt er auf Befehl

des Königs noch hundert Dukaten für jede Sitzung unter dem Titel eines Almosens. Dann verabschiedete Ferdinand ihn und bat ihn um seinen Segen. Während dann der Mönch mit vor Stolz hochklopfendem Herzen sich auf seinem Esel entfernte, näherte der König sich wieder dem Cardinal.

»Nun, Eminenz,« sagte er, »heute haben wir den vierten Oktober und von Wien noch immer keine Nachricht. Ferrari hat sich, ganz gegen seine Gewohnheit, um fünf bis sechs Stunden verspätet. Ich habe Sie auch schon holen lassen, weil ich überzeugt war, er könne nun nicht lange mehr ausbleiben.«

»Sie haben daran sehr wohl gethan, Sire,« antwortete Ruffo, »denn als ich durch den Hof schritt, sah ich ein von Schweiß triefendes Pferd in den Stall führen und bemerkte von weitem einen Mann, welchen man unter beiden Armen stützte. An seinen großen Stiefeln, an seinen ledernen Beinkleidern, an seiner mit Schnüren besetzten Jacke glaubte ich den armen Teufel zu erkennen, den Sie erwarten. Wahrscheinlich ist ihm ein Unfall zugestoßen.«

In diesem Augenblick zeigte sich ein Lakai an der Thür.

»Sire,« sagte derselbe, »der Courier Antonio Ferrari ist angekommen und erwartet in Eurer Majestät Cabinet, daß es Ihnen gefalle, die Depeschen, welche er bringt, in Empfang zu nehmen.«

»Eminenz,« sagte der König, »da kommt unsere Antwort.«

Und ohne sich erst bei dem Lakai zu erkundigen, ob Ferrari Schaden genommen oder verwundet worden sei, ging Ferdinand rasch eine geheime Treppe hinauf und befand sich mit Ruffo in seinem Cabinet, ehe der Courier, der in Folge seiner Wunde nur langsam gehen konnte und alle zehn Schritte einmal stehen bleiben mußte, dasselbe erreichte.

Einige Secunden später öffnete sich die Thür des Cabinets und Antonio Ferrari erschien, immer noch von den beiden Männern gestützt, welche ihn die Treppe hinaufgeführt, bleich und mit einer blutigen Binde um den Kopf auf der Schwelle.

Neuntes Capitel.

Pontius Pilatus.

Als Ferrari den König erblickte, schob er die beiden Männer, die ihn führten, zur Seite, that, als ob die Gegenwart seines Herrn schon hinreichte, ihm die Kräfte wiederzugeben, allein drei Schritte vorwärts und zog, während die beiden Männer sich entfernten und die Thür hinter sich schlossen, mit der rechten Hand die Depesche aus der Tasche und überreichte sie dem König, während er die linke militärisch grüßend an seine Stirn legte.

»Gut,« sagte der König kurz, indem er die Depesche ergriff. »Wie es scheint, hast Du Dich abwerfen lassen, Dummkopf.«

»Sire,« antwortete Ferrari, »Eure Majestät weiß, daß es in allen Ställen des Königreichs kein Pferd gibt, welches im Stande wäre mich abzuwerfen. Mein Pferd stürzte, nicht ich, und wenn das Pferd stürzt, Sire, so muß der Reiter, und wäre er König, dasselbe thun.«

»Und wo begegnete Dir dieser Unfall?« fragte Ferdinand.

»Im Schloßhofe zu Caserta, Sire.«

»Aber was zum Teufel machtest Du denn in dem Schloßhofe zu Caserta?«

»Der Postmeister hatte mir gesagt, der König sei im Schlosse.«

»Allerdings war ich dort,« murrte der König, »aber schon um sieben Uhr Abends fuhr ich von dort wieder zurück.«

»Sire,« sagte der Cardinal, welcher Ferrari erbleichen und taumeln sah, »wenn Sie diese Befragung fortsetzen wollen, so müssen Sie diesem Manne erlauben, sich zu setzen, sonst könnte er leicht ohnmächtig werden.«

»Gut,« sagte Ferdinand. »Setze Dich, Dummkopf.«

Der Cardinal schob rasch einen Sessel herbei.

Es war die höchste Zeit. Noch einige Secunden und Ferrari wäre niedergestürzt, so aber sank er bloß in den Sessel.

Als der Cardinal den Stuhl zurechtgerückt hatte, nahm der König, der über die Mühe, die Ruffo sich wegen seines Couriers gab, ganz erstaunt zu sein schien, ihn bei Seite und sagte:

»Sie haben gehört, Cardinal, in Caserta.«

»Ja, Sire.«

»Gerade in Caserta!« wiederholte der König mit Nachdruck.

Dann fuhr er zu Ferrari gewendet fort:

»Wie geschah denn Alles eigentlich?«

»Sire, es war Abendgesellschaft bei der Königin,« antwortete der Courier. »Der Hof war mit einer Menge Wagen angefüllt. Ich lenkte mein Pferd zu scharf um die Ecke und hielt es dabei nicht straff genug. Es stürzte und ich schlug mit dem Kopfe an einen Eckstein.«

»Hm!« sagte der König.

Dann drehte er den Brief mehrmals in der Hand herum, als ob er zögerte ihn zu öffnen.

»Und dieser Brief,« sagte er, »ist vom Kaiser?«

»Ja, Sire, ich mußte zwei Stunden länger warten, als ich berechnet, denn der Kaiser war in Schönbrunn.«

»Nun sehen wir, was mein Neffe schreibt. Kommen Sie, Cardinal.«

»Erlauben Sie, Sire, daß ich diesem Manne ein Glas Wasser reiche und ihm ein Riechfläschchen in die Hand gebe, dafern Ew. Majestät ihm nicht gestattet, sich in sein Zimmer zurückzuziehen, in welchem Falle ich die Leute rufen würde, die ihn hierher gebracht, um ihn wieder zurückführen zu lassen.«

»Nein, nein, Eminentissime. Sie können sich doch denken, daß ich ihn zu befragen habe.«

In diesem Augenblick hörte man an der Thür kratzen, welche aus dem Cabinet in das Schlafzimmer führte, und hinter der Thür ächzen und winseln.

Es war Jupiter, welcher Ferrari erkannte und der, um seinen Freund besorgter als Ferdinand um seinen Diener, hineingelassen zu werden verlangte.

Auch Ferrari erkannte Jupiter und streckte unwillkürlich den Arm nach der Thür aus.

»Willst Du wohl schweigen, Bestie!« rief Ferdinand, mit dem Fuße stampfend.

Ferrari ließ seinen Arm sinken.

»Sire,« sagte Ruffo, »wollen Sie nicht erlauben, daß zwei Freunde, nachdem sie einander bei der Abreise Lebewohl gesagt, bei der Ankunft einander guten Tag sagen?«

Und in der Voraussetzung, daß Jupiter bei dem Courier die Stelle eines Glases Wasser und eines Riechfläschchens vertreten würde, benutzte der Cardinal den Umstand, daß der König nachdem er die Depesche entsiegelt, sich in das Lesen derselben versenkte, um dem Hunde die Thür des Schlafzimmers zu öffnen.

Jupiter schien zu errathen, wem er diese Gefälligkeit verdankte, und daß dieselbe ihm gegen den Willen seines Herrn gezeigt worden, denn er kroch leise und so weit als möglich von dem König entfernt auf Ferrari zu, ging um den Sessel desselben herum, und versteckte sich hinter diesem — und dem darauf Sitzenden, indem er blos verstohlen seinen Kopf liebkosend zwischen den Schenkel und die Hand seines Pflegevaters schob.

»Cardinal,« sagte der König, »mein lieber Cardinal.«

»Hier bin ich, Sire,« antwortete Ruffo.

»Lesen Sie.«

Während der Cardinal den Brief ergriff, und seinerseits las, wendete der König sich wieder zu dem Courier mit der Frage:

»Hat der Kaiser diesen Brief selbst geschrieben?«

»Das weiß ich nicht, Sire,« antwortete der Courier, »wohl aber weiß ich, daß er mir ihn selbst gegeben.

»Und seitdem er ihn Dir gegeben, hat Niemand diesen Brief zu Gesicht bekommen?«

»Nein, das kann ich beschwören, Sire.«

»Du hast ihn stets bei Dir getragen?«

»Ich hatte ihn in dem Augenblick, wo ich ohnmächtig ward, in meiner Tasche und als ich wieder zu mir kam, war er noch darin.«

»Du bist also ohnmächtig gewesen?«

»Ich konnte nichts dafür; der Sturz war ein zu heftiger, Sire.«

»Und was hat man mit Dir gemacht, als Du ohnmächtig wurdest?«

»Man hat mich in die Apotheke getragen.«

»Wer hat dies gethan?«

»Signor Richard.«

»Wer ist Signor Richard? Ich kenne ihn nicht.«

»Der Secretär des Generalcapitäns Acton.«

»Und wer hat Dich verbunden?«

»Der Arzt von Santa Maria.«

»Sonst Niemand?«

»Ich habe sonst Niemand gesehen als diesen und Richard, Sire.«

Ruffo näherte sich dem Könige.

»Haben Ew. Majestät gelesen?« fragte er.

»Ja wohl,« sagte der König, »und Sie?«

»Ich habe auch gelesen.«

»Was sagen Sie dazu?«

»Ich sage, Sire, daß der Brief sehr bestimmt lautet. Die Nachrichten, welche der Kaiser von Rom erhält, sind, wie es scheint, dieselben wie die unsrigen. Er sagt, Ew. Majestät sollten die Armee des Generals Championnet auf sich nehmen; er werde mit der des Generals Joubert dasselbe thun.«

»Ja,« sagte der König, »und sehen Sie, er fügt hinzu, daß er, sobald ich in Rom sein werde, mit hundertundfünfzigtausend Mann über die Grenze rücken wird.«

»Diese Erklärung läßt keinen Zweifel zu.«

»Der Hauptinhalt des Briefes,« hob Ferdinand mit mißtrauischer Miene wieder an, »ist eben nicht von der Hand des Kaisers.«

»Nein; der Gruß aber und die Unterschrift sind eigenhändig. Vielleicht ist Se. kaiserliche Majestät Ihres Secretärs sicher genug gewesen, um ihm dieses Geheimniß anzuvertrauen.«

Der König nahm den Brief wieder aus Ruffo's Händen und drehte ihn mehrmals herum.

»Wollen Sie mir das Siegel zeigen, Sire?«

»O,« sagte der König, »was das Siegel betrifft, so ist daran nichts auszusetzen. Es ist wirklich der Kopf des Kaisers Marcus Antonius. Ich habe ihn sofort erkannt.«

»Marcus Aurelius, wollen Sie sagen, Sire.«

»Marcus Antonius oder Marcus Aurelius,« murmelte der König, »läuft dies nicht auf Eins hinaus?«

»Nicht ganz, Sire,« entgegnete Ruffo lächelnd. »Dies ist jedoch nicht die Frage, um welche es sich jetzt handelt. Die Adresse ist von der Hand des Kaisers, die Unterschrift ist von der Hand des Kaisers — in der That, Sire, mehr können Sie nicht verlangen. Haben Sie noch weitere Fragen an Ihren Courier zu richten?«

»Nein, er möge gehen und sich verbinden lassen.«

Mit diesen Worten drehte der König seinem Courier den Rücken.

»Das sind die Menschen« für welche man sich todtschlagen läßt,« murmelte Ruffo, indem er sich nach der Klingelschnur bewegte.

Auf den Ruf der Glocke trat der dienstthuende Lakai ein.

»Ruft einmal die beiden Lakaien zurück, welche Ferrari hierhergeführt haben,« sagte der Cardinal.

»O« ich danke, Eminenz,« bemerkte der Courier. Ich habe mich so ziemlich wieder erholt, und werde mein Zimmer recht wohl allein erreichen können.«

In der That erhob sich Ferrari, verneigte sich gegen den König und lenkte, von Jupiter gefolgt, seine Schritte nach der Thür.

»Hierher, Jupiter!« rief der König.

Jupiter blieb nur halb gehorchend stehen, begleitete Ferrari mit den Augen, bis dieser im Vorzimmer war, und legte sich dann winselnd unter den Tisch des Königs.

»Nun, Dummkopf, was willst Du?« fragte Ferdinand den Lakai, der immer noch an der Thür stand.

»Sire,« antwortete dieser fast erschrocken, »Se. Excellenz Sir William Hamilton, der Gesandte Englands, läßt fragen, ob Ew. Majestät ihm die Ehre erzeigen will, ihn zu empfangen.«

»Zum Henker! weißt Du nicht, daß ich ihn stets empfangen?«

Der Lakai entfernte sich.

»Soll ich mich zurückziehen, Sire?« fragte der Cardinal.

»Nein, durchaus nicht, Eminentissime, Sie bleiben. Die Feierlichkeit, womit man diese Audienz von mir verlangt, verräth eine officiële Mittheilung und es wird mir höchst wahrscheinlich lieb sein, Sie über diese Mittheilung zu Rathe ziehen zu können.«

Die Thür öffnete sich wieder.

»Se. Excellenz der Gesandte des englischen Hofes,« sagte der Lakai, ohne sich wieder zu zeigen.

»Zitto!« sagte der König, indem er den Brief des Kaisers dem Cardinal zeigte und dann in die Tasche steckte.

Der Cardinal machte eine Geberde, welche so viel bedeutete wie: »Sire, diese Ermahnung ist überflüssig.«

Sir William Hamilton trat ein.

Er grüßte den König und dann den Cardinal.

»Seien Sie mir willkommen,« sagte der König, »und zwar um so willkommener, als ich Sie in Caserta glaubte.«

»Ich war allerdings dort, Sire, die Königin hat uns aber die Ehre erzeigt, Lady Hamilton und mich in ihrem Wagen mit zurückzunehmen.«

»Ah, die Königin ist also wieder da?«

»Ja, Sire.«

»Sind Sie schon lange zurück?«

»Nein, erst seit einigen Augenblicken und da ich Eurer Majestät eine Mittheilung zu machen habe —«

Der König sah Ruffo an und blinzelte mit dem Auge.

»Ist es eine geheime Mittheilung?« fragte er.

»Das kommt darauf an, Sire,« hob Sir William an.

»Wohl in Bezug auf den Krieg.« fragte der König.

»Sehr richtig, Sire, in Bezug auf den Krieg.«

»In diesem Falle können Sie in Gegenwart Sr. Eminenz sprechen. Wir unterhielten uns eben über diesen Gegenstand, als man Sie meldete.«

Der Cardinal und Sir William begrüßten sich, was sie nur thaten, wenn sie nicht anders konnten.

»Wohlan,« sagte Sir William, die Conversation wieder anknüpfend, »Lord Nelson hat den gestrigen Abend in Caserta zugebracht und uns, Lady Hamilton und mir, einen Brief zurückgelassen, welchen ich für meine Pflicht halte Eurer Majestät mitzuthemen.«

»Ist dieser Brief englisch geschrieben?«

»Lord Nelson spricht nur diese Sprache, wenn aber Eure Majestät es wünschen, so werde ich die Ehre haben, Ihnen den Brief in's Italienische zu übersetzen.«

»Lesen Sie, Sir William,« sagte der König; »wir hören.«

Und in der That gab der König, um den von ihm gebrauchten Plural zu rechtfertigen, Ruffo einen Wink, ebenfalls mit zuzuhören.

Der Brief — ein historisches Aktenstück von der größten Bedeutung, weil er es war, wodurch Ferdinand der Vierte sich bestimmen ließ, Frankreich den Krieg zu erklären — lautete wie folgt:

»An Lady Hamilton.

»Neapel« den 3. October 1798.

»Mylady.

»Das Interesse, welches Sie und Sir William Hamilton stets für Ihre sicilischen Majestäten gehegt, ist seit sechs Jahren meinem Herzen eingegraben und ich kann in Wahrheit sagen, daß ich bei allen Gelegenheiten, welche sich dargeboten, und dieselben sind zahlreich gewesen, niemals aufgehört habe, meine aufrichtige Sympathie für das Glück dieses Königreichs kundzugeben.

»In Folge dieser Anhänglichkeit Mylady, kann ich gegen das, was in dem Königreich der beiden Sicilien vorgegangen ist und gegenwärtig darin vorgeht, ebensowenig gleichgültig bleiben, wie gegen das Unglück, welches nach dem, was ich, ohne Diplomat zu sein, klar voraussehe, dieses ganze so loyale Land heimsuchen wird und zwar in Folge der schlechtesten Politik, die es geben kann, nämlich der des Zauderns.

»Seit meiner Ankunft in diesen Meeren, das heißt seit dem letztvergangenen Monat Mai, habe ich in dem sicilischen Volke ein seinem Monarchen treuergebenes Volk kennen gelernt, welches die Franzosen und die Grundsätze derselben gründlich verabscheut. Seit meinem Verweilen in Neapel habe ich dieselbe Erfahrung gemacht und die Neapolitaner vom ersten bis zum letzten bereit gefunden, Krieg gegen die Franzosen zu führen, welche, wie man weiß, eine Armee von Räubern organisiren, um dieses Königreich zu plündern und die Monarchie zu stürzen.

»Und in der That ist die Politik Frankreichs nicht immer die gewesen, die Regierungen in trügerische Sicherheit zu wiegen und dann zu vernichten? Und wie ich schon versichert habe, weiß man vielleicht nicht, daß Neapel das Land ist, welches die Franzosen vorzugsweise der Plünderung preisgeben möchten.

»Da ich dies weiß und mir zugleich bekannt ist, daß Seine sicilische Majestät eine mächtige Armee besitzt, welche, wie man mir versichert, bereit ist, in ein Land zu rücken, welches ihr die

Arme öffnet und wobei sich der Vortheil bietet, den Krieg anderwärts hinzutragen, anstatt ihn hier festen Fußes zu erwarten, so wundere ich mich, daß diese Armee nicht schon seit einem Monat auf dem Marsche ist.

»Ich hoffe ganz bestimmt, daß die so glückliche Ankunft des Generals Mack die Regierung drängen wird, den günstigsten Augenblick zu benutzen, welchen die Vorsehung ihm gewährt hat, denn wenn er wartet, bis er hier angegriffen wird, anstatt den Krieg nach auswärts zu tragen, so braucht man kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß diese Königreiche verloren sind und die Monarchie vernichtet wird.

»Wenn nun unglücklicher Weise die neapolitanische Regierung bei diesem verwerflichen und unheilvollen System des Zauderns beharrt, so empfehle ich Ihnen, meine Freundin, Ihre Kostbarkeiten und Ihre Personen bei der ersten Nachricht von einer Invasion zum Einschiffen bereit zu halten. Es ist meine Pflicht an Ihre Sicherheit zu denken und dafür zu sorgen. Es thut mir leid, bedenken zu müssen, daß dies auch in Bezug auf die liebenswürdige Königin von Neapel und ihre Familie nothwendig werden kann; das Beste aber wäre, wenn die Worte des großen William Pitt: »Die kühnsten Maßregeln sind stets die sichersten,« zur Richtschnur für die Handlungsweise der Minister dieses Landes würden.

»Dies, Mylady, ist der aufrichtige Wunsch Ihres ergebenen Bewunderers und Freundes

Horaz Nelson.«

»Ist dies Alles?« fragte der König.

»Es ist noch eine Nachschrift da, Sire,« antwortete Sir William.

»Lassen Sie uns die Nachschrift hören. Es müßte denn —«

Er machte eine Bewegung, welche unverkennbar sagen wollte:

»Es müßte denn sein, daß dieselbe blos für Lady Hamilton bestimmt wäre.«

Sir William nahm den Brief sofort wieder zur Hand und beeilte sich weiter zu lesen:

»Ich bitte Sie, Mylady, diesen Brief für Sir William Hamilton, an welchen ich mit aller ihm gebührenden Ehrfurcht schreibe, als einen Beweis der festen und unabänderlichen Meinung eines englischen Admirals zu betrachten, welcher seine Treue gegen seinen Monarchen zu bethätigen wünscht, indem er zugleich für das Glück Ihrer sicilischen Majestäten und ihres Königreichs Alles thut, was in seinen Kräften steht.«

»Ist dies nun Alles?« fragte der König wieder.

»Ja, Sire,« antwortete Sir William.

»Dieser Brief verdient, daß man darüber nachdenket,« sagte der König.

»Er enthält die Rathschläge eines wahrhaften Freundes,« antwortete Sir William.

»Ich glaube, Lord Nelson hat versprochen, uns mehr als Freund zu sein, mein lieber Sir William. Er hat versprochen, unser Bundesgenöß zu sein.«

»Und er wird sein Versprechen halten. So lange als Lord Nelson und seine Flotte das tyrrhenische und sicilische Meer halten, haben Eure Majestäten nicht zu fürchten, daß Ihre Küsten durch ein einziges französisches Schiff isultirt werden; er glaubt aber, Sire, binnen hier und sechs bis acht Wochen eine andere Bestimmung zu erhalten. Deswegen wäre es zweckmäßig, keine Zeit zu verlieren.«

»Man sollte in der That meinen, sie hätten sich miteinander verabredet,« sagte der König leise zum Cardinal.

»Und wenn dies der Fall wäre,« antwortete dieser in demselben Tone wie der König, »so wäre dies nur um so besser.«

»Sagen Sie mir einmal Ihre aufrichtige Meinung über diesen Krieg, Cardinal.«

»Ich glaube, Sire, daß, wenn der Kaiser von Oesterreich das gegebene Versprechen hält und Nelson Ihre Küsten gewissenhaft bewacht, es dann in der That besser wäre, die Franzosen zu überrumpeln und anzugreifen, als zu warten, bis sie dasselbe mit Ihnen thun.«

»Dann wollen Sie also den Krieg, Cardinal?«

»Ich glaube, daß unter den Umständen, in welchen Eure Majestät sich befindet, Warten das Schlimmste ist.«

»Will Nelson den Krieg?« fragte der König den englischen Gesandten.

»Er rath wenigstens dazu mit der Wärme einer aufrichtigen und unerschütterlichen Anhänglichkeit.«

»Und wollen auch Sie den Krieg?« fuhr der König fort, indem er Sir William selbst befragte.

»Als Gesandter Englands antworte ich, daß, wenn ich ja sage, ich die Wünsche meines Monarchen fördere.«

»Cardinal,« sagte der König, indem er mit dem Finger auf seinen Nachttisch zeigte, »thun Sie mir den Gefallen, Wasser in dieses Becken zu gießen und mir dann zu geben.«

Der Cardinal gehorchte, ohne die mindeste Bemerkung zu machen, goß Wasser in das Becken und hielt dieses dem König hin.

Der König schlug seine Manschetten zurück und wusch sich die Hände, indem er sie mit einem gewissen Grade von Wuth rieb.

»Sie sehen wohl, was ich mache, Sir William?« fragte er.

»Allerdings sehe ich es,« sagte der Gesandte Englands, »aber ich kann es mir nicht recht erklären.«

»Nun wohl, dann will ich es Ihnen erklären,« sagte der König. »Ich mache es wie Pontius Pilatus: ich wasche meine Hände in Unschuld.«

Zehntes Capitel.

Die Staatsinquisitoren.

Der Generalcapitän Acton hatte nicht den Befehl vergessen, welchen die Königin ihm an demselben Morgen erteilt, sondern die Staatsinquisitoren in des schwarze oder dunkle Zimmer zusammenberufen.

Die neunte Stunde war die zu dieser Versammlung bestimmte, erstens aber um seinen Eifer zu beweisen und zweitens aus persönlicher Unruhe hatte jeder zuerst kommen wollen, so daß um halb neun Uhr schon alle drei beisammen waren.

Diese drei Männer, deren Namen noch jetzt in Neapel verwünscht werden und von dem Historiker neben denen eines Laffemas und selbst eines Jeffrey genannt zu werden verdienen, hießen Fürst von Castelcicala, Guidobaldi und Vanni.

Der Fürst von Castelcicala, der erste dem Range nach, war Gesandter in London, als die Königin, welche ihre öffentliche und geheime Rache unter den Schutz eines der ersten Namen von Neapel zu stellen wünschte, ihn von seinem Posten zurückrief.

Sie brauchte einen vornehmen Herrn, welcher geneigt war, Alles ihrem Ehrgeize zu opfern und bereit, jeden Kelch der Schmach zu leeren, dafern er nur auf dem Boden desselben Gold und Gunstbezeugungen fand.

Sie dachte an den Fürsten von Castelcicala. Derselbe nahm ihr Anerbieten ohne Widerspruch an. Er hatte begriffen, daß beim Herabsteigen zuweilen mehr zu gewinnen ist, als beim Hinaufsteigen, und nachdem er berechnet, was der Mann, welcher dem Hasse einer Königin diene, von der Dankbarkeit einer solchen erwarten konnte, verwandelte er sich aus einem Fürsten in einen Sbirren und aus einem Gesandten in einen Spion.

Guidobaldi war, indem er die ihm dargebotene Mission annahm, weder höher noch tiefer gestiegen. Schon früher ungerechter Richter, war er derselbe gewissenlose Mensch geblieben, welcher er immer gewesen. Mit der königlichen Gunst beehrt und als Mitglied einer Staatsjunta anstatt Mitglied eines einfachen Gerichtshofes zu sein, hatte er nun für seine Handlungsweise bloß eine umfänglichere Basis.

Wie gefürchtet und verabscheut aber auch der Fürst von Castelcicala und der Richter Guidobaldi waren, so waren sie dies doch immer noch weniger als der Procurator Vanni. Dieser hatte unter dem Menschengeschlecht bis jetzt noch nicht seines gleichen, und wenn die Zukunft in dem Sicilianer Speciale ein widerwärtiges Seitenstück zu ihm lieferte, so war dasselbe doch damals noch nicht bekannt.

Glich er nicht Fouquier-Tinville?« wird mich der Leser vielleicht fragen.

Nein, man muß gerecht sein gegen Alle, selbst gegen die Fouquier-Tinville.

Dieser war Ankläger des Wohlfahrtsausschusses. Wie dem Opferer führte man ihm das Schlachtopfer zu und sagte zu ihm: »Tödtet!« Er ging aber nicht aus, um Opfer zu suchen. Er war nicht wie Vanni gleichzeitig Spion, um zu entdecken, Sbirre, um festzunehmen, Richter, um zu verdummen.

»Was wirft man mir vor?« rief Fauquier-Tinville seinen Richtern zu, welche ihn beschuldigten, daß er dreitausend Köpfe fallen gemacht. »Bin ich wohl ein Mensch? Ich bin ein Beil. Wenn Sie mich in Anklagezustand versetzen, so müssen Sie es mit dem Messer der Guillotine auch thun.«

Nein, unter den Thieren, in der Familie der des Nachts auf Raub ausgehenden wilden Bestien muß man ein Seitenstück zu Vanni suchen.

Er glich dem Wolf und der Hyäne nicht bloß in moralischer, sondern auch in physischer Beziehung; er that die unvorhergesehenen Sprünge des erstern, wenn es galt, die Beute zu fassen, den krummen und geräuschlosen Gang der letztern, wenn es galt, sich an die Beute heranzuschleichen.

Er war mehr groß als klein. Sein Blick war düster und concentrirt. Sein Gesicht war aschfahl und gleich jenem furchtbaren Carl von Anjou, von welchem Villani uns ein so prachtvolles Porträt hinterlassen, lachte er niemals und schlief wenig.

Das erste Mal, wo er an der ersten Junta, welcher er angehörte, seinen Platz einnahm, trat er mit von Angst und Unruhe verstörten Zügen in den Sitzungssaal. War dieser Ausdruck erheuchelt oder wahr?«

Mit auf die Stirn hinaufgeschobener Brille, an alle Möbel anstoßend, näherte er sich seinen Collegen und rief:

»Meine Herren, meine Herren, seit zwei Monaten schlafe ich keinen Augenblick, weil ich die Gefahren sehe, welcher mein König ausgesetzt ist.«

Und da er bei jeder Gelegenheit nicht aufhörte zu sagen: *mein König*, so antwortete der Präsident der Junta, die Geduld verlierend, und rief:

»*Ihr König*? Was verstehen Sie unter diesen Worten, hinter welchen sich unter dem Anschein des Eifers bloß Ihr Stolz versteckt? Warum sagen Sie nicht wie wir einfach: *unser König*?«

Vanni antwortete hierauf nichts, wir aber wollen an seiner Stelle antworten:

Der, welcher unter einer schwachen und despotischen Regierung sagt: *mein König*, muß nothwendig die Oberhand über den gewinnen, welcher bloß *unser König* sagt.

In Folge des Eifers, welchen Vanni, wie wir bereits gesagt, entwickelte, füllten die Gefängnisse sich mit Verdächtigen. Angeblich Schuldige wurden in Kerker zusammengepfercht, wo sie Luft, Licht und Brot entbehren mußten. Einmal in eines dieser Gräber eingeschlossen, wußte der Gefangene, der oft nicht einmal die Ursache seiner Verhaftung kannte, nicht bloß nicht, wann er wieder in Freiheit gesetzt, sondern auch nicht, wann er überhaupt nur vor Gericht gestellt werden würde.

Vanni beschäftigte sich mit denen, welche ins Gefängniß gebracht worden, sobald sie nur einmal darin waren, nicht weiter, sondern bloß mit denen, die es noch einzukerkern gab. Wenn eine Mutter, eine Frau, ein Sohn, eine Schwester, eine Geliebte zu Vanni kam, um für einen Sohn, einen Gatten, einen Bruder, einen Geliebten zu bitten, so erschwerte diese Bitte das Verbrechen des Gefangenen noch. Wenn die Advocaten an den König recurrirten, so ward die Sache mehr als vergeblich, sie ward gefährlich, weil Vanni dann von dem König an die Königin appellierte, und weil, wenn der König auch zuweilen verzieh, dies doch von der Königin niemals geschah.

Vanni hatte sich ganz im Gegensatze zu Guidobaldi — und dies war es, was ihn noch furchtbarer machte — den Ruf eines gerechten, aber unbeugsamen Richters erworben. Er

vereinigte mit einem grenzenlosen Ehrgeize eben so grenzenlose Grausamkeit und zum Unglücke für die Menschheit war er gleichzeitig Enthusiast. Die Angelegenheit, welche ihn beschäftigte, war stets eine unermeßliche Angelegenheit, weil er sie im Mikroskop seiner Phantasie betrachtete.

Solche Menschen sind nicht blos gefährlich für die, welche sie zu richten haben, sondern auch verderblich für die, von welchen sie zu Richtern gemacht werden, weil sie ihren Ehrgeiz nicht durch wahrhaft große Thaten zu befriedigen wissen, und deshalb ihren kleinen Thaten, den einzigen, wozu sie fähig sind, eine eingebildete Größe andichten.

Diesen Ruf als gerechter, aber unbeugsamer Richter hatte er sich zunächst durch das Verfahren begründet, welches er in Bezug auf den Fürsten von Tarsia beobachtet.

Der Fürst von Tarsia hatte vor dem Cardinal Ruffo die Seidenfabrik in San Leucio dirigiert. Es war dies ein doppelter Fehler sowohl von Seiten des Königs als auch des Fürsten, denn der König hätte den Fürsten von Tarsia nicht zu einem solchen Posten ernennen und der Fürst von Tarsia ihn nicht annehmen sollen. Unbekannt mit dem Rechnungswesen, aber unfähig, einen Betrug zu begehen, selbst ehrlicher Mann, verstand der Fürst gleichwohl nicht, sich mit ehrlichen Leuten zu umgeben und so kam es, daß nach Verlauf von einigen Jahren sich in der Rechnungsführung des Fürsten ein Deficit von hunderttausend Thalern herausstellte, welches Vanni beauftragt ward zu liquidieren.

Nichts war leichter als diese Liquidation. Der Fürst besaß ein Vermögen von einer Million Dukaten und erbot sich, zu bezahlen. Wenn er aber bezahlte, so machte die Sache kein Aufsehen, keinen Lärm mehr und der Vortheil, welchen Vanni von dieser Angelegenheit hoffte, löste sich in nichts auf. Binnen zwei Stunden konnte die Sache beendet und das Deficit gedeckt sein, ohne daß das Vermögen des Fürsten eine fühlbare Verminderung erlitt. Auf die Art und Weise aber, wie der Liquidator die Sache führte, dauerte der Proceß zehn Jahre, das Deficit blieb ungedeckt und der Prinz kam um Vermögen und guten Namen.

Vanni besaß nun aber einen Namen, welcher ihm die blutige Ehre verschaffte, zum Mitgliede der Staatsjunta von 1796 ernannt zu werden. Sobald er einmal ernannt war, begann er laut und überall zu schreien, daß er für die Sicherheit seiner erhabenen Monarchen nicht bürgen könne, wenn man ihn nicht in Neapel allein wenigstens zwanzigtausend Jakobiner einkerkern ließe. Jedesmal, wo er die Königin sah, näherte er sich ihr entweder mit einem jener Sprünge, die er dem Wolf nachahmte, oder mit jenem krummen Gange, den er der Hyäne abgelernt, und sagte:

»Madame« ich habe den Faden einer Verschwörung in Händen — Madame, ich bin einem neuen Complotte auf die Spur gekommen.«

Und Carolina welche sich fortwährend von Complotten und Verschwörungen umringt glaubte, sagte:

»Fahren Sie so fort, Vanni; dienen Sie Ihrer Königin gut und Sie werden dafür belohnt werden.«

Dieses Schreckenssystem dauerte über drei Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit wuchs die öffentliche Entrüstung wie eine Sturmflut, und schlug gewissermaßen an die Mauern der Gefängnisse, wo so Viele eingekerkert saßen, ohne daß man auch nur einem Einzigen etwas Strafbares zu beweisen im Stande gewesen wäre. Nach Verlauf von drei Jahren hatten die mit der Wuth des politischen Hasses geführten Untersuchungen kein Vergehen zu constatiren vermocht. Vanni nahm nun zu einer letzten Hoffnung, zu einem letzten Hilfsmittel seine Zuflucht, nämlich zur Tortur.

Für Vanni aber war die gewöhnliche Tortur noch nicht genug. Traditionen, welche bis in das Mittelalter, einer Epoche, seit welcher die Tortur nicht wieder in Anwendung gekommen, zurückreichten, erzählen, daß feste Gemüther und rüstige Körper diese Qualen ausgehalten hatten. Er verlangte daher die außerordentliche Tortur, welche die Gesetzgeber des Alterthums in den Fällen autorisierten, wo es sich um Majestätsverbrechen handelte. Er verlangte, daß die Anführer des Complots, nämlich der Chevalier von Medici, der Herzog von Cancano, der Abbé Monticelli und sieben oder acht andere jener Tortur unterworfen würden, welche er selbst mit jenem unheilverkündenden Lächeln, welches seinen Mund verzerrte, als er hoffte, daß seine Gunst ihm bewilligt werden würde, näher bezeichnete, indem er sagte:

»Tormenti spietati come sopra cadaveri,« das heißt: »Martern gleich denen, welche man den Leichnamen zufügen würde.«

Das Gewissen der Richter empörte sich, und obschon Guidobaldi und Castelcicala für die Tortur »wir an Leichnamen« sich erklärten, so verwarf das Tribunal doch, mit Ausnahme dieser beiden Mitglieder, den Antrag einstimmig.

Diese Einstimmigkeit war die Rettung der Gefangenen und der Sturz Vannis.

Die Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt, die Junta ward durch die öffentliche Entrüstung gezwungen, sich aufzulösen, und Vanni von seinem Platz als Fiscalprocurator herabgestoßen.

Nun war es die Königin, welche ihm die Hand reichte. Sie ließ ihn zum Marquis ernennen, und bildete aus diesen drei Männern, auf welchen die allgemeine Verwünschung lastete, ihr eigenes Tribunal, ihre Privatinquisition, welche in der Einsamkeit richtete und im Finstern ihre Streiche führte, aber nicht mit dem Schwert des Henkers, sondern mit dem Dolche des Sbirren.

Pasquale de Simone haben wir bereits bei der Arbeit gesehen, wir werden auch Guidobaldi, Castelcicala und Vanni dabei sehen.

Die drei Staatsinquisitoren waren also in dem schwarzen Zimmer versammelt.

Unruhig und düster saßen sie um den von der Bronzelampe beleuchteten grünen Tisch herum. Der Schirm der Lampe ließ ihre Gesichter im Schatten, so daß sie einander selbst nicht erkannt haben würden, wenn sie nicht schon gewußt hätten, wer sie wären.

Die Botschaft der Königin beunruhigte sie. Hatte ein Spion, der geschickter war als sie ein Complot entdeckt?

Jeder war daher mit seinen eigenen peinlichen Gedanken beschäftigt, ohne sich darüber gegen seine Collegen auszusprechen, und alle erwarteten mit Spannung, daß die Thür der königlichen Gemächer sich öffne und die Königin zum Vorschein käme.

Von Zeit zu Zeit warf jeder einen raschen und verstohlenen Blick in den dunkelsten Winkel des Zimmers.

In diesem Winkel saß nämlich, ganz im Schatten und kaum sichtbar, der Sbirre Pasquale de Simone.

Vielleicht wußte er mehr als sie, denn er war mehr als sie in die Geheimnisse der Königin eingeweiht. Obschon sie ihm aber Befehle ertheilten, so hätte doch keiner der Staatsinquisitoren jetzt gewagt, ihn zu befragen.

Seine Anwesenheit bewies bloß, daß es sich um eine ernste Angelegenheit handle.

Pasquale de Simone war selbst in den Augen der Staatsinquisitoren eine weit furchtbarere Persönlichkeit als Meister Donato.

Meister Donato war der öffentliche und patentierte Henker. Pasquale de Simone dagegen war

der geheime und geheimnißvolle Henker. Der Eine war der Vollstrecker des Gesetzes, der Andere des königlichen Gutdünkens.

Wenn das königliche Gutdünken aufhörte, Guidobaldi, Castelcicala und Vanni für treuegebene Diener zu halten, so konnte es dieselben nicht durch das Gesetz zur Verantwortung ziehen lassen. Sie wußten zu viel und hätten zu Vieles an den Tag gebracht. Wohl aber konnte das königliche Gutdünken sie dem heimlichen Henker Pasquale de Simone überweisen. Es bedurfte einer einzigen Geberde und Alles, was sie wußten, Alles, was sie sagen konnten, schützte sie nicht mehr, sondern gereichte ihnen im Gegentheil zum Verderben. Ein zwischen der sechsten und siebenten Rippe links gut angebrachter Stoß und es war Alles aus. Die Geheimnisse starben mit dem Manne und sein letzter Seufzer war für den, welcher zehn Schritte von dem Ort, wo er niedersank, vorüberging, weiter nichts als ein Windhauch, der blos trauriger und melancholischer klang als ein anderer.

Neun Uhr schlug es auf jener Glocke, bei deren Schall wir die Königin das erste Mal, wo wir den Leser mit ihr in dieses Zimmer treten ließen, zusammenfahren sahen und während der letzte Schlag noch in der Luft summete, öffnete sich die Thür und Caroline erschien.

Die drei Staatsinquisitoren erhoben sich wie ein Mann, begrüßten die Königin und gingen ihr entgegen.

Sie hielt mehrere Gegenstände unter einem großen Kashemirshawl verborgen, den sie mehr wie einen Mantel als wie einen Shawl über die linke Schulter geworfen.

Pasquale de Simone rührte sich nicht von der Stelle. Der starre Schattenriß des Sbirren haftete an der Wand wie eine Figur der Tapete.

Die Königin nahm das Wort, ohne den Staatsinquisitoren Zeit zu lassen, ihre Huldigungen darzubringen.

»Diesmal, Signor Vanni,« sagte sie, »sind nicht Sie es, der den Faden eines Complots in der Hand hält, oder einer Verschwörung auf der Spur ist, sondern ich bin es. Glücklicher als Sie aber, der Sie so viel Schuldige gefunden, ohne zugleich die Beweise zu finden, habe ich zunächst die Beweise gefunden und bringe Ihnen eben durch diese Beweise das Mittel, die Schuldigen ausfindig zu machen.«

»Aber dennoch ist es nicht der Eifer, was uns mangelt, Majestät,« sagte Vanni.

»Nein,« antwortete die Königin, denn Viele beschuldigen Sie sogar, daß Sie dessen zu viel hätten.«

»Das kann nie der Fall sein, wenn es sich um Eure Majestät handelt,« sagte der Fürst von Castelcicala.

»Nie!« wiederholte Guidobaldi wie ein Echo.

Während dieses kurzen Gesprächs hatte die Königin sich dem Tische genähert. Sie schlug ihren Shawl auf die Seite und legte ein Paar Pistolen und einen noch leicht mit Blut befleckten Brief aus den Tisch.

Die drei Inquisitoren sahen ihr mit dem größten Erstaunen zu.

»Setzen Sie sich, meine Herren,« sagte die Königin. »Marquis Vanni, nehmen Sie die Feder und schreiben Sie die Instruction nieder, welche ich Ihnen geben werde.«

Die drei Männer setzten sich und die Königin dictierte, stehen bleibend, die geballte Faust auf den Tisch stützend und in ihren Purpurshawl gehüllt wie eine römische Kaiserin, die folgenden Worte:

»In der Nacht vom 22. zum 23. September dieses Jahres waren sechs Männer in den Ruinen des Schlosses der Königin Johanna versammelt. Sie erwarteten einen siebenten, den der General Championnet von Rom abgesendet. Dieser Abgesandte hatte sein Pferd in Pozzuolo gelassen, dort ein Boot genommen und trotz des drohenden Ungewitters, welches einige Zeit darauf auch wirklich zum Ausbruch kam, steuerte er nach dem verfallenen Palast, wo er erwartet ward. In dem Augenblick, wo das Boot ans Land stoßen sollte, scheiterte es. Die beiden Fischer, welche es ruderten, ertranken. Der Abgesandte stürzte eben so wie sie in's Wasser, war aber, glücklicher als sie, im Stande sich zu retten. Die sechs Verschworenen und er beriethen sich bis ziemlich eine halbe Stunde nach Mitternacht. Der Abgesandte verließ das Schloß zuerst und lenkte seine Schritte nach der Chiaja; die sechs anderen verließen die Ruinen ebenfalls. Drei davon gingen den Pausilippo hinauf, die drei anderen ruderten in einem Boot die Küste entlang nach dem Castell d'Uovo zu. Kurz zuvor ehe der Abgesandte den sogenannten Löwenbrunnen erreicht, ward er ermordet.«

»Ermordet!« rief Vannis, »und durch wen?«

»Das geht uns weiter nichts an,« antwortete die Königin in eisigem Tone. »Wir haben seinen Mörder nicht zu verfolgen.«

Vanni bemerkte, daß er einen falschen Weg betreten, und schwieg.

»Ehe er fiel, schoß er mit den Pistolen hier zwei Mann nieder und verwundete zwei mit dem Säbel, den Sie in diesem Schrank finden werden,« fuhr die Königin fort und zeigte auf den Schrank, in welchem sie vor vierzehn Tagen den Säbel und den Mantel verwahrt. Der Säbel ist, wie Sie sehen werden, französisches Fabrikat; die Pistolen aber sind, wie Sie ebenfalls sehen werden, aus der königlichen Gewehrfabrik von Neapel. Ueberdies sind sie mit einem N., dem Anfangsbuchstaben des Taufnamens ihres Besitzers, bezeichnet.«

Nicht ein Hauch unterbrach die Königin. Es war, als ob ihre Zuhörer von Marmor wären.

»Ich habe Ihnen gesagt,« fuhr sie fort, »daß der Säbel französisches Fabrikat ist; anstatt der Uniform aber, welche der Abgesandte bei seiner Ankunft trug und welche durch den Regen und das Seewasser durchnäßt worden, trug er einen kürzeren Rock von grünem Sammt, mit Schnüren besetzt, den er von einem der sechs Verschworenen geliehen. Der, welcher ihm diesen Rock geliehen, hatte in der Tasche desselben einen Brief stecken gelassen. Es ist dies ein Brief von Frauenhand, ein Liebesbrief, an einen jungen Mann Namens Nicolino gerichtet. Das auf den Pistolen eingravierte N. beweist, daß diese derselben Person gehören, an welche der Brief gerichtet ist und die, indem sie den Rock geliehen, auch die Pistolen geliehen hat.«

»Die Unterschrift dieses Briefes, sagte Castelcicala, nachdem er ihn sorgfältig besichtigt, »besteht bloß in einem Anfangsbuchstaben, einem E.«

»Dieser Brief,« sagte die Königin, ist von der Marquise Elena de San Clemente.«

Die drei Inquisitoren sahen einander an.

»Es ist dies eine der Ehrendamen Eurer Majestät, glaube ich,« sagte Guidobaldi.

»Eine meiner Ehrendamen, ja,« antwortete die Königin mit einem eigenthümlichen Lächeln, welches der Marquise von Clemente die Qualification einer *Ehrendame*, welche Guidobaldi ihr beigelegt, abzusprechen schien. »Da nun,« fuhr sie fort, »wie es scheint, die Liebenden noch in ihrem Honigmonat zu stehen scheinen, so habe ich heute Morgen der Marquise, welche morgen Dienst bei mir haben sollte, aber durch die Gräfin von San Marco ersetzt werden wird, Urlaub gegeben. Jetzt hören Sie aufmerksam, was ich sage.«

Die drei Inquisitoren näherten sich der Königin, indem sie die Hälse über den Tisch streckten und in den von der Lampe geworfenen erleuchteten Ring geriethen, so daß die bis jetzt im Schatten befindlich gewesenen drei Köpfe plötzlich deutlich sichtbar wurden.

»Also hören Sie mich aufmerksam an,« fuhr die Königin fort. »Es ist wahrscheinlich, daß die Marquise von San Clemente, meine Ehrendame, wie Sie, Guidobaldi, sie nennen, ihrem Gatten von dem Urlaub, den ich ihr ertheilt, kein Wort sagt, sondern den ganzen morgenden Tag ihrem theuren Nicolino widmet. Nun verstehen Sie wohl, nicht wahr?«

Die drei Männer hoben ihre Augen fragend zur Königin empor. Sie hatten nicht verstanden.

Caroline fuhr fort:

»Die Sache ist gleichwohl sehr einfach. Pasquale de Simone umstellt mit seinen Leuten den Palast der Marquise von San Clemente. Sie sehen die Marquise herauskommen, sie folgen ihr, ohne daß sie es bemerken kann. Das Stelldichein ist in einem dritten Haus. Sie erkennen Nicolino, sie lassen den Liebenden vollauf Zeit, beisammen zu sein. Die Marquise kommt wahrscheinlich zuerst wieder heraus und wenn Nicolino seinerseits herauskommt, so nehmen sie ihn fest, ohne ihm etwas zu Leide zu thun. Wer ihn härter anrührt, als nothwendig ist, um ihn gefangen zu nehmen,« sagte die Königin mit erhobener Stimme und die Stirn runzelnd, Würde mit seinem Kopfe dafür haften. Pasquale's Leute nehmen ihn also fest, führen ihn nach dem Castell San Elmo, und empfehlen ihn der ganz besondern Obhut des Gouverneurs, der für ihn einen seiner festesten Kerker auswählen wird. Wenn er sich dazu versteht, seine Mitschuldigen zu nennen, so wird Alles gut gehen. Weigert er sich aber, Vanni, so ist dies dann Ihre Sache. Sie haben dann nicht mehr mit einem kurzsichtigen Tribunal zu thun, welches Sie hindert, die Tortur in Anwendung zu bringen, und Sie werden mit ihm verfahren wie mit einem Leichnam. Ist Ihnen dies klar, meine Herren? Und bin ich, wenn ich mich mit Entdeckung von Complotten befasse, ein guter Spürhund?«

»Alles, was die Königin thut, trägt das Gepräge des Genialen, sagte Vanni, sich verneigend. »Haben Ew. Majestät uns noch andere Befehle zu ertheilen?«

»Nein,« antwortete die Königin. »Was der Marquis Vanni so eben niedergeschrieben wird Ihnen allen Dreien zur Richtschnur dienen. Nach dem ersten Verhör werden Sie mir Bericht erstatten. Nehmen Sie den Mantel und den Säbel, die Sie in diesem Schranke finden werden, die Pistolen und den Brief, der auf diesem Tische liegt, als Ueberführungsbeweise mit, und Gott nehme Sie in seinen Schutz.«

Die Königin begrüßte die drei Inquisitoren durch eine Handbewegung. Alle Drei verneigten sich tief und bewegten sich rückwärts zur Thür hinaus.

Als die Thür sich hinter ihnen geschlossen, gab Caroline dem bis jetzt immer noch im Schatten gebliebenen Pasquale de Simone ein Zeichen, und der Sbirre näherte sich, so daß er von der Königin nur durch die Breite des Tisches getrennt war.

»Hast Du gehört?« fragte ihn die Königin, indem sie ihm eine mit Gold gefüllte Börse aus den Tisch warf.

»Ja, Majestät,« antwortete der Sbirre, indem er die Börse ergriff, und sich durch eine tiefe Verbeugung bedankte.

»Morgen wirst Du zur selben Stunde wieder hier sein, um mir zu berichten, was geschehen sein wird.«

Am nächstfolgenden Tage, zu derselben Stunde, erfuhr die Königin aus Pasquale's Munde,

daß der Geliebte der Marquise von Sau Clemente unversehens überfallen, um drei Uhr Nachmittags, ohne Widerstand leisten zu können, festgenommen, nach dem Castell San Elmo gebracht und hier eingekerkert worden sei.

Ueberdies erfuhr sie, daß dieser Geliebte Nicolino Caracciolo, Bruder des Herzogs von Rocca-Romana und Neffe des Admirals Caracciolo sei.

»Ha!« murmelte sie, »und wenn wir so glücklich wären, daß der Admiral auch die Hand hier mit im Spiele hätte?«



Elftes Capitel.

Der Ausmarsch.

Vierzehn Tage nach den Ereignissen welche wir im vorigen Capitel erzählt, das heißt nach Nicolino Caracciolo's Gefangennehmung, an einem jener schönen Tage, wo der neapolitanische Herbst mit dem Frühling und Sommer anderer Länder wetteifert, drängte sich die Bevölkerung nicht bloß ganz Neapels, sondern auch der benachbarten Städte und Dörfer nach dem königlichen Palaste.

Die Ausgänge aller Straßen aber, welche auf den Platz vor dem königlichen Palaste mündeten, waren durch Truppen gesperrt, so daß das Volk nicht weiter konnte.

Auf der Mitte dieses Platzes paradierte der General Mack, umringt von einem glänzenden Generalstabe, der aus höheren Officieren zusammengesetzt war, unter welchen man den General Micheroux und den General von Damas, zwei französische Emigranten, welche ihren Haß und ihren Degen dem Dienste des eingefleischtesten Feindes Frankreichs geweiht, den General Raselli, welcher das nach Toscana bestimmte Expeditionscorps commandiren sollte; den General Parisi, den General von Gambs und den General Fonseca, die Obersten San Filippo und Giustini und neben ihnen die im Range von Ordonnanzofficieren stehenden Vertreter der vornehmsten Familien Neapels unterschied.

Diese Officiere waren mit Orden aller Länder und von allen Farben bedeckt, und ihre Uniformen funkelten von Goldstickereien. Auf ihren dreieckigen Hüten wallten jene von den südlichen Ländern so gern gesehenen Federbüsche.

Sie galoppierten fortwährend von einem Ende des Platzes nach dem andern unter dem Vorwande, Befehle zu überbringen, in der That aber bloß um ihre gute Haltung und die Anmuth bewundern zu lassen, womit sie ihre Pferde zu tummeln wußten.

An allen auf den Platz gehenden Fenstern, an allen, welche die Aussicht darauf möglich machten, grüßten Damen in großer Toilette, von den weißen Fahnen der Bourbonen und den rothen Fahnen Englands beschattet und ihre Tücher schwenkend.

Der Ruf: »Es lebe der König! Es lebe England! Es lebe Nelson! Nieder mit den Franzosen!« erhob sich von Zeit zu Zeit wie ein drohender Windstoß mitten unter diesem Menschenmeere, dessen Wogen an die Dämme anschlagen, welche er jeden Augenblick zu durchbrechen drohte.

Diese im Hintergrunde der Straße beginnenden Rufe kletterten von Fenster zu Fenster wie jene feurigen Schlangen, welche ein Feuerwerk entzündten, bis hinauf zu den letzten Stockwerken und verhallten auf den mit Zuschauern bedeckten Dächern.

Dieser ganze auf dem Platze umher galoppierende Generalstab, dieses ganze in den Straßen sich drängende Volk, alle diese ihre Tücher schwenkenden Damen, alle diese die Dächer bevölkernden Zuschauer erwarteten den König Ferdinand, welcher sich an die Spitze seiner Armee stellen wollte, um in eigener Person gegen die Franzosen zu marschieren.

Schon seit acht Tagen war der Krieg laut und offen entschieden. Die Priester predigten in den Kirchen, die Mönche auf den freien Plätzen oder auf Ecksteinen stehend. Die Proklamationen des Königs bedeckten alle Mauern. Sie erklärten, der König habe Alles gethan, was er gekannt,

um die Freundschaft der Franzosen zu erhalten, die neapolitanische Ehre sei aber durch die Besetzung von Malta, einem Lehen des Königreichs Sicilien, beleidigt worden; er könne die Besetzung der Staaten des Papstes, den er als seinen alten Bundesgenossen liebe und als Oberhaupt der Kirche achte, nicht dulden und er werde deshalb seine Armee in Marsch setzen, um Rom seinem rechtmäßigen Herrscher zurückzugeben.

Dann wendete er sich direct an das Volk und sagte:

»Wenn ich diesen Vortheil durch irgend ein anderes Opfer hätte erlangen können, so würde ich nicht gezögert haben, es zu bringen. Welche Hoffnung auf Erfolg könnte es aber nach so vielen verderblichen Beispielen geben, die Euch Allen wohlbekannt sind? Erfüllt von Vertrauen auf die Güte des Herrn der Heerschaaren, welche meine Schritte leiten und meine Unternehmungen lenken wird, stelle ich mich an die Spitze der muthigen Vertheidiger des Vaterlands. Ich gehe mit der größten Freude, um aus Liebe zu meinen Landsleuten, meinen Brüdern und meinen Kindern, denn als solche habe ich Euch stets betrachtet, allen Gefahren zu trotzen. Bewahrt die Treue gegen Gott und gehorcht den Befehlen meiner vielgeliebten Gemahlin, der ich die Sorge der Regierung in meiner Abwesenheit übertrage. Ich empfehle Euch, sie zu achten und zu lieben wie eine Mutter.

»Ich lasse Euch auch meine Kinder zurück, die Euch nicht weniger theuer sein müssen als mir. Wie die Ereignisse auch kommen mögen, so vergeßt nicht, daß Ihr Neapolitaner seid, daß man, um tapfer zu sein, es nur zu wollen braucht und daß es besser ist, ruhmreich für die Sache Gottes und des Vaterlandes zu sterben, als unter verderblichem Druck zu leben. Der Himmel spende Euch seinen Segen!

»Dies ist der Wunsch dessen, der, so lange er lebt, für Euch die zärtlichen Gesinnungen eines Monarchen und eines Vaters bewahren wird.«

Es war dies das erste Mal, daß der König von Neapel sich direct an sein Volk wendete, von seiner Liebe zu demselben sprach, seine väterliche Gesinnung rühmte, an den Muth des Volkes appellirte und ihm seine Gattin und seine Kinder anvertraute.

Seit der Schlacht von Velletri, welche im Jahre 1744 durch die Spanier gegen die Deutschen gewonnen und wodurch der Thron Karls des Dritten gesichert ward, hatten die Neapolitaner nur an großen Festtagen Kanonendonner gehört, was sie aber in ihrem Nationalstolz nicht abhielt, sich für die ersten Soldaten der Welt zu halten.

Was Ferdinand betraf, so hatte er niemals Gelegenheit gehabt, Beweise von seinem Muth und seinen militärischen Talenten zu geben. Man konnte ihn deshalb im Voraus weder der Unfähigkeit noch der Schwäche beschuldigen. Er allein wußte, was er von sich zu denken hatte, und er hatte sich, wie man gesehen, in Gegenwart des Generals Mack mit seinem gewöhnlichen Cynismus darüber ausgesprochen.

Nun war es schon ein großer socialer Fortschritt, daß er, als es einen so ernsten Entschluß zu fassen galt, welcher zum Kampfe mit einem so gefährlichen Feind wie die Franzosen führen mußte, sich an sein Volk wendete, um sich wohl oder übel vor seinen Unterthanen in Bezug auf die Nothwendigkeit zu rechtfertigen, in welche er sie gesetzt, sich tödten zu lassen.

Allerdings rechnete er, abgesehen von der Hilfe Oesterreichs, an welcher er, nach dem Briefe, den er empfangen, nicht zweifelte, auf eine Division von Piemont. Der Fürst Belmonte hatte an den Chevalier Priocca, Minister des Königs von Sardinien, eine vertrauliche Depesche geschrieben.

Wenn wir den Text dieser Depesche nicht vor uns liegen hätten und folglich der Echtheit derselben nicht sicher wären, so würden wir zögern, sie hier mitzutheilen, so sehr scheinen uns das Völkerrecht ebenso wie die göttliche und menschliche Moral darin verletzt zu werden.

Diese Depesche lautete:

»Herr Chevalier.

»Wir wissen, daß in dem Cabinetsrath Sr. Majestät des Königs von Sardinien mehrere vorsichtige, um nicht zu sagen furchtsame Minister vor dem Gedanken an Meineid und Mord zurückschauern, als ob der letzte Allianzvertrag zwischen Frankreich und Sardinien ein politischer Act von der Art wäre, daß er respektiert werden müßte. Ist er aber vielleicht nicht durch die Uebermacht des Siegers dictirt worden? Hat man ihn nicht bloß dem Zwange der Nothwendigkeit zufolge angenommen? Dergleichen Verträge sind weiter nichts als Ungerechtigkeiten des Stärkern gegen den Unterdrückten, welcher, indem er sie verletzt, sich ihrer bei der ersten Gelegenheit entledigt, welche die Gunst des Geschicks ihm darbietet.

»Wie! In Gegenwart Ihres Königs, der in seiner Hauptstadt gefangen gehalten wird und von feindlichen Bajonetten umringt ist, nennen Sie es Meineid, wenn die durch die Nothwendigkeit erpreßten, durch das Gewissen gemißbilligten Versprechungen nicht gehalten werden? Sie nennen die Ausrottung Ihrer Tyrannen Meuchelmord? Die Schwäche der Unterdrückten kann also niemals rechtmäßigen Beistand gegen die Macht hoffen, die sie unterdrückt?

»Die von Sicherheit und Vertrauen auf den Frieden erfüllten französischen Bataillone stehen in Piemont vereinzelt umher. Stacheln Sie den Patriotismus des Volkes bis zum Enthusiasmus und zur Wuth an, so daß jeder Piemontese nach der Ehre trachtet, einen Feind des Vaterlands niederzuschlagen.

»Diese vereinzelt Ermordungen werden Piemont mehr nützen als auf dem Schlachtfeld erfochtene Siege und niemals wird die billigdenkende Nachwelt energische Thaten eines ganzen Volkes, welches über die Leichen seiner Unterdrücker hinwegschreitet, um seine Freiheit wieder zu erobern, mit dem Namen des Verraths belegen.

»Unsere tapfern Neapolitaner werden unter Führung des Generals Mack zuerst das Todessignal gegen den Feind der Throne und der Völker geben und sind vielleicht schon auf dem Marsche, wenn dieser Brief in Ihre Hände gelangt.«

Alle diese Aufreizungen hatten in dem neapolitanischen Volke, welches sich so leicht zu Extremen hinreißen läßt, einen Enthusiasmus angefacht, welcher an Wahnsinn streifte.

Der König, der als ein zweiter Gottfried von Bouillon den heiligen Krieg begann, dieser Vorkämpfer der Kirche, welcher den umgestürzten Altären, der entweihten Religion zu Hilfe eilte, war der Abgott Neapels, und jeder, der sich in langen Beinkleidern und mit kurz abgeschnittenem Haar unter diese Menge gewagt, hätte sein Leben riskiert.

Alle, welche des Jakobinismus verdächtig waren, das heißt, welche Fortschritt und Aufklärung wünschten, welche mit einem Wort Frankreich als die die Völker der Civilisation entgegenführende Macht betrachteten, hielten sich daher klüglich in ihre Wohnungen eingeschlossen und hüteten sich wohl, sich unter diese Menge zu mischen.

Und dennoch, so gut gesinnt dieselbe auch war, so begann sie doch nichtsdestoweniger ungeduldig zu werden, denn es war dieselbe, welche auf den heiligen Januarius schimpft, wenn er zögert, sein Wunder zu verrichten.

Der König, dessen Ankunft um neun Uhr erfolgen sollte, war immer noch nicht da, obschon es

auf allen Uhren aller Kirchen von Neapel schon halb elf geschlagen.

Nun wußte man aber, daß der König in der Regel nicht auf sich warten ließ. Bei den Versammlungen zur Jagd war er allemal der Erste auf dem Platz. Ins Theater kam er, obschon er recht wohl wußte, daß der Vorhang nicht eher ausgehen würde, als bis er in seiner Loge erschiene, stets zur richtigen Zeit. so daß er dieselbe in seinem ganzen Leben kaum drei- oder viermal versäumt hatte.

Was das Verzehren seiner Maccaroni, dieses Amusement, welchem, wie er wußte, das ganze Parterre ungeduldig entgegenseh, betraf, so wartete er damit nie länger als bis zu dem Augenblick, wo der Saturn, welcher im San Carlotheater die Stelle der Uhr vertritt, mit der Spitze seiner Sense die zehnte Stunde bezeichnete.

Was war sonach der Grund dieser Saumseligkeit, sich den Wünschen eines Volkes zu fügen, an welchem er, seiner Proclamation zufolge, mit so großer Liebe hing?

Freilich aber begann der König jetzt ein Unternehmen, welches ein wenig gewagter war als eine Hirsch- oder Eberjagd oder der Besuch einer Oper und des Ballets. Er stand im Begriff, ein Spiel zu spielen, welches er noch nicht versucht und zu welchem, wie sein Bewußtsein ihm sagte, er wenig Geschick besaß. Er hatte daher durchaus keine Eile, seine Karten in die Hand zu nehmen.

Endlich wirbelten die Trommeln, die an den vier Ecken des Platzes aufgestellten Musikchöre spielten sämtlich mit einem Male auf, die auf die Balcons des Palastes führenden Fenster öffneten sich und die Balcons selbst füllten sich.

Aus dem mittelsten erschienen die Königin, der Kronprinz, die Prinzessin von Calabrien und die übrigen Prinzen und Prinzessinnen von königlichem Geblüt, Sir William und Lady Hamilton, Nelson, Truebridge und Ball, sowie die sieben Minister.

Auf den andern Balcons befanden sich die Ehrendamen, die Ehrencavaliere, die dienstthuenden Kammerherren und Alle, die nah oder fern zum Hofe gehörten.

Gleichzeitig, mitten unter betäubendem Jubelgeschrei, erschien der König selbst unter dem Hauptportal des Schlosses zu Pferde, begleitet von den Prinzen von Sachsen und Hessen-Philippthal und gefolgt von seinem vertrauten Adjutanten, dem Marquis Malapina, den wir schon in seiner Nähe auf der Galera Capitana gesehen, und seinem speciellen Freund, dem Herzog von Ascoli, dessen Bekanntschaft für uns von demselben Tage datiert, einem Freund, welchen der König nicht entbehren zu können behauptete und der, obschon er in der Armee keinen Grad bekleidete, doch mit Freuden eingewilligt hatte, seinem Monarchen zu folgen.

Wenn der König zu Pferd saß, so nahm er sich viel besser aus als zu Fuße. Uebrigens war er, nächst dem Herzog von Rocca-Romana, der beste Reiter in seinem ganzen Königreich und obschon er sich ein wenig krumm hielt, so entwickelte er doch in dieser Situation weit mehr körperliche Anmuth als in jeder andern.

Dennoch aber und ehe er noch das große Portal passiert hatte, that, mochte es nun Zufall oder Vorbedeutung sein, sein sonst so sicheres und frommes Pferd einen Seitensprung, der jeden andern Reiter aus dem Sattel geworfen haben würde. Dann wollte es wieder nicht auf den freien Platz heraus, sondern bäumte sich so, daß es sich beinahe überschlagen hätte.

Der König gab ihm jedoch die Hilfe, stieß ihm die Sporen in die Flanken und mit einem einzigen Satze, als ob es über ein unsichtbares Hinderniß hinwegspränge, stand das Pferd auf dem Platze.

»Ein schlimmes Omen!« sagte der Marquis, ein Mann von Geist und entschiedener Feind der Regierung, zu dem Herzoge von Ascoli. »Ein Römer würde umkehren.«

Der König aber, welcher genug moderne Vorurtheile hatte, ohne noch die des Alterthums, die er übrigens auch gar nicht kannte, zu bedürfen, sprengte lächelnd und stolz, seine Gewandtheit vor einem solchen Publikum zeigen zu können, mitten in den Kreis hinein, welchen die Generale gebildet, um ihn zu empfangen.

Er trug eine brillante, mit Stickereien und Schnüren beladene Feldmarschallsuniform. Auf seinem Hute wallte ein Federbusch, der an Weiße und Umfang mit dem seines Ahns, Heinrichs des Vierten, bei Ivry wetteiferte, dem aber die Armee nicht wie dem des Siegers von Mayonne auf dem Wege der Ehren und des Sieges, sondern auf dem der Niederlage und der Schmach folgen sollte.

Beim Anblick des Königs erhob sich, wie wir bereits bemerkt, ein betäubendes Jubelgeschrei. Der König hatte, stolz auf seinen Triumph, ohne Zweifel jetzt einen Augenblick lang Vertrauen zu sich selbst.

Er warf sein Pferd nach der Seite herum, wo die Königin auf dem Balcon stand, und begrüßte sie durch das Heben des Hutes.

Nun ward es auf sämtlichen Balcons des Palastes ebenfalls lebendig. Man erhob auch hier lauten Beifallsruf, die Tücher flatterten in der Luft, die kleinen Prinzen und Prinzessinnen streckten die Arme nach dem König aus, die große Menge schloß sich dieser Demonstration an, welche allgemein ward, und an welcher sich die Schiffe aus der Rede durch Flaggen und die Kanonen der Forts durch immer neue Geschützsalven ebenfalls beteiligten.

Gleichzeitig kamen vom Arsenal heraus mit kriegerischem Gerassel fünfundzwanzig Stück Geschützt mit Mannschaft und Munitionswagen.

Diese fünfundzwanzig Kanonen waren für das Armeecorps des Centrums, das heißt für das bestimmt, an dessen Spitze der König und General Mack marschieren sollten.

Zuletzt kam die Kriegskasse, die sich in mehreren eisernen Wagen befand.

Auf der St. Ferdinandskirche schlug es elf Uhr.

Dies war die Stunde des Abmarsches, oder vielmehr man hatte sich um eine Stunde verspätet, denn ursprünglich war die zehnte Stunde dazu festgesetzt worden.

Der König wollte das Schauspiel mit einem Knalleffect schließen.

»Meine Kinder!« rief er, indem er die Arme nach dem Balcon ausstreckte, auf welchem neben den jungen Prinzessinnen, die kleinen Prinzen Leopold und Albert standen.

Es waren dies die beiden jüngsten Söhne des Königs, — der eine, Leopold, neun Jahre alt und später Prinz von Salerno, Lieblingssohn der Königin, der andere, Albert, sechs Jahre alt, Lieblingssohn des Königs. Leider waren die Tage dieses jüngsten Prinzen schon gezählt.

Die beiden Prinzen verschwanden, als sie sich von dem König rufen hörten, von dem Balcon, gingen mit ihren Hofmeistern hinunter, entschlüpfen denselben auf der Treppe, eilten zu dem großen Thor hinaus, wagten sich mit dem leichtsinnigen Muth der Jugend mitten unter die den Platz anfüllenden Pferde, und eilten auf den König zu.

Der König hob sie einen nach dem andern zu sich herauf und küßte sie.

Dann zeigte er sie dem Volke, und rief mit starker Stimme, so daß er von den ersten Reihen, die es den letzten wieder erzählten, gehört ward:

»Ich empfehle sie Euch, meine Freunde. Sie sind nächst der Königin das Theuerste, was ich

auf der Welt mein nenne.«

Und nachdem er die Knaben ihren Hofmeistern zurückgegeben, setzte er, indem er den Degen mit derselben Geberde zog, die er, als Mack den seinigen gezogen, so lächerlich gefunden, hinzu:

»Und ich, ich werde für Euch siegen oder sterben.«

Bei diesen Worten stieg die allgemeine Bewegung aufs Höchste. Die jungen Prinzen weinten, die Königin drückte ihr Tuch an die Augen, der Herzog von Calabrien hob die Hände gen Himmel, wie um den Segen Gottes auf das Haupt seines Vaters herabzurufen, die Hofmeister faßten die jungen Prinzen in ihre Arme, um sie trotz ihres Geschreies hinwegzutragen, und die Menge brach in lautes Schluchzen und erneuten Jubelruf aus.

Der gewünschte Effekt war erzeugt. Denselben verlängern, hätte zugleich ihn mindern geheißen.

Die Trompeter gaben daher das Signal zum Abmarsch und setzten sich in Bewegung.

Eine kleine Abtheilung Cavallerie, die an dem Largo San Ferdinando gehalten, folgte ihnen und bildete die Spitze der Colonne.

Der König folgte unmittelbar hinterdrein in der Mitte eines großen freien Zwischenraumes und begrüßte das Volk, welches mit dem tausendstimmig wiederholten Rufe: »Es lebe Ferdinand der Vierte! Es lebe Pius der Sechste! Nieder mit den Franzosen!« antwortete.

Mack und der ganze Generalstab folgten hinter dem Könige, nach dem Generalstabe kamen die Geschütze, auf welche wiederum eine kleine Abtheilung Cavallerie folgte, wie die, welche den Zug eröffnete.

Ehe der König den Platz vor dem Schlosse ganz verließ, drehte er sich noch ein letztes Mal herum, um die Königin zu begrüßen und seinen Kindern Lebewohl zu sagen. Dann bog er in die lange Toledostraße ein, welche ihn über den Largo Mercatello, Port Alba und Largo delle Pigne auf die Straße von Capua führen sollte, wo das Gefolge des Königs Halt zu machen bestimmt war, während der König in Caserta seiner Gemahlin und seinen Kindern noch einmal Lebewohl sagte und seinen Känguruhs einen letzten Besuch abstattete.

Das, was der König am meisten bedauerte, war seine Krippe, die er unvollendet in Neapel zurücklassen mußte.

Außerhalb der Stadt erwartete ihn ein Wagen. Er bestieg denselben mit dem Herzog von Ascoli, dem Marquis Malapina und dem General Mack, worauf alle Vier nach Caserta fuhren und hier ruhig warteten, bis zwei Stunden später die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen und die vertrauten Personen des Hofes nachkamen, denn erst den nächstfolgenden Tag fand der eigentliche Aufbruch statt.

Zwölftes Capitel.

Einige Seiten Geschichte.

Obschon wir keineswegs die Absicht haben, uns zum Geschichtschreiber dieses Feldzuges zu machen, so müssen wir doch dem König Ferdinand auf seinem Triumphzuge wenigstens bis Rom folgen und die wichtigsten Ereignisse dieses Marsches zusammenfassen.

Die Armee des Königs von Sicilien hatte schon seit länger als einem Monate ihre Cantonnementspositionen eingenommen.

Sie war in drei Corps getheilt.

Zweiundzwanzigtausend Mann campirten in San Germano, sechzehntausend in den Abruzzen, achttausend in der Ebene von Sessa, ohne sechstausend Mann in Gaëta zu zählen, die bereit waren, sich als Arrieregarde bei dem ersten Schritt, den die drei ersten Corps vorwärts thun würden, in Marsch zu setzen, und achttausend, welche sich bereit hielten, unter den Befehlen des Generals Naselli nach Livorno unter Segel zu gehen.

Das erste Corps sollte unter den Befehlen des Königs in eigener Person, das zweite unter denen des Generals Micheroux und das dritte unter denen des Generals von Damas marschieren.

Mark führte, wie wir bereits gesagt haben, das erste Corps. Es waren also zweiundfünfzigtausend Mann — ohne das Corps Naselli's — welche gegen Championnet und seine neun- oder zehntausend Mann marschierten.

Nachdem man drei oder vier Tage im Lager von San Germano zugebracht, wo die Königin und Emma Lyonna, beide als Amazonen gekleidet und feurige Pferde reitend, um ihre Gewandtheit bewundern zu lassen, das erste Armeecorps die Musterung passieren ließen und durch alle möglichen Mittel, schöne Worte und huldreiche Mienen für die Officiere, doppelten Sold und Weinrationen für die Soldaten, die Begeisterung der Armee aufs Höchste steigerten, verließ man sich in überschwänglichen Siegeshoffnungen.

Während die Königin, Emma Lyonna, Sir William Hamilton, Horaz Nelson, die fremden Gesandten und die zu diesen kriegerischen Festen geladenen Gäste nach Caserta zurückkehrten, setzte sich die Armee auf ein gegebenes Signal an einem und demselben Tage, zu einer und derselben Stunde auf drei verschiedenen Punkten in Marsch.

Wir haben gesehen, welche Befehle der General Macdonald im Namen des Generals Championnet an dem Tage ertheilte, wo wir unsere Leser in den Palast Corsini einführten und wo wir sie der Ankunft des französischen Gesandten und des Grafen Ruvo beiwohnen ließen.

Diese Befehle lauteten, wie man sich entsinnen wird, dahin, beim Heranrücken der Neapolitaner alle Plätze und alle Positionen zu räumen.

Man wird sich daher nicht wundern, die ganze französische Armee vor dem im Anzuge begriffenen König Ferdinand den Rückzug antreten zu sehen.

Der General Micheroux, welcher mit zehntausend Mann den rechten Flügel bildete, ging über den Tronto, trieb die schwache französische Garnison von Ascoli vor sich her und nahm auf der ämilianischen Straße die Richtung von Porto de Fermo.

Der General von Damas, welcher den linken Flügel bildete, folgte der appischen Straße und der König, welcher das Centrum führte, rückte von San Germano ab und marschierte, wie Mack in seinem Feldzugsplan bestimmt, auf der Straße von Ceperano und Frosinone nach Rom.

Das Armeecorps des Königs langte gegen neun Uhr Morgens in Ceperano an und der König stieg in dem Hause des Syndicus ab, um zu frühstücken.

Nach dem Frühstück bat der General Mack, welchem der König seit dem Abmarsch von San Germano die Ehre erzeigte, ihn zur Tafel zu ziehen, um die Erlaubniß, seinen Adjutanten, den Major Reischach, rufen zu lassen.

Es war dies ein junger Oesterreicher von sechs- bis achtundzwanzig Jahren, der eine vortreffliche Erziehung genoß, das Französische redete wie seine Muttersprache und sich in seiner eleganten Uniform sehr gut ausnahm.

Er leistete dem Befehl seines Generals sofort Folge.

Der junge Officier begrüßte ehrerbietig erst den König, dann seinen General und erwartete die Befehle, die er gekommen war zu empfangen.

»Sire,« sagte Mack, »unter civilisirten Nationen ist es Kriegsgebrauch, daß man den Feind, den man angreifen will, vorher davon unterrichtet. Ich halte es daher für meine Pflicht, dem republikanischen General zu melden, daß wir im Begriff stehen, die Grenze zu überschreiten.«

»Sie sagen, es sei dies Kriegsgebrauch?« sagte der König.

»Ja, Sire.«

»Nun dann thun Sie es, General; thun Sie es.«

»Uebrigens wird er, wenn er erfährt, daß wir mit einer imposanten Streitmacht anrücken, vielleicht den Platz freiwillig räumen.«

»Ah,« sagte der König, »das wäre sehr manierlich von ihm.«

»Sie erlauben also, Sire?«

»Versteht sich! Ja wohl, ich erlaube es.«

Mack drehte sich auf dem Stuhl herum, stützte sich mit dem Ellbogen auf den Tisch und sagte:

»Major, setzen Sie sich und nehmen Sie die Feder zur Hand.«

Der Major that, wie ihm geheißen ward.

»Schreiben Sie,« fuhr Mark fort, »aber so schön, als Sie es im Stande sind, denn es wäre sehr leicht möglich, daß der republikanische General, an welchen der Brief gerichtet ist, nicht sehr geläufig zu lesen verstünde. Diese Herren sind, was Schulkenntnisse betrifft, in der Regel nicht weit her,« fuhr Mack fort. »Wenn er hartnäckigerweise Stand halten sollte, so soll er wenigstens dann nicht sagen können, er habe den Brief nicht verstanden.«

»Wenn der Brief an den General Championnet gerichtet ist, Excellenz,« entgegnete der junge Mann, »so glaube ich nicht, daß so etwas zu befürchten steht. Ich habe gehört, es sei dies einer der gelehrtesten Männer unter der ganzen französischen Armee, aber deswegen bin ich nicht weniger bereit, Ihre Befehle auszuführen.«

»Das ist auch das Beste, was Sie thun können,« entgegnete Mack, durch die Bemerkung des jungen Mannes ein wenig verletzt und indem er eine gebieterische Kopfbewegung machte.

Der Major machte sich schreibfertig.

»Gestatten Sie mir in der Abfassung des Briefes völlige Freiheit, Sire?« fragte der General den König.

»Jawohl, jawohl,« antwortete der König, »denn wenn ich selbst schriebe, so glaube ich, würde der Bürger General, so gelehrt er auch sein mag, gleichwohl Mühe haben, daraus klug zu werden.«

»Schreiben Sie, Major,« sagte Mack.

Und er dictirte den folgenden Brief oder vielmehr das folgende Ultimatum welches noch in keinem Geschichtswerke mitgetheilt worden. Wir copiren dieses Musterstück von Impertinenz und Uebermuth nach dem der Königin zugesendeten officiellen Duplicat.

»Herr General!

»Ich zeige Ihnen hiermit an, daß die sicilianische Armee, welche ich die Ehre habe, unter den Befehlen des Königs in eigener Person zu commandiren, so eben die Grenze überschritten hat, um sich in Besitz der römischen Staaten zu setzen, welche seit dem Frieden von Campo Formio revolutionisirt und usurpiert worden sind.

»Diese Revolution und Usurpation sind weder durch Seine sicilische Majestät noch durch seinen erhabenen Verbündeten, den Kaiser und König, anerkannt worden. Ich verlange daher, daß Sie ohne Verzug die römischen Staaten von den französischen Truppen räumen lassen, und mit allen andern Plätzen, welche sie besetzt halten dasselbe thun.

»Die die verschiedenen Truppencolonnen Seiner sicilischen Majestät commandirenden Generale haben ausdrücklichen Befehl, die Feindseligkeiten da, wo die französischen Truppen sich auf meine Notification zurückziehen werden, nicht zu beginnen, dagegen aber, im Fall sie sich widersetzen sollten, sofort zur Gewalt zu schreiten.

»Uebrigens erkläre ich, Bürger General, daß ich es als einen Art der Feindseligkeit betrachten werde, wenn die französischen Truppen den Fuß auf das Gebiet des Großherzogs von Toscana setzen.

»Ich erwarte Ihre Antwort ohne den mindesten Verzug und bitte Sie, mir den Major Reischach, der Ihnen diesen Brief überbringt, vier Stunden nach Empfang desselben wieder zurückzusenden. Ihre Antwort muß positiv und bestimmt gehalten sein.

»Was die Forderung, die römischen Staaten zu räumen und das Großherzogthum Toscana nicht zu betreten, betrifft, so wird eine negative Antwort als eine Kriegserklärung von Ihrer Seite betrachtet werden und Seine sicilische Majestät mit dem Degen in der Hand die gerechten Forderungen, die ich in ihrem Namen an Sie richte, aufrecht zu halten wissen.

»Ich habe die Ehre u.s.w.

»Ich bin fertig, Excellenz,« sagte der junge Officier.

»Und Eure Majestät haben weiter keine Bemerkung zu machen?« fragte Mack.

»Sie werden den Brief selbst unterzeichnen, nicht wahr?« fragte der König dagegen.

»Allerdings, Sire.«

»Nun dann —«

Und er beendete den Redesatz durch eine Bewegung mit den Schultern, welche vermuthlich heißen sollte: »Machen Sie, was Sie wollen.«

»Uebrigens,« sagte Mack, »müssen wir loyalen Leute auf diese Weise mit solchen Sansculotten von Republikanern sprechen.«

Dann nahm er dem Major die Feder aus der Hand, unterzeichnete den Brief, gab die Feder zurück und sagte:

»Nun schreiben Sie die Adresse.«

»Wollen Sie mir dieselbe dictiren, wie Sie mir den Brief dictirt haben, Excellenz?« fragte der junge Officier.

»Wie? Wissen Sie denn nicht einmal eine Adresse zu schreiben?«

»Ich weiß nicht, ob ich sagen soll: *Herr* General, oder *Bürger* General.«

»Schreiben Sie Bürger,« sagte Mack; Warum soll man solchen Leuten einen andern Titel geben als den welchen sie sich selbst beilegen?«

Der junge Mann schrieb die Adresse, siegelte den Brief zu und erhob sich.

»Nun, Major,« sagte Mack, »werden Sie zu Pferde steigen und diesen Brief so rasch als möglich dem französischen General überbringen. Ich gebe ihm, wie Sie gesehen haben, vier Stunden Bedenkzeit, Sie können folglich vier Stunden warten, aber keine Minute länger. Was uns betrifft, so werden wir mittlerweile unsern Marsch weiter fortsetzen und es ist wahrscheinlich, daß Sie uns auf Ihrem Rückweg zwischen Anagni und Volmonte treffen.«

Der junge Mann grüßte den General, verneigte sich ehrfurchtsvoll vor dem König und entfernte sich, um seine Mission zu vollziehen.

Von den französischen Vorposten, auf die er in Frosinone stieß, ward er natürlich angehalten, als er aber dem General Duchesme, welcher den Rückzug auf diesem Punkte leitete, seinen Auftrag mitgetheilt und die Depesche, mit deren Ueberbringung an Championnet er beauftragt war, gezeigt, befahl der General, ihn passieren zu lassen.

Nachdem das Hinderniß beseitigt war, setzte der Bote seinen Weg weiter fort nach Rom, wo er am nächstfolgenden Tage gegen halb zehn Uhr des Vormittags anlangte.

Am dem Thore San Giovanni machte man ihm neue Schwierigkeiten. Auf das Vorzeigen seiner Depesche aber fragte der französische Officier, der an diesem Thore die Wache hatte, ob er in Rom bekannt sei, und als der Major diese Frage verneinte, gab er ihm einen Soldaten mit, um ihn nach dem Palast des Generals zu geleiten.

Championnet hatte so eben mit seinem Adjutanten Thiébaud, dem, welcher ihm nächst Salvato von allen seinen Officieren der liebste war, einen Spazierritt auf den Wällen oder vielmehr um die Wälle herum gemacht.

Sein zweiter Begleiter auf diesem Spazierritt war der erst seit zwei Tagen angelangte Geniegeneral Eblé.

Als er an die Thür des Palastes Corsini kam, fand er einen Bauer, der ihn erwartete, und seinem Kostüm nach zu urtheilen, der alten Provinz Samnium anzugehören schien.

Der General stieg vom Pferde und näherte sich ihm, denn er begriff sofort, daß dieser Mann zu ihm wollte. Thiébaud wollte Championnet zurückhalten, denn die Meuchelmörder Bassevilles und Duphots waren seiner Erinnerung noch gegenwärtig. Der General schob jedoch seinen Adjutanten auf die Seite und ging auf den Bauer zu.

»Wo kommst Du her?« fragte er ihn.

»Aus dem Süden,« antwortete der Samniter.

»Hast Du ein Erkennungswort?«

»Ich habe deren zwei. *Neapel* und *Rom*.«

»Ist deine Botschaft mündlich oder schriftlich?«

»Schriftlich.«

Und er überreichte einen Brief.

»Immer wieder von derselben Person?«

»Das weiß ich nicht.«

»Sollst du auf Antwort warten?«

»Nein.«

Championnet öffnete den Brief. Derselbe war fünf Tage alt. Er las:

»Es steht noch Alles gut. Der Verwundete ist gestern zum ersten Male aufgestanden und auf den Arm seiner barmherzigen Schwester gestützt mehrmals in seinem Zimmer auf- und abgegangen. Im Fall er sich nicht einer schweren Unklugheit schuldig macht, kann man für sein Leben stehen.«

»Ah, bravo!« rief Championnet.

Dann heftete er die Augen wieder auf den Brief und las weiter:

»Einer der Unsrigen ist verrathen worden. Man glaubt, er sei in das Castell San Elmo gebracht worden; wenn aber auch für ihn zu fürchten steht, so steht doch nichts für uns zu fürchten. Er ist ein Mann von Muth und Herz, der sich eher in Stücke hacken lassen, als etwas sagen würde.

»Der König und die Armee sind, sagt man, gestern von San Germano aufgebrochen. Die Armee besteht aus zweiundfünfzigtausend Mann, dreißigtausend hiervon marschieren unter dem Befehl des Königs, zwölftausend unter den Befehlen des Generals Micheroux, zehntausend unter dem Befehl des Generals Damas. Hier kommen achttausend Mann, die unter dem Commando des Generals Naselli in Gaeta stehen und bestimmt sind, von Nelson und einem Theile des englischen Geschwaders escortirt, in Toskana zu landen.

»Die Armee führt einen Port von hundert Geschützen und ist reichlich mit Allem versehen.

»Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

»*Nachschrift.* — Das Losungswort des nächsten Boten ist: San Angelo und San Elmo.«

Championnet sah sich nach dem Bauer um, dieser war aber verschwunden.

Dann gab er den Brief dem General Eblé, indem er diesen zugleich durch eine Kopfbewegung bedeutete, in den Palast hineinzugehen.

»Hier, Eblé,« sagte er, »sehen Sie das. Es steht darin, wie man bei uns sagt, zu essen und zu trinken.«

Dann fuhr er zu seinem Adjutanten Thiébaud gewendet fort:

»Die Hauptsache ist, daß es mit unserm Freund Salvato Palmieri immer besser und besser geht. Der, welcher mir schreibt und der, wie es scheint, selbst Arzt ist, bürgt mir jetzt für sein Leben. Uebrigens scheint man dort die Sache sehr gut organisiert zu haben. Es ist dies schon der dritte Brief, den ich durch verschiedene Boten erhalte, welche jedesmal ein anderes Losungswort haben und nicht auf Antwort warten.«

Dann wendete er sich wieder zu dem General Eblé und fragte diesen:

»Nun, Eblé, was meinen Sie dazu?«

»Ich sage,« antwortete dieser, indem er zuerst in das große Zimmer trat, in welchem wir Championnet schon mit Macdonald über die Größe und den Verfall der Römer disputiren gehört, »ich sage, daß zweiundfünfzigtausend Mann und hundert Stück Geschützt eine hübsche Ziffer sind. Und Sie, wie viel haben Sie Kanonen?«

»Neun.«

»Und Soldaten?«

»Elf- bis zwölftausend Mann, während das Directorium obendrein noch diesen Augenblick wählt, um mir dreitausend zur Verstärkung der Garnison von Corfu abzuverlangen.«

»Aber,« sagte Thiébaud, »wir mir scheint, können Sie unter den Umständen, in welchen wir uns befinden und welche dem Directorium nicht bekannt sind, sich weigern, einem solchen Befehle zu gehorchen.«

»Was!« rief Championnet, »glauben Sie nicht, Eblé, daß in einer von Ihnen befestigten guten Position neun- bis zehntausend Mann Franzosen zweiundfünfzigtausend Neapolitanern die Spitze bieten können, besonders wenn sie von dem General Mack commandirt werden?«

»O,« sagte Eblé lachend, »ich weiß, daß Ihnen nichts unmöglich ist, und übrigens kenne ich die Neapolitaner besser als Sie.«

»Wo haben Sie denn die Bekanntschaft dieser Leute gemacht? Man hat ja seit einem halben Jahrhundert ihre Kanonen nicht gehört, ausgenommen bei Toulon, wo Sie nicht mit waren.«

»Als ich noch Lieutenant war,« entgegnete Eblé, — »es sind dies jetzt zwölf Jahre her — ward ich von dem Baron von Salis mit Augereau, der damals erst Sergeant war, und mit dem Oberst von Pommereuil, welcher jetzt noch Oberst ist, nach Neapel geschickt.«

»Aber was zum Teufel sollten Sie denn dort machen?«

»Wir sollten auf Befehl der Königin und des Generalcapitäns, Sir John Acton, die Armee auf französischen Fuß organisieren.«

»Das ist eine schlimme Mittheilung, die Sie mir da machen, Eblé. Wenn ich es mit einer von Ihnen und Augereau organisieren Armee zu thun habe, so wird die Sache nicht so leicht gehen, als ich glaubte. Der Prinz Eugen sagte, als er hörte, daß man eine Armee gegen ihn schickte, in seiner Ungewißheit über den General, der dieselbe commandirte: »Wenn es Villeroy ist, so schlage ich ihn; ist es Beaufort, so schlagen wir uns; ist es aber Catinat, so schlägt er mich.« Ich könnte dasselbe sagen.«

»O, in dieser Beziehung beruhigen Sie sich. Ich weiß nicht, welcher Zwist sich damals zwischen Herrn von Salis und der Königin entspann, aber Thatsache ist, daß wir nach Verlauf von einem Monate sämtlich zur Thür hinausgeworfen und durch österreichische Instructioner ersetzt wurden.«

»Aber Sie blieben doch einen Monat in Neapel, wie Sie sagen?«

»Ja, vier oder sechs Wochen; ich weiß es nicht mehr genau.«

»Dann bin ich ruhig, und ich begreife, warum das Directorium Sie mir schickt. Sie werden während jener vier Wochen Ihre Zeit nicht verloren haben.«

»Nein, ich habe die Stadt und ihre Zugänge studiert.«

»Ich kann noch nicht sagen, ob dies uns etwas nützen wird, aber wer weiß?«

»Mittlerweile, Thiébaud,« fuhr der General fort, »und da der Feind binnen drei oder vier Tagen hier sein kann, und es nicht in meinem Plane liegt, mich seinem Marsche zu widersetzen, so geben Sie Befehl, daß man auf der Engelsburg die Lärmkanone löse, in der ganzen Stadt Generalmarsch schlage und die Garnison sich unter dem Befehle des Generals Mathieu Maurice auf dem Platze des Volkes versammle.«

»Ich gehe, mein General.«

Der Adjutant verließ ohne eine Miene des Erstaunens und mit jenem passiven Gehorsam, welcher die Officiere charakterisirt, die bestimmt sind, später zu commandiren, das Zimmer, kam

aber sofort wieder zurück.

»Nun, was gibts?« fragte Championnet.

»Mein General,« antwortete der junge Mann »soeben kommt ein Adjutant des Generals Mack von San Germano und verlangt mit Ihnen zu sprechen. Er ist, wie er sagt, Ueberbringer einer wichtigen Depesche.«

»Er möge hereinkommen,« sagte Championnet; »er möge hereinkommen. Seine Freunde darf man niemals warten lassen, seine Feinde aber noch weniger.«

Der junge Mann trat ein. Er hatte die letzten Worte des Generals gehört und nachdem er sich anmuthig und ehrerbietig verneigt, sagte er, während Thiébaud die drei Befehle, welche Championnet ihm soeben ertheilt, dem diensthabenden Officier übermittelte:

»In Folge der Anwendung dieser Maxime werden Ihre Freunde sich stets wohl und Ihre Feinde stets übel befinden, mein General. Betrachten Sie mich daher nicht als Ihren Feind.«

Championnet ging ihm entgegen, bot ihm die Hand und sagte:

»Unter meinem Dache gibt es keine Feinde, sondern nur Gäste. Seien Sie daher willkommen, selbst wenn Sie mir in den Falten Ihres Mantels den Krieg brächten.«

Der junge Mann verneigte sich abermals und übergab dem Obercommandanten Mack's Depesche.

»Wenn es nicht der Krieg ist,« sagte er, »so ist es stets etwas, was große Aehnlichkeit damit hat.«

Championnet entsiegelte den Brief und las ihn, ohne daß eine einzige Bewegung seines Gesichts den Eindruck verrieth, den diese Lectüre auf ihn machte.

Was den Boten betraf, der den Inhalt der Depesche kannte, da er sie ja selbst geschrieben, wenn auch ohne Form und Text zu billigen, so folgte er mit Unruhe den Augen des Generals.

Als Championnet bei der letzten Zeile angelangt war, lächelte er und steckte die Depesche in die Tasche.

»Mein Herr,« sagte er zu dem jungen Officier, »der General Mack sagt mir, daß Sie vier Stunden bei mir zubringen dürfen. Ich danke ihm dafür und erkläre Ihnen hiermit, daß ich Ihnen auch nicht eine Minute davon schenke.«

Er zog die Uhr.

»Es ist jetzt ein Viertel auf elf Vormittag; ein Viertel auf drei Uhr Nachmittag sollen Sie frei sein. Thiébaud,« sagte er zu seinem Adjutanten, der, nachdem er die Befehle des Generals weitergegeben, soeben wieder ins Zimmer getreten war, »Sie werden ein Couvert mehr auflegen lassen. Dieser Herr wird uns die Ehre erzeigen, mit uns zu frühstücken.«

»General,« stammelte der junge Officier verblüfft über die Höflichkeit gegen einen Boten, der einen so wenig höflichen Brief überbracht, »ich weiß wirklich nicht —«

»Ob Sie das Frühstück von armen Teufeln theilen sollen, welchen es an Allem fehlt, während Sie soeben eine reichlich besetzte königliche Tafel verlassen haben, nicht wahr?« sagte Championnet lachend. »Nehmen Sie aber die Einladung nur an, Major. Wenn man Alcibades in eigener Person wäre, so stirbt man nicht, wenn man zufällig einmal Lykurg's schwarze Suppe mitgegessen.«

»General,« entgegnete der Adjutant, »dann lassen Sie mich doppelt für die Einladung und die Bedingungen danken, unter welchen sie erfolgt. Es ist möglich, daß ich die Mahlzeit eines Spartaners theile, aber nur ein Franzose konnte die Courtoisie besitzen« mich dazu einzuladen.«

»General,« sagte Thiébaud, indem er wieder eintrat, »das Frühstück ist serviert!«

Dreizehntes Capitel.

Die Diplomatie des Generale Championnet.

Championnet lud den Major ein, zuerst in das Speisezimmer zu treten, und wies ihm zwischen dem General Eblé und sich selbst seinen Platz an.

Das Frühstück war, ohne das eines Sybariten zu sein, doch auch nicht gerade das eines Spartaners. Es hielt zwischen beiden die Mitte und, Dank dem päpstlichen Keller waren ganz besonders die Weine ausgezeichnet.

In dem Augenblick, wo man sich zu Tische setzte, dröhnte ein Kanonenschuß, dann ein zweiter, dann ein dritter.

Bei dem ersten Schusse stutzte der junge Mann, beim zweiten horchte er, beim dritten schien er wieder gleichgültig zu werden. Er that keine Frage.

»Hören Sie, Major?« sagte Championnet, als er sah, daß sein Gast nicht Miene machte, zu sprechen.

»Ja, ich höre, General, aber ich gestehe, daß ich nicht begreife.«

»Es ist die Lärmkanone.«

Fast gleichzeitig begann man Generalmarsch zu schlagen.

»Und dieser Trommelschall?« fragte der österreichische Officier lächelnd.

»Das ist der Generalmarsch.«

»Ich dachte es mir.«

»Zum Teufel, Sie können sich denken, daß nach einem solchen Brief, wie der General Mack mir die Ehre erzeigt hat, zu schreiben — Sie kennen wohl den Inhalt dieses Briefes?«

»Ich habe ihn ja selbst geschrieben«

»Sie schreiben eine sehr schöne Hand, Major.«

»Der General Mark hat ihn aber dictirt.«

»Dann hat der General Mack einen sehr schönen Styl.«

»Aber wie kommt es?« fuhr der junge Mann fort, als er hörte, daß noch mehr Kanonenschüsse gelöst wurden und der Generalmarsch fortwirbelte. »Ich habe Sie doch keinen Befehl geben hören. Ihre Trommeln und Ihre Kanonen haben mich wohl erkannt, oder sind dieselben behext?«

»Unsere Kanonen hätten allerdings sehr nöthig, es zu sein, denn Sie wissen oder Sie wissen nicht, daß wir deren nicht mehr als neun haben. Sie sehen, daß dies nicht viel ist, wenn es gilt, einem Artilleriepark von hundert Geschützen zu antworten. Soll ich Ihnen noch ein Kotelett vorlegen?«

»Wenn Sie die Güte haben wollen, General.«

»Nein, meine Kanonen schießen nicht von selbst und meine Trommeln schlagen sich nicht von selbst. Ich hatte vielmehr schon Befehl dazu gegeben, ehe ich die Ehre hatte, Sie zu sehen.«

»Dann waren Sie wohl von unserem Marsch unterrichtet?«

»O, ich habe wie Sokrates einen vertrauten Geist. Ich wußte, daß der König und der General

Mack vor sechs Tagen, das heißt am vergangenen Montag, mit dreißigtausend Mann von San Germano, Micheroux mit zwölftausend von Aquila, und Damas mit zehntausend von Sessa abmarschiert sind, abgesehen von dem General Naselli und seinen achttausend Mann, welche, von dem berühmten Admiral Nelson escortirt, gegenwärtig in Livorno landen sollen, um uns den Rückzug nach Toscana abzuschneiden. O, er ist ein großer Stratege, dieser General Mack, das weiß ganz Europa. Da ich nun im Ganzen nur zwölftausend Mann habe, von welchen das Directorium mir jetzt auch noch dreitausend nimmt, um die Garnison von Korfu zu verstärken — Apropos,« unterbrach sich Championnet, zu Thiébaud gewendet, »haben Sie schon Befehl gegeben, daß diese dreitausend Mann nach Ancona marschieren, um dort eingeschifft zu werden?«

»Nein, mein General,« antwortete Thiébaud »denn da ich wußte, daß wir, wie Sie eben selbst sagten, im Ganzen nur zwölftausend Mann haben, so habe ich Anstand genommen, unsere Streitmacht noch um dreitausend Mann zu vermindern.«

»So,« sagte der General mit seiner gewöhnlichen heitern Ruhe lächelnd; »Sie haben vergessen, Thiébaud, daß die Spartaner nur dreihundert Mann zählten. Zum Sterben ist man immer genug. Vollziehen Sie daher meinen Befehl, und lassen Sie die Mannschaften augenblicklich abmarschieren.«

Thiébaud erhob sich und verließ das Zimmer.

»Nehmen Sie doch einen Flügel von diesem Huhne, Major,« sagte Championnet. »Sie essen nicht. Scipio, welcher gleichzeitig mein Intendant, mein Kammerdiener und mein Koch ist, wird glauben, seine Küche schmecke Ihnen nicht und er wird sich zu Tode härmen.«

Der junge Mann, welcher sich in der That unterbrochen hatte, um den General zu hören, begann wieder zu essen. Augenscheinlich aber beunruhigte ihn diese unerschütterliche Heiterkeit Championnet's, welche er anfang für einen Fallstrick zu halten.

»Eblé,« fuhr der General fort, »sogleich nach dem Frühstücke und während wir mit dem Major die Garnison von Rom die Musterung passieren lassen, werden Sie sich bereit halten die Brücke von Tivoli über den Teverone und die Brücke von Borghetto über die Tiber sprengen zu lassen, sobald die französischen Truppen diese beiden Flüsse passiert haben werden.«

»Ja, mein General,« sagte Eblé einfach.

Der junge Mann sah Championnet an.

»Ein Glas von diesem Albaneser, Major,« sagte Championnet. »Er ist aus dem päpstlichen Keller und die Liebhaber finden ihn gut.«

»Dann, General,« sagte der Major, seinen Wein schlürfend, »dann verlassen Sie also Rom?«

»Sie sind ein zu erfahrener Kriegsmann, mein lieber Major,« antwortete Championnet, »nur nicht zu wissen, daß man eine im Jahre 274 von dem Kaiser Aurelian befestigte Stadt im Jahre 1799 unter dem Bürger Barras nicht vertheidigt. Wenn der General Mack mit den Pfeilen der Parther, den Schleudern der Balearen oder auch mit jenen gefürchteten fünfundsiebzig Fuß langen Mauerbrechern des Antonius zu mir käme, so würde ich es allenfalls riskieren, aber hundert Kanonen die Spitze bieten zu wollen, wäre Wahnsinn.«

Thiébaud trat wieder ein.

»Ihre Befehle sind vollzogen, General,« sagte er, Championnet dankte ihm durch eine Kopfbewegung.

»Dennoch,« fuhr er dann fort, »verlasse ich Rom nicht ganz. Thiébaud wird sich mit

fünfhundert Mann in die Engelsburg einschließen, nicht wahr, Thiébaud?»

»Wenn Sie es befehlen, mein General, so geschieht es.«

»Und Sie werden sich unter keinem Vorwande ergeben.«

»Unter keinem Vorwande — darauf können Sie sich verlassen, General.«

»Sie werden selbst Ihre Leute wählen. Glauben Sie deren fünfhundert zu finden, welche bereit sind für die Ehre Frankreichs zu sterben? Es wird durchaus nicht schwer halten. Uebrigens marschieren wir heute ab. Ich bitte um Entschuldigung, Major, daß ich so in Ihrer Gegenwart von allen unsern kleinen Angelegenheiten spreche, aber Sie gehören ja zum Handwerke und wissen, was es zu bedeuten hat. Wir marschieren heute ab. Ich verlange, daß Sie sich nur zwanzig Tage halten, Thiébaud. Nach Verlauf von zwanzig Tagen bin ich wieder in Rom.«

»O genieren Sie sich nicht, mein General, sagen Sie zwanzig Tage, sagen Sie fünfundzwanzig, sagen Sie dreißig.«

»Ich brauche nicht mehr als zwanzig und gebe Ihnen obendrein mein Ehrenwort, Thiébaud, daß ich Sie befreie, ehe noch zwanzig Tage um sind. Eblé,« fuhr der General fort, »Sie werden sich mir in Civitià Castellane wieder anschließen. Dort werde ich mich contentiren. Die Position ist gut. Mittlerweile wird es gerathen sein, einige Außenwerke anzulegen. Sie entschuldigen doch, mein lieber Major, daß ich immer noch von solchen Dingen spreche?«

»Ich kann nur wiederholen, was soeben mein Camerad Thiébaud zu Ihnen sagte: Genieren Sie sich meinerwegen nicht.«

»Sie sehen, ich bin einer von den Spielern, welche die Karten auf den Tisch legen. Sie haben sechzigtausend Mann, hundert Kanonen, so viel Munition, daß Sie nicht wissen, was Sie damit machen sollen. Ich habe, dafern Joubert mir nicht die verlangten dreitausend Mann schickt — neuntausend Mann, fünfzehntausend Stück Geschützkugeln und zwei Millionen Patronen. Wenn man so im Nachtheil ist, begreifen Sie wohl, daß man seine Vorsichtsmaßregeln treffen muß.«

Da der junge Mann über dem Eifer des Zuhörens seinen Kaffee kalt werden ließ, fuhr Championnet fort:

»Trinken Sie doch Ihren Kaffee, so lange er heiß ist, Major. Scipio bildet sich auf seinen Kaffee nicht wenig ein, empfiehlt aber stets ihn kochend heiß zu trinken.«

»Der Kaffee ist vortrefflich,« sagte der Major.

»Nun dann trinken Sie Ihre Tasse aus, mein junger Freund, denn wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir zu Pferde steigen, um die Garnison zu mustern, aus welcher gleichzeitig Thiébaud seine fünfhundert Mann wählen wird.«

Der Major trank seinen Kaffee bis auf den letzten Tropfen aus, erhob sich und gab, indem er sich verneigte, zu verstehen, daß er bereit sei.

Scipio näherte sich.

»Wie es scheint, brechen wir auf, mein General?« fragte er.

»Allerdings, mein lieber Scipio! Du weißt, bei unserm verteufelten Handwerk ist man seiner Sache nie sicher.«

»Dann, mein General, müssen die Koffer gepackt, die Bücher emballirt und die Karten und Pläne aufgewickelt werden.«

»Nein, nein. Laß Alles, wie es ist. Wir werden es bei unserer Rückkehr wiederfinden. Mein lieber Major,« fuhr Championnet fort, indem er seinen Säbel umschnallte, »ich glaube, der General Mack wird sehr wohl thun, wenn er in diesem Palast logiert. Er findet hier eine gute

Bibliothek und vortreffliche Karten. Sie werden ihm meine Bücher und meine Pläne empfehlen, denn ich halte sehr viel auf dieselben. Ich leihe sie ihm, wie meinen ganzen Palast, und stelle Alles unter Ihre Obhut. Die Sache wird um so bequemer sein, als Ihnen gegenüber, wie Sie sehen, der unermeßliche Palast Farnese steht, wo aller Wahrscheinlichkeit nach der König logieren wird. Se. Majestät und der General können dann von den Fenstern aus einander telegraphieren.

»Wenn der General diesen Palast bewohnt,« antwortete der Major, »so kann ich Ihnen dafür stehen, daß Alles, was Ihnen gehört, ihm heilig sein wird.«

»Scipio,« sagte der General, »packe für mich eine Uniform und sechs Hemden in einen Mantelsack. Du kannst denselben gleich hinten am Sattel schnallen lassen. Wenn die Musterung vorüber ist, setzen wir uns sofort in Marsch.«

Fünf Minuten später waren Championnet's Befehle ausgeführt und vier oder fünf Pferde erwarteten ihre Reiter am Thore des Palastes Corsini.

Der junge Major suchte mit den Augen das seinige, aber vergebens. Der Reitknecht des Generals brachte ihm ein schönes frisches Pferd mit Pistolen in den Holftern.

Er sah den General fragend an.

»Ihr Pferd war müde, Herr Major,« sagte Championnet. »Lassen Sie ihm Zeit auszuruhen. Man wird es Ihnen hier zurücklassen.«

Der Major verneigte sich dankend und schwang sich in den Sattel. Eblé und Thiébaud thaten dasselbe.

Eine kleine Escorte, unter welcher unser alter Freund, der Brigadier Martin, glänzte, der noch ganz stolz darauf war, den Weg von Itri nach Rom im Wagen eines Gesandten zurückgelegt zu haben, folgte dem General in kurzer Entfernung. Scipio, welcher noch mit häuslichen Angelegenheiten zu thun hatte, sollte später nachkommen.

Der Palast Corsini, in welchem, beiläufig gesagt, Christine von Schweden starb, steht auf dem rechten Ufer der Tiber. Der, welcher ihn bewohnt, kann, wenn er die Hand ausstreckt, auf der andern Seite der Via Lungara das von Raphael unsterblich gemachte anmuthige Bauwerk der Farnesina berühren.

Der kolossale Palast Farnese und das reizende Gebäude, das nur ein Anhängsel dazu ist, war es, aus welchem Ferdinand jene Meisterwerke des Alterthums und des Mittelalters hatte kommen lassen, welche wir ihn im Schlosse von Caserta dem jungen Bankier Andreas Backer haben zeigen sehen.

Der kleine Trupp ritt das rechte Tiberufer die Via Lungara hinauf, der Major Reischach links, der General Eblé rechts neben Championnet.

Der ein wenig dahinter reitende Oberst Thiébaud diente zwischen der Haupttruppe und der kleinen Escorte gewissermaßen als Bindestrich.

Man ritt eine Weile schweigend entlang, dann nahm Championnet das Wort.

»Das Wunderbare auf diesem römischen Boden,« sagte er, »ist, daß man, mag man den Fuß setzen, wohin man will, die Geschichte des Alterthums oder die des Mittelalters berührt. Sehen Sie,« setzte er hinzu, indem er eine Hand nach der der Tiber entgegengesetzten Richtung ausstreckte, »dort auf dem Gipfel jenes Hügels steht San Onofrio, wo Tasso starb. Das Fieber raffte ihn in dem Augenblicke hinweg, wo Clemens der Achte ihn nach Rom gerufen, um ihn hier feierlich krönen zu lassen. Zehn Jahre später ließ derselbe Clemens der Achte, der einzige

Mann, welchen Sixtus der Fünfte, wie er erklärte, in Rom gefunden, hier zu unserer Rechten in das Gefängniß Savella die bekannte Beatrice Cenci einsperren. In diesem Gefängniß und am Tage vor ihrem Tode fertigte Guido Reni von ihr das schöne Porträt, welches Sie in vier oder fünf Tagen, wenn Sie in Rom eingezogen sein werden, im Palast Colonna sehen können. Auf dem der Engelsburg gegenüberliegenden Tiberufer werde ich Ihnen die Trümmer des Gefängnisses von Tordinone zeigen, wo Beatrix's Brüder gefangen saßen. In Folge einer besonderen Gnade ward sie nur zur Enthauptung verurtheilt, während ihr Bruder Giacomo, ehe er nach dem Schaffot gebracht ward, an dessen Fuße er mit seiner Schwester zusammentreffen sollte, auf einem Karten in der ganzen Stadt herumgefahren ward, während der Henker ihm dabei mit glühenden Zangen das Fleisch von der Brust riß, und dies alles um den Tod eines Nichtswürdigen zu rächen, welcher zwei seiner Söhne umgebracht, eine Tochter geschändet und der selbst der rächenden Gerechtigkeit nur dadurch entrann, daß er seine Richter mit einem goldenen Regen überschwemmte. Einen Augenblick lang war Clemens der Achte geneigt, dieser Familie Cenci, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie das Amt des Henkers verrichtet, wenigstens das Leben zu schenken; zum Unglück für Beatrice aber brachte zu derselben Zeit der Fürst von Santa Croce seine Mutter um, eine Art Messalina, welche durch ihre Liebschaften mit Lakaien den väterlichen Namen entehrte. Der Papst erschrak, in den Kindern mehr Moralität als in den Vätern, in den Mördern mehr Gerechtigkeit als in den Richtern zu finden und die Köpfe der beiden Brüder, der Schwester und der Schwiegermutter fielen alle auf einem und demselben Schaffot; von hier aus können Sie auf der andern Seite der Tiber den Platz sehen, wo man es aufgeschlagen hatte. Die Sage behauptet, Clemens der Achte habe der Hinrichtung von einem Fenster der Engelsburg aus beigewohnt, wohin er durch jene lange bedeckte Gallerie gelangt war, welche Sie zu unserer Linken sehen und die von Alexander dem Sechsten erbaut worden, welcher seinem Nachfolger im Falle einer Belagerung oder einer Revolution die Möglichkeit gewähren wollte, den Vatikan zu verlassen und sich in die Engelsburg zu flüchten. Er benutzte ihn selbst mehr als einmal, wie man versichert, um die Cardinäle zu besuchen, welche er in dem Grabmale Hadrians gefangen hielt.«

»Sie sind ein bewundernswürdiger Cicerone, General, und ich bedaure sehr, daß ich anstatt vier Stunden, wovon unglücklicherweise zwei schon verflossen sind, nicht wenigstens vier Tage bei Ihnen zuzubringen habe.«

»Vier Tage wären zu wenig für dieses wunderbare Land. Nach vier Tagen würden Sie vier Monate, nach vier Monaten vier Jahre verlangen. Ein ganzes Menschenleben würde nicht hinreichen, um die Register der Erinnerungen zu fertigen, welche die Stadt in sich schließt, die man mit Recht die ewige nennt. Sehen Sie jene Spuren, welche noch an beiden Seiten des Ufers haften. Dort war die Triumphbrücke, dort sind nach einander, aus dem Marstempel kommend, der da stand, wo gegenwärtig die Peterskirche steht, Paulus Aemilius, der Sieger über Perseus, Pompejus, der Besieger Tigran's, des Königs von Armenien, des Artoces, Königs von Iberien, des Oroses, Königs von Albanien, des Darius, Königs von Medien, des Antiochus, Königs von Comagenes und der Seeräuber, vorüber gezogen. Er hatte tausend feste Schlösser, neuhundert Städte, achthundert Schiffe genommen und neun Städte gegründet oder wieder bevölkert. In Folge des Triumphes baute er mit seinem Antheil an der Beute jenen schönen Minerventempel, welcher den Platz der Septa Julia in der Nähe des Aquaducts der Virgo schmückte und auf dessen Vorderseite er in ehernen Buchstaben die Inschrift hatte anbringen lassen: »Pompejus der Große, Imperator, nachdem er einen dreißigjährigen Krieg beendet, zwölf Millionen

hundertundachtzigtausend Menschen besiegt, in die Flucht geschlagen, getödtet oder gezwungen, sich zu ergeben, achthundertsechsvierzig Schiffe in den Grund gebohrt oder genommen, eintausend fünfhundertachtunddreißig Städte oder Schlösser unterworfen und das ganze Land vom See Möris bis zum rothen Meer erobert, löst das Gelübde, welches er der Minerva gethan.« Und über dieselbe Brücke zogen nach ihm Julius Cäsar und Augustus Tiberius. Zum Glück ist sie eingestürzt.« fuhr der republicanische General mit wehmüthigem Lächeln fort, »denn sonst wären wir in unserm Stolze ebenfalls darübergezogen. Und wer sind wir, daß wir wagen sollten, in die Fußstapen solcher Männer treten zu wollen?«

Die Betrachtungen, welche sich Championnet aufdrängten, ließen ihm die Stimme auf den Lippen verlöschen und er bewahrte ein Schweigen, welches der junge Officier nicht zu unterbrechen wagte, von der Triumphbrücke an, welche er zu seiner Rechten ließ, bis zur Engelsbrücke, welche er dann betreten mußte, um auf das linke Tiberufer zu gelangen.

Mitten auf dieser Brücke jedoch fragte der Major, selbst auf die Gefahr hin, indiscret zu erscheinen:

»Ist das nicht das Grabmal Hadrians, welches wir hinter uns lassen?«

Championnet sah sich um, als ob er aus einem Traume erwachte.

»Ja,« sagte er. »und die Brücke, auf welcher wir uns jetzt befinden, ward ohne Zweifel erbaut, um ihn dahin zu führen. Bernin hat sie restauriert und seine gewöhnlichen Koketterien daran verschwendet. In dieses Monument wird Thiébaud sich einschließen und es wird dies nicht die erste Belagerung sein, welche es ausgehalten haben wird. Sehen Sie, hier ist der Platz, welchen Sie von Weitem gesehen, und auf welchem Beatrice und ihre Familie enthauptet wurden. Wenn wir uns noch weiter links halten, so können wir den Platz des Tardinone selbst berühren. Auf dem kleinen Platze, wo wir jetzt anlangen, steht die Herberge »zum Bären« mit noch demselben Aushängeschild, welches sie zu der Zeit hatte, wo Montaigne, jener große Skeptiker, hier wohnte, dessen Wahlspruch aus den drei Worten: »Was weiß ich?« bestand. Es war dies nach sechstausend Jahren das letzte Wort des Menschengenies, in abermals sechstausend Jahren kommt ein anderer Skeptiker, welcher sagen wird: »Vielleicht.«

»Und Sie, mein General,« fragte der Major, »was sagen Sie?«

»Ich sage, daß diese Regierung die letzte ist — sehen Sie einmal links; — ich meine die Regierung, welche beinahe im Herzen einer Stadt solche Wüsten entstehen läßt. Alle diese Sümpfe, in welchen acht Monate des Jahres hindurch die Malaria wohnt, gehören dem König, dem sie dienen. Es ist das Erbtheil der Farnese. Paul der Dritte ahnte, als er diese umfangreichen Strecken seinem Sohn, dem Herzog von Parma, vermachte, nicht, daß er ihm das Fieber vererbte. Sagen Sie daher Ihrem König Ferdinand, daß er nicht bloß ein frommer Erbe, sondern auch ein frommer Christ sein würde, wenn er diese Fluren trockenlegen und anbauen ließe, die ihn dann durch reichliche Ernten dafür belohnen würden. Eine hier gebaute Brücke würde einem neuen Stadttheil genügen. Die Stadt würde den Fluß überschreiten, Häuser würden sich in diesem ganzen leeren Raume von der Engelsburg bis zum Volksplatze erheben und das Leben würde den Tod davon verscheuchen. Dazu aber bedürfte es einer Regierung, welche sich mit dem Wohlbefinden ihrer Unterthanen beschäftigte. Es bedürfte dazu jener großen Wohlthat, welche Sie, obschon ein unterrichteter und intelligenter Mann, bekämpfen wollen, es bedürfte der Freiheit. Und sie wird auch eines Tages kommen, nicht zeitweilig und zufällig, wie die, welche wir bringen, sondern die unsterbliche Tochter des Fortschrittes und der Zeit. Hier ist das Gäßchen, in welchem die St. Hieronymuskirche steht, aus welcher eines Morgens vier Männer

zu Fuße und ein Reiter kamen. Der Reiter trug über die Croupe seines Pferdes hinweg einen Leichnam, dessen Füße auf der einen und dessen Kopf auf der andern Seite herabhingen.«

»Sehet ihr nichts?« fragte der Reiter.

»Zwei der Fußgänger schauten nach der Seite der Engelsburg, zwei nach der Seite des Volksplatzes.«

»Nein, wir sehen nichts,« sagten sie.

»Nun ritt der Reiter bis an den Rand des Flusses und drehte sein Pferd so herum, daß die Croupe dem Wasser sich zukehrte. Zwei der andern Männer faßten nun den Leichnam, der eine beim Kopfe, der andere bei den Füßen, schwenkten ihn dreimal hin und her und schleuderten ihn dann weit in den Fluß hinein.«

»Bei dem Geräusch, welches der Leichnam beim Hineinstürzen ins Wasser machte,« fragte der Reiter:

»Ist's geschehen?«

»Ja, gnädiger Herr,« antworteten die Männer.

»Der Reiter drehte sich herum.

»Und was schwimmt auf dem Wasser?« fragte er.

»Gnädiger Herr,« antwortete einer der Männer, »es ist sein Mantel.«

»Ein anderer hob Steine auf, lief flußabwärts das Ufer entlang und warf Steine in den Mantel, bis derselbe verschwand.

»Alles geht gut,« sagte nun der Reiter. Und ergab den Männern eine Börse, setzte sein Pferd in Galopp und verschwand.

»Der Todte war der Herzog von Candia, der Reiter war Cäsar Borgia. Eifersüchtig auf seine Schwester Lucretia, hatte Cäsar Borgia so eben seinen Bruder, den Herzog von Candia, umgebracht. — Zum Glück,« fuhr Championnet fort, »sind wir nun zur Stelle. Der Zufall, lieber Freund, der Rächer der Könige und anderen Herrscher, hatte Ihnen diese Geschichte bis zuletzt aufgehoben. Es war, wie Sie sehen, nicht die am wenigsten interessante.«

In der That kam jetzt der Trupp, dem wir von dem Palast Corsini bis an das äußerste Ende von Ripetta gefolgt sind, auf den sogenannten Volksplatz heraus, wo die Garnison von Rom in Schlachtordnung aufgestellt stand. Diese Garnison bestand aus ziemlich dreitausend Mann — zwei Dritteln Franzosen und einem Drittel Polen.

Als man den General erblickte, riefen dreitausend Stimmen wie aus einem Munde:

»Es lebe die Republik!«

Der General ritt bis in die Mitte der ersten Reihe und gab zu verstehen, daß er sprechen wolle. Das Geschrei verstummte.

»Meine Freunde,« sagte der General, »ich sehe mich genöthigt, Rom zu verlassen, aber ich gebe es nicht auf. Ich lasse den Oberst Thiébaud zurück. Er wird die Engelsburg mit fünfhundert Mann besetzen. Ich habe mein Wort gegeben, binnen zwanzig Tagen wiederzukommen, und ihn zu befreien. Macht Ihr Euch mit mir hier verbindlich?«

»Ja! Ja! ja!« riefen dreitausend Stimmen.

»Auf eure Ehre?« fragte Championnet.

»Ja, auf unsere Ehre!« wiederholten die dreitausend Stimmen.

»Nun,« fuhr Championnet fort, »dann wählt aus eurer Mitte fünfhundert Mann, welche bereit

sind, sich lieber unter den Trümmern der Engelsburg zu begraben, als sich zu ergeben.«

»Alle! alle! Wir sind alle dazu bereit!« riefen die Soldaten.

»Sergeanten,« sagte Championnet, »tretet vor und wählet von jeder Compagnie fünfzehn Mann.«

Binnen zehn Minuten standen vierhundert achtzig Mann ausgewählt beisammen.

»Freunde,« sagte Championnet zu ihnen, »Ihr werdet die Fahnen der beiden Regimenter behalten und wir werden dieselben wieder in Empfang nehmen. Die Fahnenträger haben sich daher in die Reihen der für die Engelsburg bestimmten Mannschaften zu begeben.«

Die Fahnenträger gehorchten unter dem jubelnden Rufe: »Es lebe Championnet! Es lebe die Republik!«

»Oberst Thiébaud,« fuhr Championnet fort, »schwören Sie und lassen Sie auch Ihre Leute schwören, daß Sie sich lieber bis auf den letzten Mann tödten lassen, als sich ergeben wollen.«

Alle streckten die Hände empor und riefen:

»Wir schwören!«

Championnet näherte sich seinem Adjutanten.

»Umarmen Sie mich, Thiébaud,« sagte er zu ihm. »Wenn ich einen Sohn hätte, so würde ich diesem die glorreiche Mission übertragen, welche ich Ihnen anvertraue.«

Der General und sein Adjutant umarmten einander unter dem Hurrah- und Vivatgeschrei der Garnison.

Auf der St. Marienkirche schlug es zwei Uhr.

»Major,« sagte Championnet zu dem jungen Oesterreicher, »die vier Stunden sind um, und zu meinem großen Bedauern habe ich nicht mehr das Recht, Sie zurückzuhalten.«

Der Major warf einen Blick in der Richtung von Ripetta.

»Warten Sie auf etwas?« fragte ihn Championnet.

»Ich sitze auf einem Ihrer Pferde, General.«

»Ich hoffe, daß Sie mir die Ehre erzeigen werden, es zu behalten — zur Erinnerung an die nur zu kurzen Augenblicke, die wir mit einander verlebte.«

»Das Geschenk, welches Sie mir machen,« nicht annehmen, oder auch nur zögern es anzunehmen, hieß sich weniger artig zeigen, als Sie, mein General. Ich sage Ihnen daher meinen innigen Dank.«

Der Major legte die Hand auf die Brust und verneigte sich.

»Und welche Antwort soll ich dem General Mark bringen?« fragte er dann.

»Berichten Sie ihm, was Sie gesehen und gehört haben, und setzen Sie hinzu, daß an dem Tage, wo ich Paris verließ und von den Mitgliedern des Directoriums Abschied nahm, der Bürger Barras mir die Hand auf die Schulter legte und sagte: »Wenn der Krieg zum Ausbruch kommt, so sollen Sie zur Belohnung fürs Ihre Dienste der erste der republikanischen Generale sein, welcher von der Republik beauftragt wird, einen König zu entthronen.«

»Und was antworteten Sie darauf?«

»Ich antwortete darauf: Die Absichten der Republik werden ausgeführt werden, darauf gehe ich mein Wort, und im ich mein Ehrenwort niemals gebrochen, so sagen Sie dem Könige Ferdinand, er solle sich so gut als möglich halten.«

»Ich werde es ihm sagen, General,« entgegnete der junge Mann, »denn mit einem Anführer

wie Sie und Soldaten wie diese ist Alles möglich. Und nun haben Sie die Güte, mir bin Weg zeigen zu lassen.«

»Brigadier Martin,« sagte Championnet, »nehmen Sie vier Mann und geleiten Sie den Herrn Major bis an das Thor San Giovanni. Auf der Straße von Storta werden Sie sich uns dann wieder anschließen.«

Die beiden Männer begrüßten einander zum letzten Mal. Der von dem Brigadier Martin geführte und von dessen vier Dragonern escortirte Major ritt in scharfem Trabe in die Via del Babuino hinein. Der Oberst Thiébaud und seine fünfhundert Mann marschierten über Ripetta in die Engelsburg, in welche sie sich einschlossen, und die übrige Garnison zog mit Championnet und seinem Generalstabe an der Spitze durch das Thor del Popolo mit klingendem Spiele zur Stadt hinaus.

Fünfter Theil.

Erstes Capitel.

Ferdinand in Rom.

Ganz wie General Mack vorausgesehen, stieß ein Abgesandter ein wenig oberhalb Valmontone wieder zu ihm.

Der General hörte von Allem, was der Major ihm erzählte, weiter nichts, als daß die Franzosen Rom geräumt hatten.

Er suchte sofort den König auf und meldete diesem, daß auf seine Aufforderung die Franzosen sofort den Rückzug angetreten, daß er folglich den nächsten Tag in Rom einziehen und in acht Tagen im vollen Besitze der römischen Staaten sein würde.

Der König befahl sofort die größte Eile, und das nächste Nachtquartier ward in Valmontone genommen.

Am nächstfolgenden Tage setzte man sich wieder in Marsch und machte gegen Mittag in Albano Halt.

Von der Anhöhe herab erblickte man Rom und über Rom hinaus erstreckte sich die Aussicht bis Ostia.

Dennoch aber war es unmöglich, daß die Armee noch denselben Tag in Rom einrückte. Man kam überein, daß sie gegen drei Uhr Nachmittags aufbrechen, auf der Hälfte des Weges sich lagern und daß den nächstfolgenden Tag der König um neun Uhr Vormittags seinen feierlichen Einzug durch das Thor San Giovanni halten und sich direct in die San Carlo-Kirche begeben sollte, um hier eine Dankmesse zu hören.

In der That brach man auch um drei Uhr von Albano auf – Mack zu Pferde und an der Spitze der Armee, der König und der Herzog von Ascoli in einem Wagen, der von dem ganzen Generalstabe des Königs escortiert ward.

Unterhalb der Anhöhe von Albano, das heißt an der Stelle, wo vor eintausendachthundertundfünfzig Jahren der Kampf zwischen Clodius und Milon stattfand, ließ man die appiche Straße, auf welcher man Nachgrabungen angestellt und die man Alterthumsforschern überlassen, links liegen, und machte gegen sieben Uhr in ziemlich zweistündiger Entfernung von Rom Halt.

Der König soupirte unter einem in drei Abtheilungen geschiedenen prachtvollen Zelt mit dem Generale Mack und dem Herzoge von Ascoli, dem Marquis von Malaspina und den anderweiten Günstlingen des kleinen Hofes, der ihm gefolgt war, als man ihm eine Deputation meldete.

Diese Deputation bestand aus zweien der Cardinäle, welche sich nicht für die republikanische Regierung erklärt, aus den von dieser Regierung abgesetzten Behörden und einigen jener Märtyrer, welche die Reaction ihr stets entgegenkommen sieht.

Alle diese Herren kamen jetzt, um die Befehle des Königs für die morgenden Feierlichkeiten entgegen zu nehmen.

Der König war in der heitersten Laune. Auch er sollte ebenso wie Paulus Aemilius, wie Pompejus, wie Cäsar, von welchen Championnet vor drei Tagen dem Major Reischach erzählte, seinen Triumphzug haben.

Es war durchaus nicht so schwer, ein Triumphator zu sein, als es ihm anfangs geschienen.

Welche Wirkung mußte die Nachricht von diesem Triumphe in Caserta und besonders auf dem Molo, auf dem Altmarkte und in Marinella äußern und wie stolz mußten die guten Lazzaroni sich fühlen, wenn sie erfuhren, daß ihr König triumphiert hatte! Er hatte also, und zwar ohne einen einzigen Kanonenschuß abzufeuern, die furchtbare, bis jetzt für unüberwindlich gehaltene französische Republik besiegt. Ganz gewiß war der General Mack, der ihm Alles dies vorhergesagt, ein großer Mann!

Er beschloß demgemäß noch diesen Abend an die Königin zu schreiben und einen Courier an sie abzusenden, um ihr diese gute Nachricht überbringen zu lassen.

Nachdem daher Alles für den folgenden Tag besprochen und die Deputation, nachdem sie die Ehre des Handkusses genossen, entlassen war, ergriff der König die Feder und schrieb:

»Geliebte Gattin.

»Alles geht nach Wunsch. In weniger als fünf Tagen bin ich bis an die Thore Roms gelangt und werde morgen meinen feierlichen Einzug halten. Alles hat vor unsern siegreichen Waffen die Flucht ergriffen und morgen Abend werde ich von dem Palast Farnese aus dem Papst schreiben, daß er, wenn es ihm beliebt, das Weihnachtsfest in Rom feiern kann. Ach, wenn ich meine Krippe hierher bringen lassen und sie ihm zeigen könnte!

»Der Bote, den ich Ihnen sende, um Ihnen diese frohen Nachrichten mitzuthemen, ist mein gewöhnlicher Courier Ferrari. Erlauben Sie ihm zum Lohn mit meinem armen Jupiter zu dinieren, dem in meiner Abwesenheit die Zeit sehr lang werden wird. Antworten Sie mir auf demselben Wege. Beruhigen Sie mich in Bezug auf Ihre theure Gesundheit und die meiner geliebten Kinder, denen ich, Dank Ihnen und unserem berühmten General Mack, einen nicht blos glücklichen, sondern auch ruhmreichen Thron zu hinterlassen hoffe.

»Die Strapazen des Feldzuges sind nicht so groß gewesen, als ich fürchtete. Allerdings habe ich bis jetzt alle Märsche zu Wagen machen können und bin nur dann und wann zur Abwechslung und zum Vergnügen zu Pferde gestiegen.

»Ein einziger schwarzer Punkt schwebt noch am Horizont. Der republikanische General hat bei dem Abmarsch aus Rom fünfhundert Mann und einen Obersten in der Engelsburg zurückgelassen. Zu welchem Zweck hat er dies gethan? Ich kann es mir nicht recht erklären, aber sonst mache ich mir deswegen weiter keinen Kummer, denn unser Freund, der General Mack, versichert mir, daß diese Mannschaft sich auf die erste Aufforderung ergeben werde.

»Auf baldiges Wiedersehen, geliebte Gattin! sei es nun, daß Sie, um das Fest vollständig zu machen, nach Rom kommen und das Weihnachtsfest mit uns hier feiern, sei es, daß ich, nachdem der Frieden wieder hergestellt und der Thron dieses Staates seinem rechtmäßigen Herrscher zurückgegeben ist, glorreich wieder in meine Staaten einziehe.

»Empfangen Sie und theilen Sie mit meinen geliebten Kindern die Umarmungen Ihres zärtlichen Gatten und Vaters

»Ferdinand.«

»Nachschrift. Ich hoffe, daß meinen Känguruhs nichts Schlimmes zugestoßen ist und daß ich dieselben bei eben so erwünschtem Wohlsein wieder antreffe, wie ich sie verlassen. Meine freundlichsten Grüße an Sir William und Lady Hamilton. Was den Helden des Nil betrifft, so muß er noch in Livorno sein. Möge er aber sein, wo er wolle, so setzen Sie ihn von unsern Triumphen in Kenntniß.«

Es war lange her, seitdem Ferdinand keinen so langen Brief geschrieben. Er befand sich aber jetzt einmal in einer enthusiastischen Stimmung, die ihn besonders schreibselig machte. Er las den Brief noch einmal durch, war damit zufrieden, bedauerte, daß er Sir William und Lady Hamilton erst erwähnt, nachdem er an seine Känguruhs gedacht, glaubte aber nicht, daß es um dieses kleinen Gedächtnißfehlers wegen der Mühe verlohne, einen so gelungenen Brief wieder umzuschreiben.

Demgemäß siegelte er ihn zu und ließ Ferrari rufen, welcher von seinem Sturz vollständig wieder hergestellt, seiner Gewohnheit gemäß, fertig gestiefelt herbeikam und versprach, daß der Brief sich den nächstfolgenden Tag noch vor fünf Uhr Abends in den Händen der Königin befinden solle.

Hierauf setzte der König mit dem Herzoge von Ascoli, dem Marquis von Malaspina und dem Herzog von Cirillo sich an den bereits fertig gemachten Spieltisch, um seine Partie Whist zu machen, gewann tausend Ducaten, legte sich in frohester Laune schlafen und träumte, daß er seinen Einzug nicht in Rom, sondern in Paris, nicht in der Hauptstadt der römischen Staaten, sondern in der Hauptstadt Frankreichs hielte und daß er mit einer Lorbeerkrone auf dem Haupte wie Cäsar und wie Karl der Große, den Reichsapfel in der einen und das Schwert in der andern Hand haltend, während sein Königsmantel von den fünf Directoren getragen würde, in die seit dem 10. August verlassenen Tuileries einzöge.

Der Tag verscheuchte die Illusionen der Nacht, das aber, was davon übrig blieb, genügte, die Eigenliebe eines Mannes zu befriedigen, welchem es in einem Alter von fünfzig Jahren erst eingefallen war, ein Eroberer werden zu wollen.

Er hielt allerdings seinen Einzug noch nicht in Paris, aber doch wenigstens in Rom.

Dieser Einzug war prachtvoll. Der König, der seine mit Goldstickereien bedeckte Feldmarschallsuniform und am Halle und an der Brust eine ungeheure Menge Orden trug, ward an dem Thore San Giovanni zunächst von dem ältesten Senator empfangen, welcher ihm, von den Municipalbeamten begleitet, die Schlüssel der Stadt auf einem silbernen Teller kniend überreichte.

Um die Senatoren und Municipalbeamten herum standen sämtliche Cardinäle, welche Pius dem Sechsten treu geblieben waren. Von hier aus sollte der König sich auf einem im Voraus durch gestreute Blumen und grüne Blätter bezeichneten Wege nach der San Carlokirche, um hier dem »Te Deum« beizuwohnen, und aus der San Carlokirche nach dem Palast Farnese begeben, welcher, wie wir bereits erwähnt, auf der andern Seite der Tiber dicht dem Palaste Corsini gegenüber steht, welchen Championnet so eben erst verlassen.

In dem Augenblicke, wo der König die Schlüssel der Stadt berührte, ward ein lauter Gesang angestimmt. Hundert weiß gekleidete junge Mädchen gingen dem Zuge voran, mit Körben von vergoldetem Binsengeflecht, die mit Rosenblättern gefüllt waren, welche sie, wie am Tage des Frohnleichnamfestes, in die Luft warfen. Die leeren Körbe wurden sofort durch volle ersetzt, damit der wohlduftende Regen keine Unterbrechung erlitt.

Hinter den Jungfrauen kamen die Chorknaben, welche ihre Weihrauchfässer schwenkten, und

so bewegte sich der Zug zwischen einer von der festlich gekleideten Bevölkerung Roms und der Umgehend gebildeten Doppelreihe unter Blumenregen und balsamischer Atmosphäre.

Eine bewundernswürdige Militärmusik – und die von Neapel ist weit berühmt – spielte die heiteren Melodien von Cimarosa, Pergolesi und Paesiello.

Dann kamen in der Mitte eines großen leeren Raumes der König allein, in der emblematischen Abgeschlossenheit der souveränen Majestät.

Auf den König folgte Mack und sein ganzer Generalstab.

Hinter Mack kam eine Masse von dreißigtausend Mann, Truppen, nämlich zwanzigtausend Mann Fußvolk und zehntausend Mann Reiterei, alle neu gekleidet, von prachtvollem Aeußern, in Folge der kürzlich vorher im Felde angestellten zahlreichen Manövers mit guter Haltung einhermarschierend und gefolgt von fünfzig Stück neugegossenen Geschützen mit frisch angestrichenen Laffetten und Munitionskarren.

Alles dies glänzte im Sonnenscheine eines jener herrlichen Novembertage, welche der Herbst des Südens zwischen einem Nebel- und einem Regentage wie einen letzten Abschiedsgruß an den Sommer, oder wie einen ersten Gruß an den Winter hervorbrechen läßt.

Wir haben gesagt, daß der Weg im Voraus bezeichnet war. Man begann daher zu überschreiten, was man die Wüste von San Giovanni nennen konnte, nämlich die Rasenplätze und einsamen Alleen, welche nach Santa Croce in Gerusalemme und nach Santa Maria Maggiore führen, und näherte sich auf diese Weise direct der alten Basilika, deren Wohlthäter Heinrich der Vierte war, und an welcher Ferdinand, in seiner Eigenschaft als Enkel dieses Königs, das Amt eines Canonicus bekleidete.

Auf den Stufen der Kirche, an deren Fuße der König empfangen und mit Freuden und Lobgesängen begrüßt ward, stand die ganze lateranische Geistlichkeit.

Als der Gesang beendet war, stieg der König vom Pferde und erreichte auf prachtvollen Teppichen zu Fuße die Scala Santa, jene von Jerusalem nach Rom gebrachte heilige Treppe, welche zum Hause des Pilatus gehörte und die Jesus, als er sich zum Verhör begab, mit seinen nackten blutigen Füßen berührte, weshalb die Gläubigen sie nur auf den Knien ersteigen.

Der König küßte die erste Stufe und in dem Augenblicke, wo seine Lippen den heiligen Marmor berührten, ließ die Musik Freudenfanfaren ertönen und hunderttausend Stimmen erhoben ein bis in die Wolken empordröhnendes Jubelgeschrei.

Der König verrichtete kniend sein Gebet, erhob sich dann, stieg wieder zu Pferde, ritt über den großen Platz San Giovanni, maß mit den Augen den prachtvollen Obelisk, welcher von Thutmose dem Zweiten in Theben errichtet, von Cambyses, der alle übrigen umstürzte und verstümmelte, respectirt, von Constantin geraubt und im großen Circus ausgegraben worden, ritt die lange Straße San Giovanni de Laterano, die ganz von Klöstern eingefast ist, und sich sanft absteigend bis zum Coliseum hinabzieht, entlang, passierte den berühmten Stadttheil, wo Pompejus sein Haus hatte, und erreichte den Platz Trajans, dessen Säule bis über den Fuß in die Erde gesunken war.

Von hier gelangte er durch eine Biegung im rechten Winkel auf den Corso und auf den Platz von Venedig, welcher am andern Ende derselben Straße ein Seitenstück zu dem Volksplatze bildet, erreichte dann den Platz Colonna und eilte endlich den Corso entlang bis an die kolossale San Carlokirche, wo er unter dem riesigen Portal derselben von der ganzen Geistlichkeit empfangen ward.

Hier stieg er nun zum zweiten Male vom Pferde, ging in die Kirche hinein und hörte unter dem für ihn aufgestellten Thronhimmel das Tedeum.

Dann, nachdem das Tedeum gesungen war, verließ er die Kirche, setzte sich wieder zu Pferde, ritt von demselben Zuge begleitet den Corso immer weiter hinab bis an den Volksplatz, das Ufer der Tiber entlang in umgekehrter Richtung zu der, welche Championnet eingeschlagen, um Rom zu verlassen; passierte dann die Via della Serossa, den großen Platz Navone, das Forum Agonale der Römer, und erreichte nach wenigen Augenblicken, an der Façade des Palastes Braschi vorüberkommend, das Campo dei Fiori und den Palast Farnese, das Ziel eines langen Triumphzuges.

Der ganze Generalstab fand Platz in diesem prachtvollen Hofe, dem Meisterwerke der drei größten Architecten, die es jemals gegeben, San Gallo, Vignola und Michel Angelo.

Zwischen die beiden Springbrunnen, welche die Façade des Palastes schmücken, und die ihre Fluten in die größten Granitbecken werfen, welche man kennt, pflanzte man eben so zur Ehre wie zur Vertheidigung vier Stück Geschütz.

Ein Gastmal von zweihundert Couverts war in der von Hannibal und Augustin Carrachio und ihren Zöglingen gemalten großen Galerie aufgetragen. Die beiden Brüder arbeiteten acht Jahre darin und erhielten dafür ein Honorar von fünfhundert Goldthalern, das heißt dreitausend Francs jetzigen Geldes.

Auf dem Platze des Palastes Farnese schien ganz Rom versammelt zu sein. Trotz der Schildwachen drang das Volk in den Hof, auf die Treppen, die Vorzimmer und bis an die Thüren der Gallerie. Der ununterbrochene Ruf: »Es lebe der König! zwang Ferdinand dreimal, von der Tafel aufzustehen und sich am Fenster zu zeigen.

Außer sich vor Freude und sich für einen würdigen Nebenbuhler jener Helden haltend, deren Spur er einen Augenblick lang auf der heiligen Straße gefolgt war, wollte er nicht bis den nächsten Tag warten, um dem Papst Pius dem Sechsten Meldung von seinem Einzuge in Rom zu machen.

Ganz vergessend, daß der Papst Gefangener der Franzosen und folglich nicht Herr seiner Handlungen war, ging er, erhitzt vom Weine und mit vor Freude und Stolz fast berstendem Herzen, gleich nachdem der Kaffee getrunken war, in ein Arbeitscabinet und schrieb hier folgenden Brief:

»An Seine Heiligkeit Papst Pius den Sechsten, Statthalter unseres Herrn Jesu Christi.

»Fürst der Apostel, König der Könige!

»Eure Heiligkeit wird ohne Zweifel mit der größten Befriedigung erfahren, daß ich unter dem Beistande unseres Herrn Jesu Christi und unter dem erhabenen Schutze des heiligen Januarius heute mit meiner Armee ohne Widerstand in die Hauptstadt der christlichen Welt eingezogen bin. Die Franzosen sind erschrocken beim Anblicke des Kreuzes und vor dem Glanze meiner Waffen entflohen. Eure Heiligkeit kann daher Ihre oberherrliche und väterliche Macht, die ich mit meiner Armee decken werde, wieder übernehmen. Verlassen Sie daher Ihre zu bescheidene Wohnung in der Karthause und kommen Sie, wie unsere heilige Jungfrau von Loretto, auf den Flügeln der Cherubin wieder in den Vatican herabgestiegen, um ihn durch Ihre heilige Gegenwart zu läutern.«

Am Abend fuhr der König von dem fortwährenden Rufe: »Es lebe König Ferdinand! Es lebe Pius der Sechste!« geleitet durch die Hauptstraße der Stadt und über den Platz Navone, den

spanischen Platz und den venetianischen Platz. Einige Augenblicke verweilte er in dem Theater Argentina, wo man zu seiner Ehre eine Cantate aufführte, dann bestieg er, um das förmlich in Flammen stehende Rom zu sehen, die höchsten Terrassen des Monte Pincio.

Von dem Thore San Giovanni an bis zum Vatican und von dem Platze des Volkes bis zur Pyramide des Cestus war die Stadt a giorno, das heißt taghell erleuchtet. Ein einziges Gebäude, auf welchem die dreifarbige Fahne wehte und welche einem feierlichen, drohenden Proteste Frankreichs gegen die Besetzung Roms glich, blieb dunkel inmitten dieses Strahlenmeeres und stumm mitten unter diesem Getöse.

Es war dies die Engelsburg.

Die düstere, schweigende Masse dieser Festung hatte etwas Furchtbares und Unheimliches, denn der einzige Ruf, welcher von Viertelstunde zu Viertelstunde hier das Schweigen unterbrach, war der: »Schildwachen, habet Acht!« und das einzige Licht, welches man in der Finsterniß leuchten sah, war die glimmende Lunte der neben ihren Geschützen stehenden Artilleristen.



Zweites Capitel.

Die Engelsburg spricht.

Als der König, um den Pincioberg zu besteigen, den Volksplatz passierte, sah er jenen interessanten, aus Frauen und Kindern zusammengesetzten Theil der Bevölkerung um einen Scheiterhaufen herumtanzen, welcher in der Mitte des Platzes loderte. Beim Anblicke des Königs machten die Tänzer Halt, um aus vollem Halse zu schreien: »Es lebe der König Ferdinand! Es lebe Pius der Sechste!«

Der König machte Halt und fragte, was diese wackern Leute hier machten und was dies für ein Feuer sei, an welchem sie sich wärmten.

Man antwortete ihm, daß dieser Scheiterhaufen von dem Holze des Freiheitsbaumes aufgebaut worden, den vor achtzehn Monaten die Consuln der römischen Republik gepflanzt.

Diese Anhänglichkeit an die guten Grundsätze rührte Ferdinand. Er zog daher eine Handvoll Münzen aller Art aus der Tasche, warf sie mitten unter die Volksmenge hinein und rief:

»Bravo, meine Freunde, amüsiert Euch!«

Die Weiber und die Kinder stürzten sich auf die Ducaten und Piaster des Königs Ferdinand. Es fand ein furchtbares Handgemenge statt; die Weiber schlugen auf die Kinder los, die Kinder kratzten die Weiber und es ward wie toll durch einander geschrien und geheult, obschon die Beschädigungen alle nur unbedeutend waren.

Auf dem Platze Navone sah er einen zweiten Scheiterhaufen.

Er that dieselbe Frage, und erhielt dieselbe Antwort.

Der König griff nun nicht mehr in seine Tasche, sondern in die des Herzogs von Ascoli, nahm eine zweite Handvoll Geld heraus und warf sie, da hier das Volk aus Männern und Frauen bestand, unter die Tänzer und Tänzerinnen hinein.

Diesmal waren es, wie wir soeben sagten, nicht blos Weiber und Kinder, sondern es waren auch Männer darunter. Das starke Geschlecht glaubte größeres Recht auf das Geld zu haben als das schwache; die Liebhaber und die Männer der geschlagenen Frauen zogen ihre Messer, einer der Tänzer ward verwundet und ins Hospital getragen.

Auf dem Platze Colonna fand derselbe Vorgang statt. Diesmal jedoch endete er zum Ruhm der öffentlichen Moral. In dem Augenblicke nämlich, wo die Messer ihre Rolle spielen sollten, ging ein Bürger, den Hut über die Augen herabgezogen und in einen großen Mantel gehüllt vorüber.

Ein Hund bellte ihn an.

Ein Knabe schrie: »Jakobiner!«

Der Ruf des Knaben und das Gebell des Hundes lenkten die Aufmerksamkeit der Streitenden auf den Bürger in dem Mantel und mit dem herabgezogenen Hute und ohne auf seine Worte zu hören, stieß man ihn ohne Weiteres in den Scheiterhaufen, wo er unter dem Freudengeheule des Pöbels jämmerlich umkam.

Plötzlich kam einer dieser Wahnsinnigen auf einen anderweiten herrlichen Gedanken. Diese Freiheitsbäume, welche man umhieb und in Kohlen und Asche verwandelte, waren nicht von

selbst hier gewachsen, man hatte sie gepflanzt.

Diejenigen, welche sie gepflanzt hatten, waren natürlich strafbarer, als die armen Bäume, welche sich, und vielleicht nur höchst ungern, hatten pflanzen lassen.

Es galt daher, strenge Gerechtigkeit zu üben und sich an die Pflanzler und nicht an die Bäume zu halten.

Wer hatte aber diese gepflanzt?

»Es waren, wie wir schon oben einmal bemerkt, die beiden Consuln der römischen Republik, Mattei von Valmontone und Zaccalone von Piperno gewesen.

Diese beiden Namen, waren seit einem Jahre gesegnet und geehrt von der Bevölkerung, welcher diese beiden wahrhaft freisinnigen Beamten ihre Intelligenz und ihr Vermögen gewidmet hatten.

Am Tage der Reaction aber verzeiht das Volk eher dem, der es verfolgt, als dem, der sich ihm gewidmet hat, und gewöhnlich werden seine ersten Vertheidiger auch seine ersten Märtyrer.

»Die Revolutionen sind wie Saturn,« sagt Vergniaut, »sie verschlingen ihre eigenen Kinder.«

Ein Mann, welcher Zaccalone gezwungen hatte, seinen Sohn in die Schule zu schicken, ein auf die persönliche Freiheit eifersüchtiger junger Römer, machte daher den Vorschlag, einen der Freiheitsbäume stehen zu lassen, um die beiden Consuln daran zu hängen.

Dieser Vorschlag fand natürlich einstimmig Annahme, und es galt, um ihn in Ausführung zu bringen, nun bloß einen Baum als Galgen stehen zu lassen und sich der beiden Consuln zu bemächtigen.

Man dachte an die noch nicht abgehauene Pappel auf dem Platze der Rotunda und da die beiden Beamten, der eine in der Via della Maddalena, der andere in der Via Pie di Marmo wohnten, so betrachtete man diese Nähe als einen von der Vorsehung gefügten glücklichen Umstand.

Man eilte sofort nach ihren Häusern. Zum Glück aber hatten die beiden Beamten ohne Zweifel sehr richtige Begriffe von der Dankbarkeit, die man von den Völkern zu erwarten hat, zu deren Befreiung man beigetragen. Beide hatten Rom verlassen.

Ein Klempner aber, dessen Laden an Matteis Haus stieß und welchem Mattei zweihundert Thaler geliehen, um ihn vom Bankerott zu retten, und ein Kräuterhändler, welchem Zaccalone seinen eigenen Arzt geschickt, um seine Frau von einem gefährlichen Fieber zu kurieren, erklärten, sie wüßten so ziemlich genau den Ort, wohin die beiden Schuldigen sich geflüchtet, und erboten sich, sie auszuliefern.

Dieses Anerbieten ward mit Enthusiasmus angenommen, und um den Weg nicht vergebens gemacht zu haben, begann der tolle Volkshaufen die Häuser der beiden Abwesenden zu plündern und die Möbel zu den Fenstern hinauszuerwerfen.

Unter diesen Möbeln befand sich bei jedem eine prachtvolle Stutzuhr von vergoldeter Bronze. Die eine stellte das Opfer Abrahams, die andere Hagar und Ismael in der Wüste umherirrend vor, und jede trug die Unterschrift, welche bewies, daß beide aus ein und derselben Quelle herrührten:

»Den Consuln der römischen Republik die dankbaren Israeliten.«

Und in der That hatten die beiden Consuln ein Decret ausfertigen lassen, kraft dessen die Juden wieder Menschen wurden wie andere, und Antheil an den Rechten des Bürgers erhielten.

Dies erinnerte an die unglücklichen Juden, an welche man nicht dachte, und an die man

wahrscheinlich auch nicht gedacht haben würde, wenn sie nicht das Unrecht begangen hätten, dankbar zu sein.

Der Ruf: »Nach dem Ghetto! nach dem Ghetto!« erscholl, und man stürzte nach dem Quartier der Juden.

Seit der Proclamation des Decrets, durch welches die römische Republik die unglücklichen Juden zum Range von Bürgern erhob, hatten sie sich beeilt, die Schranken, welche sie von der übrigen Gesellschaft trennten, zu beseitigen und sie hatten sich in der Stadt ausgebreitet, wo einige von ihnen Zimmer gemiethet und Kaufläden eröffnet hatten.

Gleich nach dem Abmarsche Championnet's aber hatten sie, weil sie sich nun wieder verlassen und schutzlos fühlten, abermals in ihre Quartiere geflüchtet und die Schranken und Thore derselben wieder aufgerichtet, nicht mehr um sich von der Welt zu trennen, sondern um ihren Feinden ein Hinderniß entgegenzustellen.

Es gab daher keinen freiwilligen Widerstand gegen die Menge, sondern bloß ein materielles Hinderniß gegen ihr gewaltsames Eindringen.

Dieselbe Menge, welche stets am sinnreichen Auskunftsmitgliedern so erfinderisch ist, kam nun auf den Gedanken, die Thore und Schranken des Ghetto nicht einzuschlagen, sondern von dem nächsten Scheiterhaufen genommene Feuerbrände darüber hinwegzuschleudern.

Die Feuerbrände folgten rasch auf einander. Die Vervollkommner – es gibt deren überall – überzogen sie mit Pech und Terpentin. Es dauerte nicht lange, so bot der Ghetto den Anblick einer bombardierten Stadt dar und nach Verlauf einer halben Stunde hatten die Belagerer die Genugthuung, an mehreren Stellen Flammen zu sehen, welche fünf oder sechs Feuersbrünste verriethen.

Nach Verlauf einer einstündigen Belagerung stand der ganze Ghetto in Flammen.

Nun öffneten sich die Thore von selbst, und mit entsetzlichem Geschrei stürzte diese ganze unglückliche, aus dem Schlafe aufgeschreckte Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, halbnackt durch das Thor, wie ein Strom, der die Dämme durchbricht, und verbreitete sich durch die Stadt oder versuchte dies vielmehr.

Dies war es eben, was der Pöbel erwartete. Jeder packte seinen Juden und machte sich ein grausames Vergnügen mit ihm. Das ganze Register der Martern ward an diesen Unglücklichen erschöpft. Die einen zwang man mit nackten Füßen auf glühenden Kohlen zu gehen und dabei ein Schwein in dem Arm zu halten. Andere wurden unter den Achselhöhlen zwischen zwei Hunden aufgehängt, welche man mit den Hinterpfoten nach oben befestigt und die toll vor Schmerz und Wuth ihre Nachbarn zerfleischten.

Ein Anderer endlich, den man bis auf den Gürtel entkleidet und dem man eine Katze auf den Rücken gebunden, ward durch die Stadt geführt und mit Ruthen gepeitscht, so daß das zugleich mit getroffene Thier den Unglücklichen mit Zähnen und Krallen zerriß. Andere, die glücklicher waren, wurden in die Tiber geworfen und einfach schlechtweg ersäuft.

Diese grausamen Belustigungen dauerten nicht bloß die ganze Nacht hindurch, sondern auch während des nächstfolgenden und des dritten Tages und boten sich unter so vielen Gestalten dar, daß der König endlich fragte, wer die Menschen seien, die man auf diese Weise marterte.

Man antwortete ihm, es seien Juden, welche die Unklugheit gehabt hätten, sich, dem Dekrete der Republik gemäß, als gewöhnliche Menschen zu betrachten und die demzufolge Christen beherbergt, Eigenthum angekauft, den Ghetto verlassen, sich in die Stadt eingedrängt, Bücher

verkauft, von katholischen Aerzten behandeln lassen und ihre Todten bei Fackelschein beerdigt hätten.

Der König Ferdinand konnte kaum glauben, daß alle diese Gräuel wirklich geschehen seien. Endlich aber hielt man ihm das Dekret der Republik, welches den Juden ihre Bürgerrechte zurückgab, vor die Augen und er *mußte* nun wohl glauben.

Er fragte, wer die von Gott verlassenen Menschen seien, die ein solches Dekret ausgefertigt, und man nannte ihm die Consuln Mattei und Zaccalone.

»Aber man sollte eher diese Menschen strafen, als die, welche von ihnen emanzipiert worden,« rief der König, der selbst in seinen Vorurtheilen noch einen gesunden Menschenverstand bewahrte.

Man antwortete ihm, man habe schon daran gedacht. Man suche auch bereits die Schuldigen und zwei Bürger hätten sich anheischig gemacht, sie auszuliefern.

»Gut,« sagte der König, »sie mögen es thun; es soll jeder von ihnen fünfhundert Ducaten bekommen und die beiden Consuln sollen gehängt werden.«

Die Kunde von der Freigebigkeit des Königs verbreitete sich und verdoppelte den Enthusiasmus. Das Volk fragte sich, was es einem so guten Könige, der seine Wünsche so trefflich unterstützte, darbringen könnte. Man berieth sich über diesen wichtigen Punkt, und da der König sich anheischig machte, die Consuln durch einen wirklichen Henker und an wirkliche Galgen hängen zu lassen, so beschloß man den letzten Freiheitsbaum, den man in dieser Absicht noch hatte stehen lassen, umzuhauen und Scheite daraus zu spalten, damit der König das Vergnügen hätte, sich mit revolutionärem Holze einheizen zu lassen.

Man brachte ihm demzufolge ein ganzes Fuder, welches er freigebigerweise mit tausend Ducaten bezahlte.

Der Gedanke schien ihm überhaupt ein so glücklicher zu sein, daß er die zwei größten Scheite bei Seite legte und mit folgendem Briefe der Königin übersendete:

»Meine theure Gattin!

»Sie haben bereits Kenntniß von meinem glücklichen Einzuge in Rom, ohne daß ich unterwegs auf das mindeste Hinderniß gestoßen wäre. Die Franzosen sind verschwunden wie ein Rauch. Es bleiben allerdings noch die fünfhundert Jakobiner der Engelsburg; dieselben verhalten sich aber so ruhig, daß ich glaube, sie wünschen nur Eins, nämlich vergessen zu werden.

»Mack rückt morgen mit fünfundzwanzigtausend Mann aus, um die Franzosen anzugreifen. Unterwegs wird er sich mit Micheroux Armeekorps vereinigen, so daß er dann achtunddreißig bis vierzigtausend Mann zur Verfügung hat und den Franzosen den Kampf nur mit der sicheren Aussicht, sie zu zermalmen, anbieten kann.

»Wir leben hier in fortwährenden Festlichkeiten. Werden Sie wohl glauben, daß diese elenden Jakobiner die Juden emanzipiert hatten?

»Seit drei Tagen macht das römische Volk in den Straßen von Rom Jagd auf sie, gerade so, wie ich in dem Wald von Persano Jagd auf meine Damhirsche und in den Forsten von Asproni Jagd auf meine Eber machte. Wie es heißt, ist man auch den beiden Consuln der sogenannten römischen Republik auf der Spur. Ich habe auf den Kopf eines jeden einen Preis von fünfhundert Ducaten gesetzt. Ich glaube, es wird ein gutes Beispiel geben, wenn sie gehängt werden, und wenn man sie hängt, so werde ich der Besatzung von der Engelsburg die Ueberraschung bereiten, dieser Hinrichtung beizuwohnen.

»Ich schicke Ihnen zum Kaminfeuer für den Weihnachtsabend zwei große Scheite von dem Freiheitsbaume der Rotunde. Wärmen Sie sich mit allen unsern Kindern gut daran, und denken Sie dabei an Ihren Gatten und Vater, der Sie liebt.

»Morgen erlasse ich ein Edict, um unter diesen Juden wieder ein wenig Ordnung zu machen, sie in ihren Ghetto zurückzuschicken und einer angemessenen Aufsicht zu unterstellen. Ich werde Ihnen von diesem Edict, sobald es erlassen ist, eine Abschrift zustellen.

»Verkünden Sie in Neapel die Gunst, womit die göttliche Güte mich überhäuft. Laffen Sie ein Tedeum von unserm Erzbischof Capece Zurlo singen, der, wie ich glaube, schon bedeutend vom Jakobinismus angesteckt ist. Es wird dies seine Strafe sein. Ordnen Sie öffentliche Festlichkeiten an und fordern Sie Vanni auf, die Angelegenheit jenes verwünschten Nicolino Caracciolo zu beschleunigen.

»Von den Erfolgen unseres berühmten General Mack werde ich Sie in demselben Maße unterrichtet halten, wie ich selbst davon in Kenntniß gesetzt werde.

»Bleiben Sie immer bei guter Gesundheit und glauben Sie an die aufrichtige und ewige Zuneigung Ihres Schülers und Gatten

»Ferdinand B.«

»*Nachschrift.* Meine besten Grüße an Mesdames. Wenn diese guten Prinzessinnen auch ein wenig lächerlich sind, so sind sie doch deswegen nicht weniger die erhabenen Töchter des Königs Ludwig des Fünfzehnten. Sie können auch Airola ermächtigen, den sieben Corsen, welche ihnen als Leibgarde gedient haben und durch den Grafen Narbonne empfohlen worden, welcher, glaube ich, einer der letzten Minister Ihrer lieben Schwester Maria Antoinette gewesen ist, eine kleine Zahlung zu machen. Dies würde ihnen Vergnügen machen, ohne uns zu etwas zu verpflichten.«

Am nächstfolgenden Tage erließ Ferdinand wirklich, wie er seiner Gemahlin geschrieben, jenes Dekret, welches weiter nichts war, als die Wiederinkraftsetzung des von der »sogenannten« römischen Republik abgeschafften Edicts.

Unser Gewissen als Historiker gestattet uns nicht, eine Sylbe an diesem Decrete zu ändern. Uebrigens ist es das auch heutzutage noch zu Rom in Kraft bestehende Gesetz.

»**Artikel 1.** Kein in Rom oder in den römischen Staaten wohnhafter Israelit darf Christen beherbergen, oder beköstigen, oder in seinen Dienst nehmen, wenn er nicht in die von den päpstlichen Decreten bestimmte Strafe verfallen will.

»**Artikel 2.**

Sämtliche Israeliten in Rom und den päpstlichen Staaten müssen ihre bewegliche und unbewegliche Habe innerhalb drei Monaten verkaufen, außerdem wird dieselbe versteigert.

»**Artikel 3.** Kein Israelit darf ohne Erlaubniß der Regierung in Rom oder in irgend einer andern Stadt des Kirchenstaates wohnen. Im Uebertretungsfalle werden die Schuldigen in ihre betreffenden Ghetti zurückgeführt werden.

»**Artikel 4.** Kein Israelit darf die Nacht außerhalb seines Ghetto zubringen.

»**Artikel 5.** Kein Israelit darf freundschaftliche Beziehungen zu einem Christen unterhalten.

»**Artikel 6.** Die Israeliten dürfen bei Vermeidung von hundert Thaler Gefängnißstrafe und sieben Jahre Gefängniß keinen Handel mit heiligen Zierathen oder mit Büchern irgend welcher Art treiben.

»**Artikel 7.** Jeder katholische Arzt, der zu einem Juden gerufen wird, muß ihn vor allen Dingen zu bekehren suchen. Wenn der Kranke sich weigert, so muß er ihn ohne Hilfe lassen. Der Arzt, welcher diesem Befehle entgegenhandelt, setzt sich der ganzen Strenge des heiligen Officiums aus.

»**Artikel 8.** Die Israeliten dürfen bei Beerdigung ihrer Todten keine Ceremonien veranstalten, namentlich bei Strafe der Confiscation sich keiner Fackeln bedienen.

»Vorstehendes Decret wird den Ghetti mitgetheilt und in den Synagogen publiciert werden.«

Am Tage nach dem, wo dieses Decret erlassen und angeschlagen ward, nahm der General Mack Abschied vom König, indem er fünftausend Mann zur Bewachung Roms zurückließ, und zog durch das sogenannte Volksthor, um, wie Ferdinand seiner Gemahlin geschrieben, Championnet zu verfolgen und ihn überall, wo er mit ihm zusammentreffen würde, anzugreifen.

In demselben Augenblicke, wo seine Arriergarde sich in Marsch setzte, kam auf dem entgegengesetzten Ende von Rom, das heißt durch das Thor San Giovanni, ein Zug herein, der sich sehr originell ausnahm.

Vier berittene neapolitanische Gendarmen, die an ihren Tschakos die rothweiße Kokarde trugen, ritten zwei Männern voran, die mit den Armen an einander gebunden waren. Diese beiden Männer trugen weißbaumwollene Mützen und weite Kittel von unbestimmter Farbe, wie die Kranken in Hospitälern zu tragen pflegen.

Sie saßen auf zwei ungesattelten Eseln und jedes dieser Thiere ward von einem Manne aus dem Volke geführt, welcher, mit einem dicken Knüppel bewaffnet, die Gefangenen bedrohte und insultirte.

Diese Gefangenen waren die beiden Consuln der römischen Republik, Mattei und Zaccalone, und die beiden Männer aus dem Volke, welche die Esel führten, waren der Klempner und der Kräuterhändler, welche versprochen hatten, sie auszuliefern.

Sie hatten Wort gehalten, wie man sieht.

Die beiden unglücklichen Flüchtlinge, die in einem Hospitale, welches Mattei in Valmontone, seiner Vaterstadt, gegründet, in Sicherheit zu sein glaubten, hatten sich dorthin geflüchtet und, um sich besser zu verbergen, das Kostüm der Kranken angelegt. Von einem Krankenwärter, welcher Mattei eine Anstellung verdankte, verrathen, waren sie hier ergriffen worden und man führte sie nun nach Rom, damit ihnen hier das Urtheil gesprochen würde.

Kaum hatten sie das Thor San Giovanni passiert, und waren erkannt, als das Volk mit jenem unheilvollen Instincte, der es treibt, das, was es selbst erhoben und geehrt, wieder in den Staub zu treten und zu schänden, die Gefangenen zu insultiren begann, indem es sie mit Koth, dann mit Steinen warf, dann: »Nieder mit ihnen!« und: »Schlagt sie todt!« schrie und dann seine Drohungen in Ausführung zu bringen suchte.

Die vier neapolitanischen Gendarmen mußten dieser Menge auf das Bestimmteste versichern, daß man die Consuln nur in der Absicht nach Rom zurückbrächte, um sie zu hängen, und daß dies den nächstfolgenden Tag vor den Augen des Königs Ferdinand durch die Hand des Henkers auf dem Platze vor der Engelsburg, dem gewöhnlichen Orte der Hinrichtungen, und zwar zur größeren Schmach der französischen Besatzung geschehen würde.

Dieses Versprechen beschwichtigte die Menge, welche, da sie sich dem Könige Ferdinand nicht unangenehm machen wollte, sich dazu verstand, bis zu den nächstfolgenden Tag zu warten, sich aber für diese Verzögerung dadurch entschädigte, daß es die beiden Consuln immer noch

mit Geheul und Hohngeschrei verfolgte, während es sie ununterbrochen mit Koth und Steinen warf.

Die Gefangenen warteten ergebungsvoll, stumm, traurig, aber ruhig und indem sie den Tod weder zu beschleunigen noch abzuwehren suchten. Sie sahen ein, daß für die Alles aus war und daß sie, wenn sie den Klauen des Volkslöwen entrannen, dann nur in die des königlichen Tigers fielen. Sie senkten daher das Haupt und warteten.

Ein Gelegenheitsdichter – dergleichen Dichten mangeln nie, weder bei Triumphen noch bei Niederlagen – hatte die folgenden vier Verse improvisiert und sofort unter das Volk ausgeheilt, welches dieselben nach einer ebenfalls improvisierten Melodie sang:

»Largo, o romano popolo! All' asinino ingresso
Qual fecero non Cesare, non Scipione istesso.

Di questo democratico ed augusto onore è degno
Chi rose un di da console d'impi tiranni il regno.«

In bescheidene Prosa übersetzt, bedeuten diese Verse Folgendes:

»Platz, o römisches Volk, bei dem Eseeinzuge.
wie er weder Cäsar noch Scipio beschieden war.

Dieser erhabenen und demokratischen Ehre war nur der würdig,
welcher einmal als Consul das Reich gottloser Tyrannen regierte.«¹⁴

So mußten die Gefangenen drei Viertheile Roms durchziehen, und wurden dann nach dem sogenannten neuen Gefängnisse gebracht.

Eine unzählige Volksmenge sammelte sich an dem Thor des Gefängnisses und man mußte ihr, damit sie dieses nicht einschläge, versprechen, daß den nächstfolgenden Tag Mittags die Hinrichtung auf dem Platze vor der Engelsburg stattfinden würde und daß man zum Beweise schon den nächstfolgenden Morgen bei Tagesanbruch den Henker und seine Gehilfen das Schaffot aufschlagen sehen könne.

Zwei Stunden später verkündeten an allen Straßenecken angeschlagene Bekanntmachungen die Hinrichtung für den folgenden Tag Mittag.

Dieses Versprechen bereitete den Römern eine angenehme Nacht. Schon um sieben Uhr Morgens ward in der That das Schaffot auf dem Platze der Engelsburg zwischen dem Triumphbogen Gratians und der Tiber aufgeschlagen.

Es war dies, wie wir gesagt haben, der gewöhnliche Hinrichtungsplatz, und um größerer Bequemlichkeit willen stand das Haus des Henkers nur wenige Schritte davon entfernt auf dem Quai, dem alten Gefängnisse Tordinone gegenüber.

Hier stand es noch im Jahre 1848, wo es, als Rom die Republik proclamierte, welche noch nicht einmal so lange dauern sollte, als die von 1798, demoliert ward.

Während die Zimmerleute des Todes das Schaffot bauten und Galgen aufschlugen – mitten unter den unfeinen Scherzen des Volkes, welches bei dergleichen Gelegenheiten allemal viel Witz entwickelt – schmückte man einen Balcon mit kostbaren Draperien, welche Arbeit sich mit der des Schaffots in die Aufmerksamkeit der Menge theilte. Dieser Balcon war nämlich die Loge, von wo aus der König dem Schauspiele beiwohnen wollte.

Eine ungeheure Volksmenge strömte von allen Richtungen her auf den Platz vor der Engelsburg, der bald so gedrängt voll war, daß man Wachen um das Schaffot herum aufstellen mußte, damit die Zimmerleute ihre Arbeit fortsetzen konnten.

Nur das rechte Tiberufer, auf welchem das Grabmal Hadrians steht, war leer. Die furchtbare Burg, welche in Rom das ist, was die Bastille in Paris war und was das Castell San Elmo in Neapel ist, flößte, obschon stumm und anscheinend unbewohnt, so große Furcht ein, daß Niemand sich auf die Brücke wagte, welche hinüberführt, und sich eben so wenig getraute, am Fuße einer Mauern vorüber zu gehen.

In der That schien die dreifarbigte Fahne, die von der Spitze dieser Festung flatterte, diesem ganzen, von blutigen Orgien berauschten Volke zu sagen: »Bedenke wohl, was Du thust! Frankreich ist da!«

Da aber kein französischer Soldat sich auf den Wällen zeigte, da die Ausgänge der Festung sorgfältig geschlossen waren, so gewöhnte man sich allmählig an diese stumme Drohung, gerade so, wie Kinder sich an die Gegenwart eines schlafenden Löwen gewöhnen.

Um elf Uhr führte man die beiden Verurtheilten aus ihrem Gefängnisse heraus und ließ sie wieder ihre Esel besteigen. Man warf ihnen einen Strick um den Hals und die beiden Gehilfen des Henkers faßten jeder ein Ende des Strickes, während der Henker selbst voranschritt.

Begleitet waren sie von jener Brüderschaft von Büßern, welche die Delinquenten auf das Schaffot zu geleiten pflegten, während eine ungeheure Volksmasse hintendrein folgte.

So wurden sie immer noch in ihrer Hospitaltracht nach der Kirche San Giovanni geführt, vor deren Façade man sie von ihren Eseln herabsteigen ließ und auf deren Stufen sie barfuß und knieend Abbitte leisteten.

Der König passierte, indem er sich von dem Palaste Farnese nach dem Hinrichtungsplatze begab, die Via Julia in dem Augenblicke, wo die Gehilfen des Henkers die beiden Verurtheilten, indem sie dieselben an den Stricken zerzten, zum Niederknien zwangen. Früher war unter solchen Umständen die königliche Gegenwart die Rettung des Verurtheilten. Jetzt aber war Alles anders und die königliche Gegenwart machte im Gegentheile die Hinrichtung nur um so sicherer.

Die Menge öffnete sich, um den König passieren zu lassen. Er warf einen unruhigen Seitenblick nach der Engelsburg, machte beim Anblicke der dreifarbigten Fahne eine ungeduldige Geberde, stieg unter dem Beifallsrufe des Volkes aus dem Wagen, erschien auf dem Balcone und begrüßte die Menge.

Einen Augenblick später verkündete lautes Geschrei die Annäherung der Gefangenen.

Voran und hinterher kam ein Detachement neapolitanischer Gendarmen zu Pferde, welche, indem sie sich denen, welche schon auf dem Platze warteten, anschlossen, das Volk zurückdrängten und einen freien Raum machten, auf welchem der Henker und seine Gehilfen ruhig arbeiten konnten.

Die Stille und Einsamkeit der Engelsburg hatte alle Welt beruhigt, so daß man gar nicht mehr an sie dachte.

Einige Römer, die muthiger waren als die andern, wagten sich bis auf die verlassene Brücke und insultierten sogar die Festung auf dieselbe Weise, wie die Neapolitaner den Vesuv insultiren. König Ferdinand lachte nicht wenig darüber, denn es erinnerte ihn an seine guten Lazzaroni vom Molo und bewies ihm, daß die Römer beinahe eben so viel Witz besaßen.

Fünf Minuten vor zwölf Uhr Mittag langte der unheimliche Zug auf dem kleinen Platze an. Die Verurtheilten schienen von Anstrengung und Qualen gänzlich erschöpft, dabei aber ruhig und ergeben zu sein.

Am Fuße des Schaffots ließ man sie von ihren Eseln steigen. Dann löste man ihnen den Strick

vom Halse und befestigte ihn am Galgen. Die Büßenden drängten sich näher an die beiden Verurtheilten, ermahnten sie zum Tode und ließen sie das Crucifix küssen.

Mattei sagte, indem er dies that:

»O Christus, Du weißt, daß ich unschuldig und wie Du für das Wohl und die Freiheit der Menschen sterbe.«

Zaccalone sagte:

»O Christus, Du bist mein Zeuge, daß ich diesem Volke verzeihe, wie Du deinen Henkern verziehst!«

Die den Verurtheilten am nächsten befindlichen Zuschauer hörten diese Worte und beantworteten dieselben mit Hohngeschrei.

Dann ließ eine starke Stimme sich vernehmen, welche sagte:

»Betet für die Seelen der Sterbenden!«

Es war die Stimme des Anführers der Büßenden.

Alle knieten nieder, um ein Ave Maria zu beten, selbst der König auf seinem Balcon, selbst der Henker und seine Knechte auf dem Schaffot.

Einen Augenblick lang herrschte feierliches, tiefes Schweigen.

Plötzlich krachte ein Kanonenschuß. Das zerschmetterte Schaffot brach unter dem Henker und seinen Knechten zusammen. Das Thor der Engelsburg öffnete sich und hundert Grenadiere rückten unter Trommelschlag im Sturmschritte über die Brücke und bemächtigten sich, mitten unter dem Schreckensruf der Menge, der wilden Flucht der Gendarmen, des Erstaunens und Entsetzens Aller, der beiden Verurtheilten, welche sie in die Engelsburg hineinschleppten, deren Thor sich hinter ihnen schloß, ehe noch Volk, Henker, Büßer, Gendarmen und König sich von ihrer Bestürzung erholt hatten.

Die Engelsburg hatte nur ein Wort gesprochen. Aber, wie man sieht, sie hatte es gut gesprochen und es hatte seine Wirkung geäußert.

Die Römer sahen sich gezwungen, diesen Tag auf das Hängen zu verzichten und sich wieder auf die Juden zu werfen.

König Ferdinand kehrte sehr schlecht gelaunt in den Palast Farnese zurück. Es war die erste Täuschung, die er seit Beginn des Feldzuges erfuhr, und unglücklicherweise für ihn sollte es nicht die letzte sein.



Drittes Capitel.

Nanno tritt wieder auf.

Der von dem König Ferdinand an die Königin Caroline gerichtete Brief hatte die Wirkung geäußert, die er davon erwartet. Die Nachricht von dem Triumph der königlichen Waffen hatte sich mit der Schnelligkeit des Blitzes von Margelina an bis zur Magdalenenbrücke und von der Karthause St. Martin bis nach dem Molo verbreitet, dann war sie von Neapel auf den schnellsten Wegen in das ganze übrige Königreich entsendet worden. Couriere waren nach Calabrien und leichte Fahrzeuge nach den liparischen Inseln abgegangen.

Während so die Boten und Scorrideri ihrer Bestimmung entgegeneilten, waren die Wünsche des Siegers befolgt worden.

Die Glocken der dreihundert Kirchen von Neapel verkündeten mit lautem Schalle das Tedeum, und die von allen Castellen krachenden Geschützsalven priesen mit ihrer ehernen Stimme den Herrn der Heerschaaren.

Der Klang der Glocken und der Donner der Kanonen dröhnte daher in alle Häuser von Neapel hinein und erweckte darin je nach den Meinungen derer, die sie bewohnten, Freude oder Verdruß.

Alle, welche zur liberalen Partei gehörten, sahen mit Schmerz den Sieg Ferdinands über die Franzosen, denn es war dies nicht der Triumph eines Volkes über ein anderes Volk, sondern der eines Principis über ein anderes Princip.

Nun aber repräsentierte die französische Idee in den Augen der Liberalen von Neapel die Humanität, die Liebe für das allgemeine Beste, Fortschritt, Aufklärung und Freiheit, während die neapolitanische Idee in den Augen derselben Liberalen nur Barbarei, Egoismus, Stillstand, Verfinsterngssucht und Tyrannei repräsentierte.

Die Liberalen, welche sich moralisch besiegt fühlten, hielten sich daher in ihre Häuser eingeschlossen. Sie sahen ein, daß es für sie nicht gerathen sei, sich öffentlich zu zeigen. Sie dachten an den furchtbaren Tod des Herzogs della Torre und seines Bruders, und beklagten nicht bloß für Rom, wo die päpstliche Gewalt wieder hergestellt werden sollte, sondern auch für Neapel, wo nun der Despotismus neuen Boden gewann, den Triumph des Königs Ferdinand, das heißt den Sieg der reactionären Ideen über die revolutionären.

Was die Absolutisten betraf – und die Zahl derselben war groß in Neapel, denn sie bestand aus Allem, was zum Hofe gehörte, oder was von demselben lebte oder abhing und aus dem ganzen Volke. Fischer, Lastträger, Lazzaroni, alle waren jetzt voll Freude und Jubel. Sie rannten in den Straßen umher und schrien: »Es lebe Ferdinand der Vierte! Es lebe Pius der Sechste! Tod den Franzosen! Tod den Jakobinern!«

Und mitten unter ihnen und stärker schreiend als alle Andern sah man Fra Pacifico, der seinen Esel Giacobino nach dem Kloster zurücktrieb.

Das arme Thier war nahe daran, der Last seiner mit Lebensmitteln aller Art angefüllten Körbe zu erliegen und blöckte aus Leibeskräften nach dem Beispiele seines Herrn, welcher behauptete, der Esel beklage die Niederlage seiner Brüder, der Jakobiner.

Dieser Witz fand bei den Lazzaroni, die in der Wahl ihrer Sarcasmen nicht sehr schwierig sind, großen Beifall.

So entlegen von dem Mittelpunkte der Stadt das Haus mit dem Palmbaume oder vielmehr das der Herzogin Fusco, welches an ersteres stieß, auch war, so war das Läuten der Glocken und der Donner des Geschützes doch bis zu Salvato gedrungen, welcher stutzte und horchte wie ein Schlachtroß beim Schmettern der Trompete.

Wie General Championnet durch das letzte anonyme Billet, welches er empfangen und welches, wie man schon errathen, von dem würdigen Doctor Cirillo herrührte, erfahren, ging es mit dem Verwundeten, obschon er noch nicht vollständig wieder hergestellt war, weit besser.

Nachdem er mit Erlaubniß des Arztes von Luisa und deren Zofe unterstützt das Bett verlassen, um sich in einen Sessel zu strecken, hatte er später diesen Sessel verlassen, und von Luisa geführt, einige Male die Runde durch das Zimmer gemacht.

Eines Tages endlich, als Giovannina in Abwesenheit ihrer Herrin sich erboten, ihn eine dieser Promenaden machen zu helfen, hatte er ihr Anerbieten dankend abgelehnt, aber dann ganz allein den beschränkten Spaziergang wiederholt, welchen er seither nur an Luisa's Arm gemacht.

Giovannina hatte sich hierauf, ohne etwas zu sagen, in ihr Zimmer zurückgezogen und lange geweint. Es war klar, daß es Salvato widerstrebte, von der Dienerin die Hilfe zu empfangen, welche ihn, wenn sie von der Herrin kam, so glücklich machte, und obschon sie sehr wohl begriff daß zwischen ihrer Herrin und ihr für einen Mann von Distinction kein Zögern möglich war, so empfand sie nichtsdestoweniger jenen tiefen Schmerz, über welchen die Ueberlegung nichts vermag oder den vielmehr die Ueberlegung nur noch bitterer macht.

Wenn sie durch die Glashür hindurch ihre Herrin nach dem Weggange des Chevaliers leicht wie ein Vogel nach dem Zimmer des Kranken eilen sah, knirschte sie mit den Zähnen, stieß einen Seufzer aus, welcher einer Drohung glich, und eben so wie sie mit jenem sinnlichen Hange der Frauen des Südens den schönen jungen Mann liebte, ohne es zu wollen, eben so haßte sie ihre Gebieterin unwillkürlich und gewissermaßen ebenfalls ohne es zu wollen.

»O,« murmelte sie, es wird nicht allzu lange dauern, so ist er vollständig wieder genesen. Dann wird er das Haus verlassen und sie wird dann ihrerseits Schmerz empfinden.«

Bei diesen schlimmen Gedanken kehrte das Lächeln wieder auf ihre Lippen zurück und die Thränen trockneten in ihren Augen.

Jedesmal, wo der Doctor Cirillo kam – und seine Besuche wurden immer seltener – beobachtete Giovannina auf seinem Gesicht den Ausdruck von Freude über den Fortschritt, welchen der sich immer mehr bessernde Zustand des Verwundeten machte, und bei jedem Besuche wünschte und fürchtete sie gleichzeitig, daß der Arzt den Kranken für vollständig genesen erkläre.

Am Vorabende des Tages, wo gleichzeitig das Geläute der Glocken und der Donner der Kanonen sich vernehmen ließ, fand Doctor Cirillo sich abermals ein, und sprach mit strahlendem Lächeln, nachdem er Salvato's Athemzug untersucht, ihm mehrmals auf die Brust gepocht und erkannt, daß der Schall immer mehr von seiner Mattigkeit verlor, die Worte, welche gleichzeitig in zwei Herzen, ja sogar in dreien widerhallten:

»Na, in zehn bis zwölf Tagen kann unser Patient zu Pferde steigen und dem General Championnet selbst Kunde von seinem Befinden bringen.«

Giovannina hatte bemerkt, daß bei diesen Worten zwei große Thränen in Luisas Augen traten,

daß sie dieselben nur mit Mühe zurückzuhalten vermochte und daß der junge Mann sehr bleich ward.

Was sie selbst betraf, so fühlte sie lebhafter als jemals jene doppelte Empfindung von Freude und Schmerz, welche sie schon mehr als einmal in sich wahrgenommen.

Unter dem Vorwande, Cirillo das Geleite zu geben, war Luisa diesem, als er sich wieder entfernte, gefolgt. Giovannina ihrerseits hatte den Beiden nachgeschaut, bis sie verschwunden waren. Dann war sie an das Fenster, ihr gewöhnliches Observatorium, getreten.

Fünf Minuten später sah sie den Doctor den Garten verlassen, und da ihre Herrin nicht unmittelbar wieder in das Zimmer des Verwundeten trat, so sagte sie:

»Ha, sie weint, sie weint!«

Nach Verlauf von zehn Minuten trat Luisa wieder ein.

Giovannina bemerkte, daß ihre Augen, trotzdem, daß sie dieselben mit frischem Wasser benetzte, noch roth waren, und murmelte wieder:

»Sie hat geweint.«

Salvato seinerseits hatte nicht geweint. – Thränen schienen diesem ehernen Antlitze etwas Unbekanntes zu sein.

Als Luisa das Zimmer verlassen hatte, war ein Kopf bloß auf die Hand gesunken und er schien gegen Alles, was ihn umgab, so gleichgültig zu werden, als ob er in eine Bildsäule verwandelt worden wäre. Es war dies überhaupt sein gewohnter Zustand, wenn Luisa nicht in seiner Nähe war.

Bei ihrem Wiedereintritte, ja noch ehe sie wieder eintrat, das heißt beim Geräusch ihrer Tritte, richtete er den Kopf empor und lächelte, so daß diesmal, wie immer, das Erste, was sie beim Wiedereintritte in das Zimmer sah, das Lächeln des Mannes war, den sie liebte.

Das Lächeln ist die Sonne der Seele und ihr geringster Strahl genügt, um jenen Thau des Herzens zu trocknen, welchen man die Thränen nennt.

Luisa ging gerade auf den jungen Mann zu, bot ihm beide Hände und lächelte ebenfalls.

»O, wie glücklich bin ich, daß Sie nun ganz außer aller Gefahr sind!«

Am nächsten Tage war Luisa bei Salvato, als gegen ein Uhr Mittags das Geläute der Glocken und die Geschützsalven begannen. Die Königin hatte die Depesche ihres erhabenen Gemahls erst um elf Uhr Morgens erhalten, und es hatte zweier Stunden bedurft, um die zu dieser freudigen Kundgebung erforderlichen Befehle zu ertheilen.

Salvato zuckte, wie wir gesagt haben, bei diesem doppelten Getöse auf einem Sessel zusammen. Er richtete sich auf seine Füße empor. Seine Stirn runzelte sich, und seine Nüstern erweiterten sich, als ob er schon den Pulverdampf, nicht der öffentlichen Freudenfeste, sondern des Schlachtfeldes witterte, und er fragte, indem er bald Luisa, bald die Zofe ansah:

»Was ist das?«

Die beiden Frauen machten gleichzeitig eine ähnliche Geberde, welche bedeutete, daß sie Salvato's Frage nicht beantworten konnten.

»Geh, und erkundige Dich, Giovannina,« sagte Luisa. »Wahrscheinlich ist heute ein Fest, welches wir vergessen haben.«

Giovannina verließ das Zimmer.

»Was für ein Fest?« fragte Salvato, indem er Luisa ansah.

»Welchen Monatstag haben wir heute?« fragte diese.

»O,« sagte Salvato, »es ist schon lange her, daß ich die Tage nicht mehr zähle.«

Und mit einem Seufzer setzte er hinzu:

»Heute will ich aber wieder anfangen.«

Luisa streckte die Hände nach einem Kalender aus.

»In der That,« sagte sie ganz freudig, »wir haben heute den ersten Adventsonntag.«

»Ist es denn,« fragte Salvato fort, »in Neapel gebräuchlich, die Ankunft unsers Herrn und Heilandes durch Kanonensalven zu feiern? Wenn es das Weihnachtsfest selbst wäre, dann könnte ich es mir allenfalls denken.«

Giovannina trat wieder ein.

»Nun?«, fragte Luisa.

»Signora,« antwortete Giovannina, »Michele ist da.«

»Was sagt er denn?«

»O, ganz merkwürdige Dinge. Er sagt – doch, fuhr sie fort, »es wird am besten sein, wenn er Ihnen dies selbst erzählt, Signora. Sie werden dann selbst urtheilen.«

»Ich komme wieder, mein Freund,« sagte Luisa zu Salvato, »ich will selbst hören, was unser Narr sagt.«

Salvato antwortete durch eine Kopfbewegung und ein Lächeln.

Luisa verließ das Zimmer.

Giovannina machte sich nun darauf gefaßt, von Salvato ausgefragt zu werden.

Sobald aber Luisa hinaus war, schloß er die Augen und versank wieder in eine gewöhnliche Unbeweglichkeit und Schweigsamkeit. Da sie nicht gefragt ward, so wagte sie nicht zu sprechen, wie große Lust sie auch dazu hatte.

Luisa fand ihren Milchbruder im Speisezimmer.

Sein Gesicht strahlte. Er hatte seine Festtagskleider angelegt und von seinem Hute flatterte eine Flut von Bändern.

»Victoria!« rief er, als er Luisa erblickte. »Victoria, Schwesterchen! Unser großer König Ferdinand ist in Rom eingezogen; der General Mack ist auf allen Punkten siegreich, die Franzosen sind ausgerottet, die Juden werden verbrannt und die Jakobiner gehängt! Evviva la Madonna! – Nun, was ist Dir?«

Diese Frage hatte ihren Grund darin, daß Luisa plötzlich blaß ward. Ihre Kräfte wurden ihr, als sie diese Nachricht vernahm, untreu, und sie sank auf einen Stuhl nieder.

Sie begriff in der That nur Eins, und dieses war, daß, wenn die Franzosen siegten, Salvato bei ihr bleiben und dieselben sogar in Neapel erwarten konnte.

Wurden dagegen die Franzosen besiegt, so mußte Salvato Alles, selbst sie, verlassen, um das Unglück seiner Waffenbrüder zu theilen.

»Aber ich frage Dich, was Dir ist?«, sagte Michele.

»Nichts, mein Freund; diese Nachricht ist aber so erstaunlich und unerwartet. – Bist Du derselben auch gewiß, Michele?«

»Nun, hörst Du nicht die Glocken? Hörst Du nicht die Kanonen?«

»Allerdings höre ich sie.«

Und mit halber Stimme murmelte sie:

»Unglücklicherweise wird auch er es hören.«

»Wenn Du noch zweifelst,« sagte Michele, »so kommt hier der Chevalier San Felice, welcher Dir bestätigen wird, was ich gesagt habe. Er ist bei Hofe gewesen; er muß wissen, was dort für Nachrichten eingegangen sind.«

»Mein Gemahl!« rief Luisa; »das ist ja gar nicht seine Stunde!«

Und sie wendete den Kopf rasch nach der Seite des Gartens herum.

In der That war es der Chevalier, der eine Stunde eher als gewöhnlich nach Hause kam. Es war klar, daß er zu dieser Abweichung von der Regel nur durch ein großes Ereigniß bewogen worden sein konnte.

»Rasch, rasch, Michele!« rief Luisa, »geh in das Zimmer des Verwundeten, erwähne aber kein Wort von dem, was Du mir soeben gesagt hat, und sieh zu, daß auch Giovannina schweige. Verstehst Du mich?«

»Ja, ich verstehe, daß ihn dies sehr betrüben würde, den armen jungen Mann. Wenn er mich nun aber wegen des Glockengeläutes und der Kanonensalven fragt?«

»Dann sage, es geschähe wegen des Adventfestes. Geh!«

Michele verschwand in dem Corridor, dessen Thür Luisa wieder hinter ihm verschloß.

Es war die höchste Zeit, denn der Kopf des Chevaliers kam in demselben Augenblick über dem Perron zum Vorschein.

Luisa eilte ihm mit lächelndem Munde, aber unruhig pochendem Herzen entgegen.

»Meiner Treu!« sagte er eintretend, »das ist eine Nachricht, die ich nicht erwartet hätte! König Ferdinand, ein Held! Nun urtheile Einer noch nach dem Scheine. Die Franzosen sind auf dem Rückzuge! Rom ist von dem General Championnet aufgegeben! Und unglücklicherweise finden schon Mordthaten und Hinrichtungen statt, als ob der Sieg durchaus nicht rein bleiben könnte. So verstanden ihn die Griechen nicht. Bei ihnen hieß die Siegesgöttin die Nike; sie machten sie zur Tochter der Kraft und der Tapferkeit und reihten sie mit Themis dem Gefolge Jupiters an. Allerdings, die Römer gaben ihrer Victoria keine Wage als Attribut, ausgenommen, um vielleicht das Gold der Besiegten zu wägen. Vae victis! jagten sie und ich, ich sage: Vae victoribus! so oft die Sieger ihren Trophäen noch Schaffote und Galgen hinzufügen. Ich wäre ein armseliger Eroberer gewesen, Luisa, und will lieber in mein Haus, welches mich anlächelt, einziehen, als in eine Stadt, welche weint.«

»Dann ist es also wahr, was man erzählt, mein Freund?« fragte Luisa, die immer noch zögerte, zu glauben.

»Ja, die Sache ist officiel, meine theure Luisa. Ich habe die Nachricht aus dem Munde Sr. Hoheit des Herzogs von Calabrien selbst und er hat mich eben schnell nach Hause geschickt, damit ich mich umkleide, weil er bei dieser Gelegenheit ein Diner gibt.«

»Zu welchem Du gehen wirst?« rief Luisa hastiger, als sie eigentlich gewollt.

»Mein Gott, ich muß,« antwortete der Chevalier. »Es ist ein Diner von Gelehrten. Es gilt, lateinische Inschriften zu fertigen und Allegorien zu erfinden, wie man deren für die Wiederankunft des Königs bedarf. Man will ihm prachtvolle Feste bereiten, mein Kind, von welchen es – beiläufig gesagt – sehr schwer sein wird, Dich zu dispensieren. Du begreift dies selbst. Als der Prinz in die Bibliothek kam, um mir diese Neuigkeit mitzutheilen, war ich so weit entfernt, darauf gefaßt zu sein, daß ich beinahe von der Leiter heruntergefallen wäre. Dies wäre aber durchaus nicht höflich gewesen, denn ich hätte dadurch bewiesen, daß ich an dem

militärischen Genie des Königs große Zweifel gehegt. Nun bin ich da, mein armes Kind, und zwar in so großer Aufregung, daß ich nicht einmal weiß, ob ich die Gartenthür hinter mir verschlossen habe. Du wirst mir beim Ankleiden behilflich sein, nicht wahr? Gib mir Alles, was ich bedarf, um kleine Hoftoilette zu machen. Ein akademisches Diner! Wie werde ich mich in Gesellschaft dieser Pedanten langweilen. Sobald es mir möglich ist, komme ich wieder, vor zehn bis elf Uhr Abends aber wird es kaum geschehen können. Komm' denn also, meine kleine Luisa, komm'! Es ist jetzt zwei Uhr und um drei soll das Diner beginnen. Aber was siehst Du denn?«

Und der Chevalier machte eine Bewegung, um zu sehen, was die Blicke einer Gattin nach der Richtung des Gartens hinzog.

»Nichts, mein Freund, nichts, sagte Luisa, indem sie ihren Gatten bewog, seinen Schritt nach seinem Schlafzimmer zu lenken. »Du hast Recht; Du mußt Dich beeilen, sonst wirst Du nicht fertig.«

Das, was Luisas Blicke anzog und was sie ihren Gatten nicht sehen lassen wollte, war der Umstand, daß er wirklich vergessen hatte, die Gartenthür zu schließen, die sich eben langsam öffnete und die Wahrsagerin Nanno einließ, welche Niemand wieder gesehen, seit sie das Haus verlassen, nachdem sie dem Verwundeten die erste Hilfe angedeihen lassen und die Nacht bei ihm zugebracht hatte.

Sie näherte sich mit ihrem sibyllinischen Schritt. Sie ging die Stufen des Perron hinauf, erschien an der Thür des Speisezimmers, trat, als ob sie gewußt, daß sie hier nur Luisa finden würde, ohne Zögern ein, durchschritt das Zimmer langsam und ohne daß man das Geräusch ihrer Tritte hörte.

Dann, und ohne stehen zu bleiben, um mit Luisa zu sprechen, welche bleich und zitternd ihr zusah, als ob sie ein Gespenst erblickte, verschwand sie, zum Zeichen des Schweigens den Finger auf den Mund legend, in den Corridor, welcher zu Salvato führte.

Luisa trocknete sich mit ihrem Tuche den Schweiß, welcher ihr auf der Stirn perlte, und eilte, um dieser Erscheinung, welche sie als eine wirklich übernatürliche betrachtete, desto sicherer zu entrinnen, in das Zimmer ihres Gatten, worauf sie die Thür hinter sich zuzog.

Viertes Capitel.

Achilles bei Deidamea.

Es war für Michele nicht schwer gewesen, dem Instructionen zu folgen, welche Luisa ihm ertheilt, denn mit Ausnahme eines freundschaftlichen Winkes, welchen ihm der junge Officier gegeben, hatte derselbe kein Wort an ihn gerichtet.

Michele und Giovannina hatten sich hierauf in die Brüstung eines Fensters zurückgezogen und hier eine lebhaft, aber in leisem Tone geführte Unterredung begonnen.

Der Lazzarone klärte Giovannina vollends über die Ereignisse auf, über welche er kaum Zeit gehabt, ihr einige Worte zu sagen und welche, wie sie instinkartig fühlte, auf Salvatos und Luisas Geschicke und folglich auch auf das ihrige bedeutenden Einfluß äußern mußten.

Was Salvato betraf, so ahnte er, obschon er diese Ereignisse nicht in ihren Einzelheiten kennen konnte, nach den Kundgebungen von Freude, welchen Neapel sich überließ, recht wohl, daß für die Neapolitaner etwas Glückliches und für die Franzosen etwas Unglückliches geschehen sein mußte.

Dennoch aber glaubte er, es sei, wenn Luisa ihm dieses Ereigniß verschweigen wolle, von seiner Seite ein Verstoß gegen das Zartgefühl, wenn er fremde und ganz besonders dienende, untergeordnete Personen deswegen befragen wollte.

Waltete hier ein Geheimniß ob, so wollte er sich lieber bemühen, es aus dem Munde der Person zu erfahren, die er liebte.

Mitten unter dem Gespräche Ninas mit Michele, mitten in der Träumerei des jungen Officiers knarrte die Thür.

Da Salvato aber nicht sogleich Luisas Tritt erkannte, so schlug er nicht einmal die Augen auf.

Der Lazzarone und die Zofe, welche nicht denselben Grund hatten, wie Salvato, sich in ihre eigenen Gedanken zu versenken, wendeten ihre Augen nach der Thür und stießen einen Ruf des Erstaunens aus.

Es war Nanno, welche die Schwelle überschritt.

Bei dem von Nina und Michele ausgestoßenen Rufe drehte Salvato sich ebenfalls herum, und obschon er die Wahrsagerin früher nur durch die Wolken einer halben Ohnmacht gesehen, so erkannte er sie doch sofort wieder und reichte ihr die Hand.

»Guten Tag, Mutter!« sagte er zu ihr, »ich danke Dir, daß Du deinen Kranken besuchst. Ich fürchtete schon Neapel verlassen zu müssen, ohne Dir danken zu können.«

Nanno schüttelte den Kopf.

»Mein Kranker ist es nicht, den ich zu besuchen komme,« sagte sie, »denn mein Kranker bedarf meiner Hilfe nicht mehr. Auch ist es nicht Dank, was ich hier suche, denn da ich weiter nichts gethan habe, als die Pflicht einer Frau des Gebirges, welche die Heilkräfte der Pflanzen kennt, so habe ich keinen Dank zu beanspruchen. Nein, ich komme, um dem Verwundeten, dessen Narbe sich geschlossen, zu sagen: Höre eine Erzählung aus unseren vergangenen Tagen, welche seit dreitausend Jahren die Mütter ihren Söhnen wieder erzählen, wenn sie fürchten, die

in dem Augenblicke, wo das Vaterland in Gefahr ist, in feiger Ruhe einschlafen zu sehen.«

Das Auge des jungen Mannes funkelte, denn eine innere Stimme sagte ihm, daß diese Frau eine geheimen Gedanken kenne.

Die Wahrsagerin stützte ihre linke Hand auf die Lehne von Salvatos Sessel, bedeckte mit der rechten die Hälfte ihrer Stirn und ihrer Augen und schien einen Augenblick lang in der Tiefe ihrer Erinnerung eine seit langer Zeit vergessene Legende zu suchen.

Michele und Giovannina, welche nicht wußten, was sie zu hören bekommen würden, betrachteten Nanno mit Erstaunen, beinahe mit Schrecken.

Salvato verwendete kein Auge von ihr, denn – wir haben es bereits gesagt – er errieth, daß das Wort, welches ihrem Munde entfiel, wie ein Blitz das Dunkel erleuchten würde, das noch in den Ahnungen herrschte, welche die ersten Töne der Glocken und die ersten Salven der Geschütze in ihm erweckt.

Nanno schlug die Kapuze, welche ihren Kopf bedeckte, auf die Schultern herab und begann in langsam, schleppender Weise, welche weder gesprochen noch gesungen war, die folgende Legende:

»Dies ist es, was die Adler der Trojade den Geiern Albaniens erzählt haben.

»Zu der Zeit, wo das Leben der Götter sich mit dem der Menschen mischte, fand eine Vermählung zwischen einer Göttin des Meeres Namens Thetis und einem König von Thessalien Namens Peleus statt.

»Neptun und Jupiter hatten sich auch mit ihr vermählen wollen, als sie aber erfuhren, daß sie einen Sohn gebären würde, der größer werden würde, als sein Vater, verzichteten sie auf sie.

»Thetis hatte von ihrem Gatten mehrere Kinder, die sie eins nach dem andern ins Feuer warf, um zu erproben, ob sie sterblich wären. Alle kamen eins nach dem andern um.

»Endlich gebar sie einen Sohn, welchen man Achilles nannte. Seine Mutter wollte ihn eben so ins Feuer werfen wie die andern, aber Peleus entriß ihn ihren Händen und bewog sie, ihn, anstatt ihn umzubringen, in den Styx zu tauchen, wodurch er allerdings nicht unsterblich, wohl aber unverwundbar gemacht ward.

»Thetis erhielt von Pluto die Erlaubniß, einmal, aber nur ein einziges Mal, in die Unterwelt hinabzusteigen, um ihren Sohn in den Styx zu tauchen. Sie kniete am Rande des Flusses nieder, faßte den Knaben bei der Ferse und tauchte ihn wirklich ein.

»Auf diese Weise ward der Knabe an allen Theilen seines Körpers unverwundbar, ausgenommen an der Ferse, an welcher seine Mutter ihm festgehalten. Sie befragte deshalb das Orakel.

»Das Orakel antwortete ihr, ihr Sohn würde bei der Belagerung einer großen Stadt unsterblichen Ruhm erwerben, inmitten seines Triumphes aber den Tod finden.

»Nun brachte seine Mutter ihn unter dem Namen Pyrrha an den Hof des Königs von Skyros und mischte ihn, als Mädchen gekleidet, unter die Töchter des Königs. So erreichte der Knabe das Alter von fünfzehn Jahren, ohne zu wissen, daß er ein Mann war.«

Als die Albaneserin in ihrer Erzählung so weit gekommen war, unterbrach sie der junge Officier, indem er sagte:

»Ich kenne deine Geschichte, Nanno. Du erzeigt mir die Ehre, mich mit Achill zu vergleichen und Du vergleicht Luisa mit Deidamea. Sei aber unbesorgt, Du wirst nicht nöthig haben, mir wie Ulysses ein Schwert zu zeigen, um mich zu erinnern, daß ich ein Mann bin. Man schlägt sich,

nicht wahr?« fuhr Salvato mit funkelndem Blicke fort, »und jener Kanonendonner verkündet einen Sieg der Neapolitaner über die Franzosen? Wo schlägt man sich?«

»Dieses Glockengeläute und diese Kanonenschüsse, antwortete Nanno, »verkünden, daß der König Ferdinand in Rom eingezogen ist, und daß die Metzereien begonnen haben.«

»Ich danke Dir,« sagte Salvato, indem er die Hand der Wahrsagerin ergriff. »Aber welches Interesse hast Du daran, mir diese Nachricht zu bringen, da Du doch Calabreserin und folglich Unterthanin des Königs Ferdinand bist?«

Nanno richtete sich zu ihrer ganzen Höhe empor.

»Ich bin keine Calabreserin,« sagte sie. »Ich bin eine Tochter Albanens und die Albanesen sind aus ihrem Vaterlande entflohen, um Niemandes Unterthanen zu sein. Sie gehorchen nur den Nachkommen des großen Skanderbeg und werden niemals einem Andern gehorchen. Jedes Volk, welches sich im Namen der Freiheit erhebt, ist sein Bruder, und Nanno betet für die Franzosen, welche im Namen der Freiheit kommen.«

»Es ist gut,« sagte Salvato, dessen Entschluß gefaßt war.

Dann wendete er sich zu Michele und Nina, welche schweigend diesem Auftritt zusahen.

»Kannte Luisa diese Neuigkeit schon, als ich sie fragte, was das Getöse, welches wir hörten, zu bedeuten habe?« fragte er.

»Nein,« antwortete Giovannina.

»Ich habe es ihr erst mitgetheilt,« setzte Michele hinzu.

»Und was macht sie?« fragte der junge Mann, »warum ist sie nicht hier?«

»Der Chevalier ist in Folge aller dieser Ereignisse früher als gewöhnlich nach Hause gekommen,« sagte Michele, »und meine Schwester kann ohne Zweifel jetzt nicht von ihm fort.«

»Um so besser,« sagte Salvato. »Dann haben wir Zeit, um alle Vorbereitungen zu treffen.«

»Mein Gott, Signor Salvato, rief Giovannina, »Sie wollen uns doch nicht verlassen?«

»Allerdings. Heute Abend reise ich ab, Nina.«

»Und Ihre Wunde?«

»Hat Nanno Dir nicht gesagt, daß dieselbe geheilt ist?«

»Der Arzt sagte aber, daß noch zehn Tage dazu nöthig wären.«

»Dies sagte der Arzt gestern, heute würde er es nicht sagen.«

Dann wendete Salvato sich zu dem jungen Lazzarone und fuhr fort:

»Michele, mein Freund, nicht wahr, Du bist bereit mir einen Dienst zu leisten?«

»Ach, Signor Salvato, Sie wissen, daß ich Alles liebe, was Luisa liebt.«

Giovannina zuckte zusammen.

»Du glaubt also, sie liebe mich, mein wackerer Junge?« sagte Salvato rasch und aus seinem gewöhnlichen Hinbrüten erwachend.

»Fragen Sie Giovannina,« sagte der Lazzarone.

Salvato wendete sich nach der Zofe, diese aber ließ ihm nicht Zeit, sie zu fragen.

»Die Geheimnisse meiner Herrin sind nicht die meinigen,« sagte sie, indem sie sehr bleich ward, »und übrigens glaube ich, sie ruft mich jetzt.«

In der That ließ Ninas Name sich auf dem Corridor hören.

Nina eilte nach der Thür und verließ das Zimmer.

Salvato's Blicke folgten ihr mit einem Gemisch von Erstaunen und Unruhe. Dann und als ob dies nicht der geeignete Augenblick sei, um bei dem Argwohn zu verweilen, der in ihm erwachte, sagte er:

»Komm her, Michele. In dieser Börse sind hundert Louisdor. Bis heute Abend neun Uhr muß ich ein Pferd haben, aber verstehst Du wohl, eines jener kräftigen Thiere, welche zwanzig Lieues in einem Striche zurücklegen.«

»Sie sollen es haben, Signor Salvato.«

»Ferner ein vollständiges Bauernkostüm.«

»Auch dies sollen Sie haben.«

»Und, Michele, setzte der junge Mann lachend hinzu, »den schönsten Säbel, den Du findest. Wähle nach deinem Geschmacke und nach deiner Hand, denn es soll ja dein Obristensäbel sein.«

»Ach, Signor Salvato,« rief Michele mit strahlendem Antlitz, »wie, Sie erinnern sich noch Ihres Versprechens?«

»Es ist jetzt drei Uhr,« sagte der junge Officier. »Du hat daher keine Zeit zu verlieren, wenn Du deine Einkäufe machen willst. Schlag neun Uhr sei mit dem Pferde in dem Gäßchen hinter dem Hause.«

»Es soll geschehen,« sagte der Lazzarone.

Dann näherte er sich Nanno und fuhr fort:

»Sagt einmal, Nanno, da Ihr nun allein mit ihm bleibt, könnt Ihr nicht vielleicht Alles so ordnen, daß die Gefahr, welche meinem armen Schwesterchen droht, beschworen wird?«

»Deswegen komme ich eben,« antwortete Nanno.

»Nun dann bist Du eine brave Frau, auf mein Ehrenwort. Was mich betrifft,« fuhr der Lazzarone mit einer gewissen Schwermuth fort, »wenn Du, damit meine Schwester glücklich werde, durchaus die Rolle des Teufels spielen muß, nun gut, dann lasse nur das Ende meines Stricks in den Händen des Meisters Donato und beschäftige Dich nur mit ihr. Es gibt vom Pausilippo bis zur Magdalenenbrücke so viele Micheles, daß man nicht weiß, was man damit soll, und so viel Narren, daß man damit handeln könnte, ohne die von Aversa zu zählen. Dagegen aber gibt es in der ganzen Welt nur eine einzige Luisa San Felice. Signor Salvato, Ihr Auftrag wird vollzogen werden und zwar gut, darauf können Sie sich verlassen.«

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Salvato war nun mit Nanno allein. Er hatte gehört, was Michele gesagt hatte.

»Nanno,« sagte er, »schon mehrmals habe ich von düsteren Prophezeiungen gehört, welche Du gegen Luisa ausgesprochen. Was ist Wahres daran?«

»Junger Mann, antwortete sie, »Du weißt es. Die Fügungen des Himmels sind niemals so klar ausgesprochen, daß man sich denselben entziehen könnte. Der durch die Linien der Hand bestätigte Ausspruch der Gestirne bedroht die, welche Du liebst, mit einem blutigen Tode, und es ist mir bestimmt offenbart, daß es ihre Liebe zu Dir ist, was ihren Tod herbeiführen wird.«

»Ihre Liebe zu mir, oder meine Liebe zu ihr?« fragte Salvato.

»Ihre Liebe zu Dir, und deshalb gebieten Dir als Franzosen die Gesetze der Ehre, und als Liebenden die Gesetze der Menschlichkeit, sie zu verlassen, um sie niemals wieder zu sehen. Trennt Euch, trennt Euch auf immer! Vielleicht wird diese Trennung das Schicksal beschwören. Ich habe gesprochen.«

Mit diesen Worten zog Nanno wieder ihre Kapuze über die Augen, und trat zurück, ohne weiter die Fragen des jungen Mannes zu beantworten, oder auf seine Bitten zu hören.

An der Thür begegnete die Luisa.

»Du gehst, Nanno?« fragte diese.

»Meine Mission ist vollbracht,« antwortete die Wahrsagerin. »Warum sollte ich noch bleiben?«

»Und kann ich nicht erfahren, was Du hier gewollt hast?« fragte Luisa.

»Dieser da wird es Dir sagen,« entgegnete Nanno, indem sie mit dem Finger auf den jungen Mann zeigte.

Und sie entfernte sich mit demselben geräuschlosen ernsten Tritt, womit sie eingetreten.

Luisa folgte, wie von einer phantastischen Erscheinung bestrickt, ihr mit den Augen. Sie sah sie den langen Corridor durchschreiten, das Speisezimmer passieren, den Perron hinabgehen, dann die Gartenthür öffnen und dieselbe wieder hinter sich zuschlagen.

Trotzdem aber, daß Nanno nun verschwunden war, blieb Luisa immer noch unbeweglich. Es war, als ob gleich der Nymphe Daphne ihr die Füße fest in den Boden gewurzelt wären.

»Luisa!« murmelte Salvato in seinem süßesten Tone. Die Gattin des Chevaliers zuckte zusammen. Der Zauber war gebrochen. Sie drehte sich nach dem Rufenden herum, und sah, daß seine Augen von einem ungewohnten Feuer glühten, welches weder das Feuer des Fiebers noch das der Liebe, sondern das der Begeisterung war.

»Ha,« rief sie, »wehe mir, Sie wissen Alles!«

»Ja, theure Luisa, ich weiß Alles,« antwortete Salvato.

»Dann war Nanno also deswegen gekommen?«

»Ja, deswegen.«

»Und,« hob Luisa mit Anstrengung wieder an, »wann werden Sie uns verlassen?«

»Ich hatte beschlossen, heute Abend um neun Uhr abzureisen, Luisa, aber ich hatte Sie noch nicht wiedergesehen.«

»Und jetzt, nachdem Sie mich wiedergesehen?«

»Werde ich abreisen, sobald Sie wollen.«

»Sie sind gut und sanft wie ein Kind, Salvato, Sie, der furchtbare Krieger! Sie werden heute Abend abreisen, mein Freund, zu der Stunde, zu welcher Sie selbst beschlossen hatten, es zu thun.«

Salvato sah sie erstaunt an.

»Glaubten Sie denn, fuhr Luisa fort, »ich liebte Sie so wenig und besäße so wenig Stolz auf mich selbst, daß ich Ihnen jemals rathen würde, etwas gegen Ihre Ehre zu thun? Ihre Abreise wird mir viel Thränen kosten, Salvato, und ich werde mich, wenn Sie fort sind, sehr unglücklich fühlen, denn jene unbekannte Seele, welche Sie mitgebracht und mir mitgetheilt, nehmen Sie nun auch wieder mit fort, und Gott allein kennt die Trauer und Einsamkeit, welcher nun mein armes Herz anheimfallen wird. O armes, verödetes Zimmer, fuhr sie fort, indem sie sich umschaute, während zwei große Thränen ihren Augen entrollten, ohne jedoch dem Wohlklange ihrer Stimme Eintrag zu thun, »wie oft werde ich des Nachts den Traum anstatt der Wirklichkeit suchen! Wie theuer und poetisch werden mir alle diese alltäglichen Gegenstände erscheinen! Dieses Bett, auf welchem Sie gelitten; dieser Sessel, in welchem ich bei Ihnen gewacht; dieses Glas, aus welchem

Sie getrunken; dieser Tisch, auf den Sie sich gestützt; dieser Vorhang, den ich auf die Seite schlug, um einen Sonnenstrahl bis zu Ihnen dringen zu lassen, Alles wird mir von Ihnen erzählen, mein Freund, während Ihnen nichts von mir erzählen wird.«

»Ausgenommen mein Herz, Luisa, welches von Ihnen erfüllt ist.«

»Wenn dies ist, Salvato, dann sind Sie weniger unglücklich als ich, denn Sie werden fortfahren mich zu sehen, Sie kennen die Stunden, welche mir oder vielmehr, welche Ihnen gehörten. Ihre Abwesenheit wird darin keine Veränderung bewirken, mein Freund. Diese Stunden werden mich dieses Zimmer ebenso betreten und verlassen sehen, wie ich es betrat und verließ, während Sie da waren. Keiner der Tage, keiner der Augenblicke, welche wir in diesem Zimmer verlebten, wird vergessen werden, und wo werde ich Sie suchen? Auf dem Schlachtfelde, mitten unter Feuer und Rauch, unter Verwundeten und Todten. O schreiben Sie mir – schreiben Sie mir, Salvato!« setzte Luisa mit einem Ausrufe des Schmerzes hinzu.

»Aber kann ich das auch?«, fragte der junge Mann.

»Wer soll es Ihnen wehren?«

»Wenn einer meiner Briefe fehl ginge, wenn er gefunden würde?«

»Das wäre allerdings ein großes Unglück,« sagte Luisa; »nicht für mich, sondern für ihn.«

»Für ihn? für wen? Ich verstehe Sie nicht, Luisa.«

»Nein, Sie verstehen mich nicht. Nein, Sie können mich nicht verstehen, denn Sie wissen nicht, welch' einen Engel an Güte ich zum Gatten habe. Er würde sich sehr unglücklich fühlen, wenn er mich nicht glücklich wüßte. O, seien Sie unbesorgt, ich werde über seinem Glücke wachen.«

»Aber wenn ich nun an eine andere Adresse schriebe? an die Herzogin Fusco? an Nina?«

»Es ist nicht nöthig, mein Freund. Uebrigens wäre dies auch ein Betrug, und warum soll man einen solchen verüben, wenn nicht die unbedingte Nothwendigkeit dazu vorliegt, ja selbst, wenn sie vorliegt? Nein, Sie werden an mich unter der Adresse schreiben: »An Luisa San Felice, in Mergellina, Palmaumhaus.«

»Wenn nun aber einer meiner Briefe in die Hände Ihres Gatten geräth?«

»Wem der Brief versiegelt ist, so wird er ihn mir geben, ohne ihn zu entsiegeln. Ist er offen, so gibt er ihn mir, ohne ihn zu lesen.«

»Aber wenn er ihn doch läse?«, sagte Salvato ganz erstaunt über dieses hartnäckige Vertrauen.

»Würden Sie mir in diesem Briefe wohl etwas Anderes sagen, als was ein zärtlicher Bruder einer geliebten Schwester sagen würde?«

»Ich werde Ihnen sagen, daß ich Sie liebe.«

»Wenn Sie mir nichts weiter sagen, als dies, Salvato, so wird er Sie und mich beklagen.«

»Wenn dieser Mann so ist, wie Sie sagen, so ist er mehr als ein Mensch.«

»Aber bedenken Sie doch, mein Freund, daß er mir weit mehr Vater ist, als Gatte. Von meinem fünften Jahre an bin ich unter seinen Augen aufgewachsen. An seinem Herzen erwärmt, finden Sie mich mitleidig, unterrichtet und gebildet. Denn alle diese Eigenschaften verdanke ich ihm. Sie sind gut, nicht wahr, Salvato? Sie sind großherzig und edelmüthig. Ich sehe und beurtheile Sie mit den Augen des Weibes, welches liebt. Wohl, er ist größer, großherziger und edelmüthiger als Sie, und Gott gebe, daß er nicht Gelegenheit habe, es Ihnen einmal zu beweisen.«

»Aber Sie machen mich ja förmlich eifersüchtig auf diesen Mann, Luisa.«

»Ja, seien Sie eifersüchtig auf ihn, mein Freund, wenn nämlich ein Liebender auf die Zuneigung einer Tochter zu ihrem Vater eifersüchtig sein kann. Ich liebe Sie, Salvato, ich liebe Sie innig, da ich zu der Stunde, wo Sie mich verlassen wollen, es von selbst sage, und ohne daß Sie mich darum fragen. Wohlan, wenn ich Sie Beide in gleicher Gefahr schweben sähe, und mein Beistand nur einen von Ihnen retten könnte, so würde ich ihn retten, Salvato, und dann zurückkehren, um mit Ihnen zu sterben.«

»Ach, Luisa, wie glücklich ist der Chevalier, so geliebt zu werden«

»Und dennoch würden Sie diese Liebe nicht besitzen wollen, Salvato, denn es ist die, welche man für höherstehende, übernatürliche Wesen hegt. Diese Liebe hat nicht diejenige verhindern können, welche ich Ihnen gewidmet habe. Ich liebe ihn mehr als Sie und ich liebe Sie mehr als ihn – damit ist Alles gesagt.«

Indem Luisa dies sagte, ließ sie, als ob der Kampf dieser beiden Neigungen alle ihre Kräfte erschöpft hätte, sich auf einen Stuhl niedersinken. Ihr Kopf neigte sich rückwärts, sie faltete die Hände, und die Augen gegen Himmel kehrend, mit dem Lächeln der Glückseligen auf den Lippen, murmelte sie unverständliche Worte.

»Was machen Sie?« fragte Salvato.

»Ich bete,« antwortete Luisa.

»Zu wem?«

»Zu meinem Schutzengel. Knien Sie nieder, Salvato, und beten Sie mit mir.«

»Seltsam! seltsam!« murmelte der junge Mann, von einer höheren Kraft besiegt.

Und er kniete nieder.

Nach Verlauf von einigen Augenblicken senkte Luisa das Haupt. Salvato hob das seinige empor, und Beide sahen einander mit tiefer Traurigkeit, aber auch mit erhabener Ruhe des Herzens an.

Die Stunden vergingen.

Die traurigen Stunden verfließen mit derselben Schnelligkeit, ja zuweilen noch schneller als die glücklichen. Die beiden Liebenden versprachen sich nichts für die Zukunft, sie sprachen nur von der Vergangenheit.

Nina ging aus und ein, die achteten nicht auf sie. Sie lebten gewissermaßen in einer unbekanntem Welt, zwischen Himmel und Erde schwebend. Bei jeder Stunde aber, welche die Uhr schlug, zuckten sie zusammen und seufzten.

Um acht Uhr trat Nina abermals ein.

»Michele schickt das hier,« sagte sie.

Und sie legte ein in eine Serviette gebundenes Packet zu den Füßen der beiden Liebenden nieder.

Sie öffneten das Packet. Es war das von Michel gekaufte Bauernkostüm.

Die beiden Frauen verließen das Zimmer.

Binnen wenigen Minuten hatte Salvato die Kleider angelegt, in welchen er fliehen wollte.

Er öffnete die Thür. Luisa stieß einen Ruf des Erstaunens aus. Er war in der Tracht des Gebirgsbewohners wo möglich noch schöner und anmuthiger als in der des Städters.

Die letzte Stunde verging, als ob die Minuten sich in Secunden verwandelt hätten.

Es schlug neun Uhr.

Luisa und Salvato zählten einen nach dem andern der neun dröhnenden Schläge, obschon sie recht wohl wußten, daß es neun Uhr schlug.

Salvato sah Luisa an. Sie erhob sich zuerst. Nina trat ein.

Sie war totenbleich, ihre halbgeöffneten Lippen ließen ihre weißen, spitzigen Zähne sehen, und ihre Stimme schien kaum sich hindurchzwängen zu können.

»Michele wartet,« sagte sie.

»Vorwärts,« sagte Luisa, indem sie Salvato die Hand reichte.

»Sie sind edel und groß, Luisa,« sagte dieser.

Und er erhob sich. Dennoch aber und trotzdem er ein Mann war, taumelte er.

»Stützen Sie sich noch einmal auf mich, mein Freund, sagte Luisa, »ach, leider wird es das letzte Mal sein.«

Als sie in das Zimmer traten, welches auf das Gäßchen ging, hörten sie ein Pferd wiehern.

Michele war auf seinem Posten.

»Oeffne das Fenster, Giovannina,« sagte Luisa.

Die Zofe gehorchte.

Ein wenig unter dem Fenster unterschied man in der Dunkelheit eine Gruppe, die aus einem Mann und einem Pferd bestand. Das Fenster öffnete in gleicher Ebene mit dem Fußboden auf einen kleinen Balcon.

Die beiden jungen Leute näherten sich. Nina, welche das Fenster geöffnet, trat auf die Seite und hielt sich hinter ihnen wie ein Schatten. Beide weinten im Dunkel, aber schweigend, ohne zu schluchzen, um nicht eins das andere zu entmuthigen.

Nina weinte nicht. Ihre Augenlider waren trocken und heiß, ihr Athemzug keuchte in der Brust.

»Luisa,« sagte Salvato mit gebrochener Stimme, »ich habe eine goldene Kette für Nina in Papier gerollt. Geben Sie ihr dieselbe in meinem Namen.«

Luisa bejahte durch eine Bewegung des Kopfes und einen Händedruck, aber ohne zu sprechen.

Dann sagte Salvato zu dem jungen Lazzarone:

»Ich danke, Michele. So lange die Erinnerung an diesen Engel« – und hier schlang er seinen Arm um Luisa's Hals – »in meinem Herzen lebt, das heißt, so lange mein Herz schlägt, wird jeder dieser Schläge in mir die Erinnerung an die Freunde wachrufen, in deren Händen ich sie zurücklasse und welchen ich sie anvertraue.«

Mit einer krampfhaften, vielleicht von ihrem Willen unabhängigen Bewegung ergriff Giovannina die Hand des jungen Mannes und drückte ihre Lippen mit einer Heftigkeit darauf, welche dem jungen Mann fast Schmerz verursachte.

Salvato drehte erstaunt das Gesicht nach ihr herum.

Sie trat zurück.

»Signor Salvato,« sagte Michele, »ich habe Ihnen Rechnung abzulegen.«

»Du wirst sie deiner alten Mutter ablegen, Michele, und ihr sagen, daß sie für Luisa und mich zu Gott und der Madonna beten solle.«

»Ach, mein Gott,« sagte Michele, »jetzt fange ich gar an zu weinen.«

»Auf Wiedersehen, mein Freund,« sagte Luisa; »mögen der Allmächtige und alle Engel des Himmels. Sie geleiten!«

»Auf Wiedersehen?«, murmelte Salvato. »Wissen Sie nicht, daß wir in Todesgefahr kommen können, wenn wir einander wieder sehen?«

Luisa ließ ihn kaum ausreden.

»Still, still,« sagte sie, »stellen wir die unbekanntes Dinge der Zukunft den Händen Gottes anheim. Was aber auch geschehen möge, so sage ich Ihnen nicht für ewig Lebewohl.«

»Wohlan, es sei!« sagte Salvato, indem er über den Balcon stieg und sich in den Sattel setzte, ohne die beiden Arme zu öffnen, die er um Luisa's Hals geschlungen, welche sich mit der Geschmeidigkeit eines Rohres nach ihm hinbeugen ließ. »Wohlan, es sei, Angebetete meines Herzens! Auf Wiedersehen!«

Und die letzte Sylbe des symbolischen Wortes der Hoffnung verlor sich in einem ersten Kusse zwischen ihren Lippen.

Salvato stieß einen Ruf der Freude und gleichzeitig des Schmerzes aus, gab seinem Pferde die Sporen, so daß es fortgaloppierend ihn aus Luisa's Armen riß und mit ihm in der Finsterniß verschwand.

»Ja, ja,« murmelte die Gattin des Chevaliers, »ja, ja, Dich wiedersehen und dann sterben!«

Fünftes Capitel.

Die Schlacht.

Wir haben gesehen, wie Championnet sich aus Rom zurückzog, indem er Thiébaud und seinen fünfhundert Mann feierlich das Versprechen gab, die vor Ablauf von zwanzig Tagen zu erlösen.

Binnen achtundvierzig Stunden, nach zwei forcierten Märschen, befand er sich in Cività Castellana.

Seine erste Sorge war, die Stadt und ihre Umgebungen zu untersuchen.

Cività Castellana, welches man lange mit Unrecht für das alte Vejes gehalten, beschäftigte Championnet zunächst als Archäologen. Indem er aber die Entfernung berechnete, welche Cività Castellana von Rom trennt, eine Entfernung, welche über dreißig Miglien beträgt, begriff er, daß von Seiten jener großen Irrenden, welche man die Gelehrten nennt, ein Irrthum begangen worden, und daß die Ruinen, welche man in einiger Entfernung von der Stadt fand, die von Faleries sein mußten.

Neuere Forschungen haben bewiesen, daß Championnet Recht hatte.

Das Nächste, was er that, war, die von Alexander dem Sechsten erbaute Citadelle, welche jetzt nur noch als Gefängniß diente, in Stand setzen zu lassen und den verschiedenen Corps seiner kleinen Armee ihre Positionen anzuweisen.

Macdonald, welchen er alle Ehren der Schlacht, welche stattfinden sollte, vorbehielt, schickte er mit siebentausend Mann nach Borghetto, indem er ihm befahl, das Postamt und einige dasselbe umgebende kleine Häuser so gut als möglich zur Vertheidigung zu benützen, und sich dabei auf Cività Castellana zu stützen, welches die äußerste Rechte der französischen Armee bildete, oder vielmehr an dessen Fuße die französische Armee gruppiert war.

Den General Lemoine schickte er mit fünfhundert Mann in die zu einer Linken liegenden Engpässe von Terni, indem er zu ihm wie Leonidas zu den Spartanern sagte:

»Laffen Sie sich tödten.«

Casabianca und Rusca erhielten denselben Befehl für die Engpässe von Ascoli, welche die äußerste Rechte bildeten.

So lange Lemoine, Casabianca und Rusca sich hielten, fürchtete Championnet nicht umgangen zu werden, und so lange er nur von vorne angegriffen ward, hoffte er sich vertheidigen zu können.

Endlich schickte er Couriere an den General Pignatelli, welcher im Begriffe stand, zwischen Cività Ducale und Marano seine römische Legion wieder zu formieren, und ließ ihm den Befehl überbringen, sich, so bald seine Mannschaften bereit wären, in Marsch zu setzen, und zu dem Corps des polnischen Generals Kniasewitsch, welcher das zweite und dritte Bataillon der dreißigsten Halbbrigade, zwei Schwadronen vom sechzehnten Dragonerregiment, eine Compagnie vom neunzehnten reitenden Jägerregiment und drei Stück Geschütz unter einem Befehl hatte, zu stoßen, und in welcher Richtung er auch Kanonendonner vernehmen möchte, gerade darauf los zu marschieren.

Ueberdies ward der Brigadechef Lahure mit der fünfzehnten Halbbrigade beauftragt, in Regnano noch vor Cività Castellana Poto zu fassen, und der General Maurice Mathieu, gegen Vignanello zu rücken, um den Neapolitanern die Position vom Orte abzuschneiden, und sie am Uebergange über die Tiber zu hindern.

Gleichzeitig entsendete er Couriere auf der Straße von Spoleto und Foligno, um die Ankunft der von Joubert versprochenen dreitausend Mann Verstärkung zu beschleunigen.

Nachdem er diese Dispositionen getroffen, erwartete er festen Fußes den Feind, dessen Bewegungen er alle von der Höhe seiner Position bei Cività Castellana verfolgen konnte, wo er sich mit seiner Reserve von etwa tausend Mann befand, um sich mit diesen da in den Kampf zu stürzen, wo es nöthig sein würde.

Zum Glück verlor Mack, anstatt mit seiner zahlreichen und prächtigen neapolitanischen Cavallerie Championnet unablässig zu verfolgen, drei Tage in Rom und dann noch drei bis vier Tage damit, daß er seine ganze Streitmacht, das heißt vierzigtausend Mann, sammelte, um gegen Cività Castellana zu marschieren.

Endlich theilte er seine Armee in fünf Colonnen und setzte sich in Marsch.

Wäre Mack ein guter Strategie gewesen, so hätte er folgendermaßen verfahren müssen:

Er hätte das Corps des Generals Naselli, welches Nelson nach Livorno escortiert, über Perugia herbeirufen, die Hauptmacht seiner Armee auf das linke Tiberufer führen, und in Terni sich lagern und endlich mit seiner sechsfachen Streitmacht die kleine Schaar Macdonald's angreifen müssen, welcher zwischen den siebentausend Mann Nasellis und den dreißig- bis fünfunddreißigtausend Mann, welche Mack in der Hand behalten, eingekeilt, diesem doppelten Angriff keinen Widerstand zu leisten vermocht hätte.

Dagegen aber zersplitterte er seine Streitmacht dadurch, daß er in fünf Colonnen vorrückte und die Straße von Perugia freiließ.

Allerdings waren die umwohnenden Bevölkerungen, das heißt die von Rieti, Otricoli und Viterbo, durch die Proclamationen des Königs Ferdinand aufgereizt worden und zeigten sich überall bereit, die Bewegungen des Generals Mack zu unterstützen.

Dieser rückte vor, indem er eine durch ihre übergroße Barbarei lächerliche Proclamation vorausschickte.

Championnet hatte bei seinem Rückzuge aus Rom in den Hospitälern dreihundert Kranke zurückgelassen, welche er der Ehre und Menschlichkeit des feindlichen Generals empfohlen hatte.

Durch eine Depesche des Königs Ferdinand aber von dem Ausfall, welchen die Besatzung der Engelsburg gemacht, und von der Art und Weise unterrichtet, auf welche die beiden zum Tode verurtheilten Consule noch am Fuße des Schaffots gerettet und entführt wurden, erließ Mack ein Manifest, in welchem er Championnet erklärte, daß, wenn er seine Stelle bei Cività Castellana nicht aufgebe und wenn er wagte, sich hier zu vertheidigen, die in den römischen Hospitälern zurückgebliebenen dreihundert Kranken Kopf für Kopf für die Soldaten, die er, Mack, im Kampfe verlöre, bürgen und der gerechten *Entrüstung* des römischen Volkes preisgegeben werden würden, was so viel hieß, als daß sie zu gewärtigen hätten, vom Pöbel in Stücke gerissen zu werden.

Am Vorabende des Tages, wo man die Spitzen der neapolitanischen Colonnen in der Ferne erblickte, wurden diese Manifeste von Landleuten den französischen Vorposten überbracht und

geriethen auf diese Weise in Macdonald's Hände.

Dieser war im höchsten Grade darüber empört, ergriff die Feder und schrieb an den General Mack:

»Herr General, ich habe das Manifest empfangen. Nehmen Sie sich in Acht! Die Republikaner sind keine Meuchelmörder, aber ich erkläre Ihnen meinerseits, daß der gewaltsame Tod eines einzigen Kranken in den römischen Hospitälern das Todesurtheil der ganzen neapolitanischen Armee sein und ich meinen Soldaten Befehl geben werde, keine Gefangenen zu machen.

»Binnen einer Stunde ist Ihr Brief in der ganzen Armee bekannt, wo Ihre Drohungen eine Entrüstung und einen Abscheu hervorrufen werden, die nur durch die Verachtung übertroffen werden können, welche der Mann einflößen wird, der dieselben ausgesprochen.

»Macdonald.«

Und in der That ertheilte Macdonald sofort ein Dutzend Abschriften dieses Manifestes und ließ dieselben von den Corpscommandanten ihren Mannschaften vorlesen, während er selbst zu Pferde stieg und nach Cività Castellana galoppierte, um die Proclamation dem General Championnet mitzutheilen und ihn um weitere Befehle zu bitten.

Er traf den General auf der prachtvollen doppelten Bogenbrücke, welche über den Rio Maggiore führt und im Jahre 1712 von dem Cardinal Imperiali erbaut worden.

Er hatte das Fernrohr in der Hand, besichtigte die Zugänge zur Stadt und ließ durch seinen Secretär allerhand Notizen auf eine Landkarte machen.

Als er Macdonald bleich und aufgeregte herangaloppiert kommen sah, rief er ihm von weitem entgegen:

»Ich glaubte, General, Sie brächten mir Nachrichten vom Feind. Jetzt aber sehe ich, daß ich mich irre, denn in diesem Falle würden Sie ruhig und nicht aufgeregte sein.«

»Und dennoch bringe ich dergleichen, General,« sagte Macdonald, indem er vom Pferde sprang. »Hier sind sie.«

Und er überreichte ihm das Manifest.

Championnet las es ohne das mindeste Zeichen von Zorn und zuckte blos die Achseln.

»Kennen Sie den Mann, mit dem wir zu thun haben, nicht?«, sagte er. »Was haben Sie hierauf geantwortet?«

»Ich habe zunächst befohlen, daß das Manifest der ganzen Armee vorgelesen werde.«

»Sie haben wohl daran gethan. Es ist gut, daß der Soldat seinen Feind kenne und es ist noch besser, daß er ihn verachte. Dies ist aber noch nicht Alles. Sie haben wohl dem General Mack auch geantwortet?«

»Ja, ich habe ihm geantwortet, daß jeder neapolitanische Gefangene seinerseits Kopf für Kopf für die kranken Franzosen in Rom bürgen würde.«

»In dieser Beziehung haben Sie unrecht gethan.«

»Unrecht?«

Championnet betrachtete Macdonald mit unaussprechlich sanfter Miene, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

»Freund, nicht durch blutige Repressalien müssen die Republikaner ihren Feinden antworten. Die Könige sind nur zu geneigt, uns zu verleumden; geben Sie ihnen nicht einmal Gelegenheit, uns etwas Schlimmes nachzusagen. Reiten Sie wieder zurück zu Ihren Leuten und lesen Sie

ihnen den Tagesbefehl vor, welchen ich Ihnen geben werde.«

Mit diesen Worten wendete er sich zu seinem Secretär und dictierte ihm den folgenden Tagesbefehl, welchen der Secretär mit Bleistift niederschrieb:

»Tagesbefehl des Generals Championnet vor der Schlacht bei Cività Castellana. So,« unterbrach sich Championnet, »wird die Schlacht heißen, welche Sie morgen gewinnen werden, Macdonald.«

Und er fuhr fort:

»Jeder gefangene neapolitanische Soldat wird mit der Humanität und Freundlichkeit behandelt werden, welche die Republikaner gegen die Besiegten zu beobachten pflegen.

»Jeder Soldat, der sich gegen einen entwaffneten Gefangenen eine Mißhandlung erlauben sollte, wird ernstlich bestraft werden.

»Die Generale sind für die Ausführung dieser beiden Befehle verantwortlich.«

Championnet ergriff den Bleistift, um zu unterzeichnen, als ein mit Schmutz bedeckter, an der Stirn verwundeter Chaffeur zu Pferde am äußersten Ende der Brücke erschien und gerade auf Championnet zugeritten kam.

»Mein General,« sagte er, »die Neapolitaner haben in Baccano einen Vorposten von fünfzig Mann überfallen und dieselben in dem Wachthause sammt und sonders niedergemetzelt. Damit keiner der Verwundeten entschlüpfen oder mit dem Leben davonkommen möchte, haben sie dann das Haus in Brand gesteckt und es ist unter den Hohnreden der Königlichen und dem Freudengeschrei der Bevölkerung über den Unseren zusammengestürzt.«

»Nun, General,« sagte Macdonald triumphierend, »was sagen Sie zu der Handlungsweise unserer Feinde?«

»Weiter nichts, als daß die unsrige dadurch in um so helleres Licht gestellt wird,« entgegnete Championnet und unterzeichnete einen Tagesbefehl.

Macdonald schien diese Mäßigung zu mißbilligen und Championnet fuhr daher fort:

»Glauben Sie mir, dies ist die richtige Art und Weise, auf welche die Civilisation der Barbarei antworten muß. Gehen Sie, Macdonald. Ich bitte Sie als Freund, diesen Tagesbefehl sofort publiciren zu lassen, und wenn es sein muß, so befehle ich es Ihnen als Ihr General.«

Macdonald stand einen Augenblick stumm und gleichsam zögernd da, plötzlich aber fiel er Championnet um den Hals und rief:

»Gott wird morgen mit Ihnen sein, mein theurer General, denn Sie sind gleichzeitig die Gerechtigkeit, der Muth und die Güte.«

Dann schwang er sich wieder in den Sattel, kehrte zu seinen Leuten zurück, ließ sie in Reih und Glied treten, ritt an ihrer Front hinab und las ihnen den Tagesbefehl vor, welcher mit enthusiastischem Beifall aufgenommen ward.

Es waren dies die letzten schönen Tage der Republik. Unsere Soldaten hegten damals noch einige jener großen vom Jahre 1789 geborenen Ideen, welche später in Bewunderung und Hingebung für einen einzigen Mann übergehen sollten. Unsere Krieger blieben dann noch eben so groß, aber sie waren weniger gut.

Championnet schickte sofort Couriere an Lemoine und an Casabianca, um ihnen zu melden, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach den nächstfolgenden Tag angegriffen werden würden, und um ihnen zu befehlen, ihm, falls sie zurückgedrängt würden, sofort Couriere zuzusenden, damit er seine Maßregeln treffen könnte.

Lahure seinerseits ward von dem, was in Baccano geschehen, durch denselben Chaffeur unterrichtet, welcher dem Gemetzel entronnen war und der, noch von dem gestrigem Kampf blutend, bei dem morgenden in die vordersten Reihen gestellt zu werden verlangte, um seine Cameraden und sich selbst zu rächen.

Gegen drei Uhr Nachmittags entfernte Championnet sich von Cività Castellana, visitierte zunächst die Vorposten des Brigadechefs Lahure und dann das Armeecorps Macdonald's.

Er mischte sich unter die Soldaten und erinnerte sie daran, daß sie die Männer von Arcole und Rivoli seien, daß sie gewohnt seien, drei gegen einen zu kämpfen, und daß ein Kampf gegen vier folglich etwas Neues wäre, wovor sie nicht zu erschrecken brauchten.

Dann besprach er seinen Tagesbefehl und den des Generals Mack.

Er sagte ihnen, daß der republikanische Soldat, der Verbreiter der revolutionären Ideen, ein bewaffneter Apostel sei, während die Soldaten des Despotismus weiter nichts als Miethlinge ohne Ueberzeugung seien. Er fragte sie, ob sie ihr Vaterland liebten, ob sie die Freiheit als das Ziel der Bestrebungen einer wirklich intelligenten Nation betrachteten, und ob sie mit dieser doppelten Ueberzeugung, welche den dreihundert Spartanern beinahe den Sieg über das unermessliche Heer eines Kerxes verschafft, glaubten, daß zehntausend Franzosen durch vierzigtausend Neapolitaner besiegt werden könnten.

Bei dieser väterlichen Anrede, die von Allen verstanden ward, weil Championnet weder hochtrabende Worte noch bildliche Ausdrücke anwendete, lächelten Alle und begnügten sich zu fragen, ob es nicht an Munition fehlen würde.

Auf Championnet's Versicherung, daß so etwas nicht zu fürchten stehe, antworteten sie:

»Nun, dann wird Alles gut gehen.«

Diesen Abend ließ Championnet unter jede Compagnie ein Faß Wein von Montefiascone, das heißt ziemlich eine halbe Flasche der Mann, vortreffliches, unter seinen Augen in Cività Castellana frisch gebackenes Brot und eine Ration Fleisch von einem halben Pfund vertheilen. Es war dies ein sybaritisches Mahl für diese Leute, welche seit drei Monaten Mangel an Allem gelitten und deren Löhnung seit sechs Monaten im Rückstand war.

Dann ließ er nicht blos den Anführern, sondern auch den Soldaten die größte Wachsamkeit empfehlen.

Am Abend wurden in den französischen Bivouacs große Feuer angezündet und die Regimentsmusiken spielten die Marseillaise und »Partant pour la Syrie.«

Die natürlich feindselig gesinnten Bevölkerungen betrachteten mit Erstaunen von ihren in Gebirgsschluchten versteckt liegenden Dörfern aus diese Menschen, welche den nächstfolgenden Tag kämpfen und wahrscheinlich sterben sollten, und die sich durch Gesänge und Feste auf Kampf und Tod vorbereiteten. Selbst für die, welche nicht begriffen, war das Schauspiel ein großartiges.

Die Nacht verging ohne Alarm, als aber die Sonne aufging, beleuchtete sie die ganze Armee des Generals Mack, die in drei Colonnen anrückte.

Eine vierte, welche, ohne gesehen zu werden, gegen Terni anrückte, verrieth sich durch den Staub, den sie am Horizont aufwirbelte.

Eine fünfte endlich, welche schon am Abende vorher von Baccano nach Ascoli abgerückt, war unsichtbar.

Die unter dem unmittelbaren Commando Macks gebliebenen drei Colonnen zählten nahe an

dreißigtausend Mann.

Sechstausend sollten unsere Vorposten auf der äußersten Linken angreifen, viertausend das Dorf Vignanello, welches das ganze Schlachtfeld beherrschte, besetzen, und die Hauptmasse, die, welche aus zwanzigtausend Mann bestand und von Mack persönlich commandiert ward, Macdonald und seine siebentausend Mann angreifen.

Championnet hatte seine Reserve auf den Anhöhen des Berges aufgestellt, auf dessen höchstem Punkte er selbst mit dem Fernrohre in der Hand hielt. Seine Ordonnanzofficiere umgaben ihn, bereit, seine Befehle überall hin zu tragen, wo es nöthig wäre.

Der Brigadechef Lahure war der, dessen Mannschaften zuerst ins Feuer kamen.

Er hatte seine Streitmacht vor dem Dorfe Regnano aufgestellt, dessen erste Häuser er mit Schießscharten hatte versehen lassen.

Die Soldaten, welche Lahure angriffen, waren dieselben, welche am Abende vorher in Baccano die Gefangenen niedergemetzelt hatten. Mack hatte sie Blut lecken lassen, wie man mit Tigern zu thun pflegt, nicht um sie muthiger, sondern grimmiger zu machen.

Der Angriff erfolgte in kräftiger Weise, es lebten aber in der französischen Armee in Bezug auf den Muth der neapolitanischen Truppen Traditionen, welche sie zu keinem sonderlich furchtbaren Schreckbild für unsere Soldaten machten. Lahure warf daher mit seiner fünfzehnten Brigade, das heißt mit etwa tausend Mann, jenen ersten Angriff zurück, zum großen Erstaunen der Neapolitaner, welche hartnäckig zum Angriff zurückkehrten, aber zum zweiten Male zurückgeschlagen wurden.

Als der Chevalier Micheroux, welcher die feindliche Colonne commandierte, dies sah, ließ er Artillerie vorrücken und schmetterte die ersten Häuser nieder, in welche sich unsere Tirailleurs in den Hinterhalt gelegt. Die Häuser stürzten sehr bald ein und ihre Vertheidiger waren nun schutzlos.

Es trat eine augenblickliche Verwirrung ein, welche der neapolitanische General benutzte, um eine Angriffscolonne von dreitausend Mann vorrücken zu lassen, welche sich auf das Dorf stürzte und es nahm.

Lahure andererseits hatte aber eine kleine Truppe hinter einer Anhöhe wieder formiert, so daß in dem Augenblicke, wo die Neapolitaner aus dem Dorfe herausrückten, sie von einem so heftigen Feuer begrüßt wurden, daß die Reihe des Zurückweichens wieder an sie kam.

Micheroux ließ nun die Franzosen durch drei Colonnen angreifen, eine von dreitausend Mann, welche durch die Hauptstraße des Dorfes weiter vorrückte, und zwei von fünfzehnhundert Mann, welche es umgingen.

Lahure erwartete muthig den Feind hinter der natürlichen Verschanzung, wo er Posto gefaßt, und erlaubte seinen Soldaten nicht eher zu feuern, als bis der Feind dicht heran wäre.

Die Soldaten gehorchten pünktlich, die neapolitanischen Massen waren aber so tief, daß sie immer noch fortfuhren vorzurücken, weil die hinteren Glieder die vorderen drängten.

Lahure sah, daß er forciert werden würde. Deshalb befahl er seinen Leuten ein Carré zu formieren und sich Schritt um Schritt auf Cività Castellana zurückzuziehen.

Das Manöver ward ausgeführt wie auf dem Paradedeplatze. Drei Bataillone formierten sich augenblicklich unter dem Feuer der Neapolitaner und hielten, ohne sich zu lösen, mehrere glänzende Cavallerieangriffe aus.

Championnet verfolgte die glänzende Vertheidigung von der Höhe seines Felsens aus. Er sah

Lahure sich bis an die Brücke von Cività Castellana zurückziehen, gleichzeitig aber bemerkte er, daß diese Verfolgung die Reihen der Neapolitaner in Unordnung gebracht hatte. Er endete sofort einen Ordonnanzofficier an den wackern Führer der fünfzehnten Halbbrigade, um ihm zu sagen, daß er wieder die Offensive ergreifen solle, während er ihm zugleich, um diese Bewegung zu unterstützen, fünfhundert Mann Verstärkung schickte.

Lahure verbreitete diese Nachricht sofort in den Reihen der Soldaten, welche sie mit dem Rufe: »Es lebe die Republik!« aufnahmen und die, als sie diese versprochene Verstärkung im Sturmschritte mit gefälltem Bajonnet anrücken sahen und die Trommeln wirbeln hörten, sich mit solchem Ungestüm auf die Neapolitaner stürzten, daß diese, welche auf diesen Angriff nicht gefaßt waren, weil sie schon Sieger zu sein glaubten, anfangs erstaunt stehen blieben, dann, nachdem sie einen Augenblick gezögert, Kehrt machten und die Flucht ergriffen.

Lahure verfolgte sie, machte fünfhundert Mann Gefangene, tödtete sieben- bis achthundert Mann, nahm zwei Fahnen, die vier Geschütze, womit sie die mit Schießscharten versehenen Häuser zertrümmert hatten, und zog als Sieger wieder in Regnano ein, wo er wieder dieselbe Position nahm, die er vor der Schlacht inne gehabt.

Während dieser Zeit befahl der Anführer der dritten Colonne, welche den rechten Flügel des Hauptangriffes bildete, und der sich Vignanellos bemächtigt hatte, als er den General Maurice Mathieu mit einer Colonne, die um zwei Drittel weniger stark war als die seine, anrücken sah, seinen Leuten, vor das Dorf zu rücken, eine Batterie von vier Geschützen aufzupflanzen und die Franzosen anzugreifen.

Dieser Befehl ward ausgeführt. Der General Maurice Mathieu gab aber seinen Soldaten einen solchen Impuls, daß sie, obschon durch den forcierten Marsch, den sie den ganzen Tag vorher gemacht, noch ermüdet, den Feind gleich anfangs zurücktrieben und ihn dann so nachdrücklich angriffen, daß er sich genöthigt sah, nach Vignanello zu fliehen und zwar so schnell und in solcher Verwirrung, daß die Artilleristen nicht einmal Zeit hatten ihre Geschütze wieder zu bespannen.

Sie gaben blos eine einzige Salve und ließen die Geschütze mit ihren Munitionskarren in den Händen von etwa fünfzig Dragonern, welche die ganze Cavallerie des Generals Maurice Mathieu ausmachten.

Dieser befahl die vier Geschütze auf das Dorf zu richten, dessen Bewohner für die Neapolitaner Partei ergriffen und auf die Franzosen gefeuert hatten.

Zugleich ließ er ihnen ankündigen, daß er das ganze Dorf in einem Schutthaufen verwandeln und Bauern und Neapolitaner über die Klinge springen lassen würde, wenn die letzteren es nicht augenblicklich räumten.

Erschreckt durch diese Drohung, räumten die Neapolitaner das Dorf und machten, dicht verfolgt, erst in Borghetto Halt.

Sie verloren fünfhundert Mann Todte, fünfhundert Gefangene, eine Fahne und die vier Kanonen, welche in unsern Händen blieben.

Der Angriff des Centrums war ernster. Mack commandierte hier in eigener Person und hatte dreißigtausend Mann zur Verfügung.

Macdonald's zwischen Otricolo und Cantalupo stehende Avantgarde ward von dem General Duhesme commandiert, welcher kürzlich erst von der Rheinarmee zu der römischen versetzt worden.

Man kennt die Rivalität, welche zwischen der Rheinarmee und der italienischen bestand, die stolz darauf war, unter den Augen Buonapartes selbst gekämpft und glänzendere Siege als ihre Nebenbuhlerin errungen zu haben.

Duhesme wollte den Soldaten von Tessin und Mincio gleich bei der ersten Gelegenheit zeigen, daß er würdig sei sie zu commandieren.

Anstatt den Angriff abzuwarten, befahl er daher zwei Bataillonen vom fünfzehnten leichten und vom elften Linienregiment, die gegen die anrückende Colonne sofort anzugreifen.

Zugleich ließ er durch zwei kleine leichte Geschütze den Feind in die rechte Flanke fassen, stellte sich selbst an die Spitze dreier Schwadronen vom neunzehnten Chaffeurregiment und griff den Feind in dem Augenblicke an, wo dieser ihn anzugreifen glaubte.

So ganz unversehens gefaßt, ward die neapolitanische Avantgarde kräftig auf das Hauptcorps zurückgeworfen.

Als Macdonald diese kleine Schaar verloren und von den Fluten der Neapolitaner fast verschlungen sah, befahl er, die Avantgarde mit zweitausend Mann zu unterstützen.

Diese zweitausend Mann rückten im Sturmschritte vor und brachten die erste Colonne so in Unordnung, daß sie sich auf die zweite, zehn- bis zwölftausend Mann starke, warf.

Bei dieser rückgängigen Bewegung hatte die neapolitanische Colonne zwei Kanonen, welche man eben erst aufgepflanzt, sechs Munitionskarren, zwei Fahnen und sechshundert Gefangene zurückgelassen. Fünf- bis sechshundert todte oder verwundete Neapolitaner lagen in dem leeren Raume, welcher sich von dem Punkte, von wo die französische Avantgarde abgerückt war, bis zu dem erstreckte, zu welchem sie vorgedrungen.

Dieser Raum blieb jedoch nicht lange leer, denn Duhesme und seine Leute, welche sich gezwungen sahen, sich vor der zweiten Colonne zurück zu ziehen und auf ihren Flanken durch die Trümmer der Avantgarde, die sich wieder gesammelt und durch als Tirailleurs mitkämpfende Bauern beunruhigt wurden, wichen allerdings bloß Schritt um Schritt zurück, wichen aber doch.

Macdonald schickte einen Adjutanten an Duhesme, um ihm zu sagen, daß er wieder in seine erste Position zurückkehren, Halt machen, Bataillons carrés formieren und den Feind mit dem Bajonnet empfangen sollte.

Gleichzeitig befahl er einer Batterie von vier Geschützen, die auf einem kleinen Hügel stand, von wo aus sie die Neapolitaner von der Seite fassen konnte, ihr Feuer zu beginnen, während er selbst mit dem übrigen Theil seiner Truppen, das heißt mit ziemlich fünftausend Mann, in zwei Angriffscolumnen geheilt, als einfacher Oberst ebenfalls um Angriffe schritt.

Championnet, der das unermessliche Schachbrett beherrschte, vergaß seine eigene Verantwortlichkeit, um Macdonald zu folgen, den er wie einen Bruder liebte. Er sah ihn mit einem Gefühle, welches er nicht bemeistern konnte, als General und Soldat zugleich mit jener Ruhe commandieren und kämpfen, welche das unterscheidende Kennzeichen von Macdonald's Muth war, einem Muth, welcher zehn Jahre später bei Wagram den Kaiser, der sich doch auf Muth verstand, in Erstaunen setzte.

Gern wäre er hinter ihm gewesen, um ihm zuzurufen, daß er Halt machen und das Leben seiner Leute und das einige mehr schonen solle. Aber wider Willen war er genöthigt, zu bewundern und dieser Unersehbarkeit Beifall zuzuklatschen.

Dennoch fragte sich Championnet, ob er ihm nicht einen Ordonnanzofficier zuschicken solle, um ihn aufzufordern, zum Rückzuge blasen zu lassen, und Lahure einerseits und Maurice

Mathieu andererseits den Neapolitanern in die Flanke zu schicken, als er sah, daß Macdonald diesen Rückzug von selbst ausführte.

Gleichzeitig formierte, um denselben zu erleichtern, Duhesme sich wieder in Colonnen und führte mit der Spitze derselben einen so kräftigen Stoß gegen das Centrum, daß dieses zurückweichen mußte.

Macdonald, der dadurch frei ward, formierte sich seinerseits in Bataillons carrés und schien es sich zum Spiel zu machen, die Angriffe der neapolitanischen Cavallerie bis auf fünfzig Schritte abzuwarten und auf den beiden Seiten, von welchen er angegriffen ward, immer höhere Leichenhaufen von Menschen und Pferden aufzuthürmen.

Duhesme, welcher nichts weiter wollte, als seinen Chef frei machen, hatte sich wieder in Carré formiert und das Schlachtfeld bot den Anblick von dreißigtausend Mann, welche sechs lebendige Redouten belagerten, die jede aus zwölfhundert Mann bestanden und Ströme von Feuer spieen.

Als Mack sah, daß er es mit einem Feind zu thun hatte, der sich auf diesem Weg nicht werfen ließ, beschloß er seine zahlreiche Artillerie in Anwendung zu bringen.

Er ließ deshalb auf zwei das Schlachtfeld beherrschenden Punkten zwei Batterien, jede von zwanzig Kanonen, aufpflanzen, deren Kreuzfeuer die Carrés von der Seite faßte, während zehn andere Geschütze speciell das Duhesmes, welches das Centrum bildete, von vorne faßten, um, wenn es gelänge, eine Bresche darin zu öffnen, dann eine furchtbare Colonne hinein zu schleudern, welche er bereit hielt, um das Centrum der republikanischen Armee zu sprengen.

Championnet sah mit Unruhe den Kampf eine Gestalt annehmen, wobei Muth und Genie nichts mehr auszurichten vermochten. Er warf einen forschenden Blick auf die tiefen Massen Macks, die am Horizont wogten, als er die Augen links wendend plötzlich gegen Rieti zu Waffen durch eine sich rasch nähernde Staubwolke hindurch blitzen sah.

Er glaubte, es sei dies eine neue Verstärkung, welche Mack erhielt, vielleicht die von ihm am Tage vorher nach Ascoli geschickten Truppen, welche auf den Kanonendonner wieder heranrückten.

Er drehte sich herum, um einen seiner Ordonnanzofficiere, Namens Villeneuve, der sich durch sein besonders scharfes Auge auszeichnete, zu befragen, und gewahrte gerade auf der entgegengesetzten Seite, das heißt auf der Straße von Viterbo, ein zweites Corps, welches ihm noch beträchtlicher zu sein schien als das erste und mit gleicher Schnelligkeit gegen das Schlachtfeld vorrückte.

Es war, als ob diese beiden Corps, mochten sie nun angehören, wem sie wollten, verabredet hätten, jedes von seiner Seite zur selben Stunde, beinahe zur selben Minute einzutreffen, um an einem und demselben Kampfe Theil zu nehmen.

War es vielleicht das Corps des Generals Naselli, der von Florenz herbeikam, und war Mack ein geschickterer Feldherr, als man geglaubt? Plötzlich stieß der Adjutant Villeneuve einen Freudenruf aus, streckte die Hände nach der Staubwolke, welche auf der Straße von Viterbo zwischen Ronciglione und Monterosse von dieser zahlreichen Truppenmasse aufgewirbelt ward, aus und rief:

»Mein General, die dreifarbigte Fahne!«

»Ha!« rief Championnet, »es sind die Unsrigen Joubert hält Wort.«

Dann richtete er seine Blicke wieder auf die andere Truppenmasse, die von Rieti herkam.

»Morbleu!«, sagte er, »das wäre beinahe zu viel Glück.«

Die Augen Aller, welche den General umringten, richteten sich auf den Punkt, den er mit dem Finger bezeichnete und Aller Mund entrang sich ein einziger Ruf:

»Die dreifarbigte Fahne! die dreifarbigte Fahne!«

»Es ist Pignatelli und die römische Legion; es ist Kniasewitsch mit seinen Polen, einen Dragonern und Chasseurs; es ist mit einem Worte der Sieg.«

Dann mit stolzer Geberde die Hand gegen Rom ausstreckend, rief der republikanische General: Nun, König Ferdinand, kannst Du, wie Richard der Dritte, deine Krone für ein Pferd anbieten.«



Sechstes Capitel.

Der Sieg.

Championnet wendete sich zu seinem Adjutanten Villeneuve und fragte:

»Sehen Sie Macdonald von hier?«

»Ich sehe ihn nicht blos, General,« antwortete der Adjutant, »sondern ich bewundere ihn auch.«

»Und Sie thun wohl daran. Es ist dies eine schöne Studie für Euch junge Leute. So muß man im Feuer stehen.«

»Sie kennen das, General,« sagte Villeneuve.

»Wohlan, reiten Sie hinüber zu ihm, sagen Sie ihm, er solle noch eine halbe Stunde so aushalten und der Tag sei dann unser.«

»Weiter soll ich nichts zur Erklärung hinzufügen?«

»Nein, ausgenommen, daß er, wenn er unter den Neapolitanern eine gewisse Unruhe bemerkt, deren Ursache er sich nicht erklären kann, sich wieder in Angriffscolonne formieren, Sturmschritt schlagen lassen und vorrücken soll. Zwei dieser Herren werden Ihnen folgen, fuhr Championnet fort, indem er auf zwei junge Officiere zeigte, die seine Befehle ungeduldig erwarteten, »um Sie, im Falle Ihnen ein Unglück zustoßen sollte, zu ersetzen. Wie ich hoffe, entgegengesetzten Falls, mein lieber Villeneuve, geht einer von den beiden Herren zu Duhesme und der andere reitet nach den Carrés links. Dort sagen Beide dasselbe und setzen blos hinzu: »Der General verantwortet Alles.«

Die drei Officiere sprengten, stolz darauf, von Championnet gewählt worden zu sein, im Galoppe davon, um sich ihres Auftrages zu entledigen.

Championnet folgte ihnen mit den Augen. Er sah die braven jungen Männer sich in die glühende Hölle hineinwagen und sich jeden auf den ihm angewiesenen Posten begeben.

»Wackere Jugend,« murmelte er, »mit solchen Männern müßte man sehr ungeschickt sein, wenn man sich schlagen ließe.«

Mittlerweile rückten die beiden republikanischen Corps rasch vor. Die Cavallerie kam voran, die Infanterie marschierte im Sturmschritte, ohne daß irgend etwas ihre Annäherung den Neapolitanern verrieth, welche von ihnen augenscheinlich überrumpelt werden mußten.

Plötzlich bliesen auf den beiden Flanken der königlichen Armee die republikanischen Trompeten zum Angriffe und gleich zwei Lawinen, die Alles, was ihnen im Wege steht, niederwerfen, stürzten sich die beiden Cavalleriecorps auf die compacte Masse, in welche sie der Infanterie den Weg bahnten, während um sie herum drei leichte Feldkanonen manövrierten wie fliegender Donner.

Was Championnet vorausgesehen, geschah.

Die Neapolitaner, welche nicht wußten, woher diese neuen Gegner, die vom Himmel gefallen zu sein schienen, kamen, begannen in Unordnung zu gerathen.

Macdonald und Duhesme erkannten an dem Hin- und Herschwanken des Feindes und an dem

Schwächer werden seines Feuers, daß in der Armee des Generals Mack etwas Außerordentliches und Unvorhergesehenes vorging; daß dies wahrscheinlich das war, was Championnet angedeutet, und daß der Augenblick gekommen sei, die von ihm gesendeten Instructionen in Ausführung zu bringen.

Macdonald brach dem zu Folge seine Carrés, Duhesme that dasselbe, die andern Chefs ahmten diese Bewegung nach, die Carrés verlängerten sich zu Colonnen und schlossen sich aneinander an wie die Rümpfe dreier unermeßlicher Schlangen. Der furchtbare Sturmmarsch erdröhnte, die drohenden Bajonnette senkten sich, der Ruf: »Es lebe die Republik!« erscholl und die Neapolitaner wichen vor dem unwiderstehlichen Anprall der furia francese zurück.

»Wohlan, Freunde,« rief Championnet den fünf- bis sechshundert Mann zu, welche er als Reserve zurückbehalten, »man soll nicht sagen, unsere Brüder hätten vor unseren Augen gesiegt, ohne daß wir an dem Siege theilgenommen hätten. Vorwärts!«

Und seine Leute in das furchtbare Kampfgewühl hineinführend, machte auch er seine Bresche in die lebende Mauer.

Mitten in diesem unermeßlichen Wirrwarr hätte sich leicht ein großes Unglück ereignen können. Nachdem die neapolitanische Streitmacht gesprengt war, wie der Keil die Eiche sprengt, stieß das Corps Kellermanns und das, welches von Rieti kam, das heißt Kellermanns Dragoner und Kniasewitschs Polen, auf einander und hielten sich für zwei feindliche Corps.

Die Dragoner hoben schon die Säbel und die Polen senkten die Lanzen, als plötzlich zwei junge Männer mit dem Rufe: »Es lebe die Republik!« in den freien Raum stürzten und sich einander in die Arme warfen.

Diese beiden jungen Männer waren, von Kellermanns Seite, Hector Caraffa, der, wie man sich erinnert, zu Joubert gesendet worden, um diese Verstärkung zu verlangen, und von Kniasewitsch und Pignatellis Seite Salvato Palmieri, welcher eben von Neapel angelangt, um sich wieder seinem Generale zur Verfügung zu stellen, mitten unter die Polen und die römische Legion hineingerathen war.

Beide hatten, der langen Ruhe überdrüssig, von ihrem Muthe und ihrem Hasse geleitet, sich an die Spitze der Colonne gestellt und begegneten nun gleich Schnittern, welche jeder von einem andern Ende des Feldes begonnen haben, einander im Centrum der neapolitanischen Armee.

Sie erkannten einander eben noch zeitig genug, damit nicht Franzosen und Polen auf einander einhieben.

Wenn man sich nach dem, was wir bis jetzt erzählt, einen richtigen Begriff von dem Charakter der beiden jungen Leute gemacht hat, so muß man begreifen, welche reine und tiefe Freude sie empfanden, als sie nach zweimonatlicher Trennung unter dem aus zehntausend Kehlen erschallenden Rufe: »Victoria! Victoria!« einander wieder umarmten.

Und in der That, der Sieg war vollständig.

Die drei Colonnen Duhesmes und Macdonald's waren ebenso wie die unter Kellermann und Kniasewitsch bis in das Herz der neapolitanischen Armee gedrunken und hatten jeden Widerstand vor sich niedergeworfen.

Championnet kam, um die Niederlage vollständig zu machen. Sie war furchtbar, unerhört, unglaublich. Dreißigtausend Neapolitaner flohen besiegt, zerstreut nach allen Richtungen, verfolgt von zwölftausend siegreichen Franzosen, die alle ihre Bewegungen mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit kombinierten, um einen an Zahl dreimal überlegenen Feind mit

einem einzigen Schlage zu vernichten.

Mitten in diesem furchtbaren Chaos, mitten unter Todten, Sterbenden, Verwundeten, verlassenen Geschützen, geöffneten Munitionswagen, auf dem Boden umhergestreut liegenden Waffen und Gefangenen, die sich tausendweis ergaben, fanden die Anführer sich zusammen.

Championnet schloß Salvato Palmieri und Hector Caraffa in seine Arme und ernannte Beide auf dem Schlachtfelde zu Brigadechefs, indem er ihnen ebenso wie Macdonald und Duhesme alle Ehren eines Sieges ließ, den er geleitet, drückte Kellermann, Kniasewitsch und Pignatelli die Hand, sagte ihnen, daß durch die Rom gerettet sei, daß es aber nicht genüge, Rom zu retten, sondern daß man auch Neapel erobern müsse und daß man demzufolge den Neapolitanern keine Zeit, sich zu erholen, lassen dürfe, sondern sie im Gegentheile aufs Aeüßerste verfolgen und wo möglich dem Könige und seiner Armee die Engpässe der Abruzzen abschneiden müsse.

In Gemäßheit des Planes, welchen er seinen Officieren auseinandergesetzt, befahl Championnet den am wenigsten ermüdeten Corps, sich wieder in Marsch zu setzen und den Feind zu verfolgen, oder sogar wo möglich zu überholen.

Salvato Palmieri und Hector Caraffa erboten sich, den Corps, welche über Civita Ducale, Tagliacozzo und Sora in das Königreich beider Sicilien einbrechen sollten, als Führer zu dienen. Championnet nahm dieses Anerbieten an, Maurice Mathieu und Duhesme wurden mit dem Commando der beiden Avantgarden beauftragt, welche die eine über Albano und Terracina, die andere über Tagliacozzo und Sora vorrücken sollten.

Unter ihren Befehlen sollten sie Kniasewitsch und Pignatelli, Lemaire, Rusca und Casabianca haben, welche man benachrichtigen würde, daß sie ihre Positionen aufzugeben hätten, während Championnet und Kellermann die verschiedenen zerstreuten Corps sammeln, im Vorbeimarschiren Lahure in Regnano mitnehmen, wieder in Rom einziehen und hier wieder die republikanische Regierung einsetzen sollten. Dann sollte die französische Armee, ihrer Avantgarde so schnell als möglich folgend, sofort gegen Neapel marschieren.

Nachdem man diesen Kriegsrath zu Pferde unter freiem Himmel, mit den Füßen im Blute, gehalten, begann man die Trophäen zu sammeln.

Dreitausend Todte lagen auf dem Schlachtfelde, ebenso viel Verwundete und fünftausend Gefangene waren entwaffnet und nach Civita Castellana geführt, achttausend Gewehre lagen auf dem Boden umhergestreut, dreißig Kanonen und sechzig Munitionskarren rechtfertigten, von ihren Artilleristen und ihren Pferden verlassen, die Prophezeihung Championnets, welcher gesagt, daß mit zwei Millionen Patronen es zehntausend Franzosen niemals an Kanonen fehlen würde.

Mitten unter den Bagagewagen und allen sonstigen in die Gewalt der republikanischen Armee gefallenen Kriegsgeräthschaften brachte man dem General Championnet auch zwei Wagen voll Gold.

Es war dies die Kriegscasse der königlichen Armee, eine Summe von nicht weniger als sieben Millionen.

Ein Theil der von Sir William auf die Bank von England ausgestellten, von Nelson endossirten und von dem Hause Backer discountierten Tratte sollte daher zur Zahlung des rückständigen Soldes der französischen Armee verwendet werden.

Jeder Soldat erhielt hundert Francs. Dies machte im Ganzen eine Million und zweihunderttausend Francs. Der Antheil der Todten ward ebenfalls berechnet und unter die

Ueberlebenden vertheilt. Jeder Corporal erhielt hundertundzwanzig Francs, jeder Sergeant hundertundfünfzig, jeder Souslieutenant vierhundert, jeder Lieutenant sechshundert, jeder Capitän tausend, jeder Oberst fünfzehnhundert, jeder Brigadeführer zweitausendfünfhundert, jeder General viertausend.

Die Vertheilung geschah noch denselben Abend bei Fackelschein durch den Zahlmeister der Armee, der seit dem Beginne des Feldzuges von 1792 sich noch nie so reich gesehen.

Fünfzehnhunderttausend Francs beschloß man zu reservieren, um Kleidungsstücke und Schuhwerk für die Soldaten zu kaufen, der Rest, das heißt beinahe vier Millionen, ward nach Frankreich geschickt.

In seinem Briefe an das Direktorium, worin Championnet seinen Sieg meldete und die Namen aller derer nannte, welche sich ausgezeichnet, legte er zugleich Rechenschaft ab über die drei Millionen und fünf- oder sechshunderttausend Francs, die er vertheilt, oder über deren Verwendung er Bestimmung getroffen.

Dann fragte er, ob die Herren Directoren ihn ermächtigen wollten, auch für sich die Summe von viertausend Francs zu behalten, die er an die übrigen Generale vertheilen lassen, die er aber sich nicht erlaubt, auch sich selbst zuerkennen.

Die Nacht war eine Festnacht. Die Verwundeten unterdrückten ihr Aechzen, um ihre Waffengefährten nicht traurig zu stimmen. Die Todten wurden vergessen. War es für sie nicht genug, an einem Siegestage gestorben zu sein? Mittlerweile hatte König Ferdinand, der in Rom geblieben war, dieselbe Lebensweise begonnen, die er gewohnt war in Neapel zu führen.

Selbst am Tage der Schlacht war er mit einem Gefolge von dreihundert Mann nach Corneto auf die Wildschweinsjagd gegangen, und da es unmöglich gewesen war, in Rom eine Meute gute Hunde zusammenzubringen, so hatte er seine Hunde in Bagagewagen mit Postpferden aus Neapel holen lassen.

Am Abend vorher hatte er von Mack eine zwei Uhr Nachmittags in Baccano geschriebene Depesche erhalten. Die selbe war in folgenden Worten abgefaßt:

»Sire, ich habe die Ehre. Ew. Majestät zu melden, daß ich heute die französische Avantgarde angegriffen habe, welche nach kräftigem Widerstande vernichtet worden ist. Der Feind hat fünfzig Mann verloren, während die allgütige Vorsehung erlaubt hat, daß wir nur einen Todten und zwei Verwundete haben.

»Man versichert mir, daß Championnet die Keckheit hat, mich in Civita Castellana zu erwarten. Morgen mit Tagesanbruch marschiere ich gegen ihn, und wenn er sich nicht zurückzieht, so zermalme ich ihn.

»Um acht Uhr Morgens werden Ew. Majestät meine Kanonen oder vielmehr Ihre Kanonen hören und können dann sagen: Der Tanz hat begonnen!

»Heute Abend rückt ein Corps von viertausend Mann aus, um die Engpässe von Ascoli zu forcieren, und mit Tagesanbruch ein ebenso starkes Corps, um den von Terni zu passieren und dem Feind in den Rücken zu fallen, während ich ihn von vorn angreifen werde. Morgen, so Gott will, erhalten Ew. Majestät gute Nachrichten von Civita Castellana, und wenn Sie ins Theater gehen, so hören Sie vielleicht im Zwischenacte, daß die Franzosen die römischen Staaten geräumt haben.

»Ich habe die Ehre, in tiefster Unterthänigkeit zu verharren 2c.

»Mack.«

Dieser Brief war dem Könige sehr angenehm gewesen. Er hatte denselben beim Dessert erhalten und laut vorgelesen; dann hatte er seine Partie Whist gemacht, dem Marquis Malaspina hundert Ducaten abgewonnen und sich darüber sehr gefreut, denn der Marquis Malaspina war sehr arm. Dann hatte er sich niedergelegt, in einem Striche bis sechs Uhr geschlafen, wo man ihn geweckt, war um halb sieben Uhr nach Corneto aufgebrochen, hier um zehn Uhr angelangt, hatte gehorcht, den Kanonendonner gehört und gesagt:

»Das ist Mack, welcher Championnet zermalmt. Der Tanz hat begonnen.«

Dann war die Jagd angegangen. Der König hatte mit eigener Hand drei Wildschweine erlegt, war sehr zufrieden nach Rom zurückgekehrt, hatte einen Seitenblick auf die Engelsburg, deren dreifarbigte Fahne ein Auge sehr unangenehm berührte, geworfen, sein Gefolge belohnt und regaliert und dann sagen lassen, daß er das Theater Argentina besuche, wo man »il Matrimonio segreto« von Cimarosa und ein Gelegenheitsballet unter dem Titel: »Der Einzug Alexanders in Babylon« aufführte.

Es versteht sich von selbst, daß unter Alexander Niemand anders zu verstehen war als der König Ferdinand.

Der König dinierte behaglich mit seinen Vertrauten, dem Herzoge von Ascoli, dem Marquis Malaspina, dem Herzoge de la Salsandra, seinem Oberjägermeister, den er mit seinen Hunden zugleich von Neapel hatte kommen lassen, seinem ersten Stallmeister, dem Fürsten von Migliano, seinen beiden dienstthuenden Hofmarschällen, dem Herzoge von Sora und dem Fürsten Borghese und endlich seinem Beichtvater Rossi, Erzbischof von Nicosia.

Um acht Uhr stieg er in den Wagen und begab sich nach dem festlich erleuchteten Theater Argentina.

Man hatte ihm eine prachtvolle Loge eingerichtet, mit einem in dem dazugehörigen kleinen Salon fertig servierten Tische, damit er in dem Zwischenacte seine Maccaroni essen könnte, wie in Neapel. Da bekannt geworden war, daß dieses Schauspiel noch außer dem auf dem Zettel angekündigten stattfinden würde, so war das Haus bis zum Brechen gefüllt.

Der Eintritt des Königs ward mit rauschendem Beifalle begrüßt.

Er hatte in dem Palaste Farnese Befehl zurückgelassen, ihm die Couriere, welche vielleicht vom General Mack anlangten, in das Theater nachzuschicken, und der seinerseits ebenfalls hiervon benachrichtigte Regisseur hielt sich in großem Kostüm bereit, den Vorhang aufziehen zu lassen und dem Publicum zu verkünden, daß die Franzosen die römischen Staaten geräumt hätten.

Der König hörte Cimarosas Meisterwerk mit einer Zerstreutheit, die er nicht bemeistern konnte. Zu allen Zeiten für den Zauber der Musik nicht sonderlich zugänglich, war er diesen Abend noch gleichgültiger als an andern Abenden. Es war ihm immer, als hörte er noch den Kanonendonner vom Vormittag, und er lauschte weit mehr auf das Geräusch, welches sich im Corridor vernehmen ließ, als auf die Töne des Orchesters und der Sänger.

Die Oper war zu Ende. Man rief den Castraten Veluti heraus, welcher, obschon über vierzig Jahre alt und außerhalb des Theaters gesehen sehr runzelig, die Liebhaberinnen immer noch mit dem größten Erfolge spielte und nun bescheiden mit dem Fächer in der Hand, die Augen niederschlagend, als ob er erröthete, herauskam, um dem Publikum seine drei Reverenzen zu machen.

Zwei Lakaien in großer Livrée trugen nun die servierte Tafel in die Loge des Königs. Auf

dieser Tafel standen zwei Armleuchter, jeder mit zwanzig Kerzen, und zwischen denselben eine riesige Schüssel Macaroni mit einer appetitlichen Tomatoschicht bedeckt.

Nun war die Reihe, seine Vorstellung zu geben, an dem König.

Er näherte sich dem Rande der Loge, und verkündete durch eine gewohnte Pantomime dem römischen Publikum, daß es die Ehre haben sollte, ihn seine Macaroni nach Art Polichinells essen zu sehen.

Das römische Publikum, welches in seinen Kundgebungen etwas zurückhaltender ist, als das neapolitanische, nahm diese mimische Verkündigung ziemlich kalt hin. Der König machte aber dem Parterre eine Geberde, welche sagen wollte:

»Ihr wißt nicht, was Ihr sehen werdet. Wenn Ihr es gesehen habt, werdet Ihre eine ganz andere Meinung von mir bekommen.«

Dann wendete er sich zu dem Herzoge von Ascoli und sagte:

»Es scheint hier eine Cabale im Spiele zu sein.«

»Dann ist es nur ein Feind mehr, über welchen Ew. Majestät triumphieren werden,« antwortete der Höfling.

Der König dankte seinem Freunde durch ein Lächeln, nahm die Macaronischüssel in die eine Hand, trat an den Rand der Loge, bewirkte mit der andern Hand die Mischung des goldenen Apfels mit dem Teige und öffnete, nachdem diese Mischung bewirkt war, einen unverhältnißmäßig großen Mund, in welchen er mit der die Gabel verschmähenden Hand eine Cascade von Macaroni hinabschleuderte, welche man nur mit jener berühmten Cascade von Terni vergleichen konnte, welche der General Lemoine von Championnet beauftragt war gegen die Neapolitaner zu vertheidigen.

Bei diesem Anblicke brachen die Römer, die sonst so ernst sind und von der Würde eines Staatsoberhauptes einen so hohen Begriff bewahrt haben, in lautes Gelächter aus.

Es war nicht mehr ein König, den sie vor Augen hatten, es war vielmehr Pasquino, es war Marforio, ja es war noch weniger als dies, es war der groteske Narr Osque Pulcinella.

Der König, der durch dieses Gelächter, welches er für Beifall hielt, ermutigt ward, hatte schon die Hälfte seiner Schüssel geleert und schickte sich eben an, die den Rest bildende dritte Cascade zu verschlingen, als plötzlich die Thür der Loge sich mit einem solchen gegen alle Regeln der Etikette verstoßenden Geräusch öffnete, daß er mit offenem Munde und emporgehobener Hand sich auf dem Absatze herumdrehte, um zu sehen, wer der Unverschämte sei, welcher sich erlaubte, ihn mitten in dieser wichtigen Beschäftigung zu stören.

Der Unverschämte war der General Mack in eigener Person, aber so bleich, so verstört und so mit Staub bedeckt, daß der König, ohne erst zu fragen, was für Nachrichten er brächte, seine Schüssel fallen ließ und sich mit seinem Battisttuche die Finger wischte.

»Was gibt es?« fragte er dann.

»Ach, Sire,« antwortete Mack.

Beide hatten sich verstanden.

Der König trat rasch in den Salon der Loge, indem er die Thür hinter sich verschloß.

»Sire,« sagte der General, »ich habe das Schlachtfeld und die Armee verlassen, um Ew. Majestät selbst zu sagen, daß Sie keinen Augenblick zu verlieren haben.«

»Um –?«

»Um Rom zu verlassen.«

»Um Rom zu verlassen?«

»Ja, wenn Sie nicht Gefahr laufen wollen, daß die Franzosen die Engpässe der Abruzzen noch vor Ihnen erreichen.«

»Die Franzosen eher als ich in den Engpässen der Abruzzen! Mannaggio san Gennaro! Ascoli! Ascoli!«

Der Herzog trat in den Salon.

»Sage den Anderen, daß sie bis zu Ende der Vorstellung bleiben, hörst Du? Es kommt viel darauf an, daß man sie in der Loge sehe, damit man nichts ahne, Du kommst mit mir.«

Der Herzog von Ascoli übermittelte den Befehl des Königs den Höflingen, die sich über diese plötzliche Störung den Kopf zerbrachen, dennoch aber weit entfernt waren, die ganze Wahrheit zu ahnen. Dann eilte er dem Könige nach, welcher schon den Corridor erreicht hatte und zurückrief:

»Ascoli, Ascoli! so komm' doch, Du Dummkopf! Hast Du nicht gehört, daß der berühmte General Mack sagte, es sei kein Augenblick zu verlieren, wenn nicht diese schuftigen Franzosen noch vor uns in Sora anlangen sollen?«

Siebentes Capitel.

Die Rückkehr.

Mack hatte Recht gehabt, die Schnelligkeit der Bewegungen der französischen Armee zu fürchten. Schon in der Nacht, welche auf die Schlacht gefolgt war, hatten die beiden Avantgarden, die eine von Salvato Palmieri, die andere von Hector Caraffa geführt, den Weg nach Civita Ducale eingeschlagen, in der Hoffnung, die eine über Tagliacozzo und Capistrello nach Sora, und die andere über Tivoli, Palestrina, Valmontone und Ferentina nach Caprano zu gelangen, und auf diese Weise den Neapolitanern den Engpaß der Abruzzen zu versperren.

Was Championnet betraf, so sollte er, nachdem er seine Geschäfte in Rom beendet hätte, den Weg durch die pontinischen Sümpfe nach Velletri und Terracina nehmen.

Bei Tagesanbruch brach er, nachdem er Lemoine und Casabianca von dem am vorigen Tage erfochtenen Sieg in Kenntniß setzen lassen und ihnen befohlen, auf Civita Ducale zu marschieren, um zu den Armeecorps unter Macdonald und Duhesme zu stoßen, und mit denselben gemeinschaftlich den Weg nach Neapel einzuschlagen, mit seinen sechstausend Mann auf, um nach Rom zurückzukehren, legte an diesem Tage fünfundzwanzig italienische Meilen zurück, campirte in der Storta und erschien am nächstfolgenden Morgen acht Uhr an der Porta del Popolo, zog unter den Begrüßungsalven der Engelsburg in Rom wieder ein, besetzte das linke Tiberufer und erreichte den Palast Corsini, wo er, wie der Baron von Reischach ihm versprochen, Alles noch an demselben Platze fand, wo er es gelassen.

Noch denselben Tag ließ er folgende Proclamation anschlagen: .

Römer!

»Ich hatte Euch versprochen, vor Ablauf von zwanzig Tagen wieder in Rom zu sein. Ich halte Wort, ich bin schon am siebzehnten wieder da.

»Die Armee des neapolitanischen Despoten hat gewagt, der französischen Armee den Kampf anzubieten.

»Eine einzige Schlacht ist hinreichend gewesen, sie zu vernichten, und von der Höhe eurer Wälle könnt Ihr ihre Trümmer nach Neapel fliehen sehen, wohin unsere siegreichen Legionen ihr voran eilen werden. Dreitausend Tode und fünftausend Verwundete bedeckten gestern das Schlachtfeld von Civita Castellana. Die Todten werden das ehrenvolle Begräbniß des auf dem Schlachtfelde gefallenen Soldaten, das heißt das Schlachtfeld selbst, finden. Die Verwundeten werden als Brüder behandelt werden, denn sind dies nicht alle Menschen vor den Augen des Ewigen, der sie geschaffen?

»Die Trophäen unseres Sieges sind fünftausend Gefangene, acht Fahnen, zweiundvierzig Kanonen, achttausend Flinten, sämtliche Munition, sämtliche Bagage, sämtliche Lagereffecten und endlich die Kriegskasse der neapolitanischen Armee.

»Der König von Neapel ist auf der Flucht, um seine Hauptstadt wieder zu erreichen, in welche er, begleitet von den Verwünschungen seines Volkes und von der Verachtung der Welt, in schimpflicher Weise wieder einziehen wird.

»Noch einmal, der Gott der Armeen hat unsere Sache gesegnet – es lebe die Republik!

»Championnet.«

Noch denselben Tag ward die republikanische Regierung in Rom wieder eingesetzt. Die beiden dem Tode auf so wunderbare Weise entronnenen Consuln Mattei und Zaccalone hatten ihren Posten wieder übernommen, und auf der Stelle, wo das zur Schande der Menschheit von dem römischen Pöbel zerstörte Grabmal Duphots gestanden, errichtete man einen Sarkophag, an welchen man in Ermangelung der den Hunden vorgeworfenen Ueberreste seinen glorreichen Namen schrieb.

Der König von Neapel hatte, wie Championnet gesagt, die Flucht ergriffen; da aber gewisse Seiten dieses seltsamen Charakters unseren Lesern unbekannt bleiben würden, wenn wir uns, wie Championnet in seiner Proclamation, damit begnügen wollten, diese Thatsache einfach zu erwähnen, so werden wir sie um die Erlaubniß bitten, ihn auf seiner Flucht zu begleiten.

An der Thürdes Theaters Argentina hatte Ferdinand seinen Wagen gefunden und war mit Mack hineingesprungen, während er Ascoli zurief, hinter ihnen einzusteigen.

Mack hatte sich ehrerbietig auf den Vordersitz gesetzt.

»Setzen Sie sich hinter, Herr General,« sagte der König, der seinem Hang zum Spott nicht widerstehen konnte, ohne zu bedenken, daß er sich selbst verspottete. »Ich glaube, Sie werden noch einen hinreichend langen Weg rückwärts zu machen haben, ohne daß Sie damit eher anzufangen brauchen, als es unbedingt nothwendig ist.«

Mack stieß einen Seufzer aus und setzte sich neben den König.

Der Herzog von Ascoli nahm auf dem Vordersitze Platz. Man fuhr an dem Palast Farnese vor. Ein Courier war mit einer Depesche vom Kaiser von Oesterreich eingetroffen. Der König öffnete sie rasch und las:

»Mein geliebter Bruder, Cousin, Onkel, Schwiegervater und Bundesgenoß.

»Gestatten Sie mir, Ihnen meine aufrichtigen Glückwünsche zu dem Erfolge Ihrer Waffen und zu Ihrem Sieg reichen Einzuge in Rom darzubringen.«

Der König las nicht weiter.

»Nicht übel!« sagte er. »Diese Glückwünsche kommen gerade zur rechten Zeit!«

Und er steckte die Depesche in die Tasche.

Dann sah er sich ringsum und fragte:

»Wo ist der Courier, der diesen Brief gebracht hat?

»Hier bin ich, Sire,« antwortete der Courier, indem er herantrat.

»Ah, Du bist es, mein Freund! Hier hast Du etwas für deine Mühe,« sagte der König, indem er ihm seine Börse gab.

»Werden Euer Majestät die Ehre erzeigen, mir eine Antwort an meinen erhabenen Souverain mitzugeben?«

»Jawohl, nur werde ich Dir dieselbe mündlich ertheilen, weil ich zum Schreiben keine Zeit habe. Nicht wahr, Mack, ich habe keine Zeit?«

Mack schlug die Augen nieder.

»Es thut nichts,« sagte der Courier. »Ich kann Eurer Majestät dafür bürgen, daß ich ein gutes Gedächtniß habe.«

»So, daß Du sicher bist, deinem erhabenen Souverain zu berichten, was ich Dir sagen werde?«

»Ja, bis auf die kleinste Sylbe.«

»Nun wohl, dann sage ihm in meinem Namen – hörst Du wohl? – in meinem Namen –«

»Ich höre, Sire.«

»Sage ihm, daß sein Bruder und Cousin, Onkel, Schwiegervater und Bundesgenöß, der König Ferdinand, ein Esel ist.«

Der Courier prallte erschrocken einen Schritt zurück.

»Richte diese Botschaft aus bis auf die kleinste Sylbe,« hob der König wieder an, »und Du wirst die größte Wahrheit gesagt haben, welche jemals aus deinem Munde gekommen ist.«

Der Courier zog sich verblüfft zurück.

»Und nun,« sagte der König, »da ich Seiner Majestät dem Kaiser von Oesterreich Alles zu wissen gethan, was ich ihm mitzutheilen hatte, wollen wir aufbrechen?«

»Darf ich mir erlauben, sagte Mack, ›Eurer Majestät bemerklich zu machen, daß es nicht gerathen sein wird, die Ebene von Rom zu Wagen zu passieren?«

»Und wie wollen Sie denn, daß ich sie passiere? Zu Fuße vielleicht.«

»Nein, wohl aber zu Pferde.«

»Zu Pferde? Und warum denn zu Pferde?«

»Weil Eure Majestät zu Wagen genöthigt sein werde, immer auf der Heerstraße zu bleiben, während Sie zu Pferde im Nothfall einen Querweg einschlagen können. Als vortrefflicher Reiter und mit einem guten Pferde brauchen Sie dann nicht zu fürchten, auf schlimme Begegnungen zu stoßen.«

»Ah malora!« rief der König, »dann kann man also deren machen?« »Wahrscheinlich ist es nicht, aber ich darf Eurer Majestät nicht verschweigen, daß diese nichtswürdigen Jakobiner gewagt haben zu sagen, wenn der König ihnen in die Hände fiele, so –«

»Nun und?«

»So würden sie ihn, wenn es in der Stadt wäre, an den ersten Laternenpfahl, und wenn es auf freiem Felde wäre, an den ersten besten Baum aufknüpfen.«

»Fuimmo, Ascoli! Fuimmo! Was macht Ihr denn dort, Ihr Taugenichtse? Zwei Pferde! Zwei Pferde! Die besten! Diese Spitzbuben würden sicherlich Wort halten. Aber dennoch können wir doch nicht bis nach Neapel reiten.«

»Nein, Sire, antwortete Mack. »In Albano werden Sie den ersten besten Postwagen nehmen.«

»Sie haben Recht. Ein Paar Stiefel! In seidenen Strümpfen kann ich keinen Courierritt machen. Ein Paar Stiefel! Hörst Du, Schuft?«

Ein Lakai stürzte die Treppe hinauf und kam mit einem Paar langer Stiefel zurück.

Ferdinand zog im Wagen seine Stiefel an, ohne sich um seinen Freund Ascoli mehr zu kümmern, als ob derselbe gar nicht existierte.

In dem Augenblicke, wo er mit dem Anziehen seines zweiten Stiefels fertig war, brachte man die beiden Pferde.

»Zu Pferde, Ascoli! Zu Pferde!« sagte Ferdinand.

»Was zum Teufel machst Du denn in der Wagenecke? Ich glaube, Gott verzeihe mir, Du schläft!«

»Zehn Mann Escorte,« rief Mack, »und einen Mantel für Se. Majestät!«

»Ja,« sagte der König, indem er zu Pferde stieg, »zehn Mann Escorte und einen Mantel für mich!«

Man brachte ihm einen Mantel von dunkler Farbe, in welchen er sich hüllte.

Mack stieg ebenfalls zu Pferde.

»Da ich nicht eher ruhig sein werde, als bis ich Euer Majestät außerhalb der Mauern der Stadt sehe, so bitte ich um die Erlaubniß, Sie bis zum Thore San Giovanni begleiten zu dürfen.«

»Glauben Sie denn, daß ich in der Stadt etwas zu fürchten habe, General?«

»Gesetzt der Fall – obschon es nicht wahrscheinlich ist –

»Zum Teufel, rief der König, »gleichviel! Setzen wir den Fall!«

»Gesetzt der Fall, daß Championnet Zeit gehabt hätte, den Commandanten der Engelsburg zu benachrichtigen, und daß die Jakobiner die Thore bewachen.«

»Das ist möglich,« rief der König, »das ist möglich! Brechen wir auf!«

»Brechen wir auf, sagte Mack.

»Nun, welchen Weg werden wir nehmen, General!«

»Ich geleite Sie nach dem einzigen Stadthore, Sire, von welchem man nicht voraussetzen wird, daß Sie es passieren, weil es dem Thore von Neapel gerade entgegengesetzt ist. Ich geleite Sie demgemäß nach dem sogenannten Volksthore, welches übrigens auch von hier aus das nächste ist. Die Hauptsache für uns ist, so schnell als möglich aus Rom hinauszukommen. Haben wir einmal die Stadt im Rücken, so machen wir die Runde um die Festungswerke, und in einer Viertelstunde sind wir an dem Thor San Giovanni.«

»Diese verwünschten Franzosen müssen doch ganz ausgefeimte Teufel sein, General, daß sie einen so schlaunen Mann wie Sie geschlagen haben.«

Während dieses Gespräches hatte man ein Stück Weges zurückgelegt und war bis an das äußerste Ende von Ripetta gelangt.

Der König ergriff Macks Pferd beim Zügel.

»Holla, General, sagte er, »was sind das für Leute, welche zu dem Volksthor hereingezogen kommen?«

»Wenn sie materiell die Zeit gehabt hätten, dreißig Meilen in fünf Stunden zurückzulegen, so würde ich sagen, es seien die Soldaten Eurer Majestät, welche fliehen.«

»Und sie sind es auch, General; sie sind es! O, Sie kennen sie nicht, diese Bürschchen. Wenn es gilt, die Flucht zu ergreifen, so haben die Flügel an den Fersen.«

Der König hatte sich nicht geirrt. Es war in der That der Vortrab der Fliehenden, welche etwas über zwei Meilen in der Stunde zurückgelegt hatten, und wieder in Rom einzuziehen begannen.

Der König hielt sich den Mantel vor das Gesicht und ritt mitten durch sie hindurch, ohne erkannt zu werden.

Einmal aus der Stadt hinaus, schlug der kleine Trupp sich rechts, folgte der Mauer Aurelians, kam an dem Thor San Lorenzo, dann an der Porta Maggiore vorüber, und gelangte endlich an jenes verhängnißvolle Thor San Giovanni, wo der König vor sechzehn Tagen mit so großem Pomp die Schlüssel der Stadt in Empfang genommen hatte.

»Und nun,« sagte Mack, »hier ist die Landstraße, Sire. In einer Stunde werden Sie in Albano sein. Dort sind Sie dann außer aller Gefahr.«

»Sie verlassen mich, General?«

»Sire, meine Pflicht war, vor allen Dingen an den König zu denken. Jetzt ist meine Pflicht, an die Armee zu denken.«

»Gehen Sie und thuen Sie, was Sie können. Was aber auch geschehen möge, so bitte ich Sie, nicht zu vergessen, daß nicht ich es bin, der den Krieg gewollt, und der Sie von Ihren Geschäften, wenn Sie deren in Wien hatten, abgehalten hat, um Sie nach Neapel kommen zu lassen.«

»Ach, leider ist dies sehr wahr, Sire, und ich bin bereit, zu bezeugen, daß es die Königin ist, welche Alles gethan hat. Gott schütze Eure Majestät.«

Mack grüßte den König, setzte sein Pferd in Galopp, und sprengte denselben Weg zurück, welchen er gekommen war.

»Und Dich,« murmelte der König, indem er seinem Pferd die Sporen in die Flanken stieß und die Straße von Albano entlang galoppierte, »und Dich, Dummkopf, hole der Teufel!«

Man sieht, daß seit dem Tage des Staatsraths der König seine Meinung in Bezug auf seinen Obergeneral nicht geändert hatte.

Welche Anstrengungen die zehn Mann der Escorte auch machten, um dem König und dem Herzog von Ascoli zu folgen, so waren doch die beiden vornehmen Cavaliere zu gut beritten, und Ferdinand, welcher den Schritt angab, hatte zu viel Furcht, als daß sie nicht sehr bald einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hätten.

Uebrigens darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß bei dem Vertrauen, welches Ferdinand zu seinen Unterthanen hatte, er, im Fall irgend eine Gefahr ihm auf dieser Straße gedroht hätte, die Escorte nicht als eine sehr wirksame Hilfe betrachtete, und als der König und sein Begleiter an die nach Albano hinaufführende Anhöhe gelangten, waren die zehn Reiter schon längst wieder umgekehrt.

Während dieses ganzen Rittes ward der König von panischen Befürchtungen beunruhigt. Wenn es auf der Welt irgend einen Ort gibt, welcher, besonders während der Nacht, gespenstische Erscheinungen darbietet, so ist es die Campagna von Rom mit ihren verfallenen Aquaducten, welche im Finstern einhermarschierenden Reihen von Riesen gleichen, mit ihren Grabmälern, welche plötzlich bald rechts, bald links von der Straße emportauchen, und jenem geheimnißvollen Geräusch, welches dem Wehklagen der Schatten gleicht, denen diese Grabmäler zur Wohnung gedient haben.

Jeden Augenblick näherte Ferdinand sein Pferd dem seines Begleiters, raffte die Zügel zusammen, um es, da nöthig, über den Graben setzen zu lassen, und fragte:

»Siehst Du, Ascoli? Hörst Du, Ascoli?«

Und Ascoli, welcher ruhiger war als der König, weil er muthiger war, schaute sich um und antwortete:

»Ich sehe nichts, Sire;« horchte und antwortete: »Sire, ich höre nichts.«

Und Ferdinand setzte mit seinem gewöhnlichen Cynismus hinzu:

»Ich sagte zu Mack, ich wüßte nicht gewiß, ob ich Muth hätte. Wohlan, jetzt bin ich über diesen Punkt mit mir einig. Ich habe bestimmt keinen Muth.«

So kam man in Albano an. Die beiden Flüchtlinge hatten kaum eine Stunde gebraucht, um diesen Weg zurückzulegen.

Es war beinahe Mitternacht. Alle Thüren waren geschlossen, die des Posthauses ebenso wie die anderen.

Der Herzog von Ascoli erkannte es an der über der Thür befindlichen Ueberschrift, stieg vom Pferde und pochte tüchtig an.

Der Postmeister, der schon seit drei Stunden im Bette lag, kam, wie gewöhnlich, übelgelaunt und murrend, um zu öffnen. Ascoli sprach aber jenes magische Wort, welches alle Thore öffnet:

»Seid unbesorgt; man wird Euch gut bezahlen.«

Das Gesicht des Postmeisters klärte sich sofort auf.

»Was befehlen Ihre Excellenzen?« fragte er.

»Einen Wagen, drei Postpferde und einen Postillon, welcher gut fährt,« sagte der König.

»In einer Viertelstunde sollen Ihre Excellenzen alles dies haben, sagte der Postmeister, und setzte dann, da ein feiner Regen zu fallen begann, hinzu:

»Wollen die Herren nicht mittlerweile in mein Zimmer treten?«

»Ja, ja,« sagte der König, dem plötzlich etwas einfiel, »Du hast Recht, ein Zimmer. Schnell ein Zimmer!«

»Und was soll mit Ihren Pferden geschehen, meine gnädigen Herren?«

»Bringt sie in den Stall. Man wird sie in meinem Namen, im Namen des Herzogs von Ascoli, wieder abholen, hörst Du?«

»Ja, Excellenz.«

Der Herzog von Ascoli sah den König an.

»Ich weiß, was ich sage,« bemerkte Ferdinand. »Gehen wir immer und verlieren wir keine Zeit.«

Der Postmeister führte sie in ein Zimmer, wo er zwei Lichter anzündete.

»Ich habe blos ein Cabriolet zur Verfügung,« sagte er.

»Nun gut, dann nehmen wir das Cabriolet, wenn es nur gut und dauerhaft ist.«

»O, das ist es, Excellenz! Man könnte damit bis in die Hölle fahren.«

»So weit führt unser Weg uns hoffentlich nicht und die Sache ist gut.«

»Dann werden Sie mir also mein Cabriolet abkaufen meine gnädigen Herren?«

»Nein, das nicht; wir lassen Dir aber unsere beiden Pferde da, welche fünfzehnhundert Ducati kosten, Dummkopf.«

»Dann sind die Pferde also mein?«

»Wenn man sie Dir nicht wieder abverlangt. Verlangt man sie zurück, so wird man Dir dein Cabriolet bezahlen; mach' aber nun schnell!«

»Sogleich, sogleich, Excellenz.«

Und der Wirth, welcher nun den König ohne Mantel und seine Brust ganz mit Orden bedeckt sah, entfernte sich, indem er rücklings und sich bis zur Erde verneigend sich zur Thür hinausbewegte.

»Das ist gut,« sagte der Herzog von Ascoli. »Nun werden wir sofort bedient werden. Die Orden Eurer Majestät haben ihre Wirkung gethan.«

»Glaubst Du, Ascoli?«

»Eure Majestät haben es selbst gesehen. Es fehlte nicht viel, so hätte sich dieser Mensch auf allen Vieren entfernt.«

»Nicht wahr, mein lieber Ascoli,« sagte der König in einschmeichelndsten Tone, »nicht wahr, Du weißt nicht, was Du thun sollst?«

»Ich, Sire?«

»Ja, Du,« sagte der König. »Vielleicht aber wirst Du es nicht wollen.«

»Sire!« rief Ascoli in ernstem Tone. »Was Eure Majestät will, das will ich auch.«

»O, ich weiß, daß Du mir ergeben, ich weiß, daß Du mein einziger Freund und der einzige Mensch bist, von welchem ich so etwas verlangen kann.«

»Ist es schwer?«

»So schwer, daß, wenn Du an meiner Stelle wärest und ich an der deinigen, ich nicht wüßte, ob ich für Dich das thun würde, was ich jetzt von Dir verlangen will.«

»O, Sire, das ist kein Grund,« antwortete Ascoli lächelnd.

»Ich glaube, Du zweifelt an meiner Freundschaft?« sagte der König; »das ist nicht recht.«

»Die Hauptsache, worauf es in diesem Augenblicke ankommt, Sire,« entgegnete der Herzog mit Würde, »ist, daß Eure Majestät nicht an der meinigen zweifeln.«

»Und wenn Du mir diesen Beweis gegeben haben wirst, dann werde ich an nichts mehr zweifeln, dafür bürgte ich Dir.«

»Aber worin besteht dieser Beweis, Sire? Ich muß mir erlauben, Euer Majestät bemerklich zu machen, daß Sie mit einer wahrscheinlich sehr einfachen Sache viel Zeit verlieren.«

»Ja, einfach ist die Sache, sehr einfach,« murmelte der König. »Also Du weißt doch, womit diese Schufte von Jakobinern mir gedroht haben?«

»Ja, Sie haben gedroht, Eure Majestät aufzuknüpfen, wenn Sie ihnen in die Hände fiel.«

»Wohlan, mein lieber Freund, wohlan, mein lieber Ascoli, es gilt, die Kleider mit mir zu wechseln.«

»Ja,« sagte der Herzog, »damit, wenn die Jakobiner uns erwischen –«

»Du verstehst mich! Wenn sie uns erwischen, werden sie sich in der Meinung, daß Du der König seist, nur mit Dir beschäftigen. Ich kann dann mittlerweile entschlüpfen, Du gibst Dich hierauf zu erkennen, und hat dann, ohne große Gefahr zu bestehen, den Ruhm, deinem Monarchen das Leben gerettet zu haben. Du begreift also?«

»Es handelt sich durchaus nicht um die mehr oder weniger große Gefahr, die ich bestehe, Sire. Es handelt sich einfach darum, daß ich Eurer Majestät einen Dienst leiste.«

Und der Herzog von Ascoli zog seinen Rock aus, bot ihn dem König dar und sagte weiter nichts als:

»Ich bitte um den Ihrigen, Sire.«

Ein so großer Egoist der König auch war, so fühlte er sich doch durch diese Selbstverläugnung gerührt. Er schloß den Herzog in seine Arme und drückte ihn an sein Herz. Dann zog er seinen eigenen Rock aus, half dem Herzog beim Anziehen desselben mit der Gewandtheit und Schnelligkeit eines erfahrenen Kammerdieners, und knöpfte ihn, was Ascoli auch thun mochte, um ihn davon abzuhalten, von oben bis unten zu.

»So,« sagte der König.

»Nun die Ordensbänder.«

Er begann damit, daß er ihm das des heil. Georg Constantin um den Hals hing.

»Bist Du nicht Comthur des St. Georg-Ordens?« fragte der König.

»Allerdings, aber ohne Comthurei. Eure Majestät hatten immer versprochen, für mich und für die ältesten Söhne meiner Familie eine zu stiften.«

»Ich stifte sie, Ascoli, ich stifte sie mit einer Jahresrente von viertausend Ducati, hörst Du?«

»Ich danke, Sire.«

»Vergiß nicht, mich daran zu erinnern, denn ich wäre im Stande, es zu vergessen.«

»Ja,« sagte der Herzog mit einem kleinen Anflug von Bitterkeit, »Eure Majestät sind sehr zerstreut, das weiß ich.«

»Still! Sprechen wir in einem solchen Augenblicke nicht von meinen Fehlern. Das wäre nicht großmüthig. Du hast aber doch wenigstens den Maria Theresien- Orden?«

»Nein, Sire, diese Ehre habe ich nicht.«

»Sei unbesorgt; ich werde ihn Dir durch meinen Schwiegersohn verleihen lassen. Also, mein armer Ascoli, Du hast nur den St. Januarius-Orden?«

»Ich habe den St. Januarius-Orden ebenso wenig als den Maria Theresien-Orden, Sire.«

»Du hast den St. Januarius-Orden nicht?«

»Nein, Sire.«

»Du hast den St. Januarius-Orden nicht? Cospetto, das ist ja aber eine Schande! Ich verleihe ihn Dir, Ascoli Ich gebe Dir gleich den, welcher sich an meinem Rocke befindet. Du hast ihn redlich verdient. Wie gut Dir dieser Rock sitzt! Man sollte meinen, er wäre für Dich gemacht.«

»Eure Majestät, haben vielleicht nicht bemerkt, daß der erwähnte Orden mit Diamanten besetzt ist.«

»O, das weiß ich recht wohl.«

»Und daß er vielleicht sechstausend Ducati werth ist.«

»Ich wollte, er wäre zehntausend werth. Der König zog seinerseits den Rock des Herzogs an, woran in der That sich weiter nichts als das einfache silberne Kreuz des St. Georg-Ordens befand, und knöpfte ihn rasch zu.

»Es ist eigenthümlich,« sagte er, »wie wohl ich mich in deinem Rocke fühle, Ascoli. Ich weiß nicht wie es kommt, aber in dem meinigen war es mir, als müßte ich ersticken. Ah!«

Und der König athmete tief auf.

In diesem Augenblicke hörte man den Tritt des Postmeisters, welcher sich dem Zimmer näherte.

Der König ergriff den Mantel und schickte sich an, ihn dem Herzog auf die Schultern zu werfen.

»Was wollen Sie denn thun, Sire?« rief Ascoli.

»Ich gebe Ihnen Ihren Mantel um, Sire.«

»Aber ich werde niemals zugeben, daß Eure Majestät –«

»O doch, Du wirst es schon zugeben.«

»Aber, Sire –«

»Ruhe!«

Der Postmeister trat ein.

Die Pferde sind angespannt, meine gnädigen Herren, meldete er. Dann blieb er verwundert stehen. Es schien ihm, als wäre zwischen den beiden Reisenden eine Veränderung vorgegangen, die er sich nicht recht erklären konnte, und als hätte der goldgestickte Rock den Rücken ebenso gewechselt wie die Orden die Brust.

Mittlerweile gab der König dem Herzog von Ascoli den Mantel um.

»Seine Excellenz,« sagte er dann, »wünscht, um unterwegs nicht gestört zu werden, das

Postgeld gleich bis nach Terracina zu bezahlen.«

»Nichts leichter als dies,« sagte der Postmeister. »Wir haben acht und eine Viertel Postmeile. Zwei Francs das Pferd, macht dreizehn Ducati. Zwei Pferde Vorspann, jedes zwei Francs, einen Ducato – sind zusammen vierzehn Ducati. Wie viel bezahlen die gnädigen Herren den Postillon?«

»Einen Ducato, wenn sie gut fahren; nur bezahlen wir die Postillone nicht im voraus, weil sie dann nicht gut fahren würden.«

»Mit einem Ducato Trinkgeld,« sagte der Postmeister, indem er sich vor Ascoli verneigte, »werden Eure Excellenz fahren wie der König.«

»Sehr richtig!« rief Ferdinand, »Seine Excellenz will auch wirklich fahren wie der König.«

»Aber,« sagte der Postmeister, sich immerfort an Ascoli wendend, »wenn Ihre Excellenz so große Eile haben, o könnte man einen Courier vorausschicken, um immer die Pferde bereit halten zu lassen.«

»Ja wohl, ja wohl!« rief der König. »Seine Excellenz hatte nicht daran gedacht. Einen Ducato für den Courier, einen halben Ducato für das Pferd, dies sind noch vier Ducati mehr. Vierzehn und vier ist achtzehn – hier sind zwanzig. Der Ueberschuß ist für die Störung, die wir so spät verursacht haben.«

Und der König bezahlte, nachdem er in die Westentasche des Herzogs gegriffen, mit dessen Gelde, und lachte nicht wenig über den guten Streich, den er ihm spielte.

Der Postmeister nahm ein Licht und leuchtete Ascoli, während Ferdinand dienstefrig sagte:

»Nehmen Sie sich in Acht, Excellenz, hier ist eine Schwelle. Nehmen Sie sich in Acht, Excellenz, hier fehlt eine Stufe in der Treppe. Nehmen Sie sich in Acht, Excellenz, hier liegt ein Stück Holz im Wege.«

Als sie den Wagen erreichten, trat Ascoli, ohne Zweifel aus Gewohnheit, auf die Seite, um den König zuerst einsteigen zu lassen.

- »Nimmermehr, nimmermehr!« rief der König, indem er sich tief verneigte und den Hut abnahm. »Nach Ihnen, Excellenz.«

Ascoli stieg nun zuerst ein, wollte sich aber links setzen.

»Rechts, Excellenz! rechts!« sagte der König. »Es ist schon zu viel Ehre für mich, daß ich mit Ihnen, Excellenz, in einen und denselben Wagen steigen darf.«

Und nach dem Herzog einsteigend setzte der König sich links.

Ehe man es sich versah, war auch der Postillon auf sein Pferd gesprungen, und der Wagen rollte nun rasch in der Richtung nach Velletri entlang.

»Bis Terracina ist Alles bezahlt, ausgenommen der Postillon und der Courier!« schrie der Postmeister noch nach.

»Seine Excellenz bezahlt doppeltes Trinkgeld!« rief der König zurück.

Auf dieses verlockende Versprechen hin knallte der Postillon mit seiner Peitsche und das Cabriolet sauste an den Schatten vorüber, welche man zu beiden Seiten des Weges sich mit außerordentlicher Schnelligkeit bewegen sah.

Diese Schatten beunruhigten den König.

»Mein Freund,« fragte er den Postillon, »was sind das für Leute, welche denselben Weg verfolgen wie wir, und welche laufen, als ob sie gehetzt würden?«

»Excellenz,« antwortete der Postillon, »wie ich gehört, hat heute eine Schlacht zwischen den Franzosen und den Neapolitanern stattgefunden, in welcher letztere geschlagen worden sind. Diese Leute hier sind Flüchtlinge.«

»Meiner Treu,« sagte der König zu Ascoli, »ich glaubte immer, wir wären die Ersten; man hat uns aber überholt. Das ist demüthigend! Was für flinke Beine müssen diese Strolche haben. Postillon, sechs Francs Trinkgeld, wenn Ihr sie überholt!«

Achtes Capitel.

Nelson's Befürchtungen.

Während auf der Landstraße von Albano nach Velletri der König Ferdinand an Schnelligkeit mit seinen Unterthanen wetteiferte, ließ die Königin Caroline, welche bis jetzt nur erst den Sieg ihres erhabenen Gemahls kannte, seinen Instructionen gemäß in allen Kirchen das Tedeum und in allen Theatern Jubelcantaten singen.

Jede Hauptstadt, Paris, Wien, London, Berlin, hat ihre Gelegenheitsdichter, aber wir sagen es laut, zum Ruhme der italienischen Musen: kein Land hält in Beziehung auf gereimte oder metrische Lobgesänge einen Vergleich mit Neapel aus.

Es war, als ob seit der Abreise des Königs und besonders seit seinen Erfolgen zwei- bis dreitausend Dichter mit einem Male zur Kenntniß ihres wahren Berufs gekommen wären. Es war ein förmlicher Regen von Oden, Cantaten, Sonetten, Akrostichen, Terzinen, Quatrinen und Distichen, – ein Regen, der in eine förmliche Sündflut überzugehen drohte.

Die Sache war schon so weit gediehen, daß die Königin, welche es für unnöthig hielt, den offiziellen Dichter des Hofes, Signor Vacca, mit einer Arbeit zu beschäftigen, welcher sich so viel andere gewidmet zu haben schienen, ihn nach Caserta hatte kommen lassen, um ihn zu beauftragen, unter den zwei- oder dreihundert Gedichten, welche jeden Tag aus allen Stadttheilen Neapels eingingen, die zehn oder zwölf poetischen Ergüsse zu wählen, welche verdienen würden, im Theater gelesen zu werden, wenn außerordentliche Soirée im Schlosse, und in dem Salon, wenn einfache Soirée wäre.

Sehr gerechterweise aber und da es eine ausgemachte Sache ist, daß es weit mehr ermüdet, zehn- bis zwölftausend Verse täglich zu lesen, als fünfzig oder auch hundert dergleichen zu machen, – was in Anbetracht der Bequemlichkeit, welche die italienische Sprache für diese Art Arbeit darbietet, das für den patentierten Lobredner Seiner Majestät Ferdinand des Vierten festgesetzte Minimum und Maximum war – hatte man für die ganze Zeit, welche diese Ueberflutung von Poesie und diese Arbeit, der er sich nicht entziehen konnte, dauern würde, den Gehalt des Signor Vacca verdoppelt.

Der Tag des 9. December 1798 hatte mitten unter den arbeitsvollen Tagen, die ihm vorausgegangen waren, Epoche gemacht. Der Signor Vacca hatte im Ganzen genommen neunhundert verschiedene Geistesproducte durchgemacht, nämlich hundert und fünfzig Oden, hundert Cantaten, dreihundert und zwanzig Sonette, zweihundert und fünfzehn Akrostichen, achtundvierzig Quatrinen und fünfundsiebzig Distichen.

Eine Cantate, welche der Capellmeister Cimarosa sofort in Musik gesetzt, vier Sonette, drei Akrostichen, eine Quatrine und zwei Distichen waren des Vorlesens im Theater des Schlosses von Caserta, wo an diesem selben Abend des 9. December eine außerordentliche Vorstellung stattgefunden hatte, würdig erachtet worden.

Diese Vorstellung bestand aus der Oper »Die Horatier« von Dominico Cimarosa und einem der dreihundert Ballette, welche in Italien unter dem Titel »die Gärten der Armida« componiert worden sind.

Man hatte die Cantate gesungen, die beiden Oden declamiert, die vier Sonette, die drei Akrostichen, die Quatrine und die beiden Distichen, aus welchen das poetische Gepäck dieses Abends bestand, gelesen und zwar vor den sechshundert Zuschauern, welche dieser Saal faßt, als gemeldet ward, daß ein Courier angekommen sei, welcher der Königin einen Brief von ihrem erhabenen Gemahl bringe, welcher Brief, da er die neuesten Nachrichten vom *Kriegstheater* enthalte, der Versammlung mitgetheilt werden sollte.

Man klatschte in die Hände, man verlangte mit Enthusiasmus das Vorlesen des Briefes, und der kluge Ritter Ubaldo, welcher sich bereit hielt, durch einen kurzen Pfiff mit seinem silbernen Stäbchen die Ungeheuer zu zerstreuen, welche die Zugänge zu Armida's Palast bewachen, ward beauftragt, das Publicum von dem Inhalt des königlichen Schreibens in Kenntniß zu setzen.

Er trat vor in seinem Harnisch, mit einem roth und weißen Federbusch, den Nationalfarben des Königreiches beider Sicilien, auf dem Helm, verneigte sich dreimal, küßte ehrerbietig die Unterschrift und las dann in lautem, verständlichem Tone den Zuschauern folgenden Brief vor:

»Liebe Gemahlin!

»Heute Morgen war ich auf der Jagd von Corneto, wo man für mich Ausgrabungen von etruskischen Grabmälern veranstaltet, welche, wie man behauptet, dem grauen Alterthum angehören. Es wäre dies ein großes Fest für Sir William gewesen, wenn seine Faulheit ihm gestattet hätte, Neapel zu verlassen. Da ich aber in Cumä und in Sant' Agata dei Goti und in Nola Grabmäler habe, die noch viel älter sind als die etruskischen, so ließ ich meine Gelehrten sich nach Belieben daran ergötzen und begab mich sofort nach dem Sammelplatze der Jagd.

»Während der ganzen Zeit, welche diese Jagd dauerte, – die übrigens weit anstrengender und weit weniger ergiebig ist als meine Jagden in Persano oder Asproni, denn ich habe nicht mehr als drei Wildschweine erlegt, von welchen aber eins, welches mir drei meiner besten Hunde ruinierte, über zweihundert Rottoli wog – hörten wir den Kanonendonner in der Richtung von Civita Castellana. Es war Mack, welcher beschäftigt war, die Franzosen genau auf dem Punkte zu schlagen, wo er uns erklärt, daß er sie schlagen würde, was, wie Sie sehen, einer strategischen Wissenschaft zur größten Ehre gereicht. Um halb vier Uhr, in dem Augenblicke, wo ich nach Beendung der Jagd nach Rom zurückkehrte, hatte der Kanonendonner noch nicht aufgehört. Wie es schien, vertheidigten sich die Franzosen, doch ist dies für uns weiter nichts Beunruhigendes, denn sie zählen blos achttausend Mann, und Mack hat deren vierzigtausend.

»Ich schreibe Ihnen, ehe ich mich zu Tische setze. Man erwartete mich nämlich erst um sieben Uhr, ich kann aber schon eine halbe Stunde nach sechs, so daß ich, obschon ich großen Hunger hatte, mein Diner noch nicht fertig fand und mich gezwungen sah, zu warten. Sie sehen aber, daß ich diese halbe Stunde nützlich anwende, indem ich an Sie schreibe.

»Nach dem Diner werde ich in das Theater Argentina gehen und dort »il Matrimonio segreto« hören, worauf ein mir zu Ehren componiertes Ballet stattfinden wird. Es führt den Titel: »Der Einzug Alexanders des Großen in Babylon.« Brauche ich Ihnen, die Sie die personificirte Gelehrsamkeit sind, wohl erst zu sagen, daß dies eine zarte Anspielung auf meinen Einzug in Rom ist? Wenn dieses Ballet so ist, wie man mir versichert, so werde ich den Verfasser desselben nach Neapel schicken, damit er es auf dem Theater San Carlo ebenfalls in Scene setze.

»Im Laufe des Abends erwarte ich die Nachricht von einem großen Siege und werde, sobald ich dieselbe erhalte, sofort wieder einen Courier an Sie abfertigen.

»Da ich vor der Hand weiter nichts hinzuzufügen habe, als daß ich Ihnen und unseren lieben

Kindern eine Gesundheit wünsche, welche der meinigen gleicht, so bitte ich Gott, daß er Sie in einen heiligen Schutz nehme.

»Ferdinand B.«

Wie man sieht, verschwand der wichtigere Theil dieses Briefes vollständig unter dem beiläufigen. Es war darin von der Eberjagd, welche der König gehalten, weit mehr die Rede, als von der Schlacht, welche Mack geliefert.

Ludwig der Vierzehnte war der Erste, welcher in seinem autokratischen Stolze sagte: *Der Staat, das bin ich!* Diese Maxime war aber, schon ehe sie von Ludwig dem Vierzehnten materialisiert ward, die aller despotischen Königsgewalten, und ist es seitdem auch immer geblieben.

Trotz seines egoistischen Anstrichs brachte Ferdinands Brief die Wirkung hervor, welche die Königin davon erwartete, und Niemand erkühnte sich, die Opposition so weit zu treiben, daß er die Hoffnung des Königs in Bezug auf das Ergebnis der Schlacht nicht geheilt hätte.

Als das Ballet zu Ende, das Theater geräumt, die Lichter ausgelöscht und die Gäste wieder in die Wagen gestiegen waren, die fiel nach den in der Nähe von Caserta und Santa Maria gelegenen Landhäusern zurückbringen sollten, kehrte die Königin mit ihren Vertrauten, welche, da sie im Schlosse wohnten, zum Souper bei ihr blieben, in ihre Gemächer zurück.

Diese Personen waren vor allen Emma, die diensthabenden Ehrendamen, Sir William, Lord Nelson, welcher seit erst drei oder vier Tagen von London zurück war, wohin er die achttausend Mann des Generals Naselli geleitet; ferner der Fürst von Castelcicala, dem ein Rang beinahe zur Höhe der erlauchten Wirthe erhob, die ihn zur Tafel luden, oder der edlen Gäste, an deren Seite er Platz nahm, während das Handwerk, zu welchem er sich hergab, ihn moralisch unter das Bedientengeschmeiß stellte, welches ihm aufwartete; ferner Acton, der, da er sich die auf ihm lastende Verantwortlichkeit keineswegs verhehlte, seit einigen Tagen eine verdoppelte Ehrfurcht vor der Königin an den Tag legte, denn er fühlte wohl, daß am Tage des Mißerfolgs, wenn dieser Tag käme, die Königin seine einzige Stütze sein würde.

Außerdem waren an demselben Abend auch noch die beiden alten Prinzessinnen da, welche die Königin in Folge des Umstandes, daß ihr Gemahl sie aufgefordert hatte, nicht zu vergessen, daß die Damen Victoire und Adelaide doch immer die Töchter Ludwigs des Fünfzehnten seien, eingeladen hatte, eine Woche in Caserta zu verleben, und gleichzeitig die sieben Leibgardisten mitzubringen, welche, ohne der neapolitanischen Armee einverleibt zu sein, da sie auf die Empfehlung des Königs von dem Minister Ariola den Sold und den Grad als Lieutenants erhalten, mit den Gardeofficieren essen und wohnen und von diesen fétiert werden sollten, so lange die alten Prinzessinnen von der Königin fétiert würden.

Um die alten Damen bis auf die Person ihrer Leibgardisten zu honorieren, wurden sie ermächtigt, für jeden Abend einen derselben zum Souper einzuladen, der dann für diesen Abend ihr Ehrencavalier ward.

Sie waren seit vorigen Abend angelangt und hatten an diesem die Reihe der Einladungen mit Herrn von Boccheciampe begonnen. An dem heutigen Abend war Jean Baptist von Cesare an der Reihe, und da die Prinzessinnen sich, nachdem sie das Theater verlassen, auf einen Augenblick in ihre Gemächer zurückgezogen hatten, so war Cesare – welcher dem Schauspiele im Parterre, dem Platz der Officiere, beigewohnt – gegangen, um sie aus ihrem Zimmer abzuholen, um sie zur Königin zu begleiten, und sich dieser und ihren vornehmen Gästen vorstellen zu lassen.

Wir haben gesagt, daß Boccheciampe dem corsischen Adel und Cesare einer alten Familie von Caporali, das heißt ehemaligen militärischen Districtscommandanten, angehörte, und daß beide ein sehr angenehmes Aeußeres hatten. Dieses angenehme Aeußere, welches ihm selbst recht wohl bekannt war, hatte Cesare an diesem Abend noch durch Hinzufügung alles dessen zu erhöhen gesucht, was die Toilette eines Lieutenants einem hübschen Gesicht von dreiundzwanzig Jahren und einer distinguierten Haltung hinzuzufügen gestattet.

Dennoch aber konnte dieses hübsche Gesicht von dreiundzwanzig Jahren und diese Haltung, so distinguiert sie auch war, nicht der alleinige Grund des Rufes sein, welchen die Königin bei einem Anblick ausstieß, und der von Emma, von Acton, von Sir William und von beinahe allen Gästen wiederholt ward.

Dieser Ruf war ganz einfach ein Ruf des Erstaunens über die außerordentliche Aehnlichkeit, welche Jean Baptiste von Cesare mit dem Prinzen Franz, Herzog von Calabrien, hatte. Es war derselbe rosige Teint, dieselben hellblauen Augen, dasselbe blonde Haar, nur ein wenig dunkler, derselbe Wuchs, nur vielleicht ein wenig länger und schlanker.

Cesare, welcher den Thronerben niemals gesehen, und folglich nichts von der Gunst wußte, welche der Zufall ihm durch diese Aehnlichkeit mit einem Königssohne erzeugt, erschrak anfangs ein wenig über diesen geräuschvollen Empfang, den er natürlich nicht erwartet hatte.

Er zog sich jedoch als Mann von Geist aus der Affaire, indem er sagte, der Prinz werde hoffentlich ihm die unfreiwillige Kühnheit, ihm ähnlich zu sehen, verzeihen, und was die Königin beträfe, so werde sie, da alle ihre Unterthanen ihre Kinder wären, keinen Groll gegen die hegen, welche für sie nicht bloß das Herz, sondern auch die Aehnlichkeit eines Sohnes hätten.

Man setzte sich zu Tische. Das Souper war sehr heiter. Die beiden alten Prinzessinnen hatten, indem sie sich so in eine Umgebung versetzt sahen, welche an Versailles erinnerte, beinahe den Verlust vergessen, den sie durch den Tod ihrer Schwester erlitten, einen Verlust, über den sie sich nicht trösten zu können geglaubt. Es ist jedoch ein Vorrecht der Hoftrauer, daß sie in Violet getragen wird und nur drei Wochen dauert.

Das Souper war ganz besonders um dessentwillen so heiter, weil alle Welt ebenso wie der König und nach den Mittheilungen des Königs überzeugt war, daß zur gegenwärtigen Stunde der Kanonendonner, den man gehört, die Niederlage der Franzosen verkünde. Diejenigen, welche nicht so fest davon überzeugt waren, oder wenigstens die, welche unruhiger waren als die andern, thaten sich Gewalt an, und suchten ihre Physiognomien mit den lachendsten Gesichtern auf gleiches Niveau zu bringen.

Nur Nelson schien, trotz der Flammengluten, womit Emma Lyonna's Blick ihn gleichsam überschwemmte, ein wenig nachdenklich zu sein, und stimmte nicht mit in den allgemeinen Hoffnungschor ein, womit man dem Haß und dem Stolz der Königin schmeichelte.

Caroline bemerkte endlich diese Zerstretheit des Siegers von Abukir, und da sie dieselbe nicht auf Rechnung von Emmas Sprödigkeit bringen konnte, so erkundigte sie sich endlich bei ihm selbst nach den Ursachen seines Schweigens und Mangels an Frohsinn.

»Ew. Majestät wünscht zu wissen, welche Gedanken mich beschäftigen?« fragte Nelson.
»Wohlan, selbst auf die Gefahr hin, daß meine Freimüthigkeit der Königin mißfalle, muß ich als einfacher, gerader Seemann, der ich bin, sagen: Majestät, ich bin unruhig.«

»Unruhig! Und warum Mylord?«

»Weil ich es immer bin, wenn ich Kanonendonner höre.«

»Mylord,« sagte die Königin, »wie mir scheint, vergessen Sie, was dieser Kanonendonner für Sie zu bedeuten hat.«

»Sehr richtig, Madame, und weil ich mich des Briefes erinnere, auf welchen Sie hindeuten, ist meine Unruhe eine doppelte, denn wenn Eurer Majestät ein Unglück zustieße, so würde diese Unruhe sich in Reue und Gewissensbisse verwandeln.«

»Aber warum haben Sie dann jenen Brief geschrieben?«, fragte die Königin.

»Weil Sie mir versichert hatten, Madame, daß Ihr Schwiegersohn, der Kaiser von Oesterreich, gleichzeitig mit Ihnen ins Feld rücken würde.«

»Und wer sagt Ihnen, daß dieses nicht geschehen ist, oder nicht geschehen wird?«

»Wenn es geschehen wäre, Madame, so müßten wir etwas davon wissen. Ein deutscher Kaiser setzt sich nicht mit einer Armee von zweihunderttausend Mann in Marsch, ohne daß die Erde ein wenig erzittert, und wenn er jetzt noch nicht ins Feld gerückt ist, so wird es auch vor dem Monat April nicht geschehen.«

»Aber,« fragte Emma, »hat er nicht dem König geschrieben, daß dieser ins Feld rücken solle, und versichert, daß er, sobald der König in Rom wäre, sich mit seine Armee ebenfalls in Marsch setzen werde?«

»Ja, ich glaube,« stammelte die Königin.

»Haben Sie diesen Brief mit Ihren eigenen Augen gesehen, Madame?« fragte Nelson, indem er sein graues Auge auf die Königin heftete, als ob dieselbe eine ganz einfache gewöhnliche Frau wäre.

»Nein, der König hat es aber Acton gesagt,« entgegnete die Königin stammelnd. »Uebrigens aber, selbst wenn wir uns getäuscht haben sollten, oder wenn der Kaiser von Oesterreich uns getäuscht hätte, wäre dies für uns wohl Grund, zu verzweifeln?«

»Ich sage nicht gerade, daß wir Grund haben, zu verzweifeln, aber wohl fürchte ich, daß die neapolitanische Armee allein nicht stark genug wäre, den Anprall der Franzosen auszuhalten.«

»Wie, Sie glauben, daß die zehntausend Mann Franzosen des Generals Championnet sechzigtausend Mann Neapolitaner besiegen können, die von dem General Mack befehligt werden, der für den ersten Strategen Europas gilt?«

»Ich sage, Madame, daß der Ausgang jeder Schlacht zweifelhaft ist, daß das Schicksal Neapels von der abhängt, welche gestern geliefert worden; ich sage endlich, daß, wenn Mack unglücklicherweise geschlagen wäre, die Franzosen binnen vierzehn Tagen in Neapel sein würden.«

»Mein Gott, was sagen Sie da?«, murmelte Madame Adelaide erbleichend. »Wie? Wir sollten abermals genöthigt sein, wieder zum Pilgerstabe zu greifen? Hören Sie, meine Schwester, was Mylord Nelson sagt?«

»Ich höre es,« antwortete Madame Victoire mit einem Seufzer der Resignation. »Ich stelle aber unsere Sache dem Herrn anheim.«

»Dem Herrn? Das ist vom Standpunkt der Religion aus sehr gut gesagt; nach meiner Ansicht aber sind dem Herrn schon so viel Sachen, die der unseren gleichen, anheimgestellt, daß er nicht Zeit hat, sich damit zu beschäftigen.«

»Mylord, sagte die Königin zu Nelson, auf dessen Worte sie mehr Gewicht legte, als sie sich selbst merken lassen wollte; »Sie haben dann also eine sehr geringe Meinung von unsern Soldaten, wenn Sie glauben, daß sie nicht einmal sechs gegen einen die Republikaner schlagen können, welche Sie mit Ihren Engländern in gleicher, oft sogar in geringerer Zahl angreifen.«

»Auf dem Meere, ja, Madame, weil das Meer das Element der Engländer ist. Auf einer Insel geboren werden ist dasselbe, wie auf einem vor Anker liegenden Schiffe geboren werden. Auf dem Meere, dies sage ich dreist, nimmt ein englischer Seemann es mit zwei französischen auf, auf dem Lande aber ist es etwas Anderes. Das was die Engländer zur See sind, das sind die Franzosen zu Lande. Madame, Gott weiß, ob ich die Franzosen hasse! Gott weiß, ob ich geschworen habe, einen Vertilgungskrieg gegen sie zu führen! Gott weiß endlich, ob ich wünsche, daß Alles, was von dieser nichtswürdigen Nation, die ihren Gott verläugnet und ihrem König den Kopf abschneidet, noch übrig ist, in einem Schiffe wäre und daß ich mit dem armen »Vanguard«, so verstümmelt er auch ist, dieses Schiff entern könnte! Wenn man aber auch einen Feind verabscheut, so ist dies noch kein Grund, ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Haß ist nicht Verachtung. Wenn ich die Franzosen verachtete, so würde ich mir nicht die Mühe nehmen, sie zu hassen.«

»Aber, Mylord, sagte Emma mit einer jener anmuthigen verführerischen Kopfbewegungen, die nur ihr eigen waren, spielen Sie doch nicht die Rolle des Unglücksvogels! Die Franzosen werden zu Lande von dem General Mack eben so geschlagen werden, wie sie zur See von dem Admiral Nelson geschlagen worden sind. – So eben höre ich den Knall einer Peitsche, der uns neue Nachrichten verkündet. Hören Sie, Madame? Hören Sie, Mylord!? – Ganz gewiß ist das der Courier, den der König uns versprochen hat.«

Und in der That hörte man das wiederholte Knallen einer Peitsche sich rasch dem Schlosse nähern.

Es war nicht schwer zu errathen, daß das Knallen dieser Peitsche die schallende Musik war, wodurch die Postillone ihre Ankunft zu verkünden pflegen. Gleichzeitig aber – und dieser

Umstand mußte etwas unerklärlich erscheinen – hörte man das Rollen eines Wagens. Dennoch erhoben sich Alle unwillkürlich und lauschten.

Acton that noch mehr. Er war von Allen offenbar am aufgeregtesten und wendete sich nach der Königin herum.

»Erlauben Euer Majestät, daß ich mich erkundige? fragte er.

Die Königin antwortete durch eine bejahende Kopfbewegung.

Acton eilte nach der Thür und heftete die Augen auf die Gemächer, durch welche die Meldung von dem Eintreffen eines Couriers oder der Courier selbst kommen mußte.

Man hatte das Rollen des Wagens gehört, welcher unter dem Gewölbe der großen Treppe Halt machte.

Plötzlich bewegte Acton, drei Schritte zurückprallend, sich wie ein Mensch, in dessen Auge sich eine unmögliche Erscheinung zeigt, rücklings wieder in den Saal herein.

»Der König!« rief er, »der König! Was soll das heißen?«

Neuntes Capitel.

Alles verloren und die Ehre mit.

In der That trat beinahe gleichzeitig der König von dem Herzog von Ascoli gefolgt herein.

Einmal angelangt, und da es nun nichts mehr zu fürchten gab, hatte der König wieder seinen Rang angenommen und war vorangegangen.

Er befand sich in einer eigenthümlichen Gemüthstimmung. Der Verdruß, den ihm seine Niederlage einflößte, kämpfte in ihm mit der Freude, der Gefahr entronnen zu sein, und er empfand jenes ihm angeborene Bedürfniß zu spötteln, welches aber unter den jetzt obwaltenden Umständen ein immer bittereres ward.

Man nehme hierzu das physische Uebelbefinden eines Menschen oder vielmehr eines Königs, welcher fast ohne etwas zu essen an einem kalten Decembertage und in einer regnerigen Nacht sechzig Lieues in einem elenden Caleffino zurückgelegt hat.

»Brrr!« sagte er, indem eintrat und sich die Hände rieb, ohne wie es schien, von den anwesenden Personen Notiz zu nehmen; »hier ist es besser als auf der Straße von Albano. Was meinst Du dazu, Ascoli?«

Dann als die Gäste der Königin sich in Reverenzen erschöpften, fuhr er fort: »Guten Abend, guten Abend! Ich freue mich sehr, die Tafel gedeckt zu finden. Seit Rom haben wir auch nicht einen einzigen Bissen Fleisch genossen. Nichts als Brod und Käse! Pfui über die schlechten Wirthshäuser meines Königreichs! Wie beklage ich die armen Teufel, welche darauf angewiesen sind! Zu Tische, Ascoli, zu Tische! ich habe Hunger wie ein Wolf!«

Und der König setzte sich zur Tafel, ohne sich darum zu kümmern, ob er Jemanden seinen innegehabten Platz wegnähme.

Ascoli mußte sich neben ihn setzen.

»Sire, würden Sie wohl die Güte haben, meine Unruhe zu beschwichtigen?«, sagte die Königin, indem sie sich ihrem erhabenen Gemahl näherte, von welchem der Respect alle Uebrigen fern hielt.

»Darf ich fragen, welchem Umstande ich das Glück dieser unerwarteten Rückkehr verdanke?«

»Madame, Sie haben mir, glaube ich San Nicandro ist es wenigstens nicht gewesen – die Geschichte von Franz dem Ersten erzählt, welchen ach, ich weiß nicht welcher Schlacht als Gefangener, ich weiß nicht welches Kaisers, an seine Frau Mutter einem langen Brief schrieb, welcher mit der schönen Redensart endete: *Alles verloren, nur die Ehre nicht*. Wohlان, nehmen Sie an, ich käme von Pavia – so hieß die Schlacht, wie mir eben einfällt – nehmen Sie an, ich käme von Pavia und sagte, weil ich nicht so dumm gewesen bin, mich gefangen nehmen zu lassen, wie der König Franz der Erste, anstatt Ihnen zu schreiben, mündlich –«

»Alles verloren, nur die Ehre nicht?« rief die Königin erschrocken.

»O nein, Madame,« sagte der König mit schneidendem Gelächter; »die Redensart gestaltet sich ein klein wenig anders und heißt in unserem Falle: Alles verloren und die Ehre mit.«

»O Sire!«, murmelte Ascoli, welcher als Neapolitaner sich dieses Cynismus des Königs

schämte.

»Wenn die Ehre nicht verloren ist, Ascoli,« sagte der König, indem er die Stirn runzelte und mit den Zähnen knirschte – ein Beweis, daß er für die Situation nicht so unempfindlich war, als er sich stellte – »wonach liefen denn jene Leute, welche so schnell rannten, daß es mir trotz eines Trinkgeldes von anderthalb Ducato die größte Mühe gekostet hat, sie zu überholen? Nach der Schande!«

Niemand wagte zu sprechen und es herrschte eisiges Schweigen, denn ohne noch etwas zu wissen, muthmaßte man schon Alles.

Der König saß, wie wir schon gesagt haben, und hatte den Herzog von Ascoli neben sich Platz nehmen lassen. Die Gabel ausstreckend, nahm er von der vor ihm stehenden Schüssel einen gebratenen Fasan, schnitt ihn in zwei Theile und legte die eine Hälfte auf seinen Teller und die andere Hälfte auf den Ascolis.

Dann sah er sich um und bemerkte, daß Alle standen, selbst die Königin.

»Setzen Sie sich doch! setzen Sie sich doch!«, sagte er. »Wenn Sie schlecht soupirt haben, werden die Dinge deswegen nicht besser gehen.«

Er schenkte sich ein Glas Bordeauxwein ein und schob dann die Flasche Ascoli hin.

»Auf die Gesundheit des Generals Championnet!« rief der König. »Das nenne ich einen Mann von Wort! Er hatte den Republikanern versprochen, noch vor dem zwanzigsten Tage wieder in Rom zu sein, und er wird schon den siebzehnten dahin zurückgekehrt sein. Er verdiente diesen vortrefflichen Bordeauxwein zu trinken, während mir von Rechtswegen eigentlich weiter nichts zukäme, als elender Asprino.«

»Wie, Sire, was sagen Sie?« rief die Königin. »Championnet ist in Rom?«

»So gewiß als ich in Caserta. Nur ist er vielleicht dort nicht besser empfangen worden als ich hier.«

»Wenn Sie nicht besser empfangen worden sind, Sire, wenn man Ihnen nicht den Empfang bereitet hat, zu welchem Sie berechtigt sind, so müssen Sie es auf Rechnung des Erstaunens bringen, in welches uns Ihre Gegenwart in dem Augenblick versetzt hat, wo wir das Glück, Sie wieder zu sehen, so wenig erwarteten. Vor kaum erst drei Stunden empfing ich einen Brief von Ihnen, welcher mir einen Courier versprach, der mir-Nachrichten von der Schlacht bringen sollte.«

»Nun, Madame,« entgegnete der König, »dieser Courier bin ich selbst und die Nachricht ist: »Wir sind aufs Haupt geschlagen!« Was sagen Sie dazu, Mylord Nelson, Sie, der Sieger aller Sieger?«

»Eine halbe Stunde zuvor, ehe Euer Majestät anlangte, gab ich meine Befürchtungen in Bezug auf eine Niederlage zu erkennen.«

»Aber Niemand wollte daran glauben, Sire, setzte die Königin hinzu.

»So ist es mit der Hälfte aller Prophezeiungen und gleichwohl ist Mylord Nelson in seinem Vaterlande, kein Prophet. Auf alle Fälle war er es, der Recht hatte, und die Andern hatten Unrecht.«

»Aber, Sire, die vierzigtausend Mann, mit welchen der General Mack, wie er sagte, die zehntausend Republikaner Championnets zermalmen wollte!«

»Wie es scheint, ist Mack kein so guter Prophet wie Mylord Nelson, und die zehntausend Republikaner Championnets haben im Gegentheile die vierzigtausend Mann des Generals Mack

zermalmt. Sage, Ascoli, wenn ich bedenke, daß ich an den Papst geschrieben, er solle auf Cherubimsittigen kommen, um mit mir in Rom das Osterfest zu feiern! Ich hoffe, daß er sich nicht allzusehr beeilt haben wird, die Einladung anzunehmen. Geben Sie mir einmal diese Wildschweinskeule her, Castelcicala. Von einem halben Fasan wird man nicht satt, wenn man seit vierundzwanzig Stunden so gut wie nichts gegessen hat.«

Dann wendete er sich zu der Königin und fragte sie:

»Haben Sie noch weitere Fragen an mich zu richten, Madame?«

»Noch eine letzte, Sire.«

»Heraus damit!«

»Ich möchte Eure Majestät fragen, zu welchem Zwecke diese Maskerade –«

Und Caroline zeigte auf Ascoli mit seinem gestickten Rock, seinen Kreuzen und Ordensbändern.

»Was für eine Maskerade meinen Sie?«

»Der Herzog von Ascoli ist ja als König gekleidet!«

»Ah, ganz richtig! Und der König als Herzog von Ascoli. Vor allen Dingen aber setzen Sie sich. Es ist mir lästig, wenn ich dasitze und esse, während Sie Alle um mich herumstehen, besonders Ihre königlichen Hoheiten,« sagte der König, indem er sich erhob und sich gegen die beiden alten Prinzessinnen verneigte.

»Sire,« sagte Madame Victoire, »von welcher Art auch die Umstände sein mögen, unter welchen wir Sie wiedersehen, so können doch Eure Majestät überzeugt sein, daß wir uns glücklich schätzen, Sie wiederzusehen.«

»Ich danke, ich danke. Wer ist denn jener schöne junge Lieutenant dort, der sich erlaubt, meinem Sohne ähnlich zu sehen?«

»Einer von den sieben Garden, welche Sie den königlichen Prinzessinnen gestattet haben,« sagte die Königin.

»Herr von Cesare ist von guter corsischer Familie, Sire, und übrigens adelt die Epaulette.«

»Dafern nämlich der, welcher sie trägt, sie nicht schändet. Wenn das, was Mack mir gesagt hat, wahr ist, so gibt es in meiner Armee eine niedliche Menge Epauletten, welche auf andere Schultern gehören. Dienen Sie meinen Cousinen gut, Herr von Cesare, und wir werden Ihnen ein Paar dieser Epauletten aufheben.«

Der König forderte die Gesellschaft durch eine Handbewegung nochmals auf Platz zu nehmen, und man setzte sich, obschon Niemand aß.

»Und nun,« sagte Ferdinand zur Königin, »Sie fragten mich, warum Ascoli als König gekleidet wäre, und warum ich mich als Ascoli gekleidet hätte? Ascoli wird Ihnen dies erzählen. Erzähle, Herzog, erzähle!«

»Nicht mir kommt es zu, Sire, mich der Ehre zu rühmen, welche Euer Majestät mir erzeigt hat.«

»Er nennt das eine Ehre! Armer Ascoli! Wohlan, ich will Ihnen selbst die Ehre erzählen, die ich ihm angethan. Denken Sie sich, es fiel mir ein, daß diese elenden Jakobiner gesagt hatten, sie würden mich aufknüpfen, wenn ich ihnen in die Hände fiel.«

»Ach, das wäre ihnen wohl zuzutrauen!«

»Sehen Sie, Madame, Sie sind auch dieser Meinung! Wohlan, da wir uns gleich so wie wir

waren aufmachen mußten, weil wir keine Zeit hatten, uns zu verkleiden, so sagte ich in Albano zu Ascoli: Gib mir deinen Rock und nimm den meinigen, damit, wenn diese Schurken von Jakobinern uns anhalten, sie glauben, Du seiest der König, und mich fliehen lassen. Wenn ich dann in Sicherheit bin, wirft Du ihnen erklären, daß Du nicht der König bist! Ein Umstand aber, an welchen der arme Ascoli nicht gedacht hatte, setzte der König, in ein lautes Gelächter ausbrechend, hinzu, »ist der, daß, wenn wir gefangen genommen worden wären, unsere Feinde ihm gar nicht Zeit gelassen haben würden, sich zu erklären, sondern ihn vor allen Dingen gehängt hätten, um seine Auseinandersetzungen später zu hören.«

»O doch, Sire, ich hatte daran gedacht,« antwortete der Herzog einfach, »und eben deshalb ging ich auf den Vorschlag ein.«

»Du hattest daran gedacht?«

»Ja, Sire.«

»Und trotzdem nahmst Du meinen Vorschlag an?«

»Eben deswegen nahm ich ihn an, wie ich bereits die Ehre gehabt, Euer Majestät zu sagen,« entgegnete Ascoli sich verbeugend.

Der König fühlte sich abermals gerührt von dieser so einfachen und edlen Hingebung. Ascoli war von seinen Höflingen der, welcher am wenigsten von ihm verlangt, und für welchen es ihm folglich niemals eingefallen war, etwas zu thun.

»Ascoli,« sagte der König, »ich habe Dir schon gesagt, und ich wiederhole, Du wirst diesen Rock behalten, so wie er ist, mit allen Ordensbändern und Kreuzen zum Andenken an den Tag, wo Du Dich erbotest, deinem König das Leben zu retten, und ich, ich werde, ebenfalls zum Andenken an diesen Tag deinen Rock behalten. Wenn Du jemals eine Gnade von mir zu erbitten oder mir einen Vorwurf zu machen hast, Ascoli, so wirst Du diesen Rock anziehen und zu mir kommen!«

»Bravo, Sire,« rief Cesare, »das nenne ich eine Belohnung!«

»Ei, ei, junger Mann,« sagte Madame Adelaide, »Sie vergessen wohl, daß Sie die Ehre haben, mit dem König zu sprechen?«

»Ich bitte um Verzeihung, Hoheit! Niemals habe ich mich dessen lebhafter erinnert, denn niemals habe ich einen König größer gesehen.«

»Ah!ah!«, sagte Ferdinand, »in diesem jungen Manne steckt etwas Gutes. Komm einmal her! Wie heißest Du?«

»Don Cesare, Sire.«

»Cesare, ich habe Dir schon gesagt, daß Du ein Paar Epauletten verdienen könntest, die ich vielleicht Ursache haben werde, einem Feigling von den Schultern reißen zu lassen. Du sollst aber nicht bis dahin warten und ich werde Dir diese Schmach nicht zumuthen. Ich ernenne Dich schon jetzt hiermit zum Capitän. Acton, Sie werden darauf sehen, daß ihm morgen ein Patent ausgefertigt werde, und demselben eine Gratification von tausend Ducati beifügen.«

»Welche Eure Majestät mir wohl erlauben, mit meinen Cameraden zu theilen?«

»Du wirst thun, wie Du wünschet, auf alle Fälle aber stellst Du Dich mir morgen mit den Insignien deines neuen Grades vor, damit ich mich überzeugen kann, daß meine Befehle ausgeführt worden sind.«

Der junge Mann verneigte sich, und kehrte, sich rückwärts bewegend, auf einen Platz zurück.

»Sire,« sagte Nelson, »erlauben Sie mir, Ihnen meinen Glückwunsch darzubringen. Sie sind diesen Abend zweimal König gewesen.«

»Rechnen Sie das auf die Tage, wo ich vergesse, es zu sein, Mylord,« antwortete Ferdinand mit jenem Ausdruck, welcher zwischen Spott und Gutmüthigkeit schwankte und es so schwer machte, sich ein richtiges Urtheil über ihn zu bilden.

Dann wendete er sich zu dem Herzog und sagte:

»Nun, Ascoli, damit wir wieder auf unsern Gegenstand zurückkommen – ist der Handel abgeschlossen?«

»Ja, Sire, und die Dankbarkeit ist ganz auf meiner Seite,« antwortete Ascoli. »Nur möchte ich Eure Majestät bitten, mir eine kleine Tabatière von Schildkrot zurückzugeben, auf welcher sich das Porträt meiner Tochter befindet und die in der Tasche meiner Weste steckt. Ich werde dafür meinerseits jenen Brief von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich herausgeben, welchen Sie, Sire, in die Tasche steckten, nachdem Sie bloß die erste Zeile davon gelesen.«

»Das ist wahr; ich entsinne mich. Gib her, Herzog.«

»Hier ist der Brief, Sire.«

Der König nahm den Brief aus den Händen Ascoli's und öffnete ihn mechanisch.

»Unser Schwiegersohn befindet sich doch wohl?« fragte die Königin mit einer gewissen Unruhe.

»Ich hoffe es. Uebrigens werde ich es Ihnen sogleich jagen, denn dieser Brief ward mir, wie Ascoli eben bemerkt hat, in dem Augenblicke zugestellt, wo ich zu Pferde stieg.«

»So daß Sie,« fuhr die Königin fort, »nur die erste Zeile davon gelesen haben?«

»Ja, die erste Zeile, welche mir zu meinem siegreichen Einzug in Rom Glück wünscht. Da der Augenblick hierzu übel gewählt war, weil ich ja eben im Begriff stand, Rom auf eben nicht sonderlich siegreiche Weise zu verlassen, so hielt ich es nicht für gerathen, mit dem Lesen dieses Briefes lange Zeit zu verlieren. Jetzt ist es etwas Anderes und wenn Sie erlauben, so will ich –«

»Thun Sie es, Sire,« sagte die Königin sich verneigend.

Der König fing an zu lesen. Bei der zweiten oder dritten Zeile aber veränderten sich seine Züge plötzlich und gewannen einen finstern Ausdruck.

Die Königin und Acton wechselten einen Blick und ihre Augen hefteten sich begierig auf diesen Brief, welchen der König fortfuhr still und mit steigender Aufregung zu lesen.

»Aber, sagte der König, »beim heiligen Januarius, das ist seltsam und wenn die Furcht mich nicht geblendet hat –«

»Aber was gibt es denn, Sire?« fragte die Königin.

»Nichts, Madame, nichts. Seine Majestät der Kaiser theilt mir eine Nachricht mit, auf welche ich nicht gefaßt war. Das ist Alles.«

»Nach dem Ausdruck Ihres Gesichts, Sire, fürchte ich, daß es eine schlimme Nachricht sei.«

»Und Sie irren sich durchaus nicht, wenn Sie dies glauben, Madame. Wir haben heute unsern Tag. Sie wissen, es gibt ein Sprichwort, welches sagt: Die Raben fliegen in Schwärmen. Wie es

scheint, machen die schlimmen Nachrichten es eben so wie die Raben.«

In diesem Augenblicke näherte sich ein Lakai dem König, neigte sich zu seinem Ohr herab und sagte:

»Sire, die Person, nach welcher Euer Majestät, als Sie aus dem Wagen stiegen, fragen ließen, und welche zufällig in San Leucio war, erwartet Euer Majestät in Ihrem Gemach.«

»Gut, gut,« antwortete der König. »Ich komme sogleich. Warte. Erkundige Dich, ob Ferrari – nicht wahr, er war es, der die letzte Depesche brachte?«

»Ja, Sire?«

»Wohlan, erkundige Dich, ob er noch hier ist.«

»Ja, Sire, er wollte wieder abreisen, als er Ihre Ankunft erfuhr.«

»Gut. Sage ihm, er solle sich nicht von der Stelle rühren. In einer Viertel- oder halben Stunde werde ich seiner bedürfen.«

Der Lakai entfernte sich.

»Madame,« sagte der König, »Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Sie verlasse. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß ich nach der etwas forcierten Fahrt, die ich gemacht, der Ruhe bedarf.«

Die Königin verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung.

Der König wendete sich hierauf an die beiden alten Prinzessinnen, welche, seitdem sie den Stand der Dinge kannten, nicht aufgehört hatten mit einander zu flüstern, und sagte:

»Meine Damen, gern hätte ich Ihnen eine sicherere und besonders dauerndere Gastfreundschaft angeboten, auf alle Fälle aber und selbst wenn Sie genöthigt wären, mein Königreich zu verlassen und es Ihnen nicht beliebte, dahin zu kommen, wohin wir vielleicht genöthigt werden zu gehen, so würde ich doch für Ihre königlichen Hoheiten keine Besorgnisse hegen, so lange Sie den Capitän Cesare und eine Cameraden zur Leibgarde haben.«

Dann setzte er, zu Nelson gewendet, hinzu:

»Mylord Nelson, morgen oder vielmehr heute werde ich Sie wiedersehen, nicht wahr? Unter den Umständen, in welchen ich mich befinde, muß ich die Freunde kennen lernen, auf welche ich rechnen kann, und bis zu welchem Grade ich auf dieselben rechnen kann.«

Nelson verneigte sich.

»Sire,« entgegnete er, »ich hoffe, Euer Majestät hat an meiner Hingebung und der Freundschaft meines erhabenen Souveräns, so wie der Unterstützung, welche die englische Nation Ihnen zu leisten bereit ist, niemals gezweifelt und wird auch nie daran zweifeln.«

Der König machte eine Geberde, welche gleichzeitig bedeutete: »Ich danke, und: »Ich rechne auf Ihr Versprechen.«

Dann näherte er sich Ascoli und sagte zu diesem:

»Dir, mein Freund, danke ich nicht. Du hast, wenigstens nach deiner Meinung, etwas so Einfaches gethan, daß es nicht der Mühe verlohnt, davon zu sprechen.«

Zuletzt wendete er sich zu dem Gesandten Englands herum.

»Sir William Hamilton, fuhr er fort, »entsinnen Sie sich noch, daß ich mir in dem Augenblick, wo dieser unglückliche Krieg beschlossen ward, ebenso wie Pilatus von Allem, was daraus entstehen könnte, die Hände wusch?

»Ich entsinne mich dessen recht wohl, Sire. Es war der Cardinal Ruffo, welcher Ihnen dabei

das Waschbecken hielt,« antwortete Sir William.

»Wohlan, komme was da wolle, so geht es mich nichts mehr an. Es geht blos Die an, welche Alles gemacht haben, ohne mich zu Rathe zu ziehen und die da, wo sie mich zu Rathe gezogen, meinen Rathschlägen kein Gehör geschenkt haben.«

Nachdem er noch einen vorwurfsvollen Blick auf die Königin geworfen, entfernte er sich.

Die Königin ging rasch auf Acton zu.

»Haben Sie gehört, Acton?«, sagte sie.

»Er nannte, nachdem er den Brief des Kaisers gelesen, den Namen Ferrari.«

»Das hörte ich allerdings auch, Ferrari weiß aber nichts. Es geschah ja Alles während seiner Ohnmacht und seines Schlafes.«

»Gleichviel. Es wird für uns gerathen sein, uns dieses Menschen zu entledigen.

Zehntes Capitel.

*Wo St. Majestät damit beginnt, nichts zu begreifen,
und damit endigt, nichts begriffen zu haben.*

Die Person, welche der König in seinem Cabinet erwartete und die sich, als er nach ihr gefragt, zufällig in San Leucio befunden, war der Cardinal Ruffo, das heißt der Mann, zu welchem der König in schwierigen Fällen stets seine Zuflucht genommen.

Zu dem schwierigen Falle, in welchem sich der König bei seiner Ankunft befand, hatte sich aber eine unerwartete Verwicklung gesellt, welche ihn noch eifriger wünschen ließ, die Meinung seines Rathgebers zu vernehmen.

Der König eilte daher sofort in sein Zimmer, indem er rief: »Wo ist er? Wo ist er?«

»Hier bin ich, Sire,« antwortete der Cardinal, indem er Ferdinand entgegenkam.

»Vor allen Dingen bitte ich Sie um Verzeihung, Herr Cardinal, daß ich Sie um zwei Uhr des Morgens habe wecken lassen.«

»Von dem Augenblicke an, wo mein ganzes Leben Euer Majestät gehört, stehen meine Nächte ebenso wie meine Tage zu Ihrer Verfügung.«

»Sie müssen wissen, Eminenz, daß ich der Hingebung meiner Freunde niemals mehr bedurft habe als in diesem Augenblicke.«

»Ich schätze mich glücklich und stolz, daß der König mich zu der Zahl derer rechnet, auf deren Hingebung er sich verlassen kann.«

»Als Sie mich auf so unerwartete Weise zurückkommen sahen, ahnten Sie wohl, was geschehen ist, nicht wahr?«

»Der General Mack hat sich wahrscheinlich schlagen lassen.«

»Ja, dies hat er sehr flink besorgt – mit einem einzigen Male und mit einem einzigen Schlage. Unsere vierzigtausend Neapolitaner haben, wie es scheint, nichts als Feuer gesehen.«

»Brauche ich Ihnen wohl zu sagen, Sire, daß ich dies erwartet habe?«

»Aber warum riethen Sie mir dann zum Krieg?«

»Euer Majestät werden sich erinnern, daß ich diesen Rath Ihnen nur unter einer Bedingung gab.«

»Was war das für eine Bedingung?«

»Es war die, daß der Kaiser von Oesterreich zu derselben Zeit, wo Euer Majestät gegen Rom marschieren würden, an den Mincio rückte. Wie es aber scheint, hat der Kaiser dies nicht gethan.«

»Da berühren Sie ein ganz anderes Geheimniß, Eminentissime.«

»Wie so?«

»Sie entsinnen sich wohl des Briefes, durch welchen der Kaiser mir meldete, daß er, sobald ich in Rom wäre, ins Feld rücken würde, nicht wahr?«

»Vollkommen. Wir haben diesen Brief mit einander gelesen und besprochen.«

»Ich muß ihn hier in meiner geheimen Mappe haben.«

»Nun und, Sire?« fragte der Cardinal.

»Wohlan, nehmen Sie Kenntniß von diesem anderen Briefe, den ich in Rom in dem Augenblick erhielt, wo ich den Fuß in den Steigbügel setzte und den ich erst heute Abend vollständig gelesen. Wenn Sie dann von der ganzen Sache etwas begreifen, so erkläre ich nicht bloß, daß Sie klüger sind als ich, wozu nicht sonderlich viel gehört, sondern daß Sie geradezu ein Hexenmeister sind.«

»Sire, dies wäre eine Erklärung, die ich Sie bitten würde, für sich zu behalten. Ich stehe in Rom schon nicht sonderlich gut angeschrieben.«

»Lesen Sie! lesen Sie!«

Der Cardinal ergriff den Brief und las:

»Mein lieber Bruder und Cousin, Onkel und Schwiegervater und Bundesgenöß.«

»Ah,« sagte der Cardinal, indem er sich unterbrach, »dieser ganze Brief ist von der eigenen Hand des Kaisers.«

»Lesen Sie! lesen Sie!« sagte der König wieder.

Der Cardinal las:

»Gestatten Sie mir vor allen Dingen, Ihnen zu Ihrem siegreichen Einzuge in Rom Glück zu wünschen. Der Gott der Schlachten hat Sie beschützt und ich danke ihm für den Schutz, den er Ihnen gewährt. Es ist dies ein umso größeres Glück, als zwischen uns ein großes Mißverständnis obzuwalten scheint –«

Der Cardinal sah den König an.

»O, Sie werden sogleich sehen, Eminentissime. Sie sind noch nicht zu Ende.«

Der Cardinal las weiter:

»In dem Briefe, welchen Sie mir die Ehre erzeigen, mir zu schreiben, um mir Ihre Siege zu melden, sagen Sie, daß ich nun einerseits mein Versprechen, bloß zu halten brauchte, wie Sie die Ihrigen gehalten, und Sie sagen mir zu deutlich, dieses Versprechen, welches ich Ihnen gegeben, wäre, sofort, ins Feld zu rücken, sobald Sie in Rom sein würden.«

»Nicht wahr, Eminentissime, Sie erinnern sich vollkommen, daß der Kaiser, mein Neffe, sich in dieser Weise verbindlich gemacht hatte?«

»Ich glaube, es steht in seiner Depesche mit dürren Worten geschrieben.«

»Uebrigens,« fuhr der König fort, welcher, während der Cardinal den ersten Theil des Briefes las, seine Mappe geöffnet und darin das erste Schreiben gefunden hatte, »werden wir die Sache sogleich genauer beurtheilen können. Hier ist der Brief meines lieben Neffen. Wir wollen ihn mit diesem vergleichen und werden bald sehen, wer Unrecht hat, ob der Kaiser oder ich. Lesen Sie weiter.«

Der Cardinal las weiter:

»Dies habe ich Ihnen aber nicht bloß nicht versprochen, sondern Ihnen im Gegentheile positiv geschrieben, daß ich nicht eher als bis zum Eintreffen des Generals Suwaroff und seiner vierzigtausend Russen, das heißt gegen den nächstkünftigen Monat April, ins Feld rücken würde.«

»Sie sehen ein, Eminentissime, hob der König wieder an, »daß einer von uns beiden den Verstand verloren haben muß.«

»Ich möchte lieber sagen, einer von uns dreien,« bemerkte der Cardinal, »denn ich habe es eben so gelesen wie Eure Majestät.«

»Nun denn, fahren Sie fort.«

Der Cardinal heftete seine Augen wieder auf die Depesche und las:

»Ich bin dessen, was ich Ihnen sage, mein lieber Onkel und Schwiegervater, um so sicherer, als ich auf den Rath, den Sie mir gegeben, den Brief, den ich die Ehre gehabt an Sie zu richten, einem ganzen Inhalte nach mit eigener Hand geschrieben –«

»Sie hören! mit eigener Hand!«

»Ja, aber ich muß ebenso wie Euer Majestät sagen, daß ich die Sache absolut nicht begreife.«

»Sie werden sehen, Eminentissime, daß von der erhabenen Hand meines Neffen weiter nichts geschrieben ist, als die Adresse, die Ueberschrift und der Gruß.«

»Ich entsinne mich dessen vollkommen.«

»Nun, dann lesen Sie weiter.«

Der Cardinal fuhr fort:

»Und daß ich, um dem, was ich die Ehre gehabt, Euer Majestät zu sagen, streng treu zu bleiben, durch meinen Secretär eine Abschrift von jenem ersten Briefe habe abnehmen lassen.

Diese Abschrift sende ich Ihnen hierbei, damit Sie dieselbe mit dem Originale vergleichen und sich durch den Augenschein überzeugen, daß in den von mir gebrauchten Ausdrücken keine Zweideutigkeit gelegen hat, welche Sie zu einem solchen Irrthum hätte verleiten können.«

Der Cardinal sah den König an.

»Verstehen Sie hiervon etwas?« fragte Ferdinand.

»Eben so wenig als Sie, Sire, aber erlauben Sie mir, daß ich zu Ende lese.«

»Immer zu! immer zu! Wir sind da in ein schönes Labyrinth gerathen, mein lieber Cardinal!«

»Und wie ich die Ehre habe, Ew. Majestät zu sagen,« fuhr Ruffo fort zu lesen, fühle ich mich doppelt glücklich, daß die Vorsehung Ihren Waffen den Sieg verliehen hat, denn wenn Sie, anstatt zu siegen, geschlagen worden wären, so wäre es mir, ohne den von mir gegen die verbündeten Mächte übernommenen Verbindlichkeiten untreu zu werden, unmöglich gewesen, Ihnen zu Hilfe zu kommen, und ich hätte mich zu meinem großen Bedauern genöthigt gesehen, Sie Ihrem schlimmen Schicksal zu überlassen. Zum Glück hat die Vorsehung, indem sie Ihnen den Sieg verliehen, mir diesen großen Schmerz erspart –«

»Ja, den Sieg!«, sagte der König. »Ein schöner Sieg!«

»Empfangen Sie nun, mein geliebter Bruder und Cousin, Onkel, Schwiegervater –«

»Et caetera, et caetera!« unterbrach der König. »Jetzt, mein lieber Cardinal, wollen wir einmal die Abschrift des vorgeblichen Briefes ansehen, den ich zum Glück im Original aufbewahrt habe.«

Diese Abschrift lag wirklich dem Briefe bei. Ruffo hielt sie in der Hand, er las sie.

Es war dies die Abschrift der Depesche, welche von der Königin und Acton erbrochen, und weil dadurch ihre Wünsche nicht unterstützt wurden, von ihnen durch den gefälschten Brief vertauscht worden war, den der König jetzt in der Hand hielt und im Begriffe stand mit der Copie zu vergleichen, welche der Kaiser ihm übersendete.

Wenn wir – wie dies um der Klarheit unserer Erzählung willen nothwendig ist – unsern Lesern diese Abschrift des echten Briefes vorgelegt haben werden, wird man sich einen Begriff von dem

Erstaunen machen, in welches der König versetzt werden mußte.

»Schloß Schönbrunn, am 28. September 1798.

»Geliebter Bruder, Cousin, Onkel und Bundesgenosse!

»Ich antworte Ew. Majestät eigenhändig, eben so wie Sie mir geschrieben haben. Meine Meinung lautet in Uebereinstimmung mit der meines Ministerraths dahin, daß wir den Krieg gegen Frankreich nicht eher beginnen dürfen, als wenn wir alle unsere Aussichten auf Erfolg beisammen haben. Eine dieser Aussichten, worauf ich ganz besonders rechne, ist die Mitwirkung von vierzigtausend Mann russischer Truppen unter Führung des Feldmarschalls Suwaroff, dem ich das Obercommando unserer Armeen zu übertragen gedenke. Diese vierzigtausend Mann werden aber erst gegen das Ende des Monats März hier sein.

»Ziehen Sie, mein geliebter Bruder, Cousin und Onkel, daher die Sache in die Länge und verzögern Sie die Eröffnung der Feindseligkeiten auf alle nur mögliche Weise. Ich glaube nicht, daß Frankreich mehr als wir von dem Wunsche beseelt ist, Krieg zu führen. Benutzen Sie diese friedliche Stimmung. Führen Sie für das, was geschehen, irgend einen beliebigen Grund an und im Monat April werden wir dann mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln den Feldzug beginnen.

»Da somit der Gegenstand meines jetzigen Schreibens erledigt ist, bitte ich, mein lieber Bruder, Cousin, Onkel und Bundesgenosse, daß Gott Sie in einen heiligen Schutz nehme.

Franz.«

»Und nun, nachdem Sie die angebliche Abschrift gelesen,« sagte der König, »lesen Sie das Original und Sie werden sehen, ob es nicht gerade das Gegentheil sagt.«

Mit diesen Worten reichte er dem Cardinal den von Acton und der Königin gefälschten Brief, welchen Ruffo eben so vorlas wie den ersten.

Wir wollen ihn eben so wie den ersten wiederholen, da unsere Leser sich wohl vielleicht des Inhalts entsinnen, sicherlich aber den Wortlaut vergessen haben.

»Schönbrunn, den 28. September 1798.

»Werthgeschätzter Bruder, Cousin, Onkel und Bundesgenosse!

»Nichts konnte mir angenehmer sein, als der Brief, welchen Sie mir geschrieben und in welchem Sie mir versprechen, sich in allen Dingen nach meinem Rathe zu richten.

»Die Nachrichten, welche ich aus Rom erhalten, melden mir, daß die französische Armee sich dort in dem erbärmlichsten Zustande befindet. Mit der Armee von Ober-Italien ist ganz dasselbe der Fall.

»Nehmen Sie, mein werthgeschätzter Bruder, Cousin, Onkel und Bundesgenosse, die eine auf sich, ich werde die andere auf mich nehmen. Sobald ich erfahren, daß Sie in Rom eingerückt sind, rücke ich mit hundertundvierzigtausend Mann ins Feld. Sie haben Ihrerseits sechzigtausend, ich erwarte vierzigtausend Mann Russen. Dies ist mehr, als nöthig ist, damit der nächste Friedensschluß, anstatt der Friede von Campo Formio, der Friede von Paris heiße.

»Da somit der Gegenstand meines jetzigen Schreibens erledigt ist, bitte ich, mein lieber Bruder, Cousin, Onkel und Bundesgenosse, daß Gott Sie in einen heiligen Schutz nehme.

Franz.«

Der Cardinal versank, nachdem er zu Ende gelesen, in tiefe Gedanken.

»Nun, Eminentissime, was meinen Sie dazu?« fragte der König.

»Daß der Kaiser Recht hat, aber daß Eure Majestät deswegen nicht Unrecht haben.«

»Was soll das heißen?«

»Daß, wie Eure Majestät schon bemerkt haben, hier irgend ein furchtbares Geheimniß, ja vielleicht mehr als ein Geheimniß, ein Verrath dahintersteckt.«

»Ein Verrath! Wer sollte ein Interesse daran haben, mich zu verrathen?«

»Das heißt mich nach den Namen der Schuldigen fragen, Sire, und diese kenne ich nicht.«

»Aber wäre es nicht möglich, sie kennen zu lernen?«

»Suchen wir sie. Ich verlange nichts Besseres, als der Spürhund Eurer Majestät zu sein. Jupiter fand Ferrari auch. Da ich gerade Ferrari erwähne, Sire, so fällt mir dabei ein, daß es vielleicht gut wäre, diesen zu befragen.«

»Dies war auch mein erster Gedanke und ich habe ihm sagen lassen, daß er sich bereithalten sollte.«

»Nun, dann bitte ich, daß Eure Majestät ihn rufen lassen.«

Der König klingelte und es trat derselbe Lakai ein, welcher ihm die Meldung bei Tafel gemacht.

»Wo ist Ferrari?« fragte der König.

»Er wartet im Vorzimmer, Sire.«

»Er soll hereinkommen.«

»Eure Majestät haben mir gesagt, daß Sie dieses Mannes sicher wären,« bemerkte Ruffo.

»Das heißt, Eminentissime, ich habe Ihnen gesagt, daß ich einer sicher zu sein glaubte.«

»Wohlan, ich gehe weiter als Eure Majestät; ich bin seiner sicher.«

Ferrari erschien an der Thür gestieft, gespornt und bereit aufzubrechen.

»Komm her, wackerer Freund,« sagte der König.

»Ich stehe zu den Befehlen, Eure Majestät. Meine Depeschen, Sire.«

»Heute Abend handelt es sich nicht um Depeschen, mein Freund,« sagte der König.

»Es handelt sich blos um Beantwortung unserer Fragen.«

»Ich bin bereit, Sire.«

»Fragen Sie, Cardinal,« sagte der König.

»Mein Freund,« sagte Ruffo zu dem Courier, »der König hat das größte Vertrauen zu Euch.«

»Und dieses Vertrauen glaube ich durch fünfzehnjährige gute und treue Dienste verdient zu haben, Monseigneur.«

»Deshalb ersucht der König Euch, eure Gedanken zu sammeln und will Euch durch meinen Mund bedeuten, daß es sich um eine sehr wichtige Angelegenheit handelt.«

»Ich erwarte das Weitere, Monseigneur,« sagte Ferrari.

»Nicht wahr, Ihr erinnert Euch noch der geringfügigsten Umstände, von welchen eure letzte Reise nach Wien begleitet war?« fragte der Cardinal.

»So genau, als ob ich soeben erst davon zurückkäme, Monseigneur.«

»Gab der Kaiser den Brief, den Ihr dem König gebracht, Euch wirklich selbst?«

»Ja wohl, er selbst, Monseigneur, und ich habe bereits die Ehre gehabt, dies dem König zu sagen.«

»Der König wünscht aber diese Versicherung noch einmal aus eurem Munde zu hören.«

»Ich habe die Ehre, die ihm hiermit zu geben.«

»Wo thatet Ihr den Brief des Kaisers hin?«

»In diese Tasche hier,« sagte Ferrari, indem er seine Jacke öffnete.

»Wo habt Ihr Halt gemacht?«

»Nirgends weiter, als wo ich die Pferde gewechselt habe.«

»Wo habt Ihr geschlafen?«

»Ich habe nicht geschlafen.«

»Hm!« sagte der Cardinal, »aber ich habe gehört, – Ihr habt es selbst gesagt – es sei Euch ein Unfall begegnet.«

»Ja, im Schloßhofe, Monseigneur. Ich wendete mein Pferd zu kurz, es glitt mit allen Vieren aus, ich schlug mit dem Kopfe gegen einen Eckstein und verlor die Besinnung.«

»Wo erlangtet Ihr dieselbe wieder?«

»In der Apotheke.«

»Wie lange waret Ihr ohne Besinnung?«

»Das ist leicht zu berechnen, Monseigneur. Als mein Pferd stürzte, war es ein oder halb zwei Uhr Morgens, und als ich die Augen wieder aufschlug, begann eben der Tag zu grauen.«

»In den ersten Tagen des Monats Oktober beginnt es gegen halb sechs, vielleicht erst um sechs des Morgens hell zu werden, und eure Ohnmacht hätte sonach ungefähr vier Stunden gedauert.«

»Ja, ungefähr, Monseigneur.«

»Und wer war bei Euch, als Ihr die Augen wieder aufschlugt?«

»Der Secretär Sr. Excellenz des Generalcapitäns, Herr Richard, und der Chirurg von Santa-Maria.«

»Habt Ihr keinen Verdacht, daß man den Brief berührt habe, welcher sich in eurer Tasche befand?«

»Als ich erwachte, war es mein Erstes, daß ich danach fühlte. Er war noch immer an Ort und Stelle. Ich untersuchte das Siegel und das Couvert. Beides schien mir unversehrt zu sein.«

»Dann hattet Ihr also doch Grund zu zweifeln?«

»Nein, Monseigneur, ich that es unwillkürlich.«

»Und dann?«

»Dann, Monseigneur, reichte man mir, da der Wundarzt von Santa-Maria mich während meiner Ohnmacht verbunden hatte, eine Tasse Fleischbrühe. Ich machte mich wieder auf die Füße und überbrachte dem König meinen Brief. Uebrigens waren Sie ja dabei selbst zugegen, Monseigneur.«

»Ja, mein lieber Ferrari, und ich glaube dem König versichern zu können, daß Ihr Euch in dieser ganzen Angelegenheit als ein guter, treuer Diener benommen habt. Dies ist Alles, was man von Euch zu wissen wünschte; nicht wahr, Sire?«

»Ja,« antwortete Ferdinand.

»Der König gestattet, daß Ihr Euch entfernt, mein Freund und die Ruhe genießet, deren Ihr so sehr bedürft.«

»Darf ich Se. Majestät fragen, ob ich mich in irgend etwas Ihrer Güte unwürdig gemacht habe?«

»Nein, im Gegentheile, mein lieber Ferrari,« sagte der König, »Du bist mehr als jemals der Mann meines Vertrauens.«

»Weiter wünschte ich nichts zu wissen, Sire, denn dies ist der einzige Lohn, nachdem ich trachte.«

Und der Courier entfernte sich hocheifrig über die Versicherung, welche der König ihm gab.

»Nun?« fragte Ferdinand.

»Nun, Sire, wenn eine Vertauschung oder Fälschung des Briefes stattgefunden hat, so ist es während der Ohnmacht dieses Unglücklichen geschehen.«

»Aber er sagte Ihnen ja, Eminentissime, das Siegel und das Couvert wären unverletzt gewesen.«

»Ein Abdruck von einem Siegel ist sehr leicht zu nehmen.«

»Dann hätte man also die Unterschrift des Kaisers nachgemacht? Auf alle Fälle müßte der, welcher den Streich ausgeführt, ein sehr geschickter Fälscher sein.«

»Die Unterschrift des Kaisers nachzumachen hat man nicht nöthig gehabt, Sire.«

»Wie aber hat man es denn angefangen?«

»Bemerken Sie wohl, Sire, daß ich nicht sage, was man gemacht hat.«

»Was sagen Sie denn?«

»Ich sage Ew. Majestät, was man machen gekonnt hätte.«

»Und dies wäre?«

»Nehmen Sie an, Sire, daß man sich ein Siegel verschafft oder fertigen lassen, welches den Kopf des Kaisers Marcus Aurelius vorstellt.«

»Und dann?«

»Dann hat man vielleicht das Siegellack erweicht, indem man es über die Flamme eines Lichtes gehalten, den Brief geöffnet, auf diese Weise gefaltet →»

Und Ruffo faltete den Brief in der That gerade wie Acton gethan.

»Warum hätte man den Brief so falten sollen?« fragte der König.

»Um die Ueberschrift und die Unterschrift zu schützen, dann mittelst irgend einer Säure die Schrift zu entfernen und anstatt dessen, was erst auf dem Papier stand, das darauf zu schreiben, was gegenwärtig darauf steht.«

»Halten Sie dies für möglich, Eminentissime?«

»Nichts ist leichter als dies und ich sage sogar, daß, wie Sie selbst zugeben werden, Sire, auf diese Weise allein es sich erklären läßt, daß zwischen einer Ueberschrift und einer Schlußformel von der Hand des Kaisers ein Brief von anderer Hand niedergeschrieben worden ist.«

»Cardinal! Cardinal!« rief der König, nachdem er den Brief nochmals aufmerksam betrachtet, »Sie sind ein sehr gescheiter Mann.«

Der Cardinal verneigte sich.

»Und was ist nun nach Ihrer Meinung zu thun?« fragte der König

»Gestatten mir Ew. Majestät, den noch übrigen Theil der Nacht darüber nachzudenken.« entgegnete der Cardinal. »Morgen werden wir dann weiter davon sprechen.«

»Mein lieber Ruffo,« sagte der König, »vergessen Sie nicht, daß, wenn ich Sie nicht zum ersten Minister mache, der Grund davon darin liegt, daß es nicht in meiner Macht steht.«

»Davon bin ich so fest überzeugt, daß ich, obschon ich nicht Minister bin, gegen Ew. Majestät

doch von derselben Dankbarkeit mich beseelt fühle, als ob ich es wäre.«

Und den König mit gewohnter Ehrfurcht begrüßend, entfernte sich der Cardinal, während der König, durchdrungen von Bewunderung, ihm nachschaute.

Elftes Capitel.

In welchem Vanni das Ziel erreicht, nach welchem er so lange gestrebt.

Man erinnert sich der Mahnung, welche der König Ferdinand in einem seiner Briefe an die Königin ausgesprochen.

Diese Mahnung lautete dahin, daß man Nicolino Caracciolo nicht lange im Gefängniß schmachten, sondern den Fiscalprocurator Marquis Vanni auffordern solle, den Proceß des Angeklagten so schnell als möglich zu instruieren.

Unsere Leser haben sich hoffentlich in der Absicht dieser Mahnung nicht geirrt und dieselbe nicht etwa auf Rechnung der Menschenliebe gebracht.

Nein, der König hatte eben so wie die Königin seine Gründe, den Angeklagten zu hassen. Er erinnerte sich, daß der elegante Nicolino Caracciolo, als er von dem Pausilippo herabgekommen, um in dem Golf von Neapel Latouche Tréville und seine Seeleute zu feiern, einer der Ersten gewesen, welcher sein Auge dadurch beleidigt, daß er dem Puder entsagte, seinen Zopf den neuen Ideen opferte und sich den Backenbart wachsen ließ, und daß er endlich eben so einer der Ersten gewesen, welche einen ganz verwerflichen Weg einschlugen, indem sie insolenterweise die kurzen Beinkleider gegen Pantalons vertauschten.

Uebrigens war Nicolino, wie man weiß, Bruder des schönen Herzogs von Rocca Romana, der mit Recht oder Unrecht für den Gegenstand einer jener zahlreichen und rasch vorübergehenden Launen der Königin gegoten, welche von der Geschichte, die dergleichen Einzelheiten verschmäh, nicht aufgezeichnet, wohl aber von der Lästchronik der Höfe, die davon lebt, bestätigt werden.

An dem Herzog von Rocca Romana, welcher an seinem Kostüm keinen Knopf geändert, der sich nichts abgeschnitten, der sich nichts stehen gelassen hatte und folglich innerhalb der strengsten Regeln der Etiquette geblieben war, konnte aber der König sich nicht rächen und es war ihm daher nicht unlieb – so gutmüthig ein Ehemann auch sein mag, so hegt er gegen die Liebhaber seiner Frau doch immer einigen Groll – es war ihm daher nicht unlieb, da er keinen plausiblen Vorwand hatte, um sich an dem ältesten Bruder zu rächen, einen zu finden, der ihm gestattete, den jüngeren zum Gegenstand seiner Rache zu machen.

Uebrigens war Nicolino Caracciolo – was ihm einen ganz besonderen Anspruch auf die Antipathie des Königs verlieh – mit dem Erbfehler behaftet, eine Französin zur Mutter zu haben, und überdies, während er schon von Geburt halb Franzose war, es in Bezug auf die Meinung ganz zu sein.

Uebrigens aber hat man gesehen, daß der Argwohn des Königs, so unbestimmt und instinktartig derselbe auch in Bezug auf Nicolino Caracciolo war, doch nicht alles Grundes entbehrt hatte, denn Nicolino gehörte jener großen Verschwörung an, welche sich bis nach Rom erstreckte und den Zweck hatte, indem sie die Franzosen nach Neapel rief, mit denselben Aufklärung, Fortschritt und Freiheit einzuziehen zu lassen.

Man erinnert sich, in Folge welcher Verkettung von unerwarteten Umständen Nicolino Caracciolo sich veranlaßt gesehen, dem vom Meerwasser durchnäßten Salvato Kleider und Waffen zu leihen, wie ein Brief von Frauenhand, den er in der Tasche seines Ueberrocks gelassen und welcher von Pasquale de Simone gefunden ward, von diesem der Königin und von der Königin dem Minister Acton zugestellt worden.

Wir haben beinahe dem chemischen Experiment beigewohnt, welches, indem es das Blut entfernte, die Schrift unversehrt gelassen, und eben so haben wir wirklich dem poetischen Experiment beigewohnt, welches dadurch, daß es die Dame verrieth, gestattet hatte, sich ihres Liebhabers zu bemächtigen.

Dieser, wie man sich erinnert, festgenommene und nach dem Castell San Elmo gebrachte Liebhaber war aber Niemand anders als unser leichtsinniger, sorgloser, abenteuerlustiger Freund Nicolino Caracciolo.

Der Leser wird uns verzeihen, wenn wir hier Mehreres, was wir bereits erzählt, nochmals berühren. Wir wünschen so viel als möglich durch einige Zeilen – auch wenn dieselben überflüssig sein sollten – die größtmögliche Klarheit in unsere Erzählung zu bringen, welche, trotz unserer Bemühungen, durch die zahlreichen Personen, die wir auf der Bühne erscheinen lassen, verdunkelt werden könnte, besonders da ein Theil derselben zuweilen während mehrerer Capitel, zuweilen während eines ganzen Bandes genöthigt ist zu verschwinden, um andern Platz zu machen.

Man verzeihe uns daher einige Abschweifungen um des guten Vorsatzes willen und mache unsern guten Vorsatz nicht zu einem von denen, womit der Weg zur Hölle gepflastert ist.

Das Castell San Elmo, nach welchem Nicolino gebracht worden, war, wie wir schon gesagt zu haben glauben, die Bastille von Neapel.

Dieses Castell, welches in allen Revolutionen von Neapel eine große Rolle gespielt und folglich im Verlauf dieser Geschichte ebenfalls eine spielen wird, ist auf der Höhe des Berges erbaut, welcher die alte Parthenope beherrscht.

Wir wollen nicht, wie unser gelehrter Archäolog Sir William Hamilton that, untersuchen, ob der Name *Erme*, der erste Name des Castells San Elmo, von dem alten phönizischen Wort *erme*, welches hoch, erhaben bedeutet, herrührt, oder ob er ihm wegen der Priapatuen gegeben ward, mit deren Hilfe die Bewohner von Nikopolis die Grenzen ihrer Felder und ihrer Häuser bezeichneten, und welche die Terme nannten.

Da der Himmel uns nicht den durchdringenden Blick verliehen hat, welcher in der tiefen Finsterniß der Etymologien sieht, so werden wir uns damit begnügen, daß wir diese Benennung auf eine Capelle des heiligen Erasmus zurückführen, welche dem Berg, auf dem sie stand, ihren Namen lieh.

Der Berg hieß demzufolge anfangs der Berg Sa Erasmo, später in Folge der gewöhnlichen Verstümmelung die ein Name im Munde des Volkes erfährt, San Erme bis endlich San Elmo daraus ward.

Auf dieser Höhe, welche die Stadt und das Meer beherrscht, ward zuerst auf dem Platze, wo früher die Capelle gestanden, ein Thurm erbaut, den man Belfort nannte. Dieser Thurm ward von Karl dem Zweiten von Anjou, mit dem Beinamen der Hinkende, in ein Schloß verwandelt. Die Befestigungen desselben wurden verstärkt als Neapel von Lautrec, nicht im Jahre 1518, wie Signor Giuseppe Galanti, Verfasser des Buches »Neapel und seine Umgebungen« sagt, sondern

im Jahre 1528 belagert ward. Von dieser Zeit an ward es auf Befehl des Kaisers Karl des Fünften eine regelmäßige Festung.

Wie alle Festungen zunächst dazu bestimmt, die Bevölkerungen, in deren Mitte oder über deren Köpfen sie errichtet sind, zu vertheidigen, kam San Elmo allmählig da hin, daß es die Bevölkerung von Neapel nicht bloß nicht mehr vertheidigte, sondern sie bedrohte.

Von diesem letzteren Gesichtspunkt aus ist das düstere Schloß heute noch der Schrecken der Neapolitaner, welche bei jeder Revolution, die sie machen oder vielmehr machen lassen, von der neuen Regierung, die auf die alte folgt, die Demolierung dieser Zwingburg verlangen.

Die neue Regierung, welche sich populär machen muß, beschließt auch sofort die Demolierung des Castells San Elmo, hütet sich aber wohl, es auch wirklich zu demolieren.

Beeilen wir uns jedoch in Anbetracht, daß man gegen die Steine eben so gerecht sein muß, als gegen die Menschen, hinzuzufügen, daß das ehrliche und friedliche Castell San Elmo, diese ewige Vernichtungsdrohung für die Stadt, sich bis jetzt stets darauf beschränkt hat, zu drohen, und daß es noch nie etwas vernichtet, wohl aber unter gewissen Umständen geschützt hat.

Wir sagten soeben, daß man gegen die Steine ebenso gerecht sein müsse, wie gegen die Menschen. Kehren wir diesen Ausspruch um und sagen wir jetzt, daß man gegen die Menschen ebenso gerecht sein müsse wie gegen die Steine.

Wenn der Marquis Vanni den Proceß Nicolino nicht thätiger betrieben hatte, so war dies, Gott sei Dank, weder aus Faulheit noch aus Nachlässigkeit geschehen.

Nein, der Marquis verlangte als echter Fiscalprocurator nur Schuldige, und da er deren selbst da zu finden wünschte, wo es keine gab, so war er weit entfernt, einen solchen Vorwurf zu verdienen.

Dabei aber war der Marquis von Vanni nach seiner Art ein gewissenhafter Mann. Er hatte den Proceß des Fürsten von Tersia sieben Jahre und den des Chevalier von Medici und Derer, die er hartnäckig die Mitschuldigen desselben nannte, drei Jahre dauern lassen. Diesmal hatte er einen wirklich Schuldigen in den Händen. Er hatte Beweise seiner Strafbarkeit; er war sicher, daß dieser der dreifachen Thür, welche seinen Kerker verschloß, und der dreifachen Mauer, welche das Castell Sam Elmo umgab, nicht entschlüpfen könne, und es kam ihm daher auf einen Tag, eine Woche und selbst einen Monat nicht an, um zu einem zufriedenstellenden Resultat zu gelangen.

Uebrigens gehörte er, wie wir bereits bemerkt, in Bezug auf Instinkt und Gewohnheiten zu den Thieren des Katzengeschlechts, und man weiß, daß der Tiger mit dem Menschen spielt, ehe er ihn in Stücke reißt, ebenso wie die Katze mit der Maus, ehe sie dieselbe frißt.

Der Marquis Vanni machte es sich daher ebenfalls zum Vergnügen, mit Nicolino Caracciolo zu spielen, ehe er ihm den Kopf abschlagen ließ.

Es darf hierbei jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß bei diesem tödtlichen Spiel, wo der mit dem Gesetz, der Tortur und dem Schaffot Gerüstete, mit dem nur mit seinem Geist Gerüsteten kämpfte, nicht allemal der siegte, welcher alle Aussichten auf Sieg für sich hatte. Dies war durchaus nicht der Fall.

Nach vier aufeinander folgenden Verhören, welches jedes über zwei Stunden gedauert, und in welchen Vanni versucht hatte, seinen Angeklagten auf alle mögliche Weise hin und her zu drehen, war der Richter nicht weiter gekommen und der Angeklagte nicht schwerer compromittiert als am ersten Tage, das heißt, der Verhörsrichter war so weit gekommen, daß er

den Namen, die Vornamen, die Eigenschaften, das Alter, die gesellschaftliche Stellung Nicolino's ermittelt hatte, was ganz Neapel wußte, ohne deswegen erst von einer einmonatlichen Einkerkung und einer dreiwöchentlichen Untersuchung Gebrauch zu machen, trotz seiner Neugier aber – und der Marquis Vanni war ganz gewiß einer der neugierigsten Criminalbeamten des Königreichs bei der Sicilien – hatte er nichts weiter zu erfahren vermocht.

Nicolino hatte sich nämlich das Dilemma gestellt: »Entweder bin ich schuldig, oder ich bin unschuldig. Wenn ich schuldig bin, werde ich nicht so dumm sein, Geständnisse zu thun, welche mich compromittieren. Bin ich dagegen unschuldig, so *habe* ich nichts zu gestehen und *werde* folglich nichts gestehen.

Das Resultat dieses Vertheidigungssystems war, daß Nicolino auf alle Fragen, welche Vanni stellte, um etwas Anderes zu erfahren, als was alle Welt wußte, das heißt den Namen, die Vornamen, das Alter, die Wohnung und die gesellschaftliche Stellung des Angeklagten, durch andere Fragen antwortete, indem er Vanni im Tone der lebhaftesten Theilnahme fragte, ob er verheiratet sei, ob eine Frau hübsch sei, ob er sie liebe, ob er Kinder von ihr habe, wie alt dieselben seien, ob er Brüder und Schwestern habe, ob sein Vater noch lebe, ob seine Mutter gestorben sei, wie viel ihm die Königin für das Handwerk, welches er triebe, bezahle, ob sein Marquistitel auf den ältesten Erben einer Familie übergehen würde, ob er an Gott, an die Hölle, an das Paradies glaube u.s.w.

Alle diese Abschweifungen suchte er dadurch zu rechtfertigen, daß er erklärte, er hege für Alles, was den Marquis beträfe, eine wenigstens eben so lebhaftes Sympathie, wie der Marquis Vanni für ihn, und es müsse ihm folglich erlaubt sein, wenn auch nicht dieselben Fragen – so weit triebe er die Indiscretion nicht – doch wenigstens analoge an ihn zu stellen.

Die Folge hiervon war, daß am Schlusse eines jeden Verhörs der Marquis Vanni sich etwas weniger vorgeschritten fand als zu Anfange, und daß er nicht einmal wagte, alle Possen und Albernheiten, welche Nicolino ihm gesagt, von dem Sekretär zu Protokoll nehmen zu lassen.

Nachdem er endlich dem Gefangenen bei seinem letzten Besuche gedroht, ihn, wenn er fortführe, die ehrwürdige Göttin, welche man die Gerechtigkeit nennt, zu verhöhnen, der Tortur unterwerfen zu lassen, erschien er am Morgen des 9. November – das heißt einige Stunden nach der Ankunft des Königs in Caserta, eine Ankunft, welche in Neapel noch gar nicht und nur den wenigen Personen bekannt war, welche die Ehre gehabt hatten, den König zu sehen – in dem Castell San Elmo, diesmal fest entschlossen, wenn Nicolino fortführe, dasselbe Spiel mit ihm zu treiben, seine Drohungen in Ausführung zu bringen und jene famose Tortur *sicut in cadaver* in Anwendung zu bringen, welche ihm zu seinem großen Bedauern von der Majorität der Staatsjunta verweigert worden, von der er glücklicherweise diesmal nicht abhängig war.

Vanni, dessen Gesicht ohnehin nie ein sehr heiteres war, hatte daher an diesem Tage einen noch düsterern Ausdruck als gewöhnlich.

Ueberdies war er von Meister Donato, dem Henker von Neapel, begleitet, welcher wiederum zwei seiner Gehilfen mitgebracht, um den Gefangenen zu foltern, wenn derselbe, wir wollen nicht sagen, bei einem Lügen, wohl aber bei den unzeitigen Scherzen beharrte, die in den Annalen der Justiz noch nie ihres Gleichen gehabt.

Wir sprechen nicht von dem Secretär oder Protokollanten, welcher Vanni auf allen seinen Gängen so unverbrüchlich begleitete und der in seiner Ehrfurcht vor dem Fiscalprocurator in dessen Gegenwart so unbedingtes Schweigen beobachtete, daß Nicolino behauptete, es sei nicht ein Mensch von Fleisch und Bein, sondern ganz einfach ein eigener Schatten, welchen Vanni als

Protokollanten habe kostümieren lassen, nicht um, wie man hätte glauben können, dem Staat den Gehalt für diesen untergeordneten Beamten zu ersparen, sondern um immer einen Secretär bei der Hand zu haben, welcher bereit wäre, seine Verhöre niederzuschreiben.

Zu dieser großen Feierlichkeit der Tortur, welche in Neapel eben so wie in dem ganzen Königreich beider Sicilien, seitdem Don Carlos den Thron von Neapel bestiegen, das heißt seit fünfundsechzig Jahren, nicht mehr in Anwendung gekommen, und welche der Marquis Vanni die Ehre haben sollte wieder ins Leben zu rufen, und zwar nicht, indem er sie in *anima vili*, sondern an einem Mitgliede einer der ersten Familien von Neapel in Anwendung brachte, hatte Don Roberto Brandi, Gouverneur des Castells, Befehl erhalten, in der alten Folterkammer des Schlosses Alles neu herrichten zu lassen.

Der Gouverneur, ein eifriger Diener des Königs, hatte zwei Jahre früher den Verdruß gehabt, Ettore Caraffa aus seiner Festung entschlüpfen zu sehen und sich deshalb jetzt beeilt, seine Hingebung für den König dadurch zu beweisen, daß er den Befehlen des Fiscalprocurators pünktlich gehorchte, so daß, als dieser sich anmelden ließ, der Gouverneur ihm mit dem Lächeln des befriedigten Stolzes entgegenkam.

»Kommen Sie,« sagte er zu ihm, »und ich hoffe, daß Sie mit mir zufrieden sein werden.«

Mit diesen Worten führte er Vanni in das Gemach, welches er vollständig neu für Nicolino Caracciolo hatte in Stand setzen lassen, welcher nicht ahnte, daß der Staat um seinetwillen für Marterinstrumente die ungeheure Summe von siebenhundert Ducati ausgegeben, wovon nach dem in Neapel herrschenden Gebrauch und Herkommen der Gouverneur die Hälfte in eine Tasche gesteckt hatte.

Vanni stieg unter dem Vortritte Don Robertos und gefolgt von einem Secretär, dem Henker und dessen beiden Gehilfen in dieses Museum des Schmerzes hinab, und wie ein General vor dem Treffen das Feld besichtigt, auf welchem er die Schlacht liefern will, und Notiz von den Eigenschaften des Terrains nimmt, von welchem er Vortheil für den Sieg ziehen kann, studierte er eins nach dem andern diese Sammlung von Werkzeugen, welche größtentheils aus den Arsenalen der Kirche und den Archiven der Inquisition hervorgegangen sind, und beweisen, daß die ascetischen Gehirne am erfinderischsten sind in diesen Maschinen, welche den Zweck haben, die verborgensten Fasern des Menschenherzens vor Angst und Schmerz erzittern zu machen.

Jedes Werkzeug war an einem richtigen Ort und ganz besonders in gutem, wirksamen Zustand.

In diesem nur von Fackeln, welche durch an der Wand angebrachte eiserne Hände gehalten wurden, erleuchteten unheimlichen Raum Meister Donato und seine beiden Gehilfen zurücklassend, traten der Marquis Vanni und der Gouverneur in das anstoßende Gewölbe, welches von dem erstern durch ein eisernes Gitter getrennt war, an welchem ein Vorhang von schwarzem Stoffe herabfiel.

Das durch diesen Vorhang sichtbare Licht der Fackeln nahm sich auf diese Weise nur um so gespenstischer und unheimlicher aus.

Auch die Instandsetzung dieses Zimmers, des Sitzes des ehemaligen geheimen Tribunals, verdankte man der Sorgfalt des Gouverneurs Don Roberto.

Es hatte weiter nichts Eigenthümliches als den vollständigen Mangel an Zutritt für das Tageslicht. Das ganze Mobiliar bestand aus einem mit einem grünen Teppich bedeckten Tisch,

der durch zwei Leuchter mit fünf Armen beleuchtet ward und worauf man Papier und Schreibzeuge sah.

Ein Armsessel bezeichnete die Mitte dieses Tisches. Auf der andern Seite, dem Sessel gegenüber, befand sich der Schemel des Angeklagten und neben dem großen Tische, welchen man die Ehrentafel nennen konnte und der augenscheinlich für den Richter reserviert war, stand ein kleiner für den Protokollanten bestimmter Tisch.

Ueber dem Sitze des Richters hing ein großes aus Eichenholz geschnitztes Crucifix, von welchem man nicht wußte, ob es hier angebracht war, um den Unschuldigen aufrecht zu erhalten und zu ermuthigen, oder um den Schuldigen zu schrecken.

Eine von der Decke herabhängende Lampe beleuchtete diesen furchtbaren Todeskampf, welcher nicht der des mit dem Wort der Versöhnung auf den Lippen sterbenden Erlösers, sondern der des bösen Schächers zu sein schien, welcher seinen letzten Seufzer mit einer letzten Lästerung aushauchte.

Der Fiscalprocurator hatte bis jetzt Alles schweigend besichtigt, und Don Roberto, der noch immer nicht die Lobsprüche vernahm, auf welche er ein Recht zu haben glaubte, erwartete mit Unruhe irgend einen Beweis von Zufriedenheit.

Dieser Beweis fiel, wenn er auch auf sich hatte warten lassen, dann um so schmeichelhafter aus. Vanni rühmte laut diese ganze unheimliche Inszenierung und versprach dem würdigen Commandanten, daß die Königin von dem Eifer, den er für ihren Dienst entwickelt, in Kenntniß gesetzt werden sollte.

Ermuthigt durch das Lob eines in dergleichen Dingen so erfahrenen Mannes, sprach Don Roberto den schüchternen Wunsch aus, daß die Königin einmal das Castell San Elmo besuchen und mit eigenen Augen diese prachtvolle Marterkammer sehen möchte, die nach seiner Meinung weit merkwürdiger war als das Museum von Capodimonte.

Eines wie hohen Ansehens sich aber Vanni auch bei der Königin erfreute, so wagte er doch nicht, diese hohe Gunst dem würdigen Gouverneur zu versprechen, welcher, indem er einen Seufzer des Bedauerns ausstieß, gezwungen war, sich mit der Gewißheit zu begnügen, daß der Königin ein genauer Bericht sowohl über die Mühe, die er sich gegeben, als über den Erfolg, den er erlangt, erstattet werden würde.

»Und nun, mein lieber Commandant,« sagte Vanni, »gehen Sie wieder hinauf und schicken Sie mir den Gefangenen ohne Fesseln aber unter guter Escorte. Ich hoffe, daß der Anblick dieser Räume ihn von selbst auf vernünftigeren Gedanken bringen wird, als in welche er sich bis jetzt verirrt. Es versteht sich von selbst, setzte Vanni in verbindlichem Tone hinzu, »daß, wenn es Sie interessiert, die Tortur in Anwendung bringen zu sehen, Sie den Gefangenen hierher begleiten können. Es wird vielleicht für einen Mann von Intelligenz wie Sie interessant sein, die Art und Weise zu studieren, auf welche ich diese Operation dirigieren werde.«

Don Roberto gab dem Fiscalprocurator in den wärmsten Ausdrücken seine Dankbarkeit für die ihm ertheilte Erlaubniß zu erkennen und erklärte, daß er mit Freuden davon Gebrauch machen werde.

Nachdem er sich hierauf vor dem Marquis bis zur Erde verneigt, entfernte er sich, um den von demselben erhaltenen Befehl zu vollziehen.

Zwölftes Capitel.

Ulysses und Circe.

Kaum hatte der König, wie wir gesehen, auf die Meldung des Lakaien den Speisesaal verlassen, um sich in sein Zimmer zu dem ihn erwartenden Cardinal Ruffo zu begeben, als, ob er das alleinige und einzige Band gewesen wäre, welches die von verschiedenen Gefühlen bewegten Gäste unter einander zusammenhielt, ein jeder sich beeilte, sich auf sein Zimmer zu begeben.

Der Capitän von Cesare geleitete die alten Prinzessinnen, welche außer sich waren, daß sie, nachdem sie genöthigt gewesen, vor der Revolution aus Paris und Rom zu fliehen, nun, abermals durch denselben Feind verfolgt, wahrscheinlich auch gezwungen sein würden, aus Neapel zu fliehen.

Die Königin theilte Sir William mit, daß sie nach den Nachrichten, welche ihr Gemahl gebracht, einer Freundin zu sehr bedürfe, um ihre theure Emma Lyonna nicht bei sich zu behalten.

Acton ließ seinen Secretär Richard rufen, um ihm die Aufgabe anzuvertrauen, zu entdecken, weswegen oder um wessen Willen der König in seine Gemächer zurückgekehrt sei.

Der in seine Functionen als Kammerherr wieder eingesetzte Herzog von Ascoli folgte dem König in seinem mit Ordenssternen und Ordensbändern bedeckten Rock, um ihn zu fragen, ob er seiner Dienste bedürfe.

Der Fürst von Castalcicala verlangte nach seinem Wagen, um schleunigst nach Neapel zu fahren, und hier seine Sicherheit und die seiner Freunde zu überwachen, welche durch den Triumph der französischen Jakobiner, worauf ganz natürlich der neapolitanischen folgen mußte, in grausamer Weise gefährdet worden.

Sir William Hamilton ging in sein Zimmer hinauf, um eine Depesche an seine Regierung zu schreiben, und Nelson kehrte mit gesenktem Haupte und von düstern Gedanken erfülltem Herzen in sein Zimmer zurück, welches die Königin mit zartsinniger Aufmerksamkeit Sorge getragen, nicht allzu weit von dem zu wählen, welches sie ihrer Freundin Emma für die Nächte, wo sie dieselbe bei sich behielt, reservirte, dafern nämlich nicht während dieser Nächte ein und dasselbe Zimmer und ein und dasselbe Bett *beide* Freundinnen aufnahm.

Auch Nelson hatte eben so wie Sir William Hamilton zu schreiben, aber nicht eine Depesche, sondern einen Brief. Er war im mittelländischen Meere nicht Obercommandant, sondern stand hier unter den Befehlen des Admirals Lord St. Vincent, ein untergeordnetes Verhältniß, welches ihm nicht allzu fühlbar ward, denn der Admiral begegnete ihm mehr als Freund denn als Untergebenen, und der letzte Sieg Nelsons hatte diesen mit den größten Berühmtheiten der englischen Marine auf gleiche Stufe erhoben.

Dieses vertrauliche Verhältniß zwischen Nelson und seinem Obercommandanten wird durch die Correspondenz Nelsons mit dem Lord St. Vincent constatirt, welche sich im fünften Bande seiner in London herausgekommenen »Briefe und Depeschen« findet, und diejenigen unserer Leser, welche gern Originaldocumente zu Rathe ziehen, können die Briefe nachschlagen, welche der Sieger von Abukir vom 22. September an, der Zeit, mit welcher unsere Erzählung beginnt,

bis zum 9. December, dem Tage, bei welchem wir jetzt angelangt sind, geschrieben hat.

Sie werden darin in allen Einzelheiten die unwiderstehlichen Fortschritte der wahnsinnigen Leidenschaft lesen, welche Lady Hamilton ihm einflößte, einer Leidenschaft, welche ihn die Sorge für seine Pflichten als Admiral und als Mensch, ja die noch wichtigere Sorge für seine Ehre vergessen machen sollte.

Diese Briefe, welche die Verwirrung seines Geistes und die Leidenschaft seines Herzens malen, wären vor der Nachwelt eine Entschuldigung, wenn die Nachwelt, die den Geliebten Kleopatras seit zweitausend Jahren verdammt hat, ihr Urtheil widerrufen könnte.

Sobald als Nelson, betroffen von einer Katastrophe, die nicht bloß eine große Störung in den Angelegenheiten des Königreichs, sondern auch wahrscheinlich in den seines Herzens einen großen Umsturz herbeiführen mußte, weil die englische Admiralität dadurch genöthigt ward, in Bezug auf ihre Mittelmeer-Flotte neue Dispositionen zu treffen, in einem Zimmer angelangt war, ging er sofort an ein Bureau und begann unter dem Eindruck des Berichtes, welchen der König erstattet, wenn nämlich die dem Munde Ferdinands entfallenen Worte ein Bericht genannt werden können, den folgenden Brief:

»An den Admiral Lord St. Vincent.

»Mein lieber Lord!

»Die Dinge haben seit meinem letzten von Livorno datierten Briefe eine sehr veränderte Gestalt gewonnen und ich fürchte sehr, daß Seine Majestät der König beider Sicilien im Begriff stehe, eines seiner Königreiche, ja vielleicht alle beide zu verlieren. Der General Mack war, wie ich gleich argwohnte, und Ihnen, glaube ich, auch gesagt habe, weiter nichts als ein Prahler, der seinen Ruf als großer Feldherr ich weiß nicht wo, auf dem Schlachtfelde aber ganz gewiß nicht gewonnen hat. Allerdings war die Armee, die ihm zur Verfügung gestellt ward, eine sehr traurige, aber wer hätte geglaubt, daß sechzigtausend Mann sich von zehntausend schlagen lassen würden?

»Die neapolitanischen Officiere haben nicht viel Ehre verloren, denn Gott weiß, daß sie deren nur wenig zu verlieren hatten, dennoch aber haben sie nun auch dieses Minimum verloren.«

So weit war Nelson in einem Briefe gekommen und man sieht, daß der Sieger von Abukir sich über die Besiegten von Civita Castellana ziemlich hart aussprach. Vielleicht hatte er in der That das Recht, in Bezug auf Muth etwas große Ansprüche zu machen, dieser rauhe Seemann, welcher als Kind schon fragte, was die Furcht sei und der sie niemals gekannt, obschon er bei jedem Kampf einen Fetzen von seinem Fleische zurückließ, so daß die Kugel, die ihm bei Trafalgar den Tod gab, nur noch die Hälfte von ihm selbst und die lebendigen Ueberreste eines Helden tödtete.

So weit, sagen wir, war Nelson in seinem Brief gekommen, als er hinter sich ein Geräusch hörte gleich dem, welches der Flügelschlag eines von Blume zur Blume flatternden Schmetterlings oder verspäteten Sylphs machen würde.

Er drehte sich um und erblickte Lady Hamilton.

Er stieß einen Freudenruf aus, Emma Lyonna aber legte mit reizendem Lächeln den Finger an den Mund und forderte lachend und anmuthig, wie die Statue des glücklichen Schweigens – es gibt, wie man weiß, mehrere Gattungen des Schweigens – ihn durch eine Geberde auf, sich ruhig zu verhalten.

Dann näherte sie sich bis zu seinem Sessel, neigte sich über die Lehne und sagte mit halber

Stimme:

»Folgen Sie mir, Horaz! Unsere theure Königin erwartet Sie und will mit Ihnen sprechen, ehe sie ihren Gemahl wiedersieht.«

Nelson stieß einen Seufzer aus, als er bedachte, daß einige von London eintreffende, seine Bestimmung ändernde Worte ihn von dieser Zauberin entfernen könnten, welche durch jede Geberde, jedes Wort, jede Schmeichelei und jede Liebkosung der Kette, in welche sie ihn bereits geschlagen, ein neues Glied hinzufügte. Ein Raub jenes Taumels, den er allemal empfand, wenn er nach augenblicklicher Abwesenheit diese blendende Schönheit wiedersah, erhob er sich mühsam von einem Sitz.

»Führen Sie mich,« sagte er zu ihr. »Sie wissen, daß ich von dem Augenblicke an, wo ich Sie sehe, nichts mehr sehe.«

Emma band die Gazeschärpe los, welche sie um ihren Kopf gewunden und deren sie sich zugleich als Hauptschmuck und als Schleier bediente, wie man auf den Miniaturgemälden von Isabey sieht, und warf ihm eins der Enden zu, welches er im Fluge erhaschte und fieberhaft an seine Lippen drückte.

»Kommen Sie, mein lieber Theseus,« sagte sie zu ihm. »Hier ist der Faden des Labyrinths, sollten Sie mich auch verlassen wie eine zweite Ariadne. Nur sage ich Ihnen im voraus, daß, wenn dieses Unglück mir begegnet, ich mich von Niemand trösten lassen werde, selbst nicht von einem Gott.«

Sie ging voran und Nelson folgte ihr. Hätte sie ihn in die Hölle geführt, so wäre er auch in diese mit ihr hinabgestiegen.

»Hier, meine theure Königin,« sagte Emma, »bringe ich Ihnen den Mann, der gleichzeitig mein König und mein Slave ist. Hier ist er.«

Die Königin saß auf einem Sopha in dem Boudoir, welches Emma Lyonnas Zimmer von dem ihrigen trennte. Eine noch nicht völlig erloschene Flamme leuchtete aus ihrem Auge. Diesmal war es die des Zornes.

»Kommen Sie her, Nelson, mein Vertheidiger, sagte sie, »setzen Sie sich neben mich. Ich bedarf des Anblicks und der Berührung eines Helden, um mich über unsere Erniedrigung zu trösten. Haben Sie ihn gesehen,« fuhr sie fort, indem sie verächtlich den Kopf zurückwarf, »haben Sie ihn gesehen, diesen gekrönten Possenreißer, der sich zum Boten seiner eigenen Schande macht? Haben Sie gehört, wie er über seine eigene Feigheit witzelte? Ach, Nelson, Nelson, es ist traurig, wenn man eine stolze Königin und einmuthiges Weib ist, einen König zum Gemahl zu haben, welcher weder das Scepter noch den Degen zu führen versteht.«

Sie zog Nelson neben sich nieder. Emma setzte sich auf einige auf dem Fußboden liegende Kissen und betrachtete mit ihrem magnetischen Blick, während sie – wie Amy Robsart mit Leicesters Halskette – mit Nelsons Sternen und Ordensbändern spielte, den Mann, den sie beauftragt war zu bestricken.

»Der König ist ein großer Philosoph, Madame,« entgegnete Nelson.

Die Königin sah Nelson an und runzelte ihre schönen Augenbrauen.

»Legen Sie wirklich, sagte sie, »den Namen eines Philosophen einem Manne bei, welcher alle Würde vergißt? Daß er, da er als Lazzarone erzogen worden, nicht das Genie eines Königs besitzt, ist wohl begreiflich, denn Genie ist eine Gabe, mit welcher der Himmel sehr geizig umgeht; aber daß er auch nicht das Herz eines Mannes hat, das ist entsetzlich! In der That,

Nelson, Ascoli war es, der diesen Abend nicht bloß den Rock, sondern auch das Herz eines Königs besaß. Der König war weiter nichts als der Lakai Ascolis, und wenn man bedenkt, daß, wenn jene Jakobiner, vor welchen er sich so sehr fürchtete, ihn gefangen genommen hätten, er ihn hätte hängen lassen, ohne ein Wort zu jagen, um ihn zu retten! Die Tochter Maria, Theresia's und das Weib Ferdinands zu sein, dies ist, wie Sie selbst zugeben werden, eine jener Launen des Zufalls, welche Zweifel an der Vorsehung erwecken könnten.«

»Aber,« sagte Emma, »ist es nicht besser, daß dem so sei, und sehen Sie nicht, daß es ein Wunder der Vorsehung ist, aus Ihnen zugleich einen König und eine Königin gemacht zu haben? Besser ist es Semiramis zu sein, als Artemisia, besser Elisabeth als Maria von Medicis.«

»O,« rief die Königin, ohne auf Emma zu hören, »wenn ich ein Mann wäre, wenn ich einen Degen trüge!«

»Mehr als dieser würde er doch nicht leisten,« sagte Emma, indem sie mit Nelsons Degen spielte, »und von dem Augenblicke an, wo dieser Sie beschützt, bedarf es, Gott sei Dank, keines andern!«

Nelson legte seine Hand auf Emma's Haupt und betrachtete sie mit dem Ausdruck unendlicher Liebe.

»Ach, theure Emma,« sagte er zu ihr, »Gott weiß, daß die Worte, welche ich auszusprechen im Begriffe stehe, mir das Herz zerreißen, aber glauben Sie, daß ich, als ich Sie vorhin in einem Augenblick sah, wo ich es am wenigsten erwartete, geseufzt hätte, wenn ich nicht auch meine Befürchtungen hegte?«

»Sie?« fragte Emma.

»O, ich errathe, was er sagen will,« rief die Königin, indem sie sich das Tuch an die Augen drückte. »O, ich weine! Ja es ist wahr, aber es sind Thränen der Wuth.«

»Ja, ich aber errathe nicht,« sagte Emma, »und was ich nicht errathe, muß man mir erklären. Nelson, was verstehen Sie unter Ihren Befürchtungen? Sprechen Sie, ich will es.«

Und indem sie einen Arm um seinen Hals schlang, und sich mit Hilfe dieses Armes anmuthig erhob, küßte sie seine verstümmelte Stirn.

»Emma,« sagte Nelson, »glauben Sie mir, daß, wenn diese Stirn, welche unter Ihren Lippen vor Stolz strahlt, nicht gleichzeitig vor Freude strahlt, dann der Grund davon der ist, daß ich in naher Zukunft einen großen Schmerz voraussehe.«

»Ich, ich kenne nur *einen* Schmerz auf dieser Welt,« sagte Lady Hamilton; »es wäre der, von Ihnen getrennt zu sein.«

»Sie sehen, daß auch Sie zu errathen verstehen, Emma.«

»Wir sollten uns trennen!« rief Emma mit einem bewunderungswürdig gut gespielten Ausdruck des Schreckens. »Und wer könnte uns jetzt trennen?«

»Mein Gott, die Befehle der Admiralität, eine Laune von Monseigneur Pitt! Kann man mich nicht absenden, um Martinique und Trinité zu nehmen, ebenso wie man mich nach Calvi, nach Teneriffa, nach Abukir geschickt hat? Bei Calvi ließ ich ein Auge zurück, bei Teneriffa einen Arm, bei Abukir die Haut meiner Stirn. Wenn man mich nach Martinique oder nach Trinité schickt, so verlange ich nichts weiter, als daß ich dort den Kopf lasse und damit Alles aus sei.«

»Wenn Sie aber auch einen solchen Befehl erhielten, dann würden Sie, hoffe ich, demselben nicht gehorchen.«

»Was sollte ich sonst thun, Emma?«

»Sie würden dem Befehle, mich zu verlassen, wirklich gehorchen?«

»Emma, Emma, sehen Sie nicht, daß Sie sich zwischen meine Pflicht und meine Liebe stellen, das heißt, mich zum Verräther machen, oder zur Verzweiflung treiben?«

»Wohl, entgegnete Emma, »ich gebe zu, daß Sie nicht zu dem König Georg dem Dritten sagen können: »Sire, ich will Neapel nicht verlassen, weil ich bis zum Wahnsinn die Frau Ihres Gesandten liebe, welche ihrerseits mich liebt bis in den Tod, aber wohl können Sie zu ihm sagen: »Mein König, ich will nicht eine Königin verlassen, deren einzige Stütze, deren einziger Vertheidiger ich bin. Gekrönte Häupter sind sich gegenseitig zum Schutz verpflichtet, und Sie werden eins für den andern Rechenschaft vor dem Gott geben müssen, der sie zu seinen Auserwählten gemacht hat; und wenn Sie ihm auch nicht gerade dies sagen, weil ein Unterthan nicht auf diese Weise zu seinem König spricht, so kann Sir William es ihm sagen, dem einem Milchbruder gegenüber Rechte zustehen, die Sie nicht besitzen.«

»Nelson,« sagte die Königin, »ich bin vielleicht eine große Egoistin, aber wenn Sie uns nicht beschützen, so sind wir verloren, und wenn man Ihnen die Frage so stellt, daß es einen Thron aufrecht zu erhalten, ein Königreich zu beschützen gibt, finden Sie dann nicht, daß sie eine so hohe Bedeutung gewinnt, daß ein Mann von Muth wie Sie schon etwas wagt, um uns zu retten?«

»Sie haben Recht, Madame, antwortete Nelson. »Ich hatte nur meine Liebe im Auge, und dies ist nicht zu verwundern, denn diese Liebe ist der Polarstern meines Herzens. Euer Majestät macht mich sehr glücklich, indem sie mir eine Hingebung zeigt, wo ich nur eine Leidenschaft sah. Noch heute Nacht werde ich an meinen Freund Lord St. Vincent schreiben, oder vielmehr den bereits angefangenem Brief an ihn beenden. Ich werde ihn inständig bitten, mich in Ihrem Dienste zu lassen, oder, noch besser, mich demselben zuzutheilen. Er wird das verstehen und an die Admiralität schreiben.«

»Und,« sagte Emma, »Sir William wird einerseits direkt an den König und an Mr. Pitt schreiben.«

»Begreifen Sie, Nelson, fuhr die Königin fort, wie sehr wir Ihrer bedürfen und welche unermesslichen Dienste Sie uns leisten können? Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir uns genöthigt sehen, Neapel zu verlassen in die Verbannung zu gehen –«

»Glauben Sie, daß die Dinge wirklich schon so verzweifelt stehen, Madame?«

Die Königin schüttelte mit wehmüthigem Lächeln den Kopf.

»Ich sollte meinen,« fuhr Nelson fort, »wenn der König wollte –«

»Es wäre ein Unglück, wenn er wollte, Nelson, ein Unglück für mich, glauben Sie mir das. Die Neapolitaner verabscheuen mich. Die Neapolitaner sind ein Volk, welches eifersüchtig ist auf jedes Talent, auf jede Schönheit, auf jeden Muth. Von jeher unter das deutsche, französische oder spanische Joch gebeugt, nennen sie Alles, was nicht neapolitanisch ist, ausländisch, und hassen und verläumdten es. Sie hassen Acton, weil er in Frankreich geboren ist; sie hassen Emma, weil diese in England geboren ist; sie hassen mich, weil ich in Oesterreich geboren bin. Nehmen Sie an, daß mit einem Aufgebot von Muth, dessen der König auch keineswegs fähig ist, man die Trümmer der Armee sammle und die Franzosen in dem Engpasse der Abruzzen aufhalte, so werden die sich selbst überlassenen Jakobiner von Neapel die Abwesenheit der Truppen benutzen und sich empören, um dann die Greuelszenen, welche Frankreich 1792 und 1793 erlebt, sich hier erneuern zu lassen. Wer sagt Ihnen, daß sie es mit mir nicht eben so machen werden wie mit Marie Antoinette, und mit Emma wie mit der Prinzessin von Lamballe?

Der König wird sich mit Hilfe seiner Lazzaroni, die ihn anbeten, stets aus der Affaire ziehen. Er hat die Aegide der Nationalität für sich, Acton aber, Emma und ich, lieber Nelson, wir sind verloren. Ist es daher nicht eine große Rolle, die Ihnen von der Vorsehung zugetheilt worden, wenn es Ihnen gelingt, für mich das zu thun, was Mirabeau, was Herr von Bouillé, was der König von Schweden, was Barnave, was Herr von Lafayette, was meine beiden Brüder, mit einem Worte, zwei Kaiser für die Königin von Frankreich nicht zu thun vermocht haben?«

»Es wäre das ein zu hoher Ruhm, nach welchem ich nicht trachte, ein ewiger Ruhm, Madame,« sagte Nelson.

»Können Sie ferner nicht geltend machen, Nelson, daß wir uns eben durch unsere Anhänglichkeit an England in die Gefahr gestürzt haben? Wenn die Regierung beider Sicilien, den mit der Republik geschlossenen Verträgen treu, Ihnen nicht erlaubt hätte, in Syracus Wasser und Lebensmittel einzunehmen und Ihre Schiffe wieder in Stand zu setzen, so wären Sie gezwungen gewesen, sich in Gibraltar zu verproviantiren und Sie hätten dann die französische Flotte nicht mehr bei Abukir gefunden.«

»Das ist wahr, Madame, und ich wäre dann selbst verloren gewesen, weil für diesen Fall anstatt eines Triumphs ein entehrender Proceß meiner harrte. Wie hätte ich sagen können: Meine Augen waren auf Neapel gerichtet, da meine Pflicht war, nach Tunis zu schauen?«

Und endlich: sind die Feste, die wir in unserem Enthusiasmus für Sie Ihnen gegeben, nicht die nächste Ursache, daß dieser Krieg zum Ausbruch gekommen ist? Nein, Nelson, das Schicksal des Königreichs der beiden Sicilien ist an Sie gefesselt und Sie sind wiederum an das Schicksal seiner Souveräne gefesselt. Man wird in Zukunft sagen: Diese Souveräne waren von Allen verlassen, von allen Bundesgenossen, ihren Freunden, ihren Verwandten; sie hatten die Welt gegen sich, aber sie hatten Nelson für sich und Nelson rettete sie.«

Und bei der Geberde, welche die Königin machte, indem sie diese Worte aussprach, streckte sie die Hand gegen Nelson aus. Nelson ergriff diese Hand, ließ sich auf ein Knie nieder und küßte sie.

»Madame, sagte Nelson, indem er sich durch die Schmeichelei der Königin zum Enthusiasmus hinreißen ließ, »wollen Sie mir etwas versprechen?«

»Sie haben das Recht, Alles von Denen zu verlangen, die Ihnen Alles zu verdanken haben werden.«

»Wohlan, dann verlange ich Ihr königliches Wort, Madame, daß von dem Tage an, wo Sie Neapel verlassen werden, es das Schiff Nelsons und kein anderes sein wird, welches Ihre geheiligte Person nach Sicilien bringt.«

»O, das schwöre ich Ihnen, Nelson, und ich füge hinzu, daß da, wo ich bin, meine einzige, meine ewige Freundin, meine theure Emma Lyonna bei mir sein wird.«

Und mit einer vielleicht etwas leidenschaftlicheren Bewegung, als diese Freundschaft, wie groß sie auch war, gestattete, nahm die Königin Emma's Kopf zwischen ihre beiden Hände, näherte ihn rasch und lebhaft ihre Lippen und küßte sie auf beide Augen.

»Sie haben mein Wort, Madame,« sagte Nelson. »Von diesem Augenblicke an sind. Ihre Freunde meine Freunde und Ihre Feinde meine Feinde, und wäre es mein eigener Untergang, ich werde Sie rächen.«

»O,« rief Emma, »Du bist in der That der Ritter der Könige und der Vorkämpfer der Throne. Du bist ganz so, wie ich mir den Mann geträumt, dem ich meine ganze Liebe und mein ganzes

Herz widmen sollte.«

Und diesmal drückte die moderne Circe ihre Lippen nicht auf die narbenbedeckte Stirne, sondern auf die bebenden Lippen des Helden.

In diesem Augenblicke ward leise an die Thür gepocht.

»Gehen Sie hier hinein, Freunde meines Herzens,« sagte die Königin, indem sie auf Emmas Zimmer zeigte. »Es ist Acton, welcher mir eine Antwort bringen will.«

Nelson zog berauscht von Schmeichelei, Liebe und Stolz Emma in dieses von wohlduftender Atmosphäre erfüllte Zimmer, dessen Thür sich hinter ihnen von selbst zu schließen schien.

Binnen einer Secunde änderte sich der Ausdruck in dem Gesichte der Königin auf eine Weise, als ob sie eine Maske angelegt oder abgenommen hätte. Ihr Auge ward schroff und in kurzem Tone sprach sie das einzige Wort:

»Herein!«

Es war wirklich Acton.

»Nun, fragte sie, »wer erwartete den König?«

»Der Cardinal Ruffo,« antwortete Acton.

»Wissen Sie, was sie miteinander gesprochen haben?«

»Nein, Madame, aber ich weiß, was sie gemacht haben.«

»Und was haben sie gemacht?«

»Sie haben Ferrari rufen lassen.«

»Ich dachte mir es wohl. Ein Grund mehr, Action, zu dem, was Sie wissen.«

»Bei der ersten Gelegenheit wird es geschehen. Haben Euer Majestät mir noch sonst etwas zu befehlen?«

»Nein,« antwortete die Königin.

Acton verneigte sich und verließ das Zimmer.

Die Königin warf einen eifersüchtigen Blick auf das Zimmer Emmas und kehrte schweigend in das ihrige zurück.

Sechster Theil.

Erstes Capitel.

Nicolino's Verhör.

Die wenigen Augenblicke, welche vergingen, bis, nachdem der Commandant Don Roberto sich entfernt, der Gefangene eintrat, wurden von dem Fiscalprocurator dazu angewendet, daß er ein Richtergewand über seine gewöhnlichen Kleider warf, eine ungeheure Perücke, welche nach seiner Meinung seinem Gesichte Majestät verleihen sollte, auf seinen magern, langen Kopf und auf diese Perücke wiederum eine viereckige Mütze setzte.

Der Protokollant begann damit, daß er die beiden mit einem N bezeichneten Pistolen und den Brief der Marquise von San Clemente als Ueberführungsbeweise auf den Tisch legte. Dann schritt er zu derselben Toilette, welche sein Vorgesetzter gemacht, natürlich mit Beobachtung des Rangunterschieds, das heißt, sein Gewand war enger, seine Perrücke weniger umfangreich und sein Barett weniger hoch.

Hierauf nahm er an dem kleinen Tische Platz. Der Marquis Vanni setzte sich an den großen, und da er ein ordnungsliebender Mann war, so schob er das vor ihm liegende Papier so zusammen, daß kein Bogen über den andern hervorragte, überzeugte sich, daß Tinte in dem Fasse war, untersuchte den Schnabel seiner Feder, spitzte ihn mit einem Federmesser, egalisierte die beiden Spitzen durch Abkippen auf dem Nagel, zog aus seiner Tasche eine mit dem Porträt des Königs geschmückte goldene Tabatière, stellte sie so, daß sie ihm bequem zur Hand war, weniger um daraus zu schnupfen, als damit mit jener gleichgültigen Miene des Richters zu spielen, welcher mit dem Leben eines Menschen eben so sorglos spielt, wie mit seiner Dose, und erwartete Nicolino Caracciolo in der Haltung, von welcher er glaubte, daß sie die geeignetste sei, um Wirkung auf den Gefangenen zu äußern.

Unglücklicherweise war Nicolino Caracciolo durchaus nicht der Mann, der sich durch die Attitüden des Marquis Vanni hätte imponieren lassen. Die Thür, welche sich hinter dem Commandanten geschlossen, öffnete sich zehn Minuten später vor dem Gefangenen und Nicolino Caracciolo trat mit einer Eleganz gekleidet, welche den wenig comfortablen Aufenthalt in einem Gefängniß durchaus nicht verrieth, mit lächelnder Miene herein und trällerte dabei das »Pria che spunti l'aurora« aus der Oper »Il Matrimonio segreto.«

Begleitet war er von vier Soldaten und hinter ihm drein folgte der Gouverneur. Zwei Soldaten blieben an der Thür stehen, die zwei andern schlossen sich rechts und links an den Gefangenen an, welcher gerade auf den für ihn bereitgestellten Sitz zuging, sich, ehe er sich setzte, mit der größten Aufmerksamkeit rings umschaute, auf französisch die drei Sylben: »Tiens! tiens! tiens!« welche, wie man weiß, bestimmt sind, komisches Erstaunen auszudrücken, murmelte und dann, sich mit der größten Höflichkeit an den Fiscalprocurator wendend, fragte:

»Haben Sie, Herr Marquis, vielleicht zufällig die »Geheimnisse Adolpho's« gelesen?«

»Was ist das, die »Geheimnisse Adolpho's?« fragte Vanni, indem er seinerseits antwortete, wie Nicolino gewohnt war es zu thun, nämlich durch eine anderweite Frage.

»Es ist ein neuer Roman von einer Engländerin Namens Anna Radcliffe.«

»Ich lese keine Romane, verstehen Sie, mein Herr,« antwortete der Richter in würdevollem Tone.

»Daran thun Sie Unrecht, sehr Unrecht. Es gibt deren sehr amüsante, und ich möchte wohl einen in meinem Gefängniß zu lesen haben, wenn es hell genug dazu wäre.«

»Mein Herr, ich wünsche, daß Sie vor Allem Ihre Aufmerksamkeit darauf lenken – «

»Worauf denn, Herr Marquis?«

»Daß wir hier sind, um uns mit etwas ganz Anderem zu beschäftigen als mit Romanen. Setzen Sie sich.«

»Ich danke Ihnen, Herr Marquis; ich wollte Ihnen blos sagen, daß in den »Geheimnissen Adolpho's« die Beschreibung eines Zimmers vorkommt, welches diesem hier vollkommen ähnlich ist. In diesem Gemach hielt der Räuberhauptmann mit seiner Bande Sitzung.«

Vanni rief seine ganze Würde zu Hilfe.

»Angeklagter, ich hoffe, daß diesmal –«

Nicolino unterbrach ihn.

»Erstens heiße ich nicht Angeklagter, das wissen Sie.«

»Vor dem Gesetze gibt es keine socialen Rangunterschiede, Sie sind angeklagt.«

»Als Verbum laß' ich den Ausdruck gelten, als Substantivum aber nicht. Wessen bin ich denn angeklagt?«

»Sie sind eines Complots gegen den Staat angeklagt.«

»Aber, mein Himmel, da verfallen Sie schon wieder in Ihre Manie!«

»Und Sie in Ihren Mangel an Ehrerbietung gegen die Gerechtigkeit.«

»Wie? Ich beweise Mangel an Ehrerbietung gegen die Gerechtigkeit? Ach, mein Herr Marquis, ganz gewiß halten Sie mich für einen Andern, denn Niemand respektiert und verehrt die Gerechtigkeit mehr als ich. Die Gerechtigkeit ist ja das Wort Gottes auf Erden. O nein, ich bin nicht so gottlos, daß ich unehrerbietig gegen die Gerechtigkeit sein sollte. Gegen die Richter ist es freilich etwas Anderes, und in Bezug auf diese möchte ich meine Unschuld nicht so keck behaupten.«

Vanni stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

»Haben Sie sich endlich entschlossen, die Fragen, die ich heute an Sie richten werde, zu beantworten?«

»Es kommt darauf an, was für Fragen Sie an mich stellen werden.«

»Angeklagter!« rief Vanni in heftigem Tone.

»Schon wieder!« rief Nicolino, die Achseln zuckend. »Was kann es Ihnen verschlagen, ob Sie mich Prinz oder Herzog nennen? Ich gebe keiner dieser beiden Benennungen einen Vorzug vor der andern. Ich nenne Sie Marquis, und ganz gewiß, ob ich kaum den dritten Theil der Lebensjahre zähle, welche Sie hinter sich haben, bin ich Prinz oder Herzog seit längerer Zeit, als Sie Marquis sind.«

»Genug über dieses Capitel! Wie alt sind Sie?«

O Nicolino zog eine prachtvolle Uhr aus der Tasche.

»Einundzwanzig Jahre, drei Monate, acht Tage, fünf Stunden, sieben Minuten und zweiunddreißig Secunden. Diesmal, hoffe ich, werden Sie mich nicht eines Mangels an Genauigkeit beschuldigen.«

»Wie heißen Sie?«

»Immer noch Nicolino Caracciolo.«

»Wo wohnen Sie?«

»Im Castell San Elmo, Kerker Nummer drei, in der zweiten Etage, unter dem Zwischenstock.«

»Ich frage Sie nicht, wo Sie jetzt wohnen, sondern wo Sie wohnten, als man Sie festnahm.«

»Als man mich festnahm, wohnte ich gar nicht; ich war auf der Straße.«

»Gut, gut, es kommt auf Ihre Antwort weiter nichts an. Man weiß, wo Sie gewohnt haben.«

»Dann sage ich wie Agamemnon zu Achilles: Warum, Freund, fragst Du mich, da Du es doch schon weißt?«

»Waren Sie bei der Versammlung der Verschwörer, die in der Nacht vom 22. zum 23. Dezember in den Ruinen des Palastes der Königin Johanna stattfand?«

»Einen Palast der Königin Johanna in Neapel kenne ich nicht.«

»Wie, Sie kennen nicht die Ruinen des Palastes der Königin Johanna auf dem Pausilippo, dem Hause, welches Sie bewohnen, beinahe gerade gegenüber?«

»Ich bitte um Verzeihung, Herr Marquis, wenn ein Mann aus dem Volke, ein Fiakerkutscher, ein Fremdenführer, ja sogar ein Minister des öffentlichen Unterrichts – Gott weiß, woher man in unserer Zeit die Minister nimmt! – einen solchen Irrthum begeht, so ist es leicht begreiflich; wenn aber Sie, ein Archäolog, in der Architectur um dritthalb Jahrhunderte und in der Geschichte um fünfhundert Jahre sich irren, so verzeihe ich Ihnen dies nicht. Sie wollen sagen: Die Ruinen des Palastes Anna's Caraffa, der Gattin des Herzogs von Medina, des Günstlings Philipp des Vierten, welche nicht den Erstickungstod starb wie Johanna die Erste, noch an Gift, wie Johanna die Zweite – bemerken Sie wohl, daß ich diese Thatsache nicht behauptete, denn dieselbe ist zweifelhaft geblieben – sondern an der Läusesucht wie Sylla und Philipp der Zweite – das ist nicht erlaubt, Herr Marquis, und wenn ein solcher Irrthum bekannt würde, so wäre es um Ihren Ruf als wissenschaftlich gebildeter Mann geschehen.«

»Nun gut, denn, in den Ruinen des Palastes der Anna Caraffa, wenn Ihnen das lieber ist.«

»Ja, es ist mir lieber. Die Wahrheit ist mir stets lieb. Ich gehöre zur Schule des Philosophen von Genf und mein Wahlspruch ist: Vitam impendere vero. Doch, ich will lieber nicht Latein sprechen; Sie möchten mich nicht verstehen.«

»Waren Sie während der Nacht vom 22. zum 23. December in den Ruinen des Palastes der Anna Caraffa? Antworten Sie: Ja oder Nein!« rief Vanni wüthend.

»Was zum Teufel hätte ich dort zu suchen gehabt? Erinnern Sie sich denn nicht mehr des Unwetters, welches in der Nacht vom 22. zum 23. December tobte?«

»Dann will ich Ihnen sagen, was Sie dort thun wollten. Sie wollten sich verschwören.«

»Ach lieber gar! Wenn es regnet, verschwöre ich mich niemals. Schon bei schönem Wetter ist dies etwas Langweiliges.«

»Haben Sie an jenem Abend Jemanden Ihren Ueberrock geliehen?«

»Wie könnte ich so einfältig sein, in einer solchen Nacht, wo es in Strömen goß, meinen Ueberrock zu verborgen? Selbst wenn ich deren zwei gehabt, hätte ich sie lieber einen über den

ändern gezogen.«

»Kennen Sie diese Pistolen?«

»Wenn ich sie kennte, so würde ich sagen, man habe sie mir gestohlen, und da Ihre Polizei sehr schlecht eingerichtet ist, so würden Sie den Dieb nicht ausfindig machen, was für Ihre Polizei sehr demüthigend wäre. Nun aber will ich Niemanden demüthigen und deshalb sage ich: Ich kenne diese Pistolen nicht.«

»Dieselben sind aber doch mit dem Buchstaben N bezeichnet.«

»Nun, bin ich denn in ganz Neapel der einzige Mensch, dessen Name mit einem N anfängt?«

»Kennen Sie diesen Brief?«

Und Vanni zeigte dem Gefangenen den Brief der Marquise von San Clemente.

»Ich bitte um Verzeihung, Herr Marquis, dann müßte ich diesen Brief erst genauer sehen.«

»Treten Sie näher.«

Nicolino sah die beiden Soldaten, welche rechts und links neben ihm standen, nach einander an.

»È permesso?« fragte er.

Die beiden Soldaten traten auf die Seite, Nicolino näherte sich dem Tisch, ergriff den Brief und betrachtete ihn.

»Aber pfui! wie können Sie einen Mann von Ehre fragen, ob er einen Brief von Damenhand kennt? O, Herr Marquis!«

Mit diesen Worten hielt er den Brief ganz ruhig an einen der Armleuchter und verbrannte ihn.

Wüthend sprang Vanni auf.

»Was machen Sie da!« rief er.

»Nun, sehen Sie es denn nicht? Ich verbrenne diesen Brief. – Briefe, die von Frauen geschrieben worden, muß man stets verbrennen, sonst könnten die armen Wesen ja leicht compromittiert werden.«

»Soldaten!« schrie Vanni.

»Bemüht Euch nicht,« sagte Nicolino, indem er Vanni die Asche des verbrannten Papieres ins Gesicht blies, »es ist geschehen.«

Und dann setzte er sich ruhig wieder auf seinen Schemel.

»Es ist gut,« sagte Vanni. »Wer zuletzt lacht, lacht am besten.«

»Ich habe weder zuerst noch zuletzt gelacht, Herr Marquis,« entgegnete Nicolino in stolzem Tone. »Ich rede und handle als ehrlicher Mann, das ist Alles.«

Vanni stieß eine Art Gebrüll aus, aber er war mit seinen Fragen noch nicht zu Ende, denn er schien sich gewaltsam zu fassen, obschon er seine Tabatière in der rechten Hand wüthend schüttelte.

»Sie sind der Neffe von Francesco Caracciolo, nicht wahr?« hob Vanni wieder an.

»Ich habe diese Ehre, Herr Marquis,« antwortete Nicolino, indem er sich verneigte.

»Sehen sie ihn oft?«

»So oft als ich kann.«

»Sie wissen wohl, daß er von schlechten Grundsätzen angesteckt ist?«

»Ich weiß blos, daß er der ehrlichste Mann in Neapel und der treueste Unterthan des Königs

ist, selbst Sie nicht ausgenommen, Herr Marquis.«

»Haben Sie gehört, daß er mit den Republikanern zu thun gehabt habe?«

»Ja, in Toulon, wo er sich so rühmlich gegen sie geschlagen, daß er den verschiedenen Treffen, die er ihnen geliefert, seinen Admiralsrang verdankt.«

»Wohlan,« sagte Vanni, als ob er einen plötzlichen Entschluß faßte, »ich sehe schon, daß Sie nicht sprechen wollen.«

»Wie? Sie finden, daß ich nicht genug spreche? Ich spreche ja beinahe ganz allein.«

»Ich meine, daß wir auf gütlichem Wege kein Geständniß von Ihnen erlangen werden.«

»Auf dem Wege der Gewalt aber auch nicht, das sage ich Ihnen im Voraus.«

»Nicolino Caracciolo, Sie wissen nicht, bis wie weit sich meine richterliche Gewalt erstrecken kann.«

»Bis wie weit sich die Tyrannei eines Königs erstrecken kann, weiß ich allerdings nicht.«

»Nicolino Caracciolo, ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich mich genöthigt sehen werde, die Tortur gegen Sie in Anwendung zu bringen.«

»Thun Sie das, Herr Marquis, thun Sie das. Es wird dann jedenfalls die Zeit vertreiben helfen. Man langweilt sich im Gefängniß ohnehin so sehr.«

Und indem Nicolino Caracciolo dies sagte, dehnte er die Arme und gähnte.

»Meister Donato,« rief der Fiscalprocurator aufgebracht, »zeigt dem Angeklagten die Folterkammer.«

Meister Donato zog an einer Schnur und die Vorhänge öffneten sich.

Nicolino sah nun den Henker, seine beiden Gehilfen und die furchtbaren Marterwerkzeuge, von welchen er umgeben war.

»Ah,« rief Nicolino, der sich fest vornahm, vor nichts zurückzubeben. »Das ist eine Sammlung, die sehr interessant zu sein scheint. Kann man sie vielleicht etwas näher betrachten?«

»Sie werden sogleich Gelegenheit haben, sie nur allzu nahe zu betrachten, unglücklicher verstockter Sünder, und sich dann darüber beklagen.«

»Sie irren sich, Herr Marquis,« antwortete Nicolino, indem er ein schönes edles Haupt schüttelte. »Ich beklage mich niemals, ich begnüge mich damit, daß ich verachte.«

»Donato! Donato!« rief der Fiscalprocurator, »ergreift den Angeklagten!«

Das Gitter drehte sich in seinen Angeln, so daß das Verhörzimmer mit der Folterkammer in Verbindung gesetzt ward, und Donato kam auf den Gefangenen zu.

«Ihr seid wohl Fremdenführer?» fragte der junge Mann.

»Ich bin der Henker,« antwortete Meister Donato.

»Herr Marquis von Vanni,« sagte Nicolino, indem er ein wenig bleich ward, aber mit lachendem Munde und ohne einen anderen Beweis von Gemüthsbewegung zu geben, »stellen Sie mich diesem Herrn vor. Den Regeln der englischen Etikette gemäß würde er weder das Recht haben mit mir zu sprechen, noch mich anzurühren, wenn ich ihm nicht vorgestellt werde. Sie wissen, daß wir seit der Einführung der Frau Gesandtin von England bei Hofe unter englischen Gesetzen leben.«

»Auf die Folter! auf die Folter!« heulte Vanni.

»Herr Marquis,« sagte Nicolino, »ich glaube, Sie berauben sich durch Ihre Uebereilung eines großen Vergnügens.«

»Welches?« fragte Vanni keuchend.

»Des Vergnügens, mir selbst den Gebrauch einer jeden dieser sinnreichen Maschinen zu erklären. Wer weiß, ob diese Erklärung nicht hinreicht, das zu besiegen, was Sie meine Verstocktheit nennen.«

»Du hast Recht, obschon dies für Dich ein Mittel ist, die Stunde, welche Du fürchtest, hinauszuschieben.«

»Ist es Ihnen lieber, wenn sofort ans Werk gegangen wird?« sagte Nicolino, indem er Vanni fest anschaute. »Was mich betrifft, so ist es mir ganz gleich.«

Vanni schlug die Augen nieder.

»Nein,« antwortete er, »es soll von mir nicht gesagt werden, daß ich einem Angeklagten, wie strafbarer auch sei, den verlangten Aufschub verweigert habe.«

In der That sah Vanni ein, daß in der Aufzählung, welche er vornehmen sollte, für ihn ein bitterer Genuß und eine düstere Rache liegen würde, weil er dann der physischen Tortur eine vielleicht noch weit schlimmere moralische vorangehen lassen konnte.

»Ah,« rief Nicolino lachend, »ich wußte wohl, daß man durch vernünftige Vorstellungen. Alles von Ihnen verlangen kann. Vor allen Dingen, Herr Fiscalprocurator, wollen wir mit diesem Seil beginnen, welches an einem Flaschenzuge von der Decke herabhängt.«

»Ja, damit wird allerdings der Anfang gemacht.«

»Das nenne ich doch gut getroffen. – Also dieses Seil?«

»Man nennt es die Wippe, mein junger Freund.«

Nicolino verneigte sich.

»Man bindet dem Delinquenten die Hände auf den Rücken, hängt ihm mehr oder weniger schwere Gewichte an die Füße, zieht ihn mittelst dieses Seils bis an die Decke und läßt ihn dann ruckweise bis auf einen Fuß vom Boden wieder herabfallen.«

»Das muß ein untrügliches Mittel sein, die Leute groß zu ziehen. Und,« fuhr Nicolino fort, »diese Art Helm, der dort an der Wand hängt, wie heißt dieser?«

»Dies ist die Cuffia del silenzio, welcher Name sehr bezeichnend ist, denn je mehr Schmerzen man empfindet, desto weniger kann man schreien. Man steckt nämlich den Kopf des Delinquenten in diese eiserne Hülle, welche sich mit Hilfe dieser Schraube, wenn man dieselbe dreht, enger zusammenzieht. Bei der dritten Umdrehung schon treten die Augen aus ihren Höhlen und die Zunge aus dem Munde.«

»Aber mein Gott, was muß da erst bei der sechsten geschehen!« rief Nicolino in demselben spöttischen Ton wie früher. »Und dieser blecherne Sessel mit eisernen Nägeln und einer Art Kohlenbecken darunter, hat dieser auch seinen Nutzen?«

»Sie werden es sehen. Man setzt den Delinquenten nackt darauf, bindet ihn mit den Armen fest an den Sessel und zündet dann in dem Kohlenbecken Feuer an.«

»Das ist aber immer noch nicht so bequem wie der Rost des heiligen Laurentius. Sie können ihn nicht umdrehen. Und diese Keile, dieser Hammer und diese Bretter?«

»Das sind die sogenannten spanischen Stiefel. Man steckt die Beine dessen, an welchem man diese Tortur in Anwendung bringen will, zwischen vier Bretter, bindet diese mit einem Strick zusammen und treibt mittelst dieses Hammers diese Keile zwischen die mittelsten Bretter.«

»Warum treibt man sie nicht sogleich zwischen Röhre und Schienbein? Das wäre ja viel

kürzer! – Und dieses von flaschenförmigen Gefäßen umgebene Gestell?»

»Dieses dient zur Anwendung der Wassertortur. Man legt den Delinquenten auf das Gestell, so daß er mit Kopf und Füßen niedriger liegt als mit dem Magen, und füllt ihm dann mittelst eines Trichters fünf bis sechs Kannen Wasser ein.«

»Ich bezweifle, daß die Gesundheiten, welche man in dieser Weise auf Sie trinkt, Herr Marquis, Ihnen viel Glück bringen.«

»Wünschen Sie noch weitere Erklärungen?«

»Nein, ich danke. Es flößt mir dies allzu große Verachtung gegen die Erfinder aller dieser Maschinen, ganz besonders aber gegen Die ein, welche sich derselben bedienen. Ich will weit lieber Angeklagter als Richter, lieber Delinquent als Henker sein.«

»Sie weigern sich also, Geständnisse zu machen?«

»Mehr als je.«

»Bedenken Sie, daß nun nicht mehr Zeit ist, zu scherzen.«

»Mit welcher Tortur beliebt es Ihnen, den Anfang zu machen?«

»Mit der Wippe,« antwortete Vanni, wüthend über diese Kaltblütigkeit. »Henker, zieht diesem Herrn den Rock aus.«

»Ich bitte um Verzeihung. Wenn Sie mir erlauben, so will ich dies selbst thun. Ich bin sehr kitzlig.«

Und mit der größten Ruhe entledigte Nicolino sich seines Rocks, seiner Weste und seines Hemds und enthüllte auf diese Weise einen jugendlichen weißen, vielleicht ein wenig magern, aber vollkommen ebenmäßig geformten Oberkörper.

»Noch einmal frage ich: Wollen Sie gestehen oder nicht?« rief Vanni, indem er verzweifelt seine Tabatière schüttelte.

»Aber,« antwortete Nicolino, gilt das, was ein Edelmann gesagt, nicht ein- für allmal? Freilich, setzte er verächtlich hinzu, »Sie können davon nichts wissen.«

»Bindet ihm die Hände auf den Rücken, rief Vanni; »hängt ihm ein Gewicht von hundert Pfund an jeden Fuß und zieht ihn an die Decke.«

Die Gehilfen des Henkers stürzten sich auf Nicolino, um den Befehl des Fiscalprocurators zu vollziehen.

»Einen Augenblick, einen Augenblick!« rief Meister Donato; »nur behutsam und vorsichtig. Die Sache muß lange dauern. Verrenkt, aber zerbrecht nicht. Die Aristokratie kann dies verlangen.«

Und nachdem er dies gesagt, band er selbst unter Beobachtung der größten Vorsicht und Behutsamkeit, wie er gesagt, dem Angeklagten die Hände auf den Rücken, während die beiden Gehilfen die Gewichte an den Füßen befestigten.

»Du willst also nicht gestehen? Du willst also nicht gestehen?« rief Vanni, indem er sich Nicolino näherte.

»O doch; kommen Sie ein wenig näher,« antwortete Nicolino.

Vanni näherte sich; Nicolino spie ihm ins Gesicht.

»Tod und Teufel!« schrie Vanni; »zieht ihn auf! zieht ihn auf!«

Der Henker und seine Gehilfen schickten sich an, diesem Befehle zu gehorchen, als plötzlich der Commandant Roberto Brandi rasch hereintrat, sich dem Fiscalprocurator näherte und sagte:

»Ein sehr eiliges Billet von dem Fürsten von Castelcicala.«

Vanni ergriff das Billet, indem er die Henker durch einen Wink bedeutete, zu warten, bis er gelesen hätte.

Dann öffnete er das Billet, hatte aber kaum die Augen darauf geworfen, als tödtliche Blässe sein Gesicht überzog.

Er las es zweimal durch und ward noch blässer.

Dann, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fuhr er sich mit dem Tuch über die von Schweiß triefende Stirn.

»Bindet den Delinquenten los, sagte er, »und bringt ihn in sein Gefängniß zurück.«

»Aber was wird aus der Tortur?« fragte Meister Donato.

- »Diese wird vorläufig aufgeschoben,« antwortete Vanni.

Und mit diesen Worten eilte er aus dem Gewölbe hinaus, ohne nur einem Secretär zu befehlen, ihm zu folgen.

»Und Ihr Schatten, Herr Fiscalprocurator,« rief Nicolino ihm nach. »Sie vergessen Ihren Schatten!«

Man band Nicolino los und er legte sein Hemd, eine Weste und einen Ueberrock mit derselben Ruhe wieder an, wie er sie ausgezogen.

»Der Teufel hole das Handwerk!« rief Meister Donato.

»Man ist seiner Sache nie sicher.«

Nicolino schien durch diesen Ausdruck getäuschter Erwartung gerührt zu werden.

»Wie viel verdient Ihr jährlich, mein Freund?« fragte er den Henker.

»Ich habe vierhundert Ducati festen Gehalt, Excellenz, und bekomme für jede Hinrichtung zehn und für jede Tortur vier Ducati. Es sind nun aber schon über drei Jahre her, daß in Folge der Starrköpfigkeit des Tribunals Niemand hingerichtet worden ist, und Sie sehen selbst, in dem Augenblicke, wo ich Sie foltern soll, erhalte ich Contreordre. Ich stünde mich sicherlich weit besser, wenn ich als Henker meine Entlassung gäbe und Sbirre würde, wie mein Freund Pasquale de Simone.«

»Hier, lieber Freund,« sagte Nicolino, indem er drei Goldstücke aus der Tasche nahm; »Ihr dauert mich. Hier sind zwölf Ducati. Es soll Niemand sagen können, daß man Euch umsonst bemüht habe.«

Meister Donato und seine beiden Gehilfen verneigten sich.

Nicolino wendete sich hierauf zu Roberto Brandi, welcher von dem, was vorgegangen war, nichts begriff und sagte:

»Nun, haben Sie nicht gehört, Herr Commandant? Der Herr Fiscalprocurator hat Ihnen befohlen, mich wieder ins Gefängniß zurückzubringen.«

Und nachdem er sich selbst wieder in die Mitte der Soldaten gestellt, welche ihn her escortiert, verließ er den Verhörsaal und kehrte in seinen Kerker zurück.

Der Leser erwartet vielleicht nun die Erklärung der Veränderung, welche in der Physiognomie des Marquis Vanni stattgefunden, als er das Billet des Fürsten von Castelcicala las, und des Befehls, die Tortur auf einen andern Tag zu verschieben, nachdem er gelesen.

Diese Erklärung ist sehr einfach. Wir brauchen zu diesem Zweck dem Leser blos den Inhalt des Billets selbst mitzutheilen.

Derselbe lautete:

»Der König ist vorige Nacht wieder angekommen. Die neapolitanische Armee ist geschlagen. In vierzehn Tagen werden die Franzosen hier sein.

»C.«

Nun hatte der Marquis Vanni bedacht, daß der Augenblick, wo die Franzosen im Begriff stünden, in Neapel einzuziehen, nicht geeignet sei, die Tortur an einem Gefangenen in Anwendung bringen zu lassen, der keines andern Verbrechens angeklagt war, als Anhänger der Franzosen zu sein.

Was Nicolino betraf, der trotz seines Muthes von einer schweren Prüfung bedroht gewesen, so kehrte er in den Kerker Nummer 3 in der zweiten Etage unter dem Zwischenstock, wie er sagte, zurück, ohne zu wissen, welchem glücklichen Zufalle er es zu verdanken hatte, so wohlfeilen Kaufs davongekommen zu sein.

Zweites Capitel.

Der Abbé Pronio.

Ungefähr zu derselben Stunde, wo der Fiscalprocurator Vanni seinen Gefangenen wieder in den Kerker zurückführen ließ, erschien der Cardinal Ruffo, einem dem König während der Nacht gegebenen Versprechen gemäß, an der Thür der königlichen Gemächer.

Da Befehl ertheilt worden war, ihn vorzulassen, so gelangte er ohne Hinderniß bis zu dem König.

Der König hatte eben eine Unterredung unter vier Augen mit einem Manne von etwa vierzig Jahren.

Daß dieser Mann ein Abbé war, sah man an der kaum bemerkbaren Tonsur, welche mitten unter einem Wald von schwarzem Haar fast gänzlich verschwand. Uebrigens war er von rüstigem Körperbau und schien eher geschaffen, die Uniform eines Carabiniers als das geistliche Gewand zu tragen.

Ruffo trat einen Schritt zurück.

»Ich bitte um Verzeihung, Sire,« sagte er. »Ich glaubte Euer Majestät allein zu treffen.«

»Treten Sie nur ein, treten Sie nur ein, mein lieber Cardinal!« sagte der König. »Sie stören durchaus nicht. Ich stelle Ihnen den Abbé Pronio vor.«

»Ich bitte um Verzeihung, Sire,« sagte Ruffo lächelnd.

»Ich kenne den Abbé Pronio nicht.«

»Ich auch nicht,« sagte der König. »Der Herr Abbé tritt eine Minute vor Ihnen, Eminentissime, ein; er kommt im Auftrage meines Beichtvater Monseigneur Rossi, Bischofs von Nicosia. Eben hatte er den Mund geöffnet, um mir zu erzählen, was ihn hierherführt. Er wird es nun, anstatt mir allein, uns beiden erzählen. Alles, was ich nach den wenigen Worten, welche der Herr Abbé gesprochen, weiß, besteht darin, daß er ein Mann ist, welcher gut spricht und noch besser zu handeln verspricht. Erzählen Sie Ihre Angelegenheit. Der Herr Cardinal Ruffo ist ein Freund von mir.«

»Ich weiß es, Sire,« sagte der Abbé, indem er sich vor dem Cardinal verneigte, »und zwar einer Ihrer besten Freunde.«

»Wenn ich nicht die Ehre habe, den Herrn Abbé Pronio zu kennen, so sehen Sie, daß dagegen der Herr Abbé Pronio mich kennt.«

»Und wer konnte Sie nicht, Herr Cardinal, Sie, den Befestiger von Ancona! Sie, den Erfinder eines neuen Ofens zur Herstellung von glühenden Kugeln.«

»Ah, da sind Sie gefangen, Eminentissime!« sagte der König lachend. »Sie erwarteten, daß man Ihnen Complimente über Ihre Beredsamkeit und Frömmigkeit mache, und siehe da! man macht Ihnen deren über Ihre kriegerischen Leistungen.«

»Ja, Sire. Wollte Gott, daß Eure Majestät das Commando der Armee lieber Seiner Eminenz anvertraut hätte, anstatt dem hergelaufenen Prahlhans.«

»Herr Abbé, das was Sie da sagen, ist eine große Wahrheit,« bemerkte der König, indem er

Pronio die Hand auf die Schulter legte.

Ruffo verneigte sich.

»Ich glaube aber, sagte er, »der Herr Abbé ist nicht bloß gekommen, um Wahrheiten zu sagen, welche er mir erlauben wird für Schmeicheleien zu nehmen.«

»Sie haben Recht, Eminenz,« sagte Pronio, indem er sich seinerseits verneigte. »Eine von Zeit zu Zeit und wenn die Gelegenheit sich dazu darbietet, ausgesprochene Wahrheit kann allerdings zuweilen dem Unklugen schaden, der sie jagt, aber niemals dem König, der sie hört.«

»Sie besitzen Geist, mein Herr,« sagte Ruffo.

»Das habe ich mir auch gleich gedacht,« sagte der König, »und dennoch ist er weiter nichts als schlichter Abbé, während ich zur Schande meines Cultusministeriums in meinem Königreiche so viel Esel habe, welche Bischöfe sind.«

»Aber Alles dies sagt uns nicht, was den Abbé zu Euer Majestät führt.«

»Ja, sagen Sie es, sagen Sie es, Herr Abbé. Der Cardinal erinnert mich daran, daß ich noch mehr zu thun habe. Wir hören Sie.«

»Ich werde mich kurz fassen, Sire. Gestern neun Uhr Abends war ich bei meinem Neffen, welcher Postmeister ist.«

»Sehr richtig,« sagte der König.

»Ich sann eben nach, wo ich Sie schon gesehen hätte. Jetzt besinne ich mich. Dort war es.«

»Ja wohl, Sire. Zehn Minuten vorher war ein Courier vorbeigekommen, hatte Pferde bestellt und zu dem Postmeister gesagt: »Laffen Sie vor allen Dingen nicht warten; es ist für einen sehr vornehmen Herrn.« Dann war er lachend weitergesprennt. Ich ward nun neugierig, diesen vornehmen Herrn zu sehen. Als der Wagen hielt, näherte ich mich demselben und erkannte zu meinem großen Erstaunen den König.«

»Er hat mich erkannt und nichts von mir verlangt! Das ist schon sehr hübsch von ihm, nicht wahr, Eminentissime?«

»Ich behielt es mir für diesen Morgen vor, Sire,« antwortete der Abbé, indem er sich verneigte.

»Sprechen Sie weiter! Sie sehen, daß der Cardinal Ihnen zuhört.«

»Mit der größten Aufmerksamkeit, Sire.«

»Der König, den man in Rom wußte, fuhr Pronio fort, »kam allein in einem Cabriolet zurück, von einem einzigen Cavalier begleitet, welcher die Kleider des Königs trug, während der König die Kleider dieses Cavaliers anhatte. Dies war ein Ereigniß.«

»Und zwar ein stolzes,« sagte der König.

»Ich befragte die Postillone von Fondi, und von Postillon zu Postillon bis auf den von Albano zurückgehend, hatten die unsrigen erfahren, daß eine große Schlacht geliefert, daß die Neapolitaner geschlagen worden und daß der König – wie soll ich sagen, Sire?«, fragte der Abbé, sich ehrerbietig verneigend, »daß der König –«

»Ausgerissen war. Entschuldigen Sie, meine Herren, wenn ich mich dieses etwas unedlen Ausdrucks bediene,« sagte der König lachend, »ich weiß aber, daß er hier am rechten Orte ist.«

»Ich kam nun,« fuhr der Abbé fort, »auf den Gedanken, daß, wenn die Neapolitaner wirklich auf der Flucht wären, sie in einem Striche bis nach Neapel rennen würden, und daß es folglich nur ein Mittel gäbe, die Franzosen aufzuhalten, welche, wenn man sie nicht aufhielte, den

Besiegten auf den Fersen folgen würden.«

»Und welches Mittel wäre dies?« fragte Ruffo.

»Die Abruzzen und die Terra di Lavoro zu revolutionisieren und, da man den Franzosen keine Armee mehr entgegenstellen kann, ihnen ein Volk entgegenzustellen.«

Ruffo sah Pronio an.

»Sollten Sie vielleicht zufällig ein Mann von Genie sein, Herr Abbé?« fragte er ihn.

»Wer weiß,« antwortete dieser.

»Die Sache sieht mir ganz so aus.«

»Laffen Sie ihn weitersprechen, lassen Sie ihn weiter sprechen,« sagte der König.

»Demzufolge nahm ich heute Früh ein Pferd von meinem Neffen und ritt in einem Strich bis Capua. Hier zog ich auf der Post Erkundigungen ein und hörte, daß der Königin Caserta sei. Nun begab ich mich nach Caserta und erschien kühn an der Thür des Königs, als käme ich im Auftrage des Monseigneur Rossi, Bischofs von Nicosia und Beichtvaters Seiner Majestät.«

»Sie kennen aber wohl Monseigneur Rossi?« fragte Ruffo.

»Nein, ich habe ihn niemals gesehen, entgegnete der Abbé, »aber ich hoffte, daß der König im Hinblick auf meine gute Absicht mir die Lüge verzeihen würde.«

»Jawohl, ich verzeihe Ihnen,« sagte der König »Herr Cardinal, ertheilen Sie ihm sofort die Absolution.«

»Nun, Sire, wissen Sie Alles,« sagte Pronio. »Wenn der König auf mein Insurrectionsprojekt eingeht, so wird eine Pulverschlange nicht schneller auffliegen. Ich proclamire den heiligen Krieg, und ehe acht Tage vergehen, insurgire ich das ganze Land von Aquila bis Teano.«

»Und Sie wollen dies ganz allein machen?«, fragte Ruffo.

»Nein, Monseigneur. Ich werde mir zwei Männer der That zugesellen.«

»Und wer sind diese beiden Männer?«

»Der eine ist Gaëtano Mammone, mehr unter dem Namen des *Müllers* von Sora bekannt.«

»Habe ich,« fragte der König, »diesen Namen nicht bei Gelegenheit der Ermordung jener beiden Jakobiner della Torre nennen gehört?«

»Das ist wohl möglich,« antwortete der Abbé Pronio. »Es geschieht selten, daß Gaëtano Mamone nicht zugegen ist, wenn zehn Meilen in der Runde Jemand umgebracht wird. Er wittert das Blut.«

»Sie kennen ihn also?« fragte Ruffo.

»Er ist mein Freund, Eminenz.«

»Und wer ist der Andere?«

»Ein ungemein vielversprechender Bandit, Sire. Er heißt Michele Pezza, hat aber den Namen Fra Diavolo angenommen, wahrscheinlich weil es nichts Boshafteres gibt, als einen Mönch, und nichts Schlimmeres, als den Teufel. Kaum einundzwanzig Jahre alt, ist er schon Hauptmann einer Bande von dreißig Mann, welche sich in den Gebirgen von Mignano aufhält. Er liebte die Tochter eines Stellmachers in Itri, bewarb sich um ihre Hand, ward aber abgewiesen. Hierauf erklärte er seinem Nebenbuhler, welcher Peppino hieß, offen und ehrlich, daß er ihn umbringen würde, wenn er auf Francesca, so hieß das junge Mädchen, nicht verzichtete. Sein Nebenbuhler wollte nicht zurücktreten und Michele Pezza hielt ihm Wort.«

»Das heißt, er brachte ihn um, nicht wahr?« fragte Ruffo.

»Ja, Eminenz. Vor vierzehn Tagen drang er mit sechs der Entschlossensten seiner Bande während der Nacht durch den an die Gebirge stoßenden Garten in das Haus des Vaters Francescas, entriß ihm seine Tochter und führte sie mit sich fort. Wie es scheint, besitzt der Bursche ein nur ihm bekanntes Geheimniß, die Frauen in ihn verliebt zu machen. Francesca, welche Peppino liebte, betet jetzt Fra Diavolo an und raubt und mordet mit ihm, als ob sie ihr ganzes Leben lang weiter nichts gemacht hätte.«

»Und das sind die Männer, deren Sie sich zu bedienen gedenken?« fragte der König.

»Sire, mit Seminaristen kann man kein Land insurgiren.«

»Der Abbé hat Recht, Sire,« sagte Ruffo.

»Gut, zugegeben. Und mit diesen Mitteln versprechen Sie sich Erfolge?«

»Ich bürge dafür.«

»Und Sie wollen die Abruzzen und die Terra di Lavora insurgiren?«

»Vom Kind bis zum Greise. Ich kenne dort alle Welt und alle Welt kennt mich.«

»Sie scheinen mir Ihrer Sache sehr sicher zu sein, mein lieber Abbé,« sagte der Cardinal.

»So sicher, daß ich Sie ermächtige, Eminenz, mich erschießen zu lassen, wenn ich keinen Erfolg erziele.«

»Dann gedenken Sie wohl, Ihre Freunde Gaëtano Mammone und Fra Diavolo zu Ihren beiden Lieutenants zu machen?«

»Ich gedenke aus ihnen zwei Capitäne zu machen, wie ich bin. Sie sind nicht weniger werth als ich und ich bin nicht weniger werth als sie. Der König möge blos geruhen, mein Patent und die ihrigen zu unterzeichnen, damit wir den Bauern beweisen können, daß wir in seinem Namen handeln, und ich stehe für Alles.«

»Ei, ei!«, sagte der König. »Ich bin nicht übertrieben gewissenhaft, aber zwei solche Kerle zu meinen Capitänen zu ernennen! Sie gestatten mir wohl zehn Minuten Bedenkzeit, Herr Abbé?«

»Zehn, zwanzig, dreißig, Sire; ich fürchte nichts. Das Geschäft ist zu vortheilhaft, als daß Eure Majestät es von sich weisen könnten, und der Herr Cardinal den Interessen der Krone zu eifrig ergeben, als daß er Ihnen nicht dazu rathen sollte.«

»Wohlan, Herr Abbé,« sagte der König, »lassen Sie mich einen Augenblick mit dem Cardinal allein. Wir wollen uns über Ihren Vorschlag besprechen.«

»Ich werde mich in das Vorzimmer begeben, um in meinem Brevier zu lesen, Sire. Wenn Eure Majestät zu einem Entschluß gelangt sind, werden Sie mich rufen lassen.«

»Ja, gehen Sie, Herr Abbé, gehen Sie.«

Pronio verneigte sich und ging.

Der König und der Cardinal sahen einander an.

»Nun, was sagen Sie zu diesem Abbé, Eminentissime?« fragte der König.

»Ich sage: das ist ein Mann, Sire, und die Männer sind rar.«

»Eine Art heiliger Bernhard, der einen Kreuzzug predigt, bedenken Sie doch!«

»Ja, Sire, und er wird vielleicht mehr Glück machen, als der echte gemacht hat.«

»Sie sind also der Meinung, daß ich ein Anerbieten annehmen soll?«

»In der Lage, worin wir uns befinden, erachte ich es für klug und angemessen.«

»Aber sagen Sie mir, wenn man Enkel Ludwigs Vierzehnten ist und sich Ferdinand von Bourbon nennt, kann man doch nicht wohl mit diesem Namen Patente einen Räuberhauptmann

und einen Menschen unterzeichnen, welcher das Blut trinkt, wie ein Anderer helles Wasser, denn ich kenne seinen Gaëtano Mammone wenigstens Rufe nach.«

»Ich begreife den Widerwillen, welchen Eure Majestät hiergegen hat. Unterzeichnen Sie aber doch bloß das Patent des Abbé und ermächtigen Sie ihn, die der beiden Anderen zu unterzeichnen.«

»Sie sind ein anbetungswürdiger Mann, denn es gibt nichts, wodurch Sie in Verlegenheit gebracht werden könnten. Wollen wir den Abbé wieder hereinrufen?«

»Nein, Sire. Wir wollen ihm Zeit lassen, sein Brevier zu lesen. Wir haben unsererseits einige kleine Geschäfte abzumachen, welche wenigstens eben so großer Beschleunigung bedürfen, als die einigen.«

»Das ist wahr.«

»Gestern fragte Eure Majestät mich um meine Meinung in Bezug auf die Fälschung eines gewissen Briefes.«

»Ich entsinne mich dessen vollkommen und Sie verlangten von mir eine Nacht Bedenkzeit. – Haben Sie wirklich darüber nachgedacht, Eminentissime?«

»Ich habe gar nichts Anderes gethan, Sire.«

»Nun und?«

»Nun, es gibt eine Thatsache, welche Eure Majestät nicht streitig machen werden, nämlich die, daß ich die Ehre habe, von der Königin verabscheut zu werden.«

»Das ist das Schicksal. Aller, die mir treu und anhänglich sind, mein lieber Cardinal. Wenn wir das Unglück hätten, uns zu veruneinigen, so würde die Königin Sie anbeten.«

»Da ich nun nach meiner Ansicht schon hinreichend von ihr verabscheut werde, so möchte ich, wenn es möglich wäre, Sire, wünschen, daß sie mich nicht noch mehr verabscheue.«

»In welcher Beziehung sagen Sie mir dies?«

»In Bezug auf den Brief des Kaisers von Oesterreich.«

»Was glauben Sie denn?«

»Ich glaube nichts, nach meiner Ansicht aber ist die Sache folgendermaßen zugegangen.«

»Lassen Sie hören,« sagte der König und stemmte sich, um bequemer zu hören, mit dem Ellbogen auf die Armlehne seines Sessels.

»Zu welcher Stunde reisten Eure Majestät mit André Baker an dem Tage, wo dieser junge Mann Ehre hatte, mit Euer Majestät zu dinieren, nach Neapel ab?«

»Zwischen fünf und sechs Uhr.«

»Wohlan, zwischen sechs und sieben Uhr, das heißt eine Stunde nachdem Eure Majestät abgereist waren, erhielt der Postmeister in Capua Befehl, dem Courier Ferrari, wenn derselbe das bei ihm zurückgelassene Pferd wieder holen würde, zu sagen, daß er nicht bis nach Neapel reiten brauche, da Eure Majestät in Caserta seien.«

»Und wer hat dem Postmeister diese Weisung theilt?«

»Ich möchte nicht gern Jemand nennen, Sire, aber ich hindere Eure Majestät nicht, es zu errathen.«

»Weiter, ich höre Sie!«

»Anstatt nach Neapel zu reiten, ritt Ferrari demgemäß nach Caserta.«

»Warum wollte man, daß er nach Caserta käme?«

»Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich um mit ihm einen Verführungsversuch vorzunehmen.«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, mein lieber Cardinal, daß ich Ferrari nicht für fähig halte, mich zu verrathen. «

»Man hat sich nicht die Mühe zu geben gebraucht, von seiner Treue zu überzeugen. Ferrari stürzte, was weit besser war, mit dem Pferde, verlor die Besinnung und ward in die Apotheke geschafft.«

»Durch Acton's Secretär, wir wissen das.«

»Hier hat man aus Furcht, daß seine Ohnmacht nicht lange genug dauere und er vielleicht in dem Augenblick wieder zu sich käme, wo man es nicht erwartete, es rätlich gefunden, diese Ohnmacht mit Hilfe einiger Tropfen Laudanum zu verlängern.«

»Wer hat Ihnen dies gesagt?«

»Ich habe nicht nöthig gehabt, Jemanden zu befragen. Wer nicht betrogen sein will, darf sich auf Niemanden verlassen als auf sich selbst.«

Der Cardinal zog, indem er dies sagte, einen Kaffeelöffel aus der Tasche.

»Hier,« sagte er, »ist der Kaffeelöffel, mittelst welchem man dem Courier die Tropfen in den Mund geflößt. Es ist noch wenig davon in dem Löffel zurückgeblieben, was beweist, daß der Verwundete das Laudanum nicht selbst getrunken hat, weil er sonst diesen Bodensatz mit den Lippen hinweggenommen hätte, und der scharfe, durchdringende Geruch des Opiums verräth nach länger als einem Monat, welcher Substanz dieser Bodensatz angehört hat.«

Der König betrachtete den Cardinal mit jenem naiven Erstaunen, welches er allemal zu erkennen gab, wenn man ihm etwas demonstrierte, was er allein nicht gefunden hätte, weil es über die Tragweite seines Verstandes hinausging.

»Und wer hat dies gethan?« fragte er.

»Sire,« antwortete der Cardinal, »ich nenne Niemanden. Ich sage *Man*. Wer hat das gethan? Ich weiß es nicht. *Man* hat es gethan, das weiß ich.«

»Und dann?«

»Eure Majestät wollen der Sache auf den Grund gehen, nicht wahr?«

»Versteht sich, ich will der Sache auf den Grund gehen.«

»Wohlan, Sire, als Ferrari durch die Gewalt des Sturzes ohnmächtig und aus übergroßer Vorsicht durch Laudanum betäubt worden, nahm *Man* den Brief aus seiner Tasche, entsiegelte ihn, indem man das Siegel über eine brennende Kerze hielt. *Man* las den Brief, und da er das Gegentheil von dem enthielt, was *Man* hoffte, so entfernte *Man* die Schrift durch Benetzung mit Oxalsäure.«

»Aber wie können Sie genau wissen, daß man gerade diese Säure angewendet?«

»Hier ist das kleine Fläschchen, welches, ich sage nicht sie enthielt, sondern welches sie enthält. Es ist, wie Sie sehen, kaum die Hälfte des Inhalts zu der Operation nöthig gewesen.«

Und ebenso wie er den Kaffeelöffel aus der Tasche gezogen, zog der Cardinal jetzt ein halbleeres Flacon hervor, in welchem sich eine krystallhelle und augenscheinlich destillirte Flüssigkeit befand.

»Und Sie sagen,« fragte der König, »daß man mit dieser Flüssigkeit die Schrift entfernen kann?«

»Ich bitte Eure Majestät, mir irgendeinen werthlosen Brief zu geben.«

Der König nahm das erste beste beschriebene Blatt von einem Tisch, der Cardinal goß einige Tropfen der Flüssigkeit auf die Schrift, strich sie mit dem Finger so, daß vier bis fünf Zeilen damit bedeckt wurden, und wartete.

Nach einer Weile ward die Schrift gelb und verschwand allmählig ganz.

Der Cardinal spülte das Papier mit gewöhnlichem Wasser ab und zeigte dann dem König zwischen den ober- und unterhalb stehenden Linien einen leeren Raum, den er am Feuer trocknete und auf welchen er dann, ohne weitere Zurichtung, zwei oder drei Zeilen schrieb.

Diese Beweisführung ließ nichts zu wünschen übrig.

»Ah, San Nicandro! San Nicandro!« murmelte der König, »wenn man bedenkt, daß Du mich dies Alles hättest lehren können!«

»San Nicandro selbst nicht, Sire, denn er wußte es nicht, wohl aber hätte er es. Sie durch Andere lehren lassen können, welche kenntnißreicher waren als er.«

»Kommen wir auf unsere Angelegenheit zurück,« sagte der König seufzend.

»Was ist denn weiter vorgegangen?«

»Nachdem man auf diese Weise anstatt der Weigerung des Kaisers eine Zustimmung untergeschoben, hat man den Brief wieder versiegelt und zwar mittelt eines Petschafts, welches dem des Kaisers gleicht; nur hat man, da diese Operation in der Nacht bei Kerzenlicht erfolgte, dazu rothes Siegellack verwendet, welches ein wenig dunkler war als das des echten Siegels.«

Der Cardinal hielt, indem er dies sagte, dem König den Brief so vor die Augen, daß das Siegel nach oben gekehrt war. »Sire,« sagte er, »sehen Sie den Unterschied zwischen dieser aufgetragenen und der unterm Schicht? Auf den ersten Anblick scheint die Farbe dieselbe zu sein, besteht man sie aber genauer, so bemerkt man einen leichten, aber dennoch sichtbaren Unterschied.«

»Das ist wahr!« rief der König. »Es ist wirklich wahr.«

»Uebrigens, hob der Cardinal wieder an, »ist hier die Stange Siegellack, deren man sich beim Nachmachen des Siegels bedient hat. Euer Majestät sehen, daß die Farbe ganz dieselbe ist, wie die der oberen Schicht.«

Der König betrachtete mit Erstaunen die drei Beweisstücke, Löffel, Fläschchen und Siegellackstange, welche Ruffo ihm vor Augen gehalten und eins neben das andere auf den Tisch gelegt hatte.

»Und wie haben Sie sich diesen Löffel, dieses Fläschchen und dieses Siegellack verschafft?« fragte der König, den diese scharfsinnige Ermittlung der Wahrheit in solchem Grade interessierte, daß er davon aufs Genaueste unterrichtet zu sein wünschte.

»O, auf die einfachste Weise, Sire. Ich bin so ziemlich der einzige Arzt Ihrer Colonie San Leucio. Ich komme daher von Zeit zu Zeit in die Apotheke des Schlosses, um diese oder jene Medicamente zu holen. Heute Morgen kam ich wie gewöhnlich, aber mit einer gewissen bestimmten Absicht dahin und siehe da, ich fand diesen Löffel auf dem Nachttisch, dieses Fläschchen in dem Glasschrank und die Stange Siegellack auf dem Tische.«

»Und dies ist Ihnen genügend gewesen, um Alles zu entdecken?«

»Der Cardinal von Richelieu verlangte bloß drei Zeilen von der Hand eines Menschen, um ihn an den Galgen zu bringen.«

»Ja,« sagte der König. »Unglücklicherweise aber gibt es Leute, welche man nicht an den Galgen bringen kann, mögen sie gethan haben, was sie wollen.«

»Sire,« sagte der Cardinal, indem er den König fest ansah, »halten Sie viel auf Ferrari?«

»Ja wohl, ich halte viel auf ihn.«

»Wohlan, Sire, es könnte, glaube ich, nichts schaden, wenn man ihn auf einige Zeit entfernte. Ich glaube, die Luft in Neapel ist für ihn in diesem Augenblick äußerst ungesund.«

»Glauben Sie?«

»Ich glaube es nicht blos, Sire, sondern ich bin davon überzeugt.«

»Nun, mein Himmel, die Sache ist ganz einfach. Ich werde ihn wieder nach Wien schicken.«

»Es ist dies allerdings eine anstrengende Reise, Sire, es gibt aber heilsame Anstrengungen.«

»Uebrigens können Sie sich denken, Eminentissime, daß ich mir die Sache vom Herzen schaffen will. Demzufolge schicke ich die Depesche, in welcher der Kaiser mir schreibt, daß er ins Feld rücken werde, sobald ich in Rom eingezogen sein würde, an ihm zurück und frage ihn meinerseits, was er davon denkt.«

»Und damit man nichts ahne, reisen Eure Majestät heute noch mit dem ganzen Hofe nach Neapel zurück, nachdem Sie Ferrari gesagt, daß er mich heute Nacht in San Leucio aufsuchen und meine Befehle eben so ausführen solle, als ob sie von Euer Majestät ausgingen.«

»Und Sie?«

»Ich, ich schreibe in Eurer Majestät Namen an den Kaiser, setze Ihre Zweifel auseinander und bitte ihn, die Antwort an mich zu senden.«

»Sehr schön; aber Ferrari wird in die Hände der Franzosen fallen. Sie können sich leicht denken, daß alle Straßen bewacht werden.«

»Ferrari nimmt den Weg über Benevento und Foggia nach Manfredonia. Hier schiffet er sich nach Triest ein und nimmt dann wieder Postpferde bis Wien. Wenn der Wind gut ist, so erspart er zwei Tagreisen und vierundzwanzig Stunden Ermüdung. Die Rückreise macht er dann auf denselben Wege.«

»Sie sind ein wunderbarer Mann, mein lieber Cardinal. Nichts ist Ihnen unmöglich.«

»Und Eure Majestät sind mit diesem Allen einverstanden?«

»Ich müßte sehr difficil sein, wenn ich nicht damit einverstanden wäre.«

»Dann, Sire, wollen wir uns mit etwas Anderem beschäftigen. Sie wissen, jede Minute ist eine Stunde werth, jede Stunde einen Tag, jeder Tag ein Jahr.«

»Wir wollen uns mit dem Abbé Pronio beschäftigen, meinen Sie, nicht wahr?« fragte der König.

»Ganz recht, Sire.«

»Glauben Sie, daß er nun Zeit gehabt hat, sein Brevier zu lesen?« fragte der König lachend.

»Nun, wenn er nicht Zeit gehabt hat, es heute zu lesen,« sagte Ruffo, »so liest er es morgen. Er ist nicht der Mann, der um einer solchen Kleinigkeit willen sein Seelenheil gefährdet glaubte.«

Ruffo klingelte.

Ein Lakai erschien an der Thür.

»Sage dem Abbé Pronio, daß wir ihn erwarten, sprach der König.

Drittes Capitel.

Ein Schüler Macchiavellis.

Pronio ließ nicht auf sich warten.

Der König und der Cardinal bemerkten, daß die Lectüre des heiligen Buches ihm nichts von jenem ungezwungenen Wesen geraubt, welches sie an ihm bemerkt hatten.

Er trat ein, blieb auf der Schwelle stehen und verneigte sich ehrerbietig erst vor dem König, dann vor dem Cardinal.

»Ich erwarte Euer Majestät Befehle,« sagte er.

»Meine Befehle werden sehr leicht zu befolgen sein, mein lieber Abbé! Ich befehle, daß Sie Alles thun, was Sie mir zu thun versprochen haben.«

»Ich bin bereit, Sire.«

»Verständigen wir uns jetzt.«

Pronio sah den König an. Es war augenscheinlich, daß er diese Worte: »*verständigen wir uns jetzt*« nicht verstand.

»Ich frage, welches Ihre Bedingungen sind,« sagte der König.

»Meine Bedingungen?«

»Ja.«

»Ich stelle Euer Majestät keine Bedingungen.«

»Ich frage, wenn es Ihnen so lieber ist, welche Vergünstigungen Sie von mir erwarten?«

»Keine anderen, als Euer Majestät dienen zu dürfen, und wenn es sein muß, mein Leben für Sie zu lassen.«

»Das ist Alles?«

»Ja wohl.«

»Sie verlangen kein Erzbisthum, kein Bisthum, nicht einmal die kleinste Abtei?«

»Wenn ich Euer Majestät gut diene, wenn Alles beendet ist, wenn die Franzosen wieder zum Lande hinausgejagt sind, wenn ich Euer Majestät gut gedient habe, dann werden Sie mich belohnen. Habe ich Ihnen schlecht gedient, so lassen Sie mich erschießen.«

»Was sagen Sie zu dieser Sprache, Cardinal?«

»Ich sage, daß dieselbe mich nicht in Erstaunen setzt, Sire.«

»Ich danke Ihnen, Eminenz,« sagte Pronio, indem er sich verneigte.

»Dann,« sagte der König, »handelt es sich ganz einfach darum, Ihnen ein Patent zu geben.«

»Mir eins, Sire, Fra Diavolo eins und Mammone eins.«

»Sind Sie der Bevollmächtigte dieser Beiden?« fragte der König.

»Ich habe sie nicht gesehen, Sire.«

»Und ohne sie gesehen zu haben, stehen Sie für sie?«

»Wie für mich selbst.«

»Schreiben Sie das Patent für den Abbé, Eminentissime.«

Ruffo setzte sich an den Tisch, schrieb einige Zeilen und las dann Folgendes:

»Wir Ferdinand von Bourbon, König beider Sicilien und von Jerusalem, thun hiermit kund und zu wissen:

»Da wir zu der Beredsamkeit, dem Patriotismus und dem kriegerischen Talent des Abbé Pronio volles Vertrauen haben, so ernennen wir ihn hiermit zu unterm Capitän in den Abruzzen, in der Terra di Lavoro und im Nothfalle in allen andern Theilen unseres Königreichs.

»Wir billigen im Voraus Alles, was er zur Vertheidigung des Gebietes unseres Königreichs und zur Verhinderung des Eindringens der Franzosen thun wird, ermächtigen ihn, Patente gleich diesem zu Gunsten der beiden Personen auszufertigen, die er für würdig erachten wird, ihn in dieser edlen Aufgabe zu unterstützen, und versprechen, diese von ihm gewählten beiden Personen als Anführer von Volksmassen anzuerkennen.

»Urkundlich alles dieses haben wir ihm gegenwärtiges Patent ausgestellt.

»So geschehen auf unserem Schlosse Caserta, am 10. September 1798.«

»Ist es so recht?« fragte der König den Abbé, nachdem er das von dem Cardinal aufgesetzte Document von diesem vorlesen gehört.

»Ja, Sire,« entgegnete der Abbé, »nur bemerke ich, daß Euer Majestät nicht die Verantwortlichkeit der Unterzeichnung der Patente für die beiden Capitäne hat auf sich nehmen wollen, welche ich die Ehre hatte, Ihnen zu empfehlen.«

»Nein, aber ich habe Ihnen das Recht zuerkannt, diese Patente auszufertigen. Ich will, daß diese Leute Ihnen dafür verpflichtet seien.«

»Ich danke Euer Majestät, und wenn Sie dieses Patent mit Ihrer Unterschrift und Ihrem Siegel versehen wollen, so habe ich dann weiter nichts zu thun, als Ihnen meinen unterthänigsten Dank auszusprechen und mich zu entfernen, um Ihre Befehle in Ausführung zu bringen.«

Der König ergriff die Feder und unterzeichnete. Dann nahm er das Siegel aus seinem Sekretär und drückte es neben seine Unterschrift.

Der Cardinal näherte sich dem König und sagte ihm leise einige Worte.

»Sie glauben?« fragte der König.

»Es ist dies meine bescheidene Ansicht, Sire.«

Der König wendete sich nach Pronio herum.

»Der Cardinal,« sagte er, »behauptet, daß Sie, Herr Abbé, besser als sonst Jemand –«

»Sire,« unterbrach Pronio, sich verneigend, »ich bitte Euer Majestät um Verzeihung, aber seit fünf Minuten habe ich die Ehre, Capitän der freiwilligen Truppen des Königs zu sein.«

»Entschuldigen Sie, mein lieber Capitän,« sagte der König, lachend. »Ich vergaß es, oder vielmehr ich erinnerte mich dessen, indem ich eine Ecke Ihres Breviers aus Ihrer Tasche hervorragen sah.«

Pronio zog das Buch, welches die Aufmerksamkeit des Königs erregt hatte, aus der Tasche und bot es ihm dar.

Der König schlug die erste Seite auf und las:

»Den Fürst von Macchiavelli.«

»Was ist das?« fragte er, denn er kannte weder das Werk noch den Verfasser desselben.

»Sire,« antwortete Pronio, »es ist das Brevier den Könige.«

»Kennen Sie dieses Buch?« fragte der König den Cardinal.

»Ich weiß es auswendig.«

»Hm!«, sagte der König. »Ich habe niemals etwas Anderes auswendig gewußt als einige Gebete und glaube selbst diese, seitdem San Nicandro sie mich gelehrt, wieder ein wenig vergessen zu haben. Also, ich sagte Ihnen, Capitän, da Sie nun einmal so genannt sein wollen, daß der Cardinal behauptete – es war dies das, was er mir leise in's Ohr sagte – daß Sie besser als irgend Jemand verstehen würden, eine Proclamation an die Bewohner der beiden Provinzen zu entwerfen, in welchen Sie zunächst Ihr Commando auszuüben, haben werden.«

»Seine Eminenz ist ein guter Rathgeber, Sire.«

»Sie sind also einer Meinung?«

»Vollkommen.«

»Dann setzen Sie sich und entwerfen Sie die Proclamation.«

»Soll ich im Namen Eurer Majestät oder in dem meinigen sprechen?«, fragte Pronio.

»Im Namen des Königs, Herr Capitän, im Namen des Königs,« beeilte Ruffo sich zu antworten.

»Jawohl, im Namen des Königs, weil der Cardinal es will,« sagte Ferdinand.

Pronio verneigte sich gegen den König, um ihm für die Erlaubniß zu danken, daß er nicht blos im Namen seines Souveräns schreiben, sondern sich auch in seiner Gegenwart setzen durfte.

Dann schrieb er, ohne sich lange zu besinnen, ohne etwas auszustreichen, und in einem Fluse Folgendes:

»Während ich mich in der Hauptstadt der christlichen Welt befinde und beschäftigt bin, die heilige Kirche wieder herzustellen, drohen die Franzosen, welchen gegenüber ich Alles gethan habe, um den Frieden zu erhalten, in den Abruzzen einzudringen. Trotz der Gefahr, welcher ich mich dabei aussetze, wage ich mich durch ihre Reihen hindurch, um meine bedrohte Hauptstadt zu erreichen. Sobald ich einmal in Neapel bin, werde ich ihnen mit einer zahlreichen Armee entgegenmarschieren, um sie auszurotten. Mittlerweile erwarte ich, daß die Völker zu den Waffen greifen, daß sie der Religion zu Hilfe eilen, daß sie ihren König oder vielmehr ihren Vater vertheidigen, welcher bereit ist, sein Leben zu opfern, um seine Unterthanen, ihre Altäre ihre Güter, die Ehre ihrer Frauen und ihre Freiheit zu wahren. Ein Jeder, der sich nicht unter die Fahne des heiligen Krieges scharrt, wird als Verräther am Vaterland betrachtet, und Jeder, der diese Fahnen, nachdem er einmal zu ihnen geschworen, wieder verläßt, als Rebell und als Feind der Kirche und des Staates betrachtet werden.

»Rom, am 7. December 1798.«

Pronio überreichte seine Proclamation dem König, damit er sie lese. Der König gab sie jedoch weiter an den Cardinal und sagte:

»Ich verstehe nicht gut, Eminentissime.«

Ruffo begann nun seinerseits zu lesen.

Pronio, welcher sich um den Ausdruck der Züge des Königs nicht sonderlich gekümmert, beobachtete dagegen die Wirkung, welche das Lesen der Proclamation auf das Gesicht des Cardinals äußerte, mit der größten Aufmerksamkeit.

Zwei- oder dreimal während des Lesens richtete Ruffo seine Augen auf Pronio und jedesmal sah er die Blicke des neuen Capitäns auf die einigen geheftet.

»Ich hatte mich in Ihnen nicht getäuscht, Herr Capitän,« sagte der Cardinal, als er fertig war,

zu Pronio. »Sie sind ein gescheiter Mann.«

Dann wendete er sich zu dem König und fuhr fort: »Sire, ich glaube, Niemand in Ihrem ganzen Königreich hätte eine so geschickte Proclamation zu verfassen vermocht, und Eure Majestät können sie dreist unterzeichnen.«

»Das ist also Ihre Meinung, Eminentissime, und Sie haben nichts daran auszusetzen?«

»Ich bitte Eure Majestät auch nicht eine Sylbe daran zu ändern.«

Der König ergriff die Feder.

»Sie sehen es,« sagte er; »ich unterzeichne vertrauensvoll.«

»Ihr Taufname, Herr Capitän?«, fragte Ruffo, während der König unterzeichnete.

»Joseph, Monseigneur.«

»Und nun, Sire, sagte Ruffo, »da Sie einmal die Feder in der Hand haben, so können Sie Ihrer Unterschrift noch die Worte hinzusetzen:

»Der Capitän Joseph Pronio ist beauftragt, für mich und in meinem Namen diese Proclamation zu verbreiten und darauf zu sehen, daß den darin von mir ausgesprochenen Absichten treulich nachgegangen werde.«

»Das kann ich hinzufügen?« fragte der König.

»Ja, das können Sie, Sire.«

Der König schrieb ohne Widerrede die von Ruffo dictierten Worte.

»Es ist geschehen,« sagte er.

»Nun, Sire,« sagte Ruffo, »während der Capitän Pronio uns ein Duplicat von dieser Proclamation fertigen wird – Sie verstehen, Capitän, der König ist mit Ihrer Proclamation so zufrieden, daß er eine Abschrift davon zu haben wünscht – werden Eure Majestät eine Anweisung von zehntausend Ducati an die Ordre des Capitäns unterzeichnen.«

»Monseigneur!« rief Pronio.

»Laffen Sie mich nur machen, Herr Capitän.«

»Zehntausend Ducati! Ei! ei!« rief der König.

»Sire, ich bitte Eure Majestät –«

»Gut, gut,« sagte der König; »auf Corradino?«

»Nein, auf das Haus André Baker & Comp. Es ist dies viel sicherer und geht ganz besonders weit rascher.«

Der König setzte sich, schrieb die Anweisung und unterzeichnete sie.

»Hier ist das Duplicat der Proclamation,« sagte Pronio, indem er dem Cardinal die Abschrift überreichte.

»Jetzt haben wir es blos miteinander zu thun, Herr Capitän,« sagte Ruffo. »Sie sehen das Vertrauen, welches der König auf Sie setzt. Hier ist eine Anweisung auf zehntausend Ducati. Laffen Sie in einer Buchdruckerei von dieser Proclamation so viel tausend Exemplare drucken, als man in vierundzwanzig Stunden liefern kann. Die ersten zehntausend Exemplare werden heute noch in Neapel angeschlagen, wenn es möglich ist, ehe der König dort ankommt. Jetzt ist es Mittag. In anderthalb Stunden können Sie in Neapel und um vier Uhr können die Proclamationen gedruckt sein. Nehmen Sie zehntausend, zwanzigtausend, dreißigtausend davon mit, verbreiten Sie dieselben in Massen und sorgen Sie dafür, daß bis morgen Abend wenigstens zehntausend Exemplare sich in den Händen des Volkes befinden.«

»Und was soll ich mit dem übrigen Gelde machen, Monseigneur?«

»Dafür kaufen Sie Flinten, Pulver und Kugeln.«

Pronio wollte, außer sich vor Freude, sofort davoneilen.

»Wie!« sagte Ruffo »Sie sehen nicht, Capitän?«

»Was denn, Monseigneur?«

»Der König reicht Ihnen eine Hand zum Kusse.«

»O, Sire!« rief Pronio, die Hand des Königs küssend, »an dem Tage, wo ich mich für Eure Majestät tödten lasse, werde ich meine Schuld noch nicht abgetragen haben.«

Und Pronio entfernte sich, in der That bereit, sich für des König tödten zu lassen.

Der König erwartete Pronios Entfernung augenscheinlich mit Ungeduld. Er hatte an diesem großen Auftritt theilgenommen, ohne recht zu wissen, welche Rolle er dabei spielte.

»Wohlan,« sagte der König, als die Thür sich wieder geschlossen hatte, »wahrscheinlich ist abermals Nicandro daran Schuld, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich Ihren Enthusiasmus für diese Proclamation begreife, welche kein wahres Wort sagt.«

»Gerade eben weil sie kein wahres Wort sagt und weil weder Eure Majestät noch ich gewagt hätten schreiben, eben deshalb bewundere ich diese Proclamation.«

»Aber dann,« sagte Ferdinand, »erklären wenigstens, damit ich sehe, ob sie meine zehntausend Ducati werth ist.«

»Wenn Eure Majestät sie ihrem Werth nach sollten, so wären Sie gar nicht reich genug, dies zu thun.«

»Eselskopf«, sagte Ferdinand, indem er sich Faust vor die Stirn schlug.

»Wollen Eure Majestät mir beim Durchlesen der Abschrift folgen?«

»Ich folge Ihnen,« sagte der König und gab dem Cardinal die Abschrift der Proclamation.¹⁵

Ruffo las:

»Während ich mich in der Hauptstadt der christlichen Welt befinde und beschäftigt bin, die heilige Kirche herzustellen, drohen die Franzosen, welchen gegen über ich Alles gethan habe, um den Frieden zu erhalten, Abruzzen einzudringen!«

»Sie wissen, daß ich noch nicht bewundere.«

»Daran thun Sie Unrecht, Sire. Bemerken Tragweite dieser Worte. Sie sind in dem Augenblick wo Sie diese Proclamation schreiben, in Rom. Sie sind aller Ruhe und ohne andere Absicht, als die heilige wieder herzustellen. Sie lassen dort nicht die Freiheitsbäume umhauen, Sie wollen nicht die Consuln hängen lassen, Sie lassen das Volk nicht die Juden verbrennen oder in die Tiber werfen. Sie sind dort ganz in aller Unschuld und blos im Interesse des heiligen Vaters.«

»Ah,« rief der König, welcher allmählig anfang zu begreifen.

»Sie sind, fuhr der Cardinal fort, »nicht dort, um Krieg gegen die Republik zu führen, denn Sie haben ja den Franzosen gegenüber. Alles gethan, um mit ihnen in Frieden zu leben. Wohlan, obschon Sie Alles gethan haben, um mit ihnen in Frieden, das heißt auf freundschaftlichem Fuße zu leben, drohen die Franzosen doch, in die Abruzzen einzudringen.«

»Ah!« rief der König und verstand nun.

»Folglich,« fuhr Ruffo fort, »geht in den Augen Aller, welche dieses Manifest lesen, und die ganze Welt wird es lesen, der Friedensbruch, der Verrath nicht von Ihnen, sondern von den Franzosen aus. Trotz der Drohungen, welche der Gesandte Garat gegen Sie ausgestoßen,

vertrauen Sie ihnen wie Bundesgenossen, welche Sie sich um jeden Preis erhalten wollen. Erfüllt von Vertrauen auf die Redlichkeit dieser Bundesgenossen gehen Sie nach Rom, und während Sie in Rom sind, während Sie nichts Arges ahnen, während Sie ganz ruhig und unbesorgt sind, greifen die Franzosen Sie unversehens an und schlagen Mack. Sie werden selbst zugeben, Sire, daß es durchaus nicht zu verwundern ist, wenn ein unversehens angegriffener General geschlagen wird.«

»Ja,« sagte der König, der immer mehr und mehr begriff, »das ist in der That wahr.«

»Eure Majestät fügen hinzu: Trotz der Gefahr, welcher ich mich dabei aussetze, wage ich mich durch ihre Reihen hindurch, um meine bedrohte Hauptstadt zu erreichen. Sobald ich jedoch einmal in Neapel bin, werde ich ihnen mit einer zahlreichen Armee entgegenmarschieren, um sie auszurotten.« – Sehen Sie, Sire, trotz der Gefahr, welcher Sie sich dabei aussetzen, wagen Eure Majestät sich durch die Reihen der Feinde hindurch, um die bedrohte Hauptstadt zu erreichen. Verstehen Sie, Sire? Sie fliehen nicht vor den Franzosen, Sie wagen sich durch ihre Reihen hindurch, Sie fürchten nicht die Gefahr, sondern bieten ihr vielmehr die Spitze. Und warum setzen Sie Ihre geheiligte Person in so verwegener Weise aufs Spiel? Um Ihre Hauptstadt zu erreichen, zu beschützen, zu vertheidigen, um mit einem Worte mit einer zahlreichen Armee dem Feinde entgegen zu marschieren, um die Franzosen auszurotten.«

»Genug!« rief der König, in lautes Gelächter ausbrechend. »Genug, mein lieber Cardinal. Ich habe verstanden. Sie haben Recht, Eminentissime, Dank dieser Proclamation werde ich in den Ruf eines Helden kommen. Wer zum Teufel hätte das geahnt, als ich in einer Herberge zu Albano mit Ascoli die Kleider wechselte. In der That, Sie haben Recht, mein lieber Cardinal, und Ihr Pronio ist ein Mann von Genie. Da sieht man, wie gut es ist, den Macchiavelli studiert zu haben! Sieh da, er hat sein Buch vergessen.«

»O,« sagte Ruffo, »Sie können es behalten, Sire, um es Ihrerseits zu studieren, er hat nichts mehr daraus zu lernen.«

Viertes Capitel.

Worin Michele der Narr zum Capitän ernannt wird und später zum Oberst ernannt zu werden hofft.

An demselben Tage, gegen vier oder fünf Uhr Nachmittags, begann eines jener dumpfen drohenden Geräusche, gleich denen, welche den Stürmen und Erdbeben vorangehen, in den alten Stadttheilen von Neapel sich erhebend, allmählig die ganze Stadt zu durchbrausen.

Männer, welche schaarenweise aus der Buchdruckerei des Signor Florio Giordani am Platze Mercatello, den linken Arm mit großen bedruckten Blättern beladen und den rechten mit einem Pinsel und einem Topf voll Kleister bewaffnet, herauskamen, zerstreuten sich nach den verschiedenen Theilen der Stadt und ließen jeder eine Reihe von Anschlägen hinter sich, um welche sich die Neugierigen sammelten und mit Hilfe deren man seine Spur verfolgen konnte, mochte er nun durch die Strada del Infrascato nach dem Romero hinauf oder über den sogenannten Altmarkt nach dem Castell-Capuano hin abgehen, oder endlich über den Largo delle Pigne den Albergo dei Poveri erreichen, oder die Toledostraße ihrer ganzen Länge nach durchwandeln über den Riesenabhang in Santa Lucia oder über die Brücke und die Riviera di Chiaja in Mergellina herauskommen.

Diese Reihe von Maueranschlägen, welche, indem sie nach allen Punkten der Stadt ausgingen, ein so großes Geräusch verursachten, war die Proclamation des Königs Ferdinand oder vielmehr des Capitäns Pronio, womit dieser, dem Rathe des Cardinals Ruffo gemäß, die Mauern der Hauptstadt beider Sicilien emaillieren ließ, und dieses immer höher steigende, lauter werdende Geräusch, welches sich in allen Stadttheilen erhob, war die Wirkung, welche das Lesen dieser Proclamation auf die Einwohner hervorbrachte.

In der That erfuhren dadurch die Neapolitaner mit einem Schlage die Rückkehr des Königs, welchen sie in Rom, und das Anrücken der Franzosen, welche sie auf dem Rückzuge begriffen glaubten.

In Folge dieses ein wenig verworrenen Berichts über die stattgehabten Ereignisse, wobei aber ebendiese Verwirrung ein Geniestreich war, erschien der König als die einzige Hoffnung des Landes, als der rettende Engel des Königreichs.

Er hatte sich durch die Reihen der Franzosen hindurchgewagt, denn schon hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er während der Nacht in Caserta angelangt sei.

Er hatte seine Freiheit aufs Spiel gesetzt, er hatte sein Leben gefährdet, um zu kommen und mit seinen treuen Neapolitanern zu sterben.

König Johann bei Poitiers und Philipp von Valois bei Crecy hatten nicht mehr gethan. Es war unmöglich, eine solche Hingebung zu verrathen und solche Opfer nicht zu belohnen.

Deshalb sah man auch vor jedem dieser Maueranschläge eine dichtgedrängte Gruppe, welche die Proclamation discutirte, commentierte und kritisierte.

Diejenigen Personen unter diesen Gruppen, welche lesen konnten – und die Zahl derselben war nicht groß – erfreuten sich des Uebergewichts, welches ihre Bildung ihnen gab. Sie führten

das Wort, und da sie thaten, als ob sie den Inhalt des Gelesenen verstünden, so äußerten sie augenscheinlich einen entschiedenen Einfluß auf diejenigen, welche nicht lesen konnten, sondern ihnen mit starrem Blick, gespitztem Ohr und offenem Munde zuhörten.

Auf dem Altmarkt, wo die Volksbildung noch weniger verbreitet war als überall anderwärts, hatte sich eine ungeheure Gruppe an der Thür des Beccajo gesammelt und in der Mitte derselben, nahe genug an dem Maueranschlag, um diesen lesen zu können, konnte man unsern Freund Michele den Narren bemerken, welcher, sich der Vorrechte erfreuend, die seine ausgezeichnete Schulbildung ihm verlieh, der erstaunten Menge die in der Proclamation enthaltenen Neuigkeiten mittheilte.

»Aus allem diesem, sagte der Beccajo mit seinem rohen gesunden Menschenverstand und indem er sein scharfes Auge, das einzige, welches die furchtbare Wunde, die er von Salvatos Hand in Mergellina erhalten, ihm gelassen, »aus allem diesem ist mir blos so viel klar, daß diese Schufte von Republikanern, welche die Hölle verschlingen möge, dem General Mack tüchtig das Fell gegerbt haben.«

»Davon sehe ich in der ganzen Proclamation kein Wort,« antwortete Michele. »Indessen muß ich sagen, daß es mir selbst wahrscheinlich ist. Wir unterrichteten Leute nennen dies zwischen den Zeilen lesen.«

»Zwischen den Zeilen oder auf den Zeilen,« sagte der Beccajo, »wahr ist und bleibt, daß die Franzosen – und möge der letzte an der Pest sterben – auf Neapel marschieren und vielleicht noch vor Ablauf von vierzehn Tagen hier sein werden.«

»Ja,« sagte Michele, »denn aus der Proclamation ersehe ich, daß sie in die Abruzzen eindringen, was augenscheinlich der Weg nach Neapel ist. Es kommt aber blos auf uns an, daß sie nicht bis nach Neapel gelangen.«

»Und wie soll man sie daran hindern?« fragte der Beccajo.

»Nichts leichter als dies,« sagte Michele.

»Du nimmst zum Beispiel dein großes Messer, Pagliuccella nimmt seine große Flinte, ich nehme meinen großen Säbel, kurz ein Jeder von uns nimmt irgend etwas, und dann marschieren wir gegen sie.«

»Und dann marschieren wir gegen sie,« wiederholte brummend der Beccajo, welcher Micheles Vorschlag ein wenig gewagt fand. »Das ist sehr bald gesagt.«

»Und noch leichter gethan, Freund Beccajo. Es ist dazu blos Eins nöthig. Freilich findet sich dieses Eine nicht unter dem Fell der Schöpfe, welche Du abschlastest. Es ist nämlich Muth nöthig. Ich weiß aus guter Quelle, daß die Franzosen nicht mehr als zehntausend Mann zählen. Nun aber sind wir in Neapel sechzigtausend Lazzaroni, alle gesund und kräftig, mit guten Armen, guten Beinen und guten Augen.«

»Guten Augen, guten Augen, wiederholte der Beccajo, welcher in Michele's Worten eine Anspielung auf seinen Unfall fand. »Das kommt darauf an.«

»Wohlan, fuhr Michele fort, ohne sich an die Unterbrechung des Beccajo zu kehren, »wir bewaffnen uns jeder mit irgend etwas, wäre es auch nur mit einem Stein und einer Schleuder, wie der Schäferknabe David, und schlagen jeder einen Sechstelfranzosen todt. Dann wird es keine Franzosen mehr geben, denn wir zählen sechzigtausend und wie Franzosen nur zehntausend. Es wird dies ganz besonders Dir, Beccajo, nicht schwer fallen, denn Du sagst ja, Du habest schon allein gegen sechs gekämpft.«

»Ja,« sagte der Beccajo, »jeder, der mir in die Hände fällt –«

»Ja, entgegnete Michele, »nach meiner Meinung dürfen wir aber nicht warten, bis die Franzosen Dir in die Hände fallen, weil dann wir es sein würden, die in die ihrigen fielen. Wir müssen ihnen entgegengehen; wir müssen sie überall bekämpfen, wo wir auf sie stoßen. Es gilt Mann gegen Mann. Ich fürchte Dich nicht, ich fürchte Pagliuccella nicht, ich fürchte Basso Tomeos drei Söhne nicht, welche immer sagen, daß sie mich umbringen wollen, aber es niemals thun. Sechs Männer, welche sich vor einem fürchten, sind Feiglinge.«

»Michele hat Recht, Michele hat Recht!« riefen mehrere Stimmen.

»Nun gut,« sagte Michele, »wenn ich Recht habe, so beweist es mir. Ich verlange nichts Besseres, als mich tödten zu lassen. Diejenigen, welche sich mit mir tödten lassen wollen, mögen es mir sagen.«

»Ich! ich! ich! Wir! wir!« riefen fünfzig Stimmen.

»Willst Du unser Anführer sein, Michele?«

»Jawohl,« sagte Michele, »ich verlange nichts Besseres.«

»Es lebe Michele! Es lebe Michele! Es lebe unser Hauptmann!« riefen eine große Anzahl von Stimmen.

»Schön! Da bin ich schon Capitän,« sagte Michele. »Wie es scheint, beginnt Nannos Prophezeiung in Erfüllung zu gehen. Pagliuccella, willst Du mein Lieutenant sein?«

»O, sehr gern, sagte der, an welchen Michele's Frage gerichtet war; »Du bist ein guter Junge, obschon Du auf das, was Du weißt, ein wenig stolz bist. Indessen da man doch immer einen Anführer haben muß, so ist es besser, wenn dieser Anführer lesen, schreiben und rechnen kann, als wenn er von diesem allem nichts versteht.«

»Wohlan,« fuhr Michele fort, »diejenigen, welche mich zu ihrem Anführer wollen, mögen mich mit den Waffen, die sie sich verschaffen können, in der Strada Carbonara erwarten. Ich für meine Person will meinen Säbel holen.«

Es folgte nun eine große Bewegung unter der Menge. Etwa hundert Mann, welche bereit waren, Michele den Narren als ihren Anführer anzuerkennen, verließen die Gruppe und begannen die vorgeschriebene Waffe zu suchen, ohne welche Niemand in die Mannschaft des Capitäns Michele aufgenommen ward.

An dem andern Ende der Stadt, zwischen der Toledostraße und dem Vomero, auf der Höhe der Infrascata, am Fuße der Salita dei Capuccini geschah mittlerweile auch etwas.

Fra Pacifico hatte, als er mit seinem Freund Giacobino von seiner Bettelrunde zurückkehrte, eine Menge Leute gesehen, welche, den linken Arm voll Anschlagzettel, diese überall an den Mauern, wo sie einen passenden Platz fanden, so anklebten, daß das Lesen möglich war.

Der Bruder Bettelmönch näherte sich mit andern Neugierigen einem dieser Anschlagzettel, entzifferte denselben nicht ohne Mühe, denn er war lange noch kein so großer Gelehrter wie Michele.

Indessen er entzifferte den Inhalt und bei den unerwarteten Nachrichten, die er dadurch erfuhr, erwachte, wie man sich denken kann, ein kriegerisches Feuer mehr als je, als er sah, daß die ihm so verhaßten Jakobiner im Begriff standen, die Grenze des Königreiches zu überschreiten.

Wüthend schlug er mit seinem Knüttel auf den Boden, verlangte das Wort, stieg auf einen Eckstein und setzte, während er seinen Esel am Stricke hielt, unter tiefem Schweigen des ungeheuren Zuhörerkreises, welchen eine Popularität um ihn versammelt, auseinander, was die

Franzosen eigentlich seien.

Nun aber waren nach Fra Pacificos Erklärung die Franzosen samt und sonders Gotteslästerer, Tempelschänder, Räuber, Frauenschänder, Kindesmörder und Gottesläugner, die an kein Wunder glaubten. Er versicherte, daß sie weiter nichts seien als Bastarde des Teufels, und führte als Beweis hierfür an, daß alle Franzosen, die er gesehen, auf irgend einem Punkte ihres Körpers die Spur von einer Klaue trügen, ein sicheres Kennzeichen, daß sie alle bestimmt seien, in die des Satans zu fallen.

Deshalb sei es nothwendig, sie durch alle möglichen Mittel zu verhindern, nach Neapel zu gelangen, oder Neapel würde bis auf das letzte Haus niedergebrannt, von der Oberfläche der Erde verschwinden, als ob es von der Asche Pompejis oder von der Lava Herculans bedeckt wäre.

Fra Pacificos Rede, ganz besonders der Schluß derselben, machte auf seine Zuhörer den gewaltigsten Eindruck. Ein lautes, enthusiastisches Geschrei erhob sich und zwei oder drei Stimmen fragten, ob in dem Falle, daß das neapolitanische Volk sich gegen die Franzosen erhöhe, Frau Pacifico in eigener Person mit gegenden Feind marschieren würde.

Fra Pacifico antwortete hierauf, daß nicht blos er, sondern auch ein Esel Jacobino im Dienste der Sache des Königs und des Altars stünden und daß er sich anheischig mache, auf diesem bescheidenen Streitroß Alle, welche mit ihm kämpfen wollten, zum Siege zu führen.

»Wir sind bereit! Wir sind bereit!« erscholl es nun von allen Seiten.

Fra Pacifico verlangte blos fünf Minuten Zeit, ging rasch die Salita dei Capuccini hinauf, um die Ladung eines Esels an die Küche des Klosters abzuliefern, und erschien in der That fünf Minuten später wieder, aber diesmal auf seinem Esel reitend, um im Galopp wieder seinen Platz in der Mitte des von ihm auserwählten Kreises einzunehmen.

Es war jetzt ziemlich sechs Uhr Abends und Neapel befand sich, ohne daß Ferdinand das Mindeste davon ahnte, in dem von uns geschilderten Zustand von Aufregung und Erbitterung, als er mit gesenktem Haupte und sich fragend, welcher Empfang in seiner Hauptstadt ihn erwarte, zu der Porta Capuana hereinfuhr, wobei er, um sich nicht der Unbeliebtheit theilhaftig zu machen, welche auf der Königin und ihrer Günstlingin lastete, Sorge trug, sich in dem Augenblick, wo man die Stadt betrat, von ihnen zu trennen und ihnen als fernerweit zu verfolgenden Weg das Thor del Camino, die Marinella, die Via del Piliero und den Largo del Castello vorschrieb, während er selbst die Strada Carbonara, die Strada Foria, den Largo delle Pigne und die Toledostraße verfolgen wollte.

Die beiden königlichen Wagen trennten sich demzufolge an der Porta Capuana. Die Königin erreichte mit Lady Hamilton, Sir William und Nelson den königlichen Palast auf dem eben angegebenen Wege, und der König fuhr mit dem Herzog von Ascoli, einem getreuen Achates, direct durch die in so vielen Beziehungen berühmte und berüchtigte Porta Capuana.

Man wird sich erinnern, daß gerade der Porta Capuana gegenüber, auf dem Platze, welcher sich vom Fuße der Stufen der Kirche San Giovanni nach Carbonara erstreckt, auf demselben Platze, wo sechzig Jahre später Agofilas Milano hingerichtet ward, es war, wo Michele zufällig und weil dieser Platz der Mittelpunkt der populären Stadttheile ist, seine Leute aufgefördert hatte, sich einzufinden.

Dieser Trupp hatte sich unterwegs beinahe verdoppelt, weil jeder die Freunde, denen er begegnete, mit sich fortzog, so daß in dem Augenblick, wo der König erschien, um diesen Platz

zu passiren, mehr als zweihundert und fünfzig Menschen darauf versammelt waren.

Der König wußte recht wohl, daß er in der Mitte seiner Lazzaroni niemals etwas zu fürchten hätte. Er erstaunte daher, ohne zu erschrecken, als er mitten unter dieser zahlreichen Menge und beim Scheine der von hundert zu hundert Schritten brennenden seltenen Laternen und der zahlreicheren, vor Madonnenbildern brennenden Wachskerzen Säbel und Musketenläufe blitzen sah.

Er neigte sich demzufolge aus dem Wagen, berührte den, welcher ihm der Anführer des Trupps zu sein schien, an der Schulter und fragte ihn im neapolitanischen Patois:

»Lieber Freund, kannst Du mir vielleicht sagen, was hier vorgeht?«

Der Mann drehte sich herum und sah sich unmittelbar dem König gegenüber.

Dieser Mann war Michele.

»Ha!«, rief er, außer sich vor Freude, den König zu sehen und vor Stolz, von ihm berührt worden zu sein, »ha, Seine Majestät! Seine Majestät der König Ferdinand! Es lebe der König! Es lebe unser Vater! Es lebe der Retter Neapels!«

Und der ganze Trupp schrie wie aus einer einzigen Kehle:

»Es lebe der König! Es lebe unser Vater! Es lebe der Retter Neapels!«

Wenn der König erwartet hatte, bei seiner Rückkehr in seiner Hauptstadt durch irgend einen Ruf begrüßt zu werden, so war es sicher nicht dieser.

»Hörst Du sie?« fragte er den Herzog von Ascoli. »Was zum Teufel schreien sie denn?«

»Sie schreien: Es lebe der König, Sire,« antwortete der Herzog mit einer gewohnten Ernsthaftigkeit. »Sie nennen Sie ihren Vater; sie nennen Sie den Retter Neapels.«

»Weißt Du das gewiß?«

Die Rufe verdoppelten sich.

»Nun,« sagte der König, »wenn diese Leutchen es einmal durchaus wollen –«

Und halb zum Wagenschlage heraustretend sagte er:

»Ja, meine Kinder, ja, ich bin es. Ja, es ist euer König, es ist euer Vater und wie Ihr sehr richtig sagt, ich komme zurück, um Neapel zu retten, oder mit Euch zu sterben.«

Dieses Versprechen verdoppelte den Enthusiasmus, welcher in förmlichen Wahnsinn ausartete.

»Pagliuccella,« schrie Michele, »lauf mit zehn Mann voraus! Fackeln! Fackeln! Lichter an die Fenster!«

»Es ist nicht nöthig, Kinder!« rief der König, den allzu helles Licht lästig war. »Es ist nicht nöthig. Wozu so viel Beleuchtung?«

»Damit das Volk sehe, daß Gott und der heilige Januarius ihm seinen König gesund und unverseht wiedergegeben und ihn mitten unter den Gefahren geschützt haben, in welchen er geschwebt, indem er sich durch die Reihen der Franzosen hindurchgewagt, um in seine treue Stadt Neapel zurückzukehren,« rief Michele.

»Fackeln! Fackeln! Lichter an die Fenster!« schrieten Pagliuccella und seine Leute, während sie wie Besessene durch die Strada Carbonara rannten. »Der König kehrt zu uns zurück! Es lebe der König! Es lebe unser Vater! Es lebe der Retter von Neapel!«

»Ich glaube,« sagte der König zu Ascoli, »man muß den Leutchen den Willen thun! Lassen wir sie daher machen. Der Abbé Pronio ist aber ganz gewiß ein gescheiter Mann!«

Die Rufe Pagliuccellas und seiner Lazzaroni äußerten eine zauberhafte Wirkung. Mit Fackeln und Kerzen stürzte man in Massen aus den Häusern hervor, alle Fenster wurden beleuchtet, und als man in die Strada Foria gelangte, sah man sie ihrer ganzen Länge nach funkeln, wie Pia am Tage der Luminara.

Die Folge hiervon war, daß der Einzug des Königs, welcher unter dem Schweigen und mit der Schmach einer Niederlage zu geschehen gedroht, im Gegentheil den Glanz eines Sieges und den Jubelschall eines Triumphes gewann.

Auf der Höhe des Museo Borbonico konnte das Volk nicht länger mit ansehen, daß sein König von Pferden gezogen ward. Es spannte dieselben ab, sich selbst vor, und zog ihn weiter.

Als der Wagen des Königs mit seinem Gespann in die Toledostraße einbog, sah man, von der Infrascata herabkommend, einen zweiten Trupp sich an den Micheles des Narren anschließen.

Dieser zweite Trupp, der nicht weniger enthusiastisch und lärmend war als der erste, stand unter Führung des Frau Pacifico, der auf seinem Esel ritt und seinen Knüppel auf der Schulter trug wie Herkules seine Keule, und zählte nicht weniger als zwei- bis dreihundert Personen.

Man zog die Toledostraße entlang. Dieselbe rieselte buchstäblich vom Licht, während dieses ganze, mit brennenden Fackeln bewaffnete Volk einem phosphoresirenden Meere glich.

Die Menge war so dicht, daß der Wagen kaum vorwärts konnte.

Niemals hatte ein Triumphator des Alterthums, nie hatte Paulus Aemilius, der Besieger des Perseus, nie hatte Pompejus, der Besieger des Mithridates, niemals hatte Cäsar, der Besieger der Gallier, ein Gefolge wie das welches diesen fliehenden König in seinen Palast zurückführte.

Die Königin fand, als sie durch öde, finstere Straßen hindurch in dem königlichen Palast anlangte, denselben stumm und beinahe vereinsamt.

Es dauerte jedoch nicht lange, so hörte sie ein dumpfes fernes Geräusch gleich dem Grollen eines heranziehenden Gewitters.

Zögernd trat sie auf den Balcon hinaus, denn sie hörte überdies in der Straße und auf dem Platze das Rennen des Volkes, ohne zu wissen, wohin es rannte.

Dann vernahm sie immer deutlicher das näherkommende Getöse und Rufen; sie sah jene Ströme von Licht, welche die Toledostraße herabkamen und sich auf den königlichen Palast zuwälzten.

Sie hielt dieselbe für die Lava einer Revolution. Sie erschrak, denn sie dachte an dem 5. und 6. October, den 21. Juni und den 10. August ihrer Schwester Antoinette.

Sie sprach schon von Flucht, Nelson bot ihr schon ein Asyl an Bord eines Schiffes, als man ihr meldete, es sei der König, den das Volk im Triumphe zurückführe.

Die Sache erschien ihr mehr als unglaublich; sie erschien ihr unmöglich. Sie zog Emma, Nelson, Sir William, Acton zu Rathe. Keine dieser Personen, selbst nicht Acton, dieser große Verächter der Menschheit, konnte sich diese Verirrung des moralischen Sinnes bei einem ganzen Volke erklären.

Man wußte aber nichts von der Proclamation Pronios, welche der König oder vielmehr der Cardinal durch ihren Verfasser hatte drucken und anschlagen lassen, ohne Jemanden etwas davon zu sagen, und der philosophische Mangel an Geistesgegenwart verhinderte die von uns eben genannten vornehmen Persönlichkeiten, zu bedenken, von welchen erbärmlichen kleinen Zufällen, wenn ein Thron erschüttert ist, die Wiederbefestigung oder der Sturz desselben abhängt.

Die endlich mit großer Mühe wieder beruhigte Königin eilte abermals auf den Balcon. Ihre Freunde folgten ihr.

Acton allein blieb zurück.

Das Volk verachtend, als Ausländer gehaßt und als Urheber alles Unglücks, welches dem Throne zustieß, betrachtet, vermied er es, sich dem Publicum zu zeigen, welches ihn beinahe stets mit Murren, ja zuweilen sogar mit Insulten empfing.

So lange er sich von Carolinen geliebt führte oder geliebt glaubte, hatte er dieser Impopularität. Trotz geboten; seitdem er aber fühlte, daß er für die Königin nichts weiter war als ein Gegenstand der Furcht und ein Werkzeug des Ehrgeizes, hatte er aufgehört, der öffentlichen Meinung zu trotzen, die ihm übrigens – diese Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen – höchst gleichgültig war.

Das Erscheinen der Königin auf dem Balcon ward nicht bemerkt, oder schien wenigstens keine Sensation hervorzurufen, obschon der Platz vor dem Schlosse dicht mit Menschen angefüllt war.

Alle Blicke, alle Rufe, alle Wallungen des Herzens galten dem Könige, der sich durch die Reihen der Franzosen hindurch gewagt, um zu seinem Volk zurückzukommen, und mit diesem zu sterben.

Die Königin befahl nun, den Herzog von Calabrien von der Ankunft seines Vaters zu benachrichtigen, da die Anwesenheit seiner Mutter nicht genügt hatte, ihn in die großen Gemächer zu locken.

Die Königin ließ außerdem alle übrigen königlichen Kinder herbeiholen, machte ihnen Platz auf dem Balkon und stellte sich hinter sie.

Das Erscheinen der königlichen Kinder auf dem Balcon ward von einigem Geschrei begrüßt, lenkte aber nicht die Aufmerksamkeit der Menge ab, welche fortwährend dem königlichen Zuge zugewendet blieb, dessen Spitze eben Santa Brighitta zu passiren begann.

Was Ferdinand betraf, so neigte er sich allmählig der Meinung des Cardinals Ruffo zu, den er immer mehr und mehr als einen guten Rathgeber anerkannte. Zehntausend Ducati für einen solchen Einzug war nicht theuer, besonders wenn man diesen Einzug mit dem verglich, den er erwartete und den sein königliches Gewissen, so wenig streng dasselbe auch war, ihn ahnen ließ.

Der König stieg aus dem Wagen. Nachdem das Volk ihn gezogen, wollte es ihn tragen. Es nahm ihn daher auf seine Arme und trug ihn die große Treppe hinauf bis an die Thür seiner Gemächer.

Die Menge war so zahlreich und das Gedränge so groß, daß der König von dem Herzog von Ascoli getrennt ward, auf welchen Niemand achtete und der mitten in dieser Menschenwoge verschwand.

Der König zeigte sich auf dem Balcon, reichte dem Prinzen Franz die Hand, küßte seine Kinder unter dem wahnsinnigen Jubelruf von hunderttausend Kehlen, und drängte die sämtlichen jungen Prinzen und Prinzessinnen zu einer einzigen Gruppe zusammen, welche er mit seinen Armen umschlang, indem er rief:

»Auch diese werden mit Euch sterben!«

Und das ganze Volk antwortete wie aus einem Munde:

»Für unsern König und seine Kinder lassen wir uns tödten bis auf den letzten Mann!«

Der König zog sein Taschentuch und that, als ob er sich eine Thräne trocknete.

Die Königin entfernte sich bleich und zitternd von dem Balcon und begab sich zu dem im Hintergrund des Zimmers stehenden Acton, welcher sich mit der Hand auf einen Tisch stützend diesem seltsamen Schauspiel mit seinem irländischen Phlegma zusah.

»Wir sind verloren,« sagte sie. »Der König wird hier bleiben.«

»Seien Sie unbesorgt, Madame,« entgegnete Acton, sich verneigend. »Ich mache mich anheischig, ihn wieder fort zubringen.«

Das Volk stand in der Toledostraße und auf dem sogenannten Riesengange noch lange, nachdem der König verschwunden war und man die Fenster geschlossen hatte.

Der König begab sich in seine Zimmer, ohne auch nur zu fragen, was aus Ascoli geworden sei, den man ohnmächtig, gequetscht, mit Füßen getreten und halb todt nach Hause getragen hatte.

Allerdings sehnte sich der König vor allen Dingen nach seinem Hund Jupiter, den er über sechs Wochen lang nicht gesehen.

Fünftes Capitel.

Geliebte und Gattin.

Gewöhnliche Gemüther, deren Blick auf der Oberfläche der Dinge hingeleitet, hatten vielleicht, als sie diese unerwartete, plötzliche und beinahe allgemeine Manifestation sahen, geglaubt, daß nichts auch nur vorübergehend einen Thron stürzen könne, welcher auf der breiten Basis eines ganzen Volkes ruhte.

Intelligenterer Geister dagegen, welche sich nicht durch eitle Worte und durch diese beiden Neapolitanern so häufig vorkommenden äußeren Demonstrationen blenden ließen, sahen jenseits dieses, wie alle volksthümlichen Manifestationen, blinden Enthusiasmus die düstere Wahrheit, das heißt den König auf der Flucht, die neapolitanische Armee geschlagen, die Franzosen auf dem Marsche nach Neapel und die unvermeidlichen Folgen hiervon.

Eines der Häuser, wo die Nachricht von dem, was geschehen, anfangs die lebhafteste Sensation hervorgerufen, weil die dieses Haus bewohnenden zwei Individuen verschiedenen Richtungen angehörten und übrigens vollkommen unterrichtet waren, weil sie jedes, das eine in Bezug auf das Herz, das andere in Bezug auf die socialen Verhältnisse, an dem Ausgange dieser Ereignisse ein großes Interesse hatten, war das Haus, welches unsern Lesern unter dem Namen des Palmbaumhauses so wohl bekannt ist.

Luisa hatte Salvato Wort gehalten. Seit der Abreise des jungen Mannes, seitdem er jenes Zimmer verlassen, in welchem er, nachdem er sterbend hineingetragen worden, allmählig unter dem Auge und durch die Pflege der jungen Gattin des Chevalier wieder zum Leben zurückgekehrt war, hatte sie alle Augenblicke, welche die Abwesenheit ihres Gatten ihr freiließe, in diesem Zimmer zugebracht.

Luisa weinte nicht, Luisa beklagte sich nicht. Sie fühlte nicht einmal das Bedürfniß, mit Jemanden über Salvato zu sprechen.

Giovannina, welche sich über dieses Schweigen ihrer Herrin in Bezug auf den jungen Mann wunderte, hatte versucht, sie zum Reden zu bringen, aber es war ihr nicht gelungen. Sobald Salvato einmal fort und abwesend war, kam es Luisa vor, als dürfe sie nur noch mit Gott von ihm sprechen.

Die Reinheit dieser Liebe, so mächtig und gewaltig dieselbe auch war, hatte in ihr eine wehmüthige, heitere Ruhe zurückgelassen. Sie trat in das Zimmer, lächelte allen Geräthschaften desselben zu, begrüßte sie kopfnickend und zärtlich mit den Augen, setzte sich auf ihren gewohnten Platz, das heißt zu Häupten des Bettes, und träumte.

Diese Träume, in welchen die verflossenen zwei Monate Tag für Tag, Stunde für Stunde, Minute für Minute an ihren Augen vorübergingen, wo die Vergangenheit – Luisa hatte zwei Vergangenheiten, eine, welche sie vollständig vergessen, und eine, an welche sie unaufhörlich dachte – diese Träume, wo die Vergangenheit, sagen wir, sich wieder aufbaute, ohne daß es dabei einer Anstrengung des Gedächtnisses bedurft hätte, diese Träume gewährten ihr einen unendlichen Genuß.

Von Zeit zu Zeit, wenn ihre Erinnerungen bei der Stunde der Trennung angelangt waren, legte

sie die Hand n die Lippen, wie um den einzigen und raschen Kuß, welchen Salvato beim Scheiden daran gedrückt, zu fixieren, und dann genoß sie noch einmal die ganze Wollust desselben.

Früher bedurfte ihre Einsamkeit der Arbeit oder der Lectüre. Jetzt ward Nadel, Bleistift, Musik, Alles vernachlässigt.

Waren ihre Freunde oder ihr Gatte zugegen, dann lebte Luisa mit einem Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Gegenwart. War sie allein, so versank sie vollständig in die Vergangenheit und lebte in dieser in künstliches Leben, welches weit süßer war als das wirkliche.

Kaum waren vier Tage vergangen, seitdem Salvato fort war, und diese vier Tage hatten einen unermeßlichen Platz in Luisas Leben eingenommen.

Ihr Raum bildete darin gleichsam einen ruhigen, einsamen und tiefen blauen See, welcher den Himmel widerspiegelte. Wenn Salvatos Abwesenheit lange dauerte, so mußte dieser ideale See im Verhältniß zu der Dauer der Abwesenheit immer größer werden. Dauerte die Abwesenheit ewig, so mußte dieser See dann Luisas ganzes Leben mit Vergangenheit und Zukunft umfassen, die Hoffnung in die Zukunft, die Erinnerung in die Vergangenheit versenken und konnte zuletzt, wie das Meer, keine sichtbaren Ufer mehr haben.

In diesem Leben des Gedankens, welches das materielle Leben in den Hintergrund drängte, gewann, wie in einem Traum, Alles eine Form, die dem Traume glich, in welchen es versenkt war.

Auf diese Weise sah sie ohne Ungeduld jenen so sehulich erwarteten Brief unter der Gestalt eines weißen Segels kommen, welches, erst ein unbemerkbarer Punkt am Horizont, allmählig größer ward und sich langsam, die blaue Flut mit seinem schneeigen Fittig streifend, den Gestade näherte, auf welchem sie ruhte.

Diese durch die Abreise Salvatos erweckte, durch die Hoffnung auf eine Rückkehr – eine Perle, welche das bestimmte Versprechen des jungen Mannes in Luisas Herz niedergelegt – gemilderte Melancholie war so süß, daß selbst der Chevalier, dessen ewige Güte durch ihren Anblick genährt zu werden schien, sie nicht bemerkte und folglich auch nicht nöthig hatte, seine junge Gattin nach der Ursache zu fragen.

Jene zärtliche und tiefe Freundschaft, halb Dankbarkeit, halb kindliche Zärtlichkeit, die sie für ihn hegte, ward durch diese Liebe, welche sie für einen Andern empfand, nicht beeinträchtigt.

Vielleicht war allerdings ihr Lächeln ein wenig matt, wenn sie auf der Terrasse des Hauses stand, um seine Rückkehr von der Bibliothek zu erwarten; vielleicht lag, wenn sie diese Rückkehr begrüßte, die Feuchtigkeit einer Thräne in ihrer Stimme; hätte aber der Chevalier etwas davon bemerken sollen, so hätte man ihn erst darauf aufmerksam machen müssen.

San Felice war daher der ruhige, glückliche Mann geblieben, welcher er von jeher gewesen.

Jedes von ihnen aber empfand eine andere Unruhe, als sie die Rückkehr des Königs nach Caserta vernahmen.

San Felice hatte, als er in den königlichen Palast kam, den Prinzen abwesend gefunden. Der Adjutant desselben war beauftragt, ihm zu sagen, Seine königliche Hohheit sei gegangen, einen Besuch bei dem König zu machen, welcher in der verwichenen Nacht in aller Eile von Rom zurückgekehrt sei.

Obschon dieses Ereigniß ihm als ein sehr ernstes und wichtiges erschien, so hatte er doch, da

er nicht wußte, daß seine Gattin ein anderes Interesse als er daran hatte, den königlichen Palast keine Minute eher verlassen und war erst zu einer gewohnten Stunde nach Hause zurückgekehrt.

Hier angelangt, hatte er Luisa diese Rückkehr mehr als etwas Außerordentliches denn als etwas Beunruhigendes erzählt.

Luisa aber, welche durch die vertraulichen Mittheilungen Salvatos erfahren, daß eine Schlacht bevorstand, hatte sofort daran gedacht, daß die Rückkehr des Königs mit dieser Schlacht in Zusammenhang stehe und mit Sicherheit jene Vermuthung ausgesprochen, welche den Chevalier durch ihre Richtigkeit in Erstaunen gesetzt, die Vermuthung nämlich, daß, wenn der König zurückgekommen sei, wahrscheinlich ein Zusammenstoß zwischen den Franzosen und den Neapolitanern stattgefunden habe und daß die Franzosen die Sieger gewesen seien.

Indem Luisa aber diese Vermuthung, die für sie eine Gewißheit war, aussprach, bedurfte sie ihrer ganzen Selbstbeherrschung, um ihre Gemüthsbewegung nicht sehen zu lassen, denn die Franzosen hatten sicherlich nicht ohne Kampf gesiegt.

In diesem Kampfe mußte es eine größere oder geringere Anzahl von Todten und Verwundeten gegeben haben, und wer konnte ihr versichern, daß Salvato sich weder unter der Zahl der Verwundeten, noch unter der der Todten befand?

Unter dem ersten besten Vorwande zog Luisa sich in ihr Zimmer zurück und vor demselben Crucifix, welches ihr sterbender Vater umklammert gehalten, auf welches San Felice geschworen, den Willen des Fürsten Caramanico zu erfüllen, Luisa zu heiraten und sie glücklich zu machen, betete sie lange und inbrünstig, ohne ihrem Gebet einen Beweggrund zu geben und es Gott anheimstellend, diesen Beweggrund zu entdecken, wenn wirklich ein solcher vorhanden war.

Um fünf Uhr hörte San Felice lautes Gelärme auf der Straße. Er näherte sich dem Fenster, sah Leute nach allen Richtungen hineinrennen und Zettel an die Mauern kleben, welche jeder sich beeilte zu lesen.

Er ging auf die Straße hinunter, näherte sich einem der Anschlagzettel und las wie die Andern die unbegreifliche Proclamation.

Wie jeder forschende Geist ward er zunächst von dem Wunsche beseelt, die Lösung dieses politischen Räthels zu finden, und fragte deshalb Luisa, ob sie mit ihm bis in die Stadt gehen wolle, um Erkundigungen einzuziehen.

Sie lehnte dies ab und er ging daher allein.

Während seiner Abwesenheit kam Cirillo. Dieser wußte noch nichts davon, daß Salvato fort war.

Luisa erzählte ihm Alles – wie Nanno gekommen war und in ihrer bilderreichen Sprache unter der Form einer griechischen Legende Salvato zu verstehen gegeben hatte, daß die Franzosen im Begriff stünden zu kämpfen, und daß er mit ihnen kämpfen müsse.

Cirillo, der nicht mehr wußte als San Felice, war sehr unruhig, versicherte aber Luisa, daß Salvato, wenn ihm nicht ein Unglück zugestoßen sei, auf irgendeinem Wege seinen Freunden Nachricht von sich geben würde.

Zugleich versprach Cirillo, sobald er etwas erführe, es ihr sofort mitzutheilen.

Luisa sagte ihm nicht, daß sie in dieser Beziehung Hoffnung hatte, wenigstens eben so schnell unterrichtet zu werden als er.

Cirillo war schon lange fort, als San Felice zurückkam.

Er hatte den Triumphzug des Königs mit angesehen und zu dem Patriotismus der Neapolitaner die Achseln gezuckt. Die verwickelte und dunkle Seite der Proclamation war einem scharfsinnigen Geist nicht entgangen und sein Herz war nicht so naiv, daß es nicht an irgend einen Betrug geglaubt hätte.

Er bedauerte, Cirillo nicht gesehen zu haben, den er als Mensch liebte und als Arzt bewunderte.

Um elf Uhr zog er sich in sein Zimmer zurück und Luisa begab sich in das ihrige, oder vielmehr in das Salvatos, wie sie gewohnt gewesen zu thun, als er noch da war, und wie sie dies noch jetzt zu thun pflegte, wo er nicht mehr da war. Die Furcht hatte ihrer Liebe etwas Leidenschaftlicheres verliehen, als dieselbe sonst hatte. Sie kniete vor dem Bette nieder, weinte viel und drückte wiederholt ihre Lippen auf das Kissen, worauf das Haupt des verwundeten geruht.

Ein leichtes Geräusch bewog sie, sich umzudrehen Giovannina war ihr gefolgt. Sie richtete sich auf, den schämte sich, von dem jungen Mädchen überrascht zu werden.

Letztere entschuldigte sich, indem sie sagte:

»Ich hörte weinen, Signora, und ich glaubte, Sie dürften vielleicht meiner.«

Luisa begnügte sich, den Kopf zu schütteln. Sie enthielt sich zu sprechen, denn sie fürchtete, daß ihre von Thränen benetzten Worte mehr sagen würden, als sie beabsichtigte.

Am nächstfolgenden Tage war Luisa bleich und abgespannt. Sie erklärte dies mit dem Lärm, welchen das die ganze Nacht hindurch durch das Abfeuern von Petarden und Mortarelli gemacht.

Der Chevalier war eben mit seinem Frühstück fertig als ein Wagen an der Thür vorfuhr.

Giovannina öffnete und ließ den Secretär des Prinzen ein.

Der Prinz, welcher um zwölf Uhr dem Ministerrathe beiwohnen sollte, und ehe er sich dorthin begäbe, mit Felice zu sprechen wünschte, schickte ihm seinen Wagen und ließ ihn bitten, sich, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren bei ihm einzufinden.

Auf dem Perron stieß der Chevalier auf den Briefträger, welcher, da er die äußere Thür offen gefunden, hereingekommen war. Er hatte einen Brief in der Hand.

»Ist dieser Brief an mich?« fragte San Felice.

»Nein, Excellenz; er ist an Signora.«

»Wo kommt er her?«

»Von Portici.«

»Dann tragt ihn schnell hinein. Wahrscheinlich ist er von Signora's alter Gouvernante.«

Und San Felice setzte seinen Weg weiter fort und stieg in den Wagen, welcher im scharfen Trabe fortfuhr.

Luisa hatte das kurze Zwiegespräch zwischen dem Briefträger und ihrem Gatten gehört. Sie ging Ersterem entgegen und nahm ihm den Brief aus den Händen.

Dieser Brief war von unbekannter Hand geschrieben.

Sie öffnete ihn mechanisch, warf einen Blick auf die Unterschrift und stieß einen Schrei aus.

Der Brief war von Salvato.

Sie drückte ihn an ihr Herz und eilte, sich in ihr heiliges Zimmer einzuschließen. Es kam ihr vor, als wäre es eine Ruchlosigkeit, den ersten Brief, den sie von ihrem Freund erhielt, anderwärts zu lesen, als in diesem Zimmer.

»Von ihm!« murmelte sie, indem sie in den zu Häupten des Bettes stehenden Sessel sank.
»Von ihm!«

Einen Augenblick lang war sie nicht im Stande zu lesen. Das Blut, welches nach dem Herzen zurückströmte und ins Gehirn emporstieg, machte ihre Schläfe pochen und umschleierte ihre Augen. Salvato schrieb vom Schlachtfelde:

»Danken Sie Gott, meine Vielgeliebte! Ich kam noch rechtzeitig zum Kampfe und bin dem Siege nicht fremd geblieben. Ihre frommen, jungfräulichen Gebete sind erhört worden. Gott hat, durch den schönsten seiner Engel angerufen, über mir und meiner Ehre gewacht.

»Nie war ein Sieg vollständiger, geliebte Luisa. Noch auf dem Schlachtfeld drückte mein theurer General mich an sein Herz und ernannte mich zum Brigadechef. Macks Armee ist verschwunden wie ein Rauch. Ich gehe jetzt nach Civita-Ducale, von wo aus ich Mittel finden werde, Ihnen diesen Brief zuzusenden. In der Verwirrung, welche eine Folge unseres Sieges und der Niederlage der Neapolitaner sein wird, ist es unmöglich, auf die Post zu rechnen. Ich liebe Sie mit einem zugleich von Liebe und Stolz geschwellten Herzen. Ich liebe Sie! Ich liebe Sie!«

»Civita-Ducale, zwei Uhr Morgens.

»Nun bin ich Ihnen schon um zehn Lieues näher. Wir, Hector Caraffa und ich, fanden einen Bauer, welcher sich dazu versteht, sich auf meinem Pferde, welches ich hier gelassen und wofür Sie Michele nochmals meinen Dank abstatten wollen, sofort auf den Weg zu machen. Er wird nicht eher Halt machen, als bis das Pferd unter ihm stürzt, und dann sofort ein anderes nehmen. Er übernimmt es, einen Brief an den unserer Freunde zu überbringen, bei welchem Hector in Portici sich versteckt hielt. Ihr Brief wird in den seinigen eingeschlossen sein und er wird Ihnen denselben zugehen lassen.

»Ich sage Ihnen das, damit Sie nicht erst nachforschen, auf welche Weise dieser Brief in Ihre Hände gelangt. Dies würde Ihre Gedanken einen Augenblick von mir abwenden. Nein, ich will, daß Sie sich ganz der Freude hingeben, mich zu lesen, ebenso wie ich mich ganz dem Glück hingebe, Ihnen zu schreiben.

»Unser Sieg ist so vollständig, daß ich nicht glaube, es werde von uns noch eine Schlacht zu liefern sein. Wir marschieren jetzt direkt auf Neapel, und wenn uns, wie dies wahrscheinlich ist, nichts aufhält, so kann ich Sie in acht oder höchstens zehn Tagen wiedersehen.

»Sie werden das Fenster, durch welches ich mein Asyl verlassen habe, offen lassen und ich werde durch dieses selbe Fenster dahin zurückkehren. Ich werde Sie in demselben Zimmer wiedersehen, wo ich so glücklich gewesen bin. Ich werde Ihnen dorthin das Leben zurückbringen, welches Sie mir dort gegeben.

»Ich werde keine Gelegenheit versäumen, Ihnen zu schreiben. Sollten Sie jedoch keinen Brief weiter von mir erhalten, so beunruhigen Sie sich deswegen nicht, denn meine Boten sind dann treulos gewesen, oder angehalten worden, oder umgekommen.

»O Neapel, mein theures Vaterland, meine zweite Liebe nach Ihnen! Neapel, Du wirst also frei werden!

»Ich will meinen Courier nicht länger aufhalten. Ich will Ihre Freude nicht verzögern. Ich bin zweimal glücklich – durch unser Glück und das Ihrige. Auf Wiedersehen, meine Angebetete! Ich liebe Sie! ich liebe Sie!

»Salvato.«

Luisa las den Brief des jungen Mannes zehnmal, ja zwanzigmal vielleicht. Sie hätte ihn

unaufhörlich wieder gelesen, das Maß der Zeit fehlte ihr.

Plötzlich pochte Giovannina an die Thür.

»Der Herr Chevalier kommt zurück,« sagte sie.

Luisa stieß einen Schrei aus, küßte den Brief, verbarg ihn an ihrem Herzen, warf, indem sie das Zimmer verließ, einen Blick nach jenem andern Zimmer, durch dessen Fenster Salvato sie verlassen und durch welches er zu ihr zurückkehren sollte.

»Ja, ja,« murmelte sie dem Fenster zulächelnd.

Diese Liebe war so fruchtbar, daß sie allen leblosen, unempfindlichen Gegenständen, welche Luisa umgaben und auch Salvato umgeben hatten, ein gewisses Leben verlieh.

Luisa trat durch die eine Thür in den Salon, während ihr Gemahl durch die andere eintrat.

Der Chevalier war sichtlich zerstreut.

»Was fehlt Dir, mein Freund?« fragte Luisa, indem sie auf ihn zuging und ihn mit ihren durchsichtig feuchten Augen betrachtete. »Du bist traurig.«

»Nein, mein Kind,« antwortete der Chevalier, »traurig bin ich nicht, wohl aber unruhig.«

»Hast Du den Prinzen gesprochen?« fragte Luisa.

»Ja,« antwortete der Chevalier.

»Und hat deine Unruhe ihren Grund in der Unterredung, die Du mit Seiner Hoheit gehabt hast?«

Der Chevalier machte eine bejahende Kopfbewegung.

Luisa versuchte in seinen Gedanken zu lesen.

Der Chevalier setzte sich, faßte Luisa, die vor ihm stand, bei den Händen und betrachtete sie einerseits.

»Sprich, mein Freund,« sagte Luisa, in welcher eine bange Ahnung zu erwachen begann. »Ich höre Dich.«

»Die Lage, in welcher die königliche Familie sich befindet,« sagte der Chevalier, »ist wenigstens so ernst, als wir gestern Abends voraussahen. Es ist keine Hoffnung übrig, die Franzosen am Einzuge in Neapel zu hindern, und die königliche Familie hat daher den Entschluß gefaßt, sich nach Sicilien zurückzuziehen.«

Ohne zu wissen warum, fühlte Luisa, wie sich ihr das Herz zuschnürte.

Der Chevalier sah in Luisas Gesicht den Widerschein dessen, was in seinem Herzen vorging. Seine Lippe zitterte, sein Auge schloß sich halb.

»Höre wohl, was ich Dir sagen will, mein Kind, begann er dann wieder in jenem mildväterlichen Tone, den er zuweilen Luisa gegenüber annahm. »Der Prinz sagte zu mir: Chevalier, Sie sind mein einziger Freund. Sie sind der einzige Mensch, mit welchem es mir wahrhaftes Vergnügen macht, zu plaudern. Die wenige gediegene Bildung, die ich besitze, verdanke ich Ihnen. Den wenigen Werth, der in mir wohnt, habe ich von Ihnen. Ein einziger Mensch kann mir die Verbannung erträglich machen, und dieser Mensch sind Sie, Chevalier. Ich bitte Sie daher, ich flehe Sie darum, wenn ich fort muß, so gehen Sie auch mit.«

Luisa fühlte, wie sie von einem Schauer durchrieselt ward.

»Und – was hast Du geantwortet, mein Freund?« fragte sie mit zitternder Stimme.

»Ich hatte Mitleid mit diesem königlichen Unglück, mit dieser Schwäche in der Größe, mit diesem Fürsten ohne Freund in der Verbannung, mit diesem Thronerben ohne Diener, weil er

vielleicht im Begriff steht, die Krone zu verlieren, und ich versprach, was von mir verlangt ward.«

Luisa zuckte zusammen. Dieses Zucken blieb von dem Chevalier, der noch ihre Hände festhielt, nicht unbemerkt.

»Aber,« hob er lebhaft wieder an, »verstehe wohl, Luisa. Mein Versprechen ist ein rein persönliches und bindet bloß mich. Da Du dem Hofe, an welchem Du es verschmäht hast, deinen Platz einzunehmen, fern steht, so hast Du keinerlei Verbindlichkeit gegen irgend Jemand.«

»Glaubst Du, mein Freund?«

»Ja, ich glaube es. Es steht Dir, geliebtes Kind meines Herzens, frei, in Neapel zu bleiben, und dieses Haus, welches Du liebst, diesen Garten, in welchem Du als Kind gespielt und Dich herumgetummelt hat, diesen kleinen Winkel der Erde, wo Du siebzehnjährige Erinnerungen gesammelt, nicht zu verlassen. Denn es sind siebzehn Jahre, daß Du hier bist und daß Du die Freude meines Herdes ausmacht, obschon es mir ist, als wärest Du erst seit gestern da.«

Der Chevalier seufzte.

Luisa antwortete nichts und er fuhr fort:

»Die Herzogin Fusco, welche von der Königin verbannt worden, wird, sobald die Königin sich entfernt hat, ihrerseits zurückkommen. Hast Du dann eine solche Freundin zur Seite, so hege ich um deinetwillen nicht mehr Furcht, als ob Du bei deiner Mutter wärest. In vierzehn Tagen werden die Franzosen in Neapel sein, aber Du hast von den Franzosen nichts zu fürchten. Ich kenne sie, denn ich habe lange unter ihnen gelebt. Sie bringen meinem Vaterlande die Wohlthaten, von welchen ich gewünscht, daß es damit durch seine Souveräne beschenkt worden wäre – Freiheit und Aufklärung. Alle meine Freunde und folglich auch die deinigen sind Patrioten. Keine Revolution kann Dich beunruhigen, keine Verfolgung kann Dich erreichen.«

»Also, mein Freund,« fragte Luisa, »Du glaubst, daß ich ohne Dich glücklich leben kann?«

»Ein Ehemann wie ich, liebes Kind,« sagte San Felice mit einem Seufzer, »wird von einer Frau deines Alters nicht schwer vermißt.«

»Aber wenn ich auch zugeben will, daß ich ohne Dich leben könnte, wirst Du, mein Freund, ohne mich leben können?«

San Felice schlug die Augen nieder.

»Du fürchtest, daß dieses Haus, dieser Garten, dieser kleine Winkel Erde mir fehlen würden, fuhr Luisa fort, »aber wird Dir nicht meine Nähe fehlen? Wird unser seit siebzehn Jahren gemeinsames Leben, wenn es sich plötzlich löst, in Dir nicht etwas zerreißen, woran Du nicht bloß gewöhnt bist, sondern was Dir auch unentbehrlich ist?«

San Felice gab keine Antwort.

»Gibst Du, wenn Du nicht den Prinzen verlassen willst, der doch nur dein Freund ist,« fuhr Luisa in gepreßtem Tone fort, »mir wohl einen Beweis von Achtung, wenn Du mir vorschlägt, Dich zu verlassen, Dich, der Du zugleich mein Vater und mein Freund bist, Dich, der Du Einsicht und Bildung meinem Geiste, Güte meinem Herzen und Gott meiner Seele eingepflanzt hast?«

San Felice seufzte.

»Als Du dem Prinzen versprachst, ihm zu folgen, glaubtest Du da, daß ich Dir nicht folgen würde?« fragte Luisa.

Eine Thräne fiel aus den Augen des Chevalier auf Luisa's Hand.

»Wenn Du dies gedacht hat, mein Freund,« fuhr sie mit einer sanften, schmerzlichen Bewegung des Kopfes fort, »so hast Du Dich geirrt. Mein sterbender Vater hat uns vereinigt, Gott hat unseren Bund gesegnet und nur der Tod kann uns trennen. Ich gehe mit Dir, mein lieber Freund.«

San Felice richtete rasch ein von Glück strahlendes Antlitz empor, und es war nun eine Thräne von Luisa, welche ihrerseits auf die Hand des Gatten fiel.

»Aber dann liebst Du mich also? Segen des gütigen Gottes! Dann liebst Du mich also?« rief der Chevalier.

»Mein Vater,« sagte Luisa, »Du bist undankbar gewesen. Bitte deine Tochter um Verzeihung.«

San Felice warf sich auf die Knie nieder und küßte die Hände seiner Tochter, während sie, die Augen gen Himmel richtend, murmelte:

»Nicht wahr, mein Gott, wenn ich nicht thäte, was ich thue, so wäre ich beider unwürdig?«

Sechstes Capitel.

Die beiden Admirale.

Der Prinz Franz hatte, indem er San Felice die Flucht der königlichen Familie nach Sicilien als etwas Festbeschlossenes dargestellt, im Namen seines Vaters und seiner Mutter zu sprechen geglaubt, in der That und Wahrheit aber hatte er bloß im Namen der Königin gesprochen.

Von dieser Seite war die Flucht wirklich beschlossen und man wollte sie um jeden Preis.

Der König dagegen, der, so blind er auch war und eben in Folge seiner Blindheit den Enthusiasmus eines Volkes sah, und die von hunderttausend Menschen ausgesprochenen Betheuerungen hörte, vom Ersten bis zum Letzten für ihn zu sterben, hatte wieder die Idee aufgenommen, seine Hauptstadt zu vertheidigen und von der Feigheit der Armee an die Thatkraft dieses Volkes zu appellieren, welches sich ihm so freiwillig darbot.

Er erhob sich daher am Morgen des 11. December, das heißt am Tage jenes unglaublichen Triumphs, welchem wir versucht haben, unsere Leser beiwohnen zu lassen, noch ohne festbestimmten Entschluß, sich aber mehr dem des Widerstandes als dem der Flucht zuneigend, als man ihm meldete, daß der Admiral Francesco Caracciolo seit einer halben Stunde sich im Vorzimmer befinde und darauf warte, daß es bei Seiner Majestät Tag werde.

Durch die Einflüsterungen der Königin aufgereizt, liebte Ferdinand den Admiral nicht, konnte aber nicht umhin, ihn zu achten. Sein bewunderungswürdiger Muth in verschiedenen Treffen, die er mit den Barbaresken bestanden, das Glück, womit er seine Fregatte, die »Minerva«, von der Rhede von Toulon hinweggeführt, als dieses den Engländern durch Bonaparte wieder abgenommen ward, die Kaltblütigkeit, welche er bei dem Schutze entwickelt, den er andern Schiffen angedeihen lassen, welche er, wenn auch durch Kugeln verstümmelt und durch den Sturm entmastet, ohne ein einziges zu verlieren, zurückgeführt, hatten ihm den Admiralsgrad erworben.

Man hat in den ersten Capiteln dieser Erzählung die Beweggründe gesehen, welche die Königin zur Beschwerde über den Admiral zu haben glaubte, und daß es ihr mit ihrer gewöhnlichen Gewandtheit gelungen war, den König ziemlich stark gegen ihn einzunehmen.

Ferdinand glaubte, Caracciolo käme jetzt, um von ihm die Begnadigung Nicolinos zu verlangen, der sein Neffe war, und erfreut, durch die falsche Stellung, in welche sich ein Mitglied seiner Familie gebracht, etwas zu haben, wobei er den Admiral fassen konnte, gab er Befehl, ihn sofort vorzulassen.

Der Admiral trat, mit seiner Galauniform bekleidet, ruhig und würdig ein, wie immer. Seine hohe sociale Stellung brachte seit vierhundert Jahren die Häupter seiner Familie in Berührung mit den Monarchen, welche sich auf dem Throne von Neapel gefolgt waren. Er verband daher mit jener hohen Würde jene vollkommene Courtoisie, wovon er der Königin eine Probe durch die doppelte Weigerung gegeben, welche er im Namen seiner Nichte und für sich selbst ausgesprochen, den Festlichkeiten beizuwohnen, welche der Hof dem Admiral Nelson gegeben.

Diese Courtoisie setzte, mochte sie kommen, von welcher Seite sie wollte, Ferdinand, bei welchem sie nicht die vorherrschende Eigenschaft war, stets ein wenig in Verlegenheit.

Als er daher sah, wie der Admiral ehrerbietig in einiger Entfernung stehen blieb und, der Etikette des Hofes gemäß, wartete, bis der König zuerst das Wort an ihn richten würde, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die Conversation mit dem Vorwurf zu eröffnen, den er gegen ihn vorzubringen hatte.

»Ah, sind Sie es, Herr Admiral!« sagte er. »Wie es, scheint, liegt Ihnen sehr viel daran, mich zu sprechen.«

»Allerdings, Sire,« antwortete Caracciolo, sich verneigend. »Ich hielt es für dringend nothwendig, die Ehre zu haben, bis zu Euer Majestät zu gelangen.«

»O, ich weiß schon, was Sie herführt,« sagte der König.

»Um so besser für mich, Sire,« sagte Caracciolo. »In diesem Falle ist es eine Gerechtigkeit, welche der König meiner Treue widerfahren läßt.«

»Ja, ja. Sie wollen für jenen Taugenichts von Nicolino, Ihren Neffen, sprechen, nicht wahr? Wie ich höre, hat er sich in eine schlimme Geschichte verwickelt, denn es handelt sich um nichts Geringeres, als um ein Hochverrathsverbrechen. Ich sage Ihnen aber im Voraus, daß jede Bitte, selbst die Ihrige, vergeblich sein, und daß die Gerechtigkeit ihren Verlauf haben wird.«

Ein Lächeln zeigte sich auf dem strengen Gesicht des Admirals.

»Eure Majestät irren sich,« sagte er. »Vor großen politischen Katastrophen treten kleine Familienunfälle in den Hintergrund. Ich weiß nicht und will nicht wissen, was mein Neffe gethan hat. Wenn er unschuldig ist, so wird seine Unschuld sich aus der Instruction des Processes ergeben, eben so wie die des Chevalier von Medici, des Herzogs von Canzano, Marie's Pogano und so vieler anderen Angeklagten ergeben hat, die man, nachdem man sie drei Jahre gefangen gehalten, der Freiheit hat zurückgeben müssen. Ist er dagegen schuldig, so wird die Gerechtigkeit ihren Gang gehen. Nicolino ist von edler Abkunft. Er wird das Recht haben, enthauptet zu werden, und Eure Majestät weiß, das Schwert ist eine so edle Waffe, daß sie selbst in den Händen des Henkers den, der davon getroffen wird, nicht entehrt.«

»Aber dann, sagte der König, nicht wenig erstaunt über diese so einfache und so ruhige Würde, von welcher seine Natur, sein Temperament, sein Charakter ihm keinen klaren Begriff gaben, »aber wenn Sie nicht gekommen sind, um von Ihrem Neffen zu sprechen, was haben Sie mir sonst zu melden?«

»Ich komme, Sire, um mit Ihnen von Ihnen selbst und dem Königreiche zu sprechen.«

»Aha,« sagte der König, »Sie kommen also, um mir gute Rathschläge zu geben?«

»Wenn Eure Majestät sich herabläßt, mich zu Rathe zu ziehen,« antwortete Caracciolo mit ehrerbietiger Kopfbewegung, »so werde ich mich glücklich und stolz schätzen, meine bescheidene Erfahrung zu Ihrer Verfügung zu stellen. Im entgegengesetzten Falle werde ich mich begnügen, Ihnen mein Leben und das der wackern Seeleute zu bieten, welche ich die Ehre habe zu befehligen.«

Der König würde sich gefreut haben, wenn er eine Gelegenheit gehabt hätte, sich zu erzürnen. Einer solchen Zurückhaltung und einer solchen Ehrerbietung gegenüber gab es aber keinen Vorwand zum Zorn.

»Hm!« sagte er, »hm!«

Nachdem er zwei oder drei Secunden geschwiegen, setzte er hinzu:

»Nun gut, Admiral, ich werde Sie zu Rathe ziehen.«

In der That wendete er sich auch schon nach Caracciolo, als ein durch die Thür der Gemächer

eintretender Lakai sich dem König näherte und ihm in gedämpftem Tone einige Worte sagte, welche Caracciolo nicht hörte und auch nicht zu hören suchte.

»Ah, ah,« sagte der König, »er ist also da?«

»Ja, Sire, und er sagt, daß Eure Majestät ihm gestern in Caserta gesagt hätten, daß Sie ihn zu sprechen wünschten.«

»Das ist wahr.«

Dann wendete sich der König zu Caracciolo und setzte hinzu:

»Kann das, was Sie mir zu sagen haben, in Gegenwart eines Zeugen gesagt werden?«

»In Gegenwart der ganzen Welt, Sire.«

»Dann,« sagte der König, indem er sich wieder zu dem Lakai wendete, »laß ihn hereinkommen. Uebrigens, setzte er zu Caracciolo hinzu, »ist der Mann, welcher Eintritt begehrt, ein Freund, ja mehr als ein Freund – ein Bundesgenosse; es ist der berühmte Admiral Nelson.«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und der Diener rief in feierlichem Tone:

»Lord Horaz Nelson vom Nil, Baron von Buroham-Thorpes, Herzog von Bronte.«

Ein leichtes Lächeln, welches nicht frei von Bitterkeit war, umspielte bei der Aufzählung aller dieser Titel Caracciolo's Lippen.

Nelson trat ein. Er wußte nicht, daß schon Jemand bei dem König war. Er heftete sein graues Auge auf den Mann, der ihm im Cabinet des Königs zuvorgekommen, und erkannte den Admiral Caracciolo.

»Ich habe wohl nicht nöthig, Sie einander vorzustellen, meine Herren?« sagte der König. »Sie kennen sich.«

»Von Toulon her, ja, Sire,« sagte Nelson.

»Ich habe die Ehre, Sie schon länger zu kennen, Mylord, antwortete Caracciolo mit einer gewöhnlichen Courtoisie. »Ich kenne Sie seit dem Tage, wo Sie an der Küste von Canada mit einer Brigg sich gegen vier französische Fregatten schlugen und denselben durch ein Manöver entschlüpften, welches man bis dahin für unausführbar hielt. Es war dies, glaube ich, im Jahre 1786. Es sind also nun zwölf Jahre her.«

Nelson verneigte sich. Er, der rauhe Seemann, war mit dieser Sprache nicht vertraut.

»Mylord,« sagte der König, »der Admiral Caracciolo kommt, um mir eine Rathschläge in Bezug auf die Situation anzubieten. Sie kennen dieselbe. Setzen Sie sich und hören Sie, was der Admiral sagen wird. Wenn er fertig ist, so werden Sie antworten, wenn Sie etwas zu antworten haben. Nur sage ich Ihnen im Voraus, daß ich mich sehr freuen würde, wenn zwei so ausgezeichnete Männer, die sich auf die Kunst des Krieges so gut verstehen, einer und derselben Meinung wären.«

»Wenn Mylord, wie ich überzeugt bin,« sagte Caracciolo, »ein wahrer Freund des Königreichs ist, so hoffe ich, daß es in unsern Ansichten nur leichte Verschiedenheiten in Bezug auf das Einzelne geben kann, die uns nicht abhalten werden, in der Hauptsache übereinzustimmen.«

»Sprich, Caracciolo, sprich, sagte der König, indem er in die Gewohnheit der Könige von Spanien und Neapel, ihre Unterthanen zu dutzen, zurückverfiel.

»Gestern,« entgegnete der Admiral, »verbreitete sich in der Stadt das, wie ich hoffe,

unverbürgte Gerücht, daß Euer Majestät, an der Vertheidigung Ihres festländischen Königreiches verzweifelnd, den Entschluß gefaßt hätten, sich nach Sicilien zurückzuziehen.«

»Und Du wärest wohl, wie es scheint, entgegengesetzter Meinung?«

»Sire,« antwortete Caracciolo, »ich bin jetzt und stets der Meinung, welche die Ehre gegen die Rathschläge der Schande geltend zu machen sucht. Es gilt die Ehre des Königreichs, Sire, und folglich auch die Ihres Namens und diese Ehre verlangt, daß Ihre Hauptstadt bis aufs Aeüßerste vertheidigt werde.«

»Du weißt aber doch, wie unsere Sache steht?«

»Ja, Sire, ich weiß, daß sie schlecht steht, aber verloren ist sie noch nicht. Die Armee ist gesprengt, aber nicht vernichtet. Wenn Sie viertausend Tode und sechs bis achttausend Gefangene von zweiundfünfzigtausend Mann in Abzug bringen, so bleiben Ihnen noch vierzigtausend, das heißt eine Armee, die immer noch viermal stärker ist als die der Franzosen. Ueberdies hat Ihre Armee vor diesen den Vortheil, daß sie auf heimischem Boden kämpft, fast undurchdringliche Engpässe vertheidigt und von der Bevölkerung von zwanzig Städten und sechzig Dörfern unterstützt wird. Hierzu kommen noch drei ohne Belagerungsmaterial uneinnehmbare Festungen – Civitella del Tronto, Gaëta und Pescara, abgesehen von Capua, dem letzten Bollwerk von Neapel, bis wohin die Franzosen nicht einmal dringen werden.«

»Und würdest Du die Aufgabe, die Armee wieder zu sammeln, übernehmen?«

»Ja, Sire.«

»Dann erkläre mir, auf welche Weise. Du wirst mir damit Vergnügen machen.«

»Ich habe viertausend Seeleute unter meinen Befehlen, Sire. Es sind dies erprobte Leute, und nicht Soldaten von gestern, wie die Ihrer Landarmee. Geben Sie mir Befehl, Sire, und ich stelle mich sofort an die Spitze dieser Mannschaft. Tausend Mann werden den Paß von Itri nach Sessa vertheidigen, tausend den von Sora nach San Germano, tausend den von Castell di Sangro nach Isernia. Die tausend andern – Seeleute sind zu Allem zu gebrauchen, dies weiß Mylord Nelson besser als irgend Jemand, denn er hat mit den einigen Wunderdinge verrichtet – die tausend andern werden, in Pionniere verwandelt, diese drei Pässe befestigen und den Dienst von Artilleristen versehen. Mit ihnen halte ich, wäre es auch nur mittelt unserer Enterpiken, den Anprall der Franzosen, wie furchtbar er auch sein möge, aus, und wenn Ihre Soldaten sehen werden, wie die Seeleute sterben, Sire, so werden sie sich hinter diesen sammeln, besonders wenn Euer Majestät zur Stelle ist, um ihnen als Fahne zu dienen.«

»Und wer wird während dieser Zeit Neapel bewachen?«

»Der Kronprinz, Sire, und die achttausend Mann unter dem Befehl des Generals Maselli, welche Mylord Nelson nach Toscana geführt hat, wo sie jetzt nichts mehr zu thun haben. Mylord Nelson hat, glaube ich, einen Theil seiner Flotte in Livorno zurückgelassen. Er möge ein leichtes Schiff mit dem Befehle Seiner Majestät absenden, diese achttausend Mann frische Truppen nach Neapel zurückzuführen, und sie können mit Gottes Hilfe binnen acht Tagen hier sein. Sie sehen also, Sire, welche ungeheure Streitmacht Ihnen noch zur Verfügung steht – fünfundvierzig oder fünfzigtausend Mann Truppen, die Bevölkerung von dreißig Städten und fünfzig Dörfern, welche sich erheben wird, und hinter all' diesem Neapel mit seinen fünfhunderttausend Seelen. Was sind zehntausend Franzosen in diesem Ocean?«

»Hm,« sagte der König und sah Nelson an, welcher sich immer noch schweigend verhielt.

»Es wird dann, fuhr Caracciolo fort, »für Euer Majestät immer noch Zeit sein, sich

einzuschiffen und sich nach Sicilien zurückzuziehen. Bedenken Sie doch: die Franzosen haben kein einziges bewaffnetes Schiff, während Sie drei Flotten im Hafen haben – die Ihrige, die portugiesische und die Seiner britischen Majestät.«

»Was sagen Sie zu dem Vorschlag des Admirals, Mylord?« fragte der König, indem er Nelson diesmal in die absolute Nothwendigkeit versetzte, antworten zu müssen.

»Ich sage, Sire,« versetzte Nelson, indem er sitzen blieb und fortfuhr mit einer Feder in der linken Hand allerhand Hieroglyphen auf ein Blatt Papier zu kritzeln, »ich sage, daß es nichts Schlimmeres auf der Welt gibt, als einen einmal gefaßten Entschluß zu ändern.«

»Hatte der König schon einen Entschluß gefaßt?« fragte Caracciolo.

»Nein, wie Du siehst, noch nicht – ich zögere, ich schwanke.«

»Die Königin, sagte Nelson, »hat beschlossen, abzureisen.«

»Die Königin?« entgegnete Caracciolo, indem er den König nicht Zeit ließ, selbst zu antworten. »Nun gut, dann möge sie gehen. Die Frauen können unter den Umständen, in welchen wir uns befinden, sich von der Gefahr entfernen, die Männer aber müssen ihr die Spitze bieten.«

»Mylord Nelson ist, wie Du siehst, Caracciolo, für die Abreise.«

»Ich bitte um Verzeihung, Sire, antwortete Caracciolo; »ich glaube nicht, daß Mylord Nelson seine Meinung ausgesprochen habe.«

»Sprechen Sie dieselbe aus, Mylord,« sagte der König, »ich bitte Sie darum.«

»Meine Meinung, Sire, ist dieselbe wie die der Königin, das heißt, ich werde Euer Majestät mit Freuden in Sicilien eine sichere Zufluchtsstätte suchen sehen, welche Neapel nicht mehr bietet.«

»Ich bitte Mylord Nelson inständig, seine Meinung nicht leichthin auszusprechen,« sagte Caracciolo, zu seinem Collegen gewendet, »denn er weiß im Voraus, wie schwer die Meinung eines Mannes von seinem Verdienst in die Wagschale fällt.«

»Ich habe gesprochen und nehme mein Wort nicht wieder zurück,« antwortete Nelson hartnäckig.

»Sire,« antwortete Caracciolo, »Mylord Nelson ist Engländer; vergessen Sie das nicht.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Nelson stolz.

»Ich will damit sagen, daß Sie, wenn Sie Neapolitaner wären, anstatt Engländer zu sein, anders sprechen würden.«

»Und warum sollte ich, wenn ich Neapolitaner wäre, anders sprechen?«

»Weil Sie dann die Ehre Ihres Vaterlandes in Auge haben würden, anstatt das Interesse Großbritanniens.«

»Und welches Interesse hat denn Großbritannien an dem Rathe, welchen ich dem König gebe?«

»Indem man die Gefahr vergrößert, wird man sich später auch einen um so größeren Lohn ausbitten. Man weiß, daß England den Besitz von Malta wünscht, Mylord.«

»England besitzt Malta bereits. Der König hat es ihm gegeben.«

»O Sire,« rief Caracciolo im Tone des Vorwurfs, »man hatte es mir wohl gesagt, aber ich wollte es nicht glauben.«

»Und was zum Teufel wolltest Du denn, daß ich mit Malta machte?«, sagte der König. »Es ist ja weiter nichts, als ein Felsen, der höchstens taugt, um darauf Eier in der Sonne zu kochen.«

»Sire,« sagte Caracciolo, ohne weiter das Wort an Nelson zu richten, »ich bitte Sie im Namen aller wahrhaft neapolitanischen Herzen im Königreiche, nicht mehr auf die fremden Rathschläge zu hören, welche Ihren Thron immer weiter an den Rand des Abgrundes bringen. Der Minister Acton ist Ausländer, Sir William Hamilton ist Ausländer, Mylord Nelson selbst ist Ausländer – wie wollen Sie, daß diese Herren in der Würdigung der neapolitanischen Ehre mit Gerechtigkeit zu Werke gehen?«

»Das können Sie wohl fragen, ganz gewiß aber gehen wir in der Würdigung der neapolitanischen Feigheit mit Gerechtigkeit zu Werke,« antwortete Nelson, »und eben deshalb und nach dem, was in Civita Castellana geschehen ist, sage ich zum König: Sire, Sie können sich nicht mehr den Männern anvertrauen, von welchen Sie, sei es nun aus Furcht, sei es aus Verrath, verlassen worden sind.«

Caracciolo ward todtenbleich und legte unwillkürlich die Hand an den Degengriff. Er besann sich jedoch, daß Nelson nur eine Hand hatte, um den einigen zu ziehen, und daß diese Hand obendrein die linke war. Er begnügte sich daher damit, daß er sagte:

»Jedes Volk hat seine schwachen Stunden, Sire. Diese Franzosen, vor welchen wir fliehen, haben dreimal Ihr Civita Castellana gehabt – Poitiers, Crecy und Azincourt. Ein einziger Sieg hat aber hingereicht, um diese drei Niederlagen vergessen zu machen – Fontenoy.«

Caracciolo sprach diese Worte, indem er Nelson ansah, der sich auf die Lippen biß. Dann wendete er sich wieder zu dem König und fuhr fort:

»Sire, die Pflicht eines Königs, der sein Volk liebt, ist, ihm Gelegenheit zu bieten, sich von einer solchen Niederlage wieder aufzuraffen. Der König erlasse daher einen Befehl, er sage ein Wort, er gebe einen Wink, und kein Franzose wird aus den Abruzzen, in welche sie so unklug gewesen sind, sich hineinzuwagen, wieder herauskommen.«

»Mein lieber Caracciolo,« sagte der König, dessen geheime Wünsche durch die Worte des Admirals sich geschmeichelt fühlten, »Du bist ganz der Meinung eines Mannes, dessen Rathschläge ich hochschätze. Du bist ganz der Meinung des Cardinals Ruffo.«

»Es fehlte Ew. Majestät weiter nichts, als einen Cardinal an die Spitze Ihrer Armee zu stellen,« sagte Nelson mit verächtlichem Lächeln.

»Nun, meinem Ahn, Ludwig dem Dreizehnten oder dem Vierzehnten – ich weiß nicht mehr genau welchem – hat es aber doch nichts geschadet, daß er einen Cardinal an die Spitze seiner Armeen stellte, und ein gewisser Richelieu, welcher Rochelle eroberte, fügte dadurch der Monarchie keinen Nachtheil zu.«

»Wohl, Sire,« rief lebhaft Caracciolo, sich an diese Hoffnung anklammernd, welche der König ihm gab, »es ist der gute Genius Neapels, welcher Sie beseelt. Folgen Sie den Rathschlägen des Cardinals Ruffo und ich, was soll ich weiter sagen, ich werde seinen Befehlen folgen.«

»Sire,« sagte Nelson, indem er sich erhob und sich vor dem König verneigte, »Ew. Majestät werden, hoffe ich, nicht vergessen, daß, wenn auch die italienischen Admirale den Befehlen eines Priesters gehorchen, doch ein englischer Admiral nur den Befehlen einer Regierung gehorcht.«

Und Caracciolo einen Blick zuwerfend, in welchem man die Drohung eines ewigen Hasses lesen konnte, entfernte Nelson sich durch dieselbe Thür, durch welche er hereingekommen und welche nach den Gemächern der Königin führte.

Der König folgte Nelson mit den Augen, und als die Thür sich hinter Letzterem geschlossen, sagte er:

»Schön! Das ist der Dank für meine zwanzigtausend Ducati Rente, für mein Herzogthum Bronte, für meinen Degen Philipps des Fünften und für mein Großkreuz des St. Ferdinandordens. Der Mann spricht sich etwas kurz, aber dafür desto deutlicher aus.«

Dann wendete er sich wieder zu Caracciolo.

»Du hast Recht, mein lieber Francesco,« sagte er zu ihm; »alles Unheil hat seinen Grund in den Fremdlingen. Mr. Acton, Sir William, General Mack, Lord Nelson, die Königin selbst – Irländer, Deutsche, Engländer, Oesterreicher überall – Neapolitaner nirgends. – Welch ein Bulldog ist dieser Nelson! Du hast ihn schön wüthend gemacht. Wenn wir jemals Krieg mit England haben sollten und Du ihm in die Hände geriethest, dann wäre deine Rechnung geschlossen.«

»Sire,« sagte Carracciolo lachend, »selbst auf, die Gefahren hin, welchen ich mich aussetze, indem ich mir den Sieger von Abukir zum Feinde mache, fühle ich mich glücklich, den Beifall Euer Majestät erworben zu haben.«

»Sahst Du das Gesicht, welches er Dir zog, als Du ihm – wie hieß es gleich? – Fontenoy unter die Nase riebst?«

»Ja, Sire.«

»Dann haben die Herren Engländer also wohl bei Fontenoy tüchtige Hiebe bekommen?«

»Ja wohl, ja wohl.«

»Wenn man bedenkt, daß, wenn San Nicandro nicht einen Esel aus mir gemacht hätte, ich auch auf diese Dinge antworten könnte! Unglücklicherweise ist es nun zu spät, um diesen Schaden wieder gutzumachen.«

»Sire,« sagte Caracciolo, »werden Sie mir erlauben, meinen Rath nochmals zu wiederholen?«

»Es ist nicht nöthig, denn ich bin ganz deiner Meinung. Heute noch werde ich Ruffo sehen und wir werden die Sache noch einmal miteinander besprechen. Aber warum zum Teufel hast Du, frage ich jetzt, wo wir wieder mit einander allein sind, warum hast Du Dir die Königin zum Feinde gemacht? Du weißt doch, daß, wenn sie haßt, sie dann auch unerbittlich haßt.«

Caracciolo machte eine Kopfbewegung, welche andeutete, daß er auf diesen Vorwurf des Königs keine Antwort zu geben habe.

»Na,« sagte Ferdinand, »es ist dies gerade so wie mit mir und San Nicandro. Was geschehen ist, ist geschehen; sprechen wir nicht weiter davon.«

»Also,« sagte Caracciolo, auf den Gedanken, der ihn fortwährend beschäftigte, zurückkommend, »ich nehme die Hoffnung mit, daß Eure Majestät dieser schmachvollen Flucht entsagt haben und daß Neapel bis aufs Aeüßerste vertheidigt werden wird?«

»Nimm mehr als die Hoffnung, nimm die Gewißheit mit. Heute findet ein Cabinetsrath statt und ich werde erklären, daß es mein Wille ist, in Neapel zu bleiben. Ich habe mir Alles, was Du mir über unsere Vertheidigungsmittel gesagt, wohl gemerkt, deshalb sei unbesorgt. Was Nelson betrifft, nicht wahr, so muß man ihm Fontenoy unter die Nase reiben, wenn man will, daß er sich auf die Lippen beiße? Es ist gut; man wird sich dessen erinnern.«

»Darf ich noch um eine letzte Gnade bitten, Sire?«

»Sprich.«

»Wenn gegen alles Erwarten Euer Majestät dennoch fortginge –«

»Ich sage Dir aber ja, daß ich nicht fortgehe!«

»Nun, Sire, wenn in Folge irgend eines Zufalls, in Folge einer unerwarteten Wendung Euer Majestät doch fortgingen, dann, hoffe ich, daß Sie der neapolitanischen Marine nicht die Schmach anthun werden, auf einem englischen Schiffe abzureisen.«

»O, was das betrifft, so kannst Du unbesorgt sein. Wenn ich in diese äußerste Nothwendigkeit versetzt würde, dann stünde ich freilich nicht für die Königin. Die Königin würde thun, was ihr beliebte, ich aber gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich auf deinem Schiffe, auf der »Minerva«, abreise. Also nun weißt Du es. Wechsle deinen Koch, wenn er schlecht ist, und schaffe Maccaroni und Parmesankäse an, wenn Du davon keine hinreichende Quantität am Bord hat. Auf Wiedersehen. – Fontenoy hieß jener Ort, nicht wahr?«

»Ja, Sire.«

Und Caracciolo entfernte sich, entzückt über das Ergebniß seiner Unterredung mit dem König, und rechnete mit Bestimmtheit auf die ihm gegebene doppelte Versprechung.

Der König folgte ihm mit den Augen und mit dem Ausdruck unverkennbaren Wohlwollens.

»Und wenn man bedenkt,« sagte er, »daß man um einer Megäre wie die Königin und um einer Buhlerin wie Lady Hamilton willen sich mit solchen Männern entzweit!«

Siebentes Capitel.

In welchem der Unterschied zwischen freien und unabhängigen Völkern auseinandergesetzt wird.

Der König hielt das Caracciolo gegebene Versprechen. Laut und entschlossen erklärte er im Cabinetsrath, daß er nach der Volksmanifestation, deren Zeuge er am Abende vorher gewesen, sich vorgenommen habe, in Neapel zu bleiben und den Franzosen den Einmarsch in sein Königreich bis aufs Aeüßerste streitig zu machen.

Gegen eine so bestimmt ausgesprochene Erklärung war keine Opposition möglich. Diese Opposition hätte nur durch die Königin geschehen können, und beruhigt durch Actons positives Versprechen, daß er ein Mittel finden würde, den König zur Abreise nach Sicilien zu bewegen, hatte sie einem offenen Kampf entsagt, in welchem Ferdinand, wie dies bei seinem Charakter vorauszusehen war, die größte Starrköpfigkeit entwickelt haben würde.

Als der König den Cabinetsrath verließ, fand er den Cardinal Ruffo in seinem Zimmer.

Dieser hatte seinerseits und einer gewohnten Pünktlichkeit gemäß gethan, was er mit dem König verabredet.

Ferrari war in der Nacht bei ihm gewesen und eine Stunde später nach Wien mit dem gefälschten Brief abgereist, welcher dem Kaiser vorgelegt werden sollte.

Es lag Ferdinand viel daran, sich mit dem Kaiser nicht zu veruneinigen, denn dieser war in Folge des Einflusses, den er in Italien ansübte, der Einzige, der ihn gegen Frankreich aufrecht erhalten konnte, eben so wie in entgegengesetzter Beziehung Frankreich die einzige Macht war, welche den Kampf gegen Oesterreich aufzunehmen vermochte.

Eine im Namen des Königs von Ruffo's Hand geschriebene und von diesem unterzeichnete erklärende Note begleitete den Brief und gab zu diesem Räthel den Schlüssel, ohne welchen der Kaiser es niemals hätte begreifen können,

Der König erzählte ihm, was zwischen ihm, Caracciolo und Nelson gesprochen worden. Ruffo zollte dem König Beifall und bestand auf einer Conferenz zwischen ihm und Caracciolo in Gegenwart des Königs.

Es ward beschlossen, die Nachricht von der Wirkung abzuwarten, welche Pronios Manifest in den Abruzzen hervorgerufen haben würde. Je nach diesem Ergebniß wollte man einen Entschluß fassen.

Noch denselben Tag empfing der König den Besuch des jungen Corsen Cesare. Man erinnert sich, daß er ihn zum Capitän gemacht und ihm befohlen hatte, sich ihm in seiner neuen Uniform vorzustellen, damit er, der König, sich überzeugen könne, daß seine Befehle ausgeführt worden und daß der Kriegsminister dem jungen Mann sein Patent ausgestellt.

Acton, der mit der Vollziehung des königlichen Willens beauftragt war, hatte Sorge getragen, dies zu thun, und der junge Mann, den die Thürsteher wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Kronprinzen anfänglich für diesen angesehen, präsentierte sich bei dem König mit seiner Uniform bekleidet und im Besitze eines Patents.

Der junge Capitän war freudig erregt und stolz. Er kam, um dem König seine Dienste und die seiner Cameraden zu Füßen zu legen.

Ein einziger Umstand verhinderte sie, sofort Beweise von diesem Diensteifer zu geben.

Die alten Prinzessinnen hielten sie bei ihrem ihnen gegebenen Wort, ihnen als Leibgarde zu dienen, und wollten dieses Wort nicht eher zurückgeben, als bis sie sich an Bord des Schiffes befänden, welches sie nach Triest bringen sollte.

Die sieben jungen Leute hatten sich daher verbindlich gemacht, sie bis nach Manfredonia, den Ort ihrer Einschiffung, zu begleiten. Von Manfredonia wollten sie, sobald die Prinzessinnen einmal eingeschifft wären, nach Neapel zurückkehren, um ihren Platz unter den Vertheidigern des Thrones und des Altars einzunehmen.

Es dauerte nicht lange, so liefen die Nachrichten ein, welche man von Pronio erwartete.

Dieselben übertrafen Alles, was man hoffen konnte. Die Stimme des Königs hatte einen Wiederhall gefunden, als ob es die Stimme Gottes gewesen wäre.

Die Priester, die Edelleute, die Beamten hatten sich zum Echo derselben gemacht; der Ruf: »Zu den Waffen!« hallte von Isoletta bis nach Capua und von Aquila bis nach Itri.

Pronio hatte auch Fra Diavolo und Mammone gesprochen und die ihnen zuge dachte Mission angekündigt.

Mit Begeisterung hatten sie sich dazu bereiterklärt. Mit ihrem Patent in der Hand und dem Namen des Königs im Munde hatte ihre Macht keine Grenzen, denn das Gesetz schützte sie, anstatt sie zu zügeln.

Von nun an konnten sie ihrer Brigandage eine politische Farbe geben und versprachen, das ganze Land aufzuwiegeln.

Die Brigandage ist nämlich in den Provinzen des südlichen Italiens eine nationale Sache. Sie ist eine einheimische Frucht, welche im Gebirge gedeiht. Man könnte, wenn man von den Naturerzeugnissen der Abruzzen, der Terra di Lavoro, der Basilicata und Calabriens spricht, sagen: Die Thäler erzeugen Getreide, Mais und Feigen; die Hügel Oliven, Nüsse und Trauben, die Gebirge Briganden.

Die Brigandage ist in den von mir soeben aufgezählten Provinzen ein Handwerk wie jedes andere. Man ist Brigand ebenso, wie man Bäcker, Schneider oder Schuhmacher ist. Das Handwerk hat nichts Entehrendes. Der Vater, die Mutter, der Bruder, die Schwester des Brigand werden durch das Handwerk ihres Sohnes oder ihres Bruders durchaus nicht geschändet, weil ja das Handwerk selbst nicht zum Makel gereicht.

Der Brigand arbeitet acht oder neun Monate des Jahres, das heißt im Frühling, Sommer und Herbst. Nur die Kälte und der Schnee vertreiben ihn aus dem Gebirge und in sein Dorf zurück. Er betritt dasselbe wieder und ist willkommen. Er begegnet dem Richter, grüßt ihn und wird von ihm wieder begrüßt. Oft ist er der Freund, zuweilen der Verwandte desselben.

Bei Rückkehr des Frühlings greift er wieder zu seiner Flinte, seinen Pistolen, einem Dolch und kehrt in die Gebirge zurück.

Daher das Sprichwort: Die Brigands kommen mit den Blättern hervor.

Seitdem es in Neapel eine Regierung gibt – und ich habe alle Archive vom Jahre 1503 bis auf unsere Zeit zu Rathe gezogen – gibt es auch Ordonnanzen gegen die Brigands und seltsamerweise sind die Ordonnanzen der spanischen Vicekönige genau dieselben wie die der italienischen Gouverneure, weil die Verbrechen dieselben sind: Diebstähle mit Einbruch, Raub

mit bewaffneter Hand auf der Heerstraße, Erpressungsbriefe mit Androhung von Brandstiftung, Verstümmelung und Mord und Verwirklichung dieser angedrohten Verbrechen, wenn die Briefe nicht die erwartete Wirkung äußern.

In Zeiten der Revolution gewinnt die Brigandage riesige Verhältnisse. Die politische Meinung wird ein Vorwand, die Fahne eine Entschuldigung.

Der Brigand gehört stets der Reactionspartei an, das heißt er ist für Thron und Altar, weil nur diese beiden dergleichen Bundesgenossen annehmen, während dagegen die Liberalen, die Progressisten und die Revolutionäre sie zurückweisen und verachten.

Die berüchtigtsten Jahre in den Annalen der Brigandage sind die Jahre politischer Reaction, wie zum Beispiel 1799, 1809, 1821, 1848, 1862, das heißt alle Jahre, wo die absolute Gewalt, nachdem sie eine Niederlage erlitten, die Brigandage zu Hilfe ruft.

Die Brigandage ist in diesem Falle um so mehr unausrottbar, als sie von den Behörden unterstützt wird, welche zu andern Zeiten die Aufgabe haben, sie zu unterdrücken. Die Syndici, die Adjuncte, die Capitäne der Nationalgarde sind nicht bloß Manutengoli, das heißt: Unterstützer der Brigands, sondern oft selbst dergleichen.

Hauptsächlich sind es die Priester und die Mönche, welche die Brigandage moralisch unterstützen. Sie sind die Seele derselben. Die Brigands, welche von ihnen den Aufstand haben predigen hören, empfangen, wenn sie sich demselben angeschlossen, von ihnen geweihte Medaillen, welche sie unverwundbar machen sollen. Werden sie zufällig trotz der Medaille verwundet, todtgeschlagen oder erschossen, so ist die auf Erden ohnmächtige Medaille eine untrügliche Einlaßmarke in den Himmel.

Der gefangene Brigand steht mit dem Fuße auf ersten Sprosse jener Jacobsleiter, welche direkt in das Paradies führt. Er küßt die Medaille und stirbt heldenmüthig, in der Ueberzeugung, daß die tödtliche Kugel ihn die übrigen Stufen ersteigen läßt.

Woher aber rührt dieser Unterschied zwischen den Individuen und den Massen? Woher kommt es, daß der Soldat zuweilen beim ersten Kanonenschuß flieht, während der Bandit als Held stirbt?

Wir wollen versuchen, es zu erklären, denn ohne diese Erklärung würde der weitere Verlauf unserer Erzählung eine gewisse Unruhe in dem Gemüth unserer Leser zurücklassen. Sie würden sich fragen, woher dieser moralische und physische Widerspruch zwischen denselben Menschen, wenn sie in Massen versammelt sind, und wenn sie einzeln kämpfen.

Der Grund ist folgender:

Der Muth der Massen ist die Tugend der freien Völker.

Der persönliche Muth ist die Tugend der Völker welche bloß unabhängig sind.

Beinahe alle Gebirgsvölker – die Schweizer, die Corsen, die Schotten, die Sicilianer, die Montenegriner, die Albanesen, die Drusen, die Circassier – können die Freiheit sehr wohl entbehren, dafern man ihnen die Unabhängigkeit läßt.

Erklären wir nun den ungeheuren Unterschied, welcher zwischen den beiden Worten Freiheit und Unabhängigkeit besteht.

Die *Freiheit* ist der Verzicht, welchen jeder Bürger auf einen Theil seiner Unabhängigkeit leistet, um davon einen gemeinschaftlichen Fonds zu bilden, welchen man das *Gesetz* nennt.

Die *Unabhängigkeit* ist für den Menschen der vollständige Gemuß aller seiner Fähigkeiten, die Befriedigung aller seiner Wünsche.

Der *freie* Mensch ist der Mensch der Gesellschaft; er stützt sich auf seinen Nachbar, welcher sich seinerseits auf ihn stützt; und da er bereit ist, sich für den Andern zu opfern, so hat er das Recht zu verlangen, daß die Andern sich auch für ihn opfern.

Der *unabhängige* Mensch ist der Mensch der Natur. Er verläßt sich nur auf sich selbst. Sein einziger Bundesgenosse ist das Gebirge und der Wald; sein Schutz ist ein Feuerrohr und ein Dolch, seine Hilfstruppen sind Auge und Ohr.

Aus freien Männern bildet man *Armeen*, aus unabhängigen Männern macht man *Banden*.

Zu freien Männern sagt man wie Bonaparte bei den Pyramiden: »Schließt die Reihen!«

Zu unabhängigen Männern sagt man wie Charrette bei Machecoul: »Macht Euch lustig, Jungens!«

Der freie Mann erhebt sich auf den Ruf eines Königs oder seines Vaterlands. Der unabhängige Mann erhebt sich auf den Ruf eines Eigennutzes und seiner Leidenschaft.

Der freie Mann *kämpft*.

Der unabhängige Mann *schlägt todt*.

Der Freie sagt: *Wir*.

Der Unabhängige sagt: *Ich*.

Der freie Mensch ist die Brüderlichkeit.

Der unabhängige Mensch ist blos der *Egoismus*.

Nun befanden sich die Neapolitaner im Jahre 1798 nur erst im Zustand der Unabhängigkeit. Sie kannten weder die Freiheit noch die Brüderlichkeit. Deshalb wurden sie in regelmäßiger Schlacht durch eine Armee überwunden, welche fünfmal weniger zahlreich war als die ihrige.

Die Landleute der neapolitanischen Provinzen sind aber stets unabhängig gewesen.

Auf den Ruf der Mönche, die im Namen Gottes, auf den Ruf des Königs, der im Namen der Familie, besonders auf den Ruf des Haffes, der im Namen der Habgier, der Plünderung und des Mordes sprach, erhob sich daher Alles.

Jeder nahm sein Gewehr, sein Beil, sein Messer und rückte ins Feld ohne andern Zweck als die Vernichtung, ohne andere Hoffnung als Plünderung.

Er unterstützte seinen Anführer, ohne ihm zu gehorchen, und folgte seinem Beispiel, aber nicht seinen Befehlen.

Massen waren vor den Franzosen geflohen, einzelne Männer marschierten gegen sie.

Eine Armee war verschwunden, ein Volk tauchte aus dem Boden auf.

Es war auch Zeit. Die Nachrichten, welche von der Armee einliefen, lauteten fortwährend ungünstig.

Ein Theil der Armee hatte sich unter den Befehlen eines General Moesk, den Niemand kannte – nicht einmal Nelson, der in seinen Briefen fragt, wer er sei – nach Calvi zurückgezogen und sich dort verschanzt.

Macdonald, welcher, wie wir erwähnt, von Championnet beauftragt worden, den Sieg zu verfolgen und den Rückzug der königlichen Truppen zu beunruhigen, hatte dem General Maurice Mathieu Befehl gegeben, diese Stellung zu nehmen.

Mathieu faßte demgemäß auf allen Höhen, welche die Stadt beherrschte, Posto und forderte den General Moesk auf, sich zu ergeben.

Dieser erklärte sich dazu bereit, aber unter Bedingungen, auf welche nicht eingegangen

werden konnte.

General Maurice Mathieu gab sofort Befehl, in die Mauern eines Klosters Bresche zu schießen und durch dieselbe in die Stadt einzudringen.

Nachdem der zehnte Schuß abgefeuert worden, erschien ein Parlamentär. Ohne denselben aber sprechen zu lassen, sagte der General Maurice Mathieu zu ihm:

»Entweder sich auf Gnade und Ungnade ergeben, oder über die Klinge springen.«

Die Königlichen ergaben sich auf Gnade und Ungnade.

Die Schnelligkeit der von Macdonald geführten Schläge rettete einen Theil der von Mack gemachten Gefangenen, konnte sie aber nicht alle retten.

In Ascoli waren dreihundert Republikaner an Bäume gebunden und erschossen worden.

In Abricalli hatte man dreißig Kranke oder Verwundete, von welchen einige so eben erst amputiert worden, in der Ambulanz erschlagen.

Die andern waren auf dem Stroh liegend ohne Erbarmen verbrannt worden.

Championnet aber hatte, seiner Proclamation treu, alle diese Barbareien bloß durch Acte der Humanität erwidert, welche zu den Grausamkeiten der königlichen Soldaten einen eigenthümlichen Gegensatz bildeten.

Nur der General Damas, ein französischer Emigrant und der in dieser Eigenschaft seinen Degen dem Dienste Ferdinands widmen zu müssen geglaubt, hatte in Folge jener furchtbaren Niederlage bei Civita Castellana die Ehre der weißen Fahne aufrecht erhalten.

Von dem General Mack, der nur an Eins gedacht, nämlich den König zu retten, mit einer Colonne von siebentausend Mann vergessen, ließ er den General Championnet, welcher, wie man weiß, eben nach Rom zurückgekehrt war, um die Erlaubniß bitten, durch die Stadt marschieren zu dürfen und zu den Trümmern der königlichen Armee am Teverone zu stoßen – Trümmern, welche, wie wir bereits gesagt, immer noch fünfmal zahlreicher waren als die siegreiche Armee.

Championnet ließ einen jener jungen Officiere kommen, die gleich einer Pflanzschule seine Umgebung bildeten.

Es war der Generalstabschef Bonami.

Diesem befahl er, von dem Stand der Dinge Kenntniß zu nehmen und ihm darüber Bericht zu erstatten.

Bonami stieg zu Pferde und brach sofort auf.

Diese großartige Epoche der Republik ist die, wo jeder Officier der französischen Armeen, so wie er an den Augen des Lesers vorübergeht, eigentlich eine Beschreibung verdient, welche an die erinnert, die Homer in der Iliade den griechischen Anführern, und Tasso in dem »befreiten Jerusalem« den Befehlshabern der Kreuzzüge widmet.

Wir wollen uns jedoch damit begnügen, zu sagen, daß Bonami, wie Thiébaud, einer jener denkenden und entschlossenen Männer war, zu welchen ein General sagen kann: »Sehen Sie mit Ihren Augen und handeln Sie den Umständen gemäß.«

An der Porta Solara begegnete Bonami der Cavallerie des Generals Rey, welche in die Stadt zurückzumarschieren begann.

Er unterrichtete diesen von dem, um was es sich handelte, und forderte, ohne durch einen Befehl dazu berechtigt zu sein, ihn auf, Recognoscirungen auf der Straße von Albano und

Frascati vorzunehmen.

Er selbst ging an der Spitze eines Detachements Cavallerie über die Ponte Molla, im Alterthum die Milviusbrücke, und ritt so rasch, als sein Pferd ihn zu tragen vermochte, in der Richtung weiter, wo, wie er wußte, der General Damas zu finden war, während General Rey mit seinem Detachement und Macdonald mit seiner leichten Cavallerie ihm folgten.

Bonami hatte sich so beeilt, daß er die Truppen Macdonald's und Reys hinter sich gelassen, welche wenigstens eine Stunde brauchten, um ihn einzuholen. Um ihnen dazu Zeit zu lassen, präsentierte er sich als Parlamentär.

Man führte ihn zum General Damas.

»Sie haben an den Obercommandanten der französischen Armee geschrieben, General?« sagte er zu ihm. »Er schickt mich zu Ihnen, damit Sie mir auseinandersetzen, was Sie von ihm wünschen.«

»Freien Durchmarsch für meine Division,« antwortete der General Damas.

»Und wenn er Ihnen denselben verweigert?«

»Dann bleibt mir nur ein Ausweg: mich durchzuschlagen.«

Bonami lächelte.

»Sie sehen wohl selbst ein, General,« sagte er, »daß es eine Sache der Unmöglichkeit ist, Ihnen und Ihren siebentausend Mann gutmüthig den Durchmarsch zu gestatten. Was das Durchschlagen betrifft, so sage ich Ihnen im Voraus, daß dies ein schweres Stück Arbeit sein würde.«

»Was schlagen Sie mir dann aber sonst vor, Oberst?« fragte der emigrierte General.

»Was man dem Commandanten eines Corps in der Lage, worin sich das Ihrige befindet, gewöhnlich vorschlägt, General – die Waffen zu strecken.«

Nun war die Reihe des Lächelns an dem General Damas.

»Mein Herr Generalstabschef, « antwortete er, »wenn man an der Spitze von siebentausend Mann steht und jeder dieser siebentausend Mann mit achtzig Patronen versehen ist, dann ergibt man sich nicht, sondern man schlägt sich durch oder man stirbt.«

»Nun gut, dann sei es so,« sagte Bonami, »schlagen wir uns denn, General.«

Der General schien nachzudenken.

»Geben Sie mir sechs Stunden,« sagte er, »um einen Kriegsath zu versammeln und mich mit diesem über die mir von Ihnen gemachten Vorschläge zu berathen.«

Bonami glaubte hierauf nicht eingehen zu dürfen.

Sechs Stunden brauchen Sie nicht,« sagte er. »Ich gewähre Ihnen eine Stunde.«

Dies war gerade so viel Zeit, als der Generalstabschef bedurfte, um seine Infanterie herankommen zu lassen.

Man kam daher überein, daß der General Damas, da er sich einmal in der Gewalt der Franzosen befand, in einer Stunde seine Antwort geben würde.

Bonami setzte sein Pferd wieder in Galopp und ritt zurück, dem General Rey entgegen, um den Marsch seiner Truppen zu beschleunigen.

Der General Damas aber benutzte diese Stunde seinerseits ebenfalls, und als Bonami mit seinen Truppen zurückkam, fand er, daß Damas in guter Ordnung auf der Straße von Orbitello auf dem Rückzuge begriffen war.

Sofort machten der General Rey und der Generalstabschef Bonami an der Spitze, der eine eines Detachements vom sechzehnten Dragoner-, der andere einer Abtheilung vom siebenten Chasseurregiment, sich an die Verfolgung der Neapolitaner und holten sie an der Storta ein, wo sie sofort einen energischen Angriff auf sie eröffneten.

Die Arrièregarde der Neapolitaner machte Halt, um den Republikanern die Spitze zu bieten.

Rey und Bonami stießen zum ersten Mal bei diesem Feind auf ernststen Widerstand, vernichteten ihn aber durch ihre wiederholten Angriffe.

Mittlerweile brach die Nacht ein. Die Selbstverläugnung und der Muth der Arrièregarde hatten die Armee gerettet. Der General Damas benützte die Dunkelheit und seine Kenntniß des Terrains, um seinen Rückzug weiter fortzusetzen.

Die Franzosen, welche zu ermüdet waren, um ihren Sieg zu verfolgen, kehrten nach der Hueta zurück, wo sie die Nacht zubrachten.

Bonami ward zum Lohn für die Intelligenz, womit er bei der Unterhandlung zu Werke gegangen, und für den Muth, den er im Kampfe gezeigt, von Championnet zum Brigadegeneral ernannt.

Der General Damas war aber mit den Republikanern noch nicht fertig. Macdonald schickte einen seiner Adjutanten ab, um Kellermann, welcher mit Truppen, die nicht so ermüdet waren als die, welche am Tage gekämpft, in Borchetta lag, von der Richtung, welche die neapolitanische Colonne genommen, in Kenntniß zu setzen.

Kellermann raffte sofort seine Truppen zusammen und marschierte über Ronceglione auf Toscanelli, wo er auf die Colonne des General Damas stieß.

Diese Truppen, welche, von einem neapolitanischen General befehligt so leicht flohen, hielten unter einem französischen Anführer festen Stand, und wehrten sich auf das Kräftigste.

Damas ward aber trotzdem zum Rückzug gezwungen, den er deckte, indem er sich selbst zur Arrièregarde begab, wo er mit bewunderungswürdigem Muth kämpfte.

Einer jener Angriffe, wie Kellermann sie zu machen verstand, und eine Wunde, welche der emigrierte General empfing, entschieden den Sieg zu Gunsten der Franzosen.

Schon hatte der größere Theil der neapolitanischen Colonne Orbitello erreicht und Zeit gehabt, an Bord der neapolitanischen Schiffe zu gehen, welche im Hafen lagen. In die Stadt hineingedrängt, hatte Damas eben noch Zeit, die Thore hinter sich schließen zu lassen und erhielt, sei es nun aus Rücksicht auf seinen Muth, sei es, daß der französische General seine Zeit nicht an die Erstürmung eines elenden Nestes verschwenden wollte, gegen Zurücklassung einer Artillerie das Zugeständniß, sich mit seiner Avantgarde ohne weitere Belästigung einschiffen zu dürfen.

Das Ergebniß hiervon war, daß der einzige General der neapolitanischen Armee, welcher in diesem kurzen und schmachvollen Feldzuge seine Pflicht gethan, ein französischer General war.

Achtes Capitel.

Die Brigands.

Ueberall Sieger und in der Meinung, daß ein Marsch nach Neapel durch nichts gehemmt werden würde, ertheilte Championnet Befehl, die neapolitanischen Grenzen in drei Colonnen zu überschreiten.

Der linke Flügel rückte unter Macdonalds Führung in die Abruzzen und sollte die Engpässe von Capistrello und Sora forcieren.

Der rechte Flügel rückte unter Führung des Generals Rey durch die pontinischen Sümpfe, Terracina und Fondi in die Campania.

Das Centrum rückte unter Championnets eigener Führung über Valmontane, Ferentino und Ceperano in die Terra di Lavoro.

Drei Citadellen – alle drei fast uneinnehmbar – vertheidigten die Zugänge zum Königreiche – Gaëta, Civitella del Tronto und Pescara.

Gaëta beherrschte die Straße des tyrrhenischen Meeres; Pescara die Straße des adriatischen Meeres; Civitella del Tronto stand auf dem Gipfel eines Berges und beherrschte die jenseitigen Abruzzen.

Gaëta ward durch einen alten Schweizergeneral Namens Tschudi vertheidigt. Er hatte viertausend Mann unter seinen Befehlen und als Vertheidigungsmittel siebenzig Kanonen, zwölf Mörser, zwanzigtausend Musketen, Lebensmittel auf ein Jahr, Schiffe im Hafen – mit einem Wort, Land und Meer gehörte ein.

Der General Rey forderte ihn auf, sich zu ergeben.

Der schon sehr alte Tschudi hatte kürzlich erst eine junge Frau geheiratet. Es war ihm bange um diese und wer weiß, ob nicht vielleicht auch um sich selbst. Anstatt sich zu halten, zog er den Bischof zu Rathe, welcher seinem Beruf gemäß für den Frieden sprach, und versammelte die Magistratspersonen der Stadt, welche natürlich diesen Vorwand benutzten, um Gaëta die Leiden einer Belagerung zu ersparen.

Dennoch zögerte man noch und der französische General ließ eine Haubitze auf die Stadt abfeuern. Diese feindselige Demonstration genügte, um Tschudi zu veranlassen, eine Deputation an die Belagerer abzusenden und diese fragen zu lassen, welche Bedingungen sie stellten.

»Uebergabe auf Gnade und Ungnade, oder strenges Kriegsrecht,« antwortete General Rey.

Zwei Stunden später ergab sich der Platz.

Duhesme, welcher mit fünfzehnhundert Mann die Küste des adriatischen Meeres entlang marschierte, schickte an den Commandanten von Pescara, welcher Pricard hieß, einen Parlamentär, um ihn zur Uebergabe aufzufordern.

Der Commandant ließ, als ob er die Absicht gehabt hätte, sich unter den Trümmern der Stadt zu begraben, den französischen Officier seine Vertheidigungsmittel in allen ihren Einzelheiten besichtigen, zeigte ihm die Festungswerke, die Waffen, die mit Munition und Proviant gefüllten Magazine und schickte ihn dann zu Duhesme mit den stolzen Worten zurück:

»Eine auf diese Weise verproviantierte Festung ergibt sich nicht.«

Dennoch hinderte dies den Commandanten nicht, auf den ersten Kanonenschuß die Thore zu öffnen und diese so gut befestigte Stadt dem General Duhesme zu übergeben.

Dieser fand darin sechzig Kanonen, vier Mörser und eine Besatzung von neunzehnhundert Mann.

Was Civitella del Tronto, einen schon durch seine Lage festen und durch die Kunst noch fester gemachten Platz, betraf, so ward derselbe durch einen Spanier Namens Jean Lecombe vertheidigt und war mit zehn Geschützen von schwerem Caliber armiert, so wie mit Kriegsmunition und Lebensmitteln reichlich versehen.

Der Platz konnte sich ein Jahr halten, hielt sich aber bloß einen Tag und übergab sich nach einer Belagerung von zwei Stunden.

Es war daher, wie wir in dem vorigen Capitel gesagt, die höchste Zeit, daß die Bandenanführer an die Stelle der Generale und die Brigands an die Stelle der Soldaten traten.

Mit Blitzesschnelligkeit hatten unter Pronios Leitung drei Banden sich organisiert – die, welche er selbst commandierte, die Gaetano Mammones und die Fra Diavolos.

Pronio war der Erste, der mit den französischen Colonnen zusammenstieß.

Nachdem Duhesme sich Pescaras bemächtigt und daselbst eine Besatzung von vierhundert Mann zurückgelassen, schlug er die Straße nach Chieti ein, um der ihm ertheiten Ordre gemäß eine Vereinigung mit Championnet vor Capua zu bewirken. Als er in Tocco ankam, hörte er ein lebhaftes Musketenfeuer in der Richtung von Sulmona und trieb seine Leute zu vermehrter Eile an.

In der That hatte eine von dem General Rusca commandierte französische Colonne, nachdem sie ohne Mißtrauen und unter Trommelschlag in die Stadt Sulmona eingerückt war, plötzlich aus allen Fenstern einen Kugelregen auf sich herabhageln gesehen. Ueberrascht durch diesen unerwarteten Angriff, hatte sie einen Augenblick lang zögernd Halt gemacht.

Pronio, der in der Kirche San Panfilo im Hinterhalt lag, benützte diesen Umstand, machte mit etwa hundert Mann einen Ausfall aus der Kirche und griff die Front der Franzosen an, während das Feuer aus den Fenstern sich verdoppelte; trotz der Bemühungen Rusca's geriethen seine Leute in Unordnung und er verließ Sulmona eiligst, während er in den Straßen etwa zwölf Tode und Verwundete zurückließ.

Bei dem Anblick der Soldaten Pronios aber, welche die Todten verstümmelten, bei dem Anblick der Einwohner, welche den Verwundeten vollends den Rest gaben, stieg den Republikanern die Schamröthe ins Gesicht. Sie formierten sich von selbst wieder, erhoben ein lautes Rachegeschrei und drangen wieder in die Stadt ein, indem sie gleichzeitig das Feuer aus den Fenstern und das der Straße erwiederten.

Pronio und seine Leute unterhielten jedoch, hinter den Thürgewänden und in den engen Gäßchen versteckt, ein so furchtbares Feuer, daß die Franzosen vielleicht zum zweiten Male genöthigt gewesen wären, zurückzuweichen, als man plötzlich eine lebhaft Fusillade von dem andern Ende der Stadt her vernahm.

Es war Duchesme, welcher mit seinen Leuten Sulmona umgangen hatte und nun Pronio in den Rücken fiel.

Pronio lief, in jeder Hand ein Pistol, auf eine Arrièregarde zu, sammelte sie wieder, sah sich Duhesme gegenüber, feuerte eine seiner Pistolen auf ihn ab und verwundete ihn in dem Arm. Ein

Republikaner stürzte sich mit geschwungenem Säbel auf Pronio, dieser aber schoß ihn mit seiner zweiten Kugel nieder, raffte eine Muskete auf und deckte den Rückzug an der Spitze seiner Leute, indem er diesen in ihrem Dialekt einen Befehl ertheilte, den die Franzosen nicht verstanden.

Dieser Befehl lautete dahin, daß die Brigands durch die kleinen Gäßchen der Stadt entfliehen sollten, um die Gebirge zu gewinnen.

Binnen wenigen Augenblicken war die Stadt leer. Die, welche die Häuser besetzt gehalten, entflohen durch die Gärten. Die Franzosen waren Herren von Sulmona, nur hatten diesmal die Brigands ein Mann gegen zehn gekämpft. Sie waren besiegt, aber sie hatten den Republikanern grausame Verluste zugefügt.

Dieses Treffen ward daher in Neapel als ein Triumph betrachtet.

Fra Diavolo vertheidigte seinerseits mit etwa hundert Mann, nach der schimpflichen Uebergabe von Gaëta, in tapferer Weise die Brücke von Garigliana, die von dem Adjutanten Gourdel und etwa fünfzig Mann Republikanern an gegriffen ward, welche der General Rey, der von der Organisation der Banden nichts wußte, abgesendet hatte, um sich der Brücke zu bemächtigen.

Die Franzosen wurden zurückgeschlagen und der Adjutant Gourdel, ein Bataillonschef, mehrere Officiere und Soldaten, die verwundet auf dem Kampfplatz liegen blieben, halb todt aufgehoben, an Bäume gebunden und unter dem Jubelgeheul der Bewohner von Mignano, Sessa und Traetta und unter dem Furientanz der Weiber, welche bei diesen Gelegenheiten stets grausamer sind als die Männer, langsam verbrannt.

Fra Diavolo wollte sich anfangs diesen Mordthaten, diesen teuflischen Quälereien widersetzen. In einer Anwendung von Mitleid feuerte er seine Pistolen und seine Kugelbüchse auf die Verwundeten ab. In dem Stirnrunzeln der Männer und an den Schimpfreden der Weiber aber merkte er, daß er durch dergleichen Beweise von Menschlichkeit seine Popularität gefährdete.

Er entfernte sich von dem Scheiterhaufen, auf welchem die Republikaner ihre Todesqualen erlitten, und wollte Francesca davon hinwegführen.

Diese aber wollte von dem Schauspiel nichts einbüßen. Sie riß sich von ihm los und tanzte und heulte toller und wüthender als die andern Frauen.

Was Mammone betraf, so stand er bei Capistrello, vor Sora, zwischen dem See Fucino und dem Liri.

Man meldete ihm, daß man von Weitem, von den Quellen des Liri her, einen Officier in französischer Uniform in Begleitung eines Führers kommen sähe.

»Bringt mir die beide her,« sagte Mammone.

Fünf Minuten später standen sie vor ihm.

Der Führer hatte das Vertrauen des Officiers verrathen und ihn, anstatt zu dem General Lemoine, an welchen er einen Befehl von Championnet überbringen sollte, zu Gaëtano Mammone geführt.

Es war einer der Adjutanten des Obergenerals, Namens Claie.

»Du kommst gerade recht,« sagte Mammone zu ihm. »Ich hatte Durst.«

Man weiß bereits, mit welcher Flüssigkeit Mammone gewohnt war, seinen Durst zu löschen.

Er ließ dem Adjutanten Rock, Weste, Halsbinde und Hemd abnehmen, die Hände binden und

ihn dann an einen Baum fesseln.

Dann legte er den Finger auf die Pulsader am Halse des Gefangenen, um genau die Stelle zu ermitteln, wo sie schlug, und stieß, nachdem er sie gefunden, seinen Dolch hinein.

Der Adjutant sprach nicht, bat nicht, stieß keinen Klage-ton aus. Er wußte, in welche Cannibalenhände er gefallen war, und dachte, gleich dem Gladiator des Alterthums, nur an Eins – gut zu sterben.

Zum Tode getroffen, stieß er keinen Ruf aus und ließ keinen Seufzer entschlüpfen.

Das Blut spritzte in einem langen Strahl aus der Wunde. Mammone heftete seine Lippen an den Hals des Adjutanten, wie er sie auf die Brust des Herzogs Filomarino geheftet und sättigte sich mit Wollust an jenem flüssigen Fleisch, welches man Blut nennt.

Dann, als ein Durst gelöscht war, während der Gefangene noch zuckte, durchschnitt er die Bande, welche diesen an den Baum fesselten, und verlangte eine Säge.

Die Säge ward ihm gebracht.

Um fortan das Blut aus einem dem Getränke angemessenen Gefäß zu trinken, sägte er dem Gemordeten die Hirnschale oberhalb der Augenbrauen durch, schüttete die Gehirnmasse heraus, wusch diesen furchtbaren Becher mit dem Blute, welches noch aus der Wunde floß, drehte das Haar auf dem Wirbel des Kopfes zusammen und band es mit einem Strick, um das Gefäß daran wie an einem Fuß zu fassen, und ließ dann den übrigen Körper in Stücke schneiden und den Hunden vorwerfen.

Als hierauf seine Spione ihm meldeten, daß eine kleine Abtheilung Republikaner, etwa dreißig bis vierzig Mann zählend, auf der Straße von Tagliacozzo heranrückte, befahl er seinen Leuten, die Waffen zu verbergen, Blumen und Olivenzweige zu pflücken, die Blumen den Frauen und die Olivenzweige den Männern und den Knaben in die Hände zu geben, so dem Detachement entgegen zu gehen und den dasselbe commandierenden Officier einzuladen, mit seinen Leuten Theil an dem Fest zu nehmen, welches das Dorf Capistrello, in welchem nur Patrioten wohnten, zum Zeichen der Freude über die Ankunft der Franzosen veranstaltet habe.

Singend brachen die Friedensboten auf. Alle Häuser des Dorfes öffneten sich. Eine große Tafel war auf dem Platze der Mairie aufgestellt und man besetzte sie mit Wein, Brot, Fleischspeisen, Schinken und Käse.

Eine zweite Tafel ward für die Officiere in dem großen Zimmer der Mairie serviert, dessen Fenster auf den Platz gingen.

Eine Stunde vor der Stadt stießen die abgesendeten Boten auf das von dem Capitän Tremeau commandierte kleine Detachement.

Ein Führer und Dolmetscher, Verräther wie immer, welcher das Detachement führte, erklärte dem republikanischen Capitän, was diese Leute, diese Kinder und Frauen, welche ihm mit Blumen und Olivenzweigen in den Händen entgegenkamen, begeherten.

Der Capitän, ein muthiger, biederer Mann, hatte keine Ahnung von Verrath. Er küßte die hübschen Mädchen, welche ihm Blumen überreichten, und befahl seiner Marketenderin ihr Branntweinfäß zu leeren.

Man trank auf die Gesundheit des Generals Championnet, auf das Gedeihen der französischen Republik und machte sich dann Arm in Arm und die Marseillaise singend auf den Weg nach dem Dorfe.

Gaetano Mammone erwartete mit dem ganzen übrigen Theile der Einwohnerschaft das

französische Detachement am Eingange des Dorfes, wo es mit Jubelgeschrei bewillkommt ward.

Man fraternisierte abermals und dann ging es unter immerwährenden Freudenrufen weiter nach der Mairie.

Hier war, wie wir gesagt haben, eine Tafel hergerichtet. Man legte so viel Couverts auf, als Soldaten da waren.

Die wenigen Officiere dinierten mit dem Syndicus, den Adjuncten und dem Gemeinderath, welcher durch Gaëtano Mammone und die hervorragendstender unter seinen Befehlen stehenden Brigands repräsentiert ward, im Innern des Hauses oder sollten hier dinieren.

Die über den ihnen bereiteten Empfang hocheufreuten Soldaten stellten ihre Gewehre zehn Schritte weit von der für sie bereiteten Tafel in Pyramiden, die Frauen nahmen ihnen ihre Säbel ab, um die Kinder damit Soldatenspielen zu lassen, und dann setzten sie sich; die Flaschen wurden entkorkt und die Gläser gefüllt.

Der Capitän Tremeau, ein Lieutenant und zwei Sergeants nahmen gleichzeitig in dem Parterrezimmer Platz Mammone's Leute schlichen sich zwischen die Tafel und die Gewehre, welche der Capitän, um größerer Vorsicht willen, unterwegs hatte laden lassen, und die Officiere wurden an ihrer Tafel im Innern des Hauses von einander getrennt, indem zwischen je zwei von ihnen drei oder vier Brigands Platz nahmen.

Das Signal zum Blutbad sollte von Mammone gegeben werden. Er wollte an einem der Fenster den mit Wein gefüllten Hirnschädel des Adjutanten Claie emporheben und die Gesundheit des Königs Ferdinand ausbringen.

Alles geschah, wie es befohlen worden. Mammone näherte sich dem Fenster, füllte, ohne gesehen zu werden, den noch blutigen Schädel des unglücklichen Officiers mit Wein, faßte ihn bei dem zusammengedrehten Haar, wie man einen Becher beim Fuße faßt, erschien dann am mittelten Fenster und hob ihn empor, indem er den verabredeten Toast ausbrachte.

Sofort antwortete die ganze Einwohnerschaft durch den lauten Ruf:

»Nieder mit den Franzosen!«

Die Brigands stürzten sich auf die in Pyramiden auf gestellten Gewehre; die, welche unter dem Vorwand, sie zu bedienen, die Franzosen umgaben, traten zurück, ein furchtbares Feuer wurde aus nächster Nähe eröffnet und die Republikaner fielen von den Kugeln ihrer eigenen Waffen getroffen. Diejenigen, welche nicht getroffen oder nur verwundet waren, wurden von den Frauen und den Kindern niedergemetzelt, die sich ihrer Säbel bemächtigt hatten.

Was die im Innern des Hauses sitzenden Officiere betraf, so wollten sie ihren Soldaten zu Hilfe eilen.

Jeder von ihnen ward jedoch von fünf oder sechs Männern gepackt, die ihn auf seinem Platze festhielten.

Mit triumphierender Miene näherte sich Mammone ihnen, mit seinem blutigen Becher in der Hand, und erbot sich, ihnen das Leben zu schenken, wenn sie aus dem Schädel ihres Cameraden auf die Gesundheit des Königs Ferdinand trinken wollten.

Alle vier wiesen dieses Ansinnen mit Abscheu zurück.

Nun ließ Mammone Nägel und Hämmer bringen, zwang die Officiere die Hände auf den Tisch zu legen und ließ sie daran festnageln.

Dann warf man durch die Fenster und die Thüren Reisigbündel und Strohbüschel in das Zimmer und schloß die Fenster und Thüren, nachdem man das Reisig und das Stroh in Brand

gesteckt.

Die Qualen der Republikaner waren jedoch weniger lang und weniger grausam, als ihr Henker gehofft hatte. Einer der Sergeanten hatte den Muth, eine festgenagelten Hände loszureißen, und leistete mit dem Degen des Capitäns Tremeau seinen drei Cameraden den entsetzlichen Dienst, sie zu erstechen, worauf er sich dann selbst den Tod gab.

Die vier Helden starben mit dem Ruf: »Es lebe die Republik!«

Diese Nachrichten gelangten nach Neapel, wo sie den König Ferdinand nicht wenig erfreuten.

Als er sah, daß seine treuen Unterthanen ihn auf so wirksame Weise unterstützten, beschloß er fester als je, Neapel nicht zu verlassen.

Lassen wir jetzt Mammone, Fra Diavolo und den Abbé Pronio die betretene Laufbahn weiter verfolgen und sehen wir, was bei der Königin vorging, die im Gegensatz zu ihrem Gemahl fester als je entschlossen war, die Hauptstadt zu verlassen.

Neuntes Capitel.

Der unterirdische Gang.

Caracciolo hatte die Wahrheit gesprochen. Es lag im Interesse der Politik Englands, daß Ferdinand und Caroline, aus ihrer festländischen Hauptstadt vertrieben, sich nach Sicilien flüchteten, wo sie weder von ihren Truppen noch von ihren Unterthanen, sondern nur noch von den englischen Schiffen und den englischen Seeleuten irgend welche Hilfe zu erwarten hatten.

Dies war der Grund, weshalb Nelson, Sir William und Emma Lyonna die Königin zu der Flucht drängten, welche übrigens auch schon durch ihre persönlichen Befürchtungen eindringlich angerathen ward.

Die Königin wußte, wie sie gehaßt und verabscheut ward; sie wußte, daß im Falle des Ausbruchs einer republikanischen Bewegung ihr Gemahl durch das Volk vertheidigt werden würde, während ihr selbst in einem solchen Falle keine andere Aussicht blieb, als auf Gefangenschaft und Tod.

Das Gespenst ihrer Schwester Antoinette, welches an dem in einer einzigen Nacht weiß gewordenen Haar den Kopf in der Hand hielt, stand Tag und Nacht vor ihr.

Zehn Tage nach der Rückkunft des Königs, das heißt am 18. December, befand sich die Königin zu einer engeren Berathung mit Acton und Emma Lyonna in ihrem Schlafzimmer.

Es war acht Uhr Abends. Ein furchtbarer Sturm schlug mit seinen scheuen Fittigen an die Fenster des königlichen Palastes und man hörte das Brausen des Meeres, welches sich an den aragonesischen Thürmen des Castello Nuovo brach.

Eine einzige Lampe erleuchtete das Zimmer und concentrirte ihren Schein auf einen Plan oder Grundriß des Palastes, worauf die Königin und Acton begierig etwas zu suchen, aber nicht finden zu können schienen.

In einem Winkel des Zimmers gewahrte man im Halbschatten eine unbewegliche stumme Gestalt, welche, gleich einer Bildsäule einen Befehl zu erwarten und zur Vollziehung desselben sich bereit zu halten schien.

Die Königin machte eine Geberde der Ungeduld.

»Aber dieser geheime Gang ist dennoch vorhanden,« sagte sie. »Ich weiß es gewiß, obschon man ihn seit langer Zeit nicht mehr benützt.«

»Und Euer Majestät glauben, daß dieser geheime Gang Ihnen nothwendig ist? «

»Unumgänglich nothwendig!« sagte die Königin. Die Sage behauptet, daß er in den Kriegshafen führte, um mittelst dieses Ganges können wir, ohne gesehen zu werden, unsere Kleinodien, unser Gold und die kostbaren Kunstgegenstände, welche wir mitnehmen wollen, an Bord englischen Schiffe bringen. Wenn das Volk unsere Abreise argwohnt und uns nur einen einzigen Koffer an Bord »Vanguard« transportieren lassen sieht, so wird es sofort Emeute machen und dann wird es uns nicht mehr möglich sein fortzukommen. Wir müssen daher diesen gehe Gang durchaus wieder ausfindig machen.«

Und die Königin begann mit Hilfe eines Vergrößerungsglases hartnäckig wieder die

Bleistiftstriche zu suchen, welche den unterirdischen Gang andeuten konnten, in welchen sie ihre ganze Hoffnung setzte.

Acton, welcher sah, wie eifrig die Königin in dieser Beziehung beschäftigt war, richtete den Kopf empor, suchte mit den Augen die vorhin erwähnte dunkle Gestalt und sagte, nachdem er sie gefunden:

»Dick!«

Der junge Mann zuckte zusammen, als ob er gar nicht erwartet hätte, gerufen zu werden und als ob ganz besonders sein Geist, der Herrscher des Körpers, ihn tausend Meilen weit von der Stelle hinwegversetzt hätte, wo er sich materiell befand.

»Gnädiger Herr,« antwortete er.

»Sie wissen wohl, wovon die Rede ist, Dick?«

»Nein, durchaus nicht, gnädiger Herr.«

»Aber dennoch sind Sie seit beinahe einer Stunde hier, mein Herr,« sagte die Königin mit einer gewissen Ungeduld.

»Ja, das ist wahr, Majestät.«

»Dann müssen Sie auch gehört haben, was wir gesprochen, und wissen, was wir suchen.«

»Mein Gebieter hatte mir nicht gesagt, daß es mir erlaubt wäre, zu horchen, und folglich habe ich nichts gehört.«

»Sir John,« sagte die Königin im Tone des Zweifels, »Sie haben da einen kostbaren Diener.«

»Auch habe ich Euer Majestät gesagt, wie viel ich auf ihn halte.«

Dann wendete Sir John Acton sich zu dem jungen Mann, welchen wir in der Nacht, wo Ferrari mit dem Pferde stürzte und dann längere Zeit ohnmächtig war, schon die Befehle seines Herrn auf so intelligente und so passive Weise ausführen gesehen haben, und sagte:

»Kommen Sie hierher, Dick.«

»Hier bin ich, gnädiger Herr,« sagte der junge Mann, indem er sich näherte.

»Sie sind wohl ein wenig Architect, nicht wahr?«

»Allerdings habe ich zwei Jahre lang die Baukunst studiert.«

»Nun dann kommen Sie hierher und suchen Sie. Vielleicht finden Sie, was wir nicht finden. Es muß nämlich in diesem unterirdischen Gewölben einen geheimen Gang geben, welcher aus dem Innern des Palastes in den Kriegshafen führt.«

Acton trat von dem Tische hinweg und überließ seinen Platz seinem Secretär.

Dieser neigte sich über den Plan, richtete sich aber sofort wieder empor und sagte:

»Dieses Suchen ist, glaube ich, zwecklos.«

»Warum?«

»Wenn der Architect des Palastes in den Grundgewölben einen geheimen Gang angebracht hat, so wird er sich wohl gehütet haben, ihn auf dem Plan anzudeuten.«

»Aber warum?« fragte die Königin wieder mit ihrer gewöhnlichen Ungeduld.

»Nun, Majestät, weil von dem Augenblick an, wo der Gang auf dem Plane angedeutet wäre, er kein geheimer Gang mehr sein würde, da er dann ja Allen, welche den Plan kannten, bekannt sein müßte.«

Die Königin lachte.

»Wissen Sie, daß das, was Ihr Sekretär da sagt, ziemlich logisch ist?« fragte sie.

»Ja, so logisch, daß ich mich schäme, es nicht selbst gefunden zu haben,« antwortete Acton.

»Wohlan, Mr. Dick,« sagte Emma Lyonna, »helfen Sie uns nun diesen unterirdischen Gang ausfindig machen. Ist er einmal aufgefunden, so fühle ich mich vollkommen geneigt, ihn, wie eine Heldin in einem Roman, von Anna Radcliffe, zu untersuchen und dann der Königin über meine Entdeckungen Bericht zu erstatten.«

Richard sah, ehe er antwortete, den General Acton an, wie um ihn erst um Erlaubniß zu fragen.

»Sprechen Sie, Dick, sprechen Sie,« sagte der General zu ihm. »Die Königin erlaubt es, und ich habe zu Ihrer Intelligenz und Ihrer Discretion das größte Vertrauen.«

Dick verneigte sich leicht.

»Vor allen Dingen,« sagte er dann, »müßte man, glaube ich, den ganzen Theil des Grundgewölbes untersuchen, welcher auf den Binnenhafen geht. Wie gut versteckt die Thür auch sein mag, so ist es dennoch unmöglich, daß man nicht eine Spur davon finde.«

»Dann,« sagte die Königin, »müssen wir warten bis morgen und es geht eine Nacht verloren.«

Dick näherte sich dem Fenster.

»Warum das, Majestät?«, sagte er. »Der Himmel ist bewölkt, aber wir haben Vollmond. So oft er zwischen zwei Wolken hindurchgeht, verbreitet er so viel Licht, als zu meiner Nachforschung erforderlich ist. Ich brauche weiter nichts als die Parole, damit ich im Innern des Hafens ungehindert umhergehen kann.«

»Nichts ist einfacher als dieses,« sagte Acton. »Wir werden miteinander zu dem Gouverneur des Schlosses gehen.

Dieser wird Ihnen nicht bloß die Parole geben, sondern auch die Schildwachen instruieren lassen, damit dieselben sich nicht weiter um Sie kümmern, sondern Sie ruhig machen lassen, was Sie zu thun haben.«

»Dann, gnädiger Herr, wollen wir, wie Ihre Majestät sagt, keine Zeit verlieren.«

»Ja, gehen Sie, General, gehen Sie,« sagte die Königin. »Und Sie, junger Mann, bemühen Sie sich, der guten Meinung, welche wir von Ihnen haben, Ehre zu machen.«

»Ich werde mein Möglichstes thun, Majestät,« sagte Dick.

Und nachdem er sich ehrerbietig verneigt, verließ er hinter dem Generalcapitän das Zimmer.

Nach Verlauf von zehn Minuten kehrte Acton allein zurück.

»Nun?«, fragte die Königin.

»Nun,« antwortete er, »unser Spürhund sucht die Fährte, und es sollte mich sehr wundern, wenn er wieder käme, ohne etwas gefunden zu haben.«

In der That begann Dick, nachdem ihm die Parole mitgetheilt worden und der wachthabende Officier die Schildwachen in geeigneter Weise instruiert hatte, seine Nachforschungen und entdeckte in einem zurücktretenden Winkel der Mauern ein mit Rot und Spinnweben bedecktes eisernes Gitter, an welchem, ohne darauf zu achten, alle Welt mit der Sorglosigkeit der Gewohnheit vorüberging.

Ueberzeugt, daß er eins der äußersten Enden dieses geheimen Ganges gefunden, war Dick nun auf weiter nichts bedacht, als auch das andere zu entdecken.

Er kehrte ins Schloß zurück, erkundigte sich, wer der älteste Diener unter all dem in den unteren Etagen wimmeln den Lakaiengeschmeiß sei, und erfuhr, daß dieses der Vater des

Kellermeisters wäre, welcher, nachdem er diesen Posten vierzig Jahrelang bekleidet, denselben seit zwanzig an seinen Sohn abgetreten habe.

Der Greis zählte zweiundachtzig Jahre und hatte sein Amt unter Carl dem Dritten angetreten, der ihn im Jahre seiner Thronbesteigung aus Spanien mit hierhergebracht.

Dick ließ sich zu dem Kellermeister führen.

Er fand die ganze Familie bei Tische. Sie bestand aus zwölf Personen. Der Greis war der Stamm, die übrigen waren die Zweige.

Letztere bestanden aus zwei Söhnen, zwei Schwiegertöchtern und sieben Kindern und Enkeln.

Von den beiden Söhnen war der eine Kellermeister des Königs wie sein Vater, der andere Hofschlosser.

Der Großvater war ein schöner, noch aufrecht einherschreitender kräftiger Greis, der auch von seiner Intelligenz nichts verloren zu haben schien.

Dick trat ein, und sagte auf spanisch zu ihm:

»Die Königin verlangt Euch.«

Der Greis stutzte. Seit dem Weggange Carls des Dritten, das heißt seit vierzig Jahren, hatte Niemand seine Sprache mit ihm geredet.

»Die Königin verlangt mich?« rief er erstaunt auf Neapolitanisch.

Sämtliche Tischgäste erhoben sich von ihren Sitzen.

»Ja, die Königin verlangt Euch,« wiederholte Dick.

»Mich?«

»Ja, Euch.«

»Wissen Sie auch gewiß, daß Sie sich nicht irren, junger Herr?«

»Ja, ich weiß es gewiß.«

»Und wann soll ich zu ihr kommen?«

»Sofort, augenblicklich.«

»Aber ich kann doch nicht so vor Ihrer Majestät erscheinen?«

»Sie verlangt Euch so, wie Ihr gerade seid.«

»Aber Excellenz –«

»Die Königin wartet.«

Der Greis erhob sich, durch den an ihn ergangenen Ruf mehr geängstet als geschmeichelt, und betrachtete seine Söhne mit einer gewissen Unruhe.

»Sagt eurem Sohn, dem Schlosser, er solle sich nicht schlafen legen, fuhr Dick in spanischer Sprache fort; »wahrscheinlich wird die Königin diesen Abend auch ihn bedürfen.«

Der alte Mann setzte seinen Sohn in neapolitanischer Sprache von diesem Befehle in Kenntniß.

»Seid Ihr bereit?« fragte Dick.

»Ich stehe Ihnen zur Verfügung, Excellenz, antwortete der Greis.

Und mit beinahe ebenso festem, obschon etwas schwererem Tritt, als der seines Führers war, stieg er die Diensttreppe hinauf, welche Dick zu passiren rätlich fand, und durchschritt die Corridors.

Die Thürsteher hatten den jungen Mann mit dem Generalcapitän aus dem Zimmer der Königin

herauskommen sehen. Sie erhoben sich, um seine Rückkunft zu verkünden; er bedeutete sie jedoch durch eine Handgeberde, sich nicht zu bemühen, und pochte dann leise an der Thür des Zimmers der Königin.

»Herein!« rief die gebieterische Stimme Carolinens, welche ahnte, daß nur Dick die Discretion besäße, sich nicht anmelden zu lassen.

Acton sprang auf, um die Thür zu öffnen, hatte aber noch nicht zwei Schritte gethan, als Dick, die Thür aufstoßend, eintrat, während er den alten Kellermeister im Vorzimmer zurückließ.

»Nun, Mr. Dick,« fragte die Königin, »was haben Sie gefunden?«

»Was Eure Majestät suchten, hoffe ich wenigstens.«

»Sie haben den unterirdischen Gang gefunden?«

»Ich habe einen seiner Ausgänge gefunden und hoffe Euer Majestät den Mann zuzuführen, welcher den andern finden wird.«

»Den Mann, welcher den andern finden wird?«

»Den ehemaligen Kellermeister des Königs Karl des Dritten, einen Greis von zweiundachtzig Jahren.«

»Haben Sie ihn befragt?«

»Ich glaubte mich nicht dazu ermächtigt und habe daher diese Sorge Euer Majestät vorbehalten.«

»Wo ist dieser Mann?«

»Hier,« sagte der Secretär, indem er auf die Thür zeigte.

»Er möge eintreten.«

Dick ging nach der Thür.

»Kommt herein,« sagte er.

Der Greis trat ein.

»Ah! Ihr seid es, Pacheco,« sagte die Königin, die ihn erkannte, denn sie war fünfzehn oder zwanzig Jahre von ihm bedient worden. »Ich wußte nicht, daß Ihr noch unter den Lebenden weilt. Ich freue mich, Euch noch gesund und munter zu sehen.«

Der Greis verneigte sich.

»Ihr könnt mir eben wegen eures hohen Alters einen Dienst leisten.«

»Ich stehe Euer Majestät zu Befehl.«

»Ihr müßt aus der Zeit des hochseligen Königs Karl des Dritten noch von einem geheimen Gange, welcher aus den Kellergewölben des Schlosses in den innern Theil des Kriegshafens führt, Kenntniß besitzen, oder wenigstens davon sprechen gehört haben.«

Der alte Mann legte die Hand an die Stirn.

»In der That,« sagte er, »es ist mir so etwas erinnerlich.«

»Nun dann besinnt Euch, Pacheco. Wir müssen heute noch diesen Gang ausfindig machen.«

Pacheco schüttelte den Kopf.

Die Königin machte eine Geberde der Ungeduld.

»Mein Himmel,« sagte Pacheco, »man ist nicht mehr jung. Wenn man zweiundachtzig Jahre zählt, verliert man allmählig das Gedächtniß. Ist es mir vielleicht erlaubt, meine Söhne zu Rathe zu ziehen?«

»Was sind eure Söhne?« fragte die Königin.

»Der älteste, Euer Majestät, welcher fünfzig Jahre zählt, ist mir in meinem Amte als Kellermeister gefolgt. Der Andere, welcher achtundvierzig Jahre zählt, ist Schlosser.«

»Schlosser, sagt Ihr?«

»Ja, Schlosser, Euer Majestät zu dienen!«

»Schlosser, Euer Majestät hören es,« sagte Dick. »Um die Thür zu öffnen, wird man eines Schlossers bedürfen.«

»Gut, gut,« sagte die Königin. »Geht und zieht eure Söhne zu Rathe, aber blos eure Söhne, nicht die Frauen derselben.«

»Gott schütze Euer Majestät,« sagte der Greis, indem er sich verneigte, um sich dann zu entfernen.

»Begleiten Sie diesen Mann, Mr. Dick,« sagte die Königin, »und kommen Sie so bald als möglich wieder, um mir das Ergebniß der Conferenz mitzutheilen.«

Dick verneigte sich und folgte Pacheco.

Eine Viertelstunde später kam er zurück. »Der geheime Gang ist gefunden, sagte er, »und der Schlosser ist bereit, auf Befehl Euer Majestät die Thür zu öffnen.«

»General, « sagte die Königin, »Sie haben in Mr. Dick einen kostbaren Mann, den ich Ihnen wahrscheinlich früher oder später abverlangen werde.«

»Dieser Tag, Madame,« antwortete Acton, »wird der sein, an welchem eine und meine innigsten Wünsche in Erfüllung gehen. Was befehlen Euer Majestät mittlerweile?«

»Komm,« sagte die Königin zu Emma Lyonna. »Es gibt Dinge, welche man mit eigenen Augen sehen muß.«

Zehntes Capitel.

Die Sage vom Berge Cassino.

An demselben Tage und zu derselben Stunde, wo die Thür des geheimen Ganges sich vor der Königin öffnete, und wo Emma Lyonna ihrem gegebenen Versprechen gemäß als Romanheldin sich in diesen unterirdischen Raum wagte, während Richard oder Dick ihr mit einer Fackel voranschritt, ritt ein junger Mann zu Pferde den Berg Casino hinauf, welchen man gewöhnlich nur zu Fuße oder mit Hilfe eines Maulthieres ersteigt.

Sei es nun, daß er zu dem sichern Gang seines Thieres oder in seine Führung desselben volles Vertrauen setzte, oder sei es, daß er an die Gefahr gewöhnt und diese ihm gleichgültig geworden war, kurz er war zu Pferde von San Germano aufgebrochen und hatte trotz der Bemerkungen, die man über seine schon in Bezug auf das Hinaufreiten große Unklugheit, die beim Herabreiten noch gefährlicher werden mußte, gemacht, den steinigten Pfad eingeschlagen, der nach dem vom h. Benedictus gegründeten Kloster führt, welches die höchste Kuppe des Berges Casino krönt.

Unter ihm breitete sich das Thal aus, in welchem sich, um sich später bei Gaëta ins Meer zu ergießen, der Garigliano hinschlängelt, an dessen Ufern Gonzalvo von Core dova im Jahre 1503 die Franzosen schlug.

Jetzt konnte der Reiter in Folge eines seltsamen Glückwechsels, so wie er weiter hinaufkam, die Bivouacs der französischen Armee unterscheiden, welche nach dreihundert Jahren durch den Sturz der spanischen Monarchie die Niederlage Bayards zu rächen kam, die für ihn fast eben so glorreich gewesen als ein Sieg.

Bald zu einer Rechten, bald zu einer Linken, je nach den Zickzacks, welche der Weg machte, hatte er die Stadt San Germano mit ihrer alten, jetzt in Trümmern liegenden Festung, die auf der Stelle erbaut worden, wo das alte Cassinum der Römer gestanden und die eben so wie die Stadt, welche davon beherrscht ward, diesen Namen bis zum Jahre 844 trug, der Zeit, wo Lothar, der erste König von Italien, nachdem er sich in dem Herzogthume Benevento und Calabrien, von wo er die Saracenen vertrieben, festgesetzt, der Erlöserkirche einen Finger des h. Germanus Bischofs von Capua, zum Geschenk machte.

Diese kostbare Reliquie gab der italienischen Stadt den Namen des Heiligen und der übrige Theil des Körpers, welcher nach Frankreich in das Benedictinerkloster, das man im Walde von Ledia erbaute, geschickt ward, gab diesen selben Namen der französischen Stadt, in welcher Heinrich der Zweite, Carl der Neunte und Ludwig der Vierzehnte geboren worden. Wir meinen die Stadt Saint-Germain en Laye – Sanctus Germanus in Ledia.

Der Monte Cassino, welchen in diesem Augenblicke jener unvorsichtige Reiter hinauffritt und der, wie man sieht, den Namen nicht geändert, sondern sich begnügt hat, das Wort Cassinum zu italienisieren, ist der heilige Berg der Terra di Lavoro.

Hierher flüchteten sich die großen moralischen Schmerzen und das große politische Unglück. Carloman, Bruder Pipin's des Kleinen, ruht hier in seiner Gruft; Gregor der Siebente machte hier Halt, ehe er nach Salerno ging, um dort zu sterben. Drei Päpste waren Aebte dieses Klosters – Stephan der Neunte, Victor der Dritte und Leo der Zehnte.

Im Jahre 497 zog sich der im Jahre 480 geborene heilige Benedictus, angewidert von dem Schauspiel der Sittenverderbnis in Rom, nach Sublaqueum, heutzutage Subiaco, zurück, wo der Ruf einer Tugend ihm zahlreiche Schüler zuführte und später schwere Verfolgungen zuzog. Im Jahre 529 verließ er das Land, machte in Cassinum Halt und beschloß, als er den die Stadt beherrschenden Berg sah, vielleicht weniger, um sich dem Himmel zu nähern, als vielmehr sich über die Dünste zu erheben, womit der Garigliano das Thal bedeckt, auf dem höchsten Punkte dieses Berges ein Mönchskloster eines Ordens zu gründen.

In Ermanglung der Geschichte, welche uns hier verläßt, erlaube man uns, die Sage zu Hilfe zu rufen.

Der heilige Benedictus, welcher damals noch schlechtweg Benedict hieß, war nicht sobald auf dem Gipfel des genannten Berges angelangt, als er auch die Schwierigkeit einsah, mit welcher der Transport der nothwendigen Baumaterialien bis zu einer solchen Höhe verbunden sein würde.

Er kam deshalb auf den Einfall, sich bei dieser Arbeit durch den Satan helfen zu lassen.

Der Satan hatte den heiligen Benedictus oft versucht, aber dieser hatte sich niemals überwinden lassen.

Es war aber nicht genug, daß man sich vom Satan nicht hatte überwinden lassen; um ihm Gesetze geben zu können, mußte man *ihn* überwunden haben.

Es galt sonach, den Teufel in eine Lage zu versetzen, wo er nichts verweigern konnte.

Sei es nun durch eigenes Nachdenken, oder sei es durch himmlische Eingebung – kurz, eines Morgens glaubte der heilige Benedictus gefunden zu haben, was er suchte. Er ging nach Cassinum hinunter und trat in die Werkstatt eines wackern Schlossers, von dem er wußte, daß er ein guter Christ war, denn er hatte ihn selbst erst vor einer Woche getauft.

Diesem befahl er, ihm eine Zange zu machen.

Der Schlosser bot ihm eine sehr schöne, bereits fertige an, der heilige Benedictus dankte jedoch dafür.

Er wollte nämlich eine ganz besondere Zange mit zwei Haken an der Stelle, wo die Spitzen zusammentreffen. Er weihte das Wasser, in welchem der Schlosser ein glühendes Eisen härten wollte, und empfahl ihm vor allen Dingen seine Arbeit nie zu beginnen oder zu beenden, ohne das Zeichen des Kreuzes gemacht zu haben.

»Wünscht Ihr, daß ich Euch die Zange bringe, wenn sie fertig ist?« fragte der Schlosser.

Der heilige Benedictus bewohnte nämlich, bis sein Kloster erbaut sein würde, eine Grotte, welche noch heute auf der Höhe des Monte Cassino von den Gläubigen als die Wohnung des Heiligen verehrt wird.

»Nein,« antwortete der heilige Benedictus, »ich werde sie selbst holen. Wann wird sie fertig sein?«

»Uebermorgen, Mittag.«

»Gut, übermorgen denn.«

An dem bestimmten Tage, zur bestimmten Stunde trat der heilige Benedictus in die Werkstatt des Schlossers und in zehn Minuten kam er wieder heraus und trug in seinen Händen die Zange, die er aber sorgfältig unter seinem Mantel verbarg.

Es vergingen wenig Nächte, wo, während der heilige Benedictus in seiner Grotte die Kirchenväter las, der Teufel nicht entweder zur Thür oder zum Fenster hereinkam und den

frommen Mann auf tausenderlei verschiedene Weise in Versuchung zu führen bemüht war.

Der heilige Benedictus setzte einen Pact folgenden Inhaltes auf:

»Im Namen des allmächtigen Herrn, Schöpfers des Himmels und der Erde und Jesu Christi, seines einzigen Sohnes:

»Ich, Satan, wegen meiner Empörung vom Himmel verworfener Erzengel, mache mich verbindlich, seinem Diener, dem heiligen Benedictus, mit aller meiner Macht das Kloster, welches er auf der Höhe des Berges Cassinum errichten will, bauen zu helfen, indem ich die Steine, die Säulen, die Balken und mit einem Worte alle zur Erbauung des genannten Klosters erforderlichen Bestandtheile hinausbringe und pünktlich und redlich allen Befehlen gehorche, welche er mir ertheilen wird.

»Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.«

Benedictus legte das Papier zusammengefaltet, mit der Feder und dem Tintenfaß, dessen er sich bedient, auf den Tisch.

Denselben Abend traf er seine Zurüstungen und wartete dann ruhig.

Diese Zurüstungen bestanden darin, daß er das äußerste Ende der geweihten Zange ins Feuer legte und glühend machte.

Man hätte aber meinen sollen, der Satan habe geahnt, daß man ihm eine Schlinge gelegt, denn er ließ drei Tage oder vielmehr drei Nächte auf sich warten.

In der vierten Nacht kam er endlich und zwar während eines Unwetters, welches die ganze Schöpfung über den Haufen werfen zu wollen schien.

Trotz des unaufhörlich krachenden Donners und trotz des Leuchtens der Blitze that der heilige Benedictus, als ob er schlief.

Er schlief aber nur mit einem Auge in der Nähe seines Feuers und so, daß er die Zange bequem erreichen konnte. Er stellte sich so gut schlafend, daß der Satan sich dadurch täuschen ließ.

Dieser näherte sich auf den Spitzen seiner Krallen und streckte den Hals über die Schulter des Heiligen.

Darauf wartete der heilige Benedictus eben. Rasch ergriff er die Zange und packte den Teufel damit geschickt an der Nase.

Hätte der Satan blos mit einer gewöhnlichen Zange zu thun gehabt, so hätte er, möchte dieselbe so glühend gewesen sein, als sie wollte, darüber gelacht; aber es war, wie man sich erinnert, eine Zange, die unter Gebet geschmiedet und in geweihtem Wasser gehärtet worden. Als der Satan sich gepackt fühlte, begann er rechts und links zu hüpfen, dem heiligen Benedictus das Feuer ins Gesicht zu blasen und ihm mit seinen Krallen zu drohen. Bei der Länge der Zange hatte aber der fromme Mann nichts zu fürchten, und je mehr der Satan hin- und hersprang, je mehr er Feuer und Flammen spie, je mehr er dem heiligen Benedictus drohte, desto fester drückte dieser mit der einen Hand die Zange zusammen und machte mit der andern das Zeichen des Kreuzes.

Satan sah, daß er es mit einem Stärkeren als er zu thun hatte, daß Gott der Bundesgenosse des Heiligen war, und er wünschte zu kapitulieren.

»Gut,« sagte der heilige Benedictus, »mir ist es auch recht. Lies das Pergament, welches auf dem Tische liegt, und unterschreib es.«

»Wie, fragte der Satan, »soll ich lesen, während mir eine Zange zwischen beide Augen

gehalten wird? Gaëta

»Lies mit einem Auge.«

Der Satan mußte thun, was der fromme Einsiedler begehrte, und las, furchtbar schielend, das Pergament.

Wenn der Satan sich einmal gefangen sieht, so ist er ein guter Teufel und zeigt sich gewöhnlich sehr fügsam. Es gilt dann blos, daß man die Gelegenheit zu benutzen verstehe.

Nachdem er das Pergament gelesen, sagte er:

»Wie willst Du, daß ich unterzeichne? Ich kann ja nicht schreiben.«

»Nun, dann mache dein Kreuz,« antwortete der Heilige.

Bei diesen Worten: »Mache dein Kreuz« that der Satan einen solchen Satz, daß er ohne die Haken, welche der Heilige Sorge getragen, an der Spitze der Zange anbringen zu lassen, seine Nase aus dem Schraubstock, in welchen sie geklemmt war, herausgerissen haben würde.

»Wohlan,« sagte der Satan, »ich glaube, das Kürzeste ist, zu unterzeichnen.«

Und er ergriff die Feder.

»Jetzt,« sagte der Heilige, »gilt es die Sache regelmäßig zu besorgen. Beginnen wir mit Monatstag und Jahreszahl. Besonders, setzte der Heilige hinzu, »wollen wir leserlich schreiben, damit sich keine Zweideutigkeit herausstelle.«

Der Satan schrieb mit sehr schöner Handschrift: »Am 24. Juli des Jahres 529.«

»So ist es geschehen,« sagte er.

»Nur keine Faulheit,« entgegnete der Heilige. »Setzen wir hinzu: Unsers Herrn Jesu Christi.«

Der Satan stand im Begriff zu unterschreiben, der heilige Benedictus that ihm aber Einhalt.

»Noch einen Augenblick, sagte er. »Attestieren wir die Schrift.«

Der Satan sah sich seufzend gezwungen zu schreiben, aber endlich schrieb er:

»Die obige Schrift wird hiermit attestiert.«

»Und nun unterschreibe,« sagte der Heilige.

Der Satan hätte gern eine neue Ausflucht gemacht, aber der Heilige drückte die Zange noch schärfer zusammen als bisher, und Satan, um der Sache ein Ende zu machen, beeilte sich, seinen Namen zu schreiben.

Der Heilige überzeugte sich, daß von den fünf Buchstaben keiner fehlte, daß der Schnörkel beigefügt war, befahl dem Satan, das Pergament vierfach zusammenzubrechen, und legte dann seinen Rosenkranz darauf.

Dann öffnete er die Zange.

Mit einem einzigen Satze flog der Satan zur Grotte hinaus. Drei Tage lang verheerte ein fürchterlicher Sturm die Abruzzen und machte sich bis nach Neapel fühlbar. Der Vesuv, der Stromboli und der Aetna warfen Flammen aus. Da jedoch dieser Sturm vom Satan und nicht vom Herrn ausging, so erlaubte der Herr nicht, daß dadurch ein Mensch oder irgend ein anderes lebendes Geschöpf umkam.

Kaum hatte das Unwetter sich beruhigt, so ließ der heilige Benedict einen Architekten rufen.

Der Heilige ward, obschon er noch nicht canonisiert war, doch in dem ganzen Lande schon so verehrt, daß schon am nächstfolgenden Tag ein Architect herbeigeeilt kam.

Der Heilige setzte ihm auseinander, was er wünschte und zeigte ihm den Platz, auf welchem er ein Kloster erbauen wollte.

Es war dieses, wie wir schon gesagt haben, der höchste Punkt des Berges. Zu jener Zeit gelangte man dahin mittels eines schmalen Steiges, den die Ziegen gebahnt.

Trotz der großen Ehrerbietung gegen den Heiligen konnte der Baumeister sich doch nicht des Lachens enthalten.

Der fromme Mann fragte ihn nach der Ursache seiner Heiterkeit.

»Von wem wollt Ihr denn die Baumaterialien bis hier herauschaffen lassen?« fragte der Architect.

»Das ist meine Sache,« antwortete der Heilige.

Da derselbe weite Reisen gelacht hatte, so glaubte der Baumeister, er habe vielleicht im Orient gewisse dynamische Mittel kennen gelernt, welche früher nur den Egyptern bekannt waren, die, wie man weiß, für die größten Mechaniker des Alterthums galten, und da der fromme Einsiedler von dem Baumeister weiter nichts verlangte als eine Zeichnung, so entwarf er ihm dieselbe auf der Stelle.

Am nächstfolgenden Tage citierte der heilige Benedictus, mit seinem Pact in der Hand, den Satan.

Der Satan kam herbeigeeilt.

Der heilige Benedictus hatte Mühe, ihn wieder zu erkennen, denn der Satan hatte vor Wuth die Gelbsucht bekommen, und seine Nase war so roth wie eine glühende Kohle.

In der Regel erfüllt der Satan, wenn er eine Verbindlichkeit einmal übernommen hat, dieselbe auch treulich. In dieser Beziehung muß man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Der Heilige gab ihm das Verzeichniß der verschiedenen Materialien, deren er bedurfte, und der Satan rief ungefähr zwanzig seiner flinksten Teufel, welche sich augenblicklich an die Arbeit machten.

Der vom Heiligen gewählte Ort befand sich in der Nähe eines Waldes und eines dem Apollo geweihten Tempels. Der Heilige befahl daher dem Satan vor allen Dingen, den Wald anzuzünden. Der Satan rieb sich mit der Nase an einem harzigen Baum und dieser, der sich sofort entzündete, theilte die Flammen dem ganzen Walde mit.

Hierauf befahl der Heilige dem Satan, den heidnischen Tempel verschwinden zu lassen, jedoch mit Ausnahme einiger sehr schönen Säulen, welche er für die Kirche seines Klosters reservierte.

Der Satan nahm die Säulen eine nach der andern auf die Schulter und trug, damit kein Schaden daran geschehe, sie selbst an den von dem Heiligen bezeichneten Ort; dann blies er auf den noch übrigen Theil des Tempels und derselbe verschwand.

Der Heilige, der sich mit einem Hammer bewaffnet, schlug mittlerweile die Bildsäule des Gottes in Stücke.

Dank der Mitwirkung des Satans ward das Kloster sehr rasch erbaut. Wenn man den Antheil, welchen der Teufel an diesem Werke hatte, bezweifeln sollte, so verweisen wir die Ungläubigen auf die Fresken von Giordano, vielleicht das Meisterwerk dieses Künstlers, weil er es nach seiner Rückkehr aus Spanien, das heißt während der schönsten Entfaltung eines Talents, ausführte, und welche den Fürsten der Hölle und seine vornehmsten Minister vorstellen, wie sie eben, obschon mit großem Widerwillen, beschäftigt sind, das Kloster des heiligen Benedictus zu erbauen.

Das erste von dieser wunderbaren Macht, welche der heilige Benedictus über den Dämon errungen, erbaute Kloster stand in seinem Glanze und der heilige Benedictus, der jetzt sechzig

Jahre zählte, in einem ganzen Ruhme da, als Totila, König der Gothen, welcher viel von dem heiligen Gründer sprechen gehört, auf den Einfall kam, ihn zu besuchen.

Da die Gothen auch noch nicht Christen waren, so war es die Neugier und nicht der Glaube, welche Totila nach dem Berge Cassinum führte. Er beschloß daher, sich selbst zu überzeugen, ob der Mann, welchem er einen Besuch abzustatten gedachte, in der Gnade Gottes hoch genug stünde, um eine Verkleidung zu durchschauen. Er legte deshalb die Kleider eines seiner Diener Namens Riga an, gab diesem die einigen und stieg unter der Menge verloren, nach dem Kloster hinauf, in der Hoffnung, den heiligen Benedictus auf diese Weise zu täuschen.

Von dem bevorstehenden Besuche des Königs unterrichtet, ging der heilige Benedictus ihm entgegen, und als er Riga, welcher mit dem königlichen Mantel bekleidet und mit der Krone auf dem Kopfe an der Spitze des Zuges einherschritt, von Weitem erblickte, rief er ihm zu:

»Mein Sohn, leg‘ dieses Gewand ab, denn es kommt Dir nicht zu!«

Bei dieser Anrede, welche bewies, daß der Geist Gottes mit seinem Diener war, sank Riga, von Reue und Demuth erfüllt, auf die Knie nieder und sämtliche Andern, selbst der König, ahmten ihm nach.

Der heilige Benedictus ging, ohne sich bei irgendeinem Andern aufzuhalten, gerade auf Totila zu und hob ihn auf.

Dann, nachdem er ihm Vorwürfe über seine Ausschweifungen und Sittenlosigkeit gemacht, ermahnte er ihn, sich zu bessern, prophezeite ihm, daß er Rom erobern, nachdem er es erobert, neun Jahre regieren und dann sterben würde.

Totila entfernte sich ganz zerknirscht und versprach, sich zu bessern.

Ungefähr zu derselben Zeit, das heißt am 12. Februar 543, starb die heilige Scholastica, die Zwillingschwester des heiligen Benedictus. Der Heilige, welcher sich eben betend in seinem Oratorium befand, hörte einen Seufzer, hob die Hände zum Himmel empor und sah, da das Dach offen war, eine Taube vorüberfliegen, welche zum Himmel emporstieg.

»Das ist die Seele meiner Schwester!« rief er freudig. »Dank und Preis sei dem Allerhöchsten!«

Dann rief er seine Mönche, meldete ihnen die frohe Nachricht und alle gingen singend und zum Zeichen der Freude grüne Zweige und Blumen in den Händen haltend, den Körper zu holen, aus welchem die Seele in der That entflohen war, und begruben sie in der für die Heilige und ihren Bruder schon bereiteten Gruft.

Das nächstfolgende Jahr – andere Chronisten jagen dasselbe Jahr – am 21. März, ging der h. Benedictus selbst aus dem Leben sanft und schmerzlos in ein anderes ein und setzte sich, reich an Jahren, an Ruhm und Wundern, zur rechten Hand des Herrn.

Sein Körper ward neben der Leiche der heiligen Scholastica in dieselbe Gruft gebettet.

Der heilige Benedictus war zu Norcio in Umbrien geboren. Er stammte aus der edlen Familie der Guardati. Seine wegen ihrer himmlischen Liebe und Wohlthätigkeit bekannte Mutter ward mit ihm und seiner Schwester zugleich unter dem Namen der heiligen Abundantia heiliggesprochen.

Die Mutter und die Schwestern aller jener großen Heiligen aus der Verfallzeit Roms und aus dem Mittelalter, deren Homer der Dichter Dante war, sind beinahe alle ebenfalls heilig, und, auf ihre Söhne und ihre Brüder gestützt, haben diese Frauen, die Genossinnen ihres Lebens, Theil an der Verehrung, die letztern erwiesen wird.

So erscheint neben dem heiligen Augustin die heilige Monica und neben dem heiligen Ambrosius die heilige Marcellina.

Das von dem heiligen Benedictus erbaute Kloster ward – ohne Zweifel, nachdem der Satan die Oberhand gewonnen – im Jahre 808 von seinen Bundesgenossen, den Saracenen, niedergebrannt. Schon im Jahre 589 war es von den Lombarden geplündert worden, und war zur Zeit der Normannen eine förmliche Festung.

Die Aebte, welche schon damals den Bischofstitel führten, nahmen nun den eines ersten Barons des Königreichs an, welchen sie noch bis auf den heutigen Tag tragen.

Auf die Barbaren folgten Erderschütterungen und warfen das Kloster aus seinen Fundamenten, zum ersten Mal im Jahre 1349 und zum zweiten Mal im Jahre 1649.

Urban der Fünfte, Wilhelm von Grimuard, in Avignon erwählt, der aber das Papstthum nach Rom zurückführte, ein frommer, gelehrter und mit Kunstsinn begabter Papst, der Freund Petrarca's und der von der Tiara in einem Benedictinerkloster aufgesucht ward, trug viel zum Wiederaufbau des heiligen Klosters bei.

Man kennt die Dienste, welche durch die fleißigen Jünger des heiligen Benedictus in Frankreich der Geschichte geleistet worden sind.

Auf dem Berge Caffino wurden von ihnen die größten Autoren des Alterthums bewahrt.

Im neunten Jahrhundert ließ der Abt Desiderio, aus dem Hause der Herzoge von Capua, durch eine Mönche den Horaz, den Terenz, den Ovid und die Idyllen des Theokrit abschreiben.

Ueberdies ließ er aus Constantinopel Mosaikkünstler kommen, welche man zur Zahl derer rechnen muß, welche die Kunst in Italien wieder aufblühen ließen.

Der Weg, welcher sich an den Seiten des Berges, auf welchem das Kloster erbaut ist, hinaufschlingelt, ward von dem Abt Ruggi angelegt. Er ist mit großen Steinplatten von verschiedener Größe, gleich denen der antiken Straßen, belegt – Steinplatten, wie man sie auf der Via Appia findet, welche die Römer die Königin der Straßen nannten, und welche in einer Entfernung von zwei Meilen von hier vorüberführt.

Der Weg, welchen der Reiter verfolgte, ist es, was zu dieser archäologischen Abschweifung Anlaß gegeben hat. In einen großen Mantel gehüllt kümmerte der Reiter sich wenig um die Gewalt des Windes, der ruckweise wehend zuweilen sich plötzlich legte, um die ihn begleitenden starken Regengüsse herabströmen zu lassen.

Dazu, und obschon man im Monat December stand, donnerte und blitzte es wie in der Nacht, wo der Satan sich so zu seinem Nachtheil in die Grotte des heiligen Benedictus wagte.

War der Regen vorüber, so erhob sich der Wind von Neuem, und wälzte schwere Wolkenmassen so dicht über die Erde hinweg, daß der Reiter darin verschwand, um an einer lichten Stelle wieder zum Vorschein zu kommen und zwar ohne daß Regen, Donner, Blitze und Wolken Gewalt über ihn geäußert oder ihn bewogen hätten, von dem Augenblick seines Aufbruchs an den Schritt seines Pferdes zu beschleunigen oder zu verzögern.

Nach einem dreiviertelstündigen Ritt auf dem Gipfel des Berges angelangt, verschwand er ein letztes Mal, nicht in den Wolken, sondern in der Grotte, welche, wie die Sage behauptet, dem heiligen Benedictus zur Wohnung gedient, und sah sich, als er wieder zum Vorschein kam, dem riesigen Kloster gegenüber, welches, sich von dem grau und schwarz marmorierten Himmel abhebend, mit der imposanten Majestät unbeweglicher Dinge vor ihm emporragte.

Elftes Capitel.

Der Bruder Joseph.

Die Klöster der südlichen Provinzen Italiens und besonders die der Terra di Lavoro, der Abruzzen, und der Basilicata, sind, welchem Orden sie auch angehören mögen und wie friedlich dieser Orden auch sei, nachdem sie im Mittelalter gegen die Einfälle der Barbaren errichtete Citadellen gewesen, in unserer Zeit Festungen gegen Invasionen geblieben, welche an Barbareidenen des Mittelalters nichts nachgeben.

Wir meinen die Invasionen der Brigands.

In diese Bauwerke, welche zugleich einen religiösen und kriegerischen Charakter besitzen, gelangt man nur über Zugbrücken, durch Fallgatter und auf Leitern, welche weggenommen werden können.

Nach Einbruch der Nacht, das heißt ungefähr um acht Uhr Abends, öffnen die Thore der Klöster sich nur in Folge mächtiger Empfehlungen oder auf einen Befehl des Abtes.

So ruhig der junge Mann sich auch anscheinend zeigte, so war er doch nicht ohne Sorge, das Kloster des Berges Cassino geschlossen zu finden. Da er aber zu dem Besuche, den er hier zu machen gedachte, nur eine Nacht hatte, und diesen Besuch nicht auf den nächsten Tag verschieben konnte, so hatte er sich aufs Gerathewohl hin auf den Weg gemacht.

Mit dem Armeecorps des Generals Championnet um sieben und ein halb Uhr in S. Germano angelangt, hatte er sich, ohne vom Pferde zu steigen, erkundigt, ob man unter den Benedictinern des heiligen Berges einen gewissen Bruder Joseph kenne, der gleichzeitig der Chirurg und Arzt des Klosters sei.

Seine Frage ward sofort durch eine Flut von Segenssprüchen und Lobpreisungen beantwortet worden.

Bruder Joseph war zehn Meilen weit in der Runde als ein außerordentlich geschickter Arzt bewundert, und als ein von der reinsten Nächstenliebe beseelter Menschenfreund verehrt.

Obschon er dem Orden nur durch das Gewand angehörte, denn er hatte kein Gelübde abgelegt und war einfach dienender Bruder, so hatte sich doch nie ein christlicheres Herz den physischen und moralischen Schmerzen der Menschheit gewidmet.

Wir sagen den moralischen, denn das, was den Priestern zur Erfüllung ihrer brüderlichen und tröstenden Mission ganz besonders fehlt, ist, daß sie, weil sie niemals Väter oder Gatten gewesen sind, weil sie niemals eine theure Gattin oder ein geliebtes Kind verloren haben, nicht die irdische Sprache kennen, welche man mit verwaisten Herzen sprechen muß.

In einem erhabenen Vers läßt Virgil die Königin Dido sagen, daß man vorzugsweise mit solchen Schmerzen Mitleid empfindet, welche man selbst erfahren. Eben dieses theilnehmende Mitleid ist es, worein Gott die Milderung der moralischen Schmerzen gelegt hat. Mit dem Leidenden weinen, heißt ihn trösten.

Die Priester aber, welche Worte für alle Leiden haben, besitzen doch selten Thränen für den Schmerz, wie furchtbar er auch sein möge.

Dies war aber durchaus nicht der Fall mit dem Bruder Joseph, dessen vergangenes Leben man übrigens durchaus nicht kannte und der eines Tages in das Kloster gekommen war, um die Gastfreundschaft desselben gegen Ausübung seiner Kunst in Anspruch zu nehmen.

Bruder Josephs Antrag war angenommen worden. Man hatte ihm Gastfreundschaft gewährt, und nun hatte nicht bloß seine Wissenschaft, sondern auch sein Herz, seine Seele, seine ganze Person sich seinen neuen Mitbürgern gewidmet. Es gab keinen physischen oder moralischen Schmerz, dem er nicht Tag und Nacht bereit gewesen wäre, Trost oder Linderung zu bringen.

Gegen die moralischen Schmerzen hatte er Worte, die er aus der Tiefe seines Herzens schöpfte.

Man hätte meinen sollen, er selbst sei eine Beute aller dieser Schmerzen gewesen, welche er durch den Balsam der Thränen trocknete, den Gott uns gegen die Qualen gegeben, welche ohne diesen Balsam tödtlich werden würden, ebenso, wie er uns gegen das Gift das Gegengift gegeben.

In Bezug auf physische Schmerzen schien Bruder Joseph von der Natur nicht weniger begabt zu sein, als er es von der Vorsehung in Bezug auf die moralischen war.

Wenn er das Uebel nicht allemal heilte, so gelang es ihm wenigstens fast immer den Schmerz zu lindern. Das Mineral- und das Pflanzenreich schienen ihm, um ihn diesen Zweck erreichen zu helfen, ihre verborgensten Geheimnisse anvertraut zu haben.

Handelte es sich anstatt jener langen und furchtbaren Krankheiten, welche ein Organ allmählig zerstören und durch diese Zerstörung langsam den Tod herbeiführen, um einen jener Unfälle, welche plötzlich und unerwartet das Leben in seinen Quellen angreifen, dann war es ganz besonders Bruder Joseph, welcher hier der wunderbare Operateur ward.

Das Bistouri, in den Händen Anderer ein Werkzeug der Vernichtung, ward in den seinigen ein Werkzeug der Erhaltung. Bei dem ärmsten wie bei dem reichsten Verwundeten brachte er schon alle jene Vorsichtsmaßregeln in Anwendung, welche die moderne Wissenschaft erfunden hat, um die Einführung des Eisens in die Wunde weniger schmerzhaft zu machen.

Mochte nun Einbildung des Patienten oder die Geschicklichkeit des Operateurs der Grund sein, kurz der Kranke sah ihn stets mit Freude kommen, und wenn neben einem Schmerzenslager Bruder Joseph jenes furchtbare Besteck mit den unbekanntem Instrumenten öffnete, erweckte dieses in dem Herzen des armen Kranken, anstatt eines Gefühls des Entsetzens, stets einen Strahl der Hoffnung.

Uebrigens bezeichneten die Landleute der Terra di Lavoro und der Abruzzen, welche alle den Bruder Joseph kannten, ihn durch ein Wort, welches ihre unwissende Dankbarkeit für einen doppelten physischen und moralischen Einfluß ganz vortrefflich ausdrückte. Sie nannten ihn nämlich den *Zauberer*.

Und Tag und Nacht, ohne sich jemals darüber zu beklagen, daß er in seinen Studien unterbrochen, oder mitten im Schnee des Winters oder der Sonnenglut des Sommers aus dem Schlafe geweckt wird, erhob sich Bruder Joseph ohne eine Miene oder Geberde der Ungeduld, mit lächelndem Munde von seinem Sessel oder von seinem Bett, fragte den Schmerzensboten: »Wohin soll ich kommen?« und ging dann hin.

Dies war der Mann, welchen der junge Republikaner aufzusuchen kam, denn an einem blauen Mantel, an dem mit der dreifarbigem Kokarde geschmückten dreieckigen Hute, den er auf seiner gleichzeitig ruhigernten und kriegerischen Stirn trug, war es, wenn man auch noch nicht bis in

die Mitte des Generalstabes des Obercommandanten gedrungen war, leicht, in dem nächtlichen Reiter einen Officier der französischen Armee zu erkennen.

Anstatt, wie er erwartet, die Thore des Klosters geschlossen und das Innere desselben in Schweigen versunken zu finden, fand er zu einem Erstaunen diese Thore offen, während die Glocke, diese Seele der Klöster, ein wehklagendes Geläute anstimmte.

Er stieg ab, band sein Pferd an einen eisernen Ring, bedeckte es mit jener beinahe brüderlichen Fürsorge, welche der Reiter seinem Pferd widmet, mit seinem Mantel, ermahnte es zur Ruhe und Geduld, als ob er es mit einem vernünftigen Wesen zu thun gehabt hätte, überschritt die Schwelle, ging in das Kloster hinein, verfolgte einen langen Corridor und gelangte so, durch ein Licht und fernen Gesang geleitet, bis in die Kirche.

Hier harrte seiner ein ergreifendes Schauspiel.

In der Mitte des Chores stand eine mit einem weißen und schwarzen Tuche bedeckte Bahre auf einer Estrade.

Um den Chor herum, in den Betstühlen, knieten die betenden Mönche.

Tausende von Kerzen brannten auf dem Altar und um das Trauergerüst herum.

Von Zeit zu Zeit ließ die langsam geschwungene Glocke ihre Schmerzensklage in die Luft hinaushallen.

Es war der Tod, der in das Kloster eingezogen war, und bei seinem Eintritte die Thür offen gelassen hatte.

Der junge Officier gelangte bis an den Chor, ohne daß das Klirren einer Sporen einen einzigen der Betenden bewogen hätte, den Kopf herumzudrehen.

Er befragte alle diese Gesichter eins nach dem andern mit den Augen und unter steigender Angst, denn unter denen, welche um den Sarg beteten, erkannte er nicht den, welchen er aufzusuchen gekommen war.

Endlich näherte er sich mit kaltem Schweiß auf der Stirn und mit zitternder Stimme einem der Mönche, welche, gleich den unbeweglichen auf ihren curulichen Stühlen sitzenden römischen Senatoren, wenigstens dem Geiste nach die Erde verlassen zu haben schienen, um dem Abgeschiedenen in die unbekante Welt zu folgen, und fragte, indem er ihn mit dem Finger an der Schulter berührte:

»Mein Vater, wer ist gestorben?«

»Unser frommer Abt,« antwortete der Mönch.

Der junge Mann athmete auf.

Dann, als ob er einiger Minuten bedurft hätte, um jene Gemüthsbewegung zu besiegen, die er so gut in seine Brust zu verschließen verstand, daß sie niemals in seinen Zügen durchleuchtete, schwieg er einen Augenblick, während dessen eine dankbaren Blicke sich gegen Himmel richteten.

Dann fragte er:

»Ist Bruder Joseph abwesend oder krank, daß ich ihn nicht unter Euch sehe?«

»Bruder Joseph ist weder abwesend noch krank. Er ist in seiner Zelle, wo er wacht und arbeitet, was auch beten heißt.«

Dann wendete der Mönch sich zu einem Novizen und sagte:

»Führt diesen Fremdling in die Zelle des Bruders Joseph.«

Und ohne den Kopf herumgewendet, ohne die beiden, an welche er das Wort gerichtet, angesehen zu haben, stimmte der Mönch wieder in den gedämpften Trauergesang ein und versenkte sich wieder in eine Abgeschlossenheit von der Welt.

Was seine Unbeweglichkeit betraf, so war diese keinen Augenblick lang unterbrochen worden.

Der Novize forderte den Officier durch einen Wink auf, ihm zu folgen.

Beide schritten den Corridor entlang, in dessen Mitte der Novize eine Treppe von imposanter Bauart betrat, die durch das matte und zitternde Licht der Wachskerze, welche er in der Hand hielt und die alle Gegenstände unsicher und beweglich machte, noch imposanter erschien.

So erstiegen die Beiden vier Stockwerke von Zellen.

Endlich im vierten Stockwerke bog der Knabe links ab, schritt bis an das äußerste Ende des Corridors, zeigte auf eine Thür und sagte zu einem Begleiter:

»Dies hier ist die Zelle des Bruders Joseph.«

Während der Novize mit dem Lichte näher trat, um die Thür zu bezeichnen, las der junge Mann an derselben folgende Worte:

»In dem Schweigen spricht Gott zum Herzen des Menschen.«

»In der Einsamkeit spricht der Mensch zum Herzen Gottes.«

»Ich danke, sagte der junge Officier zu seinem Führer.

Dieser entfernte sich, ohne ein Wort hinzuzufügen, denn er war schon angesteckt von jener Unempfindlichkeit des Klosters, durch welche die Mönche ihre Entsagung von menschlichen Dingen zu beweisen glauben, während sie dadurch doch nur ihre Gleichgültigkeit gegen die Menschheit an den Tag legen.

Der junge Mann blieb unbeweglich vor der Thür stehen. Er drückte die Hand aufs Herz, wie um das stürmische Pochen desselben zu beschwichtigen, und sah, wie der Knabe sich entfernte und der leuchtende Punkt, als welcher seine Kerze in der dichten Finsterniß des unabsehbaren Corridors erschien, immer kleiner ward.

Der Knabe erreichte die Treppe und stieg dieselbe langsam hinab, ohne nur ein einziges Mal die Augen nach dem Fremdling herumgewendet zu haben, den er geführt.

Der Widerschein seiner Kerze spielte noch einen Augenblick an den Mauern, ward immer bleicher und verschwand endlich ganz, während man noch einige Sekunden lang das immer schwächer werdende Geräusch eines schleppenden Trittes auf den Steinplatten der Treppe vernehmen konnte.

Der junge Mann, auf welchen alle diese Einzelheiten des klösterlichen Automatenlebens einen lebhaften Eindruck machten, pochte endlich an die Thür.

»Herein!« sagte eine sonore Stimme, bei deren lebhaftem Ausdruck der Anpochende zusammenzuckte, so sehr contrastierte sie mit Allem, was er soeben gesehen und gehört.

Er öffnete die Thür und sah sich einem Manne von ungefähr fünfzig Jahren gegenüber, der aber deren kaum vierzig zu zählen schien. Eine einzige Falte, die des Nachdenkens, furchte seine Stirn, aber kein Silberfaden glänzte als Vorbote dieses Alters in dem üppigen schwarzen Haar, in welchem man die Spur der Tonsur vergebens suchte.

Die linke Hand auf einen Todtenkopf stützend, wendete er mit der Rechten die Blätter eines Buches um, in welchem er aufmerksam las.

Eine Schirmlampe beleuchtete dieses Gemälde, indem es dasselbe in einen Lichtkreis einschloß. Der übrige Theil dieses Gemachs blieb in Halbschatten gehüllt.

Der junge Mann näherte sich mit ausgebreiteten Armen. Der Lesende richtete den Kopf empor und betrachtete mit Erstaunen die glänzende Uniform, welche ihm unbekannt zu sein schien.

Kaum aber befand sich der, welcher sie trug, in dem von der Lampe geworfenen leuchtenden Ringe, als ein zwiefacher Ruf dem Munde der beiden Männer entfuhr:

»Salvato!«

»Mein Vater!«

Es waren in der That der Vater und der Sohn, welche nach zehnjähriger Trennung einander wiedersahen und sich in die Arme sanken.

Unsere Leser hatten in dem nächtlichen Reiter wahrscheinlich Salvator bereits wiedererkannt, vielleicht aber haben sie nicht vermuthet, daß Bruder Joseph sein Vater war.

Zwölftes Capitel.

Vater und Sohn.

Die Freude des seit zehn Jahren aller Genüsse des Familienlebens beraubt gewesenen Vaters, der, indem er seinen Sohn wieder sah, in sich gleichzeitig die sanftesten und die mächtigsten Fibern der väterlichen Liebe erwachen fühlte, schien die ganze Stufenleiter der menschlichen Empfindungen durchzumachen und in seinem Ausdruck, der durch seine Milde etwas Bezauberndes und durch seine Gewalt etwas Furchtbares hatte, gleichzeitig an die Klage der Taube und an das Brüllen des Löwen zu streifen.

Er eilte seinem Sohne nicht entgegen, sondern er stürzte sich auf ihn. Es genügte ihm nicht, ihn auf die Wangen zu küssen, sondern erfaßte ihn in die Arme, hob ihn empor, wie er mit einem Kinde gethan haben würde, drückte ihn an sein Herz, schluchzte und lachte durcheinander und schien einen Ort zu suchen, wohin er ihn für immer, außerhalb der Welt, fern von der Erde, in der Nähe des Himmels bringen könnte.

Endlich warf er sich auf einen Schemel von Eichenholz, hielt seinen Sohn, wie die Madonna von Michel Angelo den Gekreuzigten, auf den Knien, während seine keuchende Stimme nur immer und immer wieder rief:

»Wie, Du bist es! Mein Sohn! mein Salvato! mein Kind! Du bist es! Du bist es!«

»O mein Vater, mein Vater!« antwortete der junge Mann, selbst keuchend. »Ich schwöre Dir, daß ich Dich liebe, wie nur ein Sohn lieben kann, aber ich schäme mich beinahe der Schwäche dieser Liebe, wenn ich sie mit der Größe der deinigen vergleiche.«

»Nein, nein, schäme Dich nicht, mein Sohn,« antwortete Palmieri. »Die fruchtbare Natur, die Isis mit den hundert Brüsten, will es so – unermessliche, unendliche Liebe in dem Herzen der Eltern, beschränkte Liebe in dem der Kinder! Sie schaut vor sich, diese gute, immer logische und intelligente Natur. Sie hat gewollt, daß das Kind sich über den Tod des Vaters trösten könne, welcher diese Welt vor ihm verlassen soll; daß dagegen der Vater untröstlich sei, wenn er unglücklicherweise das Kind, welches bestimmt war, ihn zu überleben, sterben sieht. Sieh mich an, Salvato, und unsere zehnjährige Trennung entschwinde in deinem Blick.«

Der junge Mann heftete seine großen schwarzen, ein wenig scheuen Augen auf seinen Vater, indem er seinem strengen Gesicht den sanftesten Ausdruck gab, den er ihm geben konnte.

»Ja,« sagte Palmieri, indem er Salvato mit einem eigenthümlichen Gemisch von Liebe und Stolz betrachtete, »ja, ich habe Dich zu einer starken, kräftigen Eiche erzogen und nicht zu einem zierlichen Palmbaum, dem Schilfrohr der heißen Zone. Ich würde daher unrecht daran thun, wenn ich mich heute darüber beklagen wollte, daß ich dieses feste Holz mit einer rauhen Rinde bedeckt sehe. Ich wollte, daß Du ein Mann und ein Krieger würdest, und Du bist geworden, was ich beabsichtigte. Laß mich die Epauletten küssen, welche Dich als Brigadeführer bezeichnen; sie beweisen deinen Muth. Du hast die Kraft gehabt, mir zu gehorchen, als ich bei unserm Abschied zu Dir sagte:

»Schreibe mir nicht eher, als bis Du meiner Liebe und meiner Fürsorge bedarfst. Ich fürchtete die irdischen Schwächen und hoffte einen Augenblick, daß, durch mein Streben gerührt, Gott

sich meinem Geiste offenbaren würde, denn wenn mein Herz glauben will – beklage mich, mein Sohn! – beharrt der Geist dennoch auf seinem Zweifel. Aber nicht wahr, Du hast nicht die Kraft gehabt, in meiner Nähe vorüber zu gehen, ohne mich zu sehen, ohne mich zu umarmen, ohne mir zu sagen: Mein Vater, es bleibt Dir auf der Welt ein Herz, welches Dich liebt, und dieses Herz ist das deines Sohnes! Dank, mein geliebter Salvato, Dank!«

»Nein, mein Vater, nein, ich habe nicht gezögert, denn eine innere Stimme sagte mir, daß ich Dir eine Freude brächte, die Du schon lange erwartet. Und dennoch, als ich unterwegs war, kam wieder der Zweifel über mich. Am Fuße dieses Berges trennten wir uns vor zehn Jahren, ich, um mich in der Welt zu verlieren, Du, um mit Gott allein zu sein. Ich bin gekommen, ohne mein Pferd zu einem schnelleren Schritt anzutreiben, ohne es zu einem langsameren zu nöthigen, aber ich fühlte, wie sehr Dich ich liebe, als ich, nachdem ich die Schwelle der Kirche überschritt und an den Eingang des Chors gelangt war, mitten unter allen jenen über den Sarg des Abtes geneigten Häuptern vergebens das deinige suchte. Einen Augenblick lang quälte mich der Gedanke, daß Du, mein geliebter Vater, unter jenem Leichentuch schlummertest. Ich erschrak fast selbst über den veränderten Ton meiner Stimme, als ich fragte, wo Du wärest. Ein Wort beruhigte mich, ein Jüngling führte mich hierher. Deiner Thür gegenüber fühlte ich mich wieder vom Zweifel erfaßt, ich zitterte, Dich versteinert zu finden wie jene murmelnden Statuen, welche ich im Schiff der Kirche gesehen und welche ebensowenig der Menschheit anzugehören schienen wie die Memnonsäule, denn Töne von sich geben, heißt nicht leben. Dennoch aber bedurfte es, um mich wieder zu beruhigen, nur jenes von Dir ausgesprochenen Wortes: »Herein!« Mein Vater, mein Vater, Dank sei Gott, Du bist der einzige Lebende unter allen diesen Todten.«

»Ach, mein lieber Salvato,« antwortete Palmieri, »dennoch war es dieser künstliche Tod, den ich suchte, als ich mich in ein Kloster zurückzog. Das Kloster hat das Gute, daß es den Selbstmord siegreich bekämpft. Nach einem großen Schmerz, nach einem unersetzlichen Verlust sich in ein Kloster zurückziehen, heißt sich moralisch eine Kugel durch den Kopf jagen; es heißt, wie die Kirche sagt, den Leib tödten, ohne die Seele zu berühren, und hierin beginnt eben für mich der Zweifel, weil das Gebot mit der Natur im Widerspruch steht. Nach dem Ausspruch der Kirche den Menschen abstreifen, heißt nach Vollkommenheit trachten, während eine geheime Stimme mir zuruft, daß der Mensch desto besser ist, je mehr er Mensch ist, und folglich durch die Wissenschaft, durch die Wohlthätigkeit, durch das Genie, durch die Kunst, durch Herzensgüte auf das ganze Menschengeschlecht einwirkt. Derjenige, welcher in dieser frommen Zurückgezogenheit, sagen unsere Brüder, von dem irdischen Geräusch am wenigsten bemerkt, ist der, welcher, weil er von der Erde am weitesten entfernt, Gott am nächsten ist. Ich wollte meinen Körper und meinen Geist unter diesen Ausspruch beugen und noch lebend mich zur Leiche machen. Mein Geist und mein Körper lehnten sich jedoch dagegen auf und sagten: »Die Vollkommenheit ist, wenn sie überhaupt existiert, in der entgegengesetzten Richtung zu finden. Lebe in der Einsamkeit, aber nur um zum Nutzen der Menschheit den Schatz der Wissenschaft, den Du erworben, zu verdoppeln. Lebe im Nachdenken, aber dein Nachdenken sei fruchtbar. Verwandle deinen Schmerz in einen aus Philosophie, Menschenliebe und Thränen zusammengesetzten Balsam, um damit die Schmerzen anderer zu heilen. Heißt es nicht in der Iliade, daß der Rost von der Lanze des Achilles die Wunden heilte, welche diese Lanze zugefügt? Allerdings hat die arme Menschheit mich gut unterstützt, indem sie zu mir kam, während ich zögerte, zu ihr zu gehen, und indem sie das Wort des Lebens anstatt das Wort des

Todes zu Hilfe rief. Ich folgte dem Ruf, der mich lockte. Allen, welche nach mir schrien, antwortete ich: »Hier bin ich!« Ich bin nicht vollkommener, sicherlich aber nützlicher geworden. Und, seltsamer Weise, indem ich mich von den gemeinen Grundsätzen entfernte, folgte ich immer mehr jener Stimme meines Gewissens, welche zu mir sagte: Du hast im Laufe deiner Existenz drei Personen das Leben gekostet; anstatt aber Buße zu thun, anstatt zu fasten, anstatt zu beten – was nur dir von Nutzen sein kann, wenn man nämlich annehmen kann, daß das vergossene Blut durch Gebet, Fasten und Buße wirklich gesühnt wird – lindere so viel Schmerzen, als Dir möglich ist, verlängere das Leben so vieler Menschen als Du kannst, und glaube mir, die Dankgebete derer, deren Leben Du verlängert und deren Schmerzen Du gelindert, werden die Anklage der Elenden ersticken, welche Du vor ihrer Zeit aus dem Leben gesendet, damit sie vor dem Richterstuhl des Höchsten Rechenschaft von ihren Verbrechen geben!«

»Bleibe bei diesem Leben der Liebe und der Selbstaufopferung. Du hast den rechten Weg gewählt, mein Vater. Diese Menschen, welche Dich umgeben – ich habe von ihnen und von Dir sprechen gehört, man fürchtet sie und man achtet sie; Dich aber liebt und segnet man.«

»Und dennoch sind sie glücklicher als ich, wenigstens vom Gesichtspunkt der Religion aus betrachtet. Sie beugen sich unter den Glauben, ich aber kämpfe mit dem Zweifel. Warum hat Gott den fluchbeladenen Baum der Erkenntniß in sein Paradies gesetzt? Warum muß der Mensch, um zum Glauben zu gelangen, stets einem und zwar oft dem gesündesten und besten Theile seiner Vernunft entsagen, während die unerbittliche Wissenschaft uns nicht bloß verbietet, irgend etwas ohne Beweis zu behaupten, sondern auch nur zu glauben?«

»Ich verstehe, mein Vater. Du bist ein rechtschaffener Mann, ohne auf Vergeltung zu hoffen; Du thut Gutes, ohne Lohn zu erwarten. Du glaubst, mit einem Worte, nicht an ein anderes Leben als das unsrige.«

»Und Du, glaubst Du an ein anderes?« fragte Palmieri.

Salvato lächelte.

»In meinem Alter,« sagte er, »beschäftigt man sich wenig mit jenen ernsten Fragen des Lebens und des Todes, obschon ich bei dem Beruf, den ich gewählt, fortwährend zwischen Tod und Leben schwebe und sehr oft dem Tode näher bin als jene Greise, welche mit schlotternden Knien und weißem Haar an das Thor des Campo santo pochen.«

Salvato schwieg einen Augenblick und setzte dann hinzu:

»Auch ich habe kürzlich an jenes Thor gepocht, wenn ich aber auch die Antwort auf die Frage, welche ich an das Grab richtete, nicht mit Gewißheit erwartete, so erwartete ich sie wenigstens mit Hoffnung. Warum machst Du es nicht wie ich, mein Vater? Warum versuchst Du wie Hamlet die Nacht des Grabes zu durchdringen und zu erforschen, welche Träume sich während des ewigen Schlafes in unserm Gehirn bewegen werden? Warum, nachdem Du recht gelebt, fürchtest Du, schlimm zu sterben?«

»Ich fürchte nicht, schlimm zu sterben, mein Sohn, ich fürchte bloß, ganz zu sterben. Ich bin einer von denen, welche nicht zu lehren verstehen, was sie nicht glauben. Meine Kunst ist nicht so untrüglich, daß sie ewig gegen den Tod zu kämpfen verstünde. Nur Herkules kann sicher sein, ihn stets zu überwinden. Wenn nun im Vorgefühl seines nahen Endes ein Kranker zu mir sagt: Sie können als Arzt nichts mehr für mich thun. Versuchen Sie, da Sie mich nicht heilen können, wenigstens mich zu trösten, dann benütze ich nicht die Ermattung seines Geistes, um in ihm einen Glauben zu erwecken, der nicht in mir selbst lebt, sondern ich schweige, um nicht einem

Sterbenden eine Versicherung ohne Beweis, eine Hoffnung ohne Gewißheit zu geben. Ich bestreite nicht die Existenz einer übernatürlichen Welt, sondern ich begnüge mich – und dies ist schon genug – nicht daran zu glauben. Da ich nun aber nicht daran glaube, so kann ich diese übernatürliche Welt denen, welche in dem Dunkel des Todeskampfes sie suchen, auch nicht versprechen. Da ich, sobald ich einmal meine Augen für immer geschlossen, fürchte, weder das Weib, das ich geliebt, noch den Sohn, den ich liebe, wiederzusehen, so kann ich auch nicht zu dem Ehegatten sagen: Du wirst dein Weib wiedersehen, oder zu dem Vater: Du wirst dein Kind wiedersehen.«

»Aber ich, ich habe meine Mutter wiedergesehen, das weißt Du.«

»Nein, dem ist nicht so gewesen, mein Sohn. Eine Frau aus dem Volke, ein plumpes, von Furcht erfülltes Gemüth sagte: Es stand am Bett des Knaben ein Schatten, welcher ihn singend wiegte, und ich, damals noch jung und Freund des Wunderbaren, sagte: Ja, das kann wohl sein! Ich glaubte damals sogar, daß dem so gewesen sei. Wenn man aber alt wird – Du wirst es selbst erfahren, Salvato, – wenn man alt wird, stellt sich der Zweifel ein, weil man sich der furchtbaren und unvermeidlichen Wirklichkeit immer mehr nähert. Wie oft bin ich in dieser Zelle allein mit jenem verzehrenden Gedanken an das Nichts, welcher in einem gewissen Alter ins Leben tritt, um es nie wieder zu verlassen und welcher als unsichtbares, aber greifbares Gespenst neben uns einherwandelt – wie oft, sage ich, bin ich bei jener Erinnerung an die poetische Legende deiner Kindheit niedergekniet und habe zu der Stunde, wo, wie die Sage behauptet, die Gespenster erscheinen, in das tiefste Dunkel gehüllt, Gott angefleht, zu meinen Gunsten des Wunder zu erneuen, welches er für Dich gethan; aber niemals hat Gott mich einer Antwort gewürdigt. Ich weiß, daß er einem Atom, wie ich bin, keine Kundgebung seiner Macht und seines Willens schuldig ist, aber dennoch wäre es gut, nachsichtig und barmherzig von ihm gewesen, wenn er mich erhört hätte. Er hat es nicht gethan.«

»Er wird es noch thun, mein Vater.«

»Nein, denn dies wäre ein Wunder und die Wunder gehören nicht zur logischen Ordnung der Natur. Was sind wir übrigens, daß Gott in seiner unwandelbaren Ewigkeit sich die Mühe nehmen sollte, den von ihm der Schöpfung vorgeschriebenen Gang zu ändern? Was sind wir für ihn? Ein unbemerkbarer Auswuchs der Materie, auf welchem seit Jahrhunderttausenden ein complicirtes, unerklärliches, flüchtiges Phänomen vor sich geht, welches man das Leben nennt. Dieses Phänomen erstreckt sich im Pflanzenreiche vom Moose bis zur Ceder, im Thierreiche vom Infusorium bis zum Mastodon. Das Meisterwerk des Pflanzenreiches ist die Sensitive, das Meisterwerk des thierischen Lebens ist der Mensch. Worin beruht die Ueberlegenheit, welche das zweibeinige ungefederte Thier Platos über die andern Thiere besitzt? In einem Zufall. Seine Ziffer ist auf der Leiter der geschaffenen Wesen die höchste, denn sie gab ihm das Recht zu einem vollständigen Theil seiner Individualität, als seinen unter ihm stehenden Brüdern verliehen ward. Wer sind die Homer, die Pindar, die Aeschylos, die Sokrates, die Perikles, die Phidias, die Demosthenes, die Cäsar, die Virgil, die Justinian, die Karl der Große? Ein wenig besser organisierte, ein wenig vollkommener Gehirne als die des Elefanten oder des Affen. Was ist das Kennzeichen dieser Vollkommenheit? Der Ersatz des Instinkts durch die Vernunft. Was ist der Beweis dieser höhern Organisation? Die Fähigkeit zu sprechen, anstatt zu bellen oder zu brüllen. Wenn aber der Tod kommt, wenn er das Wort auslöscht, wenn er die Vernunft vernichtet, wenn der Schädel dessen, welcher Karl der Große, Justinian, Virgil, Cäsar, Demosthenes, Phidias, Perikles, Sokrates, Aeschylos, Pindar oder Homer war, sich wie der

Aoricks mit schönem, gutem Schlamme füllt, dann ist Alles gesagt. Die Posse des Lebens ist ausgespielt und das in der Laterne erloschene Licht entzündet sich niemals wieder. Du hast oft den Regenbogen gesehen, mein Kind. Es ist ein unermesslicher Bogen, der sich von einem Horizont zum andern erstreckt und bis in die Wolken emporsteigt, dessen beide äußersten Enden aber die Erde berühren. Diese beiden äußersten Enden sind das Kind und der Greis. Studiere das Kind und Du wirst sehen, daß, so wie sein Gehirn sich entwickelt, sich vervollkommnet und reift, auch der Gedanke, das heißt die Seele, sich entwickelt, sich vervollkommnet und reift. Studiere den Greis und Du wirst im Gegensatze hierzu sehen, daß, sowie das Gehirn erschlaft, sich vermindert und erstarrt, der Gedanke, das heißt die Seele, sich trübt, dunkler wird und endlich erlischt. Mit uns geboren, ist sie dem fruchtbaren Wachsthum der Jugend gefolgt, und ehe sie mit uns stirbt, folgt sie dem Alter in seiner unfruchtbaren Hinfälligkeit. Wo war der Mensch, ehe er geboren ward? Niemand weiß es. Was war er? Nichts. Was wird er sein, wenn er nicht mehr ist? Nichts, das heißt das, was er war, ehe er geboren ward. Wir müssen in einer andern Gestalt fortleben, sagt die Hoffnung. Wir müssen in eine bessere Welt übergehen, sagt der Stolz. Was kommt mir darauf an, wenn ich während der Reise das Gedächtniß verloren, wenn ich vergessen habe, daß ich gelebt, und wenn dieselbe Nacht, welche das Diesseits der Wiege umhüllte, sich auch auf das Jenseits des Grabes erstreckt? Erst an dem Tage, wo der Mensch die Erinnerung an seine Umgestaltung und an seine Wanderungen bewahrt, wird er unsterblich und der Tod für ihn nichts weiter sein als ein Zufall seiner Unsterblichkeit. Nur Pythagoras erinnerte sich eines vorhergegangenen Lebens. Aber was will ein Thaumaturg, welcher sich erinnert, gegen eine ganze Welt bedeuten, welche vergißt? »Doch, setzte Palmieri den Kopf schüttelnd hinzu, »genug über diese trostlose Frage. Die Einsamkeit gebiert diese schlimmen Träume. Ich habe Dir mein Leben erzählt; erzähle Du mir das Deine. In deinem Alter schreibt das Leben sich mit goldenen Buchstaben. Wirf einen Strahl deiner Morgenröthe und deiner Hoffnungen in meine Dämmerung und meine Zweifel. Sprich, mein geliebter Salvato, und laß' mich selbst den Ton meiner Worte, selbst den Hall meiner Stimme vergessen.«

Der junge Mann gehorchte. Er hatte seinerseits seinem Vater die ganze Morgendämmerung einer Existenz zu erzählen. Er schilderte ihm seine Kämpfe, seine Triumphe, seine Gefahren, seine Liebe.

Palmieri lächelte bald, bald weinte er. Er wollte die Wunde sehen, er wollte die Brust untersuchen, und wie der Vater nicht müde ward, zu fragen, eben so wenig, als der Sohn müde ward, zu antworten, so sahen sie so den Tag kommen und mit dem Tage drang zu ihnen das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Trompeten herauf, welche ihnen verkündeten, daß es Zeit sei, sich wieder zu trennen.

Palmieri wollte aber erst so spät als möglich von seinem Sohne scheiden und, eben so wie er zehn Jahre früher gethan, geleitete er ihn Arm in Arm und sein Pferd am Zügel führend bis an die ersten Häuser von San Germano.

Dreizehntes Capitel.

Die Antwort des Kaisers.

Mittlerweile ging die Zeit mit ihrer unverbrüchlichen Regelmäßigkeit ihren Gang und obschon durch Pronio's, Gaetano Mammones und Fra Diavolo's Banden von allen Seiten geneckt und beunruhigt, verfolgte die französische Armee eben so unaufhaltsam wie die Zeit ihren dreifachen Weg durch die Abruzzen, die Terra di Lavoro und jenen Theil der Campania, deren Küsten das tyrrenische Meer bespült.

In Neapel war man von allen Bewegungen der Republikaner unterrichtet und man wußte dort bereits am 20. December, daß das Hauptcorps, das heißt das, welches von dem General Championnet in eigener Person commandiert ward, am 18. Abends in San Germano campiert hatte und nun über Mignano und Calvi gegen Capua vorrückte.

Am 20., acht Uhr Morgens, hatten der Fürst von Malitermo und der Herzog von Rocca Romana, jeder an der Spitze eines Regiments Freiwilliger, die man unter der adeligen oder reichen Jugend Neapels und der Umgegend zusammengebracht, Abschied von der Königin genommen, um dann den Republikanern entgegen zu marschieren.

Je näher die Gefahr rückte, desto schroffer theilten sich die Parteien des Königs und der Königin in zwei verschiedene Lager.

Die Partei des Königs bestand aus dem Cardinal Ruffo, dem Admiral Caracciolo, dem Kriegsminister Ariola und allen Denen, welche, auf die Ehre des neapolitanischen Namens haltend, den Widerstand um jeden Preis und die bis aufs Aeußerte getriebene Vertheidigung Neapels verlangten.

Die Partei der Königin, welche aus Sir William, Emma Lyonna, Nelson, Acton, Castalcicala, Vanni und Guidobaldi bestand, verlangte die Aufgebung Neapels und schnelle Flucht ohne Kampf oder Aufschub.

Abgesehen hiervon war das Gemüth der Königin noch in anderer Beziehung von großer Unruhe erfüllt.

Sie fürchtete jeden Augenblick die Rückkehr Ferrari's. Der König konnte, wenn er sich auf freche Weise hintergangen sah und endlich erfuhr, an wen er sich all' des Unheils, wovon das Königreich heimgesucht ward, zu halten hatte, wie alle schwache Naturen eben aus seiner Furcht einen Augenblick der Energie und des Willens schöpfen und während dieses Augenblicks auf immer jenem Drucke entschlüpfen, den seit zwanzig Jahren sein Minister, den er niemals geliebt, und eine Gattin, die er nicht mehr liebte, auf ihn ausübten.

So lange Caroline jung und schön gewesen, hatte sie stets ein untrügliches Mittel, den König zu ihr zurückzuführen, zur Verfügung gehabt und hatte davon Gebrauch gemacht. Jetzt aber hatte sie, wie Shakespeare sagt, angefangen, das Thal des Lebens hinabzusteigen, und der König entzog sich, von jungen hübschen Frauen umgeben, ihren Bestrickungen mit leichter Mühe.

Am Abend des 20. December fand ein Cabinetsrath statt, in welchem der König sich offen und fest für die Vertheidigung aussprach.

Dieser Cabinetsrath ward erst um Mitternacht geschlossen.

Von Mitternacht bis ein Uhr blieb die Königin in ihrem dunklen Zimmer und ließ Pasquale de Simone kommen, welcher aus dem Munde Actons, der ihn bei der Königin erwartete, geheime Instructionen erhielt.

Halb zwei Uhr machte Dick sich auf den Weg nach Benevento, wohin schon vor zwei Tagen durch einen vertrauten Diener eins der raschesten Pferde aus Actons Ställen gebracht worden.

Der 21. December begann mit einem jener Orcane, welche in Neapel gewöhnlich drei Tage dauern und zu dem Sprichwort *Nasce, pasce, mori* – er wird geboren, nährt sich und stirbt – Veranlassung gegeben haben.

Trotzdem daß bald der Regen in Strömen herabgoß, bald der Wind mit ungeheurer Wuth raste, erfüllte das Volk, im unklaren Vorgefühl einer großen Katastrophe, die Straßen, Plätze und Durchfahrten.

Ein ganz besonderes Vorzeichen eines zu erwartenden außerordentlichen Umstandes war, daß das Volk sich nicht in den alten Stadttheilen drängte, und wenn wir sagen das Volk, so meinen wir jene Masse von Seeleuten, Fischern und Lazzaroni, welche in Neapel die Stelle des Volks vertritt.

Im Gegentheil bemerkte man zahlreiche, lebhafte, lautsprechende und wüthend gestikulierende Gruppen von der Strada del Molobis nach dem Palaisplatze, das heißt auf der ganzen Straße des Largo del' Castello, des Theaters San Carlo und der Straße Chiaja. Diese Gruppen schienen, während sie den königlichen Palast umgaben, die Toledostraße und die Strada del Piliero zu überwachen.

In der Mitte dieser Gruppen sprachen drei Männer, die sich schon bei vorhergegangenen Emeuten bemerkbar gemacht, ganz besonders laut und gestikulirten am lebhaftesten.

Diese drei Männer waren Pasquale de Simone, ferner der Beccajo mit der furchtbaren Narbe, welche sein Gesicht durchkreuzte und das Auge spaltete, und drittens Fra Pacifico, der, ohne in das Geheimniß eingeweiht zu sein, und ohne zu wissen wovon die Rede war, seinem heftigen lärmsüchtigen Charakter den Zügel schießen ließ und mit einem Lorbeerknüppel bald auf das Pflaster, bald auf die Mauer, bald auf den armen Giacobino, den Sündenbock der Leidenschaften des furchtbaren Franciscaners, losschlug.

Diese ganze Menge schien, ohne es selbst zu wissen, auf Jemanden oder auf etwas zu warten, und der König, der es eben so wenig wußte, den aber diese Zusammenrottung beunruhigte, betrachtete, hinter der Jalousie eines Fensters des Zwischenstocks versteckt, während er mechanisch einen Hund Jupiter lieb kostete, diese Menge, welche von Zeit zu Zeit, gleich dem Rollen des Donners oder dem Brüllen der Meereswogen, den doppelten Ruf: »Es lebe der König!« und »Nieder mit den Jakobinern!« hören ließ.

Die Königin, welche sich erkundigt hatte, wo der König sei, befand sich mit Acton im Nebengemach, bereit, den Umständen gemäß zu handeln, während Emma in dem Cabinet der Königin mit der Gräfin von San Marco die geheimsten Papiere und die kostbarsten Schmucksachen ihrer königlichen Freundin zusammenpackte.

Gegen elf Uhr kam ein junger Mann auf einem englischen Pferde in gestrecktem Galopp über die Magdalenenbrücke gesprengt, ritt die Marinella, die Strada Nuova, die Strada del Piliero den Largo di Castello, die Strada San Carlo entlang, wechselte mit Pasquale de Simone und dem Beccajo einige Zeichen, bog durch das große Thor in die Höfe des königlichen Palastes ein, sprang vom Pferde, warf den Zügel desselben einem Stallknecht zu und trat, als ob er im voraus

gewußt, wo er die Königin finden würde, in das Cabinet, wo sie ihn mit Acton erwartete und dessen Thür, als er sich ihr näherte, sich wie auf einen Zauberschlag vor ihm öffnete.

»Nun?« fragte die Königin und Acton gleichzeitig.

»Er folgt mir,« sagte der junge Mann.

»Wann ungefähr wird er hier sein?«

»In einer halben Stunde.«

»Sind Die, welche ihn erwarten, in Kenntniß gesetzt?«

»Ja.«

»Wohlan; gehen Sie in mein Cabinet und sagen Sie Lady Hamilton, sie solle Nelson benachrichtigen.«

Der junge Mann stieg die Dienstreppen mit einer Schnelligkeit hinauf, welche verrieth, wie vertraut er mit allen Schlichen des Palastes war, und setzte Emma Lyonna von den Wünschen der Königin in Kenntniß.

»Haben Sie einen sichern Mann, um ein Billet an Mylord Nelson zu besorgen?«

»Ich werde selbst der Bote ein,« antwortete der junge Mann.

»Sie wissen doch, daß keine Zeit zu verlieren ist.«

»Ich kann es mir denken.«

» Dann – Sie ergriff die Feder und ein Blatt Papier auf dem Schreibtisch der Königin und schrieb folgende einzige Zeile:

»Wahrscheinlich muß es heute Abend geschehen, halten Sie sich bereit. »Emma.«

Der junge Mann eilte mit derselben Schnelligkeit, womit er die Treppen erstiegen hatte, dieselben wieder hinab, durchschritt die Höfe, lenkte seine Schritte den nach dem Kriegshafen führenden Abhang hinab, warf sich in eine Barke und ließ sich trotz Sturm und Regen nach dem »Vanguard« rudern, welcher mit abgenommenen Stangen, um dem Sturm weniger Anhalt zu bieten, fünf oder sechs Kabellängen von dem Kriegshafen, umringt von andern unter den Befehlen des Admirals Nelson stehenden englischen und portugiesischen Schiffen, vor Anker lag.

Der junge Mann, welcher, wie unsere Leser bereits errathen haben, kein Anderer als Richard oder Dick war, ließ sich bei dem Admiral anmelden, erstieg rasch die Fallreepstreppe, fand Nelson in einer Cajüte und überreichte ihm das Billet.

»Die Befehle der Königin sollen ausgeführt werden, entgegnete Nelson, »und damit Sie dies bezeugen können, sollen Sie selbst Ueberbringer derselben sein.«

Er wendete sich hierauf zu einem seiner Officiere und sagte:

»Henry, lassen Sie die Schaluppe aussetzen, und sich bereit halten, diesen Herrn an Bord der »Alkmene« zu bringen.«

Dann steckte er Emmas Billet in die Tasche und schrieb seinerseits:¹⁶

»(Ganz geheim und vertraulich.)

»Drei Barken und der kleine Kutter »Alkmene« werden sich, nur mit blanken Waffen versehen, pünktlich halb acht Uhr an der »Vittoria« einfinden.

»Eine einzige Barke wird anlegen, die andern werden sich mit gehobenem Ruder in gewisser Entfernung halten.

Das anlegende Boot wird das des »Vanguard« sein.

»Sämtliche Boote werden sich noch vor sieben Uhr unter dem Befehle des Commandanten Hope an der »Alkmene«- einfinden.

»Enterhaken in den Schaluppen.

»Sämtliche andere Schaluppen des »Vanguard« und der »Alkmene« werden sich mit Messern und die Canots mit ihren Carronaden bewaffnet an Bord des »Vanguard« unter dem Befehl des Capitäns Hardy versammeln, der Punkt acht Uhr aufbrechen wird, um auf der Hälfte des Weges von Molosiglio in See zu stechen.

»Jede Schaluppe muß mit vier bis sechs Soldaten bemannt sein.

»Im Falle man Unterstützung bedürfen sollte, ist dies durch Feuersignale anzuzeigen.

»Horaz Nelson.«

»Die »Alkmene« wird sich bereit halten, um, wenn es nöthig sein sollte, während der Nacht ebenfalls in See zu gehen.«

Während diese Befehle mit einer Ehrerbietung empfangen wurden, welche der Pünktlichkeit ihrer Vollziehung gleichkam, sprengte ein zweiter Courier über die Magdalenenbrücke, verfolgte denselben Weg wie der erste, ritt den Kai della Marinella hinauf, die Strada Nuova entlang und bog in die Strada del Piliero ein.

Hier begann er die Volksmenge dichter zu finden und trotz seines Kostüms, in welchem man sofort einen Cabinetscourier des Königs erkannte, ward es ihm schwierig, seinen Weg fortzusetzen und dabei sein Pferd in gleichmäßigem Gange zu erhalten.

Uebrigens ließen Leute aus dem Volke, als ob es absichtlich geschähe, sich von seinem Pferde stoßen und fingen dann an zu schimpfen.

Ferrari, denn dieser war es, antwortete, gewohnt, seine Uniform respektiert zu sehen, anfangs durch einige rechts und links geführte nachdrückliche Peitschenhiebe. Die Lazzaroni wichen aus Gewohnheit auf die Seite und schwiegen.

Als er aber an die Ecke des Theaters San Carlo kam, wollte ein Mann dem Pferde quer über den Weg laufen und that dies auf so ungeschickte Weise, daß er über den Haufen geritten ward.

»Freunde,« rief er niederstürzend, »das ist kein Courier des Königs, wie sein Kostüm Euch vielleicht glauben macht. Es ist ein verkappter Jakobiner, der sich aus dem Staube macht. Nieder mit dem Jakobiner! Nieder mit ihm!«

»Ein Jakobiner! Ein Jakobiner! Nieder mit ihm!« schrie die Menge.

Pasquale de Simone schleuderte sein Messer nach dem Pferde, so daß es diesem bis an das Heft in die Schulter drang.

Der Beccajo stürzte sich ebenfalls darauf, und öffnete, gewohnt, den Schafen und Hammeln das Blut abzuzapfen, ihm die Halsschlagader.

Das Pferd bäumte sich, wieherte vor Schmerz, und schlug mit den Vorderfüßen aus, während ein Blutstrom auf die Umstehenden spritzte.

Der Anblick des Blutes übt auf die Völker des Südens einen magischen Einfluß. Kaum fühlten sich die Lazzaroni von der rothen, lauen Flüssigkeit benetzt, kaum athmeten sie den herben Geruch, den es verbreitet, als sie sich auch sofort mit grimmigem Gebrülle auf den Mann und auf das Pferd stürzten.

Ferrari fühlte, daß er, wenn ein Pferd zusammenbräche, verloren sei. Deshalb hielt er es, so viel er konnte, mit dem Zügel und den Knien aufrecht; das unglückliche Thier war aber zum Tode verwundet.

Es taumelte rechts und links, knickte mit den Vorderbeinen, raffte sich in Folge einer verzweifelten Anstrengung seines Herrn wieder auf und that einen Satz vorwärts.

Ferrari war jetzt nur noch fünfzig Schritte von der Hauptwache des Palastes entfernt. Er rief um Hilfe, aber seine Stimme ward übertäubt von dem hundertmal wiederholten Rufe: »Nieder mit dem Jakobiner!«

Er riß eine Pistole aus der Halfter, in der Hoffnung, daß der Knall des Schusses eher gehört werden würde, als sein Hilferuf.

Gerade in diesem Augenblicke brach das Pferd zusammen. In Folge dieses Stoßes ging das Pistol zufällig los und die Kugel traf einen acht- oder zehnjährigen Knaben, welcher sofort todt niederstürzte.

»Er mordet die Kinder!« rief eine Stimme.

Auf diesen Ruf stürzte Fra Pacifico, welcher sich bis jetzt ziemlich ruhig gehalten, unter die Menge, die er mit seinen spitzen harten Ellbogen wie mit Keilen von Eichenholz auseinanderdrängte.

So gelangte er bis in die Mitte des Gewirres, gerade in dem Augenblicke, wo der mit seinem Pferde gestürzte unglückliche Ferrari wieder auf die Füße zu kommen suchte.

Ehe ihm dies aber gelang, schmettete die Keule des Mönches auf seinen Kopf herab und er stürzte wie ein von dem Hammer des Schlächters getroffener Stier.

Dies war es aber nicht, was man wollte.

Unter den Augen des Königs sollte Ferrari sterben.

Die fünf oder sechs in das Geheimniß des Dramas eingeweihten Sbirren umzingelten den Körper und vertheidigten ihn, während der Beccajo, ihn bei den Füßen zehrend, rief: »Platz, Platz für den Jakobiner!«

Den Cadaver des Pferdes ließ man, wo er war, nachdem man ihn nämlich geplündert, und dann folgte man dem Beccajo.

Nachdem man zwanzig Schritte zurückgelegt, sah man sich dem Fenster des Königs gegenüber.

Der König, welcher die Ursache dieses furchtbaren Tumults wissen wollte, öffnete die Jalousie.

Bei seinem Anblick ging das Geschrei in wildes Freudengebrüll über.

Als der König dieses Geheul hörte, glaubte er, es sei wirklich ein Jakobiner, dem die Volksjustiz den Garaus mache. Er hatte gegen diese Art, ihn von seinen Feinden zu befreien, durchaus nichts einzuwenden.

Deshalb verneigte er sich gegen das Volk mit lächelndem Munde, und das Volk, welches sich dadurch ermuthigt fühlte, wollte seinem König zeigen, daß es einer würdig wäre.

Es hob den unglücklichen, blutenden, zerrissenen, verstümmelten, aber noch lebenden Ferrari auf seinen Armen empor.

Der Cadaver hatte soeben wieder Bewußtsein erlangt.

Er öffnete die Augen, erkannte den König, breitete die Arme gegen ihn aus und rief:

»Hilfe! Hilfe! Sire, ich bin's! Ich, Ihr Ferrari!«

Bei diesem unerwarteten, entsetzlichen, unerklärlichen Anblick taumelte der König zurück und sank im Hintergrund des Zimmers halb ohnmächtig in einen Sessel, während dagegen

Jupiter, der weder Mensch noch König war, und deshalb keinen Grund hatte undankbar zu sein, ein Schmerzensgeheul ausstieß und mit blutrünstigen Augen und schäumender Schnauze zum Fenster hinaus seinem Freunde zu Hilfe sprang.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Zimmers. Die Königin trat ein, faßte den König bei der Hand, zwang ihn, sich zu erheben, zog ihn an das Fenster, zeigte ihm dieses Volk von Cannibalen, welches den unglücklichen Ferrari in Fetzen riß, und sagte:

»Sire, da sehen Sie die Menschen, von welchen Sie erwarten, daß dieselben Neapel und uns vertheidigen. Heute erwürgt dieses Volk Ihre Diener, morgen wird es unsere Kinder und übermorgen uns selbst erwürgen. Beharren Sie immer noch auf Ihrem Wunsche, hier zu bleiben?«

»Lassen Sie alle Anstalten treffen,« rief der König. »Heute Abend reise ich ab.«

Und immer noch die Ermordung des unglücklichen Ferrari zu sehen, immer noch seine um Hilfe rufende sterbende Stimme zu hören glaubend, floh er, das Gesicht mit den Händen bedeckend, die Augen schließend, sich die Ohren zuhaltend, in das seiner Gemächer, welches von der Straße am weitesten entfernt war.

Als er zwei Stunden später wieder herauskam, war das Erste, was er sah, Jupiter, der, mit Blut bedeckt, auf einem Stück Tuch lag, welches, nach der noch daran ersichtlichen Verbrämung zu urtheilen, dem unglücklichen Courier gehört zu haben schien.

Der König kniete neben Jupiter nieder, überzeugte sich, daß sein Liebling keine ernste Wunde davongetragen, und zog, um zu wissen worauf das treue, muthige Thier sich gebettet, trotz seines Aechzens ein Stück von Ferraris Jacke hervor, welches der Hund seinen Henkern streitig gemacht und entrissen hatte.

In Folge einer Fügung der Vorsehung war dieses Stück Jacke gerade das, in welchem sich die Ledertasche befand, welche bestimmt war, die Depeschen zu verwahren.

Der König öffnete den Knopf, der sie verschloß, und fand den kaiserlichen Brief, welchen der Courier zur Antwort auf den Brief des Königs zurückgebracht, noch unversehrt.

Der König gab den Kleiderfetzen dem Hunde zurück, der sich, ein dumpfes Wehgeheul ausstoßend, wieder darauf niederstreckte. Dann kehrte er in sein Zimmer zurück, schloß sich in dasselbe ein, entsiegelte den Brief des Kaisers und las:

»An meinen werthgeschätzten Cousin, Onkel, Schwiegervater und Bundesgenossen.

»Den Brief, welchen Sie mir mit Ihrem Courier Ferrari übersenden, habe ich niemals geschrieben, sondern es ist derselbe vom ersten bis zum letzten Worte gefälscht.

»Der, welchen ich die Ehre hatte, Eurer Majestät zu schreiben, war seinem ganzen Inhalte nach von meiner Hand und rieth, anstatt zum Beginn der Feindseligkeiten aufzufordern, vielmehr nicht eher etwas zu unternehmen, als bis zum nächsten Monat April, weil ich nicht eher als bis dahin auf die Ankunft unserer guten und treuen Bundesgenossen, der Russen, rechnen kann.

»Wenn die Schuldigen zu der Zahl derer gehören, welche Eurer Majestät Gerechtigkeit erreichen kann, so verhehle ich nicht, daß es mir lieb sein würde, die so gestraft zu sehen, wie sie es verdienen.

»Ich habe die Ehre zu sein Eurer Majestät ergebener Bruder, Cousin, Neffe, Schwiegersohn und Bundesgenosse.

»Franz.«

Die Königin und Acton hatten ein überflüssiges Verbrechen begangen, doch nein, wir irren uns. Dieses Verbrechen hatte seinen Nutzen, denn es bestimmte Ferdinand, Neapel zu verlassen und sich nach Sicilien zu flüchten.

Siebenter Theil.

Erstes Capitel.

Die Flucht.

Von diesem Augenblicke an war die Flucht, wie wir gesagt haben, beschlossen und auf demselben Abend des 21. December festgesetzt.

Man kam überein, daß der König, die ganze königliche Familie – mit Ausnahme des Kronprinzen, seiner Gemahlin und seiner Tochter – Sir William, Emma Lyonna, Acton und die vertrautesten Diener des Palastes auf dem »Vanguard« die Ueberfahrt nach Sicilien machen sollten.

Der König hatte, wie man sich erinnern wird, Caracciolo versprochen, daß, wenn er Neapel verließ, dies nicht anders geschehen solle, als auf dem Schiffe dieses Admirals. Durch die Furcht aber wieder unter das Joch der Königin gebeugt, vergaß er sein Versprechen und faßte aus zwei Gründen einen andern Entschluß.

Der erste dieser Gründe, der von ihm selbst ausging, war die Scham, die er dem Admiral gegenüber empfand, Neapel zu verlassen, nachdem er versprochen, daselbst zu bleiben.

Der zweite, welcher von der Königin ausging, war, daß Caracciolo, die patriotischen Prinzipien des ganzen neapolitanischen Adels theilend, den König, anstatt ihn nach Sicilien zu führen, den Jakobinern ausliefern könnte, die, sobald sie sich im Besitze einer solchen Geißel sähen, ihn dann zwingen würden, die Regierung einzusetzen, welche sie wollten, oder die noch schlimmer, ihm vielleicht den Proceß machten, wie die Engländer mit Karl dem Ersten und die Franzosen mit Ludwig dem Sechzehnten gethan.

Als Trost und zur Entschädigung für die ihm entzogene Ehre beschloß man, daß der Admiral die haben solle, später den Herzog von Calabrien mit dessen Familie und Gefolge nach Sicilien zu bringen.

Man unterrichtete die alten Prinzessinnen von Frankreich von dem gefaßten Entschluß, forderte sie auf, mit Hilfe ihrer sieben Leibgarden nach eigenem Belieben für ihre Sicherheit zu sorgen, und schickte ihnen fünfzehntausend Ducati, um ihnen die zu ihrer Flucht nothwendigen Geldmittel zu gewähren.

Nachdem man diese Pflicht gegen sie erfüllt, bekümmerte man sich nicht weiter um sie.

Den ganzen Tag über schaffte man die Schmucksachen, das Geld, die kostbaren Geräthschaften, die Kunstwerke und Statuen, welche man mit nach Sicilien nehmen wollte, in den geheimen Gang hinab.

Der König hätte gern auch seine Känguruhs mitgenommen, aber dies war ein Ding der Unmöglichkeit und er begnügte sich damit, daß er sie durch einen eigenhändigen Brief der Fürsorge des Obergärtners von Caserta empfahl.

Der Verrath der Königin und Acton's, wovon der Brief des Kaisers ihm den Beweis geliefert, lag ihm schwer auf dem Herzen. Er blieb in seine Gemächer eingeschlossen und weigerte sich, irgend Jemand zu empfangen, möchte es sein wer es wollte.

Diese Instruction ward auch streng in Bezug auf Francesco Caracciolo befolgt, welcher, da er von seinem Schiffe aus das Kommen und Gehen und die Signale an Bord der englischen Schiffe gesehen, sogleich argwohnte, daß etwas im Werke sei, eben so auch in Bezug auf den Marquis Vanni, welcher, nachdem er die Thür der Königin verschlossen gefunden und durch den Fürsten von Castelcicala erfahren, daß die Abreise im Werke sei, verzweiflungsvoll an die Thür des Königs zu pochen kam.

Dieser hatte einen Augenblick lang die Idee, den Cardinal Ruffo kommen zu lassen und als Begleiter und Rathgeber auf der Reise mitzunehmen. Er hatte jedoch die feindselige Gesinnung, welche zwischen Ruffo und Nelson herrschte, recht wohl bemerkt.

Uebrigens ward, wie man weiß, der Cardinal von der Königin gehaßt, und Ferdinand gab, wie immer, seiner Ruhe vor den zarten Rücksichten der Freundschaft und der Dankbarkeit den Vorzug.

Dabei sagte er sich, daß der Cardinal als kluger Mann sich recht wohl allein aus der Affaire ziehen würde.

Die Einschiffung ward auf sieben Uhr Abends festgesetzt. Demgemäß ward verabredet, daß sämtliche Personen, welche sich in Gesellschaft der Majestäten auf dem »Vanguard« einschiffen sollten, sich um zehn Uhr in dem Gemache der Königin zu versammeln hätten.

Schlag zehn Uhr trat der König ein, seinen Hund an der Leine führend.

Es war dies der einzige Freund, auf dessen Treue er sich verlassen konnte, und deshalb nahm er ihn mit.

Er hatte auch an Ascoli und Malaspina gedacht, aber er hatte auch zugleich bei sich gemeint, daß diese ebenso wie der Cardinal sich allein aus der Affaire zu ziehen wissen würden.

Er sah sich in dem großen, nur schwach erleuchteten Raum um – man hatte nämlich gefürchtet, daß eine helle Erleuchtung die beabsichtigte Flucht verrathen könne – und er sah, daß sämtliche Flüchtlinge in verschiedene Gruppen vereinigt oder vielmehr zerstreut standen.

Die Hauptgruppe bestand aus der Königin, ihrem Lieblingssohne, dem Prinzen Leopold, dem jungen Prinzen Albert, den vier Prinzessinnen und Emma Lyonna.

Die Königin saß auf einem Sopha neben Emma Lyonna, die den Prinzen Albert, ihren Liebling, auf dem Schoße hielt, während der Prinz Leopold seinen Kopf an die Schulter der Königin lehnte.

Die vier Prinzessinnen saßen theils um ihre Mutter herum, theils lagen sie auf dem Teppich.

Acton, Sir William und der Fürst von Castelcicala standen miteinander sprechend in der Brüstung eines Fensters und hörten den Wind pfeifen und den Regen gegen die Fensterscheiben anschlagen.

Eine andere Gruppe von Ehrendamen, unter welcher man die Gräfin von San Marco, die intime Vertraute der Königin, bemerkte, stand um einen Tisch herum.

Fern von Allen und in dem Dunkel kaum sichtbar, zeigte sich die Gestalt des Secretärs Dick, welcher nur erst diesen selben Tag so geschickt und treu die Befehle seines Herrn und der Königin ausgeführt, welche er hinfort auch ein wenig als *seine* Herrin betrachten konnte.

Beim Eintritt des Königs erhoben sich Alle und wendeten sich nach ihm herum. Er gab jedoch

ein Zeichen mit der Hand, daß Jeder an seinem Platze bleiben solle.

»Laffen Sie sich nicht stören,« sagte er. »Laffen Sie sich nicht stören. Es lohnt nicht mehr der Mühe.«

Und er setzte sich in einen Lehnstuhl in der Nähe der Thür, durch welche er eingetreten war, und nahm Jupiters Kopf zwischen seine Knie.

Der kleine Prinz Albert, welcher von der Königin nicht sonderlich geliebt, die jedem Kinde so kostbare und so nothwendige Liebe, die er von seiner Mutter vergebens erwartete, bei Andern suchte, glitt, als er die Stimme seines Vaters vernahm, von Emmas Schoß herab, kam auf den König zu und bot ihm seine bleiche, ein wenig krankhaft aussehende, von einem Wald blonden Haares umrahmte Stirn.

Der König strich das Haar des Knaben auf die Seite, küßte ihn auf die Stirn und schickte ihn, nachdem er ihn einen Augenblick lang an seine Brust gedrückt und gedankenvoll betrachtet, zu Emma Lyonna zurück, welche der Knabe seine »kleine Mutter« nannte.

Dumpfes Schweigen herrschte in dem düstern Gemach, und Diejenigen, welche sprachen, thaten dies in leisem Tone.

Es war halb elf Uhr, als der Graf von Thurn, der mit dem Marquis von Nizza, dem Commandanten der portugiesischen Flotte, unter Nelsons Befehle stand, durch das kleine Pfortchen und die Wendeltreppe sich in den Palast begeben sollte. Er hatte zu diesem Zwecke den Schlüssel zu einem der Gemächer des Königs erhalten, welches mittelst einer einzigen festen, beinahe massiven Thür mit diesem Ausgang in Verbindung stand, der in den Kriegshafen führte.

Die Pendule schlug mitten unter dem herrschenden Schweigen halb elf.

Unmittelbar darauf hörte man an die Verbindungsthür pochen.

Warum pochte der Graf von Thurn, anstatt zu öffnen, da er ja den Schlüssel hatte?

Unter den Umständen, in welchen man sich befand, ward Alles, was in einer andern Situation bloß eine Ursache zur Unruhe gewesen wäre, zu einer Ursache der Furcht und des Schreckens.

Die Königin zuckte zusammen und erhob sich.

»Was gibt's?« fragte sie.

Der König begnügte sich hinzuschauen. Er wußte nichts von den getroffenen Verfügungen.

»Nun,« sagte Acton immer ruhig und logisch, »es kann ja weiter Niemand sein als der Graf von Thurn.« »Aber warum pocht er, da ich ihm ja einen Schlüssel gegeben habe?«

»Wenn Eure Majestät erlaubt, sagte er, »so will ich gehen und nachsehen.«

»Ja, gehen Sie,« antwortete die Königin.

Acton zündete ein Licht an und ging hinaus in den Corridor.

Die Königin folgte ihm mit besorgten Blicken. Das bisher unheimliche Schweigen ging in Todtenstille über.

Nach Verlauf von einigen Augenblicken trat Acton wieder ein.

»Nun?« fragte die Königin.

»Die Thür,« antwortete er, »ist wahrscheinlich lange nicht geöffnet worden und der Schlüssel ist daher im Schlosse zerbrochen. Der Graf pochte, um zu erfahren, ob es ein Mittel gäbe, die Thür von innen zu öffnen. Ich habe es versucht, aber es ist nicht möglich.«

»Was sollen wir dann thun?«

»Wir müssen die Thür einschlagen lassen.«

»Haben Sie dem Grafen Befehl dazu gegeben?«

»Ja, Madame, und er führt ihn bereits aus.«

In der That vernahm man das Getöse von kräftigen, gegen die Thür geführten Streichen und dann das Krachen der brechenden Thür.

Dieser Lärm hatte etwas Unheimliches und Furchterregendes.

Tritte näherten sich, die Thüre des Salons öffnete sich und der Graf von Thurn trat ein.

»Ich bitte Eure Majestäten,« sagte er, »um Verzeihung für den Lärm, den ich gemacht, und für die Mittel, die ich gezwungen gewesen bin anzuwenden. Das Zerbrechen des Schlüssels war aber ein Unfall, den man unmöglich voraussehen konnte.«

»Es ist eine Vorbedeutung,« sagte die Königin.

»Wenn es eine Vorbedeutung ist,« entgegnete der König mit seinem natürlichen gesunden Verstand, »so ist es auf alle Fälle die, daß wir besser thun würden, zu bleiben als fortzugehen.«

Die Königin fürchtete, daß ihr erhabener Gemahl eine Anwendung von Willenskraft haben könnte.

»Gehen wir,« sagte sie daher hastig.

»Es ist Alles bereit, Madame,« sagte der Graf von Thurn, »ich bitte jedoch um die Erlaubniß, dem König eine Ordre mitzutheilen, welche ich heute Abend von dem Admiral Nelson erhalten habe.«

Der König erhob sich und näherte sich dem Armleuchter, in dessen Nähe der Graf von Thurn ihn mit einem Papier in der Hand erwartete.

»Lesen Sie, Sire,« sagte der Graf.

»Die Ordre ist englisch geschrieben,« sagte der König, »und ich verstehe nicht englisch.«

»Ich werde es Eurer Majestät übersetzen. Die Ordre lautet:

»An den Admiral Grafen von Thurn.

»Golf von Neapel, am 21. December.

»Die neapolitanischen Fregatten und Corvetten sind zum verbrannt werden bereit zu machen.«

»Was sagen Sie?« fragte der König.

Der Graf von Thurn wiederholte:

»Die neapolitanischen Fregatten und Corvetten sind zum verbrannt werden bereit zu machen.«

»Wissen Sie gewiß, daß Sie sich nicht irren?«, fragte der König.

»Ich irre mich nicht, Sire.«

»Und warum sollen Fregatten und Corvetten verbrannt werden, die so viel Geld gekostet und zu deren Erbauung zehn Jahre Zeit erforderlich gewesen sind?«

»Damit sie nicht den Franzosen in die Hände fallen, Sire!«

»Aber könnte man sie nicht mit nach Sicilien führen?«

»Lord Nelsons Ordre lautet einmal so, Sire, und eben deswegen habe ich die Eurer Majestät mittheilen wollen, ehe ich sie an den Marquis von Nizza befördere, welcher mit der Vollziehung beauftragt ist.«

»Sire, Sire,« sagte die Königin, indem sie sich dem König näherte, »wir verlieren kostbare

Zeit um einer Bagatelle willen.«

»Zum Teufel, Madame,« rief der König. »Sie nennen das eine Bagatelle! Sehen Sie das Budget der Marine während der letzten zehn Jahre nach und Sie werden finden, daß diese Bagatelle sich auf mehr als hundertundsechzig Millionen beläuft.«

»Jetzt schlägt es elf Uhr, Sire,« sagte die Königin, »und Mylord Nelson erwartet uns.«

»Sie haben Recht,« sagte der König, »und Mylord Nelson ist nicht der Mann, der gern wartet, wäre es selbst auf einen König oder eine Königin. – Sie werden die Befehle des Mylord Nelson befolgen, Herr Graf, Sie werden meine Flotte verbrennen. Was England nicht zu nehmen wagt, verbrennt es. Ach, mein armer Caracciolo, Du hattest wohl Recht, und ich habe sehr unrecht gethan, daß ich deinen Rathschlägen nicht gefolgt bin. Gehen wir, meine Herren; gehen wir, meine Damen; lassen wir Mylord Nelson nicht warten.«

Und der König ging, das Licht aus Acton's Händen nehmend, voran.

Alle Uebrigen folgten ihm.

Nicht blos die neapolitanische Flotte war verurtheilt, sondern der König hatte nun auch seine eigene Verurtheilung unterzeichnet.

Wir haben seit jenem 21. Dezember 1798 so viel königliche Fluchten gesehen, daß es heutzutage beinahe nicht mehr der Mühe verlohnt, sie zu beschreiben. Ludwig der Achtzehnte, der am 20. März die Tuileries verließ; Carl der Zehnte, der am 29. Juli die Flucht ergriff; Ludwig Philipp, welcher am 24. Februar dasselbe that, haben uns eine dreifache Varietät dieser gezwungenen Abreisen gezeigt.

Auch vor nur erst wenigen Jahren haben wir in Neapel den Enkel denselben Corridor wie der Großvater passieren, dieselbe Treppe hinabsteigen und den geliebten Boden des Vaterlands gegen die bittere Verbannung umtauschen gesehen.

Nur sollte der Großvater zurückkehren, während der Enkel aller Wahrscheinlichkeit nach auf immer verbannt ist.

Zu jener Zeit aber war es Ferdinand, welcher zu dieser nächtlichen verstohlenen Abreise den Weg zeigte.

Schweigend ging er entlang, aufmerksam horchend und mit pochendem Herzen.

Auf der Mitte der Treppe, an einem auf den sogenannten Riesenhügel gehenden Fenster angelangt, glaubte er Geräusch auf diesem Hügel zu hören, welcher ziemlich steil von dem Palaisplatze nach der Straße Chiatamone hinabführt.

Er blieb stehen, und da dasselbe Geräusch zum zweiten Mal an sein Ohr schlug, so blies er sein Licht aus, und Alle befanden sich nun im Finstern.

Man mußte demgemäß tastend und Schritt um Schritt die schmale, schwierig zu begehende Treppe weiter hinabsteigen. Sie war sehr steil und, da sie kein Geländer hatte, gefährlich. Indessen man gelangte ohne Unfall bis auf die letzte Stufe hinab und fühlte den freien feuchten Hauch der äußeren Luft.

Man war nun blos noch wenige Schritte von den Einschiffungsplatz entfernt.

In dem Kriegshafen war das zwischen den Steindämmen des Molo und denen des Handelshafens gefangen gehaltene Meer ziemlich ruhig.

Man fühlte aber, daß der Wind heftig wehte, und hörte das Tosen der Wogen, welche sich wüthend an den Gestade brachen.

Als man auf die Art Kai gelangte, welcher sich an den Mauern des Schlosses hinzieht, warf

der Graf von Thurn einen raschen fragenden Blick gegen Himmel.

Dieser war mit schweren, rasch und tiefgehenden Wolken bedeckt. Es war als ob ein Luftmeer über dem der Erde rollte und sich herabsenkte, um seine Wogen mit dem des letzteren zu mischen.

In dem engen Zwischenraume, der zwischen den Wolken und dem Wasser vorhanden war, brausten die Stöße jenes furchtbaren Südwestwindes, welcher die Schiffbrüche und Unfälle veranlaßt, deren Zeuge der Golf von Neapel in den schlimmen Tagen des Jahres so oft ist.

Der König bemerkte den unruhigen Blick des Grafen von Thurn.

»Wenn das Wetter zu ungünstig ist,« sagte er, »so sollten wir uns in dieser Nacht nicht einschiffen.«

»Aber es ist Mylords Ordre,« antwortete der Graf »Indessen wenn Eure Majestät sich durchaus weigern –«

»Es ist Mylords Ordre! es ist Mylords Ordre!« wiederholte der König ungeduldig. »Wenn aber nun Lebensgefahr dabei ist? Wollen Sie uns für uns stehen, Graf?«

»Ich werde Alles, was in der Macht eines mit Wind und Meer kämpfenden Menschen steht, thun, um Sie an Bord des »Vanguard« zu bringen.«

»Aber zum Teufel, das ist keine Garantie. Würden Sie sich wohl in einer solchen Nacht einschiffen?«

»Eure Majestät sehen, daß ich bloß auf Sie warte, um Sie an Bord des Admiralschiffes zu bringen.«

»Ich meine, wenn Sie an meiner Stelle wären?«

»Wenn ich an Euer Majestät Stelle wäre und Befehle nur von den Umständen und von Gott zu empfangen hätte, dann würde ich mir die Sache allerdings noch reiflicher überlegen.«

»Nun, fragte die Königin ungeduldig, ohne jedoch – so mächtig ist das Gesetz der Etikette – vor ihrem Gemahl in das Boot zu steigen zu wagen, »nun, worauf warten wir?«

»Worauf wir warten?« rief der König.

»Hören Sie nicht, was der Graf von Thurn sagt? Das Wetter ist schlecht, er bürgt nicht für unser Leben und sogar Jupiter gibt mir, an seiner Leine zerrend, den Rath, in den Palast zurückzukehren.«

»Nun, so kehren Sie doch dahin zurück, Sire, und lassen Sie uns Alle in Stücke reißen, wie Sie heute einen Ihrer treuesten Diener in Stücke reißen gesehen haben. Was mich betrifft, so ist mir das Meer mit seinen Stürmen immer noch lieber als Neapel mit seiner Bevölkerung.«

»Meinen treuen Diener beklage ich mehr als irgend Jemand, ich bitte Sie, mir dies zu glauben – besonders jetzt, wo ich weiß, was ich von seinem Tode zu denken habe. Was jedoch Neapel und seine Bevölkerung betrifft, so bin nicht ich es, der etwas davon zu fürchten hätte.«

»Ja, ich weiß das. Da dieses Volk in Ihnen einen Repräsentanten sieht, so betet es Sie an. Ich aber, die ich nicht so glücklich bin, mich dieser Sympathien zu erfreuen, ich gehe.«

Und trotz des der Etikette gebührenden Respects stieg die Königin zuerst in das Boot.

Die jungen Prinzessinnen und der Prinz Leopold, welche daran gewöhnt waren, der Königin mehr als dem König zu gehorchen, folgten ihr, wie junge Schwäne ihrer Mutter folgen.

Nur der kleine Prinz Albert ließ Emma Lyonnas Hand los, lief auf den König zu, faßte ihn am Arme und sagte, indem er ihn nach dem Boote fortzuzerren suchte:

»Komm mit, Papa!«

Der König war gewohnt, nur dann Widerstand zu leisten, wenn er von Jemand anders unterstützt ward. Er schaute sich um, ob Jemand da wäre, der ihm Beistand leisten könnte. Aller Augen senkten sich aber vor seinem Blick, obschon in demselben mehr der Ausdruck einer Bitte als einer Drohung lag.

Die Königin hatte bei den Einen die Furcht, bei den Andern den Egoismus zu Bundesgenossen.

Er fühlte sich vollständig allein und verlassen, senkte das Haupt, ließ sich von dem kleinen Prinzen führen, zog seinen Hund, den Einzigen, der wie er der Meinung war, daß man das Land nicht verlassen solle, nach, stieg seinerseits in das Boot und setzte sich auf eine besondere Bank, indem er sagte:

»Da Ihr es einmal Alle wollt – komm, Jupiter, komm!«

Kaum hatte der König Platz genommen, so commandierte der Lieutenant, welcher für das Boot des Königs die Stelle des Hochbootsmannes versah:

»Abstoßen!«

Zwei mit Stangen bewaffnete Matrosen stießen das Boot von dem Kai ab, die Ruder senkten sich und die Barke schwamm nach dem Ausgange des Hafens.

Die zur Aufnahme der übrigen Passagiere bestimmten Boote näherten sich eins nach dem andern dem Einschiffungsplatz, empfingen ihre edle Ladung und folgten der königlichen Barke.

Diese verstohlene Flucht in der Nacht, trotz Sturmgeheul und Wogengebraus, bildete einen schroffen Gegensatz zu jenem Freudenfest des 2. September, wo man unter den glühenden Strahlender Herbstsonne, auf dem spiegelglatten Meer, unter den Tönen von Cimarosa's Musik, bei Glockengeläute und Kanonendonner, dem Sieger von Abukir entgegengefahren war.

Kaum waren drei Monate vergangen und schon sah man, um diesen Franzosen zu entfliehen, deren Niederlage man allzufrüh gefeiert, sich genöthigt, um Mitternacht, im Finstern, bei hochgehendem Meer, die Gastfreundschaft desselben »Vanguard« in Anspruch zu nehmen, den man damals im Triumphe empfangen.

Jetzt handelte es sich vor allen Dingen darum, zu wissen, ob man ihn erreichen könnte.

Nelson hatte sich dem Eingange des Hafens so weit genähert, als die Sicherheit seines Schiffes ihm erlaubte. Dennoch war immer noch zwischen dem Kriegshafen und dem Admiralschiffe eine Viertelmeile zurückzulegen. Während dieser Fahrt konnten die Boote zehnmal umschlagen und untergehen.

In der That, je mehr die königliche Barke – und man wird uns erlauben, daß wir unter diesen ernsten Umständen uns ganz besonders mit dieser beschäftigen – je mehr die königliche Barke sich dem Ausgange des Hafens näherte, desto wirklicher und drohender erschien die Gefahr.

Das Meer warf, wie wir bereits bemerkt, unter der Gewalt des Südwestwindes, der von den Küsten Afrikas und Spaniens kommt, zwischen Sicilien und Sardinien, zwischen Ischia und Capri durchgeht, ohne von den Balearischen Inseln bis zum Fuße des Vesuv auf irgend ein Hinderniß zu stoßen, ungeheure Wellen, welche, indem sie sich dem Lande näherten, sich auf sich selbst zurückwarfen und diese gebrechlichen Fahrzeuge in ihren nassen Wölbungen zu verschlingen drohten, welche in der Finsterniß wie die Rachen gefräßiger Ungeheuer erschienen.

Als man sich der Grenze näherte, wo man aus einem verhältnißmäßig ruhigen in ein wüthendes Meer übergehen sollte, fühlte selbst die Königin, wie ihr der Muth zu entsinken und

ihr Entschluß wankend zu werden drohte.

Der König saß stumm und unbeweglich, hielt seinen Hund zwischen den Knien und krampfhaft am Halse gefaßt, während er mit starrem, von der Furcht erweitertem Auge die langen Wogen betrachtete, welche wie eine Heerde Seerosse gegen den Molo anrannten, an dieser granitenen Schranke zerschellend einen unheimlichen Klage-ton hören ließen und einen ungreifbaren, zitternden Schaum über die Mauer spritzten, welcher in der Finsterniß wie ein Silberregen aussah.

Trotz dieses furchtbaren Schauspiels, welches das Meer darbot, versuchte der Graf von Thurn, den empfangenen Befehlen gemäß, das Hinderniß zu überwinden und den Widerstand zu zähmen.

Im Vordertheile der Barke mit jenem sichern. Gleichgewicht des Seemanns, welches nur eine Frucht mehrjähriger Schifffahrt ist, wie an den Boden angewurzelt stehend, bot er dem Wind, der ihm den Hut genommen, und dem Meer, welches ihn mit seinem Schaum bedeckte, kühn Trotz und ermuthigte die Ruderer durch den von Zeit zu Zeit wiederholten monotonen, aber festen, lauten Ruf:

»Immer frisch! immer frisch!«

Die Barke schwamm weiter.

Als sie aber an der von uns erwähnten Grenze anlangte, ward der Kampf ernsthaft. Dreimal überstieg das siegreiche Fahrzeug die Wogen und glitt den entgegengesetzten Abhang hinab, dreimal aber warf die nächstfolgende Welle es wieder zurück.

Der Graf von Thurn sah selbst ein, daß es Wahnsinn wäre, mit einem solchen Gegner zu kämpfen, und drehte sich herum, um den König zu fragen :

»Sire, was befehlen Sie? Er hatte aber nicht einmal Zeit diese Frage vollständig auszusprechen. Während der Bewegung, die er machte, während der Secunde, die er so unklug war die Führung der Barke aufzugeben, schlug eine Welle, höher und wüthender als alle vorhergegangenen, über das Fahrzeug hinweg und bedeckte es mit Wasser.

Die Barke erzitterte und krachte. Die Königin und die jungen Prinzen, welche glaubten, ihr letztes Stündlein habe geschlagen, erhoben ein lautes Geschrei und der Hund ließ ein dumpfes Geheul hören.

»Zurück!« rief der Graf von Thurn. »Bei einem solchem Wetter in See stechen wollen, hieße Gott versuchen. Uebrigens wird das Meer gegen fünf Uhr Morgens wahrscheinlich ruhig werden.«

Die über den ihnen erheilten Befehl augenscheinlich nicht wenig erfreuten Matrosen ruderten sofort in den Hafen zurück und wollten an der nächstgelegenen Stelle des Kaies anlegen.

Zweites Capitel.

Worin Michele sich mit dem Beccajo in allem Ernste veruneinigt.

Die fürstlichen Flüchtlinge waren nicht die einzigen, welche in jener furchtbaren Nacht mit dem Sturme und dem Meere zu kämpfen hatten.

Gegen halb drei Uhr war der Chevalier San Felice, seiner Gewohnheit gemäß, nach Hause zurückgekommen und hatte mit einer Aufregung, die sonst gar nicht in seiner Gewohnheit lag, zweimal gerufen:

»Luisa! Luisa!«

Luisa eilte sofort hinaus in den Corridor, denn als sie die Stimme ihres Gatten vernahm, verrieth der Ton derselben ihr sofort, daß etwas Außerordentliches vorgegangen war, und als sie ihn sah, ward sie davon überzeugt.

Der Chevalier war in der That sehr bleich.

Von den Fenstern der Bibliothek aus hatte er gesehen, was in der Straße San Carlo geschehen war, nämlich die Ermordung des unglücklichen Ferrari.

Da der Chevalier trotz seines sanften Aeußern außerordentlichen Muth besaß, und zwar jenen Muth, welcher großen Herzen ein tiefes Gefühl von Menschlichkeit verleiht, so war seine erste Bewegung gewesen, hinunter und dem Courier zu Hilfe zu eilen, in welchem er den des Königs recht wohl erkannte. An der Thür der Bibliothek ward er jedoch von dem Kronprinzen aufgehalten, der mit seiner schmeichelnden kalten Stimme ihn fragte:

»Wo wollen Sie hin, San Felice?«

»Wo ich hin will, wo ich hin will?« antwortete San Felice. »Wissen Eure Hoheit denn nicht, was vorgeht?«

»O doch, ich weiß es. Man ermordet einen Menschen. Ist es aber etwas so Seltenes, wenn in den Straßen von Neapel ein Mensch ermordet wird, daß Sie sich in so hohem Grade damit beschäftigen?«

»Aber der, welchen man jetzt ermordet, ist ein Diener des Königs.«

»Ich weiß es.«

»Es ist der Courier Ferrari.«

»Ich habe ihn erkannt.«

»Aber warum erwürgt man einen Unglücklichen unter dem Rufe: Nieder mit den Jakobinern! da doch im Gegentheile dieser Unglückliche einer der treuesten Diener des Königs ist?«

»Wie? Warum? Haben Sie die Correspondenz Macchiavellis, des Vertreters der herrlichen florentinischen Republik in Bologna, gelesen?«

»Allerdings habe ich sie gelesen, gnädigster Herr.«

»Nun, dann kennen Sie also wohl die Antwort, welche er den florentinischen Magistratspersonen in Bezug auf die Ermordung Ramiro's d'Orco gab, dessen Körper man

geviertheilt an den vier Ecken des Marktplatzes von Imola auf vier Pfähle gespießt gefunden?«

»Ramiro d'Orco war wohl ein Florentiner?«

»Ja und deswegen glaubte der Senat von Florenz das Recht zu haben, von dem Gesandten nähere Auskunft über diesen seltsamen Mord zu verlangen.«

San Felice dann eine Weile nach und sagte dann:

»Ja; Macchiavelli antwortete: Erlauchte Herren, ich kann Ihnen über den Tod des Ramiro d'Orco weiter nichts sagen, als daß Cäsar Borgio der Fürst ist, welcher es am besten versteht, die Menschen, je nach ihrem Verdienst, zu erheben und zu vernichten!«

»Wohlan, entgegnete der Herzog von Calabrien mit mattem Lächeln, »dann steigen Sie nur wieder auf Ihre Leiter, mein lieber Chevalier, und erwägen Sie die Antwort Macchiavellis.«

Der Chevalier stieg wieder auf seine Leiter und hatte noch nicht die drei ersten Stufen erstiegen, so begriff er auch schon, daß eine Hand, welche Interesse an Ferraris Tod besaß, die Schläge, die ihn getroffen, geleitet hatte.

Eine Viertelstunde später rief man den Prinzen im Auftrag seines Vaters.

»Verlassen Sie den Palast nicht eher, als bis Sie mich wieder gesehen haben werden,« sagte der Herzog von Calabrien zu dem Chevalier, »denn aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich Ihnen etwas Neues mitzutheilen haben.«

In der That trat noch vor Ablauf einer Stunde der Prinz wieder ein.

»San Felice,« sagte er, »Sie erinnern sich wohl noch des mir gegebenen Versprechens, mich nach Sicilien zu begleiten?«

»Ja, Hoheit.«

»Sind Sie immer noch bereit, dieses Versprechen zu halten?«

»Ja wohl, nur –«

»Was?«

»Als ich meiner Gattin erzählte, welche Ehre Eure Hoheit mir zu erzeigen gesonnen sind –«

»Nun?«

»Verlangte sie mich begleiten zu dürfen.«

Der Prinz stieß einen Freudenruf aus.

»Dank für diese gute Nachricht, Chevalier!« rief er. »Ah, dann wird also die Prinzessin eine Begleiterin haben, die ihrer würdig ist. Ihre Gattin, San Felice, ist das Musterbild der Frauen, dies weiß ich, und Sie werden sich erinnern, daß ich sie zur Ehrendame der Prinzessin verlangte, denn sie wäre nicht bloß dem Namen, sondern auch der That nach eine wirkliche Ehrendame gewesen. Sie wollten aber damals nicht. Heute kommt sie von selbst zu uns. Sagen Sie ihr, mein lieber Chevalier, daß sie willkommen sein wird.«

»Ich werde es ihr sagen, Hoheit.«

»Warten Sie doch. Ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt.«

»Ich höre.«

»Noch diese Nacht reisen wir Alle ab.«

Der Chevalier machte große Augen.

»Ich glaubte,« sagte er, »der König hätte beschlossen, nur im äußersten Nothfalle fortzugehen.«

»Ja, aber durch Ferraris Ermordung sind alle seine Entschlüsse über den Haufen geworfen

worden. Um halb elf Uhr verläßt er das Schloß und begibt sich mit der Königin, den Prinzessinnen, meinen beiden Brüdern, den Gesandten und den Ministern an Bord von Lord Nelsons Schiff.«

»Aber warum nicht an Bord eines neapolitanischen Schiffes? Nach meiner Ansicht ist es eine Beleidigung für die ganze neapolitanische Marine, wenn er auf diese Weise einem englischen Schiffe den Vorzug gibt.«

»Die Königin hat es so gewollt, und ohne Zweifel zur Entschädigung soll ich die Reise mit dem Schiffe des Admirals Caracciolo machen. Folglich werden Sie sich mit mir an Bord dieses Schiffes begeben.«

»Zu welcher Stunde?«

»Dies weiß ich selbst noch nicht. Ich werde es Ihnen sagen lassen. Auf alle Fälle halten Sie sich bereit. Wahrscheinlich wird es zwischen zehn Uhr und Mitternacht geschehen.«

»Sehr wohl, Hoheit.«

Der Prinz ergriff die Hand des Chevaliers, sah ihn an und sagte:

»Sie wissen, daß ich auf Sie rechne.«

»Sie haben mein Wort, Hoheit,« antwortete San Felice, sich verneigend; »und die Ehre, Sie zu begleiten, ist für mich zu groß, als daß ich nur einen Augenblick lang zögern sollte, sie anzunehmen.«

Nachdem der Chevalier dies gesagt, nahm er Hut und Regenschirm und entfernte sich.

Die immer noch grollende Menge erfüllte die Straßen. Auf dem Platze des Palastes selbst hatte man zwei oder drei Feuer angezündet, woran man Fleischstücke von Ferraris Pferd auf den glühenden Kohlenbriet.

Was den unglücklichen Courier betraf, so war er in Stücke zerrissen worden. Der Eine hatte die Beine, der Andere die Arme genommen; dann hatte man Alles auf spitzige Stöcke – die Lazzaronis hatten damals noch weder Piken noch Bajonette – gespießt und trug diese scheußlichen Trophäen unter dem Rufe: »Es lebe der König! Nieder mit den Jakobinern!« in den Straßen umher.

Am Riesenhügel begegnete der Chevalier dem Beccajo, welcher sich des Kopfes des Gemordeten bemächtigt, ihm eine Orange in den Mund gesteckt hatte und diesen Kopf auf der Spitze eines Stockes umhertrug.

Als der Beccajo einen Mann in guter Kleidung – was in Neapel das Kennzeichen des Liberalismus war – erblickte, kam er auf die Idee, den Chevalier zu zwingen, Ferraris Kopf zu küssen.

Wir haben jedoch schon gesagt, daß der Chevalier nicht der Mann war, welcher sich fürchtete. Er weigerte sich, dem an ihn gestellten Verlangen zu willfahren und stieß den elenden Mörder mit Entrüstung zurück.

»Verwünschter Jakobiner!« rief der Beccajo; »ich will, daß Du diesen Kopf küssest und, mannaggia la Madonna, Du wirst ihn küssen!«

Mit diesen Worten drang er wieder auf den Chevalier ein.

Dieser, welcher weiter keine Waffe hatte, als seinen Regenschirm, setzte sich mit demselben zur Wehre.

Bei dem Rufe: »Der Jakobiner! der Jakobiner!« kamen alle jene Verworfenen, für welche dieser Ruf ein Versammlungssignal war, herbeigeeilt und schon bildete sich ein drohender Kreis

um den Chevalier, als ein junger Mann diesen Ring durchbrach, den Beccajo durch einen Stoß vor die Brust zehn Schritte weit hinwegschleuderte, seinen Säbel zog, und sich vor den Chevalier stellte.

»Das wäre kein übler Jakobiner!« rief er dann. »Der Chevalier San Felice, Bibliothekar Seiner königlichen Hoheit des Prinzen von Calabrien, sollte ein Jakobiner sein! Ich frage,« fuhr er fort, indem er mit seinem Säbel die Mühle machte, »ich frage, was wollt Ihr denn von dem Chevalier San Felice?«

»Capitän Michele!« riefen die Lazzaroni. »Es lebe der Capitän Michele! Er ist einer der Unsern!«

»Jetzt gilt es nicht, zu rufen: Es lebe der Capitän Michele! sondern vielmehr: Es lebe der Chevalier San Felice! und zwar sogleich.«

Die Menge, welcher es ganz gleich ist, ob sie schreit: »Es lebe der und der !« oder: »Nieder mit dem und dem!« dafern sie nur überhaupt schreien kann, heulte wie aus einer einzigen Kehle:

»Es lebe der Chevalier San Felice!«

Nur der Beccajo schwieg

»Na,« sagte Michelle zu ihm, »wenn Du auch vor der Thür seines Gartens Dir deine Narbe geholt hat, so ist dies doch kein Grund für Dich, nicht auch zu rufen: Es lebe der Chevalier!«

»Und wenn es mir nun nicht beliebt, so zu rufen?« entgegnete der Beccajo.

»Auf das, was Dir beliebt, kommt es jetzt nicht an, sondern nur auf das, was mir beliebt. Entweder,« fuhr Michele fort, »rufst Du: Es lebe der Chevalier San Felice! und zwar auf der Stelle, oder ich schlage Dir auch noch das andere Auge aus deinem Kopf.«

Und Michele schwang seinen Säbel über den Kopf des Beccajo, welcher sehr bleich ward, und zwar mehr aus Angst als vor Zorn.

»Mein Freund, mein guter Michele,« sagte der Chevalier, »laß diesen Menschen in Ruhe. Du siehst ja, daß er mich nicht kennt.«

»Aber wenn er Sie nicht kennt, warum wollte er Sie denn zwingen, den Kopf des Unglücklichen zu küssen, welchen er umgebracht hat? Allerdings wäre es immer noch besser, diesen Kopf, welcher der eines ehrlichen Mannes ist, zu küssen als den einigen, welcher einem Schurken angehört.«

»Hört Ihr es!« heulte der Beccajo.

»Er nennt Jakobiner ehrliche Leute!«

»Schweig, Elender! Dieser Mann war kein Jakobiner, das weißt Du recht wohl. Es war Antonio Ferrari, der Courier des Königs und einer der entschlossensten Diener Seiner Majestät. Wenn Ihr mir nicht glaubt, so fragt hier den Chevalier. Herr Chevalier, sagen Sie diesen Leuten, welche nicht böse sind, aber das Unglück hatten, einem Bösewicht zu folgen, sagen Sie ihnen, wer der arme Antonio war.«

»Meine Freunde, sagte der Chevalier, »Antonio Ferrari, welcher umgebracht worden, ist in der That das Opfer eines beklagenswerthen Irrthumes, denn er war einer der eifrigsten Diener eures guten Königs, welcher in diesem Augenblicke seinen Tod beweint.«

Die Menge hörte mit Bestürzung zu.

»Jetzt wage noch zu sagen, daß dieser Kopf nicht der Ferraris ist und daß Ferrari nicht ein ehrlicher Mann war! Sag' es! So lag es doch, damit ich Gelegenheit habe, Dir die andere Hälfte deines Gesichtes herunter zu hauen.«

Und Michele hob seinen Säbel über den Beccajo.

»Gnade!« rief dieser, indem er auf die Knie niedersank. »Ich will Alles sagen, was Du verlangt.«

»Und ich, ich will nur Eins sagen, nämlich, daß Du ein Bube bist. Mach, daß Du fortkommst, und wenn Du mir jemals wieder in den Weg geräthst, so trage Sorge, mir auf zwanzig Schritte rechts oder links auszuweichen.«

Der Beccajo entfernte sich unter dem Hohngeschrei dieser Menge, welche ihm einen Augenblick vorher noch Beifall zujauchzte und die sich in zwei Banden theilte.

Die eine folgte dem Beccajo, indem sie ihn mit Schimpfreden überhäufte, die andere dagegen Michele und dem Chevalier, indem sie rief:

»Es lebe Michele! Es lebe der Chevalier San Felice!«

Michele blieb an der Thür des Gartens stehen, um seine Escorte zu verabschieden.

Der Chevalier ging in sein Haus hinein und rief, wie wir bereits erwähnt, Luisa.

Wir haben so eben erzählt, was er von den Fenstern der Bibliothek aus mit angesehen und was ihm auf dem Riesenhügel begegnet war – zwei Dinge, die unserer Meinung nach hinreichend waren, um seine Blässe zu erklären.

Kaum hatte er Luisa den Grund mitgetheilt, der ihn zurückführte, so ward sie ihrerseits bleicher als er. Sie entgegnete jedoch kein Wort, sie machte keine Bemerkung, sondern fragte bloß:

»Wann wird die Abreise erfolgen?«

»Zwischen zehn Uhr und Mitternacht,« antwortete der Chevalier.

»Ich werde bereit sein,« sagte sie. »Mache Dir keine Sorge um mich, mein Freund.«

Und sie zog sich unter dem Vorwande, ihre Anstalten zur Abreise zu treffen, in ihr Zimmer zurück, indem sie zugleich Befehl gab, das Diner wie gewöhnlich um drei Uhr zu servieren.

Drittes Capitel.

Das Verhängniß.

Luisa hatte sich nicht in ihr Zimmer zurückgezogen, sondern in das Salvatos. In dem Kampfe zwischen der Pflicht und der Liebe hatte die erstere gesiegt, nachdem sie aber ihre Liebe der Pflicht geopfert, glaubte sie eben dadurch das Recht erworben zu haben, der Liebe ihre Thränen zu weihen.

Schon seit dem Tage, wo sie zu ihrem Gatten gesagt: »Ich werde mit Dir gehen,« hatte sie viel geweint.

Da sie nicht wußte, auf welchem Wege die Salvato ihre Briefe zusenden sollte, so hatte sie nicht an ihn geschrieben, wohl aber zwei anderweite Briefe von ihm empfangen.

Diese so feurige Liebe, diese so innige Freude, welche sie in jeder Zeile der Briefe des jungen Mannes fand, zerriß ihr das Herz, besonders wenn sie bedachte, welcher bitteren Täuschung Salvato zur Beute fallen würde, wenn er, erfüllt von Hoffnung und Gewißheit, das Fenster offen und Luisa in dem Zimmer glaubend, wo sie in diesem Augenblick so heiße Thränen des Schmerzes vergoß, Luisa abwesend und das Fenster verlassen fände.

Dennoch bereute sie nicht, was sie versprochen, oder wozu sie vielmehr sich erboten. Hätte sie noch einmal die Wahl gehabt, so würde sie jetzt, wo die Stunde der Abreise bevorstand, doch abermals so gehandelt haben, wie sie gethan.

Sie rief Giovannina.

Diese kam herbeigeeilt. Sie hatte von der Küche aus Michele gesehen und ahnte, daß etwas ganz Außerordentliches geschehen sei.

»Nina,« sagte ihre Herrin zu ihr, »diese Nacht verlassen wir Neapel. Ich beauftrage Dich, die Gegenstände, deren ich zum alltäglichen Gebrauche bedarf, zusammen und in einige Kisten zu packen. Du kennst diese Gegenstände ebenso gut als ich, nicht wahr?«

»Allerdings kenne ich sie,« antwortete die Dienerin, »und ich werde thun, was Sie mir befehlen, Signora. Vorher aber werden Sie die Güte haben, mir über etwas Aufschluß zu geben.«

»Worüber? sprich, Nina,« antwortete Luisa, ein wenig verwundert über die steigende Festigkeit, womit die Dienerin auf den ihr erheilten Befehl geantwortet.

»Nun, ich meine über die Worte: Wir verlassen Neapel, nicht wahr, so sagten Sie, Signora?«

»Allerdings sagte ich so.«

»Gedenken Sie mich mitzunehmen, Signora?«

»Wenn Du Lust hat, mitzugehen, ja; solltest Du dagegen keine Lust haben —«

Nina sah ein, daß sie ein wenig zu weit gegangen war.

»Wenn ich nur von mir abhinge, so würde ich Ihnen mit dem größten Vergnügen folgen bis ans Ende der Welt,« sagte sie »unglücklicherweise aber habe ich Familie.«

»Eine Familie zu haben, ist niemals ein Unglück, mein Kind,« sagte Luisa mit ihrer sich stets gleichbleibenden Sanftmuth.

»Entschuldigen Sie, Signora, wenn ich ein wenig zu frei mit der Sprache herausgehe —«

»Du bedarfst keiner Entschuldigung. Du hast eine Familie, sagtest Du, und diese Familie, wolltest Du sagen, wird nicht erlauben, daß Du Neapel verlässest.«

»Allerdings nicht, Signora, das weiß ich bestimmt,« antwortete Giovannina rasch.

»Aber,« fuhr Luisa fort, indem sie bedachte, daß es für Salvato weniger grausam sein würde, wenn er in ihrer Abwesenheit Jemanden fände, mit dem er von ihr sprechen könnte, als wenn die Thür verschlossen und das Haus stumm wäre, »aber würde deine Familie Dir wohl erlauben, daß Du als eine vertraute, mit der Bewachung des Hauses beauftragte Person hier bliebest?«

»O, was das betrifft, ganz gewiß!« rief Nina mit einer Lebhaftigkeit, welche Luisa, wenn sie die mindeste Ahnung von dem gehabt hätte, was in dem Herzen ihrer Dienerin vorging, die Augen hätte öffnen müssen.

Dann sich mäßigend setzte Nina hinzu:

»Es wird stets eine Ehre und eine Pflicht für mich sein, Ihrem Interesse dienen zu können, Signora.«

»Nun dann, Nina, dann wirst Du, obschon ich an deinen Dienst gewöhnt bin, hier bleiben,« sagte Luisa. »Vielleicht dauert unsere Abwesenheit nicht lange. Während dieser Abwesenheit wirst Du zu Allen, welche sich einfinden werden, um mich zu sehen – merke wohl, was ich sage, Nina – Du wirst sagen, die Pflicht meines Gemahls sei, dem Prinzen zu folgen, und *meine* Pflicht sei, meinem Gatten zu folgen. Du wirst sagen – denn Du, die Du selbst nicht Neapel verlassen willst, begreift besser als irgend Jemand, wie schwer mir dieser Abschied ankommt – Du wirst sagen, daß ich mit thränenden Augen mein erstes und zur Stunde der Abreise mein letztes Lebewohl jedem der Zimmer dieses Hauses und jedem der in diesen Zimmern enthaltenen Gegenstände sagte. Und wenn von diesen Thränen spricht, weißt Du, daß Du es nicht eitle Worte sind, denn Du hast sie selbst fließen sehen.«

Luisa brach bei diesen letzten Worten in lautes Schluchzen aus.

Nina betrachtete ihre Herrin mit einer gewissen Freude und benutzte den Umstand, daß Luisa, weil sie das Tuch vor die Augen hielt, nicht den flüchtigen Ausdruck lesen konnte, der über ihr Gesicht zuckte.

»Und,« hob sie zögernd an, »wenn nun Signor Salvato kommt, was soll ich diesem sagen?«

Luisa nahm das Tuch vom Gesicht und antwortete mit erhabener heiterer Ruhe:

»Daß ich ihn immer noch liebe und daß diese Liebe so lange dauern wird als mein Leben. Sage Michele, er solle nicht fortgehen. Ich habe vor meiner Abreise noch mit ihm zu sprechen und ich rechne darauf, daß er mich bis an das Boot geleitet.«

Nina verließ das Zimmer.

Als Luisa sich allein sah, drückte sie ihr Gesicht in das auf dem Bett liegen gebliebene Kopfkissen, ließ einen Kuß in der auf diese Weise bewirkten Vertiefung zurück und verließ das Zimmer ebenfalls.

Es hatte eben drei Uhr geschlagen und der Chevalier trat mit seiner gewohnten Pünktlichkeit, die durch nichts gestört werden konnte, durch die Thür seines Arbeitscabinets in das Speisezimmer, während Luisa durch die ihres Schlafzimmers hereintrat.

Michele stand draußen vor der Hausthür auf der Terrasse.

Der Chevalier suchte ihn mit den Augen.

»Wo ist denn Michele?« fragte er. »Er ist doch nicht schon wieder fort, hoffe ich?«

»Nein,« sagte Luisa, »hier ist er. Komm doch herein, Michele! Der Chevalier fragt nach Dir

und ich habe auch mit Dir zu sprechen.«

Michele trat ein.

»Du weißt wohl, was dieser junge Mann gethan hat?« fragte der Chevalier seine junge Gattin, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte.

»Nein,« antwortete Luisa, »jedenfalls aber ist es etwas Gutes gewesen.«

Dann setzte sie in wehmüthigem Tone hinzu:

»In der Marinella nennt man ihn Michele den Narren. Die Freundschaft aber, die er für uns hegt, vertritt, wenigstens in meinen Augen, bei ihm die Stelle des Verstandes.«

»Ach!«, rief Michele, »das war sehr gut gesagt.«

»Es lohnt allerdings nicht der Mühe, davon zu sprechen,« fuhr San Felice mit seinem gutmüthigen Lächeln fort. »Ich bin so zerstreut, daß ich, als ich nach Hause kam, Dir nichts davon gesagt habe. Er hat mir sehr wahrscheinlich das Leben gerettet.«

»Na, wenn es weiter nichts ist!« rief Michele dazwischen.

»Das Leben gerettet! Wieso denn?« fragte Luisa mit einer auffallenden Veränderung in ihrem Ton.

»Denke Dir, daß ein Bösewicht auf mich zukam, welcher mich zwingen wollte, den Kopf jenes unglücklichen Ferrari zu küssen, und der, weil ich dies nicht wollte, mich einen Jakobiner nannte! Es ist bei jetziger Zeit sehr gefährlich, ein Jakobiner genannt zu werden. Das Wort begann auch wirklich schon eine Wirkung zu äußern, Michele aber warf sich zwischen mich und die Menge, schwang seinen Säbel und der Mann ging fort, während er, glaube ich, noch Drohungen gegen mich ausstieß. Was konnte er denn gegen mich haben?«

»Nicht gegen Sie, sondern wahrscheinlich gegen Ihr Haus. Sie erinnern sich, was Doctor Cirillo Ihnen von einem Mord erzählte, welcher in der Nacht vom 22. zum 23. September unter Ihren Fenstern verübt ward. Dieser Mensch ist nun eben einer von jenen fünf oder sechs Schurken, welcher von dem, den sie ermorden wollten, selbst so trefflich bedient wurde.«

»Ah, also unter meinem Fenster hat er die Schmarre davongetragen, welche er unter dem Auge hat?«

»Sehr richtig.«

»Dann begreife ich, daß er diesen Ort mit ungünstigem Auge betrachtet. Aber was geht die Sache mich an?«

»Eigentlich nichts, wenn sie aber auf dem Altmarkt Geschäfte abzumachen haben, so möchte ich sagen: Wenn es Ihnen gleich ist, Herr Chevalier, so gehen Sie nicht ohne mich hin.«

»Ich verspreche es Dir Und nun umarme deine Schwester, mein Sohn, und setze Dich mit uns zu Tische.«

Michele war gewöhnt an diese Ehre, welche der Chevalier und Luisa ihm von Zeit zu Zeit erzeugten. Er machte daher keine Schwierigkeiten, die Einladung anzunehmen, besonders jetzt, wo er, zum Capitän ernannt, einige der Sprossen der sozialen Stufenleiter erstiegen, welche ihn früher von seinem edlen Freunde trennten.

Gegen vier Uhr fuhr ein Wagen an der Hausthür vor und Nina ließ den Secretär des Herzogs von Calabrien ein, welcher mit dem Chevalier in ein Cabinet ging, aber fast sofort wieder herauskam.

Michele hatte gethan, als ob er nichts sähe.

Als der Chevalier wieder aus seinem Cabinet herauskam und nachdem er den Secretär des Prinzen bis an seinen Wagen geleitet, gab er Luisa einen Wink, um sie zu fragen, ob er sie Michele anvertrauen könne.

Luisa, welche wußte, daß Michele noch weit eher für sie als für den Chevalier das Leben lassen würde, antwortete mit »Ja«.

Der Chevalier sah Michele einen Augenblick an.

»Mein lieber Michele,« sagte er zu ihm, »Du wirst uns versprechen, keinem Menschen, wer er auch sei, auch ein einziges Wort von dem Geheimniß mitzutheilen, welches ich im Begriffe stehe Dir anzuvertrauen.«

»Weißt Du, was es ist, Schwesterchen?«

»Ja.«

»Und es gilt also zu schweigen?«

»Du hörst, was der Chevalier Dir sagt.«

Michele machte sich ein Kreuz über den Mund.

»Sprechen Sie. – Es ist so gut, als ob der Beccajo mir die Zunge ausgeschnitten hätte.«

»Wohlan, Michele, diese Nacht reist Alles ab.«

»Wie so, Alles? Wer denn?«

»Der König, die Königin, die königliche Familie, wir selbst.«

Luisa traten die Thränen in die Augen.

Michele warf einen raschen Blick auf sie und sah diese Thränen.

»Und nach welchem Lande reist man denn?«, fragte Michele.

»Nach Sicilien.«

Der Lazzarone schüttelte den Kopf.

»Ich habe nicht die Ehre, zu den Rathgebern des Königs zu gehören,« sagte er dann; »wenn ich aber dazu gehörte, so würde ich zu ihm sagen: Sire, Sie haben Unrecht.«

»Ach, warum hat er nicht so freimüthige Rathgeber, wie Du einer bist, Michele!« sagte Luisa.

»Man hat es ihm gesagt, hob der Chevalier wieder an. »Der Admiral Caracciolo und der Cardinal Ruffo haben es ihm gesagt, die Königin hat aber Furcht, der Minister Acton hat Furcht und in Folge des heute von dem Volke verübten Mordes hat der König beschlossen abzureisen.«

»Ah!« sagte Michele, »nun fange ich an zu begreifen, warum ich unter der Zahl der Mörder Pasquale de Simone und den Beccajo sah. Was Fra Pacifico betrifft, so war der arme Mann dabei wie ein Esel, ohne zu wissen warum.«

»Aber Michele, fragte Luisa, »dann glaubst Du also, die Königin –«

»Still, still, Schwesterchen! In Neapel sagt man dergleichen Dinge nicht, sondern begnügt sich, sie zu denken. Doch gleichviel! Der König hat Unrecht. Wäre der König in Neapel geblieben, so kämen die Franzosen nimmermehr herein. Eher ließen wir uns Alle todtschlagen. Ha, wenn das Volk wüßte, daß der König fort will!«

»Ja, aber es darf es nicht wissen, Michele. Deshalb habe ich Dich schwören lassen, nichts von dem, was ich Dir mittheilen würde, weiter zu sagen. Also, diese Nacht reisen wir ab, Michele!«

»Und mein Schwesterchen auch?«, fragte Michele in einem Tone, aus welchem er nicht alle Ueberraschung bannen konnte.

»Ja, sie verlangt selbst mir zu folgen, das gute, liebe Kind,« sagte der Chevalier, indem er

seine Hand über den Tisch ausstreckte, um die Luisa's zu suchen.

»Ja,« sagte Michele, »Sie können sich rühmen, eine Heilige zur Gattin zu haben, Herr Chevalier.«

»Michele!« sagte Luisa.

»O, ich weiß, was ich sage. Und diese Nacht reisen Sie also ab? Madonna! Ich wollte, ich wäre Jemand, dann ginge ich auch mit.«

»O, komm' mit, Michele! komm' mit!« rief Luisa, welche in Michele einen Freund sah, mit dem sie von Salvato sprechen konnte.

»Unglücklicherweise ist es unmöglich, Schwesterchen,« antwortete der Lazzarone. »Ein Jeder hat seine Pflicht; Die deinige will, daß Du gehest, und die meinige befiehlt mir, zu bleiben. Ich bin Capitän und Volksanführer, und ich trage den Säbel nicht blos an der Seite, um über dem Kopfe des Beccajo die Windmühle zu machen, sondern um mich zu schlagen, um Neapel zu vertheidigen, um so viel Franzosen als möglich niederzuhauen.«

Luisa machte eine unwillkürliche Bewegung.

»O, sei unbesorgt, Schwesterchen, hob Michele lachend wieder an, »alle werde ich sie nicht umbringen.«

»Wohlan, um der Sache ein Ende zu machen,« fuhr der Chevalier fort, »wir schiffen uns heute Nacht an der »Vittoria« ein, um hinter dem Castell dell' Uovo an Bord der Fregatte des Admirals Caracciolo zu gehen. Ich wollte Dich bitten, deine Schwester nicht zu verlassen und im Nothfalle für sie im Augenblicke der Einschiffung dasselbe zu thun, was Du vor zwei Stunden für mich thatest, das heißt, sie in deinen Schutz nehmen.«

»O, in dieser Beziehung können Sie unbesorgt sein, Chevalier, für Sie würde ich mich tödten lassen, für Luisa aber ließe ich mich in Stücke reißen. Doch gleichviel, wenn das Volk etwas von dieser Abreise des Königs wüßte, so gäbe es keinen schlechten Aufruhr.«

»Also,« sagte der Chevalier, indem er sich von der Tafel erhob, »ich habe dein Wort, Michele, Du verlässest Luisa nicht eher, als bis sie im Boote ist.«

»Seien Sie unbesorgt; ich verlasse sie von hier bis dorthin eben so wenig, als ihr Schatten an einem sonnenhellen Tage, denn ich weiß heute nicht recht, was Jeder von uns mit dem einigen gemacht hat.«

Der Chevalier, welcher seine sämtlichen Papiere in Ordnung zu bringen, seine Bücher einzupacken und alle angefangenen Manuscripte mitzunehmen hatte, kehrte in sein Cabinet zurück.

Was Michele betraf, der nichts zu thun hatte, als sein Schwesterchen anzusehen, so heftete er seinen wohlwollenden Blick auf sie, und als er sah, wie zwei große Thränen still aus ihren schönen Augen die Wangen herabrollten, sagte er:

»In der That, es gibt Menschen, die ungeheures Glück haben, und der Chevalier gehört zu diesen Menschen. Mannaggia la Madonna! Affunta würde für mich nicht thun, was Du für ihn thut.«

Luisa erhob sich, aber so rasch sie auch in ihr Zimmer zurückkehrte und so schnell sie auch die Thür desselben hinter sich schloß, so hörte Michele doch das Geräusch des Schluchzens, welches sich jetzt, wo sie allein war, unaufhaltsam ihrer Brust entrang.

Wir haben schon bei einer andern Gelegenheit, als Salvato und nicht Luisa Neapel verließ, mit dem Auge die langsame ungleiche Bewegung des Zeigers auf dem Zifferblatte der Uhr verfolgt.

Dieser Bewegung folgten gleichzeitig mit uns zwei Herzen, da sie aber sich eins auf das andere stützten, so erschien diese Bewegung ihnen sicherlich weniger schmerzlich, als jenem armen, alleinstehenden Herzen, welches keine andere Stütze hatte, als das Gefühl der erfüllten Pflicht.

Luisa war, wie gewöhnlich, durch ihr Zimmer bloß hindurchgegangen und hatte sich auf den Fußspitzen in das Zimmer Salvato's begeben.

Als sie den Corridor durchschritt, vernahm sie mit einem gewissen Grade von Erstaunen einige Töne von Giovannina's Stimme, welche ein heiteres neapolitanisches Liedchen sang.

Bei den Tönen dieser etwas unzeitigen Heiterkeit seufzte Luisa und sagte bei sich selbst:

»Das arme Mädchen! Sie ist froh, daß die Neapel nicht zu verlassen braucht, und wenn ich frei wäre und eben so wie sie in Neapel bliebe, so würde auch ich ein fröhliches neapolitanisches Liedchen singen.«

Und sie kehrte in ihr Zimmer zurück und ihr Herz fühlte sich durch diese Heiterkeit, die zu ihrem Schmerz einen so schroffen Gegensatz bildete, noch mehr bedrückt als vorher.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, welche Gedanken Luisas Herz beschäftigten, sobald sie einmal das Heiligthum ihrer Liebe wieder betreten hatte.

Ihr ganzes Leben ging an ihrem Auge vorüber.

Wir sagen, ihr ganzes Leben, denn in ihrer Erinnerung hatte sie erst während der sechs Wochen gelebt, wo Salvato dieses Zimmer bewohnt hatte.

Von dem Augenblicke an, wo der Verwundete auf sein Schmerzenslager getragen worden, bis zu dem, wo, auf ihren Arm gestützt, der Genesene durch das auf das kleine Gäßchen gehende Fenster das Haus verlassen, wo er, ehe er dieses Fenster verließ, in einem ersten und letzten Kusse seine Lippen auf die ihrigen gedrückt und seine Seele in ihre Brust gehaucht, von diesem Augenblicke an ging nicht bloß jeder Tag, sondern auch jede Stunde des Tages, traurig oder freudig, düster oder heiter an ihr vorüber.

Und wie immer folgte sie, die Augen des Körpers geschlossen haltend, aber mit den Augen der Seele dieser langen Kette, als sie plötzlich leise an ihre Thür pochen hörte, worauf Michele in seinem sanftesten Tone ihr durch das Schlüsselloch zuflüsterte:

»Ich bin es, Schwesterchen.«

»Komm' herein, Michele, komm' herein,« sagte sie. »Du weißt, daß Du herein darfst.«

Michele trat ein. Er hielt einen Brief in der Hand.

Luisa heftete mit ausgebreiteten Armen und während ihr der Athen in der Brust stockte, die Augen auf diesen Brief.

War ihr in einem solchen Augenblicke der hohe Trost beschieden, von Salvato einen letzten Brief zu erhalten?

»Es ist ein Brief von Portici,« sagte Michele. »Ich habe ihn aus den Händen des Briefträgers empfangen und bringe ihn Dir.«

»O, gib her! gib her!« rief Luisa. »Er ist von ihm!«

Michele übergab ihr den Brief und wollte die Thür schließen. Ehe er dies jedoch that, fragte er:

»Soll ich bleiben oder soll ich gehen?«

»Bleibe, bleibe!« rief Luisa.

»Du weißt ja, daß ich vor Dir keine Geheimnisse habe.«

Michele blieb, hielt sich aber in der Nähe der Thür.

Luisa entsiegelte rasch den Brief und versuchte, wie immer, vergebens zu lesen. Die Thränen und die Gemüthsbewegung umschleierten ihre Augen mit einem Nebel, der sich erst nach einigen Sekunden ein wenig zerstreute.

Endlich konnte sie lesen.

»San Germano, am 19. December, Morgens.«

»Er ist in San Germano, oder vielmehr er war dort, als er diesen Brief schrieb,« sagte Luisa zu Michele.

»Lies, Schwesterchen,« antwortete dieser. »Es wird Dir wohlthun.«

Sie begann wieder – denn sie hatte sich unterbrochen, indem sie den Kopf zurückwarf und den Brief an ihr Herz drückte.

»San Germano, am 19. December, Morgens.

»Theure Luisa!

»Lassen Sie mich mit Ihnen eine große Freude theilen. So eben habe ich den einzigen Menschen wiedergesehen, welchen ich mit einer Liebe liebe, die der gleich ist, welche ich Ihnen geschworen, obschon sie dennoch von ganz anderer Art ist. Ich habe nämlich meinen Vater wiedergesehen.

»Was er ist und wo er ist, dies ist ein Geheimniß, welches ich selbst Ihnen gegenüber bewahren muß, welches ich Ihnen aber dennoch mittheilen würde, wenn ich bei Ihnen wäre. Ein Geheimniß vor Ihnen zu haben! In der That, ich lache selbst darüber. Hat man wohl Geheimnisse vor seiner zweiten Seele?

»Ich habe eine Nacht, von neun Uhr Abends bis sechs Uhr Morgens, bei meinem Vater zugebracht, den ich seit zehn Jahren nicht gesehen hatte. Die ganze Nacht hat er mir von dem Tode und von Gott gesprochen; die ganze Nacht habe ich ihm von meiner Liebe und von Ihnen erzählt.

»Er ist, was selten vorkommt, ein hochgebildeter Geist und ein zärtliches Herz. Er hat viel geliebt und viel gelitten, aber, beklagen Sie ihn, er glaubt nicht. Beten Sie für meinen Vater, Sie, der Engel des Sohnes, und Gott, der Ihnen nichts verweigern kann, wird ihm vielleicht den Glauben schenken.

»Ein anderes Weib als Sie, Luisa, würde sich schon gewundert haben, in diesen Zeilen nicht zwanzigmal die Worte zu finden: »Ich liebe Sie!« Aber dennoch haben Sie dieselben schon hundertmal gelesen, nicht wahr? Wenn ich mit Ihnen von meinem Vater spreche, von welchem ich mit Niemanden sprechen kann, wenn ich Ihnen meine Freude schildere, ihn wiedergesehen zu haben, nicht wahr, dann begreifen Sie wohl, daß dies nichts Anderes ist, als wenn ich mein Herz in Ihre Hände lege und vor Ihnen knieend zu Ihnen sage: »Ich liebe Sie, meine Luisa! Ich liebe Sie.«

»Ich bin also jetzt nur noch zwanzig Meilen von Ihnen entfernt, meine schöne Fee des Palmbaumes, und wenn Sie diesen Brief empfangen, werde ich Ihnen noch näher sein. Die Brigands belästigen uns, morden uns, verstümmeln uns, aber sie halten uns nicht auf. Wir sind aber auch nicht eine Armee, wir sind nicht Soldaten, die sich auf dem Marsche befinden, um in ein Königreich einzufallen und eine Hauptstadt zu erobern. Wir sind eine Idee, welche die Runde um die Welt macht. Doch, da spreche ich ja gar Politik!

»Ich wette, daß ich errathe, wo Sie meinen Brief lesen. Sie lesen ihn in unserm Zimmer, zu

Häupten meines Bettes sitzend, in jenem Zimmer, wo wir uns wiedersehen werden und wo ich, indem ich Sie wiedersehe, die langen, fern von ihnen zugebrachten Tage vergessen werde.«

Luisa unterbrach sich. Thränen umflorten ihre Augen und Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Michele eilte auf sie zu und kniete vor ihr nieder.

»Muth, Muth, Schwesterchen!«, sagte er zu ihr.

»Was Du thut, ist schön, und der gute Gott wird Dich dafür belohnen. Und wer weiß! Ihr seid beide jung. Vielleicht seht Ihr einander doch einmal wieder.«

Luisa schüttelte den Kopf.

»Nein, nein,« sagte sie mit einer Bewegung, welche ihren festgeschlossenen Augen Thränen auspreßte. »Nein, wir werden einander nie wiedersehen. Und es ist auch besser, wenn ich ihn nicht wiedersehe. Ich liebe ihn zu sehr, Michele, und erst seitdem ich beschlossen, ihn nicht wiederzusehen, weiß ich wie sehr ich ihn liebe.«

»Kurz, Du weißt,« sagte Michele, »daß in deiner Trauer etwas Gutes liegt, wenn Du ihn nicht wiederseht. Nanno prophezeite eurer Liebe ein trauriges Ende.«

»O,« rief Luisa, »was würde ich mich an alle Prophezeiungen der Welt kehren, wenn ich lieben könnte, ohne mich eines Verbrechens schuldig zu machen!«

»Na, lies nur weiter. Dies wird besser sein,« sagte Michele.

»Nein, sagte Luisa, indem sie den zur Hälfte gelesenen Brief in ihren Busen steckte, »nein, wenn er allzu viel von dem Glück des Wiedersehens spräche, so ließe ich mich vielleicht dadurch bestimmen, von der Abreise zurückzutreten.

In diesem Augenblicke hörte sie die Stimme des Chevalier, welcher sie rief.

Sie eilte in den Corridor hinaus, dessen Thür Michele hinter ihr und hinter sich verschloß.

Die in den Salon führende Thür des Speisezimmers stand offen.

In dem Salon befand sich der Doctor Cirillo.

Eine lebhafte Röthe stieg in Luisas Wangen empor. Auch der Doctor Cirillo war in ihr Geheimniß eingeweiht. Uebrigens war ihr nicht unbekannt, daß Salvato's Briefe ihr durch Vermittlung des liberalen Comités zugingen, dessen Mitglied Cirillo war.

»Theure Freundin,« sagte der Chevalier zu Luisa, hier ist unser guter Doctor, den wir seit langer Zeit nicht gesehen und der sich nach deiner Gesundheit erkundigen will. Ich hoffe, er wird damit zufrieden sein.«

Der Doctor begrüßte Luisa, bemerkte aber auf den ersten Blick die moralische Unruhe, von der sie erfüllt war.

»Sie befinden sich besser,« sagte er, »aber vollkommen wiederhergestellt sind Sie noch nicht und es ist mir lieb, daß ich heute gekommen bin.«

Der Doctor betonte das Wort *heute*. Luisa schlug die Augen nieder.

»Wohlan,« sagte San Felice, »ich muß Sie mit ihr allein lassen. In der That, Ihr Aerzte genießt Vorrechte, welche die Ehemänner selbst nicht besitzen. Zum Glück für Sie hab' ich etwas zu besorgen, sonst würde ich ganz gewiß nicht verfehlen, an der Thür zu lauschen.«

»Daran würden Sie sehr Unrecht thun, mein lieber Chevalier, entgegnete Cirillo, »denn wir haben einander Dinge von der höchsten politischen Bedeutung zu sagen, nicht wahr, Signora?«

Luisa versuchte zu lächeln, ihre Lippen kräuselten sich aber blos, um einen Seufzer entschlüpfen zu lassen.

»Na, vorwärts! Verlassen Sie uns doch, Chevalier!« rief Cirillo. »Die Sache ist ernster, als ich glaubte.«

Und damit drängte er San Felice zu der Thür hinaus, welche er hinter ihm verschloß. Dann kehrte er zu Luisa zurück und ergriff ihre beiden Hände.

»Nun sind wir allein, mein theures Kind,« sagte er zu ihr. »Sie haben geweint?«

»Ja, und viel!«, murmelte sie.

»Seitdem Sie einen Brief von ihm erhalten haben, oder schon vorher?«

»Vorher und seitdem.«

»Ist ihm ein Unfall zugestoßen?«

»Nein, Gott sei Dank!«

»Um so besser, denn er ist eine edle und kräftige Natur, einer jener Menschen, wie wir deren in unserm armen Königreich Neapel niemals genug haben werden. Sie haben also einen andern Grund, bekümmert zu sein?«

Luisa gab keine Antwort, aber ihre Augen wurden wieder feucht.

»Sie haben sich doch nicht etwa über San Felice zu beklagen?« fragte Cirillo.

»O!« rief Luisa, die Hände faltend, »er ist der Engel der väterlichen Güte!«

»Ich begreife. Er reist ab und Sie bleiben da.«

»Er reist ab und ich folge ihm.«

Cirillo betrachtete Luisa mit einem Blick des Erstaunens, welcher allmählig durch Thränen umschleiert ward.

»Und Sie,« sagte er zu ihr, was für ein Engel sind Sie! Ich kenne im ganzen Himmel nicht einen einzigen, dessen Namen Sie nicht würdig wären zu tragen, und welcher würdig wäre, sich den Ihrigen beizulegen.«

»Sie sehen wohl, daß ich kein Engel bin, denn ich weine ja. Die Engel weinen nicht darüber, daß sie ihre Pflicht thun.«

»Thun Sie Ihre Pflicht und weinen Sie dabei, dann ist Ihr Verdienst nur um so größer. Thun Sie Ihre Pflicht, und ich, ich werde es mir zu der meinigen machen, ihm zu sagen, wie sehr Sie ihn lieben, wie viel Sie gelitten haben. Gehen Sie und von Zeit zu Zeit sagen Sie in Ihren Gebeten ein Wort von mir. Stimmen, wie die Ihrige, haben Zutritt zu dem Ohr des Herrn.«

Cirillo wollte ihr die Hände küssen, Luisa aber schlang ihre Arme um seinen Hals.

»O, umarmen Sie mich, wie ein Vater seine Tochter umarmt,« sagte sie zu ihm.

Und während der berühmte Arzt sie mit einem Gemisch von Ehrerbietung und Bewunderung umarmte, murmelte sie ihm leise ins Ohr:

»O, Sie werden es ihm sagen! Sie werden es ihm jagen, nicht wahr?«

Cirillo drückte ihr zum Zeichen des Versprechens die Hand.

San Felice trat ein und fand Luisa in den Armen seines Freundes.

»Also,« rief er lachend, »Sie ertheilen Ihren Patienten Consultationen, indem Sie dieselben umarmen, Doctor?«

»Nein, wohl aber nehme ich auf diese Weise Abschied von denen, die ich liebe, von denen, die ich achte, von denen, die ich verehere. Ach, Chevalier! Chevalier! Sie sind ein glücklicher Mann.«

»Und er ist so würdig, es zu sein,« sagte Luisa, indem sie ihrem Gatten die Hand bot.

»Das ist nicht immer ein Grund,« sagte Cirillo. »Und nun, auf Wiedersehen, Chevalier, denn ich hoffe, daß wir uns wiedersehen werden. Gehen Sie und dienen Sie Ihrem Fürsten. Ich für meine Person bleibe und werde mich bemühen, meinem Vaterlande zu dienen.«

Dann faßte er die Hand des Chevalier und die Luisa's zusammen in die seinigen.

»Ich wollte, ich wäre der heilige Januarius,« sagte er zu ihnen, »nicht, um zweimal jährlich ein Wunder zu verrichten, obschon dies in unserer Zeit, wo die Wunder rar sind, etwas ganz Hübsches ist, sondern um Euch beide so zu segnen, wie Ihr es zu werden verdient. Lebt wohl.«

Und mit diesen Worten eilte er davon.

San Felice folgte ihm bis auf die Terrasse, sendete ihm noch ein Lebewohl durch eine Handbewegung nach und kehrte dann zu seiner Gattin zurück.

»Um zehn Uhr,« sagte er zu ihr, »wird der Wagen des Prinzen uns hier abholen.«

»Um zehn Uhr werde ich bereit sein, « antwortete Luisa.

Und sie war es auch in der That.

Nachdem sie dem geliebten Zimmer Lebewohl gesagt, nachdem sie von allen Gegenständen, die sich in demselben befanden, Abschied genommen, nachdem sie eine Locke von ihrem schönen blonden Haar abgeschnitten und nachdem sie mit derselben am Fuße des Crucifixes ein Blatt festgebunden, auf welches sie die fünf Worte geschrieben: »Mein Bruder, ich liebe Dich,« ergriff sie den Arm ihres Gatten und stieg verzweiflungsvoll wie Magdalena, aber rein wie die heilige Jungfrau mit ihm in den Wagen des Prinzen.

Michele setzte sich auf den Bock.

Nina küßte mit vor Freude zitternden Lippen die Hand ihrer Gebieterin. Dann ward der Schlag zugeworfen und der Wagen rollte davon.

Wir haben schon erzählt, was für ein Unwetter tobte. Sturm, Hagel und Regen peitschten die Fenster des Wagens, und der Golf, den man, trotz des Dunkels in einem ganzen Umfange sah, war weiter nichts als eine von wilden Wogen durchschnittene Schaumfläche.

San Felice warf einen erschrockenen Blick auf dieses wüthende Meer, welches Luisa, mit einem weit gewaltigeren Sturme in ihrem Innern kämpfend, nicht einmal sah.

Der Gedanke an die Gefahr, welcher er im Begriff stand das einzige Wesen auszusetzen, welches er auf der Welt liebte, erfüllte ihn mit Schrecken. Er wendete die Augen auf Luisa. Sie saß bleich und unbeweglich in der Ecke des Wagens. Ihre Augen waren geschlossen, und da sie in der Dunkelheit nicht gesehen zu werden glaubte, so ließ sie die Thränen ungehindert über die Wangen herabrollen.

Erst jetzt erwachte in dem Chevalier plötzlich der Gedanke, daß seine Gattin ihm ein großes Opfer bringe, von dem er nichts wisse.

Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.

Luisa schlug die Augen wieder auf, lächelte ihren Gatten durch ihre Thränen hindurch an und sagte:

»Wie gut Du bist, mein Freund! Wie liebe ich Dich!«

Der Chevalier schlang einen Arm um Luisas Hals, lehnte ihren Kopf an seine Brust, hob die Capuze ihres Atlasmantels, der ihr Haar bedeckte, küßte dasselbe mit zitternder Lippe und diesmal mit mehr als väterlicher Innigkeit.

Luisa seufzte unwillkürlich.

Der Chevalier that, als ob er es nicht bemerkte.

Es dauerte nicht lange, so langte man an der »Vittoria« an.

Ein mit sechs Ruderern bemanntes Boot wartete und hielt sich mit großer Mühe gegen die Wogen, die es auf den Strand zu werfen drohten.

Kaum sahen die Ruderer den Wagen kommen, so riefen sie, in der Voraussetzung, daß die darin befindlichen Personen die wären, welche sie erwarteten, ihnen zu:

»Schnell! Das Meer geht hoch! Wir können das Boot kaum bemeistern!«

Und in der That brauchte San Felice nur einen Blick auf das Fahrzeug zu werfen, um zu sehen, daß es mit Allen, die sich darin befanden, in Gefahr schwebte, von den Wellen verschlungen zu werden.

Er sagte ein Wort leise zu dem Kutscher, dann ebenso zu Michele, faßte Luisa am Arme und ging mit ihr den Strand hinab.

Ehe sie noch den äußersten Rand desselben erreicht hatten, wurden sie von einer, sich auf dem Sande brechenden Woge mit Schaum bedeckt.

Luisa stieß einen lauten Schrei aus.

Der Chevalier faßte sie in seine Arme und drückte sie an sein Herz. Dann rief er Michele durch einen Wink herbei.

»Warte,« sagte er zu Luisa. »Ich steige zuerst in das Boot, und dann wollen wir, Michele und ich, Dir beim Einsteigen behilflich sein.«

Luisa war in jenem Stadium des Schmerzes angelangt, welches der vollständigen Vernichtung der Kräfte vorangeht und kaum noch dem Willen die Fähigkeit läßt, sich auszudrücken.

Sie sank daher, beinahe ohne es zu bemerken, aus den Armen des Chevalier in die ihres Milchbruders.

Der Chevalier näherte sich entschlossen dem Boot, und in dem Augenblick, wo zwei Ruder es mit Hilfe eines langen Hakens, wenn auch nicht unbeweglich, doch wenigstens dem Strande so nahe als möglich hielten, sprang er hinein und rief:

»Vorwärts!«

»Und die kleine Dame?« fragte der Bootführer.

»Die bleibt,« entgegnete San Felice.

»Allerdings ist auch heute kein Wetter, um Frauen einzuschiffen,« entgegnete der Bootführer.

»Vorwärts, Jungens! Frisch und flink!«

Binnen einer Seeunde war das Boot schon zehn Klafter weit von dem Gestade hinweg.

Alles dies war so rasch geschehen, daß Louisa nicht Zeit gehabt hatte, den Entschluß ihres Gatten zu errathen, und folglich auch nicht, ihn zu bekämpfen. Als sie das Boot sich entfernen sah, stieß sie einen lauten Schrei aus.

»Und ich! und ich!« rief sie, indem sie sich Micheles Armen zu entreißen suchte, um ihrem Gatten zu folgen; »und ich! Du verlässest mich also?«

»Was wurde dein Vater sagen, dem ich versprochen habe, Dich zu behüten, wenn er sähe, daß ich Dich einer solchen Gefahr aussetze?« entgegnete San Felice, die Stimme erhebend.

»Aber ich *kann* nicht in Neapel bleiben!« rief Luisa die Hände ringend. »Ich will fort! Ich will mit Dir gehen. Nimm mich mit, Luciano! Wenn ich bleibe, so bin ich verloren.«

Der Chevalier war schon weit hinweg. Ein Windstoß trug die Worte ans Land.

»Michele, ich vertraue sie Dir an.«

»Nein, nein,« rief Luisa verzweiflungsvoll. »Niemanden als Dir will ich mich anvertrauen, Luciano! Du weißt es also nicht! Ich liebe ihn!«

Und indem sie dem Chevalier diese letzten Worte zuwarf, in welche sie ihre ganze noch übrige Kraft gelegt, schien ihre Seele sie zu verlassen. Sie ward ohnmächtig.

»Luisa! Luisa!« rief Michele, indem er vergebens bemüht war, sie ins Leben zurückzurufen.

»Anankè!«, murmelte eine Stimme hinter Michele.

Der Lazzarone drehte sich herum.

Eine Frau stand hinter ihm und bei dem grellen Scheine eines Blitzes erkannte er die Albaneserin Nanno, welche, als sie den Chevalier nach Sicilien gehen und Luisa in Neapel bleiben sah, auf griechisch jenes geheimnißvolle und furchtbare Wort aussprach, welches wir diesem Capitel zur Ueberschrift gegeben: *Verhängniß*.

In demselben Augenblicke verschwand das Boot, welches den Chevalier hinwegtrug, hinter den düstern, gewaltigen, massiven Mauern des Castell's d'Uovo.

Viertes Capitel.

Gottes Gerechtigkeit.

Am 22. Dezember Morgens, das heißt am Tage nach dem, wo die von uns soeben erzählten Ereignisse stattgefunden, standen zahlreiche Gruppen schon von Tagesanbruch an vor den mit dem königlichen Wappen versehenen Proclamationen, welche während der Nacht an die Mauern, von Neapel angeschlagen worden.

Diese Proclamationen bestanden in einem Edict, welchem zu Folge der Fürst von Pignatelli zum Vicar des Königreichs und Mack zum Generallieutenant ernannt wurden.

Der König versprach mit mächtiger Waffenhilfe von Sicilien zurückzukehren.

Die furchtbare Wahrheit war nun endlich den Neapolitanern offenbar. Stets feig, verließ der König sein Volk, wie er seine Armee verlassen. Nur beraubte er diesmal die Hauptstadt zugleich sämtlicher seit Jahrhunderten gesammelten Meisterwerke und alles Geldes, welches er in den Kassen gefunden.

Das verzweifelte Volk eilte nach dem Hafen.

Die Schiffe der englischen Flotte konnten wegen des widrigen Windes nicht auslaufen. An dem von der Mastspitze flatternden Wimpel erkannte man das, auf welchem sich der König befand. Es war dies, wie schon gesagt, der »Vanguard«.

Gegen vier Uhr Morgens hatte, wie der Graf von Thurn vorausgesehen, der Wind sich wirklich ein wenig gelegt und das Meer war etwas ruhiger geworden.

Die Flüchtlinge hatten, nachdem sie die Nacht in dem Hause des Hafeninspectors zugebracht, ohne sich jedoch erwärmen zu können, sich wieder aufgemacht und waren mit großer Mühe an Bord des Admiralschiffes gelangt.

Die kleinen Prinzessinnen hatten Hunger gehabt, aber weiter nichts bekommen können als Salzfisch, hartes Brot und Wasser.

Die Prinzessin Antonia, die jüngste der Töchter der Königin, erzählt in einem Tagebuche, welches uns vorliegt, diese Thatsache und schildert ihre Angst, so wie die ihrer Eltern während dieser furchtbaren Nacht.

Obschon das Meer noch außerordentlich hoch ging und der Hafen schlecht geschützt war, so stiegen doch der Erzbischof von Neapel, die Barone, die Magistratspersonen und die angesehensten Männer des Volkes in Boote und gingen, nachdem sie die muthigsten Bootführer durch reichen Lohn gewonnen, den König zu bitten, nach Neapel zurückzukehren, indem sie zugleich versprachen, für die Vertheidigung der Stadt Alles, bis auf den letzten Blutstropfen, zu opfern.

Der König verstand sich jedoch nur dazu, den Erzbischof Capece Zurlo zu empfangen, welcher trotz aller Bitten nur die Worte von ihm erlangen konnte:

»Da das Land mich verrathen hat, so vertraue ich mich dem Meere an.«

Mitten unter diesen Booten befand sich eins, welches nur einen einzigen Passagier führte.

Dieser Mann war schwarz gekleidet, stützte die gesenkte Stirn in die Hände und richtete von

Zeit zu Zeit sein bleiches Gesicht empor, um mit stierem, hohlem Auge zu sehen, ob man sich dem Schiffe näherte, welches dem König zum Asyl diente.

Das Schiff war, wie wir gesagt haben, von Booten umringt, vor diesem einzelnen Boote und diesem einzigen Manne aber wichen die andern zurück.

Es war jedoch leicht zu sehen, daß dies aus Widerwillen und nicht aus Ehrerbietung geschah.

Das Boot und der Mann gelangten an den Fuß der Fallreepstreppe des »Vanguard«, hier aber stand ein englischer Marinesoldat, welcher instruiert war, Niemanden an Bord steigen zu lassen.

Der Mann im Boot bestand darauf, daß man ihm die allen Andern verweigerte Vergünstigung gewähre. Seine Hartnäckigkeit lockte einen Marineofficier herbei.

»Mein Herr,« rief der Mann, welchem man den Zutritt zum Schiffe verweigerte, »haben Sie die Güte, meiner Königin zu sagen, daß es der Marquis Vanni ist, welcher um die Ehre bittet, von ihr auf einige Minuten empfangen zu werden.«

Ein Murren erhob sich in sämtlichen übrigen Booten.

Wenn der König und die Königin, welche sich weigerten, den Magistrat, die Barone und die Erwählten des Volkes zu empfangen, Vanni vorließen, so war dies eine Beleidigung für alle Andern.

Der Officier hatte das an ihn gestellte Verlangen dem Admiral Nelson gemeldet und dieser, welcher den Fiscalprocurator wenigstens dem Namen nach kannte und wußte, was für Dienste dem Königthum durch diesen Beamten geleistet worden, setzte die Königin in Kenntniß.

Der Officier erschien wieder auf der Höhe der Treppe und rief auf englisch:

»Die Königin ist unwohl und kann Niemanden empfangen.«

Vanni, der nicht englisch verstand oder sich stellte, als verstünde er es nicht, fuhr fort, sich an die Treppe anzuklammern, von welcher die Schildwache ihn fortwährend hinwegstieß.

Es erschien ein zweiter Officier, der ihm die Weigerung der Königin in schlechtem Italienisch notificirte.

»Dann fragen Sie den König!« rief Vanni. »Es ist unmöglich, daß der König, dem ich so treu gedient, die Bitte, die ich ihm vorzutragen habe, zurückweise.«

Die beiden Officiere beriethen sich mit einander über das, was zu thun sei, als gerade in diesem Augenblick der König selbst, indem er dem Erzbischof das Geleite gab, auf dem Deck erschien.

»Sire! Sire!« rief Vanni, als er den König erblickte, »ich bin es! Ihr treuer Diener!«

Der König küßte, ohne Vanni zu antworten, dem Erzbischof die Hand.

Der Erzbischof stieg die Treppe hinunter und wich, am Fuße desselben angelangt, Vanni so viel als möglich aus, um ihn nicht auch nur mit den Kleidern zu berühren.

Diese übrigens eben nicht sehr christliche Zurückhaltung ward von den Booten bemerkt und erweckte in demselben ein Gemurmel des Beifalls.

Der König erhaschte diese Demonstration im Fluge und beschloß, Nutzen davon zu ziehen.

Es war eine neue Feigheit, in dieser Beziehung aber hatte Ferdinand aufgehört zu rechnen.

»Sire,« wiederholte Vanni mit entblößtem Haupte und die Arme nach dem Könige ausstreckend »ich bin es!«

»Wer? Sie?« fragte der König in jenem näselnden Tone, welcher ihm in seinen possenhaften Anwandlungen so viel Aehnlichkeit mit Polichinell gab.

»Ja, ich, der Marquis Vanni.«

»Ich kenne Sie aber nicht,« sagte der König.

»Sire,« rief Vanni, »Sie kennen Ihren Fiscalprocurator, den Berichterstatter der Staatsjunta, nicht mehr?«

»Ah, ganz recht,« entgegnete der König. »Sie waren es, welcher sagte, es würde nicht eher wieder Ruhe im Königreich, als bis man sämtliche Edelleute, sämtliche Barone, sämtliche Beamte, mit einem Worte sämtliche Jakobiner hinter Schloß und Riegel gesetzt hätte. Sie waren es, der die Köpfe von zweiunddreißig Personen verlangte und Medici Canzano und Teodoro Montecelli foltern lassen wollte.«

Von Vannis Stirn rieselte der kalte Schweiß herab.

»Sire!« murmelte er.

»Ja,« antwortete der König, »ich kenne Sie aber bloß dem Namen nach. Ich habe niemals mit Ihnen, oder vielmehr Sie haben niemals mit mir zu thun gehabt. Habe ich Ihnen jemals einen einzigen Befehl ertheilt?«

»Nein, Sire, das ist wahr,« sagte Vanni den Kopf schüttelnd, »Alles, was ich gethan, habe ich auf Befehl der Königin gethan.«

»Nun dann,« sagte der König, »wenn Sie etwas wünschen, so wenden Sie sich doch an die Königin und nicht an mich.«

»Sire, an die Königin habe ich mich bereits gewendet.«

»So!« sagte der König, welcher sah, wie sehr seine Weigerung von allen Zuhörern gebilligt ward, und der, indem er durch den Beweis von Undankbarkeit, den er gab, seine Popularität ein wenig wieder gewann, die Unterredung, anstatt sie abzukürzen, zu verlängern suchte; »und?«

»Die Königin hat sich geweigert, mich zu empfangen, Sire.«

»Das ist allerdings unangenehm für Sie, mein armer Marquis; da ich es aber niemals gebilligt habe, daß die Königin Sie empfing, so kann ich sie jetzt nicht tadeln, wenn Sie von ihr nicht empfangen werden.«

»Sire,« rief Vanni im Tone eines Schiffbrüchigen, welcher die Planke, an die er sich anklammert und auf die er seine letzte Hoffnung gegründet, seinen Händen entschlüpfen fühlt, »Sire! Sie wissen, daß ich nach den Diensten, die ich Ihrer Regierung geleistet, nicht in Neapel bleiben kam. Wenn Sie mir das Asyl verweigern, um welches ich Sie auf einem der Schiffe der englischen Flotte bitte, so verurtheilen Sie mich zum Tode, denn die Jakobiner werden mich aufknüpfen.«

»Gestehen Sie,« sagte der König, »daß Sie dies auch mit Recht verdient haben.«

»O, Sire! Sire! Meinem Unglück fehlte nur noch, daß Eure Majestät mich aufgeben.«

»Meine Majestät, lieber Marquis, ist hier nicht mächtiger als in Neapel. Die wahre Majestät ist, wie Sie recht wohl wissen, die Königin. Die Königin ist es, welche regiert. Ich gehe auf die Jagd und amüsiere mich – obschon nicht gerade in diesem Augenblick, wie ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern brauche. Die Königin hat den General Mack kommen lassen und ihn zum Oberbefehlshaber ernannt. Die Königin ist es, welche den Krieg führt; die Königin ist es, welche nach Sicilien will. Jedermann weiß, daß ich für meine Person gern in Neapel geblieben wäre. Besprechen Sie sich also mit der Königin; ich kann mich nicht mit Ihnen beschäftigen.«

Vanni faßte mit verzweifelter Geberde sich mit beiden Händen am Kopfe.

»Ah doch!«, hob der König wieder an; »ich kann Ihnen einen guten Rath geben –«

Vanni richtete den Kopf empor und ein Strahl der Hoffnung zuckte über sein aschenfahles Gesicht.

»Ich kann,« fuhr der König fort, »Ihnen den Rath geben, an Bord der »Minerva«, auf welcher der Herzog von Calabrien und seine Familie sich eingeschifft hat, zu gehen und den Admiral Caracciolo zu bitten, Sie mitzunehmen. Was jedoch mich betrifft, lieber Marquis, so wünsche ich Ihnen guten Tag und glückliche Reise.«

Und der König begleitete diesen Wunsch mit einem grotesken Geräusch, welches er mit dem Munde machte und welches täuschend das nachahmte, welches der Teufel, von welchem Dante spricht, macht, indem er sich seines Schwanzes als Trompete bedient.

Trotz des Ernstes der Situation erhob sich hier und da ein Gelächter; einige Rufe: »Es lebe der König!« wurden gehört, einmüthig aber war das Geheul und Gepfeife, von welchem Vannis Entfernung begleitet war.

So wenig Aussicht in dem von dem König gegebenen guten Rathe auch lag, so war er doch eine letzte Hoffnung. Vanni klammerte sich an dieselbe und befahl seinem Bootsführer, nach der Fregatte »Minerva« zu rudern, welche sich anmüthig in einiger Entfernung von der englischen Flotte schaukelte und an ihrem großen Mast den Wimpel trug, welcher verkündete, daß sie den Kronprinzen an Bord hatte.

Drei auf der Campagne stehende Männer verfolgten mit Fernröhren den Auftritt, welchen wir soeben erzählt.

Es war der Kronprinz, der Admiral Caracciolo und der Chevalier San Felice, dessen Fernrohr sich, wir dürfen dies nicht unerwähnt lassen, öfter nach der Richtung der Mergellina, wo das Haus mit dem Palmbaume stand, als nach der Seite von Sorrento wendete, in welcher Richtung der »Vanguard vor Anker lag.

Der Kronprinz sah das Boot, welches auf die »Minerva« zugerudert kam, und da er den darin befindlichen Mann lange mit dem Könige sprechen gesehen, so richtete er sein Fernrohr auf diesen Mann mit ganz besonderer Aufmerksamkeit.

Plötzlich erkannte er ihn.

- »Es ist der Marquis Vanni, der Fiscalprocurator!« rief er.

»Was will dieser Elende bei mir?« fragte Caracciolo, die Stirn runzelnd. Dann setzte er, sich plötzlich erinnernd, daß Vanni der treue Diener der Königin war, lachend hinzu: »Ich bitte um Verzeihung, Hoheit. Sie wissen, daß Seeleute und Richter nicht eine und dieselbe Uniform tragen. Es ist möglich, daß ein Vorurtheil mich ungerecht macht.«

»Hier handelt es sich um kein Vorurtheil, mein lieber Admiral,« antwortete der Prinz Francesco; »es handelt sich um das Gewissen. Ich verstehe Alles. Vanni fürchtet sich in Neapel zu bleiben. Er will mit uns fliehen. Er hat den König ersucht, ihn an Bord des »Vanguard« aufzunehmen, und da der König sich geweigert hat, so kommt der Unglückliche nun zu uns.«

»Und welcher Meinung sind Euer Hoheit in Bezug auf diesen Menschen?« fragte Caracciolo.

»Wenn er mit einem schriftlichen Befehl von meinem Vater kommt, mein lieber Admiral, so wollen wir, da wir meinem Vater Gehorsam schuldig sind, ihn aufnehmen. Bringt er dagegen keinen schriftlichen Befehl, so sind Sie an Bord Ihres Schiffes unumschränkter Herr und werden thun, was Ihnen beliebt. Komm, San Felice!«

Und der Prinz ging in die Cajüte des Generals, welche dieser ihm überlassen, hinunter, indem er zugleich seinen Secretär mit sich fortzog.

Das Boot näherte sich. Der Admiral ließ einen Matrosen sich auf die letzte Stufe der Treppe stellen, während er selbst mit verschränkten Armen auf der obersten stehen blieb.

»Boot ahoi!« rief der Matrose.

»Wer da?«

»Gut Freund, « antwortete Vanni.

Der Admiral lächelte verächtlich.

»Zurück!« rief der Matrose. »Sprecht mit dem Admiral.«

Die Ruderer, welche wußten, daß Caracciolo in Bezug auf die Disciplin nicht mit sich scherzen ließ, hielten zurück.

»Was wollen Sie?« fragte der Admiral mit seiner rauhen kurzen Stimme.

»Ich bin –«

Der Admiral unterbrach den Antwortenden.

»Ich will nicht wissen, wer Sie sind, mein Herr, denn dies weiß ich so gut wie ganz Neapel. Ich frage Sie nicht, wer Sie sind, sondern: was Sie wollen?«

»Excellenz, da Se. Majestät der König an Bord des »Vanguard« keinen Platz mehr hat, um mich mit nach Sicilien zu nehmen, so schickt er mich zu Ihnen und läßt Sie bitten –«

»Der König bittet nicht, sondern befiehlt. Wo ist der Befehl?«

»Wo der Befehl ist?«

»Ja, ich frage Sie, wo er ist. Ohne Zweifel hat der König, indem er Sie zu mir schickt, Ihnen einen schriftlichen Befehl gegeben, denn er muß wissen, daß ich ohne einen bestimmten Befehl von ihm einen Elenden, wie Sie, nicht in mein Schiff aufnehmen würde.«

»Einen schriftlichen Befehl habe ich nicht,« sagte Vanni bestürzt.

»Nun dann zurück!«

»Excellenz!«

»Zurück!« wiederholte der Admiral.

Dann wendete er sich zu dem Matrosen, der unten an der Fallreepstreppe stand, und setzte hinzu:

»Wenn Du zum dritten Mal »Zurück« gerufen hast und dieser Mensch entfernt sich nicht, so gibst Du Feuer.«

»Zurück!« schrie der Matrose.

Das Boot entfernte sich.

Nun war alle Hoffnung verloren.

Vanni kehrte nach Hause zurück.

Seine Frau und seine Kinder erwarteten nicht, ihn wiederzusehen. Diese Menschenjäger haben Frauen und Kinder wie andere Männer. Ja, man versichert, daß sie zuweilen der Gattenliebe und väterlicher Gefühle fähig sind.

Weib und Kinder eilten ganz erstaunt über seine Rückkehr auf ihn zu.

Vanni zwang sich, ihnen zuzulächeln, und erklärte, er werde mit dem König abreisen; da aber in Folge des widrigen Windes diese Abreise erst in der Nacht erfolgen würde, so sei er gekommen, um wichtige Papiere zu holen, welche er in seiner Eile, Neapel zu verlassen, nicht Zeit gehabt zusammenzusuchen.

Dies war es, was, wie er sagte, ihn noch einmal zurückgeführt hatte.

Vanni küßte seine Frau und seine Kinder, begab sich in ein Cabinet und schloß sich in dasselbe ein.

Er hatte einen furchtbaren Entschluß gefaßt, nämlich den, sich das Leben zu nehmen.

Er ging eine Weile hin und her, begab sich dann aus seinem Cabinet in sein Schlafzimmer, welches unmittelbar daran stieß, und schwankte zwischen den verschiedenen ihm zu Gebote stehenden Todesarten – dem Strick, der Pistole, dem Rasiermesser.

Endlich blieb er bei dem Rasiermesser.

Er setzte sich vor ein Bureau, stellte sich einen kleinen Spiegel gegenüber und legte dann sein Rasiermesser daneben.

Hierauf tauchte er jene Feder, die so oft den Tod eines Nebenmenschen verlangt, in die Tinte und schrieb sich in folgenden Worten sein eigenes Todesurtheil.

»Die Undankbarkeit, deren Opfer ich bin, das Heranrücken eines furchtbaren Feindes, der Mangel an einer Freistätte, haben mich zu dem Entschlusse bewogen, mich dem Leben zu entziehen, welches fortan eine Last für mich ist.

»Man klage Niemanden meines Todes an und möge derselbe den Staatsinquisitoren zum Beispiel dienen.«

Nach Verlauf von zwei Stunden pochte Vannis Gattin, welche allmählig unruhig ward, weil sie das Zimmer ihres Mannes sich nicht wieder öffnen sah und ganz besonders, weil sie kein Geräusch darin hörte, obschon sie mehrmals gehorcht hatte, an die Thür.

Niemand antwortete ihr. Sie rief – abermals blieb Alles stumm.

Man versuchte durch die Thür des Schlafzimmers einzudringen; dieselbe war aber ebenso verschlossen wie die des Cabinets.

Ein Diener erbot sich nun, eine Glasscheibe einzudrücken und durch das Fenster hineinzusteigen.

Man hatte blos dieses Mittel, oder das, die Thür durch einen Schlosser öffnen zu lassen.

Man fürchtete ein Unglück und gab daher dem von dem Diener vorgeschlagenen Mittel den Vorzug.

Die Fensterscheibe ward eingedrückt, das Fenster geöffnet und der Diener stieg hinein.

Er stieß einen lauten Schrei aus und prallte bis an das Fenster zurück.

Vanni hing rückwärts geneigt über die Armlehne seines Sessels. Er hatte sich mit seinem neben ihm auf der Diele liegenden Rasiermesser die Halsschlagadern durchschnitten.

Das Blut war auf den Schreibtisch gespritzt, an welchem so oft Blut verlangt worden; der Spiegel, vor welchem Vanni sich die Arterie geöffnet, war roth davon, der Brief, in welchem er die Ursache seines Selbstmordes erklärte, war damit besudelt.

Er war fast augenblicklich gestorben, ohne Kampf, ohne Schmerz.

Gott, der so streng gegen ihn gewesen, daß er ihm nur das Grab als Zuflucht gelassen, war wenigstens in Bezug auf seinen Todeskampf barmherzig gegen ihn gewesen.

»Aus dem Blute der Gracchen,« sagt Mirabeau, »ward Marius geboren.« Aus dem Blute Vannis erstand Speciale.

Vielleicht wäre es um der Einheit unseres Buches willen besser gewesen, aus Vanni und Speciale eine einzige Person zu machen, die unerbittliche Geschichte aber zwingt uns, zu

constatieren, daß Neapel seinem König zwei Fouquier Tinville geliefert hat, während Frankreich der Revolution nur einen lieferte.

Das Beispiel, welches Vanni hätte überleben sollen, ging verloren. Es fehlt zuweilen an Henkern, um Todesurtheile zu vollziehen, niemals aber an Richtern, um dergleichen zu fällen.

Am nächstfolgenden Tage, gegen drei Uhr Nachmittags, als das Wetter sich aufgeheitert hatte und der Wind günstig geworden war, lichteten die englischen Schiffe die Anker, spannten die Segel, stachen in See und verschwanden am Horizont.

Fünftes Capitel.

Der Waffenstillstand.

Die Abreise des Königs versetzte, obschon man seit zwei Tagen darauf gefaßt gewesen, Neapel in einen Zustand förmlicher Betäubung.

Das auf den Quais sich drängende Volk, welches, so lange es die englischen Schiffe vor Anker liegen sah, immer noch gehofft hatte, daß der König seinen Entschluß ändern und sich von den Bitten und Versprechungen der Anhänglichkeit rühren lassen würde, blieb, bis das letzte Fahrzeug am grauen Horizont verschwunden war, und ging dann traurig und schweigend auseinander.

Am Abend ging eine seltsame Stimme durch die Straßen von Neapel. Wir bedienen uns hier der neapolitanischen Form, welche unsern Gedanken vortrefflich ausdrückt.

Die Leute, welche einander begegneten, sagten: »Feuer!« aber Niemand wußte, wo dieses Feuer, noch wodurch es verursacht ward.

Das Volk versammelte sich abermals am Strande. Ein dicker von der Mitte des Golfs aufsteigender Rauch wälzte sich, von Westen nach Osten geneigt, zum Himmel empor.

Es war die neapolitanische Flotte, welche auf Befehl Nelsons und unter der Leitung des Marquis von Nizza verbrannt ward.

Es war ein schönes Schauspiel, aber zugleich ein sehr kostspieliges.

Man gab hundert und zwanzig Kanonenboote den Flammen preis.

Diese hundert und zwanzig brennenden Boote bildeten einen einzigen unermesslichen Scheiterhaufen, während man auf einem andern Punkte des Golfs, wo in einiger Entfernung von einander zwei Linienschiffe und drei Fregatten vor Anker lagen, plötzlich einen Flammenstrahl von einem Schiff zum andern laufen sah.

Sämtliche fünf Fahrzeuge standen mit einem Mal im Feuer und jene Flamme, welche anfangs auf dem Meeresspiegel hingeglitten war, lief nun die Flanken der Schiffe entlang, stieg, ihre Formen zeichnend, an den Masten, an den Raaen, an dem getheerten Takelwerk, an den Mastkörben hinauf bis auf die Mastspitzen, wo die Kriegsflaggen wehten.

Dann, nachdem diese phantastische Illumination einige Augenblicke gedauert, sanken die Schiffe in Asche, erloschen und verschwanden von den Wellen verschlungen.

Dies war das Ende fünfzehnjähriger Arbeiten, dies war die Vernichtung unermesslicher Summen an einem einzigen Abend und zwar ohne Zweck, ohne Resultat.

Das Volk kehrte in die Stadt zurück, wie an einem Festtage nach einem Feuerwerk; nur hatte das Feuerwerk zwanzig Millionen gekostet.

Die Nacht war düster und still, aber es war jene Stille, welche dem Ausbruch des Vulkans vorangeht.

Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch ergoß sich das Volk lärmend und drohend durch die Straßen.

Die seltsamsten Gerüchte waren in Umlauf.

Man erzählte, daß die Königin vor ihrer Abreise zu Pignatelli gesagt hätte:

»Zünden Sie Neapel an, wenn es sein muß. Es gibt in Neapel nichts Gutes als das Volk. Retten Sie das Volk und vernichten Sie alles Uebrige.«

Man blieb vor den Maueranschlügen stehen, auf welchen die Aufforderung zu lesen war:

»Sobald die Franzosen den Fuß auf neapolitanischen Boden setzen, werden alle Gemeinden sich in Masse erheben und das Blutbad beginnen.«

»Im Auftrage des Königs:

»Pignatelli, Generalvicar.«

Uebrigens hatten während der Nacht vom 23. zum 24. December, das heißt während der Nacht, die auf die Abreise des Königs gefolgt war, die Vertreter der Stadt sich versammelt, um sich über die zur Sicherheit Neapels zu ergreifenden Maßregeln zu berathen.

Man nannte die *Stadt* das, was man in unserer Zeit die *Municipalität* nennen würde, das heißt sieben von den *Sedili* gewählte Personen.

Die *Sedili* waren die Inhaber von Privilegien, welche seit länger als achthundert Jahren bestanden.

Als Neapel noch griechische Stadt und Republik war, hatte es wie Athen Portiken, worin sich die Reichen, die Edlen und die Krieger versammelten, um die öffentlichen Angelegenheiten zu besprechen.

Diese Portiken waren seine *Agora*.

Unter diesen Portiken oder Hallen gab es runde Sessel, welche man *Sedili* nannte.

Das Volk und die Bürgerschaft waren von diesen Portiken nicht ausgeschlossen, aus Bescheidenheit aber schlossen sie sich selbst davon aus und überließen sie der Aristokratie, welche, wie wir gesagt haben, darin die Staatsangelegenheiten berieth.

Anfangs gab es vier *Sedili*, das heißt eben so viel als Neapel Stadttheile hatte, dann sechs, dann zehn, dann zwanzig.

Diese *Sedili* vermehrten sich zuletzt bis auf neunundzwanzig, da sie sich aber miteinander vermengt hatten, so wurden sie endlich definitiv bis auf fünf reduziert, welchen die Namen der Localitäten beigelegt wurden, in welchen sie sich befanden, das heißt *Capuana*, *Montagna*, *Nido*, *Porto* und *Porta Nuova*.

Die *Sedili* gewannen eine solche Bedeutung, daß Carl von Anjou sie als Gewalten in der Regierung anerkannte. Er gewährte ihnen das Vorrecht, die Hauptstadt und das Königreich zu vertreten, aus ihrer Mitte die Mitglieder des *Municipalraths* von Neapel zu ernennen, die Einkünfte der Stadt zu verwalten, das Bürgerrecht an Ausländer zu verleihen und in gewissen Sachen zu Gericht zu sitzen.

Allmählig bildeten sich ein Volk und eine Bürgerschaft. Dieses Volk und diese Bürgerschaft verlangten, als sie sahen, daß die Edlen, die Reichen und die Krieger allein die Angelegenheiten Aller verwalteten, ihrerseits ebenfalls eine *Seggio* oder *Sedile*, der ihnen auch zugestanden ward, und welchen man den *Sedile* des Volks nannte.

Mit Ausnahme des Adels besaß dieser *Sedile* dieselben Privilegien wie die fünf andern.

Die *Municipalität* von Neapel bestand damals aus einem *Syndicus* und sechs Räten. Neunundzwanzig in den verschiedenen Stadttheilen gewählte Mitglieder, welche an die neunundzwanzig früher existierenden *Sedili* erinnerten, waren ihnen beigegeben.

Nachdem der König abgereist war, versammelten sich folglich der Syndicus, die zehn Räte und die den Bürgerstand vertretenden neunundzwanzig Abgeordneten und faßten vor allen Dingen den Entschluß, eine Nationalgarde zu bilden und vierzehn Deputierte zu wählen, welche die Aufgabe hätten, bei den noch unbekanntem, jedenfalls aber ernstlich sich vorbereitenden Ereignissen für die Vertheidigung Neapels zu sorgen und die Interessen der Stadt wahrzunehmen.

Wir bitten unsere Leser, diese langen Auseinandersetzungen zu entschuldigen. Wir halten dieselben jedoch zum Verständniß der zu erzählenden Thatsachen für nothwendig, über welche die Unbekanntschaft mit der bürgerlichen Constitution von Neapel und den Rechten und Privilegiender Neapolitaner ein gewisses Dunkel werfen würde. Der Leser würde in diesem Falle dem großen Kampfe zwischen Königthum und Volk beiwohnen, ohne, wir wollen nicht sagen die Kräfte, wohl aber die Rechte eines jeden der beiden Kämpfer zu kennen.

Am 24. December also, das heißt am Morgen nach der Abreise des Königs, während man mit der Wahl von vierzehn Deputierten beschäftigt war, begaben sich die *Stadt* und der Magistrat zu dem Generalvicar Fürsten Pignatelli, um diesem ihre Huldigungen darzubringen.

Der Fürst Pignatelli, ein in der vollsten Bedeutung des Wortes mittelmäßiger Mensch, der Situation, welche die Ereignisse ihm bereitet, nicht im mindesten gewachsen, aber, wie dies immer zu sein pflegt, um desto stolzer und hochmüthiger – empfing die Deputation auf so intolente Weise, daß sie sich fragte, ob die angeblichen Instructionen, welche, wie man behauptete, die Königin zurückgelassen, nicht wirklich ertheilt worden, und ob die Königin nicht in der That das verhängnißvolle Wort gesprochen, welches die Neapolitaner zittern machte.

Mittlerweile waren die vierzehn Deputierten oder vielmehr Repräsentanten, welche die Stadt wählen sollte, gewählt worden.

Als ersten ihre Ernennung und ihre Existenz konstatierenden Act beschlossen sie, trotz des mittelmäßigen Erfolges der ersten Gesandtschaft, an den Fürsten Pignatelli eine zweite zu schicken, die ganz besonders beauftragt werden sollte, den Nutzen der Nationalgarde auseinanderzusetzen, deren Errichtung von der Stadt beschlossen worden.

Der Fürst Pignatelli war jedoch diesmal noch hochmüthiger und brutaler als das erste Mal. Er antwortete den Deputierten, daß die Sicherheit der Stadt nicht ihnen, sondern ihm anvertraut sei und daß er für diese Sicherheit an der geeigneten Stelle Rechenschaft geben werde.

Es geschah nun, was gewöhnlich in den Umständen zu geschehen pflegt, wo die Volksgewalten, Kraft ihrer Rechte, ihre Functionen auszuüben beginnen.

Die Stadt, welcher von der insolenten Antwort des Generalvicars Mittheilung gemacht ward, ließ sich durch diese Antwort durchaus nicht einschüchtern. Sie ernannte neue Deputierte, welche zum dritten Mal vor dem Fürsten erschienen und die, als sie sahen, daß er dieses dritte Mal in noch brutalerem Tone mit ihnen sprach als die beiden ersten, sich begnügten ihm zu antworten:

»Sehr wohl! Handeln Sie Ihrerseits; wir werden unsererseits handeln und dann sehen, zu wessen Gunsten das Volk entscheiden wird.«

Hierauf zogen sie sich zurück.

Man war in Neapel ungefähr so weit, als man in Frankreich nach dem Schwur im Ballspielhaus gewesen. Nur war die Situation für die Neapolitaner klarer, weil der König und die Königin nicht da waren.

Zwei Tage später empfing die Stadt die Ermächtigung, die von ihr decretierte Nationalgarde zu bilden.

Die Schwierigkeit lag aber weit mehr in der Art, sie zu bilden, als darin, ob der Fürst Pignatelli die Autorisation dazu ertheilen würde oder nicht.

Die Errichtung sollte durch Anwerbung geschehen; Anwerbung war aber noch keine Organisation.

Der Adel, welcher in Neapel gewohnt war, alle Aemter zu begleiten, hatte bei dem neuen Corps, das sich auf diese Weise organisierte, die Anmaßung, alle höheren Posten zu beanspruchen, oder wenigstens der Bürgerschaft bloß die unteren Grade zu überlassen, aus welchen sie sich nichts machte.

Endlich nachdem man die Sache drei oder vier Tage lang discutirt, kam man überein, daß die Grade zwischen die Bürger und Edelleute in gleicher Weise vertheilt werden sollten.

Auf diese Basis hin ward ein ziemlich guter Plan entworfen und die Anwerbungen erreichten binnen drei Tagen die Höhe von vierzehntausend Mann.

Nun aber, nachdem man die Mannschaften hatte, galt es, auch Waffen herbeizuschaffen, und hier stieß man von Seiten des Generalvikars auf hartnäckigen Widerstand.

Nach langem Kampfe erhielt man erst fünfhundert und dann noch zweihundert Gewehre.

Nun wurden die Patrioten – dieses Wort ward schon laut ausgesprochen – aufgefordert, ihre Waffen herzuleihen.

Die Patrouillen begannen sofort die Runde zu machen und die Stadt gewann einen gewissen Anstrich von Ruhe.

Plötzlich aber, und zum großen Erstaunen eines Jeden, erfuhr man in Neapel, daß ein zweimonatlicher Waffenstillstand, dessen erste Bedingung die Wiederherausgabe von Capua sein sollte, am Tage vorher, das heißt am 9. Januar 1799 auf das Verlangen des Generals Mack zwischen dem Fürsten von Migliano und dem Herzoge von Geno im Namen der durch den Generalvicar repräsentierten Regierung einerseits und dem Commissär Archambal für die republikanische Armee andererseits unterzeichnet worden.

Der Waffenstillstand kam Championnet äußerst gelegen und zog ihn aus einer großen Verlegenheit.

Die von dem Könige wegen Niedermetzlung der Franzosen ertheilten Befehle waren buchstäblich befolgt worden. Außer den drei großen Banden Promios, Mammones und Fra Diavolo's, welche wir in Thätigkeit gesehen, hatte Jeder sich zur Franzosenhatz aufgemacht.

Tausende von Bauern bedeckten die Landstraßen und trieben sich in den Wäldern und im Gebirge umher, um, hinter Bäumen lauernd, hinter den Felsen versteckt oder in Schluchten liegend, unerbittlich Alle niederzumetzeln, welche die Unklugheit begingen, hinter den Columnen zurückzubleiben oder sich von ihren Lagerplätzen zu entfernen.

Ueberdies hatten sich die von Livorno zurückgekehrten Truppen des Generals-Naselli, nachdem sie sich mit den Trümmern von Damas Colonne vereinigt, eingeschifft, um die Mündungen des Garigliano zu besetzen und die Franzosen von hinten anzugreifen, während Mack dies von vorn thun sollte.

Die Lage Championnets, der sich mit seinen zweitausend Mann von dreißigtausend Mann Empörern umringt sah und es zu gleicher Zeit mit Mack, der Capua mit fünfzehntausend Mann besetzt hielt, mit Naselli, der deren achttausend hatte, mit Damas, dem noch fünftausend blieben,

und mit Rocca Romana und Malinterno, die Jeder ein Regiment Freiwillige commandierten, zu thun hatte, war sicherlich eine sehr ernste.

Macdonald's Armeecorps hatte Capua durch Ueberrumpfung nehmen wollen. Dem zu Folge war er bei nächtlicher Weile vorgerückt und hatte schon das Außenwerk San Giuseppe erreicht, als ein Artillerist, welcher Geräusch hörte und Männer in der Dunkelheit vorüberschleichen sah, sein Geschütz aufs Gerathewohl abgefeuert und dadurch die Besatzung alarmiert hatte.

Andererseits hatten die Franzosen den Volturno in der Nähe von Cajazzo passieren wollen, waren aber von Rocca Romana und seinen Freiwilligen zurückgeworfen worden. Rocca Romana hatte bei dieser Gelegenheit Wunder gethan.

Championnet hatte seiner Armee sofort Befehl ertheilt, sich um Capua herum zu concentriren, welches er nehmen wollte, ehe er gegen Neapel marschierte.

Die Armee führte diese Bewegung aus. Nun sah er, wie isoliert er war, und begriff die Gefahr der Situation in ihrem ganzen Umfange. Er war schon bemüht, in irgend einer jener energischen Thaten, zu welcher die Verzweiflung begeistert, das Mittel zu suchen, um sich dieser Lage zu entziehen und den Feind durch irgend einen blendenden Handstreich einzuschüchtern, als er plötzlich und in dem Augenblicke, wo er es am wenigsten erwartete, die Thore von Capua sich öffnen und unter dem Vortritt einer Parlamentärflagge einige höhere Officiere herauskommen sah, welche beauftragt waren, den Abschluß eines Waffenstillstandes zu beantragen.

Diese höheren Officiere, welche Championnet nicht kannte, waren, wie wir bereits gesagt haben, der Fürst von Migliano und der Herzog von Geno.

Der Waffenstillstand, hieß es in den Präliminarien, hatte den Zweck, zum Schluß eines dauernden Friedens zu führen.

Die Bedingungen, welche die beiden neapolitanischen Bevollmächtigten autorisiert waren vorzuschlagen, waren die Herausgabe Capuas und die Absteckung einer Militärlinie, zu deren beiden Seiten die neapolitanischen und die französischen Armeen jede die Entscheidung ihrer Regierung abwarten sollten.

In der Lage, in welcher Championnet sich befand, waren solche Bedingungen nicht blos annehmbar, sondern auch vortheilhaft. Dennoch aber wies Championnet sie zurück, indem er sagte, die einzigen Bedingungen, denen er Gehör geben könne, wären die, deren Resultat die Unterwerfung der Provinzen und die Uebergabe von Neapel wäre.

Die Bevollmächtigten waren nicht autorisiert, so weit zu gehen, und zogen sich deshalb zurück.

Den nächstfolgenden Tag kamen sie mit denselben Rathschlägen wieder, die, wie am Tag vorher, abermals zurückgewiesen wurden.

Endlich, nach zwei Tagen, während welcher die Lage der von allen Seiten eingeschlossenen französischen Armee nur noch schlimmer geworden war, erschienen der Fürst von Migliano und der Herzog von Geno zum dritten Male und erklärten, daß sie ermächtigt seien, auf jede Bedingung einzugehen, welche nicht die Uebergabe von Neapel in sich schlosse.

Dieses neue Zugeständniß der neapolitanischen Bevollmächtigten war in der Lage, in welcher sich die französische Armee befand, so seltsam, daß Championnet an irgend eine List, einen Hinterhalt glaubte.

Er berief seine Generale zusammen und befragte sie um ihren Rath. Die einstimmige Meinung ging dahin, daß man den Waffenstillstand bewilligen solle.

Der Waffenstillstand ward demnach auf zwei Monate und unter den folgenden Bedingungen bewilligt:

Die Neapolitaner sollten die Citadelle Capua mit Allem, was dieselbe enthielte, übergeben.

Eine Contribution von dritthalb Millionen Ducati sollte erhoben werden, um die Kriegskosten zu decken, welche Frankreich durch den von Seiten des Königs von Neapel ausgegangenen Angriff verursacht worden.

Diese Summe sollte auf zweimal, zur Hälfte am 15. Januar, zur Hälfte am 25. desselben Monats, bezahlt werden.

Es ward eine Linie gezogen, zu deren beiden Seiten die beiden Armeen sich zu halten hätten.

Dieser Waffenstillstand war ein Gegenstand des Erstaunens für alle Welt, selbst für die Franzosen, welche nicht wußten, aus welchem Beweggrunde derselbe vorgeschlagen worden. Er ward nach dem Namen des Dorfes Sparasini, wo er abgeschlossen worden, benannt und am 10. Januar unterzeichnet.

Wir, die wir die Beweggründe kennen, welche ihn herbeigeführt und die später sich herausstellten, wollen dieselben mittheilen.

Sechstes Capitel.

Die drei Parteien in Neapel zu Anfang des Jahres 1798.

Unser Buch ist, wie der Leser schon längst bemerkt haben wird, eine historische Erzählung, in welcher sich, wie zufällig, auch ein dramatisches Element findet.

Anstatt aber, daß dieses romantische Element die Ereignisse leitete und unter sich beugte, unterwirft es sich gänzlich der Nothwendigkeit der Thatsachen und schimmert gewissermaßen bloß hindurch, um diese Thatsachen unter einander zu verknüpfen.

Diese Thatsachen sind so seltsam und die darein verflochtenen Persönlichkeiten so eigenthümlich, daß wir zum ersten Male, seitdem wir die Feder führen, uns über den Reichthum der Geschichte beklagt haben, welche über unsere Phantasie den Sieg davongetragen hat.

Wir fürchten daher, wenn die Nothwendigkeit es erfordert, nicht, wir sagen nicht die erdichtete Erzählung – denn Alles, was in diesem Buche steht, ist wahr – sondern die malerische Erzählung auf einige Augenblick zu verlassen und Tacitus von Walter Scott zu trennen.

Das Einzige, was wir bedauern, ist, daß wir nicht gleichzeitig die Feder des römischen Historikers und die des schottischen Romandichters besitzen, denn mit den Elementen, die uns gegeben waren, hätten wir dann ein Meisterwerk geschrieben.

Wir haben Frankreich von einer Revolution in Kenntniß zu setzen, die ihm bis jetzt beinahe unbekannt geblieben ist, weil sie in einer Zeit geschah, wo Frankreichs eigene Revolution eine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und ferner auch, weil ein Theil der Ereignisse, die wir erzählen, in Folge der Maßregeln der sie unterdrückenden Regierung den Neapolitanern selbst unbekannt blieb.

Nachdem wir dies vorausgeschickt, nehmen wir unsere Erzählung wieder auf und wollen einige Zeilen der Erklärung jenes Waffenstillstandes von Sparasini widmen, welcher am 10. Januar, wo er bekannt ward, Neapel in Erstaunen setzte.

Wir haben gesagt, wie die Stadt Repräsentanten ernannt hatte – wie sie selbst sich zu dem Generalvikar begeben, wie sie Deputationen zu ihm geschickt hatte.

Das Resultat von all' diesem war gewesen, daß man einsah, der Fürst Pignatelli repräsentiere die absolute Gewalt des Königs, eine veraltete, aber noch in voller Macht bestehende Gewalt, und die Stadt, die im Entstehen begriffene Volksgewalt, welche aber schon das Bewußtsein der Rechte besaß, die erst sechzig Jahre später anerkannt werden sollten.

Diese beiden einander natürlich entgegengesetzten und feindseligen Gewalten hatten begriffen, daß sie sich nicht gemeinschaftlich bewegen konnten. Dennoch aber hatte die Volksgewalt über die königliche einen Sieg davongetragen, und dieser bestand in der Errichtung der Nationalgarde.

Abgesehen von diesen beiden Parteien aber, welche die eine den königlichen Absolutismus, die andere die Volkssouveränität repräsentierten, gab es auch noch eine dritte, welche, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die Partei der Intelligenz war.

Es war dies die französische Partei, deren Hauptanführer wir in einem der ersten Capitel dieses Werkes unseren Lesern bereits vorgeführt haben.

Diese Partei, welche die Unwissenheit der unteren Volksclassen in Neapel, die Corruption des Adels, den geringen Gemeinsinn des kaum geborenen und noch niemals zur Führung der öffentlichen Angelegenheiten berufenen Bürgerthums kannte, diese Partei hielt die Neapolitaner für unfähig, etwas durch sich selbst zu unternehmen, und verlangte mit aller Gewalt die französische Invasion, ohne welche, glaubte sie, man sich in bürgerlichen Zwistigkeiten und inneren Streitigkeiten verzehren würde.

Um daher in Neapel eine dauernde Regierung zu gründen – und diese Regierung sollte nach der Ansicht der Männer dieser Partei eine Republik sein – um also eine Republik zu gründen, bedurfte es der festen und ganz besonders redlichen Hand Championnet's.

Nur diese Partei allein wußte fest und klar, was sie wollte.

Was die royalistische und die nationale Partei betraf, in Bezug auf welche die Utopisten die Hoffnung nährten, sie in eine einzige verschmelzen zu können, so war bei dieser Alles in Verwirrung und der König kannte die Zugeständnisse, die er machen sollte, eben so wenig, als das Volk die Rechte, die es verlangen konnte.

Das Programm der Republikaner war einfach und klar: die Regierung des Volkes durch das Volk, das heißt durch seine erwählten Vertreter.

Eine der seltsamsten Erfahrungen unserer armen Welt ist, daß die klarsten und einfachsten Dinge allemal die sind, deren Verwirklichung mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist.

Nachdem den Häuption der republikanischen Partei durch die Abreise des Königs freie Bewegung gestattet worden, hatte sie sich nicht mehr im Palaste der Königin Johanna – eine so große Geheimhaltung war nicht mehr nöthig, obschon man immer noch gewisse Vorsichtsmaßregeln beobachten mußte, sondern in Portici bei Schipani versammelt.

Hier hatte man beschlossen, alles nur irgend Mögliche zu thun, um den Einzug der Franzosen in Neapel zu erleichtern und zu fördern und unter dem Schutze der französischen Republik die parthenopeische Republik zu gründen.

Da aber die Stadt Deputierte zu Hilfe gerufen, ebenso wie die republikanischen Anführer die Thüren ihrer Berathungszimmer einer gewissen Anzahl Männer ihrer Partei geöffnet, und da Alles durch Stimmenmehrheit entschieden ward, so waren die vier Häupter – Nicolino's Einkerkung in dem Fort San Elmo und Hector Caraffa's Abwesenheit hatten nämlich die Zahl der republikanischen Anführer auf vier reducirt – so waren, sagen wir, die vier Anführer nicht mehr mächtig genug gewesen, um die Berathungen zu leiten und die Beschlüsse zu bestimmen.

Es war demgemäß in dem republikanischen Clubb zu Portici mit Ausnahme von vier Stimmen, welche die Cirillos, Manthonnets, Schipanis und Velasco's waren, einmüthig beschlossen worden, Unterhandlungen mit Rocca Romana, welcher sich in dem Gefecht bei Cajazzo gegen die Franzosen ausgezeichnet, und mit Malinterno zu eröffnen, welcher letztere neue Beweise von jenem feurigen Muth gegeben, den er früher in Tirol gezeigt.

Und es wurden ihnen in der That Vorschläge gemacht, durch welche man einem jeden von ihnen eine hohe Stellung in der neuen Regierung, welche in Neapel errichtet werden sollte, anbot, wenn sie sich der republikanischen Partei anschließen wollten.

Der mit dieser Unterhandlung beauftragte Parlamentär stellte den beiden Obersten in beredter Weise das Unheil vor, welches der Rückzug der Franzosen für Neapel zur Folge haben könne,

und sei es nun aus Ehrgeiz, sei es aus Patriotismus, kurz die beiden Edelleute verstanden sich dazu, mit den Republikanern ein Abkommen zu treffen.

Mack und Pignatelli waren daher die Einzigen, welche sich der Wiedergeburt Neapels widersetzen, weil, wenn die Civilgewalt und die Militärgewalt verschwunden wären, zu erwarten stand, daß die nationale Partei, welche sich von der republikanischen nur durch Nuancen unterschied, sich mit dieser vereinigen würde.

Wir entlehnen die folgenden Einzelheiten, welche unsere Leser weder in Cuoco, einem gewissenhaften Schriftsteller, aber vorurtheilsvollen Parteimann, noch in Colletta, einem parteiischen und leidenschaftlichen Schriftsteller, welcher fern von Neapel und ohne andere Quellen schrieb, als seine von Haß oder Sympathie erfüllten Erinnerungen, finden werden – wir entlehnen, sagen wir, die folgenden Einzelheiten den »Memoiren zur Geschichte der letzten Revolution von Neapel«, einem im Jahre 1803 in Frankreich erschienenen sehr seltenen und sehr interessanten Werke.

Der Verfasser desselben, Bartolomeo N***, ist Neapolitaner und erzählt mit der Naivetät eines Menschen, der vom Recht und vom Unrecht nur einen unklaren, verworrenen Begriff hat, die Thaten, welche seinen Landsleuten zur Ehre gereichen, ebenso wie die, welche ihnen zur Schande angerechnet werden müssen. Er ist eine Art Suetonius, welcher ad narrandum, non ad probandum schreibt.

»Es fand nun,« sagt er, »zwischen dem Fürsten von Malinterno und einem der Anführer der Jakobinerpartei,¹⁷ den ich nicht nennen will, um ihn nicht zu compromittieren, eine Unterredung statt.

»In dieser Unterredung kam man dahin überein, daß Mack in der Nacht zum 10. Januar in Capua ermordet werden, daß Malinterno sofort das Commando der Armee übernehmen und vor die Mauern des königlichen Palastes in Neapel einen seiner Officiere schicken sollte, der hier mit einem Verschworenen zusammentreffen würde, welcher zunächst nach dem Signalement und zweitens an einer verabredeten Parole leicht zu erkennen wäre. Dieser Verschworene sollte, sobald er die Gewißheit von Macks Tode hätte, unter dem Vorwand eines freundschaftlichen Besuchs bis zu dem Fürsten Pignatelli dringen und *denselben eben so ermorden*, wie man Mack ermordet haben würde. Dann sollte man sich sofort des Castello Nuovo, auf dessen Commandanten man rechnen könne, bemächtigen und hierauf alle sonst zu einer Aenderung der Regierung erforderlichen Maßregeln treffen, während man zugleich mit den Franzosen, die unsere Brüder geworden, einen möglichst vortheilhaften Frieden abschliesse.«

Der Gesandte von Capua fand sich zur bestimmten Stunde vor dem königlichen Palast ein und fand hier die Verschworenen, nur hatte er ihnen anstatt den Tod Mack's die Verhaftung Malinternos zu melden.

Mack, welcher Kunde von dem Complotte erhalten, hatte schon am Abend vorher Malinterno festnehmen lassen.

Die Patrioten von Capua jedoch, welche mit denen von Neapel in Verbindung standen, hatten das Volk zu Malinterno's Gunsten aufgewiegelt.

Malinterno war demzufolge freigelassen, jedoch von dem General Mack nach Santa Maria geschickt worden.

Die Verschwörung war sonach verrathen und es wäre, da Mack lebte, unnütz gewesen, sich Pignatellis zu entledigen.

Pignatelli aber, der ohne Zweifel durch Mack von dem Complot, welchem sie beinahe beide zum Opfer gefallen wären, unterrichtet worden, war darüber erschrocken und hatte nun aus Furcht den Fürsten von Migliano und den Herzog von Geno abgesendet, um mit den Franzosen einen Waffenstillstand zu schließen.

Dies war der Grund, weshalb Championnet in dem Augenblick, wo er es am wenigsten erwartete und am wenigsten erwarten konnte, die Thore von Capua sich öffnen und die beiden Abgesandten des Generalvikars herauskommen sah.

Jetzt noch eine kurze Erklärung in Bezug auf die Worte, welche wir so eben unterstrichen haben und die sich auf die beabsichtigte Ermordung Macks und Pignatellis beziehen.

Man würde den französischen Moralisten und ganz besonders Allen, welche das südliche Italien nicht kennen, ein großes Unrecht anthun, wenn man den Mord in Neapel und in den neapolitanischen Provinzen von dem Gesichtspunkt aus betrachten wollte, von welchem aus wir ihn in Frankreich betrachten.

Neapel und selbst Oberitalien haben verschiedene Namen, um den Mord zu bezeichnen, je nachdem er an einem gewöhnlichen Individuum oder an einem Tyrannen ausgeübt wird.

Es gibt in Italien den *Menschenmord* und den *Tyrannenmord*.

Der Menschenmord findet zwischen Individuum und Individuum statt. Der Tyrannenmord ist der Mord des Bürgers an dem Tyrannen oder an dem Werkzeuge des Despotismus.

Uebrigens lehrt die Erfahrung, daß nordische Völker – wir nennen hier beispielsweise die Deutschen – diesen schweren moralischen Irrthum theilen. Die Deutschen haben Karl Sand, welcher Kotzebue ermordete, und Staps, welcher Napoleon zu ermorden suchte, beinahe Altäre errichtet.

Der unbekannte Mörder Rossis und Agefilas Milano, welcher den König Ferdinand den Zweiten bei einer Revue durch einen Bajonnetstich zu ermorden versuchte, werden in Rom und in Neapel nicht als gemeine Mörder, sondern als Tyrannenmörder betrachtet.

Dies rechtfertigt die Attentate der Italiener allerdings nicht, wohl aber erklärt es dieselben.

Unter welchem Despotismus Italien auch gebeugt worden sein mag, so ist die Erziehung der Italiener doch immer classisch und folglich republikanisch gewesen.

Nun aber glorificirt die classische Erziehung den politischen Mord, den unsere Gesetze brandmarken, den unser Gewissen verwirft.

Dies ist so wahr, daß die Popularität des Königs Ludwig Philipp durch die zahlreichen Attentate, deren Opfer er im Laufe seiner achtzehnjährigen Regierung beinahe geworden wäre, nicht bloß aufrecht erhalten, sondern sogar gesteigert ward.

Man lasse in Frankreich eine Messe für Fieschi, Alibaud oder Lecomte lesen, und kaum werden eine alte Mutter, eine fromme Schwester, ein unschuldiger Sohn des verbrecherischen Vaters derselben beizuwohnen wagen.

An jedem Jahrestage von Milanos Tode wird in Neapel eine Messe für sein Seelenheil gelesen und an jedem dieser Jahrestage vermag die Kirche die Zahl der Betenden nicht zu fassen.

Und in der That, die ruhmreiche Geschichte Italiens liegt zwischen dem Mordversuche des Mucius Scävola gegen den König der Etrusker und der Ermordung Cäsars durch Brutus und Cassius.

Und was thut der Senat, mit dessen Zustimmung Mucius Scävola das Attentat auf Porenna unternommen, als der von dem Feinde Roms begnadigte Mörder mit seinem verbrannten Arme

nach Rom zurückgekehrt?

Im Namen der Republik votiert er dem Mörder eine Belohnung und gibt ihm im Namen der Republik, die er gerettet, ein hohes Amt.

Was thut Cicero, der in Rom für den ehrlichen Mann par excellence gilt, als Brutus und Cassius den Cäsar ermorden? Er fügt seinem Buche de officiis ein Capitel bei, um zu beweisen, daß, wenn ein Mitglied der Gesellschaft schädlich ist, jeder Bürger das Recht hat, sich in einen politischen Wundarzt zu verwandeln und dieses Glied von dem socialen Körper abzulösen.

Aus dem, was wir so eben gesagt, geht hervor, daß, wenn wir stolzer Weise glaubten, unser Buch besitze eine Bedeutung, die es nicht hat, wir die Philosophen und selbst die Rechtsgelehrten auffordern würden, diese Betrachtungen zu erwägen, welche es weder den Vertheidigern noch den Angeklagten selbst einfällt, geltend zu machen, wenn ein Italiener und ganz besonders ein Italiener der südlichen Provinzen bei irgend einem politischen Mordattentat ins Spiel kommt.

Nur Frankreich ist in der Civilisation so weit vorgeschritten, daß es Louvel und Sacemaire auf eine und dieselbe Stufe stellt, und wenn es zu Gunsten Charlottens Corday eine Ausnahme macht, so geschieht es in Folge des physischen und moralischen Abscheues, welchen der Batrachier Marat einflößte.

Siebentes Capitel.

In welchem geschieht, was geschehen mußte.

Der Waffenstillstand ward, wie wir gesagt haben, am 10. Januar unterzeichnet und die Stadt Capua ward gemäß der getroffenen Uebereinkunft am 11. den Franzosen übergeben.

Am 13. ließ der Fürst Pignatelli die Vertreter der Stadt in seinen Palast kommen.

Dieser Ruf hatte den Zweck, die aufzufordern, die Hälfte der Contribution von dritthalb Millionen Ducati, welche den drittnächsten Tag bezahlt werden sollte, auf die großen Grundeigenthümer und die ersten Handelshäuser von Neapel zu repartiren.

Die Deputierten aber, welche jetzt zum ersten Male höflich empfangen wurden, weigerten sich entschieden, diese impopuläre Mission zu übernehmen, indem sie sagten, diese Sache ginge sie durchaus nichts an, und wer die Verbindlichkeit übernommen, der möge sie auch erfüllen.

Am 14. Januar – die Ereignisse werden mit jedem Tage ernster, so daß wir sie nur bis zum 20. zu notiren brauchen – am 14. gelangten die an den Mündungen des Volturno eingeschifften achttausend Mann des Generals Naselli mit ihren Waffen und ihrer Munition in dem Golf von Neapel an. Man konnte diese achttausend Mann nehmen, damit die Straße von Capua nach Neapel besetzen, sie durch dreißigtausend Mann Lazzaroni unterstützen und auf diese Weise die Stadt uneinnehmbar machen.

Der Fürst Pignatelli, der nicht die mindeste Popularität besaß, hielt sich mit Recht für nicht stark genug, um einen solchen Entschluß zu fassen, den gleichwohl der nahe bevorstehende Bruch des Waffenstillstandes nothwendig machte. Wir sagen »nahebevorstehend«, denn wenn die fünf Millionen, zu welchen man bis jetzt noch keinen Heller aufgetrieben, am nächstfolgenden Tage nicht bereit lagen, so ward der Waffenstillstand von selbst ungültig.

Andererseits wünschten die Patrioten den Bruch dieses Waffenstillstandes, der die Franzosen, ihre Gesinnungsgenossen, abhielt, auf Neapel zu marschieren.

Der Fürst Pignatelli traf in Bezug auf die achttausend Mann, welche in den Hafen einliefen, keine Maßregel.

Als die Lazzaroni dies sahen, bestiegen sie sämtliche Boote, welche von der Magdalenenbrücke bis zur Mergellina am Strande lagen, ruderten bis an die Felucken und bemächtigten sich der Kanonen, der Musketen und der Munition, während die Soldaten sich entwaffnen ließen, ohne den mindesten Widerstand zu leisten.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß unsere Freunde Michele, Pagliucello und Frau Pacifico sich ganz natürlich an der Spitze dieser Expedition befanden, durch welche ihre Leute sich mit einem Male auf bewunderungswürdige Weise bewaffnet sahen.

Als dies geschehen war, fingen die achttausend Lazzaroni an zu schreien: »Es lebe der König! Es lebe die Religion!« und »Nieder mit den Franzosen!«

Was die Soldaten betraf, so wurden sie ans Land gesetzt und erhielten Erlaubniß, sich zu begeben, wohin sie wollten.

Anstatt sich aber zu entfernen, rotteten sie sich in einen Haufen zusammen und schrien lauter

als die Andern: »Es lebe der König! Es lebe die Religion!« und »Nieder mit den Franzosen!«

Als der Commandant des Castello Nuovo, Namens Massa, hörte, was vorging und als er dieses Geschrei hörte, begriff er, daß er höchst wahrscheinlich sehr bald angegriffen werden würde und sendete einen seiner Officiere, den Capitän Simonei, ab, um fragen zu lassen, welche Instructionen für den Fall eines Angriffs der Generalvicar ihm ertheile.

»Vertheidigen Sie das Castell,« antwortete der Generalvicar, »aber hüten Sie sich wohl, dem Volke etwas zu Leide zu thun.«

Simonei rapportierte dem Commandanten diese Antwort, welche letzterem ebenso wie Simonei selbst an einem eigenthümlichen Mangel von Klarheit zu leiden schien.

Und in der That, man muß zugeben, daß es schwierig war, das Castell gegen das Volk zu vertheidigen, ohne diesem etwas zu Leide zu thun.

Der Commandant schickte daher den Capitän Simonei nochmals ab, um eine bestimmtere Antwort zu verlangen.

»Lassen Sie blind feuern,« ward ihm geantwortet; »dies wird hinreichen, um die Menge zu zerstreuen.«

Simonei entfernte sich achselzuckend, auf dem Palaisplatz kam ihm aber der Herzog von Geno, einer der Unterhändler des Waffenstillstandes von Sparanisi nachgeeilt, um ihm im Namen des Fürsten Pignatelli zu befehlen, gar nicht feuern zu lassen.

In das Castello Nuovo zurückgekehrt, erzählte Simonei seine beiden Unterredungen mit dem Generalvicar.

In demselben Augenblicke aber, wo er seine Erzählung begann, stürzte sich eine unzählige Menge Volk auf das Castell, sprengte das erste Thor und bemächtigte sich der Brücke und schrie:

»Die königliche Fahne! Die königliche Fahne!«

In der That war seit der Abreise des Königs die königliche Fahne von dem Castell verschwunden, ebenso wie in Abwesenheit des Staatsoberhauptes die Fahne von der Kuppel der Tuilerien verschwindet.

Die königliche Fahne ward dem Wunsche des Volkes gemäß wieder entfaltet.

Nun verlangten die Eindringenden und besonders die Soldaten, welche sich soeben hatten entwaffnen lassen, Waffen und Munition.

Der Commandant antwortete, da er die Waffen und die Munition auf Rechnung habe und dafür verantwortlich sei, so könne er ohne Befehl des Generalvicars weder eine einzige Flinte noch eine einzige Patrone aushändigen. Käme man dagegen mit einem schriftlichen Befehl vom Generalvicar, so sei er bereit, Alles auszuliefern, selbst das ganze Castell.

Während aber der Inspector Minichini mit dem Volke parlamentierte, öffnete das sämtliche Regiment, welches die Thore zu bewachen hatte, dieselben dem Volke.

Die Menge strömte sofort in das Schloß hinein und verjagte den Commandanten und die Officiere.

An demselben Tage und zur selben Stunde bemächtigten sich wie auf Verabredung – und wahrscheinlich hatte auch eine solche stattgefunden – die Lazzaroni der drei andern Forts, nämlich des Castells San Elmo, des Castells del Uovo und des Castells del Carmine.

War diese Bewegung des Volkes eine freiwillige oder geschah sie auf Anstiften des Generalvicars, welcher in der Volksdictatur ein doppeltes Mittel sah, die Plane der Patrioten zu

durchkreuzen und die feindseligen Absichten der Königin auszuführen?

Dies blieb ein Geheimniß; obschon aber die Ursachen verborgen blieben, so wurden doch die Thatsachen sichtbar.

Am nächsten Tage, den 15. Januar, gegen zwei Uhr Nachmittags, rollten fünf Kaleschen mit französischen Officieren besetzt, unter welchen sich der Commissär Archambal, Unterzeichner des Tractats von Sparanisi befand, durch die Porta Capuana und nach dem Albergo reale, wo die Herren ausstiegen.

Sie kamen, um die erste Hälfte der fünf Millionen in Empfang zu nehmen, welche dem General Championnet als Entschädigung bezahlt werden sollten, und um, da überall, wo Franzosen sind, auch der französische Charakter sich geltend macht, in das Theater San Carlo zu gehen.

Sofort verbreitete sich das Gerücht, daß sie kämen, um Besitz von der Stadt zu nehmen, daß der König verrathen sei und daß man den König rächen müsse.

Wer hatte ein Interesse daran, dieses Gerücht zu verbreiten? Ohne Zweifelder, welcher fünf Millionen zahlen sollte, aber nicht im Stande war, diese eingegangene Verpflichtung zu erfüllen, und der, da er nicht in Geld bezahlen konnte, auf irgend eine Weise loszukommen suchte, wie verwerflich und strafbar dieselbe auch wäre.

Gegen sieben Uhr Abends begaben sich fünfzehn- bis zwanzigtausend Soldaten oder bewaffnete Lazzaroni mit dem Rufe: »Es lebe der König! Es lebe die Religion! Nieder mit den Franzosen!« nach dem Albergo reale.

An der Spitze dieser ungeheuren Rotte standen dieselben Männer, welche man an der Spitze der Emeute gesehen, durch welche die Brüder della Torre den Tod gefunden, so wie der, bei welcher der unglückliche Ferrari in Stücke gerissen worden, das heißt die Pasquale, die Rinaldi, die Beccajo.

Was Michele betraf, so werden wir später sagen, wo er war.

Zum Glücke befand sich Archambal im Palaste bei Pignatelli, welcher, da er ihn nicht in Geld bezahlen konnte, ihn mit schönen Worten zu bezahlen suchte.

Die andern Officiere waren im Theater.

Die ganze fanatisierte Rotte stürzte weiter nach San Carlo. Die Schildwachen an der Thür desselben wollten Widerstand leisten und wurden sofort niedergestoßen.

Man sah plötzlich eine heulende, drohende Flut Lazzaroni das Parterre überschwemmen.

Der Ruf: »Nieder mit den Franzosen!« hallte in der Straße, in den Corridors, in dem Zuschauerraume.

Was vermochten zwölf oder fünfzehn bloß mit ihren Säbeln bewaffnete Officiere gegen Tausende von Mördern? Eine Anzahl Patrioten umringten sie, bildeten mit ihren Körpern eine Schutzmauer und drängten sie in den dem Volke unbekanntem und nur zum Gebrauch des Königs bestimmten Corridor, welcher aus dem Theater in den Palast führte.

Hier fanden die Archambal bei dem Fürsten, und ohne von den fünf Millionen auch nur einen Heller erhalten zu haben, aber nachdem sie in Lebensgefahr geschwebt, machten sie sich, von einem starken Piket Cavallerie escortiert, wieder auf den Weg nach Capua.

Beim Anblick dieser in das Theater eindringenden Volksmassen hatten die Schauspieler den Vorhang fallen lassen und die Vorstellung unterbrochen.

Was die Zuschauer betraf, so dachten diese, ohne sich darum zu kümmern, was den Franzosen

zustoßen könne, nur daran, sich in Sicherheit zu bringen.

Wer die Flinkheit der neapolitanischen Hände kennt, kann sich einen Begriff von der Plünderung machen, welche während der Invasion stattfand. Mehrere Personen wurden an den Ausgangsthüren erdrückt, andere auf den Treppen über den Haufen gerannt und zertreten.

Die Plünderung setzte sich bis auf die Straße hinaus fort. Diejenigen, welche nicht in das Theater hineingekommen, mußten doch auch ihren Antheil an der Beute haben.

Unter dem Vorwand, sich zu überzeugen, ob nicht Franzosen darin versteckt seien, öffnete man alle vorüberfahrenden Wagen und wer darin saß, ward ausgeplündert.

Die Mitglieder der Municipalität, die Patrioten, die angesehensten Männer von Neapel versuchten vergebens, Ordnung unter dieser Menge herzustellen, welche, die Straßen durchziehend, raubte, stahl und mordete.

Sie begaben sich, als sie dies sahen, zu dem Erzbischof von Neapel, Monsignore Capece Zurlo, einem von Allen hochgeachteten Mann von sanftem Gemüth und exemplarischem Lebenswandel, und baten ihn, Alles und wenn nöthig den Pomp der Religion aufzubieten, um diesen verworfenen Pöbel, der sich wie ein Lavastrom durch die Straßen von Neapel wälzte, zur Ordnung zu bringen.

Der Erzbischof stieg in einen offenen Wagen, gab seinen Dienern Fackeln in die Hände und durchpflügte sozusagen diese Menge nach allen Richtungen, ohne jedoch einem einzigen seiner Worte Gehör verschaffen zu können, denn seine Stimme ward fortwährend übertäubt durch die Rufe: »Es lebe der König! Es lebe die Religion! Es lebe der heilige Januarius! Nieder mit den Jakobinern!«

Und in der That, das Volk war, da es die drei Castelle in seiner Gewalt hatte, Meister der ganzen Stadt und begann die Einweihung seiner Dictatur dadurch, daß es unmittelbar unter den Augen des Erzbischofs den Mord und die Plünderung organisierte.

Seit Masaniello, das heißt seit hundert und zweiundfünfzig Jahren, war das Roß, welches das Volk von Neapel zum Wappen hat, nicht ohne Zaum und Zügel losgelassen worden. Jetzt stürzte es sich mit Wollust in diesen Zustand und brachte die versäumte Zeit wieder ein.

Bis jetzt waren die Ermordungen so zu sagen zufällig gewesen; von diesem Augenblick an aber wurden sie systematisch.

Jeder elegant gekleidete Mann, welcher kurz abgeschnittenes Haar trug, ward mit dem Namen Jakobiner bezeichnet und dieser Name war ein Todesurtheil.

Die Frauen der Lazzaroni, welche an den Tagen der Revolution stets wilder und grausamer sind als ihre Männer, begleiteten dieselben, mit Scheren, Messern und Rasiermessern bewaffnet, und vollführten unter Geheul und Gelächter an den Unglücklichen, die von ihren Männern verurtheilt worden, die gräßlichsten und obscönsten Verstümmelungen.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke, wo das Leben aller rechtschaffenen Leute in Neapel nur an einer Laune, einem Worte, einem Faden hing, dachten einige Patrioten an ihre gefangenen Freunde, welche von Vanni in den Kerkern der Vicaria und del Carmine vergessen worden.

Sie verkleideten sich als Lazzaroni und schrien, man müsse die Gefangenen befreien, um die Streitmacht des Volkes durch so viel tapfere Arme zu vermehren.

Der Vorschlag ward mit lautem Beifall aufgenommen. Man eilte nach den Gefängnissen, man befreite die Gefangenen, mit diesen aber auch zugleich fünf- bis sechstausend Sträflinge, Veteranen des Mordes und des Raubes, welche sich in der Stadt verbreiteten und den Tumult und

die Verwirrung verdoppelten.

Es ist bemerkenswerth, welche Rolle in Neapel und überhaupt in den südlichen Provinzen Italiens die Sträflinge bei allen Revolutionen spielen.

Da die despotischen Regierungen, welche in Süditalien von den spanischen Vicekönigen bis zum Sturze Franz des Zweiten, das heißt seit 1503 bis 1860 auf einander gefolgt sind, es sich stets vor allen Dingen zum Princip gemacht haben, das moralische Gefühl zu corrumpieren, so folgt daraus, daß der Galeerenclave dort nicht denselben Abscheu einflößt wie bei uns.

Anstatt in ihre Bagnos eingeschlossen und von der Gesellschaft, welche sie ausgestoßen, abgeschnitten zu sein, mischen sie sich dort unter die Bevölkerung, weil sie beiderseitig an einander nichts zu verderben haben.

Ihre Zahl ist ungeheuer, beinahe doppelt so groß als in Frankreich, und in einem gegebenen Augenblicke sind sie für die Könige, welche ihren Beistand nicht verschmähen, denn derselbe ist eine mächtige und furchtbare Hilfe in Neapel, worunter wir hier sämtliche neapolitanische Provinzen verstehen.

Lebenslängliche Galeerenstrafe gibt es nicht. Wir haben eine übrigens sehr leicht anzustellende Berechnung gemacht, bei welcher sich für die lebenslängliche Galeere ein durchschnittlicher Zeitraum von neun Jahren herausstellt. So haben sich seit 1799, das heißt seit fünfundsechzig Jahren, die Thore der Galeeren sechsmal geöffnet und allemal durch das Königthum, welches 1799, 1806, 1809, 1821, 1848 und 1860 die Reihen seiner Kämpfer auf diesem Wege recrutierte.

Wir werden sehen, wie der Cardinal Ruffo mit diesen seltsamen Hilfstruppen zu thun hatte und da er nicht wußte, wie er sich derselben entledigen sollte, sie bei allen Gelegenheiten ins Feuer trieb.

Ich hatte während der dritthalb Jahre, die ich in Neapel verlebte, etwa hundert Galeerensträflinge zu Nachbarn, welche ein in derselben Straße gelegenes, zum Bagno gehörendes Haus bewohnten.

Diese Menschen waren bei keiner Arbeit beschäftigt und verbrachten ihre Zeit in der vollkommensten Unthätigkeit. In den frischen Stunden des Sommers, das heißt von sechs bis zehn Uhr Morgens und von vier bis sechs Uhr Abends, lagen oder saßen sie auf der Mauer und betrachteten den prachtvollen Horizont, der nur das sicilische Meer zur Grenze hat.

»Was sind das für Leute?« fragte ich eines Tages einen Beamten.

»Gentiluomini (Gentlemen),« antwortete der Gefragte.

»Was haben sie denn gethan?«

»Nulla! Hanno amazzato. (Nichts! Sie haben gemordet.)« Und in der That ist in Neapel der Mord weiter nichts als eine Handbewegung und der unwissende Lazzarone, der niemals über die Geheimnisse des Lebens und des Todes nachgedacht, raubt das Leben und gibt den Tod, ohne weder eine philosophische noch moralische Idee von dem zu haben, was er raubt und was er gibt.

Man denke ich hiernach die blutige Rolle, welche in Situationen wie die, in welcher wir so eben Neapel gezeigt, Menschen spielen, deren Urbilder die Mammone sind, welche das Blut ihrer Gefangenen trinken, und die La Gala, welche dieselben kochen lassen und verzehren.

Achtes Capitel.

Der Fürst von Malinterno.

Es mußte so schnell als möglich, Abhilfe geschafft werden, oder Neapel war verloren und die Befehle der Königin wurden buchstäblich ausgeführt, das heißt der Bürgerstand und der Adel verschwanden in einem allgemeinen Blutbade und es blieb nichts übrig als das Volk oder vielmehr der Pöbel.

Die Deputierten der Stadt versammelten sich in der alten Basilika San Lorenzo, in welcher die Rechte des Volks und die der königlichen Gewalt so oft discutirt worden.

Die republikanische Partei, welche, wie wir gesehen, zu dem Fürsten von Malinterno schon in Beziehung gestanden und diesen Versprechungen gemäß auf ihn rechnen zu können glaubte, weil sie den von ihm in dem Feldzuge von 1796 bewiesenen Muth kannte und wußte, was er erst vor einigen Tagen für die Vertheidigung von Capua gethan brachte ihn als General in Vorschlag.

Die Lazzaroni, welche ihn gegen die Franzosen kämpfen gesehen, hatten kein Mißtrauen und begrüßten seinen Namen mit Beifall.

Sein Einzug sollte mitten unter dem allgemeinen Enthusiasmus erfolgen.

In dem Augenblick, wo das Volk schrie: »Ja! ja! Malinterno! Es lebe Malinterno! Nieder mit den Franzosen! Nieder mit den Jakobinern!« erschien Malinterno zu Pferde und bis an die Zähne bewaffnet.

Das neapolitanische Volk ist ein Volk von Kindern und leicht durch theatralische Effekte zu kirren. Die Ankunft des Fürsten in der Mitte der Bravos, welche eine Ernennung kund gaben, erschien ihm als eine Fügung der Vorsehung.

Bei seinem Anblick verdoppelte sich das Geschrei. Man umringte ein Pferd, wie man am Abend vorher und noch am Morgen den Wagen des Erzbischofs umrungen, und jeder heulte mit jener Stimme, die man nur in Neapel hört:

»Es lebe Malinterno! Es lebe unser Vertheidiger! Es lebe unser Vater!«

Malinterno stieg vom Pferde, überließ es den Händen der Lazzaroni und trat in die Kirche San Lorenzo.

Von dem Volke schon angenommen, ward er von dem Municipium als Dictator proclamirt und mit unumschränkter Gewalt bekleidet, während man ihm zugleich freistellte, sich einen Lieutenant oder Stellvertreter selbst zu wählen.

Noch in derselben Sitzung und ehe noch Malinterno die Kirche verließ, meldete man eine Deputation, welche beauftragt war, sich zum Generalvicar zu begeben und ihm zu sagen, daß die *Stadt* und das Volk fernerhin keinem andern Anführer gehorchen wollten, als dem, welchen sie gewählt, und daß dieser so eben erwählte Anführer der Signor San Girolamo, Fürst von Malinterno, sei.

Der Generalvicar sollte daher durch die Deputation aufgefordert werden, die von dem Municipium geschaffenen und von dem Volke angenommenen und proclamirten neuen Gewalten anzuerkennen.

Die Deputation, welche sich freiwillig erboten und angenommen worden, bestand aus Manthonnet, Cirillo, Schipani, Velasco und Pagano.

Sie begab sich nach dem Palast.

Die Revolution hatte seit zwei Tagen Riesenschritte gemacht. Das von ihr getäuschte Volk lieh ihr augenblicklich seine Unterstützung und diesmal kamen die Deputierten nicht mehr als Bittende, sondern als Herren.

Diese Veränderungen werden unsere Leser, welche dieselben unter ihren Augen haben stattfinden sehen, nicht in Erstaunen setzen.

Cirillo ward beauftragt, das Wort zu führen.

Seine Anrede war kurz. Er ließ den Titel Fürst und selbst das Prädicat Excellenz weg.

»Mein Herr,« sagte er zu dem Generalvicar, »wir kommen im Namen der Stadt, um Sie aufzufordern, auf die Vollmacht zu verzichten, welche Sie vom König empfangen, und um Sie zu bitten, uns, oder vielmehr der Municipalität, die zu Ihrer Verfügung liegenden Staatsgelder zu übergeben und durch ein Edict – das letzte, welches Sie erlassen werden – unbedingten Gehorsam gegen die Municipalität und gegen den vom Volke zum General ernannten Fürsten von Maliterno zu gebieten.«

Der Generalvicar gab keine bestimmte Antwort, sondern verlangte vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, indem er sagte, guter Rath komme über Nacht.

Der gute Rath, den die Nacht ihm brachte, war, sich mit dem Rest des königlichen Schatzes bei Tagesanbruch nach einem eben nach Sicilien abgehenden Schiffe zu flüchten.

Kehren wir jetzt zu dem Fürsten von Maliterno zurück. Die Hauptsache war, das Volk zu entwaffnen und dadurch den Metzeleien Einhalt zu thun.

Der neue Dictator verließ, nachdem er den Patrioten sein Wort gegeben und geschworen, in jeder Beziehung Hand in Hand mit ihnen zu gehen, die Kirche, bestieg wieder sein Pferd, zog den Säbel und ernannte, nachdem er den Ruf: »Es lebe Maliterno!« durch den Ruf: »Es lebe das Volk!« beantwortet, Don Lucio Caracciolo, Herzog von Rocca Romana, der wegen seines glänzenden Kampfes bei Calazza fast ebenso populär war als er selbst, zu einem Lieutenant.

Der Name des schönen Edelmanns, welcher seit fünfzehn Jahren dreimal die Meinung gewechselt und sich dafür durch einen dritten Verrath Verzeihung erkaufen sollte, ward mit ungeheuer betäubendem Beifall begrüßt.

Der Fürst von Maliterno hielt hierauf eine Rede, um das Volk aufzufordern, die Waffen in einem benachbarten Kloster niederzulegen, welches bestimmt war, als Hauptquartier zu dienen, und befahl bei Todesstrafe Gehorsam gegen alle Maßregeln, welche er für nothwendig halten würde, um die öffentliche Ruhe wieder herzustellen.

Gleichzeitig ließ er, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, in allen Straßen und auf allen Plätzen Galgen errichten und die Stadt von aus den muthigsten und rechtschaffenden Bürgern zusammengesetzten Patrouillen durchstreifen, welche beauftragt waren, die auf frischer That ergriffenen Diebe und Mörder festzunehmen und ohne Weiteres aufzuknüpfen.

Zunächst beschloß man dann, anstatt der weißen Fahne, das heißt der königlichen, die Fahne des Volkes, das heißt die dreifarbige, aufzupflanzen.

Die drei Farben des neapolitanischen Volkes waren blau, gelb und roth.

Denen, welche Erklärungen über diese Veränderung verlangten und etwas dagegen einzuwenden versuchten, antwortete Maliterno, er wechsele die neapolitanische Fahne deshalb,

um nicht den Franzosen eine zu zeigen, welche vor ihnen geflohen sei.

Das Volk, nicht wenig stolz darauf, seine Fahne zu haben, war damit einverstanden.

Als man am Morgen des 17. Januar in Neapel die Flucht des Generalvicars und das neue Unheil erfuhr, womit diese Flucht Neapel bedrohte, wendete die Wuth des Volkes, da man es für zwecklos hielt, Pignatelli, den man einmal nicht einholen konnte, zu verfolgen, sich ausschließlich gegen Mack.

Eine Bande Lazzaroni machte sich auf, um ihn zu suchen.

Nach ihrer Behauptung war Mack ein Verräther, welcher mit den Jakobinern und den Franzosen complottirt hatte und der folglich gehängt zu werden verdiente.

Diese Bande schlug die Richtung nach Caserta ein, wo man ihn zu finden glaubte.

Er befand sich auch mit dem Major Reischach, dem einzigen Officier, der ihm in diesem großen Unglücke treu geblieben, in der That hier, als man ihn von der Gefahr, in der er schwebte, in Kenntniß setzte.

Diese Gefahr war eine sehr ernste. Der Herzog von Salamtra, welchen die Lazzaroni auf der Straße von Caserta getroffen und den sie für Mack gehalten, hätte beinahe das Leben eingebüßt.

Es blieb dem unglücklichen General Mack nur noch ein Ausweg, nämlich der, ein Asyl unter dem Zelte Championnet's zu suchen.

Man erinnert sich aber, daß er diesen in dem Briefe, den er ihm beim Beginne des Feldzuges durch den Major Reischach zugesendet, gröblich beleidigt, und daß er übrigens, als er Rom verließ, gegen die Franzosen einen so grausamen Tagesbefehl erlassen, daß er auf die Großmuth des französischen Generals nicht zu hoffen wagte.

Der Major Reischach beruhigte ihn jedoch, indem er sich erbot, voran zu reisen und ihm den Weg zu bahnen.

Mack nahm dieses Anerbieten an und zog sich, während der Major seine Mission erfüllte, in ein kleines Haus zu Cirnao zurück, welches er wegen seiner einsamen Lage für völlig sicher hielt.

Championnet campirte vor der kleinen Stadt Aversa und hatte eben, sich immer noch für historische Monumente interessierend, mit einem getreuen Thiébaud in einem alten verlassenen Kloster die Trümmer des Schlosses besucht, wo Johanna ihren Gemahl ermordet, ja sogar die Ruinen des Balcons, wo Andreas mit der von der Königin selbst aus Seide und Golddraht geflochtenen zierlichen Schnur gehängt worden.

Er erklärte dem in dergleichen Dingen weniger bewanderten Thiébaud, wie Johanna für dieses Verbrechen dadurch Absolution erhalten, daß sie Avignon dem Papste Clemens dem Vierzehnten für sechzigtausend Thaler verkauft, als plötzlich ein Reiter an der Thür des Zeltes Halt machte und Thiébaud einen Ruf der Freude und der Ueberraschung ausstieß, als er seinen ehemaligen Cameraden, den Major Reischach, erkannte.

Championnet empfing den jungen Officier mit derselben Artigkeit, wie er ihn in Rom empfangen, und gab ihm sein Bedauern zu erkennen, daß er nicht eine Stunde früher gekommen, um an der soeben gemachten archäologischen Promenade Theil zu nehmen.

Dann bot er ihm, ohne sich nach dem Beweggrund, der ihn hierhergeführt, zu erkundigen, seine Dienste wie einem Freunde an, und als ob dieser Freund nicht die neapolitanische Uniform trüge.

»Vor allen Dingen, mein lieber Major, sagte er, »erlauben Sie, daß ich mit einem Danke

beginne. Ich habe bei meiner Rückkunft nach Rom den Palast Corsini, den ich Ihnen anvertraut hatte, in dem bestmöglichen Zustand gefunden. Es fehlte kein Buch, keine Karte, keine Feder. Ich glaube sogar, daß man während der beiden Wochen, die er bewohnt gewesen ist, sich keines der Gegenstände bedient hatte, deren ich mich alle Tage bediene.«

»Wohlan, Herr General, wenn Sie für den kleinen Dienst, den Sie von mir empfangen zu haben behaupten, sich mir zu so großem Danke verpflichtet fühlen, so können Sie mir Ihrerseits einen großen leisten.«

»Und was wäre das für einer?« fragte Championnet lächelnd.

»Zweierlei zu vergessen.«

»Bedenken Sie wohl! Vergessen ist weniger leicht als sich erinnern. Was soll ich vergessen? Laffen Sie hören!«

»Erstens den Brief, den ich Ihnen vom General Mack nach Rom überbrachte.«

»Ich sollte meinen, Sie hätten sehen müssen, daß ich diesen Brief schon fünf Minuten, nachdem ich ihn gelesen, vergessen hatte. Was ist das Zweite, was ich vergessen soll?«

»Die Proclamation in Bezug auf die Spitäler.«

»Diese,« antwortete Championnet, »kann ich nicht vergessen, aber ich verzeihe sie.«

Reischach verneigte sich.

»Mehr kann ich von Ihrer Großmuth nicht verlangen,« sagte er. »Der unglückliche General Mack ist jetzt –«

»Ja, ich weiß es. Man verfolgt ihn. Man spürt ihm nach, man will ihn ermorden. Wie Tiberius sieht er sich genöthigt, jede Nacht in einem andern Zimmer zu schlafen. Warum kommt er aber nicht einfach zu mir? Allerdings kann ich ihm nicht, wie der König von Persien dem Themistokles, fünf Städte eines Königreichs zu einem Unterhalt geben, aber ich habe mein Zelt. Es ist für Zwei groß genug und unter diesem Zelt wird er die Gastfreundschaft des Soldaten empfangen.«

Kaum hatte Championnet diese Worte gesprochen, als ein mit Staub bedeckter Reiter von einem mit Schaume und Schweiß triefenden Pferde sprang und schüchtern an der Schwelle des Zeltes erschien, welches der französische General ihm soeben angeboten.

Dieser Reiter war Mack, welcher erfahren, daß die zu seiner Verfolgung abgesendeten Lazzaroni die Richtung nach Carnava eingeschlagen, und deshalb die Rückkehr seines Boten und Championnets Antwort nicht erst abwarten zu dürfen geglaubt hatte.

»Herr General, rief Reischach, »treten Sie ein! Treten Sie ein. Wie ich Ihnen gesagt hatte, unser Feind ist der edelmüthigste aller Menschen.«

Championnet erhob sich und kam Mack mit ausgestreckter Hand entgegen.

Mack glaubte ohne Zweifel, diese Hand streckte sich aus, um ihm seinen Degen abzuverlangen.

Mit gesenktem Haupte, erröthender Stirn und stumm zog er ihn aus der Scheide, faßte ihn bei der Klinge und bot dem französischen General den Griff.

»General,« sagte er zu ihm, »ich bin euer Gefangener und hier ist mein Degen.«

»Behalten Sie ihn,« antwortete Championnet mit seinem feinen Lächeln. »Meine Regierung hat mir verboten, Geschenke anzunehmen, die in England fabricirt sind.«

Machen wir ein Ende mit dem General Mack, den wir auf unserm Weg nicht mehr finden

werden und den wir – wir müssen dies gestehen – ohne Bedauern verlassen.

Mack ward von dem französischen General nicht wie ein Gefangener, sondern wie ein Gast behandelt. Schon am Tage nach seiner Ankunft gab er ihm einen Paß nach Mailand und stellte ihn zur Verfügung des Direktoriums.

Das Direktorium begegnete aber Mack nicht mit derselben Courtoisie, mit welcher Championnet ihm begegnet war. Es ließ ihn festnehmen, wies ihm eine kleine französische Stadt zum Aufenthalt an und wechselte ihn vor der Schlacht bei Marengo gegen den Vater dessen aus, der diese Zeilen schreibt, und der durch Ueberrumpelung des Königs Ferdinand bei Brindisi gefangengenommen worden.

Trotz seiner Niederlagen in Belgien, trotz der Unfähigkeit, die er in diesem römischen Feldzug bewiesen, erhielt der General Mack im Jahre 1804 das Commando der baierischen Arme.

Im Jahre 1805, bei der Annäherung Napoleons, schloß er sich in die Festung Ulm ein, wo er nach zweimonatlicher Belagerung die schimpflichste Capitulation unterzeichnete, die jemals in den Annalen des Krieges erwähnt worden. Er ergab sich mit einer Besatzung von 35.000 Mann.

Diesmal aber machte man ihm den Proceß und er ward zum Tode verurtheilt, welche Strafe jedoch in lebenslängliches Gefängniß verwandelt ward.

Nach Verlauf von zwei Jahren ward er begnadigt und in Freiheit gesetzt.

Vom Jahre 1808 an verschwindet er von dem Schauplatz der Welt und man hört nichts weiter von ihm sprechen.

Man hat sehr richtig gesagt, daß ihm zu dem Rufe des ersten Generals seines Jahrhunderts weiter nichts fehlte, als keine Armeen zu commandieren gehabt zu haben.

Fahren wir nun fort in seiner ganzen historischen Einfachheit das Register der Ereignisse zu entrollen, welche die Franzosen nach Neapel führten und die übrigens ein Sittengemälde bilden, welchem weder die Farbe noch das Interesse fehlt.

Neuntes Capitel.

Der Bruch des Waffenstillstandes.

Die Lazzaroni wollten, wüthend darüber, daß der General Mack ihnen entschlüpft war, einen so weiten Weg nicht umsonst gemacht haben.

Sie marschierten demgemäß gegen die französischen Vorposten und jagten diese zurück. Da der General Championnet dem Thiébaud gleich beim ersten Schusse, den er hörte, befohlen hatte, nachzusehen, was es gäbe, so sammelte dieser die durch diesen unvermutheten Ueberfall Versprengten wieder und machte mit ihnen auf die ganze Rotte einen Angriff in dem Augenblick, wo sie die zwischen den beiden Armeen gezogene Demarcationslinie überschritt.

Er tödtete einen Theil, schlug den andern in die Flucht, blieb aber, ohne ihn zu verfolgen, innerhalb der der französischen Armee vorgezeichneten Grenzen.

Zwei Ereignisse hatten den Waffenstillstand gebrochen – die Nichtbezahlung der in dem Vertrag stipulierten fünf Millionen und der Angriff der Lazzaroni.

Am 19. Januar sahen die vierundzwanzig Deputirten der Stadt, welchen Gefahren sie durch diese beiden Insulten ausgesetzt wurden, die, einem Sieger zugefügt, nicht verfehlen konnten, ihn zu bestimmen, auf Neapel zu marschieren.

Sie machten sich deshalb auf den Weg nach Caserta, wo Championnet sein Hauptquartier hatte. Sie brauchten jedoch nicht ganz so weit zu gehen, weil der General mittlerweile bis Maddalone vorgerückt war.

Der Fürst von Maliterno befand sich an ihrer Spitze.

Als sie vor dem französischen General erschienen, begannen alle auf einmal zu reden.

Die einen baten, die andern drohten, wieder andere begeherten demüthig Frieden, während noch andere sich in Herausforderungen und Schmähreden ergingen.

Championnet hörte mit seiner gewöhnlichen Artigkeit und Geduld zehn Minuten lang zu, dann aber, als es ihm unmöglich war, von Allem, was gesagt ward, auch nur ein Wort zu verstehen, entgegnete er in vortrefflichem Italienisch: »Meine Herren, wenn Einer von Ihnen die Güte haben wollte, das Wort im Namen Aller zu ergreifen, so zweifle ich nicht, daß wir uns endlich verständigen, oder wenigstens verstehen würden.«

Dann wendete er sich zu Maliterno, den er an der tiefen Narbe, welche er auf Stirn und Wange trug, erkannte, und sagte:

»Fürst, wenn man sich zu schlagen weiß wie Sie, so muß man sein Land mit dem Wort ebenso gut zu vertheidigen wissen, wie mit dem Säbel. Wollen Sie mir die Ehre erzeigen, mir zu sagen, was Sie hierherführt? Ich schwöre Ihnen, daß ich Sie mit dem größten Interesse anhören werde.«

Diese so reine Beredsamkeit, diese so vollkommene Freundlichkeit setzte die Deputierten in Erstaunen.

Sie schwiegen, traten einen Schritt zurück und überließen dem Fürsten von Maliterno die Aufgabe, die Interessen Neapels zu vertheidigen.

Da wir nicht wie Titus Livius uns anmaßen, die Reden der Personen zu machen, welche wir

auftreten lassen, so beeilen wir uns zu sagen, daß wir an dem Text der Rede des Fürsten von Maliterno kein Wort ändern.

»General,« sagte er zu Championnet gewendet, »seit der Flucht des Königs und des Generalvicars befindet sich die Regierung des Königreichs in den Händen des Senats der Stadt. Wir können daher mit Ihnen, Excellenz, einen dauernden und zu Recht bestehenden Tractat schließen.«

Bei dem Titel Excellenz lächelte der republikanische General und verneigte sich. Der Fürst überreichte ihm ein Packet.

»Hier ist ein Brief, fuhr er fort, »welcher die Vollmachten der hier anwesenden Deputierten enthält. Vielleicht betrachten Sie, der Sie als Sieger und an der Spitze einer siegreichen Armee so rasch von Civita Castellana bis Maddalone gelangt sind, die zehn Meilen, die Sie noch von Neapel trennen, als eine geringe Entfernung. Sie werden jedoch bemerken, daß diese Entfernung eine unermeßliche, ja selbst unübersteigliche ist, wenn Sie bedenken, daß Sie von bewaffneten und muthigen Bevölkerungen umgeben sind und daß sechzigtausend in Regimenten eingetheilte Bürger, vier feste Castelle und mehrere Kriegsschiffe eine Stadt vertheidigen, welche fünfhunderttausend durch die Religion begeisterte und durch die Unabhängigkeit exaltierte Einwohner zählt. Nehmen Sie auch an, daß der Sieg fortfährt, Ihnen treu zu bleiben und daß Sie als Eroberer in Neapel einziehen, so wird es Ihnen doch unmöglich sein, sich darin zu behaupten. Alles läßt Ihnen daher räthlich erscheinen, Frieden mit uns zu schließen. Wir bieten Ihnen nicht bloß die in dem Vertrag von Sparanisi stipulirten dritthalb Millionen Ducati, sondern auch so viel Geld, als Sie von uns verlangen werden, so lange Sie sich in den Schranken der Mäßigung halten. Ueberdies stellen wir, damit Sie den Rückzug antreten können, Lebensmittel, Wagen, Pferde und endlich Straßen zur Verfügung, für deren Sicherheit wir Ihnen bürgen. Sie haben große Erfolge errungen, Sie haben Kanonen und Fahnen erobert, Sie haben eine große Anzahl Gefangene gemacht, Sie haben vier Festungen genommen – wir bieten Ihnen einen Tribut und bitten Sie um Frieden wie einen Sieger. Sie ernten folglich Ruhm und Geld zugleich. Erwägen Sie, General, daß wir für Ihre Armee viel zu schwach sind, daß, wenn Sie uns den Frieden bewilligen, wenn Sie sich dazu verstehen, nicht in Neapel einzuziehen, die Welt Ihrer Großmuth Beifall zollen wird. Wenn dagegen der verzweifelte Widerstand der Einwohner, auf welchen wir das Recht haben zu zählen, Sie zurückschlägt, so werden Sie nur die Schmach ernten, Ihr Unternehmen gescheitert zu sehen.«

Championnet hörte nicht ohne Erstaunen diese lange Rede an, die ihm mehr eine Vorlesung als eine Improvisation zu sein schien.

»Fürst,« antwortete er dem Redner höflich, aber kalt, »ich glaube, Sie begehen einen schweren Irrthum, Sie sprechen mit Siegern, wie Sie mit Besiegten sprechen würden. Der Waffenstillstand besteht aus zwei Gründen nicht mehr. Der erste ist, daß Sie am 15. nicht die Summe bezahlt haben, welche Sie bezahlen sollten; der zweite ist, daß Ihre Lazzaroni uns innerhalb unserer Linien angegriffen haben. Morgen marschiere ich gegen Neapel. Treffen Sie Ihre Anstalten, mich zu empfangen. Ich meinerseits habe bereits meine Anstalten getroffen, in die Stadt einzuziehen.«

Der General und die Deputierten wechselten gegenseitig einen kalten Gruß. Der General kehrte in sein Zelt zurück und die Deputierten machten sich auf den Rückweg nach Neapel.

In Zeiten der Revolution aber wechselt, wie in den Gewittertagen des Sommers, das Wetter sehr schnell, und der am Morgen heitere Himmel ist am Mittag dicht umwölkt.

Die Lazzaroni glaubten, als sie Maliterno mit den Deputierten der Stadt nach dem französischen Lager aufbrechen sahen, sie seien verrathen, und aufgereizt durch die in den Kirchen predigenden Priester und durch die in den Straßen predigenden Mönche, welche alle den kirchlichen Egoismus mit dem königlichen Mantel bedeckten, stürzten sie nach dem Kloster, in welchem sie ihre Waffen niedergelegt, bemächtigten sich derselben wieder, erklärten Malitermo der Dictatur, die sie ihm am Tage vorher übertragen, verlustig und ernannten Anführer oder stellten sich vielmehr wieder unter das Commando der früheren.

Man hatte die königlichen Fahnen abgenommen, aber dafür noch nicht die Fahne des Volkes aufgepflanzt.

Die königlichen Fahnen kamen überall wieder zum Vorschein.

Ueberdies bemächtigte sich das Volk einer Anzahl von sieben oder acht Geschützen, zog sie durch die Straßen und pflanzte sie in der Toledostraße, auf der Chiaja und auf dem Largo del Pigne auf.

Nun begannen die Plünderungen und die Hinrichtungen. Die Galgen, welche Maliterno errichten lassen, um Räuber und Mörder zu hängen, dienten jetzt, um die Jakobiner zu hängen.

Ein bourbonischer Sbirre denuncierte den Advocaten Fasulo. Die Lazzaroni brachen in sein Haus ein. Er hatte nur eben noch Zeit, mit seinem Bruder über die Terrasse zu entfliehen. Man fand bei ihnen einen Kasten mit französischen Kokarden und wollte nun ihre junge Schwester erwürgen, die sich aber durch ein großes Crucifix schützte, welches sie in die Arme schloß. Die religiöse Scheu that den Mördern Einhalt und sie begnügten sich damit, daß sie das Haus plünderten und in Brand steckten.

Maliterno kam von Maddalone zurück, als er zum Glück für ihn noch außerhalb der Stadt von den Flüchtlingen, denen er begegnete, erfuhr, was darin vorging.

Er schickte nun zwei Boten ab, welchen er jedem ein Billet übergab, von welchem sie vorher Kenntniß genommen. Wenn sie festgehalten wurden, so sollten sie diese Billets zerreißen oder verschlucken und, da sie den Inhalt auswendig wußten, wenn sie den Händen der Lazzaroni entschlüpften, ihren Auftrag dennoch ausführen.

Eines dieser Billets war für den Herzog von Rocca Romana bestimmt. Maliterno meldete ihm, wo er sich verborgen hielt, und forderte ihn auf, nach Einbruch der Nacht mit etwa zwanzig Freunden sich bei ihm einzufinden.

Das andere war an den Erzbischof. Diesem ward bei Todesstrafe befohlen, Schlag zehn Uhr Abends sämtliche Glocken läuten zu lassen, sein Capitel eben so wie die ganze Geistlichkeit der Kathedrale zu versammeln und das Blut und den Kopf des heiligen Januarius auszustellen.

Das Uebrige, hieß es in dem Billet, sei seine Sache.

Zwei Stunden später langten die beiden Boten ohne Unfall an dem Ort ihrer Bestimmung an.

Gegen sieben Uhr Abends kam Rocca Romana allein, meldete aber, daß seine zwanzig Freunde bereit seien und sich an dem ihnen zu bezeichnenden Orte einfinden würden.

Malitermo schickte ihn sofort nach Neapel zurück, indem er ihn bat, sich mit seinen Freunden um Mitternacht auf dem Platze des Dreieinigkeitsklosters einzufinden, wo er ebenfalls hinzukommen versprach. Gleichzeitig sollten sie von ihren Dienern so viele als möglich zusammenrufen und dieselben ebenso wie sich selbst gut bewaffnen.

Die Parole war *Vaterland und Freiheit*. Man sollte sich um nichts kümmern. Maliterno nahm die ganze Verantwortlichkeit auf sich.

Diesen Befehl sollte Rocca Romana weiter befördern und dann sofort zurückkommen. Im Falle Beide abwesend wären, sollte man an Manthonnet schreiben, welcher seinerseits unterrichtet war.

Um zehn Uhr Abends ließ, dem empfangenen Befehl gehorsam, der Cardinal-Erzbischof sämtliche Glocken läuten.

Bei diesem unerwarteten Klange, welcher von dem Fluge eines Schwarmes Vögel mit ehernen Schwingen herzurühren schien, machten die Lazzaroni erstaunt in ihrem Zerstörungswerke Halt.

Die einen, welche glaubten, es sei ein Freudensignal, sagten, die Franzosen hätten die Flucht ergriffen, die andern dagegen glaubten, man rief sie zu den Waffen, weil die Franzosen die Stadt angegriffen hätten.

In dem einen und dem andern Falle aber, und was auch Jeder glauben mochte, eilte er nach der Kathedrale.

Hier sah man den Cardinal, umgeben von seiner Geistlichkeit, in der mit Tausenden von Wachskerzen erleuchteten Kathedrale.

Der Kopf und das Blut des heiligen Januarius waren auf dem Altar ausgestellt.

Man kennt die Devotion der Neapolitaner gegen die Reliquien des Beschützers ihrer Stadt. Beim Anblick dieses Blutes und dieses Hauptes, welche in der Politik vielleicht eine weit größere Rolle gespielt haben als in der Religion, begannen selbst die Wüthendsten und Wildesten sich zu beruhigen und sanken in der Kirche, wenn sie in dieselbe einzudringen vermocht, oder draußen, wenn die Menge, welche die Kathedrale erfüllte, sie gezwungen hatte auf der Straße zu bleiben, auf die Knie nieder und alle, inn- und außerhalb der Kirche, begannen zu beten.

Nun schickte die Procession, mit dem Cardinal-Erzbischof an der Spitze, sich an, die Kirche zu verlassen und die Stadt zu durchziehen.

In diesem Augenblick erschienen zur Rechten und zur Linken des Prälaten und gleichsam als Repräsentanten der Volkstrauer der Fürst von Maliterno und der Herzog von Rocca Romana, schwarz gekleidet, barfuß und mit Thränen in den Augen.

Das Volk sah auf diese Weise plötzlich die beiden vornehmsten Herren von Neapel, welche man beschuldigt, die Stadt zu Gunsten der Franzosen verrathen zu haben, den Zorn Gottes gegen diese Franzosen anrufend.

Nun fiel es Keinem mehr ein, die des Verrathes zu beschuldigen, sondern man war nur bedacht, mit ihnen zu beten und sich zu demüthigen.

Das ganze Volk folgte den von dem Erzbischofe getragenen heiligen Reliquien und bewegte sich in Procession durch einen großen Theil der Stadt, um dann wieder in die Kirche zurückzukehren, von welcher man ausgezogen war.

Hier bestieg Maliterno die Kanzel und hielt an das Volk eine Rede, in welcher er sagte, der heilige Januarius, der himmlische Beschützer der Stadt, werde sicher nicht gestatten, daß dieselbe in die Hände der Franzosen falle.

Dann forderte er Alle auf, nach Hause zu gehen, von den Anstrengungen des Tages auszuruhen und sich durch den Schlaf zu stärken, damit Diejenigen, die kämpfen wollten, bei Tagesanbruch sich mit den Waffen in der Hand einfinden könnten.

Zuletzt ertheilte der Erzbischof allen Anwesenden seinen Segen und alle entfernten sich, indem jeder bei sich selbst die von dem Erzbischofe gesprochenen Worte wiederholte:

»Wir haben nur zwei Hände wie die Franzosen; für uns aber ist der heilige Januarius.«

Nachdem die Kirche geleert war, wurden auch die Straßen einsam.

Nun holten Maliterno und Rocca Romana ihre Waffen, welche sie in der Sacristei gelassen, und begaben, im Schatten entlang schleichend, sich nach dem Dreieinigkeitsplatze, wo ihre Gefährten sie erwarteten.

Sie fanden hier Manthonnet, Velasco, Schipani und dreißig oder vierzig Patrioten.

Die Frage war, sich des Castells San Elmo zu bemächtigen, in welchem sich, wie man sich erinnert, Nicolino Caracciolo als Gefangener befand. Rocca Romana, welchen das Schicksal seines Bruders eben so beunruhigte, wie die Andern um das ihres Freundes besorgt waren, hatten beschlossen, ihn zu befreien.

Um dies zu thun, bedurfte es der Ausführung eines Handstreiches.

Nachdem Nicolino der von Vanni beabsichtigten Tortur so glücklich entronnen war, konnte er doch dem Tode nicht entrinnen, sobald die Lazzaroni sich des Castells San Elmo bemächtigten, des einzigen, auf welches sie, seiner uneinnehmbaren Lage wegen, keinen Angriff unternommen.

Maliterno hatte deshalb während seiner vierundzwanzigstündigen Dictatur, da er Nicolino die Thüren seines Kerkers nicht zu öffnen wagte, weil er dann fürchten mußte, von den Lazzaroni des Verraths beschuldigt zu werden, drei oder vier Leute, welche zu einer Dienerschaft gehörten, unter die Garnison des Castells gemischt. Durch einen dieser Leute hatte er die Parole vom 20. bis 21. Januar erfahren. Sie lautete: *Parthenope und Pausilippo*.

Er beabsichtigte nun eine Patrouille zu fingieren, welche aus der Stadt käme, um dem Commandanten des Castells Befehle zu überbringen, dann in die Citadelle einzudringen, und sich derselben zu bemächtigen.

Unglücklicherweise waren Maliterno, Rocca Romana, Manthonnet, Velasco und Schipani zu allgemein bekannt, um selbst das Commando des kleinen Trupps zu übernehmen. Sie mußten es deshalb einem ihrer Parteiangehörigen Manne aus dem Volke übertragen. Dieser aber, der mit dem Kriegsgebrauche nicht vertraut war, gab, anstatt das Wort *Parthenope* als Parole, das Wort *Napoli*, in der Meinung, es sei dies ganz einerlei.

Die Schildwache durchschaute sofort den Betrug und rief zu den Waffen. Der kleine Trupp ward demgemäß durch eine lebhafte Musketensalve und drei Kanonenschüsse empfangen, welche aber glücklicherweise den Angreifern keinen Schaden zufügten.

Dieser Mißerfolg war ein in doppelter Beziehung ungünstiger.

Erstens ward auf diese Weise Nicolino Caracciolo nicht in Freiheit gesetzt und zweitens erhielt Championnet nicht das Signal, welches die Republikaner ihm versprochen.

Championnet hatte nämlich den Republikanern das Versprechen gegeben, im Laufe des 21. Januar in Sicht von Neapel zu sein, und die Republikaner hatten ihm ihrerseits versprochen, daß er zum Zeichen des Einverständnisses die dreifarbigte französische Fahne auf dem Castell Sam Elmo wehen sehen solle.

Da aber ihr nächtlicher Angriff mißlungen war, so konnten die Championnet das ihm gegebene Wort nicht halten.

Maliterno und Rocca Romana, welche einfach Nicolino Caracciolo befreien wollten und blos die Bundesgenossen, aber nicht die Mitschuldigen der Republikaner waren, hatten von diesem Theile des Geheimnisses keine Kenntniß.

Für die Einen wie für die Andern war daher das Erstaunen um so größer, als man am 21. bei Tagesanbruch dennoch die französische Tricolore auf den Thürmen des Castells San Elmo

flattern sah.

Erzählen wir, auf welche Weise dieser unerwartete Wechsel vor sich gegangen und die französische Fahne auf dem Castell aufgepflanzt worden war.

Zehntes Capitel.

Ein Kerkermeister, welcher menschlich denken lernt.

Man erinnert sich, wie in Folge des von Roberto Brandi, des Gouverneurs von San Elmo, dem Fiscalprocurator Vauni überbrachten Billets letzterer die Zurüstungen zur Folter hatte aufschieben und Nicolino Caracciolo wieder in den Kerker Nr. 3 in der zweiten Etage, unter dem Zwischenstock, wie der Gefangene sagte, hatte zurückführen lassen.

Roberto Brandi hatte von dem Inhalt des von dem Fürsten Castalcicala an Vanni gerichteten Billets keine Kenntniß; an der Veränderung aber, die in dem Gesicht des Fiscalprocurators vorging, an der Blässe, welche seine Wangen überzog, an dem von ihm erhaltenen Befehl, Nicolino wieder in sein Gefängniß zurückzubringen, an der Schnelligkeit, womit er die Folterkammer verlassen, hatte Brandi ohne Mühe errathen, daß die in dem Brief enthaltene Nachricht eine sehr ernste sein müsse.

Gegen vier Uhr Nachmittags hatte er wie alle Welt durch Pronios Maueranschläge die Rückkunft des Königs nach Caserta erfahren, und am Abend von der Höhe der Mauern des Castells dem Triumphzuge des Königs beigewohnt und sich an dem Anblick der Illumination geweidet, welche die Folge davon gewesen.

Die Ursache dieser Rückkunft des Königs hatte ihm, ohne eine so elektrische Wirkung auf ihn zu äußern, wie auf Vanni, dennoch Stoff zum Denken gegeben.

Er bedachte, daß Vanni in seiner Furcht vor den Franzosen augenblicklich sich enthalten, Nicolino foltern zu lassen, und daß auch er am Ende von den Franzosen zur Rede gesetzt werden könnte, weil er Nicolino gefangen gehalten.

Deshalb kam er auf den Gedanken, sich für den nun sehr leicht möglichen Fall, daß die Franzosen wirklich in Neapel einzögen, seinen Gefangenen selbst zum Freunde zu machen.

Gegen fünf Uhr Abends, das heißt in dem Augenblick, wo der König durch die Porta Campana einzog, ließ der Commandant des Castells sich demgemäß den Kerker des Gefangenen öffnen, näherte sich ihm mit einer Artigkeit, welche er übrigens gegen ihn niemals gänzlich aus den Augen gesetzt, und sagte:

»Herr Herzog, ich hörte gestern, daß Sie sich gegen den Herrn Fiscalprocurator über die Langweile beklagten, welche Ihnen der Mangel an Büchern in Ihrem Gefängniß verursachte.«

»Allerdings habe ich mich darüber beklagt, antwortete Nicolino mit seinem unverwüsthlichen guten Humor. »Wenn ich mich im Genusse meiner Freiheit befinde, so bin ich mehr ein Singvogel, wie die Lerche oder die Amsel, als ein Träumer, wie der Uhu. Sitze ich aber einmal im Käfig, so ist mir ein Buch, wie langweilig es auch sein möge, immer noch lieber als unser Schließer, welcher gewohnt ist auf die weitschweifigsten Fragen bloß mit dem Worte Ja oder Nein zu antworten, wenn er nämlich überhaupt eine Antwort gibt.«

»Wohlan denn, Herr Herzog, ich werde die Ehre haben, Ihnen einige Bücher zu schicken, und wenn Sie mir sagen wollen, welche Ihnen am angenehmsten wären —«

»Wie? Haben Sie denn hier eine Bibliothek im Castell?«

»Ja, zwei- bis dreihundert Bände.«

»Was den Teufel! In der Freiheit wäre dies genug für mein ganzes Leben, im Gefängniß würde ich damit wenigstens sechs Jahre ausreichen. Haben Sie vielleicht den ersten Band der Annalen des Tacitus, worin die Liebschaften des Claudius und die Ausschweifungen der Messalina erzählt werden? Es würde mir Vergnügen machen, dies wieder zu lesen, was nicht der Fall gewesen ist, seitdem ich die lateinische Schule verlassen habe.«

»Einen Tacitus haben wir allerdings, Herr Herzog, aber der erste Band fehlt. Wünschen Sie vielleicht die andern?«

»Ich danke. Ich bin ein specieller Freund von Claudius und habe mich auch für Messalina stets aufs Lebhafteste interessiert. Da ich nun finde, daß unsere erhabenen Souveräne, mit welchen ich das Unglück gehabt, mich in aller Unschuld zu veruneinigen, in vielen Punkten mit diesen beiden Persönlichkeiten große Aehnlichkeit haben, so hätte ich gern, nach Art Plutarchs, Parallelen gezogen, welche, wenn ich sie unsern Souveränen vorgelegt, ganz gewiß das herrliche Ergebnis gehabt hätten, mich mit ihnen wieder auszusöhnen.«

»Es thut mir leid, Herr Herzog, daß ich Ihnen in dieser Beziehung nicht gefällig sein kann. Verlangen Sie aber ein, anderes Buch, und wenn es sich in der Bibliothek befindet –«

»Sprechen wir nicht weiter davon. Haben Sie vielleicht die Neue Wissenschaft von Vico?«

»Nein, dieses Buch kenne ich nicht, Herr Herzog.«

»Wie! Sie kennen Vico nicht?«

»Nein, Herr Herzog.«

»Ein Mann von Ihrer Bildung kennt Vico nicht! Das ist seltsam. Vico war der Sohn eines kleinen Buchhändlers in Neapel. Neun Jahre lang war er Lehrer der Neffen eines Bischofes, dessen Namen ich, wie so viele Andere mit mir, vergessen habe, trotzdem daß dieser Bischof zuversichtlich hoffte, sein Name werde länger leben als der Vico's. Während nun der Bischof die Messe las, den Segen spendete und seinen drei Neffen eine väterliche Erziehung gab, schrieb Vico ein Buch, welches er, wie ich bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, die »Neue Wissenschaft« betitelte – ein Buch, in welchem er in der Geschichte der verschiedenen Völker drei Zeitalter unterschied, welche gleichmäßig aufeinander folgen, nämlich das *göttliche*, die Kindheit der Völker, während welcher die Gottheit Alles ist und wo die Priester die Autorität besitzen; die *heroische*, oder das Zeitalter der physischen Kraft und der Helden, und das Zeitalter der *Humanität* oder der *Civilisation*, nach welchem die Menschen wieder in den Urzustand zurückkehren. Da wir nun jetzt im heroischen Zeitalter stehen, so wollte ich eine Parallele zwischen Achilles und dem General Mack ziehen, und da dieselbe sicherlich zu Gunsten dieses berühmten Generals ausgefallen wäre, so hätte ich mir in diesem einen Freund erworben, welcher meine Sache dem Marquis Vanni gegenüber geführt hätte, der diesen Morgen so schnell verschwand, ohne ums Lebewohl zu sagen.«

»Mit dem größten Vergnügen würde ich Ihnen behilflich sein, Herr Herzog; wir haben aber keinen Vico.«

»Nun gut; lassen wir dann die Historiker und die Philosophen beiseite und gehen wir zu den Chronikschreibern über. Haben Sie vielleicht die Chronik des Klosters vom heiligen Erzengel in Bajano? Da ich jetzt eingesperrt bin wie ein Mönch, so bin ich für meine ebenfalls eingesperrten Schwestern, die Nonnen, von dem lebhaftesten Wohlwollen beseelt. Denken Sie sich, mein lieber Herr Commandant, daß diese würdigen Nonnen es möglich zu machen gewußt, mittelst

einer geheimen Thür, zu welcher sie gleichzeitig mit der Aebtissin einen Schlüssel besaßen, ihre Liebhaber in die Gärten einzulassen. Eine der Schwestern, welche ihr Gelübde erst seit einigen Tagen abgelegt und folglich noch nicht Zeit gehabt hatte, alle Bande, die sie an die Welt knüpfte, zu lösen, traf ihre Maßnahmen unrichtig, verwechselte das Datum und gab zweien ihrer Liebhaber in einer und derselben Nacht Rendezvous. Die beiden jungen Männer begegneten sich, erkannten einander und nahmen die Sache, anstatt leicht, wie ich sie genommen haben würde, ernst, das heißt, sie zogen die Degen. Man sollte niemals mit dem Degen in ein Kloster gehen. Einer der beiden jungen Männer stach den andern nieder und ergriff dann die Flucht. Man fand die Leiche, Sie verstehen, mein werther Herr Commandant, daß man unmöglich sagen konnte, sie sei allein dahin gekommen. Man stellte eine Untersuchung an, und wollte den Gärtner fortjagen. Der Gärtner denuncierte nun die junge Schwester, welcher man den Schlüssel abnahm, während die Aebtissin allein das Recht erhielt, einzulassen, wen sie wollte, bei Tage wie bei Nacht. Diese Beschränkung war zwei jungen Nonnen aus den vornehmsten Familien Neapels sehr unangenehm. Sie bedachten, daß, da eine ihrer Genossinnen zwei Liebhaber für sich allein hätte, sie wohl einen Liebhaber für alle Beide haben könnten. Sie verlangten ein Clavier.

»Ein Clavier ist ein sehr unschuldiges Möbel und eine Aebtissin müßte einen sehr schlechten Charakter haben, wenn sie zwei armen Nonnen, die weiter keine Zerstreung haben, als die Musik, ein Clavier verweigern wollte. Man brachte das Clavier. Unglücklicherweise war die Thür der Zelle so eng, daß es nicht hindurchging. Es war eines Sonntags in dem Augenblicke der großen Messe. Man nahm sich vor, sobald dieselbe vorüber wäre, das Clavier an Seilen durch das Fenster hereinzuziehen. Die Messe dauerte drei Stunden. Eine Stunde brauchte man, um das Clavier hinaufzuziehen, und ebenso hatte man eine Stunde gebraucht, um es von Neapel bis in das Kloster zu schaffen. Dies waren zusammen fünf Stunden. Die armen Nonnen waren förmlich heißhungrig nach Musik. Als die Fenster und Thüren geschlossen waren, beeilten sie sich daher, das Instrument zu öffnen. Dieses aber hatte sich aus einem Clavier in einen Sarg verwandelt. Der schöne junge Mann, welcher darin stak und welchen die beiden guten Freundinnen zu ihrem Gesanglehrer zu machen gedacht, war erstickt. Nun gerieth man in Bezug auf diesen zweiten Cadaver in neue Verlegenheit, denn dieser war in einer Zelle noch weit schwieriger zu verbergen, als der erste in einem Garten. Die Sache ward ruchbar. Neapel hatte damals einen sehr strengen jungen Prälaten zum Erzbischof. Dieser überlegte, auf welche Weise er das gegebene öffentliche Aergerniß bestrafen sollte. Ein förmlicher Proceß würde die ganze Welt von dem Scandal unterrichtet haben, welcher so nur in Neapel bekannt war. Er beschloß daher die Sache ohne Proceß abzumachen. Demgemäß ging er zu einem Apotheker, ließ sich einen möglichst starken Schierlingsextract bereiten, steckte das Fläschchen ein, begab sich in das Kloster und ließ die Aebtissin und die beiden Nonnen vor sich kommen. Dann theilte er den Schierlingsaft in drei Theile und zwang die Verbrecherinnen, jede ihren Theil von dem durch Sokrates geheiligten Gifte zu trinken. Sie starben unter den fürchterlichsten Schmerzen. Der Erzbischof besaß aber eine große Gewalt und verzieh ihnen ihre Sünden in articulo mortis. Dann aber schloß er das Kloster und schickte die andern Nonnen zur Buße in die strengsten Klöster ihres Ordens. Sie verstehen mich, Herr Commandant. Ich habe die Geschichte vielleicht in einem oder in dem andern Punkte nicht ganz genau erzählt, hätte aber große Lust, daraus einen moralischen Roman nach Art der »Nonne« von Diderot oder ein Familiendrama nach Art der »Opfer des Klosters« von Monvel zu machen. Dies hätte mich während der längeren oder

kürzeren Zeit, die ich noch Ihr Gast zu bleiben gezwungen bin, auf angenehme Weise beschäftigt. Sie haben nichts von Allem diesen. Geben Sie mir daher, was Sie wollen – die Schriften des Polybius, die Commentarien Cäsars, die Märtyrergeschichte des heiligen Januarius. Es ist mir Eines so recht wie das Andere, mein bester Herr Commandant, und ich werde Ihnen für Alles zu gleichem Danke verpflichtet sein.«

Der Commandant Brandi ging in seine Wohnung hinauf und wählte aus seiner Bibliothek fünf oder sechs Bände, welche Nicolino sich aber nicht die Mühe nahm zu öffnen.

Am nächstfolgenden Tage gegen acht Uhr Abends trat der Commandant wieder in Nicolino's Gefängniß und zwar in Begleitung eines Schließers, welcher zwei brennende Kerzen trug.

Der Gefangene hatte sich schon auf sein Bett geworfen, obschon er noch nicht schlief. Erstaunt über diesen Luxus, riß er die Augen auf. Vor drei Tagen hatte er eine Lampe verlangt und man hatte ihm dieselbe verweigert.

Der Schließer setzte die beiden Kerzen auf den Tisch und entfernte sich wieder.

»Ah, mein werther Herr Commandant,« rief Nicolino, »wollen Sie mir vielleicht die Ueberraschung bereiten, mir eine Abendgesellschaft zu geben?«

»Nein, ich mache Ihnen einen einfachen Besuch, mein lieber Gefangener, und da ich nicht gern im Dunkeln spreche, so habe ich, wie Sie sehen, Licht bringen lassen.«

»Ich wünsche mir zu Ihrer Antipathie gegen die Finsterniß aufrichtig Glück, aber dennoch erscheint es mir unmöglich, daß nur der Wunsch, ein wenig mit mir zu plaudern, Sie ohne irgend eine äußere Ursache bewogen habe, so splendid zu sein. Was haben Sie mir zu sagen?«

»Ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen, woran ich schon sehr lange gedacht.«

»Und nun sind Sie mit Ihrem Nachdenken darüber fertig?«

»Ja.«

»Nun, so sprechen Sie.«

»Sie wissen, mein werther Herr, daß Sie sich auf ganz besondere Empfehlung der Königin hier befinden?«

»Gewußt habe ich es nicht, aber ich vermuthete es.«

»Und zwar unter Beobachtung der strengsten Abgeschlossenheit.«

»Was dies betrifft, so habe ich allerdings Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen.«

»Nun wohl, denken Sie sich, mein werther Gast, daß, seitdem Sie hier sind, schon zweimal eine Dame dagewesen ist, um mit Ihnen zu sprechen.«

»Eine Dame?«

»Ja, eine verschleierte Dame, welche aber durchaus nicht ihren Namen nennen wollte, sondern bloß erklärte, sie käme im Auftrage der Königin, zu deren Haushalt sie gehöre.«

»Wie!« rief Nicolino, »sollte das vielleicht Elena gewesen sein? In der That, dies würde mich wieder mit ihr aussöhnen. Und Sie haben ihr natürlich consequent den Zutritt verweigert?«

»Da sie im Auftrage der Königin kam, so glaubte ich, ihr Besuch könnte Ihnen nicht angenehm sein, und ich fürchtete Ihnen keinen Gefallen zu erzeigen, wenn ich sie bei Ihnen vorließe.«

»Ist die Dame jung?«

»Ich glaube es.«

»Ist die hübsch?«

»Ich wollte darauf wetten.«

»Wohlan, mein bester Herr Commandant, eine hübsche junge Frau kommt einem Gefangenen, der seit sechs Wochen von aller Welt abgeschlossen ist, niemals ungelegen, käme sie selbst im Auftrage des Teufels.«

»Wenn also,« fragte Roberto Brandi, »diese Dame wiederkommen sollte?«

»Wenn diese Dame wiederkommen sollte, so lassen Sie sie herein, mordieu!«

»Es ist mir lieb, daß ich dies weiß. Ich weiß selbst nicht weshalb, aber ich vermuthete, daß sie diesen Abend wiederkommen wird.«

»Mein bester Herr Commandant, Sie sind ein ganz liebenswürdiger Mann und wissen ein Gespräch zu führen, welches Feuer und Leben hat, aber Sie verstehen, wären Sie auch der geistreichste Mann von Neapel –«

»Ja, so würden Sie die Conversation dieser Dame doch der meinigen vorziehen. Gut, ich bin ein gutmüthiger Mensch und besitze keine Eigenliebe. Jetzt vergessen Sie aber besonders Eins oder vielmehr Zweierlei nicht.«

»Was denn?«

»Erstens, daß, wenn ich die Dame nicht schon früher eingelassen, dies deshalb geschehen ist, weil ich fürchtete, ihr Besuch würde Ihnen mißfallen, und zweitens, daß wenn ich sie heute einlasse, ich dies thue, weil Sie mir versichern, ihr Besuch sei Ihnen angenehm.«

»Ja wohl versichere ich Ihnen dies, mein lieber Herr Commandant. Sind Sie nun zufriedengestellt?

»Versteht sich. Nichts macht mir mehr Freude, als meinen Gefangenen kleine Dienste zu leisten.«

»Ja, nur nehmen Sie sich damit ein wenig Zeit.«

»Herr Herzog, Sie kennen das Sprichwort: Dem, der warten kann, kommt Alles noch gelegen.«

Mit diesen Worten erhob sich der Commandant freundlich lächelnd, grüßte seinen Gefangenen und entfernte sich.

Nicolino folgte ihm mit den Augen und fragte sich, was wohl seit dem gestrigen Tage Außerordentliches geschehen sein könnte, um in dem Benehmen seines Richters und seines Kerkermeisters eine so große Veränderung in Bezug auf ihn herbeizuführen.

Noch hatte er keine genügende Antwort auf diese eine eigene Frage gefunden, als die Thür seines Kerkers sich wieder öffnete und eine verschleierte Dame eintrat, welche ihren Schleier zurückschlug und sich ihm in die Arme warf.



Elftes Capitel.

Die Diplomatie des Gouverneurs des Castells San Elmo.

Ganz wie Nicolino Caracciolo errathen, war die verschleierte Dame keine andere als die Marquise von San Clemente.

Auf die Gefahr hin, in Ungnade zu fallen und ihre Stellung bei der Königin zu verlieren, die ihr übrigens von dem, was geschehen, kein Wort gesagt, und sich in ihrem Benehmen gegen sie durchaus nicht geändert hatte, war sie, wie Roberto Brandi gesagt, schon zweimal dagewesen, um Nicolino zu sprechen.

Der Commandant war aber unbeugsam gewesen; keine Bitte hatte ihn zu rühren, ja selbst das Anerbieten eines Geschenkes von tausend Ducati hatte ihn nicht zu bestechen vermocht.

Dennoch war der Commandant Brandi nicht etwa die Perle der ehrlichen Leute, wohl aber war er klug genug, um zu berechnen, daß, wenn ein Posten jährlich zehn- bis zwölftausend Ducati einbringt, man sich nicht der Gefahr aussetzen muß, desselben für ein tausend verlustig zu gehen.

In der That, obschon der Gehalt des Gouverneurs des Castells San Elmo eigentlich nur fünfzehnhundert Ducati betrug, so zog er doch, da er die Gefangenen auch zu beköstigen hatte und die Verhaftungen in Neapel schon seit langer Zeit an der Tagesordnung waren und dies auch noch lange zu sein versprochen, eben so wie Delaunay, der als Gouverneur der Bastille zwölftausend Francs fixen Gehalt hatte, dennoch hundertundvierzigtausend Francs von seinem Amte zog, von einem Castell statt fünf- oder sechstausend Francs deren jährlich vierzig- bis fünfzigtausend.

Daraus erklärt sich Roberto Brandis Rechtschaffenheit. Als er die Nachricht vom 9. December, das heißt die Rückkunft des Königs und den Marsch der französischen Armee gegen Neapel erfuhr, hatte er sofort weiter gesehen als der Marquis Vanni, der sich Nicolino bloß nicht zu einem unversöhnlichen Feind machen wollte.

Roberto Brandi faßte nämlich sofort den Entschluß, sich in Nicolino nicht bloß einen Freund, sondern auch einen Gönner und Beschützer zu erwerben.

Zu diesem Zwecke hatte er, wie wir gesehen, versucht, in das Herz seines Gefangenen, ehe dieser noch eine Absicht ahnen konnte, jenes Samenkorn zu streuen, welches so selten keimt und noch seltener Früchte trägt, nämlich das Gefühl der Dankbarkeit.

Obschon aber Nicolino Caracciolo nur ein halber Neapolitaner und mütterlicherseits Franzose war, so war er doch nicht so naiv, die Veränderung, welche er seit dem gestrigen Tage in dem Benehmen des Commandanten wahrgenommen, einer freiwilligen Sympathie zuzuschreiben.

Wir haben auch bereits gesehen, wie er sich fragte, was für außerordentliche Ereignisse es wohl seien, welche diese Umwandlung herbeigeführt haben könnten.

Die Marquise setzte ihn von der Katastrophe zu Rom und von der bevorstehenden Flucht der königlichen Familie nach Palermo in Kenntniß und gab ihm damit zugleich jeden Aufschluß, den

er wünschen konnte.

Nicolino war aber – wir brauchen dies unserm Lesern nicht erst zu sagen, denn sie werden es hoffentlich schon selbst bemerkt haben – ein Mann von Geist. Er beschloß so viel Nutzen als möglich von der Situation zu ziehen, indem er Roberto Brandi sich ihm allmählich nähern ließ.

Ganz gewiß war mit dem Gouverneur des Castells San Elmo und den Republikanern in Zukunft und in einem gegebenen Augenblick ein für alle Welt vortheilhafter Pact zu schließen.

Bis jetzt waren alle Annäherungen von Roberto Brandi ausgegangen, während Nicolino seinerseits sich zu nichts verbindlich gemacht hatte.

Obschon die inständigen Bitten der Marquise von San Clemente, bei ihm vorgelassen zu werden – Bitten, die endlich mit Erfolg gekrönt worden – in Nicolino, ein so großer Skeptiker er auch war, wenig Zweifel an ihrer Anhänglichkeit übrig gelassen hatten, so hatte er doch, sei es nun, daß dieser Rest von Zweifel hinreichend war, um ihn ihr gegenüber zurückhaltend zu machen, oder sei es, daß er fürchtete, sie werde belauert und könne, wenn er ihr eine Botschaft an seine Gesinnungsgenossen auftrüge, diese und gleichzeitig sich selbst kompromittieren, die zwei Stunden, welche sie bei ihm zubrachte, nur dazu benutzt, um mit ihr von seiner Liebe zu sprechen und ihr dieselbe zu beweisen.

Die Liebenden trennten sich entzückt von einander und mit innigerem Gefühle als je. Die Marquise versprach Nicolino, alle Abende, wo sie nicht Dienst bei der Königin hätte, bei ihm zuzubringen, und da man Roberto Brandi über die Möglichkeit befragte, dieses Project in Ausführung zu bringen und er seinerseits kein Hinderniß entgegengesetzt, so kam man überein, daß Alles so geschehen solle.

Der Commandant wußte recht wohl, daß die verschleierte Dame die Marquise von San Clemente, das heißt eine in hoher Gunst stehende Ehrendame der Königin war, und mit Hilfe eines sehr einfachen Schaukelsystems gedachte er stets auf die Füße zu kommen, entweder durch die Marquise, wenn die königliche Partei den Sieg behauptete, oder durch Nicolino, wenn im Gegentheil die Republikaner die Oberhand gewannen.

Die Tage vergingen, wir haben gesehen auf welche Weise, mit Widerstandsprojekten von Seiten des Königs und dann von Seiten der Königin.

In Nicolino's Lage änderte sich nichts, ausgenommen, daß die freundliche Begegnung, die der Commandant ihm bewies, nicht blos dieselbe blieb, sondern sich auch noch immer mehr bethätigte. Er bekam Weißbrod, drei Gerichte zum Frühstück, fünf zum Mittagessen, französischen Wein, so viel er wollte, und die Erlaubniß, zweimal täglich auf dem Walle spazieren zu gehen, obschon er in dieser Beziehung sein Ehrenwort geben mußte, nicht etwa hinunter zu springen.

Seine Situation erschien ihm, besonders nach dem Verschwinden des Fiscalprocurators und dem Erscheinen der Marquise, gar nicht so verzweifelt, daß er, um sich derselben zu entreißen, einen Selbstmord riskiert hätte. Ohne sich daher lange bitten zu lassen, gab er sein Ehrenwort und konnte auf dieses hin ganz nach Belieben sich Bewegung machen.

Durch die Marquise, welche gewissenhaft Wort hielt und die in Folge der Gleichgültigkeit, welche sie gegen den Gefangenen affectirte, und die Vorsicht, welche sie bei ihren Besuchen anwendete, durchaus nicht beunruhigt ward, erfuhr Nicolino alle Neuigkeiten des Hofes. Er kannte den König und glaubte nicht an einen ernsten Widerstand desselben.

Da die Marquise sich unter der Zahl der Personen befand, welche den Hof nach Palermo

begleiten sollten, so erfuhr er die Wahrheit hierüber zwischen sieben und acht Uhr am Abend des 21. Dezember selbst, das heißt drei Stunden vor der Flucht der königlichen Familie.

Von dem, was eigentlich vorgehen sollte, wußte die Marquise nichts. Sie hatte bloß Befehl erhalten, sich um zehn Uhr Abends in den Gemächern der Königin einzufinden, wo ihr dann von dem gefaßten Entschluß Mittheilung gemacht werden würde. Die Marquise zweifelte aber nicht, daß der gefaßte Entschluß der zur Abreise sei.

Sie kam daher, um Nicolino auf jeden Fall Lebewohl zu jagen. Dieser Abschied machte sie zu nichts verbindlich, und wenn sie dableib, so war es immer noch Zeit, ihn zu erneuen.

Man weinte viel, man versprach, sich stets zu lieben, man ließ den Commandanten kommen, welcher sich verbindlich machte, die Briefe der Marquise, wenn sie an ihn adressiert würden, an Nicolino zu befördern, und ebenso die Briefe Nicolinos, nachdem er sie vorher gelesen, der Marquise zuzusenden.

Nachdem auf diese Weise Alles verabredet war, wechselte man so nahe als möglich einige Ausdrücke einer Verzweiflung, die aber so ruhig war, daß sie selbst den Liebenden keine allzugroßen Besorgnisse für einander einflößte.

Eine leichtherzige Liebe und vernünftige Leidenschaft ist etwas außerordentlich Schönes. Gleich den Seevögeln im Sturme benetzt sie nur die Spitze ihrer Schwingen. Der Wind trägt sie in der Richtung, in welcher er weht, und anstatt gegen ihn zu kämpfen, läßt sie sich, unter Thränen lächelnd, in graziöser Attitüde, gleich Flaxmann's Oceaniden, von ihm dahintragen.

Der Kummer der Trennung äußerte auf Nicolino's Appetit eine sehr bedeutende Einwirkung. Er soupirte auf eine Weise, daß sein Kerkermeister, den er zwang, mit ihm auf die Gesundheit der Marquise zu trinken, sich darüber entsetzte. Der Kerkermeister protestierte gegen die Gewalt, die ihm angethan ward, aber er trank doch.

Ohne Zweifel hatte der Schmerz Nicolino bis weit in die Nacht hinein wach gehalten, denn als der Commandant gegen acht Uhr Morgens in den Kerker seines Gefangenen trat, fand er ihn fest eingeschlafen.

Dennoch war die Neuigkeit, welche er ihm brachte, ernst genug, daß er es über sich gewann, munter zu werden.

Man hatte dem Commandanten, um sie an den innern und äußern Mauern des Castells anzuschlagen, einige der Proclamationen zugesendet, welche die Abreise des Königs meldeten, seine baldige Rückkehr versprachen und den Fürsten Pignatelli zum Generalvicar und den General Mack zum Generalleutenant des Königreichs ernannten.

Die Rücksichten, welche der Commandant jetzt seinem Gefangenen widmete, machten es ihm zur Pflicht, ihm diese Proclamation eher als Jemandem andern mitzutheilen.

Die Nachricht war in der That eine ernste, Nicolino aber war darauf vorbereitet. Er begnügte sich zu murmeln; »Arme Marquise!«

Dann als er das Heulen des Windes in den Corridors und das Plätschern des Regens über seinem Kopfe hörte, setzte er, wie Ludwig der Fünfzehnte, als er den Leichenzug der Frau von Pompadour vorüberkommen sah, hinzu:

»Sie wird schlechtes Wetter auf ihrer Reise haben.«

»Ja,« antwortete Roberto Brandi, »das Wetter ist so schlecht, daß die englischen Schiffe noch auf der Rhede liegen und nicht auslaufen gekonnt haben.«

»Wirklich!« rief Nicolino. »Und kann man, obschon jetzt nicht die Stunde der Promenade ist,

ein wenig auf den Wall hinaufgehen?«

»Ja wohl. Der Ernst der Situation wäre eine Entschuldigung, wenn man mir aus meiner Gefälligkeit ein Verbrechen machen wollte. Nicht wahr, Herr Herzog, in diesem Falle würden Sie die Güte haben zu sagen, daß Sie diese Gefälligkeit von mir verlangt haben?«

Nicolino ging auf den Wall hinauf und erkannte, in seiner Eigenschaft als Neffe eines Admirals, wie er sagte, auf dem »Vanguards und der »Minerva« die Flaggen, welche die Anwesenheit des Königs auf einem dieser Schiffe und die des Herzogs von Calabrien auf dem andern verkündeten.

Der Commandant, der ihn auf einen Augenblick verlassen, fand sich wieder ein und brachte ihm ein vortreffliches Fernrohr.

Mit Hilfe desselben konnte Nicolino alle Scenen des von uns bereits erzählten Drama's verfolgen.

Er sah die Municipalität und den Magistrat, welche kamen und den König vergebens baten, nicht abzureisen.

Er sah den Cardinal-Erzbischof an Bord des »Vanguard« steigen und dieses Schiff wieder verlassen.

Er sah Vanni, nachdem derselbe von der »Minerva« zurückgewiesen worden, verzweifelt hinter den Hafendamm zurückkehren.

Ein- oder zweimal sah er sogar die schöne Marquise auf dem Deck erscheinen. Es kam ihm vor, als richtete sie die Augen traurig gegen Himmel und trocknete sich eine Thräne.

Dieses Schauspiel erschien ihm so interessant, daß er den ganzen Tag mit dem Fernrohr in der Hand auf dem Walle blieb und seinen Beobachtungsposten nur verließ, um in aller Eile zu frühstücken und später zu dinieren.

Am nächstfolgenden Morgen war es abermals der Commandant, welcher zuerst in die Zelle des Gefangenen trat.

Es hatte sich, meldete er, seit dem vorigen Abend nichts verändert. Der Wind war noch immer widrig und die Schiffe lagen immer noch im Hafen.

Endlich gegen drei Uhr lichtete man die Anker. Die Segel fielen graziös an den Masten herab und schienen den Wind aufzufordern, ihnen günstig zu sein.

Der Wind gehorchte, die Segel blähten sich auf, Linienschiffe und Fregatten setzten sich in Bewegung und schwammen langsam nach der offenen See.

Nicolino erkannte an Bord des »Vanguard« eine Dame, welche unzweideutige Geberden der Erkennung machte, und da diese Dame keine andere sein konnte als die Marquise von San Clemente, so sendete er ihr durch, die Weite ein zärtliches und letztes Lebewohl zu.

In dem Augenblick, wo die Flotte hinter Caprea zu verschwinden begann, meldete man Nicolino, daß sein Diner aufgetragen sei, und da ihn nun nichts mehr auf dem Walle zurückhielt, so stieg er rasch hinunter, um die Gerichte, welche immer delicates wurden, nicht kalt werden zu lassen.

Denselben Abend ging der Commandant, besorgt um den Gemüthszustand, in welchem sich ein Gefangener nach den furchtbaren Aufregungen des Tages befinden mußte, in seine Zelle hinunter und fand ihn mit einer Flasche Syrakuser beschäftigt.

Der Gefangene schien sehr bewegt zu sein. Seine Stirn war träumerisch und sein Auge feucht.

Er reichte dem Commandanten wehmüthig die Hand, schenkte ihm ein Glas Syrakuser ein und

stieß kopfschüttelnd mit ihm an.

Dann, nachdem er sein Glas bis auf den letzten Tropfen geleert, sagte er:

»Wenn man bedenkt, daß Alexander der Sechste seine Gäste mit einem solchen Nektar vergiftete! Dieser Borgia muß ein großer Bösewicht gewesen sein.«

Ueberwältigt von der Gemüthsbewegung, welche diese historische Erinnerung in ihm hervorrief, ließ Nicolino nach wenigen Augenblicken den Kopf auf den Tisch niedersinken und schlief ein.



Zwölftes Capitel.

Was der Gouverneur des Castells San Elmo erwartete.

Wir haben nicht nöthig, jedes der Ereignisse, welche wir bereits an unseren Augen vorübergehen gesehen, noch einmal die Musterung passieren zu lassen. Nur wird es nicht unzweckmäßig sein, zu erwähnen, daß von der Höhe der Festungswälle des Castells San Elmo Nicolino mit Hilfe des vortrefflichen Fernrohrs, welches der Commandant ihm gelassen, Alles mit ansah, was in den Straßen von Neapel vorging.

Was die Ereignisse betraf, die nicht am hellen lichten Tage geschahen, so erzählte der Commandant Roberto Brandi, welcher für seinen Gefangenen ein wirklicher Freund geworden, dieselbe ihm mit einer Treue und Genauigkeit, welche einem seinem Souverän rapportierenden Polizeipräfecten zur Ehre gereicht haben würde.

So sah Nicolino von der Höhe des Walles das furchtbare und prachtvolle Schauspiel der Verbrennung der Flotte, erfuhr den Vertrag von Sparanisi, konnte mit den Augen den Wagen folgen, in welchen die französischen Officiere kamen, welche die dritthalb Millionen erheben wollten, erfuhr den nächstfolgenden Tag, in welcher Münze die dritthalb Millionen bezahlt worden, wohnte endlich allen Auftritten bei, welche auf die Abreise des Generalvikars von der Ernennung Maliterno's zur Dictatur bis zu der Buße folgten, welche wir ihn mit Rocca Romana thun gesehen.

Alle diese Ereignisse würden Nicolino, wenn er sie blos mit seinen Augen gesehen hätte, ziemlich dunkel geblieben sein, die Erklärungen des Commandanten aber brachten für ihn Licht hinein und spielten in diesem politischen Labyrinth die Rolle des Ariadnefadens.

So erreichte man den 20. Januar.

An diesem Tage erfuhr man den definitiven Bruch des Waffenstillstandes in Folge der Unterredung zwischen dem französischen General und dem Fürsten von Maliterno, und man wußte, daß um sechs Uhr Morgens die französischen Truppen sich in Bewegung gesetzt hatten, um gegen Neapel zu marschieren.

Bei dieser Nachricht heulten die Lazzaroni vor Wuth und stellten, alle Disciplin mit Füßen tretend, Michele und Pagliucello an ihre Spitze, indem sie schrieen, daß sie nur diese beiden als ihre Anführer anerkennen würden.

Dann begannen sie gemeinschaftlich mit den Soldaten und den Officieren, welche mit dem General Naselli von Livorno zurückgekommen waren, Kanonen nach Poggioreale, Capodichino und Capodimonte zu schleppen. Anderweite Batterien wurden an der Porta Capuana, auf der Marinella, auf dem Largo delle Pigne und auf allen Punkten aufgepflanzt, wo die Franzosen in Neapel einzudringen versuchen konnten.

Während dieses Tages, wo man die Verteidigungsanstalten traf, waren trotz der Bemühungen Michelles und Pagliucellos die Plünderungen, Brandstiftungen und Mordthaten am fürchterlichsten gewesen.

Von den Walle des Castells San Elmo herab sah Nicolino mit Entsetzen die Grausamkeiten, welche verübt wurden.

Er wunderte sich, daß er die republikanische Partei keine Maßregeln gegen diese Gräuel treffen sah, und fragte sich, ob das republikanische Comité in solche Unthätigkeit versunken sei, daß es die Lazzaroni die Stadt beherrschen ließe, ohne etwas gegen diese Ungeheuerlichkeiten zu thun zu versuchen.

In jedem Augenblicke erhob sich von irgend einem Punkte der Stadt neues Geschrei, welches bis zu der Höhe heraufdrang, auf welcher die Festung steht.

Plötzlich stiegen Rauchwirbel von einer Häusergruppe empor und zogen sich, von dem Sirocco getrieben, wie ein Vorhang zwischen die Stadt und das Schloß. Metzereien, die in den Straßen begonnen worden, setzten sich die Treppen hinauf fort und entwickelten sich auf den Terrassen der Paläste beinahe in Schußweite von den Schildwachen.

Roberto Brandi überwachte die Thore und Ausfallpfortchen des Castells, dessen Schildwachen er verdoppelt, mit dem Befehle, auf Jeden zu feuern, der sich nähern würde, seien es Lazzaroni oder Republikaner.

Augenscheinlich führte er einen bei sich selbst beschlossenen Plan einem verborgenen Ziele entgegen.

Die königliche Fahne flatterte immer noch auf den Mauern des Castells und war trotz der Abreise des Königs keinen Augenblick verschwunden. Diese Fahne, das Unterpfand der Treue des Commandanten, erfreute die Augen der Lazzaroni.

Sein Fernrohr in der Hand, suchte Nicolino in den Straßen von Neapel vergebens einige bekannte Gesichter.

Maliterno war, wie man weiß, nicht nach Neapel zurückgekehrt, Rocca Romana hielt sich verborgen und Manthonnet, Schipani, Cirillo und Velasco warteten.

Um zwei Uhr Nachmittags löste man die Schildwachen ab, wie dies von zwei zu zwei Stunden geschah.

Plötzlich kam es Nicolino vor, als ob die Schildwache, die sich ihm am nächsten befand, ihm ein Zeichen mit dem Kopfe gäbe.

Er that, als ob er es nicht bemerkte, wendete aber nach Verlauf einiger Secunden seine Augen wieder nach dieser Richtung.

Diesmal blieb ihm kein Zweifel. Das Zeichen war um so sichtbarer, als die drei andern Schildwachen die Augen theils auf den Horizont in der Richtung von Capua, wo man die Franzosen debouchiren zu sehen erwartete, theils auf Neapel gerichtet, welches mit Feuer und Schwert kämpfte, auf die vierte Schildwache und den Gefangenen nicht im Mindesten achteten.

Nicolino konnte deshalb seine Schritte nach der Schildwache lenken und in einer Entfernung von kaum einem Schritt an ihr vorübergehen.

»Wenn Sie heute dinieren, so achten Sie auf Ihr Brod,« warf die Schildwache ihm im Vorübergehen zu.

Nicolino stutzte, setzte aber seinen Weg weiter fort.

Seine erste Regung war eine Regung der Furcht. Er glaubte, man wolle ihn vergiften.

Nachdem er etwa zwanzig Schritte zurückgelegt, kehrte er um, ging wieder an der Schildwache und fragte:

»Gift?«

»Nein,« antwortete der Soldat, »ein Billet.«

»Ah,« sagte Nicolino, dem es etwas leichter ums Herz ward, und sich von der Schildwache entfernend, hielt er sich von nun an abseits, ohne wieder nach jener Richtung zu blicken.

Die Republikaner entschlossen sich also endlich zu etwas. Der Mangel an Initiative ist der Hauptfehler des neapolitanischen Adels und Mittelstandes. Eben so bereit wie das Volk, dieser durch den geringsten Wind aufzuwirbelnde Staub, zu Emeuten ist, eben so schwierig in Bezug auf Revolutionen ist die Aristokratie und der bessere Bürgerstand.

Der Grund hiervon liegt darin, daß bei jeder eintretenden Veränderung der Mittelstand und die Aristokratie einen Theil von dem, was sie besitzen, zu verlieren fürchten, während das Volk, welches nichts besitzt, nur gewinnen kann.

Es war drei Uhr Nachmittags, Nicolino dinierte um vier und hatte folglich nur noch eine Stunde zu warten. Diese Stunde kam ihm aber vor wie ein Jahrhundert.

Sie ging endlich vorüber, während Nicolino die Halb- und Viertelschläge auf den dreihundert Kirchen Neapels zählte.

Er stieg von dem Wall herab, fand seinen Tisch gedeckt wie gewöhnlich und sein Brod auf dem Tisch. Er betrachtete es nachlässig, sah aber keine Ritze darin. Die Rinde war rund herum glatt und unversehrt. Wenn ein Billet sich im Innern befand, so konnte es nur beim Backen selbst hineinpracticirt worden sein.

Der Gefangene begann eine falsche Mittheilung zu vermuthen.

Er sah den Schließer an, der seit der steigenden Verbesserung seiner Mahlzeiten beauftragt war, ihn bei Tische zu bedienen, und hoffte an ihm eine Ermuthigung zum Brechen des Brodes wahrzunehmen.

Der Schließer zuckte aber keine Miene.

Nicolino sah, um eine Ursache zu haben, ihn fortzuschicken, nach, ob auf dem Tische nichts fehle. Der Tisch war aber vollkommen serviert.

»Mein lieber Freund,« sagte Nicolino zu dem Schließer, »der Commandant ist so gütig gegen mich, daß ich nicht bezweifle, er werde mir eine den Appetit fördernde Flasche Asprino verabfolgen lassen, wenn ich ihn darum bitte.«

Der Asprino ist in Neapel ungefähr dasselbe, was der Wein von Suresne in Paris ist.

Der Schließer verließ die Zelle und machte mit den Schultern eine Bewegung, welche bedeutete:

»Das nenne ich doch einen wunderlichen Einfall, Weinessig zu verlangen, wenn man Lacrymä Christi und Monte de Procida auf dem Tische hat!«

Da ihm aber eingeschärft worden, gegen den Gefangenen artig und gefällig zu sein, so beeilte er sich so sehr, zu gehorchen, daß er, um schneller fortzukommen, als er sich entfernte, nicht einmal die Thür der Zelle verschloß.

Nicolino rief ihn zurück.

»Was gibt es, Excellenz?« fragte der Schließer.

»Ich bitte Euch, eure Thür zu verschließen, mein Freund, antwortete Nicolino. »Offene Thüren führen die Gefangenen in Versuchung.«

Der Chevalier, welcher wußte, daß aus dem Castell San Elmo die Flucht unmöglich war, dafern man sich nicht, wie Hector Caraffa, an einem Seil von der Mauer herabließ, schloß die

Thür, nicht um seiner Pflicht zu genügen, sondern um gegen Nicolino nicht ungefällig zu sein.

Nachdem der Schlüssel in dem Schlosse die Bewegung und das Geräusch gemacht, welches verrieth, daß er zweimal herumgedreht worden, erbrach Nicolino, nun sicher, nicht überrascht zu werden, sein Brot.

Man hatte ihn nicht getäuscht. Mitten in der Krume stak ein zusammengerolltes Billet, welches, fest an dem Teig anklebend, verrieth, daß es, ganz wie der Gefangene gedacht, nur beim Backen des Brotes hineingebracht worden sein konnte.

Nicolino horchte, und da er kein Geräusch hörte, so öffnete er rasch das Billet.

Es enthielt folgende Worte:

»Werfen Sie sich auf Ihr Bett, ohne sich auszukleiden. Beunruhigen Sie sich nicht wegen des Geräusches, welches Sie von elf Uhr bis Mitternacht hören werden. Es wird durch Freunde verursacht werden. Halten Sie sich bloß bereit, sie zu unterstützen.«

»Zum Teufel!«, murmelte Nicolino, »man hat wohl gethan, mich zu benachrichtigen. Ich hätte die Freunde für Lazzaroni gehalten. Lesen wir noch das Postscript.«

»Es ist dringend nothwendig, daß morgen Früh bei Tagesanbruch die französische Fahne von den Mauern des Castells San Elmo wehe. Wenn unser Versuch scheitern sollte, so thun Sie Ihrerseits, was Sie können, um diesen Zweck zu erreichen. Das Comité stellt fünfhunderttausend Francs zu Ihrer Verfügung.«

Nicolino zerriß das Billet in ungreifbare Stückchen, welche er in seiner ganzen Zelle umherstreute.

Eben war er mit dieser Operation fertig, als der Schlüssel sich wieder in dem Schloß umdrehte, und sein Aufseher mit einer Flasche Asprino in der Hand eintrat.

Nicolino, der von seiner Mutter einen französischen Gaumen geerbt, hatte den Asprino niemals leiden können; bei der gegenwärtigen Gelegenheit aber glaubte er seinen Vaterland ein Opfer bringen zu müssen. Er füllte demgemäß sein Glas, hob es empor, brachte einen Toast auf den Commandanten aus, leerte es auf einen Zug und schnalzte mit der Zunge, als ob er ein Glas Chambertin, Chateau Laffitte oder Bouzi getrunken hätte.

Die Bewunderung des Schließers für Nicolino verdoppelte sich. Man mußte mit heroischem Muth begabt sein, um ein Glas solchen Wein zu trinken, ohne das Gesicht zu verziehen.

Das Diner war heute noch besser als gewöhnlich. Nicolino machte darüber dem Gouverneur, welcher, wie er seit einiger Zeit gewöhnlich that, ihm beim Kaffee seinen Besuch machte, sein Compliment.

»Ihre schmeichelhafte Anerkennung,« sagte Roberto Brandi, »gebührt nicht dem Koch, sondern dem Asprino, welcher Ihnen erst rechten Appetit gemacht hat.«

Nicolino pflegte nach seinem Diner, welches er, besonders seitdem es besser geworden, bis um halb fünf, ja zuweilen bis sechs Uhr Abends ausdehnte, nicht wieder auf den Wall zu gehen. Aufgeregt jedoch, nicht durch den Asprino, den er getrunken, wie der Commandant glaubte, sondern durch das Billet, welches er empfangen, und da er sah, daß der Commandant auch guter Laune war und weil er nicht zweifelte, daß Neapel des Nachts einen wenigstens ebenso merkwürdigen Anblick gewähre als am Tage, beklagte er sich so hartnäckig über ein gewisses Drücken im Magen und einen gewissen Schwindel im Kopfe, daß der Commandant ihn selbst fragte, ob er nicht ein wenig frische Luft schöpfen wolle.

Nicolino ließ sich einen Augenblick lang bitten, verstand sich aber endlich, um gegen den

Commandanten nicht ungefällig zu erscheinen, dazu, mit ihm auf den Wall hinaufzugehen.

Neapel bot am Abend dasselbe Schauspiel dar wie während des Tages, ausgenommen, daß es durch die Finsterniß hindurch gesehen um so entsetzlicher ward. Plünderung und Mord wurden jetzt beim Schein der Fackeln ausgeführt, welche, gleich Besessenen sich in der Nacht umherbewegend einen von dem Tode erfundenen phantastischen furchtbaren Tanz auszuführen schienen.

Die hier und da lodernden Feuersbrünste mit ihrem sich von den Flammen ablösenden dicken Rauch boten Nicolino dasselbe Schauspiel dar, wie Rom achtzehnhundert Jahre früher dem blutdürstigen Nero dargeboten hatte.

Hätte Nicolino sich mit Rosen bekränzen und Verse von Horaz zur Leier singen wollen, so hätte ihn nichts gehindert, sich für den göttlichen Kaiser, den Nachfolger des Claudius und Sohn der Agrippina und des Domitius, zu halten.

Einen so großen Spielraum aber gestattete Nicolino seiner Phantasie nicht. Er hatte ganz einfach ein Schauspiel von Mord und Brand vor Augen, wie Neapel seit der Empörung Masaniello's keines wieder gegeben, und er sah mit Muth im Herzen die Geschütze, deren eherner Hals in den Wall hinausragte, und sagte sich, daß er, wenn er anstatt Roberto Brandi Gouverneur des Castells wäre, sehr bald dieses ganze Gesindel zwingen würde, eine Zuflucht in dem Schlupfwinkel zu suchen, aus welchem es hervorgekommen.

In diesem Augenblick fühlte er, wie eine Hand sich auf seine Schulter legte, und als ob man eine geheimsten Gedanken gelesen, sagte eine Stimme zu ihm:

»Was würden Sie thun, wenn Sie an meiner Stelle wären?«

Nicolino brauchte sich nicht erst umzudrehen, um zu wissen, wer so sprach. Er erkannte die Stimme des würdigen Commandanten.

»So wahr ich lebe,« antwortete er, »ich würde keinen Augenblick zögern, sondern im Namen der Humanität und der Civilisation diese Mörder niederschließen.«

»Wie? Das sollte ich thun, ohne vorher zu wissen, was jeder Kanonenschuß, den ich abfeuerte, mir einbringen oder mich kosten würde? In Ihren Jahren freilich und als Anhänger der französischen Grundsätze sagen Sie: Thue, was Du sollst, möge daraus kommen, was da wolle.«

»Das hat der Ritter Bayard gesagt.«

»Ja, aber in meinem Alter und als Familienvater sage ich: Die richtige Wohlthätigkeit beginnt im eigenen Hause. Dies hat allerdings nicht der Ritter Bayard gesagt, wohl aber sagt es der gesunde Menschenverstand.«

»Oder der Egoismus, mein werther Herr Gouverneur.«

»Das sieht sich verteufelt ähnlich, mein werther Herr Gefangener.«

»Aber was wollen Sie eigentlich?«

»Ich will nichts. Ich stehe in aller Ruhe hier auf meinem Balcon. Hier kann mich nichts erreichen. Ich sehe zu und erwarte.«

»Daß Sie zusehen, sehe ich wohl, worauf Sie aber warten, weiß ich nicht.«

»Ich erwarte, was der Gouverneur einer uneinnehmbaren Festung allemal erwartet. Ich erwarte, daß man mir Anträge mache.«

Nicolino nahm diese Worte für das, was sie waren, das heißt für eine Eröffnung; abgesehen aber davon, daß er keinen Auftrag hatte, im Namen der Republikaner zu unterhandeln – obschon er diesen Auftrag sich im Nothfalle selbst ertheilt hätte – empfahl ja das Billet, welches er

empfangen, ihm ganz einfach, sich ruhig zu verhalten, und, wenn es in seiner Macht stünde, die Ereignisse, welche von elf bis zwölf Uhr diese Nacht stattfinden sollten, fördern zu helfen.

Wie konnte er wissen, ob das, was er mit dem Commandanten verabredete, wie vortheilhaft es auch nach seiner Ansicht für die Interessen der künftigen parthenopäischen Republik wäre, mit den Planen der Republikaner sich vertrüge?

Er verhielt sich daher schweigend. Als der Commandant Roberto Brandi dies sah, machte er zum dritten oder vierten Male pfeifend die Runde um die Wälle, indem er den Schildwachen die größte Wachsamkeit einschärfte und den Artilleristen befahl, mit brennender Lunte an ihren Geschützen stehen zu bleiben.

Dreizehntes Capitel.

In welchem man sieht, wie die französische Fahne auf dem Castell San Elmo aufgepflanzt worden war.

Nicolino hörte schweigend zu, wie der Commandant mit ziemlich lauter Stimme Befehle ertheilte, damit dieselben von seinem Gefangenen gehört würden.

Diese verdoppelte Wachsamkeit beunrührte ihn. Er kannte jedoch die Klugheit und den Muth der Männer, welche ihm die empfangene Aufforderung zugesendet, und er vertraute ihm.

Nur ward ihm jetzt klarer als je, daß alle Aufmerksamkeiten, die ihm von dem Gouverneur der Festung erwiesen worden, keinen andern Zweck hatten, als ihn zu bewegen, eine Eröffnung zu machen, oder auf die ihm gemachte einzugehen, was ohne Zweifel geschehen wäre, wenn Nicolino nicht in Folge der empfangenen Mittheilung damit noch zurückhalten zu müssen geglaubt hätte.

Die Zeit verging, ohne daß eine Wiederannäherung zwischen dem Gouverneur und seinem Gefangenen stattgefunden hätte. Nur blieb diesem, als hätte man ihn vergessen, erlaubt, auf dem Walle zu bleiben.

Es schlug zehn Uhr. Man erinnert sich, daß dies die von Maliterno bezeichnete Stunde war, wo der Erzbischof bei Todesstrafe sämtliche Glocken in Neapel läuten lassen sollte.

Mit dem letzten Schläge der Stunde ertönten daher alle Glocken mit einem Male.

Nicolino war auf Alles vorbereitet, ausgenommen auf dieses Glockenconcert, und der Gouverneur war, wie es schien, darauf eben so wenig gefaßt als er, denn bei dem unerwarteten Geläute näherte er sich seinem Gefangenen und betrachtete ihn mit dem Ausdrücke des Erstaunens.

»Ja, ich verstehe, sagte Nicolino. »Sie fragen mich, was dieses furchtbare Getöse bedeutet. Eben wollte ich dieselbe Frage an Sie richten.«

»Dann wissen Sie es also nicht?«

»Nein, durchaus nicht. Und Sie?«

»Ich weiß es auch nicht.«

»Nun, dann wollen wir einander versprechen, daß der Erste von uns Beiden, der es erfährt, es dem Andern mittheilt.«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Es ist unbegreiflich, aber interessant, und ich habe meine Loge im San Carlo-Theater oft theuer bezahlt, um ein Schauspiel zu sehen, welches nicht so viel werth war als dieses.«

Gegen Nicolino's Erwartung ward das Schauspiel aber immer interessanter und seltsamer. Mitten in ihrer höllischen Blutarbeit durch eine Stimme gefesselt, welche von oben herab zu ihnen zu sprechen schien, eilten, wie wir bereits erzählt, die Lazzaroni, welche die himmlische Sprache schlecht verstehen, in die Kathedrale, um hier die Auslegung zu verlangen.

Man weiß, was sie hier fanden. Die Kirche war taghell erleuchtet, das Haupt und das Blut des heiligen Januarius ausgestellt, der Cardinal-Erzbischof stand in seinen Prachtgewändern da und

Rocca Romana und Maliterno als Büßende, barfuß, im Hemd und mit dem Strick um den Hals.

Die beiden Zuschauer auf der Höhe des Walles, für welche das Schauspiel gleichsam in Scene gesetzt zu sein schien, sahen dann die seltsame Procession unter Thränen und Wehklagen aus der Kirche herauskommen.

Die Fackeln waren so zahlreich und verbreiteten einen solchen Glanz, daß mit Hilfe eines Fernrohres, welches der Commandant holen ließ, Nicolino den Erzbischof unter seinem Baldachin das heilige Sacrament tragend erkannte, während die neben ihm herschreitenden Canonici das Blut und das Haupt des heiligen Januarius trugen.

Hinter diesen folgten Maliterno und Rocca Romana in ihrem seltsamen Kostüme und, wie der vierte Officier Marlboroughs, nichts tragend, oder vielmehr von allen Lasten die schwerste tragend, nämlich die Sünden des Volkes.

Nicolino wußte, daß sein Bruder Rocca Romana ebenfalls ein großer Zweifler war und daß Maliterno in dieser Beziehung die Ansichten seines Bruders theilte.

Trotz der ernsten Gedanken, die ihn beschäftigten, brach er daher, als er die beiden Büßer erkannte, in ein homerisches Gelächter aus.

Was sollte diese Komödie bedeuten? in welcher Absicht ward sie gespielt? Nicolino konnte ich es nicht anders erklären als durch jene der Stadt Neapel ganz besonders eigenthümliche Mischung des Grotesken mit dem Heiligen.

Ohne Zweifel sollte ihm zwischen elf Uhr und Mitternacht dies Alles klar werden.

Roberto Brandi, der keine Erklärung erwartete, schien unruhiger und ungeduldiger zu sein als sein Gefangener, denn auch er kannte Neapel und ahnte, daß unter dieser religiösen Komödie ein ungeheurer Fallstrick verborgen liege.

Nicolino und der Commandant folgten mit den Augen und mit der größten Aufmerksamkeit der Procession auf den verschiedenen Evolutionen, welche sie von ihrem Austritt aus der Kathedrale bis zu ihrer Rückkehr ausführte.

Dann hörten sie das Geräusch sich vermindern, die Fackeln erloschen eine nach der andern und es folgten Schweigen und Finsterniß.

Einige Häuser, welche man in Brand gesteckt, fuhren noch fort zu brennen, aber es kümmerte sich Niemand darum.

Es schlug elf Uhr.

»Ich glaube,« sagte Nicolino, welcher den Weisungen des Billets zu folgen und in seine Zelle zurückzukehren wünschte, »ich glaube, die Vorstellung ist beendet. Was meinen Sie dazu, Herr Commandant?«

»Ich meine, daß ich Ihnen noch etwas zu zeigen habe, ehe Sie in Ihre Zelle zurückkehren, mein lieber Gefangener.«

Und er winkte Nicolino, ihm zu folgen.

»Bis jetzt,« sagte, er, »haben wir uns mit dem beschäftigt, was in Neapel von der Mergellina an bis zur Porta Capuana, das heißt im Westen, Süden und Osten geschieht. Beschäftigen wir uns nun auch ein wenig mit dem, was im Norden vorgeht. Obschon nach dieser Richtung hin wenig Lärm zu hören und wenig Licht zu sehen ist, so lohnt es doch der Mühe, daß wir unsere Aufmerksamkeit einen Augenblick lang dorthin lenken.«

Nicolino ließ sich von dem Gouverneur nach dem Theile des Walles führen, welcher der Stelle, von welcher aus er so eben noch Neapel betrachtet, gerade entgegengesetzt war, und sah

auf den Hügeln, welche die Stadt vom Capodimonte bis zum Poggioreale umgeben, eine Linie von Feuern, welche die Regelmäßigkeit einer im Marsch begriffenen Armee zeigte.

»Ah, ah!« sagte Nicolino, »das scheint mir allerdings etwas Neues zu sein.«

»Ja, und zwar etwas nicht ganz Uninteressantes, nicht wahr?« fragte der Commandant.

»Ist es die französische Armee?«, fragte Nicolino dagegen.

»Ja wohl, sie selbst,« antwortete Roberto Brandi.

»Dann wird sie also morgen in Neapel einziehen.«

»O nein! Man zieht nicht so ohne weiteres in Neapel ein, wenn die Lazzaroni nicht wollen, daß man hier einziehe. Man wird sich zwei, vielleicht drei Tage lang schlagen.«

»Nun und dann?« fragte Nicolino.

»Und dann? – Nichts,« antwortete der Commandant. »An uns ist es zu überlegen, was der Gouverneur des Castells San Elmo bei einem solchen Kampfes einen Bundesgenossen, seien dieselben, welche es wollen, Gutes oder Böses erzeugen kann.«

»Und kann man erfahren, wem im Fall eines Kampfes Ihre Gunst sich zuwenden würde?«

»Meine Gunst! Kann ein Mann von Geist wohl im Voraus bestimmen, wem seine Gunst sich zuwenden wird, mein lieber Gefangener? Ich habe Ihnen mein Glaubensbekenntniß abgelegt, indem ich Ihnen sagte, ich sei Familienvater und indem ich Ihnen das französische Sprichwort citierte: Die rechte Wohlthätigkeit beginnt im eigenen Hause. Kehren Sie jetzt in Ihre Zelle zurück und denken Sie hierüber nach. Morgen werden wir über Politik, Moral und Philosophie plaudern, und da die Franzosen noch ein anderes Sprichwort haben, welches sagt: »Guter Rath kommt über Nacht,« so halten Sie diese Nacht Ihr Ohr offen, um mir morgen sagen zu können, was für Rathschläge sie Ihnen gebracht haben wird. Gute Nacht, Herr Herzog.«

Und da man während dieses Gesprächs an der Treppe angelangt war, welche in die unterirdischen Gefängnisse führte, so geleitete der Schließer Nicolino in seine Zelle zurück und schloß ihn wie gewöhnlich in dieselbe ein.

Nicolino befand sich hier in der vollständigsten Finsterniß.

Zum Glück waren die Weisungen, die man ihm ertheilt, nicht schwer zu befolgen. Er tastete sich nach seinem Bett, fand es und warf sich angekleidet darauf.

Kaum lag er so seit fünf Minuten, so hörte er einen Alarmruf und dann folgten ein ziemlich lebhaftes Gewehrfeuer und drei Kanonenschüsse.

Dann versank Alles wieder in lautloses Schweigen.

Was war geschehen?

Wir müssen sagen, daß trotz Nicolinos erprobtem Muthe das Herz ihm gewaltig pochte, als er diese Frage an sich stellte.

Noch waren nicht anderweite zehn Minuten vergangen, so hörte Nicolino Jemand die Treppe herabkommen, der Schlüssel ward im Schloß umgedreht, die Riegel knarrten und die Thür öffnete sich, um den würdigen Commandanten beim Scheine eines Lichtes einzulassen, welches er selbst in der Hand trug. Er schloß die Thür mit der größten Vorsicht wieder hinter sich, setzte das Licht auf den Tisch, nahm einen Stuhl und setzte sich neben das Bett des Gefangenen, welcher, durchaus nicht wissend, worauf dies Alles hinauslaufen würde, ihn gewähren ließ, ohne ein einziges Wort an ihn zu richten.

»Wohlan,« sagte der Gouverneur, nachdem er Platz genommen, »ich sagte Ihnen wohl, mein

lieber Gefangener, daß das Castell San Elmo für die Frage, welche morgen entschieden werden soll, eine gewisse Bedeutung habe.«

»Und warum, mein lieber Commandant, kommen Sie zu einer solchen Stunde, um sich bei mir zu Ihrem Scharfsinn Glück zu wünschen?«

»Weil es für die Eigenliebe immer eine gewisse Genugthuung ist, zu einem Manne von Geist wie Sie sagen zu können: Sie sehen wohl, daß ich Recht hatte, und ferner, weil ich glaube, daß, wenn wir bis morgen warten, um unsere kleinen Geschäfte zu besprechen, worüber Sie heute Abend nicht sprechen wollten – ich weiß jetzt auch warum – weil, wenn wir damit bis morgen warten, es dann leicht zu spät sein könnte.«

»Aber,« fragte Nicolino, dann ist wohl, seitdem wir einander gute Nacht gewünscht, etwas sehr Wichtiges geschehen?«

»Sie werden dies selbst beurtheilen. Die Republikaner, welche, ich weiß nicht wie, meine Parole, welche Pausilippo und Parthenope hieß, erfahren hatten, erschienen vor der Schildwache. Derjenige aber, welcher von ihnen beauftragt war, Parthenope zu sagen, verwechselte die neue Stadt mit der alten und sagte Napoli anstatt Parthenope. Die Schildwache, welche wahrscheinlich nicht wußte, daß Parthenope und Napoli ein und dasselbe sind, machte Lärm. Der Posten gab Feuer, meine Artilleristen gaben Feuer und der Handstreich mißlang. Wenn Sie, mein lieber Gefangener, sich in Erwartung dieses Handstreichs unausgekleidet auf Ihr Bett geworfen haben, so können Sie sich nun immer auskleiden und schlafen legen, dafern Sie nicht lieber aufstehen wollen, damit wir hier an diesem Tische einander gegenüber sitzend wie zwei gute Freunde mit einander plaudern können.«

»Wohlan,« sagte Nicolino, indem er sich erhob, »raffen Sie Ihre Trümpfe zusammen, decken Sie Ihr Spiel auf und plaudern wir.«

»Plaudern wir,« wiederholte der Gouverneur. »Das ist sehr bald gesagt.«

»Aber, mein Himmel, Sie haben es mir ja angeboten!«

»Ja, aber erst wünsche ich einige Aufklärungen zu haben.«

»Welche? Sprechen Sie.«

»Haben Sie hinreichende Vollmacht, um mit mir sprechen zu können?«

»Ja.«

»Das also, was wir besprechen, wird von Ihren Freunden ratificirt werden?«

»Auf Cavalierparole.«

»Dann steht kein Hinderniß mehr entgegen. Setzen Sie sich, mein lieber Gefangener.«

»Ich sitze.«

»Die Herren Republikaner möchten also das Castell San Elmo wohl gern haben, wie?«

»Nach dem eben versuchten Handstreich würden Sie mich als einen Lügner betrachten, wenn ich Ihnen sagte, der Besitz des Castells sei den Republikanern vollkommen gleichgültig.«

»Und wenn nun Signor Roberto Brandi, der jetzige Gouverneur dieses Castells, den sehr hohen und sehr mächtigen Signor Nicolino, Herzog von Rocca Romana und Fürsten Caraccioli, an seine Stelle treten ließe, was würde der arme Roberto Brandi bei diesem Tausche verdienen?«

»Signor Roberto Brandi hat mir, glaube ich, mitgetheilt, daß er Familienvater ist. Ich habe vergessen zu sagen, *Gatte* und Familienvater.«

»Nun, das schadet nichts, da Sie ja das Vergessene noch in Zeiten nachholen. Sie haben also

eine Frau?«

»Ja, eine Frau.«

»Und wie viel Kinder?«

»Zwei ganz allerliebste Kinder, besonders die Tochter, welche ich nun bald zu verheiraten suchen muß.«

»Aber Sie haben doch nicht etwa Absichten mit ihr auf mich?«

»So hoch wage ich meine Augen nicht zu erheben. Es ist bloß eine einfache Bemerkung, die ich mache, und die mir Ihrer Aufmerksamkeit würdig erscheint.«

»Und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich diesem Umstande meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade widme.«

»Und was glauben Sie dann, was die Republikaner von Neapel für den Mann, der ihnen einen sehr großen Dienst leistet, so wie für die Frau und Kinder dieses Mannes thun können?«

»Nun, was meinen Sie zu zehntausend Ducati –«

»O!« unterbrach der Gouverneur.

»So warten Sie doch und lassen Sie mich ausreden.«

»Sehr richtig; reden Sie aus.«

»Ich sage nochmals: was meinen Sie zu zehntausend Ducati Gratification für Sie, zehntausend Ducati Nadelgeld für Ihre Frau, zehntausend Ducati Taschengeld für Ihren Sohn und zehntausend Ducati Aussteuer für Ihre Tochter?«

»Also vierzigtausend Ducati.«

»Ja, vierzigtausend Ducati.«

»Alles in Allem?«

»Nun!«

»Also einhundertundneunzigtausend Francs.«

»Sehr richtig.«

»Finden Sie nicht, daß es solcher Männer, wie Sie deren repräsentieren, unwürdig ist, nicht runde Summen zu bieten?«

»Zweihunderttausend Francs, zum Beispiel?«

»Ja, für zweihunderttausend Livres überlegt man sich die Sache.«

»Und womit würde man abschließen?«

»Na, um nicht lange hin und her zu handeln, mit zweihundert und fünfzigtausend Livres.«

»Zweihundert und fünfzigtausend Livres sind ein hübscher Pfennig.«

»Das Castell San Elmo ist aber auch ein hübscher Steinklumpen.«

»Hm!«

»Sie weigern sich?«

»Ich gehe mit mir zu Rathe.«

»Mein lieber Gefangener, wir haben den ganzen Tag in Sprichwörtern gesprochen. Gestatten Sie mir noch eins. Ich verspreche Ihnen, daß es das letzte sein soll.«

»Theilen Sie mir es mit.«

»Wohlan, man sagt, daß jedem Menschen einmal in seinem Leben die Gelegenheit geboten wird, sein Glück zu machen, und daß die Hauptsache für ihn dann ist, sich diese Gelegenheit

nicht entschlüpfen zu lassen. Die Gelegenheit streift dicht an meiner Hand vorüber, ich packe sie bei ihren drei Haaren, und lasse sie nicht wieder los.«

»Ich will es mit Ihnen nicht so genau nehmen, mein werther Herr Gouverneur,« hob Nicolino wieder an, »und zwar um so weniger, als Sie sich immer sehr gut gegen mich benommen haben. Sie sollen Ihre zweihundert und fünfzigtausend Francs haben.«

»Gut, abgemacht.«

»Sie begreifen aber, daß ich nicht zweihundert und fünfzigtausend Francs in der Tasche habe.«

»Mein Himmel, wenn man alle Geschäfte bloß gegen bar machen wollte, so würde man gar keine machen.«

»Dann werden Sie sich also mit meiner Handschrift begnügen?«

Roberto Brandi erhob sich und verneigte sich.

»Ich begnüge mich mit Ihrem Wort,« sagte er dann. »Spielschulden sind heilig und wir spielen in diesem Augenblick und zwar hoch, denn es geht um unsern Kopf.«

»Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen zu mir, Herr Gouverneur,« antwortete Nicolino mit Stolz. »Ich werde Ihnen beweisen, daß ich desselben würdig bin. Jetzt handelt es sich bloß noch um die Ausführung, um die Mittel.«

»Um zu diesem Zwecke zu gelangen, werde ich Sie bitten, gegen mich so gefällig als möglich zu sein.«

»Erklären Sie sich näher.«

»Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß, da ich einmal die Gelegenheit beim Schopfe halte, ich dieselbe auch nicht loslassen würde, ohne dadurch mein Glück zu machen.«

»Sehr richtig. Ich sollte aber meinen, eine Summe von zweihundert und fünfzigtausend Francs —«

»Macht wohl nicht glücklich, Herr Herzog. Sie, der Sie Millionen besitzen, werden dies zugeben.«

»Ich danke schön.«

»Ich möchte gern fünfhunderttausend Francs haben.«

»Herr Commandant, es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie Ihrem Wort untreu werden.«

»Aber warum das, wenn ich den Mehrbetrag nicht von Ihnen verlange?«

»Ja, dann ist es allerdings etwas Anderes.«

»Und wenn es mir nun gelingt, mir von Seiner Majestät dem König Ferdinand für meine Treue denselben Preis zu verschaffen, welchen Sie mir für meinen Verrath bieten?«

»O, das war ein häßliches Wort, welches Sie da aussprachen.«

Der Commandant ergriff mit dem den Neapolitanern eigenthümlichen komischen Ernst das Licht, schaute zur Thür hinaus und unter das Bett, worauf er das Licht wieder auf den Tisch setzte.

»Was machen Sie da?« fragte Nicolino.

»Ich wollte sehen, ob Jemand uns behorchte.«

»Warum?«

»Nun, wenn wir nur unser Zwei hier sind, so wissen Sie wohl, daß ich ein Verräther bin, der

vielleicht ein wenig geschickter und geistreicher ist als die andern, aber das ist auch Alles.«

»Und wie gedenken Sie von dem König Ferdinand zweihundert und fünfzigtausend Francs als Preis Ihrer Treue zu erlangen?«

»Eben zu diesem Zwecke bedarf ich Ihrer ganzen Gefälligkeit.«

»Rechnen Sie darauf, nur erklären Sie sich näher.«

»Um meinen Zweck zu erreichen, mein lieber Gefangener, darf ich nicht Ihr Mitschuldiger, sondern ich muß Ihr Schlachtopfer sein.«

»Was Sie mir da sagen, ist ziemlich logisch. Lassen Sie nun hören, wie Sie mein Schlachtopfer werden können.«

»Das ist sehr leicht.«

Der Commandant zog ein Paar Pistolen aus der Tasche.

»Hier sind Pistolen,« sagte er.

»Das sind ja die meinigen!« rief Nicolino.

»Der Fiscalprocurator hat vergessen, sie mitzunehmen. Sie wissen wohl, wie er geendet hat, dieser gute Marquis Vanni?«

»Sie haben mir seinen Tod mitgetheilt und ich habe Ihnen darauf geantwortet, daß es mir leid thut, ihn nicht bedauern zu können.«

»Das ist wahr. Sie haben sich also durch Ihre geheimen Anhänger in dem Castell Ihre Pistolen, die ich weiß nicht wo lagen, verschafft und mir eine derselben bei meinem Eintritt in Ihre Zelle auf die Brust gesetzt.«

»Sehr gut,« rief Nicolino lachend. »So ungefähr.«

»Nehmen Sie sich in Acht; sie sind geladen. Dann haben Sie, mir fortwährend mit der Pistole drohend, mich an diesen in die Wand eingemauerten Ring gebunden.«

»Womit denn? Mit meinem Betttüchern?«

»Nein, mit einem Strick.«

»Ich habe ja aber keinen.«

»Ich bringe Ihnen einen mit.«

»Ah, Sie sind ein vorsichtiger Mann!«

»Wenn man will, daß etwas gelinge, so darf man nichts verabsäumen.«

»Und dann?«

»Nun dann, wenn ich fest an diesen Ring gebunden bin, verstopfen Sie mir mit Ihrem Taschentuch den Mund, damit ich nicht schreie. Sie schließen mich ein und benutzen den Umstand, daß ich unklugerweise alle Mannschaften, deren ich sicher bin, als Patrouillen ausgeschickt und im Innern und an den Thoren nur Verräther gelassen, um eine Meuterei anzuzetteln.«

»Und wie soll ich diese Meuterei bewirken?«

»Nichts leichter als dies. Sie bieten Mann für Mann zehn Ducati. Es sind etwa dreißig Mann, nehmen Sie mit Hinzurechnung der Officianten fünfunddreißig an, so sind dies dreihundertundfünfzig Ducati. Sie vertheilen ihre dreihundertundfünfzig Ducati sofort, Sie ändern die Parole und befehlen, Feuer auf die Patrouillen zu geben, wenn dieselben darauf bestehen, wieder herein zu wollen.«

»Und wo soll ich diese dreihundertundfünfzig Ducati hernehmen?«

»Aus meiner Tasche. Nur wäre dies eine Rechnung für sich, verstehen Sie.«

»Die zu den zweihundertundfünfzigtausend Francs noch hinzukämen; gut, gut.«

»Sind Sie einmal Meister des Castells, so binden Sie mich los, lassen mich in Ihrem Kerker und behandeln mich eben so schlecht, als ich Sie gut behandelt habe. Dann eines Nachts, wenn Sie mir meine zweihundertundfünfzigtausend Francs bezahlt und meine dreihundertundfünfzig Ducati wiedergegeben haben, lassen Sie mich aus Mitleid zur Thür hinauswerfen. Ich gehe nach dem Hafen hinunter, ich miethe ein Boot, einen Speronare, eine Felucke. Nach tausend überstandenen Gefahren lande ich in Sicilien, melde mich bei dem König Ferdinand und bitte ihn um den Preis meiner Treue. Die Höhe der Summe ist meine Sache. Uebrigens kennen Sie dieselbe.«

»Ja, zweihundertundfünfzigtausend Francs.«

»Also nun wären wir über Alles einig?«

»Ja.«

»Und ich habe Ihr Ehrenwort?«

»Sie haben es.«

»Nun denn ans Werk. Sie haben das Pistol, welches Sie, damit kein Unglück geschehe, auf den Tisch legen können. Hier sind die Stricke und hier ist die Börse. Ziehen Sie die Stricke immer scharf an, aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie mich nicht mit dem Taschentuche ersticken. Sie haben noch eine gute halbe Stunde, ehe die Patrouille zurückkommt.«

Alles geschah genau so, wie der intelligente Gouverneur es vorausgesehen, und man hätte meinen sollen, er habe seine Befehle im Voraus ertheilt, damit Nicolino auf kein Hinderniß stoßen möge.

Der Commandant ward gebunden, gefesselt, geknebelt und dann eingesperrt.

Nicolino begegnete keinem Menschen, weder auf den Treppen noch in den Gewölben. Er ging gerade auf die Hauptwache zu, trat ein, hielt eine prachtvolle patriotische Rede, und als er gegen das Ende derselben ein gewisses Zögern unter seinen Zuhörern bemerkte, so klimperte er mit seinem Geld und sprach das magische Wort, welches Alles mit sich fortreißen mußte, aus:

»Zehn Ducati der Mann.«

Und in der That verschwand von diesem Augenblicke an jede Spur von Zögern oder Unentschlossenheit und Alle schrien: »Es lebe die Freiheit!«

Man stürzte sich auf die Waffen, man eilte auf die Posten und die Wälle, man drohte der Patrouille, auf die zu schießen, wenn sie nicht sofort in den Tiefen des Vomero oder in den Quergäßchen der Infrascata verschwände.

Und in der That die Patrouille verschwand, wie ein Gespenst auf dem Theater durch eine Versenkung verschwindet.

Dann machte man sich an die Anfertigung einer dreifarbigten Fahne, die man nicht ohne Mühe endlich aus einem Stück von einer alten weißen Fahne, einem blauen Fenstervorhang und einer rothen Fußdecke zu Stande brachte.

Nachdem man mit dieser Arbeit fertig war, riß man die weiße Fahne vom Thurm des Castells herunter und pflanzte die dreifarbigte auf.

Endlich schien Nicolino plötzlich an den armen Commandanten zu denken, dessen Functionen er sich angemaßt.

Er stieg daher mit vier Mann in seinen Kerker hinab, ließ ihn, indem er ihm das Pistol auf die Brust setzte, losbinden und von dem Knebel befreien, worauf er ihn trotz seines Aechzens, Bittens und Flehens an seiner Stelle in dem berüchtigten Kerker Nr. 3 in der zweiten Etage unter dem Zwischenstocke zurückließ.

Auf diese Weise kam es, daß Neapel, als es am Morgen des 21. Januar erwachte, die französische Tricolore auf dem Castell San Elmo wehen sah.

Vierzehntes Capitel.

Die candinischen Pässe.

Championnet sah es auch das ihm heilige Banner, und gab seiner Armee sofort Befehl, gegen Neapel zu marschieren, um gegen elf Uhr Morgens den Angriff auf die Stadt zu eröffnen.

Wenn wir einen Roman schrieben anstatt eines historischen Werkes, wo die Phantasie nur Zugabe ist, so würden wir, wie ich nicht bezweifle, ein Mittel gefunden haben, um Salvato wieder nach Neapel zu führen, wäre es auch nur in Gesellschaft der französischen Officiere, welche hierher kamen, um die durch den Waffenstillstand von Sparanisi stipulierten fünf Millionen zu erheben.

Anstatt ihn mit seinen Cameraden ins Theater gehen, oder sich mit Archambal um die Erhebung der fünf Millionen – eine Erhebung, die, wie man sich erinnert, niemals stattfand – bekümmern zu lassen, hätten wir ihn dann nach jenem Palmbaumhause geführt, wo er wenigstens die Hälfte jener Seele zurückgelassen hatte, an welche der skeptische Wundarzt von Monte Casino nicht glauben konnte.

Anstatt eines langen, wohl interessanten, aber kalten Berichtes, wie dies jede politische Erzählung ist, hätten wir dann leidenschaftliche Scenen gehabt, die durch die Befürchtungen gehoben worden wären, welche die furchtbaren Metzeleien, deren Getöse bis zu der armen Luisa drang, ihr eingeflößt hätten.

Wir sehen uns aber einmal genöthigt, uns in die unbeugsamen Forderungen der Thatsachen zu fügen, und von welchem heißen Wunsche Salvato auch beseelt sein mochte, so mußte er doch vor allen Dingen den Befehlen seines Generals folgen, welcher in seiner Unbekanntschaft mit dem unwiderstehlichen Magnete, der seinen Brigadechef nach der Richtung von Neapel zog, ihn von diesem Ziele eher entfernt, als demselben genähert hatte.

In San Germano, in demselben Augenblicke, wo, nachdem er die Nacht im Kloster des Monte Cassino zugebracht, Salvato seinen Vater umarmt und verlassen, hatte Championnet ihm Befehl ertheilt, die siebzehnte Halbbrigade zu nehmen und auf einem Umwege, um die übrige Armee zu decken und ihr den Weg zu bahnen, über Venafro, Marcone und Ponte Landolfo auf Benevento zu marschieren. Dabei sollte Salvato sich mit dem Obergeneral fortwährend in Mittheilung halten.

Auf diese Weise mitten unter die Brigands hineingeworfen, hatte Salvato alle Tage einen neuen Angriff zurückzuschlagen und alle Nächte einen Ueberfall zu entdecken und zu vereiteln. Salvato aber, der in dem Lande geboren war und die Sprache des Landes redete, war in Folge seiner Kaltblütigkeit, seines Muthes und seiner strategischen Studien sowohl der Mann des großen Krieges, das heißt der regelmäßigen Feldschlacht, als auch in Folge seiner unermüdlischen Thätigkeit, seiner fortwährenden Wachsamkeit und jenes Instinktes der Gefahr, welchen Fenimore Cooper uns bei den rohen Völkern Nordamerikas in so hoher Entwicklung zeigt, gleichzeitig der Mann des kleinen Krieges, das heißt des Krieges in den Gebirgen.

Während dieses langen und schwierigen Marsches, wo man im Monat Dezember zugefrorene Flüsse zu passieren, mit Schnee bedeckte Berge zu ersteigen und grundlose, morastige Straßen

zu verfolgen hatte, konnten seine Soldaten, in deren Mitte er lebte, während er den Verwundeten beistand, die Matten ermunterte, die Starken lobte, in ihm den gleichzeitig überlegenen und guten Menschen erkennen und da sie ihm weder einen Irrthum, noch eine Schwäche, noch eine Ungerechtigkeit vorzuwerfen hatten, so scharten sie sich um ihn, nicht blos mit dem Respekt der Untergebenen gegen ihren Anführer, sondern auch mit der Liebe von Kindern zu ihrem Vater.

In Venafro angelangt, hatte Salvato erfahren, daß der Weg oder vielmehr der Fußsteig über das Gebirge ungangbar sei.

Bis nach Isernia war er auf einer ziemlich schönen Straße gelangt, die er Schritt um Schritt von den Brigands erkämpfen müssen. Von dort aus hatte er auf einem Umwege über Berge, Waldungen und Thäler das Dorf oder vielmehr die Stadt Bocano erreicht.

Er brauchte fünf Tage, um diesen Weg zurückzulegen, den man, unter gewöhnlichen Umständen und zur guten Jahreszeit, in einem einzigen Tagmarsche machen kann.

In Bocano war es, wo er den Waffenstillstand von Sparanisi erfuhr und den Befehl erhielt, Halt zu machen und neue Instructionen zu erwarten.

Als der Waffenstillstand von Sparanisi gebrochen war, setzte Salvato sich wieder in Marsch und erreichte unter fortwährendem Kampf Marcone. Hier erfuhr er die Unterredung Championnets mit den Deputierten der Stadt und den von dem Obergeneral an demselben Tage gefaßten Entschluß, den nächstfolgenden Tag den Angriff auf Neapel zu eröffnen.

Seine Instructionen wiesen ihn an, auf Benevento zu marschieren und dann sofort die Richtung auf Neapel zu nehmen, um den General bei einem Angriff am 21. Januar zu unterstützen.

Am 20. Januar Abends zog er nach einem doppelten Tagmarsch in Benevento ein. Die Ruhe, mit welcher dieser Marsch vor sich gegangen, flößte Salvato große Besorgnisse ein.

Wenn die Brigands ihm den Weg von Marcone bis Benevento freigelassen, so war es ohne Zweifel in der Absicht geschehen, um ihm denselben anderwärts und in einer bessern Position streitig zu machen.

Salvato, der die Gegend, in welcher er sich befand niemals vorher besucht, kannte sie wenigstens in strategischer Beziehung.

Er wußte, daß er nicht von Benevento nach Neapel gelangen konnte, ohne das alte Thal Caudia, das heißt jene verhängnißvollen caudinischen Pässe zu passieren, wo dreihunderteinundzwanzig Jahre vor Christo die von dem Consul Spurnius Posthumus befehligten römischen Legionen von den Samnitern geschlagen und gezwungen wurden, unter dem Joch durchzugehen.

Eine jener Erleuchtungen, welche Männer des Krieges zuweilen haben, sagte ihm, daß dies die Stelle sei, wo die Brigands ihn erwarteten.

Da die Karten über die Terra di Lavoro und über die Capitanata unvollständig waren, so beschloß Salvato, die Gegend selbst zu untersuchen.

Um acht Uhr Abends verkleidete er sich als Bauer, bestieg ein bestes Pferd, ließ sich von einem vertrauten Hußaren, der eben so beritten war wie er, begleiten und machte sich auf den Weg.

Ungefähr eine Meile von Benevento ließ er seinen Hußaren und die Pferde in einem Gehölz zurück und ging allein weiter.

Das Thal verengte sich immer mehr und mehr und Salvato konnte beim Scheine des Mondes die Stelle unterscheiden, wo es sich ganz zu schließen schien. Es war augenscheinlich, daß eben an dieser Stelle die Römer, wiewohl zu spät, die Schlinge erkannt hatten, die man ihnen gelegt.

Anstatt dem Wege zu folgen, schlich Salvato zwischen den Bäumen hin, welche den Thalgrund einsäumen, und gelangte so an ein Gehöft, welches ungefähr fünfhundert Schritte weit von diesem Engpasse entfernt stand.

Er sprang über eine Hecke und sah sich in einem Obstgarten.

Ein heller Schein fiel aus einem Theile des Wohnhauses, welches von dem übrigen Gehöfte getrennt stand.

Salvato schlich an eine Stelle, wo er in das erleuchtete Gemach hineinspähen konnte.

Die Ursache des hellen Scheines war ein Backofen, den man soeben geheizt und an welchem zwei Männer sich bereit hielten, etwa hundert Stück Brode einzuschieben.

Es war augenscheinlich, daß eine solche Menge Brod nicht zum Gebrauch für den Gehöftebesitzer und seine Leute bestimmt war.

In diesem Augenblicke ward heftig an das auf die Heerstraße gehende Thor des Gehöftes gepocht.

»Sie sind es,« sagte einer der beiden Männer.

Salvato's Blick reichte nicht bis an das große Thor, er hörte es jedoch in seinen Angeln knarren und sah bald in den von dem brennenden Holze des Backofens geworfenen hellen Ring vier Männer treten, in welchen er, ihrer Tracht zufolge, Brigands erkannte.

Sie fragten, zu welcher Stunde der erste Schub fertig sein würde, wie viel man deren in der Nacht backen könnte und wie viel Brode mit vier Schüben geliefert werden könnten.

Die beiden Bäcker antworteten, daß sie um halb zwölf mit dem ersten Schub, um zwei Uhr mit dem zweiten und um fünf mit dem dritten zu Stande sein würden. Jeder Schub würde hundert bis hundertundzwanzig Brode liefern.

»Das ist aber nicht sehr viel,« antwortete einer der Brigands, den Kopf schüttelnd.

»Wie viel seid Ihr denn?« fragte einer der Bäcker.

Der Brigand, welcher schon gesprochen, zählte einige Augenblicke lang an den Fingern.

»Achthundertundfünfzig Mann ungefähr,« sagte er dann.

»Dann kämen sonach ziemlich anderthalb Pfund Brod auf den Mann,« sagte der Bäcker, welcher bis jetzt geschwiegen.

»Das ist nicht genug,« antwortete der Brigand.

»Gleichwohl aber müßt Ihr Euch damit begnügen,« entgegnete der Bäcker in kurzem Tone. »Der Ofen faßt nicht mehr als hundertundzehn Brode auf einmal.«

»Nun gut denn; in zwei Stunden werden die Maulthiere hier sein.«

»Dann werden sie aber eine gute halbe Stunde warten müssen, das sage ich Euch im Voraus.«

»Du scheinst zu vergessen, daß wir Hunger haben.«

»Nun dann nehmt das Brod mit, wie es ist,« sagte der Bäcker, »und backt es selbst.«

Die Brigands sahen ein, daß mit Leuten, welche auf Alles, was man ihnen sagte, solche Antworten hatten, nichts anzufangen wäre.

»Hat man vielleicht Nachrichten von Benevento?« fragten sie dann.

»Ja,« entgegnete einer der Bäcker.

»Ich bin erst vor einer Stunde von dort zurückgekommen.«

»Hatte man dort etwas von den Franzosen gehört?«

»Sie waren eben dort einzogen.«

»Sagte man, daß sie sich dort aufhalten würden?«

»Man sagte, sie würden sich morgen mit Tagesanbruch wieder in Marsch setzen.«

»Nach Neapel?«

»Ja, nach Neapel.«

»Wie stark waren sie?«

»Ziemlich sechshundert Mann.«

»Wie viel Franzosen könnte man, wenn man sie tüchtig zusammenpreßte, in deinen Ofen schieben?«

»Acht.«

»Wohlan, wenn es uns morgen Abend am Brod fehlt, so werden wir doch Fleisch haben.«

Ein schallendes Gelächter folgte auf diesen Cannibalenwitz und die vier Brigands entfernten sich, nachdem sie die beiden Bäcker nochmals zu möglichster Eile aufgefordert, zu dem Thore hinaus, welches auf die Landstraße führte.

Salvato durchschritt, den von dem Feuer des Backofens geworfenen hellen Ring vermeidend, den Obstgarten, überkletterte den zweiten Heckenzaun, folgte in einer Entfernung von hundert und fünfzig Schritten den vier Mann, welche wieder zu ihren Cameraden stießen, sah sie den Berg ersteigen und konnte bei dem ziemlich hellen Mondschein ganz in aller Bequemlichkeit das Terrain studieren.

Er hatte Alles gesehen, was er sehen wollte, und sein Plan war gemacht. Er ging diesmal vor der Bäckerei, anstatt *hinter* derselben, vorbei, kehrte zu einem Hußaren zurück, stieg wieder zu Pferde und langte noch vor Mitternacht wieder in seinem Quartier an.

Hier suchte er den Ordonnanzoffizier des Generals Championnet auf. Es war dies derselbe Villeneuve, welchen wir in der Schlacht bei Civita Castellana über das ganze Schlachtfeld haben hinwegreiten sehen, um Macdonald die Ordre zur Wiederaufnahme der Offensive zu überbringen.

Championnet ließ Salvato sagen, daß er gegen Mittag den Angriff auf Neapel eröffnen würde. Er forderte ihn deshalb auf, so schnell als möglich zu marschieren, um noch zeitig genug zum Kampfe anzulangen, und ermächtigte Villeneuve, bei ihm zu bleiben und ihm als Adjutant zu dienen, indem er ihn zugleich vor den candinischen Pässen warnen ließ.

Salvato erzählte nun Villeneuve die Ursache seiner Abwesenheit. Dann nahm er ein großes Blatt Papier und eine Feder und entwarf einen ausführlichen Plan des Terrains, welches er so eben besucht und auf welchem den nächstfolgenden Tag der Kampf stattfinden sollte.

Hierauf warfen die beiden jungen Männer sich auf ihre Matratzen und schliefen ein.

Bei Tagesanbruch wurden sie von den Trommeln der fünfhundert Mann Infanterie und von dem Lärm der fünfzig bis sechzig Hußaren geweckt, welche die ganze Cavallerie des Detachements ausmachten.

Die Fenster des Zimmers, in welchem Salvato geschlafen, gingen auf den Platz, wo der kleine Trupp sich sammelte. Er öffnete sie und forderte die Officiere, die aus einem Major, vier Hauptleuten und acht oder zehn Lieutenants und Unterlieutenants bestanden, auf, zu ihm

hinaufzukommen.

Der Plan, den er während der Nacht gezeichnet, lag ausgebreitet auf dem Tische.

»Meine Herren,« sagte er zu den Officieren, »betrachten Sie aufmerksam diese Karte. Wenn wir auf dem Terrain, welches Sie durch dieses Studium eben so genau kennen lernen werden als ich, angelangt sind, werde ich Ihnen erklären, was es zu thun gibt. Von der Gewandtheit und Intelligenz, womit Sie mich unterstützen werden, hängt nicht blos der Erfolg des Tages, sondern auch unser Aller Rettung ab. Die Lage ist ernst, denn wir haben es mit einem Feind zu thun, welcher nicht blos den Vortheil der Uebermacht, sondern auch den der Position vor uns voraus hat.«

Salvato ließ Brod, Wein und Fleisch bringen und forderte die Officiere auf, davon zu genießen und gleichzeitig die Topographie des Terrains zu studieren, auf welchem der Kampf stattfinden sollte.

Was die Soldaten betraf, so fand eine Austheilung von Lebensmitteln unter sie auf dem Marktplatze von Benevento statt. Zugleich brachte man ihnen vierundzwanzig jener großen Glasflaschen, welche jede ungefähr zehn Kannen enthalten.

Nachdem die Mahlzeit vorüber war, ließ Salvato Appell schlagen und die Soldaten bildeten einen großen Kreis, in welchen Salvato mit den Officieren hineintrat.

Da es, wie wir schon erwähnt, nicht mehr als sechshundert Mann waren, so konnte er bequem von allen verstanden werden.

»Meine Freunde, hob er an, »wir werden heute einen schönen Tag haben, denn wir werden einen Sieg auf derselben Stelle erfechten, wo einmal das erste Volk der Welt geschlagen ward. Ihr seid Männer, Soldaten und Bürger, aber nicht Eroberungsmaschinen oder Werkzeuge des Despotismus wie die Cambytes, die Darius und die Xerxes hinter sich herschleppten. Das, was Ihr den Völkern, gegen die Ihr kämpft, bringt, ist die Freiheit, aber nicht die Sklaverei, das Licht, aber nicht die Nacht. Wisset daher, auf welchem Boden Ihr marschirt und welche Völker sich vor Euch hier bewegt haben.

»Vor ungefähr zweitausend Jahren machten amnitische Hirten – so hieß das Volk, welches diese Gebirge bewohnte – den Römern glauben, die Stadt Luceria, heutzutage Lucera, stünde auf dem Punkte, genommen zu werden und man müsse, um ihr noch rechtzeitig Hilfe zu bringen, die Apenninen passieren. Die römischen Legionen setzten sich, von dem Consul Spurnius Posthumus geführt, in Marsch. Da sie aber von Neapel kamen, wohin wir wollen, so verfolgten sie den Weg, welcher dem unsrigen entgegengesetzt ist. An einem Engpasse angelangt, an welchem wir in zwei Stunden ebenfalls anlangen werden, und wo die Brigands uns erwarten, sahen die Römer sich zwischen zwei steilen, dichtbewaldeten Felsen, und als sie an der engsten Stelle des Thales ankamen, fanden sie dieselbe durch einen ungeheuren Haufen ungeheurer und übereinandergethürmter Bäume versperrt. Sie wollten umkehren. Die Samniter aber schnitten ihnen den Weg ab, und ließen von den steilen Bergeshöhen Felsenstücke auf sie herabrollen, von welchen sie zu Hunderten zermalmt wurden. Der samnitische Anführer Cajus Pontius hatte ihnen diese Schlinge gelegt, als er aber die Römer in derselben gefangen sah, erschrak er über das Gelingen seines Plans, denn hinter den römischen Legionen stand das Heer und hinter dem Heere das mächtige Rom. Allerdings konnte er die beiden Legionen bis auf den letzten Mann vernichten und brauchte zu diesem Zwecke weiter nichts zu thun, als Granitblöcke auf sie herab zu schleudern, aber er ließ damit einhalten und seinen Vater Eremnius herbeirufen, um sich mit diesem zu berathen. Eremnius war ein weiser Mann.

»Vernichte die Alle,« sagte er, »oder laß sie frei und ehrenvoll abziehen. Töde deine Feinde oder mache Dir Freunde aus ihnen.«

»Cajus Pontius lieb aber diesen weiten Rathschlägen kein Gehör. Er schenkte den Römern das Leben, aber nur unter der Bedingung, daß sie, das Haupt beugend, unter einem von Keulen, Lanzen und Wurfspießen ihrer Sieger gebildeten Gewölbe oder Joch hindurchgingen. Die Römer begannen natürlich schon nach kurzer Zeit, um diese Demüthigung zu rächen, einen Vertilgungskrieg gegen die Samniter und eroberten endlich ihr ganzes Land.

»Heute, Soldaten, ist, wie Ihr selbst sehet, der Anblick dieses Landes weit entfernt ein so furchtbarer zu sein wie damals. Jene steilen Felsen sind verschwunden, um einem sanften Abhang Platz zu machen, und Gebüsch von zwei bis drei Fuß Höhe sind an die Stelle des ihn sonst bedeckenden Waldes getreten.

In der vergangenen Nacht habe ich mich, auf unsere Rettung bedacht, als Bauer verkleidet und das Terrain selbst untersucht. Ihr habt Vertrauen zu mir, nicht wahr? Wohlan, ich sage Euch: da, wo die Römer besiegt, werden wir triumphieren.«

Ein lautes Hurrah und der Ruf: »Es lebe Salvato!« erscholl ringsum. Die Soldaten pflanzten, ohne erst den Befehl dazu abzuwarten, die Bajonette auf, stimmten die Marseillaise an und setzten sich in Marsch.

Als man sich dem uns bereits bekannten einzeln stehenden Gehöft bis auf eine Viertelstunde Weges genähert, empfahl Salvato das tiefste Schweigen. Ein wenig weiter hin machte die Straße eine Biegung.

Wenn die Brigands nicht eine Strecke vor der Bäckerei Schildwachen postiert hatten, so konnten sie die Disposition, welche Salvato zu treffen im Begriff stand, nicht erfahren. Dies war es, worauf der jugendliche Brigadechef gerechnet hatte. Die Brigands wollten die Franzosen überfallen und dem Wege aufgestellte Schildwachen verriethen den Plan.

Die Officiere hatten ihre Instructionen im Voraus erhalten. Villeneuve machte mit drei Compagnien einen Umweg, marschierte längs des Obstgartens und verbarg sich dann in dem Graben, mit dessen Hilfe Salvato den zu ihrem Hinterhalt zurückkehrenden vier Brigands über fünfhundert Schritte weit hatte folgen können.

Er selbst postierte sich mit seinen sechzig Hußaren hinter das Gehöft. Der Rest seiner Mannschaft sollte, von dem Major, einem alten Soldaten, auf dessen Kaltblütigkeit er rechnen konnte, geführt, zum Schein in den Hinterhalt fallen, einen Augenblick Widerstand leisten, dann sich zerstreuen und den Feind bis über die Bäckerei hinauslocken, indem sie ihrem Rückzug allmählig den Anschein einer Flucht gäbe.

Das, was Salvato gehofft, ging vollständig in Erfüllung. Nach einem Musketenfeuer, welches etwa zehn Minuten dauerte, kamen die Brigands, als sie die Franzosen zurückweichen sahen, mit lautem Geschrei aus ihren Verstecken hervorgestürzt.

Wie über die Zahl und das Ungetüm ihrer Angreifer erschreckend, wichen die Franzosen in Unordnung zurück und kehrten den Rücken.

Lautes Geheul folgte nun auf das Geschrei und die Drohungen, und nicht bezweifelnd, daß die Republikaner vollständig in die Flucht geschlagen seien, begannen die Brigands sie, ohne irgend eine Vorsichtsmaßregel anzuwenden, zu verfolgen. Villeneuve ließ sie erst ordentlich aus ihrem Hinterhalt auf die Straße heraus, sprang dann plötzlich aus dem Graben auf, seine drei Compagnien thaten dasselbe und eröffneten aus nächster Nähe ein Feuer, welches über

zweihundert Mann niederstreckte.

Gleichzeitig brach Salvato mit seinen sechzig Reitern hinter dem Gehöft hervor und spaltete, rechts und links Alles niedersäbelnd, die Colonne, während auf das Commando »Halt!« die vermeinten Flihenden Kehrt machten die vermeinten Sieger in die Bajonette rennen ließen.

Es war ein fürchterliches Gemetzel. Die Brigands sahen sich durch die Soldaten Villeneuve's und die des Majors gleichsam in einen Ring eingeschlossen und in der Mitte dieses Ringes hieben und feuerten Salvato und seine sechzig Hußaren nach Herzenslust.

Fünfhundert Brigands blieben auf dem Kampfplatz. Die, welche entflohen, gewannen unter dem doppelten Feuer, welches ihre Reihen lichtete, die Höhe des Gebirges.

Eine Stunde vor Mittag war Alles beendet und Salvato und seine sechshundert Mann, welche drei oder vier Tode und höchstens ein Dutzend Verwundete zählten, machten sich im Geschwindschritt wieder auf den Weg nach Neapel, wohin dumpfer Kanonendonner sie lockte.

Achter Theil.

Erstes Capitel.

Erster Tag.

Kaum hatte Championnet auf der Straße von Maddalone nach Aversa eine Viertelmeile zurückgelegt, als er einen Reiter in gestrecktem Galopp auf sich zukommen sah.

Es war der Fürst von Maliterno, welches seinerseits vor der Wuth der Lazzaroni floh.

Kaum hatten diese auf dem Castell Sam Elmo die dreifarbige Fahne wehen sehen, als der Ruf: »Zu den Waffen!« die ganze Stadt durchhalte, und von Portici bis nach Pozzuolo Alles, was im Stande war, eine Flinte, eine Pike, einem Knüppel, ein Messer zu tragen, vom fünfzehnjährigen Knaben an bis zum siebzijährigen Greis, nach der Stadt stürzte und »Tod den Franzosen!« schrie oder vielmehr heulte.

Hunderttausend Mann entsprachen dem Aufrufe der Priester und Mönche, welche eine weiße Fahne in der einen und ein Crucifix in der andern Hand an den Kirchthüren und auf den Ecksteinen der Straßen predigten.

Diese wirksamen Predigten steigerten den Muth der Lazzaroni gegen die Franzosen und die Jakobiner auf den höchsten Gipfel. Jeder an einem Jakobiner oder an einem Franzosen begangene Mord war eine verdienstliche That, jeder fallende Lazzarone ein Märtyrer.

Seit fünf oder sechs Tagen befand sich diese halb wilde Bevölkerung, die man sich in Blut, Plünderung und Brand berauschen ließ, in jenem Stadium des Wahnsinns, wo der in ein Vernichtungswerkzeug umgewandelte Mensch an weiter nichts mehr denkt, als zu tödten und darüber sogar den Instinkt der Selbsterhaltung vergißt.

Als die Lazzaroni aber erfuhren, daß die Franzosen gleichzeitig über Capodichino und Poggioreale vorrückten, daß man schon die Spitze der beiden Kolonnen sehen könne, während eine Staubwolke verrieth, daß die dritte Kolonne die Stadt umging und durch die Moräste und auf der Via del Pascone gegen die Magdalenenbrücke vorrückte, war es, als ob ein elektrischer Schlag mit einem Male diese Menge wie einen Wirbelwind nach den bedrohten Punkten triebe.

Die die Straße von Aversa verfolgende französische Kolonne war von dem General Dufresse commandiert, der Macdonald ersetzte, welcher, in Folge eines Wortwechsels, den er in Capua mit Championnet gehabt, seine Demission gegeben und gleich einem noch von Schaum bedeckten Schlachtroß dieses Trompetengeschmetter und diesen Trommelwirbel hörte, während er selbst zur Ruhe verurtheilt war. Unter General Dufresses Befehlen stand Hector Caraffa, welcher als der Coriolan der Freiheit im Namen der großen Göttin kam, um Krieg gegen den Despotismus zu führen.

Die Kolonne, welche über Capodichino vorrückte, war von Kellermann commandiert, unter dessen Befehlen der General Rusca stand, welchen der Verfasser dieses Buches im Jahre 1814

bei der Belagerung von Soissons fallen sah. Eine Kanonenkugel riß ihm den Kopf ab.

Die über Poggioreale vorrückende Kolonne stand unter dem Commando des Obergenerals selbst, der die Generäle Duhesme und Monnier unter sich hatte.

Die endlich, welche durch die Moräste und die Via del Pascone die Stadt umging, ward von dem General Matthieu Maurice und dem Brigadechef Broussier geführt.

Die auf ihrem Marsche am weitesten vorgerrückte Kolonne war die Championnets, weil sie den schönsten Weg hatte. Sie stützte sich rechts auf die Straße von Capodichino, auf welcher, wie wir eben gesagt, Kellermann marschierte und links auf die Moräste, in welchen Matthieu Maurice manövrierte, der noch an einer Wunde litt, welche ihm eine Kugel Frau Diavolos in der Seite beigebracht.

Duhesme, der ebenfalls noch an zwei Wunden litt und sehr bleich war, bei dem aber das kriegerische Feuer das verlorene Blut ersetzte, commandierte Championnets Avantgarde. Er hatte Befehl, Alles niederzuwerfen, was sich ihm entgegenstellen würde, und er war ganz der Mann zu jenen kräftigen Handstreichen, zu welchen es vor allen Dingen Entschlossenheit und Muth bedarf.

Eine Viertelmeile vor der Porta Capuana stieß er auf eine Masse von fünf- bis sechstausend Lazzaroni. Dieselben schleppten eine Batterie Geschütze mit, welche von den Soldaten des Generals Naselli, die sich ihnen angeschlossen, bedient wurde.

Duhesme schleuderte Monnier und seine sechshundert Mann auf diesen Haufen, mit dem Befehl, sich mit dem Bajonnet den Weg hindurchzubahnen und sich der Geschütze zu bemächtigen, die auf einer kleinen Anhöhe aufgepflanzt waren und über die Köpfe der Lazzaroni hinweg die französische Kolonne niederkartätschten.

Regelmäßigen Truppen gegenüber wäre ein solcher Befehl Unsinn gewesen. Der auf diese Weise angegriffene Feind hätte weiter nichts zu thun gebraucht, als seine Reihen zu öffnen und von beiden Seiten zu feuern, um seine sechshundert Angreifer in einem Augenblick zu vernichten. Den Lazzaroni aber erzeugte Duhesme nicht die Ehre, mit ihnen zu rechnen.

Monnier rückte mit gefälltem Bajonnet vor, drang, ohne sich durch Flintenschüsse, Pistolenschüsse und Dolchstiche abhalten zu lassen, in die Mitte dieser Flut, verschwand darin, stieß Alles nieder, was er erreichen konnte, und wälzte sich mitten unter Geschrei, Geheul und Verwünschungen hindurch, wie ein Strom einen See durchschneidet, während Duhesme an der Spitze seiner Leute und unter dem Feuer der Batterie im Sturmschritt und mit gefälltem Bajonnet kaltblütig den von dem Feinde besetzten Hügel erstieg, die sämtlichen Artilleristen, welche Widerstand zu leisten versuchten, an ihren Geschützen niedermachte, diese tiefer richten ließ und nun auf die Lazzaroni mit ihren eigenen Kanonen feuerte.

Gleichzeitig ließ er, die Unordnung benutzend, welche durch diese Salve unter den Lazzaroni bewirkt ward, zum Angriff blasen und stürzte sich mit dem Bajonnet auf sie.

Nicht im Stande, sich in Angriffskolonnen, um die Batterie wiederzunehmen, oder in Carrés, um Duhesmes Angriff auszuhalten, zu formieren, zerstreuten sich die Lazzaroni über die Ebene wie eine Schaar gescheuchter Vögel.

Ohne sich dann weiter um diese sechs- oder achttausend Mann zu kümmern, marschierte Duhesme dann, die eroberten Kanonen mitnehmend, gegen die Porta Capuana.

Hundert Schritte von dem unregelmäßigen Platz vor der Porta Capuana stieß Duhesme jedoch am Fuße der Anhöhe von Casamuova auf eine kleine Brücke und zu beiden Seiten dieser kleinen

Brücke auf mit Schießscharten versehene Häuser, aus welchen ein so gut gezieltes Feuer unterhalten ward, daß die Soldaten zögerten.

Monnier sah dieses Zögern, eilte, seinen Hut auf der Säbelspitze emporhaltend, voran, hatte aber kaum zehn Schritte zurückgelegt, als er gefährlich verwundet niederstürzte.

Seine Officiere und Soldaten eilten herbei, um ihn aufzurichten und von dem Kampfplatz hinweg zu führen, die Lazzaroni aber gaben Feuer auf diesen dichtgedrängten Trupp. Drei oder vier Officiere und acht oder zehn Soldaten fielen auf ihren verwundeten General, die Reihen geriethen in Unordnung und die Avantgarde wich zurück.

Die Lazzaroni stürzten sich sofort auf die Todten und die Verwundeten – auf die Verwundeten, um ihnen vollends den Garaus zu machen, auf die Todten, um sie zu verstümmeln.

Duhesme sah diese Bewegung, rief seinen Adjutanten Ordonneau, befahl ihm, zwei Compagnien Grenadiere zu nehmen und den Uebergang über die Brücke um jeden Preis zu forcieren.

Es waren die alten Soldaten von Montebello und von Rivoldi. Sie hatten mit Augereau die Brücke von Arcole, mit Bonaparte die Brücke von Rivoli forciert.

Sie füllten das Bajonnet und trieben im Sturmschritt durch einen Kugelregen hindurch die Lazzaroni vor sich her und drangen bis auf den Gipfel der Anhöhe.

Der General, die verwundeten Soldaten und Officiere waren gerettet, sahen sich nun aber in einem Kreuzfeuer, welches aus allen Fenstern und von allen Terrassen kam, während in der Mitte der Straße gleich einem Thurm ein Haus von drei Etagen emporrage, welches vom Erdgeschoß bis zum First hinauf Flammen spie.

Zu beiden Seiten dieses Hauses waren Barrikaden errichtet, die bis zur ersten Etage hinaufreichten und die Straße sperrten.

Dreitausend Lazzaroni vertheidigten die Straße, das Haus, die Barrikaden. Fünf- oder sechstausend, die über die Ebene zerstreut waren, schlossen sich, durch Seitengäßchen und Gartenöffnungen kommend, ihren Cameraden an.

Ordonneau sah sich der Position gegenüber und hielt sie für uneinnehmbar. Dennoch zögerte er zum Rückzug zu commandieren, als er plötzlich von einer Kugel getroffen ward und niederstürzte.

Es dauerte nicht lange, so kam Duhesme mit den Kanonen, welche er den Lazzaroni unter dem Feuer der Tirailleurs abgenommen.

Man pflanzte sie auf und bei der dritten Salve schwankte das Haus einen Augenblick, stürzte dann mit furchtbarem Gekrach zusammen und zerschmetterte in seinem Sturz sowohl die, welche sich darin befanden, als die Vertheidiger der Barrikaden.

Nun drang Duhesme mit gefältem Bajonnet vor und pflanzte unter dem Rufe: »Es lebe die Republik« die dreifarbige Fahne auf den Trümmern des Hauses auf.

Während dieser Zeit aber hatten die Lazzaroni eine riesige Batterie von zwölf Geschützen auf einer Höhe errichtet, welche den Steinhaufen, auf welchem die Fahne flatterte, bedeutend überragte, und es dauerte nicht lange, so sahen die im Besitz der beiden Barrikaden und der Trümmer des Hauses befindlichen Republikaner sich einem furchtbaren Kartätschenhagel preisgegeben.

Duhesme ließ seine Kolonne hinter den Trümmern und den Barrikaden Posto fassen, befahl dem 25. Regimente reitender Jäger, etwa dreißig Artilleristen hinter sich auf den Sattel zu

nehmen, den Hügel, auf welchem die zwölf Geschütze aufgepflanzt standen, zu umreiten und einen Angriff im Rücken zu machen.

Ehe noch die Lazzaroni sich über die Absicht der Chaffeurs klar waren, führten diese quer durch die Ebene und ohne sich an die Musketenschüsse, die man von der Straße aus auf sie abfeuerte, zu kehren, ihren Halbcirkel aus, stießen dann plötzlich ihren Pferden die Sporen in die Flanken, und sprengten im Galopp die Anhöhe hinauf.

Beim Getöse dieses Orcans von welchem der Boden erzitterte, verließen die Lazzaroni ihre halbgeladenen Kanonen.

Die auf der Höhe des Hügels angelangten Artilleristen sprangen von den Pferden und machten sich an die Arbeit und die gleich einer Lawine den entgegengesetzten Abhang hinunterstürzenden Chaffeurs begannen die Verfolgung der Lazzaroni, welche sich über die Ebene zerstreuten.

Seiner Angreifer nun ledig, befahl Duhesme den Sapeurs, einen Weg durch die Barrikade zu bahnen und die Kanonen vor sich herschiebend, rückte er, die Straße reinfegend, vor, während von der Höhe des Hügels die republikanischen Artilleristen auf jede Gruppe, die sich zu formieren versuchte, Feuer gaben.

In diesem Augenblick hörte Duhesme hinter sich den Sturmmarsch schlagen. Er drehte sich um und sah die 64. und 73. Halbbrigade Linientruppen, welche, von Thiébaud geführt, unter dem Ruf: »Es lebe die Republik!« im Sturmschritt heranrückte.

Championnet, der die furchtbare Kanonade hörte und an der Zahl und Unregelmäßigkeit der Flintenschüsse erkannte, daß Duhesme es mit Tausenden von Feinden zu thun hatte, hatte sein Pferd in Galopp gesetzt und Thiébaud befohlen, ihn so schnell als möglich zu folgen und Duhesme zu unterstützen.

Thiébaud hatte sich dies nicht zweimal sagen lassen und war nun da.

Er rückte über die Brücke, über die in den Gassen liegenden Todten hinweg, durch die Öffnungen der Barrikaen, und langte in dem Augenblick an, wo Duhesme, Meister des Schlachtfeldes, seine erschöpften Soldaten Halt machen ließ.

Hundert Schritte vor den ersten Soldaten Duhesmes ragte die Porta Capuana mit ihren Thürmen empor und zwei eine kleine Vorstadt bildende Reihe Häuser kamen, so zu sagen, den Republikanern entgegen.

Plötzlich und in dem Augenblick, wo diese es am wenigsten erwarteten, krachte eine furchtbare Salve von den Terrassen und aus den Fenstern dieser Häuser, während von der Plattform der Porta Capuana zwei kleine hinaufgetragene Kanonen ihren Kartätschenhagel spieen.

»Ha,« rief Thiébaud, »ich fürchtete schon, zu spät zu kommen. Vorwärts, meine Freunde!«

Die von einem der tapfersten Officiere der Armee geführten frischen Truppen drangen trotz des Kreuzfeuers in die Vorstadt ein. Anstatt in der Mitte der Straße zu marschiren, bewegte sich die rechte Seite der Kolonne dicht an den Häusern hin und feuerte auf die links gelegenen Fenster und Terrassen, und die linke Seite that dasselbe auf die rechts gelegenen, während die mit ihren Aexten bewaffneten Sapeurs die Thüren der Häuser einschlugen.

Die mittlerweile hinreichend ausgeruhten Truppen Duhesme's begriffen das von Thiébaud angeordnete Manöver, drangen in die von den Sapeurs geöffneten Häuser, begannen mit den Lazzaronis einen Kampf, Mann gegen Mann, und trieben sie die Treppen hinauf, aus dem

Erdgeschoß in das erste Stockwerk, aus dem ersten in das zweite, aus dem zweiten auf das platte Dach oder die Terrasse des Hauses.

Hoch in der Luft sah man dann Lazzaroni und Republikaner in blutigem Kampf.

Die Terrassen bedeckten sich mit Feuer und Rauch, während die Fliehenden, welche nicht Zeit hatten, die Terrassen zu gewinnen und nach dem, was ihre Priester und Mönche ihnen gesagt, glaubten, daß sie von den Franzosen keinen Pardon zu erwarten hätten, zu den Fenstern hinaussprangen, auf dem Pflaster die Beine brachen oder in die Spitzen der Bajonnette stürzten.

Auf diese Weise wurden sämtliche Häuser der Vorstadt genommen und geräumt.

Dann aber, da mittlerweile der Abend eingebrochen, und es nun zu spät war, um die Porta Capmana anzugreifen, während man zugleich irgend eine Ueberrumpfung fürchtete, erhielten die Sapeurs Befehl, die Häuser anzuzünden, und Championnet's Corps nahm Stellung vor dem Thore, welches es den nächstfolgenden Tag angreifen sollte und von dem es bald durch einen doppelten Flammenvorhang getrennt war.

Während dies Alles geschah, langte Championnet selbst an, umarmte Duhesme und sagte zu Thiébaud, um ihn für die ausgeführte prächtige Angriffsbewegung zu belohnen:

»Angesichts der Porta Capuana, welche Du morgen nehmen wirst, ernenne ich Dich zum Generaladjutanten.«

»Wohlan,« sagte Duhesme, entzückt über diese Belohnung, die ihm durch einen tapferen Officier gewährt ward, vor welchem er die größte Achtung hegte, »das nenne ich zu einem schönen Grad, und zwar durch ein schönes Thor gelangen.«

Zweites Capitel.

Die Nacht.

Auf sämtlichen drei Punkten, wo die Franzosen den Angriff auf Neapel eröffnet, hat man sich mit derselben Erbitterung geschlagen. Von allen Seiten treffen die Adjutanten in dem Hauptquartiere der Porta Capuana ein und finden den Bivouac des Generals zwischen der Via del Vasto und der Arenaccia hinter der Doppelreihe der brennenden Häuser.

Der General Dufresse ist zwischen Aversa und Neapel an einem Punkte, wo der Weg sich verengt, auf ein Corps von zehn- oder zwölftausend Mann Lazzaroni mit sechs Stücken Geschütz gestoßen.

Die Lazzaroni standen am Fuße einer Anhöhe, die Geschütze auf dem Gipfel derselben. Duhemes Husaren haben fünf Angriffe auf den Haufen gemacht, ohne ihn sprengen zu können. Die Lazzaroni waren so zahlreich und standen so dicht beisammen, daß die Todten, von den Lebenden gehalten, aufrecht stehen blieben.

Es hat mit dem Bajonnet angreifender Grenadiere bedurft, um endlich eine Bresche in diese Menschenmauer zu machen.

Vier von dem General Eblé commandierte leichte Geschütze haben drei Stunden lang auf die Lazzaroni kartätscht und diese haben sich endlich auf die Höhen von Capodimonte geflüchtet, wo Dufresse sie morgen angreifen wird.

Gegen das Ende des Kampfes hat sich ein von Schipani und Manthonnet geführtes Corps Patrioten den Reihen des General Dufresse angeschlossen.

Sie melden, daß Nicolino sich des Castells San Elmo bemächtigt hat. Er hat aber nur dreißig Mann und wird von Tausenden von Lazzaronis blockiert, welche Faschinen aufthürmen und die Thore in Brand stecken, und Leitern herbeischleppen, um die Mauern zu ersteigen. Sie haben sich des am Fuße der Wälle des Castells liegenden Klosters San Martino bemächtigt, oder vielmehr, die Mönche haben sie herbeigerufen und ihnen die Thür geöffnet.

Von den Terrassen des Klosters aus feuern sie gegen das Castell.

Wenn Nicolino nicht noch in der Nacht Beistand erhält, so wird das Castell San Elmo bei Tagesanbruch unrettbar genommen.

Dreihundert Mann werden sich, von Hector Caraffa und den Patrioten geführt, während der Nacht einen Weg bis an die Thore des Castells bahnen; zweihundert davon werden die Garnison verstärken und hundert den Lazzaroni das Kloster San Martino wieder abnehmen.

Kellermann hat sich nach einem erbitterten Kampfe der Höhen von Capodichino bemächtigt, aber über den Campo Santo hinaus hat er noch nicht vorzudringen vermocht.

Er hat die Bäckereien, die Kirchen, die Villa's, welche alle den heldenmüthigsten Widerstand geleistet, nur eine nach der andern mit dem Bajonnet nehmen können.

Die Cavallerie, welche seine Hauptstärke ausmacht, ist ihm unter dieser Menge Hügel, welche das Terrain bedecken, von keinem Nutzen gewesen.

Von seinem Bivouac aus sieht er die lange mit Lazzaroni bedeckte Straße von Foria sich

hinziehen. Das umfangreiche Gebäude des Armenhospitals schützt sie. An jedem Fenster desselben sieht man ein Licht. Den nächstfolgenden Tag werden alle diese Fenster Kugeln speien.

Auf der Strada Giovanella ist eine Batterie aufgepflanzt, auf dem Largo delle Pigne liegt ein Bivouac, der größtentheils aus Soldaten von der königlichen Armee besteht. Zwei Geschütze vertheidigen den Aufgang des Museo Borbonico, welches auf die große Toledostraße geht.

Mit Hilfe eines Fernrohrs sieht Kellermann die Anführer, welche die Straßen durchreiten und ihre Leute ermuntern. Einer dieser Anführer trägt die Kapuzinerkutte und reitet auf einem Esel.

Matthieu Maurice und der Brigadechef Broussier haben sich der Moräste bemächtigt.

Freilich haben diese, von einem Netz von Gräben durchschnittenen Moräste nur mit bedeutenden Verlusten genommen werden können, weil die Lazzaroni durch die Unebenheiten des Terrains geschützt werden und die Republikaner ohne Deckung angreifen müssen.

Sie sind bis Granili gedrungen, welches man zu bewachen vergessen, und haben die Straße von Portici abgeschnitten.

Broussier lagert an der Marinella, Matthieu Maurice, der am linken Arm leicht verwundet ist, an der Mühle dell' Inferno.

Den nächstfolgenden Tag werden sie bereit sein, die Magdalenenbrücke anzugreifen, welche von dem Glanz der vor der Bildsäule des heiligen Januarius brennenden Kerzen strahlt.

Von den Fenstern der Granili aus sieht man ganz Neapel von der Marinella bis zur Höhe des Molo. Die Stadt wimmelt von Lazzaroni, die sich zur Vertheidigung rüsten.

Championnet hörte diesen letzten Rapport, als plötzlich sich hinter ihm lautes Geschrei erhebt und in einem ungeheuren Halbkreise, von welchem das eine Ende die Straße von Capma und das andere die Arenaccia berührt, eine Salve kracht.

Die Kugeln jagen die Asche des Feuers empor, an welchem der Obergeneral sich wärmt.

In einem Augenblicke sind Championnet und Duhesme, Monnier und Thiébaud auf den Füßen.

Die dreitausend Mann, aus welchen das Armeekorps des Obergenerals besteht, bilden ein Quarré und erwidern das Feuer der Angreifer, die sie noch nicht kennen.

Es sind dies die Insurgenten sämtlicher Dörfer, welche die Franzosen während des Tages durchzogen haben.

Sie haben sich gesammelt, und greifen ihrerseits an. Sie haben die Dunkelheit benützt, und ihre erste Salve beinahe aus nächster Nähe abgefeuert.

Die Menge der Flintenschüsse verräth, daß man es mit einem Corps von wenigstens vier- bis fünftausend Mann zu thun hat.

Mitten unter dem Knattern des Kleingewehrfeuers aber und über das Geschrei und Geheul der Lazzaroni hinweg hört man jenseits der drohenden Linie Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, und dann ein bewunderungswürdig unterhaltenes Pelotonfeuer, welches das Anrücken einer regulären Truppe verräth.

Die Lazzaroni, welche zu überrumpeln glaubten, wurden selbst überrumpelt.

Woher kommt dieser Beistand, der eben so unerwartet ist als der Angriff?

Championnet und Duhesme sehen einander an, und fragen sich vergebens.

Der Trommelwirbel und die Fanfaren kommen näher und der Ruf: »Es lebe die Republik!« wird durch denselben Ruf beantwortet.

Der Obergeneral ruft:

»Soldaten! Es ist Salvato und Villeneuve, welche von Benevento kommen. Werfen wir uns auf dieses ganze Gesindel, welches – ich stehe Euch dafür – nicht wagen wird, uns zu erwarten.«

Duhesme und Monnier formieren ihre Quarrés in Angriffskolonnen, die Chasseurs steigen zu Pferde, Alles setzt sich in unaufhaltsame Bewegung.

Die Reihen der Lazzaroni werden von Salvatos Hußaren und Thiébaud's Chaffeurs durch Duhesme's und Monniers Bajonnette durchbrochen und auf einem Hügel von Todten umarmen sich die beiden Trupps unter dem Rufe: »Es lebe die Republik!«

Championnet und Salvato wechselten einige rasche Worte. Salvato ist, wie immer, gerade im rechten Augenblicke gekommen, und hat seine Gegenwart durch einen Donnerschlag geoffenbart.

»Er wird mit seinen sechshundert Mann nun Matthieu Maurice und Broussier verstärken.

Wenn die Wunde des Ersteren schwerer ist, als man glaubt, oder wenn dieser General, der so häufig getroffen wird, weil er stets voran ist, eine neue Wunde empfängt, so wird Salvato das Commando übernehmen.

Er soll dem General Matthieu Maurice den Befehl überbringen, mit Tagesanbruch die Magdalenenbrücke anzugreifen.

Diese Brücke wird durch die mit Schießscharten versehenen Häuser der Marine und des Fleckens San Loretto vertheidigt; von hinten wird sie durch das Castell del Carmine gedeckt, welches durch sechs Stück Geschütz, durch ein Bataillon Albanesen und durch Tausende von Lazzaroni vertheidigt wird, zu welchen sich etwa tausend Mann von Livorno zurückgekehrte Soldaten gesellt haben.

Gegen drei Uhr Morgens weckte man Championnet, der, in seinen Mantel gehüllt, schlief.

Ein Adjutant Kellermanns hatte ihm Nachrichten von der Expedition gegen das Castell San Elmo gebracht.

Hector Caraffa hatte sich, die Dunkelheit benutzend, durch jene Menge von Hügeln hindurchgeschlichen, welche Capodimonte mit Sam Elmo verbinden.

Abgesehen von der Schwierigkeit des außerordentlich unebenen Terrains, hatte er während des vierstündigen Marsches einen oft ungleichen, aber stets mörderischen, ununterbrochenen Kampf auszuhalten gehabt und nicht weniger als fünf Meilen fortwährender Hinterhalte und überdies ein Quartier des insurgirten Neapels passiren müssen.

Unter das Feuer von San Elmo angelangt, welches ihn so gut als möglich unterstützte, indem es blinde Kanonenschüsse löste, weil man fürchten mußte, daß die Kugeln ihr Ziel verfehlen und, anstatt Feinde, die Freunde treffen würden, hatte Hector Caraffa, anstatt seine Leute in zwei Schaaren zu theilen, seine ganze Streitmacht zusammengenommen, und in dem Augenblick, wo man glaubte, er werde das Castell San Elmo angreifen, sich auf das Karthäuserkloster San Martino geworfen.

Die Lazzaroni, welche einen Angriff nicht erwarteten, versuchten sich zu vertheidigen, aber vergebens.

Die Patrioten, welche den Franzosen zeigen wollten, daß sie an Muth Niemandem nachstünden, eilten der Kolonne voran und drangen unter dem Ruf: »Es lebe die Republik!« zuerst ein.

In weniger als zehn Minuten waren die Lazzaroni aus dem Kloster hinausgetrieben und die

Thore hinter den Franzosen wieder geschlossen.

Hundert Mann blieben verabredetermaßen in der Karthause. Die andern zweihundert stiegen mittelst der Rampe del Petrio nach dem Fort hinauf, dessen Thore ihnen nicht bloß als Bundesgenossen, sondern auch als Befreier geöffnet wurden.

Nicolino ließ Championnet bitten, ihm die Ehre zu gestatten, den nächstfolgenden Tag das Signal zum Kampfe dadurch zu geben, daß er beim ersten Strahl der aufgehenden Sonne einen Kanonenschuß abfeuern ließe.

Diese Ehre ward ihm bewilligt und der General schickte seinen Adjutanten zu allen Corpsanführern, um ihnen zu sagen, daß das Angriffssignal ein Kanonenschuß sein würde, welchen die neapolitanischen Patrioten von der Höhe des Castells San Elmo abfeuerten.

Drittes Capitel.

Zweiter Tag.

Schlag sechs Uhr am nächstfolgenden Morgen durchfurchte eine feurige Linie die Dämmerung über der schwarzen Masse des Castells San Elmo, ein Kanonenschuß dröhnte, das Signal war gegeben.

Die französischen Trommeln und Trompeten antworteten und sämtliche während der Nacht von dem General Eblé mit Geschützen versehene, die Straßen von Neapel beherrschende Höhen standen mit einem Male in Feuer.

Auf dieses Signal hin eröffneten die Franzosen den Angriff auf drei verschiedenen Punkten.

Kellermann, welcher die äußerste Rechte commandirte, vereinigte sich mit Dufresse und griff Neapel über Capodimonte und Capodichino an.

Dieser doppelte Angriff hatte das Januariusthor, Strada Foria, zum Ziele.

Der General Championnet sollte, wie er am Abend vorher gesagt, die Porta Capuana sprengen, vor welcher Thiébaud zum Brigadegeneral ernannt worden, und durch die Strada dei Tribunali und über San Giovanni in die Stadt eindringen.

Salvato, Matthieu, Maurice und Broussier sollten, wie ebenfalls schon früher bemerkt worden, die Magdalenenbrücke forcieren, sich des Castells del Carmine bemächtigen, über den Altmarkt in die Strada dei Tribunali und mittelst einer zweiten Colonne, welche dem Meeresstrand entlang marschieren sollte, bis zum Molo vordringen.

Die Lazzaroni, welche Neapel auf der Seite von Capodimonte und Capodichino vertheidigen sollten, waren von Fra Pacifico commandirt.

Die, welche die Porta Capuana vertheidigten, standen unter den Befehlen unseres Freundes Michele des Narren, und die endlich, welche die Magdalenenbrücke und die Porta del Carmine vertheidigten, wurden von einem Gevatter Pagliuccella befehligt.

Bei derartigen Kämpfen, welche nicht darin bestehen, daß man eine Stadt, sondern darin, daß man sämtliche Häuser der Stadt eins nach dem andern erstürmt, ist eine meuterische Bevölkerung weit schrecklicher als eine reguläre Truppe. Eine solche schlägt sich mechanisch mit Kaltblütigkeit, und, wie General Championnet sich ausdrückte, mit so wenig Kosten als möglich, während in einem Kampfe wie der, welchen wir zu schildern versuchen wollen, diese meuterische Bevölkerung den leicht voraussehenden und deshalb leicht abzuschlagenden strategischen Bewegungen die wüthenden Aufwallungen der Leidenschaften, die Hartnäckigkeit des Blutdurstes und die listigen Anschläge der persönlichen Erfindungsgabe entgegensetzt.

Es ist dann nicht mehr ein Kampf, sondern ein Gemetzel, ein Blutbad, bei welchem die Angreifer genöthigt sind, die Halsstarrigkeit des Muthes dem Wahnsinn der Verzweiflung entgegenzusetzen.

In dem vorliegenden Falle, wo zehntausend Franzosen einen Angriff auf die Bevölkerung von fünfhunderttausend Seelen machten und auf ihren Flanken und im Rücken von der dreifachen Insurrection der Abruzzen, der Capitanata und der Terra di Lavoro bedroht wurden, während sie

zugleich fürchten mußten, eine Armee, deren Trümmer immer noch viermal mehr Mannschaften zählten, als die Franzosen, der Bevölkerung und dieser Insurrection auf dem Seewege zu Hilfe kommen zu sehen, in diesem Falle, sagen wir, handelte es sich ganz besonders einfach, darum, nicht mehr für die Ehre, sondern um der eigenen Erhaltung willen zu siegen.

Cäsar sagte: »In allen Schlachten, die ich geliefert, habe ich für den Sieg gekämpft, bei Munda aber kämpfte ich um das Leben.«

Championnet konnte in Neapel sagen wie Cäsar und mußte, um nicht zu sterben, siegen, wie Cäsar bei Munda gesiegt hatte.

Die Soldaten wußten es. Von der Einnahme von Neapel hing die Rettung der Armee ab. Die französische Fahne mußte daher über Neapel wehen, hätte dieses auch in einen Aschenhaufen verwandelt werden müssen.

Jeder Compagnie waren zwei Mann zugetheilt, welche von der Artillerie zubereitete Brandfackeln trugen. Wo das Geschütz, das Beil und das Bajonnet nicht ausreichten, sollte, wie in den unentwirrbaren Urwäldern Amerikas, hier in diesem unentwirrbaren Labyrinth der Gäßchen und der Vicoli das Feuer einen Weg bahnen.

Beinahe zu gleicher Zeit, das heißt gegen sieben Uhr Morgens, drang Kellermann mit seinen Dragonern voran, in die Vorstadt Capodimonte, Dufresse an der Spitze seiner Grenadiere in die Vorstadt Capodichino ein.

Championnet sprengte die Porta Capuana und Salvato, welcher die dreifarbige Fahne der italienischen Republik, das heißt blau, gelb und schwarz, in der Hand trug, forcierte die Magdalenenbrücke und sah die Kanonen des Castells del Carmine die ersten Reihen seiner Leute um sich herum niederschmettern.

Es wäre unmöglich, diesen drei Angriffen in allen ihren Einzelheiten zu folgen. Diese Einzelheiten sind übrigens überall dieselben.

Auf welchem Punkte der Stadt die Franzosen sich auch einen Weg zu bahnen suchten, so fanden sie denselben hartnäckigen unerhörten, tödtlichen Widerstand. Es gab kein Fenster, keine Terrasse, kein Kellerloch, welches nicht seine Vertheidiger gehabt und Feuer und Tod gespielt hätte.

Die Franzosen ihrerseits rückten vor, indem sie ihre Artillerie vor sich her schoben, einen Kartätschenhagel vorangehen ließen, die Thüren einschlugen, die Häuser durchlöcherten, aus einem in das andere drangen und die Flammen auf ihren Flanken und hinter sich zurückließen. Die Häuser, die man nicht nehmen konnte, wurden auf diese Weise niedergebrannt.

Mitten aus einem Flammenkrater, dessen Rauch der Wind wie einen Trauerdom über die Stadt hinwegwälzte, hallten die Verwünschungen und das Todesgeheul der Unglücklichen, welche lebendig darin verbrannten.

Die Straßen boten den Anblick eines Gewölbes von Feuer dar, unter welchem ein Blutstrom rann.

Im Besitz einer furchtbaren Artillerie, vertheidigten die Lazzaroni jeden Platz, jede Straße, jeden Durchgang mit einer Intelligenz und Energie, welche die Angreifer weit entfernt gewesen zu erwarten und bald zurückgeschlagen, bald zum Angriff zurückkehrend, flüchteten sie sich in die Nebengäßchen, ohne deswegen den Kampf aufzugeben, sondern denselben mit der Thatkraft der Verzweiflung und mit der Hartnäckigkeit des Fanatismus fortsetzend.

Die Franzosen verfolgten sie bis in die Flammen hinein, welche sie zu verzehren schienen,

während sie doch, gleich Dämonen, die in ihrem natürlichen Element kämpfen, rauchend und geschwärzt aus den brennenden Häusern wieder hervorgestürzt kamen, um den Angriff mit größerer Wuth als vorher zu erneuen.

Man kämpft auf einem Trümmerhaufen, die zusammenstürzenden Häuser zerschmettern die Kämpfenden, das Bajonnet durchbricht die Massen, welche sich wieder schließen, und das seltsame Schauspiel eines Kampfes, Mann gegen Mann, zwischen dreißigtausend Kämpfern oder vielmehr von dreißigtausend Einzelkämpfen darbieten, in welchen die gewöhnlichen Waffen unbrauchbar werden.

Die Franzosen reißen das Bajonnet von ihren Musketen und bedienen sich desselben wie eines Dolches, während sie die Musketen selbst, die sie nicht mehr Zeit haben zu laden, in Keulen umwandeln. Die Hände suchen zu erdrosseln, die Zähne zu beißen, die Arme zu erwürgen.

Auf der Asche, auf den Steinen, auf den glühenden Kohlen, in dem fließenden Blute kriechen die Verwundeten, welche gleich mit Füßen getretenen Schlangen noch sterbend tödtlich verwunden.

Der Boden wird Fuß um Fuß streitig gemacht und bei jedem Schritt, den der Fuß thut, trifft er einen Todten oder einen Sterbenden.

Gegen Mittag erhielten die Lazzaroni durch Zufall eine neue Verstärkung. Zehntausend der Ihrigen waren, aufgereizt durch die Mönche und die Priester, zwei Tage vorher auf der Straße von Pontana abmarschiert, um Capua wiederzunehmen.

Von der Kanzel herab hatte man ihnen den Sieg versprochen. Sie zweifelten nicht, daß die Mauern von Capua vor ihnen ebenso fallen würden, wie die von Jericho vor dem Israeliten gefallen waren.

Diese Lazzaroni waren die vom kleinen Molo und von Santa Lucia.

Als jedoch Macdonald, der trotzdem, daß er seine Entlassung gegeben, doch Franzose geblieben war, von dieser Menge den Staub der Ebene aufwirbeln sah, welche das alte Capua von dem neuen trennt, stellte er sich als Freiwilliger an die Spitze der Garnison und während von der Höhe der Wälle zehn Geschütze auf die Masse der Lazzaroni einkartätschten, machte er durch die beiden entgegengesetzten Thore zwei Ausfälle, formierte einen ungeheuern Kreis, dessen Centrum Capua und seine Artillerie waren, während seine Infanterie und deren Musketenfeuer die beiden Flügel bildeten, so daß er unter dieser ganzen dichtgedrängten Masse ein furchtbares Blutbad anrichtete.

Zweitausend todte oder verwundete Lazzaroni blieben auf dem Schlachtfelde zwischen Caserta und Pontana. Alles, was noch unversehrt oder bloß leicht verwundet war, ergriff die Flucht und sammelte sich erst bei Casa Nuovo.

Am nächstfolgenden Morgen ließ Kanonendonner sich in der Richtung von Neapel hören.

Noch ermattet von ihrer gestrigen Niederlage, warteten die Lazzaroni jedoch auf Nachrichten vom Kampfe.

Am Morgen erfuhren sie, daß der Tag den Franzosen geblieben, welche ihren Kameraden siebenundzwanzig Kanonen abgenommen, tausend Mann getödtet und sechshundert Gefangene gemacht hatten.

Nun sammelten sie sich, noch siebentausend Mann stark, und marschierten so schnell als möglich den Lazzaronis zu Hilfe, welche die Stadt vertheidigten, und ließen auf ihrem Wege gleichsam als Zeugen des Blutbades diejenigen von ihren Verwundeten zurück, welche,

nachdem sie sich am Abend vorher und in der Nacht wieder gesammelt, gleichwohl nicht Kraft genug besaßen, ihnen zu folgen.

Auf dem Largo del Castello angelangt, theilten sie sich in drei Banden.

Die eine rückte durch die Toledostraße dem Largo delle Pigne, die zweite durch die Strada dei Tribunali dem Castello Capuana und die dritte durch die Marina dem Altmarkt zu Hilfe.

Bedeckt mit Staub und Blut, berauscht von dem Wein, der ihnen längs des ganzen Weges geboten worden, warfen sie sich als frische Kämpfer in die Reihen derer, welche seit dem vorigen Abend kämpften. Einmal besiegt, wollten sie, indem sie ihren besiegten Brüdern zu Hilfe eilten, es nicht zum zweiten Male sein.

Jeder Republikaner, der schon einer gegen sechs kämpfte, hatte nun einen oder zwei Feinde mehr niederzuwerfen, und um sie niederzuwerfen, durfte man sie nicht bloß verwunden, sondern man mußte sie tödten, denn wir haben es schon gesagt, so lange noch ein Hauch Leben in den Verwundeten war, setzten sie den Kampf hartnäckig fort.

So dauerte der Kampf fast ohne Vortheil auf der einen oder andern Seite bis drei Uhr Nachmittags.

Salvato, Monnier und Matthieu Maurice hatten das Castello del Carmine und den Altmarkt genommen.

Championnet, Thiébaud und Duhesme hatten sich des Castello Capuana bemächtigt und ihre Vorposten bis zum Largo San Giuseppe und dem Drittel der Strada dei Tribunali vorgeschoben.

Kellermann war bis an das äußerste Ende der Strada dei Cristallini gelangt, während Dufresse nach einem erbitterten Kampfe sich des Albergo dei Poveri oder Armenhospitals bemächtigt hatte.

Es trat nun eine Art Waffenstillstand ein, der seinen Grund in der Ermattung hatte. Man war auf beiden Seiten des Würgens müde. Championnet hoffte, daß dieser furchtbare Tag, an welchem die Lazzaroni vier- oder fünftausend Mann verloren, für sie eine Lehre sein und daß sie um Pardon bitten würden.

Als er sah, daß es damit nichts war, entwarf er mitten im Feuer auf einer Trommel eine an das Volk von Neapel gerichtete Proclamation und beauftragte seinen Adjutanten Villeneuve, der seine Function bei ihm wieder übernommen, sie dem Magistrat von Neapel zu überbringen.

Er gab ihm demzufolge als Parlamentär einen Trompeter mit einer weißen Fahne mit.

In der furchtbaren Unordnung aber, deren Beute jetzt Neapel war, hatte der Magistrat eine ganze Autorität verloren. Die Patrioten, welche wußten, daß man ihnen nach dem Leben trachtete, hielten sich versteckt, und Villeneuve ward, trotz seines Trompeters und seiner weißen Fahne, überall, wo er sich zeigte, mit Flintenschüssen empfangen. Eine Kugel zerschlug den Bogen eines Sattels und er mußte wieder umkehren, ohne daß es ihm möglich gewesen war, den Feind von der Proclamation des Generals in Kenntniß zu setzen.

Dieselbe war in italienischer Sprache geschrieben, welche Championnet eben so gut und geläufig redete wie die französische, und lautete wie folgt:

»Championnet, Obergeneral, an das neapolitanische Volk.

»Bürger!

»Ich habe der kriegेरischen Rache, welche durch furchtbare Ausschreitungen und die Wuth einiger von euren Meuchelmördern bezahlten Individuen herausgefordert worden, auf einen Augenblick Einhalt gethan. Ich weiß, wie gut das neapolitanische Volk ist, und von ganzem

Herzen beklage ich das Unheil, welches ich gezwungen bin, ihm zuzufügen. Deshalb benutze ich diesen Augenblick der Ruhe, um mich an Euch zu wenden, wie ein Vater an seine rebellischen, aber immer noch geliebten Kinder, und um Euch zu sagen: Gebt einen unnützen Widerstand auf, legt die Waffen nieder, und das Leben, das Eigenthum und die Religion sollen nicht angetastet werden. Jedes Haus dagegen, aus welchem ein Schuß fällt, wird niedergebrannt und die Bewohner werden erschossen. Dafern aber die Ruhe wiederhergestellt wird, so will ich die Vergangenheit vergessen und die Segnungen des Himmels werden sich aufs Neue auf dieses glückliche Land herabsenken.

»Neapel, am 3. Pluviose des Jahres VII der Republik (22. Januar 1799).«

Nach der Weise, wie Villeneuve empfangen worden, war wenigstens für diesen Tag keine Hoffnung mehr. Um vier Uhr wurden die Feindseligkeiten mit größerer Erbitterung als je wieder aufgenommen. Sogar die Nacht senkte sich herab, ohne die Kämpfenden zu trennen. Die einen fuhren fort in das Dunkel hineinzuschießen, und die andern warfen sich mitten unter den Leichen auf die glühende Asche und unter die flammenden Trümmer zum Schlafe nieder.

Die gänzlich erschöpfte französische Armee pflanzte, nachdem sie an Todten und Verwundeten tausend Mann verloren, auf dem Castell di Carmine, auf dem Castello Capuana und auf dem Albergo dei Poveri die dreifarbige Fahne auf.

Wie wir bereits gesagt, war ungefähr ein Drittheil der Stadt in ihrer Gewalt.

Es ward Befehl gegeben, die ganze Nacht unter den Waffen zu bleiben, die Positionen gut zu bewachen und den Kampf bei Tagesanbruch wieder aufzunehmen.

Viertes Capitel.

Dritter Tag.

Wenn der Befehl, die ganze Nacht unter den Waffen zu bleiben, von dem Obergeneral auch nicht gegeben worden wäre, so hätte doch schon die Sorge für ihre eigene Erhaltung die Soldaten gezwungen, die keinen Augenblick wegzulegen.

Die ganze Nacht hindurch läutete die Sturmglocke auf allen Kirchen in den noch im Besitze der Neapolitaner gebliebenen Theilen der Stadt. Gegen alle Vorposten der Franzosen versuchten die Lazzaroni Angriffe; überall aber wurden sie mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen.

Während der Nacht empfing Jeder seinen Schlachtbefehl für den nächstfolgenden Tag.

Als Salvato dem General meldete, daß er Meister des Castello del Carmine sei, erhielt er für den nächsten Tag Befehl, mit gefältem Bajonnet und im Sturmschritt den Strand entlang mit den beiden Spitzen seines Corps gegen das Castello Nuovo vorzurücken und dasselbe um jeden Preis zu nehmen, um die Geschütze desselben sofort gegen die Lazzaroni zu kehren, während Monnier, Matthieu Maurice mit dem andern Drittel sich in ihrer Position halten und Kellermann, Dufresse und der Obergeneral sich in der Strada Foria vereinigen und über den Largo delle Pigne bis in die Toledostraße vordringen sollten.

Gegen zwei Uhr Morgens erschien ein Mann im Bivouac des Obergenerals zu San Giovanni in Carbonara. Trotz der Kleidung eines Bauers aus den Abruzzen erkannte der General doch auf den ersten Blick Hector Caraffa.

Dieser hatte eben das Castell San Elmo verlassen und kam, um Championnet zu melden, daß das Fort, welches bloß noch fünf- bis sechshundert Kugeln abzufeuern habe, seine Munition nicht unnütz habe verwenden wollen. Den nächstfolgenden Tag aber werde sein Geschütz, um den Obergeneral zu unterstützen, im Rücken kämpfen, das heißt alle Lazzaroni, die von vorn angegriffen werden würden, überall, wo es möglich sei, von hinten niederschmettern.

Seiner Unthätigkeit müde, kam Hector Caraffa nicht bloß, um dem General diese Meldung zu machen, sondern auch um an dem Kampfe des eben angebrochenen Tages theilzunehmen.

Um sieben Uhr schmetterten die Trompeten und wirbelten die Trommeln.

Salvato hatte während der Nacht Terrain gewonnen. Mit fünfzehnhundert Mann brach er auf das gegebene Signal hinter der Douane hervor und rückte im Sturmschritt gegen das Castello Nuovo.

In diesem Augenblick kam ihm ein von der Vorsehung gefügter Zufall zu Hilfe.

Nicolino, welcher sich sehnte, den Angriff seinerseits zu beginnen, spazierte auf den Wällen umher und ermahnte seine Artilleristen, die wenige Munition, welche sie hätten, nützlich zu verwenden.

Einer, der dreister war als die andern, rief ihn.

Nicolino ging auf ihn zu.

»Was willst Du von mir?« fragte er ihn.

»Sehen Sie die Fahne, welche auf dem Castello Nuovo weht?« hob der Artillerist wieder an.

»Allerdings sehe ich sie, entgegnete Nicolino, »und ich gestehe, daß sie mir im höchsten Grade zuwider ist.«

»Wollen Sie mir erlauben, sie zu beseitigen, Herr Commandant?«

»Womit willst Du das thun?«

»Mit einer Kugel.«

»Bist Du wirklich so geschickt?«

»Ich hoffe es, Herr Commandant.«

»Wie viel Schüsse verlangt Du?«

»Drei.«

»Ich bin es zufrieden, aber ich sage Dir im voraus, wenn Du sie mit drei Schüssen nicht herunter hat, so bekommst Du drei Tage Arrest.«

»Wenn ich sie nun aber treffe?«

»Dann bekommst Du zehn Ducaten.«

»Gut, dann sind wir einig.«

Der Artillerist richtete sein Geschütz, feuerte es ab und die Kugel ging mitten durch das Tuch der Fahne hindurch.

»Das war nicht schlecht, sagte Nicolino, »aber es ist nicht genug.«

»Ich weiß es wohl,« antwortete der Artillerist. »Auch werde ich sogleich versuchen, es noch besser zu machen.«

Die Kanone ward zum zweiten Mal mit noch größerer Sorgfalt gerichtet als das erste Mal. Der Artillerist sah erst, von welcher Seite der Wind kam, berechnete die, wenn auch unbedeutende Veränderung, welche dieser Hauch der Richtung der Kugel geben könnte, richtete sich empor, bückte sich abermals, veränderte den Zielpunkt seines Geschützes um den hundertsten Theil einer Linie und hielt dann die Lunte auf das Zündloch.

Ein lauter Knall, welcher den Tumult übertäubte, ließ sich hören und die unten am Fuße der Stange durchschossene Fahne stürzte herab.

Nicolino klatschte in die Hände und gab, ohne zu ahnen, welchen Einfluß dieser Vorfall haben würde, dem Artilleristen die zehn Ducati, die er ihm versprochen.

In diesem Augenblick erschien die Spitze von Salvato's Colonne an der Immacolatella.

Salvato marschierte, wie immer, voran. Er sah die Fahne fallen und obschon er wohl bemerkt hatte, daß ihr Verschwinden durch fremde Einwirkung herbeigeführt worden, rief er:

»Man senkt die Fahne! Das Fort ergibt sich! Vorwärts, meine Freunde, vorwärts!«

Und im Sturmschritt eilte er weiter.

Die Vertheidiger des Castells ihrerseits schrieten, als sie keine Fahne mehr sahen und in der Meinung, man habe sie wirklich freiwillig heruntergenommen, über Verrath. Die Folge hiervon war ein Tumult, während dessen die Vertheidigung erschlaffte.

Salvato benutzte diese Pause, um die Strada del Piliere im Sturmschritt zu passiren.

Er schleuderte seine Sapeurs gegen das Thor des Castells und ließ es durch eine Petarde aufsprengen.

Dann stürzte er in das Innere des Castells und rief:

»Folgt mir!«

Zehn Minuten später war das Fort genommen und das Geschütz desselben zwang, indem es

den Largo del Castello und den Riesengang bestrich, die Lazzaroni, sich in die, in diese Straßen ausmündenden Seitengassen zu flüchten, in welchen sie durch die Position der Häuser vor den Kugeln geschützt waren.

Sofort ward die französische dreifarbige Fahne an der Stelle der weißen Fahne aufgepflanzt.

Eine auf dem höchsten Punkt des Castello Capuana stehende Schildwache übermittelte die Nachricht von der Einnahme des Castells an den General Championnet.

Die drei Castelle, in deren Triangel die Stadt eingeschlossen ist, waren somit in der Gewalt der Franzosen.

Als Championnet die Nachricht von der Einnahme des Castells Nuovo erhielt, bewirkte er seine Vereinigung mit Dufresse in der Stradadi Foria.

Er schickte Villeneuve über den freien Strand zu Salvato, um diesem Glück zu wünschen und ihm zu befehlen, die Bewachung des Castello Nuovo einem Officier zu übertragen und sich dann sofort bei ihm, Championnet, einzufinden.

Villeneuve traf den jungen Brigadechef auf dem Walle des Castells stehend und das Auge auf die Mergellina geheftet.

Von hier aus konnte er jenes theure Palmbaumhaus erspähen, welches er seit zwei Monaten nur noch in seinen Träumen gesehen. Sämtliche Fenster desselben waren geschlossen, dennoch aber war es ihm, als sähe er mit Hilfe seines Fernrohres die in den Garten führende Thür des Perrons geöffnet. Mitten in dieser Betrachtung überraschte ihn der Befehl des Generals.

Er übertrug das Commando sofort Villeneuve selbst, nahm sein Pferd und galoppierte davon.

In dem Augenblick, wo Championnet und Dufresse vereinigt die Lazzaroni nach der Toledostraße trieben und während ein furchtbares Feuer nicht blos von dem Largo delle Pigne, sondern auch aus allen Fenstern kam, bemerkte man plötzlich einen leichten Rauch, welcher die Wälle des Castells San Elmo krönte, dann hörte man das Krachen mehrerer schweren Geschütze und sah, daß unter den Lazzaroni eine große Verwirrung entstand.

Nicolino hielt Wort.

Gleichzeitig kam eine Abtheilung Dragoner wie ein reißen der Strom durch die Strada della Stalla, während ein lebhaftes Musketenfeuer sich hinter dem Museo Bourbonico hören ließ.

Es war Kellermann, welcher seinerseits seine Vereinigung mit den Corps Dufresses und Championnets bewirkte. Binnen wenigen Augenblicken war der Largo delle Pigne gesäubert und die drei Generale konnten sich hier die Hand reichen.

Die Lazzaroni zogen sich durch die Strada Santa Maria in Constantinopoli und die Salita dei Studi zurück.

Um aber über den Largo San Spirito und den Mercatello zu kommen, sahen sie sich genöthigt, unter dem Feuer des Castells San Elmo durchzupassieren, welches trotz der Schnelligkeit, womit diese Passage bewirkt ward, Zeit hatte, fünf oder sechs Todesboten in ihre Reihen zu senden.

Während so der Rückzug der Lazzaroni stattfand, brachte man einen ihrer Anführer, den man nach verzweifeltem Widerstande gefangen genommen, vor Championnet.

Mit Blut bedeckt, mit zerrissenen Kleidern, drohendem Gesicht und spöttischem Tone war er der echte Typus des sich im höchsten Stadium der Exaltation befindenden Neapolitaners.

Championnet zuckte die Achseln, kehrte ihm den Rücken und sagte:

»Es ist gut. Man erschieße diesen Burschen, um den Andern ein Beispiel zu geben.«

»Schön!« sagte der Lazzarone. »Wie es scheint, hat Nanno sich doch geirrt. Ich sollte erst noch Oberst und dann gehängt werden. Gleichwohl aber habe ich es bloß bis zum Capitän gebracht und werde durch Pulver und Blei sterben. Es gereicht mir um meines Schwesterchens willen immer noch zum Troste.«

Championnet hörte diese Worte. Er stand im Begriff, den Verurtheilten näher zu befragen, da er aber in diesem Augenblick einen Reiter auf sich zugesprengt kommen sah, und in diesem Reiter Salvato erkannte, so richtete sich eine ganze Aufmerksamkeit auf diesen.

Man schleppte den Lazzarone fort, lehnte ihn an die Mauer des Museo Borbonico und wollte ihm die Augen verbinden.

Dagegen aber erhob er Einspruch.

»Der General,« rief er, »hat gesagt, man solle mich erschießen, aber nicht, daß man mir die Augen verbinden solle!«

Salvato stutzte, als er diese Stimme vernahm, drehte sich um und erkannte Michele, der seinerseits ihn ebenfalls sofort erkannte.

»Sanguedi Cristo!« rief der Lazzarone. »Sagen Sie selbst, Signor Salvato, daß man, um mich zu erschießen, mir nicht erst die Augen zu verbinden braucht.«

Und die ihn umringenden Soldaten zurückstoßend, kreuzte er die Arme und lehnte sich freiwillig an die Mauer.

»Michele!« rief Salvato. »General, dieser Mann hat mir das Leben gerettet; ich bitte Sie, mir das einige zu schenken.«

Und ohne die Antwort des Generals abzuwarten, denn er war überzeugt, daß dieser ihm seine Bitte nicht abschlagen würde, sprang Salvato vom Pferde, durchbrach den Halbkreis der Soldaten, welche schon ihre Musketen fertig machten, um Michele niederzuschießen, und warf sich in die Arme des Lazzarone, den er küßte und an sein Herz drückte.

Championnet erkannte sofort, welchen Nutzen er von diesem Vorfall ziehen konnte. Gerechtigkeit üben ist ein eindringliches Beispiel, aber Gnade üben, ist zuweilen eine gute Berechnung.

Er winkte sofort Salvato, der ihm Michele zuführte. Ein weiter Kreis bildete sich um die beiden jungen Männer und den General.

Dieser Kreis bestand aus siegreichen Franzosen, aus gefangenen Neapolitanern und aus Patrioten, welche herbeigeeilt waren, sei es um Championnet zu beglückwünschen, sei es, um sich unter seinen Schutz zu stellen.

Championnet, welcher diesen Kreis um die ganze Höhe seiner Büste überragt, erhob die Hand zum Zeichen, daß er sprechen wolle, und Alles schwieg

»Neapolitaner,« sagte er auf italienisch, »ich wollte, wie Ihr gesehen habt, diesen Mann, welcher mit den Waffen in der Hand und gegen uns kämpfend gefangen genommen worden, erschießen lassen; mein ehemaliger Adjutant aber, der jetzige Brigadechef Salvato, begehrt von mir die Begnadigung dieses Mannes, welcher, wie er mir sagt, ihm das Leben gerettet hat. Ich begnadige ihn daher nicht bloß, sondern wünsche auch dem Manne, der einem französischen Officier das Leben gerettet, eine Belohnung zu Theil werden zu lassen.«

Dann wendete er sich zu dem über diese Sprache nicht wenig verwunderten Michele und fragte ihn:

»Welchen Grad bekleidetest Du unter deinen Landsleuten?«

»Ich war Capitän, Excellenz,« antwortete der Gefangene.

Dann setzte er mit der den Lazzaroni eigenthümlichen Vertraulichkeit hinzu:

»Dabei aber sollte ich nicht stehen bleiben, denn eine alte Hexe hat mir prophezeit, ich würde zum Oberst ernannt und dann gehängt werden.«

»Ich kann und will mich blos mit der Verwirklichung des ersten Theils dieser Prophezeiung befassen,« entgegnete der General, »aber ich befasse mich damit. Ich ernenne Dich zum Oberst im Dienst der parthenopeischen Republik. Organisiere dein Regiment. Für deinen Sold und deine Uniform werde ich sorgen.«

Michele that einen Freudensprung.

»Es lebe der General Championnet!« rief er. »Es leben die Franzosen! Es lebe die parthenopeische Republik!«

Wir haben bereits bemerkt, daß der General von einer gewissen Anzahl Patrioten umringt war. Michele's Ruf fand daher ein ausgedehnteres Echo, als man erwartet hätte.

»Man hat,« sagte der General, sich zu den ihn umgebenden Neapolitanern wendend, »man hat Euch gesagt, die Franzosen seien Bösewichter, die weder an Gott, noch an die Madonna, noch an die Heiligen glaubten. Man hat Euch aber belogen. Die Franzosen glauben fest an Gott, an die Madonna und ganz besonders an den heiligen Januarius. Der Beweis hierfür ist, daß ich mich in diesem Augenblicke angelegentlich damit beschäftige, der Kirche und den Reliquien des hochheiligen Bischofs von Neapel den ihnen gebührenden Respect dadurch zu verschaffen, daß ich ihnen eine Ehrengarde gebe, wenn Michele die Führung derselben übernehmen will.«

»Ich übernehme sie!« rief Michele, indem er seine rothe wollene Mütze schwenkte »ich übernehme sie und noch mehr, ich büрге für sie.«

»Ganz besonders,« sagte Championnet in gedämpftem Tone, »wenn ich Dir deinen Freund Salvato zum Chef gebe.«

»Ha, für ihn und mein Schwesterchen lasse ich das Leben, Herr General.«

»Du hörst, Salvato,« sagte Championnet zu dem jungen Officier. »Deine Mission ist eine sehr wichtige. Es gilt, den heiligen Januarius unter die Republikaner anzuwerben.«

»Und mir ertheilen Sie den Auftrag, ihm eine dreifarbigte Cocarde anzustecken,« antwortete Salvato lachend. »Ich hätte nicht geglaubt, daß ich so viel Beruf zum Diplomaten hätte. Doch gleichviel, man wird thun, was man kann.«

»Feder, Tinte und Papier!« rief Championnet.

Man eilte, das Verlangte herbeizuholen, und binnen wenigen Augenblicken hatte Championnet die Wahl zwischen zehn Bogen Papier und eben so viel Federn.

Ohne vom Pferde zu steigen, schrieb der General auf dem Sattelbogen folgenden an den Cardinal-Erzbischof adressierten Brief:

»Eminenz!

»Ich habe der Wuth meiner Soldaten und der Rache für die von den Volke von Neapel begangenen Verbrechen einen Augenblick lang Einhalt gethan. Benutzen Sie diese Pause, um alle Kirchen öffnen zu lassen, stellen Sie das heilige Sacrament aus und predigen Sie Ruhe, Ordnung und Gehorsam gegen das Gesetz. Unter dieser Bedingung bin ich bereit, einen Schleier über die Vergangenheit zu werfen, und werde bedacht sein, der Religion, der persönlichen Sicherheit und dem Eigenthume Achtung zu verschaffen.

»Sagen Sie dem Volke, daß ich, wer auch meinen gerechten Zorn verdient haben möge, doch der Plünderung Einhalt thun werde und daß Ordnung und Ruhe in diese verrathene und betrogene unglückliche Stadt zurückkehren werden. Gleichzeitig erkläre ich aber auch, daß, so wie ein einziger Schuß aus einem Fenster fällt, ich das betreffende Haus niederbrennen und alle darin befindlichen Bewohner erschießen lassen werde.

»Erfüllen Sie daher die Pflichten Ihres hohen Amtes und Ihr religiöser Eifer wird hoffentlich für die öffentliche Ruhe nützlich sein.

»Ich schicke Ihnen zugleich eine Ehrengarde für die Kirche des heiligen Januarius.

»Neapel, am 4. Pluviose im Jahre VII der Republik (23. Jänner 1799).

»Championnet.«

Michele, der wie alle Andern diesen Brief vorlesen gehört, suchte mit den Augen unter der Menge seinen Freund Pagliuccella. Da er ihn aber nicht fand, so wählte er vier Lazzaroni, von welchen er wußte, daß er auf sie zählen könne wie auf sich selbst, und marschierte Salvato voran, dem eine Compagnie Grenadiere folgte.

Dieser kleine Zug begab sich von dem Largo delle Pigne durch die Strada dell' Orticello, den Vico di San Giacomo di Ruffi und die Strada de l'Arcivescovado, das heißt durch einige der engsten und volkreichsten Gassen des alten Neapel, nach dem nicht weit entfernten erzbischöflichen Palast.

Die Franzosen waren bis jetzt noch nicht in diese Region der Stadt eingedrungen, wo von Zeit zu Zeit einige von dem Volk wie zur Ermuthigung abgefeuerte Flintenschüsse knatterten und wo die Republikaner im Vorüberziehen nur drei Eindrücke lesen konnten: Schrecken, Haß und Bestürzung.

Zum Glück hatte Michele, von Salvato Palmieri gerettet und von Championnet begnadigt und sich im Geiste schon in seiner Oberstenuniform auf einem schönen Pferde einhergaloppieren sehend, sich mit dem ganzen Feuer seines leicht zu lenkenden Gemüths für die Franzosen erklärt und marschierte vor ihnen her, indem er mit der ganzen Kraft seiner Lunge schrie:

»Es leben die Franzosen! Es lebe der General Championnet! Es lebe der heilige Januarius!«

Salvato, welcher bemerkte, daß die Gesichter der Einwohner sich immer noch nicht aufheitern wollten, gab Michele eine Handvoll Carlini und der neuernannte Oberst warf dieselben unter das Volk, indem er diesem auseinandersetzte, welche Mission Salvato beauftragt wäre zu erfüllen.

Es dauerte auch nun nicht lange, so zeigten die Physiognomien der Zuhörer einen sanfteren und wohlwollenderen Ausdruck.

Ueberdies richtete Salvato, der aus den neapolitanischen Provinzen stammte und das Patois von Neapel sprach wie ein Mann von Porto Baffo, von Zeit zu Zeit selbst an seine Landsleute eine kurze Ansprache, welche, durch Micheles ausgeworfene Carlini bekräftigt, ebenfalls ihre Wirkung äußerte.

So gelangte man bis vor den erzbischöflichen Palast, wo die Grenadiere sich unter dem Porticus aufpflanzten.

Michele hielt hier eine lange Rede, um seinen Landsleuten den Zweck dieser Ehrenwache zu erklären.

Er setzte hinzu, daß der dieselbe commandierende Officier ihn in dem Augenblick, wo er erschossen werden sollte, das Leben gerettet habe, und verlangte im Namen der Freundschaft,

die man ihm, Michele, immer bewiesen, daß man weder Salvato noch seinen Soldaten, welche die Beschützer des heiligen Januarius geworden seien, irgend eine Beleidigung zufüge.

Fünftes Capitel.

Der heilige Januarius und Virgil.

Kaum hatte Championnet den begnadigten Michele, Salvato und die französische Compagnie an der Ecke der Strada del Orticello verschwinden sehen, so fiel ihm eine jener Ideen ein, welche man eine Erleuchtung nennen kann.

Er bedachte nämlich, das beste Mittel, die Reihen der Lazzaroni, welche immer noch hartnäckig weiter kämpfen wollten, aufzulösen und der Plünderung des Privateigenthums Einhalt zu thun, bestünde darin, den Palast des Königs einer allgemeinen Plünderung preiszugeben.

Er beeilte sich diese Idee einigen der gefangenen Lazzaroni mitzutheilen, welche man unter der Bedingung in Freiheit setzte, daß sie zu den Ihrigen zurückkehrten, und diese von dem Project als von ihnen ausgehend in Kenntniß setzten.

Es war dies ein Auskunftsmittel, um sie selbst für die ausgestandenen Beschwerden und das verlorene Blut zu entschädigen.

Die Mittheilung hatte ganz den Erfolg, welchen der Obergeneral davon erwartete. Die kampflustigsten Lazzaroni gaben, als sie die Stadt zu drei Viertheilen genommen sahen, die Hoffnung zu siegen auf und fanden es folglich vortheilhafter, zu plündern, als noch weiter zu kämpfen.

Kaum war daher diese Art Ermächtigung zum Plündern unter den Lazzaroni, welchen man zu verstehen gab, daß sie vom französischen General ausginge, bekannt, so stürzte die ganze Masse in wilder Verwirrung durch die Toledostraße und die Strada dei Tribunali nach dem königlichen Palast, riß Frauen und Kinder mit sich fort, warf die Schildwachen über den Haufen, schlug die Thore und Thüren ein und überschwemmte wie eine unaufhaltsame Flut die drei Etagen des Palastes.

In weniger als drei Stunden war er bis auf das Blei in den Fenstern vollständig ausgeplündert.

Pagliuccella, den Michele auf dem Largo delle Pigne vergebens gesucht, um ihm sein Glück mitzutheilen, hatte sich unter den Ersten befunden, die nach dem Schlosse stürzten, und es mit einer Wißbegier, die nicht ohne Früchte blieb, vom Keller bis zum Dachboden und von der Façade, welche auf die Kirche San Ferdinando, bis zu der, welche auf die Darsena geht, untersuchten.

Frau Pacifico dagegen hatte, als er Alles verloren sah, die seinem gedemüthigten Muthe gebotene Entschädigung mit Verachtung abgelehnt und mit einer Uneigennützigkeit, welche seiner auf der Fregatte seines Admirals gelernten Disciplin zur Ehre gereichte, sich Schritt um Schritt und nach Art des Löwen, das heißt dem Feind fortwährend das Gesicht zukehrend, über die Infrascata und die Salita dei Capuccini in ein Kloster zurückgezogen.

Dann nachdem das Thor desselben sich hinter ihm geschlossen, hatte er seinen Esel in den Stall gebracht, seinen Stock in den Winkel gestellt und sich unter seine Collegen gemischt, welche in der Kirche das Dies irae, dies illa fangen.

Kein Mensch hätte jetzt in ihm einen der Anführer der Lazzaroni wieder erkannt, welche sich drei Tage lang geschlagen.

Nicolino Caracciolo hatte von der Höhe des Walles von San Elmo alle wechselnden Auftritte des Kampfes vom 21., 22. und 23. Januar verfolgt, und wir haben gesehen, daß er in dem Augenblick, wo er den Franzosen zu Hilfe kommen konnte, nicht verfehlt hatte, sein ihnen gegebenes Versprechen zu halten.

Sein Erstaunen war groß, als er die Lazzaroni, ohne daß es Jemanden einfiel, sie zu verfolgen, ihre Posten verlassen und ohne, wie bei einer Niederlage, die Waffen wegzuwerfen, sich nach dem königlichen Palast nicht zurückziehen, sondern im Gegentheil sich darauf stürzen sah.

Binnen wenigen Augenblicken war ihm jedoch Alles klar.

An der Art und Weise, auf welche sie die Schildwachen niederwarfen, die Thore sprengten, an den Fenstern aller Etagen zum Vorschein kamen und auf die Balcons heraustraten, sah er, daß die Kämpfer, während einer augenblicklichen Waffenruhe, um nicht die Zeit ungenutzt verstreichen zu lassen, sich in Plünderer umgewandelt hatten.

Da er nicht wußte, daß sich diese Plünderung auf Anstiften des französischen Generals organisiert hatte, so ließ er unter das ganze Gesindel drei scharfe Kanonenschüsse feuern, welche siebzehn Personen, unter diesen einen Priester, tödteten, und dem marmornen Riesen einer alten Statue des Jupiter Stator, welche den Palaisplatz schmückte, ein Bein zerschlug.

Wünscht der Leser zu wissen, in welchem Grade die Lust zu plündern sich der Menge bemächtigt und bei ihr jedes andere Gefühl in den Hintergrund gedrängt hatte?

Wir wollen, um diesen Wunsch zu befriedigen, von tausend Thatsachen nur zwei erwähnen. Dieselben werden eine Idee von der Beweglichkeit des Geistes dieser Menschen geben, welche soeben erst Wunder der Tapferkeit verrichtet, um ihren König zu vertheidigen.

Mitten unter diese nur auf Plünderung erpichte Menge schickte der Adjutant Villeneuve, welcher fortfuhr das Castello Nuovo zu behaupten, einen Lieutenant an der Spitze einer Patrouille von ungefähr fünfzig Mann, mit dem Befehle, die Toledostraße so weit hinaufzumarschieren, bis er die französischen Vorposten anrufen könnte.

Der Lieutenant trug Sorge, einige patriotische Lazzaroni voran marschieren zu lassen, welche riefen: »Es leben die Franzosen! Es lebe die Freiheit!«

Bei diesem Rufe fing ein Fischer von Santa Lucia, ein wüthender Bourbonist – die Fischer von Santa Lucia sind noch bis auf heutigen Tag Bourbonisten – an, seinerseits zu schreien: »Es lebe der König!«

Da dieser Ruf leicht einen Wiederhall finden und das Signal zur Niedermetzelung der ganzen Patrouille werden konnte, so packte der Lieutenant den Fischer am Kragen, hielt ihn mit ausgestrecktem Arme fest und commandierte:

»Feuer!«

Der Fischer stürzte, von mehreren Kugeln durchbohrt, unter die Menge hinein, ohne daß es dieser, die sich jetzt mit andern Interessen beschäftigte, eingefallen wäre, ihn zu vertheidigen und zu rächen.

Das zweite Beispiel betraf einen Diener des Palastes, welcher die Unklugheit beging, sich in einer goldbetreßten Livrée zu zeigen. Das Volk riß ihm dieselbe sofort vom Leibe und in Stücke, um das Gold davon abzutrennen, obschon die Eigenthum des Königs war.

In demselben Augenblicke, wo man den Diener des Königs Ferdinand im Hemde stehen ließ, um die Tressen von seiner Livrée zu lösen, langte Kellermann, der mit einem Detachement von zwei- bis dreihundert Mann von Mergellina herabgekommen war, über Santa Lucia auf dem

Platze vor dem Schlosse an.

Ehe er jedoch hier ankam, hatte er an der Kirche Santa Maria di Porto Salvo Halt gemacht und nach Don Michelangelo Ciccone gefragt.

Es war dies, wie man sich erinnern wird, derselbe patriotische Priester, welchen Cirillo hatte holen lassen, um die letzten Tröstungen der Religion dem von Salvato in der Nacht vom 22. zum 23. September verwundeten Sbirren zu spenden, der am 23. September Morgens in dem Hause an der Ecke des Löwenbrunnens, wohin er geschafft worden, den Geist aufgab.

Kellermann war Ueberbringer eines Billets von Cirillo welcher den Patriotismus des würdigen Priesters in Anspruch nahm und ihn aufforderte, sich den Franzosen anzuschließen.

Don Michelangelo Ciccone hatte keinen Augenblick gezögert, sondern war Kellermann gefolgt.

Gegen Mittag hatten die Lazzaroni die Waffen niedergelegt, und Championnet durchzog als Sieger die Stadt. Die Kaufleute, die Bürger, der ganze ruhige Theil der Bevölkerung, welche nicht an dem Kampfe Theil genommen, begann nun, da er nicht mehr schießen oder schreien hörte, schüchtern die Thüren und Fenster der Kaufläden und der Häuser zu öffnen.

Schon der erste Anblick des Generals war eine Bürgschaft der Sicherheit, denn er war von Männern umringt, die sich durch ihre Talente, ihre Gelehrsamkeit und ihren Muth die Achtung und Verehrung von Neapel erworben hatten.

Es waren dies die Baffi, die Poerio, die Pagano, die Cuoco, die Logoteta, die Carlo Lambert, die Bassal, die Fasulo, die Maliterno, die Rocca Romana, die Ettore Caraffa, die Cirillo, die Manthonnet, die Schipani.

Der Tag des Lohnes war endlich gekommen für alle diese Männer, welche aus dem Stadium des Despotismus in das der Verfolgung gekommen, und nun aus dem Stadium der Verfolgung in das der Freiheit übertraten.

Der General ritt, sowie er eine Thür sich öffnen sah, an dieselbe heran und bemühte sich, die Bewohner, welche sich auf die Schwelle wagten, in ihrer eigenen Sprache zu beruhigen, indem er ihnen sagte, es sei Alles aus und er käme, um den Frieden, aber nicht den Krieg zu bringen und die Freiheit an die Stelle der Tyrannei zu setzen.

Die Neapolitaner sahen, indem sie die Augen auf den Weg warfen, welchen der General hinter sich hatte, daß wirklich da, wo noch wenige Augenblicke zuvor Franzosen und Lazzaroni sich erwürgt, die Ruhe herrschte.

Sie gewannen daher wieder Vertrauen und Muth, und diese ganze Bevölkerung dimezzo ceto, das heißt der Bürgerstand, welcher den Reichthum und die Kraft Neapels ausmacht, begann, die dreifarbig Cocarde aufsteckend und unter dem Rufe: »Es leben die Franzosen! Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik!« sich heiter in den Straßen zu bewegen, die Taschentücher zu schwenken und sich allmähig jener enthusiastischen Freude hinzugeben, welche sich derer bemächtigt, welche, schon in den schwarzen Abgrund des Todes hinabgeschleudert, sich plötzlich und wie durch ein Wunder dem Tage, dem Licht und dem Leben wiedergegeben sehen.

Und in der That, wer kann sagen, wie viel Häuser noch gestanden hätten, und wie viel Patrioten noch am Leben gewesen wären, wenn der Einzug der Franzosen sich um vierundzwanzig Stunden verzögert hätte? Um zwei Uhr Nachmittags erließen Rocca Romana und Maliterno, die in ihrem Amte als Oberhäupter des Volkes bestätigt worden, eine Bekanntmachung in Bezug auf die Wiedereröffnung der Kaufläden. Diese Bekanntmachung war

vom Jahre 1 und vom zweiten Tage der parthenopeischen Republik datiert.

Championnet hatte mit Besorgniß gesehen, daß nur der Bürgerstand und der Adel sich ihm angeschlossen hatten, während das Volk sich abseits hielt. Er beschloß daher, den nächstfolgenden Tag einen großen Streich auszuführen.

Er war überzeugt, daß, wenn er den heiligen Januarius auf seine Seite bringen könnte, das Volk demselben überall hinfolgen würde, wohin er ginge.

Er sendete einen Boten an Salvato. Dieser, welcher die Kathedrale, das heißt den wichtigsten Punkt von Neapel, bewachte, war instruiert, seinen Posten nicht anders zu verlassen, als auf einen ihm direct von dem General zugehenden Befehl. Der an Salvato abgesendete Bote instruierte ihn, sich mit der Geistlichkeit der Kathedrale zu besprechen und sie aufzufordern, den nächstfolgenden Tag die heiligen Flaschen zur öffentlichen Verehrung auszustellen, in der Hoffnung, daß der heilige Januarius, für welchen die Franzosen die tiefste Devotion hegten, sich herablassen würde, zu ihren Gunsten ein Wunder zu verrichten.

Die Geistlichen sahen sich auf diese Weise zwischen zwei Feuern.

Wenn der heilige Januarius sein Wunder verrichtete, so waren sie dem Hofe gegenüber kompromittiert.

Verrichtete er es dagegen nicht, so sahen sie sich dem Zorne des französischen Generals preisgegeben.

Sie suchten deshalb die Sache zu umgehen und antworteten, es sei jetzt nicht die Zeit, wo der heilige Januarius sein Wunder zu verrichten pflege, und sie zweifelten sehr, daß er, selbst um der Franzosen willen, von seinen gewohnten Tage abgehen werde.

Salvato ließ durch Michele den Obergeneral von dieser Antwort der Priester in Kenntniß setzen.

Championnet gab hierauf die Rückantwort, es sei dies Sache des Heiligen und nicht der Priester. Diese hätten über die guten oder schlimmen Absichten des heiligen Januarius nicht im Voraus zu urtheilen, und er selbst kenne ein gewisses Gebet, gegen welches, wie er hoffe, der heilige Januarius nicht unempfindlich bleiben würde.

Die Priester antworteten, da Championnet es durchaus verlange, so würden sie die heiligen Gefäße ausstellen, könnten aber ihrerseits für nichts stehen.

Kaum hatte Championnet diese Gewißheit, so ließ er in der ganzen Stadt die Neuigkeit verkünden, daß die heiligen Gefäße den nächstfolgenden Tag ausgestellt werden würden, und daß das Flüssigwerden des kostbaren Blute genau um halb elf Uhr Morgens zu erwarten stünde.

Für die Neapolitaner war dies eine seltsame und ganz unglaubliche Mittheilung. Der heilige Januarius hatte nichts gethan, wodurch ein Verdacht der Parteilichkeit zu Gunsten der Franzosen motiviert worden wäre. Im Gegentheil hatte er sich seit einiger Zeit bis zur Manie lauenhaft und eigensinnig gezeigt.

So war zum Beispiel der König Ferdinand im Augenblick seines Aufbruchs zum römischen Feldzuge persönlich in der Kathedrale erschienen, um den heiligen Januarius um einen Beistand und Schutz zu bitten; der Heilige aber hatte, trotz der inständigen Bitten des Königs, ihm das Flüssigwerden seines Blutes hartnäckig verweigert und eine große Menge Personen hatten dies als die sichere Vorbedeutung einer großen Niederlage betrachtet.

Wenn nun aber der heilige Januarius für die Franzosen etwas that, was er dem König von Neapel verweigert hatte, so mußte er seine Meinung geändert haben und Jakobiner geworden

sein.

Um vier Uhr Nachmittags, als Championnet die Ruhe wieder hergestellt sah, stieg er zu Pferde und ließ sich nach dem Grabmal eines andern Schutzpatrons von Neapel führen, für den er eine weit größere Verehrung hegte, als für den heiligen Januarius.

Dieses Grabmal war das des Publius Virgilius Maro, oder wenigstens das, in dessen Trümmern, wie die Archäologen sagen, die Asche des Verfassers der Aeneide geruht hat.

Alle Welt weiß, daß Virgil auf seiner Rückreise von Athen, von wo Augustus ihn zurückholen ließ, in Brundisium starb und daß seine Asche jenes Pausilippo wiedersah, welches er so sehr geliebt und von wo aus er alle jene Orte überschauen konnte, die er in dem sechsten Buch seiner Aeneide unsterblich gemacht.

Championnet stieg an dem von Sannazar errichteten Monument vom Pferde und ging den steilen Abhang hinauf, welcher nach der kleinen Rotunde führt, die man dem Reisenden als das Columbarium zeigt, in welches die Urne mit der Asche des Poeten niedergesetzt ward. In der Mitte des Monuments stand ein wilder Lorbeerbaum, den die Sage als unsterblich bezeichnete.

Championnet brach einen Zweig davon ab, den er in die Schnurschleife eines Hut steckte, erlaubte aber seinen Begleitern nicht mehr als jeder ein Blatt zu nehmen, da mit nicht etwa dem Baume Apollos ein Schaden zugefügt werde und die Verehrung durch ihre Folgen in Profanation ausarte.

Dann, nachdem er eine Weile auf diesen geheiligten Steinen seinen stillen Betrachtungen nachgehungen, verlangte er einen Bleistift, riß ein Blatt aus einem Taschenbuch und entwarf das folgende Decret, welches noch denselben Abend in die Druckerei geschickt und am nächsten Morgen veröffentlicht ward.

»Der Obergeneral Championnet.

»In Erwägung, daß die erste Pflicht einer Republik ist, das Andenken großer Männer zu ehren und dadurch die Bürger zur Nacheiferung anzuspornen, indem man ihnen den Ruhm, welcher den erhabenen Geistern aller Länder und aller Zeiten bis ins Grab folgt, vor Augen führt, »Haben wir beschlossen und verordnen, was folgt:

»1. Dem Dichter Virgil wird an der Stelle, wo ein Grab sich befindet, in der Nähe der Grotte von Pozzuolo, ein Grabmal von Marmor errichtet.

»2. Der Minister des Innern wird eine Preisbewerbung eröffnen, zu welcher alle Entwürfe von Monumenten, welche die Künstler einreichen wollen, zulässig sind. Die Dauer der Preisbewerbung beträgt zwanzig Tage.

»Nach Ablauf dieser Zeit wird eine durch den Minister des Innern ernannte, aus drei Mitgliedern bestehende Commission unter den eingereichten Entwürfen den wählen, welcher ihr der beste zu sein scheint, und die Curie wird das Monument errichten, mit dessen Herstellung der Künstler beauftragt werden wird, für dessen Entwurf man sich entschieden hat.

»Der Minister des Innern ist mit der Ausführung dieser Ordonnanz beauftragt.

»Championnet.«

Es ist merkwürdig, daß die beiden dem Virgil zuerkannten Monumente, das eine in Mantua, das andere in Neapel, von zwei französischen Generalen decretiert worden sind, das zu Mantua von Miollis, das zu Neapel durch Championnet.

Zu dem von Neapel ist aber bis jetzt, also nach fünfundsiebzehn Jahren, noch nicht der erste

Stein gelegt.



Sechstes Capitel.

In welchem der Leser in das Palmbaumhaus zurückkehrt.

Die Nothwendigkeit, in welche wir uns versetzt gesehen, den politischen und militärischen Ereignissen, durch welche Neapel in die Gewalt der Franzosen fiel, ununterbrochen zu folgen, hat uns gezwungen, uns von dem romantischen Theile unserer Erzählung zu entfernen, und die passiven Persönlichkeiten, welche diese Ereignisse über sich ergehen ließen, beiseite zu lassen, um uns dagegen mit den activen Personen zu beschäftigen, durch welche diese Ereignisse geleitet worden.

Man erlaube uns daher, nun, wo wir den episodischen Trägern dieser Geschichte die ganze Bedeutung gegeben haben, welche ihnen zukommt, auf die ersten Rollen zurückzukommen, in welchen sich das eigentliche Interesse unseres Drama's concentrirt.

Zur Zahl dieser Personen, die man uns vielleicht, obschon mit Unrecht, beschuldigt, vergessen zu haben, gehört die arme Louisa San Felice, die wir gleichwohl keine Secunde lang aus den Augen verloren haben.

Ohnmächtig auf dem Hafendamme in den Armen ihres Milchbruders Michele liegend, während ihr Gatte, seinen Pflichten gegen seinen Fürsten und seinen Versprechungen gegen seinen Freund treu, mit Gefahr eines Lebens sich zu dem Herzog von Calabrien begab und mit Gefahr seines Glückes Luisa in Neapel zurückließ, war diese, nachdem man sie in den Wagen getragen, zum großen Erstaunen Giovanninas wieder in das Palmbaumhaus zurückgebracht worden.

Michele, welcher die wirkliche Ursache des Erstaunens, dem die gerunzelte Stirn und das beinahe drohende Auge Giovanninas einen ganz besonderen Charakter verlieh, nicht kannte, erzählte die Dinge, wie dieselben geschehen waren.

Luisa legte sich, von einem hitzigen Fieber ergriffen, zu Bett. Michele blieb die Nacht im Hause und als an andern Morgen bei Tagesanbruch Luisas Zustand sich nicht gebessert hatte, eilte er, den Doctor Cirillo zu benachrichtigen.

Während dieser Zeit brachte der Briefträger einen an Luisa adressierten Brief.

Giovannina erkannte den Poststempel von Portici. Sie hatte bemerkt, daß jedesmal, wo ein solcher Brief wie der, den sie jetzt in den Händen hielt, eintraf, die Gemüthsbewegung ihrer Herrin beim Empfang desselben eine höchst auffällige war, so wie daß sie sich dann allemal in Salvato's Zimmer zurückzog und einschloß, aus welchem sie später nur mit rothgeweinten Augen wieder herauskam.

Sie errieth daher, daß es ein Brief von Salvato sei, und aufs Gerathewohl und ohne noch zu wissen, ob sie ihn lesen würde oder nicht, behielt sie ihn, indem sie sich zugleich vornahm, sich, wenn nach dem Briefe gefragt würde, dafür, daß sie ihn nicht abgegeben, mit dem Zustand zu entschuldigen, in welchem Luisa sich gegenwärtig befand.

Cirillo kam schleunigst herbei. Er hatte geglaubt, Luisa sei mit abgereist; aus der einfachen Erzählung Micheles aber errieth er Alles.

Man kennt die väterliche Zärtlichkeit, welche der gute Doctor für Luisa hegte. Er bemerkte an

der Kranken alle Symptome des Gehirnfiebers und ohne eine Frage an die zu richten, welche die moralische Unruhe, in der sie sich befand, noch hätte steigern müssen, beschäftigte er sich blos mit Bekämpfung des materiellen Uebels.

Zu geschickt, um sich durch eine bekannte Krankheit besiegen zu lassen, sobald diese Krankheit kaum erst ordentlich begonnen, bekämpfte er sie energisch, und nach Verlauf von drei Tagen war Luisa, wenn auch nicht hergestellt, doch wenigstens außer Gefahr.

Am vierten Tage sah sie die Thür sich öffnen und stieß bei dem Anblick der Person, welche eintrat, einen Freudenschrei aus, indem sie ihr zugleich beide Arme entgegenbreitete.

Die Person war ihre Herzensfreundin, die Herzogin Fusco.

Ganz wie San Felice vorhergesagt, war, sobald die Königin abgereist war, die in Ungnade gefallene Herzogin nach Neapel zurückgekommen.

Binnen wenigen Augenblicken sah sie sich nun von dem gegenwärtigen Stand der Dinge in Kenntniß gesetzt.

Seit drei Monaten war Luisa gezwungen gewesen, Alles in ihr Herz zu verschließen. Seit vier Tagen war ihr Herz übervoll und trotz jenes Ausspruches eines großen Moralisten, daß die Männer die Geheimnisse Anderer, die Frauen aber die ihrigen am besten bewahren, hatte Luisa nach Verlauf einer Viertelstunde für ihre Freundin kein Geheimniß mehr.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß die Verbindungsthür mehr geöffnet ward als je, und daß die Herzogin zu jeder Stunde des Tages und der Nacht das geheiligte Zimmer zu ihrer Verfügung hatte.

An dem Tage, wo Luisa das Bett verließ, empfing sie abermals einen Brief von Portici.

Giovannina sah mit Unruhe sie diesen Brief in Empfang nehmen. Dann wartete sie, bis derselbe gelesen ward.

Wenn darin der vorhergehende erwähnt ward und Luisa denselben verlangte, so wollte Giovannina ihn hervorsuchen. Man fand ihn dann unversehrt und Giovannina konnte sich, wie wir bereits bemerkt, mit dem Zustand von Unruhe und Zerstreutheit entschuldigen, in welchen sie durch die Krankheit ihrer Gebieterin versetzt worden.

Verlangte diese den Brief nicht, so wollte Giovannina ihn jedenfalls behalten und sich dessen zur Ausführung eines schwarzen Anschlages bedienen, welcher in ihr allerdings noch nicht zur Reife gediehen war, aber dessen Keim sich in ihr immer mehr entwickelte.

Die Ereignisse gingen ihren Gang. Man kennt diese Ereignisse, denn wir haben dieselben ausführlich erzählt.

Die der patriotischen Partei angehörende Herzogin Fusco öffnete ihre Salons wieder und empfing darin alle hervorragenden Männer und Frauen dieser Partei.

Zu der Zahl dieser Frauen gehörte Eleonore Fonseca Pimentel, welche wir bald mit der Seele eines Weibes und dem Muth eines Mannes sich in die politischen Ereignisse ihres Landes mischen sehen werden.

Diese politischen Ereignisse hatten für Luisa, welche bis jetzt sich niemals darum gekümmert, eine außerordentliche Bedeutung erlangt.

So gut die Vertrauten der Herzogin von Fusco auch unterrichtet waren, so gab es doch immer einen Punkt, über welchen Luisa noch besser unterrichtet war.

Es war dies der Marsch der Franzosen auf Neapel.

In der That wußte sie alle drei oder vier Tage ganz genau, wo die Replublikaner standen.

Auch von dem Chevalier hatte sie zwei Briefe erhalten.

In dem ersten, worin er ihr eine glückliche Ankunft in Palermo meldete, gab er ihr sein Bedauern zu erkennen, daß der stürmische Zustand des Meeres sie verhindert hatte, sich mit ihm einzuschiffen, aber er sagte nicht, daß sie ihm nachfolgen sollte.

Der Brief war zärtlich, ruhig und väterlich wie immer. Wahrscheinlich hatte der Chevalier den letzten von Luisa ausgestoßenen Schrei der Verzweiflung nicht gehört oder nicht hören wollen.

Der zweite Brief enthielt über die Situation des Hofes in Palermo Einzelheiten, die man in dem weitem Verlaufe unserer Erzählung finden wird.

Ebensowenig aber als in dem ersten war darin der Wunsch ausgesprochen, daß Luisa Neapel verlassen solle.

Im Gegentheil gab der Chevalier ihr allerhand Rathschläge über die Art und Weise, auf welche sie sich in den politischen Krisen, welche die Hauptstadt bewegen würden, verhalten solle, und unterrichtete sie zugleich, daß das Bankierhaus Baker von ihm beauftragt sei, ihr die Summen, deren sie bedürfen würde, zur Verfügung zu stellen.

Noch denselben Tag erschien der junge André Baker, welchen Luisa seit dem Tage seines Besuches in Caserta nicht wiedergesehen, mit dem Avisbriefe des Chevalier in der Hand in dem Palmbaumhause.

Luisa empfing ihn mit ihrer gewohnten ernsten Freundlichkeit, dankte ihm für seine Aufmerksamkeit, erklärte ihm aber auch zugleich, daß sie, da sie sehr eingezogen lebe, beschlossen habe, während der Abwesenheit ihres Gemahls keine Besuche anzunehmen. Wenn sie in den Fall käme, Geld zu bedürfen, so würde sie entweder selbst nach der Bank kommen, oder Michele mit einer Quittung schicken.

Dies war eine Verabschiedung in aller Form.

André verstand es und entfernte sich seufzend.

Luisa begleitete ihn bis auf den Perron und sagte zu Giovannina, welche die Thür hinter ihm zu schließen kam:

»Wenn Mr. André Backer jemals wiederkommen und mit mir zu sprechen wünschen sollte, so vergiß nicht, daß ich nicht zu Hause bin.«

Man kennt die Vertraulichkeiten der neapolitanischen Dienstleute mit ihrer Herrschaft.

»Ach, mein Himmel!« antwortete Giovannina. »Wie ist es möglich, daß ein so schöner junger Mann Ihnen mißfallen kann, Signora?«

»Er mißfällt mir nicht, entgegnete Luisa kalt, »aber in Abwesenheit meines Gemahls empfangen ich einmal Niemanden.«

Giovannina, an deren Herzen die Eifersucht nagte, stand schon im Begriff zu antworten:

»Signor Salvato ausgenommen.«

Sie bezwang sich jedoch und ein zweifelndes Lächeln war die einzige Antwort, die sie gab.

Der letzte Brief, welchen Luisa von Salvato empfangen, war vom 19. Januar datiert und traf am 20. ein.

Der ganze Tag des 20. verging für Neapel in Angst und Unruhe und für Luisa war diese Angst größer als für jeden Andern. Von Michele hörte sie, welche furchtbaren Vertheidigungsanstalten getroffen wurden, und durch Salvato erfuhr sie, daß der Obergeneral geschworen hatte, die Stadt um jeden Preis zu nehmen.

Salvato bat Luisa inständig, wenn man Neapel bombardierte, sich um ihrer persönlichen Sicherheit willen in die tiefsten Keller ihres Hauses zu flüchten.

Diese Gefahr stand besonders zu befürchten, wenn das Castell San Elmo das gegebene Versprechen nicht hielt, sondern sich gegen die Franzosen und die Patrioten erklärte.

Am 21. Morgens gab sich in Neapel eine große Bewegung kund.

Das Castell San Elmo hatte, wie man sich erinnert, die dreifarbige Fahne aufgepflanzt. Es hielt demnach sein Versprechen und erklärte sich für die Patrioten und für die Franzosen.

Luisa freute sich darüber, obschon weder um der Patrioten noch um der Franzosen willen, denn eine politische Meinung hatte sie niemals gehabt. Es schien ihr aber, als ob diese den Franzosen und den Patrioten gewährte Unterstützung die Gefahr mindere, in welcher ihr Geliebter schwebte, weil derselbe von Herzen Patriot und aus freier Wahl Franzose war.

Denselben Tag erhielt sie einen Besuch von Michele. Als einer der Anführer des Volks und entschlossen, bis zum letzten Blutstropfen für eine Sache zu kämpfen, die er allerdings nicht recht verstand, welcher er aber durch die Umgebung angehörte, in deren Mitte er geboren war, kam er, um für den Fall, daß er fiel, von Luisa Abschied zu nehmen und ihr seine Mutter zu empfehlen.

Luisa weinte sehr, als sie von ihrem Milchbruder Abschied nahm; aber nicht alle ihre Thränen flossen um der Gefahr willen, welche Michele lief, denn eine gute Hälfte galt denen, welche Salvato drohten.

Michele versuchte, halb lachend, halb weinend und seinerseits nicht weitersehend, als Luisa's Worten gingen, diese über sein Schicksal zu beruhigen, indem er sie an die Prophezeiung Nannos erinnerte.

Der albanesischen Wahrsagerin gemäß sollte Michele als Oberst sterben und gehängt werden.

Nun aber war er jetzt erst Capitän und wenn er dem Tode ausgesetzt war, so war es der Tod durch das Eisen oder durch das Feuer, aber nicht durch den Strick.

Allerdings, wenn Namno's Prophezeiung in Bezug auf Michele in Erfüllung ging, so mußte sie auch in Bezug auf Luisa in Erfüllung gehen und wenn Michele gehängt ward, so mußte Luisa auf dem Schaffot sterben.

Die Alternative war keine tröstliche.

In dem Augenblick, wo Michele sich von Luisa entfernte, hielt diese ihn bei der Hand zurück und es entragen sich ihr die Worte, welche schon lange auf ihren Lippen umherirrten:

»Wenn Du Salvato begegnest – «

»O, Schwesterchen!« rief Michele.

Beide hatten einander vollkommen verstanden.

Eine Stunde nach ihrer Trennung hörte man die ersten Kanonenschüsse.

Die Mehrzahl der Patrioten von Neapel, namentlich die, welche in Folge ihres vorgerückten Alters oder des friedlichen Standes, dem sie angehörten, nicht berufen waren, zu den Waffen zu greifen, hatten sich bei der Herzogin von Fusco versammelt.

Hier trafen von Stunde zu Stunde Nachrichten über den Stand des Kampfes ein.

Luisa aber nahm an diesem Kampfe zu viel Interesse, um diese Nachrichten in dem Salon und mitten unter der bei der Herzogin versammelten Gesellschaft zu erwarten.

Allein, in dem Zimmer Salvatos, auf den Knien vor dem Crucifix liegend, betete sie. Jeder

Kanonenschuß erschütterte ihr Herz.

Die Herzogin von Fusco fand sich von Zeit zu Zeit bei ihrer Freundin ein und gab ihr Nachricht von den Fortschritten, welche die Franzosen machten, sprach aber auch gleichzeitig mit einem gewissen Grad von Nationalstolz von der wunderbaren Vertheidigung der Lazzaroni.

Luisa antwortete durch einen Seufzer. Es war ihr als ob jede Kugel das Herz Salvatos bedrohte. Sollte dieser furchtbare Kampf denn ewig dauern?

Während der Ereignisse des 21. und 22. warf Luisa sich angekleidet auf Salvato's Bett.

Mehrmals ward von den Lazzaroni Lärm gemacht. Der Ruf, in welchem der Patriotismus der Herzogin stand, war nicht ohne Gefahr.

Luisa beschäftigte sich nicht mit dem, was den Andern Grund zur Unruhe gab. Sie dachte nur an Salvato.

Am Morgen des dritten Tages hörte das Musketenfeuer auf und man meldete, daß die Franzosen auf allen Punkten siegreich, aber noch nicht Meister der Stadt wären.

Was war in diesem hartnäckigen, blutigen Kampf geschehen? Lebte Salvato noch oder war er todt?

Mit den drei letzten Kanonenschüssen, welche das Castell San Elmo auf die Plünderer des königlichen Palastes abgefeuert, hatte das Getöse des Kampfes völlig aufgehört.

Nun sollte sie entweder Michele oder Salvato, wenn ihnen kein Unglück begegnet war, wiedersehen – Michele ohne Zweifel zuerst, denn dieser konnte zu jeder Stunde des Tages kommen und Luisa aufsuchen, während Salvato, der nicht wußte, daß sie allein war, sicherlich nicht anders als in der Nacht und auf dem verabredeten Wege sich bei ihr einzufinden wagte.

Luisa stellte sich an das Fenster und heftete die Augen auf die Chiaja. Von dieser Seite her mußten ihr die Nachrichten zugehen.

Die Stunden verflossen. Sie erfuhr die vollständige Uebergabe der Stadt.

Sie hörte das Geschrei der Menge, welche Championnet zu dem Grabmal Virgil's begleitete. Sie erfuhr die für den folgenden Tag angekündigte Flüssigwerdung des wunderthätigen Blutes des heiligen Januarius.

Alle diese Dinge gingen an ihrem Verstande vorüber wie Phantome an dem Bette eines Schlafenden.

Alles dies war nicht das, was sie erwartete, wonach sie verlangte, wonach sie hoffte.

Lassen wir Luisa an ihrem Fenster, kehren wir in die Stadt zurück und wohnen wir den Schmerzen einer andern Seele bei, die nicht weniger unruhig war, als die ihrige.

Man weiß, von wen wir sprechen wollen.

Entweder ist uns das geistige und leibliche Porträt, welches wir von Salvato zu entwerfen gesucht, sehr schlecht gelungen, oder unsere Leser wissen, daß, wie sehnlich auch unser junger Soldat Luisa wieder zu sehen wünschte, doch die Pflicht des Soldaten unter allen Umständen über die Wünsche des Liebenden den Sieg davontrug.

Er hatte sich daher von der Armee getrennt, er hatte sich von Neapel entfernt und sich dieser Stadt wieder genähert, ohne eine Klage, ohne eine Bemerkung laut werden zu lassen, obschon er recht wohl wußte, daß bei dem ersten Worte, welches er zu Championnet von dem Magnete geäußert, der ihn nach Neapel zog, sein General, der für ihn die Zärtlichkeit der Bewunderung, vielleicht von allen Zärtlichkeiten die tiefste, hegte, ihm jede nur mögliche Erleichterung gewährt haben würde, damit er der Erste wäre, der nach Neapel gelangte.

In dem Augenblicke, wo er gerade noch zur rechten Zeit, um Michele das Leben zu retten, den Largo delle Pigne erreichte, und den jungen Lazzarone an seine Brust drückte, schlug sein Herz vor doppelter Freude, erstens weil er sich in größerem Maßstabe erkenntlich für den ihm geleisteten Dienst beweisen konnte, und zweitens weil er, sobald er mit Michele allein war, Kunde über Luisa erhalten konnte und Jemanden hatte, mit dem er von ihr sprechen konnte.

Aber auch diesmal sah er sich in seiner Erwartung getäuscht. Die lebhafteste Phantasie des Obergenerals hatte in dem Wiederfinden Salvatos und des Lazzarone ein Ereigniß gesehen, von welchem er Nutzen ziehen konnte. Der Keim der Idee, die dahin gediehen, den heiligen Januarius sein Wunder verrichten zu lassen, hatte sich in seinem Geiste entwickelt und ihn zu dem Entschlusse bewogen, die Kathedrale unter die Bewachung Salvatos zu stellen und Michele zum Führer Salvato's nach der Kathedrale zu wählen.

Man hat gesehen, daß diese doppelte Wahl gut war, denn sie hatte den gewünschten Erfolg gehabt.

Nur war Salvato bis zum nächstfolgenden Tage zur Bewachung der Kathedrale bestimmt, für welche er zu bürgen hatte.

Kaum aber hatte er den erzbischöflichen Palast erreicht, und seine Grenadiere unter dem Portale der Kirche und auf dem kleinen Platze, welcher in die Strada dei Tribunali führt, Posto fassen lassen, so schlang er seine Arme um Michelles Hals, zog ihn in die Kathedrale hinein und sagte weiter nichts zu ihm, als die zwei Worte, in welchen gleichwohl eine ganze Welt von Fragen lag:

»Und sie?«

Michele erzählte mit der tiefen Intelligenz, welche er aus dem dreifachen Gefühle der Verehrung, der Zärtlichkeit und der Dankbarkeit, die er für Luisa hegte, schöpfte, ihm Alles, von den ohnmächtigen Bemühungen Luisas, mit ihrem Gemahle abzureisen, an bis zu dem letzten Worte, welches sie vor drei Tagen aus der Tiefe ihres Herzens gesprochen:

»Wenn Du Salvato triffst –«

Die letzten Worte Luisas und die ersten Worte Salvatos konnten folglich so übersetzt werden:

»Ich liebe ihn immer noch!«

»Ich bete sie mehr an als je!«

Obschon das Gefühl, welches Michele für Affunta hegte, nicht den Grad der Liebe erreichte, welche Salvato und Luisa für einander empfanden, so konnte der junge Lazzarone doch die Höhe ermessen, welche er selbst nicht erreichte, und in seiner überwallenden Dankbarkeit, in jener Freude, zu leben, welche die Jugend in Folge einer großen überstandenen Gefahr empfindet, machte er sich zum Dolmetscher der Gesinnungen Luisa's mit mehr Wahrheit und mit größerer Beredsamkeit, als sie gewagt haben würde es selbst zu thun, und im Namen Luisas, ohne von ihr beauftragt worden zu sein, sagte er ihm zwanzigmal, daß Luisa ihn liebe, während Salvato seinerseits nicht müde ward, es zu hören.

Während Michele so mit Erzählen und Salvato mit Zuhören die Zeit hinbrachten, stand Luisa am Fenster und schaute, ob sie auf der Straße von Chiaja nichts kommen sähe.

Siebentes Capitel.

Michele's Gelübde.

Die Nacht senkte sich langsam vom Himmel herab.

So lange Luisa hoffen konnte, in der Dämmerung etwas zu unterscheiden, blieb sie am Fenster stehen. Von Zeit zu Zeit richtete sie ihren Blick gegen Himmel, wie um Gott zu fragen, ob der, den sie vergebens auf der Erde suchte, vielleicht oben bei ihm sei.

Gegen acht Uhr glaubte sie in der Dunkelheit einen Mann zu erkennen, welcher den Gang und die Gestalt Michele's hatte.

Der Mann blieb an der Thür des Gartens stehen, ehe er aber noch Zeit hatte, anzupochen, rief Luisa:

»Michele!«

Und Michele antwortete:

»Schwesterchen!«

Bei dem Ton dieser ihn rufenden Stimme eilte Michele herbei und da das Fenster höchstens acht bis zehn Fuß hoch war, so kletterte er, die Mauerritzen zwischen den Steinen benutzend, in die Höhe, klammerte sich an den Balcon und schwang sich in das Innere des Speisesaales.

Auf den ersten Ton von Michele's Stimme, bei dem ersten Blick, den Luisa auf ihn warf, sah sie, daß sie kein Unglück zu fürchten hatte, in so hohem Grade strahlte das Antlitz des jungen Lazzarone von Frieden und Glück.

Was ihr dabei ganz besonders auffiel, war das seltsame Kostüm, welches ihr Milchbruder trug.

Es bestand zunächst aus einer Art Uhlanenschako mit einem Federstutz, welcher ursprünglich einem Tambourmajor gehört zu haben schien, und in einer kurzen, himmelblauen, auf der Brust und auf den Aermeln mit Goldstickereien bedeckten Jacke.

An seinem Halse hing, nur die linke Schulter bedeckend, ein rother Dolman mit nicht weniger kostbaren Stickereien als die der Jacke.

Graue, mit goldenen Treffen besetzte Beinkleider vervollständigten dieses Kostüm, welches noch furchtbarer durch den großen Säbel gemacht ward, den Michele der Freigebigkeit Salvato's verdankte und der, wie die Gerechtigkeit gegen seinen Herrn zu sagen verlangt, während der so eben verflossenen drei Tage nicht müßig geblieben war.

Dies war die Uniform, welche der Obergeneral, die Treue kennend, welche der Lazzarone gegen Salvato bewiesen, sich beeilt hatte, ihm zu schicken.

Michele hatte sie sofort angelegt und, ohne Salvato zu sagen, zu welchem Zwecke, diesen um einen einstündigen Urlaub gebeten, der ihm auch sofort bewilligt ward.

In einem Sprunge war er von der Vorhalle der Kathedrale zu Affunta geeilt, wo sein Erscheinen zu einer solchen Stunde und in einem solchen Kostüm nicht bloß das Erstaunen des jungen Mädchens, sondern auch das des alten Basso Tomeo und seiner drei Söhne erweckt hatte, von welchen zwei in einem Winkel beschäftigt waren, sich die empfangenen Wunden zu verbinden.

Michele ging stracks auf den Kleiderschrank zu, nahm aus demselben den schönsten Anzug seiner Geliebten, rollte ihn unter dem Arm zusammen, versprach den nächstfolgenden Tag früh wiederzukommen und entfernte sich unter Harlekinsprüngen und unzusammenhängenden, verworrenen Reden, welche ihm ganz gewiß den Beinamen des Pazzo oder Narren erworben haben würden, wenn er sich dieses Prädicats nicht schon seit langer Zeit erfreut hätte.

Von der Marinella bis zur Margelina ist es weit, denn man muß, um von der einen zur andern zu gelangen, Neapel in seiner ganzen Breite durchschreiten.

Michele kannte aber alle Gäßchen und Durchgänge, die ihm einige Schritte Weges ersparen konnten, so genau, daß er blos eine Viertelstunde brauchte, um bis zu Luisa zu gelangen, und wir haben gesehen, daß er, um diesen Weg so viel als möglich abzukürzen, anstatt durch die Thür in das Haus zu gehen, zum Fenster hineingeklettert war.

»Vor allen Dingen, sagte Michele, indem er von dem Fenstersims in das Zimmer sprang, »er lebt, er befindet sich wohl, er ist nicht verwundet und er liebt Dich über alle Begriffe.«

Luisa stieß einen Freudenruf aus. Dann faßte sie, die Zärtlichkeit, welche sie für ihren Milchbruder hegte, mit der Freude mischend, welche die von ihm gebrachte gute Nachricht ihr bereitete, ihn in ihre Arme und drückte ihn an ihr Herz, indem sie murmelte:

»Michele! lieber Michele! Wie freue ich mich, Dich wiederzusehen!«

»Und Du kannst Dich auch darüber freuen, denn es fehlte nicht viel, so hättest Du mich nicht wiedergesehen. Ohne ihn wäre ich erschossen worden.«

»Ohne wen?« fragte Luisa, obschon sie recht wohl wußte, von wem Michele sprach.

»Nun, ihn!« sagte Michele. »Wen denn sonst? Hätte wohl irgend ein Anderer als Signor Salvato mich vom Tode retten können? Wer zum Teufel hätte sich denn um die Löcher gekümmert, welche sieben oder acht Kugeln in die Haut eines armen Lazzarone machen können? Er aber eilte sogleich herbei und sagte: »Das ist Michele! Er hat mir das Leben gerettet; ich verlange, daß er begnadigt werde!« Dann schloß er mich in die Arme, küßte mich vor allen Leuten und der Obergeneral machte mich zum Oberst, wodurch ich freilich dem Galgen bedeutend näher gekommen bin, meine liebe Luisa.«

Dann, als er sah, daß sie ihn hörte, ohne seine Worte zu verstehen, fuhr er fort:

»Aber um alles dies handelt es sich jetzt nicht. In dem Augenblick, wo ich erschossen werden sollte, that ich ein Gelübde, welches auch Dich mit betraf, Schwesterchen.«

»Mich?«

»Ja, Dich. Ich gelobte nämlich, wenn ich noch davonkäme – und ich versichere Dir, die Aussichten dazu waren durchaus nicht sonderlich – ich gelobte also, wenn ich mit dem Leben davonkäme, so sollte dieser Tag nicht vorübergehen, ohne daß ich mit Dir, Schwesterchen, mein Gebet zum heiligen Januarius verrichtete. Nun ist aber keine Zeit zu verlieren, und da man sich darüber wundern könnte, wenn man eine vornehme Dame wie Dich am Arm Micheles, des Narren, wenn er auch jetzt Oberst ist, in den Straßen von Neapel herumlaufen sähe, so bringe ich Dir ein Kostüm, in welchem man Dich nicht erkennen wird.

Und er ließ das Packet, welches Affuntas Kleider enthielt, zu Luisas Füße niederfallen.

Luisa verstand immer weniger, ihr Instinkt aber sagte ihr, daß diesem Allem für ihr hochklopfendes Herz eine Ueberraschung zu Grunde liege, die ihr Geist nicht errathen könne.

Vielleicht wollte sie auch in Micheles geheimnißvollen Vorschlag nicht weiter eindringen, weil sie fürchtete, ihn dann zurückweisen zu müssen.

»Wohlan,« sagte Luisa, »da Du ein Gelübde gethan hast, mein armer Michele, und Du diesem Gelübde das Leben zu verdanken glaubst, so muß es auch gehalten werden. Wolltest Du demselben untreu werden, so würde Dir dies Unglück bringen. Uebrigens schwöre ich Dir, daß ich nie in besserer Stimmung gewesen bin, zu beten, als gerade in diesem Augenblicke. Aber –« setzte sie schüchtern hinzu.

»Nun, aber?«

»Du erinnerst Dich doch, daß er mir gesagt hatte, das Fenster im Gäßchen eben so offen zu halten wie die Thüren, welche von diesem Fenster in sein Zimmer führen?«

»Und folglich,« sagte Michele, »steht das Fenster und die nach seinem Zimmer führende Thür auch wirklich offen.«

»Ja. Denke Dir, was er gedacht haben würde, wenn er sie verschlossen gefunden hätte.«

»Ja, das würde ihn freilich tief geschmerzt haben. Unglücklicherweise aber ist Signor Salvato, seitdem er wieder hergestellt ist, nicht mehr sein eigener Herr. Diese Nacht hat er die Wache bei dem Obergeneral und da er diesen Posten erst morgen Früh um elf Uhr verlassen darf, so können wir Fenster und Thüren schließen und dem heiligen Januarius das Gelübde lösen, welches ich ihm gethan.«

»Ja, gehen wir, seufzte Luisa, indem sie Affuntas Kleider in ihr Zimmer trug, während Michele die Thüren und Fenster zu schließen ging.

Als er in das Zimmer trat, welches auf das Gäßchen ging, glaubte er einen Schatten zu sehen, der sich in dem dunkelsten Winkel des Zimmers zu verstecken suchte.

Da dies schlimme Absichten verrathen konnte, so ging Michele mit ausgebreiteten Armen darauf zu.

Der Schatten aber, welcher sah, daß er nicht entrinnen konnte, kam auf ihn zu und sagte:

»Ich bin es, Michele. Ich bin auf Signoras Befehl hier.«

Michele erkannte sofort Giovannina's Stimme und da die Sache durchaus nichts Unwahrscheinliches hatte, so kümmerte er sich weiter nicht darum, sondern begann blos die Fenster zu schließen.

»Aber,« fragte Giovannina, »wenn nun Signor Salvato kommt?«

»Er wird nicht kommen,« antwortete Michele.

»Ist ihm vielleicht ein Unglück zugestoßen?« fragte Giovannina in einem Tone, welcher mehr als gewöhnliches Interesse verrieth, und dessen Unklugheit sie auch selbst einsah, denn sie setzte beinahe unmittelbar darauf hinzu:

»In diesem Falle müßte man diese Nachricht Signora mit aller möglichen Schonung beibringen.«

»Signora,« entgegnete Michele, »weiß in dieser Beziehung bereits Alles, was sie zu wissen braucht, und obschon Signor Salvato kein Unglück zugestoßen ist, so kann er doch von da, wo er jetzt ist, nicht eher fort als morgen Früh.«

In diesem Augenblick hörte man Luisas Stimme, welche ihre Dienerin rief.

Giovannina begab sich nachdenklich und die Stirn runzelnd langsam nach dem Zimmer, von wo aus ihre Herrin sie rief, während Michele, an ihre Launen, die er vielleicht bemerkte, aber sich weiter nicht zu erklären suchte, gewöhnt, die Fenster und Thüren schloß, welche Luisa sich zwanzigmal vorgenommen nicht zu öffnen und die sie seit drei Tagen dennoch stets offen hielt.

Als Michele in den Speisesaal zurückkam, war Luisa mit ihrer Toilette fertig.

Er stieß einen Ruf des Erstaunens aus. Noch nie war sie ihm so schön erschienen wie in diesem Kostüm, welches sie trug, als ob es von jeher das ihrige gewesen wäre.

Giovannina ihrerseits betrachtete ihre Herrin mit einem seltsamen Ausdruck von Eifersucht. Sie verzieh ihr, daß sie in ihren Damenkleidern schön war, als Tochter des Volkes aber konnte sie ihr nicht verzeihen, daß sie auch in den Kleidern einer Tochter des Volkes reizend war.

Was Michele betraf, so bewunderte er Luisa auf richtig und naiv, und da er nicht errathen konnte, daß jeder seiner Lobprüche für das Herz der Dienerin ein Dolchstich war, so hörte er nicht auf in allen Tönen des Entzückens auszurufen:

»So schau' doch, Giovannina, wie schön sie ist!«

Und in der That umstrahlte eine Glorie nicht blos der Schönheit, sondern auch des Glückes Luisa's Stirn.

Nach so vielen Tagen der Angst und des Schmerzes gewann das so lange von ihr bekämpfte Gefühl die Oberhand. Zum ersten Male liebte sie Salvato ohne Hintergedanken, ohne Reue, beinahe ohne Selbstvorwurf.

Hatte sie nicht Alles, was sie gekonnt, gethan, um dieser Liebe zu entrinnen? War es nicht das Verhängniß selbst, welches sie an Neapel gefesselt und abgehalten hatte, ihrem Gemahl zu folgen?

Nun aber glaubt ein wahrhaft religiöses Herz, wie das Luisas war, nicht an das Verhängniß. Wenn es aber nicht das Verhängniß war, was sie zurückgehalten, so war es die Vorsehung, und wenn es die Vorsehung war, wie konnte sie dann das Glück fürchten, welches ihr auf diese Weise beschieden war?

Deshalb sagte sie auch zu ihrem Milchbruder in freudigem Tone:

»Ich warte, wie Du siehst, Michele. Ich bin bereit.«

Und mit diesen Worten ging sie voran auf den Perron hinunter.

Nun aber konnte Giovannina nicht umhin, Michele beim Arme zu ergreifen und festzuhalten.

»Wo geht Signora denn hin?« fragte sie.

»Sie geht, um dem heiligen Januarius dafür zu danken, daß er heute das Leben ihres Dieners gerettet hat,« antwortete der Lazzarone, indem er sich beeilte Luisa einzuholen, um ihr einen Arm zu bieten.

Von der Mergellina aus, wo kein Kampf stattgefunden, bot Neapel einen noch sehr ruhigen Anblick dar.

Die Chiaja war in ihrer ganzen Länge erleuchtet und französische Patrouillen durchfurchten die Menge, welche, hocheifrig, den Gefahren entronnen zu sein, welche drei Tage lang einen Theil der Bevölkerung erreicht und den übrigen bedroht, ihre Freude beim Anblick der republikanischen Uniform dadurch zu erkennen gab, daß sie die Tücher und Hüte schwenkte und rief:

»Er lebe die französische Republik! Es lebe die parthenopeische Republik!«

Und in der That, obschon die Republik in Neapel noch nicht proclamirt war, sondern es erst am folgenden Morgen werden sollte, so wußte doch bereits Jeder, daß dies die einzuführende Regierungsform sein würde.

Bei der Annäherung an die Toledostraße verdüsterte sich das Schauspiel ein wenig.

Hier begann die Reihe der niedergebrannten oder der Plünderung preisgegebenen Häuser.

Die ersten waren weiter nichts mehr als ein qualmender Trümmerhaufen, die andern ohne Thüren, ohne Fenster, ohne Läden mit ihren auf dem Pflaster aufgethürmten zerschlagenen Möbeln gaben einen Begriff von dem, was dieses Lazzaroniregiment gewesen, und besonders von dem, was es geworden wäre, wenn es noch einige Tage länger gedauert hätte.

An verschiedenen Punkten, wo man die Todten und die Verwundeten niedergelegt und wo auf den das Straßenpflaster bildenden Steinplatten große Blutflecken zu sehen waren, hielten mit Sand beladene Wagen, und mit Schaufeln versehene Männer warfen den Sand von den Wagen herab, während andere mit Rechen denselben gleichmäßig glatt strichen, wie in Spanien die Diener des Circus thun, wenn die Leichen der Stiere, der Pferde und zuweilen auch der Menschen aus der Arena hinweggeschafft werden.

Auf dem Platze des Mercatello ward das Schauspiel ein noch traurigeres. Vor dem cirkelrunden Platze am Jesuitencollegium hatte man eine Ambulanz errichtet, und während man Spottlieder auf die Königin sang, Feuerwerke abbrannte und Flintenschüsse in die Luft abfeuerte, riß man unter Wuthgeschrei eine unter dem Porticus stehende Statue Ferdinands des Ersten nieder und räumte die letzten Leichen hinweg.

Luisa wendete seufzend die Augen ab und ging vorüber.

Unter dem weißen Thore stand noch eine halb demolierte Barricade und gegenüber, an der Ecke der Strada San Pietro in Mazello, brannte ein Palast nieder und schleuderte, zusammenbrechend, Feuergarben gleich den Raketenbüscheln eines Kunstfeuerwerkes gegen Himmel.

Luisa schmiegte sich zitternd an Michele an. Und dennoch war ihre Angst mit einem Gefühl von freudigem Behagen gemischt, dessen Ursache sie sich selbst nicht zu erklären wußte.

So wie sie sich der alten Kirche näherte, ward ihr Schritt immer leichter und die Engel, welche den heiligen Januarius in den Himmel emporgetragen, schienen ihr ihre Schwingen geliehen zu haben, um sie die Stufen emporzutragen, welche von der Straße aus in das Innere des Tempels führen.

Michele geleitete Luisa in einen der dunkelsten Winkel des Gebäudes, stellte einen Stuhl vor sie hin und stellte einen zweiten neben den ersten; dann sagte er zu ihr:

»Bete; ich komme sogleich wieder.«

Mit diesen Worten eilte er aus der Kirche hinaus.

Er hatte Salvato Palmieri träumend an einer der Säulen gelehnt zu erkennen geglaubt. Er ging auf ihn zu. Es war wirklich Salvato.

»Kommen Sie mit mir, Herr Commandant,« sagte er zu ihm. »Ich habe Ihnen etwas zu zeigen, was, wie ich gewiß weiß, Ihnen Vergnügen machen wird.«

»Du weißt,« antwortete ihm Salvato, »daß ich meinen Posten nicht verlassen kann.«

»Das ist auch nicht nöthig.«

»Wie so?« fragte Salvato.

Michele gab keine Antwort, sondern schritt voran, während Salvato ihm neugierig folgte.

Sie gingen in die Kathedrale hinein und bei dem Scheine der Lampe, die auf dem Chor brannte und die wenigen Andächtigen sichtbar machte, welche gekommen waren, um hier ihre nächtlichen Gebete zu verrichten, zeigte Michele auf eine junge Frau, welche mit der tiefen Sammlung liebender Seelen betete.

Salvato stutzte.

»Sehen Sie?« fragte Michele, mit dem Finger zeigend.

»Was denn?«, fragte Salvato.

»Diese Frau, die so andächtig betet.«

»Nun, und?«

»Nun, Herr Commandant, während ich an Ihrer Statt, und zwar gewissenhaft wachen werde, knien Sie dort neben jene junge Frau nieder. Ich weiß selbst nicht, was mich auf den Gedanken bringt, aber ich glaube, sie wird Ihnen gute Nachrichten von meinem Schwesterchen Luisa mittheilen.«

Salvato betrachtete Michele mit Erstaunen.

»Gehen Sie! Gehen Sie doch!«, sagte Michele, ihn vorwärts schiebend.

Salvato that, was Michele ihm sagte; ehe er aber niederknien konnte, drehte sich Luisa bei dem Geräusche seines Trittes, den sie erkannt, herum, und ein schwacher, halb durch die Majestät des geheiligten Ortes zurückgehaltener Schrei entrang sich der Brust der beiden Liebenden.

Bei diesem unaussprechliches Glück verrathenden Schrei, welcher Michele verkündete, daß Alles seinen Absichten gemäß gelungen war, war die Freude des Lazzarone so groß, daß er trotz der neuen Würde, womit er bekleidet war, trotz der Majestät des Ortes, welche Salvato und Luisa bewogen, ihren doppelten Liebesruf in einem Gebete erlöschen zu lassen, sobald er aus der Kirche hinaus war, eine Reihe von Harlekinssprüngen ausführte, die zu denen, welche er gemacht, als er Affunta verließ, ein würdiges Seitenstück bildeten.

Wenn man dieses Verfahren Micheles, welches den Zweck hatte, die beiden Liebenden einander zu nähern, unbekümmert darum, ob er, indem er sie glücklich machte, nicht zugleich das Glück eines Dritten erschütterte, vom Standpunkte unserer Moralität aus betrachtet, so wird man darin allerdings etwas Unüberlegtes und sogar Tadelnswerthes finden.

Die Moralität des neapolitanischen Volkes ist aber nicht so empfindlich wie die unsere, und wer Michele gesagt hätte, daß er eine zweifelhafte Handlung begangen, würde ihn in großes Erstaunen gesetzt haben, denn er war vielmehr überzeugt, daß er die schönste That seines Lebens vollführt.

Vielleicht hätte er geantwortet, daß er, indem er den beiden Liebenden eine erste Zusammenkunft in einer Kirche verschafft, eben dadurch, indem er sie genöthigt, sich innerhalb der Grenzen des strengsten Anstandes zu halten, das beseitigt habe, was das Alleinsein, die Isolierung, die Dunkelheit an jedem andern Orte Verlockendes und Gewagtes gehabt haben könnten.

Wir sind es aber der strengen Wahrheit schuldig, zu erklären, daß der wackere Junge daran nicht einmal gedacht hatte.

Achtes Capitel.

Der Schutzpatron von Neapel.

Wir haben schon von der Wirkung gesprochen, welche die von Championnet ausgegangene Verkündigung des Wunders des heiligen Januarius für den nächsten Tag in Neapel hervorgerufen hatte.

Championnet war entschlossen Alles auf einen Wurf zu setzen. Wenn das Wunder nicht geschah, so gab es eine Empörung zu unterdrücken, geschah es dagegen, so war damit die Ruhe und folglich das Fundament der parthenopeischen Republik gewonnen.

Um diesen unermesslichen Einfluß des heiligen Januarius auf das neapolitanische Volk zu erklären, wollen wir mit einigen kurzen Worten sagen, auf welche Verdienste dieser Einfluß sich gründet:

Der heilige Januarius ist nicht wie die andern Heiligen des Kalenders ein gewöhnlicher Allerweltsheiliger, der, wie der heilige Petrus und der heilige Paulus, in allen christlichen Kirchen angerufen wird. Nein, der heilige Januarius ist ein localer, patriotischer, neapolitanischer Heiliger.

Der heilige Januarius gehört den ersten Jahrhunderten der Kirche an. Er predigte das Wort Christi zu Ende des dritten und zu Anfang des vierten Jahrhunderts und bekehrte Tausende von Heiden. Wie alle Bekehrer, zog er sich natürlich den Haß der Kaiser zu und starb im Jahre 305 den Märtyrertod.

Ueber diesen Märtyrertod müssen wir, um das Wunder der Flüssigwerdung des Blutes verständlich zu machen, hier einige nähere Einzelheiten erwähnen.

Der Vorrang, den der heilige Januarius vor allen andern Heiligen behauptet, ist nach der Meinung der Neapolitaner unbestreitbar. Allerdings haben die andern Heiligen bei ihren Lebzeiten und selbst nach ihrem Tode einige Wunder verrichtet, welche, nachdem sie von den Philosophen besprochen worden, in der Form einer sagenhaften halben Authenticität bis auf uns gekommen sind, während dagegen das Wunder des heiligen Januarius sich bis auf unsere Zeit fortgesetzt hat und sich zum größern Ruhme der Stadt Neapel und zur vollständigen Beschämung der Atheisten zweimal jährlich erneuert.

Vor Allem guter Bürger, liebt der heilige Januarius in der That und Wahrheit nur sein Vaterland und thut nur für dieses etwas. Wäre selbst die Welt von einer zweiten Sündflut bedroht, oder bräche sie um den unerschrockenen Mann des Horaz herum in Trümmer zusammen, so würde doch der heilige Januarius keinen Finger rühren, um sie zu retten.

Drohen dagegen die Regengüsse des Novembers die Ernten zu ersäufen, oder trocknet die Hitze der Augusttage die Cisternen seines geliebten Vaterlandes aus, so setzt der heilige Januarius Himmel und Erde in Bewegung, um im November Sonnenschein und im August Wasser zu erzwingen.

Hätte der heilige Januarius die Stadt Neapel nicht unter seinen ganz besondern Schutz genommen, so würde sie schon seit zehn Jahrhunderten nicht mehr existieren, oder wäre zu dem Range von Pozzuolo oder Baja herabgesunken.

Und in der That gibt es in der ganzen Welt keine Stadt, welche öfter von einer fremden Macht erobert und beherrscht worden ist. Dank der thätigen und ausdauernden Intervention ihres Schutzpatrons aber sind die Eroberer verschwunden und Neapel steht heute noch.

Die Normannen haben über Neapel regiert, der heilige Januarius aber hat sie verjagt.

Die Schwaben haben über Neapel regiert, aber der heilige Januarius hat sie verjagt.

Das Haus Anjou hat über Neapel regiert, aber der heilige Januarius hat es verjagt.

Die Aragonien haben ihrerseits den Thron von Neapel eingenommen, der heilige Januarius hat sie aber gezüchtigt.

Die Spanier haben Neapel tyrannisiert, aber der heilige Januarius hat sie geschlagen.

Die Franzosen haben Neapel eingenommen, der heilige Januarius aber hat sie wieder hinausgeführt.

Und als wir im Jahre 1836 diese Worte schrieben, setzten wir hinzu:

»Und wer weiß, was der heilige Januarius noch für sein Vaterland thun wird.«

Und in der That, von welcher Art auch die einheimische oder fremde, legitime oder angemessene, liberale oder despotische Herrschaft sei, die auf diesem schönen Lande lastet, so lebt im innersten Herzen aller Neapolitaner der sie bis zum Stoicismus geduldig machende feste Glaube, daß alle Könige und alle Regierungen verschwinden und die Neapolitaner und der heilige Januarius das Einzige sein werden, was zuletzt in Neapel übrig bleibt.

Die Geschichte des heiligen Januarius beginnt mit der Geschichte von Neapel und wird wahrscheinlich auch nur mit ihr enden.

Die Familie des heiligen Januarius gehört natürlich dem höchsten Adel des Alterthums an. Das Volk, welches im Jahre 1647 seiner von einem Lazzarone befehligten Lazzaronirepublik den Titel einer aller *durchlauchtigsten königlichen neapolitanischen Republik* gab und im Jahr 1799 die Patrioten mit Steinwürfen verfolgte, weil sie gewagt hatten, das Prädicat »Excellenz« abzuschaffen, würde sich niemals dazu verstanden haben, sich einen Schutzheiligen von plebejischer Herkunft zu wählen. Der Lazzarone ist durch und durch aristokratisch, oder vielmehr er bedarf vor allen Dingen einer Aristokratie.

Die Familie des heiligen Januarius stammt in gerader Linie von der Familie der Januari in Rom, welche hinwiederum vom Janus abzustammen behaupteten.

Ihre ersten Jahre sind dunkel. Erst im Jahre 304, unter dem Pontificat des heiligen Marcellin, wird er zum Bischof des von dem Papst eben erst creirten Bisthums Benevento ernannt.

Welch' ein seltsames Geschick ruht auf diesem Bisthum Benevento, welches mit dem heiligen Januarius beginnt und mit Herrn von Talleyrand endet.

Die letzte Verfolgung, welche die Christen getroffen, hatte unter den Kaisern Diocletian und Maximian stattgefunden. Sie datierte von zwei Jahren, das heißt vom Jahre 302, und war eine der schrecklichsten gewesen. Siebzehntausend Märtyrer vergossen für die neue Religion ihr Blut.

Auf die Kaiser Diocletian und Maximian folgten die Kaiser Constantin und Galerius, unter welchen die Christen einen Augenblick aufathmeten.

Unter der Zahl der Gefangenen, welche unter den vorhergegangenen Regierungen in den Gefängnissen von Cumä zusammengepfertcht wurden, befand sich Sofius, Diaconus von Misena, und Proculus, Diaconus von Pozzuolo.

Während der ganzen Zeit, welche die Verfolgung von 302 gedauert, hatte der heilige Januarius niemals verfehlt, ihnen mit Gefahr seines Lebens den Beistand und Trost seines Wortes zu

bringen.

Vorläufig freigelassen, hielten die christlichen Gefangenen, welche nun alle Verfolgung überstanden zu haben glaubten, in der Kirche von Pozzuolo einen Dankgottesdienst, bei welchem der heilige Januarius, von Sofius und Proculus unterstützt, fungierte, als plötzlich eine Trompete schmetterte und ein geharnischter Herold in die Kirche hereingeritten kam, um laut ein altes Decret von Diocletian zu verlesen, welches die neuen Cäsaren wieder in Kraft setzten.

Dieses merkwürdige Decret, mag es nun echt oder apokryph sein, befindet sich noch jetzt in dem Archiv des Erzbisthums. Wir können es daher unsern Lesern eben so mittheilen, wie wir ihnen schon einige andere nicht ganz uninteressante historische Documente vorgelegt haben.

Es lautet:

»Diocletian, dreimal groß, immer gerecht, ewiger Kaiser, entbietet allen Proconsuln des römischen Reiches seinen Gruß.

»Da ein Gerücht, welches uns sehr mißfallen hat, nämlich, daß die Ketzerei Derer, die sich Christen nennen, eine Ketzerei, die zu den ruchlosesten gehört, wieder Macht und Ausbreitung gewinnt, daß die sogenannten Christen jenen von einer, ich weiß nicht was für einer Jüdin geborenen Jesus als Gott verehren und den großen Apollo, Merkur, Herkules, ja selbst Jupiter durch Schimpfreden und Verwünschungen beleidigen, während sie denselben Christus anbeten, den die Juden als Zauberer an ein Kreuz genagelt, zu unsern göttlichen Ohren gekommen ist:

»So befehlen wir hiermit, daß alle Christen, Männer und Frauen, in allen Städten und Gegenden, dafern sie sich weigern, unsern Göttern zu opfern und ihren Glauben abzuschwören, den grausamsten Martern unterworfen werden. Zeigen sie sich dagegen gehorsam, so wollen wir geruhen, ihnen Verzeihung zu gewähren. Im entgegengesetzten Falle fordern wir, daß sie mit der Schärfe des Schwertes und mit dem härtesten Tod (pessima morte) gestraft werden.

»Wisset endlich, daß, wenn Ihr unsere göttlichen Befehle verabsäumt, wir Euch selbst mit denselben Strafen belegen werden, womit wir die Schuldigen bedrohen.«

Im weiteren Verlauf unserer Geschichte werden wir, als Seitenstück hierzu, ein oder zwei Dekrete des Königs Ferdinand anzuführen haben. Man kann sie dann mit dem Diocletians vergleichen und man wird sehen, daß sie mit einander große Aehnlichkeit haben, nur sind die des römischen Kaisers in einem besseren Styl abgefaßt.

Wie man sich leicht denken kann, unterwarfen sich weder der heilige Januarius noch die beiden Diaconen diesem Decret.

Der heilige Januarius fuhr fort die Messe zu lesen und die beiden Diaconen, ihm zu assistieren, so daß sie eines schönen Morgens alle drei bei Ausübung ihres Amtes festgenommen wurden.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß Diejenigen, welche der Messe beiwohnten, ebenfalls festgenommen wurden, und noch weniger brauchen wir zu erwähnen, daß die Gefangenen sich durch die Drohungen des Proconsuls, welcher Timotheus hieß, nicht einschüchtern ließen, sondern standhaft bei ihrem Bekenntniß blieben.

In dem Augenblick, wo der heilige Januarius festgenommen ward, bat eine alte Frau, die ihn schon als einen Heiligen betrachtete, ihn, ihr einige Reliquien zu schenken. Der heilige Januarius gab ihr die beiden Phiolen, womit er soeben das Wunder des heiligen Sacraments vollzogen, und sagte zu ihr:

»Nimm diese beiden Phiolen, meine Schwester, und sammle darin mein Blut.«

»Aber ich bin gelähmt,« sagte die alte Frau, »und kann keinen Fuß vor den andern setzen.«

»Trinke den übriggebliebenen Wein und das Wasser aus diesen Fläschchen und Du wirst gehen können,« entgegnete der fromme Mann.

Er war es, auf den der Proconsul es ganz besonders abgesehen hatte, weil er es war, den der Herr ganz besonders in seinen Schutz nahm.

Man begann damit, daß man ihn in einen glühenden Ofen warf. Das Feuer erlosch aber und die glühenden Kohlen, welche den Fußboden bedeckten, verwandelten sich in einen Haufen duftender Blumen.

Nun verurtheilte man ihn, in den Circus geworfen und von Löwen zerrissen zu werden.

An dem hierzu festgesetzten Tage drängte sich eine ungeheure Menschenmenge in das Amphitheater. Man war aus allen Gegenden der Provinz herbeigeeilt, denn das Amphitheater von Pozzuolo war eben so wie das von Capua – aus welchem, wie man sich erinnert, Spartacus entsprang – eines der schönsten Campaniens.

Es war übrigens dasselbe, dessen Trümmer heute noch stehen und in welchem zweihundertunddreißig Jahre früher der göttliche Kaiser Nero dem Tiridates, erstem König von Armenien, ein Fest gegeben hatte. Letzterer war durch Corbulon, welcher für Tigranes kämpfte, aus seinem Reich vertrieben worden und kam nun, um den Sohn des Domitius und der Agrippina zu bitten, ihm wieder zu seiner Krone zu verhelfen.

Es war Alles vorbereitet, um den Barbaren in Erstaunen und Verwunderung zu setzen. Die gewaltigsten Thiere, die geschicktesten Gladiatoren hatten aber vor ihm gekämpft, ohne daß dies Eindruck auf ihn zu machen schien.

Nero fragte ihn, was er von diesen Kämpfern denke, deren übermenschliche Anstrengungen den ganzen Circus zu lautem Beifall hingerissen, und Tiridates erhob, ohne ein Wort zu entgegnen, sich lächelnd, schleuderte seinen Wurfspieß in den Circus und durchbohrte zwei Stiere mit einem einzigen Wurf.

Seit dem Tage, wo Tiridates diesen Beweis seiner riesigen Körperkraft gegeben, hatte der Circus noch nie wieder eine so große Anzahl von Zuschauern gesehen.

Kaum hatte der Proconsul auf seinem Throne Platz genommen und kaum hatten die Lictoren sich um ihn herum gruppiert, so wurden die drei Heiligen der Thür gegenüber gestellt, zu welcher die Thiere hereingelassen werden sollten.

Auf einen Wink von Timotheus öffnete sich diese Thür und die wilden Bestien kamen in die Arena hereingeschnaubt.

Bei ihrem Anblicke klatschten dreißigtausend Zuschauer vor Freuden in die Hände.

Die ihrerseits verwunderten Thiere antworteten durch ein drohendes Gebrüll, welches alle Stimmen übertäubte und jeden Beifallslärm zum Schweigen brachte.

Gereizt durch das Geschrei der Menge, verzehrt durch den Hunger, zu welchem ihre Hüter sie seit drei Tagen verurtheilt, angelockt durch den Geruch des Menschenfleisches, womit man sie am Festtag gefüttert, begannen die Löwen ihre Mähnen zu schütteln, die Tiger hin und her zu springen und die Hyänen sich den Rachen zu lecken.

Wie groß aber war das Erstaunen des Proconsuls, als er sah, wie die Hyänen, die Tiger und die Löwen sich plötzlich zum Zeichen der Ehrfurcht und des Gehorsams zu den Füßen der drei Märtyrer niederstreckten, während die Fesseln des heiligen Januarius von selbst abfielen und er mit seiner nun freigewordenen Hand lächelnd die Zuschauer segnete.

Timotheus, der Proconsul, konnte, wie man leicht begreift, nicht die mindeste Schonung gegen einen elenden Erzbischof zeigen und zwar um so weniger, als bei dem Anblick des letzten von diesem gethanen Wunders fünftausend Zuschauer sofort Christen geworden waren. Als er sah, daß das Feuer nichts über seinen Gefangenen vermochte, und daß die Löwen sich zu seinen Füßen niederstreckten, befahl er, daß der Bischof und die beiden Diaconen durch das Schwert hingerichtet würden.

Es war an einem schönen Herbstmorgen, am 19. September 305, als der heilige Januarius, von Proculus und Sofius begleitet, in die Ebene von Solfatara nach den Forum an einem halb erloschenen Krater geführt ward, um hier vom Leben zum Tode gebracht zu werden.

Kaum aber hatte er zwanzig Schritte in der Richtung des Forum gethan, als ein Bettler sich durch die Menge hindurchdrängte und sich ihm zu Füßen warf.

»Wo bist Du, heiliger Mann?«, fragte der Bettler. »Ich bin blind und sehe Dich nicht.«

»Hier bin ich, mein Sohn,« sagte der heilige Januarius, indem er stehen blieb, um den alten blinden Mann anzuhören.

»O mein Vater,« rief der Bettler, »dann ist es mir also, ehe ich sterbe, vergönnt, den Staub zu küssen, den deine Füße berührt haben.«

»Dieser Mensch ist von Sinnen, sagte der Henker, und wollte den Bettler zurückstoßen.

»Ich bitte Dich, laß ihn herankommen, sagte der heilige Januarius, »die Gnade des Herrn ist mit ihm.«

Der Henker trat achselzuckend auf die Seite.

»Was willst Du, mein Sohn?« fragte der Heilige.

»Ein einfaches Andenken von Dir, sei es, welches es wolle. Ich werde es bis an das Ende meiner Tage bewahren und es wird mir Glück bringen in dieser wie in jener Welt.«

»Aber, mischte der Henker sich ein, weißt Du nicht, daß die Verurtheilten kein Eigenthum mehr haben? Wie kannst Du so dumm sein, einen Menschen, welcher im Begriff steht zu sterben, um ein Almosen zu bitten.«

»Welcher im Begriff steht, zu sterben,« wiederholte der blinde Bettler, und schüttelte den Kopf. »Dies ist doch wohl nicht so ganz gewiß und es wäre nicht das erste Mal, daß er Euch entränne.«

»Sei unbesorgt,« antwortete der Henker. »Diesmal wird er es mit mir zu thun haben.«

»Mein Sohn,« sagte der heilige Januarius, »ich besitze nichts mehr als das Tuch, womit man mir, ehe man mich enthauptet, die Augen verbinden wird. Ich vermache es Dir nach meinem Tode.«

»Und wenn die Söldner mir nicht erlauben, mich Dir zu nähern?«

»Sei unbesorgt, ich werde es Dir selbst bringen.«

»Dank, mein Vater.«

»Lebe wohl, mein Sohn.«

Der Blinde entfernte sich und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Auf dem Forum angelangt, knieten die drei Märtyrer nieder und der heilige Januarius rief mit lauter Stimme:

»Mein Herr und Gott, ich bitte Dich, gewähre mir heute den Märtyrertod, den Du mir schon zweimal verweigert. Möge unser Blut deinen Zorn beschwichtigen und das letzte sein, welches

durch die Verfolgungen der Tyrannen gegen unsere heilige Kirche vergossen wird.«

Dann erhob er sich, umarmte die beiden Genossen seines Märtyrerthums und winkte dem Henker, ein blutiges Werk zu beginnen.

Der Henker enthauptete zuerst Proculus und Sofius, welche, das Lob des Herrn singend, starben; als er sich aber dem heiligen Januarius, näherte, um ihm ebenfalls das Haupt abzuschlagen, ward er von so heftigem krampfhaftem Zittern ergriffen, daß das Schwert ihm aus den Händen fiel und er nicht einmal die Kraft hatte, sich zu bücken und es wieder aufzuheben.

Der heilige Januarius verband sich hierauf selbst die Augen, nahm die Stellung an, welche für die furchtbare Verrichtung die günstigste war, und fragte dann den Henker:

»Nun, worauf wartest Du noch, mein Bruder?«

»Ich werde dieses Schwert nicht eher aufheben können, als bis Du mir die Erlaubniß dazu gibst, und ebenso kann ich Dir auch das Haupt nicht abschlagen, wenn ich nicht aus deinem eigenen Munde Befehl dazu erhalte.«

»Ich erlaube und befehle es Dir nicht blos, mein Bruder, sondern ich bitte Dich darum.«

Sofort fühlte der Henker sich wieder stark und kräftig und führte den verhängnißvollen Streich mit solcher Gewalt, daß nicht blos der Kopf des Heiligen, sondern auch einer seiner Finger mit abgetrennt war.

Was das doppelte Gebet betraf, welches der heilige Januarius vor seinem Tode an Gott gerichtet, so ward es ohne Zweifel erhört, denn der Henker erklärte ihm, indem er ihm den Kopf abschlug, selbst für einen Märtyrer, und in demselben Jahre noch floh Constantine, welcher später Constantine der Große ward und den Triumph der christlichen Religion sicherte, aus Nicomedien, empfing in York den letzten Seufzer seines Vaters und ward von den Legionen Britanniens, Galliens und Spaniens zum Kaiser ausgerufen. Von dem Todesjahr des heiligen Januarius datiert folglich der Sieg der christlichen Kirche.

Am Abend der Hinrichtung gegen neun Uhr näherten sich zwei Personen, gleich zwei Schatten, schüchtern dem verlassenen Forum und suchten mit den Augen die drei Leichen der Hingerichteten, die man auf dem Platze liegen gelassen.

Der eben aufgehende Mond beleuchtete die gelbliche Ebene von Solfatara, so daß man jeden Gegenstand in allen seinen Einzelheiten unterscheiden konnte.

Die beiden Personen, welche allein diesen öden, schauerlichen Ort aufsuchten, waren ein alter Mann und eine alte Frau.

Beide beobachteten einander einen Augenblick lang mit Mißtrauen.

Dann entschlossen sie sich endlich, aufeinander zuzugehen.

Als sie sich einander bis auf drei Schritte genähert hatten, legten beide die Hand an die Stirn und machten das Zeichen des Kreuzes.

Nachdem sie sich auf diese Weise als Christen zu erkennen gegeben, sagte die Frau:

»Guten Abend, mein Bruder.«

»Guten Abend, meine Schwester,« antwortete der Greis.

»Wer bist Du?«

»Ein Freund des heiligen Januarius. Und Du?«

»Eine seiner Verwandten.«

»Aus welcher Gegend bist Du?«

»Ich bin von Neapel. Und Du?«

»Ich bin von Pozzuolo. Was führt Dich zu dieser Stunde hierher?«

»Ich komme, um das Blut des Märtyrers zu sammeln. Und Du?«

»Ich komme, um seine Leiche zu begraben.«

»Hier sind die beiden Fläschchen, mit welchen er seine letzte Messe gelesen. Er gab sie mir, als er die Kirche verließ, und befahl mir, den noch darin befindlichen Rest von Wasser und Wein zu trinken. Ich war gelähmt und hat seit zehn Jahren weder Füße noch Hände rühren können. Kaum aber hatte ich auf den Befehl des nun glückseligen heiligen Januarius die Fläschchen geleert, so stand ich an und wandelte.«

»Und ich, sagte der alte Mann, »ich war blind. Ich bat den Märtyrer, als er sich auf dem Wege zu seiner Hinrichtung befand, um ein Andenken an ihn. Er versprach mir nach seinem Tode das Tuch zu geben, womit man ihm die Augen verbinden würde. In demselben Augenblick, wo der Henker ihm den Kopf abschlug, erschien er mir, gab mir das Tuch, befahl mir, es mir auf die Augen zu drücken und am Abend hierher zu kommen und seine Leiche zur Erde zu bestatten. Ich wußte nicht, wie ich den zweiten Theil seines Befehles ausführen sollte, denn ich war blind; kaum aber hatte ich die heilige Reliquie an meine Stirn gedrückt, fühlte ich, gleich dem heiligen Paulus auf dem Wege nach Damascus, wie mir die Schuppen von den Augen fielen, und ich bin nun hier, um dem Befehle des hochseligen Märtyrer zu gehorchen.«

»Sei gesegnet, mein Bruder, denn nun weiß ich, daß Du wirklich der Freund des heiligen Januarius bist, der mir zu derselben Zeit wie Dir erschien, um mir zum zweiten Male zu befehlen, sein Blut zu sammeln.«

»Sei gesegnet, meine Schwester, denn ich sehe meinerseits, daß Du wirklich seine Verwandte bist. Doch ich habe noch etwas vergessen –«

»Was denn?«

»Er befahl mir, einen Finger zu suchen, der ihm gleichzeitig mit dem Haupte abgeschlagen worden ist, und diesen Finger wieder mit seinen geheiligten Ueberresten zu vereinigen.«

»Mir sagte er auch noch, ich würde in seinem Blute einen Strohalm finden, und er befahl mir, denselben sorgfältig in dem kleinsten der beiden Fläschchen zu verwahren.«

»Suchen wir, meine Schwester.«

»Ja, suchen wir, mein Bruder.«

»Zum Glück leuchtet uns der Mond.«

»Das ist abermals eine Wohlthat des Heiligen, denn seit einem ganzen Monate ward der Mond fortwährend durch Wolken verhüllt.«

»Hier ist der Finger, den ich suchte.«

»Und hier ist der Strohalm, von welchem er sprach.«

Und während der Greis von Pozzuolo den Rumpf, den Kopf und den Finger des Märtyrers in einen Sarg legte, sammelte die alte Frau von Neapel, andächtig niederkniend, mittelst eines Schwammes das kostbare Blut bis auf den letzten Tropfen und füllte damit die beiden Fläschchen, welche der Heilige ihr gegeben.

Es ist dies dasselbe Blut, welches seit fünfzehn und einem halben Jahrhunderte allemal, wenn man es dem Haupte des Heiligen nähert, in Wallung geräth, und in diesem geheimnißvollen, unerklärlichen Flüssigwerden und Wallen, welches jährlich zweimal geschieht, besteht das berühmte Wunder des heiligen Januarius, welches in der Welt so viel Aufsehen macht und

welches Championnet gutwillig oder mit Zwang von dem Heiligen zu erlangen gedachte.

Neuntes Capitel.

*In welchem der Antor sich genöthigt sieht, seinem
Buche: »Der Coricolo« ein ganzes Capitel zu entleihen,
weil er nicht hoffen kann, es besser zu machen.*

Wir wollen den Reliquien des heiligen Januarius nicht auf den verschiedenen Wanderungen folgen, welche sie durchgemacht und wodurch sie von Pozzuolo nach Neapel, von Neapel nach Benevento und endlich von Benevento nach Neapel zurückgeführt wurden.

Diese Erzählung würde uns in die Geschichte des ganzen Mittelalters hinein verwickeln und man hat diese interessante Epoche so sehr gemißbraucht, daß sie anfängt aus der Mode zu kommen.

Erst seit dem Beginne des sechzehnten Jahrhunderts hat der heilige Januarius einen festen, unabänderlichen Wohnsitz, welchen er nur zweimal jährlich verläßt, um in der Kathedrale der heiligen Clara, dem Begräbnißorte der Könige von Neapel, sein Wunder zu verrichten.

Noch zwei- oder dreimal vielleicht stört man dem Heiligen auf Veranlassung des Zufalls, aber es bedarf dann jener großen Ereignisse, welche ein Königreich bewegen oder eine Provinz aufregen, um ihn seinen ruheliebenden Gewohnheiten untreu zu machen. Jede dieser ausnahmsweisen Ausstellungen wird ein Ereigniß, dessen Erinnerung durch die mündliche Tradition in dem Gedächtnisse des neapolitanischen Volkes sich fort erhält und vergrößert.

Während des ganzen übrigen Jahres weilt der heilige Januarius in dem Palaste des Erzbischofs und zwar in der sogenannten Capelle des Schatzes.

Diese Capelle ward von den neapolitanischen Edelleuten und Bürgern erbaut und ist das Ergebniß eines Gelübdes, welches sie im Jahre 1527, erschreckt durch die Pest, welche in diesem Jahre die treue Stadt Neapel verheerte, gemeinschaftlich thaten.

Die Pest hörte, Dank der Vermittelung des Heiligen, auf und die Capelle ward als Beweis der öffentlichen Dankbarkeit gebaut.

Ganz im Gegensatz zu gewöhnlichen Anbetern, welche, wenn die Gefahr vorüber ist, den Heiligen, den sie angerufen, sehr oft vergessen, entwickelten die Neapolitaner bei der Erfüllung des ihrem Heiligen gegebenen Versprechens eine solche Gewissenhaftigkeit, daß, als Donna Katharina von Sandoval, die Gemahlin des alten Grafen von Lemos, Vicekönigs von Neapel, sich erbot, ihrerseits zur Erbauung der Capelle eine Summe von dreißigtausend Ducaten beizusteuern, die diese Summe zurückwiesen und erklärten, daß sie die Ehre, ihrem heiligen Beschützer eine würdige Wohnung zu gewähren, mit keinem Fremdling, theilen wollten, selbst wenn es ihr Vicekönig oder ihre Vicekönigin wäre.

Da es sonach weder an Geld noch an gutem Willen fehlte, so war die Capelle sehr bald gebaut.

Allerdings hatten, um sich gegenseitig bei gutem Willen zu erhalten, Edelleute und Bürger vor dem öffentlichen Notar Meister Vincenzo de Basis eine Verbindlichkeit übernommen, welche jetzt noch besteht.

Diese Urkunde datiert vom 13. Januar 1527 und die Unterzeichner derselben machen sich

darin anheischig, zur Bestreitung der Baukosten die Summe von dreizehntausend Ducati aufzubringen.

Wie es scheint, hatte man aber schon zu jener Zeit Grund, den Kostenanschlägen der Architekten zu mißtrauen, denn das Portal allein kostete fünfunddreißigtausend Ducati, das heißt dreimal so viel, als die zur Erbauung der ganzen Capelle bewilligte und veranschlagte Summe betrug.

Als die Capelle fertig war, beschloß man sie mit Frescogemälden zu schmücken, welche die hauptsächlichsten Thaten aus dem Leben des Heiligen vorstellen, und zu diesem Zwecke die ersten Maler der Welt zu berufen.

Unglücklicherweise ward dieser Beschluß von den neapolitanischen Malern nicht gut geheißt, denn diese erklärten ihrerseits, daß die Capelle nur durch einheimische Künstler geschmückt werden dürfe und daß jeder fremde Kunstrival, welcher der Aufforderung entspräche, Ursache haben solle, es bitterlich zu bereuen.

Sei es nun, daß sie von diesem Schwur nichts wußten, sei es, daß sie nicht an die Ausführung desselben glaubten, kurz, die Maler Guido Reni, Dominichino und der Chevalier von Arpino kamen von Neapel, um mitzuhelfen.

Der Chevalier von Arpino ward jedoch genöthigt, die Flucht zu ergreifen, ehe er noch den Pinsel in die Hand genommen.

Guido Reni verließ nach zwei auf ihn unternommenen Mordversuchen, denen er nur durch ein Wunder entging Neapel ebenfalls.

Nur Dominichino, der durch die Verfolgungen, die er erfahren, an den Kampf gewöhnt und eines Lebens, welches seine Nebenbuhler ihm so schmerzlich verbittert, ohnehin müde war, hörte weder auf Beleidigungen noch Drohungen, sondern fuhr fort zu malen.

Er malte nach der Reihe die *Frau, welche die Kranken heilt* (mit dem Oel der Lampe, welche vor dem Schrein des heiligen Januarius brennt), die *Auferweckung des Jünglings* und die Kuppel, bis er eines Tages auf seinem Gerüst plötzlich unwohl ward. Man schaffte ihn nach Hause, er war vergiftet.

Nun glaubten die neapolitanischen Maler aller Concurrrenz überhoben zu sein, aber dem war nicht so.

Eines schönen Morgens sahen sie Geffi ankommen, welcher zwei seiner Schüler mitbrachte, um Guido Reni, seinen Meister, zu ersetzen.

Acht Tage später waren die beiden Schüler, die man auf eine Galeere gelockt, verschwunden, ohne daß man jemals wieder etwas von ihnen hörte.

Geffi, der sich nun verlassen sah, verlor den Muth und zog sich seinerseits zurück, so daß Espagnolet, Corenzio, Lanfranco und Stanzoni sich allein im Besitz dieses Schatzes von Ruhm und Zukunft sahen, zu welchem sie durch Verbrechen gelangt waren.

Nun malte Espagnolet seinen *Heiligen aus dem feurigen Ofen* kommend, eine riesige Composition; Stanzoni *die von dem Heiligen geheilte Besessene* und endlich Lanfranco die Kuppel, an welcher er sich weigerte Hand anzulegen, so lange nicht die von Dominichino an den Ecken der Gewölbe angefangenen Frescogemälde vollständig wieder entfernt wären.

Dieser Capelle, wo auch die Kunst ihre Märtyrer gehabt, wurden die Reliquien des Heiligen anvertraut.

Diese Reliquien befinden sich in einer Nische hinter dem Hauptaltar, die durch eine marmorne

Scheidewand in zwei Hälften getheilt ist, damit der Kopf des Heiligen nicht sein Blut ansehen könne, wodurch das Wunder vor der dazu bestimmten Zeit bewirkt werden würde, weil – so sagen die Priester – eben durch die Berührung des Hauptes und der Fläschchen das geronnene Blut flüssig wird.

Diese Nische ist überdies durch zwei Thüren von massivem Silber verschlossen, welche mit dem Wappen Karls des Zweiten, Königs von Spanien, verziert sind.

Zu diesen Thüren gehören zwei Schlüssel, von welchen der eine sich in Verwahrung des Erzbischofs, der andere in der einer Gesellschaft befindet, welche aus der Zahl der Edelleute durchs Loos gewählt wird und welche man die *Deputierten des Schatzes* nennt.

Man sieht, daß der heilige Januarius sich genau der Freiheit erfreut, welche den Dogen von Venedig zugestanden war, die auch niemals den Umkreis der Stadt überschreiten und ihren Palast nur mit Erlaubniß des Senats verlassen durften.

Wenn diese Abschließung ihre Unannehmlichkeiten hat so hat sie doch auch ihre Vortheile. Der heilige Januarius gewinnt dabei so viel, daß er nicht wie ein Dorfarzt zu jeder Stunde des Tages und der Nacht gestört werden kann.

Auch wissen die Canonici, die Diaconen, die Subdiaconen, die Sakristane bis herab zu den Chorknaben der Capelle sehr wohl, welche Vorzüge ihre Stellung vor der ihrer Collegen, der Hüter der andern Heiligen, hat.

Eines Tages, als der Vesuv seine Streiche machte und seine Lava, anstatt ihren gewöhnlichen Weg zu verfolgen und Torre del Greco zum achten oder neunten Male von der Oberfläche der Erde zu vertilgen, die Richtung auf Neapel nahm, empörten sich die Lazzaroni, welche dabei gerade am wenigsten zu verlieren hatten, die aber wahrscheinlich um der Tradition willen stets an der Spitze der Empörungen stehen.

Diese Lazzaroni strömten nach dem erzbischöflichen Palast und begannen zu schreien, man solle das Haupt des heiligen Januarius nehmen und es der feurigen Ueberschwemmung entgegentragen.

Die Gewährung dieses Verlangens war aber nicht so leicht. Der heilige Januarius befand sich unter doppeltem Verschuß und einer dieser Schlüssel in den Händen des gegenwärtig auf einer Rundreise durch eine Diözese begriffenen Erzbischofs, während der andere in den Händen der Deputierten war, die, mit Bergung ihrer kostbarsten Effecten beschäftigt, der eine dahin, der andere dorthin liefen.

Zum Glück war der diensthabende Canonicus ein Mann, welcher sich der aristokratischen Stellung bewußt war, die sein Heiliger im Himmel und auf der Erde einnahm.

Er erschien auf dem Balcon des erzbischöflichen Palastes, welcher den ganzen mit Menschen bedeckten Platz beherrschte, gab durch eine Geberde zu verstehen, daß er sprechen wolle, wackelte zum Zeichen des Erstaunens über die Kühnheit der Leute, mit welchen er zu thun hatte, mit dem Kopfe und sagte:

»Ihr scheint mir wunderliche Menschen zu sein, daß Ihr hierherkommt und schreit: »Heiliger Januarius! heiliger Januarius!« gerade als ob Ihr schrieket: »Heiliger Fiaker!« oder »heiliger Crispin!« Wisset, Ihr Lumpengesindel, daß der heilige Januarius ein Cavalier ist, der sich nicht so um des ersten besten willen incommodirt.«

»Was!« rief ein Raisonneur. »Jesus Christus incommodirt sich wohl für den ersten besten. Wenn ich das Crucifix verlange, kann man mir ihn wohl verweigern?«

Der Canonicus schlug mit dem Ausdruck niederschmetternder Verachtung ein verächtliches Gelächter auf.

»Das wollte ich eben hören,« hob er wieder an. »Wessen Sohn ist denn Jesus Christus, wenn ich fragen darf? Er ist der Sohn eines Zimmermannes und einer armen Jungfrau. Er ist ganz einfach Lazzarone von Nazareth, während es mit dem heiligen Januarius etwas ganz Anderes ist, denn dieser ist der Sohn eines Senators und einer Patrizierin und folglich, wie Ihr selbst einsehen werdet, eine ganz andere Persönlichkeit als Jesus Christus. Geht doch und sucht den Heiland, wenn Ihr Lust habt. Was aber den heiligen Januarius betrifft, so sage ich Euch er wird sich um euretwillen nicht incommodieren, selbst wenn Ihr in zehnfacher Anzahl hierher kämet und zehnmal so laut schrieket, denn er hat das Recht, sich nicht zu incommodiren.«

»Gehen wir und suchen wir den Heiland,« sagte die Menge.

Und man ging den Heiland zu holen, welcher in der That weniger aristokratisch als der heilige Januarius die Kirche der heiligen Clara verließ und, von seinem volkstümlichen Gefolge begleitet, an den Ort kam, welcher seine barmherzige Gegenwart verlangte.

Sei es nun aber, daß er nicht in die Rechte des heiligen Januarius eingreifen wollte, oder sei es, daß er nicht die Macht hatte, zu der Lava zu sagen, was er zum Meer gesagt, kurz, die Lava fuhr fort sich weiter zu wälzen, obschon sie auf alle nur mögliche Weise beschworen ward.

Die Gefahr stieg daher immer höher, eben so wie das Geschrei mit ihr, als plötzlich die marmorne Bildsäule des heiligen Januarius, welche die Magdalenenbrücke beherrscht und bis jetzt ihre rechte Hand auf das Herz gedrückt gehalten, dieselbe hob und gegen die Lava mit einer gebieterischen Bewegung ausstreckte, welche der glich, mit welcher Neptun ein »Quos ego!« begleitete.

Die Lava machte Halt.

Man kann sich denken, wie hoch der Ruhm des heiligen Januarius nach diesem neuen Wunder stieg.

Der König Carl der Dritte, der Vater Ferdinands, war Zeuge dieser Thatsache gewesen.

Er sann nach, was er thun könne, um den heiligen Januarius zu ehren.

Es war dies nicht so leicht. Der heilige Januarius war Edelmann, der heilige Januarius war reich, der heilige Januarius war heilig, der heilige Januarius war – dies hatte er soeben bewiesen – mächtiger als das Crucifix.

Der König verlieh daher dem heiligen Januarius eine Würde, nach welcher *dieser sicherlich selbst niemals trachtet, das heißt, er ernannte ihn zum Generalcommandanten der neapolitanischen Truppen* mit dreißigtausend Ducati Gehalt.

Deshalb konnte Michele, als Louisa ihn fragte, wo Salvato wäre, ohne zu lügen, antworten:

»Er hat bis morgen Vormittag halb elf Uhr Dienst bei dem *Generalcommandanten*.«

Und in der That, wie der gute Canonicus gesagt und wir nach ihm wiederholt, der heilige Januarius ist ein aristokratischer Heiliger. Er hat ein Gefolge von untergeordneten Heiligen, welche eine Oberherrschaft ungefähr in derselben Weise anerkennen, wie die römischen Clienten dies in Bezug auf ihren Patron thaten.

Diese Heiligen folgen ihm, wenn er ausgeht, grüßen ihn, wenn er an ihnen vorüber kommt, und erwarten ihn, wenn er nach Hause zurückkehrt. Sie bilden gleichsam seinen Ministerrath.

Diese Schaar untergeordneter Heiligen, diese Wache, dieses Gefolge, dieser Hof des hochseligen Bischofs von Benevento rekrutiert sich auf folgende Weise:

Jede Bruderschaft, jeder klösterliche Orden, jedes Kirchspiel, jeder Privatmann, dem daran liegt, einen ihm befreundeten Heiligen zum Schutzpatron von Neapel unter dem Vorsitze des heiligen Januarius erklären zu lassen, braucht bloß eine Statue von massivem Silber zu dem Preise von achttausend Ducati zu stiften, und dieselbe der Capelle des Schatzes anzubieten.

Ist die Statue einmal zugelassen und aufgenommen, so bleibt sie für immer in der genannten Capelle und genießt von diesem Augenblicke an alle Vorrechte ihrer vorschriftsmäßigen Schenkung. Ebenso wie die Engel und Erzengel, die im Himmel ewig Gottes Lob fingen und einen Chor um ihn bilden, preisen sie ewig den heiligen Januarius.

Für diese ihnen gewährte Glückseligkeit aber müssen sie sich dieselbe Abgeschlossenheit gefallen lassen, in welcher der heilige Januarius sich befindet. Selbst die Personen, durch welche sie der Capelle geschenkt worden, können nur dadurch sie aus ihrem geheiligten Gefängnisse erlösen, daß sie den doppelten Werth der Statue, welche sie um ihres persönlichen Vergnügens willen oder im allgemeinen Interesse wieder ans Licht ziehen wollen, in die Hände eines Notars niederlegen.

Sobald die Summe deponiert ist, wird der Heilige auf kürzere oder längere Zeit herausgelassen. Kehrt er zurück und ist seine Identität festgestellt, so kann der mit der Quittung seines Heiligen versehene Eigenthümer seine deponierte Summe wieder zurückziehen.

Auf diese Weise ist man sicher, daß die Heiligen sich nicht verirren, oder daß sie, wenn sie sich verirren, wenigstens nicht verloren gehen, da man ja für das deponierte Geld deren zwei anstatt eines fertigen lassen kann.

Diese Maßregel, welche auf den ersten Blick sehr willkürlich erscheinen kann, ist, wie nicht unerwähnt bleiben darf, erst getroffen worden, nachdem das Capitel des heiligen Januarius durch sein früheres allzugroßes Vertrauen mehrmals zu Schaden gekommen.

So kehrte z.B. die Statue des heiligen Gaëtano, welcher man ohne Caution Urlaub bewilligte, nicht bloß nicht an dem bestimmten Tage, sondern überhaupt niemals zurück. Umsonst versuchte man den Heiligen selbst anzuklagen und zu behaupten, daß er, weil er stets eine nur mäßige Neigung zu dem heiligen Januarius gehegt, die erste beste Gelegenheit benutzt habe, um die Flucht zu ergreifen.

Die respectabelsten Zeugnisse fanden sich in Masse ein, um dieser verleumderischen Behauptung zu widersprechen, und nachdem man die sorgfältigsten Nachforschungen angestellt, ermittelte man, daß es ein Fiakerkutscher war, welcher die kostbare Statue entwendet hatte.

Man traf Anstalten zur Verfolgung des Diebes, da dieser aber zwei Tage Vorsprung und seine Flucht mittelst eines mit zwei Pferden bespannten Wagens bewerkstelligt hatte, während die Polizei, die kein Fuhrwerk besaß, sich genöthigt sah, ihn zu Fuße zu verfolgen, so hatte er wahrscheinlich die römische Grenze bereits passiert, so daß alle Nachstellungen, wie gewissenhaft sie auch unternommen wurden, zu keinem Resultat führten.

Von diesem Tage an haftete ein unauslöschlicher Makel auf der früher so respectablen Corporation der Fiakerkutscher, welche bis dahin in Neapel wie in Frankreich den Hunden den Preis der Treue streitig gemacht, nun aber nicht mehr wagte, sich mit einer Börse in der Hand nach der Wohnung des Fahrgastes gehend und mit der Unterschrift: »*Zum treuen Kutscher*« malen zu lassen.

Wenn Du daher, lieber Leser, in Neapel mit einem Fiakerkutscher in Streit geräthst und glaubst, es lohne der Mühe, deinem Gegner eine jener unsterblichen Injurien, welche nur durch Blut

abgewaschen werden können, an den Hals zu werfen, so schwöre ganz einfach bei dem heiligen Gaetano und Du wirst sehen, daß dein Gegner Dir sofort zu Füßen fällt, um Dich um Verzeihung zu bitten. Allerdings wird er dann in den meisten Fällen wieder aufstehen, um Dir einen Messerstich zu versetzen.

Die Thore der Capelle des Schatzes stehen, wie man sich leicht denken kann, fortwährend offen, um die Heiligen aufzunehmen, welche in den Hofhalt des heiligen Januarius einzutreten wünschen. Die einzige Bedingung sine qua non, welche dabei gestellt wird, ist, daß die Statue von reinem Silber sei, und das vorgeschriebene Gewicht halte.

Sollte indeß die Statue von Gold sein und das Doppelte wiegen, so würde man sie deswegen nicht zurückweisen.

Die Jesuiten allein, welche, wie man weiß, kein Mittel zur Aufrechthaltung oder Vermehrung ihrer Popularität verabsäumen, haben im Verlauf von weniger als drei Jahren fünf Statuen in der Capelle des Schatzes deponiert.

Nachdem wir diese, wie wir glaubten, unumgänglich nothwendigen Einzelheiten mitgetheilt, wird der Leser die Wichtigkeit der von dem Obergeneral der französischen Armee erlassenen Bekanntmachung begreifen.

Zehntes Capitel.

Wie der heil. Januarius sein Wunder verrichtete und welchen Antheil Championnet daran nahm.

Schon vor Tagesanbruch an waren die Zugänge zur Kathedrale der heiligen Clara von einer ungeheuren Menschenmenge belagert. Die Verwandten des heiligen Januarius, die Nachkommen der alten Frau, welcher der alte blinde Mann begegnete, als sie das Blut des Heiligen in das Fläschchen sammelte, hatten ihre Plätze in dem Chor eingenommen, aber nicht um, wie dies sonst ihre Gewohnheit ist, das Wunder zu fördern, sondern um es wo möglich zu verhindern.

Die Kathedrale war schon voll und floß in die Straße über. Die ganze Nacht hindurch hatten die Glocken geläutet. Es war als wenn ein Erdbeben sie in Bewegung setzte, so spielten sie jede für sich in völliger Unabhängigkeit durcheinander.

Championnet hatte Befehl gegeben, daß auch nicht eine Glocke in dieser Nacht in Ruhe gelassen werden solle. Nicht blos Neapel, sondern auch alle umliegenden Dörfer, Städte und Einwohnerschaften sollten benachrichtigt werden, daß der heilige Januarius im Begriff stehe, sein Wunder zu verrichten.

Von Tagesanbruch an glichen daher die Hauptstraßen von Neapel Canälen, in welchen sich Fluten von Männern, Frauen und Kinder dahinwälzten.

Die ganze Menschenmasse bewegte sich nach dem erzbischöflichen Palast, um ihren Platz in der Prozession einzunehmen, welche sich um sieben Uhr Morgens von diesem Palast nach der Kathedrale in Bewegung setzen sollte.

Gleichzeitig hielten die Fischer von Castellamare und von Sorrento, die Korallenfischer von Torre del Greco, die Maccaroniverkäufer von Portici, die Gärtner von Pozzuolo und Baja, sowie die Frauen von Procida, Ischia, Acera und Maddalone in ihrem kostbarsten Kleiderschmuck durch alle Thore der Stadt ihren Einzug.

Mitten durch diese bunte, lärmende, vergoldete Menge drängte sich von Zeit zu Zeit ein altes Weib mit grauem, verworrenem Haar, gleich der Sibylle von Cumä mit lauterem Geschrei und lebhafter gestikulierend als alle Anderen, ohne sich um die Püffe zu kümmern, die sie austheilte, und übrigens auf ihrem ganzen Wege mit Achtung und Ehrerbietung empfangen.

Es war dies irgend eine Verwandte des heiligen Januarius, die sich verspätet und nun eiligst zu ihren Genossinnen verfügte, um in der Prozession oder auf dem Chor der Kathedrale den Platz einzunehmen, der ihr von Rechtswegen gebührte.

In gewöhnlichen Zeiten und wenn das Wunder an seinem herkömmlichen Tage stattfinden soll, braucht die Prozession einen Tag, um sich von dem erzbischöflichen Palast nach der Kathedrale zu begeben.

Die Straßen sind dann so dicht mit Menschen gefüllt, daß man vierzehn bis fünfzehn Stunden bedarf, um einen Weg von einer Viertelmeile zurückzulegen.

Diesmal aber galt es nicht, sich unterwegs aufzuhalten, an den Thüren der Kaffee- oder Wirthshäuser stehen zu bleiben und dann drei Schritte vorwärts und einen rückwärts zu thun, wie

die Pilger, welche ein Gelübde abgelegt haben.

Eine Doppelreihe von republikanischen Soldaten, war von dem erzbischöflichen Palast bis zur Kathedrale aufgestellt, hielt die Passage frei, zerstreute die Gruppen und beseitigte mit einem Worte jedes Hinderniß, auf welches die Prozession stoßen könnte. Dabei aber trugen sie das Bajonnet in der Scheide und statt desselben einen Blumenstrauß in der Mündung der Muskete.

Und in der That, die Prozession sollte heute in sechzig Minuten den Weg zurücklegen, zu welchem sie gewöhnlich fünfzehn Stunden bedurfte.

Schlag sieben Uhr machten Salvato und seine Compagnie, das heißt die Ehrengarde des heiligen Januarius, mit Michele in der Mitte, der seine schöne Uniform und eine Fahne trug, auf welcher mit goldenen Buchstaben die Worte: »Ruhm und Preis dem heiligen Januarius« geschrieben standen, sich auf den Weg von dem erzbischöflichen Palast nach der Kathedrale.

Auch suchte man bei dieser ganz militärischen Ceremonie vergebens jenes seltsame Sich gehenlassen, welches das unterscheidende Kennzeichen der Prozession des heiligen Januarius in Neapel ausmacht.

Gewöhnlich und wenn sie sich selbst überlassen ist, geht die Prozession sich schlängelnd wie die Durance, oder unabhängig wie die Loire. Sie bespült mit ihren Wogen die Doppelreihe der Häuser, welche die Ufer bilden, macht plötzlich Halt, ohne daß man weiß warum, und setzt sich wieder in Bewegung, ohne daß man den Grund errathen kann, welcher ihr die Bewegung zurück gibt.

Man sah jetzt nicht unter den Wogen des Volks jene mit Gold, Schnüren und Ordenskreuzen bedeckten Uniformen der neapolitanischen Officiere glänzen, welche eine umgekehrte Wachskerze in der Hand tragen und jeder von drei bis vier Lazzaroni begleitet sind, die sich unter einander drängen und über den Haufen stoßen, um in einer grauen Papiertüte das von den Kerzen herabträufelnde Wachs aufzufangen, während die Officiere selbst mit stolz emporgerichtetem Kopf, ohne sich um das, was zu ihren Füßen und um sie herum vorgeht, zu kümmern, mit königlicher Freigebigkeit für einen oder zwei Carlini Wachs spenden und die dichtgedrängt an den Fenstern oder auf den Balcons stehenden Damen lorgniren, welche, indem sie thun, als ob sie den Weg der Prozession mit Blumen betreuten, ihre Bouquets den Officiern zum Austausch für ihre Blicke zuwerfen.

Eben so suchte man vergebens um das Kreuz oder die Fahne herum und sich mitten unter das Volk mischend jene Mönche aller Orden und aller Farben – Kapuziner, Karthäuser, Dominikaner, Camaldulenser, beschuhte und unbeschuhete Carmeliter – die einen groß, feist und rund, mit rothbäckigen, viereckig auf breiten Schultern sitzenden Köpfen, einerschreitend wie zu einem ländlichen Fest oder einem Dorfjahrmarkt, ohne Respect vor dem Kreuz, welches sie überragt, vor dieser Fahne, welche ihren flatternden Schatten auf ihre Stirn wirft; lachend, singend, plaudernd, den Ehemännern ihre hörnernen Schnupftabaksdosen bietend, den schwangern Frauen Rathschläge ertheilend, Denen, die es wünschen, Lottonummern bezeichnend und in etwas fleischlicherer Weise, als mit den Regeln ihres Ordens übereinstimmt, die auf den Thürschwellen, auf den Ecksteinen und den Perrons der Paläste stehenden jungen Mädchen betrachtend; – die andern lang, hager, ausgemergelt durch Fasten und Kasteiungen, ihre elfenbeinerne Stirn und ihre hohlen, schwarz geränderten Augen gegen Himmel richtend, einerschreitend, ohne zu sehen, von der Menschenflut fortgetragen, lebende Gespenster, greifbare Phantome, welche sich diese Welt zur Hölle gemacht, in der Hoffnung, daß diese Hölle sie schnurstracks ins Paradies führen werde, und die an den großen Tagen religiöser Feste die

Frucht ihrer klösterlichen Schmerzen in der scheuen Ehrerbietung ernten, von welcher sie sich umgeben sehen.

Nein! Heute gibt es im Gefolge des Kreuzes und der Fahne kein Volk, keine Mönche, weder feiste noch magere, weder ascetische noch weltlich gesinnte.

Das Volk steht dicht gedrängt in den schmalen Straßen und in den Seitengäßchen. Es betrachtet mit drohendem Auge die französischen Soldaten, welche unbefangen, im Schritt, mitten durch diese Menge marschierten, wo jedes Individuum, welches dazu gehört, die Hand am Messer hat und nur den Augenblick erwartet, um es aus dem Busen, aus der Tasche oder aus dem Gürtel zu ziehen und es in das Herz dieses siegreichen Feindes zu stoßen, welcher schon seinen Sieg vergessen und die Mönche in dem Liebäugeln und in den Complimenten ersetzt, aber, weniger gut empfangen als diese, zum Austausch für sein Entgegenkommen nichts weiter erhält als Murren und Zähneknirschen.

Was die Mönche betrifft, so sind sie da, aber unter der Menge zerstreut, welche die leise zu Mord und Empörung aufhetzen.

Diesmal ist, wie verschieden auch das Gewand, welches sie tragen, sein möge, ihre Meinung dieselbe und diese Stimme, wie man in Neapel sagt, schlängelt sich durch die Menge gleich einem Gewitterblitz und flüstert:

»Nieder mit den Ketzern! Nieder mit den Feinden des Königs und unserer heiligen Religion! Nieder mit den Lästerern des heiligen Januarius! Nieder mit den Franzosen! Nach dem Kreuz und der Fahne, die von Geistlichen getragen und nur von Pagliuccella escortiert wurden, welchen Michele sich beigesellt und später zum Unterlieutenant gemacht, und welcher selbst etwa hundert Lazzaroni zusammengerafft, die für den Augenblick Gegenstand der Spottreden ihrer Cameraden und der Verwünschungen der Mönche waren, kamen die fünfundsiebzig silbernen Statuen der untergeordneten Schutzheiligen der Stadt Neapel, welche, wie wir bereits erwähnt, den Hofstaat des heiligen Januarius bilden.

Was den heiligen Januarius selbst betraf, so war während der Nacht sein Haupt nach Santa Clara gebracht worden und stand nun auf dem Altar, der Verehrung der Gläubigen ausgestellt.

Diese Escorte von Heiligen, welchen in Folge einer so großen Vereinigung der geehrtesten Namen des Kalenders und der Märtyrologie gewöhnlich auf ihrem Wege große Verehrung gezollt wird, mußte an diesem Tage über die Art und Weise ihres Empfanges und die Anreden, die man an sie richtete, sehr entrüstet sein.

Und in der That, da man fürchtete, daß die Mehrzahl dieser in Frankreich angebotenen Heiligen dem heiligen Januarius den Rathgeben möchten, die Franzosen zu begünstigen, so machten die Lazzaroni, welche die kleinen Sünden, deren diese Heiligen sich bei ihren Lebzeiten schuldig gemacht, recht wohl kannten, ihnen, so wie sie vorüberkamen, allerhand Vorwürfe darüber, so zum Beispiel dem heiligen Petrus über seinen Verrath, dem heiligen Paulus über seine Abgötterei, dem heiligen Augustin über seine thörichten Jugendstreiche, der heiligen Therese über ihre Verzückungen, dem heiligen Franciscus Borgia über seine Grundsätze, dem heiligen Gaëtano über seinen Leichtsinn, und zwar mit einem lauten Geschrei, welches dem Charakter der Heiligen zur Ehre gereichte, indem dadurch bewiesen ward, daß an der Spitze der Tugenden, welche ihnen das Paradies geöffnet, die Geduld und die Demuth figurirten.

Jede dieser Statuen ward auf den Schultern von sechs Männern getragen, während sechs Priester aus den Kirchen, wo diese Heiligen besonders verehrt wurden, voranschritten. Jede gab zu dem von uns eben erwähnten Bemerkungen Anlaß, welche, so wie der Zug sich der Kirche

näherte, geradezu in Drohungen übergangen.

Auf diese Weise gelangten die Statuen endlich in die Kirche der heiligen Clara, machten dem heiligen Januarius demüthig ihre Reverenz und nahmen dann ihre Plätze ihm gegenüber ein.

Nach dem Heiligen kam der Erzbischof Monsignore Capece Zurlo, dem wir schon bei den Unruhen, welche der Ankunft der Franzosen vorangingen, gesehen haben und der stark im Verdacht des Patriotismus stand.

Der Strom mündete in die Kirche der heiligen Clara ein.

Die hundertundzwanzig Mann Salvato's bildeten eine Spalier vom Portal bis zum Chor und er selbst stand mit dem Säbel in der Hand am Eingange des Schiffes.

Das Schauspiel, welches die dichtgefüllte Kirche jetzt darbot, war folgendes:

Auf dem Hauptaltar stand rechts das Haupt des heiligen Januarius, links das Fläschchen mit dem Blute.

Ein Canonicus stand Wache vor dem Altar. Der Erzbischof, der mit diesem Wunder nichts zu thun, hatte sich unter seinen Baldachin zurückgezogen.

Rechts und links vom Altar war eine Tribune errichtet, so daß der Altar sich zwischen demselben befand. Die Tribune links war mit Musikern besetzt, welche mit ihren Instrumenten in der Hand warteten, bis das Wunder geschähe, um es dann sofort durch eine Jubelfanfare zu begrüßen.

Die Tribune rechts war mit alten Frauen gefüllt, die sich die Verwandten des heiligen Januarius nannten und gewöhnlich hierherkamen, um das Wunder durch ihr näheres Verhältniß zu dem Heiligen fördern zu helfen, diesmal aber, um es womöglich zu verhindern.

Am oberen Ende der zu dem Chor führenden Treppe sah man ein großes Geländer von vergoldetem Kupfer, am dessen Oeffnung Salvato mit dem Säbel in der Hand stand.

Vor diesem Geländer, das heißt rechts und links von Salvato, knieten die Gläubigen nieder.

Der vor dem Altar stehende Canonicus ergriff hierauf das Fläschchen, ließ es von ihnen küssen, und zeigte allen das vollkommen geronnene Blut, worauf die Gläubigen sich zurückzogen, um andern Platz zu machen.

Diese Anbetung des kostbaren Blutes begann um neun Uhr Morgens

Der Heilige, welcher gewöhnlich einen, zwei, ja zuweilen sogar drei Tage braucht, um sein Wunder zu verrichten, und es zuweilen selbst nach Verlauf von drei Tagen noch nicht verrichtet, hatte heute nicht länger als dritthalb Stunden dazu.

Das Volk war überzeugt, daß das Wunder nicht geschehen würde, und die Lazzaroni nahmen sich, indem sie sich zählten und die geringe Anzahl von Franzosen sahen, die sich in der Kirche befanden, vor, wenn das Wunder schlag halb elf Uhr nicht geschehen wäre, kurzen Prozeß zu machen.

Salvato hatte seinen hundertundzwanzig Mann befohlen, wenn sie zehn Uhr schlagen hörten und folglich der entscheidende Augenblick herannahte, die Blumenstraße von den Mündungen ihre Musketen abzunehmen und dafür die Bajonnette aufzupflanzen.

Wenn um halb elf Uhr das Wunder nicht geschähe und Drohungen sich hören ließen, so sollten die hundertundzwanzig Grenadiere, die einen rechts, die anderen links, eine halbe Schwenkung machen und anstatt der Menge den Rücken zu kehren, ihr mit der Spitze der Bajonnette entgegen treten. Auf das Commando »Feuer!« sollte eine furchtbare Fusillade beginnen, denn jeder Grenadier hatte fünfzig Patronen zu verschießen.

Ueberdies war während der Nacht auf dem Mercatello eine Batterie aufgepflanzt worden, welche die ganze Toledostraße, eine andere auf der Strada dei Studi, welche den Largo delle Pigne und die Strada Foria, und endlich zwei mit dem Rücken aneinander gelehnt, die eine in dem Castello d'Uovo, die andere auf der Vittoria, welche einerseits den ganzen Quai von Santa Lucia, die andere den ganzen Strand von Chiaja überstrich.

Das Castello Nuovo und das Castello del Carmine hielten sich, beide mit französischer Besatzung versehen, auf jedes Ereigniß bereit, und Nicolino, der mit einem Fernrohr in der Hand auf dem Walle des Castells San Elmo stand, brauchte einen Artilleristen nur einen Wink zu geben, um das Feuer zu beginnen, welches wie eine furchtbare Pulverschlange Neapel in Brand stecken sollte.

Championnet stand in Capodimonte mit einer Reserve von dreitausend Mann, an deren Spitze er je nach Umständen einen feierlichen und friedlichen Einzug in Neapel halten oder mit gefälltem Bajonnet in die Toledostraße eindringen sollte.

Man sieht, daß selbst abgesehen von jenem Gebet zum heiligen Januarius, welches entscheidend sein sollte und auf welches Championnet rechnete, alle Maßregeln getroffen waren, und daß, wenn man sich auf der einen Seite anschickte, anzugreifen, man auf der andern bereit war, sich zu vertheidigen.

Uebrigens hatten sich niemals drohendere Gerüchte in den Straßen über eine dichter gedrängte Menge hinwegbewegt und niemals hatte qualvollere Angst und Unruhe die Herzen Derer erfüllt, welche von ihren Balcons oder von ihren Fenstern auf diese Menge herabschauten und erwarteten, entweder, daß der Friede vollkommen hergestellt werde, oder daß das Gemetzel, die Brandstiftungen und die Plünderungen von Neuem ihren Anfang nähmen.

Mitten unter dieser Menge und sie zur Empörung anspornend, befanden sich dieselben Werkzeuge der Königin, welche wir schon so oft bei der Arbeit gesehen, die Pasquale von Simone, der Beccajo und jener fürchterliche calabresische Priester Rinaldi, welcher ebenso wie der Schaum sich nur an Tagen des Sturmes auf der Oberfläche des Meeres zeigt, nur an den Tagen der Emeute und des Gemetzels auf der Oberfläche der Gesellschaft erschien.

All dieses Geschrei, all dieser Tumult, alle diese Drohungen verstummten wie auf einen Zauberschlag, sobald man die erste Vibration des Hammers der Uhren hörte, welcher auf die Glocke schlug und die Stunde bezeichnete. Aufmerksam zählte man die einzelnen Hammerschläge, sobald aber dieselben zu Ende waren, erhob sich auch wieder jenes verworrene Getöse, welches mir mit dem Brüllen des Meeres zu vergleichen ist.

So zählte man die Schläge der achten, der neunten, der zehnten Stunde.

Schlag zehn Uhr nahmen unter dem Schweigen, welches abermals eintrat, während man die Stunde schlagen hörte, Salvatos Grenadiere die Blumensträuße von der Mündung ihrer Gewehre und steckten die Bajonnete auf.

Der Anblick dieses Manövers erbitterte die Zuschauer noch mehr.

Bis jetzt hatten die Lazzaroni sich begnügt, den französischen Soldaten die Faust zu zeigen; diesmal zeigten sie ihnen die Messer.

Die widerwärtigen alten Weiber, welche sich die Verwandten des heiligen Januarius nennen, und die, kraft dieser Verwandtschaft, das Recht zu haben glauben, sich gegen den Heiligen frei aussprechen zu dürfen, bedrohten ihn ihrerseits mit den furchtbarsten Verwünschungen, wenn das Wunder geschähe.

Niemals hatten sich so viel magere, runzlige Arme gegen den Heiligen ausgestreckt, niemals hatten so viele durch Wuth und Alter verzerrte Lippen die gemeinten und gröbsten Injurien an den Fuß des Altars geschleudert.

Der Canonicus, welcher das Fläschchen zeigte und der alle halbe Stunden abgelöst ward, war davon ganz betäubt und schien nahe daran, den Verstand zu verlieren.

Plötzlich hörte man draußen das Geschrei sich verdoppeln. Die Ursache davon war ein Peloton von fünfundzwanzig Mann Husaren, welche, den Carabiner auf der Hüfte, in den freigelassenen Raum, das heißt zwischen das von den französischen Soldaten von dem erzbischöflichen Palaste bis an die Kathedrale gebildete Spalier vorrückten.

Dieses von dem Adjutanten Villeneuve commandierte Detachement bog in eine der die Kathedrale umgebenden kleinen Gassen ein, und machte an der äußern Thür der Sacristei Halt.

Es schlug zehn Uhr und zugleich trat einer jener bereits erwähnten Momente des Schweigens ein.

Villeneuve stieg vom Pferde.

»Meine Freunde, sagte er zu den Husaren, »wenn Ihr mich um zehn Uhr fünfundzwanzig Minuten nicht zurückkommen sehet und das Wunder nicht geschehen ist, so dringet in die Sacristei, ohne Euch an die Drohungen oder selbst an Widerstand, den man Euch vielleicht entgegensetzt, zu kehren.«

Ein einfaches: »Ja, Herr Commandant,« war die Antwort.

Villeneuve ging hierauf in die Sacristei, wo sämtliche Canonici, mit Ausnahme dessen, welcher eben das Fläschchen küssen ließ, versammelt waren und sich gegenseitig ermutigten, das Wunder nicht zu Stande kommen zu lassen.

Als die Villeneuve eintreten sahen, machten sie eine Bewegung des Erstaunens. Da es aber ein junger Officier von guter Familie mit einem sanften, mehr melancholischen, als strengen Gesichte war, und derselbe lächelnd herein trat, so faßten sie wieder Muth und schickten sich sogar an, ihn über eine solche Ungehörigkeit zur Rede zu stellen, als er auf sie zukommend sagte:

»Meine lieben Brüder, ich komme im Auftrage des Generals.«

»Zu welchem Zwecke?« fragte das Oberhaupt des Capitels in ziemlich sicherem Tone.

»Um dem Wunder beizuwohnen,« antwortete der Adjutant.

Die Priester schüttelten die Köpfe.

»Ah,« sagte Villeneuve, »wie es scheint, fürchten Sie, daß das Wunder nicht geschehen werde?«

»Wir dürfen Ihnen,« antwortete das Oberhaupt des Capitels, »nicht verhehlen, daß der heilige Januarius allerdings nicht günstig gestimmt zu sein scheint.«

»Nun,« entgegnete Villeneuve, »ich dagegen komme, um Ihnen etwas zu sagen, was ihn vielleicht in eine bessere Stimmung versetzt.«

»Das bezweifeln wir,« antworteten sämtliche Priester.

Villeneuve näherte sich hierauf immer noch lächelnd einem Tische und zog mit der linken Hand fünf Rollen, jede von hundert Louisdor, aus der Tasche, während er mit der rechten ein Paar Pistolen aus seinem Gürtel zog, dann seine Uhr herausnahm, und indem er dieselbe zwischen die fünfhundert Louis d'or und die Pistolen legte, sagte:

»Hier sind fünfhundert Louisdor, welche dem ehrenwerthen Capitel des h. Januarius gehören, wenn Schlag halb elf Uhr das Wunder bewirkt ist. Jetzt ist es, wie Sie sehen, Zehn Uhr vierzehn Minuten und Sie haben folglich noch sechzehn Minuten vor sich.«

»Und wenn das Wunder nicht geschieht?«, fragte der Vorsteher des Capitels in leicht spöttischem Tone.

»Ah, das ist etwas Anderes,« antwortete der Officier ruhig, aber indem er aufhörte zu lächeln. »Wenn um halb elf Uhr das Wunder nicht bewirkt ist, so lasse ich um zehn Uhr fünfunddreißig Minuten Sie Alle vom Ersten bis zum Letzten erschießen.«

Die Priester machten eine Bewegung, wie zu entfliehen, Villeneuve aber ergriff mit jeder Hand ein Pistol und rief:

»Daß keiner sich von der Stelle rühre! Mit Ausnahme dessen, welcher hinausgehen wird, um das Wunder zu bewirken.«

»Ich werde es bewirken,« sagte der Vorsteher des Capitels.

»Punkt halb elf Uhr!« bemerkte Villeneuve; »keine Minute eher, keine Minute später.«

Der Canonicus machte eine Geberde des Gehorsams und ging hinaus, nachdem er sich bis zur Erde verneigt.

Es war zehn Uhr zwanzig Minuten.

Villeneuve warf einen Blick auf seine Uhr.

»Sie haben noch zehn Minuten,« sagte er.

Dann, ohne die Augen von der Uhr wegzuwenden, fuhr er mit furchtbarer Kaltblütigkeit fort:

»Der heilige Januarius hat nur noch fünf Minuten. Der heilige Januarius hat nur noch drei Minuten! Der heilige Januarius hat nur noch zwei Minuten.«

Unmöglich wäre es, einen Begriff von dem Tumult zu geben, welcher immer höher steigend dem vereinigten Gebrüll des Meeres und Rollen des Donners gleich, als nach zweimaligem vorausgegangenen Klingeln die halbe Stunde schlug.

Todtenstille trat ein.

Langsam dröhnten mitten in diesem Schweigen die beiden Schläge, dann hörte man die Stimme des Canonicus, welcher mit lauter, hallender Stimme in dem Augenblick, wo das Geschrei und die Drohungen wieder begannen, das Fläschchen hoch emporhebend, rief:

»Das Wunder ist geschehen!«

Sofort verstummten Tumult, Geschrei und Drohungen wie auf einen Zauberschlag. Alles stürzte mit dem Gesicht zur Erde nieder und rief: »Ruhm und Preis dem heiligen Januarius!« während Michele aus der Kirche hinausgehend vor der Höhe des Perrons seine Fahne schwenkend rief:

»Il miracolo è fatto!«

Alles fiel auf die Knie.

Dann begannen mit bewundernswürdigem Zusammenklang sämtliche Glocken von Neapel zu läuten.

Championnet hatte Recht gehabt, als er gesagt, er wisse ein Gebet, welches der heilige Januarius nicht verfehlen werde zu erhören.

Und, wie man sieht, der heilige Januarius hatte es wirklich erhört.

Eine von sämtlichen vier Castellen herabkrachende Geschützsalve verkündete Neapel und der

ganzen Umgegend, daß der heilige Januarius sich für die Franzosen erklärt habe.

Elftes Capitel.

Die parthenopeische Republik.

Kaum hörte Championnet das Glockengeläute und die vierfache Freudensalven, so begriff er sofort, daß das Wunder geschehen sei, und verließ Capodimonte, um seinen feierlichen Einzug in Neapel zu halten.

Er durchzog die ganze Stadt, zunächst die Strada dei Cristallini, den Largo delle Pigne, den Largo San Spirito und den Mercatello entlang, mitten unter der lärmendsten Freude und dem tausendfach wiederholten Ruf:

»Es leben die Franzosen! Es lebe die französische Republik! Es lebe die parthenopeische Republik!«

Dieses ganze Volk, welches drei Tage lang gegen ihn gekämpft, welches seine Soldaten verstümmelt, erwürgt und verbrannt, welches eine Stunde vorher noch bereit war, die abermals zu erwürgen, zu verstümmeln, zu verbrennen, war durch das Wunder des heiligen Januarius sofort bekehrt worden und von dem Augenblicke an, wo der Heilige für die Franzosen war, fand es keinen Grund mehr, gegen dieselben zu sein.

»Der heilige Januarius weiß besser als wir, was zu thun ist,« sagten sie. »Thun wir daher wie der heilige Januarius.«

Von Seiten des mezzo ceto und des Adels, welche durch die französische Invasion der bourbonischen Tyrannei entrissen wurden, waren die Freude und der Enthusiasmus nicht weniger groß.

Alle Fenster waren mit dreifarbigem französischen und dreifarbigem neapolitanischen Fahnen geschmückt, welche ihre Falten und Farben miteinander mischten.

Tausende von jungen Frauen standen an den Fenstern, schwenkten ihre Tücher und riefen:

»Es lebe die Republik! Es leben die Franzosen! Es lebe der Obergeneral!«

Die Kinder liefen vor seinem Pferde her, indem sie kleine gelb-roth-schwarze Fähnchen hin- und herschwenkten.

Allerdings waren noch einige Blutflecken auf dem Pflaster zu sehen und die Trümmer vieler niedergebrannten Häuser rauchten noch, in diesem Lande der Sensation des Augenblicks aber, wo die Gewitter vorüberziehen, ohne an dem azurblauen Himmel Spuren zurückzulassen, war die Trauer schon vergessen.

Championnet begab sich direct nach der Kathedrale, wo der Erzbischof Copece Zurlo ein Te Deum an dem Altare sang, worauf das Haupt und das Blut des heiligen Januarius den Blicken Aller ausgestellt waren.

Aus Dankbarkeit für den besondern Schutz, welchen der Heilige den Franzosen gewährt, beschenkte Championnet ihn mit einer mit Diamanten besetzten Mitra, welche der Heilige auch anzunehmen geruhte und sich ohne Widerstand aufsetzen ließ.

Wir werden später sehen, wie theuer dem Erzbischof diese Schwäche für die Franzosen zu stehen kommen sollte.

Während man in der Kirche das Te Deum sang, ward an allen Straßenecken folgende Proclamation angeschlagen:

»Neapolitaner!¹⁸

»Seid frei und wisset eure Freiheit zu benutzen. Die französische Republik wird in eurem Glück eine reichliche Entschädigung für ihre Mühen und Kämpfe finden. Wenn es unter Euch noch Anhänger der gestürzten Regierung gibt, so steht denselben frei, dieses Land der Freiheit zu verlassen. Sie mögen ein Land fliehen, wo es nur noch Bürger gibt, und als Slaven zu Slaven zurückkehren.

»Von diesem Augenblick an nimmt die französische Armee den Namen der neapolitanischen Armee an und macht sich durch einen feierlichen Schwur verbindlich, eure Rechte aufrecht zu erhalten, und so oft als die Interessen eurer Freiheit es verlangen werden, für Euch die Waffen zu ergreifen. Die Franzosen werden den Cultus und die geheiligten Rechte des Eigenthums und der Person achten. Von Euch ernannte Behörden werden durch eine weise, väterliche Verwaltung über der Ruhe und dem Glück der Bürger wachen, die Gräuel der Unwissenheit verschwinden machen, die Wuth des Fanatismus beschwichtigen und Euch mit einem Worte ebensoviel Liebe beweisen, als die gestürzte Regierung Euch Treulosigkeit und Verrath bewiesen hat.«

Ehe Championnet die Kirche verließ, errichtete er, indem er Salvato der Freiheit zurückgab, eine Ehrengarde, welche den heiligen Januarius nach dem erzbischöflichen Palast zurückgeleitete und unter der Parole: »*Achtung dem heiligen Januarius*« bewachen sollte.

Schon am Morgen war in der sichern Erwartung, daß der heilige Januarius die Gefälligkeit haben würde, sein Wunder zu verrichten – eine Gefälligkeit, an welcher Championnet nicht zweifelte – eine provisorische Regierung eingesetzt worden.

Gleichzeitig hatte man sechs Comités ernannt, nämlich das Centralcomité, das Comité des Innern, das Comité der Finanzen, das Comité der Justiz und Polizei und das Comité der Gesetzgebung.

Sämtliche Mitglieder dieser Comités gehörten auch der provisorischen Regierung an.

Cirillo und Manthonnet, die Verschwörer in den ersten Capiteln unserer Geschichte, waren ebenfalls Mitglieder der provisorischen Regierung und Manthonnet überdies Minister des Krieges. Ettore Caraffa ward zum Chef der neapolitanischen Legion ernannt. Schipani sollte eines der ersten Commandos der Armee übernehmen, sobald dieselbe wieder organisiert sein würde. Nicolino blieb Commandant des ersten Castells San Elmo. Velasco hatte weiter nichts sein wollen als Freiwilliger.

Aus der Kathedrale begab sich Championnet nach der Kirche des heiligen Laurentius.

Diese Kirche ist für die Neapolitaner, welche sich seit dem zwölften Jahrhundert nie selbst regiert haben, eine Art Municipality, in welche sie sich in den Tagen der Unruhe oder Gefahr zurückgezogen haben, um die Gewählten und Anführer des Volkes zu befragen.

Der General war von den Mitgliedern der provisorischen Regierung begleitet, welche, wie wir bereits bemerkt, gleichzeitig die Mitglieder der Comités waren.

Hier nahm Championnet, inmitten einer unzähligen Menge, das Wort und sagte in vortrefflichem Italienisch Folgendes:

»Bürger, Ihr werdet provisorisch die neapolitanische Republik regieren. Die definitive Regierung wird durch das Volk ernannt werden, sobald Ihr selbst, als Wähler und Gewählte nach den Vorschriften regierend, welche das Ziel dieser Revolution gewesen sind, die Arbeit, welche

die Abfassung neuer Gesetze nöthig macht, abgekürzt haben werdet. In dieser Hoffnung habe ich Euch die Aufgabe der Gesetzgebung und der Regierung vorläufig übertragen. Ihr besitzt demnach unbeschränkte Autorität; zugleich aber lastet auch eine unermeßliche Verantwortlichkeit auf Euch. Bedenket, daß das öffentliche Wohl oder das schwerste Unheil des Vaterlandes, euer Ruhm oder eure Schande in euren Händen liegt. Ich habe Euch ernannt, eure Namen sind mir weder durch Gunst noch durch die Intrigue vorgeschlagen, sondern bloß durch euren guten Ruf empfohlen worden. Ihr werdet durch eure Werke dem Vertrauen entsprechen, welches in Euch nicht bloß Männer von Genie, sondern auch warme und aufrichtige Freunde des Vaterlandes sieht.

»Bei der Einsetzung der neapolitanischen Republik werdet Ihr, soviel die Sitten und Gesetze es erlauben, die französische Constitution, die Mutter der neuen Republik und der neuen Civilisation, zum Vorbild nehmen. Machet, indem Ihr euer Vaterland regiert, die parthenopeische Republik zur Freundin, Bundesgenossin, Gefährtin und Schwester der französischen Republik. Laßt sie eins und untheilbar sein. Hoffet kein Glück getrennt von ihr. Wenn die französische Republik wankt, dann ist auch der Sturz der neapolitanischen nahe.

»Die französische Armee, welche für eure Freiheit bürgt, wird, wie ich Euch schon gesagt, den Namen der neapolitanischen Armee annehmen. Sie wird eure Rechte aufrecht erhalten und Euch bei euren Arbeiten unterstützen. Sie wird mit Euch und für Euch kämpfen, und indem sie für eure Vertheidigung stirbt, keinen andern Preis von Euch verlangen, als eure Bundesgenossenschaft und Freundschaft.«

Diese Rede endete unter dem Beifalle, dem Freudenrufe und den Freudenthänen des Volkes.

Dieses Schauspiel war neu für das Land, diese Worte waren den Neapolitanern unbekannt. Es war das erste Mal, daß man unter ihnen das große Gesetz der Verbrüderung der Völker, den höchsten Wunsch des Herzens, das letzte Wort der menschlichen Civilisation verkündete.

Auch war dieser Tag, der 24. Januar 1799, ein Festtag für die Neapolitaner, gerade so wie der 14. Juli für die Franzosen.

Die Republikaner umarmten sich, wenn sie einander in den Straßen begegneten, und hoben dankend die Augen gen Himmel empor.

Zum ersten Male fühlten die Körper und die Seelen sich frei in Neapel. Die Revolution von 1647 war die Revolution des Volkes, eine durch und durch materielle und fortwährend drohende gewesen. Die von 1799 war die Revolution des Bürgerstandes und des Adels, das heißt eine durch und durch intellectuelle und humane.

Die Revolution Masaniellos war die Zurückforderung der Nationalität eines besiegten Volkes von einem siegenden, Championnets Revolution dagegen war die Zurückforderung der Freiheit von Seiten eines unterdrückten Volkes einem Unterdrücker gegenüber.

Es bestand demnach zwischen den beiden Revolutionen ein ungeheurer Unterschied und ganz besonders ein ungeheurer Fortschritt.

Ein rührender Vorgang kennzeichnete den Beginn der neuen Aera.

Wir haben schon von den drei ersten Märtyrern der italienischen Freiheit, Vitagliano, Galiano und Emanuele de Deo, gesprochen.

Dieser Letztere hatte die Begnadigung, welche man ihm bot, wenn er seine Mitschuldigen verriethe, zurückgewiesen. Es waren blutjunge Leute, die alle drei zusammen zweiundsechzig Jahre zählten, zwei davon waren gehängt und dann der dritte, Vitagliano, – da die Hinrichtung

der beiden ersten eine gewisse Bewegung unter dem Volke hervorgerufen – von dem Henker aus Furcht, daß der Verurtheilte ihn durch einen augenblicklichen Aufstand zu seinen Gunsten entrisen werden könne, erdolcht, und todt, mit der blutenden Wunde in der Seite, aufgeknüpft worden.

Jetzt organisierte sich freiwillig eine patriotische Deputation und zehntausend Bürger ungefähr begrüßten im Namen der erwachten Freiheit die Familien der edlen jungen Männer, deren Blut den Platz geweiht, auf welchem man jetzt im Begriffe stand, den Freiheitsbaum zu pflanzen.

Am Abend wurden in allen Straßen und auf allen Plätzen Freudenfeuer angezündet und wie um sich mit dem heiligen Januarius, einem Nebenbuhler in der Volksgunst, zu verbünden, schleuderte der Vesuv Flammen welche mehr eine Theilnahme an der allgemeinen Freude als eine Drohung zu sein schienen.

Diese stummen und von keinem Lavaerguß begleiteten Flammen waren eine Art feuriger Busch, ein politischer Sinai.

Und Michele, der Narr, der, mit seiner prachtvollen Uniform bekleidet, auf einem prachtvollen Pferde unter seiner Lazzaroni-Armee hin- und hersprengte und heute ebenso: »Es lebe die Freiheit!« schrie, wie er am Tage vorher: »Es lebe der König!« geschrien, sagte zu diesem ganzen Gesindel:

»Da seht Ihr es selbst. Heute Morgen erklärte der heilige Januarius sich für die Jakobiner, und heute Abend setzt der Vesuv die rothe Mütze auf.«

Zwölftes Capitel.

Ein kleiner Sturm.

Der Leser hat hoffentlich nicht vergessen, daß Nelson, nachdem er vom 21. zum 23. Februar durch widrige Winde in dem Hafen von Neapel zurückgehalten worden, endlich, eine starke Brise von Nordwesten benutzend, gegen drei Uhr Nachmittags unter Segel gegangen und daß die englische Flotte denselben Abend auf der Höhe der Insel Capri in der Dämmerung verschwunden war.

Stolz auf den Vorzug, dessen Gegenstand er von Seiten der Königin war, hatte er Alles gethan, um diese Gunst anzuerkennen, und schon seit drei Tagen waren, als die erhabenen Flüchtlinge ihn um eine Gastfreundschaft baten, an Bord des »Vanguard« alle Vorkehrungen getroffen, damit diese Gastfreundschaft eine so umfassende und zufriedenstellende als möglich sei.

Demgemäß hatte er, indem er sein Zimmer in der Campanje für sich behielt, das große Officierszimmer hinter der oberen Batterie für den König, die Königin und die jungen Prinzen in Bereitschaft setzen lassen. Die Kanonen waren hinter Draperien verschwunden und jeder Zwischenraum ein mit der größten Eleganz ausgeschmücktes Gemach geworden.

Die Minister und die Höflinge, welchen der König die Ehre erzeigte, sie mit nach Palermo zunehmen, waren ihrerseits in dem sogenannten Officiersaal einquartiert, das heißt in dem Theile des Zwischendecks, um welchen herum sich die Cajüten befinden.

Caracciolo hatte noch mehr gethan. Er hatte dem Kronprinzen und der Prinzessin Clementine ein eigenes Zimmer und ihrem Gefolge den Officiersaal abgetreten.

Das Umspringen des Windes, mit dessen Hilfe Nelson hatte den Anker lichten können, war, wie wir bereits erwähnt, zwischen drei und vier Uhr Nachmittags erfolgt. Der Wind wehte jetzt anstatt aus Süden aus Westnordwest.

Kaum hatte Nelson diese Veränderung bemerkt, so hatte er Henry, seinem Flaggen capitän, den er mehr als einen Freund denn als einen Untergebenen betrachtete, Befehl gegeben, die Anker lichten zu lassen.

»Müssen wir uns weit auf der Höhe von Capri halten?« sagte der Capitän.

»Bei diesem Winde ist es nicht nöthig,« antwortete Nelson. »Wir werden geradeaus steuern.«

Henry studierte einen Augenblick lang den Wind und schüttelte dann den Kopf.

»Ich glaube nicht, daß dieser Wind aushält,« sagte er.

»Gleichviel; benutzen wir ihn so lange wir ihn haben,« entgegnete Nelson. »Obschon ich bereit bin, für den König und die königliche Familie zu sterben und meine Leute vom ersten bis zum letzten Mann tödten zu lassen, so werde ich doch die Majestäten nicht eher als in Sicherheit gebracht betrachten, als bis sie in Palermo sein werden.«

»Welche Signale sollen den andern Schiffen gegeben werden?«

»Sie sollen die Anker lichten wie wir, sich in unserm Fahrwasser halten, nach Palermo steuern, übrigens aber unabhängig manövrieren.«

Die Signale wurden gegeben und man hat gesehen, daß das Geschwader in See stach.

Auf der Höhe von Capri aber legte sich der Wind mit Einbruch der Nacht und es ergab sich, daß der Capitän Henry Recht gehabt hatte.

Diese augenblickliche Windstille verschaffte den seit drei Tagen von der Seekrankheit gemarterten vornehmen Flüchtlingen Gelegenheit, etwas Nahrung zu sich zu nehmen und ein wenig auszuruhen.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß Emma Lyonna nicht ihrem Gemahl in den Officiersaal gefolgt, sondern bei der Königin geblieben war.

Sofort nach beendetem Souper ging Nelson, welcher demselben beigewohnt, wieder auf das Deck hinauf. Ein Theil der Prophezeiung Henrys war schon in Erfüllung gegangen, denn der Wind hatte sich gelegt, und er fürchtete für den übrigen Theil der Nacht, wenn auch nicht einen Sturm, doch wenigstens einen Windstoß.

Der König hatte sich auf sein Bett geworfen, konnte aber nicht schlafen. Ferdinand war ebenso wenig Seemann als Krieger. Alle jene erhabenen Schauspiele und großartigen Bewegungen des Meeres, welche den Traum poetischer Geister ausmachen, gingen für ihn gänzlich verloren.

Er kannte von dem Meere weiter nichts als die Krankheit, welche es verursacht, und die Gefahren, mit welchen es droht.

Gegen Mitternacht, als er sah, daß, obschon sonst der Schlaf ihm niemals fehlte, er sich hier vergebens hin- und herwälzte, stand er auf und stieg, von seinem treuen Jupiter gefolgt, welcher die Krankheit seines Herrn getheilt und noch theilte, eine der beiden Treppen der Companje hinauf.

In dem Augenblick, wo sein Kopf aus der Luke auftauchte, sah er drei Schritte vor sich Nelson und Henry, welche den Horizont mit Unruhe zu betrachten schienen.

»Du hattest Recht, Henry,« sagte Nelson. »Die alte Erfahrung hatte Dich nicht getäuscht. Ich bin ein *Soldat* des Meeres, Du dagegen bist ein *Mann* des Meeres. Der Wind hat nicht bloß nicht ausgehalten, sondern wir werden auch einen kleinen Sturm bekommen.«

»Wozu noch kommt, Mylord,« antwortete Henry, »daß wir hier in einer sehr schlechten Lage sind, ihn auszuhalten. Wir hätten denselben Curs einhalten sollen wie die »Minerva«.

Nelson konnte sich nicht enthalten, seinen Verdruß durch eine Geberde zu verrathen.

»Ich liebe den stolzen, hochmüthigen Caracciolo, welcher die »Minerva« commandiert, ebensowenig, als Sie ihn lieben, Mylord; Sie werden aber zugeben, daß er auch das Compliment verdient, welches Sie die Güte hatten mir soeben zu machen. Er ist ein echter Seemann, und der Beweis davon ist, daß er, indem er zwischen Capri und das Cap Campanella hineingesteuert ist, Capri auf der Windseite und den ganzen Golf von Salerno unter dem Winde hat, so daß er der Heftigkeit des wahrscheinlich losbrechenden Sturmes weit weniger ausgesetzt sein wird als wir.«

Nelson wendete sich mit Ungeduld nach der schwarzen Masse, welche sich vor ihm emporhürmte, und gegen welche von Südosten her sich keinerlei Schutz darbot.

»Nicht übel!« sagte er. »Wir sind noch eine Meile von Capri entfernt.«

»Ich wollte wir wären deren zehn noch entfernt,« sagte Henry zwischen den Zähnen hindurch, aber doch nicht so leise, daß Nelson es nicht gehört hätte.

Plötzlich kam ein Windstoß aus Westen, der Vorläufer des Sturmes, von welchem Henry sprach.

»Laß die Stagegel reffen und den Wind anholen,« sagte Nelson.

»Sie fürchten doch nichts für die Masten, Mylord?« fragte Henry.

»Ich fürchte die Küste, weiter nichts,« antwortete Nelson.

Henry wiederholte mit jener vollen, sonoren Stimme des Seemanns, welcher den Winden und den Wellen gebietet, das Commando, welches zugleich den Matrosen des Quarterdecks und dem Manne am Steuerruder galt.

Der König hatte das Gespräch und das Commando gehört, ohne etwas davon zu verstehen. Dennoch aber hatte er errathen, daß man von einer Gefahr bedroht ward, und daß diese Gefahr von Westen kam.

Er stieg deshalb vollends auf die Campanje hinauf und obschon Nelson eben so wenig die italienische als König Ferdinand die englische Sprache verstand, so fragte er doch:

»Ist vielleicht Gefahr vorhanden, Mylord?«

Nelson verneigte sich, wendete sich zu Henry und sagte:

»Ich glaube, Se. Majestät erzeigt mir die Ehre, mich zu befragen. Antworten Sie, Henry, wenn Sie verstanden haben, was der König gefragt hat.«

»Gefahr, Sire,« antwortete Henry, »ist auf einem von Mylord Nelson commandierten Schiffe niemals vorhanden, denn seine Voraussicht kommt allen Gefahren zuvor. Ich glaube blos, daß wir einen kleinen Sturm haben werden.«

»Dennoch aber finde ich die Witterung ziemlich schön,« sagte der König, indem er über seinem Kopf den Mond betrachtete, der an dem bewölkten, hie und da sichtbaren dunkelblauen Himmel hinglitt.

»Ueber uns dürfen wir nicht blicken, Sire,« bemerkte Henry. »Dort unten am Horizont vor uns – sieht Euer Majestät dort jene schwarze Linie, welche langsam am Himmel aufwärts steigt und von dem eben so schwarzen Meer nur durch einen Lichtstreifen getrennt ist, der ein Silberfaden zu sein scheint? Binnen zehn Minuten wird der Sturm über uns losbrechen.«

Ein zweiter mit Feuchtigkeit beladener Windstoß brauste einher und unter einem Druck legte der »Vanguard sich auf die Seite und ächzte.

»Das große Segel gerefft!« rief Nelson, indem er Henry die Conversation mit dem König fortsetzen ließ, und seine Befehle ohne Vermittlung direkt ertheilte.

»Das große Focksegel gerefft!« Dieses Manöver ward mit einer Schnelligkeit ausgeführt, welche verrieth, daß die Mannschaft die Bedeutung desselben verstand, und das einesteils einer Leinwand entledigte Schiff steuerte unter Klüver-, Mars- und kleinem Focksegel weiter.

Nelson näherte sich Henry und sagte ihm einige Worte auf englisch.

»Sire,« hob Henry zum König gewendet wieder an, »Mylord ersucht mich, Euer Majestät bemerklich zu machen, daß in einigen Minuten der Sturm über uns losbrechen und daß, wenn Sie auf dem Deckbleiben, der Regen vor Ihnen nicht mehr Respekt haben wird als vor dem letzten unserer Seecadeten.«

»Kann ich die Königin beruhigen und ihr sagen, daß es keine Gefahr hat?« fragte der König, dem es nicht unlieb war, beiläufig selbst beruhigt zu werden.

»Ja, Sire,« antwortete Henry, »mit der Hilfe Gottes stehen Mylord und ich für Alles.«

Der König ging hinab, wieder gefolgt von Jupiter, welcher entweder in Folge der Seekrankheit oder in Folge einer banger Ahnung, wie die Thiere zuweilen bei Annäherung einer Gefahr haben, ächzend hinter seinem Herrn herrschlich.

Ganz wie Henry vorhergesagt, waren kaum einige Minuten vergangen, so brach der Sturm über den »Vanguard« los und erklärte, von furchtbarem Donner und sündflutartigem Regen

begleitet, der ganzen Flotte den Krieg.

Ferdinand war ein förmlicher Spielball des Unglücks. Nachdem er durch das Land verrathen worden, verrieth ihn auch das Meer.

Trotz der Versicherung, welche der König seiner Gemahlin, als er zu ihr hinunterkam, gegeben, begriff sie doch gleich bei den ersten Stößen, welche das Schiff empfing, und bei dem ersten Aechzen, welches es hören ließ, daß der »Vanguard« mit dem Orkan handgemein geworden. Da sie sich unmittelbar unter dem Verdeck befand, so hörte sie ganz deutlich jenes hastige, unregelmäßige Stampfen der Matrosen, welches die Gefahr durch die Bemühungen verkündet, welche man unternimmt, um sie zu bekämpfen.

Sie saß auf ihrem Bett mit ihrer ganzen Familie um sich herum, während Emma wie gewöhnlich sich zu ihren Füßen gelagert hatte.

Lady Hamilton, die von der Seekrankheit verschont geblieben, hatte sich gänzlich den Dienstleistungen gewidmet, deren die Königin, die Prinzessinnen und die beiden jungen Prinzen Albert und Leopold bedurften. Sie erhob sich von den Füßen der Königin nur, um dem einen eine Tasse Thee, dem andern ein Glas Zuckerwasser zu reichen, um ihre königliche Freundin auf die Stirn zu küssen und ihr einige jener Worte zu sagen, welche durch Betheuerung unverbrüchlicher Anhänglichkeit den gebrochenen Muth wieder aufrichten.

Nach Verlauf von einer halben Stunde kam Nelson ebenfalls in die Cajüte herunter.

Der Sturm war vorüber. Ein Sturm aber, der zuweilen ein bald vorübergehender Uebelstand und bloß bestimmt ist, den Himmel zu säubern, ist zuweilen auch nur der Vorläufer eines noch furchtbareren Ungewitters. Nelson konnte daher der Königin auch nicht sagen, daß Alles vorüber sei, und ihr ebensowenig eine vollkommen ruhige Nacht versprechen.

Ihrer Einladung folgend setzte er sich und trank eine Taffe Thee. Die Kinder der Königin, mit Ausnahme des kleinen Prinzen Albert, waren eingeschlafen, und die Ermüdung und Sorglosigkeit hatten die Furcht besiegt, welche ebenso wie die Seekrankheit ihre Aeltern wach hielt.

Nelson befand sich seit ungefähr einer Viertelstunde in dem großen Gemach und schien schon seit fünf Minuten die Bewegungen des Schiffes genau zu beobachten, als leise an die Thür gepocht ward, und nachdem auf den Befehl der Königin die Thür geöffnet worden, ein junger Officier auf der Schwelle erschien.

Es war augenscheinlich, daß er zu Nelson wollte.

»Ah, Sie sind es, Mr. Parkenson,« sagte der Admiral; »was gibt es?«

»Mylord,« antwortete der junge Mann, »der Capitän Henry schickt mich, um Ihnen zu melden, daß seit fünf Minuten der Wind nach Süden umgesprungen ist und daß wir, wenn wir denselben Curs beibehalten, fürchten müssen, auf den Strand von Capri geworfen zu werden.«

»Nun gut, sagte Nelson, »dann ändert den Curs.«

»Mylord, das Meer geht hoch, das Schiff arbeitet sich nur mit Mühe vorwärts und hat seine ganze Schnelligkeit verloren.«

»Aha!« sagte Nelson; »Ihr glaubt, der Curs werde sich gar nicht ändern lassen.«

»Das Schiff rollt, entgegnete Mr. Parkenson.

Nelson erhob sich, grüßte lächelnd den König und die Königin und folgte dem Lieutenant.

Der König verstand, wie wir bereits bemerkt haben, nicht englisch; die Königin verstand es allerdings, da ihr aber die Seeausdrücke nicht geläufig waren, so verstand sie bloß, daß eine neue

Gefahr im Begriff stand aufzutauchen. Sie warf deshalb Emma einen fragenden Blick zu.

»Wie es scheint,« antwortete Emma, »gilt es ein schwieriges Manöver auszuführen und man wagt nicht es in Abwesenheit des Admirals vorzunehmen.«

Die Königin runzelte die Stirn und seufzte. Emma erhob sich und ging, über den beweglichen Fußboden hinwegtaumelnd, nach der Thür, um zu horchen.

Nelson, welcher die Gefahr begriff, war rasch wieder auf die Campanje hinaufgestiegen.

Der Wind war, wie der Lieutenant Parkenson gesagt, nach Süden umgesprungen. Es wehte jetzt ein förmlicher Sirocco und das Schiff war in der vollen Gewalt desselben.

Der Admiral warf einen raschen, unruhigen Blick um sich herum.

Der Himmel war, obschon noch umwölkt, doch stellenweise hell. Rechts sah man Capri und hatte sich dieser Insel schon so weit genähert, daß man bei dem matten, durch das Gewölk hindurchfallenden Mondlicht die weißen Punkte unterscheiden konnte, welche die Häuser bezeichnen.

Ganz besonders aber sah man eine breite weiße Schaumfranse, welche sich der ganzen Insel entlang streckte und verrieth, mit welcher Wuth die Wogen sich dort brachen.

Kaum hatte Nelson einen Blick um sich geworfen, so entwarf er sich auch sofort ein richtiges Bild von der Situation.

Der Südwind hatte sich in den Segeln gefangen und die Masten begannen zu knarren und zu knacken.

Mit seiner der Mannschaft so wohlbekannten Stimme rief der Admiral:

»Fertigmachen zum Wenden!«

Dieses Manöver war ein sehr gewagtes und es konnte dabei leicht geschehen, daß das Schiff auf die Seite geworfen ward.

Kaum hatte die Mannschaft begonnen den Befehl des Admirals auszuführen, als es war, als hätten der Wind und das Meer das Commando verstanden und sich vorgenommen, ihm gemeinschaftlich Widerstand zu leisten, Das Marsegel blähte sich, als ob es bersten müßte, der Mast bog sich wie ein dünnes Rohr und ließ ein furchtbares Knarren hören. Wenn er brach, so war das Schiff verloren.

In diesem Augenblick der Angst fühlte Nelson, wie er leicht am linken Arm berührt ward.

Es war Emma, die neben ihm stand. Er drückte seine Lippen mit fieberhafter Energie auf ihre Stirn, stampfte mit dem Fuße, als ob das Schiff es hören könnte, und murmelte:

»So wende doch! Wende doch!«

Das Schiff gehorchte. Es wendete und nach einigen Minuten des Zweifels steuerte es in westnordwestlicher Richtung.

»Gut,« murmelte Nelson aufathmend. »Nun haben wir hundertundfünfzig Meilen Wasser vor uns, ehe wir auf die Küste stoßen.«

»Meine werthe Lady Hamilton,« sagte eine Stimme, »haben Sie die Güte, mir das, was Mylord soeben gesagt hat, ins Italienische zu übersetzen.«

Die Stimme war die des Königs, welcher, als er Emma sich hatte entfernen sehen, ihr gefolgt und hinter ihr auf die Campanje gestiegen war.

Emma erklärte dem König die Worte des Admirals.

»Aber,« sagte der König, der von der Schifffahrtskunde keinen Begriff hatte, »wie mir scheint,

steuern wir nicht nach Sicilien, sondern im Gegentheile nach Corsica.«

Emma übermittelte die Bemerkung des Königs dem Admiral.

»Sire,« antwortete Nelson mit einem gewissen Grade von Ungeduld, »wir machen einen Umweg, um lavieren zu können, und wenn Euer Majestät mir die Ehre erzeigen will, auf der Campanje zu bleiben, so werden Sie in zwanzig Minuten sehen, wie wir abermals wenden und die versäumte Zeit wieder einbringen.«

»Sie wollen wenden? Ja, jetzt versteh' ich,« sagte der König. »Sie wollen das, was Sie vorhin ausführten, noch einmal vornehmen lassen, aber ist es Ihnen nicht möglich, etwas weniger oft zu wenden? Vorhin war es mir, als wenn Sie mir die Seele ausrissen.«

»Sire,« antwortete Nelson, »befänden wir uns im atlantischen Meere und steuerte ich unter einem ähnlichen Winde von den Azoren nach Rio de Janeiro, so würde ich, um Euer Majestät ein Unwohlsein zu ersparen, welchem ich selbst unterworfen bin und welches ich folglich sehr wohl kenne, Wendungen von sechzig bis achtzig Meilen machen. Leider aber befinden wir uns im mittelländischen Meere, wir steuern von Neapel nach Palermo und müssen daher Wendungen von höchstens drei bis vier Meilen machen. Uebrigens,« fuhr der Admiral fort, indem er einen Blick auf Capri warf, wovon man sich jetzt immer weiter entfernte, »übrigens können Euer Majestät ruhig in Ihr Gemach zurückkehren und die Königin beruhigen. Ich stehe für Alles.«

Der König athmete nun einerseits auf, obschon er Nelson's Worte nicht direct verstanden hatte. Nelson hatte dieselben aber mit solcher Ueberzeugung ausgesprochen, daß diese sich Emma's Herzen und von diesem auch dem des Königs mitgetheilt hatte.

Ferdinand ging demgemäß wieder hinunter, verkündete, daß alle Gefahr vorüber sei und daß Emma ihm folge, um der Königin dieselbe Versicherung zu geben.

Emma folgte dem Könige in der That. Da sie aber, von der geraden Linie abweichend, den Weg durch Nelson's Cajüte nahm, so begann die Königin erst nach einer halben Stunde, vollständig beruhigt, den Kopf auf die Schulter ihrer Freundin lehnend, sich dem Schläfe zu überlassen.

Der Sturm, welcher Nelson beinahe an die Küste von Capri geworfen, hatte auch Caracciolo getroffen, obschon auf weniger empfindliche Weise. Erstens ward seine Gewalt theilweise durch die hohen Gebirge der Insel gebrochen und ferner hatte der neapolitanische Admiral, da er mit einem leichteren Schiffe manövrierte, eher damit zu Stande kommen können, als Nelson mit dem schwerfälligen »Vanguard«, der noch die Spuren der Kugeln von Abukir trug.

Als demgemäß Nelson, nachdem er zwei oder drei Stunden Ruhe genossen, bei Tagesanbruch wieder auf die Campanje seines Schiffes stieg, sah er, nachdem es ihm mit großer Mühe gelungen war, Capri zu umsegeln, daß Caracciolo und sein Schiff sich auf der Höhe des Cap Licosa, das heißt um fünfzehn bis zwanzig Meilen voraus befanden.

Dies war aber noch nicht Alles.

Während Nelson nur mit den drei kleinen Marsegeln, dem Klüver- und dem kleinen Focksegel steuerte, hatte Caracciolo seine sämtlichen Segel beibehalten und kam mit jeder Wendung besser in den Wind.

Zum Unglücke bestieg in diesem Augenblicke der König seinerseits die Campanje und sah Nelson, welcher, mit dem Fernrohre in der Hand, den Lauf der »Minerva« mit eifersüchtigem Blick verfolgte.

»Wohlan,« fragte der König den Lieutenant Henry, »wo sind wir jetzt?«

»Sie sehen es, Sire,« antwortete Henry. »Wir haben so eben Capri umsegelt.«

»Wie,« sagte der König, »dieser Felsen ist immer noch Capri?«

»Ja, Sire.«

»Dann haben wir also seit gestern drei Uhr Nachmittags nur sechs- bis achtundzwanzig Meilen zurückgelegt?«

»Ja, ungefähr.«

»Was sagt der König?« fragte Nelson.

»Er wundert sich, daß wir keine größere Strecke zurückgelegt haben, Mylord.«

Nelson zuckte die Achseln.

Der König errieth die Frage des Admirals und die Antwort des Capitäns, und da Nelsons Geberde ihm ein wenig respectwidrig erschien, so beschloß er, sich dafür zu rächen und den Stolz des Admirals zu demüthigen.

»Wonach,« fragte er, »schaute denn Mylord, als ich auf die Campanje heraufkam?«

»Nach einem Schiffe, welches uns im Winde steuert.«

»Vor uns, wollen Sie sagen, Capitän.«

»Es ist das Eine und das Andere der Fall.«

»Und was ist es für ein Schiff? Zu unserer Flotte gehört es wohl nicht?«

»Warum sollte es nicht dazugehören, Sire?«

»Weil, da der »Vanguard« das beste Schiff und Mylord Nelson der beste Seemann der Flotte ist, kein anderes Schiff und kein anderer Capitän uns überholen kann.«

»Was sagt der König?« fragte Nelson.

Henry übersetzte dem englischen Admiral Ferdinands Antwort.

Nelson biß sich auf die Lippen.

»Der König hat Recht,« sagte er. »Niemand sollte das Admiralschiff überholen, besonders wenn es die Ehre genießt, die Majestäten an Bord zu haben. Demgemäß soll auch der, welcher sich dieser Unangemessenheit schuldig gemacht, dafür gestraft werden, und Sie, Capitän Henry, werden dem Fürsten Caracciolo augenblicklich signalisieren, daß er nicht mehr den Wind gewinnen, sondern uns erwarten soll.«

An Nelsons Miene errieth Ferdinand, daß der Streich getroffen, und da er aus dem kurzen, gebieterischen Tone schloß, daß der englische Admiral einen Befehl ertheilte, so folgte er dem Capitän Henry mit den Augen, um ihn diesen Befehl ausführen zu sehen.

Henry stieg von der Campanje herab, entfernte sich auf einige Minuten und kam mit verschiedenen nach einer gewissen Reihenfolge geordneten Flaggen zurück, welche er selbst an dem Signaltau befestigen ließ.

»Haben Sie, fragte Nelson, »der Königin gemeldet, daß ein Kanonenschuß gelöst werden wird, und daß sie nicht darüber zu erschrecken braucht?«

»Ja, Mylord,« antwortete der Capitän Henry.

In der That hörte man in demselben Augenblick einen Knall, und eine Rauchsäule stieg an der obern Batterie empor.

Gleichzeitig stiegen die von Henry herbeigebrachten fünf Flaggen an dem Signaltau in die Höhe und verkündeten den Befehl Nelsons in seiner ganzen Brutalität.

Der Kanonenschuß hatte den Zweck, die »Minerva« aufmerksam zu machen, denn sie zog

auch sofort eine Flagge auf, um zu erkennen zu geben, daß sie das Signal des »Vanguard« erwarte.

Welche Wirkung aber auch der Anblick der Signale auf Caracciolo hervorbrachte, so beeilte dieser sich doch, zu gehorchen.

Er setzte sein Besansegel und das große Segel bei und ließ dieselben so stellen, daß sie den Wind schnitten.

Nelson verfolgte mit dem Fernrohr in der Hand das von ihm anbefohlene Manöver. Er sah die Segel der »Minerva« zur Hälfte reffen, nur das Focksegel blieb voll und die Schnelligkeit der Fregatte verminderte sich sofort um mehr als die Hälfte, während Nelson dagegen, welcher einen verhältnißmäßigen Grad von Windstille sich entwickeln sah, alle Segel bis auf die kleinsten Bramsegel beisetzen ließ.

Binnen wenigen Stunden hatte der »Vanguard« die »Minerva« eingeholt.

Nun erst drehte diese ihre Segel wieder in den Wind. Obschon aber Caracciolo so mit nur wenigen Segeln steuerte und sich von nun an eine Viertelmeile hinter den »Vanguard« hielt, so blieb er doch von dem mit allen seinen Segeln, steuernden schwerfälligen Coloß stets genau in derselben Entfernung.



Dreizehntes Capitel.

Ein großer Sturm.

Als Ferdinand an der Leichtigkeit des Manövers der »Minerva« sah und bemerkte, wie dieselbe ihrem Commandanten gleich einem gut dressierten Pferd gehorchte, begann er zu bedauern, daß er sich nicht lieber bei seinem alten Freund Caracciolo eingeschifft, wie er demselben ja auch versprochen.

Er ging in das große Gemach hinab und fand die Königin und die jungen Prinzessinnen ziemlich ruhig.

Seitdem der Tag angebrochen, hatten sie ein wenig ausgeruht. Nur der kleine Prinz Albert, dessen Gesundheit überhaupt schwächlich war, litt an immer noch fortwährendem Erbrechen und ruhte in Emma Lyonna's Armen, welche, bewunderungswürdig in ihrer Hingebung, sich keinen Augenblick Ruhe gönnt, sondern sich nur mit der Königin und deren Kindern beschäftigt hatte.

Man lavierte den ganzen Tag, nur ward dasselbe, so wie die See anfang hoch zu gehen, immer schwieriger. Bei jeder Wendung des Schiffes verdoppelten sich die Leiden des jungen Prinzen.

Gegen drei Uhr Nachmittags ging Emma Lyonna auf das Verdeck.

Es bedurfte bloß ihrer Gegenwart, um die Runzeln von Nelson's Stirn zu verscheuchen. Sie kam, um ihm zu sagen, daß der Prinz sich sehr unwohl befände und daß die Königin fragen ließe, ob es nicht möglich sei, irgendwo zu landen oder den Curs zu ändern.

Man befand sich jetzt so ziemlich auf der Höhe von Amantea und konnte allerdings in den Meerbusen von Santa Euphemia einlaufen. Was mußte aber dann Caracciolo denken? Nichts Anderes, als daß der »Vanguard « nicht habe die See halten können, und daß Nelson, dieser Besieger der Menschen, seinerseits durch das Meer besiegt worden sei.

Seine maritimen Unfälle waren auch in der That fast eben so berühmt wie seine Siege. Vor kaum einem Monat hatte in dem Meerbusen von Lyon ein Schiff bei einem Sturm seine sämtlichen drei Masten verloren und war, rasiert wie ein Ponton, im Schlepptau eines andern weniger beschädigten Schiffes in den Hafen von Cagliari eingelaufen.

Er befragte den Horizont mit jenem forschenden Blick des Seemanns, welchem alle Anzeichen der Gefahr bekannt sind. Das Wetter sah durchaus nicht beruhigend aus.

Die hinter den Wolken, welchen sie nur mit Mühe einen gelblichen Glanz verlieh, versteckte Sonne sank langsam nach Westen hinab und durchfurchte den Himmel mit jenen breiten Strahlen, welche Wind für den nächstfolgenden Tag verkünden und dem Lootsen die sprichwörtliche Bemerkung entlocken: »Sehen wir uns vor! Die Sonne liegt vor Anker!«

Der Stromboli, welchen man in der Ferne grollen zu hören begann, war vollständig unsichtbar, ebenso wie der Archipel von Inseln, über welchen er in einer Masse von Dünsten emporragt, die auf dem Meere zu schwimmen und den Flüchtigen entgegenzukommen schienen.

Von der entgegengesetzten Seite, das heißt gegen Norden, sah der Himmel ziemlich frei aus. So weit aber das Auge reichte, sah man weiter kein Schiff als die »Minerva«, welche, genau

dieselben Evolutionen ausführend, wie der »Vanguard«, der Schatten desselben zu sein schien.

Die andern Schiffe waren, indem sie die von Nelson ertheilte Erlaubniß zum *unabhängigen Manövrieren* benutzten, entweder in den Hafen von Castellamare oder in westlicher Richtung in das hohe Meer hinausgeflüchtet.

Wenn der Wind so blieb, und man auch ferner den Curs nach Palermo einhielt, so mußte die ganze Nacht und wahrscheinlich auch den ganzen nächstfolgenden Tag laviert werden.

Dann hatte man also noch zwei bis drei Tage auf dem Meere zuzubringen, und Lady Hamilton versicherte, dies könne der kleine Prinz nicht aushalten.

Hielt dagegen derselbe Wind aus und man steuerte auf Messina zu, so konnte man, wenn man die Strömung benutzte, trotz des widrigen Windes vielleicht noch während der Nacht in diesen Hafen gelangen.

Wenn Nelson auf diese Weise seinen Curs änderte, so gehorchte er nur einem Befehl des Königs. Demgemäß entschied er sich für Messina.

»Henry,« sagte er, »geben Sie der »Minerva« das Signal.«

»Was für eins denn?«, fragte Henry.

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein. Nelson überlegte, in welchen Ausdrücken der Befehl gegeben werden könnte, ohne daß seine Eigenliebe dadurch verletzt ward.

»Der König befiehlt dem »Vanguard« nach Messina zu steuern,« sagte er. »Die »Minerva« kann ihren Curs nach Palermo weiter fortsetzen.«

Nach Verlauf von fünf Minuten war der Befehl übermittelt.

Caracciolo antwortete, er werde gehorchen.

Nelson brauchte nur seine Segel leicht dem Südwind zu öffnen und der Mann am Steuerruder erhielt Befehl, die Richtung so zu nehmen, daß man Salina auf der Windseite behielt und zwischen Panaria in Lipari hindurch passirte.

Wenn der Sturm zu heftig ward, so konnte Nelson nun, nachdem er sich Caracciolos entledigt, in den Golf von Santa Euphemia flüchten.

Nachdem er seinen Befehl erheilt, warf er einen letzten Blick auf die »Minerva«, welche immer noch fortfuhr mit der Leichtigkeit eines Vogels zu lavieren und zu wenden.

Dann ging er, die Aufsicht über das Schiff seinem getreuen Henry überlassend, in das große Gemach, wo das Diner aufgetragen war.

Niemand hatte bis jetzt dasselbe berührt, nicht einmal der König Ferdinand, ein so starker Esser er auch sonst war. Erstens die Seekrankheit und dann zweitens eine dumpfe fortwährende Unruhe hatten ihn seines Appetites gänzlich beraubt.

Indessen der Anblick Nelsons beruhigte wie gewöhnlich die vornehmen Flüchtlinge wieder und alle näherten sich der Tafel, mit Ausnahme Emma Lyonna's und des kleinen Prinzen, dessen Erbrechen immer heftiger ward und einen geradezu beunruhigenden Charakter annahm.

Zweimal hatte der Schiffsarzt Beaty das königliche Kind besucht, bekanntlich aber kennt man bis auf den heutigen Tag noch nicht das Mittel, durch welches sich diese furchtbare Krankheit sofort beseitigen ließe.

Doctor Beaty hatte sich darauf beschränkt, Thee und Limonade in großen Tassen zu verordnen. Der kleine Prinz wollte aber von Niemanden etwas empfangen als aus der Hand Emma's, so daß die Königin, welche übrigens den Zustand ihres Sohnes nicht in der vollen

ernsten Bedeutung desselben begriff, in einer Anwandlung von mütterlicher Eifersucht das Kind gänzlich der Obhut Emmas überlassen hatte.

Was den König betrifft, so war er für die Leiden Anderer unempfindlich, und obschon er seine Kinder mehr liebte, als dieses von der Königin geschah, so hielt doch die Sorge um sich selbst ihn ab, der Krankheit des jungen Prinzen die Aufmerksamkeit zu widmen, welche dieselbe verdiente.

Nelson näherte sich dem Knaben, um sich Emma Lyonna zu nähern.

Seit einiger Zeit ward der Wind allmähig schwächer und das Schiff schaukelte schwerfällig hin und her. Auf die Marter des Wendens folgte nun die des sogenannten Rollens.

»Sehen Sie?«, sagte Emma, indem sie Nelson den beinahe leblosen Körper des Kindes hinhielt.

»Ja,« antwortete Nelson; »ich begreife, warum die Königin mich hat fragen lassen, ob ich nicht in irgend einen Hafen einlaufen könnte. Unglücklicherweise kenne ich in dem ganzen lipariotischen Archipel nicht einen einzigen, dem ich ein Schiff von der Größe des »Vanguard« anvertrauen möchte, besonders wenn es die Geschicke eines Königreiches an Bord hat, und von Messina, von Milazzo und dem Meerbusen von Santa Euphemia sind wir jetzt noch weit entfernt.«

»Es scheint mir,« sagte Emma, »als lege sich der Sturm.«

»Sie wollen sagen der Wind, denn von einem eigentlichen Sturm hat nicht die Rede sein können. Gott bewahre uns davor, Mylady, einen Sturm zu sehen, besonders in diesen Gegenden. Ja, der Wind legt sich, aber es ist nur ein Waffenstillstand, den er uns gewährt, und ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich eine noch schlimmere Nacht fürchte, als die gestrige war.«

»Das, was Sie da sagen, lautet nicht beruhigend, Mylord,« sagte die Königin, welche sich leise der Cajüte genähert und da sie englisch sprach, das, was Nelson gesagt, gehört und verstanden hatte.

»Euer Majestät können aber wenigstens überzeugt sein, daß Ehrfurcht und Hingebung stets Wache halten werden,« antwortete Nelson.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des oberen Zimmers und der Lieutenant Parkenson fragte, ob der Admiral nicht bei den königlichen Majestäten sei. Nelson hörte die Stimme des jungen Officiers und ging ihm entgegen.

Beide wechselten einige Worte in leisem Tone.

»Gut,« sagte Nelson dann laut, und wieder den Commandoton annehmend, fuhr er fort: »Lassen Sie die Kanonen auf das Sorgfältigste festbinden. Ich gehe jetzt auf das Deck, Madame,« setzte Nelson zu der Königin gewendet, hinzu. »Wenn ich nicht eine so kostbare Ladung an Bord hätte, so würde ich den Capitän Henry das Schiff nach seinem Gutdünken führen lassen. Da ich aber die Ehre genieße, Ew. Majestät an Bord zu haben, so will ich mich in dieser Beziehung auf Niemanden anders verlassen, als auf mich selbst. Ich bitte daher Ew. Majestät, sich nicht zu beunruhigen, wenn ich mich des Glückes beraube, in Ihrer Nähe zu weilen.«

Mit diesen Worten ging er rasch auf die Thür zu.

»Warten Sie, warten Sie, Mylord,« sagte Ferdinand, »ich gehe mit.«

»Was sagt Se. Majestät?« fragte Nelson, der nicht italienisch verstand.

Die Königin übersetzte ihm die Worte ihres Gemahls.

»Um Gottes willen, Madame,« sagte Nelson, »suchen Sie den König zu bewegen, daß er hier bleibe. Auf der Campanje würde er die Officiere einschüchtern und dem Manövriren hinderlich sein.«

Die Königin setzte ihren Gemahl von Nelson's Wunsch in Kenntniß.

»Ach, Caracciolo, Caracciolo!«, murmelte der König, indem er in einen Lehnstuhl sank.

Nelson brauchte nur den Fuß auf die Campanje zu setzen, um zu sehen, daß nicht blos etwas Ernstes, sondern auch etwas Ungewohntes an Bord vorging. Das Ernste war nicht mehr ein kleiner, sondern ein großer Sturm, der sich am Himmel aufthürmte.

Das Ungewohnte war der Compaß, welcher nicht mehr unverbrüchlich nach einer Richtung zeigte, sondern von Nord nach Ost variierte.

Nelson begriff sofort, daß die Nähe des Vulcans magnetische Strömungen hervorrief, deren Einfluß die Nadel des Compasses gehorchte.

Unglücklicherweise war die Nacht sehr dunkel. Kein Stern war am Himmel zu sehen, wonach das Schiff sich hätte richten können, und bei der nun eingetretenen Unzuverlässigkeit des Compasses mußte man so zu sagen aufs Gerathewohl steuern.

Wenn der Südwind fortfuhr sich zu legen und das Meer ruhiger ward, so ward die Gefahr geringer und schwand sogar vollständig. Man konnte dann belegen und den Anbruch des Tages erwarten.

Unglücklicherweise aber war dem nicht so, und es war klar, daß der Wind im Süden sich blos legte, um sich von einer andern Seite zu erheben.

Die letzten Stöße des Südwindes wurden immer schwächer und hörten endlich ganz auf. Es dauerte nicht lange, so hörte man die schweren Segel an die Masten anschlagen.

Eine furchtbare Ruhe senkte sich auf die Wogen herab. Matrosen und Officiere sahen einander angstvoll an.

Dieses drohende Schweigen des Himmels schien ein Waffenstillstand zu sein, den ein edelmüthiger, aber sterblicher Feind bewilligt, um denen, die er bekämpfen will, Zeit zu lassen, sich zum Kampfe zu rüsten. Die Flamme eines Lichtes würde senkrecht gegen den Himmel gestanden haben. Das Wasser schlug traurig an die Wände des Schiffes und aus den Tiefen des Meeres stiegen unbekannte, geheimnißvoll feierliche Töne herauf.

»Das ist eine furchtbare Nacht, welche sich da bereitet, Mylord,« sagte Henry.

»Na,« sagte Nelson, »sie wird immerhin nicht so schrecklich sein wie der Tag von Abukir.«

»Ist das der Donner, den man hört?« fragte Henry. »Und wenn dies der Fall ist, wie kommt es, daß das Gewitter hinterherkommt und der Donner vornweg grollt?«

»Es ist nicht der Donner, sondern der Stromboli,« entgegnete Nelson. »Wir werden einen furchtbaren Sturm bekommen. Laffen Sie Bramsegel, die kleinen Marsegel, das große Segel und das Besansegel reffen.«

Henry wiederholte den Befehl des Admirals. Durch die drohende Gefahr angespornt, sprangen die Matrosen in das Takelwerk hinauf und binnen weniger als fünf Minuten lagen die gewaltigen Leinwandflächen unschädlich und festgebunden auf ihren Raaen.

Die Ruhe ward immer tiefer. Die Wogen hörten auf sich am Vordertheil des Schiffes zu brechen. Selbst das Meer schien eine nahe bevorstehende gewaltige Veränderung mit Bangigkeit zu erwarten.

Auf einmal begannen leichte Windstöße gleichsam um die Masten herumzuhüpfen und

plötzlich sah man, so weit der Blick in der Finsterniß zu reichen vermochte, die Oberfläche des Meeres wogen.

Dieses Wogen erzeugte dichten Schaum, ein furchtbares Gebrüll erdröhnte vom Horizont und der Westwind, der gewaltigste von allen, stürzte sich auf die Flanken des Schiffes, welches, indem es ihn voll von der Seite empfing, feine Masten unter diesem unwiderstehlichen Anprall beugte.

»Steuerruder auf!« rief Nelson; »Steuerruder auf!«

Dann setzte er leise und wie mit sich selbst sprechend hinzu:

»Jetzt gilt es das Leben.«

Der Steuermann gehorchte. Eine Minute lang, welche der Mannschaft ein Jahrhundert zu sein schien, blieb das Schiff über Backbord geneigt.

Während dieses Augenblickes banger Erwartung riß die Befestigung einer Kanone auf der Steuerbordseite, das Geschütz rollte über die ganze Breite des Schiffes, tödtete einen Mann und verwundete deren fünf oder sechs. Henry machte eine Bewegung, um auf das Deck hinabzuspringen.

Nelson hielt ihn am Arme fest. »Nur immer kaltblütig!« sagte er. »Die Leute mögen sich mit ihren Beilen bereit halten. Wenn es sein muß, so lasse ich das Schiff rasieren wie einen Ponton.«

»Es richtet sich auf! es richtet sich auf!« riefen mit einem Male hundert Matrosenstimmen.

Und in der That richtete das Schiff sich langsam und majestätisch empor gleich einem ritterlichen, muthigen Gegner, welcher seinen Feind begrüßt, ehe er den Kampf beginnt.

Dann spaltete es, dem Steuerruder gehorchend und seinen hohen Spiegel dem Winde darbietend, die Wellen und trieb vor dem Winde her.

»Sehen Sie einmal, ob der Compaß wieder richtig geht,« sagte Nelson zu dem Capitän Henry.

Henry ging nach dem Compaßhäuschen und kam wieder zurück.

»Nein, Mylord,« meldete er, »und ich fürchte, daß wir gerade auf den Stromboli zutreiben.«

In diesem Augenblick hörte man, wie zur Antwort auf einen von Westen her dröhnenden Donnerschlag, von der andern Seite jenes Gebrüll, welches den Ausbrüchen des Vulkans vorangeht. Dann schoß ein ungeheurer Flammenstrahl gegen Himmel empor, erlosch aber schon im nächsten Augenblick.

Dieser Flammenstrahl war kaum eine Meile entfernt.

Ganz wie Henry gefürchtet, trieb man gerade auf den Vulkan zu, welcher jetzt ausdrücklich ein Leuchtfeuer angezündet zu haben schien, um Nelson auf die Gefahr aufmerksam zu machen.

»Steuerruder nach Backbord!« rief der Admiral.

Der Steuermann gehorchte dem Admiral und das Schiff gehorchte, indem es sich von Ostsüdost nach Südost wendete, dem Steuermann.

»Sie wissen, Mylord,« sagte Henry, »daß von Stromboli bis Panaria, das heißt auf einer Strecke von sieben bis acht Meilen, das Meer mit kleinen Inseln und Felsen bedeckt ist, die bis kaum an den Wasserspiegel heraufreichen.«

»Ja,« sagte Nelson, »stellen Sie eine Ihrer besten Wachen, einige zuverlässige Leute in die Klüsen und befehlen Sie Mr. Parkenson, daß er das Sondieren überwache.«

»Ich werde selbst gehen,« sagte Henry. »Man hänge eine Laterne in die Ketten der Wanten des großen Mastes Mylord muß von der Campanje aus hören können, was ich sagen werde.«

Dieses Commando bereitete die Mannschaft auf eine Krisis vor.

Nelson näherte sich dem Compaß, um ihn selbst zu überwachen. Der Compaß ging noch nicht wieder regelmäßig.

»Land vorn!« rief der Matrose im Besanmastkorbe.

»Steuerruder Backbord!« rief Nelson.

Das Schiff wendete den Bug leicht nach Süden. Der Sturm benutzte diesen Umstand, um sich in seine Segel zu verfangen.

Man hörte ein Krachen. Eine Wolke schien einen Augenblick vor dem »Vanguard« herzuschweben. Man hörte das Reißen mehrerer Taue, und ein ungeheurer Fetzen Leinwand ward unter dem Winde fortgetragen.

»Es ist nichts!« rief Henry. »Das große Focksegel ist gerissen!«

»Brandung auf Steuerbordseite!« rief der Mann im Mastkorbe wieder.

»Sondiert!« befahl Nelson.

»Sieben Faden,« antwortete Henry. »Ich glaube aber, wir segeln zu schnell. Wenn wir Brandungen vor uns haben, so glaube ich nicht, daß wir ihnen ausweichen können.«

»Das Besansegel und das große Marsegel gerefft! Das Focksegel zur Hälfte gerefft! Sondiert!«

»Sechs Faden!« antwortete Henry.

»Wir sind in der Enge zwischen Panaria und Stromboli,« sagte Henry, dann setzte er in leisem Tone hinzu:

»In zehn Minuten sind wir gerettet oder liegen auf dem Boden des Meeres.«

Und in der That, anstatt jener Regelmäßigkeit, welche die Meereswellen, selbst mitten im Sturm, insofern bewahren, als sie eine hinter der andern herlaufen, schienen sie jetzt einander zu zerschellen, und man sah in diesem Schaumchaos, dessen Gebrüll an das Geheul der Hunde Scyllas erinnerte, weiter nichts als eine einzige dunkle Linie zwischen einer Doppelmauer von Brandungen gezogen.

In diesen schmalen Canal stand der »Vanguard« im Begriff hineinzusegeln.

»Wie viel Faden?« fragte Nelson.

»Sechs.«

Der Admiral runzelte die Stirn.

Ein Faden weniger und der »Vanguard« stieß auf den Grund.

»Mylord,« sagte der Steuermann mit dumpfer Stimme, »das Schiff geht nicht mehr.«

In der That war die Bewegung des »Vanguard« kaum noch bemerkbar, und nachdem er sich vor dem Sturme mit einer Geschwindigkeit von elf Knoten in der Stunde bewegt, würde man jetzt, wenn man das Loth geworfen hätte, höchstens noch drei Knoten gezählt haben.

Nelson schaute sich um. Der von den kleinen Inseln, zwischen welchen man jetzt hindurchsteuerte, gebrochene Wind hätte auf die oberen Segel, wenn dieselben beigesetzt gewesen wären, keinen sonderlichen Druck auszuüben vermocht. Andererseits schien eine unterseeische Strömung dem Gange des Schiffes entgegenzuarbeiten.

»Wie viel Faden?« fragte Nelson.

»Immer noch sechs,« antwortete Henry.

»Mylord,« sagte der alte Steuermann, ein geborener Sicilianer aus dem kleinen Dorfe Pace, welcher sah, mit welchen Gedanken Nelson sich vorzugsweise beschäftigte; »Mylord, darf ich

mir ein paar Worte erlauben?«

»Sprich,« entgegnete Nelson.

»Es ist die Strömung, welche wiederkehrt.«

»Was für eine Strömung?«

»Die der Meerenge. Zum Glück gibt sie uns einen halben oder vielleicht einen ganzen Fuß Wasser mehr.«

»Du glaubst also, daß die Strömung bis hier herauf reiche?«

»Sie reicht bis nach Paolo, Mylord.«

»Oberbramsegel und Oberfocksegel beigesezt!« rief Nelson.

Obleich dieser Befehl die Matrosen überraschte, so ward er doch mit jenem blinden, stummen Gehorsam ausgeführt, welcher die erste Eigenschaft des Seemannes ist, besonders in den Stunden der Gefahr.

Man sah daher, sobald der Befehl durch den wachthabenden Officier wiederholt war, sich die hohen Segel entrollen, die allein vom Wind erreicht werden konnten.

»Es geht wieder, es geht wieder!« rief der Steuermann in einem freudigen Tone, welcher die nun überstandene Furcht verrieth, daß der »Vanguard«, anstatt der ihm vorgezeichneten Bahn treulich zu folgen, in die ihn umgebenden Brandungen hineingerathen würde.

»Sondiert!« rief Nelson.

»Sieben Faden!« rief Henry.

»Brandungen vor uns!« rief der Matrose im Korbe des Besanmastes.

»Brandungen, Steuerbord!« rief der Matrose, der an dem Krahnbalken auf dem Vorderdeck lehnte.

»Steuerruder nach Steuerbord!« rief Nelson mit Donnerstimme; »scharf, scharf, scharf!«

Diese dreifache Wiederholung des ertheilten Befehls verrieth die drohende Nähe der Gefahr.

Das Schiff gehorchte in der That nur in dem Augenblick, wo die vereinte Kraft zweier Matrosen das Ruder ganz nach Steuerbord drehte und das äußerste Ende der Spiere schon beinahe den Schaum der Wellen berührte.

Die ganze auf dem Deck anwesende Mannschaft war der Bewegung des Schiffes mit besorgtem Blick gefolgt. Zehn Sekunden Widerstand gegen das Steuerruder und es stieß auf den Grund.

Unglücklicherweise befand sich das Schiff, indem es Backbord hielt, in der Linie des Windes, ohne daß dieser durch irgend ein Hinderniß gebrochen worden wäre. Ein furchtbarer Stoß packte das Schiff, welches sich zum zweiten Male über Steuerbord neigte, so daß das äußerste Ende der großen Raaenden silbernen Gipfel einer Woge streifte.

Gleichzeitig bogen sich ächzend die Masten, und da sie nicht durch die unteren Segel gestützt wurden, so zerbrachen die drei obersten Stangen mit fürchterlichem Getöse.

»Leute mit Messern in die Mastkörbe hinauf!« commandierte Nelson. »Durchschneidet das Takelwerk, und werft die Stangen in das Meer!«

Ein Dutzend Matrosen sprangen, um diesem Befehle zu gehorchen, in die Wanten, die sie trotz der geneigten Richtung mit der Behendigkeit von Affen erkletterten. Einmal an der Stelle, wo die Beschädigung geschehen war, angelangt, begannen sie mit solcher Erbitterung in dem Takelwerk herumzuarbeiten, daß nach Verlauf von einigen Minuten Segel, Raaen und Stangen

im Meere lagen.

Das Schiff richtete sich langsam wieder auf, in demselben Augenblicke aber drang eine ungeheure Woge in das Bugsprietsegel, welches, da es eine solche Last nicht tragen konnte, seine Raa mit einem Getöse zerbrach, daß man hätte glauben mögen, das ganze Schiff berste auseinander.

Auch dieses Mal entging man auf wunderbare Weise dem Schiffbruch. Die Matrosen schöpften wieder Athem und sahen sich um wie Menschen, welche aus einer Ohnmacht wieder zum Leben erwachen.

In demselben Augenblicke vernahm man eine Frauenstimme, welche rief:

»Mylord, im Namen des Himmels, kommen Sie zu uns herunter!«

Nelson erkannte die Stimme Emma's, welche ihn zu Hilfe rief.

Er warf einen besorgten Blick um sich herum, hinter sich hatte er den dampfenden, grollenden Stromboli, rechts und links die Unermeßlichkeit, vor sich eine Wasserfläche, welche sich bis an die Küsten Calabriens erstreckte und auf welcher das Schiff, majestätisch aus den Klippen hervorgegangen, verstümmelt, aber dennoch als Sieger dahinschwebte.

Nelson gab nun Befehl, alle noch übrigen Segel beizusetzen.

Dann nachdem er Henry das Sprachrohr, das heißt das Symbol des Oberbefehls, übergeben, beeilte er sich die Treppe der Campanje hinabzusteigen, an deren Fuß er Emma Lyonna fand.

»Ach, mein Freund,« sagte sie, »kommen Sie, kommen Sie schnell. Der König hat vor Angst den Verstand verloren, die Königin ist ohnmächtig und der kleine Prinz ist todt.«

Nelson trat ein. In der That lag der König auf den Knien und barg das Gesicht in den Kissen eines Sessels. Die Königin saß zurückgelehnt auf einem Divan und hielt die leblose Hülle ihres Sohnes in den Armen.

Neunter Theil.

Erstes Capitel.

Der König bekommt endlich wieder Appetit.

Die Auftritte, welche auf dem Verdeck stattgehabt und die wir zu schildern versucht, hatten, wie man leicht begreift, in dem großen Saale ihr Seitenstück gefunden.

Die außerordentliche Bewegung des Schiffes, das Heulen des Sturmes, das Rollen des Donners, die eiligen Manövers, Nelsons Fragen, Henrys Antworten – nichts war den erlauchten Flüchtlingen entgangen.

Ganz besonders aber in dem Augenblick, wo das Schiff, aus den Klippen hervorkommend, jenen furchtbaren Windstoß empfangen, der es beinahe ganz auf die Seite gelegt, hatten der König, die Königin und Emma Lyonna selbst geglaubt, ihr letztes Stündlein habe geschlagen.

Die schräge Richtung des »Vanguard« war von der Art gewesen, daß die Kugeln aus ihren zwischen den Geschützen stehenden Behältnissen gefallen waren und, mit furchtbarem Getöse das Zwischendeck entlang rollend, durch diesen inneren Donner, den man sich nicht erklären konnte, den Passagieren den abenteuerlichsten Schrecken eingejagt hatten.

Was den armen kleinen Prinzen betraf, so haben wir gesehen, was er während der Ueberfahrt gelitten hatte. Die Seekrankheit war bei ihm bis zum Paroxysmus gestiegen. Bei jeder heftigen Bewegung des Schiffes war er von fürchterlichen Krämpfen befallen worden, die um so schmerzhafter waren, als er seit dem Morgen dieses Tages sich geweigert hatte, etwas zu sich zu nehmen, selbst nicht aus der Hand Emma's, obschon er fortwährend auf den Knien dieser ruhte. Zwei Tage lang aß er nichts und Erbrechen und Krämpfe wechselten bei ihm unaufhörlich mit einander ab.

Als der »Vanguard« sich auf die Seite legte, erhielt der arme kleine Prinz einen so furchtbaren Stoß und erschrak so gewaltig, das ein Blutgefäß in der Brust sprang.

Das Blut stürzte ihm aus dem Munde und nach kurzem Todeskampfe hauchte er an Emmas Brust den letzten Seufzer aus.

Er war so schwach gewesen und der Uebergang vom Leben zum Tode war bei ihm ein so leichter, daß Emma, obschon sie über diesen Blutsturz und die darauf folgenden krampfhaften Bewegungen erschrak, seine Unbeweglichkeit für die Ruhe hielt, welche auf eine Krisis folgt.

Als sie nach einigen Augenblicken die wahre Ursache dieser Unbeweglichkeit erkannte, rief sie in ihrem Schrecken, ohne sich Zwang anzuthun, sei es nun, daß sie die philosophische Standhaftigkeit der Königin kannte, sei es, daß sie in ihrem Schrecken keiner Mäßigung fähig war:

»Großer Gott, Madame, der Prinz ist todt!«

Diese Worte äußerten auf Caroline und auf Ferdinand ganz entgegengesetzte Wirkungen.

Die Königin antwortete:

»Armes Kind! Du gehst uns um so kurze Zeit in das Grab voran, daß es nicht der Mühe verlohnt, Dich zu beweinen. Wenn ich aber jemals die Krone wiedererlange, dann wehe Denen, welche die Ursache deines Todes sind.«

Ein unheimliches Lächeln begleitete diese Drohung.

Dann streckte sie die Arme nach Emma aus und sagte:

»Gib mir den Knaben.«

Emma gehorchte, denn sie glaubte nicht, daß man einer Mutter, wie wenig Zärtlichkeit sie auch besäße, den Leichnam ihres Kindes verweigern dürfe.

Was Ferdinand betraf, so hatte die drohende Gefahr die Seekrankheit, von welcher er anfangs befallen gewesen, bei ihm bis auf die letzten Spuren verschleucht.

Da er, nachdem Nelson ihm den Wunsch zu erkennen gegeben, er möge in dem oberen Zimmer bleiben, um nicht durch seine königliche Gegenwart das Manövrieren zu stören, nicht auf die Campanje hinaufzusteigen wagte, so hatte er alle Qualen der Gefahr durchgemacht; Qualen, die um so größer waren, als er die Gefahr, weil sie ihm unbekannt war, nicht ermessen konnte und weil, so drohend sie sich auch gestaltete, seine Phantasie ihm dieselbe immer noch viel drohender erscheinen ließ.

Als daher die aus ihren Behältnissen fallenden Kanonenkugeln mit Donnergepolter über das Zwischendeck hinwegrollten, verlor er, wie Emma gesagt, vor Schrecken beinahe den Verstand, und als sie rief: »Großer Gott, Madame, der Prinz ist todt!« wiederholte er diesen Ruf auf den Knien, indem er zugleich seine Verachtung gegen den heiligen Januarius aussprach, der ihn in solcher Bedrängniß verließ, und mit lauter Stimme versprach er dem heiligen Francisco de Paula, obgleich derselbe tausend Jahre jünger ist, eine Kirche nach dem Vorbild der St. Peterskirche zu Rom.

Dieser Augenblick war es, wo Emma, nachdem sie die Leiche des jungen Prinzen auf die Knie seiner Mutter gelegt und sich frei sah, ihr Zimmer verließ, bis an den Fuß der Campanjetreppe eilte und Nelson rief.

Nelson warf einen raschen Blick um sich herum, sah, wie wir bereits bemerkt, die Königin auf ein Sopha hingestreckt, während sie die Leiche ihres Sohnes in den Armen hielt, und den König, der angesichts seiner eigenen Gefahr jedes väterliche Gefühl vergaß und knieend sein Rettungsgelübde aussprach, ohne daß es ihm einfiel, die Personen seiner Familie, welche ihm die theuersten sein mußten, in dieses Gelübde einzuschließen und dem Schutze des Heiligen zu empfehlen.

Nelson beeilte sich demgemäß seine erlauchten Passagiere zu beruhigen.

»Madame,« sagte er zur Königin, »gegen das Unglück, welches Sie so eben betroffen, vermag ich nichts. Es ist dies eine Sache zwischen Gott, welcher Trost gibt, und Ihnen. Wohl aber kann ich Ihnen wenigstens versichern, daß, was die Ueberlebenden betrifft, dieselben so ziemlich außer aller Gefahr sind.«

»Hören Sie wohl, theure Königin!«, sagte Emma, indem sie Carolinens Kopf in ihren Armen aufrichtete. »Hören Sie, Sire,« setzte sie zu dem König gewendet hinzu.

»Leider nein!« sagte der König. »Sie wissen ja, Mylady, daß ich von ihrem Kauderwälsch kein Wort verstehe.«

»Mylord sagt, die Gefahr sei vorüber.«

Der König richtete sich empor.

»Ha!« rief er, »hat Mylord dies wirklich gesagt?«

»Ja, Sire.«

»Und nicht bloß aus Gefälligkeit, nicht um uns zu beruhigen?«

»Nein, Mylord hat es gesagt, weil es die Wahrheit ist.«

Der König stand auf und stäubte sich mit der Hand die Knie ab.

»Sind wir in Palermo?« fragte er.

»Nein, noch nicht ganz, « antwortete Nelson, welchem diese Frage durch Emma Lyonna übermittelt ward; »da es aber möglich ist, daß mit Tagesanbruch der Wind nach Norden oder nach Süden umspringt, so können wir vielleicht den nächstfolgenden Abend dort sein. Wir sind bloß auf Befehl der Königin von unserem Wege abgewichen.«

»Auf meine Bitte, wollen Sie sagen, Mylord,« bemerkte die Königin. »Jetzt können Sie jeden beliebigen Weg verfolgen. Ich habe keine Bitte mehr auszusprechen als zu Gott und für das Kind, welches todt auf meinen Knien liegt.«

»Dann,« sagte Nelson, »werde ich mir meine weiteren Instructionen von dem Könige erbitten.«

»Meine Instructionen,« sagte der König, »lauten, sobald Sie mir sagen, daß es für mich keine Gefahr mehr gibt, dahin, daß ich lieber nach Palermo will als sonst wohin. Aber,« fuhr er in Folge des immer noch andauernden Rollens des Schiffes taumelnd fort, »wie mir scheint, ist dieses verteufelte Schiff noch so ziemlich beweglich, und wenn auch wir geneigt sind, dem Sturme glückliche Reise zu wünschen, so scheint doch er seinerseits keine Lust zu haben, dasselbe zu uns zu sagen.«

»Wir sind auch in der That noch nicht ganz fertig mit ihm,« sagte Nelson. »Ich müßte mich indessen sehr irren, wenn seine größte Macht nicht nun erschöpft wäre.«

»Nun, wie lautet dann Ihre Meinung, Mylord?«

»Meine Meinung wäre, daß der König und die Königin wohlthun würden, wenn Sie sich die Ruhe, der Sie mir zu bedürfen scheinen, gönnten und sich in Bezug auf alles Weitere auf mich verließen.«

»Was sagen Sie dazu, meine Theure?« fragte der König.

»Ich,« entgegnete die Königin, »sage, daß Mylords Rathschläge immer gut zu befolgen sind, besonders wenn es sich um Dinge der Seefahrt handelt.«

»Sie hören, Mylord, was die Königin sagt,« bemerkte der König. »Handeln Sie nach Ihrem Gutdünken. Was Sie thun, wird wohlgethan sein.«

Nelson verneigte sich und da er unter seiner rauhen Außenseite ein stets religiöses, zuweilen sogar poetisches Herz barg, so kniete er, ehe er das Zimmer verließ, vor der Leiche des kleinen Prinzen nieder.

»Schlaf‘ in Frieden, königliches Kind,« sagte er. »Du hat keine Rechenschaft vor Gott abzulegen, welcher in seiner geheimnißvollen Güte den Todesengel gesendet hat, um Dich schon an der Schwelle des Lebens zu erwarten. Möchten wir uns derselben Reinheit erfreuen, wenn wir unsererseits vor dem Throne des Ewigen erscheinen, um ihm für unsere Thaten Rede zu stehen. Amen.«

Dann erhob er sich, verneigte sich nochmals und entfernte sich.

Als er seinen Platz auf dem Commandoposten wieder einnahm, begann der Tag zu grauen, und der erschöpfte Sturm hauchte seine letzten Seufzer aus, furchtbare Seufzer, gleich denen des Titanen, welcher bei jeder Bewegung, die er in seinem Grabe macht, den Boden Siciliens erschütterte.

Jeder Andere als Nelson, welchem dieses Schauspiel weniger vertraut gewesen, würde durch die majestätische Größe desselben überrascht worden sein.

Unter dem Winde, welcher immer mehr nachließ, ragte gleich einem bläulichen Nebel die äußerste Kette der Apenninen empor. Links erstreckte sich die Unermeßlichkeit, das Schlachtfeld, wo der Wind und das Meer sich ein letztes Treffen lieferten. Rechts erkannte man unter einem ziemlich reinen Himmel die Küsten Siciliens, über welchen wie eine Laune der Schöpfung der Koloß Aetna emporragte, dessen Haupt sich in den Wolken verlor.

Rückwärts ließ man jene unter den Wogen bleichenden Felsen, die Trümmer erloschener oder zerbröckelter Vulkane, denen man nur durch ein Wunder entronnen. Unter dem Schiffe endlich zeigte das aufgewühlte Meer tiefe Thäler, in welche der »Vanguard« ächzend hinabfuhr und die sich über ihm schließen zu wollen schienen wie ein Grab.

Nelson warf einen Blick auf dieses glänzende Blatt der Natur, welches sich unter seinen Augen entrollte. Er hatte aber dieses Schauspiel zu oft gesehen, als daß es, wie prachtvoll es auch war, seine Aufmerksamkeit lange beschäftigen gekonnt hätte.

Er rief Henry.

»Was denken Sie jetzt von dem Wetter?« fragte er ihn.

Es war augenscheinlich, daß der geschickte Capitän, an welchen Nelson sich wendete, nicht erst diesen Augenblick abgewartet hatte, um sich eine Meinung in dieser Beziehung zu bilden. Da er jedoch sich nicht leichthin aussprechen wollte, so betrachtete er abermals die vier Himmelsgegenden mit forschendem Blick und versuchte durch die Dünste und Wolken hindurch die geheimnißvollen Tiefen des Raumes zu durchdringen.

»Mylord,« sagte er dann, »meine Meinung ist, daß wir mit dem Sturm fertig sind und daß in einer Stunde sein letzter Hauch erloschen sein wird. Dann aber glaube ich, daß ein Umspringen des Windes entweder nach Süden oder nach Norden erfolgen wird. In dem einen wie in dem anderen Falle werden wir damit sehr gut nach Palermo steuern können.«

»Ganz dasselbe habe ich zu den Majestäten gesagt und ihnen versprechen zu können geglaubt, daß sie nächsten Abend in dem Palast des Königs Roger schlafen werden.«

»Dann, sagte Henry, »handelt es sich um weiter nichts mehr, als Ihr Wort, Mylord, wahrzumachen und dies soll meine Sorge sein.«

»Sie sind eben so müde als ich, Henry,« entgegnete Nelson, »denn Sie haben ebensowenig geschlafen als ich.«

»Wohlan, in diesem Falle können wir, wenn Sie damit einverstanden sind, Mylord, uns in die Arbeit des Tages auffolgende Weise theilen: Sie ruhen jetzt fünf bis sechs Stunden, Mylord. Während dieser Zeit wird der Wind die ihm beliebige Evolution ausführen. Sie wissen, Mylord, wenn ich auf Backbord- und Steuerbordseite vor mir und hinter mir Wasser habe, so gerathe ich in nicht größere Verlegenheit als ein Anderer. Möge daher der Wind von Norden oder von Süden kommen, so werde ich die Richtung nach Palermo nehmen und wenn Sie aufwachen, Mylord, werden wir auf dem besten Wege dahin sein. Dann gebe ich Ihnen Ihr Commando wieder zurück, Mylord, welches Sie behalten werden, so lange es Ihnen Vergnügen macht.«

Nelson war im höchsten Grade erschöpft und hatte übrigens wie immer, obschon er von seiner Jugend an zur See gewesen, die Seekrankheit. Er gab deshalb Henry's Bitten nach, übertrug ihm das Commando des Schiffes und zog sich in seine Cajüte zurück, um einige Stunden Ruhe zu genießen.

Als er wieder auf der Campanje erschien, war es elf Uhr Morgens. Der Wind war nach Süden umgesprungen und wehte frisch. Der »Vanguard hatte das Cap Orlando umsegelt und legte acht Knoten in der Stunde zurück.

Nelson warf einen Blick auf das Schiff. Es bedurfte des erfahrenen Blickes eines Seemanns, um zu erkennen, daß ein Sturm gewesen war, und daß derselbe Spuren in dem Takelwerk des Schiffes zurückgelassen hatte.

Mit dankbarem Lächeln reichte Nelson dem Capitän Henry die Hand und schickte ihn fort, damit er seinerseits ausruhe.

In dem Augenblicke aber, wo Henry die Treppe der Campanje hinabstieg, rief Nelson ihn noch einmal zurück, um ihn zu fragen, was man mit der Leiche des kleinen Prinzen gemacht habe. Dieselbe war unter der Aufsicht Doctor Beatys und des Caplans Monsieur Scott in die Cajüte des Lieutenants Parkenson gebracht worden.

Der Admiral überzeugte sich, ob das Schiff gut orientiert sei, befahl dem Steuermann immer dieselbe Richtung einzuhalten, und ging dann in das Zwischendeck hinab.

Der königliche Knabe lag in der That auf dem Bett des jungen Lieutenants. Man hatte ein Tuch über ihn geworfen und der auf einem Stuhle sitzende Caplan las, ohne zu bedenken, daß er, ein Protestant, für einen Katholiken betete, das Gebet für die Todten.

Nelson kniete nieder, sprach ebenfalls ein leises Gebet, hob das Tuch, welches das Gesicht der kleinen Leiche bedeckte, empor und warf einen letzten Blick darauf.

Obschon der kleine Todte bereits in leichenhafter Erstarrung dalag, so hatte der Tod ihm doch die heitere Ruhe seiner Züge zurückgegeben, während die Schmerzen des Todeskampfes sie ihm für den Augenblick geraubt hatten. Sein langes blondes Haar, von derselben Farbe wie das seiner Mutter, fiel in Locken auf seine bleichen Wangen und den von blauen Adern marmorierten Hals herab.

Ein Hemd mit umgeschlagenem Spitzenkragen umrahmte seine Brust. Man hätte meinen sollen, er schlief.

Nur ward dieser Schlaf, anstatt von seiner Mutter oder Emma, von einem Priester bewacht.

Nelson konnte, obschon er kein sonderlich weiches Herz besaß, nicht umhin zu bedenken, daß der kleine Prinz, welcher hier allein schlief, während ein protestantischer Priester für ihn betete, nur wenige Schritte entfernt, sein Vater, seine Mutter, vier Schwestern und einen Bruder hatte, von welchen allen auch nicht eins auf den Gedanken kam, der Leiche den frommen Besuch zu machen, den er ihr machte. Eine Thräne stieg ihm ins Auge und fiel auf die halb durch die prachtvolle Spitzenmanschette bedeckte Hand des kleinen Todten.

In diesem Augenblick fühlte er eine leichte Hand, welche sich sanft auf seine Schultern legte.

Er drehte sich um und streifte zwei duftige Lippen. Es war die Hand, es waren die Lippen Emma's.

In den Armen dieser und nicht in denen seiner Mutter war, wie man sich erinnert, der Knabe gestorben, und während seine Mutter schlief oder mit geschlossenen Augen über ihren Racheplänen brütete, war es abermals Emma, welche, da sie nicht wollte, daß die rohen Hände

eines Matrosen diesen zarten Körper berührten, die fromme Pflicht der Bestattung zu erfüllen kam.

Nelson küßte ihr ehrerbietig die Hand. Selbst das glühendste Herz kann sich, wenn es nicht aller Poesie entkleidet ist, in Gegenwart des Todes einer heiligen Scheu nicht erwehren.

Als Nelson wieder auf die Campanje hinaufkam, fand er hier den König.

Noch erfüllt von dem erschütternden Anblick, dessen Erinnerung er mit hinweggenommen, war Nelson darauf gefaßt, ein Vaterherz trösten zu sollen. Er täuschte sich. Der König befand sich wieder wohl, der König hatte wieder Hunger, der König kam, um Nelson auf die Schüssel Maccaroni aufmerksam zu machen, ohne welche für ihn kein Diner möglich war.

Dann, weil man jetzt den ganzen lipariotischen Archipel vor Augen hatte, erkundigte er sich nach dem Namen einer jeden dieser Inseln, indem er mit dem Finger darauf zeigte und Nelson erzählte, er habe in seiner Jugend ein Regiment gehabt, welches aus lauter jungen Männern von diesen Inseln bestanden habe und welche er seine Liparioten genannt.

Hierauf folgte die Erzählung von einem Fest, welches er vor einigen Jahren den Officieren dieses Regiments gegeben, einem Fest, bei welchem er, Ferdinand, als Koch gekleidet, die Rolle des Gastwirths gespielt, während die Königin, im Costüme einer Bäuerin und von den schönsten Damen ihres Hofes umgeben, die der Gastwirthin ausgefüllt hatte.

An diesem Tage hatte Ferdinand selbst einen ungeheuren Kessel Maccaroni bereitet und niemals, wie er versicherte, so gute wieder gegessen.

Da er übrigens am Tage vorher eine Fische in dem Golf von Mergellina selbst gefangen und am zweitletzten Tage ein Rehe, seine Wildschweine, seine Hasen und seine Fasanen in dem Walde von Persano selbst erlegt, so hatte dieses Gastmahl in ihm unaussprechliche Erinnerungen zurückgelassen, welche sich durch einen tiefen Seufzer und die inbrünstigen Worte verriethen:

»Wenn ich nur in meinen sicilischen Wäldern eben so viel Wild finde, als ich dessen in meinen festländischen Forsten habe, oder vielmehr hatte.«

So verlangte dieser König, dem die Franzosen sein Königreich geraubt, dieser Vater, dem der Tod einen Sohn entrissen, zum Toast für dieses zweifache Unglück von Gott nur Eins, nämlich, daß ihm wenigstens noch wildreiche Wälder blieben!

Gegen zwei Uhr Nachmittags passierte man das Cap Cefalu.

Zwei Dinge beschäftigten Nelsons Gedanken und bewogen ihn, mit seinem Blick bald das Meer, bald die Küste zu befragen: Wo war Caracciolo und seine Fregatte? Wie sollte er es anfangen, mit dem Südwind in die Bai von Palermo einzulaufen?

Nelson, der fast sein ganzes Leben auf dem atlantischen Meer zugebracht, hatte nur geringe Kenntniß von den Gewässern, in welchen er sich jetzt befand und die er selten beschifft hatte.

Allerdings hatte er, wie wir gesehen, zwei sicilianische Matrosen an Bord. Wie aber konnte er, Nelson, der erste Seemann seiner Zeit, einen schlichten Matrosen zu Rathe ziehen, wenn es galt ein Kriegsschiff von zweiundsiebzig Kanonen in die Meerenge von Palermo hineinzusteuern?

Wenn man bei Tage anlangte, so konnte man einen Lootsen herbeisignalisieren und langte man in der Nacht an, so konnte man bis zum nächstfolgenden Morgen laviren.

Dann aber stand zu erwarten, daß der König in seiner Unkenntniß der Schwierigkeiten fragen würde:

»Hier ist ja Palermo! Warum laufen wir nicht in den Hafen ein?«

Nelson hätte dann antworten müssen:

»Weil ich das Fahrmesser des Hafens nicht genau genug kenne, um die Einfahrt auf eigene Faust unternehmen zu können.«

Niemals aber hätte Nelson sich dazu verstanden ein solches Geständniß zu thun.

Gab es übrigens wohl in diesem so schlecht organisierten Lande, wo das Leben des Menschen die wohlfeilste aller Waaren ist, auch überhaupt ein Lootsenbureau?

Dies mußte man übrigens bald erfahren, denn man begann schon den Berg Pellegrino zu erspähen, welcher sich westlich von Palermo erhebt und hinstreckt, und gegen fünf Uhr Abends, das heißt mit dem Sinken des Tages, konnte man in Sicht der Hauptstadt Siciliens sein.

Gegen zwei Uhr war der König wieder in die große Cajüte hinabgestiegen, und da man seine Maccaroni genau nach seinen Instructionen bereitet, so hatte er ganz vortrefflich gespeist.

Die Königin war, Unwohlsein vorschützend, auf ihrem Bett liegen geblieben, die jungen Prinzessinnen und der Prinz Leopold dagegen hatten sich mit ihrem Vater zu Tische gesetzt.

Gegen halb vier Uhr, in dem Augenblick, wo man im Begriff stand, das Cap zu passieren, begab sich der König, gefolgt von Jupiter, welcher die Ueberfahrt ziemlich gut ertragen, und dem jungen Prinzen Leopold, wieder zu Nelson auf die Campanje.

Der Admiral war unruhig, denn er befragte das Meer mit seinem Blick vergebens. Nirgends gewährte man die »Minerva«.

Es wäre ein großer Triumph für Nelson gewesen, wenn er eher angelangt wäre als der neapolitanische Admiral. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber war dieser vor Nelson eingetroffen.

Gegen vier Uhr passierte man das Cap. Der Wind wehte stark aus Südsüdost. Man konnte nicht anders in den Hafen gelangen, als wenn man lavierte; dabei aber lief man große Gefahr, auf einer Untiefe sitzen zu bleiben oder auf eine Klippe zu stoßen.

Sobald der Hafen daher in Sicht war, gab Nelson Signale, daß man ihm einen Lootsen senden möge.

Mit Hilfe eines vortrefflichen Fernrohres konnte Nelson alle auf der Rhede liegenden Schiffe unterscheiden und ohne Mühe vor allen andern die »Minerva«, welche gleich einem Soldaten mit geschultertem Gewehr ihren Commandanten erwartete, und sich mit völlig unversehrtem Takelwerk auf ihren Ankern schaukelte.

Aergerlich biß Nelson sich auf die Lippen. Was er gefürchtet, war geschehen.

Es dauerte nicht lange, so brach die Nacht ein. Nelson verdoppelte seine Signale und ließ endlich, ungeduldig darüber, daß er kein Boot kommen sah, einen Kanonenschuß abfeuern, nachdem er vorher die Vorsicht gebraucht, der Königin melden zu lassen, daß dieser Kanonenschuß den Zweck habe, einen Lootsen herbeizurufen.

Die Dunkelheit war schon so dicht, daß der Hintergrund den Blicken entschwand und man nur noch die zahlreichen Lichter Palermos sah, welche so zu sagen die Finsterniß durchlöcherten.

Nelson wollte eben Befehl zum Abfeuern eines zweiten Kanonenschusses geben, als Henry, welcher das Meer mit einem vortrefflichen Nachtglas durchforschte, meldete, daß ein Boot auf den »Vanguard« zugerudert komme.

Nelson nahm das Glas aus Henrys Händen und sah wirklich eine mit einem dreieckigen Segel versehene Barke herankommen, die mit vier Matrosen bemannt war, und von einem Manne befehligt ward, welcher den groben Regenmantel der sicilianischen Seeleute trug.

»Barke, ahoi!« rief der wachthabende Matrose auf dem »Vanguard«, »was wollt Ihr?«

»Lootse!«, antwortete einfach der Mann in dem Regenmantel.

»Werft diesem Manne ein Tau zu und zieht seine Barke an das Schiff,« sagte Nelson.

Das Schiff lag so, daß es der Barke die Backbordseite zukehrte. Die Barke zog ihr Segel ein. Die vier Matrosen griffen zu den Rudern und die Barke näherte sich dem »Vanguard«.

Man warf dem Looten ein Tau zu. Er ergriff es und kletterte, als geübter Seemann die Vorsprünge und Simse benutzend, zu einer der Stückpforten in die obere Batterie hinein.

Es dauerte nicht lange, so erschien er auf dem Verdeck. Er lenkte seine Schritte gerade auf den Commandoposten zu, wo Nelson, der Capitän Henry, der König und der Kronprinz seiner harreten.

»Ihr habt lange auf Euch warten lassen,« sagte Henry auf italienisch zu ihm.

»Ich habe mich gleich nach dem ersten Kanonenschuß aufgemacht, Capitän,« antwortete der Lootse.

»Hattet Ihr denn die Signale nicht gesehen?«

Der Lootse gab keine Antwort.

»Wohlan,« sagte Nelson, »verlieren wir keine Zeit. Fragen Sie ihn auf italienisch, Henry, ob er den Hafen genau kennt und dafür steht, das Schiff ohne Unfall bis auf seinen Ankerplatz zu führen.«

»Ich spreche Ihre Sprache, Mylord,« antwortete der Lootse in vortrefflichem Englisch. »Ich kenne den Hafen ganz genau und stehe für Alles.«

»Nun, dann ist's gut,« sagte Nelson. »Uebernehmt somit das Commando, nur vergeßt dabei nicht, daß Ihr ein Schiff commandiert, welches eure Souveräne an Bord führt.«

»Ich weiß, daß ich diese Ehre habe, Mylord.«

Dann und ohne sich des Sprachrohrs zu bedienen, welches Henry ihm darbot, commandierte er mit lauter, von einem Ende des Schiffes bis zum andern hallender Stimme das Manöver in so gutem Englisch und in so echt technischen Ausdrücken, als ob er in der Marine des Königs Georg gedient hätte.

Gleich einem Roß, welches einen geschickten Reiter auf dem Rücken fühlt und einsieht, daß jeder Widerstand gegen den Willen desselben vergeblich sein würde, neigte sich der »Vanguard« unter dem Commando des Lootsen und gehorchte nicht bloß ohne Widerstreben, sondern auch, so zu sagen, mit einem gewissen Grad von Eifer, welcher von dem König nicht unbemerkt blieb.

Ferdinand näherte sich dem Looten, von welchem Nelson und Henry, von einem und demselben Gefühl des Nationalstolzes bewogen, sich entfernt hatten.

»Mein Freund,« fragte ihn der König, »glaubst Du, daß ich heute Abend ans Land gehen kann?«

»Ich wüßte nicht, was Euer Majestät daran hindern sollte. Ehe noch eine Stunde um ist, gehen wir vor Anker.«

»Welches ist das beste Hotel in Palermo?«

»Der König wird doch nicht in einem Hotel absteigen, so lange der Palast des Königs Roger vorhanden ist?«

»Dort aber erwartet mich Niemand. Ich werde dort nichts zu essen finden, und die Castellane, welche meine Ankunft nicht ahnen, haben wahrscheinlich Alles, selbst meine Betten, gestohlen.«

»Euer Majestät werden im Gegentheile dort Alles in bester Ordnung finden. Der Admiral Caracciolo, welcher heute Morgen acht Uhr in Palermo anlangte, hat für Alles gesorgt.«

»Woher weißt Du das?«

»Ich bin der Lootse des Admirals und kann Euer Majestät versichern, daß er, nachdem er um acht Uhr vor Anker gegangen, sich um neun Uhr bereits im Palast befand.«

»Dann hätte ich für weiter nichts zu sorgen als für einen Wagen.«

»Da der Admiral vorausgesehen, daß Euer Majestät im Laufe des Abends anlangen würden, so stehen schon seit fünf Uhr drei Carossen am Hafendame in Bereitschaft.«

»In der That,« sagte der König, »der Admiral Caracciolo ist ein kostbarer Mann, und wenn ich jemals eine Reise zu Lande mache, so werde ich ihn zu meinem Reisemarschall nehmen.«

»Dies wäre eine große Ehre für ihn, Sire; weniger um des Postens an und für sich, als vielmehr um des Vertrauens willen, welches ihm dadurch zu erkennen gegeben würde.«

»Hat sein Schiff während des Sturmes bedeutende Beschädigungen erlitten?«

»Nein, gar keine.«

»In der That,« sagte der König sich hinter dem Ohr kratzend, »ich hätte besser gethan, wenn ich das ihm gegebene Wort gehalten hätte.«

Der Lootse stutzte.

»Was gibt's?« frug der König.

»Nichts, Sire, ich denke blos, der Admiral würde sich sehr glücklich fühlen, wenn er die Worte, die ich soeben gehört, selbst aus Euer Majestät Munde vernähme.«

»Ah, ich kann es mir nicht verhehlen,« sagte der König und fuhr dann, sich zu Nelson wendend, fort: »Wissen Sie, Mylord, daß der Admiral schon heute Morgen acht Uhr, ohne die mindeste Beschädigung an seinem Schiffe erlitten zu haben, hier vor Anker gegangen ist? Er muß ein Zauberer sein, da ja der »Vanguard«, obschon von Ihnen, das heißt von dem ersten Seemann der Welt, commandiert, seine Stengen, sein großes Focksegel und sein – wie heißt es gleich? – sein Bugsprietsegel verloren hat.«

»Soll ich Mylord übersetzen, was Eure Majestät soeben gesagt hat?« frug Henry.

»Warum nicht?«, entgegnete der König.

»Buchstäblich?«

»Ja wohl buchstäblich, wenn es Ihnen Vergnügen macht.«

Henry übersetzte dem Admiral die von dem König gesprochenen Worte.

»Sire,« antwortete Nelson kaltblütig, »es stand Euer Majestät frei, zwischen den »Vanguard« und der »Minerva« zu wählen. Sie haben den »Vanguard« gewählt, und Alles, was Holz, Eisen und Leinwand vereint leisten kann, das hat der »Vanguard« geleistet.«

»Gleichviel,« sagte der König, dem es Vergnügen machte, sich an Nelson für den Druck zu rächen, welchen England durch den Admiral auf ihn ausübte und der seine verbrannte Flotte noch nicht vergessen konnte; »wenn ich mit der »Minerva« gesegelt wäre, so wäre ich schon heute Morgen in Palermo angelangt und hätte einen guten Tag auf dem Lande verlebt. Indessen es schadet weiter nichts. Ich bin Ihnen deswegen nicht weniger dankbar, Mylord. Sie haben gethan, was in Ihren Kräften stand.«

Dann setzte er mit seiner erheuchelten Gutmüthigkeit hinzu: »Wer thut, was er kann, thut, was er soll.«

Nelson biß sich auf die Lippen, stampfte mit dem Fuße, ließ den Capitän Henry auf dem Deck und kehrte in seine Cajüte zurück.

In diesem Augenblicke rief der Lootse:

»Jeder auf seinen Posten zum Ankerwerfen!«

Das Ankerwerfen ist ebenso wie das Ankerlichten einer der feierlichen Augenblicke eines großen Kriegsschiffes.

Sobald als daher der Befehl, daß Jeder sich zum Ankerwerfen auf seinen Posten begeben solle, ertheilt war, herrschte an Bord das tiefste Schweigen.

Dieses selbst von den Passagieren beobachtete Schweigen hat etwas Magisches. Achthundert Menschen stehen aufmerksam und stumm da und harren eines Wortes.

Der manövrierende Officier wiederholte mit dem Sprachrohr in der Hand den Befehl und der Hochbootsmann übersetzte denselben in die Töne seiner Signalpfeife.

Sofort begannen die im Takelwerk stehenden Matrosen gemeinschaftlich die Segel zu reffen. Die Raaen drehten sich wie auf einen Zauberschlag, und der »Vanguard« bewegte sich zwischen den schon vor Anker liegenden Schiffen hindurch, ohne an eines derselben anzustoßen, so daß er trotz des geringen Raumes, der ihm zu seinen Evolutionen vergönnt war, stolz und wohlbehalten die für ihn zum Ankerplatz bestimmte Stelle erreichte.

Während dieses Manövers waren die meisten der Segel gerefft worden und hingen jetzt drapiert unter den Raaen. Die, welche noch offen waren, dienten bloß dazu, die allzugroße Schnelligkeit des Schiffes zu mäßigen.

Der Lootse hatte den sicilianischen Matrosen, welcher dem Admiral Nelson bereits über die Strömungen und Gegenströme der Meerenge Auskunft gegeben, an das Steuerruder gestellt.

»Anker geworfen!« rief der Lootse.

Das Sprachrohr des diensthabenden Officiers und die Pfeife des Hochbootmannes wiederholten das Commando.

Sofort löste der Anker sich von der Flanke des Schiffes und stürzte mit Getöse in das Meer. Die massive Kette folgte ihm in Schlangenwindungen und ließ Funken aus der Klüse hervorsprühen. Das Schiff knurrte und knarrte, bis in das Tiefste seines Innern erbebend. Alle Balken und Planken knackten, und mitten in den einen Bug umspülenden Wogen machte sich ein letzter Stoß bemerkbar. Der Anker saß.

Nun war die Aufgabe des Lootsen gelöst und er hatte nichts weiter zu thun. Er näherte sich ehrerbietig dem Capitän Henry und verneigte sich vor diesem.

Henry bot ihm die zwanzig Guineen, welche er von Lord Nelson beauftragt war ihm zuzustellen.

Der Lootse schüttelte jedoch lächelnd den Kopf, drängte Henrys Hand zurück und sagte:

»Ich werde von meiner Regierung bezahlt. Uebrigens nehme ich auch kein anderes Geld als das mit dem Bilde des Königs Ferdinand oder des Königs Carl.«

Der König hatte den Looten keinen Augenblick aus den Augen verloren und in dem Augenblick, wo derselbe an ihm vorüberkam und sich verneigte, faßte er ihn bei der Hand.

»Sage, Freund, bat er ihn, »kannst Du mir einen kleinen Dienst leisten?«

»Der König befehle und wenn es in der Macht eines Menschen steht, seinen Befehl auszuführen, so wird dieser Befehl ausgeführt werden.«

»Kannst Du mich ans Land bringen?«

»Nichts leichter als dies, Sire; aber ist diese armselige Barke, die allerdings für einen Lootsen

gut genug ist, wohl auch eines Königs würdig?«

»Ich frage Dich, ob Du mich ans Land setzen kannst.«

»Ja, Sire.«

»Nun gut, dann thue es.«

Der Pilote verneigte sich, kehrte noch einmal zu Henry zurück und sagte:

»Capitän, der König will ans Land gehen. Haben Sie daher die Güte, die Ehrentreppe niederholen zu lassen.«

Der Capitän Henry ward durch diesen Wunsch des Königs in nicht geringem Grade überrascht.

»Nun?« frug der König.

»Sire,« antwortete Henry, »ich muß Lord Nelson von dem Wunsche Eurer Majestät in Kenntniß setzen. Niemand darf ohne Befehl des Admirals das Schiff Seiner britischen Majestät verlassen.«

»Auch ich nicht einmal?« fragte der König. »Dann bin ich also wohl Gefangener auf dem »Vanguard?«

»Der König ist nirgends Gefangener,« entgegnete Henry, »je vornehmer aber der Gast ist, desto tiefer würde der Wirth die Ungnade empfinden, wenn ersterer fortginge, ohne von letzterem Abschied zu nehmen.«

Mit diesen Worten verneigte sich der König und lenkte seine Schritte nach der Cajüte des Admirals.

»Diese verwünschten Engländer!« murmelte der König zwischen den Zähnen hindurch. »Ich weiß nicht, was mich abhält, Jacobiner zu werden, damit ich nur nicht mehr von diesen Leuten Befehle empfangen muß.«

Der Wunsch des Königs setzte Nelson in nicht geringeres Erstaunen, als dies mit Henry der Fall gewesen. Der Admiral begab sich sofort auf die Campanje.

»Ist es wahr,« fragte er den König, ohne sich an die Etiquette zu kehren, welche verbietet, an einen Monarchen eine direkte Frage zu stellen, »ist es wahr, daß der König den »Vanguard« unverweilt verlassen will?«

»Nichts ist wahrer als dies, mein lieber Lord,« sagte der König.

»Ich befinde mich auf dem »Vanguard wunderschön, auf dem Lande werde ich mich aber noch besser befinden. Zum Seemann bin ich einmal nicht geboren.«

»Werden Euer Majestät von diesem Entschlusse nicht wieder zurückkommen?«

»Nein, gewiß nicht; das versichere ich Ihnen, mein lieber Admiral.«

»Die große Schaluppe ausgesetzt!« rief Nelson.

»Das ist nicht nöthig,« sagte der König. »Bemühen Sie nicht Ihre wackern Leute, die ohnehin schon so ermüdet sind.«

»Ich kann aber das, was der Capitän Henry mir gesagt hat, unmöglich glauben.«

»Und was hat der Capitän Henry Ihnen denn gesagt Mylord?«

»Daß der König sich in dem Boote des Looten ans Land setzen lassen wolle.«

»So ist es auch. Dieser Lootse scheint mir nicht bloß ein geschickter Mann, sondern auch ein treuer Unterthan zu sein. Ich glaube deshalb mich ihm anvertrauen zu können.«

»Aber, Sire, ich kann nicht gestatten, daß ein anderer Schiffspatron als ich, daß ein anderes

Boot als das des »Vanguard und daß andere Matrosen als die Seiner britischen Majestät Sie ans Land setzen.«

»Dann,« sagte der König, »ist es also, wie ich vorhin zu dem Capitän Henry sagte: Ich bin Gefangener.«

»Ehe ich den König nur einen Augenblick lang in diesem Glauben lasse, will ich mich lieber sofort in seinen Wunsch fügen.«

»Wohlan, auf diese Weise werden wir als gute Freunde scheiden, Mylord.«

»Aber die Königin?«, fragte Nelson.

»O, die Königin ist müde, die Königin ist leidend. Es wäre für sie und die jungen Prinzessinnen eine große Beschwerde, wenn sie den »Vanguard« noch heute Abend verlassen sollten. Die Königin wird daher erst morgen ans Land kommen. Ich empfehle sie Ihrer Obhut, Mylord, ebenso wie meinen ganzen übrigen Hof.«

»Soll ich mitgehen, Vater?« fragte der junge Prinz Leopold.

»Nein, nein,« antwortete der König.

»Was würde die Königin sagen, wenn ich ihren Günstling mitnähme?«

Nelson verneigte sich.

»Die Steuerbordtreppe niedergeholt!« rief er.

Die Treppe ward hinabgelassen, der Lootse schwang sich an einem Tau hinab und befand sich binnen wenigen Secunden in dem Boot, welches er an den Fuß der Treppe führte.

»Mylord Nelson,« sagte der König, »in dem Augenblick, wo ich Ihr Schiff verlasse, gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich niemals die Aufmerksamkeiten vergessen werde, womit wir an Bord des »Vanguard« überhäuft worden. Morgen sollen Ihre Matrosen einen Beweis meiner Zufriedenheit erhalten.«

Nelson verneigte sich zum zweiten Male, diesmal aber ohne zu antworten.

Der König ging die Treppe hinab und setzte sich in das Boot mit einem Seufzer der Herzenserleichterung, welcher von dem auf der ersten Stufe stehengebliebenen Admiral gehört ward.

»Vorwärts!« sagte der Pilote zu dem Matrosen, welcher die Ruderstange hielt.

Das Boot stieß von der Treppe ab und entfernte sich.

»Nun rasch, Jungens!« rief der Lootse.

Die vier Ruder tauchten gleichmäßig in die Wogen und schnell näherte das Boot sich der Marina, das heißt der Stelle des Hafendamms, wo der Toledostraße gegenüber die Equipagen des Königs warteten.

Der Lootse sprang zuerst ans Land, zog das Boot dicht daran und befestigte es.

Ehe er aber noch dem König die Hand reichen konnte, sprang dieser ebenfalls auf den Quai hinauf.

»Ha!« rief er mit einem Ausruf der Freude, »da bin ich also wieder auf festem Lande! Nun kann der Teufel den König Georg, die Admiralität, Lord Nelson, den »Vanguard« und die ganze Flotte Seiner britischen Majestät holen. Hier, mein Freund, dies ist für Dich.«

Und mit diesen Worten bot er dem Lootsen eine Börse.

»Ich danke, Sire,« antwortete der Lootse, indem er einen Schritt zurücktrat. »Euer Majestät haben gehört, was ich dem Capitän Henry antwortete: ich werde von meiner Regierung bezahlt.«

»Ja, und Du fügtest hinzu, Du empfängst kein anderes Geld als das mit dem Bilde des Königs Ferdinand oder des Königs Carl. So nimm doch.«

»Sire, wissen Sie gewiß, daß das Geld, welches Sie mir geben, nicht das Bildniß des Königs Georg trägt?«

»Du bist ein kecker Bursche, daß Du dem König eine Lection geben willst. Auf alle Fälle wisse, daß, wenn ich von England Geld empfangen habe, es mich theure Zinsen dafür hat bezahlen lassen. Das Geld hier ist für deine Leute und diese Uhr für Dich. Wenn ich jemals wieder König werde und Du mich um eine Gnade zu bitten hat, so komme zu mir, zeige mir diese Uhr und deine Bitte soll Dir gewährt werden.«

»Morgen, Sire,« sagte der Lootse, indem er die Uhr in Empfang nahm und die Börse seinem Matrosen zuwarf, »morgen werde ich im Palast sein, und ich hoffe, daß Eure Majestät mir nicht die Gnade verweigern werden, um welche ich die Ehre haben werde Sie zu bitten.«

»Nun, das muß ich sagen, entgegnete der König, »wie es scheint hast Du nicht Lust, lange Zeit zu verlieren.«

Dann sprang er von den drei Equipagen in die, welche ihm am nächsten hielt, und rief:

»Nach dem königlichen Palaste!«

Im Galopp rasselte der Wagen fort.

Zweites Capitel.

Worin die Gnade befand, welche der Loose sich auszubitten wünschte.

Durch den Admiral Caracciolo von der Ankunft des Königs unterrichtet, hatte der Gouverneur des Schlosses die Behörden von Palermo amtlich davon in Kenntniß gesetzt.

Der Syndicus, die Municipaltät, die Magistratspersonen und die hohe Geistlichkeit von Palermo erwartete den König seit drei Uhr Nachmittags auf dem großen Hofe des Palastes.

Der König, welcher vor allen Dingen eine gute Mahlzeit und Schlaf bedurfte, sagte sich, daß er hier drei Reden anzuhören haben würde und schauderte von der Fußspitze bis in die Haarwurzeln.

Er nahm deshalb auch zuerst das Wort und sagte:

»Meine Herren, wie groß auch Ihr Rednertalent sein möge, so zweifle ich doch, daß es Ihnen möglich sein würde, mir etwas Angenehmes zu sagen. Ich habe Krieg gegen die Franzosen führen wollen, und man hat mich geschlagen. Ich wollte Neapel vertheidigen, und habe mich genöthigt gesehen, es zu verlassen. Ich habe mich eingeschifft und bin von einem schweren Sturme heimgesucht worden. Wenn Sie mir sagen wollten, daß meine Gegenwart Sie freue, so würden Sie mir damit sagen, daß Sie sich über die mir zugestoßenen Unfälle freuen, ganz besonders aber würden Sie, wenn Sie mir dies sagten, mich abhalten, meine Abendmahlzeit zu mir zu nehmen und mich dann schlafen zu legen, was im gegenwärtigen Augenblicke mir noch unangenehmer wäre, als von den Franzosen geschlagen zu werden, Neapel verlassen zu müssen und drei Tage lang die Seekrankheit zu haben, mit der Aussicht, von den Fischen gefressen zu werden. Ich versichere Ihnen, daß ich vor Hunger und Müdigkeit kaum noch auf den Füßen stehen kann. Somit, Herr Syndicus und meine Herren von der Municipalität, will ich Ihre Reden als gehalten betrachten. Ich schenke zehntausend Ducaten für die Armen. Sie können das Geld morgen abholen lassen.«

Als er hierauf den Bischof in der Mitte seiner Geistlichkeit bemerkte, setzte er hinzu:

»Monsignor, morgen werden Sie in der Kirche zur heiligen Rosalia eine feierliche Danksagung für die wunderbare Weise, auf welche ich dem Schiffbruch entronnen bin, veranstalten. Ich werde bei dieser Gelegenheit das dem heiligen Franciscus von Paula gegebene Gelübde erneuern, ihm eine Kirche nach dem Muster der Peterskirche in Rom zu erbauen, und Sie werden uns die verdienstvollsten Mitglieder Ihrer Geistlichkeit bezeichnen. Wie reducirt unsere Mittel auch jetzt sein mögen, so werden wir uns doch bemühen, diese Herren ihrem Verdienste gemäß zu belohnen.«

Dann wendete er sich zu den Magistratspersonen, an deren Spitze er den Präsidenten Cardillo erkannte.

»Ah, da sind Sie ja auch, Meister Cardillo,« sagte er zu ihm.

»Ja, Sire, «antwortete der Präsident, indem er sich bis zur Erde verneigte.

»Sind Sie immer noch ein schlechter Spieler?«

»Ja, immer noch, Sire.«

»Und leidenschaftlicher Jäger?«

»Mehr als je.«

»Nun, das ist schön. Ich lade Sie zu meinem Spiele ein, unter der Bedingung, daß Sie mich zu Ihren Jagden einladen.«

»Es ist eine doppelte Ehre, welche Eure Majestät mir auf diese Weise erzeigen.«

»Nun, meine Herren,« fuhr der König, sich zu Allen insgesamt wendend, fort, »wenn Sie so hungrig und so durstig sind wie ich, so habe ich Ihnen den guten Rath zu geben: Machen Sie es wie ich, das heißt, speisen Sie zu Abend und gehen Sie dann zu Bette.«

Diese Aufforderung war eine Verabschiedung in bester Form und die dreifache Deputation entfernte sich, nachdem sie den König nochmals begrüßt.

Ferdinand stieg, während vier Diener mit Fackeln vor ihm her schritten, die große Ehrentreppe hinauf, gefolgt von Jupiter, dem einzigen Gast, welchen es ihm beliebt hatte bei sich zu behalten.

Es war ein Diner von dreißig Couverts serviert.

Der König setzte sich an dem einen Ende der Tafel und ließ Jupiter an dem andern Platz nehmen, behielt einen Diener für sich und gab deren zwei seinem Hund, welchem er von allen Gerichten, die er genoß, ebenfalls vorlegen ließ.

Nie hatte Jupiter einem solchen Schmause beigewohnt.

Dann, nachdem das Souper beendet war, nahm Ferdinand ihn mit in sein Zimmer, ließ ihm am Fuße eines Bettes von den weichen Teppichen ein Lager bereiten, streichelte, ehe er sich selbst niederlegte, den schönen klugen Kopf des treuen Thieres und sagte:

»Ich hoffe, Du wirst nicht sagen wie – ich weiß nicht welcher Dichter: die Treppe des Fremden sei steil und das Brod der Verbannung sei bitter.«

Dann schlief er ein, träumte, er mache einen wunderbaren Fischfang in dem Golf von Castellamare und erlege in dem Walde von Ficuzza die Wildschweine zu Hunderten.

In Neapel war ein- für allemal Befehl gegeben, daß wenn der König um acht Uhr nicht geklingelt habe, dann der Kammerdiener in sein Schlafzimmer gehe und ihn wecke. Da aber hier in Palermo nicht derselbe Befehl ertheilt worden, so erwachte und klingelte der König erst um zehn Uhr.

Während des Morgens waren die Königin, der Prinz Leopold, die Prinzessinnen, die Minister und die Höflinge ebenfalls gelandet, und hatten ihre Wohnungen die einen im Palast, die andern in der Stadt, aufgesucht. Die Leiche des kleinen Prinzen war überdies in die Capelle des Königs Roger getragen worden.

Der König hing eine Weile seinen Gedanken nach und stand dann auf. Lastete dieser letzterwähnte Umstand, den er vollständig vergessen zu haben schien, jetzt, wo er außer Gefahr war, schwerer auf seinem väterlichen Herzen, oder überlegte er, daß der heilige Franciscus von Paula in dem Schutz, den er ihm gewährte, ein wenig karg gewesen und daß er, wenn er die versprochene Kirche baue, einen Schutz, der sich auf seine Familie so unvollständig erstreckt, etwas zu theuer bezahle?

Der König gab Befehl, daß die Leiche des jungen Prinzen den ganzen Tag in der Capelle ausgestellt bleibe und den nächstfolgenden Tag ohne irgend welche Feierlichkeit bestattet werde.

Der Todesfall sollte den andern Höfen angezeigt werden und der der beiden Sicilien, jetzt auf Sicilien allein reducirt, vierzehntägige Trauer in Violet anlegen.

Kaum hatte der König diesen Befehl ertheilt, so meldete man ihm, daß der Admiral

Caracciolo, welcher, wie wir aus der Erzählung des Lootsen wissen, am Tage vorher als Quartiermeister für den König und die königliche Familie fungiert, um die Ehre bäte, von Seiner Majestät empfangen zu werden, und deshalb im Vorzimmer warte.

Der König fühlte sich in Folge der Antipathie, welche Nelson ihm einzuflößen begann, um so mehr zu Caracciolo hingezogen. Deshalb beeilte er sich zu befehlen, daß man den Admiral in das kleine an sein Schlafgemach anstoßende Bibliothekzimmer treten lasse, wohin er, obschon noch nicht vollständig angekleidet, sich selbst verfügte. Seinem Gesicht einen möglichst heitern Ausdruck gebend sagte er:

»Ach, mein lieber Admiral, ich freue mich sehr, Dich zu sehen, vor allen Dingen um Dir zu danken, daß Du, da Du vor mir angelangt, auch sofort an mich gedacht hast.«

Der Admiral verneigte sich und ohne daß der freundliche Empfang des Königs den Ernst seines Gesichts milderte, antwortete er:

»Sire, dies war meine Pflicht als treuer und gehorsamer Unterthan Eurer Majestät.«

»Dann wollte ich Dir auch mein Compliment zu der Art und Weise machen, auf welche Du mit deiner Fregatte während des Sturmes manövriert hast«, fuhr der König fort. »Weißt Du, daß Nelson sich fürchterlich über Dich geärgert hat? Er war vor Wuth nahe daran zu bersten, und ich hätte gern gelacht, wenn ich nicht in so großer Angst gewesen wäre.«

»Der Admiral Nelson,« antwortete Caracciolo, »konnte mit einem schwer beschädigten Schiff wieder »Vanguard« nicht dasselbe leisten, wie ich mit meiner Fregatte, einem leichten Schiff von moderner Bauart, welches noch niemals Schaden gelitten. Der Admiral Nelson hat gethan, was er konnte.«

»Das sagte ich ihm auch, vielleicht mit anderer Bedeutung, aber genau in denselben Worten. Ich fügte sogar hinzu, daß es mir leid thäte, mein Dir gegebenes Wort gebrochen zu haben und mit ihm anstatt mit Dir gesegelt zu sein.«

»Ich weiß es, Sire, und ich fühle mich dadurch tief gerührt.«

»Du weißt es? Wer hat es Dir dem gesagt? Ah, jetzt fällt mir ein – der Lootse, nicht wahr?«

Caracciolo antwortete nicht auf die Frage des Königs, sondern sagte nach einer kurzen Pause:

»Sire, ich komme, um den König um eine Gnade zu bitten.«

»Dann hast Du den Augenblick sehr gut gewählt. Sprich, was begehrt Du?«

»Ich bitte den König, meine Entlassung als Admiral der neapolitanischen Flotte anzunehmen.«

Der König trat einen Schritt zurück, so wenig hatte er eine solche Forderung erwartet.

»Die Entlassung als Admiral der neapolitanischen Flotte?« wiederholte er; »warum denn?«

»Erstens, Sire, weil es Luxus ist, einen Admiral zu haben, wenn man keine Flotte mehr hat.«

»Ja, ich weiß es,« sagte der König mit einem sichtbaren Ausdruck des Zornes. »Mylord Nelson hat sie verbrannt. Früher oder später werden wir aber wieder Herren im eigenen Hause sein und dann eine neue bauen.«

»Aber,« antwortete Caracciolo kalt, »da ich Euer Majestät Vertrauen verloren habe, so werde ich diese neue Flotte nicht commandieren können.«

»Wie? Du hättest mein Vertrauen verloren? Du, Caracciolo?«

»Ich will wenigstens dies lieber glauben, Sire, als einem König, in dessen Adern das älteste königliche Blut von Europa fließt, den Vorwurf machen, daß er sein Wort gebrochen habe.«

»Ja, es ist wahr, sagte der König; »ich hatte Dir versprochen –«

»Erstens Neapel nicht zu verlassen, oder wenn Sie es verließen, dies nur auf meinem Schiffe zu thun.«

»Na, laß' es nur gut sein, mein lieber Caracciolo,« sagte der König, indem er dem Admiral die Hand bot.

Der Admiral ergriff die Hand des Königs, küßte dieselbe ehrerbietig, trat einen Schritt zurück und zog ein Papier aus der Tasche.

»Sire,« sagte er, »hier ist meine Entlassung, um deren Annahme ich Euer Majestät bitte.«

»Nein, ich nehme deine Entlassung nicht an; ich weise sie zurück.«

»Dazu haben Euer Majestät nicht das Recht.«

»Wie! Ich hätte nicht das Recht dazu? Ich hätte nicht das Recht, deine Entlassung zurückzuweisen?«

»Nein, Sire, denn Euer Majestät haben mir gestern versprochen, mir die erste Gnade, um die ich bitten würde, zu bewilligen. Wohlan, diese Gnade besteht eben darin, daß Sie meine Entlassung annehmen, Sire.«

»Gestern hätte ich Dir etwas versprochen? Du bist wohl nicht bei Sinnen?«

Caracciolo schüttelte den Kopf.

»Ich bitte um Entschuldigung, Sire, ich bin vollkommen bei Sinnen.«

»Gestern habe ich Dich ja aber nie gesehen.«

»Das heißt, Sie haben mich bloß nicht erkannt, Sire. Vielleicht aber erkennen Sie diese Uhr?«

Und Caracciolo zog eine prachtvolle, mit dem Bildniß des Königs geschmückte und mit Diamanten besetzte Uhr aus dem Busen.

»Der Lootse!« rief der König, indem er die Uhr erkannte, welche er am Abend vorher dem Manne gegeben, der ihn so geschickt in den Hafen geführt.

»Der Lootse!«

»Der Lootse war ich, Sire,« antwortete Caracciolo, sich verneigend.

»Wie! Du, ein Admiral, hast Dich dazu verstanden, die Rolle eines Looten zu spielen?«

»Sire, wenn es sich um das Wohl und die Rettung des Königs handelt, gibt es keine untergeordnete Rolle.«

Ferdinands Züge gewannen einen Ausdruck von Wehmuth, der nur sehr selten an ihm wahrzunehmen war.

»In der That,« sagte er, »ich bin ein sehr unglücklicher Fürst. Entweder *werden* meine Freunde von mir entfernt, oder sie entfernen sich selbst von mir.«

»Sire,« antwortete Caracciolo, »Sie thun unrecht, wenn Sie das Ueble, welches Sie thun oder thun lassen, Gott zur Last legen. Gott hatte Ihnen einen nicht bloß mächtigen, sondern auch berühmten König zum Vater gegeben. Sie hatten einen älteren Bruder, welcher das Scepter und die Krone von Neapel erben sollte. Gott gestattete, daß er von Wahnsinn heimgesucht und der Weg somit für Sie frei ward. Sie sind Mann, Sie sind König, Sie haben den Willen, Sie haben die Macht. Mit freiem Willen begabt, können Sie zwischen dem Guten und dem Bösen wählen. Sie wählen aber das Böse, Sire, so daß das Gute sich von Ihnen entfernen muß.«

»Caracciolo,« sagte der König mehr traurig als gereizt, »weißt Du, daß noch nie. Jemand mit mir so gesprochen hat, wie Du jetzt mit mir spricht?«

»Weil außer einem Mann, der wie ich den König liebt und das Wohl des Staates will, Euer

Majestät Niemanden um sich hat als Höflinge, die nur sich selbst lieben und weiter nichts verlangen, als die Ehren des Glücks und des Reichthums.«

»Und wer ist dieser Mann?«

»Derselbe, den der König vergessen und in Neapel zurückgelassen, der Mann, den ich mit nach Sicilien gebracht – der Cardinal Ruffo.«

»Der Cardinal weiß eben so wie Du, daß ich stets bereit bin, ihn zu empfangen und anzuhören.«

»Ja, Sire, aber nachdem Sie uns empfangen und angehört, folgen Sie den Rathschlägen der Königin, Actons und Nelson's. Ich bin trostlos, Sire, daß ich auf diese Weise die Ehrfurcht, die ich einer erhabenen Person schuldig bin, aus den Augen setzen muß, aber ich erkläre: diese drei Namen werden in Zeit und Ewigkeit verwünscht sein.«

»Und glaubst Du, daß ich sie nicht auch verwünsche?« sagte der König. »Glaubst Du, ich sehe nicht, daß sie den Staat seinem Ruin und mich dem Verderben entgegenführen? Ich bin zwar ein Dummkopf, aber ein Narr bin ich nicht.«

»Nun wohlan, Sire, dann kämpfen Sie doch!«

»Kämpfen, dies kannst Du leicht sagen, ich aber bin nicht ein Mann des Kampfes; Gott hat mich nicht für den Kampf geschaffen. Ich bin ein Mensch der Empfindungen und Vergnügungen, ein gutes Herz, welches man durch Quälereien reizt und erbittert. Jene sind ihrer Drei oder Vier, die sich die Macht streitig machen, das Eine greift nach der Krone, das Andere nach dem Scepter. Ich lasse sie gewähren. Das Scepter, die Krone, der Thron, dies ist mein Golgatha; ich habe von Gott nicht verlangt, König zu sein. Ich liebe die Jagd, den Fischfang, die Pferde, die schönen Mädchen, und habe keinen andern Ehrgeiz. Mit zehntausend Ducaten Rente und der Freiheit, nach meiner Weise zu leben, wäre ich der glücklichste Mensch der Erde gewesen. Aber nein, unter dem Vorwand, daß ich König bin, läßt man mich keinen Augenblick in Ruhe. Dies ließe sich allenfalls noch begreifen, wenn ich wirklich regierte. Es sind aber die Andern, welche unter meinem Namen regieren; es sind die Andern, welche den Krieg führen, und auf mich fallen blos die Schläge. Es sind die Andern, welche die Fehler begehen, während gleichwohl ich dieselben wieder gutmachen muß. Du bittet mich um deine Entlassung und Du hast sehr Recht. Dennoch aber sollst Du sie den Andern abverlangen, denn diese sind es, welchen Du dienst, nicht ich.«

»Eben deshalb, weil ich meinem König und nicht den Andern dienen will, wünsche ich in das Privatleben zurückzutreten, welche Sie, Sire, soeben auch als Gegenstand Ihrer Wünsche bezeichneten. Zum dritten Male, Sire, bitte ich daher inständig meine Entlassung anzunehmen und beschwöre Sie, wenn es sein muß, im Namen des Wortes, welches Sie mir gestern gegeben.«

Und Caracciolo bot, indem er dies sagte, dem König mit der einen Hand seine Entlassung und mit der andern eine Feder zum Unterzeichnen.

»Du willst es also?« fragte der König.

»Sire, ich flehe darum.«

»Und wenn ich unterzeichne, wo wirst Du dann hingehen?«

»Ich werde nach Neapel zurückkehren, Sire.«

»Und was willst Du dort in Neapel machen?«

»Meinem Vaterlande dienen, Sire. Neapel befindet sich in der Lage, wo es der Intelligenz und des Muthes aller seiner Söhne bedarf.«

»Sieh wohl zu, was Du in Neapel thust, Caracciolo.«

»Sire, ich werde mich bemühen, immer so zu handeln, wie ich zeither gehandelt – als ehrlicher Mann und als guter Bürger.«

»Das ist deine Sache. Du beharrt also auf deinem Verlangen?«

Caracciolo begnügte sich mit dem Finger auf die Uhr zu zeigen, die er auf den Tisch gelegt.

»Starrkopf!« sagte der König ungeduldig. Dann ergriff er die Feder und schrieb unter das Entlassungsgesuch die Worte:

»Angenommen; der Chevalier Caracciolo möge aber nicht vergessen, daß Neapel sich in der Gewalt meiner Feinde befindet.« Dann unterzeichnete er wie gewöhnlich: »Ferdinand V.«

Caracciolo warf die Augen auf die drei Zeilen, welche der König soeben geschrieben, faltete das Papier wieder zusammen, steckte es in die Tasche, verneigte sich ehrerbietig vor dem König und schickte sich an, sich zu entfernen.

»Du vergissest deine Uhr,« sagte der König.

»Diese Uhr ist nicht dem Admiral, sondern dem Lootsen geschenkt worden. Gestern, Sire, existierte der Lootse nicht; heute existiert der Admiral nicht.«

»Ich hoffe aber,« sagte der König mit jener Würde, welche bei ihm von Zeit zu Zeit hindurchleuchtete wie ein Blitz, »ich hoffe, daß der Freund beide überleben werde. Nimm diese Uhr, und wenn Du jemals Dich versucht fühlen solltest, deinen König zu verrathen, so betrachte das Bildniß dessen, der sie Dir gegeben.«

»Sire, antwortete Caracciolo, »ich stehe nicht mehr im Dienste des Königs. Ich bin einfacher Bürger. Ich werde thun, was mein Vaterland mir befiehlt.«

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und der König blieb in nicht bloß traurige, sondern träumerische Gedanken versinkend stehen.

Am nächstfolgenden Morgen fand, wie er befohlen, die Beerdigung seines Sohnes, des Prinzen Albert, statt, ohne allen Pomp, wie die eines gewöhnlichen Kindes.

Die Leiche ward in der Gruft der Schloßcapelle beigesetzt, welche unter dem Namen der Capelle des Königs Roger bekannt ist.

Drittes Capitel.

Das Königthum in Palermo.

Wir haben gesehen, daß das Allererste, was der König noch vor seinem Cabinetsrath und gleich bei seiner Ankunft in Palermo reorganisiert hatte, seine Partie Reversi war.

Zum Glücke hatte, ganz wie Ferdinand gedacht, der Herzog von Ascoli, um den er sich nicht bekümmert, Mittel gefunden, um nach Sicilien zu gelangen. Der Herzog ward hierbei von jener naiven und unverbrüchlichen Anhänglichkeit getrieben, welche seine Haupttugend war, eine Tugend, welche ihm der König nicht mehr Dank wußte als dem Hunde Jupiter seine Treue.

Der Herzog von Ascoli hatte Caracciolo ersucht, ihn mitzunehmen. Da Caracciolo wußte, daß der Herzog von Ascoli der beste und uneigennützigste aller Freunde des Königs war, so hatte er dem Wunsche desselben sofort entsprochen.

Der König fand demgemäß unter der Zahl der Personen, welche schon am Abende seiner Ankunft sich bei ihm einfanden, um ihm ihre Aufwartung zu machen, den Herzog von Ascoli.

Seine Anwesenheit setzte jedoch den König nicht in Erstaunen und das Compliment, welches er ihm deswegen machte, bestand blos in den Worten:

»Ich wußte wohl, daß Du Mittel finden würdest zu kommen.«

Man erinnert sich überdies, daß unter der Zahl der Magistratspersonen, welche sich eingefunden hatten, um dem König ihre Aufwartung zu machen, sich ein alter Bekannter von ihm, der Präsident Cardillo, befand, welcher niemals nach Neapel kam, ohne die Ehre zu haben, einmal an der Tafel des Königs zu speisen, wogegen der König, so oft er nach Palermo kam, ihm die Ehre erwies, wenigstens einmal auf seinem prachtvollen Landgute Ilice zu jagen.

Zu Gunsten des Präsidenten Cardillo machte der König in Bezug auf seine Sympathien und Antipathien eine Ausnahme. Sehr aristokratisch gesinnt, obschon im höchsten Grade populär, haßte Ferdinand doch sämtliche adelige Beamte.

Der Präsident Cardillo hatte ihn jedoch durch zwei mächtige Verlockungen verführt. Der König liebte die Jagd, und der Präsident Cardillo war seit Nimrod und nächst dem König Ferdinand einer der gewaltigsten Jäger vor Gott, welche jemals existiert.

Der König verabscheute die Titusköpfe, so wie die Schnurr- und Backenbärte; der Präsident Cardillo aber hatte kein Haar, weder auf dem Kopf noch auf den Wangen oder dem Kinne.

Die majestätische Perrücke, unter welcher der würdige Beamte seine Kahlheit verbarg, besaß daher das seltene Vorrecht, von dem Könige gnädig empfangen zu werden.

Auch warf er sofort ein Auge auf ihn, um ihn nebst Ascoli und Malaspina zu den gewohnten Mitspielern seiner Partie Reversi zu machen.

Die andern Spieler ohne Karte, wie man von Ministern ohne Portefeuille sagen könnte, waren der Fürst von Castelcicala der Einzige der drei Mitglieder der Staatsjunta, welcher von der Königin gewürdigt worden war, ihren Schutz zu genießen und mit nach Sicilien genommen zu werden, der Marquis von Circello, welchen der König so eben zu einem Minister des Innern gemacht, und der Fürst von San Cataldo, einer der reichsten Grundbesitzer des südlichen

Siciliens.

Dieses Gespann des Königs, wenn wir mit diesem Ausdrucke die drei Höflinge bezeichnen dürfen, welche die Ehre hatten, zu seinen Spielpartien auserwählt zu werden, war die seltsamste Sammlung von Originalen, die man sehen konnte.

Den Herzog von Ascoli, dem wir eigentlich mit Unrecht den Namen eines Höflings geben, kennen wir. Er war eine jener heiter ruhigen, muthigen und loyalen Persönlichkeiten, wie man sie bei Hofe so selten trifft. Seine Anhänglichkeit an den König war frei von allem Ehrgeize. Nie war es ihm eingefallen, um Geld oder Ehrenstellen zu bitten, oder, wenn der König ihm eine solche Gunst angeboten, ihn, wenn er es vergaß, wieder daran zu erinnern. Er war das Urbild eines echten Edelmanns, er liebte das Königthum als eine geheiligte Institution, hatte sich freiwillig Pflichten gegen dasselbe aufgelegt, und verwandelte eben so freiwillig diese Pflichten in Obliegenheiten, die er gern erfüllte.

Der Marquis Malaspina dagegen war einer jener händelsüchtigen, starren Charaktere, welche sich gegen Alles auflehnen und zuletzt doch gehorchen, dann aber, worin auch der vom Herrn ertheilte Befehl bestanden haben möge, sich für diesen Gehorsam durch verletzende Worte oder mianthropische Bemerkungen rächen. Er war, wie Katharina von Medicis vom Herzoge von Guise sagte, eines jener als Eisen angemalten Rohre, welche sich biegen, wenn man darauf drückt.

Der vierte, Präsident Cardillo, ist schon flüchtig geschildert worden und wir haben, um sein Porträt vollständig zu machen, nur noch wenige Striche hinzuzufügen.

Der Präsident Cardillo war, ehe der König hierher kam, der heftigste Mensch und zugleich der schlechteste Spieler in ganz Sicilien. Nach Ankunft des Königs wäre er wie Cäsar, wenn ihm durchaus daran lag, der Erste bleiben zu wollen, genöthigt gewesen, irgend ein Dorf Sardiniens oder Calabriens aufzusuchen.

Gleich am ersten Abende, wo er zum Spieltische des Königs zugelassen ward, gab er durch ein Wort einen Maßstab für seine Unterwerfung unter die königliche Etikette.

Eine der hauptsächlichsten Aufgaben des Reversspiels ist, sich seiner Aß zu entledigen. Einmal bemerkte König Ferdinand nun, daß er, während er sich eines Aßes hätte entledigen können, dasselbe in der Hand behalten hatte, und rief:

»Wie dumm ich doch bin! Ich hätte jetzt mein Aß los werden können und hab' es behalten.«

»Ach,« antwortete der Präsident, »ich bin noch dümmer, als Ew. Majestät, denn ich hätte Quinola machen können und habe es auch nicht gethan.«

Der König fing an zu lachen und der Präsident, welcher in seiner Achtung schon hoch stand, stieg darin noch höher. Seine Freimüthigkeit erinnerte den König wahrscheinlich an die seiner jungen Lazzaroni.

Es war dies allerdings nur ein Wort, der Präsident aber blieb nicht bei Worten stehen. Er ging auch zu Thatsachen und Geberden über. Bei dem geringsten Widerspruch zum Beispiel, oder bei dem geringsten Verstoß seines Partners gegen die Regeln des Spiels warf er mit den Spielmarken, den Karten, dem Geld und den Leuchtern um sich herum. Sah er sich aber am Spieltische des Königs, so mußte er natürlich schweigen und seinen Ingrimms verbeißen.

Drei oder vier Abende ging Alles gut. Der König aber, welcher den Charakter des Präsidenten aus Erfahrung kannte und übrigens sah, welchen Zwang er sich anthat, machte es sich zum Vergnügen, ihn zum Aeußersten zu treiben. Wenn er dann nahe daran war loszubrechen, sah er

ihn an, und richtete die erste beste Frage, die ihm einfiel, an ihn.

Der arme Präsident, welcher dann gezwungen war, höflich zu antworten, lächelte vor Wuth, setzte aber gleichzeitig und so graziös, als ihm möglich war, den Gegenstand, welchen er eben im Begriff gestanden an die Decke zu schleudern oder auf den Fußboden zu werfen, auf den Tisch und hielt sich an die Knöpfe seines Rockes, welche er einen nach dem andern abriß, und die man dann den nächstfolgenden Morgen auf dem Teppich umhergestreut fand.

Am vierten Tage jedoch konnte der Präsident sich nicht länger beherrschen. Er warf die Karten, die er nicht dem König ins Gesicht zu werfen wagte, dem Marquis von Malaspina ins Gesicht, und da er in der einen Hand sein Taschentuch und in der andern seine Perrücke hielt, und ihm der Zornschweiß vom Gesicht troff, irrte er sich in der Hand und begann damit, daß er sich das Gesicht mit der Perrücke abwischte und sich sodann in dieselbe schnäuzte.

Der König glaubte vor Lachen sterben zu müssen und nahm sich vor, sich diesen Spaß so oft als möglich zu machen.

Aus diesem Grunde hütete Ferdinand sich auch wohl, die erste Einladung zur Jagd, welche der Präsident Cardillo an ihn ergehen ließ, abzulehnen.

Der Präsident Cardillo besaß, wie wir bereits erwähnt, ein prachtvolles Landeigenthum, welches fünftausend Unzen Gold oder sechzigtausend Francs jährlich einbrachte. Mitten in diesem Besitzthum stand ein Schloß, würdig einen König zu beherbergen.

Hier langte der König am Vorabend der Jagd an, um daselbst zu dinieren und zu übernachten.

Ferdinand war neugierig und ließ sich das Schloß im in allen seinen Einzelheiten zeigen. Sein Zimmer, welches das Ehrenzimmer war, befand sich dem seines Wirthes gegenüber.

Am Abend, nachdem er wie gewöhnlich seine Partie Reversi gemacht, und ebenfalls wie gewöhnlich seinen Wirth geärgert, legte er sich nieder.

Obschon aber sein Bett einen Baldachin hatte wie ein Thron, so erwachte er, wenn es die Jagd galt, stets munter und jung, noch eine Stunde früher, als das Horn zum Appell blies.

Da er nicht wußte, was er in seinem Bett machen sollte, und auch nicht wieder einschlafen konnte, so kam er auf den Einfall, zu sehen, wie ein Präsident in seinem Bett ohne Perrücke und in der Nachtmütze sich ausnähme.

Die Sache war um so weniger indiscret zu nennen, als der Präsident Witwer war.

Der König stand demgemäß auf, zündete eine Kerze an, lenkte seine Schritte im Hemd nach der Thür des Zimmers seines Gastes, drehte den Schlüssel um und trat ein.

Wie grotesk der Anblick auch war, auf welchen der König sich gefaßt gemacht, so hatte er doch keine Ahnung von dem, welches sich seinen Augen in der Wirklichkeit darbot.

Der Präsident saß ohne Perrücke und ebenfalls im Hemd in der Mitte des Zimmers auf der Art Thron, worauf Herr von Vendôme den Cardinal Alberoni empfangen hatte.

Anstatt zu erstaunen und die Thür zu schließen, ging der König geraden Weges auf ihn zu, während der auf diese Weise überraschte arme Präsident unbeweglich und ohne ein Wort zu sagen sitzen blieb.

Der König hielt ihm nun ein Licht unter die Nase, um besser zusehen, was für ein Gesichter machte, und begann dann mit bewundernswürdigem Ernst um die Statue und deren Piedestal herumzugehen, während nur der Kopf des Präsidenten, der sich mit beiden Händen auf die Armlehnen seines Thrones stützte, Seine Majestät mit einer centralen Bewegung begleitete, welche der kreisförmigen Bewegung des Königs entsprach.

Endlich sahen die beiden Gestirne, welche so ihren Umlauf bewirkten, sich wieder einander gegenüber, und da der König sich aufgerichtet hatte, und stillstand, ohne zu sprechen, so sagte der Präsident mit der größten Kaltblütigkeit:

»Sire, da dieser Fall in der Etikette nicht vorgesehen ist, so frage ich, ob ich sitzen bleiben oder aufstehen soll.«

»Bleib sitzen! Bleib sitzen!« sagte der König. »Eben aber schlägt es vier Uhr. Laß uns nicht warten.«

Und mit demselben Ernst, wie Ferdinand das Zimmer betreten, verließ er dasselbe wieder.

Wie groß die Ernsthaftigkeit, die der König affectirt hatte, aber auch war, so gehörte dieses Abenteuer nichtsdestoweniger zu denen, welche er in der Folgezeit stets mit vielem Vergnügen wieder erzählte, obschon nicht lieber als das seiner Flucht mit Ascoli, einer Flucht, auf welcher, wie er erklärte, Ascoli die augenscheinlichste Gefahr lief, gehängt zu werden.

Die von dem Präsidenten veranstaltete Jagd war großartig. Welcher Tag aber wäre selbst im glückseligen Sicilien sicher zu verfließen, ohne daß sich auch nur das kleinste Wölkchen am Himmel zeigte?

Der König war, wie wir schon früher erwähnt, ein bewundernswürdiger Schütze, der kaum seinesgleichen fand. Er schoß niemals anders als aus freier Hand und traf stets das Blatt, was bei der Eberjagd von großer Wichtigkeit ist, weil das Thier nur an dieser Stelle tödtlich verwundbar ist. Seltsamerweise aber verlangte er von Denen, welche mit ihm jagten, dieselbe Geschicklichkeit, die er besaß.

Als am Abend dieser ersten und famosen Jagd, welche er bei dem Präsidenten Cardillo abhielt, sämtliche Jäger um einen aufgethürmten Haufen von erlegten Wildschweinen versammelt waren, sah er darunter eines, welches in den Bauch geschossen war.

Sofort stieg ihm die Röthe auf die Stirn und einen wüthenden Blick um sich werfend fragte er:

»Wer ist der Esel, der einen solchen Schuß gethan?«

»Ich, Sire,« antwortete Malaspina. »Soll ich mich deswegen aufknüpfen?«

»Nein, das nicht, antwortete der König; »künftig aber werdet Ihr, wenn wir auf die Jagd gehen, zu Hause bleiben.«

Der Marquis Malaspina blieb von diesem Augenblicke an an den Jagdtagen nicht blos zu Hause, sondern ward auch bei dem Kartenspiel des Königs durch den Marquis von Circello ersetzt.

Die Spielpartie des Königs war übrigens nicht die einzige, welche in dem großen Salon des königlichen Palastes stattfand. Wenige Schritte von dem Reversitische des Königs stand der Pharotisch, an welchem Emma Lyonna thronte, sei es nun daß die Bank hielt oder pointierte.

Ganz besonders beim Spiel konnte man in den beweglichen Zügen der schönen Engländerin Ebbe und Flut der Leidenschaften studieren. In allen Dingen dem Extrem huldigend, spielte Emma mit einer förmlichen Wuth, und liebte es, ihre schönen Hände in die Fluten von Gold zu tauchen, welche sie auf ihrem Schooße anhäufte und in funkelnden Strömen von ihren Knien auf den grünen Teppich rollen ließ.

Lord Nelson, welcher niemals spielte, saß hinter Ihr oder stand, auf die Lehne ihres Sessels gestützt, verschlang ihre schönen Schultern mit einem ihm noch übriggebliebenen Auge und sprach mit Niemanden als mit ihr und zwar stets mit leiser Stimme und auf englisch.

Hier spielte man, während der König an seinem Tische höchstens tausend Ducaten gewinnen

oder verlieren konnte, so hoch, daß zwanzig-, dreißig-, ja vierzigtausend verloren oder gewonnen werden konnten.

Um diese Tafel herum standen die reichsten Cavaliere Siciliens und unter denselben einige jener glücklichen Spieler, welche während ihres unverbrüchlichen Glückes im Spiel bekannt sind.

Wenn Emma an einem derselben einen Ring oder eine Nadel sah, die ihr gefiel, so machte sie Nelson darauf aufmerksam, welcher dann den nächstfolgenden Tag bei dem Eigenthümer des Diamantes, des Rubins oder des Smaragds erschien, und welcher Preis auch gefordert werden mochte, so ging dann der Smaragd, der Rubin oder der Diamant von dem Finger oder Halle eines zeitherigen Besitzers an den Finger oder den Hals der schönen Favoritin über.

Was Sir William, der stets mit seiner Archäologie oder mit Politik beschäftigt war, betraf, so sah er nichts und hörte nichts, sondern besorgte seine politische Correspondenz mit London oder classificirte eine geologischen Exemplare.

Wenn man uns vielleicht der Uebertreibung dieser ehelichen Blindheit des würdigen Gesandten beschuldigen sollte, so antworten wir darauf durch nachstehenden Brief Nelsons vom 12. März 1799, welcher, an Sir Spencer Smith adressiert, unter den nach dem Tode des berühmten Admirals in London veröffentlichten Briefen und Depeschen zu finden ist:

»Mein werther Herr!

»Ich wünsche zwei oder drei schöne ostindische Shawls, mögen dieselben kosten, was sie wollen. Da ich in Constantinopel Niemanden kenne, den ich mit diesem Einkauf beauftragen könnte, so nehme ich mir die Freiheit, Sie zu bitten, mir diesen Dienst zu leisten. Ich werde den Preis dafür mit tausend Dank wieder bezahlen, sei es in London oder irgendwo, sobald man mich von dem Betrag in Kenntniß gesetzt haben wird.

»Die Erfüllung meiner Bitte wird Ihnen ein neues Anrecht auf meine Dankbarkeit geben.

»Nelson.«

Dieser Brief bedarf, unserem Bedünken nach, keines Commentars. Er beweist, daß Emma Lyonna, indem sie Sir William heiratete, die Gewohnheiten ihres früheren Handwerkes keineswegs ganz vergessen hatte.

Was die Königin betraf, so spielte diese niemals oder sie spielte wenigstens ohne Eifer und ohne Vergnügen.

Seltsamerweise gab es für diese Frau der Leidenschaften gleichwohl eine Leidenschaft, die ihr unbekannt war. Um den kleinen Prinzen Albert, der so schnell verschwunden und noch schneller vergessen worden, trauernd, saß sie mit den ebenfalls in Trauer gekleideten jungen Prinzessinnen in einer Ecke des Saales, mit irgendeiner Nadelarbeit beschäftigt.

Während des Spieles kam dreimal wöchentlich der Prinz von Calabrien, um mit seiner jungen Gemahlin dem König seinen Besuch zu machen. Er spielte ebenfalls nicht, ebensowenig als die Prinzessin Clementine.

Diese setzte sich neben die Königin, ihre Schwiegermutter, mitten unter die jungen Prinzessinnen, ihre Schwägerinnen, und beschäftigte sich mit Zeichnen oder mit einer Stickerei wie diese.

Der Herzog von Calabrien ging von einer Gruppe zur andern und mischte sich in die Conversation, um was dieselbe sich auch drehen mochte, mit jener leichten, oberflächlichen

Beredsamkeit, welche in den Augen der Unwissenden für gediegenes Wissen gilt.

Ein Fremder, welcher in den Salon getreten wäre, ohne zu wissen, mit wem er es zu thun hätte, würde niemals errathen haben, daß dieser König, der in so heiterer Stimmung seine Partie Reversi machte, daß diese Frau, welche so kaltblütig eine Sessellehne stickte, daß endlich dieser junge Mann, welcher mit lachendem Gesicht Jedermann freundlich begrüßte, ein König, eine Königin und ein Kronprinz waren, die soeben ihr Königreich verloren und erst seit wenigen Tagen den Fuß auf den Boden des Exils gesetzt hatten.

Nur das Gesicht der Prinzessin Clementine trug die Spuren tiefen Kammers; man fühlte aber, daß dieser Kummer, in das entgegengesetzte Extrem verfallend, größer war als der, welchen man über den Verlust eines Thrones empfindet. Man errieth, daß die arme Erzherzogin ihr Erdenglück verloren, ohne Hoffnung es jemals wieder zu finden.

Viertes Capitel.

Neue Nachrichten.

Obschon König Ferdinand, wie wir bereits gesagt, weniger Eifer entwickelt, sein Ministerium als eine Reversipartie zu organisieren, so hatte er gleichwohl nach Verlauf von zwei oder drei Tagen etwas hergestellt, was Aehnlichkeit mit einem Cabinetsrath hatte.

Dem anfangs in Ungnade gefallenem Ariola hatte er ein Kriegsministerium zurückgegeben, denn er hatte sehr bald einsehen gelernt, daß die Verräther diejenigen waren, welche ihm zum Kriege gerathen, aber nicht die, welche ihn davon abgeredet hatten.

Den Marquis von Circello hatte er zum Minister des Innern und den Fürsten von Castalcicalo – dem er eine Entschädigung für den Verlust seines Postens als Gesandter in London und als Mitglied der Staatsjunta in Neapel schuldig war – zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

Der Erste, welcher Nachrichten aus Neapel und Palermo brachte, war der Generalvicar Fürst Pignatelli.

Dieser hatte, wie wir schon erzählt, die Flucht an demselben Abend ergriffen, wo er, nachdem man ihn auf gefordert, den Staatsschatz an die Municipalität auszuliefern und eine Vollmachten in die Hände der erwählten Bürger niederzulegen, zwölf Stunden Bedenkzeit verlangt hatte.

Vom König und besonders von der Königin ward er sehr schlecht empfangen.

Der König hatte ihm befohlen, um keinen Preis mit den Franzosen und den Rebellen – was in seinen Augen eins und dasselbe war – zu unterhandeln.

Gleichwohl hatte er den Waffenstillstand von Sparanisi unterzeichnet.

Die Königin hatte ihm befohlen, Neapel niederbrennen und von den Notaren und darüber an Alles niedermetzeln zu lassen.

Gleichwohl hatte er nicht das kleinste Palais in Brand gesteckt und auch nicht den unbedeutendsten Patrioten gemordet.

Aus diesen Gründen ward er nach Castanietta verbannt.

Allmählig und auf verschiedenen Wegen erfuhr man die Emeute gegen Mack und den Schutz, welchen dieser unter dem Zelt des französischen Generals gefunden, die Ernennung Maliterno's zum General des Volkes, die Rocca Romana's zu seinem Lieutenant und endlich den immer näherrückenden Marsch der Franzosen auf Neapel.

Eines Morgens langte nach vierthalbtägiger Ueberfahrt auf einer Tartane von Castellamare ein Mann in Palermo an, welcher erklärte, daß er der Ueberbringer höchst wichtiger Nachrichten sei. Den Jakobinern war er, wie er sagte, nur durch ein Wunder entronnen. Er zeigte seine von den Stricken, womit man ihn gebunden, noch wunden Handgelenke und verlangte mit dem König zu sprechen.

Der König ließ, als man ihn hiervon in Kenntniß gesetzt, fragen, wer er wäre.

Er antwortete, er hieße Roberto Brandi und wäre Gouverneur des Castells San Elmo.

Der König, welcher in der That glaubte, daß dieser Mann positive Nachrichten bringen müsse,

befahl, ihn einzulassen.

Roberto Brandi erzählte nun dem König, daß in der Nacht vor dem Angriffe der Franzosen auf Neapel unter der Garnison des Castells San Elmo eine furchtbare Emeute zum Ausbruch gekommen sei.

Er wäre, erzählte er, mit einem Pistol in jeder Hand herausgetreten, die Meuterer hätten sich alle auf ihn gestürzt. Er habe verzweifelten Widerstand geleistet. Mit seinen beiden Kugeln habe er einen Mann getödtet und einen andern verwundet.

Was konnte er aber gegen fünfzig Mann ausrichten? Sie hatten sich über ihn hergeworfen, ihn geknebelt und in den Kerker Nicolino Caracciolos geworfen, den sie in Freiheit gesetzt und an seiner Statt zum Commandanten des Castells ernannt.

Er sei, setzte er hinzu, zweiundsiebzig Stunden in diesem Kerker eingesperrt gewesen, ohne daß es Jemanden eingefallen sei, ihm ein Glas Wasser oder ein Stück Brod zu bringen. Endlich habe einer der Schließer, der ihm seinen Posten zu verdanken habe, Mitleid mit ihm gehabt, sei am dritten Tag mitten unter der Verwirrung des Kampfes zu ihm hinuntergekommen und habe ihm eine Verkleidung gebracht, mit deren Hilfe er die Flucht bewerkstelligt.

Da es ihm aber im ersten Augenblicke nicht möglich gewesen, ein Transportmittel zu finden, so habe er sich genöthigt gesehen, sich zwei Tage lang bei einem Freund versteckt zu halten, so daß er noch dem Einzug der Franzosen in Neapel und dem Verrath des heiligen Januarius beigewohnt habe.

Endlich nach Proclamierung der parthenopäischen Republik habe er Castellamare gewonnen, wo gegen schweres Gold der Patron einer Tartane sich dazu verstanden habe, ihn an Bord zu nehmen und nach Sicilien zu bringen.

Er habe diese Ueberfahrt in vierthalb Tagen gemacht und käme nun, um das Anerbieten seiner ferneren Dienste seinem erhabenen Souverän zu Füßen zu legen.

Diese Erzählung war eine höchst rührende. Nachdem Roberto Brandi sie dem König mitgetheilt, wiederholte er sie der Königin, und da diese den Dienstleister anders zu würdigen wußte als der König, so ließ sie dem Opfer Nicolinos Caracciolo und seiner Jakobiner eine Summe von zehntausend Ducaten auszahlen.

Dann ernannte sie ihn zum Gouverneur des Schlosses von Palermo mit demselben Gehalt, den er in dem Castell San Elmo gehabt, und versprach an dem Tage, wo sie ihr Königreich wieder erlangt haben und in Neapel einziehen würden, noch mehr für ihn zu thun.

Unmittelbar darauf versammelte sich bei der Königin ein Cabinetsrath, zu welchem Acton, Castalcicala, Nelson und der Marquis von Circello berufen wurden.

Es handelte sich jetzt zunächst darum, die in Neapel triumphierende Revolution zu verhindern, daß sie die Meerenge überschreite und auch in Sicilien eindringe.

Es war allerdings schon wenig, wenn man eine Insel besaß, nachdem man eine Insel und einen Continent besessen und wenn man nur noch anderthalb Millionen Unterthanen zählte, nachdem man deren sieben Millionen gehabt.

Indessen eine Insel und anderthalb Millionen Unterthanen waren immer noch besser als gar nichts, und es lag dem König viel daran, Palermo zu behalten, wo er alle Abende seine Partie Reversi machte, wo der Präsident Cardillo ihm zu Ehren so schöne Jagden veranstaltete, und über seine fünfzehnhunderttausend Sicilianer zu herrschen.

Der Cabinetsrath kam, wie man sich leicht denken kann, zu keiner Einscheidung. Die Königin,

welche nur die kleinen Einzelheiten erfaßte und nur die untergeordneten Räder einer Maschine zusammenstellen konnte, war unfähig, eine große Idee zu fassen und einen Plan von einer gewissen Bedeutung zu organisieren.

Der König begnügte sich damit, daß er sagte:

»Ich habe, wie Sie wissen, den Krieg nicht gewollt, ich wasche in dieser Beziehung meine Hände in Unschuld. Die, welche das Unheil angerichtet haben, mögen auch Abhilfe finden. Der heilige Januarius aber soll dies mir bezahlen, denn sobald ich wieder in Neapel bin, lasse ich dem heil. Franciscus von Paula eine Kirche bauen.«

Acton, der durch die Ereignisse und ganz besonders durch die Kenntniß, welche der König von seinem Antheil bei der Fälschung des Briefes von seinem Schwager, dem Kaiser von Oesterreich, gehabt, völlig niedergeschmettert war, und fühlte, daß seine Impopularität mit jedem Tage zunahm, scheute sich, einen Rath zu ertheilen, welcher den Staat vielleicht in noch tieferes Verderben stürzte, und erbot sich eine Entlassung zu Gunsten dessen zu geben, welcher mit diesem Rath hervortreten würde.

Der Fürst von Castalcicala, ein Diplomat untergeordneten Ranges, der die hohe Stellung, welche er in Frankreich und in England einnahm, nur der Gunst Ferdinands und der Belohnung seiner Verbrechen verdankte, war in extremen Situationen geradezu ohnmächtig.

Nelson, ein ausgezeichnete und genialer Krieger auf seinem Element, war gleichwohl eine pure Null, sobald es sich um eine Situation handelte, deren Ende nicht ein Kampf sein sollte.

Der Marquis von Circello endlich, welcher zehn oder elf Jahre lang bei dem König die ihm angewiesene Stellung behauptete, war das, was die Könige einen guten, Diener nennen, insofern er den Befehlen, die er empfing mochten dieselben auch absurd sein, ohne Widerspruch gehorchte.

Die Zukunft dagegen wird für ihn keinen Namen haben, denn sie wird vergebens in den Ereignissen jener Zeit die Spur seiner Thätigkeit suchen und weiter nichts finden als seine Unterschrift unter der des Königs.

Der einzige Mann, welcher unter den obwaltenden Umständen einen guten Rath hätte geben können und auch schon mehrmals dem König einen solchen gegeben hatte, war der Cardinal Ruffo. Sein kühner, an Hilfsquellen und Auskunftsmitteln so reicher Geist gehörte der Zahl derer, zu welchen die Könige ihre Zuflucht unter allen Umständen nehmen können.

Der König wußte das und hatte auch für seine Person diese Zuflucht gesucht.

Der Cardinal hatte ihm aber stets mit den Worten geantwortet:

»Man muß die Contrerevolution nach Calabriel tragen und den Herzog von Calabrien an die Spitze der selben stellen.«

Die erste Hälfte dieses Rathschlages war dem König ziemlich genehm; die zweite Hälfte dagegen erschien ihr geradezu unausführbar.

Der Herzog von Calabrien war der würdige Sohn seines Vaters und verabscheute jede politische Maßregel welche eine kostbare Existenz gefährden konnte. Noch niemals hatte er sich, selbst nicht auf die dringendsten Bitte des Königs, bewegen lassen, nach Calabrien zu gehen, denn er fürchtete dort das Fieber zu bekommen.

Man kann sich leicht denken, daß er jetzt noch viel weniger geneigt war, eine solche Reise zu machen, da er ja nun Gefahr lief, nicht bloß das Fieber zu bekommen, sondern auch von einer Kugel getroffen zu werden.

Der König, der die Zwecklosigkeit einer solchen Eröffnung im voraus kannte, hatte daher auch seinem Sohn kein Wort von diesem Projekt gesagt.

Der Staatsrath ging demgemäß, wie wir bereits erwähnt, wieder auseinander, ohne etwas entschieden zu haben und fertigte sich selbst mit dem Vorwand ab, daß, da die Mittheilungen über den Stand der Dinge ungenügend wären man erst neue abwarten müsse.

Dennoch war die Situation so klar, daß sie kaum noch klarer werden konnte.

Die Franzosen waren Herren von Neapel, die parthenopäische Republik war proclamirt und die provisorisch Regierung sandte Repräsentanten ab, um die Provinz zu demokratisieren.

Da indessen der Staatsrath wenigstens, wenn er auch nichts Anderes thäte, sich den Anschein geben wollte, als beriethe er, so beschloß er, sich dem morgenden und die nächstfolgenden Tage wieder zu versammeln.

Dennoch hatte, wie man sogleich sehen wird, der Staatsrath sehr wohl daran gethan, zu beschließen, daß man noch andere Nachrichten abwarten müsse, denn am nächstfolgenden Tage lief eine Nachricht ein, auf welche Niemand gefaßt war.

Se. Hoheit der Kronprinz war in Calabrien gelandet, hatte sich in Brindisi und in Tarent anerkennen lassen, und die ganze südliche Spitze der Halbinsel bewogen, zu den Waffen zu greifen.

Bei dieser Nachricht, welche officiell von dem Marquis von Circello gemeldet ward, der sie von einem an demselben Tage von Reggio eingetroffenen Courier erhalten, sahen die Mitglieder des Staatsrathes einander erstaunt an und der König brach in lautes Gelächter aus.

Nelson, welcher ein solches Ereigniß begriff, weil es in seiner Natur lag es anzurathen oder auszuführen, machte bemerklich, daß der Prinz seit acht Tagen Palermo verlassen habe, um sich nach dem Schloß Favorita zu begeben, daß man ihn seit acht Tagen nicht gesehen und daß er möglicherweise, ohne Jemanden etwas zu sagen, von seinem Muthen getrieben, dieses Unternehmen, welches so gut gelungen zu sein schiene, ersonnen und in Ausführung gebracht habe.

Der König zuckte die Achseln. Da indessen das Unwahrscheinliche jedenfalls wenigstens möglich ist, so war der König damit einverstanden, daß man einen reitenden Boten nach der Favorita schicke und sich im Namen des über das lange Ausbleiben seines Sohnes unruhig gewordenen Königs nach ersterem erkundigen ließe.

Der Bote stieg zu Pferde, galoppierte davon und kam zurück, um zu melden, daß der Prinz seinen erlauchten Vater grüße und sich ganz vortrefflich befände. Er hatte ihn gesehen, er hatte ihn gesprochen, und die Dankbarkeit des Kronprinzen war groß für diese väterliche Besorgniß, an welche der König ihn ja nie gewöhnt hatte.

Der Staatsrath, welcher am Abend vorher auseinandergeschieden, weil die eingegangenen Nachrichten nicht wichtig genug waren, trennte sich diesmal ebenfalls, ohne eine Entscheidung zu fassen, aber aus dem Grunde, weil die Nachrichten allzuwichtig waren.

Als der König den Mund öffnete, um zu befehlen, daß man den Cardinal Ruffo hole, meldete man ihm, daß dieser ihn bereits in seinem Gemach erwarte, denn er genoß, wie wir bereits früher erwähnt, das Vorrecht, bei dem König zu jeder Stunde einzutreten, ohne erst antichambrieren zu müssen.

Der Cardinal erwartete den König stehend und mit lächelndem Munde.

»Nun, Eminentissime,« sagte der König, »haben Sie die Neuigkeiten schon gehört?«

»Der Kronprinz ist in Brindisi gelandet, und die ganze Südspitze von Calabrien steht unter Waffen.«

»Ja; unglücklicherweise aber ist an der ganzen Geschichte kein wahres Wort. Der Kronprinz ist ebensowenig in Calabrien als ich, der ich mich wohl hüten werde hinzugehen. Er ist in der Favorita.«

»Wo er mit dem Chevalier San Felice in sehr gelehrter Weise das Erotica Biblion commentiert.«

»Was ist das das Erotica Biblion?«

»Ein sehr gelehrtes Buch über das Alterthum, welches der Graf Mirabeau während seiner Gefangenschaft im Castell If geschrieben.«

»Aber ein wie großer Gelehrter mein Sohn auch sein möge, so hat er doch noch nicht die Wünschelrute des Zauberers Merlin entdeckt und kann nicht gleichzeitig in Calabrien und in der Favorita sein.«

»Dennoch aber ist es so.«

»Ach, mein lieber Cardinal, lassen Sie mich doch nicht lange schmachten, sondern geben Sie mir die Lösung des Räthels sogleich.«

»Der König will es.«

»Ihr Freund bittet Sie darum.«

»Wohlan, Sire, die Lösung des Räthels, welches aber, wohlverstanden, für Eure Majestät allein bestimmt ist –«

»Jawohl, für mich allein, das versteht sich.«

»Wohlan, die Lösung des Räthels ist, daß, wenn ich um eines großen Projectes willen eines Kronprinzen bedarf und der König in so hohem Grade sein eigener Feind ist, daß er ihn mir nicht geben will –«

»Nun, und?« fragte der König.

»Nun, dann fabricire ich mir selbst einen, antwortete der Cardinal.

»Ha!« rief der König, »das ist allerdings etwas Neues. Sie werden mir sagen, wie Sie dies anfangen, nicht wahr?«

»Sehr gern, Sire. Nur setzen Sie sich erst comfortabel, wie mein Freund Nelson sagt, in einen Sessel, denn die Geschichte ist ein ewig lang, das sage ich Ihnen im voraus, Sire!«

»Reden Sie, reden Sie, mein lieber Cardinal, sagte der König, indem er sich wirklich auf ein Sopha setzte und möglichst bequeme Stellung annahm. »Fürchten Sie nicht zu lange zu sprechen. Sie sprechen so gut, daß man niemals müde wird, Sie zu hören.«

Ruffo verneigte sich und begann seine Erzählung.

Fünftes Capitel.

Wie der Kronprinz gleichzeitig in Sicilien und in Calabrien sein konnte.

»Sire,« begann Ruffo, »Sie erinnern sich wohl noch Ihrer königlichen Hoheiten der Damen Victorie und Adelaide, der Töchter Seiner Majestät des Königs Ludwig des Fünfzehnten?«

»Ja wohl, ganz genau. Die armen alten Prinzessinnen! In dem Augenblicke, wo die Neapel verließen, schickte ich ihnen noch zehn- oder zwölftausend Ducaten ließ und ihnen sagen, sie sollten sich in Manfredonia nach Triest einschiffen, oder wenn ihnen dies lieber wäre, uns hierher nach Palermo nachkommen.«

»Eure Majestät erinnert sich dann ohne Zweifel auch der sieben Leibgardisten, welche diese Damen bei sich hatten, und von welchen der eine, Herr von Bocchecian von dem Herrn Grafen von Narbonne ganz speziell empfohlen war?«

»Alles dessen entsinne ich mich noch recht wohl.«

»Der eine dieser Herren – ganz gewiß entsinnen Sie sich auch noch dieses Umstandes, Sire – hatte eine wunderbare Aehnlichkeit mit Seiner königlichen Hoheit dem Kronprinzen.«

»Ja wohl, und zwar in so hohem Grade, daß ich, als ich ihn das erste Mal sah, selbst dadurch getäuscht ward.«

»Wohlan, Sire, unter den Umständen, in welchen wir uns befanden, kam ich auf den Einfall, dieses Phänomen nützlich zu verwenden.«

Der König betrachtete Ruffo wie ein Mensch, der noch nicht weiß, was er hören wird, der aber zu dem Erzähler so großes Vertrauen besitzt, daß er schon bewundert.

Ruffo fuhr fort:

»Im Augenblicke der Abreise rief ich Cesare zu mir, und da ich zweifelte, daß der Prinz von Calabrien sich jemals dazu verstehen würde, in dem Kriege, welcher sich vorbereitet, eine Rolle zu spielen, so sagte ich zu Cesare, auf dessen Tapferkeit ich rechnen konnte, weil er ein Corse ist, ohne ihm mein Project mitzuthemen, daß ganz gewiß nicht zufällig und ohne große Absichten die Natur ihm eine so außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Kronprinzen verliehen hätte.«

»Und was antwortete er?«, fragte der König.

»Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er keinen Augenblick zögerte. »Ich bin,« sagte er, »nur ein Atom in dem Drama, welches sich jetzt abspielt; mein Leben aber und das meiner Cameraden stehen dem König zu Diensten. Was soll ich thun?« – »Nichts,« antwortete ich. »Sie brauchen blos thun zulassen.« – »Aber haben wir irgend einen Plan, dem wir folgen müssen?« – »Sie werden die königlichen Hoheiten nach Manfredonia begleiten. Sobald dieselben dort eingeschiff sind, folgen Sie der östlichen Küste Calabriens bis nach Brindisi. Wenn Ihnen auf diesem Wege nichts begegnet ist, so nehmen Sie in Brindisi ein Boot, eine Barke oder eine Tartane und setzen nach Sicilien über. Ist Ihnen dagegen etwas Außerordentliches und Unerwartetes vorgekommen, so benutzen Sie die Umstände als Mann von Geist und Muth. Ihr Glück und das Ihrer Cameraden, ein Glück, welches Sie selbst in Ihren

ehrzeiligsten Träumen niemals erwartet haben – liegt in Ihren Händen!«

»Dann hatten Sie also einen Plan mit diesen Leuten?«

»Jawohl, versteht sich.«

»Aber warum, da Sie den Muth derselben kannten, warum unterrichteten Sie sie nicht von diesem Plan?«

»Weil sie ihrer Sieben waren und Einer davon mich verrathen konnte. Wer kann dafür stehen, daß unter sieben Menschen nicht ein Verräther sei?«

Der König stieß einen Seufzer aus.

»Mir aber,« sagte er dann, »brauchen Sie wohl diesen Plan nicht zu verhehlen?«

»Nein, und zwar um so weniger, antwortete Ruffo, »als derselbe gelungen ist, Sire?«

»Ich höre,« hob der König wieder an.

»Wohlan, Sire, unsere sieben jungen Leute folgten den ihnen erheilten Instructionen Punkt für Punkt. Nachdem die beiden Prinzessinnen sich eingeschifft, folgten sie der südlichen Küste von Calabrien, wo sie einer meiner Agenten erwartete, von welchem ich ebensowenig verrathen zu werden fürchtete, als von ihnen, denn er war ebenso wenig vollständig instruiert als sie selbst.«

»Sie wären geschaffen, um Premierminister, nicht eines kleinen Staates wie Neapel, sondern einer Großmacht wie Frankreich, England oder Rußland zu sein, mein lieber Ruffo. Fahren Sie fort, fahren Sie fort, ich höre Sie. Wer war denn dieser Agent und was war er beauftragt zu thun? Welch ein Meister in der Politik sind Sie doch, mein lieber Cardinal, und welches ein Unglück, daß Sie an mir keinen besseren Schüler haben!«

»Dieser Agent, welchen Eure Majestät vor einem Jahr ernannt haben, wohnt in Folge meiner Empfehlung in der Stadt Montejafi, welche von unseren Abenteurern auf ihrem Wege nothwendig berührt werden mußte. Ich schrieb ihm, daß Seine königliche Hoheit der Herzog von Calabrien, entschlossen, einen verzweifelten Streich zu versuchen, um das Königreich seines Vaters wieder zu erobern, sich soeben mit dem Herzog von Sachsen, seinem Connetable, und Oberstallmeister, nach Calabrien eingeschifft habe und daß ich ihn bäte, als treuer Unterthan die Sicherheit beider in dem Falle zu überwachen, wo er glaubte, ihr Project könne fehlschlagen, dagegen aber auch sie mit Allem, was in seiner Kraft stünde, für den Fall zu unterstützen, wo die mindeste Aussicht auf Gelingen vorhanden wäre. Zugleich forderte ich ihn auf, das Geheimniß dieser Expedition den Freunden mitzutheilen, deren er sicher wäre. Den Stahl und den Stein hatte ich und erwartete nun den Funken.

»Der Stein hieß Cesare, dies weiß ich schon, aber wie hieß der Stahl?«

»Buonafede Girona, Sire.«

»Wir dürfen keinen dieser Namen vergessen, Eminentissime, denn ich weiß, wenn ich einmal zu strafen habe, so werde ich auch zu belohnen haben.«

»Was ich vorausgesehen hatte, geschah. Die sieben jungen Leute passierten die Stadt Montejafi, den Hauptort des Districtes unseres Intendanten. Sie stiegen in einer gewöhnlichen Herberge ab, auf deren Balcon sie, nachdem sie gespeist, heraustraten, um frische Luft zu schöpfen. Der Präfect war schon von ihrer Anwesenheit unterrichtet, und die Zahl sieben ließ in ihm sofort den Gedanken erwachen, daß die sieben Leute möglicherweise der Herzog von Calabrien, der Herzog von Sachsen, der Connetable Colonna, der Oberstallmeister Boccheciampe und deren Gefolge sein könnten. Andererseits hatte sich ein gerade entgegengesetztes Gerücht in der Stadt verbreitet. Man sagte nämlich, die sieben jungen Leute

seien Agenten der Jakobiner, welche die Provinz demokratisieren wollten. Da nun die Provinz keineswegs demokratisch gesinnt war, so machten vier- bis fünfhundert Menschen, die sich bereits auf dem Marktplatze versammelt, Miene, unseren Reisenden übel mitzuspielen, als der Präfect Buonafede Girona, das heißt mein Vertrauter, zur Stelle kam. Dieser hörte die umlaufenden Gerüchte an und antwortete darauf, ihm, der ersten Autorität dieses Bezirkes, käme es zunächst zu, die Identität der Leute festzustellen, welche den Hauptort seines Districtes passierten. Demzufolge werde er sich zu den Fremden begeben und sie befragen. Die Bewohner von Montejafi würden folglich binnen zehn Minuten erfahren, woran sie sich zu halten hätten. Die jungen Leute hatten den Balcon verlassen und die Fenster wieder geschlossen, denn sie bemerkten sehr wohl, daß etwas Unbekanntes gegen sie im Werke sei ein Sturm, der sehr bald losbrechen werde, als man ihnen den Besuch des Intendanten oder Präfecten meldete. Diese Meldung verdoppelte ihre Unruhe, anstatt dieselbe zu beschwichtigen. Wie es scheint, war unter allen schwierigen Umständen Cesare derjenige, welcher das Wort führte. Er schickte sich daher schon an, den Präfecten nach der Ursache der schlimmen Absichten der Bewohner von Montejafi zu fragen, als der Präfect eintrat und sich ihm gegenüber sah.

»Bei Cesares Anblick fühlte Buonafede sich in allen Muthmaßungen bestärkt. Es war augenscheinlich, daß die sieben Reisenden die waren, welche ich ihm empfohlen, und daß er sich dem Kronprinzen gegenüber sah.

»Er rief daher auch sofort:

»Der Kronprinz! Se. Hoh. der Herzog von Calabrien!«

Cesare stutzte. Der unerwartete und unglaubliche Umstand, den ich ihm vorhergesagt und welchen ich ihn aufgefordert zu benutzen, war ohne Zweifel der, in welchem er sich jetzt befand. Dieses unverhoffte, unerhörte Glück, welches er nicht in seinen Träumen zu denken gewagt, kam ihm entgegen und er brauchte es bloß am Schopfe zu fassen und festzuhalten.

»Er sah seine Cameraden an, suchte in ihrem Blicke ein Zeichen der Zustimmung und ließ, durch dieses Zeichen ermutigt, seine Antwort darin bestehen, daß er den Präfecten einen Schritt entgegentrat und ihm mit würdevoller Miene die Hand zum Kusse reichte.«

»Aber wissen Sie, Eminentissime, daß Ihr Cesare ein sehr kühner Mensch ist?« fragte der König.

»Warten Sie doch, Sire! Der Intendant verlangte, indem er sich emporrichtete, dem Herzoge von Sachsen, dem Connetable Colonna und dem Oberstallmeister Boccheciampe vorgestellt zu werden. Er selbst gab dem vermeinten Kronprinzen die Namen an, welche er seinen Begleitern beilegen sollte, so wie die Titel, die er ihnen zu geben hatte. Das Geheul und Geschrei der Volksmenge auf dem Platze ließ jedoch keine Zeit zu einer vollständigen Präsentation. Drei oder vier Steine zertrümmerten die Fensterscheiben und fielen zu den Füßen des Prinzen und des Präfecten nieder, welcher dies Fenster öffnete, Cesare bei der Hand nahm, ihn dem Volke zeigte, welches ganz verblüfft war, das gute Einvernehmen zu sehen, welches zwischen dem königlichen Intendanten und dem Abgesandten der Jakobiner herrschte. Mit einer Stimme, welche den Tumult übertäubte, rief der Präfect: »Es lebe der König Ferdinand! Es lebe unser Kronprinz Franz!«

»Sie können sich, Sire, die Wirkung denken, welche diese Erscheinung und dieser Ruf auf die Menge ausübten. Mehrere Bewohner von Montejafi, welche in Neapel gewesen und dort den Herzog von Calabrien gesehen hatten, erkannten ihn, oder glaubten ihm zu erkennen. Ein unermeßlicher Ruf von: »Es lebe der König! Es lebe der Kronprinz!« antwortete dem Rufe des

Präfecten.

»Cesare grüßte und verneigte sich mit fürstlichem Anstande. Mitten unter dem fort dauernden wüthenden Beifallsgeschrei riefen zwei oder drei Stimmen: »In die Kathedrale! in die Kathedrale!« Nichts erfreut das Volk mehr als ein Te Deum. Deshalb schrie auch die ganze Menge wie aus einem einzigen Munde: »In die Kathedrale! In die Kathedrale!« Zehn Boten eilten gleichzeitig fort, um dem Erzbischof zu melden, daß er sich bereithalten solle, ein Te Deum zu singen.

»Endlich begab unter einem unermeßlichen Zulaufe des Volkes der falsche Prinz, auf den Armen der Menge getragen und von dem allgemeinen Enthusiasmus begleitet, sich in die Kirche. Sie begreifen, Sire, daß, wenn auch noch einiges Mißtrauen bestanden hatte, dieses vollständig verschwand, sobald einmal das Te Deum gesungen war. Wer konnte an dem Kronprinzen zweifeln, wenn Gott selbst ihn anerkannt und gesegnet hatte?

»Eine so frohe Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der ganzen Umgegend. An allen Orten, wo sie hindrang, ernannte man Deputationen, welche am nächstfolgenden Tage nach Montejafi kamen, um dem vermeinten Prinzen ihre Huldigungen darzubringen. Cesare empfing sie mit einer gewohnten Würde, meldete ihnen, daß er im Namen des Königs käme, um das Königreich wieder zu erobern, und daß er dem Muth und der Loyalität Derer vertraue, welche einst seine Unterthanen sein sollten.«

»Na,« sagte der König, »Alles dieses verräth einen durchaus nicht gewöhnlichen Menschen, und ich sehe, daß ich, indem ich ihm die Lieutenantsuniform angezogen, nicht zu viel für ihn gethan habe.«

»Warten Sie, Sire, entgegnete Ruffo, »denn das Beste kommt noch. Im Laufe des Tages verbreitete sich in Montejafi das Gerücht, daß die Prinzessinnen von Frankreich, welche sich nach Triest begeben wollten, von widrigen Winden zurückgetrieben, in dem Hafen von Brindisi eingelaufen seien. Nun galt es einen großen Schlag zu riskieren, welcher den ungläubigsten Zweiflern den Mund schließen müßte. Dieser Schlag bestand darin, daß man den Prinzessinnen einen Besuch machte, ihnen freimüthig die Situation anvertraute und sich von ihnen anerkennen ließe. Sicherlich waren sie dem Anführer ihrer Leibgarde zu sehr gewogen und den sicilischen Majestäten zu sehr ergeben, als daß sie auch nur einen Augenblick lang hätten zögern sollen, ihr Gewissen mit einer Lüge zu belasten, welche dem Interesse der Sache förderlich sein konnte.

»Da Cesare einmal so weit gegangen war, so beschloß er die Sache bis aufs Aeüßerste zu treiben. Noch denselben Abend verließ man Brindisi, indem man erklärte, der Kronprinz wolle seinen erlauchten Cousins, den Prinzessinnen von Frankreich, einen Besuch abstatten. Am nächstfolgenden Morgen war die ganze Stadt Brindisi von der Ankunft des Prinzen unterrichtet, und die Behörden fanden sich glückwünschend in dem Palast des Don Francesco Errico ein, welchem er die Ehre erzeigt hatte, bei ihm abzusteigen.

»Gegen Mittag, mitten unter einem unermeßlichen Volkszulauf, machten unsere sieben jungen Männer sich auf den Weg nach dem Hafen. Der vermeinte Kronprinz schritt voran und die Uebrigen erwiesen ihm alle Ehren, welche seinem Range gebührten. Die Prinzessinnen befanden sich an Bord ihrer Felucke und hatten nicht ans Land steigen wollen.

»Als sie ihre sieben Leibgardisten erblickten, gaben sie große Freude zu erkennen, und Cesare, welcher sie im Geheimen zu sprechen gewünscht, ging zu ihnen hinunter, während seine sechs Cameraden bei Herrn von Chatillon, ihrem alten Bekannten, auf dem Deck zurückblieben.

»Die alten Prinzessinnen hatten die Anwesenheit des Kronprinzen in Calabrien erfahren, aber

sie waren weit entfernt zu ahnen, daß dieser Kronprinz niemand Anderer sei als ihr Cesare. Dieser erzählte ihnen die Ereignisse, so wie dieselben geschehen waren, und fragte sie dann, ob er den betretenen Weg weiter verfolgen solle oder nicht.

»Die Meinung der Prinzessinnen ging dahin, daß man den günstigen Zufall, welchen das Schicksal herbeigeführt, benutzen müsse, und auf die Bemerkung Cesares, der König würde es vielleicht übelnehmen, daß er sich für den Kronprinzen, und der Kronprinz, daß er sich für ihn ausgegeben, machten sie sich anheischig, die Sache mit dem König und dem Herzog von Calabrien zu arrangieren.

»Cesare verlangte nun, außer sich vor Freuden, von den alten Prinzessinnen einen Beweis von Achtung, welcher in den Augen des Publicums ihre Verwandtschaft bestätigen könnte. Die königlichen Hoheiten waren damit einverstanden, stiegen mit ihm auf das Deck hinauf, reichten ihm die Hand zum Kusse und gaben ihrem erlauchten Gast das Geleite bis an die Treppe ihrer Felucke. Hier hatte Cesare die Ehre, sie beide zu umarmen.«

»Aber wissen Sie, Eminentissime, Ihr Cesare ist der bravste der Braven!« sagte der König.

»Ja, Sire, und der Beweis davon ist, daß seine Cameraden, weil sie nicht wagten das Abenteuer weiter zu verfolgen, ihn und Boccheciampe verlassen und sich nach Corfu eingeschifft haben.«

»So daß –«

»So daß Cesare und Boccheciampe, das heißt der Prinz Franz und sein Oberstallmeister, sich mit drei- oder vierhundert Mann in Tarent befinden und die ganze Provinz Bari sich im Namen des Königs und des Kronprinzen erhoben hat.«

»Das sind ja herrliche Nachrichten, Eminentissime! Wäre es nicht möglich, Nutzen davon zu ziehen?«

»Jawohl, Sire, deßwegen bin ich ja eben hier.«

»Und Sie sind willkommen wie stets. Ein so großer Philosoph ich auch bin, so wäre es mir doch lieb, wenn ich die Franzosen wieder aus Neapel verjagen und auf dem Platze des Mercato Vecchio einige Patrioten hängenlassen könnte. Was müßte man thun, mein lieber Cardinal, um dazu zu gelangen? Hörst Du, Jupiter, wir werden Jakobiner hängen lassen – Ha, das wird lustig!«

»Sie wünschen zu wissen, Sire, was man thun müßte, um dazu zu gelangen?« fragte Ruffo.

»Ja, ich wünsche es zu wissen.«

»Wohlan, Sire, dann lassen Sie mich beenden, was ich begonnen habe. Weiter gibt es nichts zu thun.«

»Nun, so beenden Sie, Eminentissime; beenden Sie.«

»Aber allein, Sire.«

»Wieso allein?«

»Ja, das heißt ohne Mitwirkung eines Mack, eines Pallavicini, eines Maliterno, eines Romana.«

»Wie, Du willst Neapel allein wieder erobern?«

»Ja, allein, mit Cesare als Lieutenant und meinen guten Calabresen als Armee. Ich bin unter ihnen geboren. Sie kennen mich. Mein Name oder vielmehr der meiner Väter wird in den abgelegensten Hütten verehrt. Sagen Sie blos ja, ertheilen Sie mir die nothwendigen Vollmachten und ehe drei Monate vergehen, stehe ich mit sechzigtausend Mann vor den Thoren von Neapel.

»Und wie willst Du deine sechzigtausend Mann zusammenbringen?«

»Dadurch, daß ich den heiligen Krieg predige; dadurch, daß ich mit der linken Hand das Crucifix und mit der rechten das Schwert schwinde; dadurch, daß ich drohe und segne. Das was Fra Diavolo, Mammone und Promio in den Abruzzen, in der Campagna und der Terra di Lavoro thun, werde ich mit Gottes Hilfe in Calabrien und in der Basilicata thun.«

»Aber die Waffen?«

»Werden uns nicht fehlen; sollten wir auch keine andern haben, als die der Jakobiner, welche man absenden wird, um uns zu bekämpfen. Besitzt übrigens nicht jeder Calabrese eine Flinte?«

»Aber das Geld?«

»In den Cassen der Provinzen werde ich dessen finden. Ich bedarf zu allen diesen Dingen weiter nichts als Ihre Zustimmung, Sire.«

»Meine Zustimmung? Es lebe der heilige Januarius! Doch nein, ich irre mich, der heilige Januarius ist ein Abtrünniger. Meine Zustimmung hast Du. Wann rückst Du ins Feld?«

»Heute noch, Sire. Kennen Sie aber meine Bedingungen?«

»Allein, ohne Waffen und ohne Geld; war es nicht so?«

»Ja, Sire. Finden Sie, daß ich zu viel verlange?«

»Nein, durchaus nicht.«

»Aber allein, mit jeder Vollmacht bekleidet, werde ich Ihr Generalvicar, Ihr Alterego sein.«

»Dies Alles wirst Du sein, und noch heute erkläre ich im versammelten Staatsrathe, daß dies mein Wille ist.«

»Dann ist aber Alles verloren.«

»Wie, dann wäre Alles verloren?«

»Ohne Zweifel. Im Cabinetsrathe habe ich nur Feinde. Die Königin liebt mich nicht, Acton haßt mich, Mylord Nelson verwünscht mich, der Fürst von Castelcicala verabscheut mich. Wenn auch die anderen Minister mich unterstützen wollten, so hätte ich doch immer gleich von vornherein eine Majorität gegen mich. Nein, Sire, so geht das nicht.«

»Aber wie denn sonst?«

»Nur ohne Staatsrath, ohne andern Willen als den des Königs, ohne andern Beistand als den Gottes. Habe ich wohl Jemandes bedurft, um auszuführen, was ich bis jetzt ausgeführt? Eben so wenig als ich Jemandes bedürfen werde, um zu thun, was mir noch übrigbleibt. Sprechen wir daher kein Wort von unserem Plan. Ich reise ohne alles Aufsehen mit meinem Secretär und meinem Caplan nach Messina, ich setze über die Meerenge und dann erst erkläre ich den Calabresen, was ich in Calabrien thun will. Der Staatsrath wird dann ohne Sie, Sire, oder mit Ihnen zusammentreten, aber es wird zu spät sein. Ich werde mich nicht an den Staatsrath kehren. Ich marschiere auf Cosenza, ich befehle Cesare, sich mit mir zu vereinigen, und in drei Monaten stehe ich, wie ich Ihnen bereits gesagt, Sire, unter den Mauern von Neapel.«

»Wenn Du dies thut, Fabrizio, so ernenne ich Dich auf Lebenszeit zum Premierminister und nehme meinem Dummkopf von Franz den Titel eines Herzogs von Calabrien ab, um ihn Dir zu geben.«

»Wenn ich dies thue, Sire, so werden Sie es machen, wie es alle Könige zu machen pflegen, für welche man sich opfert. Sie werden sich beeilen zu vergessen. Es gibt so große Dienste, daß man sie nur durch Undankbarkeit bezahlen kann, und der, welchen ich Ihnen geleistet haben

werde, wird zu dieser Zahl gehören. Mein Ziel geht aber weiter als der Reichthum und höher als die Ehre. Ich dürfte nach Ruhm, Sire. Ich will in der Geschichte gleichzeitig als Monk und als Richelieu dastehen.«

»Und ich werde Dir aus allen Kräften dazu behilflich sein, obschon ich nicht recht weiß, wer diese beiden von Dir genannten Männer sind oder vielmehr waren. Wann sagst Du, daß Du abreisen kannst?«

»Noch heute, wenn Sie damit einverstanden sind, Sire.«

»Wie? Wenn ich damit einverstanden bin? Wie kannst Du überhaupt daran zweifeln? Ich treibe Dich ja selbst dazu; ich treibe Dich mit Händen und Füßen! Aber Du gedenkt doch nicht Dich ganz ohne Geld auf den Weg zu machen?«

»Ich bitte um ungefähr tausend Ducaten, Sire.«

»Und ich muß deren etwa zwei- oder dreitausend in meinem Secretär haben.«

»Mehr brauche ich nicht.«

»Warte doch. Mein neuer Finanzminister, der Fürst Luzzi, hat mir gestern gemeldet, daß der Marquis Francesco Taccone mit fünfhunderttausend Ducaten in Messina angelangt ist, die er bei Backer gegen Bankbillets erhoben. Die Backers empfehle ich Ihnen überhaupt, Eminentissime. Wem wir in Neapel eingezogen und Sie Premierminister sind, werden wir diese wackern Leute zu unseren Finanzministern machen.«

»Ja, Sire; kommen wir aber jetzt auf unsere fünfhunderttausend Ducaten zurück.«

»Nun, so warte. Ich werde Dir den Befehl ausfertigen, sie bei Taccone zu erheben. Es soll das deine Kriegscasse sein.«

Der Cardinal fing an zu lachen.

»Warum lachst Du?« fragte der König.

»Ich lache, weil Sie nicht wissen, Sire, daß fünfhunderttausend Ducaten, welche von Neapel nach Sicilien reisen, allemal unterwegs verlorengehen.«

»Das ist möglich, wenigstens aber wird Danero, der General Danero, Gouverneur der Festung Messina, Dir die Waffen und die Munition zur Verfügung stellen, deren Du für den kleinen Trupp bedarfst, mit welchem Du Dich in Marsch setzen willst.«

»Ich werde diese Waffen und diese Munition eben so wenig erhalten, als der Schatzmeister Taccone mir die fünfhunderttausend Ducaten zustellen wird. Doch es kommt weiter nichts darauf an, Sire. Geben Sie mir die beiden Ordres. Gibt Taccone mir das Geld und Danero die Waffen, dann um so besser. Geben sie mir die nicht, nun dann werde ich sie zu entbehren wissen.«

Der König ergriff zwei Blätter Papier, schrieb die beiden Ordres und unterzeichnete sie.

Mittlerweile zog der Cardinal ein drittes Papier aus der Tasche, schlug es auseinander und hielt es dem König unter die Augen.

»Was ist das?« fragte der König.

»Es ist mein Diplom als Generalvicar und Alterego.«

»Du hast es wohl selbst abgefaßt?«

»Ja, um Zeit zu sparen, Sire.«

»Und da ich Dich nicht aufhalten will – Indem der König dies sagte, setzte er die Feder unter die letzte Zeile.

Der Cardinal hielt ihm die Hand.

»Lesen Sie erst, Sire,« sagte er.

»Ich werde nachher lesen,« antwortete der König und unterzeichnete.

Diejenigen unserer Leser, welche sich vielleicht scheuen, mit der Lectüre eines der merkwürdigsten diplomatischen Actenstücke, welches aber bis jetzt völlig unbekannt gewesen, ihre Zeit zu verlieren, können das nächstfolgende Capitel überschlagen. Diejenigen aber, welche in einem historischen Buche noch mehr suchen als einfache Zerstreung oder frivole Unterhaltung, werden, wie wir überzeugt sind, es uns Dank wissen, daß wir dieses Document aus den geheimen Schubfächern Ferdinands, worin es seit sechzig Jahren vergraben gelegen, hervorgezogen und es zum ersten Male ans Licht gestellt haben.

Sechstes Capitel.

Das Diplom des Cardinals Ruffo.

»Cardinal Ruffo!

»Die Nothwendigkeit, so schnell als möglich und durch die wirksamsten Mittel zur Rettung der Provinzen des Königreiches Neapel zu gelangen und sie vor den zahl- reichen Intriguen zu bewahren, welche die Feinde der Religion, der Krone und der öffentlichen Ordnung schmieden, um sie zur Rebellion zu verleiten, bestimmen mich, dem Talent dem Eifer und der Anhänglichkeit Ew. Eminenz die ernste und wichtige Mission der Vertheidigung dieses Theiles des Königreiches anzuvertrauen, welcher bis jetzt noch rein ist von den Unordnungen aller Art und von dem Verderben, welches dem Königreich in dieser furchtbaren Krisis droht.

»Demzufolge beauftrage ich Ew. Eminenz, sich nach Calabrien zu begeben, weil diese Provinz unseres Königreiches die ist, welcher wir mit besonderer Vorliebe zugethan sind und in welcher es am leichtesten ist, die Vertheidigung zu organisieren und die Operationen zu combinieren, mit deren Hilfe man den Fortschritt des gemeinschaftlichen Feindes aufhalten und beide Küsten gegen jeden feindseligen oder Verführungsversuch schützen kann, welcher von den Uebelgesinnten der Hauptstadt oder von dem übrigen Italien unternommen werden könnte.

»Die beiden Calabrien, die Basilicata und die Provinzen Lecce, Barri und Salerno werden der Gegenstand meiner eifrigsten und energischsten Fürsorge sein. Alle Rettungsmittel, welche Ew. Eminenz im Namen der Anhänglichkeit an die Religion und des Wunsches, das Eigenthum, das Leben und die Ehre der Familie zu retten, vorschlagen, die Belohnungen, welche Denen zu gewähren sein werden, welche sich bei dem von Ihnen zu unternehmenden Restaurationswerke auszeichnen, sollen von mir ohne Widerspruch und ohne Beschränkung eben so genehmigt werden wie die strengsten Züchtigungen, welche Sie über die Rebellen verhängen zu müssen glauben. Mit einem Worte, es soll Euer Eminenz freistehen, von jedem Hilfsmittel Gebrauch zu machen, wovon Sie glauben, daß es im Stande sei, die Einwohner zu einer gerechten Vertheidigung zu ermuthigen.

»Ganz besonders aber erscheint uns das Feuer eines richtig geleiteten Enthusiasmus am geeignetsten zur Bekämpfung und zum Sturz der neuen Principien.

»Diese königsmörderischen und die Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung herbeiführenden Principien sind mächtiger, als Sie vielleicht glauben, denn sie schmeicheln dem Ehrgeiz der Einen und der Habgier der Andern, zugleich aber auch der Eitelkeit und Eigenliebe Aller, indem sie in den gemeinten Herzen jene trügerischen Hoffnungen erwecken, welche die Verbreiter moderner Meinungen und revolutionärer Umtriebe ausstreuen – Meinungen und Umtriebe, welche überall, wo sie zur Geltung gekommen, das Verderben des Staates herbeigeführt haben, wie man, wenn man die Augen nur auf Frankreich und Italien wirft, deutlich sehen kann.

»Zu diesem Zwecke und um all unserem Elend durch rasche Maßregeln zur Wiedereroberung unserer vom Feinde besetzten Provinzen, sowie jener irregeleiteten Hauptstadt, welche mit dem Beispiel der Unordnung vorangeht, ein Ende zu machen, autorisiere ich Ew. Eminenz, das Amt

eines Generalcommissärs in der ersten Provinz auszuüben, wo sich das Bedürfniß einer solchen Mission herausstellt; eben sowie das eines Generalvicars des Königreiches, sobald Sie sich im Besitz des ganzen oder eines Theiles dieses Königreiches an der Spitze der activen Streitkraft sehen werden, mit dem Recht, in unserem Namen jede Proclamation zu erlassen, welche Sie für die Sache nützlich und förderlich halten werden.

»Uebrigens ertheile ich Ew. Eminenz als meinem Alterego das Recht, jedes Präsidium zu ändern, jeden Administrator, jeden Gerichtspräsidenten, jeden Ober- oder Unterbeamten der politischen oder bürgerlichen Verwaltung abzusetzen, ebenso wie jeden militärischen Staatsdiener zu suspendieren, zu cassiren oder festzunehmen, wenn Sie Gründe zur Anwendung dieser Strenge zu haben glauben, dagegen interimistisch Diejenigen anzustellen, zu welchen Sie Vertrauen haben und welchen Sie die erledigten Posten übertragen wollen, bis ich auf die an mich gestellten Gesuche die Ernennung approbiert haben werde.

»Alles dies soll geschehen, damit Alle, die von meiner Regierung abhängen, in Ew. Eminenz mein erstes Werkzeug erkennen und ohne Zögern oder Widerspruch handeln, ganz so wie es in den kritischen und schwierigen Augenblicken, in welchen wir uns jetzt befinden, nöthig und unerläßlich ist.

»Dieses Amt eines Generalcommissärs und Vicars des Königreichs wird durch Ew. Eminenz ganz nach eigenem Gutdünken ausgeübt werden, denn ich will, daß Sie meiner souveränen Autorität Achtung und Geltung verschaffen und mein Königreich vor weiteren Beeinträchtigungen bewahren, da die, welche es bis jetzt erlitten, schon unheilvoll genug sind.

»Ew. Eminenz wird daher mit der größten Strenge und der unerbittlichsten Gerechtigkeit zu Werke gehen, sei es nun, um sich, je nachdem die Nothwendigkeit des Augenblickes es verlangt, Gehorsam zu verschaffen, sei es um gute Beispiele zu geben und die bösen verschwinden zu machen, sei es endlich, um die Wurzeln jener unheilvollen Pflanze der Freiheit, welche so leicht und schnell an den Orten emporgewuchert ist, wo meine Autorität verkannt wird, auszurotten, damit das schon angerichtete Unheil wiedergut gemacht werde und wir nicht noch größerem, neuem Unglück entgegengehen.

»Alle Cassen des Königreiches, unter welche Benennung dieselben auch gehören mögen, werden von Ew. Eminenz abhängen und Ihren Befehlen gehorchen. Sie werden darüber wachen, daß keine Geldsumme an die Hauptstadt abgesandt werde, so lange dieselbe sich in dem Zustand von Anarchie wie jetzt befindet. Das Geld der genannten Cassen wird vielmehr durch Ew. Eminenz zum Besten und Bedürfniß der Provinzen, zur nothwendigen Bezahlung der Beamten, zur Anschaffung von Vertheidigungsmitteln und zur Besoldung unserer Vertheidiger verwendet werden.

»Ew. Eminenz werden mir einen regelmäßigen Status über das, was Sie ausgeführt und noch auszuführen gedenken, ausarbeiten, damit ich Ihnen in Bezug auf das Geschehene oder noch zu Geschehene meine Resolutionen kundgeben und meine Befehle übermitteln kann.

»Ew. Eminenz werden zwei oder drei erprobte und Ihres Vertrauenswürdige Assessoren aus der Zahl der Beamten wählen, damit dieselben ihr Urtheil in wichtigeren Fällen abgeben, in Bezug, worauf die Appellation in gewöhnlichen Zeiten bei dem Tribunal der Hauptstadt erhoben wird. Diese Assessoren werden die Tribunale von Neapel ersetzen, damit die Entscheidungen nicht in die Länge gezogen werden.

»Zur Besetzung dieser Aemter werden Ew. Eminenz sich der Provinzial- Magistratspersonen bedienen und dieselben ermächtigen, gleichzeitig über jede andere Sache zu entscheiden, welche

es Ihnen gefallen wird, denselben zu unterbreiten, ebenso wie über die Appellationen, welche an sie gestellt werden.

»Durch die verschiedenen Papiere, welche ich Ew. Eminenz zustelle, werden Sie sich überzeugen, daß ich in der Voraussetzung, die zahlreiche Armee, welche ich in meinem Königreiche unterhielt, eine Armee, die mir so schlecht gedient, sei noch nicht ganz versprengt, Befehl gegeben hatte, daß die Ueberreste derselben sich nach Palermo und nach Calabrien zu dem Zwecke begeben sollten, um diese Provinzen zu vertheidigen und die Verbindung derselben mit Sicilien aufrecht zu erhalten. Unter den jetzt obwaltenden Umständen werden die Commandanten, die sich unterwegs Ew. Eminenz mit ihren Truppenhaufen vorstellen, ganz in Uebereinstimmung mit Ew. Eminenz verfahren, welche Stellung ihnen auch durch meine früheren Ordres angewiesen worden sein möge. Was den General de la Salandra und jeden anderen General betrifft, der sich mit diesen selben Truppen an Ew. Eminenz anschließen sollte, so wird er den ihm zuletzt erteilten Vorschriften gehorchen. Ew. Eminenz wird sie diesen Generalen bekanntgeben, und ich werde, sobald ich davon unterrichtet bin, die weiteren Verfügungen treffen, welche Ew. Eminenz bei mir beantragen wird.

»In Bezug auf die Militärmacht – und wir müssen vernünftigerweise voraussetzen, daß es keine reguläre Militärmacht mehr gibt – wird Ew. Eminenz Sorge tragen, dieselbe mit Aufbietung aller nur möglichen Mittel wieder zu schaffen oder zu organisieren. Da sie diesmal auf dem Boden des Vaterlandes kämpfen wird, so wird man, obschon sie nur aus flüchtigen Soldaten und Deserteuren zusammengesetzt sein kann, bemüht sein, ihr den Muth einzuflößen, den meine braven Calabresen in den Kämpfen gezeigt, welche sie gegen den Feind bestanden. Ebenso wird es mit den Corps sein, welche sich aus den Bewohnern der Provinzen bilden werden, die sich durch ihren Patriotismus und ihre Liebe zur Religion getrieben fühlen, die Waffen zu ergreifen und meine Sache zu vertheidigen.

»Um zu diesem Ziel zu gelangen, schreibe ich Ew. Eminenz kein besonderes Verfahren vor. Ich überlasse im Gegentheile alles Ihrem Eifer sowohl in Bezug auf die Methode der Organisation als in Bezug auf die Vertheilung der Belohnungen aller Art, welche Sie gewähren zu müssen glauben werden. Wenn diese Belohnungen in Geld bestehen, so können Sie dieselben selbst verheilen. Bestehen sie in Ehrenstellen und Aemtern, so können Sie diese Ehren und Aemter einstweilen verleihen und an mir wird es dann sein, sie zu genehmigen, da jede höhere Gunst von meiner Ratification abhängig bleiben muß.

»Wenn die regulären Truppen, die ich erwarte, angelangt sein werden, kann man einen Theil derselben nach Calabrien ebenso wie nach jedem andern Theil des Festlandes schicken. Dasselbe ist mit den Geschützen und der Munition der Fall, welche zwischen Sicilien und Calabrien getheilt werden kann.

»Ew. Eminenz wird die Militär- und Civilbeamten wählen, mit welchen Sie sich umgeben zu müssen glauben. Sie werden denselben provisorische Bedingungen stellen und jedem den Posten anweisen, welcher ihm nach Ihrem Dafürhalten am besten zusagt.

»Was Ihre Ausgaben betrifft, Eminenz, so soll Ihnen die Summe von fünfzehnhundert Ducaten oder sechstausend Francs monatlich, eine Summe, welche wir für Ihre Bedürfnisse als unumgänglich nothwendig betrachten, bewilligt werden. Ueberdies bewillige ich Ihnen jede weitere, wenn auch noch viel beträchtlichere Summe, welche Sie für die Ausführung Ihres Auftrages nothwendig erachten, besonders bei Ihren Reisen von einem Ort zum andern, ohne daß diese vermehrten Ausgaben in irgend einer Weise auf meinen Völkern lasten dürfen.

»Außerdem gestatte ich Ihnen die Verfügung über die Gelder, welche Sie in den öffentlichen Cassen vorfinden und welche durch Ihre Vermittlung noch ferner eingehen werden. Sie werden einen Theil davon verwenden, um sich die für Ihre Sicherheit nothwendigen neuen Nachrichten zu verschaffen, sei es nun, daß diese Nachrichten aus der Hauptstadt kommen, sei es, daß die Bewegungen des Feindes außerhalb derselben betreffen.

»Da die Hauptstadt in Anbetracht der zahlreichen Parteien, deren Opfer das Volk ist, sich in diesem Augenblick in großer Unordnung befindet, so werden Sie durch geschickte und in dieser Kunst erfahrene Leute Alles, was dort vorgeht, überwachen und sich unverweilt davon in Kenntniß setzen lassen. Sie werden zu diesem Zwecke kein Geld sparen, sobald Sie glauben, daß die Verschwendung ihre Früchte trage.

»In anderen Fällen, wo dergleichen Ausgaben Ihnen nothwendig erscheinen, kann Ew. Eminenz solchen Personen, welche dem Staate, der Religion und der Krone ersprießliche Dienste leisten können, Geldbelohnungen versprechen, oder auch sofort baar gewähren.

»Ich verbreite mich nicht über die Vertheidigungsmaßregeln, welche ich von Ihnen erwarte, und noch weniger über die Art und Weise, auf welche Sie die Emeuten, die inneren Unruhen, die Zusammenrottungen, die Verführungen und die Umtriebe der jakobinischen Emissäre zu unterdrücken haben. Ich überlasse deshalb Ew. Eminenz die Sorge, die geeigneten Bestimmungen zu treffen, damit alle diese Verbrechen zur gerechten Strafe gezogen werden. Die Präfecten, ganz besonders der von Lecce, diejenigen meiner Vasallen, welche noch ein loyales Herz besitzen, die Bischöfe, die Pfarrer und alle redlichen Seelsorger werden Sie von allen Bedürfnissen, eben so wie von den Hilfsmitteln der einzelnen Ortschaften in Kenntniß setzen und hierzu durch die Energie und Nothwendigkeit angefeuert werden, welche unter den Umständen, in denen wir uns gegenwärtig befinden, geboten sind. Von dem Kaiser von Oesterreich erwarte ich Hilfsleistungen aller Art; der Sultan verspricht mir deren gleicherweise; Rußland nimmt mir gegenüber dieselben Verpflichtungen auf sich, und schon sind die an unsere Küsten gerückten Geschwader dieser letztern Macht bereit, uns Beistand zu leisten.

»Ich setze Ew. Eminenz hiervon in Kenntniß, damit Sie bei Gelegenheit sich auf diese fremde Hilfe stützen und im Nothfalle sogar einen Theil dieser Truppen in der Provinz landen lassen können, ebenso wie ich Sie autorisiere, von diesen Geschwadern alle Hilfsleistungen zu verlangen, welche die Art und Weise der Operationen als für die Vertheidigung nützlich erscheinen läßt.

»Heute füge ich noch hinzu, daß Sie bei meinen Bundesgenossen Zuflucht und Schutz finden werden, doch werde ich Ihnen binnen Kurzem noch weitere Instructionen zugehen lassen, welche Ihnen für die Zukunft eine kräftigere Mitwirkung sichern werden. Derselbe Fall ist es mit dem englischen Geschwader, für welches ich Ihnen meine Instructionen zufertigen werde und welches, an den Küsten Siciliens und Calabriens kreuzend, die Sicherheit derselben überwachen wird.

»Ew. Eminenz werden einen sicheren Weg ausfindig machen, um mir zweimal wöchentlich Nachrichten in Bezug auf die wichtigsten Angelegenheiten Ihrer Mission zugehen zu lassen. Ich erachte es für die Vertheidigung des Königreiches unbedingt nothwendig, daß unsere Couriere rasch und in geeigneten Fristen aufeinanderfolgen.

»Schließlich vertraue ich mich Ihrer Einsicht und Ihrer Anhänglichkeit an und bin überzeugt, daß Sie dem hohen Vertrauen, welches ich in Ihren Patriotismus und in Ihre Treue gegen meine Person setze, entsprechen werden.

»Palermo, am 25. Januar 1799.

»Ferdinand B.«



Siebentes Capitel.

Der erste Schritt gegen Neapel.

Alles war, wie man sieht, nicht bloß mit der Klugheit des Kriegers, sondern auch mit der mißtrauischen Vorsicht des Mannes der Kirche ins Auge gefaßt.

Ferdinand fühlte nur Bewunderung und Entzücken, Generale, Officiere, Soldaten, Minister hatten ihn verrathen. Diejenigen, deren Beruf es war, den Degen am der Seite zu tragen, hatten denselben entweder nicht gezogen, oder dem Feinde ausgeantwortet; diejenigen, deren Berufes war, Neuigkeiten zu erfahren und dieselben zu benutzen, hatten entweder keine zu erfahren gesucht, oder sie nicht benutzt. Die Rätthe, deren Berufes war, Rathschläge zu geben, hatten keine ertheilt.

Der König hatte mit einem Worte bei Allen, wo er berechtigt war, Muth, Treue, Intelligenz und Hingebung zu fordern, von allen diesen Eigenschaften keine gefunden.

Und nun fand er dies Alles auf einmal nicht in Einem von Denen, welche er mit Gunstbezeugungen überhäuft, sondern in dem Manne der Kirche, welcher sich recht wohl in die Schranken der Pflichten eines solchen einschließen, oder mit andern Worten sich darauf beschränken gekonnt hätte, sein Brevier zu lesen und seinen Segen zu ertheilen.

Dieser Mann der Kirche hatte Alles vorgesehen. Wie ein Mann der Politik hatte er die Revolte organisiert. Wie ein Polizeiminister hatte er sich von Allem zu unterrichten gewußt. Wie ein General hatte er den Krieg vorbereitet, und in demselben Augenblick, wo Mack seinen Degen zu Championnets Füßen niederfallen ließ, zog er das Schwert des heiligen Krieges und erbot sich, ohne Munition zur Eroberung von Neapel zu schreiten, auf die Fahne Constantins zu zeigen und auszurufen: »In hoc signo vinces!«

Seltsames Land, sonderbares Volk, wo Straßenräuber das Königreich vertheidigen und wo, nachdem es verloren worden, ein Priester sich erhob, um es wieder zu erobern.

Diesmal wußte Ferdinand zufällig ein Geheimniß zu bewahren und sein Versprechen zu halten. Er gab dem Cardinal die versprochenen zweitausend Ducaten, welche mit den eintausend, die er selbst besaß, zusammen eine Summe von zwölftausendfünfhundert Francs repräsentierten.

Noch an demselben Tag, wo die Instructionen des Cardinals unterzeichnet worden, das heißt am 27. Januar, die Urkunde ward – wir wissen nicht aus welchem Grunde um zwei Tage zurückdatiert – nahm der Cardinal Abschied von dem König unter dem Vorwand, eine Reise nach Messina zu machen.

Er brach dann unverweilt auf und legte den Weg bald zu Wasser, bald zu Lande zurück, je nachdem sich ihm die Mittel zum schnellen Vorwärtskommen darboten.

Er brauchte auf diese Weise vier Tage und langte am Nachmittage des 31. Januar in Messina an.

Hier begann er sofort den Marquis Taccone aufzusuchen, welcher ihm auf Befehl des Königs die zwei Millionen zustellen sollte, die er von Neapel mitgebracht.

Den Marquis fand er auch, die Millionen aber waren, wie er übrigens schon vorausgesehen,

nicht zu finden. Die Aufforderung des Cardinals beantwortete der Marquis Taccone damit, daß er vor seiner Abreise von Neapel auf Befehl des Generals Acton alle Summen, die er in den Händen gehabt, dem Fürsten Pignatelli zugestellt habe.

Kraft seines Mandats forderte der Cardinal ihn nun auf, ihm über seine Situation oder vielmehr über den Stand seiner Casse Rechenschaft abzulegen.

Auf diese Weise in die Enge getrieben, antwortete der Marquis, es sei ihm unmöglich, Rechenschaft abzulegen, da ja alle Register und sämtliche Papiere der Schatzkammer in Neapel zurückgeblieben seien.

Der Cardinal, der auch dies vorausgesehen und es dem König vorhergesagt, wendete sich nun zu dem General Danero, in der Meinung, daß Waffen und Munition ihm noch nothwendiger seien als Geld.

Der General Danero aber entgegnete, es verlohne nicht der Mühe, dem Cardinal Waffen zu überlassen, welche nicht verfehlen könnten, dem Feind in die Hände zu fallen, und er verweigerte sie ihm daher trotz der bestimmtem Befehle des Königs.

Der Cardinal schrieb nach Palermo, um sich bei dem König zu beklagen. Danero schrieb, Taccone schrieb. Jeder klagte den Andern an und suchte sich selbst herauszureden.

Der Cardinal beschloß, um völlig ins Reine zu kommen, die Antwort des Königs in Messina abzuwarten. Er erhielt dieselbe am sechsten Tage, und der Marquis Malaspina war der Ueberbringer.

Der König beklagte sich in sehr wehmüthigem Tone, daß er nur von Räubern und Verräthern bedient würde. Er forderte zugleich den Cardinal auf, sein Unternehmen mit alleiniger Aufbietung der Hilfsquellen seines Genies zu versuchen, und schickte ihm den Marquis Malaspina, indem er ihn bat, denselben als Adjutanten anzunehmen.

Es war klar wie der Tag, daß Ferdinand, seiner Gewohnheit, an allen Menschen zu zweifeln, treu, an Ruffo ebenso zu zweifeln begann wie an den Anderen und ihm einen Spion und Aufpasser beizugeben wünschte.

Zum Glück war dieser Aufpasser schlecht gewählt. Der Marquis Malaspina war vor allen Dingen ein Mann der Opposition, und als der Cardinal den Brief des Königs erhielt, lächelte er und sah den Ueberbringer an.

»Es versteht sich von selbst, Herr Marquis,« sagte er, »daß der Wunsch des Königs für mich Befehl ist, obschon es für einen Mann des Degens wie Sie eine eigenthümliche Stellung sein muß, wenn er Adjutant eines Mannes der Kirche wird. Ohne Zweifel aber, fuhr er fort, »hat Seine Majestät Ihnen irgend einen besonderen Auftrag ertheilt wodurch Ihre Stellung bei mir erklärlich gemacht und gerechtfertigt wird.«

»Ja, Eminenz,« antwortete Malaspina, »der König hat mir glänzende Wiederaufnahme in seiner Gunst versprochen, wenn ich ihn mittelst einer besonderen Correspondenz fortwährend von Allem unterrichtet hielte, was Sie vornehmen werden. Wie es scheint, hat er zu mir als Spion mehr Vertrauen denn als Jäger.«

»Dann sind Sie also so unglücklich, Herr Marquis, bei Sr. Majestät in Ungnade gefallen zu sein?«

»Es sind drei Wochen, Eminenz, daß ich nicht mehr - zu seiner Spielpartie eingeladen werde.«

»Und welches Verbrechen haben Sie begangen, um eine solche Strafe zu verdienen?« fuhr der Cardinal fort.

»Ein allerdings ganz unverzeihliches, Eminenz.«

»Beichten Sie es mir,« fuhr der Cardinal lachend fort. »Ich kann es Ihnen vergeben.«

»Ich habe ein Wildschwein, anstatt auf das Blatt in den Bauch getroffen.«

»Mein lieber Marquis,« antwortete der Cardinal, »dieses Verbrechen kann ich Ihnen nicht verzeihen, denn so weit erstreckt sich meine Vollmacht nicht. Ich kann Ihnen blos Reue und Buße empfehlen. Doch Scherz bei Seite,« fuhr er in ernsterem Tone und dem Marquis die Hand bietend fort. »Ich verlange von Ihnen nicht, Herr Marquis, daß Sie für den König, aber eben so wenig, daß Sie für mich seien. Ich sage blos: wollen Sie als freimüthiger, loyaler Neapolitaner für das Vaterland sein?«

»Eminenz,« sagte Malaspina, durch diese offene Erklärung gerührt, obschon er sonst ein großer Skeptiker war, »ich habe mich dem König gegenüber verbindlich gemacht, ihm einmal wöchentlich zu schreiben. Ich werde ihm gehorchen, versichere Ihnen aber auf mein Ehrenwort, daß kein Brief von mir abgesendet werden wird, bevor Sie ihn gelesen haben.«

»Dies ist nicht nöthig, Herr Marquis. Ich werde mich bemühen, so zu handeln, daß Sie Ihre Mission gewissenhaft ausführen und Sr. Majestät Alles sagen können.«

Da man dem Cardinal soeben gemeldet, daß der Hofrath Don Angelo de Fiore aus Calabrien eingetroffen sei, so befahl er denselben sofort eintreten zu lassen.

Der Marquis wollte sich entfernen, der Cardinal hielt ihn zurück.

»Entschuldigen Sie, Marquis,« sagte er. Sie treten in Function. Haben Sie daher die Güte zu bleiben.«

Der Hofrath Don Angelo de Fiore trat ein.

Es war ein Mann von fünf- bis achtundvierzig Jahren, dessen harte, scharf markierte Züge und finster blickendes Auge in eigenthümlicher Weise mit seinem Namen contrastierten, der im Italienischen bekanntlich die Blume bedeutet.

Er kam, wie wir bereits bemerkt, aus Calabrien, um zu melden, daß Palmi, Bagnara, Scylla und Reggio im Begriff stünden demokratisch zu werden.

Er forderte deshalb den Cardinal auf, dort so bald als möglich zu landen, weil, sobald diese Städte einmal demokratisiert wären, die Landung ein geradezu wahnsinniges Unternehmen würde. Es war, wie der Hofrath versicherte, nur schon allzuviel Zeit verloren worden, um die schwankenden Herzen zu dem König zurückzuführen.

Der Cardinal sah Malaspina an.

»Was meinen Sie dazu, mein Herr Adjutant?« fragte er ihn.

»Nun, ich meine, sagte Malaspina, »es sei kein Augenblick zu verlieren und die Landung müsse sofort erfolgen.«

»Das ist auch meine Ansicht,« sagte der Cardinal.

Da es für denselben Tag indessen schon zu spät war, um noch aufbrechen zu können, so verschob man die Ueberfahrt über die Meerenge auf den nächstfolgenden Tag.

An diesem nächstfolgenden Tage, dem 8. Februar 1799, schiffte der Cardinal sich demzufolge um sechs Uhr Morgens in Messina ein und landete eine Stunde später an dem Strande von Catona, Messina gegenüber, das heißt auf demselben Punkte, den man zu der Zeit, wo Calabrien »Großgriechenland« war, mit dem Namen Columna Regina bezeichnete.

Das Gefolge des Cardinals bestand aus dem Marquis Malaspina, Lieutenant des Königs, dem

Abbé Lorenzo Spazzoni, seinem Secretär Don Annibal Caporoni, einem Caplan – diese beiden Letzteren waren hohe Sechziger – und Don Carlo Occara von Caserta, seinem Kammerdiener.

Er brachte eine Fahne mit, auf welcher einerseits das königliche Wappen und andererseits ein Kreuz mit dem von uns schon citierten Wahlspruch der religiösen Eroberungen: »In hoc signo vinces« gestickt war.

Don Angelo de Fiore war dem Cardinal schon am Abend vorher vorausgereist und erwartete ihn am Landungsplatze mit dreihundert Mann, größtentheils Vasallen der Ruffo von Scylla und der Ruffo von Bagnara, der Brüder und Cousins des Cardinals.

Scipio fiel, als er den Boden Afrikas betrat, nieder, richtete sich auf ein Knie empor und sagte: »Dieses Land ist mein!« Als Ruffo am Strande von Catono den Fuß ans Land setzte, hob er die Hände zum Himmel empor und sagte: »Calabrien, empfang mich wie einen Sohn!«

Enthusiastische Freudenrufe begrüßten dieses Gebet eines der berühmtesten Söhne jenes rauhen Brutium, welches zur Zeit der Römer den entlaufenen Slaven zum Asyl diente.

Der Cardinal ging an der Spitze seiner dreihundert Mann, an die er eine kurze Anrede hielt, seine Wohnung bei seinem Bruder, dem Herzog von Baranella, zu nehmen, dessen Villa auf dem schönsten Punkte dieser prachtvollen Meerenge stand.

Von seinen dreihundert Mann bewacht, entfaltete der Cardinal unverweilt die Fahne auf dem Balcon, an dessen Fuße der kleine Trupp, der Kern der künftigen Armee, bivouakirte.

Von dieser ersten Etappe schrieb der Cardinal eine Encyclica an die Bischöfe, an die Pfarrer, an die übrige Geistlichkeit, an die ganze Bevölkerung nicht bloß Calabriens, sondern des ganzen Königreiches. In dieser Encyclica sagte der Cardinal:

»In dem Augenblick, wo die Revolution in Frankreich durch den Königsmord, durch die Proscription, durch den Atheismus, durch die Drohungen gegen die Priester, durch die Plünderung der Kirchen, durch die Entweihung der heiligen Stätten gefördert wird; wo in Rom durch das fluchwürdige Attentat auf den Stellvertreter Jesu Christi dasselbe geschieht; wo der Gegenschlag dieser Revolution sich in Neapel durch den Verrath der Armee, durch den Ungehorsam der Unterthanen, durch die Empörung in der Hauptstadt und in den Provinzen fühlbar macht: ist es die Pflicht jedes redlichen Bürgers, die Religion, den König, das Vaterland, die Ehre der Familie, das Eigenthum zu vertheidigen, und dieses heilige Werk, diese erhabene Mission ist es ganz besonders, in welcher die Männer Gottes mit ihrem Beispiel vorangehen müssen.«

Er setzte hierauf auseinander, zu welchem Zwecke er Sicilien verlassen und in welcher Hoffnung er gegen Neapel marschiere. Als Vereinigungspunkt für diejenigen, welche seinem Rufe folgen würden, bestimmte er Palmi für die Männer des Gebirges und Mileto für die Männer der Ebene.

Die Calabresen der Ebene und des Gebirges wurden deshalb aufgefordert, zu den Waffen zu greifen und sich an den bezeichneten Sammelplätzen einzufinden.

Nachdem der Generalvicar seine Encyclica geschrieben, in Ermanglung einer Buchdruckerei fünfundzwanzig-bis dreißigmal copiren lassen und mit Courieren nach allen vier Himmelsgegenden fortgeschickt hatte, begab er sich auf den Balcon, um frische Luft zu schöpfen und sich an der prachtvollen Aussicht zu weiden, welche sich hier vor seinen Augen entrollte.

Obschon es an dem weiten Bogen des Horizontes, den sein Blick umfaßte, Gegenstände von

noch ganz anderer Bedeutung gab, so haftete ein Auge doch fast wider seinen Willen auf einer kleinen Schaluppe, welche um die Spitze des Leuchthurmes herumsteuerte und mit drei Männern besetzt war.

Zwei davon, welche im Vordertheil standen, beschäftigten sich mit dem Regieren eines kleinen lateinischen Segels, dessen Schote der im Hintertheil stehende Mann in der rechten Hand hielt, während er sich mit der linken auf das Steuerruder stützte.

Je länger der Cardinal diesen Letzteren ansah, desto mehr glaubte er ihn zu erkennen. Endlich, als die Barke näher kam, blieb ihm kein Zweifel mehr übrig.

Dieser Mann war der Admiral Caracciolo, welcher in Folge seiner Verabschiedung nach Neapel zurückkehrte und beinahe zu gleicher Zeit wie Ruffo, aber in ganz anderer Absicht und von völlig entgegengesetzter Gesinnung beseelt in Calabrien landete.

Wenn man die schräge Linie, welcher die Barke folgte, berechnete, so war es klar, daß sie vor der Villa an's Land stoßen mußte.

Der Cardinal ging hinunter, um an der betreffenden Stelle zu sein und dem Admiral in dem Augenblicke, wo er ans Land steigen würde, die Hand zu bieten.

In der That fand Caracciolo in dem Augenblicke, wo er aus dem Boote an den Strand sprang, den Cardinal bereit, ihn zu empfangen.

Der Admiral stieß einen Ruf der Ueberraschung aus. Er hatte Palermo noch an demselben Tage verlassen, wo seine Entlassung angenommen worden, und war mit demselben Boote, in welchem er anlangte, die Küste entlang gesteuert. Jeden Abend hatte er angelegt und sich jeden Morgen wieder aufgemacht – mit dem Segel, wenn der Wind ging und derselbe günstig war, mit dem Ruder, wenn es keinen Wind gab, oder wenn man denselben nicht benutzen konnte.

Er wußte daher von der Expedition des Cardinals durchaus nichts, und als er einen Trupp Bewaffneter sah und die königliche Fahne erkannte, lenkte er seine Barke nach diesem Trupp und dieser Fahne, um Aufschluß über dieses Räthel zu erhalten.

Zwischen Francesco Caracciolo und dem Cardinal Ruffo bestand keine große Sympathie. Diese beiden Männer waren an Geist, Meinung und Gesinnung zu verschieden, um Freunde zu sein. Ruffo achtete indessen den Charakter des Admirals, und der Admiral achtete das Genie Ruffos.

Beide repräsentierten, wie man bereits weiß, die zwei mächtigsten Familien Neapels oder vielmehr des ganzen Königreiches.

Sie näherten sich daher einander mit jener Rücksicht, welche zwei hochgestellte Männer von großen Geistesanlagen einander nicht verweigern können, und beide mit lächelndem Munde.

»Kommen Sie, um sich mir anzuschließen, Fürst?« fragte der Cardinal.

»Das wäre wohl möglich, Eminenz, und ich würde es als eine große Ehre betrachten, wenn ich in Ihrer Gesellschaft reisen könnte, dafern ich noch im Dienste Seiner Majestät stünde,« antwortete Caracciolo. »Der König hat jedoch auf meine Bitte geruht mir meinen Abschied zu bewilligen und Sie sehen daher weiter nichts als einen einfachen Touristen in mir.«

»Setzen Sie hinzu, hob der Cardinal wieder an, »daß ein Mann der Kirche Ihnen wahrscheinlich nicht der Mann zu sein scheint, dessen es zu einer militärischen Expedition bedarf, und daß der, welcher das Recht hat, als Chef zu dienen, keinen Vorgesetzten anerkennt.«

»Sie irren sich, Eminenz, wenn Sie mich so beurtheilen,« hob Caracciolo wieder an. »Ich habe mich gegen den König, wenn er die Vertheidigung von Neapel organisieren und Ihnen das

Obercommando über die Truppen übertragen wollte, erboten, mich mit meinen Seeleuten unter die Befehle Ew. Eminenz zu stellen. Der König weigerte sich jedoch darauf einzugehen. Heute ist es zu spät.«

»Warum zu spät?«

»Weil der König mir eine Beleidigung zugefügt hat, die ein Fürst aus meinem Hause nicht verzeiht.«

»Mein lieber Admiral, in der Sache, welche ich unterstütze und für welche ich bereit bin mein Leben zu opfern, ist nicht von dem König die Rede; es handelt sich hier vielmehr blos um das Vaterland.«

Der Admiral schüttelte den Kopf.

»Unter einem absoluten König, Eminenz,« sagte er, »gibt es kein Vaterland, denn ein Vaterland gibt es nur da, wo es Bürger gibt. Es gab ein Vaterland in Sparta, als Leonidas sich bei den Thermopylen tödten ließ. Es gab ein Vaterland in Athen, als Themistokles die Perser bei Salamis besiegte. Es gab ein Vaterland in Rom, als Curtius sich in den Abgrund stürzte, und deshalb stellt die Geschichte das Andenken eines Leonidas, eines Themistokles und eines Curtius der Nachwelt zur Bewunderung und Verehrung dar. Zeigen Sie mir aber etwas dem Entsprechendes unter absoluten Regierungen. Nein, sich einem absoluten König und tyrannischen Principien weihen, heißt sich der Undankbarkeit und der Vergessenheit widmen. Nein, Eminenz, die Caracciolo begehen dergleichen Fehler nicht. Als Bürger betrachte ich es als ein Glück, daß ein schwacher und bedrängter König vom Throne gestürzt wird. Als Fürst freue ich mich, daß die Hand, die auf mir lastete, entwaффnet wird. Als Mensch fühle ich mich glücklich, wenn ein ausschweifender Hof, welcher Europa das Beispiel der Immoralität gab, in das Dunkel der Verbannung wandern muß. Mein Diensteifer gegen den König ging so weit, daß ich ein Leben und das der königlichen Familie auf ihrer Flucht beschützte; er wird aber nicht so weit gehen, daß er eine unfähige Dynastie wieder auf dem Throne befestigen hilft. Glauben Sie, daß, wenn ein politischer Sturm eines schönen Tages den Thron der Cäsaren Claudius und Messalina umgestürzt hätte, Corbulon zum Beispiel der Menschheit einen großen Dienst geleistet haben würde, wenn er Germanien mit seinen Legionen verlassen und einen beschränkten Kaiser und eine ausschweifende Kaiserin wieder auf den Thron gesetzt hätte? Nein. Ich bin so glücklich, wieder in das Privatleben zurückkehren zu können. Ich werde das, was geschieht, mit ansehen, aber ohne mich hineinzumischen.«

»Und ein intelligenter Mann wie der Admiral Francesco Caracciolo kann eine solche Unmöglichkeit träumen!« hob der Cardinal wieder an. »Gibt es wohl mitten unter den politischen Ereignissen, welche sich vorbereiten, für einen Mann von Ihrem Werthe ein Privatleben? Gibt es wohl eine mögliche Dunkelheit für einen Mann, der sein Licht in sich selbst trägt? Ist es, wenn die Einen für das Königthum, die Anderen für die Republik kämpfen, einem loyalen Herzen, einem muthigen Geist möglich, sich weder an dem einen noch an dem andern Kampf zu betheiligen? Die Männer, welche Gott mit Reichthum, Geburt und Genie begabt hat, gehören nicht sich selbst, sie gehören Gott und erfüllen eine Mission auf Erden. Dennoch aber folgen sie in ihrer Blindheit zuweilen dem Wege des Herrn, zuweilen widersetzen sie sich einen Absichten. In dem einen wie in dem andern Falle aber arbeiten sie für die Aufklärung ihrer Mitbürger eben so wie durch ihre Triumphe. Die Einzigen, welchen Gott nicht verzeiht, sind – glauben Sie mir dies – Diejenigen, welche sich in ihren Egoismus einschließen wie in eine uneinnehmbare Citadelle und die, gegen Pfeile und Wurfspieße geschützt, von der Höhe ihrer

Mauern herab der großen Schlacht zuschauen, die das Menschengeschlecht seit achtzehn Jahrhunderten liefert. Vergessen Sie dies nicht, Excellenz. Die Engel, welche Dante der Verachtung am würdigsten erachtet, sind die, welche weder für Gott noch für den Satan waren.«

»Und wen nennen Sie bei dem Kampf, welcher sich jetzt vorbereitet, Gott, und wen nennen Sie Satan?«

»Brauche ich Ihnen zu sagen, Fürst, daß ich eben so wie Sie den König achte, welchem ich mein Leben nach seinem wahren Werth gebe, und daß ein Mann wie ich – und wenn ich sage, ein Mann wie ich, so erlauben Sie mir gleichzeitig zu sagen, ein Mann wie Sie – keinem andern Manne dient, von dem er weiß, daß derselbe ihm in Bezug auf Erziehung, auf Intelligenz und auf Muth nachsteht? Er dient vielmehr dem unsterblichen Princip, welches in diesem Manne wohnt, eben so wie die Seele in einem unförmlichen und häßlichen Körper wohnen kann. Die Principien aber – gestatten Sie mir dies zu sagen, mein lieber Admiral – erscheinen unseren menschlichen Augen gerecht oder ungerecht, je nach dem Standpunkte, von welchem aus man sie betrachtet. So erzeugen Sie mir zum Beispiel auf einen Augenblick die Ehre, mir eine Intelligenz zuzugestehen, welche in jeder Beziehung der Ihrigen gleich wäre. Wohlan, dann können wir dennoch ganz dasselbe Princip von ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten untersuchen, würdigen und beurtheilen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich Prälat und hochgestellter Würdenträger der römischen Kirche bin, während Sie dagegen ein dem Laienstande angehöriger, nach weltlichen Würden trachtender Fürst sind.«

»Das gebe ich zu.«

»Nun ist der Statthalter Christi, der Papst Pius der Sechste, entthront worden. Wohlan, wenn ich die Restauration Ferdinands betreibe, so betreibe ich zugleich auch die Pius des Sechsten. Wenn ich den König beider Sicilien wieder auf den Thron setze, so setze ich zugleich Angelo Broschi auf den Thron des heiligen Petrus. Ich kümmere mich nicht darum, ob die Neapolitaner sich freuen werden, ihren König wiederzusehen, oder ob es den Römern lieb ist, ihren Papst wiederzufinden. Nein, ich bin Cardinal und folglich Soldat des Papstthums. Ich kämpfe für das Papstthum, das ist Alles.«

»Sie sind sehr glücklich, Eminenz, eine so scharfgezeichnete Linie vor sich zu haben. Die meinige ist weniger leicht zu finden. Ich habe zwischen den Principien, welche meine Erziehung verletzen, aber meinen Geist zufriedenstellen, und einem Fürsten zu wählen, von welchem mein Geist sich abwendet, an welchen aber meine Erziehung mich fesselt. Ueberdies hat dieser Fürst mir das Wort gebrochen, mich in meiner Ehre verletzt und in meiner Würde beleidigt. Ich kann daher zwischen ihm und seinen Feinden neutral bleiben; meine Absicht ist positiv keine andere, als diese Neutralität zu bewahren. Wenn ich gezwungen bin, zu wählen, so werde ich sicherlich dem Feinde, welcher mich ehrt, den Vorzug vor dem Könige geben, der mich verachtet.«

»Denken Sie an Coriolan bei den Volskern, mein lieber Admiral.«

»Die Volsker waren die Feinde des Vaterlandes, während ich im Gegentheile, wenn ich zu den Republikanern übergehe, in die Reihen der Patrioten trete, welche die Freiheit, den Ruhm und die Ehre ihres Vaterlandes wollen. Die Bürgerkriege haben ihr besonderes Gesetzbuch, Herr Cardinal. Condé ist nicht dadurch entehrt worden, daß er sich auf die Seite der Frontisten schlug, und das, was Dumouriez in der Geschichte zur Unehre gereicht, ist nicht der Umstand, daß er, nachdem er Minister Ludwigs des Sechzehnten gewesen, für die Republik kämpfte, sondern vielmehr der Umstand, daß er zu Oesterreich überging.«

»Ja, das weiß ich Alles; nehmen Sie es aber mir nicht übel, wenn ich Sie in den Reihen zu

sehen wünsche, in welchen ich kämpfe, und daß ich bedaure, Ihnen in den entgegengesetzten Reihen zu begegnen. Wenn ich selbst es bin, dem Sie begegnen, so haben Sie allerdings nichts zu fürchten und ich stehe Kopf um Kopf für Sie. Hüten Sie sich aber vor Leuten wie Acton, Nelson und Hamilton. Hüten Sie sich auch vor der Königin und deren Favoritin. Befinden Sie sich einmal in den Händen dieser Personen, so sind Sie verloren und ich werde nicht im Stande sein Sie zu retten.«

»Dem Menschen ist ein Los bestimmt und diesem kann er nicht entrinnen,« sagte Caracciolo mit jener Sorglosigkeit, welche den Leuten eigen zu sein pflegt, die der Gefahr so oft entronnen sind, daß sie nicht glauben, die Gefahr könne Macht über sie haben. Welches das meine auch sei, so werde ich mich dareinfügen.«

»Nun,« fragte der Cardinal, »wollen Sie wenigstens bei mir speisen? Ich werde Ihnen die besten Fische vorsetzen, die hier in dieser Meerenge gefangen werden.«

»Ich danke Ihnen, bitte Sie aber, mir zu erlauben, Ihre gefällige Einladung abzulehnen und zwar aus zwei Gründen. Der erste ist, daß ich eben wegen jener lauen Freundschaft, welche der König mir erweist, und des unverhohlenen Hasses, womit die Anderen mich verfolgen. Sie, wenn ich Ihre Einladung annähme, compromittieren würde. Zweitens sagen Sie selbst, daß die Ereignisse, welche in Neapel vor sich gehen, ernst sind, und dieser Ernst verlangt meine Gegenwart. Ich besitze bedeutende Güter, wie Sie wissen. Man spricht von Confiscationsmaßregeln, welche, wie es heißt, die Republikaner in Bezug auf die Emigrierten in Anwendung zu bringen gedenken. Man könnte mich daher leicht für einen Emigrierten erklären und sich meiner Güter bemächtigen. So lange ich im Dienste des Königs stand und sein Vertrauen genoß, hätte ich es darauf ankommen lassen können; als abgesetzter, in Ungnade gefallener Staatsdiener jedoch müßte ich von Sinnen sein, wenn ich einem undankbaren Monarchen ein Vermögen zum Opfer brächte, welches unter allen Fürsten mir meine Unabhängigkeit sichern wird. Leben Sie daher wohl, lieber Cardinal, setzte der Fürst hinzu, indem er dem Prälaten die Hand reichte, »und lassen Sie mich Ihnen alles Wohlergehen wünschen.«

»Ich werde in meinen Wünschen nicht ganz so weit gehen, Fürst,« antwortete der Cardinal. »Ich werde Gott bloß bitten, Sie vor jedem Unglück zu bewahren. Leben Sie denn wohl und der Herr behüte Sie.«

Mit diesen Worten und nachdem sie einander herzlich die Hand gedrückt, verließen diese beiden Männer, welche jeder eine so gewaltige Individualität repräsentierten, einander, um sich nur unter den furchtbaren Umständen wiederzufinden, welche wir später zu erzählen haben werden.

Achtes Capitel.

Eleonora Fonseca Pimentel.

Am Abend desselben Tages, wo der Cardinal Ruffo sich von Francesco Caracciolo am Strande von Catona trennte, vereinigte der Salon der Herzogin Fusco die ausgezeichnetsten Personen von Neapel, welche sich zu den neuen Principien bekannten und für die seit acht Tagen proclamirte Republik und für die Franzosen, welche dieselbe gebracht, erklärt hatten.

Wir kennen schon so ziemlich sämtliche Beförderer dieser Revolution. Wir haben sie bei der Arbeit gesehen und wir wissen, mit welcher Mühe sie arbeiteten.

Dennoch haben wir noch die Bekanntschaft einiger anderen Patrioten zu machen, welche der Gang unserer Erzählung uns noch nicht vor Augen geführt hat, und welche es von uns undankbar wäre zu vergessen, da ja die Nachwelt ihnen ein so ruhmreiches Andenken bewahren wird.

Wir öffnen daher die Thür des Salons der Herzogin zwischen acht und neun Uhr, und wohnen kraft des jedem Romanschreiber verliehenen Vorrechtes, zu sehen, ohne gesehen zu werden, einer jener ersten Soiréen bei, wo Neapel mit voller Lunge die frische Luft der Freiheit einathmete. Der Salon, in welchem die interessante Gesellschaft versammelt war, in deren Mitte wir jetzt den Leser einführen, besaß den Umfang, welchen die italienischen Architekten niemals vergaßen den vornehmsten Räumen ihrer Paläste zu geben.

Die al fresco gemalte Decke war durch in die Wand eingemauerte Säulen gestützt. Die Frescogemälde waren von Solimenes und hatten der Gewohnheit der damaligen Zeit zufolge mythologische Scenen zum Gegenstand.

Auf einer der schmälern Seiten des Raumes, welcher die Form eines länglichen Viereckes hatte, war eine kleine Bühne errichtet, auf welche man mittelst dreier Stufen hinaufgelangte und die gleichzeitig als Theater zur Darstellung kleiner Stücke und bei Bällen als Estrade für die Musik dienen konnte.

Am Piano standen drei Personen, von welchen die eine ein Notenblatt in der Hand hielt, plauderten oder studierten vielmehr die Noten und den Text, womit das Papier beschrieben war.

Diese drei Personen waren Eleonora Fonseca Pimentel, der Dichter Vincenzo Monti und der Maestro Dominico Cimarosa.

Eleonora Fonseca Pimentel, deren Namen wir schon mehrmals und zwar stets mit der Bewunderung, welche der Tugend gebührt, und der Achtung, welche dem Unglück folgt, genannt, war eine Frau von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, von mehr anziehendem als schönem Aeußern. Sie war groß, wohlgewachsen, hatte schwarze Augen, wie es einer Neapolitanerin von spanischer Abkunft zukommt, und ihre Geberden waren ernst und majestätisch, wie wenn eine antike Statue plötzlich Leben bekommen hätte. Sie war gleichzeitig Dichterin, Sängerin und Politikerin. Es lag in ihr etwas von der Frau von Staël, der Delphine Gay und der Madame Roland. In der Poesie wetteiferte sie mit Metastasio, in der Musik mit Cimarosa, in der Politik mit Mario Pagano.

In dem gegenwärtigen Augenblick studierte sie eine patriotische Ode von Vincenzo Monti, welche von Cimarosa in Musik gesetzt worden.

Vicenzo Monti war ein Mann von fünfundvierzig Jahren und der Nebenbuhler Alfieris, welchen er in Bezug auf Harmonie, Poesie und Eleganz des Ausdruckes übertraf. In seiner Jugend war er Secretär jenes beschränkten, unersättlichen Fürsten Braschi, des Neffen Pius des Sechsten, gewesen, welcher, um ihn zu bereichern, einen scandalösen Prozeß durchgeführt hatte. Vicenzo Monti hatte drei Trauerspiele geschrieben: »Aristodemes, »Cajus Gracchus« und »Manfredi«, dann ein Gedicht in vier Gesängen, »die Basvigliana«, dessen Gegenstand der Tod Basvilles war. Dann war er Secretär des Directoriums der cisalpinischen Republik, Professor der Beredsamkeit in Paris und der schönen Wissenschaften in Mailand geworden.

Er hatte soeben die italienische Marseillaise gedichtet, zu welcher Cimarosa die Musik geliefert, und die Verse, welche Eleon-olra Pimentel jetzt mit Enthusiasmus las, weil sie ihren eigenen Gesinnungen entsprachen, waren die seinigen.

Dominici Cimarosa, welcher an dem Piano saß, auf dessen Tasten seine Finger zerstreut umherirrten, war in demselben Jahre geboren wie Monti, nie aber konnten zwei Männer, wenigstens in physischer Beziehung, verschiedener von einander ein, als der Poet und der Componist. Monti war lang und schlank, Cimarosa klein und dick; Monti hatte ein lebhaftes, durchdringendes Auge; Cimarosas weit hervortretende Augen dagegen waren kurzsichtig und ohne Ausdruck. Während man schon bei Montis Anblick sich sagen konnte, daß man einen Menschen höherer Art vor sich habe, ward dagegen bei Cimarosa das Genie, mit welchem er begabt war, durch nichts angedeutet, und kaum konnte man, wenn sein Name genannt ward, glauben, daß er der Mann sei, welcher mit neunzehn Jahren eine Laufbahn begann, die in Bezug auf Fruchtbarkeit und Berühmtheit fast der Rossinis gleichkommt.

Die bemerkenswertheste Gruppe nach dieser, welche übrigens die anderen beherrschte wie Apollo und die Musen den Parnaß bestand, aus drei Frauen und zwei Männern.

Die drei Frauen waren drei der makellosesten von Neapel: die Herzogin Fusco, in deren Salon man sich hier befand und welche wir schon längst als die beste und intimste Freundin Luisas kennen, die Herzogin von Pepoli und die Herzogin von Cassano.

Wenn die Frauen von der Natur kein außergewöhnliches Talent, wie zum Beispiel Angelica Kaufmann für die Malerei, wie Frau von Staël für die Politik, wie George Sand für die Schriftstellerei, erhalten haben, so ist ihr schönster Ruhm der, keusche Gattinnen und tadellose Familienmütter zu sein. »Domum mansit, lanam fecit,« sagten die Alten. »Sie hütete das Haus und spann Wolle,« damit war Alles gesagt.

Wir werden demgemäß das Lob der Herzogin Fusco, der Herzogin von Pepoli und der Herzogin von Caffamo auf das beschränken, was wir bereits von ihnen gesagt.

Was dagegen den ältesten und bemerkenswerthesten der Männer betrifft, welche zu dieser Gruppe gehörten, so werden wir uns weitläufiger über ihn verbreiten.

Dieser Mann, welcher ungefähr sechzig Jahre zu zählen schien, trug das Costüm des achtzehnten Jahrhunderts in seiner ganzen Reinheit, das heißt kurze Beinkleider, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe, eine lang herabreichende Weste, den classischen Frack Jean Jacques Rousseaus und wenn auch keine Perrücke, doch wenigstens Puder im Haar. Seine sehr liberalen und sehr vorgeschrittenen Meinungen hatten in dieser Beziehung keinerlei Veränderung hervorgerufen.

Dieser Mann war Mario Pagano, einer der ausgezeichnetsten Advocaten nicht blos Neapels, sondern ganz Europas.

Geboren war er in Brienza, einem kleinen Dorfe der Basilicata, und Schüler jenes berühmten Verojetti, welcher zuerst durch seine Werke den Neapolitanern einen politischen Horizont eröffnete, der ihnen bis dahin unbekannt gewesen. Er war der intime Freund Gaetanos Filangieri, Verfassers der Wissenschaft der Gesetzgebung, und von diesen beiden genialen Männern geleitet, war er eines der Lichter der Jurisprudenz geworden.

Wohllaut einer Stimme und die Milde seines Wortes hatten ihm den Beinamen des Plato der Campania erworben. Noch jung hatte er die »Criminalgerichtspflege« geschrieben, ein Buch, welches in alle Sprachen übersetzt worden und von der französischen Nationalversammlung einer ehrenvollen Erwähnung würdig erachtet ward.

Als die Tage der Verfolgung kamen, hatte Mario Pagano den Muth, die Vertheidigung Emanueles de Deo und seiner beiden Cameraden zu übernehmen.

Jede Vertheidigung aber war unnütz, und wie glänzend die eine auch war, so hatte sie doch weiter keine Wirkung, als daß dadurch der Ruf des Redners und das Mitleid gesteigert ward, welches man den Schlachtopfern zollte, die er nicht hatte retten können.

Die drei Angeklagten waren im voraus verurtheilt und alle drei wurden, wie wir bereits mitgetheilt, hingerichtet.

Die über den Muth und die Beredsamkeit des berühmten Advocaten erstaunte Regierung begriff, daß er einer jener Menschen war, die man besser für sich als gegen sich hat. Pagano ward demgemäß zum Richter ernannt. Auf diesem neuen Posten bewahrte er jedoch eine solche Energie des Charakters und eine so unwandelbare Redlichkeit, daß er für die Vanni und Guidobaldi ein lebender Vorwurf ward. Eines Tages ward er, ohne daß man wußte weshalb, festgenommen und in einen gruftartigen Kerker geworfen, in welchem er dreizehn Monate zubrachte. In diesen Kerker fiel durch eine schmale Oeffnung ein einziger Lichtstrahl, welcher im Namen der Sonne zu sagen schien: »Verzweifle nicht, Gott sieht Dich.«

Bei dem Scheine dieses Strahles schrieb Mario Pagano eine »Abhandlung über das Schöne,« ein Werk, aus welchem eine heitere Ruhe athmet und welchem man mit leichter Mühe ansieht, daß es unter einem Lichtstrahl geschrieben worden.

Endlich ward er, ohne unschuldig erklärt zu werden, damit die Staatsjunta fortwährend wieder die Hand nach ihm ausstrecken konnte, der Freiheit zurückgegeben, aber aller einer Aemter beraubt.

Wohl einsehend, daß er in diesem Lande der Ungerechtigkeit nicht länger leben konnte, war er über die Grenze gegangen und hatte sich nach Rom geflüchtet, wo soeben die Republik proclamirt worden.

Mack und Ferdinand aber waren ihm dicht auf dem Fuße dahin gefolgt, und er sah sich daher genöthigt, sich in die Reihen der französischen Armee zu flüchten. Jetzt war er nach Neapel zurückgekehrt, und Championnet, der seinen ganzen Werth kannte, hatte ihn zum Mitglied der provisorischen Regierung ernennen lassen.

Der Mann, mit welchem er jetzt sprach, war damals noch nicht so berühmt, als er es später durch seine berühmte Schrift über die Revolutionen von Neapel ward. Dennoch war er auch jetzt schon ein durch seine Redlichkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneter Magistratsbeamter. Seine sehr lebhaft Conversation mit Pagano drehte sich um die Nothwendigkeit, in Neapel ein politisches Journal nach Art des französischen Moniteur zu gründen. Es war dies das erste Blatt dieser Art, welches in der Hauptstadt der beiden Sicilien erscheinen sollte. Der streitige Punkt

war bloß dieser: Sollten sämtliche Artikel unterzeichnet werden, oder im Gegentheil ohne Unterschrift erscheinen?

Pagano faßte die Frage vom moralischen Gesichtspunkte auf. Nach seiner Ansicht war nichts natürlicher, als daß man, sobald man einen Satz behauptete, denselben auch unterschreibe.

Cuoco dagegen meinte, durch strenge Beobachtung dieses Princips werde man eine Menge talentvoller Leute entfernt halten, welche, sobald sie wüßten, daß sie gezwungen sein würden, das, was sie schrieben, auch zu vertreten, aus Furchtsamkeit nicht mehr wagen würden, dem Journal der Republik ihre Mitwirkung zu leihen.

Championnet, welcher der Soirée beiwohnte, ward von Pagano aufgefordert, sich ebenfalls über diese wichtige Frage auszusprechen.

Er sagte, in Frankreich würden nur die *Artikel Verschiedenes und Wissenschaftliches* unterzeichnet, ebenso wie außerdem noch einige hervorragendere Leistungen, welche ihre Verfasser aus Eitelkeit nicht unter dem Schleier des Incognito an dem Publicum vorübergehen lassen wollten.

Championnets Meinung über diese Sache fiel um so schwerer in die Wagschale, als die Idee der Gründung eines solchen Journals von ihm ausgegangen war.

Man kam demgemäß überein, daß die Schriftsteller, welche ihre Artikel unterzeichnen wollten, dies thun könnten, während anderen, die ihr Incognito zu wahren wünschten, auch dies erlaubt sein sollte.

Es blieb nun noch immer die Frage übrig, wer zum Oberredacteur zu wählen sei. Es war, wenn man die Möglichkeit einer Restauration voraussetzte, eine mißliche Sache, Redacteur des parthenopäischen Moniteurs gewesen zu sein und konnte den Betreffenden leicht an den Galgen bringen.

Aber auch diesmal beseitigte Championnet die Schwierigkeit, indem er sagte, dieser Oberredacteur sei bereits gefunden.

Bei diesen Worten erwachte Cuoco's leicht empfindliches Nationalgefühl. Wenn dieser Oberredacteur durch Championnet vorgeschlagen ward, so mußte es nothwendig ein Ausländer sein, und so klug der würdige Magistratsbeamte auch war, so hätte er doch lieber seinen Kopf riskiert und seinen Namen am Fuße des amtlichen Blattes unterzeichnet, als hier den Namen eines Franzosen gesehen.

Uebrigens erschien die erste Nummer schon am nächstfolgenden Morgen. Während man sich stritt, ob der parthenopäische Moniteur mit den Namensunterschriften der Mitarbeiter versehen werden müsse oder nicht, ward das Blatt bereits gesetzt.

Um einen großen mit einem grünen Teppich gedeckten Tische herum, auf welchem Schreibmaterialien standen, saßen fünf oder sechs Mitglieder der Comités und redigierten Ordonnanzen, welche den nächstfolgenden Morgen öffentlich angeschlagen werden sollten. Carlo Laubert führte dabei den Vorsitz.

Die Ordonnanzen, welche die Mitglieder der Comités redigierten, betrafen die königliche Schuld, welche als Nationalschuld anerkannt ward. Es wurden in dieselbe alle Plünderungen inbegriffen, welche der König im Augenblick seiner Abreise, sei es an den Privatbanken, sei es an den Wohlthätigkeitsanstalten, wie: dem Leihhaus, dem Waisenhospiz und dem Serraglio dei pover, hatte begehen lassen.

Dann folgte ein Dekret über die Unterstützungen, welche man den Witwen der Märtyrer der

Revolution oder der Opfer des Krieges und den Müttern der Helden bewilligt, welche künftighin für das Vaterland sterben würden. Manthonnet war es, welcher dieses Decret redigierte, und nachdem er damit fertig war, schrieb er an den Rand des letzten Paragraphen die einfache Bemerkung:

»Ich hoffe, daß auch meine Mutter einst ein Recht auf diese Unterstützung haben wird.«

Dann folgte ein anderes Dekret über die Herabsetzung der Brod- und Maccaronipreise, über die Aufhebung des Eingangszolles auf Oel und des Handkusses unter Männern und des Titels Excellenz.

An einem besondern Tische redigierte General Dufresse folgende seltsame Ordonnanz in Bezug auf das Theater:

»Der Generalcommandant des Platzes und der Castelle.

»Die Berichte, welche die Municipalität und die Directoren der verschiedenen Theater jeden Tag bei mir gegen die Militärs aller Grade einreichen, nöthigen mich, letztere an ihre Pflichten zu erinnern und sie in aller Form zu warnen. Nachdem diese Warnung einmal ertheilt worden, wird jeder, der, die Disciplin verachtend, sich selbst und zugleich das vergißt, was er der Gesellschaft schuldig ist, streng bestraft werden.

»Die Theater sind von jeher dazu bestimmt gewesen die Lächerlichkeiten, die Tugenden und die Laster der Nationen, der Gesellschaft und der einzelnen Personen zu veranschaulichen. Sie sind zu allen Zeiten ein Mittelpunkt der Vereinigung, ein Gegenstand der Achtung, ein Ort der Belehrung für die Einen, der harmlosen Erholung für die Andern, der Erholung für Alle gewesen. In Anbetracht dieser Erwägungen und seit der französischen Regeneration werden die Theater die Schule der Sitten genannt. Demzufolge wird jeder Militär oder jedes Individuum, welches in den Theatern die Ordnung stört, oder die Gebote des Anstandes vergißt, welcher das erste Gesetz der öffentlichen Orte sein muß – sei es nun durch übermäßige Beifalls- oder Mißfallsbezeugungen gegen die Schauspieler und Störung oder Unterbrechung der Vorstellung, gleichviel auf welche Weise es geschehe – sofort festgenommen und durch die Wache des Buon governo nach dem Hause des Platzcommandanten geführt und hier je nach der Schwere des begangenen Fehlers bestraft werden.

»Jeder Militär oder jedes Individuum, welches trotz der von dem Obergeneral erlassenen Gesetze und Verordnungen über die Achtung der Person und des Eigenthums sich einen Platz anzumaßen sucht, welcher ihm nicht zukommt – wie dies jetzt alle Tage geschieht – wird ebenfalls vor den Platzcommandanten geführt werden.

»Jeder Militär und jedes Individuum, welches der Ordnung und dem bestehenden Gebrauch der Theater zum Trotz versuchen wird, die Schildwache zu umgehen und auf die Bühne oder in die Logen der Schauspieler einzudringen, wird ebenfalls festgenommen und vor den Platzcommandanten geführt werden. Der wachthabende Officier und der Adjutant-Major des Platzes sind beauftragt, die Ausführung dieses Reglements zu überwachen, und diejenigen, welche im Fall einer Ruhestörung die Urheber derselben nicht festnehmen lassen, sollen eben so betrachtet und bestraft werden, wie die Ruhestörer selbst.«

Als der General Dufresse mit diesem Reglement fertig war, gab er Championnet, der beim Scheine eines Candelabers ein Papier las, durch einen Wink zu verstehen, daß er seine Arbeit beendet habe und sie ihm mitzutheilen wünsche.

Championnet unterbrach sich in seiner Lectüre, nähert sich Dufresse, hörte einen Rapport an

und billigte ihn in jeder Beziehung.

Stolz auf diesen Beifall unterzeichnete Dufresse sein Reglement.

Championnet ersuchte ihn hierauf, ihm einen Augenblick Gehör zu schenken, und forderte sodann Velasco und Nicolino Caracciolo, die beiden Politiker, welche zusammen nicht mehr als dreiundvierzig Jahre zählten und während die ernsten Leute sich mit der Erziehung des Volkes beschäftigten, ihrerseits sich über die des Papageies der Herzogin Fusco unterhielten, auf, Schweigen zu gebieten.

Dies war keine sehr schwere Aufgabe. Durch eine Sanftmuth, durch seine Festigkeit, durch seine Achtung der Sitten, durch seine Liebe zur Kunst hatte Championnet sich die Zuneigung aller Classen erworben, und in Neapel, der vorzugsweise undankbaren Stadt, nennt heute noch ein gewisses durch die Zeit geschwächtes, aber dennoch immer noch wahrnehmbares Echo der Zeitgenossen durch fünf Generationen und zwei Drittheile eines Jahrhunderts hindurch seinen Namen.

Championnet näherte sich dem Kamine, stellte sich wieder in den von dem Candelaber verbreiteten Lichtschein, entfaltete das Papier, welches er im Begriffe gewesen zu lesen, als Dufresse ihn unterbrochen, und sagte mit seiner wohl lautenden und gleichzeitig sonoren Stimme in vortrefflichem Italienisch:

»Meine Damen und meine Herren, ich bitte um Erlaubniß, Ihnen den ersten Artikel des parthenopäischen Moniteurs vorzulesen, welcher morgen Sonnabend den 4. Februar 1799 alten Styles erscheint. Ich bediene mich dieses Styles, weil Sie, wie ich glaube, sich noch nicht vollkommen an den neuen gewöhnt haben, denn sonst würde ich Sonnabend den 18. Pluviose sagen. Es ist der Probeabzug dieses Artikels, den ich in diesem Augenblicke aus der Druckerei erhalte. Wollen Sie ihn hören? Und da er in kurzen Worten der Ausdruck Aller sein wird, so wollen Sie dann Ihre Bemerkungen darüber, wenn Sie deren zu machen haben, mir mittheilen.«

Diese Ankündigung erweckte die lebhafteste Neugier. Wir haben schon gesagt, daß der Name des Oberredakteurs des Moniteur noch unbekannt war, und Alle waren begierig zu wissen, auf welche Weise er in dieser in Neapel vollständig unbekanntem Kunst der täglichen Publicität debutiren würde. Alle schwiegen daher, selbst Monti, selbst Cimarosa, selbst Velasco, selbst Nicolino, selbst ihr Zögling, der Papagei der Herzogin.

Championnet las hierauf mitten unter dem tiefsten Schweigen das nachstehende Programm:

»Freiheit Gleichheit.

Parthenopäischer Moniteur.

Nr. 1.

Sonnabend, am 18. Pluviose, Jahr VII
der Freiheit und der einen und
untheilbaren neapolitanischen Republik.

»Endlich sind wir frei!«

Ein Schauer durchrieselte die Versammlung und jeder war bereit mit lauter Acclamation diesen Ruf zu wiederholen, welcher sich allen edelmüthigen Herzen entrang und wodurch ein neues Organ der von Frankreich ins Leben gerufenen Principien der Welt seine Existenz verkündete.

Championnet fuhr, noch ehe diese Bewegung sich gelegt hatte, fort:

»Endlich ist der Tag erschienen, wo wir ohne Furcht die heiligen Namen der Freiheit und Gleichheit aussprechen können, indem wir uns als würdige Söhne der Mutterrepublik und als die würdigen Brüder der freien Völker Italiens und Europas proclamiren.

»Wenn die gestürzte Regierung ein unerhörtes Beispiel von blinder, unversöhnlicher Verfolgung gegeben hat, so ist dadurch die Zahl der Märtyrer des Vaterlandes bloß vermehrt worden. Dies ist Alles. Nicht ein einziger von ihnen hat im Angesicht des Todes auch nur einen Schritt rückwärts gethan, alle haben vielmehr im Gegentheil das Schaffot mit ruhig heiterem Blick betrachtet und mit festem Schritt die Stufen desselben erstiegen. Viele sind mitten unter dem grausamsten Schmerzen taub geblieben gegen die Versprechungen von Straflosigkeit, gegen die Anerbietungen von Belohnungen, die man ihnen ins Ohr murmelte. Ihrem politischen Glauben treu standen sie in ihren Ueberzeugungen fest. Die schlimmen Leidenschaften, welche man seit so vielen Jahren durch alle möglichen Mittel der Verführung unter den unwissendsten Classen des Volkes verbreitet, welchem die Proclamationen und Belehrungen der Geistlichen die edelmüthige französische Nation in den schwärzesten Farben schilderten; die niedrigen Umtriebe des Generalvicars Francesco Pignatelli, bei dessen Namen schon sich das Herz empört, Umtriebe, welche den Zweck hatten, dem Volke glauben zu machen, daß die Religion abgeschafft, das Eigenthum gefährdet wäre, daß seine Frauen und Töchter geschändet, seine Söhne ermordet würden, haben leider das schöne Werk unserer Wiedergeburt mit Blut befleckt. Mehrere Gegenden haben sich erhoben, um die französische Garnison zu überfallen, und sind von den Kriegsgerichten verurtheilt worden. Andere haben, nachdem sie viele ihrer Mitbürger gemordet, sich bewaffnet, um sich der neuen Ordnung der Dinge zu widersetzen. Nach einem kurzen Kampfe haben sie sich genöthigt gesehen, der Gewalt zu weichen.

»Die zahlreiche Bevölkerung von Neapel, welche der Generalvikar durch seine Sbirren zu Haß und Meuchelmord aufreizen ließ, diese Bevölkerung widersetzte nach sieben Tagen blutiger Anarchie, nachdem sie das Eigenthum verwüstet und das Leben des redlichen Bürger bedroht, dritthalb Tage lang sich dem Einzuge der französischen Armee. Die Braven, aus welchen diese Armee bestand, waren sechsmal weniger zahlreich als ihre Gegner. Von den Dächern herab, aus den Fenstern, von der Höhe der Bastionen, in engen Gassen oder auf steilen Wegen niedergeschmettert, mußten sie das Terrain mehr noch durch den intelligenten Muth als durch die materielle Kraft Fuß um Fuß erobern. Dennoch aber dieser verthierten Rohheit und Grausamkeit das Beispiel der Tugend und Civilisation entgegensetzend, umarmte der großmüthige Sieger, so wie das Volk sich genöthigt sah, die Waffen niederzulegen, die Besiegten und verzieh ihnen.

»Einige tapfere Bürger, welche den intelligenten Sieg unseres wackeren Nicolino Caracciolo benutzten, der des berühmten Namens, den er trägt, in so hohem Grade würdig ist, einige tapfere Bürger, sagen wir, welche in der Nacht vom 20. zum 21. Januar in das Castell San Elmo eingedrungen waren, hatten geschworen, sich unter den Trümmern desselben zu begraben, aber die Freiheit, wenn auch aus der Tiefe ihres Grabes, zu verkünden. Sie hatten deshalb nicht bloß in ihrem Namen, sondern auch im Namen der andern Patrioten, welche die Umstände von ihnen fernhielten, den symbolischen Baum aufgerichtet.

»Im Laufe des 21. Januar, dieses ewig denkwürdigen Tages, sah man die unbesiegbaren Fahnen der französischen Republik heranrücken. Sie schwuren ihr Mitwirkung und Treue. Endlich am 23. ein Uhr Nachmittags hielt die Arme ihren siegreichen Einzug in Neapel. Welch' ein zauberhaftes Schauspiel war es dann, zwischen den Besiegten und Besiegern die Brüderlichkeit auf das Gemetzel folgen zu sehen und den braven General Championnet unsere

Republik anerkennen, unsere Regierung begrüßen und durch zahlreiche, aufrichtig gemeinte Proclamationen einem Jeden die Ungestörtheit des Eigenthums und die Unverletzlichkeit seiner Person zusichern zu hören.«

Das Vorlesen, welches schon an einer früheren Stelle durch mehrstimmigen Beifallsruf unterbrochen worden, ward es jetzt durch ein einstimmiges Hurrah.

Der Verfasser hatte eine empfindliche, laut tönende Saite in den Herzen aller Neapolitaner berührt, nämlich die der Dankbarkeit des aufgeklärten Theiles der Bevölkerung gegen die französische Republik, welche durch so viele Gefahren hindurch und mit Hilfe unglaublicher und unverhoffter Erfolge dem Volke von Neapel die beiden Flammen brachte, welche von Gott selbst ausgehen, die Civilisation und die Freiheit.

Championnet bedankte sich für diesen Beifall mit seinem bezaubernden Lächeln und hob wieder an:

»Der verrätherische Einzug des gestürzten Despoten in Rom, seine schimpfliche Flucht nach Palermo auf englischen Schiffen, die Beladung dieser Schiffe mit öffentlichen und privaten Schätzen, mit der unseren Galerien und unseren Museen geraubten Beute, mit den Reichthümern unserer frommen Stiftungen, mit dem Geld unserer Banken, wodurch der Nation die letzten Hilfsmittel abgeschnitten worden – Alles ist jetzt bekannt.

»Bürger, Ihr kennt die Vergangenheit, Ihr seht die Gegenwart, an Euch ist es, die Zukunft zu bereiten und sicherzustellen.«

Die Verkündigung dieses Rufes der Freiheit, der nicht bloß aus dem Munde, sondern auch aus dem Herzen kam, diese patriotische Ansprache an die Bürger einer Stadt, wo bis auf diesen Tag die Brüderlichkeit ein unbekanntes Wort war, diese Hingebung an das Vaterland, dessen Märtyrer der Vergangenheit den Märtyrern der Zukunft mit ihrem Beispiel vorangegangen waren, alles dies steigerte noch mehr als der Werth des Inhalts selbst in Verbindung mit dem Nationalitätsgefühl, welches am Tage der Revolution in den Gemüthern erwacht, den Beifall bis zur Exaltation.

Diejenigen, welche den Artikel verlesen gehört, riefen wie mit einer Stimme: »Der Verfasser!« und man sah nun die schöne, keusche, edle Eleonora Pimentel langsam und schüchtern die Stufen der Estrade herabsteigen und sich gleich der durch den Sieg beschützten Muse des Vaterlandes neben Championnet stellen.

Der Artikel war in der That von ihr geschrieben. Sie war jener unbekannte Oberredacteur des parthenopäischen Moniteur. Eine Frau machte Anspruch auf die vielleicht todbringende Ehre dieser Redaction, für welche furchtsame Männer, obschon anerkannte Patrioten, die Wohlthat des Incognito verlangten.

Die Exaltation ging in Begeisterung über. Alle diese Patrioten, Richter, Gesetzgeber, Schriftsteller, Gelehrte, Officiere stürzten auf Eleonora mit jenem südlichen Enthusiasmus zu, der sich durch leidenschaftliche Geberden und laute Ausrufungen kundgibt.

Die Männer stürzten auf die Knie nieder, die Frauen näherten sich, indem sie sich tief verneigten. Es war der Erfolg Corinnas, welche auf dem Capitol die entschwundene Größe der Römer besingt, ein um so größerer Erfolg für Eleonora, weil es nicht die Größe der Vergangenheit war, die sie besang, sondern die Hoffnung der Zukunft.

Es scheint Regel zu sein, daß das Grotteske sich stets mit dem Erhabenen mische, und so hörte man auch hier in dem Augenblicke, wo die dreifache Salve des Beifalls verhallte, eine rauhe,

seltsame Stimme, welche rief:

»Es lebe die Republik! Tod den Tyrannen!«

Es war die Stimme des Papageies der Herzogin Fusco. Er war, wie wir bereits erwähnt, Velasco's und Nicolino's Schüler. Er machte seinen Lehrern Ehre und zeigte, daß er ihren Unterricht zu benützen verstanden.

Er war jetzt zwei Uhr Morgens und diese komische Episode bildete den Schluß der Soirée. Ein Jeder rief nachdem er seinen Mantel umgeworfen, seine Leute und seinen Wagen, denn da alle diese Sansculotten, wie der König sie nannte, der Aristokratie des Reichthums oder der Wissenschaft angehörten, so besaßen sie auch, ganz im Gegensatz zu den französischen Sansculotten, Equipagen und Dienerschaft.

Nachdem die Herzogin von Fusco die Frauen umarmt, den Männern die Hand gedrückt und von Allen Abschied genommen, blieb sie allein in dem Salon, der, soeben noch erfüllt von Geräusch und Menschen, jetzt einsam und todt war. Sie ging stracks auf ein Fenster zu, vor welchem ein schwerer Vorhang von carmoisinrothem Damast herabfiel. Sie hob diesen Vorhang und dicht neben einander in der Brüstung dieses Fensters wie zwei Vögel in einem und demselben Nest, saßen Luisa und Salvato, welche mitten unter dieser ganzen Gesellschaft mit jener Ungezwungenheit, gegen welche in Italien Niemand etwas zu erinnern findet, sich isoliert hatten, und Hand in Hand, Kopf an Schulter gelehnt, einander jene süßen Dinge sagten, welche, obschon mit leiser Stimme gesprochen, für das Ohr, welches ihnen lauscht, das Rollen des Donners übertäubt.

Bei dem Lichtschein, welcher jetzt in ihr zeither in traulichen Halbschatten gehüllt gewesenes Asyl drang, kehrten Luisa und Salvato wieder in das wirkliche Leben zurück, welches sie auf den vergoldeten Schwingen des Idealen verlassen, und wendeten, ohne ihre Stellung zu verändern, ihre lächelnden Augen auf die Herzogin ungefähr in der Weise, wie es von den ersten Bewohnern des Paradieses geschehen sein mag, als ein Engel des Herrn sie in der grünen Laube und mitten im Blumendickicht in dem Augenblicke überraschte, wo sie zum ersten Mal das Wort: »Ich liebe Dich!« ausgetauscht hatten.

Sie hatten sich gleich beim Beginn der Soirée hierher zurückgezogen und waren geblieben bis zum Ende. Von Allem, was gesprochen worden, hatten sie nichts gehört, ja sie ahnten nicht einmal etwas von dem, was vorgegangen. Montis Verse, Cimarosas Musik, Eleonora's Zeitungsartikel, Alles hatte sich an diesem Damastvorhange gebrochen, welcher ein unbekanntes Eden von der Welt trennte.

Als sie sahen, daß der Salon leer, daß die Herzogin allein war, begriffen sie blos Eines, nämlich, daß es Zeit sei, sich zu trennen.

Sie stießen einen Seufzer aus und murmelten gleichzeitig und mit demselben Tone:

»Morgen!«

Dann drückte Salvato tief bewegt, vor Liebe taumelnd, die Geliebte noch einmal an sein Herz, nahm Abschied von der Herzogin und entfernte sich, während Luisa, ihre Arme um den Hals der Freundin schlingend, gleich jener antiken Mädchengestalt, welche der Venus ihr Geheimniß anvertraut, der Herzogin die Worte ins Ohr murmelte:

»O wenn Du wüßtest, wie ich ihn liebe!«

Neuntes Capitel.

André Backer.

Als Luisa wieder die Schwelle der Verbindungsthür überschritt, traf sie Giovannina, welche sie auf dem Corridor erwartete.

In dem Gesichte der Dienerin lag jener Ausdruck von Freude, welche untergeordnete Personen empfinden, wenn die Gelegenheit erhalten, sich mit in das Privatleben ihrer Herrschaften zu mischen.

Luisa empfand in diesem Augenblicke gegen Giovannina eine Anwendung von Widerwillen, die sie bis jetzt noch nicht empfunden.

»Was machst Du hier und was willst Du von mir?« fragte sie.

»Ich erwartete Sie, Signora, um Ihnen etwas von der größten Wichtigkeit mitzutheilen,« antwortete Giovannina.

»Und was ist dies?«

»Der schöne Bankier ist da.«

»Der schöne Bankier? Von wem sprichst Du?«

»Von Signor André Backer.«

»Von Signor André Backer? Wie kommt Signor André Backer hierher?«

»Er kam im Laufe des Abends, es mochte gegen zehn Uhr sein. Er wünschte Sie zu sprechen. Ihren Befehlen gemäß weigerte ich mich erst ihn zu empfangen. Er bestand jedoch mit so großer Hartnäckigkeit darauf, daß ich ihm die Wahrheit sagte, nämlich daß Signora nicht zu Hause sei. Er glaubte, es sei dies bloß ein Vorwand, und da er mich im Namen Ihres eigenen Interesse inständig bat, ihn nur einige Worte mit Ihnen sprechen zu lassen, so führte ich ihn im ganzen Hause herum, um ihm zu zeigen, daß Sie wirklich und wahrhaftig ausgegangen seien. Trotz aller seiner weiteren Bitten weigerte ich mich, ihm zu sagen, wo Sie wären, und er trat dann, ohne daß ich es verhindern konnte, in das Speisezimmer, setzte sich auf einen Stuhl und sagte, er würde Sie erwarten.«

»Da ich,« entgegnete Luisa, »durchaus keine Veranlassung habe, Signor André Backer um zwei Uhr Morgens zu empfangen, so kehre ich jetzt zur Herzogin zurück und werde nicht eher wieder zum Vorschein kommen, als bis Signor André Backer mein Haus verlassen hat.«

Und Luisa machte in der That eine Bewegung, um zu ihrer Freundin zurückzukehren.

»Signora!« rief eine bittende Stimme vom andern Ende des Corridors.

Luisas Erstaunen, wir wollen nicht sagen ihr Zorn, denn ihr Taubenherz kannte dieses Gefühl nicht, verwandelte sich in unwilliges Befremden.

»Ah, Sie sind es, mein Herr!« sagte sie, indem sie entschlossen auf den jungen Mann zuging.

»Ja, Signora,« antwortete der junge Mann, sich tief neigend, mit dem Hut in der Hand und in der ehrerbietigsten Stellung.

»Sie haben wohl gehört, was ich soeben in Bezug auf Sie zu meiner Zofe sagte?«

»Ja, ich habe es gehört.«

»Aber da Sie beinahe mit Gewalt bei mir eingedrungen sind und wissen, daß ich Ihre Besuche mißbillige, wie kommt es dann, daß Sie noch hier sind?«

»Weil ich unbedingt mit Ihnen sprechen muß. Verstehen Sie, Signora?«

»Sie müssen unbedingt mit mir sprechen?« wiederholte Luisa im Tone des Zweifels.

»Signora, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dieses Wort, welches seit dreihundert Jahren kein Mann unseres Namens und unseres Hauses leichtsinnig gegeben, ich gebe, sage ich, Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie mich hören müssen, wenn Ihnen an der Sicherheit Ihres Vermögens und Ihres Lebens gelegen ist.«

Der Ton der Ueberzeugung, womit der junge Mann diese Worte aussprach, machte Luisa ein wenig wankend.

»Nun denn, auf diese Versicherung hin, Signor, werde ich Sie morgen zu einer passenden Stunde empfangen.«

»Morgen, Signora, wird es vielleicht schon zu spät sein. Und übrigens, Sie sprechen von einer passenden Stunde – was verstehen Sie unter einer passenden Stunde?«

»Im Laufe des Tages, gegen Mittag zum Beispiel, oder auch Morgens ganz früh, wenn Sie wollen.«

»Am Tage würde man mich in Ihr Haus gehen sehen, Signora, und es kommt viel darauf an, Niemanden wissen zu lassen, daß Sie mich gesprochen haben.«

»Warum?«

»Weil mein Besuch eine große Gefahr zur Folge haben könnte.«

»Für mich oder für Sie?« fragte Luisa, indem sie zu lächeln versuchte.

»Für alle beide, antwortete der junge Bankier ernsthaft.

Es trat ein augenblickliches Schweigen ein. Der ernste Ton des nächtlichen Besuchers war nicht zu verkennen.

»Nach den Vorsichtsmaßregeln, welche Sie beobachten, hob Luisa wieder an, »scheint es mir, als sollte diese Unterredung ohne Zeugen stattfinden.«

»Ja, was ich Ihnen zu sagen habe, Signora, kann nur unter vier Augen gesagt werden.«

»Sie wissen aber doch, daß bei einer Unterredung unter vier Augen es etwas gibt, wovon es Ihnen verboten ist mit mir zu sprechen?«

»Wenn ich davon spreche, Signora, so wird es bloß geschehen, um Ihnen begreiflich zu machen, daß ich nur Ihnen allein die Mittheilung machen kann, welche Sie hören werden.«

»Kommen Sie, Signor,« sagte Luisa.

André, der dicht an die Wand des Corridors trat, um Luisa vorbeizulassen, voranschreitend führte sie ihn in das Speisezimmer, welches Giovannina erleuchtet hatte. Sobald er hier eingetreten war, schloß sie die Thür hinter ihm.

»Wissen Sie gewiß, Signora,« sagte Backer, indem er sich rings umschaute, »daß uns hier Niemand belauschen und behorchen kann?«

»Es ist weiter Niemand da, als Giovannina, und Sie haben selbst gesehen, daß diese in ihr Zimmer gegangen ist.«

»Aber dennoch könnte sie hinter jener Thür oder hinter der des Schlafzimmers horchen.«

»Verschließen Sie beide Thüren, Signor, und lassen Sie uns in das Arbeitscabinet meines Gemahls gehen.«

Eben die Vorsicht, welche André Backer gebrauchte, damit das Gespräch nicht belauscht werde, beruhigte Luisa in Bezug auf den Gegenstand der Conversation vollständig. Der junge Mann würde nicht gewagt haben, dergleichen Vorsichtsmaßregeln zu verlangen, wenn er beabsichtigt hätte, mit ihr von einer Liebe zu sprechen, welche schon so offen und freimüthig zurückgewiesen worden.

Die Thür des Cabinets blieb offen und die sorgfältig verschlossenen Thüren des Speisezimmers gaben Backer die Gewißheit, daß sie nicht belauscht werden konnten.

Luisa war auf einen Stuhl niedergesunken, stützte den Kopf auf die Hand und den Ellbogen auf den Tisch, an welchem sonst ihr Gemahl zu arbeiten pflegte.

Seit der Abreise des Chevalier war es jetzt das erste Mal, daß sie wieder in dieses Cabinet kam. Eine Menge Erinnerungen traten zugleich mit ihr ein und umlagerten sie.

Sie dachte an jenem Mann, der so vollkommen gut gegen sie gewesen und dessen Andenken gleichwohl so leicht und beinahe vollständig aus ihrem Herzen entschwunden war. Beinahe mit Schrecken ermaß sie den Umfang jener Liebe, welche die Salvato gewidmet, jener eifersüchtigen, ausschließlichen Liebe, die sich ihrer bemächtigt und so zu jagen aus ihrem Herzen jedes andere Gefühl verbannt hatte. Sie fragte sich, wie weit sie nun noch von vollständiger Untreue entfernt sei, und gewahrte, daß die zurückgelegte moralische Entfernung größer war als die materielle, welche ihr nun noch zurückzulegen übrig blieb.

André Backers Stimme schreckte sie aus dieser Betrachtung auf. Sie hatte schon vergessen, daß er da war.

Durch eine Geberde lud sie ihn ein, Platz zu nehmen.

André verneigte sich, blieb aber stehen.

»Signora,« hob er an, »wie streng Sie mir auch verboten haben, Ihnen jemals wieder von meiner Liebe zu sprechen, so muß ich doch, damit Sie den Schritt, den ich bei Ihnen thue, und den Umfang der Gefahr, welcher ich mich dabei aussetze, verstehen, Ihnen begreiflich machen, wie tief, ehrerbietig und innig diese Liebe war.«

»Signor,« sagte Luisa, indem sie sich erhob, »wenn Sie auch von dieser Liebe anstatt in der gegenwärtigen in der vergangenen Zeit sprechen, so sprechen Sie nichtsdestoweniger von einem Gefühl, dessen Ausdruck ich Ihnen unbedingt untersagt habe. Ich hoffte, indem ich Sie zu dieser Stunde empfing und nachdem ich Ihnen mein Widerstreben zu erkennen gegeben, wenigstens, daß ich Sie nicht hieran zu erinnern brauchte.«

»Haben Sie die Güte mich anzuhören, Signora, und geben Sie mir Zeit, mich zu erklären. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie an diese Liebe erinnern muß, um Ihnen die Wichtigkeit meiner Mittheilung begreiflich zu machen.«

»Wohlan, Signor, so kommen Sie nun zu dieser Mittheilung.«

»Ich wünschte aber vorher, Signora, Sie zu üben zeugen, daß diese Mittheilung von meiner Seite eine Thorheit, beinahe eine Verrätherei ist.«

»Dann, Signor, machen Sie mir diese Mittheilung nicht. Nicht ich habe Sie aufgesucht, nicht ich dringe in Sie.«

»Das weiß ich wohl, und ich sehe auch voraus, da Sie mir für das, was ich Ihnen sagen will, keinen Dank wissen werden. Doch gleichviel! Mein Verhängniß treibt mit vorwärts und mein Geschick muß sich erfüllen.«

»Ich warte, Signor,« antwortete Luisa.

»Wohlan, Signora, so wissen Sie denn, daß ein große Verschwörung im Gange ist, und daß eine neue sicilianische Vesper sich nicht bloß gegen die Franzosen, sondern auch gegen ihre Anhänger vorbereitet.«

Luisa fühlte sich von einem kalten Schauer überrieselt und ward sofort aufmerksam. Es war ja jetzt nicht mehr von ihr die Rede, sondern von den Franzosen und folglich von Salvato. Sein Leben war bedroht und diese Mittheilung des jungen Bankiers gab ihr vielleicht das Mittel an die Hand, dieses so theure Leben noch einmal zu retten.

Mit unfreiwilliger Bewegung und sich über den Tisch neigend, näherte sie sich dem jungen Mann. Ihr Mund war stumm, aber ihre Augen fragten.

»Darf ich fortfahren?«, fragte André Backer.

»Ja, fahren Sie fort,« entgegnete Luisa.

»In drei Tagen, das heißt in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend, werden nicht bloß die zehntausend Mann Franzosen, welche in Neapel und der Umgegend stehen, sondern auch, wie ich Ihnen schon gesagt habe, Alle, die zur Zahl ihrer Parteigänger gehören, niedergemetzelt werden. Zwischen zehn und elf Uhr Abends wird man die Häuser, in welchen das Blutbad stattfinden soll, mit einem rothen Kreuz bezeichnen und um Mitternacht soll das Morden beginnen.«

»Aber das ist ja entsetzlich und gräßlich, was Sie mir da sagen, Signor!«

»Nicht entsetzlicher als die sicilianische Vesper, nicht gräßlicher als die Bartholomäusnacht. Was Palermo gethan, um sich der Franzosen, und Paris, um sich der Hugenotten zu entledigen, das kann auch Neapel thun, um sich von den Republikanern zu befreien.«

»Und Sie fürchten nicht, daß ich die Kunde von diesem Vorhaben weiter verbreite?«

»Nein, Signora, denn Sie werden bedenken, daß ich Ihnen nicht einmal das Versprechen abverlangt habe, mein Geheimniß zu bewahren. Nein, Signora, Sie werden bedenken, daß eine Hingebung wie die meinige nicht durch eine Undankbarkeit vergolten werden darf. Nein, Signora, Sie werden bedenken, daß Ihr Name zu schön und zu rein ist, um durch die Geschichte an den Pranger des Verraths geschlagen zu werden.«

Luisa zuckte zusammen. Sie begriff in der That die Seelengröße und Hingebung des jungen Banquiers, welcher ihr dieses Geheimniß ohne irgend welche Bedingung anvertraute.

»Entschuldigen Sie, Signor,« sagte Luisa, »wenn ich mich frage, was ich mit den Franzosen und den Anhängern der Franzosen zu schaffen habe – ich, die Gattin des Bibliothekars, ja noch mehr, des Freundes des Kronprinzen.«

»Das ist wohl wahr, Signora, der Chevalier San Felice ist aber nicht mehr hier, um Sie durch seine Gegenwart zu schützen, oder durch seine Loyalität zu decken, und lassen Sie mich Ihnen sagen, Signora, mit Schrecken habe ich gesehen, daß Ihr Haus zur Zahl derjenigen gehört, welche mit einem Kreuz bezeichnet werden sollen.«

»Mein Haus!« rief Luisa, indem sie sich erhob.

»Signora, ich begreife, daß das, was ich Ihnen sage, Sie in Erstaunen setzt, ja empört. Hören Sie mich aber zu Ende. In Zeiten wie die unsrigen, in Zeiten der Unruhe und des Sturmes ist Niemand gegen Argwohn und Verdacht gesichert, und übrigens wenn der Argwohn auch schläft, so sind doch stets die Denunzianten da, um ihn zu wecken. Wohlan, Signora, ich selbst habe eine Denunciation, die allerdings anonym, aber so genau war, daß ihre Echtheit nicht zu bezweifeln stand, in meinen eigenen Händen gehabt und mit meinen eigenen Augen gelesen.«

»Eine Denunciation?«, fragte Luisa erstaunt.

»Ja, eine Denunciation, Signora.«

»Eine Denunciation gegen mich?«

»Ja, gegen Sie.«

»Und was sagte diese Denunciation?« fragte Luisa unwillkürlich erbleichend.

»Sie sagte, Signora, daß Sie in der Nacht vom 22. zum 23. September des vergangenen Jahres einen Adjutanten des Generals Championnet in Ihr Haus aufgenommen hätten.«

»Ha!«, murmelte Luisa, indem sie fühlte, wie ihr der kalte Schweiß auf die Stirne trat.

»Die Denunciation behauptet weiter, dieser von Pasquale de Simone verwundete Adjutant sei durch Sie der Rache der Königin entzogen, durch eine albanesische Wahrsagerin, Namens Nanno, verbunden und bei Ihnen sechs Wochen lang verborgen gehalten worden; dann habe er, als Bauer aus den Abruzzen verkleidet, Ihr Haus blos verlassen, um sich zu dem General Championnet zurückzugeben, bei welchem er gerade zur rechten Zeit eingetroffen sei, um sich an der Schlacht von Civita Castellane zu betheiligen.«

»Wohlan, Signor,« sagte Luisa, »wenn dem auch so wäre, ist es wohl ein Verbrechen, einen Verwundeten auf- zunehmen, einem Menschen das Leben zu retten, und muß man, ehe man den Balsam des barmherzigen Samariters in seine Wunden träufelt, sich nach seinem Namen, seinem Vaterlande oder seiner Meinung erkundigen?«

»Nein, Signora; in den Augen der Humanität ist dies kein Verbrechen, wohl aber in den Augen der Parteien. Dennoch aber hätten die Royalisten Ihnen vielleicht verziehen, wenn Sie nicht später dadurch, daß Sie sämtlichen Soiréen der Herzogin Fusco beigewohnt, dieser Denunciation eine schwerere Bedeutung gegeben hätten. Die Abendgesellschaften der Herzogin Fusco, Signora, sind nicht blos Abendgesellschaften. Es sind vielmehr Clubbs, wo Projecte besprochen, Gesetze ausgearbeitet, patriotische Lieder gedichtet, in Musik gesetzt und gesungen werden. Sie, Signora, wohnen allen diesen Soiréen bei, und obschon man recht wohl weiß, daß dies aus einem ganz andern als einem politischen Beweggrund geschieht, so –»

»Nehmen Sie sich in Acht, Signor, Sie stehen im Begriff, den mir gebührenden Respekt aus den Augen zu setzen.«

»Davor bewahre mich Gott, Signora,« antwortete der junge Mann.

»Zum Beweise, daß dies nicht meine Absicht ist, werde ich das, was ich Ihnen noch zu sagen habe, knieend mittheilen.«

Und André Backer ließ sich wirklich auf ein Knie nieder.

»Signora,« sagte er, »da ich weiß, daß Ihr Leben gefährdet ist, weil Ihr Haus zur Zahl der dem Messer der Lazzaroni Bezeichneten gehört, so bin ich gekommen, um Ihnen einen Talisman zu bringen, eben so wie ein Zeichen mitzutheilen, welches bestimmt ist, Sie zu schützen. Dieser Talisman, Signora, ist dieser.«

Mit diesen Worten legte er eine Karte, auf welcher man das Bild einer Lilie sah, auf den Tisch.

»Das Zeichen, fuhr er dann fort, »besteht darin, daß Sie den Daumen Ihrer rechten Hand an den Mund halten und sich in das erste Glied beißen.«

»Um mir dies zu sagen, brauchten Sie nicht erst niederzuknieen, Signor,« sagte Luisa mit einem Ausdrücke von Wohlwollen, welcher unwillkürlich ihr Gesicht erhellte.

»Nein, Signora, wohl aber um dessentwillen, was mir noch zu sagen übrig bleibt.«

»Nun, so sagen Sie es.«

»Es kommt mir nicht zu, Signora, in Ihre Geheimnisse einzudringen. Es ist daher nicht eine Frage, welche ich an Sie richte, sondern vielmehr ein guter Rath, den ich Ihnen gebe, und Sie werden sehen, daß dieser Rath nicht bloß uneigennützig, sondern auch großmüthig ist. Man sagt nämlich, mit Recht oder Unrecht, daß dieser junge Adjutant des französischen Generals, dieser junge Mann, dem Sie das Leben gerettet, von Ihnen geliebt werde.«

Luisa machte eine unwillkürliche Bewegung.

»Nicht ich sage dies; nicht ich glaube es. Ich will nichts sagen, ich will nichts glauben; ich will, daß Sie glücklich seien, weiter nichts. Ich will, daß dieses so edle, so keusche, so reine Herz nicht vom Schmerze gebrochen werde. Ich will, daß diese schönen Augen nicht Thränendes Jammers vergießen. Ich sage Ihnen daher bloß, Signora, wenn Sie einem Mann, möge er sein, wer er wolle, mit schwesterlicher oder anderer Liebe zugethan sind und wenn dieser Mann als Franzose, als Patriot Gefahr läuft, wenn er unter irgend einem Vorwande die Nacht vom Freitage zum Samstage hier zubringt, so entfernen Sie diesen Mann, damit er durch seine Abwesenheit dem Blutbade entrinne, und damit ich – es soll dies meine Belohnung sein – mir sagen kann: »Ihr, die mich so viel hat leiden lassen, ihr habe ich einen Schmerz erspart.« Nun stehe ich wieder auf, Signora, denn ich habe gesprochen.«

Luisa fühlte, wie ihr angesichts dieser großen und doch so einfachen Selbstverläugnung die Thränen in die Augen traten und ihre Lider benetzten. Sie reichte André ihre Hand, welche dieser mit Begeisterung ergriff.

»Ich danke Ihnen, Signor,« sagte sie; »woher der Verrath kommt, kann ich nicht errathen, aber Ihnen kann ich sagen: Der Denunciant ist gut unterrichtet gewesen. Nie habe ich irgend Jemanden mein Geheimniß anvertraut, Ihnen aber sage ich: »Ja, ich liebe, obschon mit einer mütterlichen, weil unermesslichen Liebe, einen Mann, dem ich das Leben gerettet. Als ich fühlte, wie diese Liebe mit der Gewalt einer unwiderstehlichen Leidenschaft sich meines Herzens bemächtigte, wollte ich fort von hier. Ich wollte Neapel verlassen, meinem Gemahl nach Sicilien folgen, nicht um einem unheilvollen Schicksal, einem tödtlichen Schicksal, welches mir prophezeit ist, zu entinnen, sondern um dem Chevalier die Treue zu bewahren, die ich ihm versprochen, um meine Frauenehre unverletzt zu erhalten. Gott hat es nicht gewollt. Der Sturm trennte mich von meinem Gemahl, die Woge, die ihn hinwegtrug, warf mich an das Gestade zurück. Sie werden mir sagen, ich hätte, nachdem der Sturm vorüber war, das erste beste Schiff besteigen und meinem Gemahl nach Sicilien nachfolgen sollen. Hätte er es befohlen, oder hätte er es auch nur zu wünschen geschienen, so hätte ich es gethan. Da ich aber nicht dazu aufgefordert ward, so hatte ich auch nicht die Kraft dazu, sondern blieb. Sie sprachen von dem Verhängniß, welches Sie treibt, mir Ihr Geheimniß zu offenbaren. Wenn Sie Ihr Verhängniß haben, so habe auch ich das meinige. Folgen wir jedes der Richtung, in welcher das Schicksal uns treibt. Wohin auch das meinige mich führen möge, so wird es da, wo ich bin, ein dankbares Herz für Sie geben. Leben Sie wohl, Signor. Selbst die grausamsten Martern werden mich nicht zwingen, Ihren Namen zu nennen, das verspreche ich Ihnen.«

»Und der Ihrige,« antwortete André Backer, indem er sich verneigte, »wird niemals aus meinem Herzen weichen, selbst nicht auf dem Blutgerüste, wenn ich dieses um Ihretwillen besteigen wüßte.«

Mit diesen Worten verneigte er sich abermals und entfernte sich, indem er die Karte mit der Lilie, welche ihr als Erkennungszeichen dienen sollte, auf dem Tische zurückließ.

Zehntes Capitel.

Luisa's Geheimnis.

Als Luisa sich allein sah, sank sie wieder auf ihren Stuhl zurück und verhielt sich, in einen Abgrund von Betrachtungen versinkend, still und unbeweglich.

Wer konnte vor allen Dingen jener verborgene, anonyme Feind sein, welcher von Allem, was in dem Hause vorging, so gut unterrichtet war und in einer an das royalistische Comité gerichteten Denunciation die geringsten Einzelheiten in Luisas Privatleben erwähnt hatte? Nur vier Personen kannten die in der Denunciation angeführten näheren Umstände.

Es waren dies der Doctor Cirillo, Michele der Narr, die Wahrsagerin Nanno und Giovannina die Zofe.

Der Doctor Cirillo! Von einem Verdachte gegen diesen konnte nicht im Entferntesten die Rede sein.

Michele der Narr hätte für seine Milchschwester das Leben gelassen.

Es blieben daher noch die Wahrsagerin Nanno und die Zofe Giovannina übrig.

Die Wahrsagerin Nanno hätte Salvato und Luisa zu einer Zeit denunciiren können, wo diese Denunciation, ihrem vollen Werthe nach, das heißt gut bezahlt worden wäre; sie hatte es aber nicht gethan.

Der Habgier konnte man die von Backer entdeckte Denunciation folglich nicht zuschreiben, sondern sie konnte nur eine Wirkung des Hasses sein.

Giovannina! Auf dieser mußte der Verdacht, wenn auch in unsicherer Weise, zuletzt haften bleiben.

Welchen Grund konnte Giovannina aber haben, ihre Herrin zu hassen? Luisa wußte keinen, dennoch aber hatte sie schon seit langer Zeit in der Laune ihrer Zofe Veränderungen bemerkt, welche, da sie sich dieselben nicht weiter erklären konnte, ihr als einfache Bizarrerien des Charakters erschienen waren.

Jetzt jedoch fielen ihr dieselben wieder ein und erweckten in ihr Zweifel, ohne ihr eine Erklärung zu geben. Sie hatte an Giovannina verstohlene Blicke, heimtückisches Lächeln, bittere Worte bemerkt und dies ganz besonders seit der Nacht, wo sie, Luisa, anstatt sich einzuschiffen, wieder nach Hause zurückgekommen war.

Diese Anzeichen von Unzufriedenheit waren seit dem Einzuge der Franzosen in Neapel und ganz besonders seitdem sie Salvato wiedergesehen, noch häufiger geworden.

In ihrer zu großen Verachtung der bescheidenen Stellung Giovannina's fiel es Luisa nicht im entferntesten ein, daß ihre Zofe Salvato lieben und eifersüchtig sein, daß dieselben Leidenschaften, welche das Herz der vornehmen Dame bewegen, sich auch in dem Herzen der Bäuerin regen könnten.

Gleichwohl erhielt der Verdacht des Hasses von Seiten Giovannina's sich in Luisa, wenn dieser auch nicht die Ursache desselben bekannt war.

Sie ergriff die Karte mit der Lilie, steckte sie in den Busen, nahm den Leuchter selbst in die

Hand, verließ das Cabinet des Chevalier, schloß die Thür desselben und begab sich in ihr Schlafzimmer.

In ihrem Schlafzimmer fand sie Giovannina, welche sich zur Nachttoilette bereithielt.

Eingenommen, wie sie jetzt gegen ihre Zofe war, erhaschte sie den Blick, womit diese sie bei ihrem Eintritt in das Zimmer empfing. Auf diesen böswilligen Blick folgte sofort ein freundliches Lächeln, aber dennoch war dasselbe nicht so rasch, daß in Luisa's Herzen nicht der erste Eindruck zurückgeblieben wäre.

Nina, welche von dem, was vorgegangen, keine Ahnung und folglich auch von dem Argwohn, der in dem Herzen ihrer Gebieterin keimte, keine Idee hatte, wollte ein Gespräch anknüpfen. Dieses Gespräch wäre, welche Umwege es auch genommen hätte, wenn Luisa es hätte fort dauern lassen, zuletzt sicherlich auf den Besuch, den sie so eben erst empfangen, gekommen; Luisa aber schnitt ihr kurz das Wort ab, indem sie erklärte, sie bedürfe ihrer Dienste nicht.

Nina stutzte. Sie war nicht daran gewöhnt, in so schroffer Weise verabschiedet zu werden. Abermals heimtückisch vor sich hinlächelnd begab sie sich auf ihr Zimmer.

Der Besuch des jungen Bankiers gab ihr viel Stoff zum Nachdenken. Nachdem Luisa ihm das Haus verboten, hatte sie sich nicht bloß dazu verstanden, ihn um zwei Uhr Morgens zu empfangen, sondern diesen Empfang auch noch obendrein fern von den Blicken Aller, bei verschlossenen Thüren und in dem Cabinet des Chevalier stattfinden lassen.

Allerdings hatte sie der junge Mann anfangs mit strenger Miene begrüßt, nach seinem Weggange aber war sie nicht bloß gedankenvoller, sondern auch gerührter in ihr Zimmer zurückgekehrt. Man sah, daß ihre Augen, wenn auch nicht geweint, wenigstens die Feuchtigkeit der Thränen gefühlt hatten.

Wer hatte diese stolze Luisa zu sanfteren Gefühlen bewegen können?

Hatte die Liebe des schönen jungen Mannes endlich Gnade in ihrem Herzen gefunden und hatte dieses Herz neben der alten Liebe auch noch Platz für eine neue?

Dies konnte man unmöglich glauben, aber dennoch war das, was soeben geschehen, sehr außerordentlich.

Luisa hatte, wie wir bereits erwähnt, Giovannina's bösen Blick bemerkt, sie hatte jedoch über etwas noch Ernsteres nachzudenken, als der Name des unbekanntem Denuncianten war.

Sie mußte überlegen, welchen Gebrauch sie von diesem Geheimniß machen sollte, ohne den Mann, der es ihr anvertraut, zu compromittieren, oder mit anderen Worten, wie sie Salvato retten sollte, ohne Backer ins Verderben zu stürzen.

Vor allen Dingen mußte die Salvato sprechen. Diesen bekam sie aber niemals anders zu sehen, als des Abends bei der Herzogin. Hier war ihre Begegnung eine ganz natürliche, denn der Salon der Herzogin war, wie Backer gesagt hatte, ein förmlicher Club.

Nun aber wäre viel Zeit verloren gegangen, wenn Luisa erst drei Tage hätte warten wollen. Sie mußte daher Salvato zu sich rufen lassen, und eine Botschaft dieser Art konnte sie Niemanden weiter als Michele anvertrauen.

Sie streckte den Arm aus, um der Zofe zu klingeln, diese aber hatte sich wahrscheinlich schon zu Bett begeben. Luisa meinte daher, es sei einfacher, wenn sie sich selber in das Zimmer der Zofe verfügte und ihr den Befehl brächte, als wenn sie Nina nöthigte, sich denselben zu holen.

Das Zimmer der Zofe war von dem der Herrin nur durch den Corridor getrennt, welcher in das Haus der Herzogin Fusco führte.

Ninas Zimmer war nur durch eine Glasthür geschlossen. Man sah, daß noch Licht im Zimmer brannte, und sei es nun, daß Luisa's Tritt zu leicht war, um von Nina gehört zu werden, sei es, daß die Beschäftigung, der sie sich gewidmet, ihre Gedanken ausschließlich in Anspruch nahm, kurz, als Luisa die Glasthür erreichte, sah sie durch den dünnen Mousselinvorhang hindurch, welcher das Glasfenster der Thür bedeckte, ihre Zofe an einem Tische sitzen und eifrig schreiben.

Da Luisa sich wenig darum kümmerte, an wen Giovannina schriebe, so öffnete sie ganz einfach und natürlich die Thür.

Ohne Zweifel aber lag Giovannina sehr viel daran, ihre Herrin nicht wissen zu lassen, daß sie schrieb, denn sie stieß einen schwachen Schrei der Ueberraschung aus und erhob sich, um sich zwischen Luisa und ihren Brief zu stellen.

Obschon sehr erstaunt, daß Nina um drei Uhr Morgens noch schrieb, anstatt sich niederzulegen und zu schlafen, richtete Luisa doch deswegen keine Frage an sie, sondern begnügte sich, zu ihr zu sagen:

»Ich möchte Michele heute Morgen so zeitlich als möglich sprechen. Setze ihn davon in Kenntniß.«

Dann machte sie die Thür wieder zu, zog sich in ihr Zimmer zurück und stellte es ihrer Zofe frei, an ihrem Briefe weiterzuschreiben.

Man kann sich leicht denken, daß Luise sehr wenig schlief. Gegen sieben Uhr Morgens hörte sie Geräusch im Hause.

Es war Giovannina, welche aufstand und das Haus verließ, um den Auftrag ihrer Herrin zu vollziehen.

Es dauerte beinahe anderthalb Stunden, ehe Giovannina wiederkam. Allerdings brachte sie auch dann Michele gleich selbst mit. Ohne Zweifel war sie selbst gegangen, damit der Auftrag ihrer Herrin auch ordentlich ausgerichtet werde.

Gleich der erste Blick, welchen der Lazzarone auf Luisa warf, verrieth ihm, daß etwas Ernstes vorgegangen sei.

Luisa war gleichzeitig bleich und fieberhaft; ihre Augen waren von jenem bläulichen Ring umgeben, welcher Schlaflosigkeit verräth.

»Was ist Dir, Schwesterchen?« fragte Michele mit dem Ausdruck der Besorgniß.

»Nichts, antwortete Luisa, indem sie zu lächeln versuchte. »Ich muß blos so schnell als möglich Salvato sprechen.«

»Das wird nicht sehr schwer sein, Schwesterchen. Ein Sprung von hier nach dem Palast Anгри ist bald gethan.«

Salvato wohnte nämlich wirklich mit dem General Championnet in der Toledostraße in demselben Palast, wo sechzig Jahre später Garibaldi wohnte.

»Nun dann geh,« sagte Luisa, »und komm schnell wieder.«

Michele that, wie er gesagt, nur einen Sprung; ehe er aber noch wiederkam, brachte ein Ordonnanzoldat einen Brief von Salvato.

Dieser Brief lautete:

»Geliebte Luisa!

»Diesen Morgen um fünf Uhr habe ich von dem General Befehl erhalten, nach Salerno zu

gehen und dort eine Colonne zu organisieren, welche ich nach der Basilicata schicken soll, wo, wie es scheint, einige Unruhen stattfinden. Ich glaube, diese Organisation wird mich, wenn ich dabei mit möglicher Beschleunigung zu Werke gehe, zwei Tage aufhalten und ich gedenke daher Freitag Abend wieder zurück zu sein.

»Wenn ich hoffen könnte, bei meiner Rückkehr das Fenster in dem Gäßchen offen zu finden, und wenn ich dann mit Dir ein Stündchen in dem *glücklichen Zimmer* zubringen könnte, so würde ich beinahe meine zweitägige Verbannung segnen, die mir eine so hohe Gunst verschaffen würde.

»Im Palast Angri habe ich Männer zurückgelassen, welche beauftragt sind, mir die an mich eingehenden Briefe zu bringen. Ich erwarte deren mehrere, hoffe aber nur auf einen.

»Ha, anbetungswürdiger Abend, den ich gestern verlebt! O langweiliger Abend, den ich heute erleben werde!

»Auf Wiedersehen, meine schöne Madonna vom Palmbaume. Ich warte und ich hoffe.

»Dein Salvato.«

Luisa machte eine Geberde der Verzweiflung. Wen Salvato erst den Freitag Abend zurückkam, wie sollte j dann Zeit gewinnen, ihn vor dem nächtlichen Blutbad zu retten?

Sie konnte ja dann kaum noch Zeit haben, mit ihm zu sterben.

Der Soldat wartete auf Antwort.

Was sollte sie antworten? Sie wußte es nicht. In Salerno war die Verschwörung ohne Zweifel eben so organisiert wie in Neapel. Hatte André Backer nicht gesagt, daß sie in Neapel und in der Umgegend zum Ausbruch kommen würde?

Einen Augenblick lang glaubte sie wahnsinnig wer den zu müssen.

Giovannina, welche unversöhnlich war wie der Haß, erinnerte sie wiederholt daran, daß der Bote auf Antwort warte.

Luisa ergriff eine Feder und schrieb:

»Geliebter Bruder!

»So eben habe ich deinen Brief empfangen. Unter allen anderen Umständen würde ich mich begnügt haben Dir zu antworten: »Du wirst dein Fenster offen finden und ich werde Dich in dem glücklichen Zimmer erwarten.« Jetzt muß Dich aber noch vor Ablauf von zwei Tagen sprechen. Ich werde heute Michele nach Salerno schicken. Er wird Dir einen Brief von mir bringen, den ich sofort schreiben werde, sobald ich meine Ideen ein wenig geordnet habe.

»Wenn Du dein Hotel oder den Palast der Intendanz, mit einem Worte das von Dir gewählte Quartier, wo Michele Dich suchen wird, verlässest, so sage dann, wo Du sein wirst, damit er Dich überall aufsuchen und treffen kann.

Deine Schwester

Luisa.«

Sie faltete diesen Brief zusammen, siegelte ihn zu und übergab ihn dem Soldaten.

Dieser begegnete, in dem Garten angelangt, dem rückkehrenden Michele.

Der ehemalige Lazzarone kam, um Luisa zu melden, was diese schon wußte, das heißt Salvatos Abwesenheit und den von diesem zurückgelassenen Befehl, ihm seine Briefe nach

Salerno nachzuschicken.

Luisa bat Michele, dazubleiben. Ohne Zweifel, sagte sie, würde sie ihm im Laufe des Tages einige wichtige Aufträge zu erheilen haben, ja ihn vielleicht selbst nach Salerno schicken.

Dann kehrte sie aufgeregter als je in ihr Zimmer zurück und schloß sich in dasselbe ein.

Michele, welcher gewohnt war, eine Milchschwester immer so ruhig zu sehen, drehte sich nach der Zofe herum.

»Was fehlt Luisa nur heute Morgen?« fragte er. »Hat vielleicht, seitdem ich vernünftig geworden bin, der Wahnsinn sich *ihrer* bemächtigt?«

»Das weiß ich nicht,« antwortete Giovannina. »Sie ist aber so seit dem Besuche, welchen Signor André Backer ihr in der vergangenen Nacht gemacht hat.«

Michele sah das boshafte Lächeln, welches Giovannina's Lippen umspielte. Es war nicht das erste Mal, daß er dasselbe bemerkte, diesmal aber hatte es einen solchen Ausdruck von Haß, daß er vielleicht eine nähere Erklärung verlangt hätte, als Luisa in einen Reisemantel gehüllt wieder aus ihrem Zimmer heraustrat. Ihr festeres, wenn auch nicht ruhigeres Gesicht lieh ihren Zügen den Ausdruck eines gefaßten Entschlusses, gegen welchen jeder Widerstand vergebens gewesen wäre.

»Michele,« sagte sie, »nicht wahr, Du kannst über deinen ganzen Tag verfügen?«

»Nicht bloß über meinen ganzen Tag, sondern auch über meine ganze Nacht und meine ganze Woche.«

»Nun dann komm mit.«

Sich hierauf zu Giovannina wendend, setzte sie hinzu:

»Wenn ich diesen Abend nicht wiederkomme, so beunruhigt Euch deshalb nicht. Wartet aber die ganze Nacht auf mich.«

Dann forderte sie Michele durch eine Geberde auf, ihr zu folgen, und verließ ihm voranschreitend das Haus.

»Zum ersten Male in ihrem Leben hat Signora mich nicht Du genannt,« sagte Giovannina zu Michele. »Versuch zu erfahren, was der Grund davon ist.«

»Nun,« sagte der Lazzarone, »wahrscheinlich hat sie Dich lächeln gesehen.«

Und rasch ging er die Rampe hinunter, um Luisa ein zuholen, welche ihn ungeduldig an der Thür des Gartens erwartete.

Die Transportmittel sind in Neapel sehr leicht und bequem, eben weil in dieser Beziehung kein öffentlich fest organisiertes System vorhanden ist.

Wenn man z.B. nach Salerno will und der Wind günstig ist, so setzt man in einem Boote über den Golf nimmt in Castellamare einen Wagen und ist in vierhalb oder vier Stunden in Salerno,

Ist dagegen der Wind ungünstig, so nimmt man in Neapel auf dem ersten Platze, an der ersten Straßenecke oder Durchfahrt einen Wagen, umfährt den Golf über Resina, Portici, Terro del Greco, passiert über Cava das Gebirge und langt ungefähr in derselben Zeit in Salerno an.

Kaum auf dem Quai angelangt, erkundigte Michel sich nach dem Ziel der Reise, und als er hörte, daß dieses Ziel Salerno sei, fragte er, welchem Fortkommen seine Milchschwester den Vorzug gäbe.

»Dem raschesten,« antwortete Luisa.

Michele befragte mit den Augen den Horizont. Der Horizont war rein und versprach einen

herrlichen Tag. In Neapel beginnt der Frühling im Januar und mit dem Frühling beginnen die schönen Tage.

Ein leichter sanfter Wind kräuselte die Fläche des Golfes, auf welchem man nach allen Richtungen hin eine Menge Gondeln, Tartanen, Felucken und andere Fahrzeuge hin- und hergleiten sah, deren Bestimmung man an ihrer Größe, eben so wie ihre Nationalität an ihrer Form oder an ihrem Segelwerk erkannte.

Michele schlug Luisa vor, den Seeweg zu wählen, und sie war ohne Widerspruch damit einverstanden.

Michele ging an den Strand der Mergellina hinab und unterhandelte. Für zwei Piaster bekam er die Barke auf vierundzwanzig Stunden.

Hätte man rudern müssen, so hätte die Barke das Doppelte gekostet. Man konnte aber mit dem bloßen Segel fahren und diese Ersparniß an körperlicher Anstrengung ward auf zwei Piaster veranschlagt.

Luisa stieg, in ihren Reisemantel gehüllt, welcher ihr Gesicht vollständig verdeckte, in die Barke und setzte sich auf Micheles vierfach zusammengelegten Mantel.

Das kleine dreieckige Segel ward gestellt und die Barke stieß ab, graziös und weiß wie eine Möve, welche ihre Schwingen ausbreitet.

Man kam dicht an der Spitze des Castells d'Uovo vorbei, auf welchem die dreifarbige französische Fahne neben der dreifarbigen neapolitanischen Fahne flatterte, und durchschnitt in schräger Richtung den Golf, so daß das Kielwasser des Bootes die Sehne des Bogens bildete.

Die beiden Ruderer hatten Michele erkannt. Trotz seiner glänzenden Uniform, oder vielleicht eben deshalb, kam das Gespräch auf die Angelegenheiten des Augenblickes.

Michele war einer der eifrigsten Zuhörer von Michelangelo Ceccone, jenes guten patriotischen Priesters, welcher, von Cirillo abgesendet, dem durch Salvato verwundeten Sbirren die letzten Tröstungen der Religion gespendet hatte. Er hatte das Evangelium in den neapolitanischen Dialekt übersetzt und erklärte den Lazzaroni den Inhalt dieses Buches, die Quelle aller Moral, die ihnen noch vollkommen unbekannt war.

Das empfängliche Gemüth des jungen Lazzarone ward sehr bald von dem demokratischen Geist durchdrungen, dessen göttlicher Hauch dieses erhabene Buch beseelt, und Proselyt der Revolution, versäumte er nie eine Gelegenheit, seinerseits ebenfalls Proselyten zu machen.

Sobald daher die Barke richtig im Gange war und die beiden Ruderer sie, nachdem sie den Horizont betrachtet, dem Nordwestwinde überlassen, richtete Michele das Wort an sie.

»Wohlان,« fragte er sie, indem er sich die Hände rieb, »Ihr seid nun wohl zufrieden, lieben Freunde, hoffe ich?«

»Zufrieden, womit?« fragte der älteste der beiden Ruderer, welcher sein Glück nicht mit demselben Maßstabe wie Michele zu messen schien.

»Nun, ohne Zweifel könnt Ihr jetzt überall in dem Golf, vom Pausilippo an bis zum Cap Campanella, fischen, ohne daß der Tyrann Euch daran verhindert?«

»Welcher Tyrann?«, fragte wieder der älteste Ruderer.

»Wie, Du fragst, welcher Tyrann? Welcher andere als Ferdinand ?«

»Wenn man in seinem Eigenthum fischt und Anderen verbietet, ebenfalls darin zu fischen, so ist man deswegen nach kein Tyrann, antwortete der jüngere Ruderer, welcher die Ansichten des älteren vollständig zu theilen schien.

»Wie, Du behauptet, das Meer gehöre dem König?«

»Allerdings behaupte ich das.«

»Wohlan, ich für meine Person behaupte, daß das Meer Dir, mir, der ganzen Welt gehört.«

»Da hast Du eine drollige Idee.«

»Ich kann sie Dir beweisen.«

»Nun, so laß den Beweis sehen.«

»Höre mich aufmerksam an.«

»Wir hören.«

»Das Land gehört den Reichen.«

»Dies gibt Du also zu?«

»Ja, und der Beweis, daß es ihnen gehört, liegt darin, daß es durch Mauern, Gräben, Grenzsteine oder sonstige Grenzen zwischen sie getheilt ist. Nun aber mache mir einmal das Vergnügen, mir die Grenzen, die Hecken und die Mauern des Meeres zu zeigen!«

Einer der beiden Ruderer wollte eine Bemerkung machen.

»Warte,« sagte Michele; »ich bin noch nicht fertig. Das Land muß, damit es Früchte trage, bearbeitet und besäet werden. Das Meer dagegen bearbeitet sich ganz allein und befruchtet sich von selbst. Mögen wir daraus noch so viele Ernten an Schollen, Lampreten, Rochen, Hummern, Steinbutten, Wellen und Seezungen holen – je mehr wir deren holen, desto mehr sind da. Die Ernten folgen eine auf die andere, ohne daß man nöthig hätte, das Meer zu düngen. Dies ist der Grund, aus welchem ich sage: Das Land gehört den Reichen, das Meer aber den Armen und Gott. Nun aber muß man ganz gewiß ein Tyrann und zwar ein abscheulicher Tyrann sein, wenn man den Armen das nimmt, was Gott ihnen gegeben, denn das Evangelium sagt: Wer den Armen gibt, der leihet dem Herrn!«

»Hm, hm!« sagte der beredteste der beiden Ruderer, einen Augenblick verlegen.

»Nun, antworte mir einmal hierauf,« sagte Michele, der schon den Sieg errungen zu haben glaubte.

»Wohlan, ja, ich antworte.«

»Und was antwortet Du?«

»Ich antworte, daß der König in Mergellina ein Haus hat.«

»Ja, das, worin er seine Fische verkaufte.«

»Er hat ferner in Neapel einen Palast, in Portici ein Schloß, in der Favorita eine Villa und alles dies am Rande des Golfes.«

»Nun, und was beweist dies?«

»Es beweist, daß, wo nicht das Meer, doch wenigstens der Golf ihm gehört. Haben wir vielleicht Schlösser am Rande des Golfes.«

»Ja,« wiederholte der zweite Ruderer, durch die Polemik des ersteren ermuthigt, »haben wir Schlösser am Rande des Golfes? Und Du vor allen Dingen mit deinen schönen Kleidern, hast Du vielleicht deren? Antworte doch!«

»Aber, entgegnete Michele, »warum baut er dann nicht von der Spitze des Pausilippo bis zum Cap Campanella eine große Mauer mit großen Thüren, um die Barken und die Schiffe hindurchzulassen?«

»O, wenn er es sonst thun wollte, reich genug ist er dazu.«

»Ja, aber nicht mächtig genug, denn gleich bei dem ersten Sturme würde Gott, wenn er ihn auf diese Mauern losließe, dieselben über den Haufen werfen wie die von Jericho.«

»Man behauptete, es würden, sobald die Franzosen Herren von Neapel wären, sich unsere Umstände in jeder Beziehung bessern. Wie kommt es aber dann, daß das Brod und die Maccaroni gegenwärtig noch immer denselben Preis haben wie zu Zeit des Tyrannen?«

»Das ist allerdings wahr; die Municipalität hat aber ein Decret erlassen, welches vom nächstkünftigen 15. Februar an den Preis des Brodes und der Maccaroni billiger stellt, als er bis jetzt gewesen.«

»Warum erst vom 15. Februar an und nicht sogleich?«

»Weil der Tyrann sämtliche aus der Barberei angelangte mit Getreide beladene Schiffe an seine Freunde, die Engländer, hat verkaufen lassen. Man muß deshalb doch den anderen erst Zeit lassen, anzukommen. Was müssen wir mittlerweile thun? Wir müssen ihn hassen, ihn bekämpfen und eher sterben, als unter seine Herrschaft zurückkehren. Haben die Franzosen nicht Alles gethan, was sie gekonnt haben? Haben sie nicht das Privilegium des Fischfangs abgeschafft? Kann nicht jetzt Jedermann in den Revieren des Königs fischen?«

»Ja, das ist wahr.«

»Und findet Ihr nicht Fische in Hülle und Fülle?«

»Allerdings läßt sich voraussetzen, daß er die schönsten und besten für sich gewählt hatte.«

»Haben die Franzosen nicht auch die Salzsteuer abgeschafft?«

»Das ist wahr.«

»Und die Oelsteuer?«

»Das ist auch wahr.«

»Und die Abgabe auf getrocknete Fische?«

»Ist ebenfalls wahr. Aber warum haben sie auch den Titel Excellenz abgeschafft? Was hat diese arme Excellenz ihnen gethan? Sie kostete ja Niemanden etwas.«

»Das haben sie wegen der Gleichheit gethan.«

»Was ist das die Gleichheit? Was wissen wir davon?«

»Das ist eben das Unglück, daß Ihr sie nicht kennt. Früher gab es Prinzen und Herzöge, gegenwärtig gibt es nur noch Bürger. Du bist Bürger so gut wie der Fürst von Maliterno, wie der Herzog von Rocca Romana, wie die Minister, wie der Maire, wie die Municipalräthe.«

»Aber was nützt mir das?«

»Was Dir das nützt?«

»Ja, das frage ich eben.«

»Sieh mich einmal an.«

»Ich sehe Dich an.«

»Bin ich wohl gekleidet wie Du?«

»Nein, das ist durchaus nicht der Fall.«

»Wohlan, das ist eben die Gleichheit, Giambardella. Die Gleichheit ist die Möglichkeit, daß man, obschon als Lazzarone geboren, doch Oberst werden kann. Früher wurden die vornehmen Herren schon im Mutterleibe zu Obersten ernannt. Bist Du vielleicht mit einem Pergamente in der Tasche und goldenen Treffen auf den Aermeln zur Welt gekommen? Hast Du unsere Frauen solche Kinder gebären sehen? Nein, dies geschah nur bei den Edelleuten. Ich bin jetzt Oberst,

aber wem habe ich das zu danken? Nur der Gleichheit. Unter der Herrschaft der Gleichheit kannst Du Marinelieutenant und dein Sohn kann Capitän, dein Enkel General werden. «

Giambardella machte eine Geberde, welche Zweifel zu erkennen gab.

»Ehe es so weit kommt, wird wohl einige Zeit vergehen müssen,« sagte er.

»Ja wohl,« antwortete Michele, »denn man kann nicht Alles auf einmal verlangen. Der gute Gott selbst, der doch allmächtig ist, hat die Welt in sieben Tagen geschaffen. Die gegenwärtige Regierung ist, wie man es nennt, eine provisorische; es ist noch nicht die Republik. Die Constitution, welche uns glücklich machen soll, wird erst noch festgestellt. Erst wenn dies geschehen ist, können wir je nach unserem Wohlbefinden oder unseren Leiden einen Vergleich zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit ziehen. Die Gelehrten, wie der Chevalier Felice, der Doctor Cirillo oder Signor Salvato, wissen, warum die Jahreszeiten wechseln. Wir Dummköpfe wissen blos, ob uns friert oder ob wir schwitzen. Wir haben unter dem Tyrannen noch ganz andere Leiden durchgemacht und dieselben, Gott sei Dank, überstanden. Vieles haben wir erlebt, Kriege, Pest, Hungersnoth, die Erdbeben ungerechnet. Die Gelehrten sagen, unter der Republik werden wir glücklich sein. Sie vereinigen sich und arbeiten für unser Bestes. Laffen wir ihnen Zeit, ihr Werk zu vollenden.«

Dann setzte er in salbungsvollem Tone hinzu:

»Wer rasch ernten will, säet Rettige und kann nach Verlauf eines Monats auch wirklich Rettige essen. Wer aber Brod will, der säet Getreide und wartet ein Jahr. So ist es auch mit der Republik. Sie ist das Getreide des Volkes. Warten wir geduldig, bis es wächst, und wenn es reif sein wird, dann werden wir ernten.«

»Amen!« sagte Giambardella, durch Michelles Beweisführung sehr wankend gemacht, wenn auch nicht überzeugt. »Doch gleichviel, setzte er mit einem Seufzer hinzu, »so lange der Mensch arbeiten muß, um leben zu können, so lange wird er auch nicht vollkommen glücklich sein.«

»Ja,« sagte Michele, »darin liegt etwas Wahres, aber was hilft es? Wie es scheint, kann dies nicht anders sein, und der Beweis hierfür ist der, daß jetzt der Wind sich legt und Du genöthigt sein wirst, dein Segel zu reffen und uns bis nach Castellamare zu rudern.«

In der That war der Wind seit einigen Minuten immer schwächer geworden und das Segel klappte gegen den Mast. Die Bootführer holten es nieder, griffen zu ihren Rudern und begannen seufzend dieselben zu handhaben.

Zum Glück befand man sich auf der Höhe von Torre del Greco und nach dreiviertelstündigem Rudern landete man in Castellamare.

Nachdem Michele die Bootführer bezahlt, sah er sich nach einem Wagen um, und dann fuhr man weiter nach Salerno, wo man zwei Stunden später anlangte.

Vor der Intendanz machte der Wagen Halt. Hier zog Michele Erkundigungen ein und erfuhr, daß Salvato dieses Haus vor kaum einer halben Stunde verlassen habe, daß er ihn aber im Stadthause treffen würde.

Der Kutscher erhielt demgemäß Befehl, nach dem Stadthause zu fahren.

Salvato war in seinem Zimmer und hatte gesagt, daß, wenn Jemand von Neapel käme, man denselben augenblicklich zu ihm führen sollte.

Es war augenscheinlich, daß er die Antwort auf den an Luisa geschriebenen Brief erhalten, und daß er Michele erwartete.

Als die Thür sich öffnete, erhob er sich daher rasch, um dem Boten entgegenzugehen.

Als er aber, anstatt wie er erwartete, einen Mann, eine Frau eintreten sah, stieß er einen Ruf der Ueberraschung, und dann als er Luisa erkannte, einen Ruf der Freude aus.

Seine erste Bewegung war, auf Luisa zuzueilen, sie an sein Herz und seine Lippen auf die ihrigen zu drücken.

Nun war es an Luisa, einen Ruf des Erstaunens und des Glückes auszustoßen. Noch nie hatte sie sich so vollständig den Armen ihres Geliebten hingeeben gesehen, und unter der Flamme dieses Kusses hatte sie ein so gewaltig wollüstiges Gefühl empfunden, daß dieses nur an den Schranken des Schmerzes stehen geblieben war.

Michele hatte die Schwelle der Thür nicht überschritten. Ohne gesehen worden zu sein, zog er sich auf den Fußspitzen zurück und blieb in dem Zimmer, aus welchem man in das der beiden Liebenden gelangte.

»Du! Du!« rief Salvato; »Du bist selbst gekommen?«

»Ja, ich selbst, mein geliebter Salvato, denn kein auch noch so gewandter Bote und kein noch so eiliger Brief hätten mich ersetzen können.«

»Du hast Recht, geliebte Schwester. Wer könnte, wäre er auch der Engel der Liebe selbst, deine gesegnete Nähe ersetzen? Wären wohl alle Flammen der Erde zusammengenommen im Stande, einen Sonnenstrahl zu ersetzen? Indessen welchem Umstand habe ich ein solches Glück zu verdanken? Du weißt, theure Luisa, daß ich mich von deiner Gegenwart nicht eher wirklich überzeugen kann, als bis ich die Ursache kenne, welche Dich hierher führt.«

»Du willst wissen, was mich herführt, Salvato?« entgegnete Luisa. »Höre wohl, was ich sage. Was mich hierher führt, ist nichts Anderes als die Gewißheit, daß Du mir nicht eine Bitte abschlagen wirst, die ich auf meinen Knien an Dich richten will, eine Sache, an welcher mein Leben hängt. Du wirst mir diese Bitte bewilligen, ohne wissen zu wollen, warum ich sie an Dich stelle, und wenn ich Dir sage: thue das! so wirst Du es blindlings thun – ohne Widerspruch, ohne Verzug, augenblicklich.«

»Und Du thust wohl daran, auf meinen Gehorsam zu rechnen, Luisa, sobald Du von mir nichts verlangt, was meiner Pflicht oder meiner Ehre widerstreitet.«

»Ha! ich ahnte wohl, daß Du mir einen Einwurf von dieser Art entgegenhalten würdest. Gegen deine Pflichten, gegen deine Ehre! Hast Du nicht bis auf den heutigen Tag stets deine Pflicht, ja mehr als deine Pflicht gethan? Hast Du deine Ehre nicht so hoch gestellt, daß kein Angriff sie erreichen kann? Es handelt sich hier aber nicht um deine Ehre, es handelt sich nicht um deine Pflicht. Es handelt sich einfach darum, zu wissen, ob Du mir in einer Sache, wo es mein Leben gilt, blindlings gehorchen willst.«

»Dein Leben! Welche Gefahr kann deinem Leben drohen?«

»Glaubst Du an mich, Salvato?«

»Ja, wie ich an den Engel der Wahrheit glauben würde.«

»Nun gut, dann thue, was ich Dir sagen werde – ohne Widerspruch und ohne Widerstreben.«

»Sprich!«

»Bitte deinen General heute noch, Dich mit einem Auftrage, welcher Dich noch vor Freitag Abends aus dem Königreiche entfernt, irgendwohin, zum Beispiel nach Rom zu senden.«

Salvato betrachtete Luisa mit dem Ausdruck des tiefsten Erstaunens.

»Ich sollte eine Mission verlangen, welche mich aus dem Königreiche entfernt, das heißt, welche mich von Dir trennt?« antwortete Salvato. »Weshalb willst Du mich fern von Dir

wissen?»

»Höre mich an, mein Salvato. Dich niemals zu verlassen, Dich fortwährend vor Augen zu haben, ewig an deiner Seite weilen zu können, dies wäre der innigste Wunsch meines Herzens, das Glück meines Lebens. Es gibt aber einmal geheimnißvolle und absolute Dinge, welchen man gehorchen muß. Glaube mir, wenn ich Dir sage: wir sind von einem großen Unglück bedroht. Erspare uns dieses Unglück dadurch, daß Du Dich entfernst.«

»Ein Unglück, welches uns bedroht, sagt Du, denn wie mir scheint, meine geliebte Luise, sprichst Du nicht bloß von mir, sondern auch von Dir.«

»Von mir und von Dir, Salvato, obschon die Gefahr für mich noch drohender ist als für Dich.«

»Kommt das Unglück, welches uns droht, von Sicilien?« hob Salvato wieder an. »Hat der Chevalier San Felice Argwohn geschöpft und kehrt er nach Neapel zurück?«

»Der Chevalier hegt keinen Argwohn und kommt nicht nach Neapel zurück. Wenn der Chevalier Verdacht hätte und mir denselben zu erkennen gäbe, so würde ich bei dem ersten Worte, welches er hierüber spräche, mich ihm zu Füßen werfen und sagen: »Verzeihe mir, mein Vater! Eine unwiderstehliche Liebe, ein unabwendbares Verhängniß hat mich zu diesem Manne hingezogen. Ich liebe ihn mehr als mein Leben, denn ich liebe ihn mehr als meine Pflicht. Jenes Unglück, welches Du in deiner unendlichen Weisheit am Sterbebett meines Vaters vorausgesehen, dieses Unglück ist eingetroffen. Verzeihe mir, verzeihe uns!« Und er würde uns verzeihen. Nein, die Drohung, von der ich spreche, ist weit schrecklicher und kommt nicht von dieser Seite.«

»Aber woher kommt sie dann sonst? Sag' es mir. Und anstatt vor ihr zu fliehen wie ein Kind, wird man ihr die Spitze bieten wie ein Mann und wie ein Soldat.«

»Du kannst dieser Gefahr nicht die Spitze bieten. Du kannst sie nicht bekämpfen. Dies ist eben dein Unglück. Du kannst ihr bloß ausweichen und zwar nur dadurch, daß Du blindlings thut, was ich Dir befehle.«

»Theure Luisa, gestatte meiner Vernunft, daß sie sich gegen meine Liebe empöre. Ich würde selbst nicht vor einer Gefahr fliehen, die ich kenne, wie viel weniger werde ich es daher vor einer solchen thun, die mir unbekannt ist.«

»Ha, das ist es eben, was ich fürchtete. Der Dämon des Stolzes flüstert Dir zu: »Füge Dich nicht! Wenn ich nun aber im voraus Kenntniß von einem Erdbeben, welches Dich verschlingen, von einem Gewittersturm, dessen Blitzstrahl Dich treffen könnte, hätte, würde ich dann, wenn ich zu Dir sagte: Entfliehe dem Erdbeben, weiche dem Ungewitter aus, Dir etwas rathen, was deiner Pflicht oder deiner Ehre zuwiderliefe?«

»Allerdings, wenn ich von meinem General einen Posten angewiesen erhalten hätte, und ich denselben aus Furcht vor einer eingebildeten oder wirklichen Gefahr verließ.«

»Wohlan, Salvato, wenn meine Bitte nun eine andere Form annähme, wenn ich zu Dir sagte: »Ich muß eine unumgänglich nothwendige Reise nach Rom machen; ich fürchte mich aber, allein und ohne Schutz die Gegenden zu passieren, in welchen wilde Räuberbanden hausen, bitte deinen General um Erlaubniß, eine Schwester, eine Freundin begleiten zu dürfen – würdest Du dann Dir diese Erlaubniß nicht erbitten?«

»Warte, bis das, was ich hier zu thun habe, beendet ist, und ich verspreche Dir, Sonnabend Morgen den General um acht Tage Urlaub zu bitten.«

»Sonnabend Morgen! das ist zu spät! Ach, mein Gott, stehe mir bei! Was soll ich thun, was

soll ich sagen, um ihn zu bestimmen?»

»Etwas ganz Einfaches, meine Luisa. Unterrichte mich von deinen Befürchtungen, sage mir, was Dich veranlaßt meine Abwesenheit zu wünschen, und laß mich die Frage beurtheilen. Dann bist Du sicher, mich nicht auf einen falschen Weg zu führen, auf welchem meine Ehre sich verirren könnte.«

»Das ist es ja eben, was mich selbst in eine schiefe Stellung versetzt; das ist es, warum Du zögert, warum Du zweifelt. Auch ich besitze, obschon Frau, meine Ehre, als redlicher Mensch, wenn ich so sagen darf. Man hat mir eine vertrauliche Mittheilung gemacht und ich habe versprochen, ich habe geschworen, ich habe mir selbst feierlich gelobt, den Namen dessen, welcher mir diese Mittheilung gemacht, nicht zu nennen, denn sein Vertrauen zu mir ist so grenzenlos, daß er, obschon er sein Leben in meine Hände gegeben, keine Bürgschaft von mir verlangt hat.«

»Aber wie kommt es, daß Du mir gestern Abend nichts davon sagtest?

»Gestern Abend wußte ich es noch nicht.«

»Dann,« sagte Salvato, indem er Luisa scharf ins Auge faßte, »dann ist Dir diese vertrauliche Mittheilung, über welche Du Dich näher aussprechen kannst, von jenem jungen Manne gemacht worden, welcher Dich in deiner Wohnung erwartete und dieselbe erst um drei Uhr heute Morgen verlassen hat.«

Luisa ward bleich.

»Wer hat Dir das gesagt, Salvato?« fragte sie.

»Dann ist es also wahr?«

»Ja, es ist wahr. Ist es aber möglich, mein geliebter Salvato, daß Du, nachdem Du mich verlassen, meine fernerweiten Schritte belauscht hast?«

»Was, ich sollte Dich belauschen? Ich sollte einem Engel gegenüber die Rolle eines Eifersüchtigen spielen? Davor bewahre mich Gott, denn es wäre nicht bloß eine Thorheit, sondern geradezu eine Niedrigkeit. Meine Luisa kann empfangen, wen sie will und zu welcher Stunde es sei, ohne daß jemals, wenigstens von meiner Seite, auch nur ein Hauch von Argwohn den reinen Spiegel ihrer Keuschheit trübe. Nein, ich habe nicht gesucht, etwas zu sehen und ich habe auch nichts gesehen. Ich empfing bloß eine Viertelstunde vor deiner Ankunft hier durch einen der Boten, den ich zurückgelassen, um mir meine Correspondenz zu bringen, diesen Brief. Ich las ihn eben, als Du eintratest, und ich fragte mich, welches verworfene Gemüth zwischen mich und Dich den bitteren Samen des Zweifels und des Argwohns streuen zu wünschen könne.«

»Einen Brief?« fragte Luisa.

»Du hast einen Brief erhalten?«

»Ja, hier ist er; lies selbst.«

Und in der That bot Salvato seiner geliebten Luisa einen Brief, welcher augenscheinlich von einem jener Menschen geschrieben war, welche ihre Feder der Liebe eben so weihen wie dem Haß und welche zur Förderung ihrer schwarzen Anschläge anonyme Denunzianten suchen.

Luisa las den Brief. Er lautete folgendermaßen:

»Signor Salvato Palmieri wird hiermit benachrichtigt, daß Signora Luisa San Felice bei ihrer Rückkehr von der Herzogin Fusco in ihrer Wohnung einen schönen und reichen jungen Mann angetroffen, mit welchem sie bis drei Uhr Morgens bei verschlossenen Thüren verkehrt hat.

»Dieser Brief kommt von einem Freunde, welchem es leid thut, Signor Salvato Palmieri sein Herz einer Unwürdigen schenken zu sehen.«

Luisa erblickte wie beim Schein eines Blitzes auf ein mal wieder die in ihrem Zimmer schreibende Giovannina, welche sich erhob, um ihr zu verbergen, was sie geschrieben.

Dennoch aber verbannte sie sofort wieder den Gedanken, daß dieses junge Mädchen, welches ihr so viel verdankte, sie verrathen könne.

»Dieser Brief enthält kein Wort, welches nicht wahr wäre, mein Freund,« hob Luisa an.

»Zum Glück hat aber, sei es nun, daß die Person, welche ihn geschrieben, den Namen des Mannes, den ich empfangen, nicht weiß, oder sei es, daß sie ihn nicht hat nennen wollen, Gott erlaubt, daß dieser Name nicht hier steht.«

»Und warum, theure Luisa, glaubst Du, daß dies eine Fügung Gottes sei?«

»Weil, wenn dieser Name hier geschrieben stünde, ich in den Augen dieses Unglücklichen, welcher sein Leben für mich gewagt, ein Weib ohne Glauben, ohne Ehre, mit einem Worte eine Verrätherin wäre.«

»Du sprichst die Wahrheit, Luisa,« entgegnete Salvato mit düsterer Miene, »denn wenn der Name hier stünde, so wäre ich nach dem, was ich jetzt errathe, verpflichtet, den General von Allem in Kenntniß zu setzen.«

»Und was erräthst Du?«

»Daß dieser Mann, aus irgend einen Beweggrund, den ich nicht zu ermitteln suche, Dir eine Verschwörung offenbart hat, welche mein Leben, das Leben meiner Cameraden, die Sicherheit der neuen Regierung bedroht, und daß Du deswegen in deiner hingebenden Unüberlegtheit mich entfernen, mich dem Bereich der Verschwörer entziehen wolltest. Deshalb wolltest Du mir die Gefahr, die ich fliehen sollte, nicht offenbaren, denn eine solche Gefahr würde ich nicht fliehen.«

»Wohlan, Du hast recht gerathen, Geliebter, und ich will Dir Alles sagen, ausgenommen den Namen des Mannes, welcher mich gewarnt hat. Dann wirst Du, der Mann von Ehre, der scharfsinnige Geist, das loyale Herz, mir rathen, was ich thun soll.«

»Sprich, geliebte Luisa, sprich, ich höre Dich. O, wenn Du wüßtest, wie innig ich Dich liebe! Sprich, sprich! An meiner Brust, an meinem Herzen!«

Luisa stand einen Augenblick mit zurückgeworfenem Haupt, geschlossenen Augen und halbgeöffneten Lippen da, während die Arme des jungen Mannes sie umschlungen hielten. Dann rief sie, indem sie sich wie aus einem wonnigen Traum aufrüttelte:

»O, mein Freund, warum ist uns nicht vergönnt, so zu leben, fern von den politischen Unruhen, fern von den Revolutionen, fern von den Verschwörern! Wie wonnevoll müßte ein solches Leben sein! Gott will es aber nicht. Unterwerfen wir uns daher ihm.«

Luisa stieß einen Seufzer aus, fuhr sich mit der Hand über die Augen und jagte dann:

»Es ist, wie Du gesagt hat, mein Freund. O, warum hat jener Mann mir diese vertrauliche Mittheilung gemacht! Wäre es nicht besser gewesen, wenn wir mit einander gestorben wären?«

»Erkläre Dich, meine geliebte Luisa.«

»In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag soll eine reactionäre Verschwörung zum Ausbruch kommen. Sämtliche Franzosen, alle Patrioten, deren Häuser während des Abends bezeichnet worden, sollen im Laufe der Nacht niedergemetzelt werden, mit Ausnahme derjenigen, welche ihre Karte vorzeigen und durch diese Geberde sich zu erkennen geben.«

Und Luisa zeigte Salvato die Karte mit der darauf abgebildeten Lilie und machte die ihr von

André gelehrte Geberde.

»Eine Karte mit einer Lilie!« wiederholte Salvato, »und sich in das erste Glied des Daumens beißend!« (Dies waren, wie man sich erinnern wird, die Rettungszeichen)« Diese unglücklichen, welche man der Sklaverei entreißen will, und welche gleichwohl um jeden Preis Sklaven bleiben wollen!«

»Wohlan, jetzt, wo ich Alles erzählt habe,« sagte Luisa, indem sie sich auf die Knie des jungen Mannes herabgleiten ließ, »was soll ich thun? Denke nach und rathe mir!«

»Langes Nachdenken ist nicht nöthig, geliebte Luisa,« antwortete Salvato. »Vertrauen muß durch Vertrauen erwiedert werden. Dieser Mann hat Dich retten wollen.«

»Aber Dich auch, denn er weiß Alles, deine Verwundung, die Sorgfalt und Pflege, welche ich Dir gewidmet, dein sechswöchentliches Verweilen in dem Hause der Herzogin. Er kennt unsere beiderseitige Liebe und er sagte zu mir: »Retten Sie ihn zugleich mit.«

»Ein Grund mehr, um, wie ich Dir sagte, Vertrauen durch Vertrauen zu erwiedern. Dieser Mann hat uns retten wollen – retten wir ihn.«

»Aber auf welche Weise?«

»Dadurch, daß wir zu ihm sagen: Ihr Complot ist entdeckt, der General Championnet ist unterrichtet. Da, wo Sie ein leichtes Morden zu finden glauben, werden Sie einen verzweifelten Widerstand finden. Sie werden die Straßen von Neapel vergebens mit Blut überschwemmen. Entsagen Sie Ihrem Complot und suchen Sie schnell das Ausland zu gewinnen. Folgen Sie selbst dem Rath, den Sie uns gegeben.«

»Es ist die Ehre selbst, welche aus deinem Munde spricht, mein Salvato. Ich werde thun, was Du mich thun heißest. Aber horch!«

»Was gibt's?«

»Es war mir, als hörte ich Geräusch in diesem Zimmer; man hat eine Thür zugemacht. Sollte man uns behorchen? Würden wir belauscht?«

Salvato eilte sofort in das Nebenzimmer – es war leer.

»Es ist in diesem Zimmer weiter Niemand gewesen als Michele,« sagte Salvato.

»Betrachtest Du es als ein Unglück, wenn Michele uns gehört haben sollte?«

»Nein, denn er kennt nicht den Namen des Mannes, welcher bei mir gewesen ist. Uebrigens,« setzte Luisa lachend hinzu, hast Du einen solchen Patrioten aus ihm gemacht, daß er im Stande wäre, sofort hinzulaufen und ihn zu denunciren.«

»Wohlan,« sagte Salvato, dann sind wir über Alles einverstanden und dein Gewissen ist beruhigt, nicht wahr? »Du versichert mir, daß wir allen Gesetzen der Redlichkeit gemäß gehandelt haben?«

»Ich schwöre es Dir.«

»In Sachen der Ehre bist Du ein guter Richter, Salvato, und ich glaube Dir.«

»Nach meiner Wiederankunft in Neapel werde ich den Anführer der Verschwornen warnen. Sein Name ist nicht aus meinem Munde gekommen, selbst nicht Dir gegenüber. Er kann daher in keiner Weise kompromittiert werden, oder wenn dies der Fall ist, so ist es außerhalb meines Willens geschehen. Denken wir nur noch an uns, an das Glück, beisammen zu sein. Soeben erst verwünschte ich die politischen Unruhen, die Revolutionen, die Verschwörer – ich war von Sinnen.

Ohne die politischen Unruhen wärest Du von deinem General nicht nach Neapel geschickt worden, ohne die Revolutionen hätte ich Dich nicht kennen gelernt, ohne die Verschwörer wäre ich in diesem Augenblick nicht bei Dir. Gesegnet seien daher die Dinge, welche Gott geschaffen. Was er thut, das ist wohlgethan.«

Und mit diesen Worten warf Luisa erfreut, getröstet und lächelnd sich in die Arme ihres Geliebten.

Zehnter Theil.

Erstes Capitel.

Michele der Kluge.

In irgend einem Buche, ob in der Bibel oder in einem profanen Werke weiß ich für den Augenblick nicht und habe auch nicht Zeit nachzusuchen, kommt der Ausspruch vor: Die Liebe ist mächtig wie der Tod.

Dieser Ausspruch, welcher aussieht wie ein Gedanke, ist weiter nichts als eine Thatsache und zwar eine auf diese Weise nicht ganz präcis ausgedrückte.

Cäsar sagt in Shakespeare oder vielmehr Shakespeare läßt Cäsar sagen: »Die Gefahr und ich, wir sind zwei an einem und demselben Tage gebotene Löwen und ich bin der älteste davon.«

Die Liebe und der Tod sind ebenfalls an einem und demselben Tage, nämlich am Tage der Schöpfung, geboren, nur ist die Liebe am ältesten. Ehe man stirbt, hat man geliebt. Als Eva beim Anblick des von Kain erschlagenen Abel in mütterlichem Schmerz die Hände rang und rief: »Wehe! Wehe! Wehe! Der Tod ist in die Welt gekommen!« da war der Tod erst nach der Liebe eingedrungen, denn dieser Sohn, welchen der Tod soeben der Welt entrissen, war der Sohn ihrer Liebe.

Es ist daher nicht richtig, wenn man sagt: »Die Liebe ist mächtig wie der Tod!« Man muß vielmehr sagen: »Die Liebe ist mächtiger als der Tod!« denn alle Tage bekämpft die Liebe den Tod und wirft ihn nieder.

Fünf Minuten nachdem Luisa gesagt hatte: »Gesegnet seien die Dinge, welche Gott geschaffen. Was er thut, das ist wohl gethan!« hatte Luisa Alles vergessen, sogar die Ursache, welche sie zu Salvato geführt.

Sie wußte jetzt blos, daß sie bei Salvato und daß Salvato bei ihr war.

Es ward zwischen ihnen verabredet, daß sie einander erst am Abend verlassen sollten. Noch diesen selben Abend sollte Luisa den Anführer der Verschwörung sprechen und den nächstfolgenden Tag, nachdem er Zeit gehabt, Contreordre zugeben, und sich und seine Mitverschworenen in Sicherheit zu bringen, sollte Salvato den General benachrichtigen, welcher sich dann mit der Civilgewalt über die zur Vereitelung des Complotts nothwendigen Maßregeln für den Fall verständigen sollte, daß die Insurgenten trotz der ihnen von Luisa gemachten Mittheilung bei ihrem Unternehmen beharren sollten.

Nachdem man sich einmal über alles dies besprochen, überließen Salvato und Luisa sich ganz ihrer Liebe.

Sich ganz der Liebe überlassen, wenn man wirklich liebt, heißt Tauben — oder Engelsschwingen leihen, sich hoch über die Erde erheben, auf einer Purpurwolke, auf einem Sonnenstrahle ausruhen, sich betrachten, sich zulächeln, leise sprechen, das Paradies zu seinen

Füßen, den Himmel über dem Haupte sehen, und zwischen den zweitausendmal wiederholten Zauberworten: »Ich liebe Dich!« die Klänge der himmlischen Sphären hören.

Der Tag verging wie ein Traum. Das Geräusch der Straße und der Beengung zwischen den vier Mauern eines Zimmers müde, nach Luft, nach Freiheit, nach Einsamkeit schmachtend, eilten sie hinaus ins Freie, welches in den neapolitanischen Provinzen gegen Ende des Januar wieder zu neuem Leben zu erwachen beginnt.

Hier aber, in den nächsten Umgebungen der Stadt, begegnete man auf jedem Schritte einem Neugierigen, einem Zudringlichen.

»Können wir nicht eine Wüste aufsuchen?« sagte Salvato lächelnd.

»Wir wollen nach Pästum fahren,« antwortete Luisa.

Ein Miethwagen fuhr vorüber. Salvato rief den Kutscher an, die beiden Liebenden stiegen ein, das Ziel der Fahrt ward genannt und die Pferde setzten sich in blitzschnelle Bewegung.

Keines von Beiden kannte Pästum. Salvato hatte das südliche Italien verlassen, ehe noch, so zu sagen, ihm die Augen aufgegangen waren, und obschon der Chevalier mit Luisa wohl zwanzigmal von Pästum gesprochen, so hatte er sie doch niemals dahin führen wollen, weil er für sie die verderblichen Einwirkungen der dort herrschenden bösen Luft fürchtete.

Jetzt dachten die beiden Liebenden nicht einmal daran. Hätte das Eine von ihnen die pontinischen Sümpfe genannt, so würde das Andere gesagt haben: »Ja, gehen wir nach den pontinischen Sümpfen,« Es war ja geradezu unmöglich, daß das Fieber in einem solchen Augenblicke Gewalt über sie hätte. Ist das Glück von allen Gegengiften nicht das wirksamste? Luisa war genau über die Oertlichkeiten unterrichtet, welche man passiert, wenn man die Runde um diesen prachtvollen Golf macht, welcher, ehe Salerno existierte, der Golf von Pästum genannt ward. Dennoch ließ sie wie eine unwissende, aber wißbegierige Schülerin der Archäologie Salvato sprechen, weil sie ihm einmal gerne zuhörte. Sie wußte im Voraus, was er sagen wollte, und dennoch war es ihr, als hörte sie Alles, was er sagte, zum ersten Male.

Was aber kein geschriebenes Buch weder dem Einen noch dem Andern hatte mittheilen können, dies war die Majestät der Landschaft, die Erhabenheit der Linien, welche sich den Augen der Reisenden entrollten, als sie an einer der Biegungen der Straße plötzlich die drei Tempel gewahrten, welche sich mit ihrer warmen, dem welken Laube ähnlichen Farbe gegen den dunkeln Azur des Himmels abhoben.

Es waren würdige Ueberreste der strengen Architektur jener am Fuße des Ossa und des Olymp gebotenen hellenischen Stämme, welche bei der Rückkehr von einem fruchtlosen Kriegszug in den Peloponnes, wohin Hyllus, der Sohn des Herkules, sie geführt, ihr Land von den Verhåbiern besetzt fanden, welche, nachdem sie die fruchtbaren Ebenen am Penrios den Lapythern und Jonierv überlassen, sich in der Tryopide niederließen, welche von dieser Zeit an den Namen Doride annahm, und hundert Jahre nach dem trojanischen Kriege den Pelasgern, welche sie bis nach Attika verfolgten, Messena und Tyrenthe, die noch heute durch ihre titanischen Rainen berühmt sind, die Argolide, wo sie das Grabmal Agamemnon's fanden, und Latonien abnehmen, dessen Bewohner sie zu Heloten machten und wo sie aus Sparta den lebendigen Ausdruck ihres ernsten, düsteren Geistes machten dessen Dolmetscher Lykurgus ward. Sechs Jahrhunderte lang war die Civilisation durch diese Eroberer gehemmt, welche gegen den Gewerbleiß, gegen die Wirthschaften und Künste gleichgültig oder feindselig gesinnt waren und welche, als sie in ihren messenischen Kriegen eines Dichters bedürften, den Atheniensern ihren Tyktåus abborgten.

Wie konnten diese rauhen Söhne des Olympos und des Ossa in diesen weichen, wollüstigen Ebenen von Pästum leben, mitten unter der Civilisation Großgriechenlands wo die Südwinde ihnen die Wohlgerüche von Sybaris und der Nordwind die Ausströmungen von Baja betrachten ?

Auch erbauten sie mitten unter ihren Feldern von Rosenbäumen, welche zweimal jährlich blühten, gleichsam als Protest gegen diese zierliche, vom sonischen Hauche durchdrungene Civilisation, jene drei furchtbaren Granittempel, welche unter Augustus schon in Trümmern liegend noch heutzutage das sind, was sie zur Zeit des Augustus waren.

Gegenwärtig ist von diesen Besiegern Spartas nichts weiter übrig, als diese drei Granitskelette, wo, von tödtlichen Miasmen umgeben, das Fieber herrscht, und jenes schnurgerade Mauerviereck, welches man binnen einer Stunde umgehen kann.

Die hier umherirrendem von der Malaria verzehrten Gespenster, welche mit hohlem neugierigem Blick den Reisenden betrachten, sind eben so wenig die Nachkommen jener Bewohner, als die ungesunden oder giftigen, in den faulen Sümpfen wachsenden Kräuter die Sprößlinge jener Rosenbäume sind, mit welchen der von Syracus nach Neapel gehende Reisende das Land weit und breit bedeckt sah, und von welchem der Wohlgeruch durch den Wind zu ihm herübergetragen ward.

Zu jener Zeit, wo die Archäologie noch in der Wiege lag und wo die klebrige Natter allein in den einsamen Ruinen herumkroch, gab es nicht wie heutzutage einen Weg, auf welchem man nach jenem Tempel gelangte. Man mußte vielmehr durch jene riesigen Kräuter hindurchschreiten, ohne zu wissen, auf welches giftige Gewürm man Gefahr lief den Fuß zu setzen.

Luisa schien, als man dieses faule Röhricht betreten wollte, zu zögern, Salvato aber nahm sie auf die Arme wie ein Kind, hob sie über die sonnverbrannte, trockene Ernte und setzte sie nicht eher wieder nieder, als bis man die Stufen des größten der Tempel erreicht hatte.

Ueberlassen wir sie jener Einsamkeit, welche sie so weit aufzusuchen gekommen, jener tiefen, geheimnißvollen Liebe, welche sie den Blicken Aller zu verbergen suchten und welche eine eifersüchtige Feder einem Nebenbuhler verrathen.

Sehen wir vielmehr, was die Ursache jenes Geräusches gewesen, welches die beiden Liebenden in dem Nebenzimmer gehört und wodurch sie einen Augenblick lang um so mehr beunruhigt worden, als sie sich vergebens bemüht hatten, die Ursache davon zu entdecken.

Michele war, wie man sich erinnert, Luisa gefolgt und erst aus der Schwelle von Salvatos Zimmer in dein Augenblick stehen geblieben, wo der junge Officier auf Luisa zugeeilt gekommen war und sie an sein Herz gedrückt hatte.

Dann hatte Michele sich discreterweise zurückgezogen, obschon es für ihn in Bezug auf das Gefühl, welches die beiden Liebenden gegen einander hegten, nichts Neues zu erfahren gab. Als aufmerksame Schildwache hatte er sich sodann in der Nähe der Thür niedergesetzt, um weitere Befehle von seiner Milchschwester oder von seinem Brigadechef zu erwarten.

Luisa hatte vergessen, daß Michele da war. Salvato welcher wußte, daß er auf seine Verschwiegenheit rechnen konnte, kümmerte sich nicht darum, und Luisa hatte, wie man sich erinnert, nachdem sie erst ihren Geliebten ohne nähere Erklärung zur Flucht aufgefordert ihm endlich Alles gestanden, ohne jedoch den Namen des Hauptes der Verschwörung zu nennen.

Michele aber kannte diesen Namen. Das Haupt der Verschwörung war, wie Luisa ihrem Geliebten selbst gestand, der junge Mann, der bis um zwei Uhr Morgens auf sie gewartet hatte;

der ihr Haus erst um drei Uhr verlassen, und Giovannina hatte auf die Frage des jungen Lazzarone: »Was fehlt denn Luisa heute Morgen? Ist sie, seitdem ich vernünftig geworden, vielleicht närrisch geworden?« die furchtbare Bedeutung ihrer Antwort nicht verstehend gesagt: »Das weiß ich weiter nicht; sie ist so seit dem Besuche, welchen Signor André Backer ihr diese Nacht gemacht hat.«

Das Haupt der Verschwörung war sonach Signor André Backer, der Bankier des Königs, jener junge Mann, der so wahnsinnig in Luisa verliebt war.

Was war aber der Zweck dieser Verschwörung? Kein anderer, als in einer einzigen Nacht die sechs- bis achttausend Franzosen, welche Neapel besetzt hielten, und mit denselben zugleich alle ihre Anhänger zu ermorden.

Michele fühlte, wie er bei dem Gedanken an diese neue sicilische Vesper unter seiner schönen Uniform an allen Gliedern erzitterte.

Er war selbst ein Anhänger der Franzosen und zwar einer der eifrigsten. Demzufolge war er auch einer der Ersten, welche sich darauf gefaßt machen mußten, niedergemetzelt oder gehängt zu werden, denn es war ihm ja prophezeit, daß er Oberst und gehängt werden würde, und Oberst war er schon.

Wenn aber Nanno's Prophezeiung in Erfüllung gehen sollte, so lag Michele viel daran, daß es wenigstens so spät als möglich geschähe. Die Frist, welche ihm vom Donnerstag Mittag bis zur Nacht des Freitag gegeben war, schien ihm nicht lang genug zu sein.

Er glaubte deshalb, daß er kraft des Sprichwortes, daß es besser sei, den Teufel todzuschlagen als sich von demselben todtschlagen zu lassen, keine Zeit zu verlieren habe, um sich gegen den Teufel zur Wehre zu setzen.

Es war ihm dies um so leichter, als sein Gewissen durchaus nicht durch die Zweifel bewegt ward, welche das Herz seiner Milchschwester beunruhigten. Ihm hatte mag keine vertrauliche Mittheilung gemacht; er hatte keinen Schwur geleistet.

Er hatte die Verschwörung erfahren, indem er an der Thür gehorcht hatte, ohne darauf ausgegangen zu sein.

Den Namen des Hauptes der Verschwörung errieth er, weil Giovannina es ihm gesagt, ohne ihm im mindesten Verschwiegenheit zu Pflicht zu machen.

Er war der Ansicht, daß er, wenn er die reaktionären Projecte der Herren Simon und André Backer sich verwirklichen ließe, in der That den Namen eines Narren verdienen würde, welchen man ihm seiner Meinung nach ohne triftigen Grund gegeben. Dagegen glaubte er, daß er in den Augen seiner Zeitgenossen sowohl als in denen der Nachwelt, ebenso wie Thales und Solon, den Namen eines Weisen verdienen würde, wenn er den Ausbruch der Gegenrevolution vereitelte und indem er das Leben zweier Menschen opferte, das von fünf und zwanzig bis dreißigtausend rettete.

Deshalb hatte er, ohne Zeit zu verlieren, das Zimmer neben dem, in welchem sich die beiden Liebenden befanden, verlassen und beim Fortgehen die Thür hinter sich geschlossen, so daß Niemand in das Zimmer treten konnte, ohne gehört zu werden.

Das Geräusch dieser sich schließenden Thür war es eben, was Luisa und Salvato beunruhigt, welche nach unruhiger geworden wären, wenn sie gewußt hätten, in welcher Absicht Michele der Narr, jetzt Michele der Weise, sich entfernt hatte.

Zweites Capitel.

Michele's Bedenklichkeiten.

Als Michele das Stadthaus verlassen hatte sprang er in ein Calessino, dessen Kutscher er einen Ducaten versprach, wenn er binnen Dreiviertelstunden im Castellamare wäre.

Der Kutscher setzte sein Pferd sofort in Galopp.

Schon vor langer Zeit habe ich die Geschichte dieser unglücklichen gespenstischen Pferde erzählt, welche weiter nichts haben, als dem Athem und welche laufen wieder Wind.

In vierzig Minuten hatte das, welches den Wagen zog, in welchem Michele saß, den Raum zurückgelegt, welcher Salerno von Castellamare trennt.

Michele hatte, als er auf die Brücke gelangte und Giambardella seine Segel richten sah, um einen sich eben erhabenen Wind zu benutzen, anfangs die Idee, sich wieder an Bord dieser Barke zu begeben und mit derselben nach Neapel zurückzukehren.

Der Wind aber, welcher sich einmal gelegt hatte, konnte sich auch wieder legen, oder nachdem er ein erstes Mal von Südost nach Nordost umgesprungen war, zum zweiten Mal nach irgend einem anderen Punkt des Compasses umspringen, wo er ganz conträr ward, so daß man seine Zuflucht wieder zum Ruder nehmen mußte.

Alles dies wäre für einen Narren ganz vortrefflich gewesen, für einen Weisen aber war es viel zu gewagt. Deshalb beschloß er auf dem Landwege zu bleiben, und um schneller fortzukommen, die Entfernung in zwei Stationen zu theilen, von welchen die erste von Castellamare bis Portici, die zweite von Portici bis Neapel reichte.

Auf diese Weise und mittelst eines Ducatens für jede Station konnte er binnen weniger als zwei Stunden im Palast Angri sein.

Wir sagen im Palast Angri, weil Michele vor allen Dingen mit dem General Championnet zu sprechen wünschte.

Während er nämlich so mit Blitzesschnelle entlang rollte und sich dabei verzweifelt am Kopfe kratzte, fühlte er in seinem Gemüth allerhand Zweifel und Bedenklichkeiten erwachen.

Er war ein ehrlich-es, biederes Wesen und konnte sich nicht verhehlen, daß er im Begriffe stand, die Rolle eines Angebers zu spielen.

Ja; aber wenn er auch zum Angeber ward, so rettete er doch auch zugleich die Republik.

Er war deshalb so ziemlich, ja sogar ganz entschlossen, das Complot zu denunciiren und nur noch unschlüssig in Bezug auf die Art und Weise, wie dies geschehen sollte.

Wenn er den General Championnet aufsuchte und denselben zu Rathe zog wie einen Beichtvater in einer Gewissenssache, so stand er dann nach seiner Ansicht als ein Mensch da, welcher selbst in den Augen seiner Feinde für ein Muster von Redlichkeit galt.

Deshalb haben wir gesagt, daß er in weniger als zwei Stunden im Palast Angri sein konnte, anstatt zu sagen, daß er binnen weniger als zwei Stunden im Ministerium der Polizei hätte sein können.

Und in der That setzte er eine Stunde fünfzig Minuten, nachdem er Castellamare verlassen,

den Fuß auf die erste Stufe der Treppe des Palastes Angri.

Bei der Schildwache erkundigte er sich; ob der General Championnet zu Hause wäre, und die Antwort lautete bejahend.

Im Vorzimmer aber sagte ihm der hier befindliche Ordonnanzsoldat, daß der General Niemanden empfangen könne, weil er mit den Architecten beschäftigt sei, welchen ihm Entwürfe zu dem Grabmal Virgils vorgelegt hätten.

Michele antwortete, er käme in einer weit wichtigeren Angelegenheit, als das Grabmal Virgils sei, und er müsse, wenn nicht das größte Unglück daraus entstehen sollte, den General augenblicklich sprechen.

Alle Welt kannte Michele den Narren, alle Welt wußte, wie er durch Salvatos Vermittlung dem Tode entronnen, wie der General ihn zum Obersten gemacht und welchen Dienst er geleistet, indem er dem heiligen Januarius wohlbehalten eine Ehrengarde zugeführt.

Man wußte auch, daß der General leicht zugänglich war und man setzte ihn deshalb von dem Begehren des improvisirten Obersten in Kenntniß.

Der Obergeneral der Armee von Neapel hatte von jeher es sich zur Regel gemacht, keinen Rath zu verachten.

Demgemäß entschuldigte er sich bei seinen Architecten, welche er im Solon zurückließ, indem er ihnen versprach, zurückzukehren sobald er sich Michele's entledigt hätte, was wahrscheinlich nicht lange dauern würde.

Dann begab er sich in sein Cabinet und befahl Michele vorzulassen.

Dieser erschien und grüßte militärisch. Trotz dieses anscheinenden Aplomb und dieses militärischen Grußes aber schien der arme Junge, der niemals Anspruch darauf gemacht ein Redner zu sein, sehr verlegen zu werden.

Championnet errieth diese Verlegenheit und beschloß mit seiner gewöhnlichen Herzensgüte, dem armen jungen Mann zu Hilfe zu kommen.

»Ah, Du bist es, ragazzo,« sagte er im neapolitanischen Dialekt. »Du weißt, daß ich zufrieden mit Dir bin. Du benimmst Dich sehr gut und predigst wie Don Michelangelo Ceccone.«

Michele fühlte sich ein wenig ermuthigt, als er seinen Dialect so gut sprechen hörte, und ein Mann wie Championnet ihm so große Lobsprüche machte.

»Mein Generale antwortete er, »ich bin stolz darauf und fühle mich glücklich, daß Sie zufrieden mit mir sind, aber das ist nicht genug.«

»Wie, es ist noch nicht genug?«

»Nein, ich muß auch selbst mit mir zufrieden sein?«

»Ah, dann machst Du auch ziemlich große Ansprüche. Mit sich selbst zufrieden sein, dies ist die moralische Glückseligkeit auf Erden. Wo wäre der Mensch, der, wenn er streng sein Gewissen befragt, mit sich selbst zufrieden wäre?«

»Ich, mein General, wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, mein Gewissen zu erleuchten und zu leiten.«

»Mein lieber Freund— sagte Championnet lachend, »ich glaube, Du hast die rechte Thür verfehlt. Du hast geglaubt zu Monsignore Capece Zurlo, Erzbischof von Neapel, zu kommen und bist dagegen zu Jean Etienne Championnet, dem Obergeneral der französischen Armee, gerathen.«

»O nein, mein General,« antwortete Michele, »ich weiß recht wohl, bei wem ich bin. Ich bin bei dem redlichsten, tapfersten und biedersten Soldaten der Armee, die er commandiert.«

»Aha, Du schmeichelst! Wahrscheinlich hast Du eine Bitte anzubringen.«

»O nein; im Gegentheil, ich habe Ihnen einen Dienst zu leisten.«

»Du hast mir einen Dienst zu leisten?«

»Ja, und zwar einen sehr wichtigen.«

»Mir?«

»Ja, Ihnen, der französischen Armee, dem ganzen Lande. Nur muß ich erst wissen, ob ich Ihnen diesen Dienst leisten und dabei ein ehrlicher Mann bleiben kann und ob, wenn ich den Dienst geleistet habe, Sie mir Ihre Hand eben so wieder reichen werden, wie Sie mir dieselbe jetzt gereicht haben.«

»Ich sollte meinen, Du hättest in diesem Punkte einen besseren Führer, als ich sein kann, nämlich dein Gewissen.«

»Eben mein Gewissen ist es, was nicht vollkommen weiß, woran es sich halten soll.«

»Du kennst,« sagte der General, welcher allmählig seine Architecten vergaß und an der Unterhaltung mit dem Lazzarone Vergnügen fand, »Du kennst das Sprichwort: Wenn Du zweifelst, so enthalte Dich.«

»Aber wenn ich mich nun enthalte, und dadurch ein großes Unglück herbeigeführt wird?«

»Also, wie Du eben sagtest, Du zweifelst?« fragte Championnet.

»Ja, mein General, ich zweifle,« entgegnete Michele, »und ich fürchte mich zu enthalten. Unser Land ist ein eigenthümliches, sehen Sie, denn unglücklicher Weise gibt es darin infolge des Einflusses, den unsere Souveraine geäußert haben, keinen moralischen Sinn und kein öffentliches Gewissen mehr. Sie werden niemals sagen hören: Herr Soundso ist ein ehrlicher Mann, oder Herr Soundso ist ein Schurke, sondern Sie hören bloß sagen: Herr Soundso ist reich, oder: Herr Soundso ist arm. Wenn er reich ist, so ist dies schon genug und er gilt für einen ehrlichen Mann. Ist er dagegen arm, so, ist er gerichtet und gilt für eine Canaille. Sie haben Lust, Jemanden umzubringen Sie suchen einen Priester auf und sagen zu ihm: »Mein Vater, ist es ein Verbrechen, seinem Nächsten das Leben zu nehmen?« Der Priester antwortet Ihnen: »Das kommt darauf an, mein Sohn. Wenn dein Nächster ein Jakobiner ist, so tödte ihn, ohne für dein Gewissen etwas zu fürchten; ist er aber ein Royalist, so hüte Dich wohl, so etwas zu thun.« Ebenso wie die Ermordung eines Jakobiners in den Augen der Religion ein verdienstliches Werk ist, eben so ist die Ermordung eines Royalisten in den Augen des Herrn ein abscheuliches Verbrechen. »Spioniert und denunziert!« sagte die Königin zu uns. »Ich werde den Spionen so große Gnadenbezeugungen erweisen und die Angeber so reichlich belohnen, daß die ersten Männer des Königreiches sich in Spione und Denuncianten verwandeln werden.« — Wohlan, mein General, was wollen Sie, daß wir werden, wenn wir die allgemeine Stimme sagen hören: »Jeder Reiche ist ein ehrlicher Mann, jeder Arme ist ein Schurke,« und wenn wir die Religion erklären hören: »Es ist gut, die Jakobiner zu tödten; aber es ist unrecht, die Royalisten umzubringen,« und wenn wir endlich selbst königliche Personen sagen hören: »Die Spionage ist ein Verdienst, die Verleumdung eine Tugend.« Es bleibt uns nur Eines noch übrig, nämlich, daß wir zu einem Ausländer gehen und zu ihm sagen: »Du bist in anderen Grundsätzen erzogen worden, als die unsrigen sind. Was meinst Du, was ein ehrlicher Mann unter den und den Umständen thun soll?«

»Laß die Umstände hören,« sagte der General erstaunt.

»Die Umstände sind sehr ernst, mein General,« fuhr Michele fort. »Ohne es zu wollen habe ich in allen ihren Einzelheiten die Geschichte eines Complots mit angehört. Ich weiß, daß dieses Complot dreißigtausend Personen in Neapel mit Ermordung bedroht; ich weiß, daß die Patrioten und die Royalisten diese bedrohten Personen sind. Was soll ich nun thun?«

»Was anders, als den Ausbruch dieses Complots verhindern und dadurch dreißigtausend Menschen das Leben retten?«

»Selbst wenn dieses Complot unsere Feinde bedroht.«

»Ganz besonders wenn dieses Complot unsere Feinde bedroht.«

»Wenn Sie so denken, mein General, wie werden Sie dann den Krieg führen?«

»Ich führe den Krieg in der Weise, daß ich am hellen Tage kämpfe, aber nicht in der Nacht morde. Kämpfen ist ruhmreich, Morden ist feige.«

»Ich kann aber das Complot nur dadurch vereiteln, daß ich es denuncire.«

»Nun so denuncire es.«

»Aber dann bin ich —«

»Was denn?«

»Ein Verräther.«

»Ein Verräther ist der, welcher das Geheimniß, welches ihm anvertraut worden, offenbart und in der Hoffnung aus Belohnung seine Mitschuldigen angibt. Waren die Männer, welche conspirirten, deine Mitschuldigen?«

»Nein, mein General.«

»Denunzierst Du sie in der Hoffnung auf eine Belohnung?«

»Nein, mein General.«

»Nun, dann bist Du auch kein Verräther, sondern ein ehrlicher Mann, welcher, weil er nicht will, daß das Uebel großwache, es mit der Wurzel herausreißt.«

»Wenn nun aber dieses Complot, anstatt die Royalisten zu bedrohen, Sie, mein General, die französischen Soldaten und die Patrioten bedrohte, was müßte ich dann thun?«

»Ich habe Dir deine Pflicht unsern Feinden gegenüber angedeutet, in Bezug auf unsere Freunde ist meine Moral ganz dieselbe. Wenn Du die Feinde rettest, so erwirbst Du Dir ein Verdienst um die Menschheit; rettest Du die Freunde, so erwirbst Du Dir ein Verdienst um das Vaterland.«

»Und Sie werden also fortfahren mir die Hand zu geben?«

»Ich gebe sie Dir.«

»Wohlan, warten Sie, mein General. Ich werde Ihnen einen Theil der Sache sagen und einer andern Person überlassen, Ihnen den Rest zu sagen.«

»Ich höre Dich.«

»Während der Nacht vom Freitag zum Sonnabend soll eine Verschwörung zum Ausbruch kommen. Die zehntausend Mann Deserteure Macks und Naselli's sollen im Bunde mit zwanzigtausend Mann Lazzaroni sämtliche Franzosen und alle Patrioten ermorden. Nach Einbruch der Dunkelheit werden die Thüren der verurtheilten Häuser mit Kreuzen markiert werden und um Mitternacht soll das Blutbad beginnen.«

»Weißt Du das gewiß?«

»So gewiß, als daß ich lebe, mein General.«

»Aber werden die Mörder dann nicht Gefahr laufen, gleichzeitig mit den Jakobinern auch die Royalisten zu morden?«

»Nein, denn die Royalisten werden nur eine Sicherheitskarte vorzuzeigen und ein geheimes Zeichen zu geben haben, um verschont zu bleiben.«

»Kennst Du dieses Zeichen? Kennst Du diese Sicherheitskarte?«

»Auf der Sicherheitskarte ist eine Lilie abgebildet; das Zeichen besteht darin, daß man sich in das erste Glied des Daumens beißt.«

»Und wie kannst Du verhindern, daß dies Complot zum Ausbruch komme?«

»Dadurch, daß ich die Häupter desselben festnehmen ließe.«

»Kennst Du diese Häupter?«

»Ja.«

»Wie heißen Sie?«

»Ja, das ist es eben.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Ich will sagen, daß eben hier der Zweifel nicht bloß anfängt, sondern sich verdoppelt.«

»Ah so!«

»Was wird man mit den Häuptern des Complots machen?«

»Man wird ihnen den Proceß machen.«

»Und wenn sie schuldig sind?«

»So werden sie verurtheilt.«

»Wozu?«

»Zum Tode.«

»Nun sehen Sie, dieses ist es eben, wogegen mein Gewissen sich empört. Man nennt mich Michele den Narren, aber niemals habe ich einem Menschen, oder einem Hunde, oder einer Katze, oder auch nur einem Vogel etwas zu Leide gethan. Ich möchte nicht die Ursache zum Tode eines Menschen sein. Ich hätte nichts dagegen, wenn man fortführe mich Michele den Narren zu nennen, aber nie möchte ich, daß man mich Michele den Verräther, Michele den Spion oder Michele den Mörder nennt.«

Championnet betrachtete den Lazzarone mit einem gewissen Grad von Ehrerbietung.

»Wenn ich,« sagte er dann, »Dich nun Michele den ehrlichen Mann taufe, wirst Du Dich mit diesem Titel begnügen?«

»Das heißt, ich werde niemals einen andern verlangen und ich werde meinen ersten Pathen vergessen, um mich nur meines zweiten zu erinnern.«

»Wohlan, im Namen der französischen und neapolitanischen Republik taufe ich Dich hiermit auf den Namen Michele der ehrliche Mann.«

Michele ergriff die Hand des Generals, um sie zu küssen.

»Weißt Du nicht,« sagte Championnet zu ihm, »daß ich den Handkuß zwischen Männern abgeschafft habe?«

»Aber was soll ich dann thun,« fragte Michele, indem er sich hinter dem Ohr kratzte. »Ich möchte Ihnen dennoch sagen, wie dankbar ich Ihnen bin.«

»Nun, dann umarme mich;« sagte Championnet, indem er ihm die Arme öffnete.
Michele umarmte den General, indem er vor Freuden schluchzte.
»Nun,« sagte der General, »wir wollen aber vernünftig mit einander sprechen, ragazzo.«
»Ich verlange nichts Besseres, mein General.«
»Du kennst also die Häupter des Complots?«
»Ja, mein General.«
»Wohlan, nimm einen Augenblick lang an, daß die Enthüllung von einem Andern käme.«
»Gut.«
»Und daß dieser Andere zu mir gesagt hätte: Lassen Sie Michel festnehmen. Er kennt die Namen der Häupter des Complots.«
»Gut.«
»Daß ich Dich daraufhin hätte festnehmen lassen.«
»Sehr schön.«
»Und daß ich sage: Michele, Du kennst die Namen der Häupter des Complots. Du wirst mir sie nennen, oder ich lasse Dich erschießen: Was würdest Du dann thun?«
»Ich würde Ihnen sagen: Lassen Sie mich erschießen, mein General. Lieber will ich sterben, als Ursache des Todes eines Menschen sein.«
»Weil Du Hoffnung hättest, daß ich Dich nicht erschießen lassen würde, nicht wahr?«
»Nein, weil ich die Hoffnung hätte, daß die Vorsehung, die mich schon einmal gerettet, mich auch das zweite Mal retten würde.«
»Zum Teufel, die Geschichte wird verwickelt,« sagte Championnet lachend. »Ich kann Dich indeß doch nicht erschießen lassen, um zu sehen, ob Du die Wahrheit sprichst.«
Michele dachte einen Augenblick nach, dann sagte er:
»Es ist also wohl sehr nothwendig, daß Sie das Haupt oder die Häupter des Complots kennen?«
»Jawohl, durchaus nothwendig. Weißt Du nicht, daß man den Bandwurm nur dadurch curiren kann, daß man ihm den Kopf abreißt?«
»Können Sie mir aber versprechen, daß diese Leute nicht erschossen werden?«
»So lange ich in Neapel sein werde, ja.«
»Aber wenn Sie Neapel verlassen?«
»Dann stehe ich freilich für nichts.«
»Madonna, was soll ich thun?«
»Sinne nach. Siehst Du kein Mittel, um uns beide aus der Verlegenheit zu ziehen?«
»Ja wirklich, mein General, ich sehe eins.«
»Nenne es.«
»Also, solange Sie in Neapel sein werden, wird wegen des Complots, welches ich Ihnen entdeckt haben werde, Niemand hingerichtet?«
»Nein, Niemand.«
»Wohlan, es gibt außer mir noch eine Person, welche die Namen der Häupter des Complots kennt, nur mit dem Unterschiede, daß diese Person wiederum von dem Vorhandensein eines Complots nichts weiß.«

»Wer ist diese Person?«

»Die Kammerzofe meiner Milchschwester, die Gemahlin des Chevalier San Felice.«

»Und wie heißt diese Zofe?«

»Giovannina.«

»Und wo wohnt sie ?«

»In Mergellina, im Palmbaumhause.«

»Und wie sollen wir etwas von ihr erfahren, wenn sie das Complot nicht kennt?«

»Lassen Sie sie vor den Polizeipräsidenten Bürger Nicolo Fasulo citiren, der ihr drohen wird, sie in's Gefängniß bringen zu lassen, wenn sie nicht sagt, wer der Mann ist, der ihre Herrin in der vergangenen Nacht bis um zwei Uhr Morgens erwartet und ihr Haus erst um drei Uhr verlassen hat.«

»Und der Mann, den sie nennen wird, ist also das Haupt des Complots?«

»Ja, ganz besonders wenn sein Vorname mit dem Buchstaben A und sein Familienname mit dem Buchstaben B anfängt. Und nun, mein General, habe ich, so wahr ich Michele der ehrliche Mann bin, Ihnen allerdings nicht Alles gesagt, was ich Ihnen zu sagen habe, wohl aber Alles, was ich Ihnen sagen werde.«

»Und verlangst Du für die Dienste, welche Du Neapel leistest, nichts von mir?«

»Ich verlange weiter nichts von Ihnen, als niemals zu vergessen, daß Sie mein Pathe sind.«

Und indem er diesmal mit aller Gewalt die Hand küßte, welche der General ihm bot, verließ er eiligst das Zimmer, indem er nach den von ihm mitgetheilten Aufschlüssen es dem General überließ, Alles zu thun, was dieser unter den obwaltenden Umständen angemessen finden würde.

Drittes Capitel.

Die Verhaftung.

In dem Augenblick, wo Michele das Quartier des Generals Championnet verließ, war es zwei Uhr Nachmittags.

Er sprang in den ersten besten Corricolo, der ihm in den Weg kam, und langte unter Beobachtung desselben Verfahrens wie auf dem Herwege, das heißt, indem er in Portici und in Castellamare den Wagen wechselte, kurz vor fünf Uhr wieder in Salerno an.

Hundert Schritte vor dem Gasthause stieg er ab, bezahlte seinen letzten Kutscher und kehrte zu Fuße in das Gasthaus zurück, ohne mehr Geräusch zu machen, als wenn er eine Promenade nach Eboli oder nach Montalta unternommen hätte.

Luisa war noch nicht zurück.

Um sechs Uhr hörte man das Geräusch eines Wagens. Michele eilte an die Thür.

Es war Luisa, die mit Salvato von Pästum zurückkam. Michele war noch niemals in Pästum gewesen, als er aber die strahlenden Züge der beiden Liebenden erblickte, kam er auf die Vermuthung daß es in Pästum sehr schöne Dinge zu sehen geben müsse.

In der That schien Luisa's Haupt von einer Glorie des Glückes und das Salvato's von einer des Stolzes umglänzt zu sein.

Luisa war schöner, Salvato war größer.

Luisa's Schönheit hatte sich durch etwas Unbekanntes und gleichwohl Sichtbares vervollständigt. Es lag jetzt in ihr jener Unterschied, welcher zwischen Galathea als Bildsäule und Galathea als Weib bestanden haben mußte.

Man denke sich, daß die keusche Venus das Paradies betreten habe und unter dem Hauche des Engels der Liebe die Eva der Genesis geworden sei.

Auf ihren Wangen mischte sich das Weiß der Lilie mit dem rosigen Sammethauche der Pfirsiche. In ihren Augen verschmolz der letzte Schimmer der Jungfräulichkeit mit der ersten Flamme der Liebe.

Ihr zurückgebogenes Haupt schien nicht mehr die Kraft zu haben, die Wucht ihres Glückes zu tragen, ihre sich blühenden Nüstern schienen in der Luft neue und bis jetzt unbekannt Wohlgerüche zu athmen. Ihr halbgeöffneter Mund ließ einen keuchenden, wollüstigen Hauch entweichen.

Als Michele sie erblickte, konnte er sich nicht enthalten zu ihr zu sagen:

»Was ist Dir, Schwesterchen? O, wie schön Du bist!«

Luisa lächelte, sah Salvato an und reichte Michele die Hand.

Sie schien zu ihm zu sagen:

»Ich verdanke meine Schönheit dem, welchem ich mein Glück verdanke.«

Dann setzte sie mit sanften liebkosender Stimme die dem Gesange eines Vogels glich, hinzu:

»O, wie schön ist es in Pästum! Wie beklage ich, daß wir nicht morgen, übermorgen alle Tage dahin zurückkehren können!«

Salvato drückte sie an sein Herz. Es war klar, daß er eben so wie Luisa fand, Pästum sei das Paradies der Welt.

Die beiden Liebenden kehrten mit so leichtem Tritt, daß sie die Stufen der Treppe kaum zu berühren schienen, in ihr Zimmer zurück.

Ehe sie dasselbe jedoch betraten, drehte Luisa sich herum und ließ die Worte fallen:

»Michele, in einer Viertelstunde reisen wir ab.«

Nach Verlauf von einer Viertelstunde war der Wagen bereit, aber erst nach Ablauf einer ganzen Stunde kam Luisa herunter.

Diesmal war der Ausdruck ihres Gesichtes ein sehr verschiedener. Es trug einen leichten Anflug von Schwermuth und die Flamme ihres Glückes ward durch Thränen gemildert.

Obschon sie einander den nächstfolgenden Tag wieder sehen sollten, so war doch der Abschied der Liebenden deswegen nicht weniger traurig gewesen.

In der That, wenn man sich liebt und wenn man sich verläßt, wäre es auch nur auf einen Tag, so gibt man sich ein Glück einen Tag lang den Händen des Zufalls preis.

Wo wäre die Weisheit, welche vorauszusehen vermöchte, was zwischen zwei Sonnen geschehen wird?

Als Luisa die Treppe hinunterging, begann die Nacht einzubrechen und der Wagen stand schon seit drei Viertelstunden bereit.

Er war mit drei Pferden bespannt.

Es schlug eben sieben Uhr und der Kutscher versprach, gegen zehn Uhr wieder in Neapel zurück zu sein.

Luisa wollte sich geraden Weges zu Backers bringen lassen und in Bezug auf André den Rath befolgen, welchen Salvato ihr gegeben.

Letzterer sollte den nächstfolgenden Tag Nachmittags nach Neapel zurückkommen, um sich zur weiteren Verfügung seines Generals zu stellen.

Zehn Minuten vergingen mit Abschiednehmen. Die beiden Liebenden schienen sich gar nicht trennen zu können.

Bald war es Salvato, welcher Luisa zurückhielt, bald war es Luisa, die sich nicht überwinden konnte, Salvato fortzulassen.

Endlich ging es fort. Die Schellengeläute der Pferde klingelten und Luisas von Thränen benetztes Tuch wehte dem Geliebten ein letztes Lebewohl zu, welches dieser durch Schwenken seines Hutes erwiderte.

Es dauerte nicht lange, so verschwand der Wagen, erst theilweise im Dunkel und dann an der Biegung der Straße vollständig.

So wie Luisa sich von Salvato entfernte, beruhigte sich jene magnetische Gewalt, welche der junge Mann aus sie ausgeübt, und Luisa, welche sich des Grundes erinnerte, der sie hierhergeführt, ward wieder ernst und dieser Ernst ging allmähig in Trauer und Wehmuth über.

Während der ganzen Fahrt sprach Michele kein Wort, wodurch er auf das Geheimniß, welches er erlauscht, oder auf die Reise hingedeutet hätte, welche er mittlerweile gemacht.

Man passierte nach der Reihe Torre del Greco, Portici, Resina, die Magdalenenbrücke, die Marinella.

Die Backer wohnten in der Strada Medina zwischen der Strada dei Fiorentini und der Via

Schizzitella.

Schon in Marinella hatte Luisa dem Kutscher befohlen, sie an dem Brunnen Medium das heißt am äußersten Ende der Strada del Malo, absteigen zu lassen.

Am äußersten Ende der Strada del Piliere aber begann Luisa an dem Zusammenlaufe von Menschen, welche sich der Strada del Malo drängten, zu bemerken, daß in diesem Quartier etwas Außerordentliches vorgehen müsse.

Der Strada del Porto gegenüber erklärte der Kutscher, daß es ihm unmöglich sei, mit seinem Wagen weiterzufahren. Sein Pferd liefe Gefahr von Denen niedergestochen zu werden, welche er seinerseits zu überfahren drohte.

Michele that, was er konnte, um Luisa zu bewegen umzukehren, einen andern Weg einzuschlagen oder am Malo ein Boot zu nehmen. Dieses Boot hätte sie in einer halben Stunde nach Mergellina gebracht.

Luisa hatte aber eine Absicht, welche sie als geheiligt betrachtete, und sie weigerte sich, sich zu entfernen.

Uebrigens drängte diese Menge nach der Strada Medina. Das Geräusch welches man hörte, kam von der Strada Medina, und die Worte, welche Luisa erhaschte, erweckten Unruhe in ihrem Herzen.

Es bedünkte sie, als sprachen alle diese Leute, welche sich in die Strada Medina hineindrängten, von Complotten, von Verrath und Blutbad und zugleich glaubte sie dabei den Namen Backer zu hören.

Sie sprang aus dem Wagen und faßte schauernd den Arm Michele's, mit welchem sie sich vom Strome fortreißen ließ.

Im Hintergrunde der Straße sah man Fackeln leuchten und Bajonnette funkeln. Mitten durch den verworrenen Lärm hindurch hörte man zugleich Drohrufe.

»Michele,« sagte Luisa, »steigt doch auf die Einfassung des Brunnens und sag' mir, was Du siehst.«

Michele gehorchte und konnte von seinem nunmehrigen Standpunkte aus über alle Köpfe hinweg bis in den Hintergrund der Straße sehen.

»Nun?« fragte Luisa.

Michele zögerte zu antworten.

»Aber so sprich doch!« rief Luisa immer unruhiger. Sprich doch, was siehst Du?«

»Ich sehe,« sagte Michele, »Polizeidiener, welche Fackeln tragen, und Soldaten, welche das Haus des Herren Backer bewachen.«

»Ha!« rief Luisa, »man hat sie denuncirt, die Unglücklichen! Ich muß bis zu ihnen hindurchdringen; ich muß sie sehen!«

»Nein, nein, Schwesterchen,« sagte Michele. »Du bist doch nicht selbst mit bei der Sache betheilt, nicht wahr, nicht?«

»Nein, Gott sei Dank.«

»Nun, dann komm; ziehen wir uns zurück.«

»Nein, nein, im Gegentheile,« sagte Luisa, »wir wollen weitergehen.«

Und Michele beim Arme fassend, zwang sie ihn, von der Brunneneinfassung herabzusteigen und sich wieder mit ihr unter die Menge hineinzudrängen.

In diesem Augenblicke verdoppelte sich das Geschrei und es machte sich unter der Menge eine gewaltige Bewegung bemerkbar. Man hörte die Kolben der Musketen auf dem Pflaster klirren, gebieterische Stimmen riefen: »Platz! Platz!« eine Art Laufgraben öffnete sich und Michele und Luisa sahen sich plötzlich den beiden Gefangenen gegenüber, von welchen der eine — es war der jüngste — in seinen um den Leib herum festgebundenen Armen die weiße Fahne der Bourbons trug.

Sie waren von Männern, theils mit Fackeln, theils mit Säbeln in den Händen, umringt und trotz der Schmähungen und Hohnreden des Pöbels, welcher stets bereit ist, den Schwächsten zu schmähen und zu verhöhnen, schritten sie mit aufgerichteten Häuption einher wie Leute, welche ihren Glauben laut bekennen.

Ganz bestürzt über diesen Anblick blieb Luisa, anstatt auf die Seite zu treten wie die Andern, unbeweglich stehen, so daß sie sich dem jüngsten der beiden Gefangenen, das heißt André Backer gegenüber sah.

Beide traten, indem sie einander erkannten, einen Schritt zurück.

»Ach, Signora,« sagte der junge Mann mit Bitterkeit, »ich wußte wohl, daß Sie es wären, die mich verrathen hätte, aber ich wußte nicht, daß Sie auch den Muth haben würden, meine Verhaftung mit anzusehen.«

Luisa wollte antworten, läugnen und betheuern, der Gefangene aber schob sie sanft auf die Seite und ging vorwärts, indem er sagte :

»Im Namen meines Vaters und in dem meinigen verzeihe ich Ihnen, Signora. Mögen Gott und der König Ihnen eben so verzeihen wie ich.«

Luisa wollte antworten, die Stimme versagte ihr aber und mitten unter dem Rufe des Volkes. »Sie ist es! Diese Frau ist die San Felice, welche sie denuncirt hat,- sank sie in Micheles Arme.

Die Gefangenen setzten ihren Weg weiter fort nach dem Costello Nuovo, wo sie unter Aufsicht des Commandanten Oberst Massa eingesperrt wurden.

Viertes Capitel.

Die Apotheose.

Als Luisa wieder zu sich kam, sah sie sich in einer Art Café, welches die Ecke der Strada del Malo und der Calata San Marco bildet.

Hierher hatte Michele sie durch die Menge hindurchgetragen, welche sich an der Thür angesammelt und nun bemüht war, durch die geschlossenen Fenster und die offenstehenden Thüren hineinzuschauen.

Diese Menschenmasse wiederholte die Worte des Gefangenen und sagte, indem sie mit dem Finger auf Luisa zeigte:

»Sie ist es, die sie verrathen hat.«

Als Luisa die Augen wieder aufschlug, hatte sie anfangs Alles wieder vergessen. Allmählig aber, als sie sich umschaute, als sie sah, wo sie war und die um das Haus herum versammelte Menge erblickte, fiel ihr Alles wieder ein, was geschehen war. Sie stieß einen lauten Schrei aus und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

»Einen Wagen, im Namen des Himmels, mein lieber Michele, schaffe einen Wagen, damit ich nach Hause zurückkehren kann.«

Luisa's Wunsch war nicht schwer zu erfüllen. Es gab damals ebenso wie noch heute zwischen dem Theater San Carlo und dem Theater Fondo einen Droschkenplatz zur Bequemlichkeit der Kunstfreunde, welche zu jener Zeit der Darstellung der Meisterwerke eines Cimarosa und Paesiello beiwohnten und welche gegenwärtig die Opera eines Bellini, eines Rossini oder Verdi besuchen.

Michele ging hinaus, rief einen geschlossenen Wagen herbei, ließ ihn dicht an die auf die Strada del Molo gehende Thür heranfahren, Luisa mitten unter dem Beifallsgeschrei oder Murren der Zuschauer, welche, jenachdem sie Patrioten oder Bourbonisten waren, ihr wegen ihres angeblichen Verraths Dank wußten oder grollten, hineinsteigen, folgte ihr selbst nach und schloß den Schlag, indem er dem Kutscher zurief:

»Nach Mergellina!«

Die Menge theilte sich, der Wagen fuhr fort, passirte den Largo Castello, bog dann in die Strada Chiaja ein und machte nach Verlauf einer Viertelstunde an dem Palmbaumhause Halt.

Michele riß kräftig an der Klingel. Giovannina kam, um zu öffnen.

Ihren Mund umspielte jener schadenfrohe Ausdruck böswilliger Diener, welche eine schlimme Nachricht mitzutheilen haben.

»Na,« sagte sie, zuerst das Wort ergreifend, »es sind in Ihrer Abwesenheit schöne Dinge hier vorgegangen, Signora.«

»Hier?« fragte Luisa.

»Ja hier, Signora.«

»Hier? Meinst Du im Hause oder überhaupt in Neapel?«

»Ich meine hier im Hause.«

»Was ist denn geschehen?«

»Sie hätten mir für den Fall, daß man mich über Signor André Backer befragte, sagen sollen, was ich antworten sollte, Signora.«

»Wie, man hat Dich über Signor Adré Backer befragt?«

»Das wollte ich meinen! Man kam hierher, nahm mich fest, führte mich auf die Polizei und drohte mir mit Gefängniß, wenn ich nicht sogleich sagte, wer in der vergangenen Nacht bei Ihnen gewesen wäre, Signora. Daß Jemand dagewesen war, wußte man, aber nur nicht wer.«

»Und Du hast Signor Backer genannt?«

»Ich mußte wohl. Ins Gefängniß zu spazieren, verspürte ich durchaus keine Lust und meinetwegen war Signor Backer nicht hier.«

»Unglückliche, was hast Du gethan!« rief Luisa, indem sie auf einen Stuhl niedersank und sich das Gesicht mit den Händen bedeckte.

»Was wollen Sie? Ich fürchtete, wenn ich läugnete, trotz meines Läugnens überführt zu werden. Die bösen Zungen würden übrigens, wenn ich Signor Backer's Besuch bei Ihnen hätte verhehlen wollen, sofort behauptet— haben, Signor Backer wäre Ihr Geliebter, gerade so wie man von Signor Salvato zu sagen anfängt.«

»O Giovannina!« rief Michele.

Luisa erhob sich, betrachtete die Dienerin mit dem Ausdruck des Erstaunens und des Vorwurfes und sagte dann in sanftem, aber festem Tone:

»Giovannina, ich weiß nicht, welchen Grund Du hast, meine Güte durch so schwarze Undankbarkeit zu vergelten. Morgen verlässest Du mein Haus.«

»Ganz wie Ihnen beliebt, Signora,« antwortete Giovannina keck.

Und sie verließ das Zimmer, ohne sich auch nur umzusehen.

Luisa fühlte wie ihr die Thränen in die Augen traten. Sie reichte Michele die Hand und dieser kniete vor ihr nieder.

»O Michele, mein theurer Michele!« murmelte sie, in Schluchzen ausbrechend.

Michele ergriff ihre Hand und küßte dieselbe. Er war um so tiefer erschüttert, als er in seinem innersten Herzen fühlte, daß all dieses Unheil durch ihn angestiftet worden.

»Das ist ein schlimmer Abend nach einem so schönen Tage,« sagte er. »Armes Schwesterchen! Als Du von Pästum zurückkamst warst Du so glücklich.«

»Ja, ich war glücklich« übergücklich!« murmelte Luisa; »ich weiß aber nicht, welche Stimme mir in's Ohr flüstert daß mein schönstes und ganz besonders mein reinstes Glück vorüber ist. O Michele, Michele, wie schrecklich war das, was diese Wahnsinnige sagte!«

»Ja« damit sie aber nicht auch Anderen sage, was sie soeben zu Dir gesagt, darfst Du sie nicht fortschicken. Bedenke, daß sie Alles weiß — die versuchte Ermordung Salvato's, das Asyl, welches wir ihm gegeben, seinen Aufenthalt im Hause, deinen vertrauten Verkehr mit ihm. Mein Gott, ich für meine Person weiß wohl, daß all diesem nichts Böses zu Grunde liegt. Die Welt dagegen wird viel Böses darin sehen, und wenn Giovannina, anstatt daß sie, wenn sie bei Dir bleibt, ein Interesse daran hat, zu schweigen, es vielmehr, wäre es auch nur aus Rache —, in ihrem Interesse findet, zu sprechen, so wird dein guter Ruf dadurch leiden.«

»Wäre es auch nur aus Rache, sagst Du? Und warum sollte Giovannina sich an mir rächen? Ich habe ihr ja niemals etwas Anderes als Gutes erzeugt.«

»Ein schöner Grund! Es gibt verderbte Gemüther, Schwesterchen, welche, je mehr man ihnen Wohlthaten erzeigt, desto falscher und undankbarer werden. Schon seit einiger Zeit habe ich zu bemerken geglaubt, daß, Giovannina zu dieser Classe gehört. Hast Du selbst nichts davon wahrgenommen?«

Luise betrachtete Michele. Allerdings hatte die Widersetzlichkeit ihrer Dienerin sie seit einiger Zeit mehr als einmal befremdet. Sie hatte sich selbst befragt, was wohl die Ursache dieser Veränderung in Giovanninas Charakter sein könne, aber sich keine Rechenschaft davon zu geben vermocht. Es war möglich, daß sie sich getäuscht hatte; von dem Augenblick an aber, wo Michele diese schlimme Gesinnung der Zofe ebenfalls erkannte, war diese schlimme Gesinnung sicherlich auch vorhanden.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke ein. Sie warf einen unruhigen Blick ringsherum und sagte:

»Sieh einmal nach, Michele, ob man uns nicht belauscht.«

Michele näherte sich der Thür, ohne jedoch das Geräusch seiner Tritte zu dämpfen zu versuchen, so daß indem Augenblick, wo Luisas Zimmerthür sich öffnete, die von Ninas Zimmer sich schloß.

Hatte Nina gehorcht, oder war das gleichzeitige Oeffnen der einen und das Schließen der andern Thür bloß eine Wirkung des Zufalls ?

Michele schloß die Thür wieder, schob den Riegel vor, nahm wieder seinen Platz zu Luisas Füßen ein und sagte:

»Du kannst sprechen. Ich will nicht sagen: Es hat uns Niemand behorcht, wohl aber kann ich sagen: Es behorcht uns Niemand mehr.«

»Wohlan,« sagte Luisa in gedämpftem Tone und indem sie sich ans Michele herabneigte, »es ist Zweierlei, was mich in meinem Argwohn bestätigt. Als in der vergangenen Nacht der arme André Backer mich besuchte, wußte er ganz genau, was zwischen Salvato und mir geschehen ist. Heute Morgen, während ich in Salerno mit Salvato sprach, traf ein anonymer Brief ein, in welchem Salvato benachrichtigt ward, daß ein junger Mann mich in der vergangenen Nacht um zwei Uhr Morgens in meiner Wohnung erwartet und erst um drei Uhr, nachdem er eine Stunde bei mir zugebracht, mein Haus verlassen habe. Von wem kommen diese Denunciationen, wenn nicht von Giovannina, frage ich?«

»Managgia la Madonna!« murmelte Michele, »das ist eine ernsthafte Geschichte Nichtsdestoweniger aber sage ich: In dem gegenwärtigen Augenblick, und wenn Da nicht völlige Gewißheit hast, mache kein Aufsehen. Ich würde Dir gern einen andern Rath geben, aber Du würdest ihn nicht befolgen.«

»Welchen ?«

»Ich würde sagen: Begib Dich zu deinem Gemahl, dem Chevalier, nach Palermo. Dadurch wirst Du alle schlimmen Gerüchte ans einmal abschneiden.«

Eine lebhaftere Röthe überzog Luisa's Wangen. Sie ließ den Kopf auf die Hände niedersinken und entgegnete mit halberstickter Stimme:

»Ach, dieser Rath ist gut, und kommt von einem Freunde.«

»Und, nun?«

»Gestern noch hätte ich ihn befolgen können, heute aber kann ich es nicht mehr.«

Und ein tiefer Seufzer entrang sich Luisa's Herzen.

Michele sah Luisa an und verstand Alles. Die Traurigkeit Neapels bestätigte den Argwohn, welchen die Freude von Salerno in ihm erweckt.

In diesem Augenblicke hörte Luisa in dem Verbindungscorridor nahende Tritte. Dieselben suchten sich nicht zu verhehlen.

Luise richtete den Kopf empor und horchte mit unruhiger Miene. In der Lage, in welcher sie sich jetzt befand, war in der That Alles beunruhigend.

Es dauerte nicht lange, so ward an ihre Thür geklopft, und die Stimme der Herzogin Fusco fragte:

»Liebe Luisa, bist Du da?«

»Ja wohl, ja wohl; komm herein!« rief Luisa.

Die Herzogin trat ein. Michele wollte aufstehen, Luisas Hand aber hielt ihn fest, wo er war.

»Was machst Du denn hier, meine schöne Luisa?« rief die Herzogin. »Du sitztest allein und beinahe im Finstern mit deinem Milchbruder hier, während man Dir bei mir einen Triumph bereitet.«

»Einen Triumph bei Dir, Theuere?« fragte Luisa ganz erstaunt. »Aus welchem Grunde denn?«

»Auf Grund dessen, was geschehen ist. Ist es denn nicht wahr, daß Du eine Verschwörung, welche uns Alle bedrohte, entdeckt und dadurch, daß Du dieselbe denuncirt, nicht bloß uns Alle, sondern auch das Vaterland gerettet hast?«

»O, also auch Du, Amalie!« rief Luisa schluchzend, »auch Du hast mich einer solchen Nichtswürdigkeit schuldig glauben können.«

»Einer solchen Nichtswürdigkeit!« rief ihrerseits die Herzogin welche ihr glühender Patriotismus und ihr Haß gegen die Bourbons die Dinge in einem ganz andern Lichte erscheinen ließ, als dieselben Luisa erschienen. »Nichtswürdigkeit nennst Du eine That, welche eine Römerin zur Zeit der Republik für immer in der Geschichte berühmt gemacht hätte? Ach, warum warst Du nicht heute Abend bei uns, als jene Kunde eintraf! Du hättest dann die Begeisterung gesehen, welche dieselbe hervorrief. Monti improvisirte sofort Dir zu Ehren ein Gedicht. Cirillo und Pagano schlugen vor, Dir die Bürgerkrone zuzuerkennen. Cuoco, welcher die Geschichte unserer Revolution schreibt, behält sich vor, Dir eines der schönsten Blätter zu widmen. Cleonora Pimentel wird morgen in ihrem Moniteur die unvergeßliche Schuld verkünden, welche Neapel Dir gegenüber auf sich genommen. Die Frauen, die Herzogin von Pepoli riefen Dich, um Dich zu umarmen. Die Männer erwarteten Dich auf den Knien, um Dir die Hand zu küssen. Was mich betraf, so war ich stolz darauf, deine beste Freundin zu sein. Morgen wird Neapel sich nur mit Dir beschäftigen; Neapel wird Dir Altäre errichten, wie Athen der Göttin Minerva, der Beschützerin des Vaterlandes, errichtete.«

»Wehe! Wehe!« rief Luisa. »Ein einziger Tag ist hinreichend gewesen, um mir ein doppeltes Brandmal aufzudrücken. O siebenter Februar! Siebenter Februar! Tag des Entsetzens und des Unheils!«

Und beinahe sterbend sank sie rückwärts in die Arme der Herzogin Fusco, während Michele, jetzt erfüllt von Zweifel über die That, die er begangen, erfüllt von Reue, als er die, welche er mehr liebte als sein Leben, in diesem Zustande sah, sich mit feinen Nägeln die blutende Brust zerfleischte.

Am nächstfolgenden Tage, den 8. Februar 1799, las man in dem »Parthenopäischen Moniteur« einen großgedruckten Leitartikel, welcher folgendermaßen lautete:

»Eine bewunderungswürdige Bürgerin, Luisa Molina San Felice, hat gestern Abend Freitag die Verschwörung entdeckt, welche von einigen wahnsinnigen Bösewichtern angestiftet worden, die, auf die Anwesenheit mehrerer Schiffe des englischen Geschwaders in unseren Hafen rechnend, nach getroffener Verabredung mit denselben in der Nacht vom Sonnabend zum

Sonntag, das heißt heute Abend, die Regierung stürzen, die guten Patrioten niedermetzeln und eine Gegenrevolution versuchen wollten.

»Die Häupter dieses verruchten Unternehmens waren die Bankiers Backer, Vater und Sohn, beide geborene Deutsche und in der Strada Medina wohnend. Noch gestern Abend sind sie festgenommen und ins Gefängniß gebracht worden. André Backer mußte als Symbol seiner Schande die weiße Fahne tragen, die man bei ihm gefunden.

»Eben so fand man bei ihm auch eine gewisse Anzahl Sicherheitskarten, welche an Diejenigen vertheilt werden sollten, die man verschonen wollte. Jeder, der nicht eine solche Karte bei sich gehabt, wäre dem Tode verfallen gewesen.

»In Folge dieser Festnahme der Haupträdelsführer haben nach verschiedene untergeordnete Verhaftungen stattgefunden und das Kloster San Francesco delle Monache ist in Anbetracht seiner günstigen Lage — es bildet bekanntlich eine Art Insel — zum Gefängniß der Angeklagten bestimmt worden. Die seither darin wohnenden Nonnen haben es demgemäß verlassen und sind in das Kloster der Donna Albina übergesiedelt.

Zur Zahl der Verhafteten gehören außer den beiden Backen Vater und Sohn, der Pfarrer von del Carmine, der Fürst von Canossa, die beiden Brüder Jorio, der seine Magistratsbeamter, der andere Bischof, und ein Richter Namens Giovanni Battista Verchione.

»Im Zollhause hat man überdies ein Depot von hundertzwanzig Musketen und andern Waffen, wie z. B. Säbel und Bajonette, aufgefunden.

»Gepriesen sei Luisa Molina San Felice! Sie hat das Vaterland gerettet!«

Fünftes Capitel.

Die Sanfedisten.

Die Encyclia des Cardinals Ruffo hatte in ganz Untercalabrien die Wirkung des elektrischen Funkens hervorgebracht.

Und in der That« je weiter man von Neapel entfernt war, desto mehr verminderte sich der schwache Reflex von Intelligenz, welcher von der Hauptstadt ausging.

Der Cardinal hatte, wie wir bereits erwähnt, seinen Fuß in das antike Brutium, jenes Asyl entfloherer Sklaven, gesetzt. Dieser ganze Theil Calabriens befand sich trotz der verflossenen Jahrhunderte immer noch im Zustande der fürchterlichsten Unwissenheit und der vollkommensten geistigen Stumpfheit, so daß dieselben Menschen, welche am Tage vorher, ohne zu wissen, was sie sagten, riefen: »Es lebe die Republik! Nieder mit den Tyrannen!« mit derselben Stimme zu schreien begannen: »Es lebe die Religion! Es lebe der König! Nieder mit den Jakobinern!«

Wehe Denen, welche sich für die bourbonische Suche gleichgültig zeigten und nicht lauter oder wenigstens eben so laut schrieten als die Anderen. Sie wurden mit dem Ruf: »Das ist ein Jakobiner!« begrüßt und dieser Ruf war, sobald er sich hören ließ, hier wie in Neapel ein Todesurtheil.

Die Anhänger der Revolution oder Diejenigen, welche ihre Sympathie für die Franzosen zu erkennen gegeben, sahen sich genöthigt, ihre Häuser zu verlassen und zu fliehen. Niemals hatte das »Dulcia linquimus arva« Virgils einen traurigeren und umfassenderen Wiederhall gefunden.

Alle diese fliehenden Patrioten nahmen den Weg nach Obercalabrien und blieben, dafern es ihnen gelungen war, den Dolchen ihrer Landsleute zu entrinnen, die einen in Monteleone, die anderen in Catanzaro oder Cotrone, den einzigen Städten, in welchen es gelungen war demokratische Behörden einzusetzen. Dieses Beharren auf der republikanischen Meinung ward in den drei Staaten durch die Hoffnung auf die Ankunft der französischen Armee genährt.

Aus allen anderen durch die Encyclia des Cardinals aufgewiegelten Städten sah man Massen von Bürgern hervorkommen, welchen ihr Pfarrer mit dem Kreuze in der Hand voranschritt und die an ihren Hirten weiße Bänder, die sichtbaren Zeichen ihrer politischen Meinungen, trugen.

Diese Schaaren nahmen, wenn sie aus dem Gebirge kamen, die Richtung nach Mileto, dagegen, wenn sie von der Ebene kamen die Richtung nach Palmi.

Ganze von allen waffenfähigen Männern verlassene Städte und Dörfer waren nur noch von Frauen, Greisen und Kindern bewohnt, so daß nur in dem Feldlager bei Palmi binnen wenigen Tagen gegen zwanzigtausend bewaffnete Männer beisammen waren, während das von Mileto beinahe eben so viel zählte.

Alle diese Leute brachten ihre Lebensmittel und ihre Munition mit. Die Reichen gaben den Armen, die Klöster Allen.

Mitten unter diesen Massen von Freiwilligen bemerkte man Geistliche aller Grade, vom einfachsten Dorfpfarrer, dessen Gemeinde nur wenige hundert Seelen zählte, an bis zum Bischöfe der großen Städte.

Es gab darunter Grundbesitzer, die Millionen besaßen, ebenso wie arme Tagelöhner, welche mit Mühe zehn Grani täglich verdienten.

»Es gab,« sagt der sanfedistische Schriftsteller Domenico Sacchinelli, welchem wir die Einzelheiten dieses wunderbaren Feldzuges theilweise entlehnen, »es gab unter dieser Menge auch einige ehrliche Leute, die von aufrichtiger Liebe zum Könige und wahrhafter Ehrfurcht vor der Religion beseelt waren; unglücklicherweise aber bestand die Mehrzahl aus Räubern und Mördern, die nur durch Raublust und durch den Durst nach Rache und Blut getrieben wurden.«

Fünf oder sechs Tage nach seiner Ankunft in Catona sah der Cardinal, welcher den ganzen Tag auf seinem Balcon zubrachte, hinter der Landspitze des Leuchthturmes eine von einem Mönche gesteuerte und von zwei Fischern geruderte kleine Barke auf sich zukommen.

Da Mönch und Fischer die Strömung und den Wind für sich hatten, so ließen die Fischer die Ruder ruhen und der Mönch hielt die Schote des Segels und lenkte das Boot, welches an dem Strande von Catona an derselben Stelle anlegte, wo der Cardinal vor einigen Tagen an's Land gestiegen war.

Dieser Mönch und Seemann machte anfangs den Cardinal ein wenig neugierig und derselbe nahm sein Fernrohr zu Hilfe, um das Phänomen genauer zu beobachten.

Dieses erklärte sich ihm jedoch sehr bald, denn er erkannte in dem seemännischen Mönche unsern alten Freund Fra Pacifico.

Kaum war die Barke ans Land gestoßen, so sprang der Bruder Capuziner heraus und lenkte mit einem Fuße, der auf dem Lande eben so fest war, wie seine Hand auf dem Meere gewesen, seine Schritte nach dem Hause, wo der Cardinal wohnte.

Dieser kannte Fra Pacifico nicht blos vom Hörensagen, sondern auch persönlich. Er wußte, daß es ein ehemaliger Matrose von der Fregatte »Minerva« war, und eben so war ihm bekannt, auf welche Weise der Ruf an ihn ergangen. Von Person kannte er ihn, weil er ihn einmal bei dem Könige Ferdinand traf, als er diesem mit seinem Esel Giacobino für seine Krippe saß.

Ebenso hatte er vernommen, welche Heldenthaten der kriegerische Capuziner während der drei Kampftage verrichtet, die der Einnahme von Neapel vorhergegangen waren.

Er beehrte ihn deshalb schon von Weitem mit einer Handbewegung, welche den Mönch bewog, seinen Schritt zu beschleunigen so daß er fünf Minuten später die Ehre hatte, dem Cardinal die Hand zu küssen.

Was aber hatte Fra Pacifico bewogen, sein Kloster zu verlassen und sich nach Calabrien zu begeben?

Wir wollen dies unseren Lesern mit kurzen Worten auseinandersetzen. Die reactionäre Verschwörung Backer's, welche André so unklugerweise Luisa anvertraut und die durch Michele so kluger Weise dem General Championnet verrathen worden, hatte schon seit den letzten Tagen des December, das heißt kaum einige Tage nach Ferdinands Abreise, angefangen sich zu organisieren.

Bis zum 15. Januar waren alle Fäden geknüpft und man suchte einen sichern Mann,, um den König davon in Kenntniß zu setzen.

Man wandte sich an den Vicar der Kirche del Carmine, welche, wie wir bereits erwähnt, ebenfalls mit zu den Verschworenen gehörte.

Der Vicar brachte Fra Pacifico als Boten in Vorschlag und man war sofort damit einverstanden. Fra Pacifico, der schon wegen der Art, wie er seine Almosen einsammelte, in

Neapel sehr populär war, hatte durch die letzten Ereignisse noch in so hohem Grade an Popularität gewonnen, daß man seinen Muth und seine royalistische Gesinnung keinen Augenblick bezweifeln konnte.

Fra Pacifico war demzufolge aufgefordert worden, sich nach Palermo zu begeben und den König von dem riesigen Complot in Kenntniß zu setzen, welches man zu seinen Gunsten schmiedete.

Der Mönch hatte diese gefährliche Mission mit Freuden übernommen. Sein Mangel an Beschäftigung lastete wenigstens eben schwer auf ihm, als die Unschuld auf Orestes, und mitten unter seinen beschränkten oder feigen Brüdern schäumte er wüthend in dem Gebiß und gerieth in Zornesausbrüche, welches sich in einem Hagel von Stockschlägen auf dem Rücken des armen Giacobino entluden.

Kaum war er von der Mission, die man ihm anvertraute, unterrichtet und hatte unter der Leitung des Canonicus Jorio das, was er dem König Ferdinand zu sagen hatte, auswendig gelernt — denn man wollte ihm, aus Furcht, daß er in die Hände der Patrioten fallen könne, nichts Schriftliches anvertrauen — so zog er Giacobino aus dem Stalle, als ob er seine gewöhnliche Almosenrunde machen wollte, verließ mit seinem Lorbeerknüppel in der Hand das Kloster, ging den Largo delle Pigne hinab, bog in die Strada San Giovanni a Carbonara ein, erreichte die Magdalenenbrücke und gelangte, bald zu Fuße gehend bald aufs Giacobino reitend, noch an demselben Tage Salerno.

Er sollte mit möglichst starken Tagmärschen der Küste des thyrrenischen Meeres folgen und mit der ersten Gelegenheit, die er finden würde, nach Sicilien übersetzen.

Nach fünf oder sechs Tagen befand Pacifico sich in Pizzo. Hier hatte er dringende Empfehlungen an einen gewissen Trenta Capelli, einen Freund des Vicars, dessen Anhänglichkeit an die Familie der Bourbons wohlbekannt war.

In der That nahm Trenta Capelli den reisenden Mönch nicht blos bei sich auf, sondern vermittelte auch seine Ueberfahrt nach Palermo.

Fra Pacifico hatte sich demgemäß in Pizzo eingeschifft und nach einer salbungsvollen, rührenden Empfehlung seinen Esel der Obhut Trenta Capellis überlassen, welcher ihm versprochen, für seinen Waffengenossen auf das gewissenhafteste zu sorgen. Fra Pacifico prügelte seinen Esel, ja er konnte fast nicht existieren ohne seinen Esel zu prügeln, aber er wollte nicht, daß Andere ihn prügeln.

Auf dem Rückwege durch Pizzo wollte er sein Thier wieder mitnehmen.

In Palermo glücklich angelangt hatte er seine Schritte unverweilt nach dem königlichen Palast gelenkt. Hier aber hatte er erfahren, daß der König in dem Walde der Ficuzza auf der Jagd war.

Da die Sache keinen Aufschub litt, so verlangte Fra Pacifico nun eine Audienz bei der Königin.

Diese, die ihn dem Namen nach sehr wohl kannte, ließ ihn nicht warten, sondern gab Befehl, ihn sofort vorzulassen.

Fra Pacifico der die Gewalt, welche die Königin ausüben recht wohl kannte, zögerte keinen Augenblick, an sie die Rede zu halten, welche der Canonicus Jorio ihm auswendig gelehrt.

Die Königin fand diese Mittheilung so wichtig, daß sie sofort einen Wagen anspannen, Acton und Fra Pacifico mit entsteigen ließ und nach Ficuzza fuhr.

Hier langte man gerade indem Augenblicke an, wo der König von der Jagd zurückkam.

Er war bei sehr schlechter Laune. Sein Gewehr hatte, was ihm noch niemals begegnet war, zweimal versagt — das erste Mal auf einen Eber, das zweite Mal auf ein Reh.

Der König betrachtete dies nicht bloß als einen beklagenswerthen Unfall, sondern auch als eine höchst schlimme Vorbedeutung.

Er kehrte daher Acton den Rücken, begrüßte die Königin in rauher mürrischer Weise und hörte kaum Fra Pacifico an, welcher ihm wie er bereits mit der Königin gethan, alle Einzelheiten des Complottes auseinandersetzte.

Bei dem Namen Backer heiterte das Gesicht des Königs sich ein wenig auf, bei dem Jerios aber nahm es den Ausdruck der Bestürzung an.

»Die Dummköpfe!« rief er. »Sie conspiriren mit dem ersten Jettatore von Neapel und sie wollen daß ihr Complot gelinge. Ich schützt den Vicar del Carmine, obschon ich ihn nicht kenne, und den Fürsten von Canossa, obgleich ich ihn kenne, sehr hoch, aber aus mein Ehrenwort, ich würde nicht zwei Gran für ihre Köpfe geben. Wer mit Jorio conspirirt, muß des Lebens sehr überdrüssig sein.«

Die Königin hatte gegen die Jettatori — die Leute, welchen man den sogenannten bösen Blick zuschreibt — durchaus nicht dieselbe Abneigung wie Ferdinand, denn sie huldigte nicht denselben Vorurtheilen, dennoch aber besaß sie vor dem schlichten gesunden Menschenverstand des Königs eine gewisse Achtung. Sie stellte daher eine Menge Fragen an Pacifico, die er alle mit der Freimüthigkeit eines Seemannes und dem Vertrauen eines Enthusiasten beantwortete. Fra Pacifico nach stand bei, den getroffenen Vorsichtsmaßregeln nichts zu fürchten und die Verschwörung konnte nicht ermangeln von dem gewünschten Resultate begleitet zu sein.

Der König, die Königin und Acton beriethen sich dann mit einander und man kam überein, Fra Pacifico zu dem Cardinal zu schicken, damit auch dieser erführe, was in Neapel im Werke sei, und damit er sich die kriegerischen und religiösen Eigenschaften des Mönches möglichst zu Nutzen mache.

Nachdem Fra Pacifico die Ehre gehabt, an der Tafel Ihrer sicilischen Majestäten zu speisen, kehrte er demgemäß in Gesellschaft des Königs, der Königin und des Generallieutenants nach Palermo zurück.

Hier traf man sofort Anstalt, ihn so schnell als möglich nach Calabrien zu spedieren, und da er in seiner Eigenschaft als Betheiligter mit zu der diesfallsigen Berathung, gezogen ward, so erklärte er, nach seiner Meinung sei das beste und rascheste Transportmittel ein gutes Boot mit dem lateinischen Segel für die Stunden, wo der Wind ginge, und zwei guten Ruderern für die Stunden, wo keiner ginge.

Demzufolge gab man ihm tausend Dukaten zum Ankauf oder zum Miethen des Bootes. Der Rest der Summe sollte unter dem Namen einer Gratification dem Kloster zufallen.

Noch an demselben Abend miethete Fra Pacifico gegen Zahlung von sechs Ducaten ein Boot mit zwei Ruderern und stach noch vor Mitternacht in See.

Nach Verlauf von vier Tagen umsegelte das Boot den Leuchthurm und landete zwei Stunden später, wie wir bereits erzählt, in Catona.

Fra Pacifico überbrachte einen eigenhändigen Brief des Königs an den Cardinal.

Dieser Brief lautete :

»Eminentissime«

»Ich habe, wie Sie sich leicht deuten können, die Nachricht von Ihrer Ankunft in Messina und

später die von Ihrer glücklichen Landung in Calabrien mit der lebhaftesten Befriedigung empfangen.

»Ihre Encyclica ist ein Muster von kriegerischer und religiöser Beredsamkeit, und ich zweifle nicht, daß wir in Folge derselben, in Verbindung mit der Popularität Ihres Namens, bald eine tapfere und zahlreiche Armee versammelt sehen werden.

»Ich schicke Ihnen einen unserer guten Freunde, der Ihnen nicht unbekannt ist. Es ist Fra Pacifico aus dem Capuzinerkloster von San-Herem. Er kommt von Neapel und bringt uns Gutes und Schlimmes. Ganz wie das neapolitanische Sprichwort sagt, ist das, was er Ihnen erzählen wird, so gut wie etwas zu essen und zu trinken.

»Das Gute besteht darin, daß man sich in Neapel mit uns beschäftigt und daß man mit dem Gedanken umgeht, diesen Banditen von Jakobinern eine neue sicilianische Vesper zu bereiten. Das Schlimme dagegen besteht darin, daß man in die Reihen der Verschworenen auch Jettatori wie den Canonicus Jorio ausgenommen hat, welche nicht verfehlen können, dem Unternehmen Unglück zu bringen.

»Mehr als jemals, Eminentissime, rechne ich daher auf Sie und sehe mein Heil nur in Ihnen.

»Ich stelle Fra Pacifico mit seiner eigenen Einwilligung eben so wie mit der seines Priors zu Ihrer Verfügung. Er ist, wie Sie wissen, ein wackerer und treu ergebener Diener. Ich zweifle nicht, daß er uns von großem Nutzen sein werde, sei es nun, daß Sie sich entschließen, ihn nach Neapel zurückzuschicken, sei es, daß Sie es vorziehen, ihn in Ihrer Nähe zu behalten.

»Verlassen Sie Catona nicht und betreten Sie Calabrien nicht, ohne mir vorher einen ausführlichen Plan über den materiellen und politischen Marsch zu senden, den Sie einzuhalten gedenken. Vor allen Dingen aber empfehle ich Ihnen, den Schuldigen keinen Pardon zu gewähren, sondern dieselben, zum Beispiel für die Anderen, ohne Erbarmen zu strafen, und zwar sobald als das begangene Verbrechen in Gewißheit gesetzt ist. Die allzu große Nachsicht, welche wir geübt, ist die Ursache des beklagenswerthen Zustandes, in welchem wir uns befinden.

»Der Herr fördere und segne Ihr Werk, wie ich in meiner Unwürdigkeit darum bete und Ihnen wünsche,

Ferdinand B.«

Der Cardinal sah sich in der Lage, Fra Pacifico sofort einen Auftrag zu ertheilen.

Derselbe bestand darin, daß er ihn zu Cesare schickte, um diesen aufzufordern seine Vereinigung mit ihm, Ruffo, unverweilt zu bewirken.

Es waren Nachrichten von dem vorgeblichen Kronprinzen eingegangen, und diese Nachrichten waren ungemein zufriedenstellend.

Von dem Augenblick an, wo Cesare sowohl durch den Intendanten von Bari, als auch durch die beiden alten Prinzessinnen als der Herzog von Calabrien anerkannt worden, hätte Niemand gewagt, irgend einen Zweifel an seiner Identität abzusprechen.

Demzufolge und nachdem er in Brindisi die Deputationen aller umliegenden Städte empfangen, setzte er sich in Marsch nach Torent, wo er mit ungefähr dreihundert Mann anlangte.

Hier beschloßen Boccheciampe und dessen Cameraden das Rath, welchen Herr von Narbonne und die alten Prinzessinnen ihnen gegeben, sich zu trennen.

Cesare, das heißt der Prinz Franz, und Boccheciampe, das heißt der Herzog von Sachsen, sollten in Calabrien bleiben. Die Anderen, nämlich Corbara, Geronda, Colonna Durazzo und

Pitta Luga sollten auf der Felucke, welche sie in Brindisi gemiethet und von der sie in Tarent abgeholt werden sollten, sich nach Corfu einschiffen, um dort die Ankunft der türkisch-russischen Flotte zu betreiben.

Wir wollen, um mit den zuletzt genannten fünf Abenteurern fertig zu werden, hier sogleich bemerken, daß, als sie kaum in See gestochen waren, von einer tunesischen Galeere gekapert und zu Gefangenen gemacht wurden. Allerdings wurden sie von dem englischen Consul reklamiert und nach einer Gefangenschaft von einigen Monaten wieder freigelassen. Da sie aber zu spät aus der Sklaverei kamen, um noch an den Ereignissen, welche uns zu erzählen übrigbleiben, theilzunehmen, so begnügen wir uns damit, unsere Leser über das Schicksal dieser jungen Leute zu beruhigen, und kommen wieder auf Cesare und Boccheciampe zurück, welche, wie man sogleich sehen wird, Wunder verrichteten.

Von Tarent gingen sie nach Mesagna, wo sie mit allen ihrem vermeinten Range gebührenden Ehren empfangen wurden. In dieser Stadt blieben sie kurze Zeit, stellten die Ordnung in der Provinz wieder her und setzten sie in den Stand, den Kampf, welchen sie vorbereiteten, zu Gunsten der königlichen Sache zu unterstützen.

In Mesagna erfuhren sie, daß die Stadt Oria sich demokratisiert hätte.

Sofort setzten sie sich in Marsch, verstärkten sich unterwegs um etwa hundert Mann und setzten die bourbonische Regierung wieder ein.

Hier folgten nun zahlreiche Deputationen auf einander. Dieselben Namen nicht bloß von Lecco und aus der Provinz Bari, sondern auch aus der Basilicata, das heißt von dem entgegengesetzten äußersten Ende Calabriens.

Cesare empfing die Deputierten mit vieler Würde, aber auch mit dankbarer Freundlichkeit. Er sagte allen, jeder treue Unterthan des Königs müsse zu den Waffen greifen und die Revolution bekämpfen, so daß dieser gnädige Empfang und diese beredten Ansprachen eine bedeutende Vermehrung der Freiwilligen zur Folge hatten.

Freilich gingen die Dinge nicht immer und überall so glatt von Statten. In Francavilla hatten die beiden Parteien auf einander geschossen und waren sich mit Messern zu Leibe gegangen. Die Royalisten, welche sich als die Stärkeren fühlten, hatten einige Demokraten getödtet und verwundet.

Cesare und Boccheciampe kamen bald darauf zur Stelle, und man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß durch ihre Ankunft diesen Meuchelmorden sofort ein Ziel gesetzt ward.

Wir haben eine Proclamation von Cesare mit der Unterschrift »Franz, Herzog von Calabrien« in den Händen gehabt. In dieser Proclamation sagt der falsche Prinz, sich durch seine Humanität verrathend, daß man, wenn man sich selbst Recht verschaffte, einen Eingriff in die Rechte der königlichen Justiz beginge. Man müsse vielmehr den Behörden die furchtbare Verantwortlichkeit für Leben und Tod überlassen, und Seine königliche Hoheit habe daher mit dem größten Mißfallen bemerkt, daß die Royalisten sich dergleichen Ausschreitungen gestatteten.

Es war sehr unklug von dem falschen Prinzen, in diesem Tone zu sprechen, während König Ferdinand auf gänzliche Vertilgung der Jakobiner drang. In Neapel wäre Cesare sofort als Abenteurer erkannt worden, in Calabrien dagegen fuhr man, trotz dieses unklugen Mitleids, fort ihn für einen Prinzen zu halten!

Nachdem Cesare und Boccheciampe zwei Tage in Francavilla verweilt, begaben sie sich nach

Ostuni, welches sie im Zustande der vollkommensten Anarchie vorfanden.

Die durch ihre Ankunft ermuthigte royalistische Partei hatte sich der ganzen Autorität bemächtigt und wollte einen der bekanntesten und intelligentesten Patrioten der Stadt nebst seiner ganzen Familie ermorden.

Dieser Patriot, ein Mann, der nicht bloß als Arzt ausgezeichnet war, sondern auch, wie man sogleich sehen wird, ein edles Herz besaß, hieß Airoldi.

Als er die unvermeidliche Gefahr herannahen sah, beschloß er sich zu opfern, dabei aber auch zugleich seine Familie zu retten.

Demzufolge verbarrikadierte er den Haupteingang seines Hauses, welches er sich bereit machte bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, während er zugleich seine Familie mittelst einer seit langer Zeit nicht mehr benutzten, in ein finsternes, menschenleeres Gäßchen führenden Thür entfliehen ließ.

Die Banditen warfen sich nun gegen die Vorderseite des Hauses, welche auf die Hauptstraße ging und verbarrikadiert war.

In dem Augenblick, wo die Thier endlich gesprengt war und die Stürmenden wüthend eindringen wollten, feuerte er auf seine Angreifer zwei Schüsse ab. durch welche ein Mann getödtet und ein zweiter verwundet ward. Dann warf er seine abgefeuerte Doppelbüchse hinter sich und überlieferte sich seinen Henkern.

Diese hatten, um ihn, seine Frau und seine drei Kinder zu verbrennen, einen Scheiterhaufen errichtet, mußten sich nun aber zu ihrem Bedauern mit einem Opfer begnügen. Sie banden es auf dem Scheiterhaufens fest und verbrannten es mit langsamen Feuer.

Cesare und Boccheciampe waren von diesem Vorgange unterrichtet worden. Sie setzten sofort ihre Pferde in Galopp, kamen aber trotz aller ihrer Eile dennoch zu spät. Der Doktor hatte soeben seinen Geist aufgegeben.

Wir wissen recht wohl, daß die Geschichte, welche wir unter der Form eines Romans schreiben und der wir vielleicht diese Form bloß gegeben, um das Recht zu haben, sie zu veröffentlichen, so wie die Gewißheit, daß sie Leser finde, eine sehr traurige ist und daß die Bourbons von Ferdinand dem Ersten bis auf Franz den Zweiten, von Mammone bis auf La Gala, mitunter sehr verwerfliche Bundesgenossen zu Vertheidigern ihrer Sache gehabt haben.

Gleichwohl aber freut es uns, das Urtheil der Geschichte über mehrere dieser Personen berichtigen zu können.

Den Cardinal Ruffo haben wir bereits geschildert, so wie er war, aber nicht so, wie die Geschichtschreiber, die seine Correspondenz mit Ferdinand nicht gekannt, ihn hingestellt haben.

In gleicher Weise, wenn auch nach einem andern Maßstabe, freuen wir uns, über Cesare und Boccheciampe die Wahrheit sagen zu können.

Ihre Ankunft in Ostuni that dem Blutvergießen und den übrigen Barbareien sofort Einhalt.

Nach unserer Ansicht ist es allerdings eine große Freude und ein großer Stolz, einem Menschen das Leben zu retten; aber ist es nicht ein eben so großer Stolz und eine ebenso große Freude das Andenken eines Menschen von den Flecken, welche ein nicht hinreichend gewissenhafter Geschichtschreiber ihm zugefügt, zu reinigen und in den Augen der Nachwelt zu rechtfertigen?

Dies ist es eben, was wie wir hoffen, unserem Buche ein ganz besonderes Gepräge geben wird, denn mit der größten Gewissenhaftigkeit wird es Licht über Alle und selbst über

Diejenigen verbreiten, welche vom Standpunkt unserer Meinung aus unsere Feinde sein würden, wenn wir nicht vom Standpunkt unseres Gewissens aus vor allen Dingen ihr Richter wären.

Auf dem Marktplatz von Ostuni, am Scheiterhaufen des Doktors Airoidi, gesellte Fra Pacifico sich zu Cesare und dessen Begleiter.

Letztere beiden waren eben beschäftigt, Deputationen zu empfangen, welche nicht bloß kamen, um dem falschen Prinzen ihre Huldigung darzubringen, sondern auch um ihn um Beistand zu bitten.

Lecce war in zwei Parteien getheilt und die Republikaner waren die stärksten.

Tarent und Martina befanden sich in derselben Lage; Aquaviva war demokratisiert bis zum Fanatismus.

Altamura ganz besonders hatte geschworen sich lieber unter seinen Trümmern zu begraben, als unter der Herrschaft der Bourbons zu bleiben.

Vom Standpunkt der Wirklichkeit aus betrachtet, versprachen die Dinge deshalb keinen so leichten Erfolg, als man anfangs geglaubt.

Fra Pacifico wartete, bis der falsche Prinz die drei oder vier an ihn abgesendeten Deputationen empfangen hatte, meldete dann, daß er im Auftrage des Generalvicars käme.

Cesare ward bleich und sah Boccheciampe an. Seiner Ansicht nach war der einzige Generalvicar, der Jemanden zu ihm schicken konnte, der Prinz Franz.

Der bescheidene Stand des Boten bewies nichts. Cesare selbst wählte zur Beförderung seiner Ordres oder Depeschen gewöhnliche Mönche. Der Mönch wird, wer er auch sei und welchem Orden er auch angehören möge, im südlichen Italien überall gut empfangen, ganz besonders dann, wenn er das Gelübde der Armuth abgelegt hat und einem Bettelorden angehört.

»Wer ist dieser Generalvicar?« fragte Cesare, um sein Gewissen zu beruhigen, obschon er im voraus zu wissen glaubte, welche Antwort er auf diese Frage erhalten würde.

»Dieser Generalvicar,« antwortete Fra Pacifico, »ist Seine Eminenz der Cardinal Ruffo, und hier ist die Depesche, welche ich beauftragt bin Ew. Hoheit zu überreichen.«

Cesare betrachtete Boccheciampe mit dem Ausdruck steigender Unruhe.

»Lassen Sie uns sehen, Monsignore,« sagte Boccheciampe. »Oeffnen Sie diesen Brief und lesen Sie ihn, denn er ist an Sie adressiert.«

In der That lautete die Aufschrift des Briefes:

»An Seine königliche Hoheit den Herzog von Calabrien«

Cesare öffnete den Brief und las:

»Monsignore!

»Ihr erhabener Vater, Seine Majestät der König Ferdinand, welchen Gott noch lange erhalte, hat mir die Ehre erzeigt, mich zu seinem Stellvertreter zu ernennen, und mir zugleich den Auftrag ertheilt, sein von den französischen Jakobinern und deren Principien überfallenes festländisches Königreich wieder zu erobern. Nachdem ich sowohl in Palermo als in Messina und ganz besonders bei meiner Landung in Calabrien am 8. Februar das kühne Unternehmen erfahren, welches Ew. Hoheit Ihrerseits versucht, eben so wie die wunderbare Weise, auf welche Gott dasselbe unterstützt, sende ich einen unserer eifrigsten und erprobtesten Anhänger, um Ew. Hoheit zu melden, daß der König, Ihr Vater, welchen Gott noch lange erhalte, trotz des erhabenen Ranges, welchen Sie einzunehmen bestimmt sind, in Folge des großen Vertrauens, welches er auf mich setzt, geruht hat, Ew. Hoheit unter meine Befehle zu stellen. Demzufolge

habe ich die Ehre, Ihnen ferner zu melden, daß, sobald Sie sich der Ruhe der Provinzen, in welchen Sie sich dermalen befinden, versichert haben, es am zweckmäßigsten sein wird, wenn Sie mit Allem, was Sie an freiwilligen Mannschaften Waffen und Munitio n besitzen, sich mir anschließen, damit wir dann gemeinschaftlich auf Neapel marschieren denn nur dort wird es uns gelingen, die siebenköpfige Hydra zu erlegen und zu vernichten.

»Indem ich Ew. Hoheit es anheimstelle, den Zeitpunkt, wo Sie sich mir anschließen, zu bestimmen, bemerke ich nur noch, daß dies am besten so bald als möglich geschehen wird.

»Ich habe die Ehre zu sein
»Ew. königlichen Hoheit
»gehorsamster Diener und Unterthan

Cardinal Ruffo.«

Diesem Brief: war ein kleines Blättchen beigelegt, auf welches der Cardinal mit seiner feinsten Handschrift die nachfolgenden Worte geschrieben :

»Capitän Cesare der König kennt Ihre Hingebun g und billigt dieselbe ebenso wie die Ihrer Gefährten. An dem Tage wo Sie sich mir anschließen, werden Sie auf Ihren Titel als Prinz verzichten, dagegen aber an meiner Seite den Rang eines Brigadiers einnehmen.

»Bis dahin aber bleiben Sie für Alle der Kronprinz, und Gott nehme Sie eben so in seinen Schutz, als ob Sie es wirklich wären.«

»Der Ueberbringer dieses Briefes weiß, obschon er unserer Sache vollkommen ergeben ist, nicht, was Sie ihm werden sagen wollen, und es scheint mir, besonders wenn Sie ihn nach Neapel zurückschicken, wichtig zu sein, daß er dahin mit dem Glauben zurückkehre, Sie seien wirklich der Herzog von Calabrien.«

Cesare las den Brief oder vielmehr die beiden Briefe mit der größten Aufmerksamkeit.

Dann überreichte er sie Boccheciampe, während Fra Pacifico, der den corsischen Abenteurer für den wirklichen Prinzen hielt, ehrerbietig und seine Befehle erwartend in einiger Entfernung stand.

»Ihr könnt wohl lesen, Freund?« fragte Boccheciampe, als er mit den beiden Briefen fertig war, und das der amtlichen Depesche beigefügte besondere Billet wieder an Cesare zurückgegeben hatte.

»Durch die Gnade Gottes, ja,« antwortete Fra Pacifico.

»Wohlan, da Seine Hoheit vor einem so hingebenden Diener, wie Ihr zu sein scheint, kein Geheimnis haben will und außerdem wünscht, daß Ihr den Werth welchen der Cardinal auf Euch legt, kennen lernt, so erlaubt er Euch, von diesem Briefe Kenntniß zu nehmen.«

Fra Pacifico empfing, sich bis auf die Erde verneigend, aus den Händen des vermeinten Herzogs von Sachsen den Brief, welchen er nun seinerseits las.

Hierauf verneigte er sich zum Zeichen des Dankes und gab den Brief demjenigen zurück, welchen er für den Prinzen hielt.

»Wohlan,« sagte dieser, »wir wollen den Instruktionen des Cardinals gemäß mit den wenigen Städten, welche ihre Pflicht vergessen haben, und der königlichen Gewalt Widerstand leisten, so schnell als möglich fertig zu werden suchen und uns dann, ebenfalls seinen Instruktionen gemäß, unverweilt ihm zur Verfügung stellen.«

»Und mich, Monsignore,« sagte Fra Pacifico, indem er sich mit dem Selbstvertrauen eines

Mannes, welcher weiß, wie nützlich er sein kann, wenn man ihn auf angemessene Weise verwendet, zur ganzen Höhe seiner langen Gestalt aufrichtete, »womit werden Sie mich beschäftigen?«

Die beiden Abenteurer sahen einander an, richteten dann wieder die Augen auf Fra Pacifico, und der vorgebliche Herzog von Sachsen sagte:

»Wir bedürfen eines zuverlässigen und gewandten Boten, welcher uns nach Martina und nach Tarent vorangeht, diese beiden Städte auf unsere Ankunft vorbereitet und daselbst unsere Proclamationen verbreitet.«

»Hier bin ich,« sagte Fra Pacifico, indem er mit seinem Lorbeerknüppel auf den Boden stieß. »Ach-, wenn ich Giacobino hier hätte!«

Cesare und Boccheciampe wußten natürlich nicht, wer Giacobino war, und erfuhren daher auf Befragen von dem Mönch, daß es sein Esel sei, den er, als er sich nach Sicilien eingeschifft in Pizzo zurückgelassen.

Noch denselben Abend brach Pacifico nach Martina auf und nahm eine fast eben so schwere Ladung Proclamationen mit, als sein schmerzlich vermißter Giacobino zu tragen vermochte hätte.



Sechstes Capitel.

Wo der falsche Herzog von Calabrien thut, was der wirkliche hätte thun sollen.

Nachdem Fra Pacifico fort, das heißt als der Würfel gefallen war, fragten sich die beiden Abenteurer, was sie wohl zu thun hätten, wenn die beiden Städte Widerstand leisteten.

Allerdings hatten sie eine Art Armee, da dieselbe aber bloß mit Messern und schlechten Musketen bewaffnet war und weder Kanonen noch Belagerungsmunition besaß, so konnte sie gegen feste Mauern nichts ausrichten.

In diesem Augenblick ward Seiner königlichen Hoheit dem Herzog von Calabrien gemeldet, daß ein gewisser Giovanni Battista Petrucci um eine Audienz bitten ließe. Im Fall der Herzog von Calabrien ihn nicht selbst empfangen könnte, wünschte er wenigstens von dem Herzog von Sachsen empfangen zu werden, weil die Mittheilungen, die er zu machen habe, von der größten Wichtigkeit wären.

In der That wäre es auch sehr indiscret gewesen, um ein Uhr des Morgens zwei so hochgestellte Personen zu stören, dafern es sich bloß um gewöhnliches Nachrichten gehandelt hätte.«

Don Giovanni Battista Petrucci ward von den beiden jungen Abenteurern sofort vorgelassen.

Don Giovanni Battista Petrucci war Marineinspector im Namen der Parthenoptischen Republik. Er hatte soeben Befehl erhalten, eine Abtheilung Cavallerie und zwei Geschütze mit Munition und allem sonstigen Zugehör nach Lecce abzusenden. Jetzt kam er, um sich gegen die beiden Prinzen bereit zu erklären, seine Reiter und Kanonen, anstatt sie nach Lecce zu führen, zu ihrer Verfügung zu stellen.

Es versteht sich von selbst, daß die beiden Abenteurer sein Anerbieten welches ihnen so gelegen kam, mit Freuden annahmen.

Cesare ernannte Don Giovanni Battista Petrucci sofort zum Oberinspector der Marine, anstatt daß er bis jetzt gewöhnlicher Inspector gewesen.

Dann stellte er ihm zum beliebigen Gebrauch ein Attest über die von ihm bewiesene Loyalität aus, welches Zeugniß er mit seinem falschen Namen unterschrieb.

Da man erst die Rückkehr Fra Pacificos abwarten mußte, um zu hören; was man von Torent und von Martina zu hoffen und zu fürchten hätte, so beschloß man, um keine Zeit zu verlieren, auf Lecce zu marschieren, welche Stadt eine Deputation schickte, die um Beistand gegen die Republikaner und ganz besonders gegen einen gewissen Fortunato Andreoli bat, welcher sich der Festung bemächtigt und eine aus Jägern und Cavallerie bestehende Bürgergarde organisiert hatte.

Petrucci erbot sich, diese Expedition mitzumachen, um durch seine Anwesenheit seinen Reitern Muth einzuflößen.

« Um neun Uhr Morgens brach nun demgemäß nach Lecce auf. Unterwegs stieß man auf zwei- bis dreihundert Jäger, welche aus der Stadt entflohen waren, weil sie nicht gegen ihre Meinung dienen wollten. Diese Mannschaften vereinigten sich mit der kleinen bourbonischen

Armee, welche auf diese Weise nun über tausend Mann zählte.

Cesare zog demgemäß mit einer imposanten Streitmacht in Lecce ein.

Andreoli hatte sich in das Castell zurückgezogen und in dasselbe eingeschlossen. Cesare ließ ihn auffordern, sich zu ergeben, und gab, als er sich weigerte, Befehl zum sofortigen Angriff.

Der Widerstand dauerte nicht lange. Gleich bei den ersten Musketenschüssen öffnete die Garnison eine ins Freie führende Thür und entfloh durch dieselbe.

Dieser Sieg war, obschon leicht, doch von großer Bedeutung. Es war der erste Zusammenstoß, welcher zwischen den Roylisten und den Republikanern stattgefunden, und die Republikaner hatten gleich auf die ersten Flintenschüsse den Platz geräumt.

Wir sagen absichtlich nochmals: »auf die ersten Flintenschüsse,« denn der Kanonen hätte man sich nicht bedienen können.

Man hatte, nämlich nun wohl Artillerie, aber noch keine Artilleristen.

Die Freude war groß. Sämtliche Glocken in Lecce und der Umgegend begannen zu läuten, um den Triumph des Herzogs von Calabrien zu feiern. Abends war die Stadt glänzend erleuchtet.

Am Tage nach der Einnahme von Lecce sah man den durch das Glockengeläute angelockten Fra Pacifico eintreffen. Er hatte sich seiner Mission in den beiden Städten treulich und klug entledigt und berichten nun gleichzeitig Gutes und Böses.

Das Gute bestand darin, daß Tarent bereit war, seine Thore ohne Schwertstreich zu öffnen.

Das Böse bestand darin, daß dagegen Martina sich bereit erklärte, sich bis aufs Aeüßersten zu vertheidigen.

Demgemäß beschloß man die kleine Armee in zwei Trupps zu theilen. Der eine dieser Trupps sollte unter Boccheciampes Führung Tarent vollständig für die bourbonische Partei gewinnen und der andere unter Cesare's Führung langsam auf Martina marschieren, so daß Boccheciampes Colonne ihn einholen könne, ehe er unter den Mauern der Stadt angelangt wäre.

Tarent öffnete, wie Fra Pacifico vorhergesagt, seine Thore, ohne auch nur erst die militärische Aufforderung abzuwarten, und die Bewohner kamen Boccheciampe mit der königlichen Fahne in der Hand entgegen.«

Anders aber war es in Martina. Hier hatte die Stadtbehörde die Vertheidigung beschlossen und einen Preis auf die Köpfe der beiden Prinzen gesetzt, einen von dreitausend Ducaten auf den des Herzogs von Calabrien und einen zweiten von fünfzehnhundert Dukaten auf den des Herzogs von Sachsen.

Man wird vielleicht finden, daß diese Preise eben nicht sonderlich hoch waren; die Stadt Martina war aber durchaus nicht reich.

Eine Viertelstunde vor der Stadt stieß Boccheciampe's Colonne auf die Cesares und nachdem die Vereinigung bewirkt war, beschloß man einen Sturm auf die Stadt zu unternehmen. Dieser Beschluß worin Anbetracht, daß man wohl Artillerie, aber keine Artilleristen hatte, ein beinahe tollkühner zu nennen.

Man versuchte demgemäß ehe man handgemein würde, alle möglichen Mittel zu einer gütlichen Verständigung.

Man rief einen Trompeter herbei, ließ ihn zu Pferde steigen und gab ihm eine Proclamation an die Bewohner von Martina, worin ihnen mitgetheilt ward, daß die königlichen Truppen, weit entfernt, die geringste Feindseligkeit gegen die Martinesier begehen zu wollen, von denselben weiter nichts verlangten, als Gehorsam gegen ihren legitimen Herrscher. Sollten sie sich jedoch

weigern, dieser gerechten Aufforderung nachzukommen, so solle dann das Loos der Waffen die Frage entscheiden.

Der Trompeter ritt fort, während die Blicke der ganzen bourbonischen Armee und besonders die der beiden Anführer ihm folgten.

Er konnte jedoch seinen Auftrag nicht ausrichten, denn in dem Augenblick, wo er in Schußweite kam, ward er mit einer furchtbaren Salve begrüßt und Mann und Roß wälzten sich auf dem Pflaster.

Aber nur das Pferd war todt. Der Mann erhob sich wieder, und obschon er den Hinweg zu Pferde gemacht und den Herweg zu Fuße machen mußte, so legte er gleichwohl letztern viel schneller zurück als erstern.

Die beiden Anführer gaben sofort Befehl zum Sturm und rückten unter einem Kugelregen gegen die Stadt vor, griffen die vor dem Thor stehenden vorgeschobenen Posten an und zwangen sie in die Stadt zurückzukehren.

In diesem Augenblicke aber kam ein sündflutartiger Regen und Hagelschlag den Belagerten zu Hilfe und hinderte die königlichen Truppen, ihren Sieg weiter zu verfolgen. Da ferner unmittelbar nach dem Regen die Nacht einbrach, so sah man sich genöthigt, die Fortsetzung der Belagerung auf den nächstfolgenden Tag zu verschieben.

Fra Pacifico hatte an dem Kampfe keinen Antheil genommen, war aber deswegen nicht unthätig geblieben.

In Lecce, in Tarent, unterwegs, überall hatte er unter der Zahl der Freiwilligen, welche sich dem kleinen Trupp angeschlossen, Mönche gefunden.

Diese Mönche gehörten beinahe alle dem Minoritenorden, das heißt dem des heil. Franciscus, an.

Fra Pacifico, der mit einer Mission vom Cardinal beauftragt war, übte natürlich eine gewisse Suprematie über diese Leute aus. Demzufolge hatte er sie exercirt und, damit die beiden Geschütze nicht unthätig blieben, im Bedienen derselben unterrichtet.

Demzufolge sah man noch am Abend des Scharmützels zum großen Erstaunen der beiden Anführer und zur nicht geringen Erbauung der Armee zwölf Mönche, je sechs Mann, an die beiden Kanonen gespannt, welche auf diese Weise auf eine kleine die Stadt beherrschende Anhöhe dem Thor gegenüber hinaufgeschleppt wurden.

Am nächstfolgenden Morgen mit Tagesanbruch waren die beiden Geschütze schulgerecht aufgepflanzt.

Cesare, welcher bei Tagesanbruch diese von Fra Pacifico getroffenen Anordnungen sah, wollte die Batterie selbst besuchen. Hier ward Alles durch ein einziges Wort erklärt.

Am Bord der »Minerva« war Frau Pacifico während seiner Dienstzeit Oberkanonier gewesen. Jetzt hatte er sich nicht bloß selbst wieder seines alten Handwerks erinnert, sondern es während der letztvergangenen zwei oder drei Tage auch den von ihm exercirten Mönchen gelehrt.

Cesare ernannte ihn sofort zum Anführer der Artillerie.

Trotz dieses Zuwachses in seinem Angriffsmaterial, eines Zuwachses, der ihm den Sieg versprach, wollte Cesare immer noch mit Mäßigung gegen die Martinesier zu Werke gehen und schickte daher einen zweiten Parlamentär an sie ab, welcher dieselben Instructionen hatte wie der erste.

Als die Martinesier jedoch den Parlamentär innerhalb Schußweite sahen, begannen sie auf ihn

eben so zu feuern, wie sie aus den ersten gefeuert.

Zur Antwort auf dieses Feuer krachten Fra Pacifico's beide Geschütze und sendeten den Vertheidigern der Mauern einen Kartätschenhagel, der sie decimirte.

Bei dieser Kundgebung einer nicht gehantten Artillerie, welche ohne erst um Erlaubniß zu bitten, sich in die Conversation mischte und sofort ein Dutzend Feinde niederstreckte, trat in den Reihen der Belagerten ein Augenblick des Zögerns ein.

Die royalistischen Anführer benützten denselben.

Beide gebotene Corsen und tapfer wie Corsen, vergaßen sie ihre angebliche Vornehmheit und stürzten jeder mit einem Beil in der Hand auf das Thor los, welches sie sofort einzuschlagen begannen.

Die ganze Armee folgte ihnen mit Enthusiasmus. Die Calabresen hatten noch niemals davon gehört, daß Prinzen bei einer Belagerung die Arbeit von Pionieren und Capuziner die von Artilleristen verrichteten. Das Thor ward binnen wenigen Augenblicken gesprengt und mit Cesare und Boccheciampe an der Spitze drang die kleine Armee in die Stadt wie ein Strom, der seinen Damm durchbrochen hat.

Die Martinesier versuchten diesen Menschenstrom aufzuhalten, ihre Häuser und die freien Plätze zu vertheidigen, sich in den Kirchen zu verschanzen. Schritt um Schritt verfolgt, aus nächster Nähe niedergeschossen, konnten sie sich nicht wieder sammeln, sondern sahen sich gezwungen, die Stadt in wilder Unordnung und als Fliehende durch das Thor zu verlassen, welches dem, zu welchem die Bourbonisten eingedrungen, entgegengesetzt war.

Eine einzige kleine Gruppe von Republikanern sammelte sich um den Freiheitsbaum und ließ sich hier vom ersten bis letzten Mann niedermachen.

Der Freiheitsbaum fiel ebenso wie seine Vertheidiger, ward in Stücke gespalten und zu einem Scheiterhaufen umgestaltet, auf welchem man die Todten und mit denselben auch einige Lebendige verbrannte.

Auch diesmal thaten Cesare und Boccheciampe Alles, was sie konnten, um dem Gemetzel Einhalt zu thun. Es herrschte jedoch unter den Siegern ein solcher Blutdurst, daß diese menschenfreundlichen Bestrebungen von einem weit ungünstigeren Erfolg begleitet waren als in den anderen Städten.

Auf den Fall von Martina folgte der von Aquaviva, und unsere beiden Abenteurer glaubten, es sei nun in der Provinz Alles wieder in das alte Gleis zurückgebracht, als sie erfuhren, daß Bari, trotz des an Martina und Aquaviva statuierten Exempels, die republikanische Regierung proklamiert und geschworen hatte, dieselbe aufrecht zu erhalten.

Dies war dieser Stadt um so leichter, als sie auf dem Seewege einen Succurs von sieben- bis achthundert Mann Franzosen erhalten hatte.

Cesare und Boccheciampe fragten sich eben, ob sie Bari trotz dieser Verstärkung angreifen, oder, die von französischen Bajonetten unterstützte Revolution hinter sich lassend, sich, den Befehlen des Cardinals folgend, mit ihm vereinigen sollten.

Während sie noch so unschlüssig waren, erfuhren sie, daß die Franzosen Bari verlassen hatten und gegen Casa Massima verrückten.

Sie wußten, daß die französische Colonne nur siebenhundert Mann zählte. Die bourbonische Armee zählte deren beinahe zweitausend, das heißt eine beinahe dreifache Streitmacht.

Sie beschlossen deshalb es auf einen Zusammenstoß mit den regulären Truppen ankommen zu

lassen.

Uebrigens war dies eine Extremität, zu welcher man ja auf jeden Fall gelangen mußte.

Um sich ihres Vortheils aber noch mehr zu versichern, beschlossen die beiden Freunde den Franzosen einen Hinterhalt zu legen. Sie theilten deshalb ihre Truppen. Boccheciampe ließ tausend Mann dem vorgeblichen Kronprinzen und rückte mit den andern tausend Mann auf der Straße von Monteroni vor.

In dem Thal fand er einen Ort, der zu einem Hinterhalt geeignet war, und setzte sich mit seinen Truppen hier fest.

Cesare dagegen hielt sich auf der Höhe von Casa Massima in Sicht, denn er hoffte auf diese Weise die Blicke des Feindes auf sich zu ziehen und von Boccheciampe's Hinterhalt abzulenken.

Boccheciampe sollte die Franzosen angreifen und Cesare die Unordnung, welche dieser Angriff in ihren Reihen verursachen würde, benutzen, um über sie herzufallen und sie vollends in die Flucht zu schlagen.

Cesare hatte in Martina und in Aquaviva eine Contribution von zwölf Pferden erhoben, die er Fra Pacifico für seine Artillerie gegeben, welche immer noch durch seine zwölf Mönche bedient ward, die, da er sie dreimal täglich exerciren ließ, ganz vortreffliche Artilleristen geworden waren.

Diesmal postierte man Fra Pacifico und seine Kanonen auf die Landstraße, damit er sich überall hinwenden könnte, wo er gebraucht würde.

Dann wartete man.

Alles kam so, wie man es vorausgesehen, ausgenommen die Entwicklung.

Die nur mit Cesare und dessen Leuten, welche sie auf der Höhe des Hügels von Casa Massima gewarntem beschäftigten Franzosen gingen richtig in den ihnen von Boccheciampe gelegten Hinterhalt. Mit Nachdruck angegriffen und anfangs nicht wissend, mit wem sie zu thun hätten, ließen sie in ihren Reihen eine zögernde Bewegung eintreten. Sobald sie aber erkannt, was für einen Feind sie zu bekämpfen hatten, zogen sie sich auf dem Gipfel eines sich an den Wald lehenden Hügels zusammen und marschierten von hier aus, durch ihre Artillerie unterstützt, im Sturmschritt und mit gefälltem Bajonnet auf Boccheciampe los.

In diesem Augenblick wollte der Zufall, daß unter den Bourbonisten sich das Gerücht verbreitete, eine starke Colonne von Patrioten rücke von Bari an, um ihnen in den Rücken zu fallen.

Nun war Alles aus. Die bewaffneten Garben, die Campieri, die Jäger von Lecce waren die Ersten, welche die Flucht ergriffen, und die ganze übrige Colonne folgte ihrem Beispiel.

Vergebens stürzte Cesare an der Spitze einiger treugebliebenen Reiter sich mitten in das Handgemenge hinein. Er konnte die Fliehenden nicht wieder sammeln.

Ein panischer Schrecken hatte sich seiner Leute bemächtigt. Zum Glück für die beiden Abenteurer glaubten die so nachdrücklich angegriffenen Franzosen, als sie nicht bloß jeden Angriff, sondern auch jeden Widerstand aufhören sahen, an irgend eine Kriegslist, welche den Zweck hätte, sie in einen zweiten Hinterhalt zu locken.

Deshalb machten sie anfangs kurz Halt, und setzten dann ihren Marsch nur langsam und unter Beobachtung der größten Vorsicht fort.

Es dauerte jedoch nicht lange, so erkannten sie, daß es sich hier um eine wirkliche Niederlage handle, und die republikanische Cavallerie brach daher zur Verfolgung der Fliehenden auf.

In dem Augenblicke, wo sie die Landstraße erreichte, begrüßte Fra Pacifico sie mit zwei Kartätschenschüssen, die ihnen einige Pferde und einige Mann kosteten. Dann ergriff er mit Zurücklassung eines umgestürzten Munitionswagens, und nachdem er eine mit einer Pulverschlange in Verbindung stehende Lunte gelegt, mit seiner übrigen Artillerie eiligst die Flucht.

Nun wollte der Zufall oder auch eine richtige Berechnung von Seiten Pacifico's, daß in demselben Augenblick, wo die Dragoner, um nicht auf den umgestürzten und den Weg versperrenden Munitionswagen zu stoßen, sich in zwei Glieder theilten, welche zu beiden Seiten um den Wagen herumritten, das Feuer sich von der Pulverschlange und von dieser dem Munitionswagen mittheilte, welcher mit furchtbarem Gekrach in die Luft flog und die Pferde und Menschen, welche in das Bereich seiner Trümmer kamen, in Stücke riß.

Damit kam die Verfolgung zum Stillstand. Die Franzosen fürchteten einen neuen Fallstrick von derselben Art, und die Bourbonisten konnten sich daher zurückziehen, ohne weiter belästigt zu werden.

Die Glorie aber, welche sich bis jetzt an ihre göttliche Mission geknüpft, war damit zerstört. Gleich bei dem ersten Kampf mit den republikanischen Truppen waren sie, obgleich diesen dreimal an Zahl überlegen; besiegt worden.

Von den zweitausend Mann, welche die beiden jungen Abenteurer vor dem Kampfe hatten, blieben ihnen kaum fünfhundert.

Die andern hatten sich zerstreut.

Man kam überein, daß Cesare mit vierhundert Mann sich dem Cardinal anschließen und Boccheciampe mit hundert Mann nach Brindisi begeben sollte, um hier wo möglich wieder eine Colonne zu organisieren, womit er seinerseits wieder zu dem Kern der sanfedistischen Armee stoßen könnte.

Fra Pacifico die beiden Kanonen, der noch übrige Munitionswagen und seine zwölf Mönche blieben bei Cesare's Colonne. Die beiden Freunde umarmten einander und schlugen noch denselben Abend jeder den Weg ein, der ihn seiner Bestimmung entgegenführen sollte.

Siebentes Capitel.

Niccola Addone.

Wir haben erzählt, wie Salvato von dem General Championnet nach Salerno geschickt worden war, um daselbst eine Colonne zu organisieren und auf Potenza zu dirigieren, wo man eine Reaction und die furchtbaren Leiden fürchtete, von welchen eine solche stets in einem halbwildem Lande begleitet ist, wo die Bürgerkriege nur der Vormund für persönliche Rachegeleüste sind.

Obschon die Ereignisse von Potenza mehr der allgemeinen Geschichte von 1799 als der besonderen Erzählung angehören, mit welcher wir es hier zu thun haben und die den Augen unserer Leser nur die Thaten der Personen, welche darin eine Rolle spielen, vorführen soll, so werden wir doch, da diese Ereignisse sowohl die Zeit, in der sie geschehen, als auch das Volk, unter welchem sie vorfielen, auf furchtbare Weise kennzeichnen, ihnen ein Capitel widmen, aus welches sie ein doppeltes Recht haben, sowohl wegen der Größe der Katastrophe, als auch wegen des unheilvollen Einflusses, den die Reise, welche Michele Verrath des Backerschen Complots herbeiführte, auf das Leben der Heldin unserer Geschichte äußerte.

Als der General Championnet aus jener Soirée bei der Herzogin Fusco zurückkehrte, wo Monti's Verse vorgelesen, wo der »Parthenopäische Moniteur« gegründet worden und wo der Papagei der Herzogin Dank seinen beiden Lehrern Velasco und Nicolino genesen hatte: »Es lebe die Republik! Nieder mit den Tyrannen!« hatte er in dem Palaste Angri einen reichen Grundbesitzer aus der Basilicata, Namens Niccola, angetroffen.

Don Niccola Addone, wie man ihn in dortiger Gegend, wo noch theilweise spanische Gebräuche herrschten, nannte, wohnte in Potenza und der Bischof Monsignore Serrao war sein intimer Freund.

Monsignore Calao, ein geborener Calabrese, hatte sich während seines Episcopats den Ruf eines gelehrten Mannes von exemplarischem Lebenswandel erworben.

Der Grund hiervon lag einerseits in den von ihm veröffentlichten geschätzten Werken und andererseits in seiner wahrhaft evangelischen Mildthätigkeit und Menschenliebe. Mit Gerechtigkeitsgefühl und edlem Sinn begabt, hatte er die Freiheit als den von dem Evangelium versprochenen Engel des Volkes begrüßt und die liberale Bewegung ebenso wie die neue Doktrin gefördert.

Dieser schöne republikanische Himmel begann aber kurz nach der ersten Morgenröthe sich bereits zu trüben. Ueberall organisieren sich Banden von Sanfedisten. Die Anhänglichkeit an die Bourbons war der Verwand, Plünderung und Mord waren das eigentliche Ziel.

Monsignore Serrao, welcher seine Mitbürger durch seinen Eifer und sein Beispiel compromittirt hatte beschlossen, wenigstens für ihre persönliche Sicherheit zu sorgen.

Er kam auf den Gedanken, aus Calabrien, das heißt aus seiner Heimat, eine Garde jener bewaffneten Männer, die unter dem Namen der Campieri bekannt sind, kommen zu lassen.

Es waren dies Ueberreste jener Söldnerschaaren des Mittelalters, welche sich jedem Edelmann verdungen, der sie am besten bezahlte. Ihre Abstammung kannte man nicht.

Vielleicht waren es Nachkommen der alten Condottieri.

Der arme Bischof glaubte an diesen Leuten, seinen Landsleuten, besonders wenn er sie gut bezahlte, muthige und hingebende Vertheidiger zu haben.

Unglücklicherweise hatte Monsignore Serrao vor einiger Zeit die Handlungsweise eines jener schlechten Priester getadelt, deren es in den südlichen Provinzen so viele gibt, und welche allemal den Blicken ihrer Vorgesetzten dadurch zu entrinnen hoffen, daß sie sich unter die große Menge mischen. Dieser Priester hieß Angelo Felice Vinciguerra.

Er war aus demselben Dorfe wie einer der beiden Anführer der Campieri, der Falsetta hieß.

Der zweite Anführer hieß Capriglione.

Der Priester war schon als Knabe ein intimer Freund von Falsetta gewesen und schloß sich jetzt aufs Neue an ihn an. Er machte ihm begreiflich, daß der Sold, welchen Monsignore Serrao ihm zahlte, so hoch derselbe auch sei, doch keinen Vergleich aushalte mit dem, was ihm die Contributionen, die er auflegen, und die Beute, die er machen könnte, einbringen würden, wenn Capriglione und er, anstatt sich der Aufrechterhaltung der Ordnung zu widmen, sich mit Hilfe der unter ihren Befehlen stehenden Leute zu Meistern der Stadt machten.

Falsetta, welcher Vinciguerras Rathschlägen Gehör gab, theilte dieselben Capriglione mit, welcher ebenfalls sofort darauf einging.

Daß die Mannschaften die Ansichten ihrer Anführer theilten, versteht sich fast von selbst.

Eines Morgens sah Monsignore Serrao der noch im Bett lag, seine Thür sich öffnen, und Capriglione erschien mit der Muskete in der Hand auf der Schwelle, indem er ohne weitere Einleitung jagte:

»Monsignore, das Volk will Ihren Tod.«

Der Bischof erhob die rechte Hand, machte die Geberde eines Mannes, der seinen Segen ertheilt, und sagte:

»Ich segne das Volk.«

Ohne ihm Zeit zu lassen, diesen evangelischen Worten noch etwas hinzuzufügen schlug der Bandit an und gab Feuer.

Der Prälat, welcher sich erhob, um seinen Mörder zu segnen, sank, die Brust von einer Kugel durchbohrt, todt zurück.

Auf den Knall des Schusses kam der Vicar des Bischofs herbeigeeilt, und da er seine Entrüstung über diesen Mord aussprach, so tödtete Capriglione ihn durch einen Messerstich.

Auf diesen Doppelmord folgte beinahe unmittelbar der Tod zweier der reichsten und angesehensten Gutsbesitzer der Stadt. Sie hießen Gerardangolo und Giovanni Liani. Es waren Brüder.

Das Gerücht, daß die Ermordung des Bischofs durch Capriglione, aber auf Anstiften des Priesters, verübt worden, erhielt dadurch Bestätigung daß am Morgen nach dem Verbrechen der genannte Vinciguerra sich mit der Bande Capriglione's vereinigte, um die Stadt Potenza in Blut und Trauer zu stürzen.

Liberales, Patrioten, Republikaner, kurz Alle, welche in irgend einer Beziehung den neuen Ideen angehörten, wurden nun von tiefem Schrecken ergriffen und dieser stieg noch höher, als das Gerücht sich verbreitete, daß an dem Tage wo das Fest des Blutes Christi gefeiert werden sollte, das heißt am Donnerstage nach Ostern, die Meister der Stadt gewordenen Briganten mitten unter der Procession nicht bloß alle Patrioten, sondern auch alle Reichen niedermetzeln

würden.

Der Reichste von Denen, welche von diesem Gerücht bedroht wurden und gleichzeitig einer der rechtschaffensten Bürger der Stadt, war jener Niccola Addone, der Freund des Bischofs, welcher den französischen General bei dessen Rückkunft von der Soirée der Herzogin von Fusco in seinem Quartier erwartete.

Es war ein wackerer, entschlossener Mann und hatte sich in Übereinstimmung mit seinem Bruder Basilio Addone vorgenommen, die Stadt von dieser Mörderbande zu befreien.

Er ließ deshalb diejenigen seiner Freunde zu sich rufen, welchen er den meisten Muth zutraute. Unter der Zahl dieser befanden sich drei Mann, deren Namen, welche sich in keiner Geschichte aufgezeichnet finden, durch die mündliche Tradition bewahrt worden sind.

Diese drei Männer hießen Giuseppe Scafaneli, Jorio Mandiglia und Gaetano Massi.

Noch sieben oder acht andere schlossen sich ebenfalls der Verschwörung an, doch habe ich die ältesten Bewohner von Potenza, von welchen ich ihre Namen erfahren zu können hoffte, vergebens befragt.

In Niccola Addones Hause bei verschlossenen Thüren und Fenstern versammelt, kamen diese Patrioten darin überein, daß man Capriglione, Falsetta und ihre ganze Bande vom Ersten bis zum Letzten mit einem Schlage vernichten müsse.

Um zu diesem Ziele zu gelangen, galt es, sich bewaffnet theils in Addone's, theils in dem benachbarten Hause zu versammeln.

Die Banditen selbst lieferten, als ob sie mit den Patrioten einverstanden gewesen wären, diesen die Gelegenheit, welche ihnen noch fehlte.

Sie erhoben von der Stadt Potenza eine Contribution von dreitausend Dukaten, wobei sie es den Bürgern überließen, die Art und Weise zu regeln, auf welche diese Contribution auf die einzelnen Bürger vertheilt und wie sie bezahlt werden sollte, dafern die Zahlung nur binnen drei Tagen erfolgte.

Die Contribution ward erhoben und öffentlich in Niccola Addone's Hause deponirt.

Ein Mann aus dem Volke Namens Gaetano Scoletta, seines Zeichens ein Schuhmacher und unter dem Spitznamen Sarcetta bekannt, übernahm es, den Banditen die Aufforderung zu überbringen, sich bei Addone einzufinden und jeder den ihm zukommenden Antheil in Empfang zu nehmen.

Die deshalb bezeichneten Stunden waren für jeden der Banditen verschieden, damit nicht etwa die ganze Bande in Masse sich einfände, was die Ausführung des Projerts schwierig gemacht haben würde.

Scoletta war beauftragt, während er mit den Banditen plauderte, sie von der innern Einrichtung des Hauses in Kenntniß zu setzen und ihnen unter Anderem zu sagen, daß die Casse aus Furcht vor Dieben in dem abgelegensten Gemach des Hauses verwahrt werde.

An dem bestimmten Tage ließ Niccola Addone zwei kräftige in seinem Dienste stehende Maulthiertreiber, welche der eine Loreto, der andere Surraceno hießen, sich in einer Art Cabinet verstecken, aus welchem man in das Zimmer gelangte, worin, wie Scoletta sagte, der Cassierer sich befand.

Diese beiden Männer standen mit einem Beil in der Hand zu beiden Seiten einer niedrigen Thür, welche man nicht passiren konnte, ohne sich zu bücken. Die beiden mit festen Stielen versehenen Beile waren am Abend vorher zu diesem Zwecke gekauft und geschliffen worden.

Alles war bereit und jeder eine Viertelstunde vor der bestimmten Zeit auf dem ihm angewiesenen Posten.

Die ersten Banditen kamen einer nach dem andern an und wurden sofort nach ihrer Ankunft eingelassen. Nachdem sie einen langen Corridor durchschritten, gelangten sie in das Zimmer, wo Loreto und Sarraceno hinter der Thür standen.

Diese handhabten ihre Beile mit derselben Schnelligkeit und Präcision, womit der Fleischer in seinem Schlachthofe einen Ochsen niederschlägt.

In demselben Augenblick, wo der Bandit niederstürzte warfen zwei andere Diener Addone's, Namens Piscione und Musano, den Cadaver durch eine Fallthür in einen Stall hinab.

Sobald der Cadaver verschwunden war, trat eine alte Frau, starr wie eine Parze, mit einem Eimer Wasser in der einen und einem Schwamm in der andern Hand, aus einem Nebenzimmer heraus, wusch den Fußboden und zog sich dann wieder stumm und steif wie ein Automat in ihr Zimmer zurück.

Endlich fand auch der Anführer Capriglione sich ein. Basilio Addone, Niccola's Bruder, folgte ihm, wie um ihm den Weg zu zeigen.

Mitten in dem Corridor aber erwachte in dem unruhigen, mißtrauischen Banditen ohne Zweifel eine bange Ahnung. Er wollte umkehren.

Ohne ihn erst zum Weitergehen bewegen zu wollen, und ohne erst sich in eine Diskussion mit ihm einzulassen, stieß ihm in dem Augenblicke wo er sich umdrehte, Basilio Addone seinen Dolch bis an den Griff in die Brust.

Capriglione stürzte nieder, ohne einen Schrei auszustoßen.

Basilio schleppte ihn in das erste Zimmer, welches sich darbot, schloß ihn, nachdem er sich überzeugt, daß er wirklich todt sei, darin ein und steckte den Schlüssel ruhig in die Tasche.

Was Falsetta betraf, so war er einer der Ersten gewesen, welchen der Kopf gespalten ward.

Sechzehn der Banditen mit Einschluß der beiden Anführer waren schon getödtet und in den Stall hinabgeworfen, als die anderen, die ihre Cameraden wohl hineingehen, aber nicht wieder herauskommen sahen, einen kleinen Trupp bildeten und, von Gennarino, Falsettas Sohn, angeführt, Addones Haus sich näherten, um an die Thür zu pochen.

Sie hatten aber nicht einmal Zeit genug, an dieser Thür zu pochen.

In dem Augenblick, wo sie nur noch etwa fünfzehn Schritte von dem Haus entfernt waren, schoß Basilio Addone, welcher an einem Fenster Schildwache stand, mit derselben festen Hand und mit demselben sichern Blick, womit er Capriglione niedergestochen, Gennarino mitten in die Stirn.

Dieser Schuß war das Signal zu einem furchtbaren Handgemenge. Die Verschworenen, welche einsahen, daß jetzt der Augenblick da war, wo jeder mit seiner eigenen Person eintreten mußte, stürzten auf die Straße hinaus und fielen mit solcher Wuth über die Banditen her, daß alle vom ersten bis zum letzten auf dem Platze blieben.

Man zählte zweiunddreißig Leichen.

Während der Nacht wurden diese zweiunddreißig Leichen eine nach der andern in einer Reihe auf den Marktplatz gelegt, so daß bei Tagesanbruch die ganze Stadt dieses blutige Schauspiel vor Augen haben konnte.

Schon am Abend vorher aber war Niccola Addone abgereist, um Championnet von diesem ganzen Vorgange in Kenntniß zu setzen und ihn zu bitten, eine französische Colonne nach

Potenza zu schicken, um daselbst die Ordnung aufrecht zu erhalten und der Reaction Widerstand zu leisten.

Championnet hatte, nachdem er Nicola Addones Bericht angehört, die Dringlichkeit dieses Verlangens eingesehen und Salvato beauftragt, in Salerno die Colonne zu organisieren deren Commando er dann seinem Adjutanten Villeneuve übertrug.

Achtes Capitel.

Der Geier und der Schakal.

Als Salvato von Salerno zurückkehrte und in das Cabinet des Generals Championnet trat, dem er die Nachricht von der Landung des Cardinals Ruffo in Calabrien brachte, traf er darin zwei Personen, welche ihm vollständig unbekannt waren und in deren Mitte der Obergeneral, nach seiner gerunzelten Stirn und seiner verächtlich emporgezogenen Lippe zu urtheilen, sich ziemlich unbehaglich zu fühlen schien.

Der eine dieser beiden Unbekannten trug das Costüm der höheren Civilbeamten, das heißt den blauen Frack ohne Epauletten und ohne Stickereien, den dreifarbigem Gürtel, die weißen Beinkleider, Stulpenstiefel und Säbel; der andere die Uniform eines Adjutant-Majors.

Der erste war der Bürger Faypoult, Oberhaupt einer Civilcommission, welche von Paris nach Neapel geschickt worden, um dort Contribution zu erheben und sich dessen zu bemächtigen, was die Römer spolia opima nannten.

Der zweite war der Bürger Victor Mejean, welchen das Directorium kürzlich an Thiébauds Stelle ernannt, der von Championnet vor der Porta Capuana zum Generaladjutanten gemacht worden.

Der General hatte dem Directorium vorgeschlagen, den erledigten Posten seines Adjutanten durch Villeneuve zu besetzen, welcher in diesem Augenblick beschäftigt war, die Patrioten von Potenza und ganz besonders Niccola und Basilio Addone, die beiden Haupturheber der letzten Katastrophe, zu schützen.

Das Directorium war aber auf den Wunsch des Generals nicht eingegangen, sondern hatte, wie bereits bemerkt, Mejean zu seinem Adjutanten ernannt.

Der Bürger Faypoult war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, lang, hager, mit gekrümmter Haltung, wie die Schreibe- und Rechenmenschen gewöhnlich haben. Seine Nase glich dem Schnabel eines Raubvogels, die Lippen waren dünn, der Kopf vorn schmal, hinten dich das Kinn hervorragend, das Haar kurz und die Finger an ihren Spitzen abgeplattet.

Der Bürger Mejean war ein Mann von zweiunddreißig Jahren, mit senkrechten Falten auf der Stirn, welche von der Nasenwurzel ausgehend, einen mürrischem sich leicht schlimmen Gedanken hingebenden Menschen verrathen.

Sein Auge, aus welchem in gewissen Augenblicken ein Schimmer des Neides, des Hasses und stiller Wuth leuchtete, hatte gewöhnlich einen stampfen, erloschenen Ausdruck, der durch die Willenskraft hervorgerufen ward.

Dabei nahm er sich in seiner Uniform ziemlich linkisch und unbeholfen aus, worüber man sich auch nicht wundern konnte, sobald man wußte, daß er eines schönen Morgens seine Adjutanten-Epauletten unter dem Kopfkissen einer der zahlreichen Maitressen des Directorialmitgliedes Barras gefunden, welcher sich genöthigt gesehen, ihn wegen einer Regelwidrigkeit in seinen Rechnungen aus seinem Bureau fortzuschicken und zur Armee zu versetzen, nicht als einen braven, redlichen Diener, welchem man ein ehrenvolles Avancement zu Theil werden läßt, sondern als einen unredlichen Beamten, den man durch die Verbannung bestraft.

Als Championnet die Thür seines Cabinets durch eine bekannte Hand öffnen hörte, drehte er sich herum, und als er das gleichzeitig freimüthige und strenge Gesicht Salvatos gewahrte, ging der Ausdruck in seinen Zügen von dem der Verachtung in den des Spottes über.

»Mein lieber Salvato, sagte er »ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Oberst Mejean vorzustellen, den Nachfolger unseres wackeren Thiébaud, den ich, wie Sie wissen auf dem Schlachtfeld zum Generaladjutanten ernannt habe. Ich hatte diesen Posten für unsern lieben Villeneuve gewünscht, die Herren Direktoren haben ihn aber nicht für würdig dazu erachtet. Sie hatten an diesem Herrn hier ganz besondere Dienste zu belohnen und haben ihm daher den Vorzug gegeben. Wir werden indessen für Villeneuve etwas Besseres finden. Hier ist Ihr Patent, Bürger Mejean. Ich kann und werde mich nicht den Bestimmungen des Directoriums widersetzen, sobald dieselben nicht das Interesse der Armee, die ich commandire, und das Frankreichs gefährden. Merken Sie wohl, daß ich nicht sage: und das der Regierung, sondern: und das Frankreichs, dem ich diene, denn ich diene vor allen Dingen Frankreich. Die Regierungen gehen vorüber und ich habe, Gott sei Dank, seit zehn Jahren deren keine kleine Anzahl vorübergehen sehen, diejenigen ungerechnet, die ich wahrscheinlich noch vorübergehen sehen werde, Frankreich aber bleibt. Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie Ihren Posten anzutreten.«

Der Oberst Mejean runzelte seiner Gewohnheit gemäß die Stirn, ward ein wenig bleich, verneigte sich, ohne ein Wort zu sprechen, und verließ das Zimmer.

Der General wartete, bis sich hinter dem Hinausgehenden die Thür geschlossen, gab Salvato einen nur von diesem zu bemerkenden Wink, drehte sich nach dem andern Abgesandten des Directoriums herum und sagte:

»Jetzt, mein lieber Salvato, stelle ich Ihnen den Bürger Jean Baptist Faypoult, Chef der Civilcommission, vor. Er hat sich mit Selbstverläugnung dazu verstanden, eine Mission zu übernehmen, welche schwer und unbequem ist besonders in diesem Lande. Er ist beauftragt Contribution zu erheben und überdies darauf zu sehen, daß ich mich weder zum Cäsar noch zum Cromwell mache. Nach den von ihm bereits gegen mich ausgesprochenen Ansichten glaube ich nicht, daß wir lange einig bleiben. Wenn wir uns ganz veruneinigen — und ein wenig veruneinigt haben wir uns schon — so muß Einer von uns Beiden Neapel verlassen.«

Salvato machte eine Bewegung der Ungeduld, Championnet aber fuhr lächelnd fort:

»Beruhigen Sie sich, mein lieber Salvato. Ich werde nicht derjenige sein, welcher Neapel verläßt — es müßten denn, wohlverstanden, höhere Befehle eintreffen. Mittlerweile,« setzte Championnet sich zu Faypoult wendend hinzu, »haben Sie die Güte, mir die Instruktion der Herren Direktoren dazulassen. Ich werde sie mit Ruhe und Muße studieren. Ich werde Sie bei der Ausführung derjenigen unterstützen, welche ich richtig und angemessen finde, sage Ihnen aber zugleich im Voraus, daß ich mich der Ausführung derer, die ich für ungerecht halte, mit meiner ganzen Macht widersetzen werde. Und nun Bürger,« sagte Championnet, indem er die Hand ausstreckte, um die Instruktionen von dem Chef der Civilcommission zu empfangen, »glauben Sie, daß ich zu viel verlange, wenn ich Sie bitte, mir zum Studium Ihrer Instruktionen eine Frist von achtundvierzig Stunden zu bewilligen?«

»Mir,« antwortete der Bürger Jean Baptist Faypoult, »kommt es nicht zu, dem General Championnet die die Zeit vorzuschreiben welche er auf dieses Studium verwenden soll. Dennoch aber werde ich mir erlauben, ihm zu sagen, daß das Directorium eilig hat und daß es wünschenswerth sein wird, wenn er mir erlaubt, die Absichten meiner Regierung so bald als möglich in Ausführung zu bringen.«

»Damit bin ich vollkommen einverstanden. Es liegt keine große Gefahr im Verzuge und achtundvierzig Stunden Verzögerung werden das Wohl des Staates nicht in Frage stellen. Wenigstens hoffe ich das.«

»Nun also, General?«

»Also, übermorgen zu derselben Stunde werde ich Sie erwarten, Bürger Commissär, wenn Sie es so zufrieden sind!«

Faypoult verneigte sich, und verließ das Zimmer, nicht demüthig und stumm wie Mejean, sondern lärmend und mit drohenden Geberden wie Tartüffe, wenn er Orgon bedeutet, daß sein Haus ihm gehört.

Championnet begnügte sich die Achsel zu zucken.

Dann sagte er zu seinem jungen Freund:

»Meiner Treu, Salvato, Sie haben mich nur einen Augenblick verlassen, und bei Ihrer Rückkehr finden Sie mich gleichwohl zwischen zwei garstigen Thieren, zwischen einem Geier und einem Schakal — pfui!«

»Sie wissen aber doch, mein lieber General,« sagte Salvato lachend, »daß Sie nur ein Wort zu sagen brauchen, um mich zu veranlassen, den einen durch einen Faustschlag, den andern durch einen Fußtritt zu entfernen.«

»Nichts wahr, mein lieber Salvato, Sie bleiben bei mir, damit wir den Augiasstall gemeinschaftlich untersuchen? Ich glaube allerdings nicht, daß wir ihn säubern werden; wenigstens aber werden wir verhindern, daß sein Unrath uns überschwemme.«

»Sehr gerne,« antwortete Salvato, »und Sie wissen, daß ich ganz zu Ihren Befehlen stehe. Ich habe Ihnen aber zwei Nachrichten von der größten Wichtigkeit mitzutheilen.«

»Wenn Ihnen ein großes Glück widerfahren wäre, mein lieber Salvato, so würde mich dies freuen, aber nicht in Erstaunen setzen. Ihr Gesicht strahlt förmlich.«

Salvato reichte Championnet lächelnd die Hand.

»Ja, in der That,« sagte er, »ich bin ein glücklicher Mensch; die Nachrichten aber, die ich Ihnen mitzutheilen habe, sind politische Nachrichten die mit meinem Glück oder Unglück nichts zu schaffen haben. Se. Eminenz der Cardinal Ruffo hat die Meerenge passirt und ist in Catona gelandet. Ueberdies hat, wie es scheint, der Herzog von Calabrien den Stiefel umschiffet und ist, während Se. Eminenz an der Spanne landete, am Absatz, das heißt in Brindisi, gelandet.«

»Teufel!« rief Championnet. »Das sind allerdings sehr wichtige Neuigkeiten mein lieber Salvato. Halten Sie dieselben für gegründet?«

»Die erste wenigstens ist vollkommen sicher, denn ich habe sie von dem Admiral Caracciolo, welcher heute Morgen in Salerno landete und von Catona kam, wo er den Cardinal Ruffo selbst in der Mitte von drei- bis vierhundert Mann und mit der königlichen Fahne auf dem Hause, welches er bewohnt, wehend, und bereit gesehen, nach Palmi und Mileto zu gehen, wo sich die Sammelplätze für seine Rekruten befinden. Was die zweite Nachricht betrifft, so habe ich sie ebenfalls von ihm. Nur hat er sie nicht bestätigt sondern zweifelt selbst daran, weil er den Herzog von Calabrien eines so energischen Schrittes nicht fähig glaubt. Auf alle Fälle ist aber so viel gewiß, daß, wer auch der Mund sei, welcher den Brand anfacht, doch Unter calabrien und die ganze Terra d'Otrante in Flammen stehen.«

In diesem Augenblick trat der Ordonnanzsoldat ein und meldete den Kriegsminister.

»Ich lasse ihn bitten, einzutreten,« rief Championnet lebhaft.

Wenige Minuten später trat Gabriel Monthonnet ein.

Der berühmte Patriot hatte wenige Tage vorher wegen der in dem Waffenstillstand von Sparanisi stipulierten zehn Millionen, die noch nicht bezahlt waren, mit dem Obergeneral einen ziemlich ernsten Wortwechsel gehabt. Angesichts der wichtigen Nachrichten aber, welche er empfangen, hatte er seinerseits jeden Groll aufgegeben und kam jetzt zu Championnet wie zu einem militärischen Vorgesetzten und wie zu einem Meister der Politik, um ihn um guten Rath, im Nothfalle selbst um Befehle zu bitten.

»Kommen Sie schnell,« sagte Championnet, indem er ihm mit der ihm eigenthümlichen Offenheit und Freimüthigkeit die Hand bot. »Sie sind willkommen. Eben stand ich im Begriff, Sie holen zu lassen.«

»Dann wissen Sie also, was vorgeht?«

»Ja, denn ich glaube, Sie wollen von der doppelten Landung in Calabrien und in der Terra d'Otranto, mit andern Worten von der Landung des Cardinals Ruffo und des Herzogs von Calabrien sprechen.«

»Ja, ganz recht; diese Kunde ist es, was mich zu Ihnen führt, mein lieber General. Der Admiral Caracciolo, von welchem ich diese Nachricht habe, kommt eben von Salerno und sagt mir, daß er dort den Bürger Salvato getroffen und diesem Alles erzählt habe.«

Salvato verneigte sich.

»Und der Bürger Salvato,« sagte Championnet, »hat mir schon Alles wiedererzählt. Es gilt also, rasch Leute und zwar zuverlässige Leute der Insurrection entgegen zuzenden, um dieselbe in Unter calabrien und in der Terra d'Otranto einzuschließen. Wenn wir sie in ihrem eigenen Kessel kochen lassen können, so kann es uns gleich sein, was für eine Brühe dabei herauskommt. Wir müssen jedoch daraus bedacht sein, daß sie nicht einerseits Calabrien und andererseits Altamura überschreite. Ich werde Duhesme Befehl ertheilen, daß er mit sechstausend Mann Franzosen sich zum Ausrücken bereit halte. Wollen Sie vielleicht einen Ihrer Generale und ein neapolitanisches Corps begeben?«

»Ja, General Ettore Caraffa mit tausend Mann, wenn es Ihnen recht ist,« antwortete Manthonnet. »Nur sage ich Ihnen im Voraus, daß Ettore Caraffa mit der Avantgarde wird marschieren wollen.«

»Um so besser! Er wird lieber unsere Neapolitaner unterstützen, als von ihnen unterstützt sein wollen,« antwortete Championnet lächelnd. »Das wäre für Apulien.«

»In der Basilicata haben Sie wohl schon eine Colonne?«

»Ja, Villeneuve steht mit sechshundert Mann in Potenza. Ich bekenne Ihnen jedoch offen, daß mir durchaus nichts daran liegt, meine Franzosen sich gegen einen Cardinal schlagen zu lassen. Setzen wir einen Sieg voraus, so wird dieser doch ein ruhmloser sein; setzen wir aber eine Niederlage voraus, so ist diese jedenfalls eine schimpfliche. Schicken Sie Neapolitaner und Calabresen hin, wenn Sie können. Besitzen diese auch nicht viel Muth, so besitzen sie doch Haß.«

»Ich kenne einen Mann, General, der für Sie oder vielmehr für uns paßt. Es ist Schipani.«

»Ich habe zweimal mit ihm gesprochen Er scheint mir ein muthiger und patriotischer Mann, aber dabei noch sehr unerfahren zu sein.«

»Das ist allerdings wahr; in Revolutionszeiten aber improvisiren sich die Generale. Hoche, Marceau, Kleber und wie die andern noch alle heißen mögen, sind auch improvisierte Generale,

aber deswegen durchaus keine schlechten. Wir wollen zwölfhundert Mann Neapolitaner unter Schipani's Befehl stellen und ihm auftragen, alle Patrioten, welche vor dem Cardinal und seinen Banditen fliehen werden, zu sammeln und zu organisieren. Das erste Corps,« setzte Manthonnet hinzu, »das heißt Duhesme mit seinen Franzosen und Caraffa mit seinen Neapolitanern, wird, nachdem es Apulien unterworfen, in Calabrien eindringen, während Schipani mit seinen Calabresen sich darauf beschränken wird, Ruffo und seine Sanfedisten im Schach zu halten. Caraffa's Ziel wird sein, zu siegen; das Schipani's dagegen, bloß Widerstand zu leisten. Nur, General, werden Sie Duhesme befehlen, recht schnell zu siegen, und wir verlassen uns in dieser Beziehung auf ihn, denn wir müssen vor allen Dingen unsere Ernährerin, Apulien, wiedererobern, welches jetzt durch die Bourbonisten zu Lande und die Engländer zur See verhindert wird, uns sein Getreide und sein Mehl zu schicken. Wann werden Sie uns Duhesme und seine sechstausend Mann geben können, General?«

»Morgen, diesen Abend, heute noch. Ganz so wie Sie sagen, wird es am besten sein, wenn so schnell als möglich verfahren wird. Was die Abruzzen betrifft, so machen Sie sich deswegen keine Sorge. Diese werden durch die französischen Posten der Operationslinie zwischen der Romagna und Neapel, sowie durch die Castelle Civitella und Pescara im Zaum gehalten.«

»Nun, dann wird Alles gut gehen. Wie steht es mit dem General Duhesme?«

»Salvato,« sagte Championnet, »Sie werden Duhesme in meinem Namen melden, daß er sich sofort mit dem Grafen von Ruvo zu verständigen und sich bereit zu halten habe, noch diesen Abend aufzubrechen. Sie werden hinzufügen, daß er mir vorher seinen Feldzugsplan vorlegen und nicht meine Befehle, wohl aber meine Rathschläge empfangen wird.«

»Und ich,« sagte Manthonnet »werde meinerseits Ettore zu ihm schicken.«

»Apropos,« hob Championnet wieder an, »noch ein Wort!«

»Sprechen Sie, General.«

»Sind Sie der Meinung, daß man diese Vorgänge geheimhalte, oder daß man das Volk von Allem in Kenntniß setze?«

»Meine Meinung ist, daß man das Volk von Allem in Kenntniß setzen müsse. Die Regierung, welche wir gestürzt, war eine Regierung der Hinterlist und der Lüge, die unsrige dagegen muß eine Regierung der Offenheit und der Wahrheit sein.«

»Nun, dann handeln Sie nach Ihrer Ansicht, mein Freund, Sie werden sich dabei vielleicht als eben kein guter Politiker zeigen, jedenfalls aber als ein guter wackerer und ehrlicher Bürger bewähren.«

Und die eine Hand Salvato, die andere Manthonnet reichend, folgte Championnet den Beiden mit den Augen, bis die Thür sich hinter ihnen geschlossen hatte.

Dann gewann sein Gesicht wiederum den Ausdruck des Ekels und Widerwillens.

Er streckte sich in einen Sessel, öffnete Faypoult's Instructionen, zuckte die Achseln und begann mit gespannter Aufmerksamkeit zu lesen.

Neuntes Capitel.

Adler und Geier.

Der Grund, aus welchem Championnet sich in Bezug auf den Bürger Faypoult und die Mission, womit derselbe von Seiten des Directoriums betraut war, so widerspenstig zeigte, lag darin, daß er in dem Augenblick, wo er das Commando der Armee von Rom übernommen, den elenden Zustand gesehen, in welchen die durch Contributionen und andere Bedrückungen aller Art ausgesogene alte Hauptstadt der Welt versetzt worden.

Er hatte die Ursachen dieses Elends erforscht und dabei erkannt, daß man dieselben den Agenten des Directoriums zuzuschreiben habe, welche unter verschiedenen Namen sich in der ewigen Stadt festgesetzt, und während sie selbst dem unerhörtesten Luxus fröhnten, es dem Rest jener schönen Armee an Brod, an Kleidern, an Schuhen und an Sold fehlen ließen.

Championnet hatte sofort an das Directorium geschrieben:

»Bürger Directoren! Die Hilfsquellen der römischen Republik sind schon erschöpft. Schelme und Schurken haben Alles verschlungen. Mit gierigen Augen lauern sie, um sich auch noch des Wenigen zu bemächtigen, was übriggeblieben ist. Diese Blutegel des Vaterlandes verbergen sich unter allen Gestalten, ich aber werde ohne Furcht, daß mein Verfahren Ihre Mißbilligung erfahre, nicht zugeben, daß diese ungestraften Räuber sich auch der Hilfsquellen der Armee bemächtigen. Ich werde dieses gräßlichen Harpyen, welche den durch unsere Opfer eroberten Boden so zu sagen verschlingen, verschwinden zu lassen wissen.

Dann hatte er seine Truppen versammelt und zu ihnen gesagt:

»Wackere Kameraden! Ihr habt viele und große Entbehrungen zu ertragen, das weiß ich. Wartet aber noch einige Tage und das Regiment der Verschwender ist zu Ende. Die Besieger Europas werden dann nicht mehr jener Erniedrigung des Mangels ausgesetzt sein, welcher von Ruhm umstrahlte Stirnen demüthigt.«

»Entweder war Championnet sehr unklug oder er kannte die Menschen, zu welchen er sprach, durchaus nicht hinlänglich. Die Verschwender verfolgen, hieß die Directoren selbst angreifen, denn die Commission, eine von den Directoren mit ihrer Vollmacht bekleidete neue Behörde, hatte von ihrer Amtsführung nur dem Directorium Rechenschaft zu geben.

Um einen Begriff von der Verbindlichkeit zu geben, in welcher diese Beamten zu den fünf Majestäten des Luxemhourg standen, wollen wir blos erwähnen, daß dem Einnehmer der Contributionen ein Antheil von drei Centimes per Franc zugestanden war, was bei sechzig Millionen zum Beispiel für diese den Gefahren des Krieges völlig fernstehenden Beamten eine Summe von einer Million und achthunderttausend Franks ausmachte, während unsere Generale höchstens zwölf- bis fünfzehntausend Franks jährlich bezogen, wenn sie dieselben nämlich überhaupt bekamen.

Ebenso eifrig wie hiermit beschäftigte sich das Directorium, dessen Mitglieder zum Theil hohe Stellungen in der Armee eingenommen mit dem Uebergewicht, welches in Folge eines langen und siegreichen Krieges die von einer hellen Glorie umgebene Militärmacht gewinnen konnte.

Nachdem das Directorium auf diese Weise einmal die Bahn des Zweifels und der Furcht

betreten, bestand, da es die Macht der Corruption, welche der Reichthum gibt, recht wohl kannte, eine der ersten Verfügungen, die es traf, darin, nicht zu gestatten, daß in den Händen der Generale sich allzstarke Summen aufhäufeten.

Dennoch hatte es seine Vorkehrungsmaßregeln nicht vollständig getroffen. Während es dem Obergeneral das Recht nahm Contributionen zu erheben und zu verwalten, ließ es ihm gleichwohl das Recht, den Betrag und die Art und Weise dieser Contributionen zu bestimmen.

Als Championnet sich überzeugt hatte, daß man ihm dieses Recht gelassen, erwartete er ruhig den Bürger Faypoult, der, wie man sich erinnert, den drittnächsten Tag zur selben Stunde wieder kommen sollte.

Der Bürger Faypoult, welcher Sorge getragen, seinen Schwiegervater zum Contributionseinnehmer ernennen zu lassen, verfehlte nicht sich pünktlich einzustellen, und fand Championnet noch aus demselben Platze, wo er ihn verlassen, gerade als ob der General seinen Lehnstuhl sei achtundvierzig Stunden nicht verlassen hätte.

Der General begrüßte, ohne sich zu erheben, den Eintretenden durch eine Verneigung mit dem Kopfe und zeigte auf einen Sessel dem seinigen gegenüber.

»Nun und?« fragte der Civilcommissär, indem er Platz nahm.

»Wohlan, mein werther Herr,« antwortete der General, »Sie kommen zu spät.«

»Wie, zu spät, um die Contributionen zu erheben?«

»Nein, das nicht; wohl aber um die Sache auf denselben Fuß zu organisieren wie in Rom. Obschon der Antheil von drei Centimes von jedem Franc der Einnahme ein ungeheurer ist, so überlasse ich Ihnen denselben doch.«

»Weil Sie nicht anders können, General, Gestehen Sie es nur.«

»O, dies gestehe ich sehr gern. Wenn ich verhindern könnte, daß Sie auch nur einen Heller bekämen, so würde ich es thun. Bedenken Sie aber wohl, daß Ihre Arbeit sich bloß auf die Erhebung der Contribution erstreckt. Auch dies wird Ihnen einen sehr hübschen Gewinn abwerfen, denn schon bei der bloßen Einnahme oder Erhebung fallen zwei Millionen in Ihre Tasche.«

»Wie so,« General? Die Contributionen, welche die französische Regierung von dem Königreich Neapel erheben wird, belaufen sich also auf nicht mehr als sechzig Millionen?«

»Auf fünfundsechzig Millionen. Ich sagte, es würden für Sie ein wenig über zwei Millionen abfallen. Da ich mit einem Rechnungsmenschen zu thun habe, so hätte ich sagen sollen, zwei Millionen einhundertfünfzigtausend Franks.«

»Ich verstehe Sie nicht, General.«

»Wie, Sie verstehen nichts und dennoch ist die Sache sehr einfach. Von dem Augenblick an, wo ich in dem Adel und dem Bürgerstand von Neapel nicht mehr Feinde, sondern Verbündete fand, erklärte ich feierlich, daß ich dem Recht der Eroberung entsage, und ich beschränkte mich darauf, eine Contribution von fünfundsechzig Millionen zur Unterhaltung der Armee zu verlangen. Sie werden einsehen, mein werther Herr, daß ich den König von Neapel nicht fortgejagt habe, um Neapel theurer zu stehen zu kommen, als ihm sein König zu stehen kam, und daß ich die Ketten der Neapolitaner nicht zerbrochen habe, um Sklaven der französischen aus ihnen zu machen. Nur ein Barbar — merken Sie sich das wohl, mein Herr Civilcommissär — nur ein Atilia oder ein Genserich kann einen Sieg wie den unsrigen, das heißt einen Sieg der Principien, dadurch entehren, daß er mit Waffengewalt sich das Eigenthum des Volkes anmaßt,

bei welchem er eingezogen ist, indem er ihm die Freiheit und das Glück versprochen hat.«

»Ich bezweifle aber, General, daß das Directorium diese Bedingungen sanktioniert.«

»Es muß dieselben sanktionieren mein Herr,« sagte Championnet stolz, denn ich habe sie nicht bloß gestellt, weil ich das Recht hatte, sie zu stellen, sondern ich habe sie der neapolitanischen Regierung vorgeschlagen und sie sind von derselben angenommen worden. Es versteht sich von selbst, daß ich Ihnen das Recht der Controlle zugestehe, Herr Commissär, und daß ich Sie, wenn Sie mich auf einer Ungehörigkeit ertappen können, von ganzem Herzen ermächtigt, dies zu thun.«

»General, erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß Sie sprechen, als ob Sie von den Instructionen der Regierung noch gar keine Kenntniß genommen hätten.«

»O doch! Aber Sie, mein Herr, sprechen als ob Ihnen das Datum dieser Instructionen unbekannt wäre. Dieselben sind vom 5. Februar, nicht wahr?«

»Ja.«

»Nun wohl, mein Tractat mit der neapolitanischen Regierung datirt vom 1. Februar und ist daher um fünf Tage älter.«

»Dann weigern Sie sich also wohl, meine Instructionen anzuerkennen?«

»O nein. Ich erkenne dieselben an, aber als willkürlich antirepublikanische, unbrüderlich und unfrenzösisch weshalb ich Ihnen meinen Tractat entgegenstelle.«

»General,« sagte der Civilcommissär, »anstatt uns den Krieg zu erklären, wie Thoren wollen wir uns doch als Männer von Verstand, die wir sind, lieber verständigen. Neapel ist ein neues Land und es gibt hier Millionen zu verdienen.«

»Für Betrüger und Spitzbuben ja, das weiß ich. So lange ich aber in Neapel bin, sollen Spitzbuben und Betrüger hier nichts zu schaffen haben. Erwägen Sie meine Worte wohl, Herr Civilcommissär; wenn ich Ihnen rathen soll, so reisen Sie mit Ihrem Gefolge so bald als möglich nach Rom zurück. Sie haben auf den Knochen des Gerippes, welches das römische Volk war, noch einige Fetzen Fleisch zurückgelassen. Gehen Sie schnell, um dieselben vollends abzunagen, denn sonst lassen die Raben nichts die Geier übrig.«

Und sich erhebend wies Championnet dem Civilcommissär mit verächtlicher Geberde die Thür.

»Es ist gut,« sagte letzterer. »Sie wollen den Krieg, General, Sie sollen ihn haben.«

»Gut,« antwortete Championnet, »der Krieg ist mein Handwerk; dagegen ist es nicht mein Handwerk, auf die Zufälligkeiten zu speculiren, welche in Folge von Güterbeschlagnahmen, Waaren- und Lebensmittelrequisitionen, betrügerischen Verkäufen und simulierten oder fingierten Rechnungen sich herausstellen. Mein Handwerk ist nicht, die Bürger von Neapel die Brüder der Bürger von Paris nur unter der Bedingung zu beschützen, daß sie sich nur nach meinem Willen regieren lassen, oder die Güter der Emigrirten in einem Lande zu konfiszieren, wo es keine Emigrirten gibt. Mein Handwerk ist endlich nicht, die Depositanken um die Habe der Privatpersonen zu plündern, denn dies hieße, während selbst die grausamsten Barbaren Bedenken tragen, das Grab eines einzelnen Menschen zu verletzen, das Grab einer ganzen Stadt beleidigen, es hieße die Gruft von Pompeji aufreißen, um sie der Schätze zu berauben, welche sie seit beinahe zweitausend Jahren birgt. Dies ist nicht mein Handwerk, und wenn es das Ihrige ist, so sage ich Ihnen in voraus, mein Herr, daß Sie es, so lange ich hier bin, nicht ausüben werden. Und nun nachdem ich Ihnen Alles gesagt, was ich Ihnen zu sagen hatte, gehen Sie!«

Schon an demselben Morgen hatte Championnet in der Erwartung dessen, was zwischen ihm und dem Civilcommissär vorgehen würde, seinen Vertrag mit der neapolitanischen Regierung an den Straßenecken anschlagen lassen, nämlich den Vertrag, welcher die von Neapel für die Bedürfnisse der französischen Armee jährlich zu bezahlende Contribution auf fünfundsechzig Millionen festsetzte.

Am nächsten Morgen fand der General alle seine Plakate mit denen des Civilcommissärs überklebt. Letztere verkündeten, daß kraft des Eroberungsrechtes das Directorium die Krongüter von Neapel, die Paläste und Häuser des Königs, die königlichen Jagden, die Dotationen des Malteserordens, die Klostergüter, die Allodialgüter, die Bauten die Porzellanfabriken und wie Championnet gesagt, sogar die noch in der Asche von Pompeji und in der Lava von Herkulanum begrabenen Alterthümer zum Eigenthum Frankreichs erkläre.

Der General betrachte diesen Erlaß nicht bloß als einen Eingriff in seine Rechte, sondern auch als eine Beleidigung, und nachdem er Salvato und Thiébaud abgeschickt, um von dem Civilcommissär Genugthuung zu verlangen, ließ er, als dieser sich weigerte, ihn festnehmen und über die neapolitanische Grenze auf die nach Rom führende Heerstraße bringen.

Diese Maßregel ward von den Neapolitanern mit lautem Beifall begrüßt. Von den Edelleuten und Bürgern geliebt und gesuchter ward Championnet auch bis in die niedrigsten Classen der Gesellschaft herab populär.

Der Pfarrer der St. Annenkirche entdeckte in den schriftlichen Nachrichten seiner Kirche, daß ein gewisser Giovanni Championnet, welcher aber zu dem General in keinerlei Beziehung stand, in dieser Kirche getauft worden war. Er machte die betreffende Stelle des Kirchenbuches bekannt, reklamierte den General als seinen Gemeindeangehörigen und das Volk, welches er durch die Fertigkeit, womit er den neapolitanischen Dialekt sprach, schon mehrfach in Erstaunen gesetzt, fand in der Bekanntmachung des Pfarrers von St. Anna eine natürliche Lösung dieses Räthsels und betrachtete den französischen General von nun an durchaus als seinen Landsmann. Ein solcher Glaube konnte der Sache nützlich werden, und im Interesse Frankreichs ließ Championnet denselben nicht bloß bestehen, sondern auch immer mehr überhandnehmen.

Gewitzit durch die blutigen Erfahrungen der französischen Revolution wollte Championnet, während er Neapel mit den unermesslichen Wohlthaten, die sie erzeugt, beglückte, es doch auch zugleich vor ihren inneren Ausschreitungen und ihren äußeren Fehlern bewahren.

Seine Hoffnung war ein philanthropisches Utopien zu verwirklichen nämlich eine Revolution ohne Verhaftungen ohne Verbannungen, ohne Hinrichtungen zu Stande zu bringen.

Anstatt Saint-Just zu huldigen, welcher empfahl, mit der revolutionären Pflugschar recht tief zu pflügen, wollte er bloß die Egge der Civilisation über die Gesellschaft hinwegführen, eben so wie später Fourier alle Fähigkeiten selbst die schlimmen, zu einem socialen Ziel zusammenwirken lassen wollte, eben so wollte auch Championnet die ganze Welt an der allgemeinen Wiedergeburt arbeiten lassen.

Die Geistlichkeit sollte den Einfluß ihrer dem Volke theueren Vorurtheile mäßigen, der Adel das Volk durch die Aussicht auf eine ruhmreiche Zukunft in der neuen Ordnung der Dinge anlocken, auf das Bürgerthum sollte ein Theil der Souveränität der Regierung übergehen, die freisinnigen Classen der Advocaten, der Aerzte, der Gelehrten der Künstler sollten ermutigt und belohnt und den Lazzaroni endlich durch einen angemessenem ihnen bis jetzt unbekanntem Erwerb Geschmack an der Arbeit beigebracht werden.

Dies war der Traum, welchem Championnet sich in der Zukunft von Neapel hingab, als die

raue Wirklichkeit ihn in dem Augenblicke packte, wo er, friedlicher Herr von Neapel, um die Insurrection in den Abruzzen zu unterdrücken, einerseits die in Rom von dem General Sainte-Suzanne organisierten mobilen Colonnen in Bewegung setzte und Duhesme und Caraffa beauftragte, gegen den Abenteurer zu marschieren welchen man für den Kronprinzen hielt, und wo er, indem er sich anschickte, auf Reggio zu marschieren, sich vornahm, selbst eine starke Colonne nach Sicilien zu führen.

In der Nacht vom 15. zum 16. März erhielt jedoch Championnet vom Directorium Befehl, sich sofort in Paris beim Kriegsminister einzufinden. Oberster Herrscher in Neapel, von Allen geliebt und geachtet, mitten in der Macht, die er geschaffen, und in welcher es ihm ein Leichtes gewesen, sich zu erhalten, beugte dieser Mann, welchen man des Ehrgeizes und der Hartnäckigkeit beschuldigte, gleich einem Römer der Heldenzeit sich vor dem empfangenen Befehl, wendete sich zu Salvato, der eben in seiner Nähe war, und sagte:

»Ich gehe zufrieden. Ich habe meinen Soldaten den fünfmonatlichen Sold ausgezahlt, den sie zu fordern hatten. Ich habe ihre zerfetzten Uniformen durch gute Kleider ersetzt. Sie haben jeder ein Paar neue Schuhe und essen besseres Brod, als sie jemals in ihrem Leben gegessen haben.«

Salvato drückte ihn an sein Herz.

»Mein General,« sagte er zu ihm, »Sie sind ein Mann des Plutarch.«

»Und dennoch,« murmelte Championnet, »hatte ich noch Vieles zu thun, was mein Nachfolger wahrscheinlich nicht thun wird. Wer erlebte aber wohl je die vollständige Verwirklichung seiner Träume? Niemand.«

Dann setzte er, indem er seine Uhr zog, mit einem Seufzer hinzu:

»Es ist ein Uhr Morgens. Ich werde mich nicht erst schlafen legen, denn ich habe nun vor meiner Abreise noch viel zu besorgen. Seien Sie morgen um drei Uhr wieder bei mir, mein lieber Salvato, und beobachten Sie über das, was mir so eben begegnet ist, das unbedingteste Schweigen.«

Am nächstfolgenden Tage Schlag drei Uhr war Salvato im Palast Angri. Nirgends waren Anstalten zu bemerken, welche auf eine Abreise hingedeutet hätten.

Championnet arbeitete wie gewöhnlich in seinem Cabinet. Als er den jungen Mann eintreten sah, erhob er sich und bot ihm die Hand.

»Sie sind sehr pünktlich, mein lieber Salvator,« sagte er zu ihm, »und ich danke Ihnen dafür. Wenn Sie es zufrieden sind, so wollen wir jetzt eine kleine Promenade machen.«

»Zu Fuße?« fragte Salvato.

»Ja, zu Fuße,« antwortete Championnet. »Kommen Sie.«

An der Thür blieb Championnet stehen, warf einen letzten Blick auf das Cabinet, welches er seit zwei Monaten bewohnt, und worin er so große Dinge entschieden, decretiert und ausgeführt.

»Man versichert, daß die Wände Ohren haben,« sagte er. »Wenn sie vielleicht auch eine Stimme haben, so beschwöre ich diese, zu sprechen und zu bezeugen, oh sie jemals etwas sprechen gehört oder thun gesehen, was, seitdem ich als Obergeneral diese Thür geöffnet, die ich jetzt als Angeklagter hinter mir schließe, nicht zum Wohl der Menschheit gewesen wäre.«

Und er schloß die Thür und ging mit lächelnder Miene auf Salvato's Arm gestützt die Treppe hinab.

Zehntes Capitel.

Der Angeklagte.

Der General und sein Adjutant gingen die Toledostraße entlang bis zum bourbonischen Museum, dann die Strada dei Studi hinab, über den Largo delle Pigne, in die Strada Foria hinein, und erreichten auf diese Weise Poggioreale.

Hier wartete ein Wagen auf Championnet, dessen ganzes Gefolge aus seinem auf dem Bock sitzenden Kammerdiener Scipio bestand.

»Wohlan, mein lieber Salvato,« sagte der General, »die Stunde der Trennung ist da. Mein Trost ist, daß ich, während ich den schlimmen Weg einschlage, wenigstens Sie auf dem guten zurücklasse. Werden wir uns jemals wiedersehen? Ich bezweifle es. Aus alle Fälle sind Sie mir mehr Freund, beinahe Sohn gewesen. Bewahren Sie mein Andenken.«

»O, stets, stets!« murmelte Salvato. »Aber was sollen diese bangen Ahnungen? Sie sind ja blos abberufen, das ist Alles.«

Championnet zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche und reichte es Salvato. Dieser faltete es aus einander. Es war der »Moniteur« Er las darin folgende Zeilen:

»In Erwägung, daß der General Championnet seine Autorität und Gewalt dazu gebraucht hat, die Ausübung der von uns dem Commissär Faypoult übertragenen Vollmacht zu verhindern, und sich folglich offen gegen die Regierung empört hat, wird der Bürger Championnet, Divisionsgeneral und Commandant der Armee von Neapel, zur Haft gebracht, vor ein Kriegsgericht gestellt und wegen Gesetzesbruch gerichtet werden.«

»Sie sehen, lieber Freund,« hob Championnet wieder an, »daß die Sache ernster ist, als Sie glaubten.«

Salvato seufzte, zuckte die Achseln und sagte :

»General, Eines kann ich versichern, nämlich, daß wenn Sie verurtheilt werden, es dann auf der Welt eine Stadt gibt, welche selbst Athen an Undankbarkeit übertrifft. Diese Stadt wird Paris sein.«

»Ach leider!« sagte Championnet. »Wenn ich Themisiokles wäre, so würde ich mich darüber trösten.«

Und nachdem er Salvato seinerseits ans Herz gedrückt, sprang er in den Wagen.

»Und Sie reisen so allein, ohne alle Escorte?« bemerkte Salvato.

»Die Angeklagten stehen blos unter der Obhut Gottes,« antwortete Championnet.

Die beiden Freunde wechselten einen letzten Gruß und der Wagen rollte davon.

— — —

Der General Championnet hat an den Ereignissen, welche wir bis jetzt erzählt, einen zu großen Antheil gehabt und in Neapel ein allzu lebhaftes Andenken zurückgelassen, als daß wir, indem wir ihn nach Frankreich begleiten, ihm nicht bis an das Ende seines ruhmreichen Lebens folgen möchten, welches übrigens nicht lange sein sollte.

Als er Rom passirte, erwartete ihn ein letzter Triumph. Das römische Volk, welches er

freigemacht, schenkte ihm eine vollständige Ausrüstung, Waffen, Uniform und Pferd mit der Inschrift:

»Dem General Championnet
die Consuln der römischen Republik.«

Ehe er die ewige Stadt verließ, empfing er überdies von der neapolitanischen Regierung folgenden Brief:

»General!

»Nichts kann Ihnen den Schmerz der provisorischen Regierung malen, als sie die verhängnißvolle Nachricht von Ihrem Abgange erfuhr. Sie sind es, der unsere Republik gegründet hat; auf Ihnen ruhen unsere süßesten Hoffnungen. Tapferer General! Unser Bedauern, unsere Liebe, unsere Dankbarkeit begleiten Sie. Wir wissen nicht, von welcher Art die Absichten Ihres Nachfolgers in Beziehung auf uns sein werden. Wir hoffen, der Ruhm und seine Pflicht werden ihm theuer genug sein, um ihn zu veranlassen, Ihr Werk zu befestigen. Von welcher Art aber auch seine Handlungsweise sein möge, so können wir doch niemals die Ihrige, jene Mäßigung, jene Milde, jenen offenen, biedern Charakter und jene große, edelmüthige Seele vergessen, die Ihnen Aller Herzen zuwendeten. Diese Sprache ist nicht die der Schmeichelei. Sie sind fort und wir haben von Ihnen nichts weiter zu erwarten als freundliches Andenken.«

Wir haben gesagt, daß die Erinnerung, welche Championnet in Neapel zurückließ, eine nachhaltige war. Sein Abgang ward hier in der That als eine öffentliche Calamität betrachtet und zwei Jahre später schrieb der Historiker Cuoco in der Verbannung:

»O Championnet! Du hast jetzt aufgehört zu leben. Dein Andenken aber wird in diesem Buche die Huldigung empfangen, welche der Festigkeit und deiner Gerechtigkeit gebührt. Was schadet es Dir, daß das Directorium Dich unterdrücken wollte? Dich zu erniedrigen stand nicht in seiner Macht. Von dem Tage an welchem Du in Ungnade fielst, wurdest Du der Abgott unserer Nation.«

In Bologna überreichte der General Lemoine dem neuen Scipio, welcher eher das Capitol zu besteigen schien, um den Göttern Dank zu sagen, als nach dem Forum zu wandern, um hier angeklagt zu werden, einen Brief von Barras in dem er sich von der von seinen Collegen gegen Championnet gefüllten Entscheidung vollständig isolierte, ihn seinen Freund nannte und seiner Abberufung ein glorreiches Ende und eine glänzende Genugthuung voraussagte.

Championnets Ueberraschung war daher auch groß, als er in Mailand um Mitternacht geweckt ward und man ihm im Namen Scherer's, Obergenerals der Armee in Italien, ein neues Decret des Directoriums bekannt machte, welches ihn der Widersetzlichkeit gegen die Regierung beschuldigte, weshalb er zu sechsjähriger Gefangenschaft zu verurtheilen sei.

Der Verfasser des Championnet mitgetheilten Decrets war der Director Merlin, derselbe, welcher nach dem Sturz der Behörde, welcher er angehörte, seine Carriere auf einer untergeordneten Stelle unter Bonaparte von Neuem beginnen mußte und später unter Napoleon Generalprocurator ward.

Wir brauchen nicht zu sagen« daß der General Scherer, welcher Championnet von Merlins Decret in Kenntniß setzte, derselbe Scherer war, der auf demselben Kriegsschauplatze, wo der Verbannte so viele Siege errungen, von dem österreichischen General Kray und dem russischen General Suwarow so grausam geschlagen werden sollte.

Gleichzeitig aber und indem Championnet das Opfer dieser beklagenswerthen, verkehrten

Maßnahmen war, empfand er einen großen Trost.

Joubert, einer der eifrigsten Anhänger der Revolution und einer der ruhmreichsten Diener der Republik, gab, als er hörte, daß sein College in Anklagestand versetzt worden, seine Entlassung.

Erfüllt von Vertrauen zu dem Tribunal, vor welchem er erscheinen sollte, schrieb Championnet auch noch in derselben Nacht an Scherer um ihn zu fragen, in welcher Festung er sich als Gefangener stellen solle, und an Barras, um ihn zu bitten, daß man seine Verurtheilung beschleunigen möge.

Wenn man sich aber auch beeilt hatte, Championnet von Neapel zu entfernen, damit die Commissäre des Directoriums dort ihr Plünderungssystem in Ausführung bringen könnten, so beeilte man sich doch keineswegs, ihn zu richten, denn man wußte recht wohl im Voraus, wie das Ende des Processes sein würde.

Scherer zog sich daher dadurch aus der Verlegenheit, daß er Championnet, anstatt ihn vor Gericht zu stellen, auf Reisen schickte. Er schickte ihn demgemäß von Mailand nach Modena, von Modena zurück nach Mailand und von Mailand endlich als Gefangenen nach Turin.

Hier wohnte Championnet in der Citadelle, als er eines Morgens, so weit sein Blick reichte, die ganze Straße, welche von Italien nach Frankreich führte, mit Fußgängern, Karten und Bagagewagen bedeckt sah. Es war unsere auf dem Rückzuge begriffene Armee, unsere Armee, die weit mehr durch Scherer's Unerfahrenheit als durch Kray's Genie und Suwarow's Muth geschlagen worden.

Die Arriergarde unserer siegreichen Armee, welche nun die Avantgarde unserer geschlagenen Armee bildete, bestand größtentheils aus Lieferanten, Civilcommissären und anderen dergleichen Beamten, welche, von den Oesterreichern und Russen gejagt, gleich Raubvögeln in einem Striche nach Frankreich zurückflohen, um hinter den Grenzen desselben ihre Beute in Sicherheit zu bringen.

Auf diese Weise sah Championnet sich gerächt. Leider war diese Rache zugleich die Schmach Frankreichs. Alle diese Unglücklichen flohen, weil Frankreich besiegt war.

Zu diesem schon so schmerzlichen moralischen Gefühl gesellte sich der noch weit schmerzlichere materielle Anblick der unglücklichen Soldaten, welche barfuß und mit zersetzter Kleidung die Gelder eskortirten, um welche man sie selbst beraubt und betrogen.

Championnet sah diese unglücklichen Soldaten, welche er zum Siege geführt, als Flüchtlinge wieder. Er sah die, welche er gekleidet, nackt und entblößt, die, welche er genährt, vor Hunger dem Tode nahe und die, denen er Vater gewesen, als Waisen wieder. Es waren die Veteranen seiner Armee von der Sambre und Maas.

Sobald sie erfuhren, daß der Mann, der ihr Anführer gewesen, jetzt sich als Gefangener hier befand, wollten sie die Thore seines Kerkers sprengen und ihn an ihre Spitze stellen, damit er sie von Neuem gegen den Feind führe. Diese Armee, eine durch und durch aus der Revolution hervorgegangene, war mit einer Intelligenz begabt, welche die Armeen des Despotismus nicht besitzen, und diese Intelligenz sagte ihr, daß, wenn der Feind gesiegt, er diesen Sieg mehr der Unerfahrenheit unserer Generale als dem Muth und dem Verdienst der seinigen verdanke.

Championnet weigerte sich das Commando zu übernehmen, ergriff aber eine Muskete, um als Freiwilliger zu kämpfen.

Zum Glück hielt sein Vertheidiger ihn davon zurück.

»Was wird Ihr Freund Joubert denken,«- sagte er, »wenn er erfährt, was Sie gethan — er, der

seine Entlassung gegeben, weil man Ihnen Ihren Degen genommen. Wenn Sie fallen, ohne vorher vor dem Kriegsgericht gestanden zu haben, so wird man sagen, Sie hätten den Tod gesucht, weil Sie sich schuldig gefühlt.«

Championnet sah die Richtigkeit dieser Schlußfolgerung ein.

Einige Tage nach dem Rückzuge der französischen Armee, und als sie auf dem Punkte stand, Turin zu verlassen, zwang man den General Moreau, welcher Scherer in dem Commando der Armee von Italien gefolgt war, Championnet nach Grenoble zu schicken.

Es war dies beinahe sein Vaterland. In Folge eines eigenthümlichen Spiels des Zufalls war sein Reisegefährte derselbe General Mack, welcher in Caserta ihm einen Degen hatte zurückgeben wollen, den er durchaus nicht annehmen gewollt, und jener selbe Pius VI., den die Revolution nach Valencia schickte, um dort zu sterben.

In Grenoble sollte über Championnet Gericht gehalten werden.

»Sie stellen Championnet vor die Schranken eines französischen Tribunals,« rief Maria Joseph Chénier auf der Rednerbühne des Rathes der Fünfhundert. »Ohne Zweifel wollen Sie ihn nöthigen, Abbitte dafür zu thun, da er den letzten Thron Italiens gestürzt.«

Der Erste, welcher von dem Kriegsgericht als Zeuge aufgerufen ward, war sein Adjutant Villeneuve.

Dieser trat mit festem Schritt vor den Präsidenten und nachdem er den Angeklagten ehrerbietig begrüßt, sagte er:

»Warum rufen Sie nicht gleichzeitig mit mir sämtliche Genossen seiner Siege auf? Das Zeugniß derselben würde eben so einmüthig sein wie ihre Entrüstung. Hören Sie den Ausspruch eines berühmten Geschichtschreibers: »Eine ungerechte Macht kann einen rechtschaffenen Mann wohl mißhandeln, aber nicht entehren!«

Während der Proceß noch schwebte, kam der denkwürdige 30. Prairial, welcher Treilhard, la Revellière, Lapaux und Merlin aus dem Directorium entfernte, um es durch Gohier, Roger-Ducos und den General Maulin zu ergänzen.

Cambacérés bekam das Portefeuille; der Justiz, François de Neuchateau das des Innern und Bernadotte das des Krieges.

Sobald Bernadotte ans Ruder gelangt war, ertheilte er Befehl, den gegen Championnet, seinen Waffengefährten in der Armee der Sambre und Maas, anhängig gemachten Proceß niederzuschlagen, und schrieb ihm folgenden Brief:

»Mein lieber Camerad!

Das Executiv-Directorium ernennt Sie mittelst Decret vom 17. d. M. zum Obercommandanten der Alpenarmee. Dreißigtausend Mann erwarten mit Ungeduld unter Ihren Befehlen wieder die Offensive aufzunehmen.

»Vor vierzehn Tagen waren Sie noch Gefangener; der dreißigste Prairial hat Sie in Freiheit gesetzt. Die öffentliche Meinung klagt gegenwärtig Ihre Unterdrücker an. Ihre Sache ist deshalb sozusagen eine nationale. Können Sie wohl ein glücklicheres Loos wünschen?

»Viele Andere finden in der Revolution einen Vorwand, um die Republik zu verleumden. Für Männer wie Sie ist die Ungerechtigkeit bloß ein Grund, das Vaterland um so mehr zu lieben. Man hat Sie dafür strafen wollen, daß Sie Throne umgestürzt. Sie werden sich an den Thronen rächen, welche die Form unserer Regierung bedrohen. Gehen Sie, mein Herr, und bedecken Sie die Spuren Ihrer Ketten mit neuen Lorbeeren, verwischen Sie oder vielmehr bewahren Sie diese

ehrenvolle Spur. Es ist für die Freiheit nicht nachtheilig, wenn wir die Attentate des Despotismus uns beständig vor Augen halten. Ich um- arme Sie, wie ich Sie liebe.

»Bernadotte.«

Championnet begab sich zur Alpenarmee, das Unglück Frankreichs aber hatte Zeit gehabt, über das Glück die Oberhand zu gewinnen. Joubert, welcher vierzehn kostbare Tage, die er seiner Armee hätte schenken sollen, seiner jungen Frau widmete, verlor die Schlacht bei Novi und suchte den Tod, den er auch fand.

Weniger glücklich als sein Freund verlor Championnet die Schlacht bei Fossano, und da er nicht wie Joubert dabei den Tod aus dem Schlachtfelde fand, so ward er krank und starb, indem er sagte:

»Glücklicher Joubert!«

In Antibes hauchte er seinen letzten Seufzer aus. Seine Leiche ward in dem Fort Carre beigesetzt.

In den Schubfächern seines Secretärs fand man wenig über hundert Franks, und sein Generalstab bestritt die Kosten seines Begräbnisses.

Elftes Capitel.

Die Armee des heiligen Glaubens.

Am 16. März, ziemlich zu derselben Stunde, wo Championnet, aus Salvato's Arm gestützt, Neapel verließ, begegnete der Cardinal Ruffo, indem er den kleinen Flecken Borgia passirte, einer Deputation der Stadt Catanzaro, welche ihm entgegenkam.

Diese Deputation bestand aus dem Präsidenten der Rota oder des Tribunals, Don Vincenzo Petrolli, dem Cavalier Don Antonio Peruccioli, dem Advokaten Saverio Landari, Don Antonio Greco und Don Alessandro Nava.

Saverio Landari ergriff in seiner Eigenschaft als Advocat das Wort, und setzte dem Cardinal die folgenden Thatsachen in ihrer ganzen Einfachheit und Klarheit auseinander:

»Obschon die Royalisten beinahe alle Einwohner, welche im Verdachte standen, der republikanischen Partei anzugehören, getödtet, in die Flucht geschlagen oder festgenommen hatten, so befand sich doch die Stadt Catanzaro immer noch im Zustande der furchtbarsten Anarchie, und Mord, Raub und persönliche Rache waren an der Tagesordnung.

Demzufolge ward im Namen aller rechtschaffenen Leute, die sich noch in der unglücklichen Stadt befanden, der Cardinal inständig gebeten, ihr so bald als möglich zu Hilfe zu kommen.

Die Lage mußte eine sehr ernste sein, da die Royalisten Beistand gegen die Leute ihrer eigenen Partei verlangten.

Allerdings hatten einige der Mitglieder der Deputation, welche Catanzaro dem Cardinal entgegensehndete, demokratischen Comités angehört und der Präsident Don Vincenzo Petrolli, welcher Mitglied der provisorischen Regierung gewesen, war einer von Denen, welche auf den Kopf des Cardinals und den des Hofraths Fiore einen Preis gesetzt hatten.

Der Cardinal that, als ob er von diesem Allen nichts mehr wüßte. Ihm lag vor allen Dingen daran, daß die Städte ihm ihre Thore öffneten, mochten nun die Personen, durch welche dieses Oeffnen erfolgte, sein, wer sie wollten.

Demzufolge fragte er, um dem Uebel durch das schnellstmögliche Mittel zu begegnen, wer der Anführer des Volkes in Catanzaro sei.

Man antwortete ihm, es sei dies ein gewisser Don Francesco de Giglio.

Der Cardinal verlangte Feder und Tinte, und schrieb, ohne vom Pferde zu steigen, auf dem Knie Folgendes:

»Don Francesco de Giglio!

»Der Krieg, wie Sie ihn führen, ist gut gegen die hartnäckigen Jakobiner, welche sich mit den Waffen in der Hand tödten oder gefangennehmen lassen, aber nicht gegen die, welche durch Drohung oder Gewalt gezwungen worden sind, sich den Rebellen anzuschließen, besonders wenn diese letzteren bereuen und sich der Gnade des Königs in die Arme werfen. Mit noch weit triftigerem Grunde hat dieser Krieg gegen die friedlichen Bürger gar keine Entschuldigung.

»Demzufolge befehle ich Ihnen und aus Ihre eigene Verantwortlichkeit den Mordthaten, der Plünderung und überhaupt jeder Gewaltthätigkeit sofort Einhalt zu thun.«

Dieser Befehl ward unter dem Schutze einer Cavallerie-Escorte sofort nach Catanzaro befördert.

Dann setzte der Cardinal, von der Deputation begleitet, seinen einen Augenblick lang unterbrochenen Marsch nach Catanzaro weiter fort.

Die Avantgarde sah sich, als sie an dem Fluß Corace, dem Crotalus des Alterthums, anlangte, in Ermangelung von Brücken genöthigt, hindurchzufahren oder zu schwimmen.

Mittlerweile machte der Cardinal, der die von ihm in Rom gepflogenen archäologischen Studien noch nicht vergessen hatte, einen Abstreifen um die Ruinen eines griechischen Tempels zu besuchen.

Diese Ruinen welche man heute noch sieht, und welche der Verfasser dieses Buches, derselben Straße wie der Cardinal Ruffo folgend, auch besucht hat, sind die eines Tempels der Ceres, und eine Stunde weit davon liegen die Ruinen von Amphissum, wo Cassiodorus, erster Consul und Minister Theodorichs, Königs der Gothen, starb. Cassiodorus war-beinahe hundert Jahre alt geworden und sein Uebergang aus dieser Welt in die andere erfolgte in einem kleinen Asyl, welches die ganze Umgegend beherrscht und wo er sein letztes Buch, eine Abhandlung über die Seele, schrieb.

Der Cardinal passirte, nachdem die Uebrigen ihm vorangegangen, den Corace ebenfalls, und machte an dem Strande von Catanzaro Halt, einer herrlichen Gegend, mit Villas besät, in welchen die vornehmen Familien die Wintersaison zuzubringen pflegen.

Da de -Strand von Catanzaro dem Cardinal keinen Schutz zur Unterbringung seiner Truppen bot und da überdies die Winterregengüsse mit jener in Calabrien gewöhnlichen Heftigkeit sich einzustellen begannen, so beschloß er einen Theil seiner Armee zur Blockade von Cotrone zu entsenden, wo die königliche Garnison in den Dienst der Republikaner getreten war, wo sämtliche flüchtige Patrioten der Provinz sich gesammelt hatten, und wo auf einem aus Aegypten gekommenen Schiff zweiunddreißig französische Artillerieofficiere, ein Oberst und ein Chirurg gelandet waren.

Der Cardinal detachirte deshalb von seiner Armee zweitausend Mann reguläre Truppen und ganz besonders die Compagnien der Capitäne Joseph Spadea und Giovanni Celia.

Diesen beiden Compagnien gab er nach eine dritte, aus Linientruppen bestehend, mit zwei Kanonen und einer Haubitze bei.

Die ganze Expedition ward unter die Befehle des Oberstlieutenants Perez de Veto gestellt. Als Parlamentär commandirte er den Capitän Dardano de Marcedusa.

Ein Bandit der schlechtesten Sorte, der aber das Terrain vollständig kannte, weil er seit zwanzig Jahren darin das Handwerk eines Straßenräubers übte, ward mit der wichtigen Funktion eines Führers der Armee beauftragt.

Dieser Bandit, Namens Pansanera, hatte sich durch zehn oder zwölf Mordthaten berühmt gemacht. Am Tage der Ankunft des Cardinals auf dem Strande von Catanzaro warf er sich ihm zu Füßen und bat ihn, seine Beichte zu hören.

Der Cardinal begriff sofort, daß ein Mann, der so mit der Muskete auf der Schulter, der Patrontasche auf dem Rücken und mit Dolch und Pistolen im Gürtel zu ihm kam, kein gewöhnlicher Bußfertiger sei.

Er stieg deshalb vom Pferde, ging ein wenig abseits von der Straße und setzte sich am Fuße eines Baumes nieder.

Der Bandit kniete nieder und entrollte unter den Anzeichen der tiefsten Reue die lange Kette seiner Verbrechen.

Der Cardinal konnte unter den Werkzeugen, welche er verwendete, nicht lange wählen. Dieses hier konnte ihm nützlich sein. Er begnügte sich daher mit der Versicherung der Reue des Mannes, ertheilte, ohne erst weiter zu erörtern, ob diese Reue auch aufrichtig sei, ihm die Absolution und beeilte sich dann, die topographischen Kenntnisse, welche Don Alonzo Pansanera im Kriege gegen die Gesellschaft sich erworben, zum Vortheil des Königs nutzbar zu machen.

Die Gelegenheit dazu bot sich sehr bald dar und Pansanera ward, wie wir bereits bemerkt, zum Führer der Expeditionscolonne ernannt.

Diese setzte sich in Bewegung und der Cardinal blieb zurück, um die Armee wieder zu ordnen und die Reaction zu organisieren.

Nach Verlauf von drei Tagen setzte er sich seinerseits in Marsch; da er aber, wenn er dem Meeresstrande folgte, drei Etappen machen mußte, ohne einen bewohnten Ort zu passieren, so beauftragte er seinen Proviantcommissär Don Gaetano Peruccioli, eine gewisse Anzahl Wagen mit Brod, Zwieback, Schinken, Käse und Mehl zu beladen und sich dann auf Cotrone in Marsch zu setzen.

Gegen Ende des ersten Tages gelangte man an das Ufer des Flusses Trocchia, welcher in Folge von Regengüssen und durch geschmolzenen Schnee sehr angeschwollen war.

Während des Ueberganges, der nur mit großer Schwierigkeit und folglich in großer Unordnung bewirkt ward, verschwand der Proviantcommissär und sein Proviant mit der ganzen Administration.

Man sieht, daß Don Alonzo Pansanera es nicht besser gemacht hatte als Goetano Peruccioli.

Erst am Tage vorher zu seiner Function ernannt, hatte er keine Zeit verloren, den Grundstein zum Gebäude seines Reichthums zu legen.¹⁹

Erst am Abend und als die Armee Halt machte, um zu bivouakiren, gewährte man Peruccioli's Verschwinden durch den gänzlichen Mangel an Lebensmitteln. Man hatte demzufolge an diesem Abend nichts zu essen.

Am nächstfolgenden Morgen fand man glücklicherweise nach zweistündigem Marsch ein Magazin vortrefflichen Mehles und stieß auf einige Rudel halb wilder Schweine, wie man dergleichen in Calabrien auf jedem Schritte begegnet.

Dieses doppelte Manna ward freudig willkommen geheißen und sofort in Specksuppe verwandelt. Der Cardinal aß davon wie die Anderen, obschon es Sonnabend und folglich Fasttag war. In seiner Eigenschaft als hoher Würdenträger der Kirche besaß er für seine Person Vollmachten, die er auf die ganze Armee ausdehnte.

Die sanfedistische Armee konnte daher ohne Bedenken ihre Specksuppe essen und fand dieselbe vortrefflich. Der Cardinal war derselben Meinung wie die Armee.

Ein Umstand, welcher den Cardinal nicht weniger in Erstaunen setzte als das Verschwinden des Proviantcommissärs Peruccioli, war das Erscheinen des Marquis Taccone, der auf Befehl des Generals Acton die Armee des heiligen Glaubens als Schatzmeister begleiten sollte und sich jetzt zu diesem Zwecke an sie anschloß.

Der Cardinal befand sich gerade in dem Mehlmagazin, als man ihm den Marquis Taccone meldete. Derselbe kam in einem ungünstigen Augenblick. Der Cardinal war bei schlechter

Laune, denn er hatte seit vorigen Mittag nichts gegessen.

Er glaubte, der Marquis Taccone brächte ihm die fünfhunderttausend Ducaten, die er sich in Messina nicht verschaffen gekonnt, oder vielmehr er that, als ob er es glaubte. Der Cardinal war ein zu erfahrener Mann, als daß er dergleichen Irrthümer begangen hätte.

Er saß an einem Tische und expedierte auf einem Schemel, den man mit vieler Mühe aufgetrieben, Befehle.

»Ah, da sind Sie ja, Marquis,« sagte er, ehe noch dieser die Schwelle überschritten hatte. »Ich habe von Seiner Majestät bereits Nachricht erhalten, daß Sie die fünfhunderttausend Dukaten wiedergefunden hätten und mir dieselben überbringen würden.«

»Ich?« sagte Taccone erstaunt. »Da muß der König falsch berichtet sein.«

»Aber,« fragte der Cardinal, »was wollen Sie denn sonst hier? Es wüßte denn sein, daß Sie als Freiwilliger eintreten.

»Ich bin von dem Generalcapitän Acton geschickt, Eminenz.«

»In welcher Eigenschaft?«

»In der Eigenschaft eines Schatzmeisters der Armee.«

Der Cardinal brach in in lautes Gelächter aus.

»Glauben Sie vielleicht,« fragte er, »ich habe Ihnen fünfhunderttausend Ducaten zu geben, um die Million vollständig zu machen?«

»Ich bemerke mit Schmerz,« sagte der Marquis Taccone, »daß Sie mich im Verdacht der Untreue haben, Eminenz.«

»Nein, Marquis, da irren Sie sich, Nicht der Untreue, sondern des Diebstahls beschuldige ich Sie, und so lange Sie mir nicht den Beweis vom Gegentheil liefern, werde ich diese Anklage aufrecht erhalten.«

»Monsignore,« sagte Taccone, indem er ein Portefeuille aus der Tasche zog, »ich werde die Ehre haben, Ihnen zu beweisen, daß diese Summe und viele andere auf Befehl des Generalcapitäns Acton zu verschiedenen Zwecken verwendet worden sind.«

Und sich dem Cardinal nähernd, öffnete er sein Portefeuille.

Der Cardinal blickte mit seinem scharfen Auge hinein, und als er eine Menge Papiere darin gewahrte, die ihm nicht bloß sehr wichtig, sondern auch sehr interessant zu sein schienen, so streckte er die Hand aus, ergriff das Portefeuille und rief der vor seiner Thür stehenden Schildwache zu:

»Laßt zwei eurer Cameraden kommen. Dieselben werden diesen Herrn beim Kragen nehmen, eine Viertelmeile von hier hinwegführen und aus der Landstraße stehen lassen. Wenn der Herr Miene macht umzukehren so schießt ihn nieder wie einen Hund, denn ein Hund steht in meiner Achtung weit höher als ein Dieb.«

Dann wendete er sich wieder zu dem durch diesen Empfang nicht wenig verblüfften Marquis Taccone und fuhr fort:

»Wegen Ihrer Papiere seien Sie unbesorgt. Ich werde genaue Abschriften davon nehmen, dieselben sorgfältig nummerieren lassen und dem König übersenden. Kehren Sie daher nach Palermo zurück. Ihre Papiere werden eben so schnell dort sein, als Sie.«

Und um dem Marquis Taccone zu beweisen, daß er ihm die Wahrheit sagte, begann der Cardinal die Durchsicht seiner Papiere, noch ehe der Marquis das Zimmer verlassen hatte.

Der Cardinal hatte, indem er sich des Portefeuille des Marquis Taccone bemächtigt, einen Hauptfund gethan.

Da uns dieses Portefeuille jedoch nicht selbst vorliegt, so werden wir uns begnügen, bei dieser Gelegenheit zu wiederholen, was Domenico Sacchinelli, der Biograph des berühmten Cardinals, sagt.

Bei der Durchsicht dieser Papiere, welche sich alle aus geheime Ausgaben bezogen,« schreibt er, »gewann dir Cardinal die Ueberzeugung, daß der größte Feind des Königs niemand Anderer war, als Acton. Deshalb schrieb er, durch seinen Eifer hingerissen, an den König, indem er ihm sämtliche Papiere, von welchen er vorsichtigerweise eine Abschrift zurückbehalten, übersendete, die Worte: »Sire, die Gegenwart des Generals Acton in Palermo gefährdet die Sicherheit Eurer Majestät und die der königlichen Familie!«

Sacchinelli, welchem wir diese Thatsache entlehnen und der, nachdem er Secretär des Cardinals gewesen, dessen Biograph ward, konnte in der Eile nichts weiter erhaschen als die zwei hier mitgetheilten Zeilen, denn der Cardinal schrieb den ganzen Brief an den König eigenhändig und beeilte sich dann ihn sofort abzusenden.

Mit völliger Gewißheit können wir jedoch hierbei erwähnen, daß die fünfhunderttausend Dukaten sich niemals wiederfanden.

Bei der Nachricht von dem Verschwinden des Proviandcommissärs Peruccioli hatte der Cardinal es nicht für rätlich erachtet, den von dem Regen angeschwellten Fluß zu passiren. Während man die für die Expedition nothwendigen Lebensmittel herbeischaffte, fiel das Wasser wahrscheinlich wieder.

Am 23. März früh war der Fluß in der That passierbar geworden, und da man mittlerweile eine genügende Quantität Proviand zusammengebracht, so befahl der Cardinal seinen Truppen sich in Bewegung zu setzen, sprang selbst zuerst mit seinem Pferde in das Wasser und ritt, obschon es ihm bis an den Gürtel ging, glücklich hindurch. Die ganze Armee folgte ihm.

Nur drei Mann wurden von der Strömung mit fortgerissen, aber durch Schiffer von Pizzo wieder gerettet.

In dem Augenblick, wo der Cardinal das entgegengesetzte Ufer erreichte, kam ein Bote mit verhängtem Zügel und ganz mit Koth bespritzt auf ihn zugesprengt, um ihm zu melden, daß die Stadt Cotrone am Tage vorher, am 22. März, genommen worden sei.

Diese Mittheilung ward mit dem lauten Rufe: »Es lebe der König! es lebe die Religion!« begrüßt.

Der Cardinal setzte seinen Weg in forcirten Tagmärschen weiter fort und kam über Cutro am zweiten Osterfeiertage in Sicht von Cotrone.

Die Stadt rauchte an mehreren Stellen und hier und da bemerkte man sogar noch helle Flammen.

Als der Cardinal näher kam, hörte er Schüsse und lautes Geschrei, welches ihm verrieth, daß seine Gegenwart dringend nothwendig war.

Er setzte sein Pferd in Galopp, kaum hatte er aber das Stadthor hinter sich, so machte er entsetzt Halt.

Die Straßen waren mit Leichen besät, die verwüsteten Häuser hatten weder Thüren noch Fenster mehr und einige, wie wir bereits bemerkt brannten noch.

Verweilen wir einen Augenblick bei Catrone dessen Zerstörung eine der schmerzlichsten

Episoden jenes unheilvollen Krieges war.

Cotrone, über dessen Namens fünfundzwanzig Jahrhunderte hingegangen sind und in dieser Zeit bloß einen Buchstaben von seinem ursprünglichen Platze verrückt haben, ist das alte Kroton oder Crotona, die Nebenbuhlerin von Sybaris. Es war die Hauptstadt einer der ältesten Republiken Großgriechenlands in dem Brutium. Die Reinheit seiner Sitten, die Weisheit seiner Instructionen, welche man dem Pythagoras verdankte, welcher hier eine Schule gründete, machte es zur Feindin von Sybaris.

Kroton war der Geburtsort mehrerer berühmten Athleten, unter andern des berühmten Milo, welcher wie Martin (du Nord) und Mathieu (de la Drôme), wenn auch nicht aus dem Departement, doch aus der Stadt, wo er geboren war, ein Anhängsel an seinen Namen machte.

Er war es, der sich den Kopf mit einem Strick umschnürte und diesen dann durch Aufblähen der Schläfe sprengte. Er war es, der einen Stier im Geschwindschritt um den ganzen Circus herumtrug, dann durch einen einzigen Faustschlag tödtete und im Laufe des Tages aufaß.

Der berühmte Arzt Democetes, welches am Hofe des Polykrates von Samos, jenes allzuglücklichen Tyrannen, der die Ringe, welche er ins Meer warf, in dem Bauche der Fische wiederfand, lebte, war ebenfalls von Kroton ebenso wie jener Alkmäon, ein Schüler des Amyntas, welcher ein Buch über das Wesen der Seele und mehrere medicinische Abhandlungen schrieb, und der Erste war, welcher Schweinen und Affen die Leiber aufschneidet, um sich von dem Bau des menschlichen Körpers Kenntniß zu verschaffen.

Kroton ward von Pyrrhus verwüsten, von Hannibal genommen und von den Römern, welche hier eine Colonie anlegten, wieder erobert.

Zu der Zeit, bei welcher wir in unserer Erzählung angelangt sind, war Cotrone nur noch eine Art Marktflecken, hatte aber nichtsdestoweniger den Namen seiner Ahnherrin bewahrt. Es hatte einen kleinen Hafen, ein Schloß an der Küste, Ueberreste von Festungswerken und Mauern, welche es zu einem festen Platze machten.

Da die Republikaner hier die Mehrzahl bildeten, so sah die königliche Garnison in dem Augenblicke, wo die Revolution zum Ausbruch kam, sich genöthigt, mit ihnen in Unterhandlung zu treten. Der Commandant Foglia war abgesetzt und als Royalist festgenommen worden. Zu seinem Nachfolger wählte man den Capitän Ducarne, der, als des Patriotismus verdächtig, im Gefängniß saß. In Folge eines in derartigen Umständen sehr häufig vorkommenden Wechsels hatte Foglia, den er auf seinem Posten als Commandant ersetzt, ihn dagegen in seinem Kerker ersetzt.

Zu dieser Garnison, auf welche man nicht allzusehr rechnen durfte, gesellten sich sämtliche Patrioten, welche vor Ruffo und Cesare die Flucht ergriffen, sich in Cotrone vereinigt und hier eingeschlossen hatten, ebenso wie die zweiunddreißig Franzosen, die, wie wir bereits bemerkt, aus Aegypten gekommen waren.

Diese zweiunddreißig Franzosen waren die eigentliche Widerstand leistende Kraft der Stadt, und der Beweis hiervon lag darin, daß von diesen zweiunddreißig Mann nicht weniger als fünfzehn sich tödten ließen.

Die von dem Cardinal gegen Cotrone abgesendeten zweitausend Mann vermehrten sich unterwegs auf förmlich lawinenhafte Weise. Sämtliche Bauern in der Umgebung von Cotrone und Catanzaro, welche eine Flinte tragen konnten, nahmen diese Flinte auf die Schulter und schlossen sich der Expedition an. Ueberdies lag, abgesehen von der sanfedistischen Armee, eine

große Masse jener bewaffneten Individuen, welche sich bei jeder Gelegenheit und zu jeder Zeit zusammenfinden, in der Nähe von Cotrone und wartete auf den Augenblick, wo der Streich ausgeführt werden konnte, während sie sich mittlerweile und um nur etwas zu thun, die Zeit damit vertrieb, daß sie die Verbindungen und den Verkehr der Stadt mit den Dörfern abschnitt, und die besten Positionen einnahm.

Am Morgen des grünen Donnerstags, am 21. März ward der Parlamentär-Officier, Capitän Dardano, von dem Anführer der royalistischen Expedition nach Cotrone beordert.

Die Cotronesen empfingen ihn, nachdem sie ihm die Augen verbunden. Er zeigte nun seine von dem Cardinal unterzeichneten Beglaubigungsschreiben vor, beging dabei aber vielleicht einen Verstoß gegen die Etikette, denn man warf ihn ins Gefängniß, stellte ihn vor eine Militärcommission und verurtheilte ihn zum Tode, weil er gegen die Republik *brigandirt* habe.

Das Zeitwort *brigandiren* ist neapolitanischen Ursprungs, und man wird uns erlauben, es unübersetzt anzuwenden, weil es sich wirklich durch kein anderes wiedergeben läßt.

Als die Sanfedisten sahen, daß ihr Parlamentär nicht zurückkam, und als sie auch auf die an die Stadt erlassene Aufforderung sich zu ergeben, keine Antwort erhielten, so beschlossen sie keinen Augenblick länger zu verlieren, sondern den Capitän Dardano, wenn er noch lebte, zu retten, oder wenn er todt wäre, zu rächen.

Demzufolge nahmen sie ihre Zuflucht wieder zu ihrem Führer Pansanera, grupperten sich um ihn, gaben ihm, um größerer Sicherheit willen, einen Mann aus der dortigen Gegend bei und rückten, so geführt, während einer finstern Nacht bis unter die Mauern der Stadt, wo sie auf der Nordseite eine vortheilhafte Stellung einnahmen.

Sie benutzten die Dunkelheit noch weiter, um ihre wenigen Geschütze nachkommen zu lassen und aufzupflanzen.

Nur zwei Compagnien Linientruppen zeigend, versteckten sie die Freiwilligen, das heißt eine Masse von drei. bis viertausend Mann, in den Vertiefungen des Terrains, ohne sich um den Regen, welcher in Strömen goß, weiter zu kümmern, als daß sie ihre Patrontaschen und die Schlösser ihrer Gewehre möglichst trocken zu erhalten suchten.

So blieben sie die ganze Nacht zum Charfreitag.

Mit Tagesanbruch ließ der Commandant der Expedition, Oberlieutenant Perez, als Herausforderung zum Kampfe einige Hohlkugeln und Granaten in die Stadt werfen.

Bei dem Getöse, welches das Platzen dieser Wurfgeschosse verursachte, und beim Anblick der beiden ruhig, ungedeckt dastehenden Compagnie Linie glaubten die Crotonesen, der Cardinal, von dessen Anmarsch sie unterrichtet gewesen, stünde mit einer ganzen regulären Armee vor ihren Mauern.

Man wußte, daß die in schlechtem Zustand befindliche Festung nur einen sehr mittelmäßigen Widerstand würde leisten können.

Es versammelte sich demzufolge ein Kriegsrath bei dem französischen Oberstlieutenant, welcher laut und offen erklärte, es gäbe nur zwei Dinge zu ergreifen, und hinzusetzte, daß er in seiner Eigenschaft als Fremder sich der Majorität anschließen würde.

Diese beiden Entscheidungen waren:

Entweder mußte man die Anträge, welche der Cardinal durch seinen Parlamentär gestellt, annehmen, in welchem Falle der Parlamentär augenblicklich in Freiheit gesetzt werden mußte.

Oder man mußte einen kräftigen Ausfall machen und die Briganden vertreiben, sofort auf den

Wällen Platz nehmen und hinter ihnen einen verzweifelten Widerstand leistend die französische Armee erwarten, welche, wie man sagte, auf dem Marsch nach Calabrien war.

Man hatte sich für die letztere entschieden. Der französische Oberstlieutenant erklärte sich damit einverstanden und Alles machte sich zu dem Ausfall fertig, von dessen Erfolg die Rettung oder der Fall der Stadt abhängen mußte.

Demzufolge rückten an demselben Tage um neun Uhr Morgens mit Trommelschlag und mit brennender Lunte die Republikaner aus der Stadt.

Die Royalisten ihrerseits, welche nur eine schmale Front darboten und drei Viertheile ihrer Streitmacht verbargen hielten, ließen ganz ruhig ein Manöver ausführen, durch welches die Republikaner sie zu umzingeln glaubten.

Kaum aber hatte von beiden Seiten das Geschützfeuer begonnen, als die versteckten Massen, welche ihren Schlachtplan nach den Rathschlägen Pansanera's entworfen, rechts und links hervorbrachen, während die beiden Compagnien Linie und die Artillerie das Centrum bildeten und den Republikanern die Spitze boten.

Von dem abschüssigen Terrain begünstigt, stürzten sich die beiden Flügel im Sturmschritt auf die Flanke der Republikaner und gaben, als sie sich bis auf halbe Schußweite genähert, rechts und links eine Salve, welche in Folge der Geschicklichkeit der Schützen eine furchtbare Wirkung äußerte.

Die Patrioten sahen auf den erstere Blick den Hinterhalt, in welchen sie gefallen waren, und da es hier weiter keine Wahl gab, als sich auf der Stelle niedermachen zu lassen und die Stadt dem Feinde preiszugeben oder einen raschen Rückzug zu bewirken und die Niederlage, welche man erfahren, hinter den Mauern wieder gut zu machen zu suchen, so entschlossen sie sich zu Letzterem und der Befehl zum Rückzug ward gegeben.

Da die Patrioten jedoch umzingelt waren, so konnte dieser Rückzug nur in der größten Unordnung und Hast bewirkt werden. Sie mußten ihre Artillerie zurücklassen und wurden so dicht verfolgt, daß, da Pansanera und sieben oder acht seiner Leute gleichzeitig mit diesen an dem Stadthore anlangten, die Zugbrücke nicht aufgezogen werden konnte.

Die Republikaner konnten selbst das Thor, durch welches sie zurückkehrten, nicht verschließen, und da die Sanfedisten sich zu Herren desselben machten, so waren erstere gezwungen, die Stadt aufzugeben und sich in die Citadelle zu werfen.

Da das Thor offen geblieben und ohne Vertheidigung war, so stürzten die Sanfedisten hinein und schossen auf Alles, was ihnen in den Weg kam, Männer, Frauen, Kinder, ja selbst auf Thiere, und verbreiteten Schrecken und Entsetzen nach allen Seiten.

Sobald jedoch wieder ein wenig Ordnung hergestellt war, vereinigten sich die isolierten Streitkräfte und agierten gemeinschaftlich gegen die Citadelle.

Die Angreifer begannen damit, daß sie sich aller in der Nähe gelegenen Häuser bemächtigten und aus allen Fenstern derselben das Feuer eröffneten.

Während aber zwischen den regulären Truppen und den Vertheidigern des Schlosses dieses Kleingewehrfeuer gewechselt ward, rückten die beiden Compagnien Linientruppen in die Stadt, pflanzten ihre Artillerie auf und eröffneten das Feuer ihrerseits.

Der Zufall wollte, daß eine Haubitze den Stock der republikanischen Fahne knickte und das Banner mit den drei neapolitanischen Farben, welches man auf der Citadelle aufgepflanzt, herabwarf.

Bei diesem Anblick glaubte die alte königliche Garnison, die sich den Patrioten nur wider Willen angeschlossen, es sei dies für sie ein Wink vom Himmel, wieder royalistisch zu werden.

Demgemäß kehrte sie sofort ihre Waffen gegen die Republikaner und die Franzosen, ließ die Zugbrücke der Citadelle nieder und öffnete die Thore.

Die beiden Compagnien Linie drangen sofort in die Citadelle ein, und die auf siebzehn Mann zusammengesmolzenen Franzosen wurden mit den Patrioten in dieselbe Citadelle eingeschlossen, in welcher sie ein Asyl gesucht.

Der zum Tode verurtheilte Dardano, an welchem aber das Urtheil noch nicht vollzogen worden, ward in Freiheit gesetzt.

Von diesem Augenblicke an war die Stadt Cotrone allen Schrecknissen eines mit Sturm genommenen Platzes, das heißt dem Mord, der Plünderung, der Schändung und der Brandstiftung preisgegeben.

Der Cardinal kam in dem Augenblicke an, wo seine von Blut, Gold, Wein und Wollust berauschte Armee der unglücklichen hinsterbenden Stadt den Waffenstillstand der Erschöpfung gewährte.



Zwölftes Capitel.

Kleine Geschenke unterhalten die Freundschaft.

Während das Pferd des Cardinals Ruffo, seinen genialen Herrn tragend, in der Stadt Cotrone bis an den Bauch in Blut watete und sich beim Anblick und dem Getöse der in den Flammen zusammenbrechenden Häuser emporbäumte, lag der König der Jagd, dem Fischfang und dem Spiel ob.

Wir wissen nicht, was für Verbesserungen die Verbannung für seinen Fischfang und sein Spiel zur Folge gehabt hatte, wohl aber wissen wir, daß niemals selbst der heilige Hubertus, der Schutzpatron der Jäger, von solchen Genüssen umgeben war wie die, in deren Mitte der König Ferdinand den Verlust seines Königreiches vergaß.

Die Ehre, welche er dem Präsidenten Cardillo dadurch erzeigt, daß er eine von ihm veranstaltete Jagd auf seinem Landgut Illice besuchte, hatte vielen Leuten und unter andern auch der Aebtissin der Ursulinerinnen von Caltanissetta schlaflose Nächte bereitet.

Ihr so ziemlich auf der Hälfte des Weges zwischen Palermo und Girgenti gelegenes Kloster besaß umfangreiche Ebenen und Forsten. Diese an und für sich schon sehr wildreichen Ebenen und Forsten wurden von der vortrefflichen Aebtissin durch eine Zufuhr von Damwild, Hirschen und Wildschweinen noch mehr bevölkert, und als die Jagd eines Königs wahrhaft würdig geworden, begab sich die Aebtissin selbst mit vier ihrer hübschesten Nonnen nach Palermo, bat um eine Audienz bei dem König und richtete an ihn das Ersuchen, den armen Nonnen, über deren Seelenheil sie zu wachen hatte, die Freude einer Jagd zu bereiten.

Dieses Anerbieten war von so seltenen und so verlockenden Umständen begleitet, daß der König sich wohl hütete es abzulehnen.

Es ward demnach verabredet, daß der König den nächstfolgenden Tag mit der Aebtissin und ihren vier Adjutantinnen abreisen, und einen Tag lang im Kloster sich durch Andachtsübungen auf die Niedermetzelung der Hirsche und Rehe vorbereiten sollte, gerade wie Carl der Neunte auf dieselbe Weise sich auf die Niedermetzelung der Hugenotten vorbereitet, worauf dann den nächstfolgenden Tag der Uebergang von dem contemplativen Leben zum thätigen stattzufinden hätte.

Der König reiste in der That ab. Ein vorausgeschickter Courier hatte der übrigen Schwesterschaft verkündet, daß die Wünsche der Aebtissin erhört worden und daß der König erst allein ankommen, daß aber sein ganzer Hof baldigst nachfolgen würde.

Der König versprach sich von dieser unter so neuen Umständen veranstalteten Jagdpartie großes Vergnügen. In dem Augenblick, wo er in den Wagen steigen wollte, überreichte man ihm im Namen der Königin die Nummer des »Parthenopäischen Moniteur« welche die Entdeckung des Complots Backer und die Verhaftung der beiden Anführer des Complots, das heißt des Vaters und des Sohnes, meldete.

Man erinnert sich der großen Freundschaft, welche der König dem jungen André gewidmet. Sein Zorn war daher doppelt groß, erstens weil er ein Complot entdeckt sah, welches ihn, ohne daß er sich selbst dareinzumischen brauchte, gleichzeitig der Franzosen und der Jakobiner

entledigen sollte, und zweitens weil er nun die beiden Männer verhaftet wußte, die mitten in einer Gleichgültigkeit, die er recht wohl bemerkt, so große Beweise von Anhänglichkeit gegeben hatten.

Zum Glück ließen die Unternehmungen des Cardinals und die Truebridge's, welche wunderschön von Statten gingen, ihm die Hoffnung auf Rache. Er notierte sich den Namen Luisa Molina San Felice und schwur bei sich selbst, daß, wenn er jemals wieder den Thron bestiege, die »Mutter des Vaterlands« den Titel, mit welchem der »Parthenopäische Moniteur« sie geschmückt, theuer bezahlen sollte.

Zum Glück machten bei Ferdinand die Empfindungen, ganz besonders die peinlichen und schmerzlichen, sich nicht mit Hartnäckigkeit geltend. Nachdem er Simon und André Backer einen Seufzer gewidmet und sich vorgenommen, die San Felice mit dem Tode zu bestrafen, überließ er sich gänzlich den geradezu entgegengesetzten Gefühlen, welche in seinem Gemüth durch vier junge hübsche Nonnen und eine Aebtissin erweckt werden mußten, welche die Ehrfurcht vor dem Königthum so weit trieb, daß die leisesten Wünsche des Königs für sie eben so geheiligte Befehle waren, als ab sie ihr durch Engel vom Himmel überbracht worden wären.

Alle Welt kannte den Eifer des Königs für die Jagd, deshalb war man in Palermo nicht wenig erstaunt, als in der Nacht ein Courier eintraf, welcher meldete, daß der König, weil er sich von der Reise ein wenig ermüdet gefühlt und der Ruhe bedürfe, sagen ließe, nicht daß die Jagd abbestellt sei, wohl aber, daß der Aufbruch der übrigen Jäger achtundvierzig Stunden später stattfinden solle. Der Bote war beauftragt die allzu großen Besorgnisse zu beschwichtigen, welche dieser Gegenbefehl in Palermo erwecken konnte und zu sagen, der Klosterarzt selbst hege in Bezug auf die Gesundheit des Königs durchaus keine Befürchtung, sondern habe blos aromatische Bäder angeordnet.

In dem Augenblick, wo der Courier abgegangen war, hatte der König sein erstes Bad genommen.

Die Chronik sagt nicht, ob das Zimmer der Aebtissin sich wie das des Präsidenten Cardillo dem des Königs gegenüber befand und ob ihn um vier Uhr Morgens die Lust anwandelte, zu sehen, wie eine Aebtissin in ihrer Nachtaube sich ausnähme, wie ihn früher die Lust angewandelt, zu sehen, wie ein Präsident in seiner baumwollenen Mütze aussähe. Sie sagt blos, daß der König eine ganze Woche in dem Kloster blieb, daß man dann fünf Tage hinter einander jagte, daß die Jagden eben so ergiebig waren, wie in den Wäldern von Persano und Asperoni, daß der König sich sehr amüsierte und daß die frommen Schwestern aller Zerstreuungen theilhaftig wurden, welche sie von seiner königlichen Gegenwart hoffen konnten.

Der König versprach feierlich wiederzukommen und nur unter dieser Bedingung hoben die heiligen Tauben die Flügel, unter welchen sie ihn schirmten.

Auf der Hälfte des Weges von Caltanissetta nach Palermo begegnete der König einem Courier des Cardinals. Dieser Courier brachte ihm einen Brief, welcher einen vollständigen Bericht über die Einnahme von Cotrone und die Gräuel enthielt, welche dort verübt worden.

Der Cardinal beklagte dieselben, entschuldigte sich deswegen bei dem König und sagte ihm, daß er da die Stadt in seiner Abwesenheit genommen worden, dieselben nicht habe verhindern können.

Zugleich fragte er, was er mit den siebzehn Franzosen machen solle, welche mit den calabresischen Patrioten in der Citadelle eingeschlossen seien.

Der König wollte keine Zeit verlieren, dem Cardinal seine ganze Zufriedenheit zu erkennen zu geben. Es war bereits vorher bestimmt, daß in Villafrati Halt gemacht werden sollte, weil der König hier dinieren wollte. Er verlangte Feder und Tinte und schrieb dem Cardinal eigenhändig den nachstehenden Brief.

Wenn wir zu unserem Bedauern nicht im Stande gewesen sind, unsern Lesern den Brief des Cardinals Ruffo vorzulegen, so haben wir dagegen das Vergnügen, sie die Antwort des Königs lesen zu lassen, welche wir nach dem Original übersetzt haben und für deren Echtheit wir bürgen:

»Villafrati, am 5. April 1799.

»Eminentissime! Soeben erhalte ich auf dem Wege von Caltanissetta nach Palermo Ihren Brief vom 26. März, worin Sie mir das Schicksal der unglücklichen Stadt Cotrone erzählen. Die Plünderung und Verwüstung, welche dieser Ort erfahren, thut mir sehr leid, obschon eigentlich die Bewohner das, was ihnen widerfahren ist, durch ihre Rebellion gegen mich mit Recht verdient haben. Deshalb sage ich Ihnen nochmals, daß mit meinem Willen Denem die sich gegen mich und Gott aufgelehnt, kein Erbarmen zu Theil werden soll. Was die Franzosen betrifft, die Sie in der Festung vorgefunden haben, so befehle ich, daß dieselben sofort nach Frankreich zurückgeschickt werden, denn man muß sie als eine mit der Pest behaftete Menschenrasse betrachten und sich durch die Entfernung vor der Berührung mit ihnen schützen.

»Ich habe Ihnen nun meinerseits auch einige Nachrichten mitzutheilen. Der Commodore Truebridge hat mir zwei Berichte zugesendet, einen von Procida,, der mir am vergangenen Sonntag in Caltanissetta, wohin ich mich, um mich zu sammeln, zurückgezogen, zuing, und den andern vorgestern. Da Niemand in meiner Umgebung englisch verstand, so habe ich diese Berichte sofort nach Palermo geschickt, damit Lady Hamilton sie mir übersetze. Sobald ich diese Uebersetzung erhalte, sende ich Ihnen eine Abschrift davon.

»Ich hoffe, daß die Nachrichten, welche Sie erhalten, und die, welche ich bei meiner Ankunft erfahre, und welche ich Ihnen ebenfalls sofort melden werde, Ihnen nach dem, was Circello, der ein wenig englisch radebrecht, davon verstanden hat, keinen Schmerz bereiten werde. Truebridge verlangt, daß man ihm einen Richter schickt, welcher die Rebellen verhöre und verurtheile. Ich habe Cardillo geschrieben, er solle einen nach seinem Ermessen wählen, so daß, wenn er meinen Befehl ausgeführt hat und der Richter am Montag abgereist ist, er, wenn Gott und der Wind ihm günstig gewesen sind, zur gegenwärtigen Stunde schon tüchtig unter den Angeklagten aufgeräumt und viele casicavalli gemacht haben muß, denn ich habe ihm einschärfen lassen, mit denselben keine langen Umstände zu machen.

Ihnen, Eminentissime, empfehle ich meinerseits in Uebereinstimmung mit dem zu handeln, was ich Ihnen geschrieben, und zwar mit der größten Beschleunigung. Tüchtige Stockhiebe und kleine Stücke Brod machen gute Kinder,« so sagt das neapolitanische Sprichwort.

»Wir sind hier in der größten Besorgniß, denn wir warten auf Nachricht von unseren lieben kleinen Russen. Wenn sie bald kommen, so hoffe ich, daß wir in kurzer Zeit Hochzeit machen und mit Gottes Hilfe das Ende dieser verwünschten Geschichte sehen werden.

»Ich bin in Verzweiflung, daß das Wetter immer noch so regnerisch bleibt, denn der Regen ist unseren Operationen sehr hinderlich. Ich hoffe, daß er nicht Ihrer Gesundheit schadet. Die unsrige ist, Gott sei Dank, gut, und wäre sie auch schlecht, so würden die guten Nachrichten, die wir von ihnen erhalten, sie wieder gutmachen. Der Herr erhalte Sie und segne Ihre Operationen, wie dies wünscht und unwürdiger Weise vom Himmel erbittet

»Ihr wohlgeneigter

Ferdinand B.«

In dem vorstehenden Brief kommt eine Redensart vor, welche unsere mit der italienischen Sprache oder vielmehr mit dem neapolitanischen Dialekt derselben nicht vertrauten Leser nicht verstanden haben werden. Es ist die, wo der König in scherzhafter Weise sagt, daß der Richter hoffentlich unter den Rebellen schon tüchtig ausgeräumt und gehörig viel casicavalli gemacht habe.

Jeder, der in den Straßen von Neapel herumgewandelt ist, hat die Decken der Käseverkaufsläden mit einer Eßwaare verziert gesehen, welche ganz besonders in Calabrien fabricirt wird. Dieselbe hat die Form einer ungeheuern Steckrübe mit einem Kopf. In einer sehr harten Schale enthält dieses Product eine gewisse Quantität frische Butter, welche in Folge vollständiger Luftleere dieser Hülle sich jahrelang frisch erhält.

Diese Käse, wie man sie nennt, werden an dem Halse aufgehängt und heißen casicavalli.

Wenn der König daher sagt, er hoffe, daß der Richter gehörig viel casicavalli gemacht, so will er ganz einfach damit sagen, er hoffe, daß eine gute Anzahl Patrioten gehängt sein würden.

Was das königliche Sprichwort: »Mit tüchtigen Stockhieben und kleinen Stücken Brot macht man gute Kinder.« betrifft, so glaube ich nicht, daß dasselbe einer näheren Erklärung bedarf. Es gibt fast kein Volk, welches nicht aus dem Munde eines seiner Könige ein Sprichwort von derselben Art vernommen und welches nicht seine Revolution gemacht hätte, um weniger harte Stockhiebe und größere Stücke Brot zu bekommen.

Das Erste, was der König Ferdinand bei seiner Ankunft in Palermo verlangte, war die Uebersetzung der Briefe, die er von Truebridge erhalten. Diese Uebersetzung lag bereits fertig vor.

Er brauchte sie deshalb bloß dem Briefe beizufügen den er in Villafrati an den Cardinal geschrieben und ein und derselbe Bote konnte Alles mitnehmen.

»An Lord Nelson.

»3. April 1799.

»Die neapolitanischen Farben wehen auf allen Inseln von Ponza. Noch niemals, Mylord, haben Sie einem solchen Feste beigewohnt. Das Volk ist buchstäblich närrisch vor Freude und verlangt mit lautem Geschrei seinen vielgeliebten Monarchen. Bestände der Adel aus Leuten von Ehre oder Grundsätzen, so würde nichts leichter sein, als die Armee auf die Seite des Königs zu bringen.

Schaffen Sie bloß tausend Mann englische tapfere Soldaten und ich verspreche Ihnen, daß der König binnen achtundvierzig Stunden wieder auf seinem Throne sitzt. Ich bitte Sie, Mylord, den Capitän Cianchi dem Könige ganz besonders zu empfehlen. Es ist dies ein braver, muthiger Seemann, ein guter und loyaler Unterthan, welcher seinem Vaterlande Gutes zu erzeigen wünscht. Wenn die ganze Flotte des Königs von Neapel aus Männern wie er zusammengesetzt gewesen wäre, so hätte das Volk sich nicht empört.

»Ich habe einen Brigand Namens Francesco, einen ehemaligen neapolitanischen Officier, an Bord. Er hat seine Güter auf der Insel Ischia. Er war Commandant des Forts, als wir uns desselben bemächtigten. Das Volk hat seine nichtswürdige dreifarbig Uniform in Fetzen gerissen und die Knöpfe abgetrennt, auf welchen die Freiheitsmütze zu sehen war. Da er sich auf

diese Weise ohne Uniform sah, so hatte er die Keckheit, seine alte Uniform als neapolitanischer Officier wieder anzuziehen. Ich habe ihm dieselbe gelassen, ihm aber die Epauletten und die Cocarde abgerissen und ihn gezwungen diese Gegenstände über Bord zu werfen. Hierauf erzeigte ich ihm die Ehre, ihn in doppelte Ketten legen zu lassen. Das Volk hat den Freiheitsbaum umgehauen und die auf demselben wehende Fahne zu Charpie zerzupft, so daß ich Ihnen und auch dem Könige nicht den kleinsten Fetzen davon zu Füßen legen kann. Was dagegen den Freiheitsbaum betrifft, so bin ich in dieser Beziehung glücklicher und sende Ihnen davon zwei Scheite mit den Nennen Derer, welche sie mir gegeben haben.

»Ich hoffe, der König wird sich ein Feuer davon machen, und sich daran wärmen.

»Truebridge.«

»Nachschrift. — In diesem Augenblicke erfahre ich, daß Caracciolo die Ehre gehabt hat, als gemeiner Soldat auf Wache zu ziehen und daß er gestern am Thore des Palastes Schildwache gestanden. Sie wissen wohl, schon, daß Carcciolo bei dem Könige seine Entlassung gegeben?«

Wäre Nelson so ehrlich gewesen, diesen Brief bei einer späteren Gelegenheit vorzulegen, so hätte, wie man sehen wird, diese Nachschrift vielleicht eine große Einwirkung auf das Urtheil der Richter geäußert, als man dem Admiral den Proceß machte.

Der zweite, einen Tag später, nämlich vom 4. April 1799, datirte Briefe des Admiral Truebridge lautete:

»Die französischen Truppen belaufen sich aus etwas über zweitausend Mann. Vertheilt sind dieselben folgendermaßen:

»dreihundert Mann in dem Fort San Elmo,

»zweihundert Mann in dem Castell d'Uovo,

»eintausendvierhundert Mann in dem Castello Nuovo,

»hundert Mann in Pozzuolo,

»dreißig Manns in Baja,

»Ihre Gefechte in Salerno sind von großen Verlusten begleitet gewesen, und nicht ein Einziger von ihren Mannschaften ist ohne Wunde zurückgekommen. Sie waren eintausendfünfhundert Mann stark.

»Ueberdies sagt man, daß bei dem Angriff auf eine Stadt, Namens Andria, in den Abruzzen dreitausend Mann Franzosen gefallen sind. Die Franzosen und die neapolitanischen Patrioten sind uneinig. Es herrscht großes Mißtrauen zwischen ihnen. Es geschieht oft, daß beim Patrouilliren des Nachts, wenn der Eine ruft: »Wer da?« und der Andere antwortet: »Es lebe die Republik!« man nun gegenseitig Schüsse wechselt. Sie sehen, Mylord, daß es nicht gerathen ist, sich des Nachts in die Straßen von Neapel zu wagen.

»In diesem Augenblicke erhalte ich die Nachricht, daß ein Priester Namens Albavena in Ichia die Revolte predigt. Ich schicke sechzig Mann Schweizer und dreihundert Mann treue Unterthanen ab, um Jagd auf ihn zu machen. Noch im Laufe dieses Tages hoffe ich ihn todt oder lebendig in meine Gewalt zu bekommen.

»Ich bitte Sie, Mylord, von dem König einen rechtschaffenen Richter zu verlangen, der mit dem rückkehrenden »Perseus« hierherkommt, denn sonst ist es mir unmöglich so fortzufahren. Die Elenden können jeden Augenblick mir aus den Händen und von dem Volke in Stücke gerissen werden. Um dieses zu beschwichtigen müssen schleunigst ein Dutzend Republikaner

gehängt werden.«

Kaum hatte Truebridge diese beiden Briefes expediert und das kleine griechische Postschiff, welches dieselben nach Palermo trug, aus den Augen verloren, als er in der Richtung von Salerno ein kleines Fahrzeug auf seine Fregatte zukommen sah.

Es gingen ihm nämlich jeden Augenblick wichtige Mittheilungen vom Lande zu. Nachdem er sich daher überzeugt, daß die Barke es wirklich mit dem »Sea Horse« auf welchem er sich befand, zu thun hatte, erwartete er, daß sie das Schiff angreifen würde. Dies geschah auch, nachdem sie die unter solchen Umständen gewöhnlichen Fragen beantwortet hatte.

In der Barke befanden sich zwei Männer, von welchen der eine eine Art Hühnerkorb vom Kopfe nahm und auf das Deck brachte. Hier angelangt, fragte er wo Seine Excellenz der Commodore Truebridge wäre.

Truebridge trat vor. Er sprach ein wenig italienisch und konnte daher den Mann mit dem Hühnerkorbe selbst befragen.

Dieser wußte selbst nicht, was er brachte. Er war blos beauftragt, den ihm übergebenen Gegenstand an den Commodore zu überbringen und sich eine Quittung ausstellen zu lassen, um dadurch zu beweisen, daß er und sein Camerad sich ihres Auftrages entledigt.

Ehe Truebridge die Quittung ausstellte, wollte er wissen, was der Korb enthielte. Demzufolge durchschnitt er den Bindfaden, womit das Stroh festgeschnürt war, und fuhr, mitten im Kreise seiner durch die Neugier angelockten Officiere und Matrosen stehend, mit der Hand in das Stroh hinein, zog sie aber mit einer Geberde des Ekels sofort wieder heraus.

Aller Lippen öffneten sich, um zu fragen, was es gäbe. Die an Bord der englischen Schiffe herrschende Disciplin aber ließ diese Frage nicht laut werden.

»Oeffne diesen Korb,« sagte Truebridge zu dem Manne, der ihn gebracht, während er sich gleichzeitig die Finger mit seinem battistenen Taschentuch abwischte, gerade wie Hamlet zu thun pflegt, nachdem er Yoricks Schädel in der Hand gehalten.

Der Mann gehorchte, und man sah zunächst einen dichten schwarzen Haarwuchs zum Vorschein kommen. Eben die Berührung mit demselben hatte in dem Commodore das Gefühl von Ekel erweckt, welches er nicht zu unterdrücken im Stande gewesen.

Der Mann, der den Korb gebracht, war jedoch nicht so empfindlich wie der aristokratische Capitän. Nach dem Kopfhaar brachte er die Stirn, nach der Stirn die Augen und nach den Augen den übrigen Theil des Gesichtes zum Vorschein.

»Da,« sagte er, indem er einen frisch abgeschnittenen Kopf fest bei den Haaren packte und aus dem Korbe zog, in welchem er auf einer Schicht Kleien oder Sägespäne ruhend, mit der größten Sorgfalt emballirt war, »da, das ist der Kopf des Don Carlo Granosio di Gassoni.«

Indem er den Kopf vollends aus seiner Hülle herauszog, fiel zugleich ein Billet mit heraus.

Truebridge hab es auf. Es war an ihn gerichtet und enthielt die folgenden Zeilen:²⁰

»An den Commandanten der englischen Station.

»Salerno, 24. April Morgens.

»Mein Herr!

»Als treuer Unterthan Sr. Majestät meines Königs Ferdinand, welchen Gott noch lange erhalte, habe ich die Ehre, Ew. Excellenz den Kopf des Don Carlo Granosio di Gaffoni zu übersenden, welcher unter der Verwaltung des schändlichen Commissärs Ferdinand Ruggi angestellt war. Genannter Granosio ist von mir, während er sich auf der Flucht befand, an einem

Orte, die Puggi genannt, in dem District von Ponte Cognaro getödtet worden. Ich bitte Ew. Excellenz diesen Kopf anzunehmen und meine That als einen Beweis meiner Anhänglichkeit an die Krone betrachten zu wollen.

»Ich bin mit dem Ew. Excellenz gebührenden Respect der treue Unterthan des Königs,

»Giuseppe Maniutio Vitella.«

»Eine Feder und ein Blatt Papier!« befahl Truebridge, nachdem er gelesen.

Man brachte ihm das Verlangte.

Er schrieb in italienischer Sprache:

»Ich Endesunterzeichneter bekenne, von Giuseppe Maniutio Vitella durch seinen Boten den wohlerhaltenen Kopf des Don Carlo Granosio die Gassoni empfangen zu haben und beeile mich, ihm zu versichern, daß mit der ersten Gelegenheit dieser Kopf nach Palermo an den König übersendet werden soll, der, wie ich nicht bezweifle, ein solches Geschenk zu würdigen wissen wird. Am 24. April 1799, vier Uhr Nachmittags.

»Truebridge.«

Der Commodore wickelte eine Guinee in die Quittung und gab sie dem Ueberbringen welcher sich beeilte zu seinem Cameraden zurückzukehren wahrscheinlich weniger vor Begierde die Guinee mit ihm zu theilen, als um ihm das Ereigniß zu erzählen.

Truebridge befahl einem seiner Matrosen den Kopf bei dem Haar zu nehmen, ihn wieder in den Sack zu stecken und den Korb wieder in den Zustand zu setzen, in welchem er sich vor dem Oeffnen befunden.

Dann, nachdem dies geschehen, sagte er:

»Trage ihn in meine Cajüte.«

Mit jenem den Engländern eigenthümlichen Phlegma setzte er dann achselzuckend bei sich selbst hinzu:

»Ein niedlich-er Schlafgenoß! Wie Schade, daß ich mich wieder von ihm trennen muß!«

Und in der That, als schon den nächstfolgenden Tag sich Veranlassung fand, ein Schiff nach Palermo zu senden, ward das kostbare Geschenk des Giuseppe Maniutio Vitella an den König spedirt.



Dreizehntes Capitel.

Ettore Caraffa.

Man erinnert sich, daß der Commodore Truebridge in seinem Briefe an Lord Nelson von zwei Schlappen sprach, welche die mit den Franzosen vereinigten neapolitanischen Patrioten erlitten — die eine vor der Stadt Andria, die andere in der Umgegend von Salerno.

Diese Nachricht, von welcher die eine Hälfte auf Wahrheit, die andere auf Unwahrheit beruhte, war die Folge des Planes, welcher, wie man sich erinnert, zwischen Manthonnet, dem Kriegsminister der Republik, und Championnet, dem Obergeneral der französischen Armee, verabredet worden.

Eben so erinnert sich der Leser, daß Championnet abberufen worden war, um von seinem Verhalten Rechenschaft zu geben.

Als Championnet Neapel verließ, waren die beiden Colonnen schon unterwegs. Da jede derselben von einer unserer Hauptpersonen geführt wird, so wollen wir sie begleiten, die eine auf ihrem Siegeszuge, die andere in ihrem Unglück.

Die stärkste dieser beiden Colonnen, aus sechstausend Mann Franzosen und tausend Mann Neapolitanern bestehend, war nach Apulien dirigiert worden. Es galt die Kornkammer Neapels wieder zu erobern, welche durch die englische Flotte blockiert und fast gänzlich in die Gewalt der Bourbons gefallen war.

Die sechstausend Mann Franzosen waren von dem General Duhesme commandirt, welchen wir in dem Feldzuge gegen Neapel Wunder der Tapferkeit verrichten gesehen, und die tausend Mann Neapolitaner von einer der Hauptpersonen dieser Geschichte welche wir den Augen unserer Leser vorgeführt, nämlich von Ettore oder Hektor Caraffa, Grafen von Ruvo.

Der Zufall wollte, daß die erste Stadt, gegen welche die französisch-neapolitanische Colonne marschieren sollte, Andria war, eine alte Lehnsherrschaft seiner Familie, deren Oberherr er als das älteste Glied seiner Familie gegenwärtig war.

Andria war gut befestigt; Ruvo hoffte aber, daß eine Stadt, deren Gutsherr er war, seinem Worte nicht widerstehen würde. Er machte demzufolge von allen Mitteln Gebrauch und begann Unterhandlungen, um die Bewohner zur Annahme der republikanischen Grundsätze zu bestimmen.

Alles aber war vergebens und er sah ein, daß er genöthigt sein würde, ihnen gegenüber die letzten Beweisgründe der Könige, welche Tyrannen bleiben, oder der unterdrückten Völker, welche frei werden wollen, nämlich Pulver und Blei, in Anwendung zu bringen.

Ehe er sich aber Andria's bemächtigen konnte, mußte er San Severo besetzen.

Die in San Seneka versammelten Bourbonisten hatten den Titel einer vereinigten Armee von Apulien und der Abruzzen angenommen. Diese Schaar, welche sich auf zwölftausend Individuen belaufen konnte, bestand aus dem dreifachen Element, welches alle sanfedistischen Armeen jener Zeit bildete, das heißt aus den Ueberresten der royalistischen Armee Mack's, aus den Sträflingen welche der König vor seiner Flucht aus Neapel hatte in Freiheit setzen lassen,²¹ um dem Volke, welches er verließ, das furchtbare Zersetzungsmittel des Verbrechens beizumischen,

und aus einigen echten Royalisten deren Enthusiasmus sie diese Nachbarschaft übersehen ließ.

Diese Schaar, welche San Severo verlassen, weit diese Stadt ihren Vertheidigern keine feste Position darbot, hatte eine Anhöhe besetzt, deren Wahl verrieth, daß die commandirenden Anführer nicht ohne militärische Kenntnisse waren. Es war ein kleiner mit Lorbeerbäumen beflanzter Hügel, der eine breite und lange Ebene beherrschte. Die Artillerie der Sanfedisten bestrich alle Zugänge, welche zu der Ebene führten, auf welcher eine schöne und zahlreiche Cavallerie manövrierte.

Am 25. Februar hatte Duhesme, um seine Nachhut zu decken, Broussier und Ettore Caraffa in Foggia zurückgelassen und war gegen San Severo marschirt.

Als er sich den Bourbonisten näherte, hatte er sich begnügt, ihnen sagen zu lassen:

»In Bovino habe ich die Empörer und drei des Diebstahls schuldige Soldaten erschießen lassen. Euch wird es ebenso gehen. Wollt Ihr lieber den Frieden?«

Die Bourbonisten antworteten:

»Und wir, wir haben die Republikaner, die Bürger und die patriotischen Priester, welche den Frieden verlangten, erschossen. Strenge gegen Strenge. Wir wollen den Krieg.«

Der General theilte seine Streitmacht in drei Detachements. Das eine marschirte gegen die Stadt, die beiden andern umzingelten die Anhöhe, damit kein Sanfedist entrinnen könne.

Der General Forest, welcher eines von diesen beiden Detachements commandirte, langte zuerst an. Er hatte ziemlich fünfhundert Mann, sowohl Infanterie als Cavallerie, unter seinen Befehlen.

Als die Sanfedisten diese fünfhundert Mann sahen und berechneten, daß sie über zwölftausend Mann stark waren, ließen sie in San Severo die Sturmglocke läuten und rückten in die Ebene dem Feinde entgegen.

Als das französische Detachement diese Menschenlawine sich die Anhöhe herabwälzen sah, formierte es sich in ein Bataillons carré und machte sich fertig, sie mit dem Bajonnet zu empfangen. Noch aber hatte der Angriff nicht begonnen, als man ein lebhaftes Musketenfeuer hörte, welches in San Severo selbst stattfand, und gleichzeitig sah man aus einem der Thore die Fliehenden herausgestürzt kommen.

Es war Duhesme in eigener Person, welcher die Stadt angegriffen, sich ihrer bemächtigt hatte und nun auf der Forest entgegengesetzten Seite zum Vorschein kam.

Dieses Erscheinen gab dem Kampf sofort eine andere Gestalt. Die Sanfedisten sahen sich genöthigt, sich in zwei Trupps zu theilen. In dem Augenblick aber, wo sie mit dieser Bewegung fertig waren und den Kampf begannen, erschien die dritte Colonne von einer dritten Seite und schloß die Bourbonisten vollends ein.

Diese, welche sich in ein doppeltes Kreuzfeuer genommen sahen, versuchten ihre erste, unklugerweise von ihnen verlassene Position wieder zu gewinnen.

Auf drei Seiten aber wirbelten die Trommeln und die Franzosen rückten im Sturmschritt gegen die Sanfedisten an.

Sobald als das furchtbare Bajonnet an dieser von der Anhöhe in Unordnung herabgekommenen Schaar sein Werk beginnen konnte, war es nicht mehr ein Kampf, sondern eine Metzelei. Duhesme hatte dreihundert hingeschlachtete Patrioten und die seinem Parlamentär gegebene insolente Antwort zu rächen.

Die Trompeten fuhren fort zu schmettern und das Signal zur Vertilgung zu geben. Das

Blutbad dauerte drei Stunden. Dreitausend Leichen blieben auf dem Schlachtfeld und drei Stunden später hätte man das Doppelte gezählt, wenn nicht plötzlich, gleich jenen Römern, welche kamen, um Coriolan um Gnade zu bitten, eine Schaar Frauen, ihre Kinder an der Hand führend und in Trauerkleidern, aus der Stadt San Severo herausgekommen wären, um das Mitleid der Franzosen anzuflehen.

Duhesme hatte geschworen, die Stadt niederzubrennen; beim Anblick dieses großen Schmerzes von Töchtern, Schwestern, Müttern und Gattinnen aber ließ er Gnade ergehen.

Dieser Sieg hatte ein großes Resultat und brachte eine bedeutende Wirkung hervor. Sämtliche Bewohner des Gargano, des Berges Toburno und des Corvino sendeten Deputationen und stellten Geißeln zum Zeichen der Unterwerfung. Duhesme schickte die der Cavallerie abgenommenen Fahnen nach Neapel.

Nachdem San Severo genommen war, blieb den Bourbonisten keine wichtige Stellung weiter als Andria und Trani.

Wir haben gesagt, daß die Expedition abgegangen war, während Championnet noch an der Spitze der französischen Truppen in Neapel stand. Wir haben seiner Abberufung beigewohnt und gesagt, unter welchen Bedingungen er abberufen ward.

Einige Tage nach dem Kampfe bei San Severo rief Macdonald, welcher an Championnet's Stelle zum Obergeneral ernannt worden, Duhesme zu sich.

Broussier ersetzte Duhesme und erhielt die Oberleitung der Bewegungen, welche gegen Andria und Trani unternommen werden sollten. Er vereinigte mit der siebzehnten und vierundsechzigsten Halbbrigade die Grenadiere von dem sechsundsiebzigsten und sechzehnten Dragonerregiment, sechs leichte Geschütze, ein unter dem Commando des Brigadechefs Berger aus den Abruzzen eingetroffenes Detachement und die Legion Caraffa's welche vor Begier brannte, ihrerseits zu kämpfen, denn sie war bei den letzten Ereignissen nicht theilhaftig gewesen.

Andria und Trani hatten ihre Festungswerke restauriert und zu den alten Werken, welche diese Städte vertheidigten, neue hinzugefügt. Alle ihre Thore waren mit Ausnahme eines einzigen, vermauert und hinter einem jeden hatte man einen breiten Gräben angelegt und denselben mit einer breiten Brustwehr umgeben. Die Straßen waren durchschnitten und verbarrikadiert, die Häuser mit Schußscharten versehen und die Thüren vernagelt.

Am 21. März marschierte man gegen Andria. Am nächstfolgenden Tage mit Tagesanbruch war die Stadt eingeschlossen und die Dragoner wurden unter den Befehlen des Brigadechefs Leblanc so postiert, daß die Communication zwischen Andria und Trani dadurch unterbrochen ward.

Eine aus zwei Bataillonen und der Legion Caraffa's gebildete Colonne ward mit dem Angriff auf das Thor Camazza beauftragt, während der General Broussier das von Trani angreifen sollte, und der Adjutant des Generals Duhesme, Ordonneau, der von der Wunde, die er bei dem Angriff Neapels erhalten, wieder hergestellt war, gegen das Thor Barra verrückte.

Wir haben bereits gesagt, was Ettore Caraffa war, Krieger, General und Soldat zugleich, mehr aber Soldat als General, ein Löwenherz dessen eigentliches Vaterland das Schlachtfeld war. Er übernahm nicht bloß das Commando seiner Colonne, sondern stellte sich auch an die Spitze derselben, ergriff mit der einen Hand seinen blanken Degen, mit der andern die gelbrothblaue Fahne, schritt unter einem Hagel von Kugeln bis an den Fuß der Mauern, nahm mit einer Leiter das Maß des Walles, stellte sie auf den Punkt, wo sie bis an den oberen Rand reichte, rief: »Wer

mich lieb hat, der folge mir!« und begann wie einer der Helden Homer's oder Tasso's den Stürmenden voranzuklettern.

Der Kampf war ein furchtbarer. Ettore Caraffa kletterte den Degen zwischen den Zähnen, in der einen Hand seine Fahne und mit der andern den Baum seiner Leiter haltend, Sprosse um Sprosse hinauf, ohne daß die Geschosse aller Art, die man auf ihn herabregnen ließ, im Stande gewesen wären ihn aufzuhalten.

Endlich erfaßte er den oberen Rand einer Schießscharte und nichts vermochte ihn zum Loslassen zu bewegen.

Ein Rad mit seinem Degen schuf einen weiten leeren Kreis um ihn herum und mitten in diesem leeren Kreis sah man ihn zuerst die dreifarbige Fahne auf den Mauern von Andria aufzupflanzen. Während er, kaum von einigen Mann gefolgt, sich der Mauer bemächtigte und trotz der Anstrengungen eines zehnmal bedeutenderen Trupps als der seinige sich darauf behauptete, zerschmetterte eine Haubitze, das Thor von Trani und die Franzosen stürzten durch diese Presche in die Stadt.

Hinter dem Thore aber fanden sie den Graben, in welchen sie fielen, den sie aber binnen wenigen Augenblicken ausgefüllt hatten.

Nun, einer dem andern helfend und während die Verwundeten ihre Schultern denen liehen, die es nicht waren, überschritten mit jener französischen Furie welcher nichts zu widerstehen vermag, die Soldaten Broussier's den Graben, drangen im Sturmschritt in die Straßen, trotz eines Kugelregens, welcher aus allen Häusern kommend in wenigen Minuten zwölf Officiere und hundert Soldaten tödtete, und kamen so auf den Marktplatz, wo sie sich festsetzten Ettore Caraffa und seine Colonne schlossen sich hier ihnen an. Ettore troff vom Blute Anderer und dem seinigen.

Ordonneau's Colonne, welche nicht durch das Thor von Barra hatte eindringen können, weil dasselbe zugemauert war, hörte das Feuern im Innern der Stadt und schloß daraus, daß Caraffa oder Broussier eine Bresche gefunden und dieselbe benutzt hätte. Sie begann daher im Geschwindschritt um die Stadt herum zu marschieren, fand das Thor von Trani gesprengt und drang durch dasselbe ein.

Auf dem Marktplatze, wo nach dem furchtbaren Kampfe, den wir zu schildern versucht, die drei französischen Colonnen und die neapolitanische Colonne zu einander stießen, erklärte sich jene wahnsinnige Wuth, welche die Bewohner von Andria beseelt und wovon wir nur ein einziges Beispiel anführen wollen.

Zwölf in einem Hause verbarrikadierte Männer waren von einem ganzen Bataillon belagert worden.

Dreimal wurden sie aufgefordert, sich zu ergeben, und dreimal weigerten sie sich.

Man ließ nun Artillerie kommen und das Haus zusammenschießen. Alle fanden ihren Tod unter den Trümmern, aber keiner ergab sich.

Die Erklärung welche man fand, war folgende:

Auf dem Marktplatz war ein Altar mit einem großen Crucifix errichtet, und am Tage vor dem Kampfe am frühen Morgen hatte man gefunden, daß das Christusbild einen Brief in der Hand hielt. Dieser mit dem Namen »Jesus« unterzeichnete Brief sagte, daß weder die Musketen noch die Kanonenkugeln der Franzosen Macht über die Bewohner von Andria hätten, und verkündete zugleich eine bedeutende Verstärkung.

In der That langten auch während des Abends vierhundert Mann von dem Corps an, welches sich in Bitonto sammelte, und vereinigte sich, die in dem Briefe enthaltene Vorhersagung verwirklichend, mit den Belagerten oder vielmehr mit Denen, welche es den nächsten Tag werden sollten.

Die Vertheidigung war, wie man gesehen hat, eine erbitterte, die Franzosen und die Neapolitaner verloren am Fuße der Mauern dreißig Officiere und zweihundertfünfzig Unterofficiere und Soldaten. Von Seiten der Bourbonisten mußten zweitausend Mann über die Klinge springen.

Ettore Caraffa war der Held des Tages. Am Abend fand Kriegs Rath statt. Caraffa stimmte wie Brutus, der seine Söhne verurtheilt, für die vollständige Vernichtung der Stadt und verlangte, daß Andria, sein Lehnsgut, zur Sühne und zum Schrecken für Andere, in einen Schutthaufen verwandelt werde.

Die französischen Anführer bekämpften diesen Antrag, dessen rauher Patriotismus ihren milderen Gesinnungen widersprach. Caraffa's Stimme behielt aber die Oberhand. Andria ward verurtheilt, niedergebrannt zu werden, und mit derselben Hand, womit er die Leiter an die Mauern gelehnt, legte Ettore Caraffa die Brandfackel an den Fuß der Häuser. Es blieb nun noch Trani übrig, — Trani, welches, weit entfernt, durch das Schicksal Andria's eingeschüchtert zu werden, seine Energie auf seine Drohungen nur verdoppelte.

Broussier marschierte mit seiner kleinen Armee, die durch die beiden Kämpfe von San Severo und Andria um mehr als fünfhundert Mann vermindert worden, gegen Trani.

Diese Stadt war noch besser befestigt als Andria. Man betrachtete sie als das Bollwerk der Insurrection und als den Hauptwaffenplatz der Empörer, denn sie war von einer bastionirten Mauer umgeben, ward von einem regelmäßig angelegten Fort geschützt und von mehr als achttausend Mann vertheidigt.

Diese an Führung der Waffen gewöhnten achttausend Mann bestanden aus Seeleuten, Corsaren und Soldaten der neapolitanischen Armee.

Zu einer andern Zeit, wo man strategisch zu Werke gegangen wäre, hätte Trani vielleicht die Ehre einer regelmäßigen Belagerung erfahren. Dazu aber fehlte es an Zeit und an geeigneten Persönlichkeiten, weshalb man, anstatt geschickte Combinationen vorzunehmen, sich mit gewagten Handstreicheln begnügen mußte.

Broussier, der an der Spitze der Expedition stand, trug auch in der That Bedenken, einen sofortigen Angriff auf eine Stadt zu unternehmen, die eine Garnison von achttausend Mann mit ausgezeichneten Officieren zählte, mit guten Befestigungen versehen war und eine aus Barken und Booten bestehende Flottille im Hafen liegen hatte. Auf Alles aber, was Broussier, hierauf gestützt, geltend machte, antwortete Ettore Caraffa:

»Dafern nur eine Leiter vorhanden und hoch genug ist, um mit ihr die Mauern von Trani ersteigen zu können, werde ich Tran nehmen, wie ich Andria genommen habe.«

Broussier fügte sich, durch diese heldenmüthige Zuversicht überzeugt. Er ließ die Armee in drei Colonnen und auf drei verschiedenen Wegen vorrücken, um die Stadt vollständig einzuschließen.

Im Laufe des 1. April näherten sich die Avantgarden bis auf Pistolenschußweite. Die Nacht brach ein und man war beschäftigt, verschiedene Breschebatterien aufzupflanzen.

Ettore Caraffa verlangte bei den allgemeinen Combinationen außer Betracht gelassen zu

werden und, seiner eigenen Eingebung folgend, nach Belieben über seine Leute verfügen zu dürfen.

Man gestand ihm dies zu.

Am 2. April mit Tagesanbruch eröffneten die Batterien ihr Feuer in der Richtung von Biseglia.

Was Hektor und seine Leute betraf, so hatten sie schon vor Tagesanbruch die Mauern umgangen und waren, ohne eine schwache Stelle erspäht zu haben, auf die andere Seite von Trani bis an den Meeresstrand gelangt.

Hier machte Caraffa Halt, ließ seine Leute sich verstecken, entledigte sich seiner Kleider und sprang in's Meer, um auf diese Weise weiter zu recognosciren.

Der allgemeine Angriff ward, wie wir bereits bemerkt, von Broussier in eigener Person geleitet. Er rückte deshalb mit einigen Compagnien Grenadiere, die von der vierundsechzigsten Halbbrigade unterstützt wurden, vor und ließ Faschinen zum Ausfüllen der Gräben und Leitern zum Er steigen der Mauern mitnehmen.

Die Belagerten hatten die Absicht des Generals errathen und sich in Masse auf den von ihm bedrohten Theil der Mauer geworfen, so daß er, kaum auf Schußweite herangerückt, von einem Kugelregen begrüßt ward, der beinahe die ganze Reihe seiner Grenadiere und den Capitän mitten unter seinen Leuten niederstreckte.

Die durch die Heftigkeit des Feuers und den Fall ihres Capitäns bestürzt gemachten Grenadiere zögerten einen Augenblick.

Broussier befahl ihnen, den Marsch gegen die Mauern weiter fortzusetzen, zog den Säbel und ging voran.

Plötzlich aber hörte man in der Richtung vom Meere her eine lebhafte Kanonade und zugleich gab sich unter den Vertheidigern der Mauern eine bedeutende Unruhe kund.

Einer von ihnen stürzte, durch eine Kugel in zwei Hälften gerissen, von den Zinnen in den Graben herab.

Woher kamen diese Kugeln, welche die Belagerten auf ihren eigenen Wällen tödteten?

Von Caraffa, welcher sein Wort hielt.

Er war, wie wir bereits bemerkt haben, bis an den Strand gelangt, hatte seine Kleider abgeworfen und war in's Meer gesprungen, um seine Recognoscirung weiter fortzusetzen.

Dabei hatte er eine kleine unter den Klippen verborgene Sternschanze entdeckt, welche, da sie, als nach dem Meere zu gelegen, nicht bedroht war, ihm schlecht bewacht zu sein schien.

Er kehrte deshalb zu seinen Leuten zurück und verlangte zwanzig Freiwillige, die aber alle schwimmen könnten.

Es erboten sich deren sofort vierzig.

Caraffa befahl ihnen, nur ihre Unterbeinkleider anzubehalten, sich die Patronentasche auf den Kopf zu binden, den Säbel zwischen die Zähne, die Muskete in die linke Hand zu nehmen, mit der rechten zu schwimmen und, indem sie sich so gedeckt als möglich hielten, der Schanze zu nähern.

Gänzlich nackt, diente Caraffa ihnen zum Führer, ermutigte sie und griff ihnen unter die Schultern, wenn einer oder der andere zu ermüden begann.

So erreichten sie den Fuß der Mauer, fanden eine durchlöchernte Stelle und erkletterten mittelst derselben die Höhe der Bastion, ehe sie noch von der Schildwache bemerkt wurden, welche man

erdolchte, ohne daß sie Zeit gehabt hätte, auch nur einen einzigen Schrei auszustoßen.

Hektor und seine Leute stürzten in das Innere der Bastion, machten Alles nieder, was sich darin vorfand, kehrten die Kanonen sofort gegen die Stadt und fingen an zu feuern.²²

Eine dieser Kugeln war es, welche den bourbonischen Soldaten zerriß und von der Mauer herabwarf, dessen Tod und Fall dem General Broussier triftigen Grund gab, zu vermuthen, daß in der Stadt etwas Außerordentliches vorgehe.

Als die Bourbonisten sahen, daß der Angriff von der Seite kam, wo sie die Vertheidigung postiert, und der Tod gerade von dem Punkte, von welchem aus sie ihre Rettung erwarteten, erhoben sie ein lautes Geschrei und eilten nach der Richtung, woher diese neuen Angreifer kamen, welche schon durch ihre auf dem Strande zurückgelassenen Anführer verstärkt zu werden begannen.

Die Grenadiere ihrerseits ergriffen, als sie die Vertheidigung erschlaffen sahen, wieder die Offensive, marschierten gegen die Mauern, lehnten Leitern daran und lieferten Sturm.

Nach einem Kampfe von kaum einer halben Stunde krönten die Franzosen als Sieger die Mauern, und Ettore Caraffa sprang nackt wie Romulus von David, seine halbnackten und vom Wasser triefenden Leute anführend, in eine der Straßen von Trani hinab, denn Meister der Mauern und der Bastion sein, hieß noch nicht Meister der Stadt sein. In der That waren auch alle Häuser mit Schießscharten versehen.

Auch diesmal veranlaßte Ettore durch sein Beispiel eine andere Art des Angriffs. Man erkletterte die Häuser, wie man die Mauern erklettert. Man schlug die Terrassen oder glatten Dächer ein und sprang dann in das Innere hinab. Anfangs kämpfte man in der Luft wie jene Phantome, welche Virgil den Tod Cäsars verkünden sah, dann von Zimmer zu Zimmer, von Treppe zu Treppe, Mann gegen Mann, mit dem Bajonnet, der den Franzosen vertrautesten, ihren Feinden schrecklichsten Waffe.

Nach dreistündigem erbitterter Kampfe entsanken die Waffen den Händen der Angreifer. — Trani war genommen.

Es trat ein Kriegsrath zusammen. Broussier war zur Milde geneigt. Noch nackte mit Staube bedeckt, marmorirt von feindlichem und eigenem Blute, den schartigen geschlagenen Säbel in der Hand, warf Ettore Caraffa wie ein zweiter Brennus seine Meinung in die Waagschale und drang auch diesmal damit durch. Sein Rath lautete: »Schwert und Feuer!«

Die Belagerten mußten demgemäß über die Klinge springen und die Stadt ward in einen Schutthaufen verwandelt.

Die französischen Truppen verließen Trani, während es noch rauchte. Caraffa zog gleich einem mit der Rache der Götter gewaffneten Richter, zugleich mit aus und durch Apulien, wo er überall Verderben und Verheerung hinter sich zurückließ, wie an dem andern Ende von Italien andererseits von den Soldaten Ruffo's geschah.

Wenn die Insurgenten ihn um Mitleid für die empörten Städte auflehnten, so antwortete er stets: »Habe ich wohl eine eigene Stadt geschont?«

Wenn sie ihn um ihr Leben baten, so zeigte er seine Wunden, von welchen einige immer noch frisch genug waren, um noch zu bluten, und antwortete darauf zeigend: »Habt ich wohl mein eigenes Leben geschont?«

Zu derselben Zeit aber, wo die Nachricht von dem dreifachen Siege Broussier's, Duhesme's und Ettore Caraffa's in Neapel eintraf, erfuhr man dort zugleich auch die Niederlage Schipani's.

Elfter Theil.

Erstes Capitel.

Schipani.

Wir haben erzählt, daß, während Ettore Caraffa gegen Cesare abgeschickt ward, Schipani commandirt ward, dem Cardinal entgegenzurücken.

Schipani war zu dem hohen Posten eines Corpsführers nicht wegen seiner militärischen Talente, denn obschon jung in den Dienst getreten, hatte er doch noch niemals Gelegenheit gehabt, an einem Kampfe theilzunehmen, sondern wegen seines wohlbekannten Patriotismus und seines unbestreitbaren Muthes ernannt worden. Wir haben bereits gesehen, wie er unter dem Dolche der Sbirren Carolinens zu conspiriren mußte.

Auf dem Schlachtfelde sind jedoch die Tugenden des Bürgers und der Muth des Patrioten nur untergeordnete Eigenschaften, und das Genie des zweideutigen Dumouriez gilt hier mehr als die Rechtschaffenheit des unbeugsamen Roland.

Auch war Schipani von Manthonnet ausdrücklich empfohlen worden, keine Schlacht zu liefern, sondern sich mit der Bewachung der Engpässe der Basilicata zu begnügen, eben so wie Leonidas die Thermopylen bewacht hatte, um ganz einfach den Marsch Ruffos und seiner Sanfedisten aufzuhalten.

Schipani durchzog, erfüllt von Enthusiasmus und Hoffnung, Salerno und mehrere andere befreundete Städte, über welchen das Banner der Republik flatterte.

Der Anblick dieses Banners machte sein Herz vor Freude schlagen; eines Tages aber langte er am Fuße des Dorfes Castelluccio an, auf dessen Thurme die königliche Fahne wehte.

Die weiße Farbe derselben äußerte aus Schipani dieselbe Wirkung, welche die rothe auf einen Stier hervorzubringen pflegt.

Anstatt vorüberzuziehen und die Augen abzuwenden, anstatt seinen Marsch nach Calabrien weiter fortzusetzen, anstatt den Sanfedisten die Gebirgspässe abzuschneiden, welche von Cosenza nach Castravillari führen, wie ihm dies ausdrücklich empfohlen worden, ließ er sich zum Zorne hinreißen und wollte das Dorf Castelluccio für seine Keckheit züchtigen.

Zum Unglücke war dieser Ort ein elendes Dorf oder Städtchen, welches bloß einige tausend Einwohner zählte, von zwei Gewalten vertheidigt, einer sichtbaren und einer unsichtbaren.

Die sichtbare Macht war die Lage des Ortes, die unsichtbare war den Capitän oder vielmehr der Gerichtsbeamte Sciarpa. Dieser gehörte zur Zahl der Männer, deren Ruf auf derselben Höhe steht wie der eines Pronio, eines Mammone, eines Fra Diavolo, war aber zu jener Zeit noch völlig unbekannt.

Er war, wie wir angedeutet, als Subalternbeamter bei dem Gericht in Salerno angestellt gewesen. Als die Revolution ausbrach und die Republik proklamiert wurde, bekannte er sich

eifrig zu den Principien derselben und verlangte in die Gendarmerie einzutreten.

Vielleicht glaubte er, er brauche um diesen seinen Wunsch erfüllt zu sehen, bloß die Hand auszustrecken oder nur einen Schritt zu thun.

Gleichwohl erhielt er auf seine Anfrage die unkluge Antwort:

»Die Republicaner wollen keine Spione und Häscher in Ihren Reihen.«

Die Republicaner glaubten nämlich vielleicht ihrerseits, daß es sich beim Uebergang vom Gerichtsbeamten zum Spion nur um einen Schritt handle.

Da Sciarpa aus diese Weise nicht Manthonnet seinen Säbel anbieten kannte, so bot er dem König Ferdinand seinen Dolch.

Der König war weniger mißtrauisch als die Republicaner. Er nahm mit begieriger Hand, Alles war für ihn gut, und je weniger seine Vertheidiger zu verlieren hatten, desto mehr hatte er, wie er glaubte, zu verlieren.

Das Schicksal wollte, daß Sciarpa das kleine sanfedistische Detachement commandirte, welches Castelluccio besetzt hielt.

Schipani konnte Castelluccio ohne Furcht im Rücken lassen. Es war keine Gefahr vorhanden, da die Contrerevolution, welche sich darin barg, sich nach außen verbreitete, denn sämtliche umliegende Dörfer waren patriotisch gesinnt.

Man hätte Castelluccio durch den Hunger zur Unterwerfung zwingen können. Es war leicht dieses Dorf zu blockieren, welches bloß auf drei oder vier Tage mit Lebensmitteln versehen war und mit allen umliegenden Dörfern auf feindseligen Füße stand.

Uebrigens konnte man während der Blockade auf einer Anhöhe, welche das Dorf beherrschte, Geschütze aufpflanzen und es von hier aus durch einige Kanonenschüsse zur Unterwerfung zwingen.

Diese Rathschläge wurden von den Bewohnern von Roten und Albavena unglücklicherweise einem Manne gegeben, welcher unfähig war sie zu begreifen und zu würdigen. Schipani war eine Art calabresischer Henriot; voll von Vertrauen zu sich selbst, glaubte er, er werde, wenn er einen nicht von ihm selbst ausgehenden Plan befolgte, gleichsam von dem Piedestal herabsteigen, auf welches die Republik ihn gestellt.

Außerdem hätte er auch das Anerbieten der Bewohner von Castelluccio annehmen können, welche sich bereit erklärten, sich der Republik anzuschließen und die dreifarbigte Fahne aufzupflanzen, dafern Schipani ihnen nicht die Schmach anthäte, als Sieger in ihr Dorf einzuziehen.

Ferner hätte er auch mit Sciarpa unterhandeln können, denn dieser war ein Mann, der ein Wort mit sich reden ließ und erbot sich, seine Truppen mit denen der Republik zu vereinigen, dafern man ihn für seinen Abfall eben so viel bezahlte, als er verlöre, wenn er die Sache der Bourbons aufgäbe.

Schipani antwortete aber:

»Ich komme, um Krieg zu führen und nicht um zu unterhandeln. Ich bin kein Kaufmann, sondern Soldat.«

Nachdem wir den Charakter Schipani's auf diese Weise geschildert, kann der Leser sich leicht denken, daß sein Plan, sich Castelluccios zu bemächtigen, sehr bald entworfen war. Er gab Befehl, die nach dem Orte führenden steilen Fußwege zu ersteigen.

Die Bewohner von Castelluccio waren in der Kirche versammelt und erwarteten die Antwort

auf die von ihnen gemachten Vorschläge.

Man setzte sie von Schipani's Weigerung in Kenntniß.

Die Oertlichkeiten spielen bei den Entschlüssen, welche die Menschen fassen, oft eine große Rolle.

Als einfache Landleute und in der That glaubend, die Sache Ferdinands sei die Sache Gottes, hatten sich, wie eben bemerkt worden, die Bewohner von Castelluccio in der Kirche versammelt, um hier die himmlische Eingebung zu empfangen. Schipani's Weigerung verletzte sie in ihrem Glauben.

Mitten unter dem Tumult, der auf den Bericht des Boten folgte, erstieg Sciarpa die Kanzel und verlangte das Wort.

Man wußte nichts von seinen Unterhandlungen mit den Republikanern; in den Augen der Bewohner von Castelluccio war Sciarpa rein und makellos.

Es trat daher sofort Todtenstille ein und das verlangte Wort war augenblicklich gegeben.

Er erhob demgemäß die in diesen geheiligten Wölbungen lauthallende Stimme und sagte:

»Brüder, Ihr habt jetzt nur noch zwei Entschlüsse zu fassen: entweder zu fliehen wie Feiglinge, oder Euch zu vertheidigen wie Helden. Im ersten Falle würde ich mit meinen Leuten das Dorf verlassen, mich in das Gebirge werfen und die Vertheidigung eurer Weiber und Kinder Euch selbst überlassen. Im zweiten Falle dagegen werde ich mich an eure Spitze stellen und unter dem Beistand Gottes, der Euch sieht, Euch zum Siege führen. Wählet!«

Ein einziger Ruf war die Antwort auf diese so einfache und folglich für die Zuhörer an die sie gerichtet war, sich trefflich eignende Anrede; es war der Ruf:

»Krieg! Krieg!«

Der Pfarrer segnete in seinem Amtsgewand am Altare stehend, die Waffen und die Kämpfenden Sciarpa ward einmüthig zum ersten Anführer ernannt und man überließ ihm die Entwerfung des Schlachtplanes.

Die Bewohner von Castelluccio stellten ihr Dorf unter seine Obhut und ihr Leben zu seiner Verfügung.

Es war die höchste Zeit. Die Republikaner waren nur etwa noch hundert Schritte von den ersten Häusern entfernt. Keuchend und von dem raschen Klettern ermüdet gelangten sie an den Eingang des Dorfes. Hier aber und ehe sie noch Zeit gehabt, steh zu erholen, wurden sie von einem unsichtbaren Feinde zu allen Fenstern heraus durch einen fürchterlichen Kugelregen begrüßt.

Wenn aber der Eifer der Vertheidigung lebhaft war, so war auch die Erbitterung des Angriffs eine furchtbare. Die Republikaner wichen nicht vor dem Feuer zurück, sondern drangen vorwärts, geführt von Schipani, der mit dem Säbel in der Faust an der Spitze der Colonne marschierte.

Dann kam ein Augenblick nicht des Kampfes, sondern der Todesverachtung.

Dennoch aber sah Schipani, nachdem er ein Drittel seiner Leute verloren, sich genöthigt, Befehl zum Rückzuge zu geben.

Kaum jedoch hatten er und seine Leute zwei Schritte zurückgethan, als jedes Haus Feinde auszuspeien schien, Feinde, die schon, als man sie nicht gesehen, furchtbar gewesen, die aber jetzt, wo man sie sah, noch furchtbarer waren.

Schipani's Trupp stieg nicht den Weg wieder hinab, sondern rollte hinab bis in den Thalgrund

gleich einer von der Hand des Todes gewälzten Menschenlawine und ließ an dem steilen Abhang des Berges eine solche Menge Todte und Verwundete zurück, daß das Blut an zehn verschiedenen Stellen wie aus einer Quelle herabrieselte.

Glücklich diejenigen, welche sofort todt waren und ohne weiter einen Hauch auszustoßen, auf dem Schlachtfeld niedersanken! Sie erlitten nicht den langsamen und furchtbaren Tod, welchen die Wildheit der Frauen, die unter solchen Umständen stets grausamer sind als die Männer, den Verwundeten und Gefangenen zufügte.

Ein Messer in der Hand, mit wild im Winde flatterndem Haar und unter lauten Schmähungen und Verwünschungen irrten diese Furien, gleich den Hexen Lucan's, auf dem Kampfplatz umher und vollführten unter lautem Gelächter die obszönsten Verstümmelungen.

Bei diesem unerhörten Anblick verlor Schipani mehr vor Wuth als vor Schrecken fast den Verstand, setzte mit seiner um mehr als ein Drittel gelichteten Colonne seinen Rückzug weiter fort und machte erst in Salerno Halt.

Auf diese Weise ließ er dem Cardinal Ruffo den Weg frei.

Der Cardinal rückte langsam vor, aber sicher und ohne einen einzigen Schritt zurückzuthun.

Am 6. April wäre er aber dennoch beinahe das Opfer eines Unfalls geworden. Ohne daß diesem Unfall irgend ein Anzeichen vorausgegangen wäre, hatte nämlich sein Pferd sich gebäumd, mehrmals die Vorderfüße in der Luft bewegt und war dann todt niedergestürzt. Als vortrefflicher Reiter hatte der Cardinal den rechten Augenblick wahrzunehmen gewußt und durch geschicktes Herunterspringen vermieden, unter den Leib des stürzenden Thieres zu gerathen.

Ohne, wie es schien, weiteres Gewicht auf diesen Unfall zu legen, ließ der Cardinal sich ein anderes Pferd bringen, schwang sich in den Sattel und setzte seinen Weg weiter fort.

Denselben Tag langte man in Cariati an, wo der Cardinal von dem Bischof empfangen ward.

Eben saß er mit seinem ganzen Generalstabe bei Tische, als man aus der Straße das Getöse einer zahlreichen bewaffneten Schaar vernahm, die in wilder Unordnung, mit dem lauten Geschrei. »Es lebe der König! Es lebe die Religion!« einhergezogen kam.

Der Cardinal trat auf den Balcon hinaus, prallte aber vor Erstaunen wieder zurück.

Obschon an außerordentliche Dinge gewohnt, war er doch auf das, was er hier sah, nicht gefaßt.

Ein Trupp von ziemlich tausend Mann mit Oberst, Hauptleuten, Lieutenants und Unterlieutenants, gelb und roth gekleidet und alle aus einem Beine hinkend, kam, um sich der Armee des heiligen Glaubens anzuschließen.

Der Cardinal erkannte nun, daß es Sträflinge waren. Die gelb gekleideten, welche die Voltigeurs vorstellten, waren die auf Zeit Verurtheilten. Die rothen, welche die Grenadiere repräsentierten und folglich das Vorrecht genossen, an der Spitze zu marschieren, waren die auf Lebenszeit Verurtheilten.

Da der Cardinal nicht wußte, was dieser furchtbare Recrutenzuzug bedeuten sollte, so ließ er ihren Anführer rufen.

Dieser erschien. Es war ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, Namens Panedigrano, und wegen acht oder zehn Mordthaten und eben so viel Diebstählen zu lebenswärtiger Zwangsarbeit verurtheilt.

Diese Aufschlüsse wurden von dem Sträfling selbst mit wunderbarer Dreistigkeit gegeben.

Der Cardinal fragte ihn hierauf, welchem glücklichen Umstande er die Ehre seiner Gesellschaft und der seiner Leute zu verdanken habe.

Panedigrano erzählte nun dem Cardinal, daß Lord Stuart, nachdem er von der Stadt Messina Besitz genommen, es für unpassend erachtet habe, daß die Soldaten Großbritanniens mit Sträflingen unter einem und demselben Dache wohnten.

Demzufolge hatte er letztere hinausgewiesen, auf ein Schiff zusammengepackt, ihnen freigestellt, ihre Anführer zu wählen, und sie in Pizzo gelandet, wo er ihnen durch den Capitän des Schiffes befehlen lassen, ihren Weg weiter fortzusetzen, bis sie zu dem Cardinal gestoßen wären.

Sobald dies geschehen, sollten sie sich zu seiner Verfügung stellen. Dies that setzt Panedigrano mit aller Grazie, deren er fähig war.

Der Cardinal war von dem eigenthümlichen Geschenke, welches seine Verbündeten, die Engländer, ihm machten, noch ganz verblüfft, als er einen Courier anlangen sah, der einen Brief von dem König überbrachte.

Dieser Courier war in dem Golf von Santa Euphemia an's Land gestiegen und brachte dem Cardinal die Nachricht, welche Panedigrano soeben mündlich ausgerichtet. Nur wälzte der König, der seine Bundesgenossen die Engländer, nicht anklagen wollte, die Schuld auf den Commandanten Danero, welcher schon in Bezug auf viele andere Mißgriffe genöthigt worden, die Rolle des Sündenbockes zu übernehmen.

Obschon König Ferdinand nicht leicht schamroth ward, so schämte er sich diesmal doch des seltsamen Geschenkes, welches, sei es nun Lord Stuart oder sei es Danero, seinem Generalvicar, das heißt seinem Alterego, machte und schrieb ihm folgenden Brief, dessen Original uns vorliegt:

»Eminentissime!

»Wie glücklich haben Sie mich durch Ihren Brief vom 20. gemacht, welcher mich von der Fortdauer unserer Erfolge und von den Fortschritten, die unsere heilige Sache macht, in Kenntniß setzt! Gleichwohl wird diese Freude durch die Dummheiten getrübt, welche Danero begeht oder zu denen er vielmehr durch seine Umgebung veranlaßt wird. Unter vielen anderen will ich nur folgende erwähnen. Der General Stuart hatte verlangt daß die Sträflinge aus der Citadelle verlegt würden, damit er seine Truppen darin einquartieren könnte. Anstatt nun dem von mir ertheilten Befehle gemäß die betreffenden Sträflinge einstweilen auf dem Strand von Gaëta unterzubringen, hat Danero den klugen Einfall gehabt, sie nach Calabrien zu werfen, wahrscheinlich blos um Sie, Eminentissime, in Ihren Operationen zu stören und durch das Unheil, welches diese Menschen anrichten werden, das Gute zu verderben, welches Sie zu Stande bringen.

»Welchen Begriff werden sich meine treuen Calabresen von mir machen, wenn sie sehen, daß zur Vergeltung für die Opfer, welche sie sich für die königliche Sache auflegen, ihr König ihnen diese Schnur Bösewichter sendet, die ihr Eigenthum beschädigen und ihre Familien beunruhigen werden. Ich schwört Ihnen, Eminentissime, daß ich beinahe Lust gehabt hätte, diesen erbärmlichen Danero seines Postens zu entsetzen, und ich erwarte nur die Wiederankunft des Lord Stuart in Palermo, um mit ihm Rücksprache zu nehmen und dann einen kräftigen Streich zu führen.

»Aus Briefen, die mit einem englischen Schiffe von London eingegangen sind, haben wir

ersehen, daß der Kaiser endlich mit den Franzosen gebrochen hat. Wir müssen uns dazu Glück wünschen, obschon die ersten Operationen nicht zu den erfolgreichsten gehört haben.

»Glücklicherweise ist alle Aussicht vorhanden, daß der König von Preußen sich zu Gunsten der guten Sache der Coalition anschließen werde.

»Der Herr segne Sie und Ihre Unternehmungen; darum bittet, wenn auch unwürdig, Ihr wohlgeneigter

»Ferdinand B.«

In der Nachschrift kommt der König wieder auf die schlechte Meinung zurück, die er in Bezug auf die Sträflinge ausgesprochen, und macht einige Bemerkungen zu Gunsten ihres Anführers. Er thut dies in folgenden Worten:

»Nachschrift. — Dennoch aber dürfen Sie die Dienste, welche Ihnen ein gewisser Panedigrano, ein Anführer des Trupps, welcher sich bei Ihnen einfinden wird, leisten kann, nicht allzusehr verkennen. Danero behauptet, es sei ein ehemaliger Soldat und er habe in dem Lager von San Germano mit Eifer und Umsicht gedient. Sein eigentlicher Name ist Nicola Gualtieri.«

Die Befürchtung des Königs in Bezug auf die ehrenwerthen Hilfstruppen, welche der Cardinal erhalten, waren nur zu wohl begründet. Da die meisten von ihnen Calabresen waren, so ließen sie sich vor allen Dingen angelegen sein, gewisse Schulden der persönlichen Rache abzumachen.

Bei dem zweiten Meuchelmord aber, welcher zur Kenntniß des Cardinals kam, ließ dieser die Armee Halt machen, die tausend Sträflinge durch ein Corps Cavallerie und Campieri umzingeln die beiden Mörder aus den Reihen hervorziehen und Angesichts Aller erschießen.

Dieses Beispiel äußerte die beste Wirkung und am nächstfolgenden Tage erklärte Panedigrano dem Cardinal, daß, wenn man seinen Leuten einen billigen Sold bewillige, er dann für jeden mit seinem eigenen Kopfe hafte.

Der Cardinal fand dieses Verlangen nicht mehr als gerecht. Er ordnete an, daß sie täglich fünfundzwanzig Grani, das heißt einen Franc und zwar auch auf die bereits verflossenen Tage bis zu dem zurück, wo sie sich organisiert und ihre Anführer gewählt, erhielten.

Zugleich ward ihnen versprochen, daß dieser Sold auf die ganze Dauer des Feldzuges fortgezahlt werden solle.

Da jedoch die gelben und rothen Sträflingskittel und Mützen diesem privilegierten Corps ein etwas allzu charakteristisches Gepräge ausdrückte, so erhob man von den 13 Patrioten von Cariatì eine Contribution, um ihnen eine weniger grelle Uniform zu geben.

Als aber die Leute, welche von der Herkunft dieses Corps nicht unterrichtet waren, es zur Avantgarde, das heißt auf den gefährlichsten Posten abmarschieren sahen, wunderten sie sich, daß alle hinkten, entweder mit dem rechten oder mit dem linken Bein.

Jeder hinkte nämlich mit dem Beine, mit welchem er die Kette gezogen.

Mit dieser seltsamen Avantgarde setzte der Cardinal seinen Marsch gegen Neapel fort, dessen Zugänge für ihn durch die Niederlage Schipanis bei Castelluccio frei geworden waren.

Nach unserer Meinung wäre es übrigens für die Völker sowohl als für die Könige eine große Lehre, diesen Marsch des Cardinals Ruffo mit dem zu vergleichen, welcher sechzig Jahre später durch Garibaldi ausgeführt ward, und dem das göttliche Recht repräsentierenden Prälaten den das volksthümliche Recht vertretenden Mann der Humanität gegenüberzustellen.

Der Eine der mit dem römischen Purpur bekleidet ist, zieht im Rennen Gottes und des Königs

unter Plünderung Mord und Brandstiftung einher und läßt überall Thränen, Verödung und Tod zurück. Der Andere wandelt, mit der einfachen Blouse des Volks und der Jacke des Seemanns bekleidet, auf Blumen unter Freude und Segenssprüchen und läßt, wo er vorübergekommen, freie, strahlende Völker zurück.

Die Bundesgenossen des ersten sind ein Panedigrano, ein Sciarpa, ein Fra Diavolo, ein Mammone, ein Pronio, das heißt verurtheilte Missethäter und Straßenräuber. Die Lieutenants des letzteren sind ein Tuckary, ein Flotte, ein Bixio, ein Sirtori, ein Cosenza — das heißt Helden.

Zweites Capitel.

Das Geschenk der Königin.

Ein seltsames und für den Philosophen und Historiker schwer zu lösendes Problem ist die Sorgfalt, womit die Vorsehung gewisse Unternehmungen, welche augenscheinlich dem Willen Gottes widerstreiten, ihrem Gelingen entgegenführt.

In der That hat Gott, indem er den Menschen mit Verstand und freiem Willen begabt, ihn unstreitig mit der großen und heiligen Mission beauftragt, sich unaufhörlich immer mehr zu bessern und aufzuklären und zwar damit er zu dem einzigen Resultat gelange, welches den Nationen das Bewußtsein ihrer Größe verleiht, das heißt zur Freiheit und zur Einsicht. Diese Freiheit und diese Aufklärung aber müssen die Völker durch wiederholte Rückkehr zur Sklaverei und durch Perioden der Nacht und Dunkelheit erkaufen, welche selbst die tapfersten Herzen entmuthigen.

Brutus stirbt mit den Worten: »Tugend, du bist nur ein leeres Wort!« Gregor der Siebente läßt auf sein Grabmal schreiben: »Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung.« Kosciusko murmelt, indem er fällt: »Finis Poloniae!«

Wenn man daher nicht annehmen will, die Vorsehung habe, indem sie die Bourbons wieder auf den Thron von Neapel gesetzt, so viel Beweise von der Falschheit, der Tyrannei und der Unfähigkeit dieser Dynastie geben wollen, daß eine dritte Restauration dadurch unmöglich gemacht wird, so möchte man sich fragen, zu welchem Zwecke sie den Cardinal Ruffo im Jahre 1799 und Garibaldi im Jahre 1860 mit demselben Schilde deckt und wie dieselben Wunder geschehen, um zwei Existenzen zu schützen, von welchen die eine logisch genommen, die andere ausschließen müßte, da sie ja bestimmt sind, zwei sich schnurstracks entgegengesetzte sociale Operationen durchzuführen und von welchen die eine, wenn sie gut ist, die andere natürlich zu einer schlechten macht.

Doch mag dem sein, wie ihm wolle, so war bei den Ereignissen, welche wir hier erzählen, nichts offenkundiger als die Einmischung jener höheren Macht, welche man die Vorsehung nennt. Drei Monate lang war Ruffo der Auserwählte des Herrn, drei Monate lang führte Gott ihn an der Hand!

Undurchdringliches Geheimniß!

Wir haben gesehen, wie der Cardinal am 6. April der Gefahr entging, durch sein von einem Blutschlag getroffenes Pferd todtgedrückt zu werden.

Zehn Tage später, das heißt am 16. April, entging er einer zweiten Gefahr auf nicht weniger wunderbare Weise.

Seit dem Tode des ersten Pferdes, mit welchem er den Feldzug begonnen, ritt der Cardinal ein weißes arabisches Pferd ohne Tadel. Am 16. des Morgens, wo er den Fuß in den Bügel setzen wollte, bemerkte man, daß das Pferd ein wenig hinkte. Der Reitknecht untersuchte das betreffende Bein und zog einen kleinen Kiesel aus dem Hufe.

Um seinen Araber an diesem Tage nicht zu ermüden, beschloß der Cardinal ihn führen zu lassen, und ließ sich ein braunes Pferd bringen.

Man setzte sich in Marsch.

Gegen elf Uhr Morgens, als man den Wald von Ritorto Grande, nicht weit von Tarsia, passierte, diente ein Priester, der auf einem weißen Pferde saß und mit der Avantgarde ritt, einer Füsillade zum Zielpunkte, welche das Pferd auf der Stelle todt niederstreckte, ohne den Reiter zu berühren.

Kaum hatte sich das Gerücht verbreitet, daß man auf den Cardinal geschossen, und in der That hatte man den Priester für ihn angesehen, so gerieth die sanfedistische Armee in solche Wuth, daß etwa zwanzig Reiter in den Wald hineinsprengten und die Mörder zu verfolgen begannen. Zwölf davon wurden gefangengenommen und vier von diesen schwer verwundet.

Zwei wurden erschossen und die anderen zu lebenslänglicher Gefangenschaft in der Festung Martina verurtheilt.

Die sanfedistische Armee machte zwei Tage Halt, nachdem sie die Ebene passiert, in welcher das alte Sybaris stand, wo es aber heutzutage nur verpestete und verpestende Sümpfe gibt.

Die Rast ward auf den Besitzungen des Herzogs von Cassano gehalten.

Hier angelangt, hielt der Cardinal Musterung über seine Streitmacht. Dieselbe bestand aus zehn vollständigen Bataillonen, jedes zu fünfhundert Mann, welche früher der Armee Ferdinands angehört hatten. Sie waren mit Musketen und Säbeln bewaffnet, doch fehlten an ungefähr einem Drittel der Gewehre die Bajonnete. Die Cavallerie bestand aus zwölfhundert Pferden; fünfhundert Mann, welche derselben Waffengattung angehörtem folgten zu Fuße, weil man sie nicht hatte beritten machen können.

Überdies hatte der Cardinal zwei Feldescadrons organisiert, welche aus Bargelli, das heißt aus Leuten der Probstei, und Campieri zusammengesetzt waren. Dieses Corps war am besten equipirt, am besten bewaffnet und am besten gekleidet.

Die Artillerie bestand aus elf Geschützen von jedem Caliber und zwei Haubitzen. Die irregulären Truppen, das heißt diejenigen, welches man die Massen nannte, beliefen sich auf zehntausend Mann und bildeten hundert Compagnien, jede zu hundert Mann.

Sie waren nach calabrischer Weise, das heißt mit Musketen, Bajonneten, Pistolen und Dolchen, bewaffnet und jeder Mann trug eine jener ungeheuern Patronentaschen, welche fast eine Elle hoch waren, den ganzen Bauch bedeckten und eine Art Küras bildeten.

Zuletzt kam noch ein Corps welches mit dem Namen regulärer Truppen beehrt ward, weil es wirklich aus den Resten der früheren Armee bestand. Dieses Corps hatte sich jedoch aus Mangel an Geld nicht equipiren können und diente blos die Zahl zu vermehren.

Alles in Allem gerechnet, stand der Cardinal jetzt an der Spitze von fünfundzwanzigtausend Mann, wovon zwanzigtausend vollkommen organisiert waren.

Da man von diesen Leuten keinen sehr geregelten Marsch verlangen konnte, so schien die Armee noch dreimal zahlreicher, als sie in der That war, und in Folge des ungeheuern Raumes, den sie einnahm, eine Avantgarde des Xerxes zu sein.

Zu beiden Seiten dieser Armee und gewissermaßen Schranken bildend, innerhalb deren sie eingeschlossen war, rollten zweihundert Wagen, beladen mit Fässern, die mit den besten Weinen Calabriens gefüllt waren, welche die Grundstücksbesitzer und die Pächter sich beeilten dem Cardinal zum Geschenke zu bringen.

Um diese Wagen herum befanden sich die Officianten, welche beauftragt waren, den Wein abzuziehen und zu vertheilen.

Alle zwei Stunden gab ein Trommelwirbel das Signal zum Haltmachen. Die Soldaten ruhten dann eine Viertelstunde aus, und tranken jeder ein Glas Wein.

Um neun Uhr Vormittags und um fünf Uhr fanden die Mahlzeiten statt.

In der Regel lagerte man sich in der Nähe einiger schöner Quellen, die in Calabrien so häufig sind und von welchen eine, die von Blandusinum durch Horaz unsterblich gemacht worden.

Die sanfedistische Armee, welche wie man sieht, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens versehen marschierte, besaß überdies auch noch Einiges, was zur Erholung und Zerstreuung diente.

So hatte sie zum Beispiel eine Musik, die, wenn auch nicht gut und sehr kunstgerecht, doch wenigstens lärmend und durch zahlreiche Instrumente vertreten war. Sie bestand aus Schalmeyen, Flöten, Violinen, Harfen und aus allen jenen herumziehenden und wilden Musikanten, welche unter dem Namen Compagnari während der neuntägigen Feier der unbefleckten Empfängniß und des Weihnachtsfestes nach Neapel zu kommen pflegen.

Diese Musikanten, welche für sich allein eine Armee hätten bilden können, zählten zu Hunderten, so daß der Marsch des Cardinals nicht bloß einem Triumph, sondern auch einem Festzuge glich. Man tanzte, man sangte und brannte, man plünderte. Er war eine wahrhaft glückliche, beneidenswerte Armee.

Auf diese Weise gelangte sie ohne weiteres Hinderniß als den Widerstand, den sie in Cotrone gefunden, am 8. Mai bis nach Matera, der Hauptstadt der Basilicata. Kaum hatte man auf dem Marktplatze die Gewehre in Pyramiden zusammengestellt, als man eine Trompete schmettern hörte und durch eine der in den Markt einmündenden Straßen ein kleines Corps von etwa hundert Reitern heranrücken sah, deren Anführer Oberstenuniform trug.

Dahinter her kamen eine dreiunddreißigpfündige Feldschlange, ein Feldgeschütz, ein Bombenmörser und zwei mit Stückpatronen gefüllte Munitionswägen.

Diese Artillerie hatte das Eigenthümliche, daß sie von drei Capuzinern bedient ward und daß der, welcher sie commandirte, auf einem Esel voranritt, welcher auf seine Last eben so stolz zu sein schien, als der berühmte mit Reliquien beladene in der Fabel von Lafontaine.

Der Anführer in Oberstenuniform war Cesare, welcher den Befehlen des Cardinals zufolge seine Vereinigung mit diesem bewirkte. Die hundert Reiter waren Alles, was ihnen von seiner Armee nach der Niederlage bei Casa Massima geblieben war. Die zwölf Artilleristen in Capuzinerkuten waren Mönche und ihr Anführer auf dem Esel, der so stolz war, ihn zu tragen, war Fra Pacifico auf seinem Esel Giacobino, den er nicht bloß gesund und unversehrt, sondern auch dick und fett in Pizzo wiedergefunden und im Vorübergehen wieder mitgenommen.

Was die zwölf Artilleristen in Kuten betrifft, so waren dies die Mönche, welche wir bei der Belagerung von Martan und Acquaviva mit ihren Geschützen so muthig und geschickt haben manövrieren sehen.

Was den falschen Herzog von Sachsen und den wahren Boccheciampe betrifft, so hatte dieser das Unglück gehabt, von den Franzosen bei einer Landung gefangengenommen zu werden, welche diese in Barletta gemacht, und wir werden später sehen, wie er, nachdem er bei dieser Landung verwundet worden, an seiner Wunde starb.

Der Cardinal ging dem näherkommenden Trupp einige Schritte entgegen, und als er bemerkte, daß es der Cesare's sein mußte, so wartete er. Cesare setzte seinerseits, sobald er erkannt, daß es der Cardinal war, sein Pferd in Galopp, sprang, als er etwa noch zwei Schritte von ihm entfernt

war, aus dem Sattel und begrüßte den Cardinal, indem er ihm die Hand zu küssen verlangte.

Der Cardinal, der keinen Grund hatte, dem jungen Abenteurer noch ferner seinen falschen Namen zu wahren, begrüßte ihn mit seinem eigentlichen und verlieh ihm, wie er versprochen, den Grad eines Brigadiers, dem eines französischen Brigadegenerals entsprechend, indem er ihm zugleich auftrag, die fünfte und sechste Division zu organisieren.

Cesare kam, wie der Cardinal ihm empfohlen, um an der Belagerung von Altamura theilzunehmen.

Matera gerade gegenüber in nördlicher Richtung erhob sich die Stadt Altamura. Ihren Namen hat sie, wie man sofort begreift, von ihren hohen Mauern. Die Bevölkerung, welche sich in gewöhnlichen Zeiten auf vierundzwanzigtausend Seelen belief, hatte sich jetzt um eine Menge Patrioten vermehrt, welche aus der Basilicata und aus Apulien entflohen waren und sich nach Altamura geflüchtet hatten, welches als das festeste Bollwerk der neapolitanischen Republik betrachtet ward.

In der That hatte die Regierung, welche derselben Ansicht war, zwei von dem General Mastrangelo del Montalbano commandirte Schwadronen Cavallerie hierhergeschickt. Diesem General hatte sie als Civilcommissär einen Priester Namens Nicolo Palomba d'Avigliano beigegeben, welcher mit seinem Bruder einer der Ersten war, die sich für die französische Partei erklärt hatten.

Die Schwierigkeit in unserer Erzählung, die malerischen Details aneinanderzureihen, welche die Geschichte darbietet, hat uns abgehalten, Nicolo Palomba zu zeigen, wie er mit aufgeschürztem Priesterrock in Pigna Secca auf die Lazzaroni schießt und mit dem Carabiner in der Faust an der Spitze unserer Soldaten in die Toledostraße rückt.

Nachdem er aber im Kampfe das Beispiel des Muthes und des Patriotismus gegeben, hatte er in der Kammer auch als gewandter Redner geglänzt, indem er einen seiner Collegen Namens Massimo Rotondo der Unredlichkeit und gemachter Unterschleife anklagte.

Man hatte dieses Beispiel als ein gefährliches betrachtet und ihn, um diesen unruhigen Ehrgeiz zu befriedigen, als Commissär der Republik nach Altamura geschickt.

Hier konnte; er jenem inquisitorischen Geiste, welcher das Erbtheil des Priesters zu sein scheint, freien Spielraum lassen, und anstatt unter den Bürgern Eintracht und Brüderlichkeit zu predigen, hatte er gegen vierzig Royalisten festnehmen und in ein Kloster einsperren lassen, um ihnen gerade in dem Augenblick, wo der Cardinal gemeinschaftlich mit Cesare sich anschickte die Stadt zu belagern, den Proceß zu machen.

Unter seinen Befehlen — denn er vereinigte in sich die dreifache Eigenschaft des Priesters, des republikanischen Commissärs und des Anführers — standen siebenhundert Mann von Avigliano und mit Beihilfe seines Collegen hatte er Altamura um eine gewisse Anzahl Geschütze und ganz besonders um eine Menge Standbüchsen verstärkt, welche auf den Mauern und auf dem Kirchthurm aufgepflanzt wurden.

Am 6. Mai machten die Altamuresen eine Recognoscirung nach außen und überrumpelten dabei zwei Ingenieure Namens Vinei und Olivieri, welche die Zugänge zur Stadt studierten. Es war dies für die sanfedistische Armee ein großer Verlust.

Am Morgen des 7. schickte der Cardinal daher einen Officier Namens Raffaello Vecchione als Bevollmächtigten nach Altamura, um Mastrangelo und Palomba gute Bedingungen vorzuschlagen, wenn sie die Stadt übergeben wollten.

Überdies verlangte er die am Tage vorher gefangengenommenen beiden Ingenieure zurück.

Mastrangelo und Palomba gaben keine Antwort oder vielmehr sie gaben eine sehr bedeutsame. Sie ließen nämlich den Parlamentär nicht wieder fort.

Am Abend des 8. Mai befahl der Cardinal Cesare, mit seinen gesamten Linientruppen und einem Theil der irregulären Truppen Altamura zu blockieren, wobei er ihm jedoch ausdrücklich empfahl, vor seiner, des Cardinals Ankunft nichts Weiteres zu unternehmen.

Als die übrigen Truppen aus benachbarten Gegenden und die herbeigeströmten Freiwilligen Cesare an der Spitze seiner Division abmarschieren sahen, fürchteten sie, man würde Altamura plündern, ohne daß sie dabei wären. Nun aber hatten sie an die Plünderung von Cotrone ein zu gutes Andenken bewahrt, als daß sie eine solche Ungerechtigkeit gestattet hätten. Sie hoben daher das Lager selbst auf und marschierten hinter Cesare drein, so daß der Cardinal blos mit einer Garde von zweihundert Mann und einem Piquet Cavallerie zurückblieb. Er bewohnte in Matera den Palast des Herzogs von Candida.

Auf der Hälfte des Weges nach Altamura erhielt Cesare den Befehl des Cardinals, sofort mit seiner ganzen Cavallerie in das Gebiet der Terza einzurücken, um hier gewisse Patrioten festzunehmen, welche die ganze Bevölkerung revolutioniert hatten, so daß die Bourbonisten sich genöthigt gesehen, die Stadt zu verlassen und Zuflucht in den Dörfern und auf dem Lande zu suchen.

Cesare gehorchte sofort und übertrug das Commando über seine übrige Mannschaft seinem Lieutenant Vincenzo Durante, der seinen Weg weiter fortsetzte. Dann ließ er zu der festgesetzten Stunde und an dem bestimmten Orte, das heißt um zwei Uhr und an dem Gasthause von Canita die Truppen Halt machen.

Hier führte man ihm einen Mann vom Lande vor, welchen er erst für einen Spion der Republikaner hielt, der aber beim Lichte besehen weiter nichts war, als ein armer Teufel, der seinen Bactrog verlassen und an demselben Morgen von einer Abtheilung Republikaner gefangengenommen worden.

Er erzählte nun dem Lieutenant Vincenzo Durante, er habe zweihundert Mann Patrioten, theils zu Fuße theils zu Pferde, gesehen, welche den Weg nach Matera eingeschlagen, aber in der Nähe einer kleinen Anhöhe nicht weit von der Landstraße Halt gemacht hätten.

Der Lieutenant Durante glaubte nun mit Recht, daß dieser Hinterhalt den Zweck habe, seine Leute in der Unordnung des Marsches zu überfallen und ihm seine Artillerie und ganz besonders seinen Mörser zu nehmen, welcher der Schrecken aller belagerten Städte war.

In Abwesenheit seines Chefs zögerte Durante einen Entschluß zu fassen, als ein von dem die Avantgarde commandirenden Capitän abgesendeter Reiter ihm meldete, daß diese Avantgarde bereits mit den Patrioten handgemein geworden und ihn deshalb um Beistand bitten ließe.

Nun befahl der Lieutenant seinen Leuten, ihren Schritt zu beschleunigen, und sah sich bald den Republikanern gegenüber, welche die Wege, auf welchen die Cavallerie angreifen mußte, weidend, sich auf dem steilsten Fußwege des Gebirge bewegten, um in einem gegebenen Augenblick den Sanfedisten in den Rücken zu fallen.

Letzte faßten sofort auf dem Gipfel eines Hügels Posto und Fra Pacifico pflanzte seine Artillerie auf.

Gleichzeitig entsendete der die calabresische Cavallerie commandirende Capitän etwa hundert Mann Gebirgsbewohner als Tirailleurs gegen die Patrioten, um sie von vorne anzugreifen,

während er mit seiner Cavallerie den Rückzug nach der Stadt abschneiden wollte.

Die kleine Schaar, welche nur so lange Aussicht auf Erfolg hatte, als ihr Vorhaben unbekannt war, hatte keine mehr, sobald sie dasselbe entdeckt sah. Deshalb machte sie sich auf den Rückweg und zog sich in die Stadt zurück.

Von diesem Augenblick an stand es der sanfedistischen Armee frei, ihren Weg weiter fortzusetzen.

Gegen neun Uhr Abends war Cesare mit seiner Cavallerie wieder zurück. Gleichzeitig traf auch der Cardinal wieder bei der Armee ein.

Es fand nun zwischen ihm und den ersten Anführern eine Conferenz statt, in deren Folge man übereinkam, Altamura ohne weiteren Verzug anzugreifen.

Demzufolge traf man sofort alle Anstalten, um sich wieder in Marsch zu setzen, und bestimmte, daß Cesare noch vor Tagesanbruch ausbrechen sollte.

Dieses Manöver ward ausgeführt und um neun Uhr Morgens stand Cesare in Kanonenschußweite vor Altamura.

Eine Stunde später langte der Cardinal mit dem übrigen Theile der Armee an. Die Altamuresen hatten außerhalb ihrer Stadt auf der Höhe der dieselbe umgebenden Gebirge ein Lager gebildet.

Der Cardinal beschloß, um den Punkt zu ermitteln, auf welchem er angreifen sollte, die Runde um die Festungswerke zu machen. Er ritt einen Schimmel und übrigens machte sein purpurrothes Costüm ihn weithin kenntlich.

Die Folge hiervon war, daß er von den Republikanern erkannt und von allen, die ein weittragendes Gewehr besaßen, zum Zielpunkt gewählt ward. Es dauerte nicht lange, so begannen die Kugeln um ihn herum zu hageln.

Als der Cardinal dies sah, hielt er sein Pferd an, nahm sein Fernrohr zur Hand und blieb in dem Feuer fest und unbeweglich halten.

Alle, die ihn umgaben, riefen ihm zu, er solle sich zurückziehen, er aber antwortete: »Zieht Ihr Euch selbst zurück. Es sollte mir sehr leid thun, wenn einer von Euch meinetwegen verwundet würde.«

»Aber Sie, Monsignore, Sie!« rief man ihm von allen Seiten zu.

»O, mit mir ist das etwas Anderes.« antwortete der Cardinal, »Ich habe mit den Kugeln einen Pakt geschlossen.«

Und in der That ging in der Armee das Gerücht, der Cardinal trage einen Talisman und die Kugeln hätten keine Macht über ihn. Für das Ansehen und die Popularität Ruffo's war es wichtig, daß ein solches Gerücht Glauben fand.

Das Resultat der von dem Cardinal unternommenen Recognoscirung war, daß alle Wege und selbst alle Fußsteige, welche nach Altamura führten, von der Artillerie beherrscht und daß dieselben überdies noch durch Barricaden vertheidigt wurden.

Demzufolge beschloß man, sich einer der Altamura beherrschenden, von den Patrioten besetzten Höhen zu bemächtigen.

Nach einem erbitterten Kampfe setzte sich auch die Cavallerie von Lecce, das heißt die hundert Mann, welche Cesare mitgebracht, in den Besitz einer dieser Höhen, auf welcher Fra Pacifico sofort seine auf die Mauern gerichtete Feldschlange und seinen auf die inneren Gebäude gerichteten Mörser aufpflanzte.

Zwei andere Geschütze wurden auf andere Punkte gerichtet; ihr kleiner Caliber machte sie aber mehr geräuschvoll als gefährlich.

Das Feuer begann, aber obschon gut angegriffen, war die Stadt doch auch gut vertheidigt.

Die Altamuresen hatten geschworen, sich unter ihren Wällen zu begraben und schienen vollkommen geneigt zu sein, Wort zu halten. Die Häuser stürzten, von den Haubitzen zerschmettert und in Brand gesteckt, zusammen, die Väter und Ehemänner aber blieben, als ob sie die Gefahren ihrer Kinder und ihrer Frauen vergessen hätten, als ob sie das Geschrei der sie zu Hilfe rufenden Sterbenden nicht hörten, fest auf ihren Posten, schlugen alle Angriffe zurück und bei einem Ausfalle die besten Truppen der sanfedistischen Armee, das heißt die Calabresen, in die Flucht.

Cesare kam sofort mit seiner Cavallerie herbeigeeilt und deckte den Rückzug. Es bedurfte des Einbruches der Nacht, um den Kampf zu unterbrechen.

Diese Nacht ward von den Altamuresen fast ausschließlich damit zugebracht, daß sie sich über ihre Vertheidigungsmittel besprachen.

In der Belagerungsfrage unerfahren, hatten sie nur eine gewisse Anzahl Wurfgeschosse zusammengebracht. Kanonenkugeln und Kartätschen hatte man noch für einen Tag, die Flintenkugeln aber fehlten.

Die Einwohner wurden deshalb aufgefordert, Alles, was sie an Blei und sonstigem schmelzbaren Metall besaßen, auf den Markt abzuliefern.

Die Einen brachten demgemäß das Blei ihrer Fenster, die Anderen das ihrer Dachrinnen. Man brachte Zinn, man brachte Silberzeug. Ein Geistlicher brachte sogar die Orgelpfeifen seiner Kirche. Die angezündeten Schmelzöfen machten das Blei, das Zinn und das Silber flüssig und die Schmelzer verwandelten es in Kugeln.

Mit dieser Arbeit verging die Nacht, bei Tagesanbruch hatte jeder Belagerte vierzig Schüsse abzufeuern. Was die Artilleristen betraf, so berechnete man, daß sie ziemlich für zwei Drittheile des Tages mit Munition versehen wären.

Um sechs Uhr Morgens begann die Kanonade und das Kleingewehrfeuer wieder.

Mittags meldete man dem Cardinal, daß man aus den Wunden mehrerer Verwundeten silberne Kugeln gezogen.

Um drei Uhr Nachmittags bemerkte man, daß die Altamuresen mit Kupfergeld, dann mit Silber- und dann mit Goldmünzen kartätschten. Die Munition ging aus und Jeder brachte Alles, was er an Gold und Silber besaß, denn er wollte sich lieber freiwillig ruinieren, als sich von den Sanfedisten plündern lassen.

Während aber der Cardinal diesen Enthusiasmus, der so durch die Geschichte bestätigt wird, bewunderte, berechnete er auch, daß die Belagerten, wenn sie auf diese Weise ihre letzten Hilfsquellen erschöpften, sich nicht mehr lange halten könnten.

Gegen vier Uhr hörte man eine gewaltige Explosion, als ob hundert Musketenschüsse auf einmal abgefeuert würden.

Dann hörte das Feuer auf.

Der Cardinal argwohnte eine Hinterlist, und aus dem, was er sah, schließend, daß die Republikaner, wenn man ihnen nicht einige Erleichterungen zur Flucht gewährte, sich, wie sie geschworen, unter den Mauern ihrer Stadt begraben würden, ließ er, indem er that, als wolle er seine Truppen auf einem einzigen Punkte vereinigen, um auf diesen den Angriff desto

furchtbarer zu machen, dasjenige von den Stadthoren, welches man das Thor von Neapel nannte, völlig frei.

In der That waren Nicolo Palomba und Mastrangelo die Ersten, welche, diesen Ausweg benützend, die Stadt verließen.

Von Zeit zu Zeit warf Fra Pacifico eine Bombe in das Innere der Stadt, um die Bewohner fortwährend an die Gefahr zu erinnern, welche sie den nächstfolgenden Tag erwartete.

Die in traurigem, geheimnißvollem Schweigen befangene Stadt gab jedoch auf diese Herausforderung keine Antwort. Alles war darin stumm und unbeweglich wie in einer Stadt der Todten.

Gegen Mitternacht wagte eine Patrouille Chasseurs sich dem Thore von Matera zu nähern, und kam, als es dasselbe ohne Vertheidigung sah, auf den Einfall, es in Brand zu stecken.

Jeder begann sich demgemäß nach etwas Brennbarem umzusehen. Man errichtete dicht an dem schon von den Kanonenkugeln durchlöcherten Thor einen Scheiterhaufen und verwandelte es in Asche, ohne daß von Seiten der Stadt irgend ein Hinderniß entgegengesetzt worden wäre.

Man meldete dies dem Cardinal, welcher, irgend einen Hinterhalt befürchtend, Befehl gab, die Stadt nicht zu betreten. Zugleich ließ er, um die Stadt nicht ganz zu ruinieren das Feuer des Mörsers einstellen.

Freitags am 10. Mai kurz vor Tagesanbruch befahl er der Armee, sich in Bewegung zu setzen, und nachdem er sie in Schlachtordnung ausgestellt, ließ er sie gegen das verbrannte Thor vorrücken. Durch die Oeffnung dieses Thores aber war Niemand zu sehen. Die Straßen waren so verlassen und einsam wie die von Pompeji.

Der Cardinal liest nun zwei Bomben und einige Granaten in die Stadt werfen, in der Erwartung, daß beim Explodieren derselben sich irgend eine Bewegung kundgeben würde. Alles aber blieb still und regungslos.

Endlich ging die Sonne über der gruftähnlichen Einöde auf, jedoch ohne etwas in dem umfangreichen Grabe zum Leben zu erwecken.

Nun befahl der Cardinal drei Regimentern Chasseurs, durch das verbrannte Thor einzurücken und die Stadt von einem Ende zum andern zu durchreiten, um zu sehen, was geschehen würde.

Die Ueberraschung des Cardinals war groß, als man ihm meldete, daß Niemand weiter in der Stadt geblieben sei, als die Bewohner, welche zur Flucht zu schwach gewesen, die Schwachen, die Kranken, die kleinen Kinder und ein Kloster voll junger Mädchen.

Plötzlich aber sah man einen Mann zurückkommen, auf dessen Gesicht die Kennzeichen des größten Entsetzens zu lesen standen.

Es war dies der Capitän der ersten von dem Cardinal auf Entdeckung ausgesendeten Compagnie und welchem er befohlen, alle möglichen Nachforschungen anzustellen, um die Ingenieure Vinci und Olivieri, eben so wie den Parlamentär Vecchione ausfindig zu machen.

Die Nachrichten, die er brachte, waren folgende:

Als man die Kirche San Francisco betrat, hatte man frische Blutspuren gefunden. Man war diesen Spuren gefolgt. Sie hatten in einen Keller geführt, welcher mit todten oder an ihren Wunden sterbenden Royalisten angefüllt war. Es waren dies die vierzig Verdächtigen, welche Nicolo Palomba hatte festnehmen lassen und die zwei und zwei aneinandergesetzt am Abend vorher in dem Augenblick, wo man jene hundertfache Salve gehört, auf welche tiefes Schweigen gefolgt, in dem Refectorium von San Francisco in Masse fusiliert worden.

Nachdem dies geschehen, hatte man sie todt oder noch athmend ohne Unterschied in dieses unterirdische Gewölbe geworfen.

Dies war das Schauspiel gewesen, welches den von dem Cardinal in die Stadt gesendeten Officier mit Entsetzen und Bestürzung erfüllt hatte.

Als der Cardinal hörte, daß einige dieser Unglücklichen noch athmeten, begab er sich sofort selbst in die Kirche San Francisco und befahl, daß alle, todt oder lebendig, aus dem Gewölbe, in welches man sie geworfen, herausgeschafft würden.

Nur drei, die nicht tödtlich getroffen waren, wurden nach sorgfältiger Pflege vollkommen wieder hergestellt; fünf oder sechs andere, welche noch athmeten, starben im Laufe des Tages, ohne auch nur wieder zur Besinnung gekommen zu sein.

Die drei, welche am Leben erhalten wurden, waren: der Pater Maestro Lomastro, Exprovinzial der Dominicaner, welcher fünfundzwanzig Jahre später an Altersschwäche starb, Emmanuele de Mazzio di Madeira und der Parlamentär Don Raffaello Vecchione, der erst im Jahre 1820 oder 1821 als Angestellter im Kriegsministerium starb.

Die beiden Ingenieure Vinci und Olivieri befanden sich unter der Zahl der Todten.

Die royalistischen Schriftsteller gestehen selbst, daß die Plünderung und Verwüstung von Altamura etwas Grauenvolles war. »Wer kann jemals,« sagt jener Vincenzo Durante, Cesares Lieutenant, welcher die Geschichte jenes unglaublichen Feldzuges von 1799 geschrieben — »wer kann jemals an diese arme Stadt denken, ohne daß ihm die Thränen der Trauer und des Mitleids in die Augen treten? Wer kann jene unendliche dreitägige Plünderung beschreiben, welche gleichwohl die Habgier des Soldaten nicht zu befriedigen vermochte?

Calabrien, die Basilicata und Apulien bereicherten sich mit den Trophäen von Altamura. Alles ward den Einwohnern genommen, welchen man weiter nichts ließ, als die schmerzliche Erinnerung an ihre Rebellion.«

Drei Tage lang erfuhr Altamura alle Gräuel, welche im Bürgerkrieg den mit Sturm genommenen Städten beschieden zu sein pflegen. Die daheimgebliebenen alten Leute und Kinder wurden erwürgt, das Nonnenkloster entweiht. Die liberalen Schriftsteller und unter andern Coletta suchen in den neueren Zeiten vergebens ein Unglück, welches dem Altamura's gleichkäme, und sehen sich, um einen Vergleich zu finden, genöthigt, bis auf Sagunta und Carthago zurückzugehen.

Es mußte erst eine furchtbare That war den Augen des Cardinals selbst geschehen, ehe dieser wagte Befehl zum Einstellen des Gemetzels zu geben.

Man fand einen Patrioten in einem Keller versteckt. Man führte ihn vor den Cardinal, der auf dem Marktplatze, mitten unter Leichen mit den Füßen in Blut stehend, von brennenden und einstürzenden Häusern umgeben, an einem improvisierten Altare ein Dankgebet verrichtete.

Dieser Patriot hieß Graf Filo. In dem Augenblick, wo er sich verneigte, um den Cardinal um sein Leben zu bitten, feuerte ein Mann, welcher sich für einen Verwandten des Ingenieurs Olivieri, den man, wie wir bereits erwähnt, unter den Todten gefunden, ausgab, aus nächster Nähe einen Schuß auf ihn ab. Der Graf Filo stürzte todt zu den Füßen des Cardinals und dessen Purpurgewand mit seinem Blute bespritzend nieder.

Dieser unter den Augen des Cardinals vollführte Mord gab Ruffo einen Vorwand, um allen diesen Gräueln ein Ende zu setzen. Er ließ Generalmarsch schlagen. Alle Officiere und Priester erhielten Befehl, die Stadt zu durchwandern, und der Plünderung und den Mordthaten, welche

schon drei Tage dauerten, Einhalt zu thun.

In dem Augenblick, wo dieser Befehl ertheilt ward, sah man einen Reiter in der Uniform seines neapolitanischen Officiers herangaloppiert kommen. Vor dem Cardinal machte er Halt, stieg ab und überreichte ehrerbietig einen Brief von der Hand der Königin.

Der Cardinal erkannte sofort die Handschrift, küßte den Brief, entsiegelte ihn und las Folgendes:

»Wackere, hochherzige Calabresen!

»Der Muth, die Tapferkeit und die Treue, womit Ihr unsere Religion und euren guten König vertheidigt, der keinen andern Wunsch kennt, als Euch glücklich zu machen, haben in unserer Seele ein Gefühl so lebhafter Befriedigung und so großer Dankbarkeit erweckt, daß wir uns bewogen gesehen haben, mit unseren eigenen Händen die Fahne zu sticken, welche wir Euch anbei übersenden.²³

»Diese Fahne wird ein leuchtender Beweis unserer aufrichtigen Anhänglichkeit an Euch und unserer Dankbarkeit für eure Treue sein. Gleichzeitig aber soll sie auch ein Sporn werden, um Euch anzutreiben, daß Ihr mit derselben Tapferkeit und mit demselben Eifer fortfahrt zu handeln, bis die Feinde des Staates und unserer heiligen Religion zerstreut und besiegt sind, bis ihr, eure Familien, das Vaterland ruhig die Früchte eurer Arbeit und eures Fleißes genießen können, unter dem Schutze eures guten Königs und Vaters Ferdinand und unser Aller, die wir niemals aufhören werden Gelegenheit zu suchen, um Euch zu beweisen, daß wir die Erinnerung an eure glorreichen Thaten unabänderlich in unserem Herzen bewahren.

»Fahret daher fort, wackere Calabresen, mit eurer gewohnten Tapferkeit unter dieser Fahne zu kämpfen, auf welche wie mit unseren eigenen Händen das Kreuz, das glorreiche Symbol unserer Erlösung, gestickt haben. Erinnert Euch, stolze Krieger, daß unter dem Schutze eines solchen Zeichens Ihr nicht anders als siegreich sein könnt; nehmt es zum Führer, eilet unerschrocken zum Kampfe und seid überzeugt, daß unsere Feinde besiegt werden.

»Und wir werden mittlerweile mit den Gefühlen der lebhaftesten Dankbarkeit den allerhöchsten Gebet alles Guten in dieser Welt bitten, daß es ihm gefallen möge, uns in den Unternehmungen beizustehen, welche hauptsächlich auf seine Ehre, seinen Ruhm, den unseren und unsere Ruhe abzwecken.

»Erfüllt von Dankbarkeit gegen Euch werden wir stets sein eure wohlgeneigte gute Mutter

»Palermo, den 30. April. Maria Carolina.«

Hinter der Unterschrift der Königin und in einer und derselben Reihe kamen noch die folgenden:

Maria Clementina.

Leopold Borbone.

Maria Christina.

Maria Amalia.²⁴

Maria Antonia.

Während der Cardinal den Brief der Königin las, hatte der Bote die von der Königin und den jungen Prinzessinnen gestickte Fahne entrollt, welche in der That prachtvoll war.

Sie war von weißem Atlas und zeigte auf der einen Seite das Wappen der Bourbons von Neapel mit der Unterschrift: »Meinen lieben Calabresen« und auf der andern das Kreuz mit der

seit Constantin geheiligten Inschrift:

»In hoc signo vinces.«

Der Ueberbringer der Fahne, Scipione Lamarra, war dem Cardinal durch einen zweiten Brief der Königin als ein tapferer und vortrefflicher Officier empfohlen.

Der Cardinal ließ die Trompeten blasen, die Trommeln rühren, versammelte die ganze Armee und las mitten unter den Leichen, den eingestürzten, geplünderten Häusern und den noch rauchenden Trümmern den Calabresen laut den an sie gerichteten Brief vor und entfaltete die königliche Fahne, welche sie zu anderen Plünderungen, anderen Mordthaten und anderen Brandstiftungen führen sollte, welche die Königin zu autorisiren, welche Gott zu segnen schien.

»Unerforschliches Geheimniß!« haben wir gesagt. »Unerforschliches Geheimniß!« sagen wir nochmals.



Drittes Capitel.

Der Anfang des Endes.

Während diese ernsten Ereignisse in der Terra de Bari vorgingen, war Neapel Zeuge nicht weniger ernster Vorgänge.

Wie Ferdinand in der Nachschrift zu einem seiner Briefe gesagt, hatte der Kaiser von Oesterreich sich endlich entschlossen, »sich zu rühren.«

Diese Bewegung war für die französische Armee verhängnißvoll gewesen. Der Kaiser hatte die Russen erwartet und er hatte wohl daran gethan.

Suwarow hatte, noch berauscht von seinen Siegen über die Türken, Deutschland durchzogen, war über die Tiroler Gebirge in Verona angelangt, hatte das Commando der unter dem Namen der österreichisch-russischen Armee — vereinigten Heere übernommen und sich Brescia's bemächtigt.

Unsere Armeen waren überdies bei Stockach in Deutschland und bei Magnano in Italien geschlagen worden.

Macdonald war, wie wir bereits erwähnt haben, auf Championnet gefolgt.

Der, welcher nachfolgt, ersetzt aber nicht immer. Bei großen militärischen Tugenden mangelte es Mardonald dennoch an jenen sanften, freundschaftlichen Formen, welche Championnet in Neapel so populär gemacht hatten.

Eines Tages meldete man ihm, daß unter den Lazzaroni des Altmarktes eine Empörung ausgebrochen sei. Diese Leute, die Nachkommen Derer, welche sich mit Masaniello empört und welche, nachdem sie sich mit ihm empört, nachdem sie mit ihm geplündert, nachdem sie mit ihm gemordet, ihn selbst ermordet oder wenigstens ermorden lassen — welche nach seiner Ermordung seinen Körper im Straßenschmutz umhergeschleppt und seinen Kopf in eine Schleuße geworfen — die Nachkommen jener selben Menschen, welche in Folge einer jener unbegreiflichen und dennoch beiden Südländern häufig vorkommenden Reaction seine zerstreuten Glieder wieder zusammengesucht, in einen vergoldeten Sarg gelegt und mit beinahe göttlichen Ehrenbezeugungen begraben hatten, die Lazzaroni, die im Jahre 1799 noch ganz dieselben waren wie im Jahre 1647, rotteten sich zusammen, entwaffneten die Nationalgarde, nahmen die Musketen und rückten gegen den Hafen, um die Fischer und Seeleute aufzuwiegeln.

Macdonald folgte in diesem Falle den Traditionen Championnet's. Er ließ Michele rufen und versprach ihm den Grad und den Sold eines Legionschefs mit einer noch brillanteren Uniform, als welche er schon trug, wenn er die Revolte beschwichtigte.

Michele stieg zu Pferde, warf sich unter die Lazzaroni hinein und Dank seiner gewohnten Beredsamkeit gelang es ihm, sie zu bewegen, die Waffen wieder herzugeben und in ihre Häuser zurückzukehren.

Die auf diese Weise beschwichtigten Lazzaroni schickten eine Deputation an Macdonald, um ihn um Verzeihung zu bitten.

Macdonald hielt das Versprechen, welches er Michele gegeben, ernannte ihn zum Legionschef

und schenkte ihm eine prachtvolle Uniform, mit welcher er sich sofort beeilte sich dem Volke zu zeigen.

An diesem selben Tage erfuhr man in Neapel den Verlust der Schlacht bei Magnano, den Rückzug, welcher die Wirkung dieses Verlustes war, und die Folge dieses Rückzuges, das heißt den Verlust der Minciolinie.

Macdonald erhielt Befehl, sich mit der vor der österreichisch-russischen Armee in vollem Rückzuge begriffenen französischen in der Lombardei zu vereinigen.

Unglücklicherweise stand es ihm nicht vollkommen frei, zu gehorchen. Wir haben gesehen, daß Championnet vor seiner Abreise ein französisches Corps nach Apulien und ein neapolitanisches nach Calabrien entsendet hatte.

Das Resultat dieser beiden Expeditionen kennen wir. Broussier und Ettore Caraffa waren Sieger gewesen, Schipani aber war besiegt worden.

Macdonald schickte sofort den um ganz Neapel herum zerstreuten französischen Corps den Befehl zu, sich auf Caserta zu concentriren. So wie die Republikaner sich zurückzogen, rückten die Sanfedisten vor, und Neapel begann sich in einen bourbonischen Zirkel eingeschlossen zu finden. Fra Diavolo stand in Itri, Mammone und seine beiden Brüder waren in Sora, Pronio war in den Abruzzen, Sciarpa in dem Cilento; Ruffo und Cesare marschierten in einer Linie, indem sie ganz Calabrien occupirten und mittelst des jonischen Meeres den Russen und den Türken, sowie durch das tyrrhenische Meer den Engländern die Hand reichten.

Während dieses geschah, kamen die Deputierten, welche nach Paris geschickt worden, um die Anerkennung der parthenopäischen Republik zu erwirken, und mit dem Directorium ein Schutz- und Trutzbündniß abzuschließen, nach Neapel zurück.

Die Situation Frankreichs war aber nicht glänzend genug, um Neapel zu schützen, und die Neapels nicht stark, genug, um den Feinden Frankreichs trotz zu bieten.

Das französische Directorium ließ daher der neapolitanischen Republik sagen, was zwei Staaten in extremen Situationen trotz der zwischen ihnen bestehenden Verträge einander gewöhnlich sagen, nämlich: *Jeder für sich*. Alles, was das Directorium thun konnte, bestand darin, daß es der neuen Republik den Bürger Abrial, einen in dergleichen Dingen sehr geschickten Mann, überließ, damit er der Republik eine bessere Organisation gebe.

In dem Augenblick, wo Macdonald sich anschickte der ihm ertheilten Rückzugsordre heimlich zu gehorchen, und wo er unter dem Vorwand, daß seine Soldaten durch das Leben in Neapel verweichlicht würden, dieselben in Caserta concentrirte, erfuhr man, daß fünfhundert Bourbonisten und ein nach weit bedeutenderes englisches Corps bei Castellamare unter dem Schutz der englischen Flotte an's Land stiegen.

Diese Truppe bemächtigte sich der Stadt und des kleinen Forts, welches sie beschützt. Da man auf diese Landung nicht gefaßt war, so hatte das Fort bloß eine Besatzung von dreißig Mann Franzosen. Sie capitulirten unter der Bedingung, daß sie mit kriegerischen Ehren abziehen dürften. Was die Stadt betraf, so hatte diese, da sie überrumpelt worden, keine Bedingungen stellen können und war geplündert und verheert worden.

Als die Bauern von Lettere, von Grogna und die Bewohner der benachbarten Gebirge, eine Art Hirten ungefähr wie die Samniter des Alterthums, erfuhren, was in Castellamare geschehen, fielen sie ebenfalls in die Stadt ein und begannen ihrerseits zu plündern.

Alles, was Patriot hieß, oder Alles, was als ein solcher bezeichnet ward, mußte über die Klinge

springen. Das einmal vergossene Blut erzeugt weiteren Blutdurst und selbst die Garnison ward trotz der Capitulation niedergemacht.

Diese Ereignisse geschahen am Vorabend des Tages, wo Macdonald mit der französischen Armee Neapel verlassen wollte, und er sah sich dadurch veranlaßt, seine Dispositionen zu ändern. Der muthige Heerführer wollte nicht, daß es aussähe, als verliese er Neapel unter dem Drucke der Furcht.

Deshalb stellte er sich an die Spitze der Armee und marschierte gerade auf Castellamare.

Vergebens versuchten die Engländer durch das Feuer ihrer Schiffe den Marsch der französischen Colonnen zu beunruhigen. Macdonald nahm trotz dieses Feuers die Stadt und das Fort wieder, legte Neapolitaner hinein und schenkte, noch denselben Abend nach Neapel zurückgekehrt der Nationalgarde drei Fahnen, siebzehn Kanonen und dreihundert Gefangene.

Am nächstfolgenden Tag verkündete er seinen Abmarsch nach dem Lager von Caserta, wo er wie er sagte, mit seinen Truppen große Uebungsmanöver vornehmen wollte.

Dabei erklärte er, er werde stets bereit sein, nach Neapel zurückzukehren, um es zu vertheidigen, und bat, daß man ihm alle Abende einen Bericht über die Ereignisse des Tages zusende.

Es war, wie er zu verstehen gab, nun Zeit, daß die Republik ihre ganze Freiheit genösse, sich durch ihre eigene Kraft aufrecht erhalte und eine unter so glücklichen Auspicien begonnene Revolution beende.

In der That hatten die durch Abrial's Rathschläge geleiteten Neapolitaner weiter nichts mehr zu thun, als die Insurgenten zu unterwerfen und die Regierung zu organisieren.

Am 6. Mai Abends, während Macdonald beschäftigt war, an den Commodore Truebridge einen Brief zu schreiben, in welchem er an die Humanität des Commodore appellierte und ihn beschwor, Alles, was in seinen Kräften stünde, zu thun, um den Bürgerkrieg erlöschen zu lassen, anstatt denselben zu schüren, meldete man ihm den Brigadier Salvato.

Salvato hatte zwei Tage vorher bei der Wiedereroberung von Castellamare unter den Augen des Obergenerals Wunder von Tapferkeit verrichtet. Von den siebzehn Kanonen waren fünf von seiner Brigade genommen und von den drei Fahnen eine von ihm selbst erobert worden.

Man weiß bereits, daß Macdonalds Charakter ein rauherer und strengerer war als der Championnet's, dennoch aber war er, selbst bis zur Tollkühnheit muthig ein gerechter Würdiger der Tapferkeit eines Andern.

Als er Salvato eintreten sah, bot er ihm die Hand.

»Herr Brigadechef,« sagte er, »ich hatte nicht Zeit, Ihnen auf dem Schlachtfeld oder nach dem Kampfe die Complimente zu machen, welche Ihnen gebühren. Ich habe aber etwas noch Besseres gethan. Ich habe für Sie von dem Directorium den Grad eines Brigadegenerals verlangt und gedenke Ihnen mittlerweile das Commando der Division des Generals Mathieu Maurice zu übertragen, der durch eine schwere Verwundung für den Augenblick dienstunfähig gemacht worden ist.«

Salvato verneigte sich.

»Leider, mein General,« sagte er, »werde ich vielleicht Ihre Güte nicht gebührend anerkennen, denn in dem Falle, daß Sie, wie man sagt, nach Centralitalien zurückgerufen werden sollten —«

Macdonald sah den jungen Mann verwundert an.

»Wer sagt denn das?« fragte er.

»Nun, zum Beispiel der Oberst Mejean, dem ich begegnete, während er Proviant für das Castell San Elmo holte, und welcher mir, ohne mir dabei Geheimhaltung zur Pflicht zu machen, sagte, daß Sie ihn mit fünfhundert Mann in dem Castell San Elmo zurücklassen würden.«

»Dieser Mann,« entgegnete Macdonald, muß sich sehr sicher fühlen, wenn er mit dergleichen Geheimnissen spielt, besonders da ihm bei Todesstrafe eingeschärft worden ist, dieselben keinem Menschen, wer es auch sei, zu offenbaren.«

»Ich bitte um Verzeihung, mein General. Ich wußte, dies nicht, denn sonst hatte ich den Oberst Mejean sicherlich nicht genannt.«

»Es ist gut. Was hatten Sie mir zu sagen für den Fall, daß ich nach Centralitalien zurückberufen werden würde?«

»Ich hatte Ihnen zu sagen, mein General, daß ich ein Kind des unglücklichen Landes bin, welches Sie verlassen, daß es, der Unterstützung der Franzosen beraubt, aller seiner Kräfte und besonders aller seiner Freunde bedürfen wird. Können Sie vielleicht, wenn Sie Neapel verlassen, mein General, mir irgend ein Commando, wie gering dasselbe auch sei, das Commando des Castells del' Uovo oder des Castells del Carmine übertragen, eben so wie Sie dem Oberst Mejean das Commando des Castells San Elmo übertragen haben?«

»Das Commando des Castells San Elmo überlasse ich dem Oberst Mejean auf ausdrücklichen Befehl des Directoriums. Die mir ertheilte Ordre nennt die Zahl der Mannschaften, welche ich dort lasse, und den Anführer unter dessen Befehl ich diese Mannschaften stellen soll. In Bezug auf Sie habe ich keinen dergleichen Befehl erhalten und ich kann daher nicht die Verantwortlichkeit auf mich nehmen, die Armee eines ihrer besten Officiere zu berauben.«

»Mein General,« antwortete Salvato in eben so festem Ton, als in welchem Macdonald mit ihm sprach und an welchen Championnet, der ihm wie seinem Sohn begegnete, ihn nicht gewöhnt, »mein General, was Sie mir da sagen, setzt mich in Verzweiflung, denn überzeugt, daß meine Gegenwart in meinem Vaterlande höchst nothwendig ist und da ich nicht vergessen kann, daß ich zunächst Neapolitaner und dann erst Franzose bin, daß ich demzufolge Neapel mein Leben eher schulde als Frankreich, würde, sobald Sie sich positiv weigern, mich hier zu lassen, genöthigt sein, Ihnen meine Entlassung einzureichen.«

»Ich bitte um Verzeihung, mein Herr,« antwortete Macdonald, »ich verstehe Ihre Stellung um so besser zu würdigen, als eben so wie Sie Neapolitaner sind, ich Irrländer bin, und als, obschon in Frankreich von Aeltern geboren, die sich dort schon seit längerer Zeit niedergelassen, wenn ich mich unter denselben Verhältnissen, unter welchen Sie sich in Neapel befinden, in Dublin befände, vielleicht die Erinnerung an das Vaterland in mir erwachen und ich dieselbe Forderung stellen würde, welche Sie stellen.«

»Dann, mein General« sagte Salvato, nehmen Sie wohl meine Entlassung an?«

»Nein« mein Herr, ich bewillige Ihnen einen Urlaub von drei Monaten.«

»O mein General!« rief Salvato.

»In drei Monaten ist es mit Neapel aus —«

»Wie meinen Sie das, mein General?«

»Die Sache ist sehr einfach,« sagte Macdonald mit wehmüthigem Lächeln. »Ich meine, daß in drei Monaten der König Ferdinand wieder auf seinem Throne sitzt und daß die Patrioten erschossen, gehängt oder in die Verbannung geschickt sein werden. Während dieser drei Monate, mein Herr, widmen Sie sich der Vertheidigung Ihres Vaterlandes. Frankreich wird sich um das,

was Sie thun, nicht kümmern, oder wenn es sich darum kümmert, so wird es Ihnen wahrscheinlich bloß seinen Beifall zollen. Sind Sie dann in drei Monaten weder erschossen noch gehängt, so kommen Sie wieder zu uns, um, wenn es möglich ist, in meiner Nähe wieder den Rang einzunehmen, den Sie in der französischen Armee bekleiden.«

»Mein General,« sagte Salvato, »sie gewähren mir mehr, als ich zu hoffen wagte.«

»Weil Sie zur Zahl Derer gehören, welchen man niemals genug gewähren kann. Haben Sie mir vielleicht einen Freund vorzuschlagen, der in Ihrer Abwesenheit das Commando der Brigade übernehmen kann?«

»Mein General, es würde mir großes Vergnügen machen, wenn ich durch meinen Freund Villeneuve ersetzt werden könnte, aber —«

Salvato zögerte.

»Aber?« wiederholte Macdonald.

»Aber Villeneuve war Ordonnanzofficier des Generals Championnet, und vielleicht dient dieser von ihm bekleidete Posten gegenwärtig nicht gerade zur Empfehlung.«

»Bei dem Directorium vielleicht nicht, bei mir aber dient nichts zur Empfehlung als Patriotismus und Muth. Sie selbst sind ein Beweis hiervon, denn wenn Herr von Villeneuve Ordonnanzofficier des Generals Championnet war, so waren Sie sein Adjutant und als solcher schlugen Sie sich, wenn ich mich recht entsinne, so tapfer bei Civita Castellana. Schreiben Sie selbst an Ihren Freund, Herrn von Villeneuve, und sagen Sie ihm, daß ich mich auf Ihren Vorschlag beeilt habe, ihm das interimistische Commando Ihrer Brigade anzuvertrauen.«

Und durch eine Handbewegung lud Macdonald den jungen Mann ein, an dem Bureau Platz zu nehmen, an welchem er selbst bei Salvato's Eintritt mit Schreiben beschäftigt war.

Salvato setzte sich und schrieb mit vor Freude zitternder Hand einige Zeilen an Villeneuve.

Er unterzeichnete den Brief, siegelte ihn zu, schrieb die Adresse darauf und wollte sich dann erheben, als Macdonald ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn auf seinem Platze festhielt.

»Jetzt noch einen letzten Dienst,« sagte er.

»Befehlen Sie, mein General.«

»Sie sind Neapolitaner, obschon, man, wenn man Sie französisch oder englisch sprechen hört, Sie entweder für einen Franzosen oder für einen Engländer halten möchte. Sie müssen folglich Ihre Muttersprache wenigstens ebenso richtig sprechen, als Sie diese fremden Sprachen reden. Wohlan, thun Sie mir den Gefallen, die Proclamation, die ich Ihnen dictiren werde, in's Italienische zu übersetzen.

Salvato gab durch eine Geberde zu verstehen, daß er bereit sei zu gehorchen.

Macdonald richtete sich zu der ganzen Höhe seiner imposanten Gestalt auf, stützte sich mit der Hand auf die Lehne des Sessels, in welchem der junge Officier saß, und dictirte:

»Neapel am 6. Mai 1799. Jede Stadt, welche sich empört, wird niedergebrannt und dem Boden gleichgemacht werden.«

Salvato sah Macdonald an.

»Schreiben Sie nur weiter,« sagte dieser ruhig.

Salvato verneigte sich, Macdonald fuhr fort:

»Die Cardinäle, die Erzbischöfe, die Bischöfe, die Aebte, mit einem Worte alle Diener des Cultus werden als Anstifter der Empörung der Gegenden und Städte, in welchen sie sich

befinden, betrachtet und mit dem Tode bestraft werden.

»Der Verlust des Lebens wird die Confiscation der Güter nach sich ziehen.«

»Ihre Gesetze sind hart, mein General,« bemerkte Salvato lächelnd.

»So scheint es blos,« antwortete Macdonald, »denn indem ich diese Proclamation erlasse, habe ich ein ganz anderes Ziel im Auge, obschon Sie dasselbe nicht bemerken, junger Mann.«

»Und welches wäre das?« fragte Salvato.

»Die parthenopäische Republik muß, wenn sie sich halten will, zu strengen Maßregeln gezwungen werden, obschon vielleicht selbst diese sie nicht retten werden. Sollte nun eine Restauration erfolgen, so wird es, wie mir scheint, gut sein, wenn Diejenigen, welche diese strengen Maßregeln in Anwendung gebracht haben, die Schuld auf mich wälzen können. So fern ich dann auch von Neapel sein werde, so werde ich ihm doch vielleicht einen Dienst leisten und, indem ich diese Verantwortlichkeit auf mich nehme, einigen seiner Söhne das Leben retten. Geben Sie mir die Feder,« sagte Macdonald.

Salvato erhob sich und gab dem General die Feder.

Dieser unterzeichnete, ohne sich zu setzen, wendete sich dann zu Salvato herum und sagte:

»Also die Sache ist abgemacht — in drei Monaten, wenn Sie bis dahin weder erschossen, noch gefangengenommen, noch gehängt sind —«

»In drei Monaten, mein General, bin ich wieder bei Ihnen.«

»Herr von Villeneuve wird, wenn er heute zu Ihnen kommt, um Ihnen seinen Dank abzustatten, Ihnen zugleich Ihren Urlaubsschein zustellen.«

Und er reichte Salvato die Hand, welche dieser mit Dankbarkeit drückte.

Am nächstfolgenden Tage, am 7. Mai, verließ Macdonald mit der französischen Armee Caserta.

Viertes Capitel.

Das Verbrüderungsfest.

»Es ist unmöglich,« sagen die »Memoiren zur Geschichte der letzten Revolution von Neapel« — »es ist unmöglich die Freude zu beschreiben, welche die Patrioten über den Abzug der Franzosen empfunden.

Einander glückwünschend und sich umarmend sagten sie, es sei dieser Abzug gerade in dem rechten Augenblick erfolgt, wo sie wahrhaft frei wären, und dieser Patriotismus erreichte, indem sie diese Worte wiederholten, den höchsten Grad von Enthusiasmus.

In der That trat damals in Neapel ein Augenblick ein, wo die Thorheiten von 1792 und 1793 sich erneuerten, allerdings zum Glück nicht die blutigen Thorheiten, wohl aber diejenigen, welche, indem sie den Patriotismus übertrieben, das Lächerliche dicht neben das Erhabene stellten.

Die Bürger-, welche das »Unglück« hatten den Namen Ferdinand, einen Namen, der durch die frühere Schmeichelwuth zu einem ungemein verbreiteten geworden, oder den Namen eines andern Königs trugen, verlangten von der republikanischen Regierung die Ermächtigung, juristisch ihren Namen zu wechseln, weil sie sich schämten, mit den Tyrannen etwas gemeinsam zu haben.²⁵ Tausend Flugschriften, in welchen man die Liebesgeheimnisse des Hofes, Ferdinands und Carolinens entschleierte, wurden veröffentlicht. Bald war es der Sebetus, ein kleiner Bach, der an der Magdalenenbrücke sich ins Meer ergießt, und der gleich dem Scamander des Alterthums das Wort nahm und sich neben das Volk stellte, bald war es ein Anschlagzettel an den Mauern der Kirche del Carmin, woran die Worte standen: »Esci fuori, Lazzaro;« (steh' auf Lazarus, und komm heraus.) Lazarus bedeutete nämlich in diesem Falle Lazzarone und Lazzarone bedeutete wiederum Masaniello.

Eleonore Pimentel stachelte ihrerseits in ihrem »parthenopäischen Moniteur« den Eifer der Patrioten ebenfalls an und schilderte Ruffo als einen Anführer von Räubern und Meuchelmördern, in welchem Lichtern Dank der feurigen Republikanerin, den Augen der Nachwelt heute noch erscheint.

Die von Eleonora aufgeregten Frauen gingen mit dem Beispiel des Patriotismus voran, indem sie die Liebe der Patrioten suchten und die der Aristokraten verachteten. Einige von ihnen sprachen von den Balcons ihrer Paläste herab zu dem Volke, und setzten ihm seine Interessen und Pflichten aus einander, während Michelangelo Ciccone, der Freund Cirillo's, fortfuhr, das Evangelium, das heißt das große Buch der Demokratie, welches alle Maximen der christlichen Glaubenslehre auf die Freiheit anwendet, in den neapolitanischen Dialekt zu übersetzen. Mitten auf dem königlichen Platz, während die andern Priester in den Kirchen und in den Beichtstühlen gegen die revolutionären Grundsätze kämpften, und, um die Frauen zu schrecken, Drohungen, und um die Männer zu gewinnen, Versprechungen in Anwendung brachten — mitten auf dem königlichen Platz, sagen wir, hatte der Pater Benoni, ein Franciscanermönch, seine Kanzel am Fuße des Freiheitsbaumes aufgeschlagen, gerade an der Stell,« wo Ferdinand in seiner Angst vor dem Sturme geschworen hatte, dem heiligen Franciskus von Paula eine Kirche zu erbauen, wenn

jemals die Vorsehung ihn wieder auf seinen Thron zurückführte.

Hier und mit dem Crucifix in der Hand verglich er die von Jesus den Völkern und den Königen dictirten reinen Maximen mit denen, welche die Könige Jahrhunderte lang den Völkern gegenüber angewendet, die gleich schlafenden Löwen ihnen Jahrhunderte lang den Willen gelassen.

Jetzt aber, wo diese Löwen erwacht waren und sich anschickten zu brüllen und zu zerreißen, erklärte er einem dieser Völkerlöwen das dreifache Dogma, welches zu jener Zeit in Neapel vollständig unbekannt war und auch heute noch nicht recht verstanden wird, wir meinen das Dogma von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Der Cardinal-Erbischof Capece Zurlo unterstützte, sei es nun aus Furcht, sei es aus Ueberzeugung, die von dem patriotischen Priester gepredigten Maximen und ordnete Gebete an, in welchen das »Domine salvam fac rempublicam« an die Stelle des »Domine salvam fac regem« trat. Er ging sogar noch weiter. In einer Encycliea erklärte er, daß die Feinde der neuen Regierung, welche auf irgend eine Weise am Ruin derselben arbeiten würden, von der Absolution ausgeschlossen sein sollten — ausgenommen in extremis. Er erstreckte das Interdict sogar bis auf die, welche von Verschwörern, Verschwörungen oder Waffenniederlagen Kenntniß hätten, und dieselben nicht denuncirten.

Die Theater endlich brachten nur Tragödien oder Dramen zur Aufführung, deren Helden Brutus, Timoleon, Harmodius, Cassius oder Cato waren.

Gerade nach Beendigung eines dieser Schauspiele, am 14. Mai, erfuhr man die Einnahme und Verwüstung von Altamura. Der Darsteller der Hauptrolle verkündete diese Neuigkeit nicht blos von der Bühne herab, sondern erzählte auch die fürchterlichen Zustände, welche auf den Fall der republikanischen Stadt gefolgt waren.

Diese Mittheilung erweckte ein unaussprechliches Gefühl von Entsetzen. Sämtliche Zuschauer erhoben sich wie von einem elektrischen Schläge getroffen und riefen wie mit einer einzigen Stimme: »Tod den Tyrannen! Es lebe die Freiheit!«

Unmittelbar darauf und ohne daß Befehl dazu ertheilt worden, erdröhnte wie rollender Donner im Orchester die neapolitanische Marseillaise, die Hymne an die Freiheit von Vincenzo Monti, welche am Vorabend des Tages, wo man den »parthenopäischen Moniteur« gegründet, bei der Herzogin Fusco von Eleonora Pimentel vorgetragen worden.

Diesmal hob die Gefahr den Schleier der Illusion und zeigte ihr verstörtes Antlitz. Es handelte sich jetzt nicht mehr darum, die Zeit mit eitlen Worten zu verlieren, es galt zu handeln.

Salvato ging, die augenblickliche Freiheit, die ihm wiedergegeben worden, benützend, in dieser Beziehung mit seinem Beispiel voran. Auf die Gefahr hin, von Briganten gefangengenommen zu werden, mit den Vollmachten seines Vaters versehen, reiste er nach der Grafschaft Molisa ab und brachte theils durch seine Pächter, theils durch seine Intendanten eine Summe von beinahe zweihunderttausend Franks zusammen, womit er ein Corps von calabresischen Freiwilligen errichtete, welches den Namen der calabresischen Legion annahm.

Es waren dies eifrige Stützen der Freiheit, lauter persönliche Feinde des Cardinals Ruffo, und, da sie jeder den Tod eines Angehörigen an den Sanfedisten oder an ihrem Anführer zu rächen hatten, fest entschlossen, Blut mit Blut abzuwaschen.

Die auf ihren Fahnen stehenden Worte: »Rache, Sieg oder Tod« deuteten auf den furchtbaren Schwur hin, den sie geleistet.

Der Herzog von Rocca Romana verließ, angeregt durch dieses Beispiel — so glaubte man wenigstens — seinen Harem am Riesenhügel und verlangte und erhielt die Ermächtigung, ein Cavallerieregiment zu errichten.

Schipani organisierte sein zersprengtes und zerstreutes Armeecorps wieder, bildete daraus zwei Legionen, übertrug das Commando der einen Spano, einem Calabresen, welcher lange Jahre in untergeordneten Graden der Armee gedient, und übernahm das Commando der andern selbst.

Abrial seinerseits entledigte sich der von dem Directorium übertragenen Mission auf das Gewissenhafteste.

Die gesetzgebende Gewalt ward von ihm in die Hände von fünfundzwanzig Bürgern, die vollziehende in die Hände von fünf und das Ministerium in die Hände von vier Bürgern gelegt. Er selbst wählte die Mitglieder, welche einen Theil dieser drei Gewalten bilden sollten.

Unter der Zahl dieser, zu dieser furchtbaren Ehre, welche den meisten das Leben kosten sollte, Neuerwählten befand sich einer unserer ersten Bekannten, der Doctor Dominico Cirillo.

Als man ihm meldete, daß die Wahl des französischen Agenten auf ihn gefallen sei, antwortete er:

»Die Gefahr ist groß, die Ehre aber noch größer. Ich widme der Republik meine schwachen Talente, meine Kräfte, mein Leben.«

Manthonnet seinerseits arbeitete Tag und Nacht an der Reorganisation der Armee.

Nach Verlauf von einigen Tagen war in der That eine neue Armee bereit dem Cardinal entgegen zu marschieren, welchen man, so zu sagen, mit jedem Augenblick näher heranrücken fühlte.

Vorher aber wollte der Kriegsminister, dem Antriebe seines edlen Herzens folgend, der Stadt ein Schauspiel geben, welches dieselbe gleichzeitig beruhigte und ermuthigte. Er veranstaltete nämlich ein Verbrüderungsfest.

An dem zu diesem Feste bestimmten Tage erwachte die Stadt beim Klange der Glocken, beim Donner der Kanonen und beim Schall der Trommeln, wie sie es in ihren glücklichsten Tagen zu thun pflegte.

Die ganze Nationalgarde zu Fuß hatte Befehl, in der Toledostraße Spalier zu bilden. Die gesamte berittene Nationalgarde stellte sich in Schlachtordnung auf dem Palaisplatze auf und die ganze Linien-Infanterie auf dem Schloßplatze.

Im Vorbeigehen wollen wir erwähnen, daß es vielleicht in der ganzen Welt keine Hauptstadt gibt, wo die Nationalgarde so gut organisiert wäre wie in Neapel. Um den Freiheitsbaum herum war ein großer Raum freigelassen und etwa zehn Schritte weit von dem Baum, und sogleich innerhalb des Raumes, ein Scheiterhaufen errichtet.

Gegen elf Uhr Vormittags, an einem prachtvollen Tage gegen das Ende des Maimonats, während alle Fenster mit Fahnen in den Farben der Republik geschmückt waren und die an den Fenstern stehenden Damen unter dem Rufe: »Es lebe die Republik!« die Tücher schwenkten, sah man von der Höhe der Toledostraße einen unabsehbaren Zug herankommen.

Derselbe bestand zunächst aus allen von Abrial ernannten Mitgliedern der neuen Regierung, mit dem General Manthonnet an der Spitze.

Hinter ihnen kam die Artillerie. Dann folgten die drei den Bourbonisten, eine den Engländern, die zwei andern den Sanfedisten, abgenommenen drei Fahnen, dann fünf- oder sechshundert

Porträts des Königs und der Königin, die man überall gesammelt und welche bestimmt waren, ins Feuer geworfen zu werden, und endlich paarweise aneinandergefesselt die Gefangenen von Castellamare und von den benachbarten Dörfern.

Eine von Haß und Rachedurst erfüllte Volksmenge drängte sich heran, indem sie heulte:

»Nieder mit den Sanfedisten! Nieder mit den Bourbonisten!«

Denn das Volk mit seinen blutigen Ideen konnte sich nicht denken, daß man die Gefangenen aus einem andern Grunde aus ihrem Gefängniß herausgeholt hätte, als um sie zu massakrieren.

Dies war auch die Ueberzeugung der armen Gefangenen selbst, welche, mit Ausnahme einiger wenigen, die ihren künftigen Henkern trotzzubieten schienen mit gesenktem Haupte und weinend einherwankten.

Manthonnet hielt seine Rede an die Armee, um sie an ihre Pflichten in Zeiten der Invasion zu erinnern.

Der Redner der Regierung hielt dann seine Rede an das Volk, worin er Achtung vor dem Leben und dem Eigenthum predigte.

Hierauf ward der Scheiterhaufen angezündet. Der Finanzminister näherte sich den Flammen und warf eine Masse Bankbillets hinein, die sich auf eine Summe von sechs Millionen Franks beliefen, Ersparnisse welche, trotz des allgemeinen Nothstandes, die Regierung binnen zwei Monaten gemacht hatte.

Nach den Bankbillets kamen die Porträts. Diese wurden sämtlich unter dem Rufe: »Es lebe die Republik!« vom ersten bis zum letzten verbrannt.

Als aber die Reihe an die Fahnen kam, stürzte das Volk sich auf die Träger derselben, bemächtigte sich ihrer, schleppte sie in dem Kothe herum und zerriß sie endlich in kleine Stücke, welche die Soldaten auf ihre Bajonnete spießten.

Es blieben nun noch die Gefangenen übrig. Man zwang dieselben, sich dem Scheiterhaufen zu nähern, man grupperte sie am Fuße des Freiheitsbaumes, man umgab sie mit einem Ring von Bajonneten, und in dem Augenblick, wo sie nur noch den Tod erwarteten, in dem Augenblick, wo das Volk mit funkelnden Augen die Nägel und die Messer wetzte, rief Manthonnet:

»Nieder mit den Ketten!«

Sofort eilten die vornehmsten Damen der Stadt, die Herzogin von Popoli, die Herzogin von Conzano, die Herzogin Fusco, Eleonora Pimentel und andere unter lautem Hurrah- und Bravogeschrei, unter Thränen und Erstaunen auf die Gefangenen zu und lösten dreihundert vom Tode erretteten Unglücklichen mitten unter dem Ruf: »Gnade!« und dem tausendstimmigen: »Es lebe die Republik! die Ketten.«

Gleichzeitig traten andere Damen mit Flaschen und Gläsern in den Kreis und die Gefangenen tranken, indem sie ihre wieder freigewordenen Arme nach dem Freiheitsbaum ausstreckten, auf das Wohl und Gedeihen Derer, welche zu siegen und, was noch schwerer ist, zu verzeihen gewußt hatten.

Dieses Fest erhielt, wie wir bereits erwähnt, den Namen des Verbrüderungsfestes.

Am Abend war Neapel taghell erleuchtet.

Ach, leider war es sein letzter Festtag! Der nächstfolgende Tag war der des Abmarsches der Armee, und man begann in die Tage der Trauer einzutreten.

Noch in den letzten Stunden des großen Freudentages ereignete sich ein beklagenswerther Vorfall.

Gegen fünf Uhr Abends erfuhr man, daß der Herzog von Rocca-Romana, welcher ermächtigt worden, ein Cavallerieregiment zu errichten, nachdem er dasselbe errichtet, damit zu den Insurgenten übergegangen war.

Eine Stunde später erschien auf demselben Schloßplatz, wo man soeben die Gefangenen in Freiheit gesetzt und wo diese noch auf das Gedeihen der Republik tranken, sein Bruder Nicolino Caracciolo mit gesenktem Haupt, erröthender Stirn und zitternder Stimme.

Er kam, um dem neapolitanischen Directorium zu erklären, das Verbrechen seines Bruders sei in seinen eigenen Augen so groß, daß es nach seiner Ansicht, wie in den Tagen des Alterthums, durch einen Unschuldigen gebüßt werden müsse. Demzufolge kam er, um zu fragen, in welches Gefängniß er sich begeben solle, um darin das Urtheil zu erwarten, welches ein Kriegsgericht über ihn fällen würde und welches allein die Schmach abwaschen könnte, welche der Verrath seines Bruders auf seine Familie würfe. Sollte dagegen die Republik ihm ihre Achtung bewahren, so würde er ihr beweisen, daß er ihr Sohn und nicht Rocca Romana's Bruder sei, indem er ein Regiment errichtete, mit welchem er sich verbindlich machte, gegen seinen Bruder zu Felde zu ziehen.

Das Anerbieten des jungen Patrioten ward mit einstimmigem Beifall aufgenommen. Man gewährte ihm begeistert die Erlaubniß, welche er verlangte. Hierauf erklärte das Directorium einmüthig, das Verbrechen seines Bruders sei ein persönliches, welches durchaus nicht den Mitgliedern seiner Familie zur Unehre gereichen könne.

Und in der That errichtete Nicolino Caracciolo aus eigenen Mitteln ein Husarenregiment, mit welchem er als wackerer, loyaler Patriot sich an den letzten Kämpfen der Republik betheiligen konnte.

Fünftes Capitel.

Die Seeleute.

Der Name Nirofino Caracciolo, den wir soeben genannt, erinnert uns, daß es Zeit ist, zu einer der von uns ziemlich lange vergessenen Hauptpersonen unserer Geschichte, nämlich zu dem Admiral Francesco Caracciolo, zurückzukehren.

Indeß vergessen haben wir nicht und es ist nicht richtig von uns, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen. Keine der an den Ereignissen dieser langen Erzählung theilnehmenden Personen wird von uns jemals vollständig vergessen. Unser Auge kann nur, eben sowie das des Lesers, bloß einen gewissen Horizont umfassen, und in diesem Horizont, in welchem nur eine gewisse Anzahl von Personen auf einmal Platz finden kann, müssen die einen nothwendig und wenigstens für den Augenblick, die andern bis zu dem Augenblick hinaus drängen, wo, wenn der weitere Gang der Ereignisse die letzteren ihrerseits zurückführt, sie wieder ans Licht treten und durch den Schatten, den sie werfen, diejenigen wiederkehren lassen, welchen sie in den Halbschatten oder in das Dunkel nachfolgen.

Der Admiral Francesco Caracciolo wäre gern in diesem Dunkel oder Halbschatten geblieben, dies aber war für einen Mann von dieser Bedeutung unmöglich.

Zur See blockiert, während gleichzeitig die Reaction zu Lande immer näher heranrückte, hatte Neapel, welches unter seinen Augen und unter den Augen seines Königs durch Nelson jene Marine hatte zerstören sehen, die ihm so ungeheure Summen gekostet, daran gedacht, wieder, wenn auch nicht eine so prachtvolle Flotte wie die, welche es verloren, wenigstens aber einige Kanonenboote zu organisieren, womit es die Geschütze seiner Forts unterstützen und sich der Landung des Feindes widersetzen könnte.

Der einzige Officier der neapolitanischen Marine, welcher ein unbestreitbares und unbestrittenes Verdienst besaß, war Francesco Caracciolo. Sobald als daher die republikanische Regierung beschlossen hatte, Mittel zu einer maritimen Vertheidigung möchten dieselben sein, von welcher Art sie wollten, zu beschaffen, richtete man sein Augenmerk auf ihn, nicht bloß um ihn zum Marineminister zu machen, sondern um ihm auch als Admiral das Commando der wenigen Fahrzeuge zu übertragen, welche er als Minister in Thätigkeit setzen konnte.

Caracciolo schwankte ein Augenblick zwischen dem Wohl des Vaterlandes und der persönlichen Gefahr, welscher er trotzte, wenn er Partei für die Republik ergriff. Uebrigens zogen seine persönlichen Ansichten, seine fürstliche Abkunft die Umgebung, in welcher er gelebt, ihn mehr zu den royalistischen Grundsätzen als zu demokratischen Meinungen hin. Manthonnet und seine Collegen drangen jedoch so sehr in ihn, daß er nachgab, während er zugleich gestand, daß er dies nur widerstrebend und gegen seine innerste Ueberzeugung thue.

Man hat jedoch gesehen, daß Caracciolo bei Gelegenheit der Ueberfahrt der königlichen Familie nach Sicilien durch Nelsons Bevorzugung tief verletzt worden war. Die Gegenwart des Herzogs von Calabrien an Bord seines Schiffes war ihm mehr als ein Zufall denn als eine Gunst erschienen, und ein gewisser Wunsch nach Rache, von dem er sich selbst nicht genau Rechenschaft gab und den er mit dem Namen der Vaterlandsliebe maskirte, trieb ihn in seinem

innersten Herzen, seine Souveräne die Verachtung, die sie ihm bewiesen, bereuen zu lassen.

Die Folge hiervon war, daß er, sobald er sich einmal entschlossen, der Republik zu dienen, sich dieser Aufgabe nicht bloß als Mann von Ehre, sondern auch als Mann von Genie widmete.

So gut er konnte und mit wunderbarer Schnelligkeit rüstete er ein Dutzend Kanonenboote aus, welche in Verbindung mit denen, welche er noch bauen ließ, und mit drei Schiffen, welche der Commandant des Hafens von Castellamare von dem Verbrennen gerettet, eine kleine Flottille von etwa dreißig Fahrzeugen ausmachten.

So weit war der Admiral und wartete nur nach auf eine Gelegenheit, um auf vortheilhafte Weise mit den Engländern handgemein zu werden, als er eines Morgens bemerkte, daß anstatt der zwölf oder fünfzehn englischen Schiffe, welche noch am Abend vorher die Bai von Neapel blockiert hielten, nur noch drei oder vier da waren, die anderen waren während der Nacht verschwunden.

Thun wir jetzt einen Sprung nach Palermo und sehen wir, was dort seit Absendung der königlichen Fahne geschehen ist.

Man erinnert sich, daß der Commodore Truebridge aus Rücksicht auf das Bedürfniß, welches das Volk empfand, zehn oder zwölf Republikaner hängen zu sehen, den König ersucht hatte, mit dem rückkehrenden Schiff »Perseus« einen Richter zu schicken und daß, nachdem der König dem Präsidenten Cardillo befohlen, diesen Richter vorzuschlagen, der Präsident den Hofrath Speciale als einen Mann bezeichnet hatte, auf den man sich verlassen könne.

Speciale war vor seiner Abreise von dem König und der Königin in besonderer Audienz empfangen worden. Beide hatten ihm ihre Instructionen ertheilt und er war, wie Truebridge gewünscht, mit dem rückgehenden »Perseus« in Ischia angelangt.

Das Erste, was er that, war, daß er einen armen Teufel von Schneider zum Tode verurtheilte, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er den neuen Municipalbeamten republikanische Uniformen geliefert hatte.

Uebrigens wollen wir, um unseren Lesern einen Begriff von dem zu geben, was dieser Speciale war, Truebridge sprechen lassen, der, wie man weiß, den Republikanern durchaus nicht günstig gestimmt war.

Es folgen hier zu diesem Zwecke einige Briefe des Commodore Truebridge, welche wir nach dem Original übersetzen.

Eben so wie die, welche wir bereits gelesen, sind sie an den Admiral Nelson gerichtet.

»An Bord des »Colloden,« in Sicht von Procida, am 13. April 1799.

»Der Richter ist angekommen. Ich muß sagen, daß er mir die giftigste Creatur zu sein scheint, welche man sehen kann. Er sieht aus, als hätte er gerader den Verstand verloren. Er sagt, es seien ihm gegen sechzig Familien denunciert (von wem?), und er bedürfe, durchaus eines Erzbischofs, um den Priestern die Weihe zu nehmen, weil er sie sonst nicht hinrichten lassen kann. Ich habe zu ihm gesagt: »Hängen Sie sie nur, und wenn sie durch den Strick noch nicht genug entweiht sind, so werden wir später sehen.«

»Truebridge.«

Es verlangt dies eine Erklärung. Wir werden dieselbe geben, wie furchtbar sie auch sei und welche Erinnerung sie auch erwecken mag.

In Italien — ich weiß nicht, ob es in Frankreich auch der Fall ist und ob Berger, ehe er hingerichtet ward, seiner priesterlichen Würde enthoben worden war — in Italien, sage ich, ist die Person des Priesters heilig und der Henker kann ihn, welches Verbrechen er auch begangen haben möge, nicht anrühren, so lange er nicht durch einen Bischof degradiert worden.

Nun hatte, wie man sich erinnern wird, Truebridge, wie er selbst sagt, seine ganze Meute Spione und Sbirren, sechzig Schweizer und dreihundert treue Unterthanen gegen einen armen Priester Namens Albavena losgelassen. Er setzte hinzu: »Ehe noch der Tag zu Ende ist, hoffe ich ihn todt oder lebendig zu haben.«

Diese Hoffnung war vollständig gekrönt worden, denn er hatte Albavena lebendig in seine Hände bekommen.

Von nun an hatte er geglaubt, die Sache werde sich ganz allein machen und er brauche den Priester nur den Händen des Henkers zu überantworten, der ihn ohne weiteres aufknüpfen würde.

Die Hälfte des Weges nach dem Galgen ward auch ganz so, wie Truebridge vorausgesehen, zurückgelegt; in dem Augenblicke aber, wo der Mann gehängt werden sollte, fand sich, daß der Strick einen Knoten hatte.

Der Henker, der in seiner Eigenschaft als katholischer Christ wußte, was Truebridge, dem Protestanten, unbekannt war, erklärte, er könne einen Priester nicht eher hängen, als bis diesem die priesterliche Würde abgenommen sei.

Während diese kleine Diskussion stattfand, schrieb Truebridge, der noch nichts davon wußte, den zweiten Brief vom 18. April an Nelson:

»Lieber Freund!

»Vorgestern kam der Richter zu mir, und erbot sich, alle nothwendigen Urtheile zu sprechen, nur gab er mir dabei zu verstehen, daß diese Art der Procedur vielleicht nicht ganz in der Ordnung sei. Nach dem, was er mir gesagt, habe ich verstanden, daß seine Instructionen ihm zur Pflicht machen, so summarisch als möglich und *unter meiner Leitung* zu verfahren.

»Ich habe ihm gesagt, daß, was diesen letzten Punkt betrifft, er sich irre, da es sich ja um italienische und nicht um englische Unterthanen handle.²⁶

»Uebrigens ist die Art und Weise, wie er verfährt, sehr seltsam. Beinahe alle Angeklagten sind abwesend, so daß die Procedur, wie leicht zu begreifen, ohne Mühe beendet ist. Das Klarste bei der ganzen Sache ist mir das, mein lieber Lord, daß man das ganze Odium am liebsten Ihnen aufbürden möchte. Dies ist aber nicht meine Meinung, und wenn der Herr Richter keinen geraderen Weg einschlägt, so werde ich ihn zurechtweisen.

»Truebridge.«

Man sieht, daß der würdige Engländer, welcher sich damit begnügt hatte, den Kopf des Commissärs Ferdinand Ruggi mit den Worten: »Das ist ein niedlicher Schlafgenoß! Schade, daß ich mich wieder von ihm trennen muß!« zu begrüßen, schon anfang sich gegen Speciale aufzulehnen.

Die Angelegenheit wegen der Degradation des Priesters erzürnte ihn, wie man sogleich sehen wird.

Am 7. Mai schrieb Truebridge an Nelson:

»Mylord, ich habe eine lange Unterredung mit unserem Richter gehabt. Er sagte mir, er werde

mit allen seinen Geschäften nächste Woche fertig werden und es sei nicht die Gewohnheit seiner Collegen und folglich auch nicht die seinige, sich zu entfernen, *ohne verurtheilt zu haben*. Er fügte hinzu, er werde sobald er die Verurtheilung ausgesprochen, sofort an Bord eines Kriegsschiffes gehen. Auch sagt er, — und er besteht darauf, — daß er, da er keinen Bischof habe, um seine Priester degradieren zu lassen, dieselben nach Sicilien schicken werde, wo der König ihnen ihre Würde abnehmen lassen und dann wieder hierher zurückschicken würde, damit sie dann gehängt werden könnten, und wissen Sie, worauf er rechnet, um dieses Geschäft auszuführen? auf ein englisches Schiff. Goddam! Dies ist aber noch nicht Alles. Wie es scheint, verrichtet der Henker aus Mangel an Uebung sein Geschäft sehr schlecht, so daß nicht blos der zu Hängende, sondern auch das Publikum darüber schreit. Was glauben Sie wohl, was er nun von mir verlangt? Einen Henker! Von mir, verstehen Sie wohl? Damit habe ich ihn aber rund und rein abgewiesen. Wenn er weder in Procida noch in Ischia einen Henker findet, so möge man ihm einen von Palermo schicken. Ich weiß schon, wo man hinaus will. Diese Leute sind es, welche tödten, und das Blut soll über uns kommen. Man hat keine Idee von der Art und Weise, wie dieser Mann verfährt und wie er besonders die Zeugen abhört. Die Angeklagten erscheinen fast wie vor dem Richter, um ihr Urtheil sprechen zu hören. Unser Richter findet aber dabei seine Rechnung, denn die meisten der Verurtheilten sind sehr reich.

»Truebridge.«

In der That sollte man meinen, man befände sich nicht mehr in Neapel, ja nicht einmal mehr in Europa, sondern in irgend einer kleinen Bucht von Neucaledonien und wohnte einer Berathung von Menschenfressern bei.

Doch warten wir.

Mit Unrecht hoffte Truebridge, daß Nelson seinen Widerwillen gegen das Verfahren und besonders gegen die Forderungen des Richters Speciale theilen würde. Das englische Schiff, welches die drei unglücklichen Priester führen sollte — denn es war nicht blos ein Priester, es war nicht blos der Pfarrer Albavena, um dessen Degradation es sich handelte, sondern es waren drei Priester — ward ohne Schwierigkeit bewilligt.

Wollt Ihr wissen, liebe Leser, worin diese Ceremonie der Degradation bestand?

Man riß den drei Priestern mit einer Zange die Haut der Tonsur ab und schnitt ihnen mit einem Rasiermesser das Fleisch von den drei Fingern, womit die Priester den Segen ertheilten. Dann nachdem man sie auf diese Weise verstümmelt, führte man sie auf einem englischen Schiffe wieder nach den Inseln zurück, wo sie gehängt wurden und zwar durch einen *englischen* Henker, welchen Truebridge beauftragt ward zustellen.²⁷

Auf diese Weise war Alles im Zuge, wunderschön zu verlaufen, als am 6. Mai, das heißt am Tage vor dem, wo Truebridge an Lord Nelson den Brief schrieb, den wir soeben gelesen, der Admiral Graf von Saint-Vincent, der in der Meerenge von Gibraltar kreuzte, zu seinem Erstaunen gegen fünf Uhr Nachmittags bei regnerischem, trübem Wetter das französische Geschwader von Brest, welches Lord Keith durch die Finger geschlüpft war, vorüber passieren sah.

Der Graf von Saint-Vincent zählte vierundzwanzig Schiffe.

Er schrieb sofort an Lord Nelson, um ihm diese seltsame Neuigkeit mitzutheilen, hinsichtlich deren kein Zweifel obwalten konnte.

Eines seiner Schiffe, das »Chamäleon,« welches nachdem es mehrere mit Salz beladene

Fahrzeuge von Terra Nova, von Lissabon nach Saint-Uval begleitete, wieder zu ihm stoßen wollte, sah sich am 5. Mai Morgens auf einmal mitten in der französischen Flotte. Es wäret sogar ohne Zweifel gefangengenommen worden, wenn nicht ein Lugger seiner dreifarbigiger Flagge aufgehißt und Feuer gegeben hätte, denn Capitän Styl, welcher das »Chamäleon« commandierte, hatte auf diese Flotte, welche er für die des Lord Keith hielt, gar nicht geachtet.

Der Admiral Graf von Sain-Vincent konnte wegen des anhaltenden Westwindes in keine Mittheilung mit Lord Keith treten. Dennoch entsendete er ein leichtes Fahrzeug ab, um, wenn es ihm begegnete, den Befehl zum sofortigen Umkehren zu bringen, und er miethte in Gibraltar ein kleines Schiff, um seinen Brief nach Palermo zu befördern.

Seine Meinung war, daß das französische Geschwader direct nach Malta und von dort aller Wahrscheinlichkeit nach weiter nach Alexandrien segeln.

Deshalb expedirte er sofort das »Chamäleon« nach, diesen beiden Punkten und befahl dem Capitän Style, auf seiner Hut zu sein.

Der Graf von Saint-Vincent irrte sich in seinen Muthmaßungen nicht.

Die Flotte, welche das »Chamäleon« vorüberpassiren und welche der Admiral durch den Regen und Nebel hindurch gesehen, war in der That die französische Flotte, commandirt von dem berühmten Brueyx, den man nicht mit Brueys verwechseln darf, welcher bei Abukir von einer Kugel zerrissen ward.

Diese Flotte hatte Befehl, die Wachsamkeit des Lord Keith zu täuschen, Brest zu verlassen, in das mittelländische Meer einzulaufen und nach Toulon zu steuern, wo es die weiteren Befehle des Directoriums erwarten sollte.

Diese Befehle waren von großer Wichtigkeit.

Das Directorium verlangte, erschrocken über die Fortschritte der Oesterreicher und der Rassen in Italien — Fortschritte, in deren Folge, wie wir bereits bemerkt, Macdonald von Neapel abberufen ward — mit der größten Sehnsucht Bonaparte zurück.

Der Brief, welchen der Admiral Brueyx in Toulon empfangen sollte, um ihn dann an den Obergeneral der Armee von Egypten zu befördern, lautete folgendermaßen:

»An den General Bonaparte, Oberkommandant der Armee des Orients.«

»Paris, den 26. Mai 1799.

»Die außerordentlichen Anstrengungen, welche Oesterreich und Rußland entwickelt haben, die ernste und beinahe beunruhigende Wendung, welche der Krieg genommen, verlangen, daß die Republik ihre Streitkräfte concentrirte.

»Das Directorium hat deshalb dem Admiral Brueyx Befehl gegeben, alle in seiner Macht stehenden Mittel aufzubieten, um sich zum Herrn des mittelländischen Meeres zu machen, nach Egypten zu segeln, dort die französische Armee an Bord zu nehmen und dieselbe nach Frankreich zurückzubringen.

»Er ist beauftragt, sich mit Ihnen über die Schritte zu verständigen welche hinsichtlich der Einschiffung und des Transports zu thun sind. Sie werden selbst ermessen, Bürger General, ob Sie einen Theil unserer Streitkräfte in Egypten zurücklassen könne, und das Directorium ermächtigt Sie in diesem Falle, das Commando dieser Streitmacht dem Ihrer Lieutenants zu übertragen, welchen Sie für den würdigsten dazu erachten.

»Das Directorium würde Sie mit Vergnügen von Neuem an der Spitze der Armee der

Republik sehen, welche Sie bis heute auf so ruhmvolle Weise commandirt haben.

Dieser Brief war von Treilhard, de la Revellière-Lepaux und Boreas unterzeichnet.

Der Admiral Brueyx stand im Begriff, ihn von Toulon abzuholen, als er die Meerenge von Gibraltar passierte, und hier sollte er die letzten Befehle der Regierung empfangen.

Der Graf von Saint-Vincent irrte sich daher nicht, als er dachte und an Lord Nelson schrieb, daß das Ziel der französischen Flotte wahrscheinlich Malta und Alexandrien sei.

Ferdinand aber, der nicht den strategischen Blick des englischen Admirals besaß, verließ sofort sein Schloß in Ficuzza, wo ein Bote ihm die Abschrift des Briefes des Grafen von Saint-Vincent an Lord Nelson überbrachte, und begab sich in aller Eile nach Palermo, denn er bezweifelte nicht, daß Frankreich, vor allen Dingen mit ihm beschäftigt, diese Flotte abgesendet habe, um sich Siciliens zu bemächtigen.

Er rief seinen guten Freund, den Marquis von Circillo, zu sich, und wie groß sein Widerwille gegen das Schreiben auch war, so warf er doch die nachfolgende Proclamation aufs Papier, welche die Unruhe, worein die furchtbare Nachricht ihn versetzt, deutlich verräth.

Wie stets, so copiren wir auch jetzt dieses Document treu nach dem Original. Es ist um so denkwürdiger als es, in Sicilien geschrieben, niemals zur Kenntniß der französischen oder auch selbst der neapolitanischen Geschichtschreiber gekommen ist.

Es lautete :

»Ferdinand von Gottes Gnaden König beider Sicilien und von Jerusalem, Infant von Spanien, Herzog von Parma, Piacenza, Castro, Erbprinz von Toskana 2c. 2c.

»Meine treuen, vielgeliebten Unterthanen! Unsere Feinde, die Feinde der heiligen Religion und mit einem Wort jeder geordneten Regierung, die Franzosen, versuchen von allen Seiten geschlagen, eine letzte Anstrengung.

»Neunzehn Schiffe und einige Fregatten, die letzten Reste ihrer im Todeskampfe liegenden Seemacht, haben den Hafen von Brest verlassen und sind, einen günstigen Wind benutzend, in das mittelländische Meer eingelaufen. Vielleicht versuchen sie die Blockade von Malta aufzuheben, und schmeicheln sich wahrscheinlich ungestraft Egypten angreifen zu können, ehe die furchtbaren und stets siegreichen englischen Geschwader sie erreichen können. Mehr-als dreißig britische Schiffe haben sich aber zu ihrer Verfolgung aufgemacht, abgesehen von dem türkischen und russischen Geschwader, welches in dem adriatischen Meere kreuzt. Alles verheißt, daß die Franzosen auch diesmal die Strafe für dieses eben so verwegene als verzweifelte Unternehmen tragen werden.

»Es könnte aber geschehen, daß sie beim Passiren der Küsten von Sicilien einen vorübergehenden Angriff auf uns versuchten und daß sie durch die Engländer und den Wind genöthigt den Eingang in einen Hafen oder die Rhede irgend einer Insel erzwingen wollten.

»Diese Möglichkeit voraussehend, wende ich mich zu Euch, meine theuren vielgeliebten Unterthanen, meine wackern, frommen Sicilianer! Hier ist eine Gelegenheit, zu zeigen, was Ihr seid. Wachtet auf allen Punkten der Küste und bei dem Erscheinen irgend eines feindlichen Fahrzeuges bewaffnet Euch, eilt nach den bedrohten Punkten und verhindert jede Landung, welche dieser grausame Vernichter, dieser unersättliche Feind die Keckheit haben sollte zu versuchen, und thut, wie Ihr zur Zeit der Einfälle der Barbaresken gethan. Bedenkt, daß die Franzosen beutehungriger und folglich hundertmal unmenschlicher und grausamer sind als jene! Die Militäρχefs, die Linientruppen und die Milizen mit ihren Anführern werden mit uns zur

Vertheidigung unseres Gebiets herbeieilen, und wenn die Feinde zu landen wagen, so werden sie zum zweiten Mal den Muth der braven sicilischen Nation kennen lernen. Zeigt Euch eurer Vorfahren würdig und laßt die Franzosen auf dieser Insel ihr Grab finden.

»Wenn eure Väter zu Gunsten eines anwesenden Königs so tapfer kämpften, mit welchem Muth und Feuer werdet Ihr kämpfen, um euren König, was sage ich, euren Vater zu vertheidigen, welcher mitten unter Euch und an eurer Spitze der erste Kämpfer sein wird, um eure zärtliche Mutter und Monarchin, seine Familie, welche sich eurer Treue anvertraut hat, unsere heilige Religion, die keine andere Stütze hat als Euch, unsere Altäre, unser Eigenthum eure Väter, eure Mütter, eure Gattinnen, eure Kinder zu vertheidigen.

»Werft einen Blick auf mein unglückliches Königreich des Continents. Sehet, welche Excesse die Franzosen dort begehen, und laßt Euch von heiligem Eifer entflammen, denn die Religion selbst, so abgeneigt sie jedem Blutvergießen ist, befiehlt Euch, zu den Waffen zu greifen und diesen räuberischen, unsaubern Feind zurückzuschlagen, welcher, nicht zufrieden, einen großen Theil Europas zu verwüsten, gewagt hat, die Hand an die geheiligte Person des Statthalters Jesu Christi zu legen und gefangen nach Frankreich zu schleppen.

»Fürchtet nichts! Gott wird euren Arm stärken und Euch den Sieg geben. Er hat sich stets für uns erklärt und dies auch schon jetzt bereits gethan.

»Die Franzosen sind von den Oesterreichern und Russen in Italien, in der Schweiz, am Rhein und von unseren treuen Landsleuten in den Abruzzen, in Apulien und in der Terra die Lavoro geschlagen. Wer sie nicht fürchtet, schlägt sie, und ihre früheren Siege sind blos durch Verrath und Niederträchtigkeit zu Stande gekommen.

»Muth daher, meine wackern Sicilier! Ich stehe an eurer Spitze, Ihr werdet unter meinen Augen kämpfen und ich werde die Tapfern belohnen. Auch wir werden uns dann rühmen können, zur Vernichtung der Feinde Gottes, des Thrones und der Gesellschaft beigetragen zu haben.

»Ferdinand B.«

»Palermo, am 15. Mai 1799.«

Dies waren die Ereignisse, welche die Aufhebung der Blockade von Neapel und das Verschwinden der englischen Schiffe bis auf drei herbeigeführt hatten. Die Nachschrift zu einem Briefe Croolinens an Ruffo, vom 17. Mai 1799 datiert, meldet, daß zehn dieser Schiffe schon in Sicht von Palermo sind. Diese Nachschrift lautet:

»Am 17. Mai Nachmittags.

»Nachschrift. Wir haben Nachricht erhalten, daß Neapel und Capua von der französischen Armee geräumt und nur fünfhundert Mann Franzosen in dem Castell San Elmo zurückgeblieben sind. Ich glaube Letzteres aber nicht. Unsere Feinde sind zu klug, um auf diese Weise fünfhundert Mann verloren mitten unter uns zu lassen.

»Daß sie Capua und Gaëta geräumt haben, glaube ich; daß sie irgendwo eine gute Stellung einzunehmen suchen, glaube ich ebenfalls. Was das Castell d'Uovo betrifft, so versichert man, daß es von dreihundert calabresischen Studenten bewacht wird.

»Im Ganzen genommen sind dies gute Nachrichten, besonders wenn man hinzufügt, daß schon zehn englische Schiffe in Sicht von Palermo sind und daß man sie noch diese Nacht oder morgen früh alle beisammen zu sehen hofft. Die größte Gefahr ist also vorüber und ich möchte meinem

Briefe Flügel leihen, damit er Ihnen diese guten Nachrichten um so rascher zutrage.

»Mit der Versicherung meiner unverbrüchlichen Achtung und ewigen Dankbarkeit bleibe ich Ihre wohlgeneigte Freundin

Caroline.«

Vielleicht wird der Leser, in der Meinung, daß ich die beiden Helden unserer Geschichte vergesse, mich fragen, was diese während dieser gewaltigen Ereignisse machten. Sie machten, was die Vögel während des Sturmes machen, sie suchten Schutz und Schirm im Schatten ihrer Liebe.

Salvato war glücklich, Luisa bemühte sich glücklich zu sein.

Unglücklicherweise waren Simon und Andre Backer in die beim Verbrüderungsfeste erlassene Amnestie nicht mit inbegriffen.

Sechstes Capitel.

Der Rebell.

Eines Morgens ward Neapel durch Kanonendonner aus dem Schlafe aufschreckt. Nur drei Schiffe waren, wie wir gesagt, beobachtend auf der Rhede von Neapel zurückgeblieben. Zur Zahl dieser drei Schiffe gehörte die »Minerva«, die früher von dem Admiral Caracciolo, jetzt von einem deutschen Capitän Namens Graf von Thurn geführt ward.

Die Nachricht von dem Erscheinen einer französischen Flotte in dem mittelländischen Meer war der republikanischen Regierung zugegangen und Eleonora Pimentel hatte in ihrem »Moniteur« laut verkündet, daß diese Flotte Neapel zu Hilfe käme.

Caracciolo, welcher nun offen die Partei der Republik ergriffen und der, wie alle Männer von Muth und Redlichkeit, sich nicht bloß halb gab, Caracciolo beschloß die Abwesenheit des größern Theils der englischen Schiffe zu benutzen, um einen Versuch zur Wiedereroberung der Inseln zu machen, welche schon durch Speciale mit Galgen bedeckt waren.

Er wählte einen schönen Maitag, wo das Meer ruhig war, und Neapel verlassen, durch die Batterien des Forts- von Baja und die von Milisoola, gedeckt, ließ er durch seinen linken Flügel die englischen Schiffe angreifen, während er persönlich den Grafen von Thurn angriff, welcher, wie wir bereits bemerkt, die »Minerva«, das heißt die vormalige Fregatte Caracciolo's, commandirte.

Dieser Angriff auf ein Schiff, welches die königliche Flagge trug, lieferte später die Hauptanklage gegen Caracciolo.

Der Wind kam unglücklicherweise von Südost und war den Kanonenschaluppen und kleinen Fahrzeugen der Republik ganz entgegen. Caracciolo enterte zweimal die »Minerva«, die sich aber durch die Wucht ihrer Manövers allemal wieder losriß.

Sein linker Flügel unter dem Commando des früheren Gouverneurs von Castellamare, desselben, welcher der Republik drei Schiffe erhalten und der, obschon er Simone hieß, doch in keinem Verwandtschaftsverhältniß zu dem Sbirren der Königin stand, wollte sich eben Procida's bemächtigen, als der Wind, der sich während des Kampfes erhob, in einen förmlichen Sturm überging und die ganze kleine Flottille zwang, zu wenden und nach Neapel zurückzukehren.

Dieser Kampf, welcher unter den Augen der Neapolitaner stattgefunden, die aus der Stadt herausgreilt, das Gestade von Pausilippo, Pozzuolo und Missena bedeckten, während die Terrassen der Häuser mit Frauen angefüllt waren, welche sich nicht aus der Stadt herausgewagt hatten, gereichte Caracciolo zur größten Ehre, und war für seine Leute ein Triumph. Während er den Engländern einen ersten Verlust zugefügt, waren ihm nur fünf Mann getödtet worden, was bei einem dreistündigen Kampfe ein wahres Wunder zu nennen war.

Allerdings machte man, da es unumgänglich nothwendig war, den Glauben zu verbreiten, daß man gegen die Engländer kämpfen könne, viel Lärm von diesem Scharmützel, welchem die Nationaleitelkeit und besonders der »parthenopäische Moniteur« weit mehr Wichtigkeit beilegte, als es hatte.

Die Folge hiervon war, daß die Kunde von diesem angeblichen Siege bis nach Palermo drang,

den Haß der Königin gegen Caracciolo noch steigerte und ihr bei dem Könige eine Waffe gegen ihn lieh.

Und in der That war von diesem Augenblicke an Caracciolo wirklich ein Rebell, denn er hatte auf die Fahne seines Monarchen geschossen.

Uebrigens votirte die republikanische Regierung, zufrieden mit dem von ihrer jungen Marine unternommenen Versuch, Caracciolo ihren Dank, schenkte den Witwen der während des Kampfes gefallenen Seeleute jeder fünfzig Ducati, und befahl, daß ihre Söhne von dem Vaterlande adoptiert würden und denselben Sold bezögen, den ihre Väter erhalten hatten.

Dies war aber noch nicht Alles. Auf dem Nationalplatze, dem vormaligen Schloßplatze, gab man ein Bankett, zu welchem Alle, welche an der Expedition theilgenommen, mit ihren Familien eingeladen wurden.

Während des Banketts wurden unter den Zuschauern eine Sammlung und eine Subscription veranstaltet, um eine Beisteuer zu den Kosten für Erbauung neuer Schiffe zu erlangen, und schon am andern Morgen machte man mit den ersten bewirkten Einzahlungen sich an's Werk.

Luisa erschien bei keinem dieser patriotischen Feste, bei keinem dieser Banketts, bei keiner der Versammlungen.

Sie hatte gänzlich aufgehört den Solon der Herzogin Fusco zu besuchen, sie blieb stets zu Hause. Ihr einziger Wunsch war, sich vergessen zu machen.

Uebrigens nagte auch Reue an ihrem Herzen. Jene gegen die Backer erhobene Anklage, eine Anklage, welche ihr beigemessen ward, jene Verhaftung, welche die Folge davon gewesen, jenes Damoklesschwert, welches über dem Haupte eines Mannes schwebte, der sich in's Verderben gestürzt, weil er sie zu sehr geliebt — Alles dies war für sie von dem Augenblicke an, wo sie mit ihren Gedanken allein war, ein ewiger Gegenstand der Trauer und der Thränen.

Wir haben gesagt, daß eine letzte Anstrengung gemacht worden, und daß man, um gegen die Sanfedisten zu marschieren, Alles auf die Füße gebracht, was man an aufopferungsfähigen Patrioten aufreiben gekonnt hatte.

Der Abzug der Franzosen hatte jedoch der Republik einen fruchtbaren Schlag versetzt.

Auf sein Corps Neapolitaner reduziert, hatte Hektor Caraffa, der Held von Andria und Trani, sich zu schwach gefunden, um den zahlreichen Feinden zu widerstehen, die ihn umringten, und sich in Pescara eingeschlossen; wo er von Pronio blockiert ward.

Canetti, ehemaliger bourbonischer Officier, den man zum Brigadechef gemacht, war von Fra Diavolo und von Mammone geschlagen worden und verwundet noch Neapel zurückgekommen.

Schipani war mit einer wohl oder übel neuorganisirten Armee durch die Bevölkerungen von Cava, Castellamare und den benachbarten Dörfern angegriffen und besiegt worden und hatte sich erst hinter dem Dorfe Torre del Greco wieder formiert.

Monthonnet endlich, welcher gegen Ruffo marschierte, konnte nicht bis zu diesem gelangen. Von allen Seiten durch die Bevölkerung gedrängt und bedroht, von den Sanfedisten abgeschnitten zu werden, hatte er sich genöthigt gesehen den Rückzug anzutreten, ohne weiter gekommen zu sein, als bis Terra di Bari.

Alle- diese Nachrichten erhielt Salvato, welcher beauftragt vor, Neapel zu hüten und hier mit seiner Calabresischen Legion die Ruhe zu erhalten.

Dieser schwierige Posten, der ihm aber gestattete, über Luisa zu wachen sie alle Tage zu sehen, sie zu ermuthigen, sie zu trösten, war ihm nicht auf seinen Wunsch, sondern wegen seiner

Festigkeit und seines anerkannten Muthes übertragen worden, ebenso wie auch in Folge der innigen Anhänglichkeit, welche Michele zu ihm hatte, der als Volksführer der Republik, indem er ihr diente, oder indem er sie verrieth, großen Nutzen schaffen oder bedeutendes Unheil zufügen konnte.

Zum Glücke aber war Michele fest in seiner Treue. Aus Dankbarkeit Republikaner geworden, blieb er es aus Ueberzeugung.

Das Wunder des heiligen Januarius findet jährlich zweimal statt, abgesehen von den außergewöhnlichen Fällen.

Der Tag des officiellen Wunders nahte und alle Welt fragte sich, ob der heilige Januarius den Sympathien, welche er für die Republik zu erkennen gegeben, auch in dem Augenblicke treu bleiben würde, wo sie, von den Franzosen verlassen, von den Sanfedisten auf so grausame Weise bedroht ward.

Es galt, ob der heilige Januarius eine wichtige Stellung verlieren oder gewinnen würde. Wenn er, wie Rocca Romana, die Patrioten verrieth, so söhnte er sich augenscheinlich mit dem Könige aus und blieb im Falle einer Restauration der Beschützer von Neapel. Blieb er dagegen der Republik treu, so theilte er das Schicksal derselben und fiel oder stand mit ihr.

Alle anderen politischen Fragen wurden bei Seite geschoben, um Platz für die religiösen zu machen.

Salvato theilte, mit der Sorge für die Ruhe der Stadt beauftragt und seiner Calabresen sicher, dieselben strategisch ein, so daß er der Emeute die Spitze bieten konnte ließ aber dem Heiligen gänzlich seinen freien Willen.

Jung, feurig und tapfer bis zur Tollkühnheit hätte er es vielleicht nicht ungern gesehen, wenn er der reaktionären Partei mit einem einzigen Streiche ein Ende hätte machen können, denn es war leicht zu sehen, daß dieselbe aufgeregter und thätiger war als je.

Eines Abends war Michele gekommen, um Salvato zu melden, er habe von Assunta, die es von ihren Brüdern und dem alten Bosso Tomeo gehört, erfahren, daß die Contrerevolution den nächstfolgenden Tag stattfinden und ein Complot nach Art dessen der Backers zum Ausbruch kommen solle.

Salvato traf sofort alle nöthigen Vorkehrungen, befahl Michele, seine Leute unter die Waffen treten zu lassen, nahm fünfhundert Mann von seinen Lazzaroni, um gemeinschaftlich mit seinen Calabresen die aristokratischen Stadttheile zu bewachen, gab ihm tausend Calabresen, um mit seinen Lazzaroni die alten Stadttheile zu hüten, und wartete ruhig, bis die Reaction ein Lebenszeichen geben würde.

Die Reaction verhielt sich stumm, bei Tagesanbruch aber und ohne daß man es wußte, wie oder durch wen es geschehen, fand man über tausend Häuser mit einem rothen Kreuz bezeichnet.

Es waren dies die Häuser, welche man blos zur Plünderung bestimmt.

An den Thüren von drei- oder vierhundert Häusern war das rothe Kreuz noch mit einem schwarzen Zeichen versehen, welches fast aussah wie der Punkt über dem i.

Dies waren die Häuser, deren Bewohner niedergemetzelt werden sollten.

Diese Drohungen, welche auf einen unversöhnlichen Krieg hindeuteten, waren bei Salvato schlecht angewendet, denn feine wilde Tapferkeit ward durch Hindernisse allemal blos noch mehr angestachelt und zertrümmerte dieselben, selbst auf die Gefahr hin, von ihnen zertrümmert zu werden.

Er begab sich zu dem Directorium, welches auf seinen Antrag befahl, daß alle waffenfähigen Bürger, mit Ausnahme der Lazzaroni, gezwungen würden, in die Nationalgarde einzutreten, und erklärte, daß auch alle Beamte, mit Ausnahme der Mitglieder des Directoriums, welche genöthigt wären, auf ihrem Posten zu bleiben, und der vier Minister, ebenfalls in die Listen der Nationalgarde eingetragen werden würden, denn gerade diesen, welche durch ihr Amt an die Regierung gefesselt wären, käme es zu, in der ersten Reihe zu kämpfen und mit dem Beispiel des Muthes und des Patriotismus voranzugehen.

Dann ließ Salvato, nachdem ihm unbeschränkte Vollmacht zur Unterdrückung der Revolte ertheilt worden, über dreitausend Personen festnehmen, unter deren Zahl sich auch der dritte Bruder des Cardinals Ruffo befand.

Die dreihundert hervorragendsten dieser Gefangenen ließ er nach dem Castell Nuovo oder nach dem Castello d'Uovo bringen und diese Forts unterminieren, um sie, wenn es nicht mehr möglich wäre, sie zu vertheidigen, mit den Gefangenen in die Luft sprengen zu lassen.

Dann gab er zu verstehen, daß er die Absicht hätte, unter der Stadt mit Pulver gefüllte Röhren legen zu lassen, damit die Royalisten begriffen, daß es sich nicht um einen Kampf mit Galanteriewaffen, sondern um einen Vertilgungskrieg handle und daß für sie und die Republikaner in dem Falle, daß der Cardinal Ruffo hartnäckig versuchen solle, Neapel wiederzunehmen, keine andere Hoffnung bliebe als ein und derselbe Tod.

Endlich ergriffen abermals auf Antrieb Salvato's, dessen glühende Seele sich in feurigen Zungen kundzugeben schien, sämtliche patriotische Gesellschaften zu den Waffen, wählten Officiere und zu ihrem Commandanten einen tapferen Schweizer Oberst Namens Joseph Weiß, der früher im Dienste der Bourbons gestanden, auf dessen Wort aber man sich verlassen konnte.

Mitten unter allen diesen Ereignissen nahte der Tag des Wunders heran.

Es war leicht zu begreifen, mit welcher Ungeduld dieser Tag von den Bourbonisten erwartet ward und mit welcher Angst die Patrioten von schwachem Gemüth ihn kommen sahen.

Branchen wir wohl erst zu sagen, von welcher Unruhe während aller dieser verschiedenen Vorgänge das Herz der armen Luisa gemartert ward, die nur in Salvato und durch Salvato lebte, welcher selbst nur durch ein Wunder mitten unter den Dolchen, welchen er schon einmal auf so wunderbare Weise entronnen, am Leben war und welcher auf alle angstvollen Aeußerungen seiner Geliebten antwortete :

»Beruhige Dich, theure Luisa. Das Klügste in Neapel ist der Muth.«

Obgleich Luisa schon seit langer Zeit nicht mehr ausging, war sie doch an dem Tage, wo das Wunder geschehen sollte, mit Tagesanbruch in der Kirche Santa Chiara und betete am Geländer des Altars. Unterricht und Bildung hatten in ihr das neapolitanische Vorurtheil nicht auszurotten vermocht. Sie glaubte an den heiligen Januarius und an dessen Wunder.

Nur betete sie, indem sie um das Wunder betete, für Salvato.

Der heilige Januarius erhörte sie.

Kaum waren das Directorium, der gesetzgebende Körper und die öffentlichen Beamten, mit ihren Uniformen bekleidet, in die Kirche getreten, kaum hatte die Cavallerie und Infanterie der Nationalgarde sich an dem Portal aufgestellt, als das Wunder auch schon geschah.

Der heilige Januarius war sonach in seiner Meinung festgeblieben und immer nach Jakobiner.

Luisa kehrte nach Hause zurück, indem sie den heiligen Januarius segnete und mehr als je an seine Macht glaubte.

Siebentes Capitel.

Aus welchen Elementen die sanfedistische Armee bestand.

Wir haben, wie man sich erinnern wird, den Cardinal Ruffo in Altamura zurückgelassen. Nach einer vierzehnstündigen Rast setzte er sich am 24. Mai wieder in Marsch und passierte nach der Reihe Gravina, Paggio, Ursino, Spinazzola, Venosa, die Vaterstadt des Horaz, dann Melsi, Ascoli und Bavino.

Man erlaube dem, welcher diese Zeilen schreibt, einen Augenblick bei einer Episode zu verweilen, in Folge deren die Geschichte seiner Familie mit der Geschichte von Neapel verflochten wird.

Während seines Verweilens in Altamura erhielt der Cardinal von dem gelehrten Dolomieu einen von Brindisi datierten Brief.

Der Schreiber des Briefes war Gefangener in der Festung dieser Stadt und zwar zugleich mit dem General Manscourt und dem General Alexander Dumas, meinem Vater.

Die Sache war folgendermaßen zugegangen:

Der General Alexander Dumas hatte in Folge seiner Veruneinigung mit Bonaparte um Erlaubniß nachgesucht, nach Frankreich zurückzukehren, und dieselbe auch erhalten.

Demgemäß ging er am 9. März 1799, nachdem er ein kleines Fahrzeug gemiethet und in dasselbe seine beiden Freunde, den General Manscourt und den gelehrten Dolomieu, als Passagiere aufgenommen, von Alexandrien ab.

Das Schiff hieß »die schöne Malteserin«. Der Capitän war ein Malteser und man segelte unter neutraler Flagge.

Der Capitän hieß Felix.

Das Schiff bedurfte einiger Reparaturen. Man war übereingekommen, daß dieselben im Namen dessen bewirkt würden, der es gemiethet. Die Sachverständigen schlugen dieselben aus sechzig Louisdor an, der Capitän Felix erhielt deren hundert, sagte, er habe die Reparaturen vornehmen lassen und auf diese Versicherung hin segelte man ab.

Die Reparaturen waren aber nicht bewirkt worden.

Ungefähr vierzig Meilen von Alexandrien hatte das Schiff angefangen Wasser zu ziehen. Unglücklicherweise war es in Folge des widrigen Windes unmöglich, in den Hafen zurückzukehren welchen man so eben verlassen. Man beschloß daher, so viel Segel als möglich beizusetzen, nur ward das Schiff, je schneller es ging, auch desto härter angegriffen.

Am dritten Tage war die Situation eine beinahe verzweifelte. Man begann damit, daß man die zehn Kanonen, welche die Vertheidigung des Schiffes bildeten, ins Wasser warf, dann neun arabische Pferde, welche der General Dumas mit nach Frankreich nehmen wollte, dann eine Ladung Kaffee und endlich sogar die Koffer der Passagiere.

Trotz dieser Erleichterung sank das Schiff immer tiefer. Glücklicherweise befand man sich am Eingange des adriatischen Meeres und man kam überein, in den nächsten Hafen, nämlich Tarent, einzulaufen.

Am zehnten Tage erblickte man endlich Land. Es war die höchste Zeit. Noch vierundzwanzig Stunden und das Schiff wäre unrettbar gesunken.

Die Passagiere welche seit ihrem Verweilen in Egypten von allen Nachrichten aus Europa abgeschnitten gewesen, wußten nicht, daß Neapel mit Frankreich in Krieg war.

Man ging an einer kleinen Insel vor Anker, welche ungefähr eine halbe Seemeile von Tarent entfernt war. Von dieser Insel hatte der General Dumas den Patron des Schiffes an den Gouverneur der Stadt abgeschickt, um ihn von der Bedrängniß der Passagiere in Kenntniß zu setzen und um Hilfe zu bitten.

Der Capitän brachte von dem Gouverneur von Tarent eine mündliche Antwort zurück, durch welche die Franzosen aufgefordert wurden, ohne alle Befürchtung aufs Land zu kommen.

Demzufolge setzte »die schöne Malteserin« sich wieder in Bewegung und lief eine halbe Stunde später in den Hasen von Tarent ein.

Die Passagiere stiegen einer nach dem andern ans Land, wurden visitiert, in ein und dasselbe Zimmer gepfercht und hier erklärte man ihnen endlich, daß sie Kriegsgefangene seien.

Am dritten Tage gab man den drei vornehmsten Gefangenen, das heißt dem General Manscourt, Dolomieu und dem General Dumas, ein besonderes Zimmer.

Nun schrieb Dolomieu sowohl in seinem Namen als in dem seiner Genossen an den Cardinal Ruffo, um sich bei ihm über die Verletzung des Völkerrechtes zu beschweren und ihn von dem Verrath in Kenntniß zu setzen, dessen Opfer sie geworden.

Der Cardinal antwortete, daß er, ohne sich weiter in eine Diskussion einzulassen, ob der König von Neapel das Recht habe, Dolomieu, die beiden Generale und ihre übrigen Genossen gefangen zu halten, ihm bloß melden wolle, daß es ihm unmöglich sei, ihm freie Durchreise zu Lande zu bewilligen, denn es stünde ihm keine Escorte zu Gebote, welche stark und muthig genug wäre, zu verhindern, daß die Reisender auf dem Wege durch Calabrien, welches seinem ganzen Umfange nach sich gegen die Franzosen erhoben, ermordet würden. Was die Rückreise nach Frankreich zur See beträfe, so könne er diese ohne Erlaubniß der Engländer auch nicht verbürgen und es bliebe ihm daher weiter nichts übrig, als die Sache dem König und der Königin anheimzugeben.

Als guten Rath fügte er hinzu, daß er die Generale Manscourt und Alexander Dumas aufforderte, mit den Obergeneralen der Armer von Neapel und Italien wegen ihrer Auswechslung gegen den Oberst Boccheciampe, der soeben gefangengenommen worden, zu unterhandeln, und erklärte, es läge dem König von Neapel an dem Signor Boccheciampe weit mehr als an allen anderen in Frankreich oder Italien gefangengehaltenen neapolitanischen Generalen zusammengenommen.

Auf dieser Basis wurden demzufolge die Unterhandlungen eröffnet. Es dauerte jedoch nicht lange, so erfuhr man, daß Boccheciampe, der in dem Gefecht, bei welchem er gefangengenommen ward, verwundet worden, in Folge seiner Wunden gestorben war.

Diese Nachricht schnitt die Unterhandlungen mit einem Male ab.

Einen Monat später wurden der General Manscourt und der General Dumas nach dem Schloß von Brindisi gebracht.

Was Dolomieu betraf, so ward er, als Neapel wieder in die Gewalt des Königs fiel, in die Kerker von Neapel gebracht und daselbst mit der äußersten Strenge behandelt.

Eines Tages, als er seinen Kerkermeister um einige Erleichterung seiner traurigen Lage bat,

weigerte dieser sich zu thun, was der berühmte Gelehrte von ihm begehrte.

»Aber,« sagte Dolomieu, sich fühle, daß, wenn diese 88 Behandlung so fortdauert, ich nur noch wenige Tage zu leben haben werde.«

»Was geht das mich an?« antwortete ihm der Kerkermeister. »Ich bin bloß für eure Knochen verantwortlich.«

Bonapartes Bitten entrissen Dolomieu nach der Schlacht von Marengo seiner Gefangenschaft; er kam aber bloß nach Frankreich zurück, um daselbst zu sterben.

Am zweiten Tage nach der Ankunft des Generals Dumas in dem Schlosse von Brindisi, während er ausruhend am offenen Fenster auf seinem Bett lag, kam ein kleines Paket durch das Eisengitter dieses Fensters geflogen und fiel mitten im Zimmer auf den Fußboden nieder.

Der Gefangene richtete sich empor und hob das Paket auf.

Es war mit Bindfaden umschnürt. Er durchschnitt diese Umschnürung und sah nun, daß das Paket zwei Bücher enthielt. Diese beiden Bücher führten den Titel: »Der Feldarzt« von Tissot.

Auf einem kleinen zwischen das erste und zweite Blatt hineingeschobenen Zettel standen die Worte. »Von den calabresischen Patrioten. Siehe das Wort *Gift*.«

Der General schlug das bezeichnete Wort auf; es war doppelt unterstrichen.

Er begriff, daß sein Leben bedroht war. Er versteckte die beiden Bände, weil er fürchtete, daß man sie ihm wegnehmen würde, las aber den ihm empfohlenen Artikel oft genug, um die auf die verschiedenen Arten von Vergiftung, welche man an ihm versuchen könnte, anwendbaren Mittel auswendig zu lernen.

Wir haben in unserer Erzählung bereits eine von dem General Dumas selbst geschriebene Geschichte seiner Gefangenschaft veröffentlicht. Nach neun gegen ihn unternommenen Vergiftungsversuchen gegen den General Mack, denselben, den wir in dieser Geschichte figurieren gesehen, ausgewechselt, kam er nach Frankreich zurück, um hier am Magenkrebs zu sterben.

Was den General Manscourt, den man durch seinen Tabak vergiftet, betraf, so ward er irrsinnig und starb in seinem Gefängniß.

Obschon diese Episode nur schwach mit unserer Geschichte zusammenhänge, so haben wir sie, doch miterzählt, weil wir sie für würdig halten, im dritten Felde unseres Gemäldes zu figurieren.

Bei der Ankunft in Spinazzola erhielt der Cardinal Ruffo Nachricht, daß vierhundertfünfzig Mann Russen unter den Befehlen des Capitäns Bailly in Manfredonia ans Land gestiegen seien. Sie hatten elf Stück Geschütze bei sich.

Der Cardinal schrieb augenblicklich, daß man es dieser kleinen Truppe, welche, so schwach sie auch war, doch ein großes Reich repräsentierte und engagirte, an nichts fehlen lassen solle und daß man sie mit aller der Rücksicht empfinde, welche den Soldaten des Kaisers Paul des Ersten gebühre.

Am 29. Mai Abends langte der Cardinal in Melsi an, wo er Halt machte, um das Fest des heiligen Ferdinand zu feiern und seine Armee einen Tag rasten zu lassen.

»Die Vorsehung wollte,« sagt sein Biograph, »die Vorsehung wollte, daß, um das Fest noch glänzender zu machen, in Melsi plötzlich der Capitän Achmet erschien, welcher durch Cadi Bey von Corfu abgesendet worden und Briefe von dem Commandanten der ottomanischen Flotte überbrachte, welche meldeten, daß der Großvezier definitiv Befehl gegeben habe, dem König

beider Sicilien, dem Bundesgenossen der hohen Pforte, mit allen Streitkräften, über die man verfügen könnte, beizustehen.

Demzufolge kam er, um zu fragen, ob es nicht möglich sei, in Apulien einige tausend Mann an's Land zu setzen, um sie dann in Verbindung mit den Russen gegen die neapolitanischen Patrioten marschieren zu lassen.

Die Vorsehung thut für den Cardinal fast zu viel. Obschon seine römische Erziehung ihn ziemlich frei von Vorurtheilen gelassen, so konnte er sich doch eines gewissen Bedenkens nicht erwehren, das Kreuz des Christenthums und den Halbmond des Islam neben einander marschieren zu lassen, abgesehen von den ketzerischen Engländern und den schismatischen Russen.

Seit Manfred war so etwas nicht wieder da gewesen, und man weiß, daß die Sache Manfred sehr übel bekommen war.

Der Cardinal antwortete daher, die angebotene Hilfe werde sehr nützlich vor Neapel in dem Falle sein, daß die rebellische Stadt hartnäckig in ihrer Religion beharrte. Der Weg zu Lande am Strande des adriatischen Meeres sei lang und unbequem, dagegen aber werde Alles sich leicht machen lassen, wenn die Türken den Seeweg einschlagen und sich von Corfu in den Golf von Neapel begeben wollten.

Dies würde sich binnen wenigen Tagen ausführen lassen, besonders im Monat Mai, welcher für die Schifffahrt im mittelländischen Meere die allergünstigste sei.

Im Vorüberfahren könne die türkische Flotte übrigens Palermo anlaufen und dort mit dem General Nelson und den König Ferdinand alles Weitere besprochen werden.

Diese Antwort ward dem Abgesandten überbracht, welchen der Cardinal zu Tische lud.

Hier aber trat ein anderes Hindernis oder vielmehr eine andere Verlegenheit zu Tage. Die zu dem Gefolge des Capitäns Achmet gehörenden türkischen Officiere tranken keinen Wein oder sollten vielmehr keinen trinken.

Der Cardinal kam auf die Idee, die Schwierigkeit dadurch zu heben, daß er ihnen Branntwein vorsetze, die Türken aber, welche wußten, um was es sich handelte, beseitigten die Schwierigkeit auf noch einfachere Weise, als der Cardinal, indem sie sagten, daß sie, da sie kamen um Christen zu vertheidigen, sie auch ebenso Wein trinken könnten, wie diese.

In Folge dieser Uebertretung, wir wollen nicht sagen der Gesetze, sondern der Rathsschläge Mohammed's — denn dieser verbietet den Wein nicht, sondern rath bloß von dem Genuß desselben ab — war das Mahl ein sehr heiteres und man konnte gleichzeitig auf die Gesundheit des Sultans Selim und des Königs Ferdinand trinken.

Am 31. Mai mit Tagesanbruch marschierte die sanfedistische Armee von Melsi ab, passierte Ofunto und kam in Ascoli an, wo der Cardinal den Capitän Bailly, welcher die Russen commandirte, einen geborenen Engländer, empfing. Vierhundertfünfzig Mann Russen waren glücklich in Montecalvello angelangt und hatten sich hier sofort in einem verschanzten Lager festgesetzt, welchem sie den Namen des Fort Saint-Paul gegeben.

Man hielt eine Berathung und kam überein, daß der Commandant Bailly sofort nach Montecalvello zurückkehren, und daß der Oberst Carbone mit drei Bataillonen Linie und einer Abtheilung calabresischer Chasseurs den russischen Truppen als Avantgarde dienen sollte.

Ein Specialcommissär Namens Apa war mit der Lieferung der Lebensmittel beauftragt und ihm dabei ganz besonders eingeschärft, es den guten Bundesgenossen des Königs Ferdinand an

nichts fehlen zu lassen.

Der Commandant seinerseits versprach, an der Brücke von Bovino, wo der Cardinal am 2. Juni ankommen sollte, eine Escorte von dreißig Mann russischer Grenadiere zurückzulassen, welche dem Cardinal als Ehrengarde dienen sollten. Dies geschah auch.

Der Cardinal nahm sein Absteigquartier in dem Palaste des Herzogs Bovino und traf hier den Baron Don Luis de Riseis, welcher in seiner Eigenschaft als Adjutant Pronio's ihm entgegenkam.

Zum ersten Male erhielt der Cardinal nun genaue Nachrichten aus den Abruzzen. Erst jetzt erfuhr er die drei Siege, welche die Franzosen und die neapolitanische Legion in San Severo, in Andria und in Trani davongetragen; gleichzeitig aber erfuhr er auch ihren raschen Rückzug, welcher durch die Abberufung Macdonalds veranlaßt worden.

Die in den Abruzzen in den Provinzen Chieti und Teramo operierenden Royalistenchefs verlangten von dem Generalvicar weitere Befehle und Instructionen.

Diese, welche sie durch Vermittlung des Barons Don Luis de Riseis erhielten, lauteten dahin, daß Pescara, wo der Graf von Ruvo sich eingeschlossen, eng blockiert werden solle. Diejenigen Truppen, über welche sie außer den zu dieser Blockade erforderlichen disponieren könnten, sollten gegen Neapel marschieren und ihre Bewegungen mit denen der sanfedistischen Armee vereinigen.

Was die Terra di Lavoro betraf, so befand sich dieselbe vollständig in der Gewalt Mammone's, den der König in seinen Briefen »Mein lieber General und Freund« nannte und Fra Diavolo's, dem die Königin einen Ring mit ihrer Namenschiffre und eine Locke von ihrem Haar schickte.



Achtes Capitel.

Königliche Correspondenz.

Aus der Proclamation des Königs hat man den Zustand ersehen, in welchen die Nachricht von dem Einlaufen der französischen Flotte in das mittelländische Meer den Hof von Palermo versetzt hatte.

Wir werden in diesem Capitel unseren Lesern mehrere Briefe der Königin vorlegen. Diese Briefe werden das Gemälde der königlichen Befürchtungen vollständig machen und gleichzeitig einen genauen Begriff von der Art und Weise geben, auf welche Caroline die Dinge ihrerseits ins Auge faßte.

17. Mai.

»Ich schreibe Ihnen , Eminenz , um Sie von den guten und schlimmen Nachrichten, die wir erhalten haben, in Kenntniß zu setzen.

»Um mit den schlimmen zu beginnen, werden Sie bereits wissen, daß die französische Flotte, welche Brest am 25. April verlassen, die Meerenge von Gibraltar passiert und am 5. Juni in das mittelländische Meer eingelaufen ist, trotz der Wachsamkeit der englischen Flotte, deren Commandant sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das Directorium habe eine Expedition nach Irland beschlossen, und der in der Meinung, daß die Flotte diesen Weg einschläge, sich weiter nicht darum bekümmert hat.

»Es ist aber Thatsache, daß sie die Meerenge passiert hat und sowohl an Linienschiffen und anderen Fahrzeugen fünfunddreißig Segel stark ist.

»In der Hoffnung oder in der Gewißheit, daß die französische Flotte nicht zwei englische täuschen würde, und daß die von dem Admiral Bridgeport und dem Admiral Jarvis bewachte Meerenge von Gibraltar ihr verschlossen wäre, hatte Lord Nelson sein Geschwader so getheilt und vereinzelt, daß er mit einem einzigen Schiffe und einem portugiesischen Fahrzeug , das heißt zwei gegen zwei- oder dreiundzwanzig sich in Palermo befand.

»Dies hat uns, wie Sie sich leicht denken können, ein wenig Unruhe gemacht und es wurden sofort Boten nach allen Richtungen hin entsendet, um bei Palermo so viele Schiffe als möglich zu vereinigen.

»Man wird deshalb ganz oder theilweise die Blockade von Neapel und Malta aufheben, weil Nelson soviel Verstärkung als möglich an sich ziehen muß, um uns vor einem Bombardement oder einem Handstreich zu schützen.

»Da jetzt jedoch schon elf Tage vergangen sind, ohne daß man ein französisches Segel wahrgenommen, so beginne ich zu hassen, daß das republikanische Geschwader nach Toulon gegangen ist, um Landungstruppen einzunehmen, und daß es folglich dem des Grafen von Saint-Vincent Zeit lassen wird, sich mit dem des Lord Nelson zu vereinigen, und daß die beiden vereinigten Geschwader dann den Franzosen nicht blos Widerstand leisten, sondern daß sie dieselben auch schlagen können werden.

»Was mich betrifft, so glaube ich für meine Person, daß die französische Expedition den

Zweck hat, die Belagerung von Malta aufzuheben, von da nach Egypten zu gehen, dort Bonaparte abzuholen und ihn nach Italien zurückzuführen.

»Wie dem aber auch sein möge, so hat diese Nachricht uns in große Unruhe versetzt.

»Vielleicht wäre es auch möglich, daß die französische Flotte, während sie jedenfalls die Blockade von Neapel beseitigt, dann direct nach Constantinopel geht, um den Russen und den Türken eine verhängnißvolle Diversion zu machen.

»Ferner ist auch noch die Möglichkeit vorhanden, daß die französische Flotte die Mission hat, die Blockade von Neapel aufzuheben, dort die französischen Treppen an Bord zu nehmen, denselben noch einige tausend Mann unserer Fanatiker beizugeben, dann einen Angriff aufs Sicilien zu machen.

»Da alle diese Operationen aber Zeit erheischen, so werden auch wir Zeit haben, das Geschwader Nelsons zusammenzuziehen, welcher seine Vereinigung mit dem Grafen Saint-Vincent bewirken und dann im Stande sein wird, die Franzosen mit gleichen Kräften zu bekämpfen.

»Die einzige Furcht ist jetzt, daß die Flotte von Cadix, welche nicht blockiert und folglich in ihren Bewegungen frei ist, die Zahl unserer Feinde vermehre,

»Meine persönliche Meinung ist nämlich, daß die Franzosen Alles, was in ihren Kräften steht, thun werden, um zu diesem Resultat zu gelangen.

»Möge dem jedoch sein, wie ihm wolle, so werden wir in einigen Tagen wissen, was wir zu fürchten oder zu hassen haben. Auf alle Fälle wird, wenn wir so glücklich sind, dieses Geschwader zu schlagen, Alles beendet sein, da ja die Franzosen uns kein anderes entgegenzustellen haben. Wer aber kann sagen, was geschehen wird, wenn es uns überrumpelt, ehe Nelson und der Graf Saint-Vincent ihre Vereinigung bewirkt haben?

»Um nun auf die guten Nachrichten zu kommen, melde ich Ihnen, daß wir durch eine am 5. von Livorno abgegangene englische Fregatte erfahren haben, daß die französische Armee bei Lodi in einer der blutigsten Schlachten fast gänzlich vernichtet worden ist. Die Kaiserlichen sind in Folge dieses Sieges, ohne auf Widerstand zu stoßen, unter dem Jubelrufe des Volkes, welches den französischen Gouverneur beschimpft und gehohlet hatte, in Mailand eingezogen.

»Eben so haben unsere Bundesgenossen Ferrara und Bologna genommen, wo die Russen Alle die den unschuldigen Großherzog und seine Familie beleidigt, über die Klinge haben springen lassen. Am 5. Morgens, demselben Tage, wo die Fregatte von Livorno abging, sollte die kaiserliche Armee ihren Einzug in Florenz halten und den Großherzog dahin zurückführen.

Ueberdies marschirt eine österreichische Colonne nach Genua und eine andere nach Piemont, in dessen Festungen die Franzosen sich zurückgezogen haben.

»Noch allen diesen Siegen bleiben unseren Bundesgenossen unter dem General Strafoldo noch 40.000 Mann frische Truppen, welche, wie ich hoffe, hinreichen werden, um Italien bald zu befreien.

»Ich lasse in diesem Augenblick ein Bulletin über alle diese Ereignisse aussetzen, und werde, sobald es gedruckt ist, Ihnen einige Exemplare davon zusenden. Ebenso sende ich Ihnen zwei Exemplare von der Proclamation, die der König an die Sicilianer erlassen und die man in der Provinz verbreiten wird, weil wir in diesem Augenblick in der Hauptstadt die Leidenschaften nicht allzusehr aufregen wollen.

»Brauche ich Ihnen zu sagen, daß ich Nachrichten von Ihnen mit der größten Ungeduld

erwarte? Alles, was Sie thun, erweckt durch die Tiefe des Gedankens und die Weisheit der Maximen meine Bewunderung. Dennoch aber muß ich Ihnen sagen, daß ich nicht ganz Ihrer Meinung bin, das heißt was das Dissimuliren und Vergessen den Anführern der Brigands gegenüber betrifft, besonders wenn Sie so weit gehen, dieselben durch Belohnungen erkaufen zu wollen.

»Der Grund dieser Meinungsverschiedenheit liegt nicht etwa in Rachsucht, denn diese Leidenschaft ist meinem Herzen unbekannt, und wenn ich dennoch spreche, als ob ich mich rächen wollte, so sprech ich so im Gefühl der Verachtung und der Geringschätzung, welche ich gegen diese Bösewichter hege, die nicht verdienen, für unsere Sache gewonnen oder erkauf zu werden, sondern die eher von der übrigen Gesellschaft abgesondert werden sollten, weil sie auf diese nur schädlich einwirken. Die Beispiele von Nachsicht, Verzeihung und besonders Belohnung werden, weit entfernt, einer so verdorbenen Nation²⁸ Frederici u.s.w. mit dem Tode bestraft werden müssen.

»Was die anderen betrifft, so müssen sie alle in die Verbannung geschickt werden, nachdem sie zuvor ihr Wort darauf gegeben, nie wiederzukehren. Kehren sie jemals wieder, so sind sie dann aus Lebenszeit in ein Gefängniß zu bringen und ihre Güter zu confisciren.

»Diese Leute werden die Streitkräfte der Franzosen nicht vermehren, denn sie werden weder den Muth noch die Energie haben, mit den Franzosen zu kämpfen.

»Aus demselben Grunde der Feigheit werden sie auch die Zahl unserer Uebel nicht vermehren, und wir befreien uns auf diese Weise von keiner schädlichen, treulosen Rotte, welche sich doch niemals uns wieder aufrichtig zuwenden würde. Der Verlust einiger tausend derartiger Schurken ist eine Wohlthat für den Staat, der sich ihrer entledigt, und diese bewirken sie nicht auf Denunciation hin, sondern auf Thatsachen auf die den Feinden des Königs und des Vaterlandes geleisteten Dienste und mit denselben unterzeichneten Verträge. Bewirken Sie diese Entledigung ohne Unterschied und ohne Ansehen des Ranges und Geschlechtes unter dem Adel, unter dem mezzo ceto, ohne Rücksicht auf die Familien oder sonst etwas. Fort damit nach Amerika, oder wenn die Kosten zu groß wären, nach Frankreich.

»Sind dann die Einen todt und die Anderen in die Verbannung geschickt, so können wir die an uns verübten Unwürdigkeiten zu vergessen suchen. Vor allen Dingen aber und besonders im Anfange halte ich die äußerste Strenge für höchst nothwendig, denn es ist nicht bloß eine Felonie, sich einen andern Souverän gegeben zu haben, sondern auch ein Umsturz aller Principien der Religion und das Vergessen aller Pflichten derselben.

»Ich glaube daher, jede Nachricht würde verderblich sein, denn die Verbrecher würden darin eine Schwäche sehen, während das Volk, dessen Treue keinen Augenblick lang wankend geworden, sie als eine Ungerechtigkeit betrachten würde.

»Um der zukünftigen Ruhe und Sicherheit des Staates willen entferne man, wie ich nochmals sage, in durchgreifender Weise dieses Gesindel, dessen Beseitigung, ohne die Streitkräfte Frankreichs zu vermehren, wenigstens unsere Ruhe sichert. Dies ist meine so feste Ueberzeugung, daß ich es lieber nicht versuchen würde, Neapel wieder zu nehmen, sondern lieber imposante Streitkräfte erwarten möchte, um mich der Stadt mit Sturm zu bemächtigen und ihr dann jene Säuberung auszulegen, welche allein unsere künftige Ruhe sichern kann.

»Wenn Sie heute noch nicht die nothwendigen Kräfte haben, um so verfahren zu können, so würde ich es vorziehen, in meine Hauptstadt so lange dieser Ansteckungsstoff darin vorhanden ist, noch nicht zurückzukehren. Die österreich-russischen Armeen nähern sich Neapel. Mir wäre

lieber gewesen, wenn unsere Russen allein gekommen wären und wenn wir mit diesen das Königreich wieder erobert hätten.

»Auf alle Fälle aber ist mein Rath der, die Hilfe anzunehmen, komme sie woher sie wolle.

»Von welcher Seite auch dieser Beistand kommen möge, so darf man, sobald Neapel wieder genommen ist, den Leuten, welche die alleinige Ursache des Verlustes des Königreiches sind, um keinen Preis verzeihen.²⁹

»Sie werden entschuldigen, Eminenz, wenn ich so hartnäckig auf der Bestrafung der Schuldigen bestehe; es liegt mir aber, damit Sie nicht später Unkenntniß meines Willens vorschützen können, viel daran, Ihnen meine Absichten und Meinungen auszusprechen. Nach Allem hoffe ich, daß Sie, Eminenz, nun wissen, was Sie zu thun haben und daß Sie es auch thun werden.

»Sie dürfen nicht glauben, daß ich ein schlechtes Herz, oder ein tyrannisches Gemüth, oder eine rachsüchtige Seele habe. Ich bin bereit, die Schuldigen wieder aufzunehmen und ihnen zu verzeihen, nur bin ich überzeugt, daß dies zu dem abermaligen Verlust des Königreiches führen würde, während es durch gerechte Strenge gerettet werden kann.

»Leben Sie wohl; ich wünsche lebhaft bald Nachrichten von Ihnen zu empfangen und daß diese Nachrichten gut seien.

»Ich bin mit wahrer Achtung und Dankbarkeit Ihre ewige und wohlgeneigte Freundin

Caroline.«

Die Nachrichten, welche Caroline von dem Cardinal erwartete, waren in der That gut. Der Cardinal hatte seinen Marsch auf Neapel weiter fortgesetzt, sich, wie wir bereits erzählt, mit den Russen und den Türken vereinigt, und welche Vereinigung mit den Patrioten auch vorbereitet werden mochte, so stand doch nicht zu bezweifeln, daß über lang oder kurz Neapel wieder genommen werden würde.

Dies hatte Alle mit solcher Zuversicht erfüllt, daß der Herzog von Calabrien sich endlich entschloß, sich auch mit an dem Kampfe zu betheiligen. Seine erhabenen Aeltern hatten ihn Nelson anvertraut und er sollte seinen ersten Feldzug unter englischer Flagge gegen die Fahne der Republik versuchen.

Man wird aus einem anderweiten Brief der Königin sogleich ersehen, welche Ereignisse zu ihrem großen Bedauern den jungen Prinzen abhielten, den ganzen Ruhm und die ganze Popularität zu erlangen, welche man von dieser Expedition erwartete.

Der zweite Brief der Königin erscheint uns nicht weniger denkwürdig und fast noch charakteristischer als der erste:

»14. Juni 1799.

»Diesen gegenwärtigen Brief werden Sie, Eminenz, aller Wahrscheinlichkeit nach in Neapel empfangen, das heißt nachdem Sie das Königreich wieder erobert haben.

»Das Verhängniß, welches stets gegen uns ist, hat gestern die englische Flotte, welche nach Neapel abgegangen war, genöthigt, nach Palermo zurückzukehren. Beim schönsten Wetter und besten Wind den Hafen verlassend, nahm sie gegen elf Uhr Morgens Abschied von uns und um vier Uhr Nachmittags hatte man sie aus dem Gesicht verloren. Es stand mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß wenn der Wind günstig bliebe, sie heute in Procida sein würde. Zum Unglück stieß man zwischen den Inseln und Capri auf zwei Verstärkungsschiffe, welche dem Admiral

meldeten, daß die französische Flotte Toulon verlassen habe und nach den Südküsten Italiens steuerte.

»Es ward sofort ein Kriegs Rath gehalten und Nelson erklärte dabei, seine erste Pflicht sei, Sicilien zu schützen, und, nachdem er sich der Landungstruppen und der Artillerie entledigt, dem Feind entgegenzusegeln und ihn anzugreifen.

In Folge dieses Beschlusses ist Nelson heute Abend in aller Eile nach Palermo zurückgekehrt, um die eben erwähnte Landung zu bewirken und dann sofort wieder in See zu stechen.

Denken Sie sich, welch' eine Enttäuschung dieses für uns ist. Was ich auch sagen möchte, so würde ich Ihnen doch keinen vollständigen Begriff davon zu geben im Stande sein. Das Geschwader war schön, imposant und prächtig, und wurde mit seinen vielen Transportschiffen den größten Eindruck gemacht haben. Mein Sohn, der sich mit ihm eingeschifft, um seine erste Expedition zu machen, war ganz begeistert.

»Die Briefe, welche ich am 11. und 12. von Procida erhalten, sagen mir, daß die Bombe nahe daran ist zu platzen. Der Mangel an Lebensmitteln und an Wasser muß die Uebergabe beschleunigen. Ihnen, Eminenz überlasse ich die Sorge, Alles zu leiten und zu führen.

»Eben so wie Sie wünsche auch ich, daß man so wenig als möglich Blut vergießt und plündern denn ich bin überzeugt, daß die Neapolitaner sich nicht vertheidigen werden. Was die rebellischen Classen betrifft, so haben dieselben keinen Muth, und das Volk, welches allein dessen gezeigt hat, ist für die gute Sache. Ich glaube daher, daß Sie Neapel ohne große, ja vielleicht ohne alle Mühe wiedernehmen werden.

Das einzige Fort San Elmo mit seinen Franzosen stört mich. An Ihrer Stelle Eminenz, würde ich dem Commandanten mit dem Bedeuten, binnen vierundzwanzig Stunden zu antworten, folgenden Vorschlag machen:

»Entweder er ergibt sich noch im Laufe desselben Tages und zieht unter sicherem Geleit und fünfzig oder auch hundert Jakobiner mitnehmend, jedoch Munition, Geschütze, Mauern, Alles in gutem Zustande, zurücklassend, ab, oder wenn er sich weigert, so hat er keinen Pardon zu erwarten, sondern wird mitsamt seiner ganzen Mannschaft niedergemacht.

»Auf diese Weise könnte man mit San Elmo fertig werden. Bleibt der Commandant hartnäckig bei seiner Weigerung, dann schreitet man sofort zum Sturme, und nimmt dazu Russen und Türken, sowie einige auserwählte Leute von den Unsrigen. Eine Unze Gold vor dem Sturm und eine zweite bei der Rückkunft. Mit diesem Versprechen bin ich sicher, daß, ehe noch eine halbe Stunde vergeht, San Elmo unser ist.

»Dann aber wollen wir Allen Wort halten, den Belagerern eben so wie den Belagerten. Was die Deputierten und die Vertrauensmänner betrifft, so werden Sie selbst einsehen, Eminenz, daß nur dem König es zukomme, dieselben zu ernennen, denn die Sedili sind abgeschafft. Es ist dies die gelindeste Strafe, die sie treffen kann für die Felonie, womit sie den König entthront, seine Stellvertreter verjagt und ohne seine Erlaubniß die Verantwortlichkeit übernommen.

»Das vor allen Dingen Nothwendige aber scheint mir zu sein, die Ordnung herzustellen, die Diebstähle zu verhindern, San Elmo unter das Commando eines redlichen, muthigen und treuen Mannes zu stellen, eine Armee zu organisieren, den Hafen in Vertheidigungszustand zu setzen und sofort genaue Bestandslisten über die Seemacht, die Artillerie und das was die Magazine enthalten, aufzunehmen, mit einem Wort, wieder einen gewissen Grad von Einheit in das Räderwerk der Maschine zu bringen.

»Könnte man in der ersten Aufwallung der Begeisterung das Volk dahin bringen, daß es in die römischen Staaten eindringe, Rom befreie, es seinem Oberhirten zurück- und uns das Gebirge zur Grenze gäbe, so wäre dies ein Meisterstreich, welcher die unserer Ehre geschlagene Wunde wieder heilen würde.

»Wäre irgend ein Anderer als Sie, Eminenz, mit einer solchen Arbeit beauftragt, so würde ich vor Ungeduld sterben. Dagegen aber bin ich vollkommen ruhig, denn ich kenne den ganzen Umfang und die ganze Tiefe Ihres Genies, welches nur mit Ihrem Eifer und mit Ihrer Thätigkeit zu vergleichen ist.

»Ich habe den Brief empfangen, den Sie mir unterm 4. von Bovino und unterm 6. von Ariano geschrieben. Ueberdies habe ich auch den, welchen Sie an Acton geschrieben haben, und ich bewundere die weisen Folgerungen, welche darin enthalten sind.

»Obschon meine auf eine lange und schmerzliche Erfahrung gegründete innere Ueberzeugung mit Ihren Ansichten, Eminenz, nicht übereinstimme, so haben Sie doch durch das was Sie in jenem Briefe sagen, mir Stoff zu Betrachtungen gegeben, deren Resultat eine immer höhersteigende Bewunderung für Sie ist. Je mehr ich darüber nachdenke, desto fester bin ich überzeugt, daß die Regierung von Neapel eine unendlich schwierige sein und daß sie aller Ihrer Kenntnisse, Ihres ganzen Genies, Ihrer ganzen Festigkeit bedürfen wird. Obschon die Vergangenheit das neapolitanische Volk als ein fügsames erscheinen läßt- so wird doch der Haß, die persönlichen Leidenschaften die Furcht der sich entlarvt sehenden Strafbaren die Regierung furchtbar erschweren. Ihr Genie, Eminenz, wird jedoch für Alles Abhilfe zu schaffen wissen.

»Gestatten Sie mir noch Ihnen zu sagen, daß ich, sobald Neapel wieder genommen ist, ein Arrangement mit San Elmo und dem französischen Commandanten zu Stande kommen zu sehen wünsche; verstehen Sie mich aber wohl, nur keine Unterhandlung mit unseren rebellischen Vasallen. Der König wird ihnen verzeihen oder ihre Strafe mildern, von einer Unterhandlung mit strafbaren Rebellen, welche in die Enge getrieben sind und eben so wenig noch Schaden thun können als die Maus in der Falle, davon darf keine Rede sein.

Wenn das Wohl des Staates es verlangt, so werde ich mich dazu verstehen, ihnen zu verzeihen — mit so feigen Bösewichtern aber unterhandeln, nein, nimmermehr!

»Das ist meine bescheidene Meinung, welche ich wie jeder andere Ihrer Einsicht und Würdigung unterbreite.

»Glauben Sie übrigens, Eminenz, daß ich mit lebhafter Dankbarkeit Alles fühle, was wir Ihnen schulden, und daß, wenn in Bezug auf die Milde, welche Sie für gut halten, während ich dieselbe nicht rätlich glaube, unsere Meinungen zuweilen auseinandergehen, ich nichtsdestoweniger mit ewiger Dankbarkeit die Dienste erkenne, welche Sie geleistet haben. Für mich wird die Reorganisation von Neapel sicherlich der größte und schwierigste aller Ihrer Dienste sein und dem Riesenwerk, welches, schon zu drei Viertheilen vollendet, auf dem Punkte steht es ganz zu sein, die Krone aufsetzen.

»Ich schieße mit der Bitte, es uns in diesem kritischen und entscheidenden Augenblick nicht an Nachrichten fehlen zu lassen, denn Sie werden begreifen, Eminenz, mit welcher Unruhe wir dieselben erwarten.

»Mit ewiger und inniger Dankbarkeit bleibe ich jetzt wie immer Ihre Ihnen wohlgeneigte Freundin

Caroline.«

An diese beiden Briefe muß sich die Analyse des Briefes des Königs anschließen, welchen wir mit Unrecht in dem Prolog unseres Buches mitgetheilt haben, während doch sein Platz hier wäre.

Die Leser werden aus dieser Analyse ersehen, daß die beiden erhabenen Gatten, die in anderen Dingen so selten übereinstimmen, wenigstens einen Punkt hatten, in Bezug ans welchen sie sich bewunderungswürdig verstanden, nämlich, den Vorsatz ihre Rache bis aufs Aeüßerste zu treiben und unter keinem Vorwand Gnade ergehen zu lassen.

Andererseits wird man sehen, daß, wie wir übrigens gern als historische Berichtigung mittheilen die von den beiden Gatten bestimmten äußerst strengen Maßregeln zugleich die Antwort auf Briefe bilden, in welchen der Cardinal Ruffo zur Nachsicht und Milde räth.

Wir werden uns zu diesem Zwecke begnügen, den Augen unserer Leser die Instructionen vorzuführen, welche der König dem Cardinal in Bezug auf die verschiedenen Kategorien von Missethättern gibt, so wie die Aufzählung der verschiedenen Strafen, womit er sie belegt zu sehen wünscht. Wir lassen den König selbst sprechen:

»Mit dem Tode:

»Sämtliche Mitglieder der provisorischen Regierung und der Executiv- und Legislativcommission von Neapel.

«Sämtliche Mitglieder der von den Republikanern gebildeten Militärbehörden und Polizei.

»Alle, welche den verschiedenen patriotischen Municipalitäten angehört oder überhaupt ein Amt von der parthenopäischen Republik oder den Franzosen übertragen bekommen und angenommen haben.

»Alle, welche der Commission angehört, die sich zur Aufgabe gestellt, Untersuchungen über die angebliche Verschwendung und Mangelhaftigkeit meiner Regierung vorzunehmen.

»Sämtliche Officiere, die in meinem Dienst gestanden haben und in den der sogenannten Republik oder der Franzosen übergegangen sind.

»Es versteht sich hierbei von selbst, daß Officiere in den Fällen, wo sie mit den Waffen in der Hand gegen meine Armee oder meine Bundesgenossen ergriffen worden sind, binnen vierundzwanzig Stunden ohne weitere gerichtliche Procedur erschossen werden, ebenso wie alle Edelleute, welche sich mit den Waffen in der Hand meiner Rückkehr widersetzt haben, oder sich derselben noch widersetzen sollten.

»Alle, welche republikanische Journale gegründet oder Proclamationen und andere Schriften gedruckt haben, wie zum Beispiel solche, durch welche meine Völker zur Empörung gereizt oder die Maximen der neuen Regierung vorbereitet werden, besonders ein gewisser Vincenzo Cuoco.

»Eben so will ich, daß eine gewisse Luisa Molina San Felice festgenommen und bestraft werde, welche die Contrerevolution entdeckt und denunciirt hat, an deren Spitze die Backer Vater und Sohn standen.

»Endlich sämtliche Vertrauensmänner und Deputirte der Bürgerschaft, welche meinen Generalvicar Pignatelli von seinem Posten vertrieben haben und durch mit der mir schuldigen Treue im Widerspruch stehende Maßregeln ihm in allen seinen Operationen hinderlich gewesen sind.

»Die, welche man weniger schuldig findet, werden aus ökonomischen Gründen auf Lebenszeit aus meinen Staaten verbannt und ihre Güter confiscirt.

»In dieser Beziehung muß ich Ihnen sagen, daß ich das, was Sie über die Verbannung bemerkten, sehr richtig und angemessen gefunden habe; dennoch aber bin ich der Meinung, daß

es im Grunde genommen besser ist, sich dieses Natterngezüchts zu entledigen, als es im Lande zu behalten. Wenn ich eine von meinen festländischen Staaten sehr weit entfernte Insel besäße, so würde ich Ihrem System, diese Verbrecher dorthin zu deportiren, gern beitreten. Die geringe Entfernung dieser Insel von den beiden Königreichen würde aber Verschwörungen möglich machen, welche diese Leute mit den Bösewichtern und Unzufriedenen anspinnen würden, deren Ausrottung aus meinen Staaten nicht gelungen wäre.

»Uebrigens werden die bedeutenden Niederlagen und Unfälle, welche die Franzosen Gott sei Dank erlitten, und die sie hoffentlich noch erleiden werden, die Verbannten in die Unmöglichkeit versetzen; uns zu schaden. Dennoch aber muß der Ort der Deportation und die Art und Weise, auf welche sich dieselbe gefahrlos ausführen läßt, wohl erwogen werden, und dieser Gegenstand ist es, mit welchem ich mich gegenwärtig beschäftige.

»Sobald ich Neapel wieder erobert haben werde, behalte ich mir vor, einige neue Bestimmungen zu treffen, welche durch die Ereignisse und die Mittheilungen, die ich bis dahin erlangt, nothwendig gemacht werden können.

»Dann aber ist es meine Absicht, meine Pflichten als guter Christ und sein Volk liebender Vater zu erfüllen, die Vergangenheit gänzlich zu vergessen und allen gänzliche und vollständige Verzeihung zu gewähren, so daß sie des Vergessens ihrer Fehlritte sicher sein können, denn ich schmeichle mir, daß sie nicht sowohl durch Böswilligkeit als vielmehr durch Furcht und Kleinmüthigkeit veranlaßt worden.«

Wir wissen nicht, ob diese den Schluß einer eines Sylla, eines Octavianus oder eines Tiberius würdigen Proferiptionsliste bildende Phrase eine blutige Ironie oder, was von dem Gesichtspunkte aus, von welchem gewisse Könige ihr Recht betrachten, auch möglich sein kann, ernstlich gemeint ist.

In allem Ernste geschrieben, und zwar in dem Augenblick, wo sie es am wenigsten ahnte, war das Verdammungsurtheil der armen San Felice.

Neuntes Capitel.

Die russischen Münzen.

Luisa war, wie wir schon gesagt, bemüht glücklich zu sein.

Leider ward ihr das sehr schwer.

Ihre Liebe zu Salvato war immer noch eben so groß, ja noch größer als früher. Bei dem Weibe und ganz besonders bei einem Weibe von Luisa's Charakter wird die Liebe durch die Hingebung anstatt vermindert, nur noch höher gesteigert.

Was Salvato betraf, so gehörte er Luisa mit ganzer Seele.

Es war mehr, als Liebe, was er für sie empfand, es war religiöse Verehrung, es war Anbetung.

Dennoch aber hatte das Leben der armen Luisa zwei dunkle Flecken.

Der eine, der sich ihr nur von Zeit zu Zeit vergegenwärtigte, der durch Salvatos Nähe verscheucht, durch seine Liebkosungen vergessen gemacht ward, war jener Mann, halb Vater, halb Gatte, von welchem sie in gleichmäßigen Zwischenräumen stets liebevolle Briefe empfing, in welchen sie aber die Spuren einer nur für sie sichtbaren Wehmuth zu erkennen glaubte, die mehr von ihrem Herzen errathen, als von ihrem Verstande analysiert ward.

Diese Briefe, beantwortete sie in vollkommen kindlicher Weise. Sie hatte in den Gesinnungen, welche sie dem Chevalièr zu erkennen gab, auch nicht ein einziges Wort zu ändern. Es waren stets die einer gehorsamen, liebenden und ehrerbietigen Tochter.

Der andere Flecken aber, ein Flecken der Trauer, der in dem Leben der armen Luisa entstanden und der durch nichts von ihrem Blicke hinweggenommen werden konnte, war jener grausame Gedanke, daß sie die Ursache der Verhaftung der beiden Backer war und daß sie, wenn dieselben hingerichtet werden sollten, die Ursache ihres Todes sein würde.

Übrigens hatte sich das Leben der beiden Liebenden genähert und war gemeinsamer geworden. Jeden Augenblick, welchen Salvato nicht seinen militärischen Pflichten widmete, schenkte er Luisa.

Dem Rathe Micheles zufolge hatte Luisa ihrer Dienerin ihren seltsamen Ausfall verziehen, der übrigens durch die Vertraulichkeit, welche zwischen den italienischen Dienern und ihren Herren besteht, weniger strafbar gemacht ward, als er es bei uns gewesen wäre.

Mitten unter so ernsten Ereignissen wie die geschehenen, mitten unter den noch ernsteren welche sich vorbereiteten, hatten viele Personen, die sich mit der Chronik des Privatlebens weniger beschäftigten, als mit der Politik, diese Vertraulichkeit zwischen Salvato und Luisa entstehen sehen, ohne sich weiter darum zu kümmern.

So vollständig diese Vertraulichkeit auch war, so hatte dieselbe doch nichts Anstößiges in einem Lande, welches, da es für das Wort Maitresse kein gleichbedeutendes hat, dasselbe mit dem Worte *Freundin* übersetzt.

Wenn man daher selbst annähme, daß Giovannina die Absicht gehabt hätte, durch ihre Indiscretion ihrer Herrin zu schaden, so hätte sie doch immerhin indiscret sein können, denn sie würde ihr den beabsichtigten Schaden dennoch nicht zugefügt haben.

Giovannina war düster und schweigsam geworden, hatte aber aufgehört unehrerbietig zu sein.

Michele allein hatte in dem Hause, in welchem er von Zeit zu Zeit das Schellengeläute seines Humors schüttelte, seine heitere Sorglosigkeit bewahrt. Als er sich bei jenem famosen Grade eines Obersten angelangt sah, den er sich selbst in seinem wahnsinnigsten Ehrgeize niemals geträumt, dachte er wohl von Zeit zu Zeit an ein gewisses Strickende, welches in der Luft hin- und her baumelte und von ihm allein gesehen ward.

Diese Vision äußerte aber auf sein Gemüth keine andere Einwirkung als daß er mit einem noch lauterem Ausbruche von Heiterkeit und in die Hände klatschend ausrief:

»Na, mehr als einmal stirbt man doch nicht!« ein Ausruf, den nur der Teufel, welcher das andere Ende des Strickes hielt, verstehen konnte.

Eines Morgens, als er von Assunta zu Luisa, das heißt von der Marinella nach Mergellina ging — ein Weg, den er fast alle Tage machte, kam er an der Thür des Bercajo vorüber.

Mit jenem, den Südländern eigenen Hange zum Bummeln blieb er, ohne einen besonderen Grund zu haben, stehen, wobei es ihm vorkam, als ob man bei seinem Erscheinen plötzlich von etwas Anderem spräche und sich gegenseitig zuwinkte, als ob man sagen wollte: »Seien wir auf unserer Hut! Da kommt Michele!«

Michele war zu schlau, um sich merken zu lassen, daß er dies gesehen, gleichzeitig aber war er auch zu neugierig, als daß er nicht hätte zu erfahren suchen sollen, was man ihm verschwieg.

Er plauderte einen Augenblick mit dem Beccajo, welcher den engagirten Republikaner spielte und dem er nichts abzuhorchen im Stande war.

Nachdem er ihn jedoch verlassen, trat er bei einem Fleischer Namens Christufero ein, dem natürlichen Feinde des Beccajo und zwar aus dem einzigen Grunde, weil derselbe so ziemlich dasselbe Handwerk ausübte wie er.

Christofero, welcher seinerseits aufrichtiger Patriot war, hatte schon seit dem Morgen auf dem Altmarkte eine ziemliche Aufregung bemerkt.

Diese Aufregung war, so viel er wahrzunehmen geglaubt, durch zwei Männer verursacht worden, welche unter einige wegen ihrer Anhänglichkeit an die Sache der Bourbons wohlbekannte Individuen fremde Gold- und Silbermünzen ausgetheilt hatten.

In einem dieser beiden Männer hatte Christofero einen ehemaligen Koch des Cardinals Ruffo Namens Coscin erkannt, der eben in Folge seines früheren Berufes mit den Handelsleuten des Altmarktes genau bekannt war.

»Hast Du diese Münzen gesehen, Gevatter?«

»Ja, aber ich kenne sie nicht.«

»Könntest Du uns vielleicht eine davon verschaffen?«

»Nichts leichter als dies.«

»Nun, dann kenne ich Jemanden, der uns sagen wird, aus welchem Lande sie kommt.«

Und mit diesen Worten zog Michele aus seiner Tasche eine Handvoll Münzen aller Art, damit Christofero den Werth der fremden Münzen, die er holen wollte, nach neapolitanischem Gelde bestimmen könnte.

Zehn Minuten später kam Christofero mit einer Silbermünze von dem Werthe eines Piasters, aber viel dünner als ein solcher, zurück. Auf der einen Seite sah man ein Frauenbild mit stolz emporgerichtetem Haupte, beinahe ganz entblößter Brust, mit einer kleinen Krone auf der Stirn; aus der andern Seite einen Adler mit zwei Köpfen der in einer seiner Klauen den Reichsapfel, in

der andern das Scepter hielt.

Am den Rand der Münze herum, so wie auf der Vorder- und Kehrseite waren Inschriften in unbekanntem Buchstaben eingraviert.

Vergebens erschöpfte Michele seine Wissenschaft, um diese Umschriften zu lesen zu versuchen. Er mußte zu seiner Schande gestehen, daß er die Buchstaben, aus welchen sie zusammengesetzt war, nicht kannte.

Christofero erhielt von Michele Auftrag, sich zu erkundigen und sobald er etwas erfahren hätte, es ihm sofort mitzutheilen.

Der Fleischer, dessen Neugier in nicht geringerem Grade rege gemacht war, als die Michele's, machte sich sofort auf, um Michele's Wunsch zu genügen, während Michele selbst durch die Toledostraße und über die Chiajabrücke weiter nach Mergellina ging.

Als er an dem Palaste Angri vorbeikam, erkundigte er sich nach Salvato. Dieser war seit einer Stunde ausgegangen.

Salvato befand sich, wie Michele gleich vermuthet, im Palmbaumhause, wo die Herzogin Fusco, Luisa's Vertraute, das Zimmer, in welches er nach seiner Verwundung gebracht worden, und worin er so süße und so grausame Stunden verlebt, zu seiner Verfügung gestellt hatte.

Auf diese Weise trat er bei der Herzogin Fusco, welche alle patriotischen Größen des Tages frei und offen empfing, ein, begrüßte die Herzogin oder nicht, je nachdem sie sichtbar oder unsichtbar war, und begab sich in sein Zimmer, welches jetzt ein Arbeitscabinet geworden war.

Luisa fand sich dann, die Verbindungsthür zwischen den beiden Häusern benutzend, bei ihm ein.

Michele, der nicht dieselben Gründe hatte, sich zu verbergen, klingelte ganz einfach an der Gartenthür, welche Giovannina ihm dann öffnete.

Seit dem Verdacht, welchen er in Bezug auf Luisa gegen Giovannina gefaßt, sprach er nur wenig mit derselben. Michele war — dies darf man nicht vergessen — Oberst geworden und da er bei Luisa so ziemlich wie zu Hause war, so trat er ein, ohne weiter zu fragen, öffnete die Thüren und ging, als er die Zimmer leer sah, gerade auf das zu, was er ziemlich sicher sein konnte besetzt zu finden.

Der junge Lazzarone hatte eine besondere Art und Weise anzupochen und sich dadurch kundzugeben.

Die beiden Liebenden erkannten ihn auch jetzt sofort daran und Luisas sanfte Stimme sprach das Wort:

»Herein!«

Michele stieß die Thür auf.

Salvato und Luisa saßen neben einander. Luisa lehnte ihr Haupt auf die Schulter Salvato's, der sie mit seinem Arm umschlungen hielt.

Luisa standen die Thränen in den Augen, Salvato's Stirn dagegen strahlte vor Stolz und Freude.

Michele lächelte. Es war ihm als sähe er einen triumphierenden jungen Gatten, dem angedeutet worden, daß er im Begriff stehe, Vater zu werden.

Von welcher Art jedoch auch das Gefühl sein mochte, welches die Stirn des Einen erstrahlen ließ und das Auge des Andern mit Thränen füllte, so mußte es doch ohne Zweifel zwischen den beiden Liebenden ein Geheimniß bleiben, denn bei Micheles Anblick legte Luisa den Finger an

den Mund. Salvato neigte sich vorwärts und reichte dem jungen Mann die Hand.

»Was gibts Neues?« fragte er ihn.

»Nichts Bestimmtes, mein General, wohl aber gehen allerlei Gerüchte um.«

»Und was ist der Gegenstand dieser Gerüchte?«

»Ein Silberregen, welcher kommt, man weiß nicht woher.«

»Ein Silberregen! Dann wirst Du doch nicht versäumt haben, Dich unter die Dachtraufe zu stellen?«

»Nein. Ich habe meinen Hut aufgehalten und hier ist ein Tropfen, welcher hineingefallen ist.«

Und er zeigte Salvato die Silbermünze.

Dieser ergriff dieselbe und sagte aus den ersten Blick:

»Ah, das ist ein Rubel mit dem Bildniß Katharinens der Zweiten.«

Dies war für Michele kein Aufschluß.

»Ein Rubel?« fragte er. »Was ist das?«

»Ein russischer Piaster. Was Katharina die Zweite betrifft, so war sie die Mutter Pauls des Ersten, des gegenwärtig regierenden Kaisers.«

»Wo denn?«

»In Rußland.«

»Ah, also die Russen sind es, welche sich einmischen? Man hatte sie uns allerdings schon längst versprochen. Sind sie denn da?«

»Wie es scheint ja,« antwortete Salvato.

Dann erhob er sich und sagte:

»Dies ist ein sehr ernster Umstand, meine theure Luisa, und ich sehe mich genöthigt, Dich zu verlassen. Ich muß ohne Zeitverlust zu erfahren suchen, woher diese unter dem Volke ausgestreuten Rubel kommen.«

»Nun, so geh,« sagte Luisa mit jener sanften Resignation, welche seit dem unglücklichen Vorfall mit den Backers der hervorsteheende Kennzug ihrer Physiognomie geworden war.

In der That fühlte sie, daß sie sich nicht mehr selbst angehörte, daß sie wie die »Iphigenie« des Alterthums ein Opfer in den Händen des Schicksals war, und da sie gegen dasselbe nicht kämpfen konnte, so war es, als wollte sie es durch ihre Resignation zur Nachgiebigkeit stimmen.

Salvato gürtete seinen Säbel um und kam dann wieder auf sie mit jenem heiteren Lächeln zu, welches sein Gesicht nun verließ, um demselben den starren Ausdruck des Marmors zu geben.

Er umschlang sie mit seinen Armen, in welchen ihr schlanker Leib sich bog wie wie ein Weidenzwei und sagte:

»Auf Wiedersehen, Geliebte!«

»Auf Wiedersehen!« wiederholte Luisa. Wann denn?«

»O, so bald als möglich! Nur in deiner Nähe lebe ich, besonders nach jener freudreichen Mittheilung.«

Luisa schmiegte sich an Salvato und barg ihr Haupt an seiner Brust. Michele aber sah, daß die Röthe ihres Gesichtes bis zu den Schläfen emporstieg.

Ach, diese Mittheilung welche Salvato in seinem egoistischen Stolz eine freudreiche nannte, bestand darin, daß Luisa Mutter war.

Zehntes Capitel.

Die letzten Stunden.

Das-Erscheinen der russischen Münzen auf dem Altmarkt in Neapel erklärte sich auf folgende Weise.

Am 3. Juni war der Cardinal in Ariano angekommen, einer Stadt; welche, aufs dem höchsten Punkte der Apenninen gelegen, wegen dieses Umstandes den Beinamen des *Balcons von Apulien* erhalten hat.

Es gab damals keine andere Straße als die sogenannte Consulstraße, welche von Neapel nach Brindisi führt, dieselbe, welche Horaz auf seiner berühmten Reise mit Mäcenat verfolgt.

In der Richtung von Neapel ist der Aufgang so steil, daß die Postwagen damals nicht anders als mit Hilfe von Stieren hinaufgelangen konnten.

Von der andern Richtung her gelangte man nur durch das lange schmale Thal von Bonvino dahin, welches gewissermaßen für Calabrien die Stelle der Thermopylen vertrat.

Auf dem Boden dieser Schlucht fließt der Cervaro, ein ungestümer Strom, und an dem Ufer desselben hin kriecht die Straße, welche von Ariano nach der Brücke von Bovino führte.

Der Abhang dieses Gebirges ist derart mit Felsstürzen besät, daß hundert Mann hinreichend sein würden um den Marsch einer ganzen Armee aufzuhalten.

Hier hatte Schipani Befehl erhalten, Halt zu machen, und hätte er diesen Befehl befolgt, anstatt thörichterweise Castelluccio nehmen zu wollen, so hätte wahrscheinlich schon früher der Triumphzug des Cardinals hier sein Ende erreicht.

Ganz im Gegentheile aber war der Cardinal zu seinem eigenen großen Erstaunen in Ariano angelangt, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen.

Hier fand er das russische Lager. Da er schon am Tage nach seiner Ankunft beschäftigt war, dieses Lager zu besuchen, so führte man ihm zwei Individuen vor, welche man soeben in einem Calessino festgenommen.

Diese beiden Individuen gaben sich für Getreidehändler aus, welche nach Apulien reisen wollten, um dort ihre Einkäufe zu machen.

Der Cardinal schickte sich an, sie ins Verhör zu nehmen, als er, indem er sie aufmerksam betrachtete, und bemerkte, daß der eine, anstatt verlegen oder ängstlich zu sein, lächelte, in dem angeblichen Getreidehändler seinen früheren Koch Coscia erkannte.

Als Coscia sich erkannt sah, ergriff er, der neapolitanischen Sitte gemäß, die Hand des Cardinals und küßte dieselbe.

Da der Cardinal sofort begriff, daß es nicht der Zufall war, der ihm diese beiden Reisenden entgegenführte, so begab er sich mit ihnen aus dem russischen Lager hinaus in ein einzeln stehendes Haus, wo er ungestört mit ihnen plaudern konnte.

»Ihr kommt wohl von Neapel?« fragte der Cardinal.

»Ja, wir sind gestern Morgen von dort abgereist,« antwortete Coscia.

»Dann könnt Ihr mir wohl frische Nachrichten mittheilen?«

»Ja, Monsignore, um so mehr als wir deren auch bei Ihnen holen wollten, Eminenz.«

In der That waren die beiden Boten von dem royalistischen Comité abgesendet. Bürger und Patrioten wünschten nämlich, die einen ebenso eifrig als die anderen, bestimmt zu erfahren, ob die Russen angekommen wären oder nicht, denn die Mitwirkung der Russen war eine große Bürgschaft für das Gelingen der sanfedistischen Expedition, weil sie dann die Unterstützung des, numerisch gesprochen, mächtigsten aller Reiche für sich hatte.

Der Cardinal konnte in dieser Beziehung die beiden Abgesandten vollständig zufriedenstellen. Er führte sie mitten unter die moskowitischen Compagnien hinein und versicherte ihnen, es sei dies bloß die Avantgarde, auf welche die Hauptarmee nächstens folgen werde.

Die beiden Reisenden konnten, obschon sie weniger ungläubig waren als der heilige Thomas, es dennoch eben so machen wie er, sie konnten sehen und anrühren.

Was sie aber ganz besonders anrührten, war ein Sack mit russischen Münzen, den der Cardinal ihnen übergab, damit sie dieselben an die guten Freunde auf dem Altmarkte in Neapel vertheilten.

Man hat bereits gesehen, daß Meister Coscia sich seines Auftrages gewissenhaft entledigt hatte, denn die Piaster waren bis zu Salvato gedrungen. Salvato hatte ebenfalls sofort begriffen, wie ernst diese Thatsache war, und Luisa verlassen, um der Sache näher auf den Grund zu gehen.

Zwei Stunden später konnte von keinem Zweifel mehr die Rede sein. Die Rassen hatten ihre Vereinigung mit dem Cardinal bewirkt und die Türken standen im Begriff, auch die ihrige zu bewirken.

Der Tag war noch nicht zu Ende, als das Gerücht davon sich auch schon in der ganzen Stadt verbreitet hatte.

Salvato hatte, als er ins den Palast Angri zurückkehrte, noch weit unheilvollere Nachrichten vorgefunden.

Ettore Caraffa, der Held von Andria und Trania ward von Pronio blockiert und konnte Neapel nicht zu Hilfe kommen, obschon dieses ihn als einen seiner muthigsten Vertheidiger betrachtete.

Bassetti, welchen Macdonald vor seinem Abgange aus Neapel, zum Obergeneral der regulären Truppen ernannt, war, von Fra Diavolo und Mammone geschlagen, verwundet nach Neapel zurückgekommen.

Schipani, der an den Ufern der Sarno angegriffen und geschlagen worden, hatte erst in Torre del Greco wieder Halt gemacht und sich mit etwa hundert Mann in das kleine Fort Granatello geworfen.

Manthonnet endlich, der Kriegminister, Manthonnet selbst, welcher gegen Ruffos marschiert war und darauf gerechnet hatte, daß Ettore Caraffa sich ihm anschließen würde, Manthonnet hatte, des Beistandes dieses muthigen Heerführers beraubt, unter Bevölkerungen, welche, angeregt durch Castelluccios Beispiele, sich drohend erhoben, nicht bis zu Ruffo gelangen können, sondern ohne über Baja hinausgekommen zu sein, sich genöthigt gesehen, den Rückzug anzutreten.

Salvato sank, als er diese verhängnißvollen Nachrichten las, einen Augenblick in tiefe Gedanken. Dann schien er einen plötzlichen Entschluß zu fassen, ging rasch auf die Straße hinab, sprang in einen Calessino und ließ sich nach dem Palmbaumhause fahren.

Diesmals gebrauchte er nicht erst die Vorsicht, durch das Haus der Herzogin Fusco zu gehen, sondern ging vielmehr gerade auf jene kleine Gartenthür zu, welche während der Nacht vom 22.

zum 23. September so glücklicherweise für ihn offen stand, und zog hier die Klingel.

Giovannina öffnete und konnte, als sie Salvato erblickte, nicht umhin, einen Schrei der Ueberraschung auszustoßen, denn er wählte diesen Eingang sonst nie.

Salvato kehrt sich weder an Giovanninas Erstaunen noch an ihren Ausruf.

»Ist deine Herrin zu Hause?« fragte er.

Als Giovannina,« wie es schien, durch seinen Blick bezaubert, nichts antwortete drängte er sie sanft mit der Hand auf die Seite und schritt weiter nach dem Perron, ohne auch zu bemerken, daß Giovannina seine Hand ergriff und mit einer Leidenschaft drückte, welche er übrigens vielleicht auf Rechnung der Furcht brachte, die eine so gefahrvolle Lage selbst in den festesten Gemüthern, um wie viel mehr in dem Giovannina's erweckte.

Luisa befand sich noch in demselben Zimmer, in welchem Salvato sie verlassen. Bei dem unerwarteten Geräusch seines Tretes, bei der Ueberraschung welche sie empfand, als sie ihn von einer Seite herkommen sah, die der, von welcher sie ihn gewöhnlich erwartete, entgegengesetzt war, erhob sie sich rasch, ging auf die Thür zu und öffnete dieselbe. Im nächsten Augenblick stand Salvato ihr gegenüber.

Er ergriff sie mit beiden Händen betrachtete sie einige Secunden mit unaussprechlich sanftem und gleichzeitig wehmüthigem Lächeln und sagte zu ihr:

»Es ist Alles verloren. Binnen acht Tagen stehen der Cardinal Ruffo und seine Leute unter den Mauern von Neapel und dann wäre es zu spät, einen Entschluß zu fassen. Dieser Entschluß muß deshalb sofort gefaßt werden.«

Luisa betrachtete ihn ihrerseits mit Erstaunen, aber ohne Furcht.

»Sprich« sagte sie. »Ich höre Dich.«

»Unter den Umständen, in welchen wir uns befinden, können wir Dreierlei thun,« fuhr Salvato fort.

»Und dies wäre?«

»Das Erste wäre, daß wir uns mit hundert Mann meiner tapferen Calabresen zu Pferde setzten, alle sich uns unterwegs entgegenstellenden Hindernisse über den Haufen würfen und Capua erreichten. Capua hat noch eine französische Besatzung. Ich vertraue Dich der Loyalität des Commandanten, mag dieser sein, wer er wolle, an, und wenn Capua capitulirt, so läßt er Dich mit in die Capitulation einschließen und Du bist gerettet, denn Du stehst dann unter dem Schutz der Verträge.«

»Und Du,« fragte Luisa, »bleibst Du nicht auch in Capua?«

»Nein, Louisa, ich kehre hierher zurück, denn mein Platz ist hier. Sobald ich aber meiner Pflichten ledig bin, komme ich wieder zu Dir.«

»Und der zweite Ausweg?« fragte sie.

»Dieser bestünde darin, eine Barke des alten Basso Tomeo zu nehmen, der mit seinen drei Söhnen Dich an Scipios Grabmal erwartet, und den Umstand, daß es keine Blockade mehr gibt; benutzend, die Küste von Terracina entlang bis nach Ostia steuert. Ist er einmal in Ostia, so kann er dann die Tiber hinauf bis nach Rom fahren.«

»Würdest Du mich begleiten?« fragte Luisa.

»Nein, dies wäre unmöglich.«

»Nun, und was bliebe dann noch drittens übrig?

»Hier zu bleiben, und so gut als möglich zu vertheidigen und die Ereignisse abzuwarten.

»Welche Ereignisse?«

»Die Folgen der Erstürmung einer Stadt und die Rache eines feigen und folglich unerbittlichen Königs.«

»Werden wir gemeinschaftlich gerettet werden oder gemeinschaftlich sterben?«

»Dies ist allerdings wahrscheinlich.«

»Dann wollen wir bleiben.«

»Ist dies dein letztes Wort, Luisa?«

»Ja, das letzte, mein Freund.«

»Ueberlege es Dir bis heute Abend. Heute Abend werde ich wieder hier sein.«

»Komm heute Abend wieder; ich werde Dir aber dann eben so wie jetzt sagen: Wenn Du bleibst, so bleibe ich auch.«

Salvato sah auf seine Uhr.

»Es ist drei Uhr,« sagte er, »und ich habe folglich keinen Augenblick zu verlieren.«

»Du verlässest mich?«

»Ich gehe in das Castell San Elmo hinauf.«

»Das Castell San Elmo wird ja aber auch von einem Franzosen commandirt. Warum willst Du Dich nicht diesem anvertrauen?«

»Weil ich ihn nur einen Augenblick lang gesehen habe und weil er auf mich den Eindruck eines Elenden macht.«

»Elende thun zuweilen für Geld, was Großherzige aus Selbstverläugnung thun.«

Salvato lächelte.

»Das-ist es eben, was ich versuchen will,« sagte er.

»Ja, das thue, mein Freund. Alles, was Du thust, wird wohlgethan sein, dafern Du nur bei mir bleibst.«

Salvato gab Luisa einen letzten Kuß und verschwand auf einem längs des Gebirges hinführenden Fußsteige hinter dem Kloster San Marino.

Der Oberst Mejean, der auf der Höhe seiner Festung wie ein Raubvogel über der Stadt und deren Umgebung schwebte, sah und erkannte Salvato. Er kannte von Hörensagen dieses offene, redliche Gemüth, welches dem seinigen gerade entgegengesetzt war. Es ist möglich, daß er Salvato haßte, gleichzeitig aber konnte er nicht umhin, ihn zu achten.

Er hatte eben noch Zeit, in sein Cabinet zurückzukehren, und da Menschen seines Schlages keine Freunde des hellen Tageslichtes sind, so ließ er die Rollgardinen herab und stellte sich mit dem Rücken gegen das Licht, so daß sein blinzelndes, unsicheres Auge in dem Halsschatten nicht beobachtet werden konnte.

Einige Secunden nachdem diese Maßregeln getroffen waren, meldete man den Brigadegeneral Salvato Palmieri.

»Ich lasse ihn bitten einzutreten,« sagte der Oberst.

Salvato ward eingelassen und die Thür schloß sich hinter ihm.

Elftes Capitel.

Ein rechtschaffener Mann bringt eine schlechte Handlung in Vorschlag, welche rechtschaffene Leute so albern sind zurückzuweisen.

Die Unterredung dauerte beinahe eine Stunde.

Mit düsterem Blick und gesenktem Haupte verließ Salvato das Castell.

Er ging die Rampe hinab, welche von San Martino nach der Infrascata führte, nahm einen Calessino, und ließ sich bis an das Thor des königlichen Palastes fahren, in welchem das Directorium seine Sitzungen hielt.

Seine Uniform öffnete ihm alle Thüren. Er ging aus einem Zimmer in das andere, bis er in den Sitzungssaal selbst gelangte.

Hier fand er die Directoren versammelt, welchen Manthonnet eben einen Bericht über die allgemeine Lage erstattete.

Der Stand der Dinge war von der Art, wie wir ihn bereits bezeichnet.

Der Cardinal stand in Ariano, das heißt vier Tagesmärsche von Neapel.

Sciarpa in Rocera, das heißt zwei Tagesmärsche von Neapel.

Fra Diavolo stand in Sessa und in Trano, das heißt ebenfalls zwei Tagesmärsche von Neapel.

Die Republik ward mit einem Worte von den Neapolitanern, den Siciliern, den Engländern, den Römern, den Toskanern, den Russen, den Portugiesen, den Dalmatiern, den Türken und den Albanesen bedrängt.

Der Berichterstatter war in düsterer Stimmung; die Stimmung derer, welche ihm zuhörten, war noch düsterer.

Als Salvato eintrat, wendeten sich Aller Augen auf ihn.

Er forderte Manthonnet durch eine Gebärde auf, fortzufahren, und blieb schweigend stehen.

Als Manthonnet fertig war, fragte der Präsident zu Salvato gewendet:

»Haben Sie uns vielleicht etwas Neues mitzutheilen, mein lieber General?«

»Nein; wohl aber habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen.

Man kannte Salvatos ungestümen Muth und unbeugsamen Patriotismus. Deshalb war man bereit ihn zu hören.

»Bleibt Ihnen nach dem, was der wackere General Manthonnet Ihnen soeben gesagt, nach einige Hoffnung?«

»Sehr wenig.«

»Und dieses Wenige, worauf beruht es? Sagen Sie uns das.«

Man schwieg.

»Das heißt,« hob Salvato wieder an, »es bleibt Ihnen keine Hoffnung und Sie versuchen sich selbst zu täuschen.«

»Und Ihnen, bleibt Ihnen nach Hoffnung?«

»Ja, wenn man nämlich genau thut, was ich Ihnen im Begriffe stehe zu sagen.«

»Sprechen Sie.«

»Sie sind Alle muthig und tapfer. Sie sind Alle bereit, für das Vaterland zu sterben, nicht wahr?«

»Ja, Alle!« riefen die Mitglieder des Directoriums, indem sie sich erhaben wie *ein* Mann.

»Ich bezweifle es nicht« fuhr Salvato mit seiner gewöhnlichen Ruhe fort. »Für das Vaterland sterben heißt aber nicht das Vaterland retten, und gleichwohl muß vor allen Dingen dieses gerettet werden, denn das Vaterland retten heißt die Republik retten, und die Republik retten heißt auf dieser unglücklichen Erde die Intelligenz, den Fortschritt, die Gesetzlichkeit, die Aufklärung, die Freiheit gründen, welches Alles mit der Rückkehr Ferdinands auf ein halbes Jahrhundert, vielleicht auf ein ganzes Jahrhundert verschwinden würde.«

Die Zuhörer antworteten nur durch ihr Schweigen, so richtig und unwiderleglich war Salvato's Schlußfolgerung.

Er fuhr fort:

»Als Macdonald nach Oberitalien zurückberufen ward, und die Franzosen Neapel verließen, sah ich sie hoch erfreut einander Glück wünschen, weil sie nun endlich wirklich frei wären. Ihre nationale Eigenliebe, ihr Patriotismus verblendete sie und damit thaten sie den ersten Schritt zu der Sklaverei zurück.«

Eine lebhafte Röthe bedeckte die Stirnen der Mitglieder des Directoriums. Manthonnet murmelte:

»Immer der Ausländer!«

Salvato zuckte die Achseln.

»Ich bin mehr Neapolitaner als Sie, Manthonnet.« sagte er, »denn Ihre aus Savoyen stammende Familie wohnt erst fest fünfzig Jahren in Neapel. Ich dagegen stamme aus der Terra de Molisa, meine Vorväter sind dort geboren und dort gestorben. Gott verleiht auch mir das hohe Glück, dort zu sterben wie sie!«

»Hört, hört!« sagte eine Stimme. »Es ist die Weisheit, welche aus dem Munde dieses jungen Mannes spricht.«

»Ich weiß nicht, was Sie den Ausländer nennen, wohl aber weiß ich, wen ich meine *Brüder* nenne. Meine Brüder sind die Männer, mögen sie angehören, welchem Lande sie wollen, welche ebenso wie ich, die Würde des Individuums durch die Unabhängigkeit der Nation wollen. Mögen diese Männer Franzosen, Russen, Türken oder Tartaren sein — von dem Augenblicke an, wo sie mit einer Fackel in der Hand und den Worten: »Fortschritt und Freiheit!« im Munde in meine Nacht treten, sind diese Männer meine *Brüder*. Die Ausländer und Fremdlinge sind für mich die Neapolitaner, meine Landsleute, welche, indem sie die Macht Ferdinands verlangen und unter Ruffo's Fahne marschieren, uns den Despotismus eines geistig beschränkten Königs und einer ausschweifenden Königin von Neuem aufbürden wollen.«

»Sprich weiter, Salvato, sprich!« rief dieselbe Stimme, die vorhin gesprochen.

»Wohlan, ich sage Ihnen, Sie wissen wohl zu sterben, aber Sie wissen nicht zu siegen.«

Es machte sich eine Bewegung unter der Versammlung bemerkbar. Manthonnet drehte sich hastig nach Salvato herum.

»Sie wissen zu sterben,« wiederholte Salvato, »aber Sie wissen nicht zu siegen, und der Beweis davon ist, daß Bassetti geschlagen ist, daß Schipani geschlagen ist, daß selbst Sie,

Manthonnet, geschlagen sind.«

Manthonnet senkte die Blicke zu Boden.

»Die Franzosen dagegen wissen zu sterben. In Cotrone waren sie zweiunddreißig; von diesen zweiunddreißig sind fünfzehn gefallen und elf sind verwundet worden. In Civita Casteltana waren sie ihrer neuntausend Mann. Sie hatten vierzigtausend Mann Feinde gegen sich, diese aber wurden besiegt. Ich sage daher nochmals: die Franzosen wissen nicht bloß zu sterben, sondern auch zu siegen.«

Keine Stimme antwortete.

»Ohne die Franzosen,« fuhr Salvato fort, »werden wir sterben, wir werden glorreich und ruhmvoll sterben, wir werden sterben, wie Brutus und Cassius bei Philippi starben, aber wir werden auch in Verzweiflung sterben; wir werden an der Vorsehung zweifelnd sterben; wir werden sterben, indem wir sagen: »Tugend, Du bist nur ein Wort.« Und das Schrecklichste, was man denken kann, ist, daß die Republik mit uns zugleich sterben wird. Mit den Franzosen dagegen werden wir siegen und die Republik wird gerettet werden.«

»Dies heißt also,« rief Manthonnet, »daß die Franzosen tapferer seien als wir.«

»Nein, mein General, Niemand ist tapferer als Sie, Niemand ist tapferer als ich, Niemand ist tapferer als Cirillo, welcher mir zuhört, und mir schon zweimal seinen Beifall zu erkennen gegeben hat, und wenn die Stunde zum Sterben kommt, so werden wir hoffentlich den Beweis liefern, daß Niemand besser sterben kann als wir. Cosciuseo war auch tapfer als er aber fiel, sprach er jenes durch drei Theilungen gerechtfertigte Worte: »Finis Poloniae!« Wir und Sie zu allererst werden, wie ich nicht zweifle, historische Worte sprechen, aber ich sage nochmals, wenn nicht für uns, doch wenigstens für unsere Kinder, welche unsere Arbeit noch einmal von vorn beginnen werden müssen. Es ist besser, nicht zu fallen.«

»Aber,« sagte Cirillo, »wo sind diese Franzosen?«

»Ich komme eben aus dem Castell San Elmo,« antwortete Salvato. »Ich habe mit dem Obersten Mejean gesprochen.«

»Kennen Sie diesen Mann?« fragte Manthonnet.

»Ja, er ist ein Elender,« antwortete Salvato mit seiner gewohnten Ruhe, »und eben deshalb kann man mit ihm unterhandeln. Er verkauft mir tausend Mann Franzosen.«

»Er hat ja aber deren selbst nicht mehr als fünfhundertundfünfzig Mann!« rief Manthonnet.

»Ich bitte Sie, mein lieber Manthonnet, lassen Sie mich ausreden. Die Zeit ist kostbar, und wenn ich Zeit kaufen könnte, so wie ich Menschen kaufen kann, so würde ich auch Zeit kaufen. Also Mejean verkauft mir tausend Mann Franzosen.«

»Wir können, trotzdem daß wir geschlagen sind, immer noch zehn- bis fünfzehntausend Mann zusammenbringen,« sagte Manthonnet. »Und Sie gedenken mit tausend Franzosen zu machen was Sie nicht mit fünfzehntausend Neapolitanern ausrichten können?«

»Ich gedenke nicht mit tausend Franzosen auszurichten, was ich nicht mit fünfzehntausend Neapolitanern ausrichten kann; wohl aber kann ich mit fünfzehntausend Neapolitanern und tausend Franzosen ausrichten, was ich nicht mit dreißigtausend Neapolitanern allein ausrichten könnte.«

»Sie verleumden uns, Salvato.«

»Davor bewahre mich Gott! Das Beispiel liegt aber vor. Glauben Sie, daß, wenn Mann tausend Mann alte Truppen, tausend Mann disciplinirte Soldaten, tausend Mann disciplinirte, an

den Sieg gewöhnte Soldaten , tausend Mann von der Armee des Prinzen Eugen oder Suwarow's gehabt hatte, unsere Niederlage so rasch erfolgt, unsere Flucht so schimpflich gewesen wäre? Denn ich war im Geiste, wenn auch nicht mit dem Herzen, bei den Neapolitanern, welche flohen und gegen welche ich gefochten. Tausend Mann Franzosen sind ein Bataillon ein Carré und ein Carré ist eine Festung, gegen welche weder Artillerie noch Cavallerie etwas auszurichten vermag; tausend Mann Franzosen sind eine Barriere, welche der Feind nicht überklettert, eine Mauer, hinter welcher der muthige, aber noch nicht an das Feuer gewöhnte, schlecht disciplinirte Soldat sich wieder sammelt und wieder formirt. Geben Sie mir das Commando über zwölftausend Neapolitaner und eintausend Mann Franzosen und ich bringe Ihnen, ehe acht Tage vergehen, den Cardinal Ruffo mit gebundenen Händen und Füßen.«

»Und müssen denn durchaus Sie es sein, der diese zwölftausend Mann Neapolitaner und diese tausend Mann Franzosen commandirt, Salvato?«

»Hüten Sie sich, Manthonnet, es war kein guter Gedanke! Es nagt etwas an Ihrem Herzen, was mit große Aehnlichkeit mit Neid zu haben scheint.«

Und Manthonnet verließ, von dem sanften Blick des jungen Mannes aufgefordert, seinen Platz und ging Salvato entgegen, indem er ihm die Hand reichte.

»Verzeihen Sie, mein lieber Salvato,« sagte er, »einem Manne, der von seiner letzten Niederlage noch ganz zerknirscht ist. Wenn diese neue Expedition Ihnen bewilligt wird, wollen Sie mich dann als Ihren Lieutenant mitnehmen?«

»Erzählen Sie doch weiter, Salvato,« sagte Crillo.

»Ja,« sagte Salvato, »das Commando muß durchaus ich führen und ich will Ihnen auch sagen warum. Die Französinen, auf welche ich mich zu stützen gedenke, die tausend Mann Franzosen, welche meine eherne Säule sein sollen, diese tausend Franzosen sehen mich kämpfen, weil diese tausend Mann Franzosen wissen, daß ich nicht blos der Adjutant, sondern auch der Freund des Generals Championnet war. Wäre ich ehrgeizig gewesen, so wäre ich Macdonald nach Oberitalien, das heißt auf das Terrain der großen Schlachten, gefolgt, wo man in drei oder vier Jahren ein Desaix, ein Kleber, ein Bonaparte, ein Murat wird, und ich hätte nicht meinen Abschied verlangt, um eine Bande wilder Calabresen zu kommandieren und auf obscure Weise in irgend einem Scharmützel mit von einem Cardinal kommandierten Bauern zu sterben.«

»Und diese Franzosen«e fragte der Präsident, »zu welchem Preise verkauft sie Ihnen der Cammandant von San Elmo?«

»Um einen billigeren, als sie werth sind; allerdings bezahle ich sie nicht an sie selbst, sondern an ihn, um fünfhunderttausend Franks.«

»Und diese fünfhunderttausend Franks, wo wollen Sie dieselben hernehmen?« fragte der Präsident.

»Warten Sie,« antwortete Salvato immer noch ruhig. »Nicht fünfhunderttausend Franks sind es, die ich brauche, sondern eine Million.«

»Um so mehr habe ich dann Grund zu fragen: Wo werden Sie eine Million hernehmen, während wir vielleicht kaum zehntausend Ducati in der Casse haben?«

»Geben Sie mir Vollmacht über das Leben und das Besitzthum von zehn reichen Bürgern, die ich Ihnen namentlich bezeichnen werde, und morgen soll die Million, von ihnen selbst gebracht, hier sein.«

»Bürger Salvato,« rief der Präsident, »Sie schlagen uns da etwas vor , worüber wir unseren

Feinden, wenn diese es thun, Vorwürfe machen.«

»Salvato!« murmelte Cirillo.

»Warten Sie,« sagte der junge Mann, »ich habe verlangt, daß man mich ausreden lasse, und gleichwohl werde ich jeden Augenblick unterbrochen.«

»Das ist wahr, wir haben Unrecht,« sagte Cirillo sich verneigend. »Sprechen Sie weiter.«

»Ich besitze,« hob Salvato wieder an, »wir Allen bekannt ist, in der Provinz Molisa für zwei Millionen Güter, Häuser und Ländereien. Diese zwei Millionen schenke ich der Nation. Sobald Neapel gerettet, Ruffo in die Flucht geschlagen oder gefangengenommen ist, wird die Nation meine Ländereien verkaufen und die zehn Bürger wieder bezahlen, welche mir oder vielmehr ihr jeder hunderttausend Franks geliehen hat.«

Ein Murmeln der Bewunderung ließ sich unter den Direktoren hören.

Manthonnet fiel Salvato um den Hals.

»Ich verlangte unter Dir als Lieutenant zu dienen,« sagte er. »Willst Du mich als gemeinen Freiwilligen annehmen?«

»Aber,« fragte der Präsident, »während Du keine fünfzehntausend Mann Neapolitaner und deine tausend Mann Franzosen gegen Ruffo führst, wer wird dann mittlerweile die Sicherheit und Ruhe der Stadt überwachen?«

»Ah,« sagte Salvato-, »da haben Sie die einzige Klippe berührt. Hier gilt es allerdings ein Opfer zu bringen; hier gilt es einen furchtbaren Entschluß zu fassen. Die Patrioten werden sich in die Forts flüchten und diese bewachen, indem sie sich selbst bewachen.«

»Aber die Stadt, die Stadt,« wiederholten die Directoren gleichzeitig mit dem Präsidenten.

»Auf acht bis zehn Tage der Anarchie müßte man es vielleicht ankommen lassen.«

»Auf zehn Tage der Brandstiftung, der Plünderung, des Meuchelmordes!« rief der Präsident.

»Wir werden siegreich zurückkehren und dann die Rebellen züchtigen.«

»Wird diese Züchtigung auch die niedergebrannten Häuser wieder aufbauen? Wird sie den vernichteten Wohlstand wieder herstellen? Wird sie die Todten wieder zum Leben erwecken?«

»Wer wird in zwanzig Jahren noch bemerken, daß zwanzig Häuser verbrannt, daß zwanzig reiche Leute zu Grunde gerichtet worden, daß zwanzig Menschen ums Leben gekommen sind? Die Hauptsache ist, daß die Republik triumphiere, denn wenn sie unterliegt, so wird ihr Fall von tausend Ungerechtigkeiten, tausendfachem Unglück und tausend Todesfällen begleitet sein.«

Die Direktoren sahen einander an.

»Geh in das Nebenzimmer,« sagte der Präsident zu Salvato, »wir wollen uns mit einander berathen.«

»Ich stimme für Dich, Salvato,« rief Cirillo dem jungen Manne zu.

»Ich bleibe, um wo möglich auf die Berathung einzuwirken,« sagte Manthonnet.

»Bürger Directoren,« sagte Salvato, indem er das Zimmer verließ, erinnern Sie sich jenes Ausspruches von Saint-Just: »Wenn es sich um eine Revolution handelt, so gräbt der, welcher nicht tief genug gräbt, sich sein eigenes Grab!«

Mit diesen Worten ging Salvato, um, wie ihm befohlen worden, im Nebenzimmer zu warten.

Nach Verlauf von zehn Minuten öffnete die Thür sich wieder.

Manthonnet kam aus den jungen Mann zu, faßte ihn am Arme, zog ihn nach der Straße und sagte:

»Komm!«

»Wohin denn?« fragte Salvato.

»Wo man stirbt.«

Der Vorschlag des jungen Mannes war einmüthig mit Ausnahme einer einzigen Stimme , zurückgewiesen worden.

Diese einzige Stimme war die Cirillos.

Zwölftes Capitel.

Die neapolitanische Marseillaise.

An demselben Tage war im San Carlotheater große Vorstellung .

Man gab die »Horatier und Curiatier« eines der hundert Meisterwerke Cimarosa's.

Niemand, der dieses taghell erleuchtete Hans, diese eleganten, festlich geputzten Frauen, diese jungen Männer, welche vor dem Eintritt die Muskete niedergesetzt um sie beim Fortgehen wieder aufzunehmen, gesehen, würde geglaubt haben, daß Hannibal so dicht vor den Thoren Roms stünde.

Zwischen dem zweiten und dritten Act hob sich der Vorhang und die erste Actrice erschien, als Genius des Vaterlandes costümiert, mit einer schwarzen Fahne in der Hand, um die Nachrichten zu verkünden, welche wir bereits wissen und welche den Patrioten keine andere Wahl ließen, als durch eine letzte Anstrengung den Cardinal am Fuße von Neapel zu zermalmen oder in der Vertheidigung der Stadt zu fallen.

Diese Nachrichten hatten, so furchtbar sie auch waren, dennoch die Zuschauer, welche dieselben hörten, nicht entmuthigt. Jede davon war mit dem Ruf: »Es lebe die Freiheit!« »Nieder mit den Tyrannen!« aufgenommen worden.

Endlich als man die letzte, das heißt Manthonnet's Niederlage und Rückkehr erfuhr, war es nicht mehr bloß Patriotismus, sondern Wuth, was sich geltend machte, und man schrie von allen Seiten: »Die Hymne an die Freiheit! Die Hymne an die Freiheit!«

Die Künstlerin, welche so eben das verhängnißvolle Bulletin verlesen, verneigte sich und gab zu verstehen, daß sie bereit sei, die Nationalhymne zu declamiren als man plötzlich Eleonora Pimentel in einer Loge zwischen Monti, dem Dichter des Textes, und Cimarosa, dem Componisten der Musik, gewährte.

Nun hallte ein einziger Schrei durch den Saal:

»Die Pimentel! die Pimentel!«

Der von dieser edlen Dame redigierte »Parthenopäische Moniteur« verlieh ihr eine unermeßliche Popularität.

Sie verneigte sich, aber dies war es nicht, was man wollte.

Man wollte, daß sie selbst die Hymne sänge.

Sie sträubte sich einen Augenblick, mußte aber der Einmüthigkeit der Demonstration nachgeben.

Sie verließ deshalb ihre Loge und erschien unter dem Jubelruf und Händeklatschen des ganzen Publikums aus der Bühne. Man bot ihr die schwarze Fahne.

Sie schüttelte den Kopf.

»Dies ist die Fahne des Todes.« sagte sie, und Gott sei Dank, so lange wir athmen, sind die Republik und die Freiheit noch nicht todt. Gebt mir die Fahne der Lebenden.«

Man brachte ihr die dreifarbige neapolitanische Fahne.

Mit leidenschaftlicher Geberde drückte sie dieselbe an ihr Herz.

»Sei unser Siegesbanner, Du Fahne der Freiheit,« sagte sie, »oder sei unser Aller Leichentuch!«

Dann folgte, auf einen Tumult, als ob das Gebäude zusammenbrechen müßte, plötzlich, nachdem der Orchesterdirigent mit seinem Stabe ein Zeichen gegeben, vollständiges Schweigen, es erklangen einige Accorde und mit ihrer vollen, sonoren Stimme, mit ihrer prachtvollen Altstimme begann, gleich der Muse des Vaterlandes, Eleonora Pimentel die erste Strophe, welche mit den Worten anfängt:

»Gestürzt ist der Tyrann! Erhebet
Euch, Völker, die er unterdrückt.
Er flieht vor eurem Zorn, er bebet —
Wie seid Ihr nun so hoch beglückt!« 2c. 2c.

Man muß das neapolitanische Volk kennen; man muß seine bis zum Wahnsinn steigenden Ausbrüche von Bewunderung und Begeisterung gesehen haben, welche, da Worte nicht mehr genügen, wüthende Gebärden und unarticulirte Laute zu Hilfe rufen, um sich einen Begriff von dem Zustande von Aufregung zu machen, in welchem das ganze Hans sich befand, als der letzte Vers der parthenopäischen Marseillaise auf den Lippen der Sängerin verhallt war und als der letzte Ton der Begleitung in dem Orchester verstummte.

Kränze und Bouquets fielen auf die Bühne wie ein Gewitterhagel.

Eleonora hob zwei Lorbeerkränze auf und setzte einen Monti, den andern Cimarosa auf die Stirn.

Dann fiel, ohne daß man sehen konnte, wer ihn geworfen, mitten unter diesem Blumenregen auch ein Palmenzweig herab.

Viertausend Hände applaudierten, zweitausend Stimmen riefen: »Für Eleonora die Palme! für Eleonora die Palme!«

»Des Märtyrers!« antwortete die Prophetin, indem sie den Palmenzweig aufhob und mit gefalteten Händen an die Brust drückte.

Nun trat ein förmlicher Zustand von Raserei ein. Man stürzte auf die Bühne, die Männer knieten vor Eleonora nieder, und da ihr Wagen vor dem Thore stand, so spannte man die Pferde aus und die Allverehrte ward von begeisterten Patrioten nach Hause gezogen und von dem ganzen Orchester begleitet, welches bis ein Uhr Morgens unter ihren Fenstern spielte.

Die ganze Nacht hallte der Gesang Montis durch die Straßen von Neapel.

Dieser Enthusiasmus aber, welcher, in das Theater San Carlo eingeschlossen, dieses beinahe in die Luft gesprengt hatte, kühlte sich am andern Tage, als er sich durch die Stadt weiter verbreitete, bedeutend ab.

Die Begeisterung des vorigen Abends hatte ihren Grund in Zuständen der Atmosphäre, der Wärme, des Lichtes, des Geräusches und magnetischer Ausströmungen, so daß er nothwendig erlöschen mußte, sobald die Zusammenwirkung dieser fieberhaften Zustände nicht mehr stattfand.

Als die Stadt ihre letzten Vertheidiger, verwundet, fliehend, mit Staub bedeckt, die einen durch das Thor von Capua, die anderen durch das Thor del Carmine in Unordnung zurückkehren sah, versank sie in eine Trauer, welche sehr bald in Angst und Bestürzung überging.

Gleichzeitig bildete sich eine Linie um Neapel herum, welche, sich immer enger schließend, den Zweck hatte, die Stadt zuletzt in einem eisernen Ringe, in einem Gürtel von Feuer zu

ersticken.

In der That, wohin Neapel sich auch wenden mochte, so sahen die Republikaner nirgends etwas Anderes, als erbitterte Feinde und unversöhnliche Gegner.

Im Norden standen Fra Diavolo und Mammone.

Im Osten Pronio.

Im Süden Ruffo, Cesare und Scarpa.

Im Süden und Westen die Reste der britischen Flotte, welche man bald mächtiger als je wieder zum Vorschein kommen zu sehen erwartete, verstärkt um vier russische, um fünf portugiesische, um drei türkische Schiffe.

Es schienen mit einem Worte sämtliche Tyranneien Europas sich erhoben zu haben, und gegenseitig die Hand zu reichen, um den von der unglücklichen Stadt ausgestoßenen Ruf nach Freiheit, zu ersticken.

Wir beeilen uns jedoch zu sagen, daß die neapolitanischen Patrioten auf der Höhe der Situation standen.

Am 5. Juni entfaltete das Directorium mit allen in den Zeiten des Alterthums beobachteten Ceremonien die rothe Fahne und erklärte das Vaterland in Gefahr.

Es forderte alle Bürger auf, sich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung zu bewaffnen und befahl, daß auf das Zeichen von drei in gleichen Zwischenräumen von den Castellen abgefeuerten Kanonenschüssen jeder Bürger, der nicht in den Listen der Nationalgarde oder in den Registern einer patriotischen Gesellschaft eingetragen stünde, sich nach Hause verfüge und Thüren und Fenster geschlossen hatte, bis ein anderweiter einzelner Kanonenschuß ihm Erlaubniß ertheile, wieder zu öffnen.

Alle, welche, nachdem jenes Signal von drei Kanonenschüssen gegeben worden, noch mit der Muskete in der Hand und ohne der Nationalgarde oder einer patriotischen Gesellschaft anzugehören, auf der Straße betroffen würde, sollten festgenommen und als Feinde des Vaterlandes erschossen werden.

Die vier Castelle von Neapel, das Castello del Carmine, das Castello Nuovo, das Castello del' Uova und das Castell San Elmo wurden auf drei Monate verproviantiert.

Einer der Ersten, welche sich meldeten, um Waffen und Patronen zu empfangen und gegen den Feind zu marschieren, war ein Advocat von großem Rufe, schon alt und beinahe blind, welcher früher, in den neapolitanischen Antiquitäten sehr erfahren, dem Kaiser Joseph dem Zweiten auf seiner Reise in Italien als Cicerone gedient hatte. Er war begleitet von seinen beiden Neffen, jungen Leuten von neunzehn bis zwanzig Jahren.

Während man diesen Musketen und Patronen verabreichte, wollte man dieselben dem Greise aus dem Grunde verweigern, weil er beinahe blind sei.

»Ich werde dem Feinde so nahe rücken,« antwortete er, »daß ich sehr unglücklich sein müßte, wenn ich ihn nicht sähe.«

Da zu den politischen Uebelständen sich auch noch ein großer, socialer gesellte, nämlich der, daß es dem Volke an Brot fehlte, so ward von dem Directorium beschlossen, die Nothleidenden in ihren Wohnungen zu unterstützen, was übrigens nicht blos durch die Humanität, sondern auch durch die Politik geboten war.

Dominico Cirillo kam nun auf den Einfall, eine Hilfscasse zu gründen und war der Erste, der in dieselbe Alles, was er an baarem Gelde besaß, nämlich über zweitausend Ducati einzahlte.

Die edelsten Herzen von Neapel — Pagano, Conforti, Baffi und zwanzig andere — folgten Cirillo's Beispiel.

Man wählte in jeder Straße den populärsten Bürger, die verehrteste Frau. Sie erhielten die Namen Armenväter und Armenmütter und wurden beauftragt, für ihre Pflegebefohlenen zu sammeln.

Sie besuchten die bescheidensten Wohnungen, stiegen in die elendesten Keller hinab, gingen bis in die höchsten Stockwerke hinauf und theilten darin das Brot und Almosen des Vaterlandes aus. Die Arbeiter, welche ein Handwerk verstanden, fanden Arbeit, die Kranken Hilfe und Pflege.

Die beiden Damen, welche sich diesem Barmherzigkeitswerke mit dem größten Eifer widmeten, waren die Herzoginnen von Pepoli und von Cassano.

Dominico Cirillo war auch zu Luisa gekommen und hatte sie ersucht, ebenfalls eine der Armenpflegerinnen zu werden.

Sie antwortete jedoch, ihre Stellung als Gattin des Bibliothekars des Prinzen Francesco verwehre ihr jede öffentliche Demonstration von der Art, wie man von ihr verlange.

Hatte sie nicht schon genug, hatte sie nicht schon zu viel gethan, indem sie, ohne es zu wissen, die Verhaftung der beiden Backer herbeigeführt?

Dennoch übergab sie in ihrem und in Salvato's Namen der Herzogin Fusco, einer der Armenpflegerinnen, die Summe von dreitausend Ducati.

Der Nothstand war jedoch so groß, daß trotz der Freigebigkeit der Bürger die Unterstützungscasse sehr bald leer war.

Der gesetzgebende Körper beantragte nun, daß alle Angestellten der Republik, möchten sie sein, wer sie wollten, die Hälfte ihres Soldes den Nothleidenden überließen. Cirillo, der bereits Alles hergegeben, was er an baarem Gelde besaß, verzichtete auf die Hälfte seines Gehaltes als Mitglied des gesetzgebenden Körpers, und alle seine Collegen folgten seinem Beispiele.

Man gab jedem Stadttheile von Neapel bestimmte Aerzte und Wundärzte, welche Allen, die ihre Hilfe in Anspruch nehmen würden, dieselbe unentgeltlich gewähren sollten.

Die Nationalgarde war für die öffentliche Ruhe verantwortlich. Macdonald hatte vor seiner Abreise Waffen und Fahnen vertheilt. Zum Obergeneral hatte er denselben Bassetti, den wir verwundet und von Mammone und Diavolo geschlagen zurückkommen gesehen, zum Nächstcommandierenden Gennaro Ferra, den Bruder des Herzogs von Cassano, und zum Generaladjutanten Francesco Grimaldi ernannt.

Platzcommandant war der General Frederici; das Gouvernement des Castello Nuovo blieb dem Chevalièr Massa, das des Castello dell' Uovo aber ward dem Oberst l'Aurora übertragen.

In jedem Stadttheil ward eine Hauptwache errichtet und von dreißig zu dreißig Schritten Schildwachen aufgestellt.

Am 7. Juni ließ der General Writz alle ehemaligen Offciere der königlichen Armee festnehmen, welche sich noch in Neapel befanden und sich geweigert hatten, in den Dienst der Republik zu treten.

Am 9. Juni acht Uhr Abends löste man die drei Alarmschüsse. Sofort begaben sich dem ertheilten Befehle gemäß Alle, die nicht in den Registern der Nationalgarde noch irgend einer patriotischen Gesellschaft standen, in ihre Häuser zurück und schlossen Thüren und Fenster.

Die Nationalgarde dagegen und die Freiwilligen eilten in die Toledostraße und auf die

öffentlichen Plätze.

Manthonnet, der wieder Kriegsminister geworden, hielt Musterung über sie gemeinschaftlich mit Writz und Bassetti, welcher letztere von seiner übrigens nicht sehr gefährlichen Wunde wieder hergestellt war. Er belobte die Nationalgardisten und Freiwilligen wegen ihres Eifers und erklärte, daß auf dem Punkte, wo man jetzt stünde, keine andere Wahl übrig bliebe als Sieg oder Tod. Hierauf entließ er sie, indem er noch hinzufügte, daß die drei Lärmschüsse nur gelöst worden seien, um die Zahl der Mannschaften zu kennen, auf welche man in der Stunde der Gefahr rechnen könne.

Die Nacht war ruhig. Am nächstfolgenden Morgen mit Tagesanbruch löste man den Kanonenschuß, welcher verkündete, daß Jeder ungehindert sein Haus verlassen und seinen Geschäften nachgehen könne.

Am 31. erfuhr man, daß der Cardinal in Nola angekommen, das heißt, daß er nur noch sieben bis acht Meilen von Neapel entfernt sei.

Dreizehntes Capitel.

Simon Backer bittet um eine Gunst.

In einem der Kerker des Castello Nuovo, dessen dreifach vergittertes Fenster auf das Meer ging, horchten zwei Männer, der eine von fünfundfünfzig bis sechzig, der andere von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, angekleidet auf ihren Betten liegend, mit mehr als ungewöhnlicher Aufmerksamkeit auf den eintönigen Gesang der neapolitanischen Fischer, während die Schildwache, die in der Nähe der Mauer stand und instruiert war, die Gefangenen am Entfliehen, aber nicht die Fischer am Singen zu hindern, sorglos auf dem schmalen Erdstreifen hin und her marschierte, welcher den Fuß der aragonesischen Thürme von dem Wasserspiegel trennt.

Wie große Freunde des Gesanges auch die beiden Männer sein mochten, so war es doch nicht die Harmonie des Gesanges, welche Ihre Aufmerksamkeit auf diese Weise fesseln konnte, denn es gibt kaum etwas weniger Poetisches und besonders weniger Harmonisches als den Rhythmus, nach welchem das neapolitanische Volk seine endlosen Improvisationen ableiert.

Es lag deshalb für die beiden Gefangenen augenscheinlich in dem Text ein Interesse, welches in dem Gesange an und für sich nicht lag, denn bei dem ersten Verse richtete der jüngere der beiden Gefangenen sich auf seinem Bett empor, erfaßte kräftig die eisernen Gitterstangen, schwang sich bis an das Fenster und blickte forschend in die Finsterniß hinaus, um bei dem blassen, unsichern Schein des Mondes den Sänger zu entdecken.

»Ich hatte wohl seine Stimme erkannt,« sagte der jüngere der beiden Männer, nämlich der, welcher hinausschaute und horchte. »Es ist Spronio, unser erster Bankgehilfe.«

»Höre, was er sagt, André,« sagte der ältere der beiden Männer mit unverkennbar deutschem Accent. »Du verstehst den neapolitanischen Dialekt besser als ich.«

»Still, Väterchen,« sagte der junge Mann, »denn eben macht er unserem Fenster gegenüber Halt, wie um seine Netze auszuwerfen. Ohne Zweifel hat er uns eine gute Nachricht mitzutheilen.«

Die beiden Männer schwiegen und der vorgebliche Fischer begann zu singen.

Um den Sinn der Verse möglichst treu wiederzugeben, theilen wir die Uebersetzung derselben in Prosa mit.

Ganz so wie der jüngere der beiden Gefangenen vermuthet, waren die Nachrichten, welche der Mann brachte, den er mit dem Namen Spronio bezeichnet.

Der erste Vers war eine einfache Ansprache an die Aufmerksamkeit Derer, für welche das Lied gesungen ward, und lautete:

»*Er ist herabgestiegen auf die Erde, der Engel, der uns befreien wird. Er hat die Lanze seines Gegners zerbrochen wie Glas, und wer es erlebt, der wird es sehen.*«

»Es ist von dem Cardinal Ruffo die Rede,« sagte der junge Mann, dem wohl das Gerücht von der Expedition des Cardinals zu Ohren gekommen war, der aber keineswegs wußte, wie es jetzt mit dieser Expedition stand.

»Horch,« sagte der Vater, »horch!«

Der Sänger fuhr fort:

»Nichts widersteht seiner Macht. Nach Cotrone fällt Altamura trotz seines Widerstandes. Besieger des Dämons rückt er immer weiter vor, und wer es erlebt, der wird es sehen.«

»Hörst Du, Väterchen? sagte der junge Mann. »Der Cardinal hat Cotrone und Altamura genommen.

Der Sänger fuhr fort:

»Um die rebellische Stadt zu züchtigen, zog er gestern von Nocera aus. Und das Neueste heute Abend ist, daß er in Nola, der Schönen, übernachtet. Wer es erlebt, wird es sehen.«

»Hörst Du, Väterchen,« sagte der junge Mann freudig. »Er ist in Nola!«

»Ja, ich höre, ich höre,« sagte der alte Mann. »Von Nola bis nach Neapel ist es aber vielleicht weiter als von Palermo nach Nola.«

Gerade wie um diese zweifelnde Bemerkung zu beantworten, fuhr die Stimme fort:

»Um sein Unternehmen zu Ende zu führen, wird er morgen auf Neapel marschieren. Sei es durch Gewalt oder durch Überrumpelung so wird Neapel in drei Tagen genommen sein. Wer es erlebt, der wird es sehen.«

Kaum war der letzte Vers zu Ende, so ließ der junges Mann, welcher horchte, die Gitterstäbe des Kerkerfensters los und sich wieder auf sein Bett herabfallen.

Man hörte nämlich Tritte draußen aufs dem Corridor und diese Tritte näherten sich der Thür.

Beim Schein der düsteren Lampe, welche von der Decke herabhing, hatten Vater und Sohn nur eben Zeit, einen Blick zu wechseln. Es war jetzt nicht die Stunde, wo man in ihren Kerker kam, und jedes ungewohnte Geräusch ist, wie man weiß, für den Gefangenen beunruhigend.

Die Thür des Kerkers öffnete sich. Dies Gefangenen sahen in dem Corridor etwa zehn Mann Soldaten, und eine gebieterische Stimme sprach die Worte:

»Stehen-Sie auf, kleiden Sie sich an und folgen Sie uns.«

»Die Hälfte der Arbeit ist schon gethan,« sagte der jüngere der beiden Gefangenen in heiterem Tone. »Wir werden daher das Vergnügen haben, Sie nicht warten zu lassen.«

Der alter Backer erhob sich schweigend. Seltsam! er, der am längsten gelebt, schien sich am schwersten von dem Leben trennen zu können.

»Wo führt man uns hin?« fragte er in etwas verändertem Tone.

»Vor das Tribunal,« antwortete der Officier.

»Hm,« sagte André; »wenn dem so ist, so fürchte ich, daß er zu spät kommt.«

»Wer?« fragte der Officier, welcher glaubte, die Bemerkung sei an ihn gerichtet.

»O,« sagte der junge Mann, »mein Vater meint Jemanden den Sie nicht kennen und von dem wir eben sprachen, als Sie eintraten.«

Das Tribunal, vor welches man die beiden Angeklagten führte, war das, welches auf das gefolgt war, welches die Verbrechen der Majestätsbeleidigung strafte; nur strafte dieses die Verbrechen der Volksbeleidigung.

Der Präsident dieses Tribunals war ein berühmter Advocat Namens Vincenzo Lupo. Es bestand aus vier Mitgliedern und dem Präsidenten.

Da man die Angeklagten nicht durch die Straßen führen konnte, weil dies leicht Anlaß zum Ausbruch einer Emeute gegeben hätte, so hielt es seine Sitzung in Castello Nuovo.

Die Gefangenen stiegen zwei Treppen hinauf und wurden dann in das Gerichtszimmer

geführt.

Die fünf Mitglieder des Tribunals, der öffentliche Ankläger und der Protokollant waren auf ihrem Platze, ebenso wie die Gerichtsdiener.

Zwei Stühle oder vielmehr zwei Schemel waren für die Gefangenen bereitgestellt.

Zwei von Gerichtswegen bestellte Vertheidiger saßen wartend in zwei rechts und links neben den Schemeln stehenden Armstühlen.

Diese beiden Vertheidiger waren die zwei ersten Rechtsgelehrten Neapels — Mario Pagano und Francesco Conforti.

Simon und André Backer begrüßten die beiden Juristen mit der größten Höflichkeit. Obschon einer gänzlich entgegengesetzten Meinung angehörig, erkannten sie doch an, daß man zwei Fürsten der Jurisprudenz zu ihren Vertheidigern gewählt.

»Bürger Simon und André Backer,« sagte der Präsident zu den Angeklagten, »Sie haben eine halbe Stunde, um sich mit Ihren Advocaten zu besprechen.«

André verneigte sich.

»Meine Herren,« sagte er, »genehmigen Sie meinen herzlichen Dank nicht bloß dafür, daß Sie uns, meinem Vater und mir, Vertheidigungsmittel gewähren, sondern auch, daß Sie diese Vertheidigung in geschickte Hände gelegt haben. Dennoch aber wird die Art und Weise, auf welche ich die Verhandlungen zu leiten gedenke, wie ich glaube, die Einmischung eines jeden fremden Wortes überflüssig machen, obschon meine Dankbarkeit gegen diese Herren, welche eine so verzweifelte Sache so bereitwillig übernommen, dadurch in keiner Beziehung vermindert werden wird. Da man uns in einem Augenblicke, wo wir es am wenigsten erwarteten, aus unserem Gefängnisse abgeholt hat, so hoben wir auch noch keinen Vertheidigungsplan entwerfen können. Ich werde Sie daher bitten, mir zu gestatten, mich anstatt eine halbe Stunde mit meinem Vertheidiger, lieber fünf Minuten mit meinem Vater zu besprechen. In einer so ernstern Sache wie diese, welche hier verhandelt werden soll, muß es mir wohl vergönnt sein, mir seinen Rath zu erbitten.«

»Thun Sie es, Bürger Backer.«

Die beiden Advocaten traten auf die Seite, die Richter drehten sich um und sprachen miteinander und der Protokollant und die Diener gingen hinaus.

Die beiden Angeklagten wechselten einige Worte mit leiser Stimme, dann, und noch ehe die verlangte Frist um war, drehten sie sich wieder nach dem Tribunal herum.

»Herr Präsident,« sagte André, »wir sind bereit,«

Die Klingel des Präsidenten rief Alle wieder auf ihre Plätze und die Diener und den Protokollanten wieder herein.

Die Vertheidiger näherten sich ihrerseits wieder den Angeklagten. Nach Verlauf von wenigen Secunden war Jeder wieder aus seinem Posten.

»Meine Herren,« sagte Simon Backer ehe er sich setzte, »ich bin in Frankfurt geboren und spreche folglich das Italienische schlecht und mit Mühe. Deshalb werde ich schweigen. Mein Sohn dagegen, der in Neapel geboren ist, wird meine Sache ebenso führen wie die seinige. Unsere Fälle sind ganz dieselben und das Urtheil muß deshalb für ihn dasselbe sein wie für mich. Durch das Verbrechen — wenn es nämlich ein Verbrechen ist, seinen König zu lieben — vereinigt, dürfen wir auch in der Strafe nicht getrennt werden. Sprich also, André. Was Du sagen wirst, wird gut gesagt, was Du thun wirst, wird gut gethan sein.«

Mit diesen Worten nahm der alte Mann wieder Platz.

Nun erhob sich der Sohn und begann mit außerordentlicher Einfachheit:

»Mein Vater heißt Jakob Simon und ich heiße Johann Andreas Backer. Er ist neunundfünfzig und ich bin siebenundzwanzig Jahre alt. Wir wohnen in der Straße Medan Nr. 32; wir sind Bankiers Sr. Majestät des Königs Ferdinand. Von meiner Kindheit an gelehrt, den König zu ehren und das Königthum zu achten, empfand ich ebenso wie mein Vater, als das Königthum abgeschafft und der König vertrieben ward, nur einen Wunsch, nämlich den, das Königthum wieder einzusetzen, den König zurückzuführen. Zu diesem Zwecke haben wir conspiriert, das heißt um die Republik zu stürzen. Wir wußten recht wohl, daß wir dabei unsern Kopf aufs Spiel setzten, aber wir glaubten, es sei unsere Pflicht, dies zu thuen. Man hat uns denunciirt, festgenommen und ins Gefängniß geführt. Heute Abend hat man uns aus unserem Kerker hervorgeholt und hierher geführt, um uns zu verhören. Jedes Verhör wäre aber überflüssig. Ich habe die Wahrheit gesagt.«

Während der junge Mann zum großen Erstaunen des Präsidenten, der Richter, des öffentlichen Anklägers, des Protokollanten, der Vertheidiger und der Diener so sprach betrachtete sein Vater ihn mit einem gewissen Stolz und bestätigte kopfnickend Alles, was er sagte.

»Aber Unglücklicher,« sagte Mario Pagano zu ihm, »Sie machen ja jede Vertheidigung unmöglich.«

Obschon es eine große Ehre für mich wäre, von Ihnen vertheidigt zu werden, Signor Pagano, so will ich doch nicht vertheidigt sein. Wenn die Republik der Beispiele von Eifer und Hingebung bedarf, so bedarf das Königthum der Beispiele von Treue. Die beiden Principien des Volksrechtes und des göttlichen Rechtes sind miteinander im Kampfe begriffen. Dieser Kampf wird vielleicht noch Jahrhunderte dauern. Beide müssen daher ihre Helden und ihre Märtyrer kennen.«

»Aber dennoch, Bürger André Backer, ist es uns möglich, daß Sie gar nichts zu Ihrer Vertheidigung zu sagen haben,« bemerkte Mario wieder.

»Nein, ich habe zu diesem Zwecke nichts, durchaus nichts zu sagen, Signore. Ich bin strafbar in der ganzen Bedeutung des Wortes und habe keine andere Entschuldigung geltend zu machen, als diese: der König Ferdinands war stets gut gegen meinen Vater, und mein Vater und ich wir werden ihm treu sein bis in den Tod.«

»Ja, bis zum Tod,« wiederholte der alte Simon Backer, indem er fortfuhr seinem Sohne durch Gebärden mit Kopf und Hand beizustimmen.

»Dann, Bürger André,« sagte der Präsident, »kommen Sie nicht blos mit der Ueberzeugung verurtheilt zu werden, sondern auch mit dem Wunsche, sich verurtheilt zu sehen.«

»Ich komme zu Ihnen, Bürger Präsident als ein Mann; welcher weiß, daß er, indem er zu Ihnen kommt, den ersten Schritt nach dem Blutgerüst thut.«

»Das heißt mit der Ueberzeugung, daß wir nach Pflicht und Gewissen nicht anders können, als Sie verdammen?«

»Wenn unsere Verschwörung geglückt wäre, so hätten wir Sie im Voraus verurtheilt.«

»Dann hatten Sie es also auf eine Niedermetzlung der Patrioten abgesehen?«

»Ja, wenigstens fünfhundert sollten ihren Tod finden.«

»Aber diese furchtbare That hätte doch nicht von Ihnen allein durchgeführt werden können?«

»Alle royalistischen Herzen in Neapel, und es gibt mehr, als Sie glauben, hätten sich uns

angeschlossen.«

»Ohne Zweifel wäre es vergebens, Sie nach den Namen dieser treuen Diener des Königthums zu fragen.«

»Sie haben Verräther gefunden, die uns denuncirt haben, suchen Sie nun auch deren, die Andere denunciren. Was uns betrifft, so haben wir unser Leben zum Opfer gebracht.«

»Ja, wir haben es gebracht,« wiederholte der alte Backer.

»Dann,« sagte der Präsident, »bleibt uns nichts weiter übrig, als das Urtheil zu fällen.«

»Ich bitte um Verzeihung, « antwortete Mario Pagano, »es bleibt Ihnen noch übrig, mich zu hören.«

André wendete sich mit dem Ausdruck des Erstaunens nach dem berühmten Juristen herum.

»Wie wollen Sie denn einen Mann vertheidigen, welcher gar nicht vertheidigt sein will und der die Strafe, die er verdient hat, wie einen Lohn beansprucht?«

»Nicht der Schuldige ist es, den ich vertheidigen werde,« antwortete Mario Pagano, »wohl aber ist es die Strafe, gegen die ich mich erklären werde.«

Und sofort setzte er mit wunderbarer Beredsamkeit den Unterschied auseinander, welcher zwischen dem Gesetzbuch eines absoluten Königs und der Gesetzgebung eines freien Volkes bestehen muß. Als letzte Gründe der Könige nannte er die Kanone und das Schaffot, dagegen als höchstes Ziel der Völker die Ueberredung.

Er zeigte die Sklaven der Gewalt in ewiger Feindschaft mit ihren Herren. Er citirte bald Filangieri, bald Beccaria, diese beiden hellen Sterne, welche vor Kurzem erloschen waren und die ganze Allgewalt ihres Genies zur Bekämpfung der Todesstrafe, einer nach ihrer Ansicht zwecklosen und barbarischen Strafe, aufgehoben hatten.

Er erinnerte an Robespierre, der in Folge des Studiums dieser beiden Rechtsgelehrten und als Schüler des Philosophen von Genf von der gesetzgebenden Versammlung die Aufhebung der Todesstrafe verlangt hatte.

Er appellirte an das Herz der Richter, um sie zu fragen, ob, im Falle Robespierre's Antrag Annahme gefunden hätte, die französische Revolution, weil weniger blutig, weniger groß gewesen wäre und ob Robespierre durch Beseitigung der Todesstrafe nicht ein glänzenderes Andenken hinterlassen hätte, als durch Anwendung derselben.

Er warf einen Blick zurück auf die viermonatliche Existenz der parthenopäischen Republik und zeigte sie rein an vergossenem Blut, während im Gegentheile die Reaction auf einem mit Leichen besäeten Wege gegen sie heranrückte.

Verlohne es, fragte er, wohl der Mühe, die letzte Stunde der Freiheit abzuwarten, um ihren Altar durch ein Menschenopfer zu entehren?

Mit einem Worte, Pagano gab Alles, was ein gewandter und gelehrter Redner aus einem edlen Herzen und aus Beispielen der ganzen Weltgeschichte an Begeisterung schöpfen kann, schloß seinen Vortrag mit einer brüderlichen Anrede, breitete André die Arme entgegen und bat ihn, ihm den Friedenskuß zu geben.

André drückte Pagano an sein Herz.

»Signore,« sagte er dann zu ihm, »Sie würden mich falsch verstanden haben, wenn Sie auch nur einen Augenblick lang glauben könnten, daß mein Vater und ich gegen Individuen conspirirt hätten. Nein, wir haben für ein Princip conspirirt. Wir glauben, daß nur das Königthum das Glück und Gedeihen der Völker begründen kann. Sie dagegen glauben, Ihr Glück liege in der

Republik. Wenn wir dereinst neben einander sitzen, so werden unsere Seelen von oben herab diesem großen Prozeß zuschauen und dann, hoffe ich, werden wir selbst vergessen haben, daß ich Israelit und Royalist bin und daß Sie Republikaner und Christ sind.«

Dann wendete er sich zu seinem Vater, bot ihm den Arm und sagte:

Komm', Väterchen; wir wollen diese Herren sich miteinander berathen lassen.«

Und sich wieder in die Mitte seiner bewaffneten Begleiter stellend, verließ er den Gerichtssaal, ohne Francesco Conforti Zeit zu lassen, der Rede seines Collegen Maria Pagano etwas hinzuzufügen.

Die Berathung konnte nicht lange dauern. Das Verbrechen war offenkundig und man hat gesehen, daß die Angeklagten nicht gesucht hatten es zu verhehlen.

Fünf Minuten später rief man die Angeklagten zurück.

Sie waren zum Tode verurtheilt.

Eine leichte Blässe überzog das Antlitz des alten Mannes, als die verhängnißvollen Worte ausgesprochen wurden.

Sein Sohn dagegen lächelte seine Richter an und verneigte sich artig gegen sie.

»Da Sie,« sagte der Präsident, »sich geweigert haben, sich zu vertheidigen, so brauchen wir, als Richter, Sie wohl auch nicht zu fragen, ob Sie Ihrer Vertheidigung etwas hinzuzufügen haben. Als Menschen jedoch, als Bürger, als Landsleute, die es tief betrübt, ein so furchtbares Urtheil gegen Sie fällen zu müssen, fragen wir Sie, ob Sie nicht einen Wunsch auszudrücken, oder uns irgend etwas zu empfehlen haben.«

»Mein Vater hat, glaube ich, Sie um eine Gunst zu bitten, meine Herren, eine Gunst, welche Sie, ohne sich zu compromittiren, ihm, glaube ich, gewähren können.«

»Bürger Backer,« sagte der Präsident, zu André's Vater gewendet, »wir hören Sie.«

»Signor,« antwortete der alte Mann, »das Haus Backer & Comp. existirt seit länger als hundertundfünfzig Jahren und ist aus eigenem freien Entschluß von Frankfurt nach Neapel übersiedelt. Seit dem 5. Mai 1652, dem Tage, wo es von meinem Urgroßvater Friedrich Backer gegründet ward, ist niemals eine Differenz mit seinen Geschäftsfreunden oder eine Verzögerung in Erfüllung seiner Verbindlichkeiten vorgekommen; sogar jetzt, wo mir schon seit zwei Monaten gefangen sitzen, gehen die Geschäfte unseres Hauses trotz unserer Abwesenheit ihren regelmäßigen Gang.«

Der Präsident gab zu verstehen, daß er mit der wohlwollendsten Aufmerksamkeit zuhöre, und in der That hielt nicht blos er, sondern auch das ganze Tribunal die Augen fest auf den alten Mann geheftet.

Nur der junge Mann, welcher wahrscheinlich wußte, was sein Vater verlangen wollte, blickte auf den Boden, und pochte sich in zerstreuter Weise mit einem Spazierstöckchen auf den Fuß.

Der alte Backer fuhr fort:

»Die Gunst, um welche ich bitte, ist also folgende:

»Wir hören,« sagte der Präsident, welcher neugierig war, worin diese Gunst bestünde.

»Im Falle,« hob der alte Backer wieder an, »vielleicht beschlossen wäre, uns morgen hinzurichten, würden wir, mein Sohn und ich bitten, daß man diese Hinrichtung bis auf übermorgen verschöbe, damit wir einen Tag Zeit hätten um unsere Inventur zu machen, und unsere Bilanz festzustellen. Wenn wir diese Arbeit selbst machen, so bin ich gewiß, daß trotz der schlimmen Tage, die wir durchgemacht, trotz der Dienste, die wir dem König geleistet, und trotz

des Geldes, was wir für seine Sache aufgewendet, das Haus Backer ein Vermögen von wenigstens vier Millionen Franks besitzt, und da es aus einem von unserem Willen unabhängigen Grunde nun erlöschen wird, so wird dieses Erlöschen doch in ehrenvoller Weise stattfinden. Uebrigens werden Sie selbst wissen, Herr Präsident, daß in einem Hause wie das unsrige, welches in einem Jahre für hundert Millionen Geschäfte macht, es trotz des Vertrauens, welches man den Gehilfen gewährt, doch viele Dinge gibt, von welchen nur die Chefs Kenntniß haben. So sind zum Beispiel vielleicht über fünfhunderttausend Franks Depositengelder unserer Ehre anvertraut, deren Besitzer nicht einmal eine Quittung in Händen haben und nicht in unsere Register eingetragen sind. Sie begreifen, welcher Gefahr unser Ruf in dem Falle ausgesetzt wäre, daß Sie unsere Bitte zurückwiesen, und deshalb hoffe ich, Herr Präsident, daß Sie uns morgen unter sicherer Bewachung nach unserem Hause bringen, unsere Liquidation machen und uns erst übermorgen erschießen lassen.«

Der alte Mann sprach diese Worte mit solcher Einfachheit und zugleich solcher Seelengröße, daß nicht bloß der Präsident, sondern auch das ganze Tribunal dadurch tief ergriffen ward.

Conforti faßte ihn bei der Hand und drückte sie ihm mit einer Wärme, welche über die Verschiedenheit der Meinungen triumphierte, während Maria Pagano sich eine Thräne trocknete, welche seinen Augen entrollte.

Der Präsident brauchte das Tribunal nur mit einem Blicke zu fragen, dann verneigte er sich gegen den alten Banquier und sagte:

»Es wird geschehen, wie Sie sagen, und wir bedauern nur, daß wir nicht mehr für Sie thun können.«

»Das ist auch nicht nöthig,« antwortete Simon Backer, »denn wir verlangen ja nichts weiter.«

Dann verneigte er sich gegen das Tribunal wie gegen eine Gesellschaft Freunde, die er verliesse, nahm seinen Sohn beim Arme, stellte sich mit ihm in die Reihen der Soldaten, und beide stiegen wieder in ihren Kerker hinab.

Der Gesang des vorgeblichen Fischers hatte aufgehört.

André Backer richtete sich bis an das Fenster empor.

Das Meer war nicht bloß schweigsam, sondern auch öde und verlassen.

Vierzehntes Capitel.

Liquidation.

Am nächsten Tage trat der Schließer um sieben Uhr Morgens in das Gefängniß der beiden Verurtheilten.

Der junge Mann schlief noch, sein Vater aber hatte einen Bleistift in der Hand, ein Blatt Papier auf den Knien und rechnete.

Die Escorte, welche dies beiden Verurtheilten nach der Medinastraße bringen sollte, wartete.

Der alte Mann warf einen Blick auf seinen Sohn.

»Komm,« sagte er zu ihm, »steh auf, André. Du bist von jeher etwas träg gewesen, mein Sohn. Du mußt Dir das abgewöhnen.«

»Ja,« antwortete André, indem er die Augen aufschlug und seinem Vater guten Morgen wünschte. »Ich zweifle nur, daß Gott mir dazu Zeit lassen wird.«

»Als Du noch klein warst,« hob der alte Backer mit wehmüthigem Tone wieder an, »konntest Du, obschon deine Mutter Dich geweckt und dann zwei- oder dreimal gerufen hatte, Dich immer noch nicht entschließen dein Bett zu verlassen. Oft sah ich mich genöthigt, selbst hinaufzugehen und Dich mit Gewalt aus dem Bette zu treiben.«

»Ich verspreche Dir, Väterchen,« sagte der junge Mann, indem er sich erhob und sich anzukleiden begann, »ich verspreche Dir, daß ich, wenn ich übermorgen erwache, sofort ausstehen werde.«

Der alte Mann erhob sich seinerseits und sagte mit einem Seufzer:

»Deine arme Mutter, Sie hat wohl daran gethan, zu sterben.«

André ging auf seinen Vater zu und umarmte ihn zärtlich, ohne ein Wort zu sagen.

Der alte Simon sah ihn an.

»So jung!« murmelte er. »Doch, was hilfst!«

Nach Verlauf von zehn Minuten waren die beiden Gefangenen angekleidet.

André pochte an der Thür seines Gefängnisses. Der Schließer trat wieder ein.

»Ah,« sagte er, »Sie sind fertig. Kommen Sie, unsere Escorte erwartet Sie.«

Simon und André Backer nahmen Platz in der Mitte eines Dutzends Gerichtsdieners, welche beauftragt waren, sie nach ihrem Bankhause zu führen, welches sich wie wir wiederholt bemerkt, in der Medinastraße befand.

Die Entfernung von dem Castello Nouvo bis zu diesem Hause war sehr gering. Nur wenige neugierige Blicke verweilten auf den Gefangenen, welche nach wenigen Minuten die Thür ihres Bankhauses erreicht hatten.

Es war kaum acht Uhr Morgens. Die Thür war noch verschlossen, denn die Commis fanden sich gewöhnlich erst um neun Uhr ein.

Der Sergeant, welcher die Escorte commandirte, zog die Klingel. Der Kammerdiener des alten Backer kam, um zu öffnen, stieß einen lauten Schrei aus und war im ersten Augenblick nahe daran, sich seinem Herrn in die Arme zu werfen. Es war ein alter deutscher Diener, der noch

ganz jung mit ihm von Frankfurt nach Neapel gekommen war.

»O mein theurer Herr!« rief er. »Sind Sie es?« Meine armen Augen, welche Ihre Abwesenheit so bitterlich beweint, haben also das Glück Sie wiederzusehen?«

»Ja, lieber Fritz, ja. Geht Alles gut im Hause ?« fragte Simon.

»Warum sollte in Ihrer Abwesenheit nicht Alles eben: so gut gehen wie in Ihrer Gegenwart? Gott sei Dank, hier kennt Jeder seine Pflicht. Um neun Uhr Morgens sind alle Angestellten auf ihren Posten und jeder thut gewissenhaft, was ihm obliegt. Nur ich habe unglücklicherweise faule Zeit, dennoch aber bürste ich täglich Ihre Kleider, zweimal wöchentlich zähle ich Ihre Wäsche, alle Sonntage ziehe ich die Uhren auf und tröste so gut ich kann, Ihren Hund Cäsar, welcher seit Ihrem Weggange kaum etwas frißt und nur heult und winselt.«

»Wir wollen hineingehen, Väterchen,« sagte André. »Diese Herren werden ungeduldig und das Volk beginnt sich zu sammeln.«

»Ja, wir wollen hineingehen,« sagte der alte Backer.

Man ließ eine Schildwache an der Thür, zwei in dem Vorzimmer und zerstreute die anderen im Corridor. Ueberdies war, wie dies bei solchen Häusern gewöhnlich ist, das Erdgeschoß vergittert. Die beiden Gefangenen hatten daher, indem sie nach Hause zurückkehrten, bloß das Gefängniß gewechselt.

André Backer lenkte seine Schritte nach der Casse und öffnete, da der Cassirer noch nicht da war, dieselbe mit seinem Hauptschlüssel, während Simon Backer in seinem Cabinet Platz nahm, welches seit seiner Verhaftung nicht geöffnet worden.

Man stellte Schildwachen an beide Thüren.

»Ah!« rief der alte Backer mit einem Seufzer des Behagens, als er wieder in dem Sessel Platz nahm, in welchem er fünfunddreißig Jahre lang gesessen.

Dann setzte er hinzu:

»Fritz, öffne den Verbindungsladen.«

Fritz gehorchte und öffnete einen Laden in der Wand zwischen dem Cabinet und dem Cassenzimmer, so daß Vater und Sohn, ohne ihre Bureaux zu verlassen, mit einander sprechen, einander hören und einander sehen konnten.

Kaum hatte der alte Backer sich gesetzt, als mit lautem Freudengeheul ein großer Pudel, seine zerrissene Kette hinter sich herschleppend, in das Cabinet hereingestürzt und auf ihn zugesprungen kam, als ob er ihn erwürgen wolle. Das arme Thier hatte seinen Herrn gewittert und kam wie Fritz, um ihn willkommen zu heißen.

Die beiden Backer begannen ihre Correspondenz vorzunehmen. Alle nicht recommandirten Briefe waren von dem ersten Buchhalter geöffnet, diejenigen aber, auf welchen seine besondere Bemerkung oder das Wort *eigenhändig* stand, auf die Seite gelegt worden.

Diese Briefe waren es, welche man den Gefangenen nicht hatte mittheilen können, weil jeder Verkehr mit Ihnen untersagt war, so daß sie dieselben jetzt auf ihrem Bureau vorfanden.

Auf der großen Stutzuhr aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten, welche Simon Backers Cabinet schmückte, schlug es neun Uhr, als mit seiner gewohnten Pünktlichkeit der Cassirer sich einfand.

Es war ebenso wie der Kammerdiener ein Deutscher Namens Klagmann. Mit großem Befremden hatte er gesehen, daß Schildwachen an der Thür und in dem Corridor standen. Er hatte sie befragt, aber keine Antwort von ihnen erhalten, denn sie waren Sklaven ihrer

Instruktion.

Indessen, da Befehl gegeben war, alle Bediensteten des Hauses frei aus- und eingehen zu lassen, so gelangte er ohne Schwierigkeit in sein Cassenzimmer.

Sein Erstaunen war groß, als er auf seinem Platze und auf seinem Stuhle sitzend seinen jungen Principal André Backer fand und durch das Wandfenster hindurch den alten Backer in seinem Cabinet und auf seinem gewohnten Platze sitzen sah.

Abgesehen von den Schildwachen an der Thür und in den Corridors war sonst nichts verändert.

André beantwortete herzlich, obschon dabei immer den Abstand zwischen Principal und Untergebenen beobachtend, die freudigen Kundgebungen des Cassirers, welcher sich beeilte durch das Wandfenster hindurch dem Vater dieselben Complimente zu machen, welche er soeben dem Sohne gemacht.

»Wo ist der Oberbuchhalter?« fragte André den Cassirer.

Dieser zog seine Uhr.

»Es ist neun Uhr fünf Minuten, Herr André,« antwortete er dann. Ich wollte darauf wetten, daß Herr Sperling in diesem Augenblicke um die Ecke der Sankt-Bartolomeo-Straße biegt Sie wissen, daß er stets zwischen neun Uhr fünf und sieben Minuten hier ist.«

In der That hatte der Cassirer kaum ausgedet, so hörte man in dem Zimmer die Stimme des Oberbuchhalters welcher sich seinerseits erkundigte.

»Sperling! Sperling!« rief Andre dem Ankommenden entgegen; »kommen Sie, mein Freund; wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Sperling trat immer mehr erstaunend, aber ohne daß er gewagt hätte Fragen zu thun, in das Cabinet des Chefs des Hauses.

»Mein lieber Sperling,« sagte Simon Backer, als er ihn erblickte, während Klagemann, weitere Befehle erwartend, im Cassenzimmer stehen blieb. »Mein lieber Sperling, ich brauche Sie wohl nicht erst zu fragen, ob unsere Bücher vollständig nachgetragen sind?«

»Sie sind es bis auf den gestrigen Tag,« antwortete Sperling.

»Dann haben Sie wohl einen Status?«

»Ja, gestern Nachmittags vier Uhr habe ich einen solchen aufgestellt.«

»Und wie lautet derselbe?«

»Auf einen Ueberschuß von 1.170.000 Ducati.«

»Hörst Du, André?« fragte der Vater den Sohn.

»Ja, Väterchen, eine Million und hundertundsiebzigtausend Ducati. Stimmt dies mit den Effecten, die Sie in Casse haben, überein, Klagmann?«

»Ja, Herr André; wir haben gestern revidiert.«

»Und heute Morgen wollen wir noch einmal revidieren, wenn es Ihnen recht ist.«

»Es soll augenblicklich geschehen.«

Und während Sperling, auf die Revision der Casse wartend, leise mit Simon Backer sprach, öffnete Klagmann einen eisernen Schrank mit dreifachem Schloß, nahm eine Mappe heraus, die wiederum verschlossen war. Er öffnete dieselbe und legte sie vor André auf den Tisch.

»Wieviel enthält dieses Partefeuille?« fragte der junge Mann.

»635.412 Ducati in Tratten auf London, Wien und Frankfurt.«

André zählte nach und fand die Rechnung richtig.

»Väterchen,« sagte er, »ich habe die 635.412 Ducati in Tratten.«

Dann wendete er sich zu Klagmann und fragte:

»Wie viel haben Sie in Casse?«

»425.604 Ducati, Herr André.«

»Hörst du, Väterchen,« fragte der junge Mann.

»Jawohl, André. Ich meinerseits bin eben mit der Generalbilanz der Bücher beschäftigt. Die Passives belaufen sich auf 1.455.612 Ducati und die Activen auf 1.650.000 Ducati, so daß wir mit Hinzurechnung noch einiger anderen Werthobjecte im Betrage von 1.065.087 Ducati ein Bruttoguthaben von 2.715.087 Ducati haben. Sieh einmal nach, ob dies Alles so richtig ist. Während Du mit Klagmann die Bilanz durchgehst, werde ich meinerseits mit Sperling revidieren.«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Cabinets und Fritz meldete, ehe noch die Uhr die elfte Stunde ausgeschlagen, mit seiner gewohnten Pünktlichkeit, daß das Frühstück aufgetragen sei.

»Hast Du Hunger, André,« fragte der alte Backer.

»Nicht viel,« antwortete André. »Indeß, da man, wenn es um und um kommt, doch essen muß, so wollen wir essen.«

Mit diesen Worten erhob er sich, traf mit seinem Vater in dem Corridor zusammen und beide lenkten ihre Schritte noch dem Speisezimmer, während zwei Schildwachen ihnen folgten.

Sämtliche Angestellte waren zwischen neun und neun ein Viertel Uhr angekommen, nur Spronio nicht.

Sie hatten nicht gewagt in das Cassenzimmer oder in das Cabinet zu kommen, um den beiden Gefangenen ihre Ehrerbietung zu bezeigen; wohl aber erwarteten sie dieselben unterwegs, theils an der Thür ihres Bureaus, theils an der des Speisezimmers.

Da man wußte, unter welchen Bedingungen die beiden Gefangenen in das Bankhaus zurückgekehrt waren, so lag ein dichter Schleier der Wehmuth auf den Gesichtern Aller ausgebreitet.

Zwei oder drei der Comptoiristen wendeten sich ab — sie weinten.

Der Vater und der Sohn traten, nachdem sie einen Augenblick unter ihren Leuten verweilt hatten, in das Speisezimmer.

Die Schildwachen blieben an der Thür, aber innerhalb des Zimmers, stehen. Sie hatten Befehl, die beiden Verurtheilten nicht aus den Augen lassen.

Der Tisch war serviert wie gewöhnlich und Fritz stand hinter dem Stuhle seines alten Herrn.

»Wenn wir mit unserer Inventar fertig sind, so dürfen wir auch alle diese alten Diener nicht vergessen,« sagte Simon Backer.

»O, sei unbesorgt, Väterchen,« antwortete André. »Zum Glück sind wir reich genug, und brauchen unsere Dankbarkeit nicht zu zwingen, an diesen Leuten Ersparnisse zu machen.«

Das Frühstück war kurz und ging schweigsam vorüber. Beim Ende desselben war André in Folge einer alten deutschen Sitte gewohnt, auf die Gesundheit seines Vaters zu trinken.

»Fritz,« sagte er zu dem alten Diener, »geht in den Keller und holt eine halbe Flasche Tokayer vom Jahre 1672. Es ist dies der älteste und beste. Ich habe eine Gesundheit auszubringen.«

Simon sah seinen Sohn an.

Fritz gehorchte, ohne eine nähere Erklärung zu verlangen, und kam bald darauf mit der halben Flasche Tokayer in der Hand zurück.

André füllte sein Glas und das seines Vaters. Dann befahl er Fritz ein drittes Glas zu bringen, füllte dasselbe ebenfalls und bot es dem alten Diener.

»Freund,« sagte er zu ihm, »seit länger als dreißig Jahren bist Du in unserem Hause und folglich kein Diener mehr, sondern ein Freund. Trinke daher mit uns ein Glas alten Wein auf die Gesundheit deines alten Herrn, und möge trotz der Menschen und ihres Verdammungsurtheils, Gott ihm auf Kosten des meinigen ein noch langes und ehrenvolles Leben schenken.«

»Was sagst Du? Was thust Du, mein Sohn?« rief der alte Backer.

»Meine Pflicht als Sohn,« antwortete André lächelnd. »Gott erhörte Abraham als derselbe für Isaak betete; vielleicht erhört er auch Isaak, wenn dieser für Abraham betet.«

Simon setzte mit zitternder Hand sein Glas an den Mund und leerte es in drei Absätzen.

André setzte das seinige mit fester Hand an die Lippen und leerte es auf einen Zug.

Fritz versuchte mehrmals das seinige zu trinken, aber er kam damit nicht zu Stande. Es war ihm, als müßte er daran ersticken.

André füllte mit dem Reste der halben Flasche die beiden Gläser, welche Simon und er soeben geleert, reichte sie den beiden Soldaten und sagte:

»Trinkt auch Ihr, ebenso wie ich getan, auf die Gesundheit der Person, welche Euch die theuerste ist.«

Die beiden Soldaten tranken, indem sie jeder einen Namen aussprachen.

»Wohlan, André,« sagte der alte Banquier; »an die Arbeit, mein Freund.«

Dann setzte er zu Fritz gewendet hinzu: »Du wirst Dich nach Spronio erkundigen. Ich fürchte, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei.«

Die beiden Gefangenen kehrten nun in ihr Bureau zurück und die Arbeit ward fortgesetzt.

»Wir waren mit unserem Guthaben beschäftigt, nicht wahr, Väterchen?« fragte André.

»Ja, und dasselbe belief sich auf 2,715.087 Ducati Brutto,« antwortete Simon.

»Wohlan, unsere Passiven bestehen in 1.125.412 Ducati, die wir in London, Wien und Frankfurt schulden.«

»Gut ich werde notieren.«

»275.000 Ducati der Chevalière San Felice.«

Der junge Mann konnte diesen Namen nicht aussprechen, ohne daß sich ihm auf grausame Weise das Herz zusammenschnürte.

Ein Seufzer des Vaters antwortete der zitternden Stimme des Sohnes.

»Es ist notiert,« sagte er.

»27.000 Ducati Seiner Majestät dem König Ferdinand, den Gott noch lange erhalte, von der Anleihe Nelson.«

»Notiert,« wiederholte Simon.

»28.200 Ducati ohne Namen.«

»Ich weiß was das ist,« bemerkte Simon. »Als der Fürst von Tarsia von dem Viscount Prokurator Vanni verfolgt ward, deponirte er bei mir diese Summe. Er ist plötzlich gestorben und ohne Zeit gehabt zu haben seiner Familie von dem Depositum, welches er mir gemacht etwas zu

sagen. Du wirst deshalb einige Worte an seinen Sohn schreiben und Klagmann wird ihm heute nach diese 28.200 Ducati auszahlen.«

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein, Während dessen André den Befehl seines Vaters ausführte.

Als er den Brief geschrieben, übergab er denselben Klagmann mit den Worten:

»Sie werden diesen Brief zu dem Fürsten von Tarsia tragen und ihm sagen, daß er zu jeder Stunde sich an unserer Casse einfinden kann. Man wird ihm sein Guthaben sofort auszahlen.«

»Weiter?« fragte Simon.

»Weiter sind wir nichts schuldig, Väterchen. Du kannst nun addieren.«

Simon addierte und fand, daß das Haus Backer eine Summe von 1.455.612 Ducati, das heißt 4.922.548 Frs. schuldete.

Eine sichtbare Befriedigung malte sich in den Zügen des alten Bankiers. Seit der Festnahme der beiden Chefs des Hauses hatte sich unter den Gläubigern ein gewisser panischer Schrecken verbreitet. Jeder hatte sich beeilt, sein ihm zukommendes Guthaben zurückzuverlangen, so daß die Auszahlungen in weniger als zwei Monaten über dreizehn Millionen betragen hatten.

Was aber jedes andere Haus gestürzt haben würde, hatte das Haus Backer nicht einmal erschüttert.

»Lieber Sperling,« sagte Simon zu dem Oberbuchhalter, »um die Passiven zu decken, werden Sie sofort auf die betreffenden Summen die nöthige Anzahl von Tratten ausstellen. Wenn Sie dieselben fertig haben, so wird André sie unterzeichnen.«

Der Oberbuchhalter entfernte sich, um den ihm ertheilten Auftrag zu vollziehen.

»Soll ich diesen Brief sogleich zu dem Fürsten von Tarsia tragen?« fragte Klagmann.

»Ja, gehen Sie und kommen Sie sobald als möglich wieder. Unterwegs aber suchen Sie etwas über Spronio zu erfahren.«

Vater und Sohn waren nun allein, der Vater in seinem Cabinet, der Sohn in dem Cassenzimmer.

»Es wäre,« hob Andre an »auch meiner Ansicht gut, Väterchen, wenn wir ein Circulär erließen, in welchem wir die Liquidation unseres Geschäftes zur allgemeinen Kenntniß bringen.«

»Eben wollte ich Dir es sagen, mein Sohn. Setze das Circulär auf. Man wird dann so viel Abschriften davon machen, als nöthig sind, oder noch besser, wir wollen es drucken lassen, damit Du nur einmal zu unterzeichnen brauchst.«

»Dadurch würde allerdings viel Zeit erspart werden, und Da hast Recht, Väterchen, wir haben deren nicht mehr viel übrig.«

Und Andre entwarf das folgende Circulär:

»Die Chefs des Hauses Simon und André Backer zu Neapel haben die Ehre, den Personen, mit welchen sie in Geschäftsverbindung stehen, und besonders denen, welche vielleicht eine Forderung an sie haben, mitzuthemen, daß in Folge der Verurtheilung der Chefs des Hauses zum Tode das genannte Haus seine Liquidation von morgen den 13. Mai an, dem Tage ihrer Hinrichtung, beginnen wird.

»Die Dauer der Liquidation ist auf einen Monat festgesetzt. Man wird bei offenem Bureau zahlen.«

Nachdem André Backer dieses Circulär niedergeschrieben, las er es seinem Vater vor und

fragte ihn, ob er etwas abgeändert oder hinzugesetzt zu sehen wünschte.

»Es gibt weiter nichts hinzuzufügen als die Unterschrift,« antwortete der Vater kurz.

Andre Backer unterzeichnete.

Simon Backer zog die Klingel. Ein Laufbursche öffnete die Thür des Cabinets.

»Geh' hinüber zu meinem Sohn,« sagte Simon, »trage das Circular, welches er Dir geben wird, in die Druckerei und sage, daß es so schnell als möglich gesetzt werden müsse.«

Die beiden Verurtheilten waren wieder miteinander allein.

»Väterchen,« sagte Andre, »wir haben einen reinen Ueberschuß von 1.259.475 Ducati. Was gedenkst Du damit zu machen? Habe die Güte, mir deine Befehle zu ertheilen, und ich werde dieselben ausführen.«

»Lieber Sohn,« sagte der Vater, »wie mir scheint, müssen wir vor allen Dingen an diejenigen denken, welche uns in der Zeit des Glückes gut gedient haben und die uns während des Unglücks treu geblieben sind. Du sagtest, wir wären reich genug, um an unserer Dankbarkeit nichts zu sparen zu brauchen. Wie würdest Du dies unseren Leuten beweisen?«

»Nun, Väterchen, ganz einfach dadurch, daß sie ihren Gehalt auch in Zukunft und zwar so lange sie leben, ausgezahlt erhielten.«

»Ich möchte noch mehr thun, André. Wir haben hier achtzehn Leute im Hause, theils Comptoiristen, theils Diener. Die Gesamtsumme ihres Gehalts vom größten bis zum kleinsten beläuft sich auf zehntausend Ducati. Zehntausend Ducati repräsentieren ein Capital von zweihunderttausend Ducati und nach Abzug derselben würde uns immer noch die bedeutende Summe von 1.059.475 Ducati bleiben. Meine Meinung ist daher, daß nach Beendigung unserer Liquidation welche einen Monat dauern kann, jeder unser Comptoiristen oder Diener nicht die Zinsen, sondern das *Capital* seines Gehalts ausgezahlt erhält. Ist dies auch deine Meinung?«

»Mein Vater, Du bist die wahrhafte Menschenliebe, ich dagegen nur der Schatten derselben. Nur möchte ich noch Folgendes hinzufügen. In Revolutionszeiten wie die, worin wir leben, kann niemand für den nächstfolgenden Tag stehen. Beim Ausbruch einer Emeute kann unser Haus geplündert, in Brand gesteckt oder was weiß ich sonst werden. Wir haben einen Cassenbestand von vierhunderttausend Ducati. Bezahlen wir daher noch heute unseren Leuten das Vermächtniß, welches sie erst nach unserem Tode erhalten sollten. Dann werden sie uns segnen und für uns beten, und an dem Punkte, wo wir jetzt stehen, ist dies das Beste, was uns noch beschieden sein kann.«

»Ja, dem soll so sein. Ertheile Klagmann Vollmacht, noch heute die zweihunderttausend Ducati auszuzahlen. Für den Monat, welchen die Leute noch zu arbeiten genöthigt sind, soll ihr Gehalt überdies verdoppelt werden.«

»Die Vollmacht ist unterzeichnet, Väterchen.«

»Jetzt, lieber Sohn, will ich bemerken, daß jeder von , eins in seinem Herzen gewisse Erinnerungen trägt, die, wenn auch geheim, doch deswegen nicht weniger heilig sind. Diese Erinnerungen legen Verbindlichkeiten auf. Jünger als ich, muß Du deren mehr haben als ich, der ich schon einen Theil dieser Erinnerungen erlöschen gesehen. Von den 1.059.475 Ducati, welche uns bleiben, nehme ich hunderttausend Ducati und überlasse Dir zweihunderttausend. Jeder von uns wird, ohne dem Andern Rechenschaft zu geben, mit dieser Summe machen, was ihm gut dünkt.«

»Ich danke Dir, Väterchen. Dann bleiben uns also noch 759.475 Ducati.«

»Willst Du, daß wir hunderttausend Ducati jeder der drei Wohlthätigkeitsanstalten in Neapel, dem Findelhause, dem Hospital für Unheilbare und dem Armenhause, vermachen?«

»Ja, thue dies, Väterchen. Es bleiben dann noch 459.475 Ducati.«

»Deren natürlicher Erbe unser Cousin, Moses Backer in Frankfurt, ist.«

»Dieser aber ist reicher als wir, Väterchen, und er wird sich schämen, ein solches Erbtheil von seiner Familie anzunehmen.«

»Nun, was sollten wir dann nach deiner Meinung mit dieser Summe beginnen?«

»Väterchen, wenn es sich um Philosophie und Humanität handelt, so habe ich Dir keinen Rath zu geben. Es wird ein blutiger Kampf stattfinden und es werden, ehe Neapel genommen ist, auf der einen wie auf der andern Seite viele Menschen fallen. Hassesst Du unsere Feinde, Väterchen?«

»Ich hasse Niemanden mehr, mein Sohn.«

»Es ist dies eine der heilsamen Wirkungen des heranrückenden Todes,« sagte André mit halber Stimme und wie mit sich selbst sprechend. Dann setzte er laut hinzu:

»Wohlan, Väterchen, was wurdest Du dazu sagen, wenn ich die noch übrigbleibende Summe, nach Abzug der Liquidationskosten, den Witwen und Waisen der in dem Bürgerkriege Gefallenen vermochte, mögen dieselben angehören, welcher Partei sie wollen?«

Der alte Bankier erhob sich, ohne zu antworten, ging aus seinem Cabinete in das seines Sohnes und umarmte diesen weinend.

»Und wen wirst Du mit dies er Vertheilung beauftragen? Hast Du mir vielleicht Jemanden zu diesem Zwecke vorzuschlagen, mein Vater?«

»Nein, mein Sohn. Und Du?«

»Ich kenne allerdings einen Engel, eine Heilige, welcher ich dieses Liebeswerk in die Hände legen möchte. Ich meine die Chevalière San Felice.«

»Die, welche uns denuncirt hat?«

»Väterchen, ich habe viel darüber nachgedacht. Ich habe während langer Nächte mein Herz und meinen Gewissen zu Hilfe gerufen, um die Lösung dieses furchtbaren Rätsels zu finden. Mein Vater, ich bin fest überzeugt, daß Luisa unschuldig ist.«

»Es sei,« antwortete der alte Simon. »Wenn sie nicht schuldig ist, so ist die Wahl, welche Du triffst, ihrer würdig. Ist sie dagegen schuldig, so müssen wir ihr verzeihen.«

Diesmal war es der Sohn, der sich in die Arme des Vaters warf und ihn an sein Herz drückte.

»Wohlan,« sagte der alte Simon, »dann wären mit unserer Liquidation fertig. Die Sache war nicht so schwierig, als ich geglaubt hatte.«

Zwei Stunden später waren sämtliche von Simon und André Backer getroffenen Dispositionen im Hause bekannt. Comptoiristen und Diener hatten das Capital ihrer Gehalte und Löhne bekommen und die die Verurtheilten kehrten in das Gefängniß zurück, welches sie nur wieder verlassen sollten, um, von Lobsprüchen und Segnungen geleitet, zum Richtplatz zu wandern.

Was Spronio betraf, so hatte man endlich erfahren, was aus ihm geworden war.

Die Diener der republikanischen Regierung waren des Nachts in seine Wohnung gedrungen, um ihn festzunehmen. Er war jedoch durch ein Fenster entsprungen und hatte sich wahrscheinlich zu dem Cardinal nach Nola geflüchtet.

Zwölfter Theil.

Erstes Capitel.

Eine letzte Warnung.

Während der Nacht, welche auf die Rückkehr der beiden Backer in ihr Gefängniß folgte, schrieb Salvato in einem der Gemächer des Palastes Angri, welchen er immer noch bewohnte, an einem Tische sitzend und die Stirn in die linke Hand stützend, mit jener festen, leserlichen Hand, welche das Symbol seines Charakters war, den folgenden Brief:

»An den Bruder Joseph im Kloster del Monte Cassino.

»Am 12. Juni 1799.

»Geliebter Vater!

»Der Tag des letzten Kampfes ist da. Ich habe von dem General Macdonald die Erlaubniß erhalten, in Neapel zu bleiben, weil ich der Ansicht war, meine erste Pflicht als Neapolitaner sei, mein Vaterland zu vertheidigen. Ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, thun, um es zu retten, und wenn ich es nicht retten kann, so werde ich Alles, was in meinen Kräften steht, thun, um zu sterben. Und wenn ich sterbe, dann werden zwei geliebte Namen mit meinem letzten Seufzer auf meinem Munde schweben und meiner Seele als Schwingen dienen, um sie in den Himmel emporzutragen, — der deinige und der Luisa's.

»Obschon ich deine innige Liebe zu mir kenne, so verlange ich doch nichts für mich, mein Vater. Meine Pflicht ist mir vorgezeichnet und ich habe Dir schon gesagt, daß ich sie erfüllen werde. Wenn ich aber sterbe, mein geliebter Vater, dann ist Luisa allein, und da sie die unschuldige Ursache des Todes zweier gestern zum Erschießen verurtheilten Männer ist, so kann man nicht wissen; ob nicht, trotz ihrer Unschuld, die Rache des Königs sie verfolgt. Sind wir Sieger, so hat sie diese Rache nicht zu fürchten, und dieser Brief ist nur ein Zeugniß mehr von der großen Liebe, die ich zu Dir hege und von der ewigen Hoffnung, welche ich auf Dich setze.

»Werden wir dagegen besiegt und bin ich außer Stande, Luisa beizustehen, dann wirst Du mein Vater, mich ersetzen.

»Du wirst, lieber Vater, die Höhen deines heiligen Berges verlassen, und in dass Leben herabsteigen. Du hast Dir die Lebensaufgabe gestellt, den Menschen dem Tode streitig zu machen. Du wirst Dich nicht von diesem Ziele entfernen, wenn Du diesen Engel rettetest, dessen Namen ich Dir genannt, und dessen Tugenden ich Dir erzählt.

»Da in Neapel das Geld das sicherste Hilfsmittel ist welches man haben kann, so habe ich auf einer Reise nach Molisa fünfzigtausend Ducati zusammengebracht, von welchen ich allerdings einige hundert wieder ausgegeben, die aber fast noch in ganzer Summe in einer eisernen Casse auf dem Pausilippo neben den Statuen des Grabmals Virgils am Fuße des ewigen Lorbeerbaumes vergraben sind; dort wirst Du sie finden.

»Wir sind hier nicht blos von Feinden, was nichts zu bedeuten hätte, sondern auch von Verräthern umringt, und dies ist entsetzlich. Das Volk ist so verblindet, unwissend und in seinen Aberglauben verrannt, daß es die, welche es frei machen wollen, für seine größten Feinde hält, und Jedem, der den Ketten, die es schon trägt, noch eine neue hinzufügt, einen förmlichen Cultus widmet. O, mein Vater, wer wie Du sich dem Wohl des Körpers widmet, erwirbt vor Gott ein großes Verdienst. Noch weit größer aber, glaube mir, wird das Verdienst dessen sein, der sich der Erziehung dieser Geister, der Aufklärung dieser Seelen widmet.

»Leb wohl, mein Vater! Der Herr hält das Leben dieser Nation in seinen Händen. Du hältst in deinen Händen mehr als mein Leben — meine Seele. Es grüßt Dich

Dein Salvato.«

»*Nachschrift.* Es wäre überflüssig, aber auch sogar gefährlich, wenn Du mir bei den Zuständen, welche hier herrschen antworten wolltest. Der Bote könnte angehalten und deine Antwort gelesen werden. Uebergib daher dem Überbringer drei Perlen von deinem Rosenkranz. Sie werden für mich den Glauben repräsentieren der mir mangelt, die Hoffnung, welche ich zu Dir habe, die Menschenliebe, von welcher dein Herz überwallt.«

Als dieses Brief beendet war, drehte sich Salvato herum und rief Michele.

Die Thür öffnete sich sofort und Michele erschien.

»Hast-Du den Mann gefunden, den wir brauchen?« fragte Salvato.

»Wiedergefunden, wollen Sie sagen, denn es ist derselbe, welcher drei Reisen nach Rom gemacht hat, um dem General Championnet die Briefe des republikanischen Comité's" zuzustellen und ihm Nachrichten von uns zu überbringen.«

»Dann ist es also ein Patriot?«

»Ja, und er bedauert nur Eines, Excellenz,« sagte der Bote, indem er in das Zimmer trat, »nämlich, daß Sie ihn im Augenblick der Gefahr von Neapel entfernen.«

»Das, was Du thun wirst, geschieht immer blos, um Neapel zu dienen.«

»Befehlen Sie. Ich weiß, wer Sie sind und welche Verdienste Sie besitzen.«

»Hier ist ein Brief, den Du aus den Monte Cassino tragen wirst. Du wirst dort nach dem Bruder Joseph fragen und ihm diesen Brief übergeben — aber nur ihm selbst, hörst Du?«

»Soll ich auf Antwort warten?«

»Da ich nicht weiß, wer, wenn Du wieder-kommst, Herr von Neapel sein wird, so wird diese Antwort ein zwischen uns verabredetes Zeichen sein. Für mich wird diese Antwort Alles sagen. Hat Michele sich mit Dir über den Preis für deinen Gang geeinigt?«

»Ja,« antwortete der Bote; »ich bitte um einen Händedruck, wenn ich zurückkomme.«

»Ich sehe, daß es doch noch wackere Leute in Neapel gibt. Geh, Bruder, und Gott geleite Dich.«

Der Bote entfernte sich.

»Nun, Michele,« sagte Salvato, »wollen wir an Luisa denken.«

»Ich erwarte Sie, mein Brigadier,« sagte der Lazzarone.

Salvato schnallte seinen Säbel um, steckte ein Paar Pistolen in seinen Gürtel, gab seinen Calabresen Befehl, ihn um Mitternacht mit zwei Handpferden am Moloplatze zu erwarten, ging die Toledostraße entlang, bog in die Chiaja ein, folgte dem Meeresstrande und gelangte auf diese Weise nach Mergellina. So wie er sich dem Palmbaumhause näherte, war es ihm, als hörte er

eine Art seltsamen Gesang nach einer wunderlichen Melodie, obschon diese kaum eine solche zu nennen war.

Die Person, von welcher dieser Gesang ausging, stand, gegen das Haus gelehnt, unter dem Fenster des Speisezimmers und man sah ihre lange Gestalt sich durch ein düsteres, unbewegliches Reliefbild an der Mauer abzeichnen.

Michele erkannte die albanesische Hexe oder Wahrsagerin, welche bei allen wichtigen Umständen in dem Leben Luisas ihr erschienen war.

Sie faßte Salvato beim Arm, damit dieser auf sie höre. Sie war bei der letzten Strophe ihres Gesanges angelangt, die beiden Männer konnten aber noch die Worte hören:

»Fern von uns flieht die Schwalbe, wenn die Winde des Nordens wehen. Arme Taube, mache es wie sie, denn dein Fittig kennt die Straße des Frühlings!«

»Gehen Sie hinein zu Luisa,« sagte Michele zu Salvato, »ich werde Nanno mittlerweile zurückhalten, und wenn Luisa es angemessen findet, sie zu Rathe zu ziehen, so rufen Sie uns.«

Salvato hatte einen Schlüssel zu der Gartenthür, denn allmählig waren, wie wir gesagt haben, alle jene Geheimnisse, welche eine entstehende und schüchterne Liebe umgeben, wenn auch nicht verschwunden, doch wenigstens etwas aufgeklärt, obschon die Freunde den halbdurchsichtigen Zustand zu durchschauen vermochten.

Salvato ließ die Thür bloß gegen die Mauer angelehnt, ging den Perron hinauf, öffnete die Thür des Speisezimmers und sah Luisa am Fenster hinter der geschlossenen Jalousie stehen. Es war augenscheinlich, daß sie von Nannos Gesang kein Wort verloren hatte.

Als sie Salvato erblickte, kam sie auf ihn zu und lehnte mit wehmüthigem Lächeln ihr Haupt an seine Schulter.

»Ich sah Dich mit Michele von weitem kommen,« sagte sie. »Ich hörte eben diesem Weibe zu.«

»Ich that dasselbe,« sagte Salvato. »Ich hörte aber bloß die letzte Strophe ihres Gesanges.«

»Diese war eine Wiederholung der anderen. Es waren deren drei. Alle verkündeten eine Gefahr und fordern auf, derselben zu entfliehen.«

»Hast Du Dich jemals über diese Frau zu beklagen gehabt?«

»O nein, niemals; im Gegentheile. Allerdings hat sie mir gleich an dem ersten Tage, wo ich sie sah, etwas prophezeit was ich damals für unmöglich hielt.«

»Und hältst Du es jetzt für wahrscheinlich?«

»Es sind, seitdem wir einander kennen, so viele Dinge, welche unmöglich vorauszusehen waren, geschehen, daß mir jetzt Alles möglich geworden zu sein scheint.«

»Willst Du, daß wir diese Wahrsagerin heraufkommen lassen? Wenn Du Dich niemals über sie zu beklagen gehabt hast, so bin ich ihr geradezu Dank schuldig, denn sie legte den ersten Verband auf meine Wunde, eine Wunde, welche leicht hätte tödtlich werden können.«

»Allein hätte ich es nicht gewagt, mit Dir aber fürchte ich nichts.«

»Und warum hättest Du es nicht gewagt?« fragte hinter den beiden Liebenden eine Stimme bei der sie zusammenzuckten, denn sie erkannten in derselben die der Wahrsagerin. »Habe ich nicht immer wie ein guter Genius versucht, die Unglücke von Dir abzuwenden? Wärest Du, wenn Du meinen Rath befolgt hättest, jetzt nicht in Palermo bei, deinem natürlichen Beschützer anstatt hier zu sein, gequält von Selbstvorwürfen darüber, daß Du zwei Männer denuncirt hast, welche man morgen erschießen wird? Würdest Du nicht auch heute, während es nach Zeit ist, dem

Schicksal entrinnen, welches ich Dir vorhergesagt und Welchem Du in verhängnißvoller Weise entgegengestehst? Ich sagte Dir schon einmal: Gott hat das Geschick der Sterblichen in ihre Hand geschrieben, damit sie, wenn sie festen Willen haben, gegen dieses Schicksal kämpfen können. Ich habe seit dem Tage wo ich Dir einen unheilvollen, gewaltsamen Tod prophezeite, deine Hand nicht wieder gesehen. Wohlan, betrachte sie heute und sage mir, ob jener Stern, den ich Dir bezeichnete, welcher die zu jener Zeit staunt sichtbare, Lebenslinie theilte, nicht deutlicher und noch einmal so groß geworden ist.«

Luisa betrachtete ihre Hand und stieß einen Schrei aus.

Schau selbst hin, junger Mann,« fuhr die Wahrsagerin zu Salvato gewendet fort, »und Du wirst sehen, ob sein glühender Eisenstab mit einem lebhafteren Roth zeichnen würde, als die Vorsehung thut, welche Dir durch meinen Mund einen letzten Rath ertheilt.«

Salvato faßte Luisa in seine Arme, zog sie näher an das Fenster, brach ihr die Hand auf, welche sie geschlossen zu halten versuchte, und stieß seinerseits einen leichten Schrei des Erstaunens aus.

Ein Stern, so wie eine kleine Linse mit fünf deutlich sichtbaren divergirenden Strahlen theilte die Lebenslinie in zwei Hälften.

»Nanno,«- sagte der junge Mann, »ich erkenne an, daß Du unsere Freundin bist. Als ich noch Freiheit des Handelns besaß, als ich mich von Neapel entfernen konnte, schlug ich Luisa vor, sie nach Capua, nach Gaëta oder selbst nach Rom zu bringen. Heute ist es zu spät, ich bin an die Geschicke Neapels gefesselt.«

»Deshalb bin ich eben gekommen,« sagte die alte Albaneserin, »denn das, was Du nicht mehr kannst, kann noch recht wohl von mir gethan werden.«

»Ich verstehe nicht,« sagte Salvato.

»Und dennoch ist die Sache sehr einfach. Ich nehme diese gute Frau mit mir und bringe Sie nach dem Norden, das heißt dahin, wo die Gefahr nicht ist.«

»Und wie willst Du sie fortbringen?«

Nanno schlug ihren langen Mantel auseinander, zeigte auf ein Paket, welches sie in der Hand hielt, und sagte:

»Dieses Paket enthält das vollständige Costüm einer Bäuerin von Moida. In der Albanesertracht wird Niemand die Chevalière San Felice erkennen. Sie wird meine Tochter sein. Alle Welt kennt die alte Nanno und weder Republikaner noch Sanfedisten werden der Tochter der albanesischen Wahrsagerin etwas in den Weg legen.«

Salvato sah Luisa an.

Michele, welcher bis jetzt unbemerkt im Schatten der Thür gestanden hatte, näherte sich Luisa, kniete vor ihr nieder und sagte:

»Ich bitte Dich, Luisa, höre auf die Stimme Nanno's. Alles, was sie prophezeit hat, ist bis jetzt eingetroffen, Dir sowohl als mir. Mir, dem Lazzarone, prophezeite sie, ich würde Oberst werden, und ich bin aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz einer geworden. Es bleibt nun noch die schlimme Seite der Prophezeiung übrig, und es ist wahrscheinlich, daß auch diese in Erfüllung gehen wird. Dir prophezeite sie, es würde ein schöner junger Mann unter deinen Fenstern verwundet werden, und der schöne junge Mann ist wirklich verwundet worden. Sie prophezeien daß Du ihn lieben würdest, und Du liebst ihn. Sie prophezeite, daß dieser Geliebte Dich verlieren würde, und er verliert Dich, weil Du Dich aus Liebe zu ihm weigerst zu fliehen. Luisa, höre, was Nanno Dir

sagt. Du bist kein Mann; für Dich ist es keine Schande, wenn Du fliehst. Wir freilich müssen bleiben und kämpfen. Wenn wir alle Beide den Kampf überleben so werden wir Dir nachfolgen; bleibt nur Einer am Leben, so kommt dieser. Ich weiß wohl, daß, wenn ich dieser bin, ich Salvato nicht ersetzen kann, aber dies ist nicht wahrscheinlich Salvato wird durch keine Vorhersagung im voraus zum Tode verdammt, während ich bereits verurtheilt bin. Als die Wahrsagerin Dich vorhin aufforderte, deine Hand zu betrachten, meine arme Luisa, betrachtete ich auch unwillkürlich die meinige. Der Stern ist immer noch darin und weit sichtbaren als er es vor acht Monaten, das heißt am Tage der Prophezeiung war. Lege daher diese Verkleidung an, Schwesterchen. Du weißt, wie hübsch Du Dich in Assunta's Costüm ausnahmst.«

»Ach,« murmelte Luisa, »welch ein herrlicher Abend war es für mich, wo ich Assunta's Kleider lieb! Wie weit liegt diese Zeit schon hinter uns, mein Gott!«

»Diese Zeit kann, wenn Du willst, für Dich wiederkommen, Schwesterchen,« sagte Michele.

»Du brauchst blos den Muth zu haben, Salvato jetzt zu verlassen.«

»O, nimmermehr, nimmermehr!« murmelte Luisa, indem sie ihre Arme um Salvato's Hals schlang. »Ich will mit ihm leben oder mit ihm sterben.«

»Ich weiß es wohl,« fuhr Michele fort. »Ganz gewiß wäre es etwas Großes und Herrliches, mit ihm zu leben oder mit ihm zu sterben; wer sagt Dir aber, daß Du, wenn Du hier bleibst, mit ihm leben oder mit ihm sterben wirst? Du wünschst es, Du hoffst es. Gesetzt aber, Du bliebst, würdest Du dann hier in diesem Hause bleiben?«

»O nein!« rief Salvato; »ich werde sie in das Castello Nuovo bringen. Wohl weiß ich, daß das Castell San Elmo besser wäre; nach dem aber, was zwischen Mejean und mir vorgegangen ist, traue ich ihm nicht mehr.«

»Und was werden Sie, nachdem Sie Luisa in das Castello Nuovo gebracht haben, dann thun?«

»Dann stell ich mich an die Spitze meiner Calabresen und kämpfe.«

»Dann sehen Sie also, Signor Salvato, daß Sie nicht bei Luisa leben, sondern sehr fern von ihr sterben können.«

»Sie lieben Luisa,« sagte Salvato; »es kann allerdings ganz so kommen, wie Michele sagt.«

»Was kommt darauf an, ob Du fern von mir oder in meiner Nähe stirbst, Salvato? Bist Du todt, dann weißt Du wohl, daß auch ich sterben werde.«

»Und hast Du auch das Recht zu sterben?« entgegnete Salvato in englischer Sprache, »jetzt, wo Du nicht mehr allein sterben würdest?«

»O, mein Freund,« murmelte Luisa, indem sie ihr Gesicht an Salvatos Brust barg.

In diesem Augenblick trat Giovannina ein und sagte mit dem Lächeln eines bösen Engels auf den Lippen:

»Ein Brief von Signor André Backer an Signora.«

Luisa zuckte zusammen, als ob sie Backer's Geist hätte erscheinen sehen.

Salvato betrachtete sie mit Erstaunen.

Michele stand auf und wendete seine Blicke nach der Thür.

An dieser stand der Cassirer Klagmann. Er war Luisa persönlich wohlbekannt, denn er war es, der ihr gewöhnlich die Zinsen von dem Gelde brachte, welches sie oder vielmehr der Chevalier bei dem Hause Backer angelegt hatte.

Er war Ueberbringer nicht eines, sondern zweier Briefe an Luisa.

Diese beiden Briefe sollten ohne Zweifel in einer bestimmten Reihenfolge gelesen werden, denn der Bote gab Luisa zuerst einen, indem er durch eine Geberde andeutete, daß er, wenn sie den ersten gelesen hätte, ihr dann auch den zweiten geben würde.

Der erste war das an die Gläubiger des Hauses Backer gerichtete gedruckte Circulat.

So wie Luisa die verhängnißvolle Schrift laut vorlas, ward ihre Stimme immer wankender und bei den Worten: »*In Folge der Verurtheilung der beiden Chefs zum Tode*« entfiel das Papier ihrer zitternden Hand und ihre Stimme erlosch.

Michele hob das Papier auf, und während Luisa sich schluchzend an Salvatos Brust lehnte, der sie mit beiden Armen an sein Herz druckte, las er das Circular laut vollends zu Ende.

Dann trat ein langes schmerzliches Schweigen ein.

Dieses Schweigen ward zuerst wieder durch die Stimme des Boten unterbrochen, welcher sagte:

»Signora, das Papier, welches man soeben gelesen, ist das an Alle gerichtete Circulat; überdies aber bin ich Überbringer eines Briefes von Signor André Backer. Dieser Brief ist an Sie persönlich adressiert und enthält seine letzten Absichten und Wünsche.«

Salvato öffnete seine Arme, um Luisa die ihr angekündigte Art Testament lesen zu lassen.

Sie streckte die Hand aus, empfing von Klagmann den Brief, anstatt aber diesen selbst zu entsiegeln, reichte sie ihn Salvato, indem sie zu ihm sagte:

»Lies!«

Die erste Bewegung, welche Salvato machte, war, daß er den Brief sanft zurückdrängte; Luisa aber bestand auf ihrem Wunsch, indem sie sagte:

»Siehst Du nicht, mein Freund, daß ich völlig außer Stande bin, selbst zu lesen?«

Salvato entsiegelte den Brief, und da er in der Nähe des Camines stand, auf welchem die Kerzen eines Candelabers brannten, so konnte er, indem er fortfuhr Luisa an sein Herz zu drücken, den folgenden Brief lesen:

»Signora!

»Wenn ich ein reineres Wesen kennte als Sie, so würde ich dieses mit der heiligen Mission beauftragen, welche ich indem ich aus dem Leben scheide, Ihnen hinterlasse.

»Alle unsere Schulden sind bezahlt, unsere Liquidation festgestellt, und es bleibt unserem Hause eine Summe von ungefähr vierhunderttausend Ducati. Diese Summe bestimmen mein Vater und ich zur Unterstützung der Opfer des Bürgerkrieges, in welchem wir erliegen, und zwar ohne Rücksicht auf die Grundsätze, zu welchen diese Opfer sich bekannt haben, oder auf die Reihen, in welchen sie gefallen sein werden. Für die Todten können wir weiter nichts thun, als selbst sterbend für sie beten. Auch sind es nicht die Todten, welche wir mit dem Namen der Opfer bezeichnen. Wohl aber können wir — und dies sind nach unserer Ansicht die eigentlichen Opfer — etwas für die Kinder und die Witwen derer thun, welche auf irgend eine Weise in dem Kampfe fallen, den wir in seinem wahren Lichte erst in dieser Stunde sehen und der, wie wir mit innigem Leidwesen sagen, ein brudermörderischer Kampf ist.

»Damit aber diese Summe von vierhunderttausend Ducati auf verständige, redliche und unparteiische Weise vertheilt werde, legen wir dieselbe in Ihre gesegneten Hände, Signora. Sie werden sie, dessen sind wir überzeugt, dem Recht und der Billigkeit gemäß vertheilen.

»Dieser letzte Beweis von Vertrauen und Achtung zeigt Ihnen, Signora, daß wir in unser Grab die Ueberzeugung mitnehmen, daß Sie nicht Schuld an unserem unschuldigen vorzeitigen Tode

sind, sondern daß das Verhängniß Alles gethan hat.

»Ich hoffe, daß dieser Brief Ihnen heute Abend zugestellt werden wird und daß wir in diesem Augenblicke uns dem Troste hingeben können, zu wissen, daß Sie die Mission übernehmen, welche den-Zweck hat, die Gnade des Himmels auf unser Haus und den Segen der Unglücklichen auf unser Grab herabzurufen.

»Mit denselben Gesinnungen, womit ich gelebt, sterbe ich, und nenne mich, Signora, Ihren ehrerbietigen Bewunderer.

»André Backer.«

Ganz im Gegensatze zu dem ersten schien dieser zweite Brief Luisa die Kräfte wieder zu geben. So wie Salvato, der die eigene Bewegung nicht bemeistern konnte, mit zitternder Stimme vorlas, richtete sie ihr von der Furcht des Fluches gebeugtes Haupt strahlend empor und ein triumphierendes Lächeln durchbrach wie Sonnenschein die Wolken ihrer Thränen.

Sie näherte sich dem Tische, auf welchem Schreibmaterialien lagen, und schrieb folgende Worte:

»Ich stand im Begriffe fortzugehen; ich wollte Neapel verlassen, als ich Ihren Brief erhielt. Um die heilige Pflicht, die er mir auflegt, zu erfüllen, bleibe ich nun. Sie haben mich richtig beurtheilt, und ich sage Ihnen, ebenso wie ich zu Gott sagen werde, vor welchem Sie im Begriffe stehen zu erscheinen und wohin ich vielleicht Ihnen bald nachfolgen werde — Ihnen sage ich: Ich bin unschuldig! Leben Sie wohl. Ihre Freundin ins dieser und jener Welt, wo wir, hoffe ich, uns wieder finden werden.

»Luisa.«

Luisa reichte diese Antwort Salvato, der sie lächelnd ergriff und ohne zu lesen Klagmann übergab.

Der Bote entfernte sich, und Michele that nach ihm dasselbe.

»Also,« sagte Nanno, »Du bleibst?«

»Ja« ich bleibe,« antwortete Luisa, deren Herz nur seinen Vorwand verlangte, um sich zu Gunsten Salvatos zu entscheiden und welche, ohne sich vielleicht selbst Rechenschaft davon zu geben, begierig diesen ergriff, welchen der Verurtheilte ihr darbot.

Nanno hob die Hand empor und sagte in feierlichem Tone zu Salvato:

»Du, der Du diese Frau mehr liebst als dein Leben, und eben sei innig wie deine Seele, Du bist mein Zeuge, daß ich Alles, was in meinen Kräften gestanden, gethan habe, um sie zu retten. Du bist mein Zeuge, daß ich sie über die Gefahr in der sie schwebt, aufgeklärt, daß ich sie aufgefordert habe, zu fliehen und daß ich ihr im Widerspruche mit den Befehlen, welche das Schicksal denen gibt, welchen es die Zukunft enthüllt, ihr meine thatsächliche Unterstützung angeboten habe. Wie grausam daher das Schicksal gegen Euch sein möge, so fluchet doch der alten Nanno nicht, sondern sagt im Gegentheile, daß sie Alles, was sie gekonnt, gethan hat, um Euch zu retten.«

Und in den Schatten gleitend, mit welchem ihr eigener düsterer Schatten verschwamm, verschwand sie, ohne daß Luisa oder Salvato daran gedacht hätten, sie zurückzuhalten.

Zweites Capitel.

Die Vorposten.

Ehe noch Salvato und Luisa Zeit gehabt hatten, ein Wort aneinander zu richten, trat Michele wieder ein.

»Luisa,« sagte er, »sei ruhig, Alles was für die Backer ein Geheimniß war, wird bald für sie aufgeklärt sein und sie werden wissen, wer derjenige ist, dem sie als ihrem Angeber fluchen müssen. Es kann mir nichts Aergeres begegnen, als daß ich gehängt werde. Wohlan, dann werde ich, ehe ich gehängt werde, wenigstens gebeichtet haben.«

Die beiden Liebenden betrachteten Michele mit Erstaunen.

Er fuhr fort:

»Wir haben keine Zeit mit langen Erklärungen zu verlieren. Die Nacht rückt vor und Sie wissen, was wir noch zu thun haben.«

»Ja, Du hast Recht,« antwortete Salvato. »Bist Du bereit, Luisa?«

»Ich habe für elf Uhr einen Wagen bestellt,« sagte Luisa. »Er muß an der Thür sein.«

»Ja, er ist da,« sagte Michele. »Ich habe ihn gesehen.«

»Dann ists gut, Michele. Laß die wenigen Effecten hineintragen, deren ich während meines Verweilens in dem Castello Nuovo bedürfen werde. Sie sind in einem Koffer eingeschlossen. Ich werde mittlerweile Giovannina einige Befehle ertheilen.«

Luisa zog, indem sie dies sagte, die Klingel, aber vergebens; die Dienerin erschien nicht.

Luisa klingelte zum zweiten Male, vergebens aber heftete ihr Blick sich auf die Thür, durch welche die Dienerin eintreten sollte. Die Thür öffnete sich nicht.

Luisa erhob sich und ging selbst nach Giovannina's Kammer, in der Meinung, die Dienerin sei vielleicht eingeschlafen.

Das Licht stand brennend aus dem Tisch. Neben dem Leuchter lag ein versiegelter Brief an Luisa adressirt.

Dieser Brief war von Giovanninas Hand. Luisa ergriff und öffnete ihn. Er lautete:

»Signora!

»Wenn Sie Neapel verlassen hätten, so wäre ich Ihnen überall hin gefolgt, in der Voraussetzung daß Sie meiner Dienste bedürften.

»Sie bleiben aber in Neapel, wo Sie, von Personen, von denen Sie geliebt werden, umgeben, meiner nicht mehr bedürfen.

»Unter den Ereignissen, welche die nächste Zukunft bringen wird, wage ich nicht allein im Hause zu bleiben, und da nichts, selbst nicht eine Anhänglichkeit, deren Sie nicht bedürfen, mich zwingt, mich in eine Festung einzuschließen, wo ich in meinem Thun und Handeln nicht frei wäre, so kehre ich zu meinen Aeltern zurück. Uebrigens haben Sie schon heute Morgen die Güte gehabt, meine Rechnung auszugleichen, und unter den Umständen, in welchen wir uns befinden, habe ich diese Ausgleichung als einen Abschied zu betrachten gehabt.

»Ich verlasse Sie daher, Signora, erfüllt von Dankbarkeit für die Güte, welche Sie mir erwiesen, und so betrübt über diese Trennung, daß ich mir den Schmerz auflege, Ihnen nicht Lebewohl zu sagen, aus Furcht vor dem noch größeren Schmerz, den ich empfinden würde, wenn ich es thäte. Ich bin«, Signora, Ihre dankbare Dienerin

»Giovannina.«

Luisa schauderte, als sie diesen Brief las. Es lag trotz der darin enthaltenen Betheuerungen von Anhänglichkeit und Treue dennoch auch zugleich ein seltsamer Ausdruck von Kälte und Haß darin. Man sah denselben allerdings nicht mit den Augen, aber man gewahrte ihn mit dem Verstande, man fühlte ihn mit dem Herzen.

Luisa kehrte in das Speisezimmer zurück, in welchem Salvato geblieben war, und überreichte ihm den Brief.

Er las ihn zuckte die Achseln und murmelte das Wort: »Natter!«

In diesem Augenblick trat Michele wieder ein. Er hatte den Wagen nicht mehr an der Thür gefunden und fragte, ob er einen andern holen sollte.

Auf die Rückkehr des ersten Wagens konnte man nicht warten, denn es war augenscheinlich daß Giovannina sich desselben bedient hatte.

Michele konnte deshalb nichts Besseres thun, als bis nach Bin di Giotto laufen; wo gewöhnlich Miethwagen standen, und einen andern mitbringen.

»Mein Freund,« sagte Luisa zu Salvato, daß mich diese wenigen Augenblicke Verzögerung, welche uns der Zufall aufnöthigte, draußen um einen letzten Besuch bei der Herzogin von Fusco und ihr zum letzten Mal den Vorschlag machen, mit mir zugleich in dem Castello Nuovo Schutz zu suchen. Bleibt sie dennoch, so will ich ihr wenigstens mein Haus empfehlen, weil dieses dann gänzlich verlassen steht.«

»Geh mein liebes Kind,« sagte Salvato, indem er Luisa auf die Stirn küßte wie ein Vater seine Tochter.

Luisa ging hinauf auf den Corridor, öffnete die Verbindungsthür und trat in den Solon der Herzogin.

Dieser war wie immer, mit allen republikanischen Notabilitäten gefüllt.

Trotz der drohenden Gefahr, trotz der heranziehenden Ereignisse waren die Gesichter ruhig. Man fühlte, daß alle diese Männer des Fortschrittes, welche den gefährvollen Weg aus Überzeugung betreten, entschlossen waren, ihn bis ans Ende zu verfolgen, und gleich den alten Senatoren der römischen Republik den Tod auf ihren carulischen Stühlen zu erwarten.

Luisa machte auch heute durch ihre Schönheit und ihr interessantes Wesen die gewohnte Sensation.

Man grupperte sich um sie. Jeder hatte in diesem äußersten Augenblick einen Entschluß für sich gefaßt, und fragte nun die Anderen, wozu sie sich entschlossen hätten, denn er hoffte vielleicht, daß dieser Entschluß der Anderen besser wäre als der seine.

Die Herzogin hatte sich vorgenommen, in ihrem Hause zu bleiben und hier die Ereignisse abzuwarten. Sie hielt dabei aber das Costüm einer Frau aus dem Volke bereit, unter welchem sie im Falle drohender Gefahr zu fliehen gedachte. Die Pächterin eines ihrer Landgüter hielt ihr für diesen Fall ein Asyl bereit.

Luisa bat sie, ihr Haus bis zur dem-Augenblick zu überwachen, wo sie selbst das ihrige verlassen würde, und meldete ihr, daß Salvato, weil er nicht wisse, ob er während des Kampfes

im Stande sein würde, für ihre Sicherheit zu sorgen, für sie ein Zimmer ins dem Castell Nuovo habe einrichten lassen, wo sie unter der Obhut des Gouverneurs Massa, eines Freundes von Salvato, bleiben würde.

Es war dies übrigens der Ort, wohin sich die Patrioten alle im äußersten Falle flüchten mußten, denn Niemand traute der Gastfreundschaft Mejean's, der, wie man wußte, fünfhunderttausend Franks verlangt hatte, um Neapel zu schützen und der für fünfhundertundfünfzigtausend Franks bereit war, es zu vernichten.

Man sagte sogar — was aber, beiläufig gesagt, nicht begründet war — er habe mit dem Cardinal Ruffo unterhandelt.

Luisa suchte mit den Augen Eleonora Pimentel, für welche sie große Bewunderung hegte; Eleonora aber hatte einen Augenblick vor Luisa's Eintritt den Solon verlassen, um sich in ihre Druckerei zu begeben.

Nicolino kam aus sie zu, um sie zu begrüßen. Er war ganz stolz aus seine schöne Uniform als Husarenoberst, welches den nächstfolgenden Tag von den Säbeln der Feinde zerfetzt werden sollte. Cirillo, welcher, wie wir bereits bemerkt, zur gesetzgebenden Versammlung gehörte, als dieselbe sich permanent erklärt hatte, kam auf Luisa zu und umarmte sie.

Er wünschte ihr nicht alles mögliche Glück — in der Lage, in welcher man sich befand, stand sehr wenig Glück zu hoffen — wohl aber, daß sie unversehrt und mit dem Leben davonkommen möchte. Dann legte er seine Hand auf ihr Haupt und ertheilte ihr mit leiser Stimme seinen Segen.

Luisa's Besuch war gemacht. Sie umarmte die Herzogin von Fusco zum letzten Mal. Beide Frauen vermochten kaum ihre Thränen zurückzudrängen.

»Ach,« murmelte Luisa, »wir sehen einander vielleicht nie wieder!«

Die Herzogin warf einen Blick gegen Himmel, als ob sie sagen wollte:

»Da oben gibt es ein untrügliches Wiedersehen.«

Dann geleitete sie ihre Freundin bis an die Verbindungsthür.

Hier trennten sie sich, und zwar, wie Luisa sehr richtig prophezeit, um einander nie wiederzusehen.

Salvato erwartete Luisa. Michele hatte einen Wagen mitgebracht. Die beiden Liebenden gingen mit verschlungenen Armen und ohne daß sie ihre Ideen einander mitzutheilen brauchten, um dem »glücklichen Zimmer«, wie sie es nannten, Lebewohl zu sagen.

Dann schlossen sie die Thüren, deren Schlüssel Michele zu sich nahm.

Salvato und Luisa stiegen in den Wagen, Michele, trotz seiner schönen Uniform auf den Bock, und der Wagen rollte noch dem Castello Nuovo.

Obschon es noch nicht spät war, so waren doch alle Thüren und Fenster geschlossen und man fühlte, daß ein gewaltiger Schrecken auf der Stadt lastete.

Hier und da sah man Männer, welche von Zeit zu Zeit sich den Häusern näherten, einen Augenblick stehen blieben und dann weitereilten.

Salvato bemerkte diese Männer, und neugierig, zu wissen, was sie machten, forderte er Michele, indem er das Vorderfenster des Wagens öffnete, auf, sich wo möglich eines dieser nächtlichen Wanderer zu bemächtigen und zu ermitteln, was sie eigentlich thäten.

Als man an dem Palast Curamanico anlangte gewahrte man wieder einen dieser Männer. Michele sprang, ohne erst den Wagen Halt machen zu lassen, zur Erde herab und stürzte sich auf den Mann.

Dieser warf eben eine Rolle Stricke durch ein nahes Kellerloch.

»Wer bist Du?« fragte Michele.

»Ich bin der Fachino des Palastes.«

»Was machst Du?«

»Nun, Sie sehen es doch. Der Abmieter der ersten Etage hatte mich beauftragt, ihm fünfundzwanzig Meter Stricke zu kaufen und sie ihm heute Abend zu bringen. Ich habe mich in einem Wirthshaus auf dem Markte ein wenig verspätet, und als ich an den Palast kam fand ich Alles verschlossen. Da ich den Portier nicht erst wecken wollte, so habe ich das Paket durch das Kellerloch in den Keller des Palastes geworfen, wo man sie morgens schon finden wird.«

Michele, der in all diesem nichts Verdächtiges oder Tadelnswerthes sah hieß den Mann, welchen er am Kragen gepackt, los. Kaum sah der Mann sich frei, so rannte er schleunigst davon und in die Strada del Pace hinein, in welcher er sofort verschwand.«

Diese hastige Flucht machte Michele wieder stutzig.

Von dem Palast Caramanico bis zum Castello Nuovo längs der ganzen Chiaja und dem Riesenhügel sah er dieselbe Thatsache sich wiederholen. Zweimal versuchte er sich wieder eines dieser mit einer unbekanntenen Mission beauftragten nächtlichen Herumtreiber zu bemächtigt, aber sie waren auf ihrer Hut und es gelang ihm nicht.

Man langte in dem Castello Nuovo an.

Dank der Parole, welche Salvato wußte, durfte der Wagen in das Innere hineinfahren. Er passierte an dem acagonesisschen Triumphbogen vorbei und hielt dann vor der Thür des Gouvernerus.

Dieser machte eben eine Nachtrunde auf den Wällen, wovon er eine Viertelstunde nach Salvatos Ankunft zurückkam.

Beide geleiteten Luisa nach dem für sie in Stand gesetzten Zimmer. Dasselbe gehörte zu den Gemächern des Madame Massa selbst und es zeigte sich sofort, daß man für Luisa das hübscheste und bequemste reserviert hatte.

Es schlug Mitternacht und es war folglich hohe Zeit sich zu trennen.

Luisa nahm Abschied von Michele und dann von Salvato, welche Beide mit demselben Wagen der sie hierher gebracht, wieder bis nach dem Malo zurückfuhren.

Hier fanden sie den Calabresen mit den Pferden welchen sie bestellt, schwangen sich in den Sattel und ritten nachdem sie Strada del Piliere, die Rhede, die sogenannte neue Marine und die Marinella passiert, über die Magdalenenbrücke und dann auf der nach Portici führenden Straße im Galopp weiter.

Die Straße war mit republikanischen Truppen besetzt, die abtheilungsweise von der Magdalenenbrücke, dem ersten äußeren Posten, bis zum Granatello, dem Posten, welcher die Feinde am nächsten war, und wie wir schon bemerkt, von Schipani commandirt ward.

Ueberall war Alles wach. An sämtlichen Hauptwachen machte Salvato Halt, stieg vom Pferde, erkundigte sich und ertheilte Instructionen.

Die erste Station, die er machte, war in dem Fort Vigliana.

Dieses kleine Fort steht am Rande des Meeres, rechts von dem Wege, der von Neapel nach Portici führt, und vertheidigt den Zugang zu der Magdalenenbrücke.

Salvato ward mit lautem Beifallsruf empfangen. Das Fort Vigliana ward von hundertfünfzig

seiner Calabresen unter dem Commando eines Priesters Namens Tascano vertheidigt.

Es war augenscheinlich, daß auf dieses kleine Fort, welches den Zugang zu der Stadt vertheidigte, alle Anstrengungen der Sanfedisten gerichtet sein würden, deshalb war die Vertheidigung desselben auch auserwählten Leuten anvertraut worden.

Toscano zeigte Salvato alle seine Vertheidigungsanstalten. Er gedachte, wenn er forcirt würde, seine Pulvervorräthe anzuzünden und sich mit seinen Leuten in die Luft zu sprengen.

Uebrigens war es nicht Toskanos Absicht, dies ohne Vorwissen seiner Leute zu thun. Alle waren davon unterrichtet, alle hatten ihre Zustimmung zu diesem äußersten Opfer für das Vaterland gegeben, und die Fahne, welche über dem Thore flatterte, trug die Inschrift:

»Rache! Sieg oder Tod!«

Salvato umarmte den würdigen Geistlichen, stieg unter dem Rufe: »Es lebe die Republik!« wieder zu Pferde und setzte seinen Weg weiter fort.

In Portici gaben die Republikaner große Unruhe und Befürchtungen zu erkennen. Sie hatten es hier mit Bevölkerungen zu thun, welche durch ihre Interessen vorwiegend royalistisch gemacht worden waren. König Ferdinand hatte in Portici einen Palast, in welchem er den Herbst zubrachte, und beinahe den ganzen Sommer hindurch bewohnte der Herzog von Calabrien den Palast neben der Favorita.

Die Republikaner konnten sich hier Niemanden anvertrauen, sondern fühlten sich von Verrath und Schlingen umgeben. Wie in den Tagen des Erdbebens schien der Boden unter ihren Füßen zu wanken.

Salvato langte in Granatello an.

Schipani lag mit seiner gewohnten Zuversicht oder vielmehr mit seiner gewohnten Unklugheit in tiefem-Schlafe. Salvato ließ ihn wecken und fragte ihn, was er in Bezug auf den Feind gehört habe.

Schipani antwortete ihm, er rechne darauf, den nächstfolgenden Tag von dem Feinde angegriffen zu werden und suche sich eben zu stärken, um ihn mit Nachdruck zu empfangen.

Salvato fragte ihn, ob er von den Spionen, die er doch jedenfalls ausgeschickt, keine genaueren Mittheilungen erhalten habe.

Der republikanische General gestand ihm, daß er keinen Spion ausgeschickt habe und daß diese unredlichen Mittel, den Krieg zu führen, ihm widerstrebten.

Salvato fragte weiter, ob er die Straße von Stola habe besetzen lassen, wo der Cardinal sei und von wo er über die Abhänge des Vesuv Truppen gegen Portici und gegen Resina entsenden könnte, um ihm den Rückzug abzuschneiden.

Schipani antwortete, es sei Sache des Commandanten von Resina und Portici diese Vorkehrungen zu treffen. Was ihn beträfe, so würde er, wenn er Sanfedisten auf seinem Wege träfe, ohne Weiteres auf sie losgehen.

Diese Art und Weise Krieg zu führen und über-das Leben seiner Leute zu verfügen, bewog den geschickten Strategen den Zögling aus der-Schule eines Championnet und Macdonald, die Achseln zu zucken. Er begriff, daß mit einem Manne wie Schipani keine Verabredung zu treffen sei und daß man Alles dem rettenden Genius der Völker anheimgeben müsse.

Sehen wir jetzt ein wenig, was der Cardinal, welcher geschickter zu Werke ging, als Schipani, während dieser Zeit machte.

Um Mitternacht; das heißt zu der Stunde, wo wir Salvato das Castello Nuovo verlassen sahen,

empfang der Cardinal Ruffo, in dem größten Zimmer dies erzbischöflichen Palastes zu Nola vor einem Tische sitzend und mit seinem Secretär Sacchinelli und dem Marquis Malaspina, seinem Adjutanten, in der Reihe, die eingehenden Meldungen und ertheilte seine Befehle,«

Die Couriere folgten aufeinander mit einer Schnelligkeit, welche die Rührigkeit bewies, womit der improvisierte General seine Correspondenzen zu organisieren verstanden.

Er selbst entsiegelte alle Briefe von woher dieselben auch kommen mochten; und dictirte die Antworten bald Sacchinelli, bald Malaspina.

Nur selten schrieb er die Antwort selbst, ausgenommen auf die geheimen Briefe, denn ein nervöses Zittern der Hand erschwerte ihm das Schreiben.

In dem Augenblick, wo wir in das Zimmer treten und wo der Cardinal die Boten erwartet, hat er schon von dem Erzbischof Ludovici die Nachricht empfangen, daß Panedigrano und seine tausend Sträflinge am Morgen des 12. Juni in Bosco angelangt sein mußten.

In der Hand heilt er einen Brief von dem Marquis von Curtis, der ihm meldet, daß der Oberst Tschudi, um sein Verhalten bei Capua vergessen zu machen, mit vierhundert Mann Grenadiere und dreihundert Manns Linie, die eine Art Fremdenlegion bilden, in Sorento gelandet sey um das Fort von Castellamare zu Lande anzugreifen, während die Linienschiffe »Seahorse« und »Minerva« es von der Seeseite angreifen sollen.

Nachdem der Cardinal diesen Brief gelesen, erhob er sich und zog eine auf einem andern Tische ausgebreitet liegende Landkarte zu Rathe. Dann diktierte er stehend und sich mit der Hand auf den Tisch stützend Sacchinelli die folgenden-Befehle:

»Der Oberst Tschudi wird den Angriff auf das Fort von Castellamare, wenn derselbe schon begonnen hat, einstellen und sich sofort mit Sciarpa und Panedigrano in Einvernehmen setzen, um am 13. Morgens die Armee Schipanis anzugreifen. Tschudi und Sciarpa werden den Angriff von vorn beginnen, während Panedigrano sich auf den Flancen halten und längs der Lava des Vesuvs hinbewegen wird, so daß er den Weg beherrschen kann, auf welchem Schipani seinen Rückzug zu bewirken suchen wird.

»Ueberdies, da es möglich ist, daß der republikanische General, wenn er die Ankunft des Cardinals in Nola erfährt, sich aus Furcht, daß ihm der Rückzug abgeschnitten werde, auf Neapel zurückzuziehen wünscht, so werden Sie ihn kräftig vor sich hertreiben. In der Favorita wird der republikanische General auf den Cardinal Ruffo stoßen, der bis dahin den Vesuv umgangen haben wird. Von allen Seiten eingeschlossen, wird Schipani genöthigt sein, sich niederhauen zu lassen, oder sich zu ergeben.«

Der Cardinal ließ von dieser Order eine dreifache Abschrift machen, unterzeichnete jede derselben und sendete sie durch drei Boten an Die ab, an welche sie gerichtet waren.

Kaum waren die Befehle abgesendet, als der Cardinal, eine jener tausend Combinationen voraussehend, welche die best angelegten Pläne scheitern machen, Cesare rufen ließ.

Nach Verlauf von fünf Minuten trat der junge Brigadier bewaffnet und gestieft ein. Die fieberhafte Thätigkeit des Cardinals wirkte ansteckend auf seine ganze Umgebung.

»Bravo, mein Prinz,« sagte Ruffo, der zuweilen im Scherz dem jungen Mann noch diesen Titel gab. »Sind Sie bereit?«

»Stets, Eminenz,« antwortete Cesare.

»Dann nehmen Sie vier Bataillone Linieninfanterie, vier Stück Feldgeschütz, zehn Compagnien calabresische Jäger und eine Schwadron Cavallerie. Bewegen Sie sich die nördliche

Flanke des Vesuvs entlang, nämlich die, von welcher man die Aussicht auf die Madonna del Arco hat, und langen Sie wo möglich des Nachts in Resina an. Die Einwohner erwarten Sie, denn dieselben sind bereits von mir benachrichtigt und vollkommen bereit, sich zu unseren Gunsten zu erheben.

Dann wendete er sich zu dem Marquis und sagte zu diesem:

Malaspina, geben Sie dem Brigadier diese schriftliche Ordre und unterzeichnen Sie dieselbe in meinem Namen.«

In diesem Augenblick trat der Caplan des Cardinals in das Zimmer, näherte sich ihm und sagte leise:

»Eminenz, der Capitän Scipio Lamarra ist so eben von Neapel eingetroffen und erwartet im Nebenzimmer Ihre Befehle.«

»Ha, endlich!« sagte der Cardinal, indem er freier aufathmete, als er bis jetzt gethan. »Ich fürchtete schon, es sei ihm ein Unglück zugestoßen, diesem armen Capitän. Sagen Sie ihm, daß ich sofort bei ihm sein werde, und leisten Sie ihm mittlerweile Gesellschaft.«

Der Cardinal zog einen Ring vom Finger und drückte ihn auf die Ordre, die in seinem Namen ausgefertigt wurde.

Dieser Scipio Lamarra, dessen Ankunft der Cardinal mit so großer Ungeduld zu erwarten schien, war jener selbe Bote, durch welchen die Königin dem Cardinal ihre Fahne übersendet und welchen sie ihm als zu Allem verwendbar empfohlen.

Er kam von Neapel, wohin er durch den Cardinal geschickt worden. Der Zweck dieser Mission war, sich mit einem der Hauptmitschuldigen an der Verschwörung der Backers, Namens Gennaro Tansano, zu besprechen.

Dieser Gennaro Tansano spielte den Patrioten und stand in den Registern aller republikanischen Clubs obenan, aber blos um stets von ihren Maßnahmen und Beschlüssen Unterrichtet zu sein, von Welchen er dann den Cardinal Ruffo, mit dem er in Briefwechsel stand, in Kenntniß setzte.

Ein Theil der Waffen, welche beim Ausbruch der Verschwörung der Backers in Gebrauch genommen werden sollten, war bei ihm deponiert. Die Lazzaroni von Chiaja, von Pie di Grotta, von Pozzuole und den nahegelegenen Stadttheilen standen zu seiner Verfügung.

Der Cardinal erwartete auch, wie man gesehen, seine Antwort mit Ungeduld.

Er trat in das Cabinet, in welchem Lamarres, als republikanischer Nationalgardist umkleiden ihn erwartete.

»Nun?« fragte er eintretend.

»Nun, Eminenz, es geht Alles nach Wunsch. Tansano gilt immer noch für einen der besten Patrioten von Neapel und Niemanden fällt es ein, Argwohn gegen ihn zu hegen.«

»Aber hat er gethan, was ich gesagt habe?«

»Ja, das hat er gethan, Eminenz.«

»Das heißt er hat Stricke in die Kellerlöcher der Häuser der hervorragendsten Patrioten werfen lassen?«

»Ja. Er wollte gern wissen, zu welchem Zweck dies geschehe, da ich es aber selbst nicht wußte, so konnte ich ihm hierüber keinen Aufschluß geben. Doch gleichviel, da der Befehl von Ihnen kam, Eminenz, so ist er pünktlich ausgeführt worden.«

»Wissen Sie das gewiß?«

»Ich habe die Lazzaroni bei der Arbeit gesehen.«

»Hat er Ihnen nicht ein Paket für mich mitgegeben?«

»Allerdings, Eminenz. Hier ist es. Es ist in Wachleinwand gewickelt.«

»Geben Sie her.«

Der Cardinal zerschnitt mit seinem Federmesser die Umschnürung des Pakets und zog dann ein großes Banner hervor, auf welchem er vor dem heiligen Antonius kniend und zu diesem betend dargestellt war, während der Heiland ihm seine beiden mit Stricken gefüllten Hände zeigte.

»So ist es recht,« sagte der Cardinal hocheifrig. »Nun brauche ich noch einen Mann, welcher das Gerücht von dem Wunder in Neapel verbreiten kann.«

Einen Augenblick lang blieb er in Gedanken versunken und fragte sich, wer der Mann sei, der ihm diesen Dienst leisten könne.

Plötzlich schlug er sich auf die Stirn.

»Man schicke Fra Pacifico zu mir,« sagte er.

Fra Pacifico ward gerufen und trat in das Cabinet, in welchem er eine halbe Stunde lang mit dem Cardinal eine Unterredung unter vier Augen hatte.

Hierauf sah man ihn in den Stall gehen, seinen Esel Jacobino herausziehen und mit ihm den Weg nach Neapel einschlagen.

Was den Cardinal betraf, so kehrte er in den Salon zurück, expedirte noch einige Befehle und warf sich, angekleidet auf das Bett, nachdem er noch angeordnet, daß man ihn mit Tagesanbruch wecke.

Mit Tagesanbruch ward der Cardinal geweckt. Während der Nacht war mitten in dem außerhalb Nola aufgeschlagenen sanfedistischen Lager ein Altar errichtet worden. Der mit dem Purpur bekleidete Cardinal las die Messe zu Gunsten des heiligen Antonius, welchem er den Schutz der Stadt an der Stelle des heiligen Januarius zu übertragen gedachte, der weil er zweimal sein Wunder zu Gunsten der Franzosen verrichtet, für einen Jacobiner erklärt und von dem König seines Titels als Generalcommandant der neapolitanischen Truppen wieder beraubt worden war.

Der Cardinal hatte nach Degradierung des heiligen Januarius lange nachgedacht, wer zu seinem Nachfolger ernannt werden sollte, und seine Wahl war endlich auf den heiligen Antonius von Padua gefallen.

Warum nicht auf den heiligen Antonius den Großen, der wenn man sein Leben in's Auge faßt, diese Ehre sicherlich weit mehr verdiente als der heilige Antonius von Padua? Ohne Zweifel aber fürchtete der Cardinal, daß die Sage seiner von Callot volksthümlich gemachten Versuchungen in Verbindung mit dem eigenthümlichen Begleiter, den er sich gewählt, seiner Würde Eintrag thun könnte.

Der heilige Antonius von Padua erhielt, obschon er moderner war als sein tausendjähriger Namensvetter, was nun auch der Grund sein mochte, den Vorzug und er war es, welchem im Augenblicke des Kampfes der Cardinal es gerathen fand die heilige Sache in die Hände zu geben.

Nachdem der Cardinal die Messe gelesen, stieg er in seinem Purpurgewand zu Pferde und stellte sich an die Spitze des Hauptcorps.

Die sanfedistische Armee war in drei Divisionen geteilt. Die eine marschierte über Capodichino, um die Porta Capuana anzugreifen.

Die andere umgingt auf dem nördlichen Abhänge den Fuß des Vesuvs.

Die dritte that dasselbe auf der Südseite.

Mittlerweile griffen Tschudi; Sciarpa und Panedigrano den General Schipani von vorn an oder sollten ihn angreifen.

Am 13. Juni gegen acht Uhr Morgens sah man von der Höhe des Fort San Elmo die sanfedistische Armee in einer ungeheuern Staubwolke zum Vorschein kommen und sich nähern.

Es wurden sofort an dem Castello Nuovo die drei Alarmschüsse abgefeuert und die Straßen von Neapel wurden augenblicklich so einsam wie die von Theben so stumm wie die von Pompeji.

Der entscheidende Augenblick war da, ein feierlicher und furchtbarer Augenblick, wenn es sich um die Existenz eines Menschen handelt, aber noch weit feierlicher und furchtbarer, wenn es das Leben oder den Tod einer Stadt gilt.

Drittes Capitel.

Der Tag des 13. Juni.

Ohne Zweifel waren im Voraus Befehle ertheilt worden, daß diese drei Kanonenschüsse ein doppeltes Signal sein sollten.

Kaum war nämlich der letzte verhallt, so hörten die beiden Gefangenen im Castello Nuovo, welche am Tage vorher verurtheilt worden, in dem nach ihrem Kerker führenden Corridor die eiligen Tritte eines Trupps Bewaffneter.

Ohne ein Wort zu sprechen, warfen sie sich einer in des andern Arme, denn sie begriffen sofort, daß ihre letzte Stunde geschlagen hatte.

Die, welche die Thür öffneten, fanden die Gefangenen einen in des andern Arm, aber resigniert und lächelnd.

»Sind Sie bereit, Bürger?« fragte der Officier, welcher die Escorte commandirte und welchem empfohlen worden, gegen die Verurtheilten mit der größten Schonung und Rücksicht zu verfahren.

Beide antworteten: »Ja,« gleichzeitig André mit der Stimme, Simon durch eine Kopfbewegung.

»Dann folgen Sie uns,« sagte der Officier.

Die beiden Verurtheilten warfen auf ihr Gefängniß jenen letzten Blick der Trauer und der Rührung, welche der Verurtheilte, den man zum Tode führt, stets auf seinen Kerker zu werfen pflegt, und in Folge jenes Wunsches, den der Mensch empfinden etwas zurückzulassen, kratzte André mit einem Nagel seinen Namen und den seines Vaters in die Wand ein, so daß sich diese Namen über dem Bett eines jeden befanden.

Dann folgte André den Soldaten, in deren Mitte sein Vater bereits Platz genommen.

Eine schwarz gekleidete Frau erwartete sie in dem Hofe, den sie zu durchschreiten hatten. Mit festem Schritt kam sie ihnen entgegen.

André stieß einen lauten Schrei aus und begann an allen Gliedern zu zittern.

»Die Chevalière San Felice!« rief er.

Luisa sank auf die Knie nieder.

»Warum knien Sie, Signora, während Sie doch Niemanden um Verzeihung zu bitten haben?« fragte André.

»Wir wissen Alles. Der wirklich Schuldige hat sich selbst angegeben. Lassen Sie mir auch die Gerechtigkeit widerfahren, zu erklären, daß, ehe ich Michele's Brief erhalten, Sie schon den meinigen besaßen.«

Luisa schluchzte.

»Mein Bruder!« murmelte sie.

»Ich danke!« sagte André.

»Mein Vater, segne deine Tochter.«

Der alte Mann näherte sich Luisa und legte seine Hand auf ihr Haupt.

»Möge Gott Dich segnen, wie ich Dich segne, mein Kind, und von deiner Stirn selbst den Schatten des Unglücks fern halten.«

Luisa ließ den Kopf auf die Knie herabsinken und brach in lautes Schluchzen aus. Der junge Backer ergriff eine lange Locke ihres wallenden blonden Haares und drückte sie begierig an seine Lippen.«

»Bürger!« murmelte der Officier.

»Wir sind bereit,« sagte André.

Bei dem Geräusch der sich entfernenden Tritte richtete Luisa den Kopf empor und folgte knieen bleibend und mit, ausgestreckten Armen den Verurtheilten mit den Augen, bis sie hinter der Ecke des aragonesischen Triumphbogens verschwanden.

Wenn irgend etwas den unheimlichen Eindruck dieses Trauerzuges noch vermehren konnte, so war es die Einsamkeit und das Schweigen der Straßen, welche die Verurtheilten passierten, obschon diese Straßen die volkreichsten von Neapel waren.

Von Zeit zu Zeit jedoch öffnete beim Geräusch eines bewaffneten Trupps sich verstohlen eine Thür oder ein Fenster, man sah ein schüchternes Gesicht, welches fast allemal einer Person weiblichen Geschlechts angehörte, durch die Oeffnung lugen und dann schloß die Thür oder das Fenster sich schneller wieder, als sie sich geöffnet hatten.

Man hatte zwei Waffenlose in der Mitte eines Trupps Bewaffneter gesehen und man errieth, daß diese beiden Männer zum Tode geführt wurden.

So durchschritten sie Neapel in seiner ganzen Länge und kamen endlich auf den sogenannten Altmarkt, dem gewöhnlichen Hinrichtungsplatz, heraus.

»Hier ist es,« murmelte André Backer.

Der alte Backer schaute sich um.

»Wahrscheinlich,« murmelte er.

Dennoch aber ging es immer noch weiter über den Markt hinweg.

»Wo führt man uns hin?« fragte Simon auf deutsch.

»Wahrscheinlich sucht man einen bequemeren Platz, als dieser hier ist,« antwortete André in derselben Sprache.

»Man bedarf einer Mauer und hier gibt es nur Häuser.«

Als sie auf den kleinen Platz der Kirche del Carmine gelangten, berührte André seinen Vater am Ellbogen und zeigte mit den Augen auf eine der Wohnung des Pfarrers gegenüberstehende Verbindungsmauer ohne irgend welche Oeffnung.

Es war dies dieselbe, an welcher man gegenwärtig ein großes Crucifix angebracht sieht.

»Da,« antwortete Simon.

In der That lenkte der Officier, welcher den kleinen Trupp commandirte, seine Schritte nach dieser Richtung. Die beiden Verurtheilten beschleunigten ihren Schritt, traten aus den Reihen heraus und stellten sich an die Mauer.

»Wer wird von den Beiden zuerst sterben?« fragte der Officier.

»Ich!« rief der alte Backer.

»Mein Herr,« fragte Andre den Officier, schaben Sie ausdrücklichen Befehl, uns nur Einen nach dem Andern zu erschießen?«

»Nein, Bürger,« antwortete der Officier; »eine dahin lautende Instruction habe ich nicht

erhalten.«

»Nun dann, wenn es Ihnen gleich wäre, so würden wir Sie um die Gunst bitten, mit einander und gleichzeitig erschossen zu werden.«

»Ja, ja,« sagten fünf oder sechs Stimmen unter der Escorte, »das können wir Ihnen schon zu Gefallen thun.«

»Sie hören es, Bürger,« sagte der mit dieser traurigen Mission beauftragte Officier, »ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, thun, um Ihre letzten Augenblicke zu versüßen.«

»Man gewährt unsere Bitte!« rief der alte Backer hoch erfreut.

»Ja, mein Vater,« sagte André indem er ihn umschlang »wir wollen diese Herren, die so freundlich gegen uns sind, nicht lange warten lassen.«

»Haben Sie Sie noch um eine letzte Gunst zu bitten oder irgend einen Auftrag zu ertheilen?« fragte der Officier.

»Nein,« antworteten die beiden Verurtheilten.

»Nun denn, da es einmal sein muß,« murmelte der Officier, »aber so wahr ich lebe, man hat uns da ein häßliches Handwerk aufgenöthigt.«

Mittlerweile hatten die beiden Verurtheilten während André seinen Vater immer noch umschlungen hielt, sich mit dem Rücken an die Mauer gestellt.

»Stehen wir so recht, meine Herren?« fragte der junge Backer.

Der Officier machte eine bejahende Geberde.

Dann drehte er sich nach seinen Leuten herum und fragte:

»Sind die Gewehre geladen?«

»Ja.«

»Wohlan, dann stellt Euch. Macht schnell und seht zu, daß sie nicht lange leiden. Es ist dies der einzige Dienst, den wir ihnen leisten können.«

»Ich danke Ihnen, mein Herr,« sagte André.

Was nun geschah, ging rasch vorüber wie ein Gedanke.

Man hörte schnell auf einander die Commandoworte:

»Fertig! — Schlagt an! — Feuer!«

Dann krachte eine Salve.

Alles war vorüber.

Die Republikaner von Neapel hatten, durch das Beispiel derer von Paris verleitet, eine jener blutigen Thaten begangen, zu welchen das Fieber des Bürgerkrieges oft das beste Gemüth und die heiligste Sache verlockt. Unter dem Verwand, den Bürgern jede Hoffnung auf Verzeihung, den Kämpfenden jede Aussicht auf Rettung zu rauben, hatten sie einen Blutstrom zwischen sich und die königlicher Gnade gezogen — eine unnütze Grausamkeit, welche nicht einmal die Entschuldigung der Nothwendigkeit für sich hatte.

Allerdings waren dies die einzigen Opfer; sie genügten aber, um den bis jetzt makellosen Mantel der Republik mit einem unvertilgbaren Blutflecken zu besudeln.

In demselben Augenblick, wo die beiden Backer von denselben Kugeln getroffen einer in des andern Armen todt niedersanken, übernahm Bassetti das Cammando der Truppen von Capodichino, Manthonnet das der Truppen von Capodimonte und Writz das der Truppen der Magdalena.

Die Straßen waren allerdings öde und leer, dafür aber waren alle Mauern der Castelle und alle Terrassen der Häuser mit Zuschauern bedeckt, welche mit bloßen Augen oder mit dem Fernrohr in der Hand zu sehen suchten, was auf jenem unermeßlichen Schlachtfelde vorging, welches sich von Granatello bis Capodimonte erstreckt.

Auf dem Meere sah man, von Torre dell' Annonciata bis zur Magdalenenbrücke, die ganze kleine Flottille des Admirals Caracciolo. Dieselbe ward beherrscht von den zwei feindlichen Kriegsschiffen, der von dem Grafen von Thurn commandirten »Minerva« und dem von dem Capitän Ball commandirten »Seahorse«. Letzteren haben wir Nelson an jenem denkwürdigen Abend begleiten sehen, wo jede Dame des Hofes ihren Vers gemacht und wo alle diese vereinigten Verse das *Akrostichon* Carolina gebildet hatten.

Die ersten Schüsse, welche man hörte, der erste Rauch, den man aufsteigen sah, war vor dem kleinen Fort Brantello.

Sei es nun, daß Tschudi und Sciarpa die Befehle des Cardinals nicht erhalten, oder dieselben nicht schnell genug ausgeführt hatten, kurz, Panedigrano und seine tausend Sträflinge erschienen allein auf dem Sammelplatz, marschieren aber deswegen nicht weniger kühn gegen das Fort.

Allerdings begannen auch die beiden Fregatten, als sie Panedigrano anrücken sahen, um ihn zu unterstützen, ihr Feuer gegen das Fort Granatello.

Salvato verlangte fünfhundert Mann Freiwillige stürzte sich mit dem Bojonnet auf diese Räuberbande, sprengte sie auseinander, tödtete gegen hundert Mann und kehrte mit nur wenigen Verwundeten, die überdies fast alle nur von den Kugeln der beiden englischen Schiffe getroffen worden, in das Fort zurück.

Als der Cardinal in Somma anlangte, ward ihm diese Schlappe gemeldet.

Cesare dagegen war glücklicher gewesen. Er hatte die Befehle des Cardinals pünktlich befolgt, außerdem aber als er erfahren, daß das Schloß von Portici schlecht bewacht und die Bevölkerung für den Cardinal sei, Portici angegriffen und sich zum Herrn des Castells gemacht.

Dieser Posten war wichtiger als der von Resina, weil die Straße dadurch besser gesperrt ward.

Er setzte den Cardinal von seinem Erfolg in Kenntniß und bat ihn zugleich um neue Befehle.

Der Cardinal trug ihm auf, sich so gut als möglich zu befestigen, um Schipani den Rückzug vollständig abzuschneiden, und schickte ihm tausend Mann Verstärkung.

Dies war es eben, was Salvato fürchtete. Von der Höhe des kleinen Fortes Granatello hatte er einen bedeutenden Trupp gesehen, welcher um den Fuß des Vesuvs herum gegen Portici verrückte. Er hatte schießen gehört und nach einem kurzen Kampfe war das Feuer verstummt.

Nun war ihm klar, daß die Straße nach Neapel abgeschnitten sei, und er bestand darauf, daß Schipani, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, gegen Neapel marschiere, das Hinderniß beseitige und mit seinen durch das Fort von Vigliana geschützten fünfzehnhundert oder zweitausend Mann wieder zurückkehre, um die Zugänge zur Magdalenenbrücke zu vertheidigen.

Schipani aber, welcher schlecht unterrichtet war, behauptete, der Feind werde auf der Straße von Sorento anrücken.

Eine lebhaft Kanonade, welche sich in der Richtung von der Magdalenenbrücke her vernehmen ließ, verrieth, daß der Cardinal Neapel von dieser Seite angriff.

Wenn Neapel sich achtundvierzig Stunden hielt und wenn die Republikaner eine äußerste Anstrengung machten, so konnte man von der Position, in welche sich der Cardinal begeben, Nutzen ziehen und anstatt daß Schipani abgeschnitten worden wäre, hätte der Cardinal sich

zwischen zwei Feuern gesehen.

Nur mußte ein Mann von Muth, von gutem Willen und Einsicht, welcher im Stande war alle Hindernisse zu überwinden, nach Neapel zurückkehren und von hier entscheidenden Einfluß auf die Berathungen der Oberhäupter der Republik äußern.

Die Lage war eine höchst kritische. Wie Dante konnte auch Salvato sagen:

»Wenn ich bleibe, wer wird dann gehen? Und wenn ich gehe, wer wird dann bleiben?«

Er entschloß sich dennoch zu gehen, indem er Schipani zugleich empfahl, seine Verschanzungen nicht eher zu verlassen, als bis er von Neapel einen bestimmten Befehl erhalten, welcher ihm anzeigte, was er zu thun habe.

Dann und stets von dem treuen Michele begleitet, welcher ihm bemerklich machte, daß er auf glattem Felde unnütz, in den Straßen von Neapel dagegen sehr nützlich sein könnte, in eine Barke, ließ sich nach der Flottille Caracciolo's rudern, gab sich dem Admiral zu erkennen, theilte diesem seinen Plan, welcher Billigung und Zustimmung fand, mit, passierte wieder durch die Flottille, welche das Meer mit einer Feuerflöthe und das Gestade mit einem Hagel von Kugeln und Granaten bedeckte, ruderte gerade auf das Castell Nuovo zu und langte am Molo an.

Es war auf der einen wie auf der andern Seite kein Augenblick zu verlieren. Salvato und Michele umarmten einander. Michele eilte nach dem Altmarkt und Salvato nach dem Castello Nuovo, wo die Berathung stattfand.

Sklave seiner Pflicht, ging er geraden Weges in das Zimmer hinauf, wo er das Directorium zu finden wußte, und setzte seinen Plan den Direktoren auseinander, welche demselben Beifall zollten.

Man wußte aber, daß Schipani ein sogenannter Eisenkopf war. Man wußte, daß er keine anderen Befehle annehmen würde, als von Writz oder Bassetti, seinen beiden Chefs. Deshalb verwies man Salvato an Writz, welcher an der Magdalenenbrücke kämpfte.

Salvato verweilte einen Augenblick bei Luisa, welche er dem Tode nahe fand, und welcher er das Leben wieder gab, wie ein Sonnenstrahl die Wärme zurückgibt. Er versprach, sie, ehe er in den Kampf zurückkehrte, noch einmal zu besuchen, warf sich aus ein frisches Pferd, welches er mittlerweile hatte bringen lassen, und galoppierte dann in gestrecktem Galopp den Quai entlang, welcher nach der Magdalenenbrücke führte.

Hier tobte der Kampf in voller Wuth. Der kleine Fluß Sebeto trennte die Kämpfenden. Zweihundert Mann, die sich in das umfangreiche Gebäude der Granili geworfen, schossen aus allen Fenstern heraus.

Hier war der Cardinal, an seinem Purpurmantel deutlich erkennbar, mitten im Feuer Befehle ertheilend, und immer mehr den Glauben verbreitend, daß er für die Kugeln, die ihm um die Ohren piffen, unverwundbar sei, und daß die Granaten, welche zwischen den Beinen seines Pferdes platzten, nichts über ihn vermöchten.

Stolz unter den Augen eines solchen Anführers zu sterben, und sicher, wenn sie fielen, die Thore des Paradieses sich ihnen sofort öffnen zu sehen, kehrten die fortwährend zurückgeschlagenen Sanfedisten doch unaufhörlich mit neuer Begeisterung zum Angriff zurück.

Auf der Seite der Patrioten war der General Writz ebenso leicht zu sehen, wie aus Seiten der Sanfedisten der Cardinal. Zu Pferde wie dieser durchritt er die Reihen und feuerte die Republikaner zur Vertheidigung an, ebenso wie der Cardinal zum Angriff anfeuerte.

Salvato sah ihn von Weitem und ritt gerade auf ihn zu. Der junge General schien an das

Pfeifen der Kugeln so gewöhnt zu sein, daß er nicht mehr darauf achtete; als aus das Pfeifen des Windes.

So dichtgedrängt die Reihen der Republikaner auch waren, so wichen sie doch vor ihm auf die Seite. Man erkannte einen höheren Offizier, selbst wenn man nicht Salvato selbst erkannte.

Mitten in dem Feuer trafen die beiden Generale zusammen.

Salvato setzte Writz den Zweck seines Kommens auseinander. Er hatte die Ordre bereits schriftlich ausgefertigt und gab sie Writz zu lesen, welcher sich damit einverstanden erklärte. Nur die Unterschrift fehlte.

Salvato sprang vom Pferde, welches er einem seiner Calabresen, den er in dem Wirrwarr erkannte, zu halten gab, und ging in ein benachbartes Haus, welches als Ambulanz diente, um eine in Tinte getauchte Feder zu holen.

Damit kam er zu Writz zurück und reichte ihm die Feder.

Writz schickte sich an, die Order auf dem Bogen seines Sattels zu unterzeichnen.

Diesen Augenblick der Unbeweglichkeit benutzend, nahm ein sanfedischer Capitän einem Calabresen die Muskete aus den Händen, schlug auf den General an und gab Feuer.

Salvato hörte einen dumpfen Schlag, auf welchen ein Seufzer folgte. Writz neigte sich zu ihm herab und sank ihm in die Arme.

Sofort erscholl der Ruf: »Der General ist todt! Der General ist todt!«

»Verwundet! nur verwundet!« rief Salvato seinerseits, »und wir werden ihn rächen!«

Dann schwang er sich auf das Pferd des Gefallenen und rief:

»Werfen wir uns auf dieses Gesindel und Ihr werdet sehen, daß es auseinanderstiebt wie Spreu vor dem Winde.«

Und ohne sich erst umzusehen, ob man ihm folge, sprengte er, von nur drei oder vier Reitern begleitet, auf die Magdalenenbrücke los.

Eine Salve von etwa zwanzig Musketenschüssen tödtete zwei seiner Leute und zerschlug seinem Pferde einen Schenkel, so daß es unter ihm zusammenbrach. Er fiel aber, seiner gewohnten Kaltblütigkeit treu, mit aufgespreizten Beinen, um nicht unter das fallende Pferd zu gerathen, und mit beiden Händen auf den Holftern, welche glücklicherweise mit ihren Pistolen versehen waren.

Die Sanfedisten stürzten auf ihn. Mit zwei Pistolenschüssen tödtete er zwei Mann, griff dann zu seinem Säbel, den er, während er schoß mit den Zähnen gehalten, und verwundete, nachdem er die Pistolen als nun unnütz von sich geschleudert, einen dritten.

In diesem Augenblick glaubte man ein Erdbeben zu hören und der Boden erzitterte buchstäblich unter den Hufen der Pferde.

Es war Nicolino, welcher, als er die Gefahr, in welcher Salvato schwebte, vernommen, an der Spitze seiner Husaren herbeieilte um ihm beizustehen, oder ihn zu befreien.

Die Husaren nahmen die ganze Breite der Brücke ein. Nachdem Salvato kaum der Gefahr entgangen, von den sanfedistischen Bajonetten durchbohrt zu werden, stand jetzt zu fürchten, daß die Hufe der patriotischen Pferde ihn zermalmen würden.

Durch Nicolinos Annäherung von seinen Gegnern befreit, aber, wie wir eben bemerkt, in Gefahr schwebend, zertreten zu werden, schwang er sich auf das Brückengeländer und sprang darüber hinweg.

Die Brücke war frei, der Feind zurückgeschlagen. Die moralische Wirkung, welche der Tod des Generals Writz geäußert, war nun durch einen materiellen Vortheil aufgewogen.

Salvato schwamm durch den Sebeto und sah sich wieder in den Reihen der Republikaner.

Man hatte Writz nach der Ambulanz getragen. Salvato eilte hin. Wenn Writz noch Kraft genug hatte, zu unterzeichnen, so sollte er dies thun. So lange nach ein Lebenshauch in der Brust des Obergenerals zuckte, mußten seine Befehle ausgeführt werden.

Writz war nicht todt, sondern blos ohnmächtig. Salvato schrieb die Ordre, welche mit der Feder zugleich der sterbenden Hand des Generals entfallen war, noch einmal, suchte sein Pferd, welches er auch wieder fand, empfahl hartnäckige Vertheidigung und sprengte wieder davon, um Bassetti in Capodichino aufzusuchen.

Binnen weniger als einer Viertelstunde war er dort.

Bassetti unterhielt hier die Vertheidigung mit weniger, Mühe als da, wo der Cardinal war.

Salvato konnte ihn daher bei Seite nehmen und ihn in doppelten Exemplaren die Ordre für Schipani ausfertigen lassen, damit, wenn vielleicht das eine nicht an seine Adresse gelangte, dies doch mit dem andern der Fall wäre.

Er erzählte ihm, was so eben an der Magdalenenbrücke geschehen, und verließ ihn nicht eher, als bis er ihm den Schwur abgenommen, Capodichino bis aufs Aeüßerste zu vertheidigen und zu der Bewegung des nächstfolgenden Tages mitzuwirken.

Salvato mußte, um nach dem Castello Ruovo zurückzugelangen, die ganze Stadt durchreiten.

In der Strada Foria sah er eine ungeheure Zusammenrottung welche ihm den Weg versperrte. Diese Zusammenrottung oder dieser Auflauf war durch einen Mönch veranlaßt der auf einem Esel saß und eine große Fahne trug. Auf dieser Fahne sah man den Cardinal Ruffo, vor dem heiligen Antonius von Padua knieend, welcher in seinen Händen mehrere Rollen Stricke hielt, die er dem Cardinal darreichte.

Der schon ohnehin hochgewachsene Mönch überragte auf seinem Thiere sitzend die ganze Menge, welcher er erklärte, was auf der Fahne vorgestellt sei.

Der heilige Antonius war nämlich dem Cardinal Ruffo im Traume erschienen und hatte ihm, indem er ihm eine Menge Stricke zeigte, gesagt, daß in der Nacht vom 13. zum 14. Juni, das heißt in der nächstfolgenden, die Patrioten einem unter ihnen geschmiedeten Complotte zufolge die Absicht hätten, sämtliche Lazzaroni aufzuknüpfen und nur die Kinder am Leben zu lassen, um diese dann im Atheismus zu erziehen, und daß zu diesem Zwecke von dem Directorium eine Austheilung von Stricken unter die Jacobiner bewirkt worden sei.

Glücklicherweise hatte der heilige Antonius, dessen Namenstag auf den 14. fiel, nicht gewollt, daß an seinem Festtage ein solches Attentat verübt werde, und wie durch das von dem Mönche entrollte und geschwenkte Banner bestätigt ward, vom Herrn des Himmels nie Erlaubniß erhalten, seine treuen Bourbonisten vor der Gefahr, in welcher sie schwebten, zu warnen.

Der Mönch forderte zugleich die Lazzaroni auf, die Häuser der Patrioten zu durchsuchen und Alle aufzuknüpfen, in deren Häusern man Stricke finden würde.

Seit zwei Stunden machte der Mönch, welcher von dem Altmarkte nach dem Palazzo Borbonico hinaufritt, alle hundert Schritte Halt, und wiederholte mitten unter dem Geschrei und den Drohungen von hundert Lazzaroni eine ähnliche Proclamation.

Salvato, welcher nicht die Tragweite kannte, welche die Rede des Capuziners haben konnte, in welchem unsere Leser ohne Zweifel bereits Fra Pacifico erkannt, welcher, indem er wieder in

den gemeinen Stadttheilen von Neapel erschien, seine alte Popularität und noch einen bedeutenden Grad neue gefunden hatte — Salvato, sagen wir, wollte weiterreiten, als er durch die Strada Giovanni a Carbonara einen Trupp jener Verworfenen kommen sah, welche einen mit Stricken gekrönten Kopf auf der Spitze eines Bajonnetes trugen.

Der, welcher den Kopf trug, war ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren und gräßlich anzuschauen, denn er war mit Blut bedeckt, weil der Kopf, den er auf der Spitze des Bajonnetes trug, frisch abgeschnitten war und das Blut auf ihn herabträufeln ließ. Zu seiner natürlichen Häßlichkeit, zu seinem Barte, der so roth war wie der des Judas, zu seinem struppigen, durch den Blutregen an seinen Schläfen festgeklebten Haar gesellte sich eine breite Schmarre, welche quer über das ganze Gesicht wegging und das linke Auge theilte.

Hinter ihm kamen andere Männer, welche abgeschnittene Beine und Arme trugen.

Diese gräßlichen Trophäen näherten sich unter dem Rufe: »Es lebe der König! Es lebe die Religion!«

Salvato erkundigte sich was diese unheimliche Prozession zu bedeuten habe, und erfuhr, daß in Folge der Proclamation Fra Pacifico's, und weil in dem Keller eines Fleisches mehrere Stricke gefunden worden, der arme Teufel unter dem Geschrei: »Das sind die Stricke, womit man uns hängen wollte!« erwürgt und in Stücke gerissen worden war. Sein in zwanzig Theile zerstückelter Körper war an die Haken seines Verkaufadens gehängt worden, während man seinen mit Stricken umflochtenen Kopf nebst seinen Armen und Beinen durch die Stadt getragen hatte.

Er hieß Cristosero. Es war derselbe, welcher Michele ein russisches Geldstück verschafft hatte.

Was seinen Mörder betraf, den Salvato, wenn auch nicht am Gesicht, doch an der Stimme wieder erkannte, so war dies derselbe Beccajo, der mit noch mit fünf Anderen, unter den Befehlen Pasquales de Simone in der Nacht vorn 22. zum 23. September Salvato überfallen und dem er durch einen Säbelhieb das Auge gespalten hatte.

Bei dieser Erklärung, welche ihm ein Bürger gab, der, weil er dieses ganze Geräusch gehört, sich auf die Schwelle seiner Thür gewagt hatte, konnte Salvato sich nicht länger halten. Er riß den Säbel aus der Scheide und stürzte sich auf diese Cannibalen.

Die erste Bewegung der Lazzaroni war, die Flucht zu ergreifen; als sie aber sahen, daß sie ihrer hundert waren, während Salvato ganz allein war, so begannen sie sich zu schämen und kehrten sich wieder drohend gegen den jungen Officier.

Drei oder vier gutgezielte Säbelhiebe beseitigten jedoch die Kecksten, und Salvato würde sich auch aus dieser schlimmen Affaire gezogen haben, wenn nicht das Geschrei der Verwundeten und besonders das Gebrüll des Beccajo den Trupp aufmerksam gemacht hätten, welcher Fra Pacifico begleitete und dabei zugleich die von diesem bezeichneten Häuser durchsuchte.

Etwa dreißig Mann sonderten sich daher von dem Haupttrupp ab, und kamen, um der Bande des Beccajo hilfreiche Hand zu leisten.

Nun sah man jenes eigenthümliche Schauspiel, wie ein einziger Mann sich gegen sechzig, glücklicherweise nur schlecht Bewaffnete vertheidigte, und mitten unter sie hineinsprengend, sich Bahn brach, als ob sein Pferd Flügel gehabt hätte. Zehnmal hätte er entfliehen können, sowohl durch die Strada de l'Orticello, als auch durch die Grotta della Marsa, oder durch den Vico de Ruffi; aber es schien, als wolle er die für ihn augenscheinlich so schlechtstehende Partie

nicht eher aufgeben, als bis er zu dem verworfenen Anführer dieser Mörderbande hindurchgedrungen wäre, und denselben gezüchtigt hätte.

Der Beccajo aber, der, weil er sich in der Mitte des Trupps befand, in seinen Bewegungen freier war, schlüpfte ihm fortwährend so zu sagen zwischen den Händen, gerade so wie der Aal zwischen denen des Fischer, hindurch.

Plötzlich erinnerte Salvato sich der Pistolen. Er nahm deshalb den Säbel in die linke Hand, zog eines der Pistolen aus der Halfter und spannte es.

Unglücklicherweise war er, um sicher zu zielen, genöthigt, sein Pferd anzuhalten. In dem Augenblick aber, wo Salvato den Zügel anzog, brach sein Pferd plötzlich unter ihm zusammen.

Ein Lazzarone hatte sich zwischen die Beine des Thieres gedrängt und ihm das Kniegelenk durchschnitten.

Der Pistolenschuß ging in die Luft.

Diesmal hatte Salvato nicht Zeit, sich aufzuraffen, oder sein zweites Pistol aus der andern Halfter zu ziehen. Zehn Lazzaroni stürzten sich auf ihn, fünfzig Messer hoben sich drohend gegen ihn.

Plötzlich aber warf sich ein Mann unter diejenigen, welche den Gestürzten erdolchen wollten, indem er rief:

»Laßt ihn leben! laßt ihn leben!«

Der Beccajo hatte, als er die Hartnäckigkeit sah, womit Salvato ihn verfolgte, diesen nämlich erkannt, und begriffen, daß er auch selbst erkannt war.

Nun aber achtete er den Muth des jungen Mannes hinreichend, um zu wissen, mit, welcher Gleichgültigkeit dieser, den Tod im Kampfe hinnehmen würde.

Dieser Tod sollte ihm daher nicht beschieden sein.

»Und warum sollen wir ihn leben lassen? antworteten zwanzig Stimmen.

»Weil es ein Franzose ist, weil es der Adjutant des Generals Championnet ist, weil es mit einem Worte derselbe ist, der mir diesen Säbelhieb versetzt hat.«

Und er zeigte die fürchterliche Schwarm welche sein Gesicht durchfurchte.

»Aber was willst Du denn mit ihm machen,« fragte man.

»Rächen will ich mich!« rief der Beccajo. »Ich will ihn zusammenhacken wie Pastetenfleisch! ich will ihn bei langsamen Feuer rösten! ich will ihn aufknüpfen.«

Während er aber alle diese Drohungen Salvato so zu sagen ins Gesicht warf, schleuderte dieser, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, mit übermenschlicher Anstrengung die fünf oder sechs Mann, welche ihn an Armen und Schultern gepackt hielten, von sich, richtete sich zu seiner ganzen Höhe auf, schwang seinen Säbel wild um den Kopf herum, und hätte mit einem Hiebe, um welchen ihn Roland beneidet haben würde, dem Beccajo den Kopf bis auf die Schultern gespalten, wenn der Bandit den Hieb nicht mit der Muskete pariert hätte, auf deren Bajonnet er den Kopf des unglücklichen Fleischers gespießt.

Wenn aber auch Salvato die Stärke Rolands besaß, so war doch sein Säbel unglücklicherweise nicht so fein gehärtet, wie Rolands Schwert, und die Klinge zersplitterte, indem sie den Musketenlauf traf, wie Glas. Da sie diesen Musketenlauf aber erst traf, nachdem sie die Hand des Beccajo getroffen, so fielen von dieser drei durchhauene Finger zur Erde.

Der Beccajo stieß ein Schmerz- und Wuthgebrüll aus.

»Zum Glück,« sagte er, ist es die linke Hand und ich habe immer noch die rechte, um Dich aufknüpfen zu können.«

Salvato ward mit den Stricken, welche man bei dem Fleischer weggenommen, gefesselt und in einen Palast getragen, in dessen Keller man soeben auch Stricke gefunden und dessen Hausgeräthschaften und Bewohner man zu den Fenstern hinauswarf.

Auf der Uhr der Vicaria schlug die vierte Stunde.

Zu derselben Stunde hielt der Geistliche Antonio Toscano das Versprechen welches er dem jungen General gegeben.

Da alle Stunden dieses in den Annalen von Neapel denkwürdigen Tages durch Beweise von Selbstverleugnung, Heldenmuth oder Grausamkeit charakterisiert wurden, so sehe mich genöthigt, Salvato, so gefährlich auch seine gegenwärtige Lage ist, zu verlassen, um zu sagen, auf welchem Punkte der Kampf stand.

Nach dem Tode des Generals Writz hatte der Vicecommandant Schipani die Leitung des Kampfes übernommen. Er war ein Mann von herkulischer Körperstärke und erprobtem Muth. Zweimal griffen die durch jenen Anprall der Gebirgsbewohner, welchem nichts zu widerstehen vermag, über die Brücke zurückgedrängten Sanfedisten Mann gegen Mann an. Hier sah man den Riesen Schipani, nachdem er eine Muskete von der Erde aufgerafft, dieselbe handhaben wie eine Keule und auf jeden Schlag einen Gegner niederschmettern.

In diesem Augenblick sah man jenen beinahe blinden Greis, welcher eine Muskete verlangt hatte, indem er zugleich versprochen, sich dem Feinde so dicht zu nähern, daß er sehr unglücklich sein wüßte, wenn er ihn nicht sähe — in diesem Augenblick, sagen wir, sah man Ludovici Strich seine beiden Neffen mehr schleppend, als von ihnen geführt, bis an den Rand des Sebeto heranrücken wo sie ihn verließen.

Hier war er von den Sanfedisten nicht mehr als ungefähr zwanzig Schritte entfernt. Eine halbe Stunde lang sah man ihn seine Muskete mit der Ruhe und Kaltblütigkeit eines alten Soldaten oder vielmehr mit der stoischen Verzweiflung eines Bürgers laden, der die Freiheit seines Landes nicht überleben will. Endlich fiel er und sein Körper verlor sich unter den vielen Leichen, welche sich am Rande des Flusses aufthürmten, oder ward vielmehr vergessen.

Der Cardinal sah ein, daß man den Uebergang über die Brücke nicht erzwingen würde, so lange das doppelte Feuer von dem Fort Vigliana und von Caracciolo's Flottille seine Leute in der Flanke nahm.

Vor allen Dingen mußte er sich des Fortes bemächtigen. War einmal dieses genommen, so konnte er mit den Kanonen desselben die Flottille vernichten.

Wir haben bereits gesagt, daß das Fort von hundertundfünfzig oder zweihundert Calabresen unter dem Commando des Geistlichen Antonio Toscano stand.

Der Cardinal stellte Alles, was er an Calabresen hatte, unter die Befehle des Oberst Rapini, der selbst Calabrese war, und befahl ihm, das Fort zu nehmen, möchte es kosten was es wolle.

Er wählte Calabresen, um Calabresen zu bekämpfen, denn er wußte, daß zwischen Landsleuten der Kampf ein tödtlicher sein würde. Die brudermörderischen Kämpfe sind die furchtbarsten und hartnäckigsten.

In den Zweikämpfen zwischen Fremdlingen bleiben zuweilen beide Gegner am Leben, keiner aber hat Eteokles und Polynices überlebt.

Als die Calabresen die über dem Thor flatternde dreifarbige Fahne sahen und die darauf

stehenden Worte: »Rache! Sieg oder Tod!« lasen, stürzten sie sich trunken von Wuth mit Bellen und Sturmleitern in den Händen auf das kleine Fort.

Einigen gelang es das Thor durch Beilhiebe zu durchlöchern, andere drangen bis an den Fuß der Mauern, wo sie ihre Leitern anzustemmen versuchten; es war aber als ob das Fort Vigliana Jeden, der es anrührte, zum Tode träfe.

Dreimal kehrten die Angreifer zum Angriff zurück und dreimal wurden sie zurückgeschlagen, während sie die Zugänge des Fortes mit Leichen bedeckten.

Der durch zwei Kugeln verwundete Oberst Rapini, entsendete einen Boten, und ließ um Verstärkung bitten.

Der Cardinal schickte ihm hundert Mann Russen und zwei Batterien.

Die Batterien wurden aufgefplant, und nach Verlauf von zwei Stunden bot die Mauer eine practicable Bresche.

Nun schickte man einen Parlamentär an den Commandanten des Fortes und bot ihm freien Abzug.

»Lies, was über dem Thore des Fortes geschrieben steht,« antwortete der alte Priester; »Rache, Sieg oder Tod!« Wenn wir nicht siegen können, so werden wir sterben und uns rächen.«

Auf diese Antwort hin eilten die Russen und Calabresen zum Sturme.

Die Laune des Kaisers, des halb wahnsinnigen Paul des Ersten, schickte an den Gestaden der Newa, der Wolga und des Don gebotene Menschen hierher, um für Fürsten, die sie nicht einmal dem Namen nach kannten, am Strande des mittelländischen Meeres zu sterben.

Zweimal wurden sie zurückgeschlagen und bedeckten mit ihren Leichen den Weg, welcher zur Bresche führte.

Zum dritten Mal kehrten sie zum Angriff zurück, die Calabresen voran. So wie diese ihre Musketen nach und nach abschossen, warfen sie dieselben weg und stürzten dann mit dem Messer in der Hand in das Innere des Fortes. Die Russen folgten ihnen und stachen mit dem Bajonnete Alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellte.

Es war ein stummer tödtlicher Kampf, ein Kampf Mann gegen Mann, in welchem sich der Tod unter so engen Umarmungen Bahn brach, daß man sie für brüderliche hätte halten können. Sobald die Bresche aber einmal offen war, wuchs die Zahl der Angreifer fortwährend, während die Belagerten einer nach dem andern fielen, ohne ersetzt zu werden.

Von zweihundert waren jetzt kaum noch sechzig übrig und diese von mehr als vierhundert Feinden umringt. Sie fürchteten nicht den Tod, nur starben sie verzweiflungsvoll, daß sie sterben mußten, ohne sich gerächt zu haben.

Mit einem Male richtete der mit Wunden bedeckte alte Priester sich mitten unter ihnen empor und rief mit einer Stimme, welche von Allen gehört ward: »Seid Ihr noch entschlossen?«

»Ja! ja! Ja!« antworteten alle Stimmen.

Sofort eilte Antonio Toscano in den unterirdischen Raum hinab, in welchem sich das Pulver befand, hielt eine Pistole, welche er sich für den äußersten Fall aufgesperrt, über eine Tonne und gab Feuer.

Sieger und Besiegte, Belagerer und Belagerte — Alles ward mit furchtbarem Krache in die Lüfte emporgeschleudert. Neapel erzitterte wie bei einem Erdbeben, die Luft ward durch eine Staubwolke verfinstert, und als ob am Fuße des Vesuvs sich ein Krater geöffnet hätte, fielen in weitem Umkreise Steine, Balken und zerrissene Gliedmaßen herab.

Alles, was sich in dem Fort befand, ward vernichtet. Ein einziger Mann, welcher nicht wenig erstaunte, sich noch lebend und unverwundet zu sehen, fiel durch die Luft geschleudert in das Meer, schwamm nach der Stadt zu und erreichte das Castello Nuovo, wo er den Tod seiner Cameraden und das Opfer des Priesters erzählte.

Dieser letzte der calabresischen Spartaner hieß Fabiani.

Die Nachricht von diesem Ereigniß verbreitete sich binnen einigen Augenblicken durch alle Straßen von Neapel rund erweckte allgemeine Begeisterung.

Was den Cardinal betraf, so sah er sofort, welchen Nutzen er von diesem Ereigniß ziehen konnte.

Da das Feuer des Fortes Vigliana nun erloschen war, so hielt ihn nichts mehr ab, sich dem Meere zu nähern, und er konnte nun seinerseits mit seinen Geschützen von schwerem Caliber das kleine Geschwader Caracciolos zerschmettern.

Die Rassen hatten Sechzehnpfünder. Sie errichteten eine Batterie mitten unter den Trümmern des Fortes, welche ihnen zugleich Deckung gewährten, und begannen gegen fünf Uhr Abends das Feuer auf die Flottille.

Caracciolo mußte vor den russischen Kugeln, von welchen eine einzige hinreichte, um eine, ja zuweilen zwei seiner Schaluppen in den Grund zu bohren, das Weite suchen.

Nun konnte der Cardinal seine Leute auf dem seit der Einnahme des Fortes Vigliana vertheidigungslos gewordenen Strande vorrücken lassen und die beiden Schlachtfelder des Tages blieben den Sanfedisten, welche auf den Ruinen des Fortes campirten und ihre Vorposten bis über die Magdalenenbrücke hinausshoben.

Bassetti vertheidigte, wie wir gesagt haben, Capodichino und hatte bis jetzt offen für die Republik zu kämpfen geschienen, die er später verrieth.

Plötzlich hörte er hinter sich den Ruf: »Es lebe die Religion! Es lebe der König!« von Fra Pacifico und den sanfedistischen Lazzaroni ausgestoßen, welche den Umstand benutzend, daß die Straßen von Neapel ohne Vertheidiger geblieben waren, sich derselben bemächtigt hatten.

Gleichzeitig erhielt er Nachricht von der Verwundung und dem Tode des Generals Writz. Er scheute sich nun in einer vorgeschobenen Position zu bleiben, wo ihm der Rückzug abgeschnitten werden konnte. Deshalb ließ er das Bajonnet fällen und öffnete sich durch die mit Lazzaroni angefüllten Straßen einen Durchgang bis zu dem Castello Nuovo.

Manthonnet hatte mit sieben- oder achthundert Mann auf den Höhen von Capodimonte vergebens einen Angriff erwartet. Als er aber das Fort Vigliana in die Luft fliegen gesehen, als er Caracciolos Flottille genöthigt gesehen, sich zu entfernen, als er den Tod des Generals Writz und Bassetti's Rückzug erfahren, zog er sich selbst über den Ramero auf San Elmo zurück, wo aber der Oberst Mejean sich weigerte, ihn aufzunehmen.

Demzufolge warf er sich mit seinen Patrioten in das am Fuße von San Elmo gelegene Kloster San Martino, welches, wenn auch weniger durch die Kunst, doch in Folge seiner Lage ebenfalls eine feste Position gewährte.

Von hier aus sah er die Straßen von Neapel den Lazzaroni preisgegeben, während die Patrioten sich auf der Magdalenenbrücke und am ganzen Strande von dem Hafen von Pigliana an bis Portici schlugen.

Erbittert durch das angeblich von den Patrioten gegen sie geschmiedete Complot, in Folge dessen sie alle erwürgt worden wären, wenn nicht der heilige Antonius, ein weit besserer Hüter

ihres Lebens als der heilige Januarius, in eigener Person dem Cardinal das Complot enthielt hätte, überließen die durch Fra Pacifico angestachelten Lazzaroni sich Grausamkeiten, die alle bis jetzt begangenen übertrafen.

Während des Weges, welchen Salvato zurückzulegen hatte, um von der Stelle, wo man ihn festgenommen, bis zu der zu gelangen, wo er den Tod, den der Beccajo ihm versprochen, erwarten sollte, konnte er einige der Grausamkeiten sehen, welchen die Lazzaroni sich überließen.

Ein an den Schweif eines Pferdes angebundener Patriot ward von dem wüthenden Thiere auf dem Steinpflaster hingeschleift, auf demselben eine breite Blutspur und an den Ecken der Gassen abgerissene Theile eines Cadavers zurücklassend, bei welchem die Marter den Tod überdauerte.

Ein anderer Patriot, dem man die Augen ausgestochen, Nase und Ohren abgeschnitten, taumelte über den Weg. Er war splitternackt und mehrere unter Schmä- und Hohnreden ihm folgende Männer zwangen ihn zum Weitergehen, indem sie ihn mit Säbeln und Bajonetten in den Rücken stachen.

Ein anderer, dem man die Füße abgesägt, ward durch Peitschenhiebe gezwungen, auf den Stümpfen seiner Beine zu laufen wie auf Stelzen, und jedes Mal, wenn er fiel, durch Peitschenhiebe genöthigt, sich wieder aufzuraffen und diesen furchtbaren Lauf weiter fortzusetzen.

An dem Thore endlich war ein Scheiterhaufen errichtet, auf welchem man Frauen und Kinder verbrannte, die man lebend oder sterbend darauf warf und deren halbgebratene Körpertheile die Cannibalen einander aus den Händen rissen, um sie zu verzehren.

Dieser Scheiterhaufen war von einem Theile der Möbel errichtet, die man aus dem Palast zu den Fenstern hinausgeworfen. Da die Straße bald damit gefüllt war, so hatte man das Erdgeschoß weniger geplündert als die anderen Räumlichkeiten und in dem Speisesaal befanden sich noch etwa zwanzig Stühle und eine Wanduhr, welche mit der Gefühllosigkeit aller Maschinen fortfuhr die Stunde zu bezeichnen. Salvato warf mechanisch einen Blick auf diese Wanduhr. Sie zeigte ein Viertel auf fünf.

Die Männer, die ihn trugen, legten ihn auf den Tisch. Fest entschlossen, kein Wort mit seinen Henkern zu wechseln, theils weil er sie verachtete, theils weil er überzeugt war, daß dieses Wort vergeblich sein würde, legte er sich auf die Seite wie ein Schlafender.

Seine im Martern erfahrenen Feinde berathschlagten nun, welchen Tod er sterben solle.

Bei langsamen Feuer geröstet lebendig geschunden, in Stücken gehackt zu werden — alles dies konnte Salvato ertragen, ohne eine Klage laut werden zu lassen, ohne einen Schrei auszustoßen.

Es war dies ein Mord und in den Augen dieser Menschen entehrte der Mord nicht, demüthigte nicht und erniedrigte nicht den, welcher das Opfer desselben war.

Der Beccajo wollte etwas Anderes. Uebrigens erklärte er, daß, da er durch Salvato entstellt und verstümmelt worden, dieser ihm gehöre. Er sei sein Eigenthum, seine Beute und er hätte daher das Recht, ihn so sterben zu lassen, wie *er* wollte.

Nun aber wollte er, daß Salvato gehenkt stürbe.

Das Hängen ist ein lächerlicher Tod, wo kein Blut vergessen wird. Das Blut adelt den Tod, beim Henken aber treten die Augen aus ihren Höhlen, die Zunge schwillt auf und tritt zum Munde heraus, während der Gehängte mit grotesken Geberden hin- und herbaumelt. Auf diese

Weise sollte Salvato sterben, damit er zehnmal stürbe.

Salvato hörte diese ganze Discussion und er mußte sich sagen, daß der Beccajo, wenn er der leibhafte Satan gewesen wäre und in seiner Seele zu lesen verstanden hätte, nicht besser hätte errathen können, was darin vorging.

Man kam demgemäß überein, daß Salvato gehenkt sterben sollte.

Über dem Tische, auf welchem Salvato lag, befand sich an der Zimmerdecke ein Ring, an welchem ein Kronleuchter gehangen hatte.

Dieser Kronleuchter war aber zerschlagen worden. Indessen zu dem was der Beccajo machen wollte, bedurfte es des Kronleuchters nicht, sondern nur des Ringes.

Der Beccajo nahm in die rechte Hand einen Strick, und so verstümmelt die linke auch war, gelang es ihm doch eine Schlinge zu machen.

Dann stieg er auf den Tisch und von dem Tisch wieder auf einen Schemel, auf Salvatos Leib, der bei dem Druck des unsaubern Fußes so unempfindlich blieb, als ob er schon in eine Leiche verwandelt worden wäre.

Der Beccajo steckte den Strick durch den Ring.

Plötzlich hielt er inne. Es war augenscheinlich, daß ihm etwas Neues eingefallen war.

Er ließ die Schlinge am Ringe hängen und warf das andere Ende des Strickes auf den Fußboden.

»Kameraden,« sagte er dann, »ich bitte Euch um eine Viertelstunde, blos um eine Viertelstunde; versprecht mir diesen Jakobiner eine Viertelstunde zu bewachen und am Leben zu lassen und ich verspreche Euch, daß er einen Tod sterben soll, mit welchem Ihr Alle zufrieden sein werdet.«

Jeder fragte den Beccajo, was er sagen wolle und von welchem Tod er spräche.

Der Beccajo weigerte sich jedoch hartnäckig, die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten, eilte aus dem Palast hinaus und lenkte seine Schritte nach der Via dei Sospiri dell' Abisso.

Viertes Capitel.

Was der Beccajo in der Via dei Sospiri dell' Abisso machte.

Die Via dei Sospiri dell' Abisso, das heißt die Straße der Seufzer des Abgrundes, mündete aus der einen Seite aus den Quai della Strada Nuova, auf der andern auf den Altmarkt, wo gewöhnlich die Hinrichtungen stattfanden.

Man nannte jene Straße so, weil beim Eintritt in dieselbe die Verurtheilten zum ersten Mal das Schaffot erblickten« und weil es nur selten vorkam, daß dieser Anblick ihnen nicht einen bitteren Seufzer auspreßte.

In einem Hause mit so niedriger Thür, daß es schien, als könne kein menschliches Wesen mit aufgerichtetem Haupte dieselbe passieren, und in welches man in der That auch nur gelangte, indem man zwei Stufen hinabstieg und sich bückte, um wie in eine Höhle hineinzugehen, saßen zwei Männer plaudernd an einem Tisch, auf welchem eine Flasche Wein vom Vesuv und zwei Gläser standen.

Einer dieser beiden Männer ist uns völlig fremd; der andere dagegen ist unser alter Bekannter Basso Tomeo, der Fischer von Mergellina, der Vater Assunta's und der drei jungen Burschen, welche wir am Tage des wunderbaren Fischfangs, welcher der letzte Tag der beiden Brüder della Torre war, das Netz ziehen gesehen haben.

Man erinnert sich, in Folge welcher Befürchtungen, die ihn in Mergellina belästigten, er seinen Wohnsitz in der Marinella, das heißt am andern Ende der Stadt, genommen hatte.

Als Giovanni, sein jüngster Sohn, seine Netze oder vielmehr die Netze seines Vaters zog, hatte er an dem Fenster des Eckhauses der Strada Nuova und der Via dei Sospiri dell' Abisso, einem Fenster, welches sich in gleicher Ebene mit dem Erdboden befand, und durch welches man mit Hilfe zweier Stufen in das Zimmer hinabstieg, welches man in dem Kauderwälsch unserer modernen Architekten ein Souterrain nennen würde — Giovanni hatte, sagen wir, an diesem Fenster ein schönes junges Mädchen bemerkt und sich in dasselbe verliebt.

Allerdings schien sie schon durch ihren Namen bestimmt zu sein, einen Fischer zu heiraten, denn sie hieß Marina Giovanni, welcher von der andern Seite der Stadt hergezogen war, wußte nicht, was von der Magdalenenbrücke an bis zur Strada del Piliere allen Leuten bekannt war — nämlich wem dieses Haus mit niedriger Thier gehörte und wessen Tochter diese schöne am Gestade des Meeres sich entfaltende Strandblume war.

Er erkundigte sich und erfuhr, daß das Haus und das Mädchen Meister Donato, dem Henker von Neapel, gehörten.

Obschon die südlichen Völker und besonders das neapolitanische Volk gegen den Vollstrecker der Todesurtheile nicht jene Scheu empfinden, welche er in der Regel den Bewohnern des Nordens einflößt, so dürfen wir doch unseren Lesern nicht verhehlen, daß diese Nachricht Giovanni durchaus nicht angenehm war.

Sein erster Gedanke war, der schönen Marina zu entsagen. Da die beiden jungen Leute bis jetzt erst Blicke und lächelnde Mienen gewechselt hatten, so machte der Bruch keine großen Formalitäten nothwendig. Giovanni brauchte blos an dem Hause nicht mehr vorbeizugehen, oder

wenn er ja vorbeiging, die Augen nach der andern Seite zu wenden.

Acht Tage lang ging er wirklich nicht mehr vorbei, am neunten aber konnte er es nicht mehr aushalten; nur wendete er im Vorübergehen das Gesicht nach dem Meere.

Unglücklicherweise machte er jedoch diese Bewegung zu spät, und als er den Kopf abwendete, befand sich das Fenster, an welchem die schöne Marina gewöhnlich stand, bereits innerhalb des Sehkreises, den sein Auge in diesem Moment umfaßte.

Er sah das junge Mädchen und es schien ihm sogar, als ob eine Wolke von Traurigkeit ihr Gesicht verschleierte.

Die Traurigkeit, welche häßliche Gesichter noch häßlicher macht, äußert auf die schönen eine geradezu entgegengesetzte Wirkung.

Dies war folglich auch bei Marina der Fall.

Giovanni blieb stehen. Es war ihm, als hätte er etwas zu Hause vergessen. Es würde ihm schwer geworden sein, zu sagen was; aber dieses Etwas, mochte es nun sein, was es wollte, schien ihm so nothwendig zu sein, daß er sich, von einer höheren Kraft bewegt, herumdrehte. Dabei aber benahm er sich abermals ungeschickt, oder vielmehr noch ungeschickter, denn er drehte sich so daß er der Person, die er sich vorgenommen nicht mehr anzusehen, gerade gegenüber stand.

Diesmal kreuzten sich die Blicke der beiden jungen Leute und sie sagten sich in jener so raschen und ausdrucksvollen Sprache der Augen Alles, was sie einander mit Worten hätten sagen können.

Unsere Absicht ist nicht, diese Liebschaft, wie interessant es auch vielleicht wäre, in allen ihren Entwicklungen zu verfolgen. Es wird unseren Lesern genügen, zu wissen, daß, da Marina eben so klug als schön war und da die Liebe Giovanni's immer höher stieg, er sich eines schönen Morgens veranlaßt sah, sich seinem Vater zu entdecken, ihm seine Liebe zu gestehen und ihm auf so sentimentale Weise als möglich zu sagen, daß es für ihn in dieser Welt kein Glück mehr gebe, wenn er nicht die Hand der schönen Marina sein nennen dürfe.

Zu Giovanni's großem Erstaunen sah der alte Basso Tomeo kein unübersteigliches Hinderniß, welches sich dieser Heirat entgegengestellt hatte. Er war ein großer Philosoph dieser Fischer von Mergellina, und derselbe Grund, welcher ihn bewogen, Michele seine Tochter zu verweigern, trieb ihn, Marina seinen Sohn anzubieten. Michele hatte, wie allgemein bekannt war, keinen Heller im Vermögen, während Meister Donato, der ein allerdings etwas exceptionelles, aber eben deswegen sehr einträgliches Handwerk ausübte, einen gutgefüllten Säckel haben mußte.

Der alte Fischer erklärte sich deshalb bereit, sich mit Meister Donato zu besprechen.

Er suchte ihn auf und setzte ihm den Beweggrund seines Kommens auseinander.

Obschon Marina, wie wir gesagt, reizend war, und das sociale Vorurtheil bei den Südländern weniger groß ist als bei den Bewohnern des Nordens, so ist, doch in Neapel wie in Paris eine Scharfrichterstochter keine leicht anzubringende Waare, und Meister Donato lieb daher den Anträgen des alten Basso Tomeo bereitwilligst Gehör.

Dabei gestand der alte Basso Tomeo mit einer Offenheit, die ihm Ehre machte, daß das Fischerhandwerk, welches eben nur hinreichte, seinen Mann zu ernähren, nicht wohl eine Familie ernähre und daß er deshalb seinem Sohn auch nicht einen Ducato Aussteuer mitgeben könne.

Die Brautleute mußten daher von Meister Donato ausgestattet werden, was diesem um so

leichter fallen würde, als man im Begriff stände, in eine neue Phase der Revolution einzutreten, und da es bekanntlich keine Revolution ohne Hinrichtungen gebe, so mußte Meister Donato, der außer sechshundert Ducati, das heißt zweitausend vierhundert Franks, festen Gehalt jährlich von jeder Hinrichtung zehn Ducati Prämie, das heißt vierzig Francs, bezog, binnen wenigen Monaten ein nicht bloß rasches, sondern auch kolossales Vermögen erworben.

In der Erwartung dieser einträglichen Arbeit versprach Meister Donato auch Marina eine Aussteuer von dreihundert Ducati zu geben.

Da er jedoch diese Summe nicht von seinen schon gemachten Ersparnissen, sondern von dem erst noch zu machenden Gewinn nehmen wollte, so bestimmte er, daß die Hochzeit erst in vier Monaten stattfinden sollte. Der Teufel hätte darin sitzen müssen, wenn die Revolution ihm in vier Monaten nicht wenigstens acht Hinrichtungen, das heißt alle vierzehn Tage eine, zu vollziehen gegeben hätte.

Diese niedrig gegriffene Zahl repräsentierte dreihundertundzwanzig Ducati, so daß ihm dann noch zwanzig Ducati übrigblieben.

Zum Unglücke für Donato hat man gesehen, auf welche philanthropische Weise die Revolution in Neapel durchgeführt ward, so daß Meister Donato, in seiner Berechnung getäuscht und da es auch nicht das Mindeste zu hängen gab, sich sträubte, in die Vermählung Marina's mit Giovanni zu willigen, oder vielmehr die Aussteuer zu zahlen, welche die Existenz der beiden jungen Leute sichern sollte.

Deshalb saß er jetzt mit Basso Tomeo an einem und demselben Tische, denn wir wollen es unseren Lesern nicht länger verschweigen — dieser Mann, der ihnen unbekannt ist, welcher dem alten Fischer gegenüber sitzt, welcher die Flasche bei ihrem dünnen, biegsamen Halse faßt und das Glas des Andern füllt, ist Meister Donato, der Scharfrichter oder Henker von Neapel.

»Als ob das nichts für mich wäre!« rief er jetzt. »Versteht Ihr mich noch nicht, Gevatter Tomeo! Als ich die Republik errichten sah, fragte ich unterrichtete Leute, was die Republik sei, und als diese mir erklärt hatten, es sei dies eine politische Situation, in welcher die eine Hälfte der Bürger der andern die Kehle abschnitte, sagte ich bei mir selbst: »Nicht dreihundert Ducati werde ich verdienen, sondern tausend, fünftausend, zehntausend Ducati, mit einem Worte, ein ganzes Vermögen.«

»Das hätte man in der That auch meinen sollen,« bemerkte Basso Tomeo. »Man hat mir versichert, daß es in Frankreich einen Bürger Namens Marat gab, welcher in jeder Nummer seines Journals dreihunderttausend Köpfe verlangte. Allerdings gab man ihm sie nicht alle, aber man gab ihm doch einige.«

»Nun seht, während der fünf Monate, die nun unsere Revolution gedauert, haben wir dagegen nicht einen einzigen Marat gesehen — Cirillos, Paganos, Charles Lamberts, Manthonnets, so viel man gewollt hat, das heißt Philanthropen, die von den Dächern herabschrien: »Keine Verletzung der Person! Heilig sei das Eigenthum.«

»Sprecht wir nicht davon, Gevatter,« sagte Basso Tomeo, die Achseln zuckend. »Noch nie hat man so etwas gesehen. Man sieht aber auch, wie es jetzt mit ihnen steht, den Herren Patrioten. Ihre Milde hat ihnen kein Glück gebracht.«

»Als ich sah, daß in Procida und Ischia mehrere Personen gehängt wurden, reclamirte ich dagegen. Es ist mir, als müßte ich überall, wo man hängt, mit dabei sein. Wißt Ihr aber, was man mir antwortete?«

»Nein.«

»Man antwortete mir, auf den Inseln werde nicht für Rechnung der Republik, sondern für Rechnung des Königs gehängt. Der König habe von Palermo einen Richter geschickt und die Engländer hätten einen Henker geliefert. Ein englischer Henker! Ich möchte wohl sehen, wie der sich anschickt.«

»Es ist das ein offenbarer Eingriff in eure Rechte, Gevatter Donato.«

»Es blieb mir noch eine letzte Hoffnung. In den Gefängnissen des Castello Nuovo saßen zwei Verschwörer. Diese konnten mir nicht entgehen. Sie hatten ihr Verbrechen offen eingestanden, sie rühmten sich desselben sogar.«

»Ihr meint wohl die Backer?«

»Sehr richtig. Vorgestern verurtheilt man sie zum Tode. Ich sage: gut, das sind doch wenigstens zwanzig Ducati und die Kleider der Delinquenten. Da dieselben reich waren, so mußten ihre Kleider einen gewissen Werth haben. Es war aber wieder nichts. Wißt Ihr, was man mit ihnen macht?«

»Man erschießt sie; ich habe sie bereits erschießen sehen.«

»Erschießen! hat man jemals in Neapel eine Erschießung gesehen? So weicht man von dem Gesetze ab, blos um an einem armen Teufel zwanzig Ducati zu ersparen. Ich sage Euch, Gevatter, eine Regierung, welche nicht hängen, sondern erschießen läßt, kann sich nicht halten. Auch seht Ihr schon in diesem Augenblicke, Gevatter, wie unsere Lazzaroni mit euren Patrioten umspringen.«

»Mit *meinen* Patrioten, Gevatter? Mein sind sie niemals gewesen, ich wußte nicht einmal, was ein Patriot ist. Ich fragte Fra Pacifico und er antwortete mir, es sei ein Jakobiner. Hieraus fragte ich, was ein Jakobiner sei, und er antwortete mir, ein Jakobiner sei ein Patriot, das heißt ein Mensch, der alle möglichen Verbrechen begangen habe und der Hölle verfallen sei.«

»Was wird aber mittlerweile aus unseren armen Kindern?«

»Was wollt Ihr, Vater Tomeo? Ich kann mir doch nicht für sie das Blut aus den Adern zapfen. Sie mögen warten. Ich warte ja auch. Vielleicht ändert sich, wenn der König wiederkommt, die ganze Sache mit einem Male und ich bekomme wieder zu hängen — vielleicht,« setzte Meister Donato mit einer lächelnden Grimasse hinzu, »vielleicht selbst euren Schwiegersohn Michele.«

»Michele ist, Gott sei Dank, nicht mein Schwiegersohn, er wollte es werden, ich wies ihn aber ab.«

»Ja, als er arm war, seitdem er aber reich ist, hat er selbst nicht wieder vom Heiraten gesprochen.«

»Das ist wahr. Der Bandit! Wenn Ihr ihn hängen so werde ich selbst den Strick ziehen, und wenn wir die Unterstützung unserer drei Söhne brauchen, so werden diese mit mir ziehen.«

In diesem Augenblick, und eben als Basso Tomeo dem Meister Donato auf so zuvorkommende Weise seine Hilfe und die seiner drei Söhne anbot, öffnete sich die Thür der Art Keller, welcher Meister Donato zur Wohnung diente, und der Beccajo erschien, seine blutige Hand schüttelnd, vor den beiden Freunden.

Der Beccajo war Meister Donato bekannt, denn er war sein Nachbar.

Beim Anblick des Beccajo rief der Henker daher auch sofort seiner Tochter Marina, um von ihr noch ein Glas bringen zu lassen.

Marina erschien schön und anmuthig wie ein Traumbild. Man fragte sich, wie in einem

solchen Beinhaus eine so schöne Blume habe wachsen können.

»Ich danke, ich danke,« sagte der Beccajo. »Es handelt sich hier nicht ums Trinken, nicht einmal auf die Gesundheit des Königs. Es handelt sich vielmehr, Meister Donato, für Euch darum mitzukommen und einen Rebellen zu hängen.«

»Einem Rebellen zu hängen?« fragte Meister Donato. »Das paßt mir.«

»Und zwar einen echten Rebellen, Meister Donato, dessen könnt Ihr Euch rühmen und Euch, wenn Ihr zweifelt, bei Pasquale de Simone erkundigten. Wir waren zusammen mit seiner Hinrichtung beauftragt, haben ihn aber dummer Weise verfehlt.«

»Aha!« rief Meister Donato; »aber er hat Dich nicht verfehlt, denn wahrscheinlich ist er es gewesen, der Dir diesen famosen Hieb versetzt und das Gesicht zerfetzt hat.«

»Ja und er ist es auch gewesen, der mir die halbe Hand abgehauen hat,« entgegnete der Beccajo, indem er seine verstümmelte, blutende Hand zeigte.

»O Nachbar,« sagte Meister Donato, »laßt mich Euch ein wenig verbinden. Ihr wißt, daß wir auch eine Art Chirurgen sind.«

»Nein, so wahr ich lebe, nein!« sagte der Beccajo. »Wenn er todt sein wird, dann mag es geschehen; so lange er aber lebt, soll meine Hand bluten. Also kommt, Meister; man erwartet Euch.«

»Man erwartet mich? das ist bald gesagt; aber wer wird mich bezahlen?«

»Ich.«

»Das sagt Ihr, weil er noch lebt, wenn er aber gehängt sein wird —«

»Wir sind hier nur wenige Schritte von meinem Kaufladen entfernt. Wir werden, wenn wir vorbeikommen, hineingehen und ich werde Dir zehn Ducati aufzählen.«

»Hm!« sagte Meister Donato, »zehn Ducati bekomme ich für eine gesetzliche Hinrichtung. Eine ungesetzliche dagegen kostet zwanzig und dabei weiß ich immer noch nicht, ob es von mir klug gethan ist.«

»Komm nur und ich gebe Dir zwanzig. Nur entscheide Dich, denn wenn Du ihn nicht hängen willst, so hänge ich ihn selbst und habe dann die zwanzig Ducati selbst verdient.«

Meister Donato überlegte, daß es in der That nicht schwierig sei, einen Menschen zu hängen, da ja so viele Leute sich ganz allein hängen, und aus Furcht, daß dieser gute Gewinn ihm entgehen könne, sagte er:

»Es ist gut. Ich will gegen einen Nachbar nicht ungefällig sein.«

Und er erhob sich, um ein an einem Nagel an der Wand hängendes Bündel Stricke herunterzunehmen.

»Was wollt Ihr denn?« fragte der Beccajo.

»Nun, Ihr seht es ja. Ich will meine Instrumente mitnehmen.«

»Stricke? Deren haben wir dort mehr als genug.«

»Aber keine zugerichteten. Je länger ein Strick gedient hat, um so besser rutscht er und desto weniger macht er folglich dem Delinquenten Schmerzen.«

»Du scherzest wohl!« rief der Beccajo. »Will ich vielleicht, daß der Tod dieses Menschen ein schmerzloser und sanfter sei? Einen neuen Strick, zum Donnerwetter! Einen neuen Strick!«

»Na,« sagte Meister Donato mit seinem unheimlichen Lächeln, »Ihr seid es, der den Tanz bezahlt und folglich könnt Ihr auch die Melodie bestellen. Auf Wiedersehen, Vater Tomeo.«

»Auf Wiedersehen,« antwortete der alte Fischer. »Nur gutes Muthes, Gevatter. Ich glaube, nun ist Euch die schlimme Ader geschlagen.«

Dann setzte er bei sich selbst hinzu: »Gesetzlich oder ungesetzlich — was kommt weiter darauf an? Es sind doch immer zwanzig Ducati abschläglic auf die Aussteuer.«

Man schritt auf der Via dei Sospiri dell' Abisso hinaus und begab sich in das Haus des Beccajo.

Dieser ging gerade auf den Schubkasten seines Ladentisches zu und nahm zwanzig Ducati aus demselben, welche er Meister Donato geben wollte, als er sich plötzlich anders besinnend, sagte:

»Hier sind zehn Ducati, Meister, die anderen zehn nach der Hinrichtung.«

»Wer soll denn hingerichtet werden?« frug die Frau des Beccajo, indem sie aus der Hinterstube heraustrat.

»Wenn man Dich danach fragte, so sage nur, Du wüßtest es nicht, oder Du hättest es vergessen.«

Erst jetzt bemerkte die Frau den Zustand, in welchem sich die Hand ihres Mannes befand, und rief:

»Jesus Maria, was ist das?«

»Nichts«

»Wie, nichts? Man hat Dir drei Finger abgehauen, und Du nennst das nichts?«

»O,« sagte der Beccajo, »wenn der Wind ginge, so wäre die Wunde schon trocken. Kommt, Meister.«

Und er verließ seinen Kaufladen, während der Henker ihm folgte.

Die beiden Männer erreichten die Strada di Lavinago.

Der Beccajo schritt vor Meister Donato her, und zwar so schnell, daß Letzterer ihm kaum folgen konnte.

Als der Beccajo wieder in den Palast eintrat, war Alles noch in demselben Zustande, wie da er fortgegangen. Der immer noch auf dem Tisch liegende, von den Lazzaroni beschimpfte und geschlagene Gefangene hatte keine einzige Bewegung gemacht und schien in vollständiger Unempfindlichkeit befangen zu sein.

Und dennoch hatte er beinahe eben so viel moralischen Muth zum Ertragen der Beleidigungen als physischen zum Erdulden der Schläge und sogar Wunden bedurft, mit deren Hilfe man wohl zwanzigmal hinter einander diesen hartnäckigen Schläfer aufzuwecken versucht hatte. Beschimpfungen und Schläge waren aber Eines so vergeblich gewesen wie das Andere.

Mit Freudengeschrei und Triumphgeheul ward das Wiedererscheinen des Bock- und Menschenschlächters begrüßt und der Ruf: »Il boja! il boja!« erscholl aus Aller Munde.

So fest Salvato auch war, so erbebte er doch bei diesem Ruf, denn er begann nun die Wahrheit zu durchschauen. Der Beccajo wollte in seiner Rachelust nicht blos seinen Tod, sondern er wollte auch, daß er von entehrender Hand stürbe.

Zugleich aber bedachte er dabei auch, daß sein Tod, wenn er von einer erfahrenen Hand vollstreckt würde, rascher erfolgen und weniger schmerzhaft sein würde.

Sein halb geöffnetes Auge schloß sich wieder und er versank in die Unempfindlichkeit zurück, ohne daß sein vorübergehendes Erwachen aus derselben von Jemanden bemerkt worden wäre.

Der Beccajo näherte sich ihm, zeigte ihn Meister Donato und sagte:

»Seht, hier ist er.«

Meister Donato ließ die Blicke um sich herschweifen, um einen zur Errichtung eines provisorischen Galgen passenden Ort zu suchen, der Beccajo aber zeigte ihm den Ring und den Strick.

»Man hat Dir die Arbeit bereits leicht gemacht,« sagte er zu ihm.

»Indessen, beeile Dich nicht, Du hast Zeit.«

Meister Donato stieg auf den Tisch, ehrerbietiger aber als der Beccajo gegen den armen Zweifüßler, welcher sich einbildet, nach dem Ebenbild Gottes geschaffen zu sein und den man den Menschen nennt, wagte er nicht auf den Körper des Gefangenen zu treten, wie der Beccajo gethan.

Er stieg vielmehr auf einen Stuhl, um sich zu überzeugen, daß der Ring fest und die Schlinge gut gemacht sei.

Der Ring war fest, die Schlinge aber war nicht gut gemacht.

Meister Donato zuckte die Achseln, murmelte einige spöttische Worte in Bezug auf Diejenigen, welche sich in Dinge mischten, die sie nicht verstünden, und machte die Schlinge anders.

Mittlerweile insultirte der Beccajo so gut er konnte den Gefangenen der immer noch stumm und unbeweglich dalag, als ob er todt gewesen wäre.

Die Wanduhr schlug die siebente Stunde.

»Jetzt zähle die Minuten,« sagte der Bockschlächter zu Salvato, »denn die Stunden wirst Du nicht mehr zählen.«

Die Nacht war noch nicht eingebrochen, in den schmalen Straßen und zwischen den hohen Häusern von Neapel beginnt aber das Abenddunkel sich schon vor Sonnenuntergang herabzusenken.

Man begann daher in dieser Speisesaale, in welchem sich ein Schauspiel vorbereitete, welchem Jeder bis zur kleinsten Einzelheit beiwohnen wollte, schon etwas undeutlich zu sehen.«

Mehrere Stimmen riefen daher:

»Fackeln! Fackeln!«

Es geschah sehr selten, daß in einer Versammlung von fünf oder sechs Lazzaroni nicht wenigstens einer davon mit einer Fackel versehen gewesen wäre. Brandlegung war ja eines der Dinge, welche der Cardinal Ruffo empfohlen, und das Feuer ist in der That geeignet, den größten Wirrwarr und die unheilvollste Bestürzung in einer Stadt hervorzurufen.

Da nun jetzt vierzig oder fünfzig Lazzaroni in dem Speisesaal gegenwärtig waren, so fanden sich sieben oder acht Fackeln darin.

Binnen wenigen Secunden waren sie angezündet und auf das traurige Licht der einbrechenden Dämmerung folgte der qualmige unheimliche Schein der Fackeln.

Bei diesem Scheine, mit welchem sich in Folge der Bewegung, die ihnen von den Trägern gegeben wird, große Schatten mischten, gewannen die Gesichter des Blutes und der Plünderung einen noch widerwärtigeren Ausdruck.

Indessen, die Schlinge war gemacht und der Strick erwartete nur noch den Hals des Verurtheilten.

Der Henker ließ sich neben Salvato auf ein Knie nieder und sagte, sei es nun aus Mitleid, oder

weil er seinen Beruf nur gewissenhaft ausüben wollte:

»Ihr wißt, daß Ihr einen Priester verlangen könnt und daß Niemand das Recht hat, Euch dies zu verweigern.«

Bei diesen Worten, in welchen Salvato den ersten Funken von Sympathie zu erblicken schien, welcher ihm seitdem er in die Hände der Lazzaroni gefallen, bewiesen worden, ward sein Entschluß, unverbrüchliches Schweigen zu beobachten, mit einem Male wankend.

»Ich danke, mein Freund,« sagte er mit sanfter Stimme und lächelnd zu dem Henker. »Ich bin Soldat und folglich stets bereit zu sterben. Ich bin ein rechtschaffener Mensch und deshalb jeden Augenblick fertig, vor Gott zu erscheinen.«

»Wie viel Zeit verlangt Ihr, um euer letztes Gebet zu verrichten? So wahr ich Donato heiße, diese Zeit soll Euch gewährt werden, oder Ihr werdet nicht von mir gehängt.«

»Ich habe, seitdem ich auf diesem Tische liege, Zeit genug gehabt, mein Gebet zu verrichten,« sagte Salvato. »Also, mein Freund, wenn Ihr vielleicht Eile habt, so will ich Euch nicht aufhalten.«

Meister Donato war nicht gewohnt, bei den Leuten, mit welchen er sonst zu thun hatte, diese Zuvorkommenheit zu finden. Obschon er nun Henker war, und vielleicht eben deshalb, weil er Henker war, fühlte er sich dadurch tief gerührt.

»Ich glaube,« sagte er, »es gibt Vorurtheile gegen Diejenigen, welche unseren Beruf ausüben, und gewisse zartfühlende Personen lieben es nicht, von uns angerührt zu werden. Wollt Ihr euer Halstuch selbst abnehmen und den Kragen eures Hemdes selbst zurückschlagen, oder wollt Ihr, daß ich Euch diesen letzten Dienst leiste?«

»Ich habe keine Vorurtheile,« antwortete Salvato, »und Ihr seid für mich nicht bloß ganz das, was ein anderer Mensch ist, sondern ich weiß Euch das, was Ihr für mich thut Dank, und wenn ich die Hand frei hätte, so würde ich, ehe ich sterbe, Euch die eure drücken.«

»So wahr ich lebe, Ihr sollt sie mir drücken!« sagte Meister Donato, indem er die Stricke, womit Salvatos Handgelenke zusammengeschnürt waren, aufzubinden begann. »Es wäre dies eine gute Erinnerung für mein ganzes noch übriges Leben.«

»O, verdienst Du dein Geld auf diese Weise?« rief der Beccajo wüthend, als er sah, daß Salvato unter den Händen des Henkers eben so unempfindlich sterben würde, wie unter denen eines andern Menschen. »Wenn dem so ist, dann brauche ich Dich nicht mehr.«

Und Meister Donato von der Plattform, welche der Tisch vorstellte, herabstoßend, trat er an seine Stelle.

»Das Halstuch abnehmen? Den Hemdkragen zurückschlagen? Wozu soll das?« fragte der Beccajo. »Das möchte ich wissen. Damit ist es aber nichts! Mein schöner Freund, so viel Umstände werden wir nicht mit Euch machen. Ihr braucht keinen Priester? Ihr bedürft des Gebetes nicht? Um so besser, dann geht die Sache desto schneller.«

Und die am Ende des Strickes angebrachte Schlinge ergreifend, hob er Salvato's Kopf bei den Haaren empor und warf ihm die Schlinge um den Hals.

Salvato war in seine anfängliche Stumpfheit zurückversunken. Dennoch würde Jeder, der sein in Schatten gehülltes Gesicht hätte sehen können, an den halbgeöffneten Augen und an dem ein wenig nach dem Fenster zu gestreckten Hals bemerkt haben, daß irgend ein äußeres Geräusch seine Aufmerksamkeit erweckte — ein Geräusch, von welchem bei ihrer widerwärtigen Beschäftigung keiner der Anwesenden etwas bemerkte.

In der That kamen wirklich zwei oder drei in dem Hofe stehengebliebene Lazzaroni mit dem Rufe: »Alarm! Alarm!« in den Speisesaal hereingestürzt.

Gleichzeitig hörte man eine Gewehrsalve krachen, so daß die Glasscheiben des Fensters in Splitter flogen und der Beccajo, einen furchtbaren Fluch ausstoßend, auf den Gefangenen fiel.

Eine gräßliche Verwirrung folgte auf diese erste Salve, welche fünf oder sechs Mann getödtet und dem Beccajo einen Schenkel zerschmettert hatte.

In der nächsten Secunde stürzte ein Trupp Bewaffneter durch ein offenes Fenster herein. An der Spitze stand Michele dessen Stimme, den Tumult übertäubend, mit der ganzen Kraft seiner Lunge schrie:

»Ist es noch Zeit, mein General? Wenn Sie noch leben, so sagen Sie es. Wenn Sie aber todt sind, bei der 81 Madonna del Carmine dann schwöre ich, daß keiner von denen, welche hier sind, von dannen kommt.«

»Beruhige Dich, mein guter Michele,« antwortete Salvato mit seiner gewöhnlichen Stimme und ohne daß man in seinem Tone die mindeste Aenderung bemerken konnte. »Ich lebe und bin unversehrt.«

In der That hatte der Beccajo, indem er auf ihn niederstürzte, ihn gegen die Kugeln geschützt, welche in diesem nächtlichen Kampfe den Freund eben so gut wie den Feind, das Schlachtopfer eben so wie den Mörder treffen konnte.

Ueberdies muß zur Ehre des Meister Donato, des würdigen Henkers, der die Erwartungen, die man in ihn gesetzt, vollständig täuschte, gesagt werden, daß er Salvato von dem Tische herabgezogen, so daß der junge Mann im nächsten Augenblick sich unter dem Tische sah. Innerhalb eines anderweiten Augenblickes und mit einer Gewandtheit, welche lange Uebung und angeborene Geschicklichkeit verrieth, hatte Donato den Strick, der die Hände des Gefangenen band, vollends aufgelöst und ihm aufs Gerathewohl ein Messer in die rechte Hand gegeben.

Salvato that sofort einen Sprung rückwärts, lehnte sich mit dem Rücken an die Mauer und schickte sich an, sein Leben theuer zu verkaufen, wenn vielleicht der Kampf noch länger dauerte und der Sieg seinen Befreiern nicht günstig zu sein schiene.

Von dieser Stellung aus, mit funkelndem Auge, die Hand gegen die Brust gedrückt und den Körper zusammenraffend wie ein Tiger, welcher im Begriff steht« auf seine Beute zu stürzen, hatte er Michele geantwortet und diesen durch seine Antwort beruhigt.

Das aber, was er gefürchtet, geschah nicht. Der Sieg war keinen Augenblick lang zweifelhaft. Die, welche Fackeln hatten, warfen dieselben weg oder löschten sie aus, um rascher zu fliehen, so daß nach Verlauf von fünf Minuten in dem ganzen Zimmer Niemand weiter zurückblieb, als die Todten und die Verwundeten, der junge Officier, Meister Donato, Michele, Pagliucella, sein treuer Lieutenant, und die dreißig oder vierzig Mann, welche es den beiden Lazzaroni mit großer Mühe gelungen war zusammenzubringen, als Michele erfahren, daß Salvato der Gefangene des Beccajo war, und die Gefahr, in der er schwebte, errathen hatte.

Zum Glück und weil der Beccajo nach dem verzweiflungsvollen Geschrei, welches man von allen Seiten ausstieß, unbedingt Herr des Palastes zu sein glaubte, hatte er nicht daran gedacht, Schildwachen aufzustellen, so daß Michele sich hatte dem Hause nähern können, wo, wie man ihm gesagt, Salvato gefangen gehalten war. Hier angelangt war er auf die Trümmer der zerschlagenen Hausgeräthschaften gestiegen, zur Höhe der Fenster des Erdgeschosses gelangt und hatte gesehen, wie der Beccajo eben Salvato den Strick um den Hals schlang. Er hatte nun

sehr richtig geschlossen, daß keine Zeit zu verlieren sei, den Beccajo sofort auf's Korn genommen und Feuer gegeben mit dem Rufe:

»Dem General Salvato zu Hilfe!«

Dann war er zuerst durch das Fenster hineingesprungen. Alle waren ihm gefolgt und jeder hatte mit der Waffe, die er in diesem Augenblick trug, Feuer gegeben, der eine mit seiner Flinte, der andere mit seinem Pistol.

Michele's erste Sorge, sobald er sich einmal in dem Speisezimmer befand, war, eine von den Sanfedisten weggeworfene Fackel, welche trotz ihrer horizontalen Lage noch fortbrannte, aufzuheben, auf den Tisch zu springen und die Fackel zu schütteln, um den Saal bis in seine Tiefen zu erhellen.

Nun erst erhielt er einen klaren Ueberblick über das Schlachtfeld, erkannte den röchelnd zu seinen Füßen liegenden Beccajo, unterschied zwei oder drei Leichen und vier oder fünf Verwundete, welche sich in ihrem Blute hinschleppten und an die Wand zu stützen suchten.

Salvato stand immer noch, das Messer in der rechten Hand, zum Kampfe bereit, während er mit der linken Hand einen Mann schützte, in welchem Michele allmählig zu seinem großen Erstaunen Meister Donato erkannte.

So intelligent Michele auch war, so ward es ihm doch schwer, sich diese letztere Gruppe zu erklären.

Wie kam es, daß Salvato, den er noch fünf Minuten vorher mit dem Stricke um den Hals und mit gebundenen Händen gesehen, auf einmal frei war und ein Messer ins der Hand hielt? Und wie kam es, daß der Henker, der doch nur hierher gekommen sein konnte um Salvato zu hängen, jetzt von ihm beschützt ward?

Mit zwei Worten wurde Michele von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt, diese Erklärung war aber erst gegeben, nachdem Salvato sich ihm in die Arme geworfen hatte.

Es war dies das Gegenstück des Schauspiels auf dem Largo del Pigne, wo Salvato, als man Michele erschießen wollte, diesem ebenfalls das Leben gerettet hatte. Diesmal war es Michele, welcher Salvato rettete, als man diesen hängen wollte.

»Ah,« sagte Michele, als er von Meister Donato selbst erfahren, auf welche Weise derselbe mit zu dem Feste eingeladen worden, und was er hier zu thun gekommen war, »es soll Niemand sagen können, Gevatter, daß man Dich umsonst bemüht habe. Nur wirst Du, anstatt einen ehrlichen Mann und wackern Officier, einen elenden Meuchelmörder und verworfenen Banditen aufknüpfen.«

»Oberst Michele,« antwortete Meister Donato, »ich werde eure Forderung ebensowenig zurückweisen, als ich die des Beccajo zurückgewiesen habe, und ich muß sagen, daß ich letzteren sogar mit weniger Leidwesen hängen werde, als diesen braven Officier. Ich bin vor allen Dingen ein ehrlicher Mann, und da ich von dem Beccajo bereits zehn Ducati erhalten habe, um diesen jungen Mann dafür zu hängen, so glaube ich nicht, daß ich berechtigt bin die zehn Dukaten zu behalten, wenn ich nicht mehr den jungen Mann, sondern ihn selbst hängen soll. Ihr seid folglich Alle Zeugen, daß ich meinem Nachbar, ehe ich ihn anfasse, seine zehn Dukaten zurückgegeben habe.«

Und die zehn Dukaten aus der Tasche nehmend, zählte er sie neben einander auf den Tisch, worauf der Beccajo lag.

»Jetzt,« sagte er sich zu Salvato wendend, »bin ich bereit, Ihren Befehlen zu gehorchen,

Signor.«

Und den Strick ergreifend, den er im Augenblick vorher in der Hand hielt, um ihn Salvato um den Hals zu werfen, schickte er sich an, ihn um den Hals den Beccajo zu schlingen, und wartete bloß auf einen Wink von Salvato, um die Operation zu beginnen.

Salvato ließ seinen ruhigen Blick über alle Anwesenden, Feinde wie Freunde, schweifen.

»Ist es in der That an mir, hier Befehle zu geben?« fragte er. »Und wenn ich deren gebe, werden dieselben ausgeführt werden?«

»Da, wo Sie sind, General,« sagte Michele, »kann es Niemand anders einfallen, commandiren zu wollen, und Niemand würde, wo Sie commandiren, die Keckheit haben, ungehorsam sein zu wollen.«

»Wohlan,« hob Salvato wieder an, »dann wirst Du mich mit deinen Leuten bis zu dem Castello Nuovo zurück escortiren, denn da ich Befehle von der größten Wichtigkeit an Schipani zu überbringen habe, so kommt es viel darauf an, daß ich so schnell als möglich und unversehrt hingelange. Während dieser Zeit, Meister Donato —«

»Gnade!« murmelte der Beccajo, welcher aus dem Munde des jungen Mannes sein Todesurtheil zu hören erwartete. »Gnade, ich bereue!«

Salvato aber fuhr, ohne auf ihn zu hören, fort:

»Mittlerweile, Meister Donato, werdet Ihr diesen Menschen in sein Haus tragen lassen, und dafür sorgen, daß man ihm alle Pflege angedeihen lasse, welche seine Wunde erheischt. Dies wird ihn vielleicht lehren, daß es Menschen gibt, welche kämpfen und tödten, und Leute, welche meuchelmorden und hängen. Da aber die abscheulichen Thaten dieser letzteren dem heiligen Willen des Herrn zuwider sind so morden sie nur halb und hängen gar nicht.«

Dann zog er eine Banknote aus der Tasche und sagte:

»Hier, Meister Donato, ist eine Anweisung auf hundert Ducati zur Entschädigung für die zwanzig Ducati, deren Ihr hier verlustig gegangen.

Meister Donato empfing die hundert Ducati mit einer melancholischen Miene, welche seinem Gesichte einen mehr grotesken als sentimentaln Ausdruck gab.

»Sie hatten mir aber, wenn Ihre Hände frei wären, etwas Anderes versprochen als Geld, Excellenz,« sagte er.

»Das ist wahr,« sagte Salvato, »ich hatte Dir meine Hand versprochen, und da ein ehrlicher Mann sein Wort hält, so hast Du sie hier!«

Meister Donato ergriff die Hand des jungen Officiers mit dem Ausdruck der Dankbarkeit und küßte sie mit Innbrunst.

Salvato ließ ihm seine Hand einige Secunden lang, ohne durch seine Miene den mindesten Widerwillen zu verrathen.

Als Meister Donato sie wieder losließ, sagte er:

»Wohlan, Michele, wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Lassen wir die Flinten wieder laden und dann geraden Weges nach dem Castello Nuovo.

Und Salvato und Michele eilten an der Spitze der liberalen Lazzaroni, welche diese letzteren bei der Befreiung des Gefangenen unterstützt, in die Strada dei Tribunali, erreichten durch die Porta Alba und über den Mercatello die Toledostraße, folgten dieser bis zur Strada de Santa. Anna dei Lombardi und bogen endlich in die Strada Medina ein, welche sie gerade an das Castello Nuovo fühlte.

Als Salvato sich hier zu erkennen gegeben hatte, erfuhr er, daß das, was ihm begegnet, schon zu den Ohren der im Castell eingeschlossen Patrioten gekommen sei und daß der Gouverneur Massa soeben einer Patrouille von hundert Mann Befehl ertheilt, im geschwindschritt abzumarschieren und ihn zu befreien.

Salvato bedachte in welcher Unruhe Luisa schweben müsse, wenn die Nachricht von seiner Gefangennahme bis zu ihr gedrungen wäre. Stets aber Sklave seiner Pflicht, beauftragte er Michele, zu ihr zu gehen, um sie zu beruhigen, während er sich mit dem Directorium über die Mittel beriethe, die Befehle des Obergenerals an Schipani zu befördern.

Demzufolge ging er geraden Weges in das Zimmer hinauf, in welchem die Directoren ihre Sitzungen hielten. Bei seinem Anblick entrang ein Freudenschrei sich jeder Brust. Man wußte ihn gefangen und da man die Schnelligkeit kannte, mit welcher die Lazzaroni bei dergleichen Gelegenheiten zu verfahren pflegten, so glaubte man ihn bereits erschossen, erdolcht oder gehängt.

Man wollte ihm Glück wünschen, aber er sagte:

»Bürger, wir haben keine Minute zu verlieren. Hier ist der Befehl Bassettis in zwei Abschriften. Nehmen Sie Kenntniß davon und sehen Sie zu, daß derselbe in Bezug auf das, was Sie betrifft, ausgeführt werde. Ich meinerseits werde, wenn Sie erlauben, mich bemühen, Boten zur Weiterbeförderung ausfindig zu machen.«

Salvato hatte eine klare, entschlossene Weise, die Dinge darzustellen, so daß nur von Annahme oder Ablehnung die Rede sein konnte. In dem vorliegenden Falle konnte nur von Annahme die Rede sein.

Die Directoren nahmen demzufolge an, behielten eine Abschrift des Befehles für den Fall, daß die erste aufgefangen würde, und gaben die andere Salvato zurück.

Salvato nahm, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, Abschied von ihnen, ging rasch die Treppe hinunter und eilte, überzeugt, Michele bei Luisa wiederzufinden, nach dem Zimmer, nach welchem, wie er nicht zweifelte die feurigsten, sehnsüchtigsten Wünsche ihn riefen.

Und in der That erwartete Luisa ihn an der Schwelle der Thür. Sobald sie ihren Geliebten gewährte, entrang der laute Ruf »Salvato!« sich ihrem Munde.

Sie ruhte in den Armen dessen, den sie erwartete, und mit geschlossenen Augen, wildklopfendem Herzen, den Kopf rückwärts neigend, als ab sie ohnmächtig werden wollte, murmelte sie wieder:

»Salvato! Salvato!«

Dieser Name, welcher im Italienischen *gerettet* bedeutet, besaß in dem Munde Luisa's die doppelte Zärtlichkeit der doppelten Bedeutung, das heißt, er drang bis in die innersten Fibern des Herzens dessen, den sie rief.

Salvato faßte Luisa in seine Arme und trug sie in sein Zimmer, wo, wie er vorausgesetzt, Michele ihn erwartete.

Dann, als Luisa sich wieder ein wenig ermannt hatte, als ihr immer noch stürmisch schlagendes, aber sich doch allmähig beruhigendes Herz dem Gehirn gestatten, den für den Augenblick unterbrochenen Faden seiner Ideen wieder aufzunehmen, sagte Salvato zu ihr:

»Du hast ihm doch deinen Dank ausgesprochen, diesem guten Michele? Er ist es, dem wir das Glück verdanken, einander wiederzusehen. Ohne ihn hättest Du, anstatt einen lebenden Körper, der Dich liebt, Dir antwortet, von deinem Leben lebt und unter deinen Küssen vor Wonne

schauert, in deine Arme zu drücken, nur einen kalten, trägen, gefühllosen Leichnam vor Dir, mit welchem Du vergebens jene himmlische Flamme zu theilen suchen würdest, welche, einmal erloschen, sich nie wieder entzündet.«

»Aber,« sagte Luisa erstaunt, »von all diesem hat er mir ja nicht das Mindeste gesagt, der böse Bube! Er sagte mir blos, Du seiest in die Hände der Sanfedisten gefallen und hättest Dich durch deinen Muth und deine Kaltblütigkeit wieder daraus befreit.«

»Nun, siehst Du,« sagte Salvato, »dann lernst Du endlich in deinem Milchbruder einen abscheulichen Lügner kennen. Ich hatte mich einfältigerweise gefangennehmen lassen und stand im Begriff gehängt zu werden wie ein Hund, als — Doch warte; seine Strafe soll darin bestehen, daß er Dir die Sache selbst erzählen muß.«

»Mein General,« sagte Michele, »das Nothwendigste ist, glaube ich, die Depesche an den General Schipani zu befördern. Sie muß, nach der Gefahr zu urtheilen, welcher Sie getrotzt haben, um in ihren Besitz zu gelangen, von einer gewissen Wichtigkeit sein. Es liegt eine Barke unten, welche bereit ist, auf den ersten Befehl, den Sie ertheilen werden, abzustoßen.«

»Bist Du der Bemannung sicher?«

»So sicher als der Mensch anderer Menschen sein kann; unter der Zahl der Matrosen aber wird auch Pagliucella, dessen ich so sicher bin als meiner selbst, als Matrose verkleidet sich befinden. Ich will die Barke und die Depesche absenden. Sie werden mittlerweile Luisa erzählen, wie ich Ihnen das Leben gerettet. Sie werden dies viel besser erzählen, als es von mir geschehen könnte.«

Und Luisa in Salvato's Arme stoßend, schloß er die Thür hinter den beiden Liebenden und ging, ein Liedchen trällernd, die Treppe hinab.

Fünftes Capitel.

Die Nacht vom 13. bis 14. Juni.

Die Nacht vom 13. Bis 14. Juni senkte sich düster auf den mit Leichen bedeckten Meeresstrand und auf die von Blut gerötheten Straßen der Stadt herab.

Dem Cardinal Ruffo war sein Plan gelungen, mit seiner Geschichte von den Stricken und der Erscheinung des heiligen Antonius hatte er im Herzen von Neapel den Bürgerkrieg entzündet.

Auf der Magdalenenbrücke und auf dem Strande von Portici und Resan hatte das Feuer aufgehört, in den Straßen von Neapel aber wurden um so eifriger Schüsse gewechselt.

Als die Patrioten sahen, daß man angefangen hatte ihre Parteigenossen in den Häusern niederzumetzeln, hatten sie beschlossen, einen Tod ohne Rache nicht in ihren Wohnungen zu erwarten.

Jeder hatte sich daher bewaffnet, sein Haus verlassen und sich der ersten Gruppe, der er begegnete, angeschlossen.

An jeder Straßenecke, wo eine Patrouille Patrioten und eine Bande Lazzaroni aufeinanderstießen, wechselte man Flintenschüsse.

Die Flintenschüsse, welche ihr Echo bis in das Castello Nuovo sandten, schienen wie eben so viele Gewissensbisse Salvato zu sagen, daß es, wenn eine Stadt einem zügellosen, grausamen Pöbel preisgegeben ist, etwas Besseres zu thun gibt, als seiner Geliebten zu sagen, daß man sie liebt.

Ueberdies lag es ihm schwer auf dem Herzen, zwei Stunden lang das Spielwerk von dreißig Lazzaroni gewesen zu sein, und sich für diesen Schimpf noch nicht gerächt zu haben.

Michele, der nach ihm fragen ließ, gab ihm einen Vorwand, das Zimmer zu verlassen.

Michele kam, um ihm zu melden, daß er die Barke abstoßen und Pagliucella an dem Steuerruder Platz nehmen gesehen habe.

»Weißt Du,« fragte Salvato, »wo Nicolino mit seinen Husaren bivouakirt?«

»An der Immacolatella,« antwortete Michele.

»Wo sind deine Leute?« fragte Salvato.

»Unten; ich habe ihnen zu essen und zu trinken geben lassen. Habe ich nicht recht daran gethan?«

»Im Gegentheil, die Leute haben verdient, daß man ihnen ein wenig Ruhe gönnt. Glaubst Du aber, daß sie geneigt seien, Dir abermals zu folgen?«

»Ich glaube, sie sind bereit mit mir in die Hölle hinab oder in den Mond hinaufzusteigen, aber unter der Bedingung daß Sie ihnen ein Wort der Ermuthigung sagen.«

»Darauf soll es mir nicht ankommen; gehen wir.«

Salvato und Michele traten in das niedrige Zimmer, wo die Lazzaroni aßen und tranken. Bei dem Anblicks ihres Anführers und des jungen Offiziers erhoben sie den Rufe »Es lebe Michele! es lebe der General Salvato!«

»Meine Kinder,« sagte Salvato zu ihnen, »wenn Ihr Alle beisammen, wäret, wie Viele würdet

Ihr euer sein?«

»Sechs- bis siebenhundert wenigstens.«

»Wo sind eure Kameraden?«

»Ach, wer weiß das!« antworteten zwei andere Lazzaroni, die Unterlippe hängen lassend.

»Ist es unmöglich, eure Kameraden zusammenzubringen?«

»Unmöglich nicht, wohl aber schwierig.«

»Wenn ich Euch jedem zwei Carlini für jeden Mann gebe, den ihr herbeiholt, würdet Ihr die Sache immer noch für so schwierig halten?«

»Nein, das würde sie schon bedeutend fördern.«

»Nun, hier habt Ihr vor der Hand zwei Ducati der Mann; Ihr müßtet mir dafür jeder zehn Kameraden herbeischaffen, und seid also nun im Ganzen für dreihundert Mann im Voraus bezahlt.«

»Ah, das lassen wir uns gefallen, das nennen wir gut gesprochen! Auf Ihre Gesundheit General!«

Dann setzten sie wie mit einer einzigen Stimme hinzu:

»Befehlen Sie, General!«

»Höre wohl, was ich sagen werde, Michele, und laß das, was ich Dir gesagt haben werde, pünktlich ausführen.«

»Sie können unbesorgt sein, mein General. Ich werde keines Ihrer Worte verlieren.«

»Jeder deiner Leute, hob Salvato wieder an, möge so viel Kameraden zusammenbringen, als er kann, und sich dann zum Anführer der kleinen Schaar machen. Sammelt Euch dann in der Straße del Tendo. Seid Ihr einmal dort so zählt Euch. Wenn Ihr vierhundert seid, so theilt Euch in vier Trupps; seid Ihr sechshundert, in sechs. In den Straßen von Neapel können Trupps von hundert Mann Allem widerstehen und wenn sie entschlossen sind, Alles besiegen. Wenn es auf dem Castello Capuana elf schlägt, so setzt Euch in Marsch, indem Ihr Alles, was Euch in den Weg kommt, in die Toledostraße hineintreibt und von Zeit zu Zeit Schüsse abfeuert, um anzudeuten, wo Ihr seid. Findet Ihr das sehr schwierig?«

»Nein, im Gegentheil sehr leicht. Müssen wir sogleich fort?«

»Noch nicht. Drei Freiwillige!«

Es traten augenblicklich drei Freiwillige vor.

»Warum drei Mann, da nur einer nöthig ist?«

»Weil von dreien zwei gefangengenommen oder getödtet werden können.«

»Das ist richtig,« sagten die Lazzaroni, welchen diese feste, bestimmte Sprache noch mehr Muth machte.

»Die Aufgabe, welche ich Euch Dreien stelle, besteht darin, daß Ihr auf irgend einem beliebigen Wege bis zu dem Kloster San Martino gelangt, wo sechs- bis siebenhundert Patrioten beisammen sind, welche Mejean sich geweigert in das Castell San Elmo aufzunehmen. Ihr werdet ihnen sagen, daß sie die zwölfte Stunde abwarten sollen.«

»Wir werden es ihnen sagen.«

»Bei den ersten Schüssen, die nach ihrem Ermessen von Euch abgefeuert werden, werden sie sich in Bewegung setzen, ohne auf Widerstand zu stoßen — denn auf dieser Seite sind die Lazzaroni nicht — und alle kleinen Nebengäßchen sperren, durch welche diejenigen, die unsere

Cameraden vor sich hertreiben werden, zu entfliehen suchen könnten. Auf diese Weise zwischen zwei Feuer genommen, werden die Sanfedisten sich in die Toledostraße zusammengedrängt sehen. Das Uebrige ist meine Sache.«

»Sobald das Uebrige Ihre Sache ist, brauchen wir uns weiter nicht darum zu bekümmern.«

»Hast Du mich verstanden, Michele?«

»Das wollte ich meinen.«

»Habt auch Ihr Anderen mich richtig verstanden?«

»Vollkommen.«

»Nun gut, dann laßt uns handeln.«

Man öffnete das Thor, man ließ die Zugbrücken hinab, die drei Mann, welche beauftragt waren, sich nach dem Kloster San Martino in der Strada del Mala zu begeben, entfernten sich. Die Anderen zertheilten sich in zwei Trupps, von welchen der eine in die Strada Medina, der andere in die Strada del Porte hinein verschwand.

Was Salvato betraf, so machte er sich ganz allein auf den Weg nach der Immacolatella.

Ganz wie Michele ihm gesagt, bivouakirten Nicolino und seine Husaren zwischen der Immacolatella und dem kleinen Hafen, wo sich gegenwärtig das Zollamt befindet.

Bewacht war das Lager durch berittene Vedetten in der Richtung der Strada del Piliere, der Strada Nuova und der Strada Olivare.

Salvato gab sich den Schildwachen zu erkennen und gelangte bis zu Nicolino.

Dieser lag auf dem Lastrico, mit dem Kopf auf dem Sattel seines Pferdes. Neben ihm stand ein Krug und ein Glas Wasser.

Dies war das Bett und das Souper dieses Sybariten, welchem ein Jahr vorher ein Rosenblatt in seinem Bett das Einschlafen unmöglich gemacht hätte, und welcher seinen Hund auf silbernem Geschirr fütterte.

Salvato weckte ihn.

Nicolino fragte, ziemlich schlecht gelaunt, was man von ihm wolle.

Salvato nannte sich.

»Ah, lieber Freund,« sagte Nicolino, »nur Sie können es wagen, mich aus einem so lieblichen Traume zu wecken. Denken Sie sich, ich träumte, ich wäre der schöne Schäfer Paris, ich hätte die Aepfel soeben ausgetheilt und tränke Nectar und äße Ambrosia mit der Göttin Venus, welche der Marquise von San Clemente so ähnlich sah wie ein Wassertropfen dem andern. Wenn Sie mir vielleicht Nachrichten über dieselbe mittheilen können, so thun Sie es.«

»Leider kann ich dies nicht. Warum glauben Sie, daß ich Mittheilungen über die Marquise machen könne?«

»Warum nicht? Sie hatten ja an dem Tage, wo man Sie ermorden wollte, auch einen Brief von ihr in der Tasche.«

»Nur keinen unzeitigen Scherz, lieber Freund. Es gilt jetzt von ernstern Dingen zu sprechen.«

»Ich bin so ernst wie der heilige Januarius. Was wollen Sie mehr?«

»Nichts. Können Sie mir ein Pferd und einen Säbel geben?«

»Ein Pferd? mein Diener muß mit meinem Pferde und einem Handpferd am Meeresstrande sein. Was einen Säbel betrifft, so habe ich drei oder vier Leute, die so schwer verwundet sind, daß man ihnen, ohne ein Unrecht an ihnen zu begehen, wohl die Säbel abnehmen kann. Was die

Pistolen betrifft, so finden Sie deren in den Holftern und zwar fertig geladen. Sie wissen, daß ich Ihr Pistolenlieferant bin. Machen Sie davon einen eben so lustigen Gebrauch wie von den anderen und ich werde dann nichts Besseres wünschen.«

»Nun gut, lieber Freund, dann werde ich eines Ihrer Pferde besteigen, den Säbel eines Ihrer Leute umgürten, die Hälfte Ihrer Husaren nehmen und durch die Strada Foria hinausreiten, während Sie über den Largo del Castello rücken. Sind wir dann an beiden Enden der Toledostraße und schlägt es Mitternacht, so greifen wir jeder von unserer Seite an. An Arbeit wird es uns nicht fehlen.«

»Ich verstehe Sie nicht recht, aber das thut weiter nichts. Was Sie arrangieren, ist allemal gut arrangiert. Ich werde, ohne weiter zu fragen, darauf lossäbeln.«

Nicolino ließ die beiden Pferde bringen. Salvato ergriff den Säbel eines Verwundeten, die beiden jungen Leute schwangen sich in den Sattel und rückten verabredetermaßen jeder mit einer Hälfte der Husaren gegen die Toledostraße vor, der eine durch die Strada Foria, der andere über den Largo del Castello.

Und nun während die beiden Freunde sich bemühen, die sanfedistischen Lazzaroni nicht blos zwischen zwei Feuer, sondern auch zwischen zwei Eisen zu nehmen, wollen wir die Magdalenenbrücke überschreiten und in ein kleines zwischen der Brücke und den Granili gelegenes Haus von ziemlich malerischem Aussehen treten.

Dieses Haus, welches man heute noch als das zeigt, welches während der Belagerung von dem Cardinal Ruffo bewohnt ward, war oder vielmehr — denn es existirt heute noch in vollkommen wohl erhaltenem Zustande — ist das, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Hier war er nur einen Büchenschuß weit von den republikanischen Vorposten entfernt, aber er hatte einen Theil der sanfedistischen Armee ganz in seiner Nähe auf der Magdalenenbrücke und auf dem Largo del Ponte.

Seine Vorposten reichten bis an die Via della Gabela.

Diese Vorposten bestanden aus Calabresen.

Die Calabresen aber waren wüthend.

In dem großen Kampfe, den sie an diesem Tage bestanden und dessen Hauptepisode die Explosion des Fortes von Vigliana gewesen, waren die Calabresen allerdings nicht besiegt worden, aber sie betrachteten sich auch nicht als Sieger. Die Sieger waren die, welche einen heldenmüthigen Tod gestorben waren, die Besiegten waren die, welche viermal zum Angriff zurückgekehrt waren, ohne das Fort nehmen zu können welche, um eine Bresche zu machen, der Russen und ihrer Kanonen bedarft hatten.

Deshalb und weil sie kaum hundertundfünfzig Schritte weit das Fort del Carmine vor sich hatten, complottirten sie leise, sich desselben zu bemächtigen, ohne erst die Autorisation ihrer Anführer dazu zu verlangen. Dieser Vorschlag war mit einem solchen Enthusiasmus aufgenommen worden, daß die mit ihnen campirenden Türken verlangt hatten diese Expedition mitzumachen.

Dieses Anerbieten war angenommen worden und man hatte sich folgendermaßen in die Rollen getheilt.

Die Calabresen sollten sich nach und nach aller Häuser bemächtigen, welche die Via della Gabela von der Straße trennten, die sieh längs des Fortes del Carmine hinzog.

Da die oberen Stockwerke des letzten Hauses auf das Fort gingen, so beherrschten sie die

Mauern desselben und sahen folglich die Vertheidiger ungedeckt. So wie diese Vertheidiger sich der Mauer näherten, sollten sie niedergeschossen werden und mittlerweile sollten die Türken, den Säbel zwischen den Zähnen, einer dem andern auf die Schultern klettern und so die Mauer ersteigen.

Kaum war dieser Plan festgestellt, so begannen die Angreifer ihn in Ausführung zu bringen.

Der Tag war ein heißer und anstrengender gewesen, und die Vertheidiger der Stadt, welche glaubten, die Soldaten des Cardinals seien eben so müde als sie selbst, hofften auf eine ruhige Nacht.

Die, welche die dem Fort am nächsten gelegenen Häuser besetzt hielten, das heißt die, welche die republikanischen Vorposten bildeten, wurden im Schlafe überrumpelt und niedergemacht, so daß binnen weniger als einer Viertelstunde etwa fünfzig Mann unter den besten Schützen ausgewählte Calabresen sich in der zweiten und dritten Etage und auf dem platten Dache des Hauses vor Fiumicello, das heißt kaum dreißig Schritte von dem Fort del Carmine, festgesetzt hatten.

Gleich bei dem ersten Geschrei und gleich als die ersten Thüren eingeschlagen worden, hatten die Schildwachen des Fortes »Alarm!« gerufen und die Patrioten waren auf die Plattform der Citadelle geeilt, weil sie sich hinter ihren Mauern gedeckt glaubten. Plötzlich brach ein Feuer von oben herab auf sie los und sie wurden mit einem Eisenhagel überschüttet.

Mittlerweile waren die Türken mit wenigen Sprüngen an den Fuß der Mauern gelangt und hatten die Ersteigung derselben begonnen. Die Belagerten konnten sich dieser Ersteigung nicht widersetzen, ohne sich eine Blöße zu geben, und jeder, der dies that, war sofort ein Kind des Todes.

Ein solcher Kampf konnte nicht lange dauern. Die Patrioten, welche noch auf der mit Leichen besäten Plattform der kleinen Festung standen, gewahrten eine auf den Platz del Mercato gehende Hinterthür, gewannen durch die Strada della Conciana einerseits und den Quai andererseits die Strada San Giovanni und zerstreuten sich in der Stadt.

Der Cardinal hatte bei dem Getöse des von den Calabresen auf die Vertheidiger des Fortes eröffneten furchtbaren Musketenfeuers an einen Angriff der Republikaner geglaubt, Generalmarsch schlagen lassen und hielt sich auf jedes Ereigniß gefaßt.

Zugleich hatte er Boten ausgesendet, um sich erkundigen zu lassen, was die Ursache dieses Getöses sei, als auf einmal Türken und Calabresen ganz berauscht von ihrem Siege selbst kamen, um ihm zu melden, daß sie Meister des Fortes waren.

Dies war eine große Neuigkeit. Der Cardinal konnte nun weder von der Marinella noch von dem Altmarkte her angegriffen werden, und da Frau Pacifico, nachdem er seine Fahne den ganzen Tag über herumgetragen und die Stadt in Flammen gesetzt, soeben zurückkam, so schickte der Cardinal ihn zur Belohnung für seine guten Dienste mit seinen zwölf Capuzinern in das Fort, um dort die Leitung der Artillerie zu übernehmen.

Kaum hatte der Cardinal diesen Befehl ertheilt, so meldete man ihm, daß man soeben eine Barke genommen, welche, von dem Castell Nuovo herkommend, nach dem Granatello zu steuern geschienen.

Der, welcher der Patron der Barke zu sein schien, war ein Ueberbringer des Billets, dessen man sich bemächtigt hatte.

Der Cardinal kehrte in sein Quartier zurück und ließ sich den Patron der genommenen Barke

vorführen.

Bei dem ersten Worte aber, welches der Cardinal an ihn richtete, antwortete er durch eine Parole, welche der Familie Ruffo und ihren Dienstleuten eigenthümlich und unter schwierigen Umständen eine Art sicheres Geleite war: »La Malaga è sempre Malaga.«

Durch dieses Paßwort hatte schon der ehemalige Koch Corcia sich zu erkennen gegeben, als man ihn im Lager der Russen vor den Cardinal geführt.

In der That hatte der Patron der Barke, anstatt das Weite zu suchen, was ihm doch sehr leicht gewesen wäre, sich dem Strande genähert, so daß er bemerkt werden mußte.

Dann hatte er, anstatt die Richtung nach dem Granatello, welches er sehr wohl vor seinen Verfolgern hatte erreichen können, zu nehmen, in die hohe See hinaussteuern lassen, so daß es der ihn verfolgenden Barke leicht gewesen war ihn einzuholen, denn letztere war mit sechs Ruderern bemannt.

Was den Brief, den er bei sich trug, betraf, so wäre, wenn es nicht im Interesse des Cardinals gelegen hätte, nichts leichter gewesen, als diesen Brief zu zerreißen oder mit einer Bleikugel beschwert die ihn bis auf den Boden des Meeres hinabgezerrt hätte, ins Wasser zu werfen.

Im Gegentheile aber hatte er den Brief bei sich behalten und auf die erste Aufforderung, die deshalb an ihn ergangen, dem sanfedistischen Officier zugestellt.

Dieser sanfedistische Officier war jener Scipio Lamarra, welcher dem Cardinal die Fahne der Königin überbracht hatte. Der Cardinal ließ ihn kommen und bestätigte Alles, was der Patron gesagt, der übrigens schon durch die Parole gedeckt ward, die er von der Schwester des Cardinals selbst, das heißt von der Fürstin von Campana, hatte.

Diese Parole hatte er auch allen denjenigen seiner Cameraden mitgetheilt, auf welche er rechnen zu können glaubte, und welche wie er die Patrioten spielten, bis es Zeit sein würde, die Maske abzuwerfen.

Nur meldete er dem Cardinal, daß ohne Zweifel aus Mißtrauen gegen ihn der Oberst Michele, der ihn nach dem Granatello geschickt, der Barke einen ihm ergebenen Mann beigegeben habe, der kein Anderer sei als sein Lieutenant Pagliucella.

In dem Augenblick aber, wo die Barke von ihren Verfolgern angerufen worden war, ob nun in Folge eines Unfalls oder aus List, um sich nicht gefangennehmen zu lassen, Pagliucella in das Meer gestürzt oder selbst hineingesprungen und nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Dies schien dem Cardinal ein Nebenumstand von geringer Bedeutung zu sein, und er verlangte daher vor allen Dingen den Brief, dessen Ueberbringer der Patron war.

Scipio Lamarra überreichte ihm den Brief.

Der Cardinal entsiegelte ihn. Er enthielt die folgenden Dispositionen:

»Der General Bassetti an den General Schipani in Granatello.

»Die Geschicke der Republik verlangen, daß wir einen entscheidenden Schlag versuchen, und in einem einzigen Kampfe die auf der Magdalenenbrücke zusammengedrückte Banditenmasse vernichten. Demzufolge werden Sie morgen auf das Signal, welches Ihnen durch drei auf dem Castello Nuovo abgefeuerte Kanonenschüsse gegeben werden wird, sich mit Ihrer Armee auf Neapel dirigieren. In Portici angelangt, werden Sie diese Position forciren und Alles, was sich Ihnen entgegenstellt über die Klinge springen lassen. Dann werden die Patrioten von Martino gleichzeitig mit denen des Castello del Carmine des Gastello Nuovo und des Castello d'Uovo

einen Ausfall machen. Während wir den Feind von drei verschiedenen Seiten und von vorn angreifen, werden Sie ihm in den Rücken fallen und ihn vernichten. Unsere ganze Hoffnung beruht auf Ihnen.

»Bassetti.«

»Wohlan,« fragte der Patron der Barke, als er sah, daß der Cardinal den Brief zum zweiten Male mit noch größerer Aufmerksamkeit las, als zum ersten Male, »ist die Malaga immer noch die Malaga, Eminenz?«

»Ja, Freund,« antwortete der Cardinal, »und ich werde es Dir beweisen.«

Dann wendete er sich gegen den Marquis Malaspina und sagte:

»Marquis, lassen Sie diesem Mann fünfzig Ducaten und ein gutes Souper geben. Die Nachrichten, die er uns bringt, sind es werth.«

Malaspina erfüllte den Theil des Befehls, welchen der Cardinal ihm gegeben, insoweit er ihn betraf, das heißt er zahlte dem Patron fünfzig Dukaten aus.

Was dagegen den zweiten Theil, nämlich das Souper, betraf, so überließ er ihn der Sorge Carlo Cuccaro's des Kammerdieners des Cardinals.

Kaum war Malaspina wieder eingetreten, so ließ der Cardinal an Cesare, der in Portici war, schreiben, daß er Schipani's Armee nicht aus den Augen verlieren solle.

Indem er zugleich alle am Tage vorher getroffenen Dispositionen bestätigte, schickte er ihm eine Verstärkung von zwei- bis dreihundert Calabresen und hundert Russen, und befahl gleichzeitig tausend Mann von der großen Masse sich so unbemerkt wie möglich nach den Abhängen des Vesuvs von Reniso bis nach Torre de Annonciata zu schleichen.

Diese Leute waren bestimmt, die Armee Schipani's hinter kleinen Wäldchen und den Lava- und Felsblöcken, womit der nördliche Abhang des Vesuvs bedeckt ist, hervor niederzuschießen.

Cesare seinerseits befahl, als er die Depesche erhielt, dem Commandanten der Truppe von Portici sich zu stellen, als wiche er vor Schipani zurück, um ihn auf diese Weise in die Stadt zu locken. Hatte er ihn einmal in dieser drei Meilen langen Straße, welche von der Favorita nach Neapel führt, so sollte er ihm auf den Flanken den Rückzug abschneiden, während die Insurgenten von Sorrento, Castellamare und Cava ihn von hinten angreifen und zermalmen sollten.

Alle diese Maßregeln waren für den Fall getroffen, daß die Depesche in doppelten Exemplaren abgesendet würde und Schipani, nachdem er das Duplicat richtig erhalten, das ihm aufgetragene Manöver ausführte.

Der Cardinal traf keine überflüssige Vorsichtsmaßregel. Die Depesche war nicht doppelt ausgefertigt worden, aber sie sollte es werden, und Schipani zu seinem Unglück das Duplicat richtig erhalten.



Sechstes Capitel.

Der Tag des 14. Juni.

Pagliucella war nicht ins Meer gefallen, sondern hatte sich freiwillig hineingestürzt.

Als er das verdächtige Benehmen des Patrons bemerkte, sah er sofort ein, daß sein Oberst Michele sein Vertrauen dem unrechten Manne geschenkt, und da Pagliucella so gut schwamm wie der berühmte Pesce Calla, dessen Bildniß den Fischmarkt von Neapel schmückt, so war er, bloß dann und wann einmal auftauchend, um Athem zu schöpfen, unter dem Wasser fortgeschwommen, bis er außerhalb Sehweite zu sein glaubte.

Dann hatte er seinen Weg nach der Malo weiter mit der Ruhe eines Mannes fortgesetzt, welcher drei- oder viermal gewettet, von Neapel nach Procida zu schwimmen, und die Wette allemal gewonnen hatte.

Allerdings schwamm er jetzt in den Kleidern, was weit weniger bequem ist als nackt.

Er brauchte jedoch bloß ein wenig mehr Zeit, dies war Alles, und er erreichte unversehrt und wohlbehalten den Quai, stieg an's Land, schüttelte sich und lenkte seine Schritte nach dem Castello Nuovo.

Hier langte er um ein Uhr Morgens oder gerade in dem Augenblick an, wo Salvato mit seinem mit Wunden bedeckten Pferd anlangte.

Er selbst war von fünf oder sechs glücklicherweise nicht sehr gefährlichen Messerstichen getroffen. Seine Pistolen waren abgeschossen und sein Säbel so verbogen, daß er nicht wieder in die Scheide ging. Es bewies dies, daß Salvato, wenn er auch Schläge bekommen, dieselben doch mit Wucherzinsen zurückgegeben hatte.

Beim Anblick des von Wasser triefenden Pagliucella, bei der Erzählung dessen, was geschehen, und ganz besonders der Art und Weise, wie es geschehen, dachte er nicht mehr daran, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Er dachte an weiter nichts, als den Unfall wieder dadurch gut zu machen, daß er eine zweite Botschaft und einen zweiten Boten abschickte.

Uebrigens hatte Salvato diesen Unfall vorausgesehen, denn man erinnert sich, daß er sich die Ordre in duplo hatte ausfertigen lassen.

Demzufolge ging er in das Zimmer des Directoriums hinauf, welches sich, wie wir bereits bemerkt, in Permanenz erklärt hatte.

Von den fünf Mitgliedern schliefen zwei, während drei, eine zur Fassung von Beschlüssen hinreichender Zahl, stets wach waren.

Salvator, der für die Ermüdung unempfindlich zu sein schien, trat in das Zimmer, während Pagliucella ihm folgte.

Seine Uniform war von Messerstichen buchstäblich zerfetzt und an mehreren Stellen mit Blut befleckt.

Mit kurzen Worten erzählte er, was geschehen und wie er mit Nicolino und Michele die Emeute dadurch erstickt, daß er die Toledostraße buchstäblich mit Todten gepflastert. Er glaubte deshalb während der noch übrigen Nacht für die Ruhe von Neapel bürgen zu können.

Michele, der durch einen Messerstich in den linken Arm verwundet worden, war fortgegangen, um sich verbinden zu lassen.

Für den nächstfolgenden Tag konnte man jedoch auf ihn rechnen, denn die Wunde war nicht gefährlich.

Sein Einfluß auf die patriotische Partei der Lazzaroni von Neapel machte seine Gegenwart nothwendig. Mit großer Befriedigung erfuhren die Direktoren daher, daß er schon den nächstfolgenden Tag seine Funktion wieder übernehmen würde.

Dann kam Pagliucella an die Reihe, der sich bescheiden hinter Salvato gehalten, so lange dieser gesprochen.

Er erstattete ebenfalls mit kurzen Worten Bericht.

Die Direktoren sahen einander an.

Wenn Michele, der selbst Lazzarone war, durch Fischer von Santa Lucia getäuscht worden, auf wen konnten sie dann noch rechnen, sie, die auf diese Leute weder den Einfluß der Gleichheit des Ranges noch der Freundschaft besaßen?

»Wir brauchen,« sagte Salvato, »einen sichern Mann, der von hier nach dem Granatello schwimmen kann.«

»Es sind dies beinahe acht Meilen,« sagte seiner der Directoren.

»Es ist ein Ding der Unmöglichkeit,« sagte der andere.

»Das Meer ist ruhig, obschon es jetzt völlig Nacht ist,« sagte Salvato, indem er sich einem Fenster näherte. »Wenn Sie Niemanden finden, so werde ich es versuchen.«

»Ich bitte um Verzeihung, mein General,« sagte Pagliucella, indem er sich näherte, »Sie haben hier zu thun; ich werde gehen.«

»Was, Du?« rief Salvato lachend. »Du hast ja soeben erst diese Tour gemacht.«

»Ein Grund mehr — ich kenne den Weg.«

Die Direktoren sahen einander an.

»Wenn Du wirklich die Kraft in Dir fühlst, zu thun, wozu Du Dich erbietest,« sagte Salvato diesmal ernst, »so wirst Du Dich um das Vaterland sehr verdient machen.«

»Ich stehe dafür,« sagte Pagliucella.

»Nun, dann gönne Dir eine Stunde Ruhe und Gott nehme Dich in seinen Schutz.«

»Ich brauche nicht mir eine Stunde Ruhe zu gönnen,« antwortete der Lazzarone, »und übrigens kann auch eine Stunde Ruhe Alles gefährden. Wir haben jetzt die kürzesten Sommernächte, denn heute ist der 14. Juni. Um drei Uhr fängt es an zu tagen, und es ist deshalb keine Minute Zeit zu verlieren. Geben Sie mir den zweiten Brief in ein Stück Wachsleinwand eingenäht. Ich werde mir ihn um den Hals hängen wie ein Bildniß der heiligen Jungfrau. Ehe ich mich auf den Weg mache, werde ich ein Glas Branntwein trinken, und wenn der heilige Antonius mein Schutzpatron, nicht entschieden zu den Sanfedisten übergegangen, so soll der General Schipani noch vor vier Uhr Morgens Ihren Brief haben.«

»O, wenn er es sagt, so wird er es auch thun,« rief Michele, welcher soeben die Thür geöffnet und Pagliucella's Versprechen gehört hatte.

Die Nähe seines Cameraden gab Pagliucella neues Vertrauen zu sich selbst.

Der Brief ward in ein Stück Wachsleinwand eingenäht und hermetisch verschlossen.

Dann und da es von der größten Wichtigkeit war, daß Niemand den Boten fortgehen sähe, ließ

man ihn durch ein auf das Meer gehendes niedriges Fenster hinaussteigen.

Am Strande angelangt, entledigte er sich seiner Kleider, band sich bloß Hemd und Unterhosen auf den Kopf und sprang dann ins Meer.

Pagliucella hatte sehr Recht gehabt, als er gesagt, daß keine Zeit zu verlieren sei, denn er mußte den Barken des Cardinals entflühen und ohne gesehen zu werden, mitten durch die englische Flotte hindurchschwimmen.

Alles gelang so gut, als man nur hoffen konnte.

Allerdings mußte Pagliucella, durch seine erste Schwimffahrt ermüdet, schon in Portici ans Land steigen, zum Glück aber war der Tag noch nicht angebrochen und er konnte sich bis Granatello dicht am Strande halten, obschon er stets darauf gefaßt war, bei der geringsten Gefahr sich wieder ins Meer zu werfen.

Die Patrioten hatten Recht gehabt, auf Schipanis Muth zu zählen, aber man weiß bereits, daß bei ihm auf sonst weiter nichts zu zählen war, als eben aus seinen Muth.

Er empfing den Boten freundlich, ließ ihm zu essen und zu trinken auftragen, wies ihm dann sein eigenes Bett zum Ausruhen an und beschäftigte sich mit weiter nichts als mit Ausführung der Befehle des Directoriums.

Pagliucella verschwieg ihm keinen der Umstände in Bezug auf die erste fehlgeschlagene Expedition und die von dem Cardinal genommene Barke.

Schipani begriff daher und Pagliucella machte ihn überdies daraus aufmerksam, daß der Cardinal, da er von seinem Project, nach Neapel zu marschieren, unterrichtet sei, sich ihm mit allen möglichen Mitteln widersetzen würde.

Menschen von Schipanis Charakter glauben aber nicht an materielle Hindernisse, und ebenso wie er gesagt: »Ich werde Castelluccio nehmen,« sagte er jetzt: »Ich werde Portici forciren.«

Um sechs Uhr war seine kleine, aus vierzehn- bis fünfzehnhundert Mann bestehende Armee unter den Waffen und bereit aufzubrechen. Er trat in die Reihen der Patrioten, blieb in der Mitte stehen, stieg auf einen Hügel, so daß er von allen seinen Soldaten gesehen werden konnte, und erinnerte sie mit jener wilden, gewaltigen Beredsamkeit, die mit seiner herkulischen Körperkraft und seinem Löwenmuth in so gutem Einklang stand, an ihre Söhne, ihre Frauen, ihre Freunde, welche dem Schimpf und der Verachtung preisgegeben, Rache verlangten und von ihrem Muth und ihrer Hingebung das Ende ihrer Leiden- und Bedrückungen erwarteten. Zuletzt las er ihnen den Brief und besonders die Stelle vor, wo Bassetti, der von der Einnahme des Castello del Carmine noch nichts wußte, ihm den vierfachen Ausfall ankündigte, welcher seine Bewegung unterstützen sollte.

Dabei schilderte er ihnen die reinsten Patrioten und machte sie aufmerksam auf die Hoffnung der Republik, welche ihnen auf den Leichen ihrer Feinde entgegenkäme.

Kaum hatte er diese Rede beendet, als in gleichmäßigen Zwischenräumen drei Kanonenschüsse in der Richtung von dem Castello Nuovo her erdröhnten und man dreimal einen leichten Rauch über dem südlichen Thurme, dem einzigen, der für Schipani sichtbar war, zum Vorschein kommen und verdunsten sah.

Dies war das Signal.

Es ward mit dem lauten Rufe: »Es lebe die Republik! Freiheit oder Tod!« aufgenommen.

Pagliucella nahm mit einer Muskete bewaffnet und bloß mit Hemd und Hose bekleidet, was übrigens, ehe er von Michele zu den Ehren eines Lieutenantpostens erhoben ward, sein

gewöhnliches Costüm war, Platz in den Reihen, die Trommeln wirbelten zum Angriff und man stürzte sich auf den Feind.

Der Feind hatte wie wir bereits mitgetheilt, Befehl, Schipani in die Straßen von Portici eindringen zu lassen. Hätte er aber auch diesen Befehl nicht gehabt, so würde doch die Wuth, womit der republikanische General die Sanfedisten angriff, ihm die Passage geöffnet haben, so lange er nämlich nur Menschen gehabt hätte, um sie ihn zu versperren.

Für derartige Berichte muß man die Auskunft beidem Feinde suchen, denn dieser hat kein Interesse daran, den Muth seiner Gegner zu loben.

Vicenzo Durante, Cesares Adjutant, sagt in dem Buch, wo er den Feldzug des corsischen Abenteurers erzählt, über diesen furchtbaren Zusammenstoß Folgendes:

»Der kühne Chef dieser Schaar Verzweifelter rückte drohend und wüthend vor. Mit den Füßen den Boden stampfend glich er dem Stier, welcher schon durch sein Gebrüll Schrecken verbreitet.«

Wir haben es jedoch bereits gesagt, Schipani besaß unglücklicherweise auch die Mängel seiner guten Eigenschaften. Anstatt auf seinen beiden Flügeln Traillieurs voranzuschicken, welche die von Cesare in den Hinterhalt gelegten aufgestöbert hätten, versäumte er jede Vorsicht, forcirte die Passagen von Torre del Greco und der Favorita und drang in die lange Straße von Portici ein, ohne auch nur zu bemerken, daß alle Thüren und alle Fenster geschlossen waren.

Die kleine, aber lange Stadt Portici besteht in der That nur aus einer einzigen Straße. Diese Straße biegt, wenn man von der Favorita herkommt, so plötzlich links ab, daß es in einer Entfernung von hundert Schritten scheint, als würde sie durch eine Kirche gesperrt, welche dem Reisenden gerade gegenübersteht. Man sollte dann meinen, sie habe keinen andern Ausgang als ein schmales Gäßchen zwischen der Kirche und der Häuserreihe, welche in gerader Linie weitergeht.

Erst wenn man sich der Kirche bis auf wenige Schritte genähert hat, erkennt man links den wirklichen Ausgang.

Hier, in dieser Art Sackgasse, erwartete Cesare seinen Gegner Schipani.

Zwei Kanonen vertheidigten den Eingang des Gäßchens und bestrichen ihrer ganzen Länge nach die Straße, durch welche die Republikaner anrücken mußten, während eine mit Schießscharten versehene Barricade, welche die Kirche mit der linken Seite der Straße verband, selbst ohne Vertheidiger ein beinahe unübersteigliches Hinderniß darbot.

Cesare und zweihundert Mann hielten sich in der Kirche, die Artilleristen vertheidigten, sich auf dreihundert Mann Infanterie stützend, das Gäßchen; hundert Mann lagen hinter der Barricade im Hinterhalt und beinahe tausend Mann hielten die Häuser in der doppelten Länge der Straße besetzt.

In dem Augenblick, wo Schipani, Alles vor sich hertreibend, nur noch hundert Schritte von diesem Hinterhalt entfernt war, brach auf das mit den beiden mit Kartätschen geladenen Geschützen gegebene Signal Alles mit einem Male los.

Die Thür der Kirche öffnete sich, und während man den Chor erleuchtet sah wie bei der Ausstellung des heiligen Sacramentes, und vor dem Altar den Priester, der die Hostie emporhob, spie die Kirche, gleich einem sich öffnenden Krater, Feuer und Tod.

In demselben Augenblick schienen sämtliche Fenster in Flammen zu stehen, und die von vorn,

von den Seiten und von hinten angegriffene republikanische Armee sah sich in einem Schmelzofen.

Nur das von den beiden Geschützen vertheidigte Gäßchen konnte forcirt werden.

Dreimal kehrte Schipani mit einer jedesmal decimirten Schaar zum Angriff zurück und führte seine Leute bis an den Schlund der Geschütze, die dann loskrachten und ganze Reihen niederwarfen.

Beim dritten Mal detachirte er fünfhundert Mann von den acht- oder neunhundert, die ihm noch blieben, befahl ihnen, die Straße auf der Seite des Meeresstrandes zu umgehen und die Batterie von hinten anzugreifen, während er dies von vorn thun wollte.

Unglücklicherweise aber beauftragte Schipani, anstatt diese Mission den Tapfersten und Selbstverläugnungsvollsten anzuvertrauen, mit seiner gewohnten Unklugheit die ersten Besten.

In den Augen dieses auserwählten Patrioten hatten alle Menschen ein und dasselbe Herz, das heißt das seinige. Die von ihm zum Angriff auf die Sanfedisten abgesendeten Mannschaften führten die anbefohlenen Manöver allerdings aus, anstatt aber die Sanfedisten anzugreifen, schlossen sie sich mit dem Rufe: »Es lebe der König!« diesen an.

Schipani hielt diesen Ruf für ein Signal. Er griff zum vierten Male an, ward aber dieses vierte Mal von einem noch heftigeren Feuer empfangen als die drei vorhergegangenen Male, weil es durch das seiner übergegangenen fünfhundert Mann verstärkt ward.

Der von allen Seiten durch Kanonen- und Musketenkugeln zerrissene kleine Trupp drehte sich um sich selbst, als ob er den Schwindel hätte, und schien dann, auf seinen zehnten Theil reducirt, zu verschwinden wie ein Rauch.

Schipani blieb mit etwa hundert Mann.

Es gelang ihm, sie zu sammeln, dann stellte er sich an ihre Spitze und drehte sich herum wie ein wilder Eber, der sich gegen den Jäger stellt.

Sei es nun aus Respect, sei es aus Furcht, kurz die Masse, welche ihm den Rückzug abschnitt, öffnete sich vor ihm, aber er gerieth wieder in ein doppeltes Feuer.

Dasselbe warf die Hälfte seiner Leute wieder und immer noch verfolgt, langte er mit blos dreißig oder vierzig Mann in Castellamare an.

Er hatte zwei Wunden — eine am Arme, die andere am Schenkel.

Hier warf er sich in ein Gäßchen. Eine Thür stand offen. Er trat hinein. Zum Glück war es eines Patrioten, der ihn erkannte, ihn verbarg, ihm seine Wunden verband und ihm andere Kleider gab.

Nach demselben Tag nahm Schipani, der diesen edelmüthigen Bürger nicht länger einer Gefahr aussetzen wollte, Abschied von ihm und warf sich nach Einbruch der Nacht in das Gebirge.

So irrte er zwei oder drei Tage umher, bis er endlich erkannt, festgenommen und mit zwei anderen Patrioten Spano und Battistessa, nach Procida geführt ward.

Man erinnert sich, daß Speciale, jener Mann, welcher aus Truebridge den Eindruck des giftigsten Thieres, welches er jemals gesehen, gemacht, in Procida als Richter fungierte.

Kommen wir zu Ende mit Schipani, wie wir bald mit so vielen Anderen zu Ende kommen werden, und machen wir zugleich Bekanntschaft mit Speciale, indem wir eine jener Gräueltaten berichten, welche einen Menschen besser schildern, als alle Beschreibungen, die man von ihm geben könnte.

Spano war ein Officier, dessen Dienste aus den Zeiten der Monarchie her datierten. Die

Republik hatte einen General aus ihm gemacht und ihn beauftragt, sich Cesares Marsch zu widersetzen. Er war von einem sanfedistischen Detachement überrumpelt und gefangengenommen worden.

Battistessa hatte eine weniger hervorragende Stellung eingenommen. Er hatte drei Kinder und galt für einen der rechtschaffensten Bürger in Neapel.

Als der Cardinal Ruffo heranrückte, hatte er ohne Geräusch, ohne Ostentation seine Muskete genommen und sich in die Reihen der Patrioten gestellt, wo er sich mit dem offenen Muth, des wirklich muthigen Mannes geschlagen hatte. Niemand auf der Welt konnte ihm einen Vorwurf machen.

Er hatte dem Rufe seines Vaterlandes gehorcht, dies war Alles. Allerdings gibt es Augenblicke, wo dies den Tod verdient, und welchen Tod! man wird es sogleich sehen.

Man wundere sich nicht, wenn der Verfasser dieser Zeilen vom Roman abweicht, um wieder in die Geschichte zurückzuverfallen, und dabei in Entrüstung geräth und Verwünschungen ausstößt. Niemals würde er in den fürchterlichsten Fieberphantasien erfinden, was er bei dem Studium der Ereignisse dieses Jahres 1799 an seinem innern Auge hat vorübergehen sehen.

Die Gefangenen wurden dem von Speciale gefällten Sprache gemäß alle drei zum Tode verurtheilt.

Dieser Tod war der Tod am Galgen, schon schrecklich durch den entehrenden Begriff, welchen man mit dem Strange verbindet.

Ein besonderer Umstand machte auch Battistessas Tod noch schrecklicher, als man es hätte voraussehen können.

Nachdem Battistessa, Spano und Schipani vierundzwanzig Stunden am Galgen gehangen, wurden sie zu Ischia in der Kirche zum heiligen Geiste ausgestellt.

Kaum aber hatte man Battistessas Körper in den Sarg gelegt, so stieß er einen Seufzer aus und der Priester bemerkte mit einem Gemisch von Erstaunen und Schrecken, daß dieses lange Hängen noch nicht den Tod herbeigeführt hatte.

Ein dumpfes und anhaltendes Röcheln bestätigte die Fortdauer des Lebens, während man gleichzeitig sah, wie die Brust sich hob und senkte.

Allmählig kam der Gehängte wieder zur Besinnung und vollständig zu sich selbst.

Die Meinung Aller war, daß dieser Mann, welcher hingerichtet worden, mit dem Tode fertig sei, da dieser ihn ja vierundzwanzig Stunden lang in seinen Armen gehalten. Dennoch aber wagte Niemand, nicht einmal der Priester, dessen Pflicht es vielleicht gewesen wäre, Muth zu haben, etwas zu entscheiden, ehe man Speciales Befehle eingeholt hätte. Man schickte deshalb einen Boten nach Procida.

Man denke sich die Angst und Unruhe eines Unglücklichen, welcher aus dem Grabe aufsteht, der das Licht, den Himmel, die Natur wieder sieht, der sich wieder an das Leben anklammert, welcher athmet, welcher sich der Vergangenheit erinnert, welcher sagt: »Meine Kinder!« und welcher denkt, daß Alles dies vielleicht weiter nichts ist, als einer jener Träume vom Sterben, welche Hamlet länger als das Leben dauern zu sehen fürchtet.

Es ist der auferweckte Lazarus, welcher Marthe umarmt, Magdalenen gedankt und Christum gepriesen hat und der den Stein des Grabes wieder auf seinen Schädel zurückfallen fühlt.

Dies war es, was der unglückliche Battistessa empfand oder vielmehr empfinden mußte, als er den von dem Henker begleiteten Boten wieder kommen sah.

Der Henker hatte Befehl, Battistessa aus der Kirche, welche um der Rache eines Königs willen aufhörte ein Asylrecht zu besitzen, hervorzuholen, und damit er diesmal nicht wieder davonkäme ihn auf den Stufen zu erdolchen.

Der Richter befahl nicht blos die Todesstrafe an, sondern er erfand sie — es war eine Hinrichtung nach seiner Phantasie, eine Hinrichtung, die nicht im Gesetze begründet war.

Der Befehl ward buchstäblich ausgeführt.

Und nun sage man, daß die Hand der Todten nicht mächtiger sei, als die der Lebenden, um die Throne der Könige umzustürzen, welche dergleichen Märtyrer in den Himmel gesendet haben!

Kehren wir jetzt nach Neapel zurück.

Hier war die Unordnung so groß, daß kein einziger der dem Blutbade in dem Castello del Carmine entronnenen Flüchtlinge auf den Gedanken gekommen war, das Directorium zu benachrichtigen, daß das Castell in die Gewalt der Sanfedisten gefallen sei.

Der Commandant des Castello Nuovo, welcher von dem, was während der Nacht geschehen, nichts wußte, ließ daher verabredetermaßen um sieben Uhr Morgens die drei Kanonenschüsse lösen, welche Schipani zum Signale dienen sollten.

Man weiß bereits, von welchem unheilvollen Resultate dieses Signal begleitet war.

Kaum waren die drei Kanonenschüsse gelöst, so kam man, um den Commandanten der Castelle und den anderen höheren Officieren zu melden, daß das Fort del Carmine genommen und daß die Kanonen anstatt noch auf die Magdalenenbrücke gerichtet, nach der Strada Nuova und gegen den Platz des Altmarktes gewendet seien, das heißt, daß sie die Stadt bedrohten, anstatt dieselbe zu vertheidigen.

Nichtsdestoweniger ward beschlossen, daß man in dem Augenblick, wo man Schipani und seine kleine Armee aus Portici herausrücken sähe, auf jede Gefahr hin und um eine Diversion zu machen, gegen das Lager des Cardinals Ruffo marschieren wollte.

Von dem Castello Nuovo sollte das Signal des Ausfalls von San Martino und der Castelle gegeben werden.

Die Oberofficiere, unter deren Zahl sich auch Salvato befand, hielten daher, das Fernrohr in der Hand, das Auge auf Portici geheftet.

Man sah aus dem Granatello eine Art Staubwolken herauskommen, in deren Mitte Flammenblitze zuckten.

Es war Schipani, der gegen die Favorita und gegen Portici marschierte.

Man sah die Patrioten in die von uns beschriebene lange Straße hineindringen. Dann hörte man das Geschütz donnern, dann stieg eine Rauchwolke über den Häusern auf.

Zwei Stunden lang folgten die Geschützsalven aufeinander und waren nur durch die Zwischenzeit getrennt, welche zum Laden der Geschütze nothwendig war.

Der immer dicker werdende Rauch fuhr fort zum Himmel emporzusteigen. Dann verstummte das Getöse und der Rauch zerstreute sich allmählig. Man sah auf den Punkten, wo die Straße offen war, eine Bewegung in umgekehrter Richtung zu der, welche man vor drei Stunden gesehen.

Es war Schipani, der mit seinen dreißig oder vierzig Mann sich wieder nach Castellamare zurückzog.

Alles war aus.

Blos Michele und Salvato verfolgten hartnäckig, indem sie leise sprachen, und jedesmal, wo er

auf der Oberfläche des Wassers erschien, einander darauf aufmerksam machten, einen schwarzen Punkt, welcher immer näher kam.

Als dieser Punkt nur noch eine halbe Meile entfernt war, kam es ihnen vor, als sähen sie von Zeit zu Zeit eine Hand, welche ihnen Zeichen gab, aus dem Wasser auftauchen.

Schon längst hatten beide in diesem Punkt Pagliucella's Kopf zu erkennen geglaubt.

Als sie die Zeichen sahen, die er machte, erwachte in beiden ein und derselbe Gedanke. Sie glaubten er rief zu Hilfe.

Rasch gingen sie den Strand hinab, bemächtigten sich eines Bootes, welches zum Verkehr zwischen dem Castello Nuovo und dem Castello d'Uovo diente, sprangen beide hinein, ergriffen jeder ein Ruder und steuerten, indem sie ihre Kräfte gemeinschaftlich aufboten, um die Laterne.

Als sie um die Laterne herum waren, schauten sie sich um, sahen aber nichts mehr.

Nach wenigen Augenblicken jedoch kam und zwar nur fünfundzwanzig bis dreißig Schritte von ihnen entfernt, der Kopf wieder zum Vorschein.

Diesmal hatten sie keinen Zweifel mehr. Es war wirklich Pagliucella.

Sein Gesicht war leichenblaß, die Augen traten aus ihren Höhlen hervor, der Mund öffnete sich, um zu schreien und nach Hilfe zu rufen.

Es war augenscheinlich, daß die Kräfte des Schwimmers erschöpft waren, und daß er im Begriff stand zu sinken.

»Rudern Sie allein, mein General,« rief Michele. »Ich werde schneller bei ihm sein, wenn ich schwimme, als wenn ich rudere.«

Mit diesen Worten warf Michele seine Kleider ab und sprang ins Meer.

Schon mit Hilfe dieses einzigen Anstoßes legte er unter dem Wasser die Hälfte der Entfernung zurück, welche ihn und Salvato von Pagliucella trennte, und er kam etwa fünfzehn Schritte noch von ihm entfernt wieder zum Vorschein.

»Muth!« rief er ihm zu, indem er auftauchte.

Pagliucella wollte antworten. Das Meerwasser drang ihm aber in den Mund; er verschwand.

Michele tauchte sofort unter und war auf zehn oder zwölf Secunden verschwunden.

Endlich wallte das Meer, Micheles Kopf spaltete das Wasser. Er machte eine Anstrengung, um gänzlich wieder auf die Oberfläche zu kommen; als er aber sich selbst sinken fühlte, hatte er nur noch Zeit zu rufen:

»Zu Hilfe, mein General! Kommen Sie uns zu Hilfe!«

Mit zwei Ruderschlägen war Salvato nur noch eine Ruderlänge von ihm entfernt; in dem Augenblick aber, wo er die Hand ausstreckte, um Michele bei den Haaren zu fassen, sank dieser, von einer unsichtbaren Macht in den Abgrund gezogen, unter.

Salvato konnte weiter nichts thun, als warten. Er wartete.

Ein abermaliges Wallen des Wassers zeigte sich am Vordertheil des Bootes. Salvato bog sich mit dem ganzen, Oberleibe hinaus und packte Michele beim Kragen seines Hemdes.

Das Boot mit den Knien nachziehend hielt er den Kopf des Lazzarone über dem Wasser, bis derselbe wieder Athem geschöpft hatte.

Mit dem Athem kehrte auch der Muth zurück. Michele klammerte sich an das Boot an, so daß es beinahe umgeschlagen wäre.

Salvato warf sich rasch auf die andere Seite, um ein Gegengewicht zu bilden.

»Er hält mich!« stammelte Michele; »er hält mich!«

»Versuche mit ihm in das Boot zu steigen,« antwortete Salvato.

»Helfen Sie mir, mein General! Geben Sie mir die Hand, aber bleiben Sie dabei aus der andern Seite.«

Salvato blieb auf der Backbordwand sitzen und streckte die Hand bis zum Steuerbord aus.

Michele ergriff diese Hand.

Salvato zog nun mit seiner wunderbaren Körperstärke Michele in das Boot.

In der That hielt Pagliucella ihn mitten um den Leib gefaßt und hatte alle seine Bewegungen gelähmt.

»Ha!« rief Michele, indem er mühsam das Bein über den Rand des Bootes hob, »es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich die Prophezeiung der alten Nanno Lügen gestraft und dies meinem Freund Pagliucella zu danken gehabt. Das Sprichwort aber, nach welchem das, was hängen soll, nicht ersäuft, scheint sich zu bewähren. Ich bin Ihnen deswegen nicht weniger zu Danke verpflichtet, mein General. Das Schicksal will einmal, daß wir einander gegenseitig das Leben retten sollen. Jetzt haben Sie es wieder einmal gethan und ich bin daher vor der Hand in Ihrer Schuld. Jetzt wollen wir uns mit diesem Bürschchen da beschäftigen.«

Es handelte sich, wie man erräth, um Pagliucella. Er war ohne Besinnung und das Blut floß aus einer doppelten Wunde. Eine Kugel war ihm, ohne den Knochen zu treffen, durch die Muskeln des Schenkels gegangen.

Salvato glaubte, das Beste, was er thun könne, sei, rasch nach dem Castello Nuovo zurückzurudern und Pagliucella, welcher unzweideutige Lebenszeichen gab, den Händen eines Arztes zu überantworten.

Als sie am Fuße der Mauer landeten, fanden sie einen Mann, der sie erwartete.

Es war der Doktor Cirillo, welcher in der vorhergegangenen Nacht in dem Castello Nuovo ein Asyl gesucht hatte.

Er war dem Drama, welches soeben stattgefunden, mit den Augen und bis in die kleinsten Einzelheiten gefolgt — und kam jetzt wie ein Deus ex machina, um die Entwicklung herbeiführen zu helfen.

Mit Hilfe von warmen Decken, Einreibungen mit Kampherspiritus und Einblasung von Luft in die Lunge kam Pagliucella bald wieder zu sich und konnte das furchtbare Blutbad erzählen, dem er nur durch ein Wunder entronnen war.

Eben war er mit der Erzählung fertig, welche den Patrioten von Neapel keine andere Wahl ließ, als sich, von den Castellen gedeckt, bis aufs Aeüßerste zu vertheidigen, und der Doktor Cirillo verband die Wunde des Schenkels, an welche die Frische des Wassers und besonders die Gefahr, in welcher er geschwebt, den Verwundeten bis jetzt abgehalten zu denken, als man meldete, daß Bassetti, in Capodichino durch Fra Diavolo und Mammone angegriffen, sich genöthigt gesehen sich zurückzuziehen und daß er hitzig verfolgt in Unordnung in die Stadt zurückkehre.

Die Lazzaroni, sagte man, hatten die Strada del Studi überschritten und standen auf dem Lago San Spirito.

Salvato ergriff eine Muskete, Michele that dasselbe.

Mit zwei oder drei Patrioten verließen sie das Castello Nuovo und sammelten noch einige auf dem Largo del Castello.

Michele warf sich dann mit seinen in der Strada Medina lagernden Lazzaroni in die Strada dei Lombardi, um in der Toledostraße ein wenig vor dem Mercatello zu debouchiren.

Salvato umging die St. Ferdinandskirche, um Bassettis Leute zu sammeln, welche, wie man sagte, Verrath schreiend in die Toledostraße hineinfliehen, und sendete zwei oder drei Boten an die Patrioten von San Martino, damit sie von ihrer Höhe herabkommen und seine Bewegung unterstützen möchten.

Dann eilte er ebenfalls in die Toledostraße, in welcher in der That nichts als Geschrei, Unordnung und Verwirrung herrschten.

Eine Zeit lang floß dieser Strom, welcher Salvato führte, zwischen zwei Columnen erschrockener Flüchtlinge. Als sie aber den schönen jungen Mann sahen, der in bloßem Kopfe, mit wallendem Haar, die Muskete in der Faust, sie in ihrer Sprache ermuthigte und sie wieder zum Kampf aufforderte, begannen sie über ihre panische Furcht zu erröthen, blieben stehen und wagten hinter sich zu schauen.

Die Sanfedisten versperrten am Fuße der Strada dei Studi den Weg und man sah in der ersten Reihe Fra Diavolo in seinem eleganten, malerischen Costüm und Gaetano Mammone mit seinen Müllerhosen und seiner Müllerweste, die früher weiß und mit Mehl bedeckt gewesen, heute aber roth waren und von Blut troffen.

Beim Anblick dieser beiden furchtbaren Anführer des Schreckens der Terra di Lavoro gab sich unter den Patrioten eine Bewegung des Zögerns kund.

In diesem Augenblick aber rückte glücklicherweise Michele aus der Via dei Lombardi hervor und man hörte in der Strada de l'Infrascato zum Angriff trommeln.

Fra Diavolo und Mammone fürchteten zu weit vorgerückt zu sein und da sie über die von dem Cardinal eingenommenen Positionen allerdings auch nicht genau unterrichtet waren und Schipanis Niederlage nicht kannten, so gaben sie Befehl zum Rückzuge.

Dabei aber ließen sie zwei- oder dreihundert Mann in dem bourbonischen Museum zurück, wo sie sich verbarricadirten.

Von dieser vortrefflichen Position aus, welche die Patrioten zu besetzen versäumt, beherrschten sie die Strada de l'Infrascato, die Strada dei Studi, welche eine Verlängerung der Toledostraße ist, und den Largo delle Pigne, durch welchen sie sich mit dem Cardinal in Mittheilung setzen konnten.

Uebrigens bemächtigten Fra Diavolo und Gaetano Mammone, als sie an der Imbrecciata della Sanita angelangt waren, sich der links und rechts gelegenen Häuser der Straße und errichteten auf der Höhe der Via della Cala eine Geschützatterie.

Salvato und Michele waren ihrer durch einen zweitägigen Kampf ermüdeten Leute nicht sicher genug, um eine so feste Position wie die des bourbonischen Museums anzugreifen.

Sie machten deshalb auf dem Largo Spirito Santo Halt, verbarricadirten die Strada del Studi und die kleine Straße, welche zu dem Thor des Palastes führt, und stellten einen Posten von hundert Mann in die Strada di Santa Maria di Costantinopoli.

Salvato hatte befohlen, daß man sich des Klosters desselben Namens bemächtige, welches, auf der Höhe gelegen, das Museum beherrscht. Er fand aber unter den sechs- oder siebenhundert Mann die er commandirte, nicht fünfzig Freigeister, welche gewagt hätten, eine solche Ruchlosigkeit zu begehen; so tief wurzelten gewisse Vorurteile selbst noch in den Gemüthern der Patrioten.

Die Nacht rückte vor. Republikaner und Sanfedisten waren die einen eben so ermüdet wie die anderen.

Auf beiden Seiten kannte man nicht die wahre Situation der Dinge und die Veränderungen, welche die verschiedenen Kämpfe des Tages in den Positionen der Belagerer und der Belagerten herbeigeführt hatten.

Wir auf gegenseitige Verabredung hörte das Feuer auf und mitten unter den Leichen, auf dem von Blut gerötheten Pflaster, legte jeder mit der Waffe in der Hand sich nieder, um sich auf die Wachsamkeit der Schildwachen bauend, durch den vorübergehenden Schlaf des Lebens auf den ewigen Schlaf des Todes vorzubereiten.

Siebentes Capitel.

Die Nacht vom 14. zum 15. Juni.

Salvato schlief nicht. Es war als hätte dieser eiserne, Körper das Mittel gefunden, die Ruhe zu entbehren und als wäre der Schlaf ihm entbehrlich geworden.

Da er es für wichtig hielt, für den nächstfolgenden Tag zu wissen, wie es in jeder Beziehung stand, so ging er während Jeder es sich bequem machte, der Eine auf einem Bündel Stroh, der Andere auf einer aus einem benachbarten Hause geholten Matratze, um die Nacht so gut als möglich hinzubringen — nachdem er zu Michele leise einige Worte gesagt, in welchen der Name Luisa vorkam, die Toledostraße hieraus, als ob er nach dem königlichen Palast, der jetzt der Nationalpalast geworden, gehen wollte, und begann die steile Anhöhe zu ersteigen, welche nach der Karthause San Martino führt.

Ein neapolitanisches Sprichwort sagt, das schönste Panorama der Welt sei das, welches man aus dem Fenster des Abtes von San Martino sieht, dessen Balcon in der That über der Stadt zu schweben scheint und wo der Blick den ungeheuern Ring umfaßt, welcher sich von dem Meerbusen von Baja bis zum Dorfe Maddalena erstreckt.

Nach der Revolution von 1647, das heißt nach der kurzen Dictatur Masaniello's, flüchteten die Maler, welche an dieser Revolution theilgenommen und die unter dem Namen der Genossen des Todes geschworen hatten, die Spanier überall, wo sie ihnen begegnen würden, zu bekämpfen und zu tödten, ein Salvato Rosa, ein Aniello Falkone, ein Mira Spadazo, um den ihnen angedrohten Repressalien zu entgehen, sich in die Karthause San Martino, welche Asylrecht besaß.

Sobald sie aber einmal da waren, gedachte der Abt auch Nutzen von ihnen zu ziehen. Er trug ihnen auf, seine Kirche und sein Kloster zu malen, und als sie ihn fragten, welchen Lohn sie für ihre Mühe erhalten würden, antwortete er:

»Kost und Wohnung.«

Da die Künstler dieses Honorar ein wenig allzu mäßig fanden, ließ der Abt die Thore öffnen und sagte:

»Dann sucht anderwärts; vielleicht findet Ihr etwas Besseres.«

Anderwärts suchen, hieß in die Hände der Spanier fallen und gehängt werden. Die Herren Maler machten daher gute Miene zum bösen Spiele und bedeckten die Wände mit Meisterwerken.

Aber nicht um diese Meisterwerke zu sehen, erstieg Salvato die Anhöhe von San Martino. Rubens hat uns mit seinem gewaltigen Pinsel gezeigt, wie die Künste vor dem düstern Genius des Feindes fliehen.

Salvato erstieg diese Anhöhe, um zu sehen, wo während des verflossenen Tages das Blut vergessen worden und wo es den nächstfolgenden Tag vergossen werden würde.

Er gab sich den Patrioten zu erkennen, welche, fünf- bis sechshundert Mann an der Zahl, sich nach der Weigerung Mejean's, der die Thore des Castells San Elmo abermals geschlossen, in das Kloster San Martino geflüchtet hatten.

Diesmal war es nicht der Abt, der ihnen seine Gesetze dictirte, sondern sie waren vielmehr Herren des Klosters und der Mönche.

Diese gehorchten ihnen auch mit der Unterthänigkeit der Furcht.

Man beeilte sich Salvato in das Zimmer des Abts zu führen.

Dieser hatte sich noch nicht schlafen gelegt und machte ihm die Honneurs, indem er ihn an jenes berühmte Fenster führte, welches nach der Erklärung der Neapolitaner, indem es sich auf Neapel öffnet, ganz einfach die Aussicht auf das Paradies gewährt.

Die Aussicht auf das Paradies hatte sich jetzt ein wenig in den Anblick der Hölle verwandelt.

Von hier aus sah man vollkommen die Position der Sanfedisten und die der Republikaner.

Die Sanfedisten standen auf der Strada Nuova, das heißt am Strande bis zur Strada Francesca, wo sie eine Batterie Geschütz von schwerem Caliber hatten, welche den kleinen Hafen und den Handelshafen beherrschte.

Es war dies der äußerste Punkt ihres linken Flügels.

Hier befanden sich Cesare, Lamarra, Durante, das heißt die Lieutenants des Cardinals.

Der andere Flügel, das heißt der rechte, hatte von Fra Diavolo und Mammone commandirt, wie wir bereits gesagt, Vorposten am bourbonischen Museum, das heißt aus der Höhe der Toledostraße.

Das ganze Centrum erstreckte sich über San Giovanni und Carbonara, über den Largo dei Tribunali und über die Straßen San Pietro und Arena bis zum Castello del Carmine.

Der Cardinal war immer noch in seinem Hause an der Magdalenenbrücke. Die Zahl der Sanfedisten, welche Neapel angriffen, war auf fünfunddreißig- bis vierzigtausend Mann anzuschlagen.

Diese fünfunddreißig- bis vierzigtausend äußeren Feinde waren um so gefährlichen als sie auf eine beinahe gleiche Zahl von inneren Feinden rechnen konnten.

Die Republikaner waren, wenn sie alle ihre Streitkräfte zusammenrechneten, kaum fünf- bis sechstausend Mann stark.

Salvato sah, indem er diesen unermesslichen Horizont mit seinem Blick umfaßte, ein, daß von dem Augenblick an, wo sein Ausfall den Feind nicht aus der Stadt hinausgejagt haben würde, es unklug wäre, die lange Spitze bestehen zu lassen, welche er in der Toledostraße gemacht, eine Spitze, welche dem Feinde in Folge der Verbindungen, die er im Innern hatte, gestattete, ihm den Rückzug in die Castelle abzuschneiden.

Sein Entschluß war daher augenblicklich gefaßt. Er rief Manthonnet zu sich, zeigte ihm die Position, erklärte ihm als Stratege die Gefahren, denen er ausgesetzt war, und gewann ihn für seine Meinung.

Beide-gingen hierauf hinunter und ließen sich bei dem Directorium anmelden.

Das Directorium war in Berathung. Da es wußte, daß es von Mejean nichts zu erwarten hatte, so hatte es einen Boten an den Oberst Girdon, Commandanten der Stadt Capua, gesendet. Es bat ihn um Beistand an Mannschaft und stützte sich auf das Schutz- und Trutzbündniß, welches zwischen der französischen und der parthenopäischen Republik abgeschlossen worden.

Der Oberst Girdon ließ antworten, es sei ihm unmöglich, eine Spitze bis nach Neapel zu versuchen, erklärte aber, daß, wenn die Patrioten seinem Rathe folgen, die Greise, die Frauen und die Kinder in die Mitte nehmen, mit dem Bajonnet einen Ausfall machen und sich bis nach Capua zu ihm durchschlagen wollten, er ihnen auf seine Ehre verspräche sie bis nach Frankreich

zu geleiten.

Sei es nun, daß dieser Rath gut war, sei es, daß die Befürchtungen für Luisa über den Patriotismus den Sieg davontragen, kurz Salvato, welcher den Bericht des Boten mit angehört, trat der Meinung des Oberst bei und drang darauf, daß dieser Plan, welcher Neapel allerdings preisgab, aber die Patrioten rettete, angenommen würde.

Um diesen Rath zu unterstützen, stellte er die Lage vor, in welcher sich die beiden Armeen befanden, und appellierte an Manthonnet der ebenso wie er die Unmöglichkeit, Neapel noch länger zu vertheidigen, anerkannt hatte.

Manthonnet gab zu, daß Neapel verloren sei, erklärte aber, die Neapolitaner müßten mit Neapel zugleich untergehen, und die Ehre verlange, daß sie sich unter den Trümmern der Stadt begräben, welche, wie er selbst zugab, sich nicht länger halten ließ.

Salvato nahm wieder das Wort, bekämpfte Manthonnets Ansicht, zeigte, daß Alles, was groß, edel und erhaben sei, für die Republik Partei ergriffen habe und daß die Patrioten enthaupten, zugleich der Revolution den Kopf abschlagen hieße.

Er sagte, das Volk, welches noch zu blind und zu unwissend sei, um seine eigene Sache, das heißt die des Fortschritts und der Freiheit, zu vertheidigen, werde, sobald die Patrioten vernichtet seien, größerem Despotismus als vorher anheimfallen, während im Gegentheile die Patrioten, das heißt das lebendige Princip der Freiheit, wenn es blos von Neapel anderwärts hin verpflanzt würde, sein Werk allerdings mit geringerer Wirksamkeit, aber mit der Beharrlichkeit der Verbannung und der Autorität des Unglücks fortsetzen würde. Er fragte, ob, wenn das Beil der Reaction Köpfe wie die eines Pagano, eines Cirillo, eines Conforti, eines Ruvo abschläge, diese blutige Ernte den Boden des Vaterlandes nicht aufs fünfzig Jahre, ja vielleicht auf ein Jahrhundert hinaus, unfruchtbar machen würde, und ob einige wenige Menschen in ihrer Ruhmgier und in ihrem Märtyrerehrgeiz das Recht hätten, die Nachwelt so bald ihrer größten Männer zu berauben.

Wir haben gesehen, daß ein falscher Stolz in Neapel schon mehrmals nicht blos die Individuen in dem Opfer, welches sie mit ihrer Person betrachten, sondern auch die constituirten Behörden in dem Opfer, welches sie dem Vaterlande auflegten, irregeleitet hatte.

Auch diesmal war die Meinung der Mehrzahl für die Opfer.

»Nun gut,« begnügte Salvato sich zu sagen, »sterben wir denn.«

»Ja, sterben wir,« wiederholten wie aus einem Munde die Anwesenden gerade wie der römische Senat beim Heranrücken der Gallier oder Hannibal's.

»Und nun,« sagte Salvato, »sterben wir, aber indem wir unseren Feinden so viel Schaden als möglich zufügen. Es geht das Gerücht es habe sich eine französische Flotte, nachdem sie die Meerenge von Gibraltar passiert, in Toulon vereinigt und diesen Hafen kürzlich verlassen, um uns Hilfe zu bringen. Ich glaube nicht daran, aber möglich ist die Sache. Setzen wir daher die Vertheidigung solange als möglich fort, und beschränken wir uns, um dies zu thun, auf die Punkte, welche sich vertheidigen lassen.«

»Was dies betrifft,« sagte Manthonnet, »so pflichte ich der Meinung meines Cameraden Salvato bei, und da ich weiß, daß er ein geschickterer Stratege ist als wir, so stelle ich diese Concentrirung ihm anheim.«

Die Direktoren verneigten sich zum Zeichen der Zustimmung.

»Dann,« hob Salvato wieder an, »schlage ich vor, seine Linie zu ziehen, welche im Süden bei

der Immacolatella anfängt, den Handelshafen und die Duane umfaßt, durch die Strada del Molo geht, ihre Vorposten in der Strada Medina hat, über den Largo del Castello, den Nationalpalast, den Riesenhügel, Pizzofalcone einschließend und durch die Strada Chiatomone bis zur Viole geht und sich durch die Strada San Caterina und die Giardini an das Kloster San Martino einschließt. Diese Linie wird sich aus das Castello Nuovo, auf den Nationalpalast, auf das Castello d'Uovo und das Castell San Elmo stützen. Folglich wird sie denen, die sie vertheidigen, für den Fall, daß sie zurückgeworfen würden, ein Asyl bieten. Auf alle Fälle können wir, wenn wir in unseren Reihen keine Verräther zählen, uns acht Tage, ja noch länger halten. Und wer weiß, was in acht Tagen geschieht? Im Grunde genommen ist es recht wohl möglich, daß die französische Flotte kommt, und bei einer energischen Vertheidigung, was sie nur sein kann, wenn sie concentrirt ist, erlangen wir vielleicht gute Bedingungen.«

Der Plan war ein kluger und ward angenommen.

Man überließ Salvato die Sorge, ihn in Ausführung zu bringen, und nachdem er Luisa durch seine Gegenwart wieder beruhigt, verließ er das Castello Nuovo abermals, um die republikanischen Truppen in die von ihm angedeuteten Grenzen zurückzuziehen.

Während dieser Zeit kam ein Bote des Oberst Mejean durch die Via del Cacciottoli« die Strada Monte mileto, die Strada del Infrascata herab, hinter dem bourbonischen Museum vorüber, passierte die Porta Capuana und die Arenaccia, erreichte die Magdalenenbrücke und ließ sich bei dem Cardinal als ein Abgesandter des französischen Commandanten anmelden.

Es war drei Uhr Morgens. Der Cardinal hatte sich seit kaum einer Stunde aufs Bett geworfen, da er aber der einzige mit der Vollmacht des Königs bekleidete Anführer war, so mußte jede wichtige Angelegenheit an ihn verwiesen werden.

Der Bote ward bei dem Cardinal eingeführt.

Er fand ihn völlig angekleidet auf seinem Bette liegend, mit seinen Pistolen auf dem Tische neben ihm, so daß er sie bequem mit der Hand erreichen konnte.

Der Bote streckte die Hand aus und überreichte dem Cardinal ein Papier, welches für ihn das vorstellte, was die Bevollmächtigten ihre Creditiven nennen.

»Nun,« sagte der Cardinal, nachdem er gelesen, »Sie kommen im Auftrage des Commandanten des Castells San Elmo?«

»Ja, Eminenz,« sagte der Bote, »und Sie werden bemerkt haben, daß der Herr Oberst Mejean in den Kämpfen, welche bis heute unter den Mauern von Neapel geliefert worden, die strengste Neutralität beobachtet hat.«

»Ja, mein Herr,« entgegnete der Cardinal, »und ich muß Ihnen sagen, daß bei der feindseligen Stellung, welche die Franzosen gegen den König von Neapel einnehmen, diese Neutralität Gegenstand meiner Verwunderung gewesen ist.«

»Der Commandant des Fortes San Elmo wünscht, ehe er Partei für oder gegen nimmt, sich mit Ihnen in Mittheilung zu setzen, Eminenz.«

»Mit mir, und zu welchem Zwecke?«

»Der Commandant des Fortes San Elmo ist ein Mann ohne Vorurtheile und es steht ihm frei zu handeln, wie es ihm zusagt. Er wird, ehe er handelt, sein Interesse zu Rathe ziehen.«

»Aha!«

»Man sagt, jedem Menschen biete sich in seinem Leben einmal die Gelegenheit dar, sein Glück zu machen. Der Commandant des Fortes San Elmo glaubt, diese Gelegenheit sei für ihn

jetzt gekommen.«

»Und er rechnet in dieser Beziehung auf meinen Beistand?«

»Er glaubt, es liege mehr in Ihrem Interesse, Eminenz, ihn zum Freund als zum Feind zu haben, und er bietet Ihnen daher seine Freundschaft.«

»Seine Freundschaft? Ja, aber wie? Gratis ohne Bedingung?«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, Eminenz, daß er glaubt, es sei die Gelegenheit für ihn gekommen, sein Glück zu machen. Beruhigen Sie sich indessen, Eminenz. Er ist nicht ehrgeizig und fünfhunderttausend Francs werden ihm genügen.«

»In der That,« sagte der Cardinal, »dies ist ein Beweis von wahrhaft exemplarischer Bescheidenheit. Unglücklicherweise bezweifle ich, daß der Schatz der sanfedistischen Armee auch nur den zehnten Theil dieser Summe besitzt. Uebrigens können wir uns hierüber sofort Gewißheit verschaffen.«

Der Cardinal schlug auf eine Glocke.

Sein Kammerdiener trat ein. Eben so wie der Cardinal selbst schloß auch Alles, was ihn umgab, nur mit einem Auge.

»Frage einmal Sacchinelli, wie viel wir in Casse haben.«

Der Kammerdiener verneigte sich und ging hinaus.

Nach wenigen Minuten trat er wieder ein.

»Zehntausendzweihundertundfünfzig Dukaten,« meldete er.

»Da sehen Sie — einundvierzigtausend Franks im Ganzen. Es ist dies noch weniger, als ich Ihnen vorhin sagte.«

»Und welche Consequenz habe ich aus Ihrer Antwort zu ziehen, Eminenz?«

»Diese, mein Herr,« sagte der Cardinal, indem er sich auf den Ellbogen aufrichtete und einen verächtlichen Blick auf den Boten warf, »diese: da ich ein ehrlicher Mann bin — und dies ist unbestreitbar, denn wenn ich es nicht wäre, so hätte ich das Zwanzigfache dieser Summe zu meiner Verfügung, so kann ich mit einem Elenden, wie der Herr Oberst Mejean ist, nicht unterhandeln. Hätte ich diese Summe aber auch, so würde ich ihm dasselbe antworten, was ich Ihnen in diesem Augenblicke antworte: Ich bin gekommen, um gegen die Franzosen und Neapolitaner Krieg mit Pulver, Blei und Eisen zu führen, aber nicht mit Gold. Bringen Sie diese meine Antwort mit dem Ausdrücke meiner Verachtung dem Commandanten des Fortes San Elmo.«

Er zeigte dem Boten die Thür, ließ sich auf sein Bett zurücksinken und sagte zu dem Kammerdiener:

»Künftig wecke mich blos wegen wichtiger Dinge.«

Der Bote begab sich wieder nach dem Fort San Elmo hinauf und meldete dem Oberst Mejean die Antwort des Cardinals.

»Nicht übel!« murmelte der Oberst, als er die Meldung des Boten gehört. »Wer hätte geglaubt, daß man bei den Sanfedisten eben so gut ehrliche Leute treffen würde wie unter den Republikanern! Es scheint, als sollte ich durchaus kein Glück haben.«

Achtes Capitel.

Der Sturz des heiligen Januarius und der Triumph des heiligen Antonius.

Am nächstfolgenden Tage mit Tagesanbruch, das heißt am 15. Juni Morgens, bemerkten die Sanfedisten, daß die republikanischen Vorposten geräumt waren, und schoben Recognoscirungsmannschaften vor, die anfangs ziemlich schüchtern verrückten und nur allmählig kecker wurden, denn sie argwohnten eine Schlinge.

In der That hatte Salvato während der Nacht vier Batterien aufpflanzen lassen.

Die eine befand sich an der Ecke des Palazzo Chiatomone, welche die ganze Straße desselben Namens bestrich und ihrerseits wiederum von dem Castello d'Uovo beherrscht ward.

Die andere befand sich hinter einer in aller Eile aufgeworfenen Verschanzung zwischen der Strada Nardonne und der St. Ferdinandskirche.

Die dritte bestrich die Strada Medina.

Die vierte befand sich zwischen Porto Piccolo, wo gegenwärtig das Zollamt ist, und der Immacolatella.

Kaum waren daher die Sanfedisten auf der Höhe der Strada Concezione angelangt, kaum zeigten sie sich am Ende der Strada Manto Oliveto und berührten die Strada Nuova, als die Kanonade auf diesen drei Punkten zugleich loskrachte, und die Sanfedisten sahen, daß sie sich vollständig — getäuscht, wenn sie geglaubt, daß die Republikaner ihnen das Feld vollständig geräumt hätten.

Sie zogen sich deshalb außerhalb Schußweite zurück und flüchteten sich in die Querstraßen, wo Kugeln und Kartätschen sie nicht treffen konnten.

Dennoch aber waren sie von nun an Herren von wenigstens drei Viertheilen der Stadt.

Sie konnten deshalb ganz nach Belieben plündern, sengen und brennen, die Häuser der Patrioten zerstören und die Besitzer morden, braten und fressen.

Seltsamer- und unerwarteterweise aber war der, gegen welchen sich der ganze Zorn der Lazzaroni vor allen Dingen kehrte, der heilige Januarius.

Auf dem Altmarkte, dem Hause des verwunderten Beccajo gegenüber, versammelte sich eine Art Kriegsraath, an welchem auch der Beccajo selbst theilnahm; ein Kriegsraath zu dem Zwecke, über den heiligen Januarius Gericht zu halten.

Man begann damit, daß man in seine Kirche eindrang, trotz des Widerstandes der Canonici, welche niedergeworfen und mit Füßen getreten wurden.

Dann zerschlug man die Thür der Sakristei, in welcher seine Büste mit denen der anderen seinen Hofstaat bildenden Heiligen aufbewahrt wird.

Ein Mann faßte sie unehrerbietig in die Arme, trug sie unter dem von dem Pöbel ausgestoßenen Geschrei: »Nieder mit dem heiligen Januarius!« fort und setzte sie an die Strada Sant Eligio auf einen Eckstein.

Hier hatte man große Mühe die Lazzaroni abzuhalten, die Büste zu steinigen.

Während man aber diese aus der Kirche herausholte, war ein Mann zur Stelle gekommen, welcher durch seine Autorität über das Volk und durch seine Popularität unter dem gemeinen Volke von Neapel ein großes Uebergewicht über die Lazzaroni gewonnen hatte.

Dieser Mann war Fra Pacifico.

Fra Pacifico hatte während der Zeit, wo er Matrose war, zwei- oder dreimal ein Kriegsgericht an Bord seines Schiffes abhalten gesehen. Er wußte daher, wie es dabei zugeing und konnte den Verhandlungen eine gewisse Regelmäßigkeit geben.

Man ging deshalb in die Vicaria, wo man fünf Richtergewänder und zwei Advocatenroben aus der Garderobe holte. Dann begann der Proceß.

Von den beiden Advocaten war der eine der öffentliche Ankläger, der andere der gerichtlich bestellte Vertheidiger.

Der heilige Januarius ward in gesetzlicher Weise verhört. Man fragte ihn nach seinem Namen, seinem Vornamen, seinem Alter, seinen Eigenschaften und verlangte zu wissen, auf welche Verdienste gestützt er zu der hohen Stellung gelangt sei, die er einnehme.

Sein Advocat antwortete für ihn und es darf nicht unerwähnt bleiben, daß dies mit größerer Gewissenhaftigkeit geschah, als die Advocaten sonst zu zeigen pflegen.

Er machte den heldenmüthigen Tod des Heiligen geltend, seine väterliche Liebe zu Neapel, seine Wunder, nicht blos in Bezug auf das Flüssigwerden des Blutes, sondern auch die Heilung Gelähmter, die ihre Krücken weggeworfen, auf fünf Stockwerke hoch heruntergefallene Leute, welche gesund und unversehrt aufgestanden auf die mit dem Sturme kämpfenden Schiffe, welche glücklich in den Hafen gelangt, auf den Vesuv, den er einfach durch seine Nähe ausgelöscht, endlich auf die bei Velletri besiegten Oesterreicher in Folge des Gelübdes, welches Carl der Dritte gethan, während er sich in einem Backofen versteckt hielt.

Zum Unglücke für den heiligen Januarius ward sein bis dahin exemplarisches, klar durchsichtiges Benehmen von dem Augenblicke an, wo die Franzosen in die Stadt einzogen, zweideutig und unklar.

Sein zu der von Championnet im Voraus verkündeten Stunde geschehenes Wunder, so wie alle, die er noch zu Gunsten der Republik bewirkt, waren schwere Anklagen und es kostete ihm Mühe, sich davon rein zu waschen.

Er antwortete, Championnet habe Einschüchterung angewendet, ein Adjutant sei mit fünfundzwanzig Mann Husaren in der Sakristei gewesen und man habe ihm mit dem Tode gedroht, wenn das Wunder nicht geschähe.

Hierauf antwortete man ihm, ein Heiliger, der schon zum Märtyrer geworden, dürfe sich nicht so leicht einschüchtern lassen.

Der heilige Januarius antwortete jedoch mit erhabener Würde, wenn er etwas gefürchtet habe, so habe er es nicht um seiner selbst willen, denn seine Stellung als Glückseliger schützt ihn vor jedem Angriff, wohl aber um seiner lieben Canonici willen gefürchtet, welche weniger geneigt seien als er, zu Märtyrern zu werden. Ihr Schrecken beim Anblick des Pistols des Abgesandten des französischen Generals sei so groß und ihr Gebet so inbrünstig gewesen, daß er demselben nicht zu widerstehen vermocht habe. Hätte er, sie in der Stimmung gesehen, Märtyrer zu werden, so würde ihn nichts bewogen haben, seine Wunder zu verrichten, aufzwingen aber könne er ihnen dieses Märtyrerthum doch nicht.

Es versteht sich von selbst, daß alle diese Gründe siegreich von dem Ankläger widerlegt

worden, der endlich seinen Gegner zum Schweigen brachte.

Man schritt zur Abstimmung und in Folge einer hitzigen Berathung ward der heilige Januarius nicht bloß zur Degradation, sondern auch zum Ersäufen verurtheilt.

Zugleich ernannte man durch Acclamation an seine Stelle den heiligen Antonius — welcher durch Entdeckung *der Strickverschwörung* dem heiligen Januarius seinen letzten Rest von Popularität geraubt — zum Schutzheiligen von Neapel.

Frankreich hatte im Jahre 1789 den lieben Gott entthront, Neapel konnte deshalb im Jahre 1799 auch wohl den heiligen Januarius entthronen.

Man schlang einen Strick um den Hals seiner Büste, schleppte diese durch alle Straßen des alten Neapel und dann in das Lager des Cardinals, welcher das gegen ihn gefällte Urtheil bestätigte, ihn seines Grades als General-Capitän des Königreiches verlustig erklärte, im Namen des Königs seinen Schatz und seine Güter mit Sequestration belegte und nicht bloß den heil. Antonius als seinen Nachfolger anerkannte, sondern auch — und dies bewies, daß er der stattgehabten Revolution nicht fremd war — den Lazzaroni eine ungeheure Fahne überreichte, auf welcher der heilige Januarius gemalt war, wie er vor dem heiligen Antonius floh, der ihn mit einer Ruthe verfolgte.

Was den heiligen Januarius den Fliehenden betraf, so hielt er in der einen Hand ein Paket Stricke und in der andern eine dreifarbige neapolitanische Fahne.

Wenn man die Lazzaroni kennt, so kann man sich einen Begriff von der Freude machen, welche ihnen ein solches Geschenk verursachte, mit welchem Jubelgeschrei es aufgenommen und wie dadurch die Lust zu morden und zu plündern angefacht ward.

Fra Pacifico ward einstimmig zum Fahnenträger ernannt und stellte sich mit der Fahne in der Hand an die Spitze der Procession.

Hinter ihm kam die erste Fahne, auf welcher der Cardinal knieend vor dem heiligen Antonius dargestellt war, der ihm die Strickverschwörung offenbarte.

Diese Fahne ward von dem alten Basso Tomeo getragen, den seine drei Söhne wie eine Leibwache begleiteten.

Dann kam Meister Donato, den heiligen Januarius am Stricke schleppend, denn von dem Augenblick an, wo er verurtheilt war, gehörte er dem Henker gerade so wie ein gewöhnlicher Sterblicher.

Dann folgten Tausende von Männern, bewaffnet mit Allem, was sie auftreiben gekonnt, heulend, brüllend, die Thüren einschlagend, die Hausgeräthschaften durch die Fenster werfend, diese Scheiterhaufen anzündend und eine breite Blutfährte hinter sich lassend.

Uebrigens hatte man aus Aberglauben und aus Spott das Gerücht verbreitet, sämtliche Patrioten hätten sich den Freiheitsbaum auf einen oder den andern Körpertheil tätowieren lassen, und dieses Gerücht diene den seltsamsten Barbareien zum Vorwand. Jeder Patriot, dem die Lazzaroni, sei es nun auf der Straße, sei es in seinem Hause, begegneten, ward entkleidet und mit Peitschenhieben durch die Straßen gejagt, bis der, welcher ihn verfolgte, des Rennens müde, ihm eine Musketen- oder Pistolenkugel in den Leib jagte, um ihm sofort den Garaus zu machen, oder auch bloß in den Schenkel, um ihm ein Bein zu zerschmettern, damit das Vergnügen ein wenig länger dauere.

Die Herzoginnen von Pepoli und Cassano, welche das in den Augen der Lazzaroni unverzeihliche Verbrechen begangen, für die armen Patrioten milde Gaben zu sammeln, wurden

aus ihren Palästen herausgeschleppt. Man schnitt ihnen ihre Ober- und Unterkleider mit Scheren bis unter den Gürtel ab und führte sie, diese keuschen Matronen, welche durch keine Gewaltthat erniedrigt werden konnten, nackt von Straße zu Straße, von Platz zu Platz und dann nach dem Castell Capuana, wo sie in die Gefängnisse der Vicaria geworfen wurden.

Eine dritte Frau hatte ebenso wie sie den Namen einer Mutter des Vaterlandes verdient. Es war dies die Herzogin Fusco, die Freundin Luisas.

Ihr Name ward plötzlich genannt, man weiß nicht von wem — die Sage behauptet, durch einen von denen, welche von ihr Unterstützung genossen.

Sofort ward beschlossen, sie in ihrer Wohnung aufzusuchen und derselben Züchtigung zu unterwerfen. Nur mußte man, um nach Mergellina zu gelangen, die Linie passieren, welche die Republikaner von dem Platze der Vittoria bis zum Castell San Elmo gezogen hatten.

Als sie aber an die Giardini kamen, von denen sie nicht wußten, daß dieselben besetzt waren, wurden sie von einem solchen Musketenfeuer empfangen, daß sie sich zurückziehen und ein Dutzend Todte und Verwundete auf dem Kampfplatz zurücklassen mußten.

Diese Schleppe konnte sie aber nicht bewegen, ihre Absicht aufzugeben.

Sie begaben sich deshalb nach der Salita di San Nicolao de Tolentino. An der Strada San Carlo delle Tartelle stießen sie jedoch auf dasselbe Hinderniß und ließen hier abermals eine Anzahl von Todten und Verwundeten zurück.

Endlich sahen sie ein, daß sie bei ihrer Unkenntniß der von den Republikanern eingenommenen Positionen in irgend eine strategische Linie gerathen wären.

Demzufolge beschlossen sie die Höhe von San Martino, auf welcher sie die Fahne der Patrioten flattern sahen, durch die Strada de l'Infrascato zu umgehen, die Strada San Gennaro Antiquano zu gewinnen und über die Salita del Vomero nach Chiaja hinabzusteigen.

Hier waren sie vollständig Herren des Terrains. Einige machten Halt, um vor der Madonna de Pie di Grotta ihr Gebet zu verrichten, und die anderen — dies war die Mehrzahl — setzten ihren Weg bis über die Mergellina bis zum Hause der Herzogin Fusco weiter fort.

Als sie an dem Löwenbrunnen ankamen, schlug der Führer der Bande vor, das Haus der Herzogin ohne Geräusch zu umzingeln, damit man sich ihrer desto sicherer bemächtigen könne.

Ein Anderer rief jedoch, es gäbe eine Frau, welche noch weit strafbarer sei als die Herzogin Fusco. Es wäre dies die, welche den verwundeten Adjutanten des Generals bei sich aufgenommen, welche die beiden Backer Vater und Sohn, denuncirt und dadurch die Ursache ihres Todes geworden sei.

Diese Frau sei die San Felice.

Auf diese Erklärung erfolgte nur ein Ruf: »Nieder mit der San Flice!«

Und ohne die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um sich der Herzogin Fusco zu bemächtigen, stürzten die Lazzaroni nach dem Palmbaumhause, schlugen die Gartenthüren ein und drangen über den Perron in das Haus.

Das Haus war, wie man weiß, vollständig leer.

Die erste Wuth mochte sich an den Fensterscheiben Luft, die man zerschlug, und dann an den Zimmergeräthschaften, die man zu den Fenstern hinauswarf.

Diese Vernichtung von leblosen Gegenständen erschien aber nichtsdestoweniger sehr bald als ungenügend.

Es dauerte nicht lange, so rief man wieder: »Die Herzogin Fusco! Die Herzogin Fusco! Nieder

mit der Mutter des Vaterlandes!«

Man schlug die Thür des Corridors ein, welcher die beiden Häuser mit einander verband, und stürzte aus dem der San Felice in das der Herzogin.

Schon ein flüchtiger Umblick indem Hause der San Felice genügte, um zu dem Schluß zu berechnen, daß dieses Hans schon seit mehreren Tagen vollständig leergestanden habe, während man auf das der Herzogin Fusco ebenfalls nur einen Blick zu werfen brauchte, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es erst vor wenigen Minuten verlassen worden.

Auf einem mit sehr schönem Silbergeschirr besetzten Tisch standen noch die Ueberreste einer Mahlzeit, in dem Zimmer der Herzogin lagen die von ihr soeben abgeworfenen Ober- und Unterkleider am Boden und verriethen, daß sie unter dem Schutz einer Verkleidung entflohen war.

Hätten die Lazzaroni nicht erst die Zeit damit vergeudet, daß sie das Haus der San Felice plünderten und verwüsteten, so hätten sie die Herzogin, um welcher willen sie einen so weiten Weg gemacht und gegen zwanzig ihrer Leute vergebens geopfert, in ihre Gewalt bekommen.

Ingrimm und Wuth bemächtigten sich der Verfolger. Sie begannen Pistolenschüsse auf die Spiegel abzufeuern, die Tapeten hingegen anzuzünden und die Möbel mit Säbelhieben zu zerhacken, als sie plötzlich mitten in dieser Beschäftigung erschrocken innehielten, denn eine aus dem Garten kommende Stimme schrie ihnen fast unmittelbar in die Ohren:

»Es lebe die Republik! Nieder mit den Tyrannen!«

Ein Cannibalegeheul beantwortete diesen Ruf.

Nun hatten die Lazzaroni also Jemandem an dem sie sich für ihre getäuschten Erwartungen rächen konnten.

Sie verloren deshalb keine Zeit, in den Garten hinabzustürzen.

Dieser Garten bildete ein mit schönen Bäumen bepflanztes und durch Mauern geschlossenes langes Viereck. Da er keinerlei Schutz darbot, so konnte der Unkluge welcher durch jenen herausfordernden Ruf seine Nähe verrathen, den Verfolgern nicht entrinnen.

Die auf den Pausilippo führende Thür des Gartens stand noch offen und es war höchst wahrscheinlich, daß die Herzogin Fusco sich durch diese Thür geflüchtet hatte.

Diese Wahrscheinlichkeit verwandelte sich in Gewißheit, als auf der Schwelle dieser auf den Berg führenden Thür die Lazzaroni ein Taschentuch mit den Anfangsbuchstaben des Namens der Herzogin fanden.

Diese konnte noch nicht weit sein und die Verfolger standen schon im Begriff, in der nächsten Umgebung eine Treibjagd anzustellen, als zum zweiten Male und ohne daß sie errathen konnten, woher er kam, der mit noch größerer Keckheit als das erste Mal ausgestoßene Ruf: »Es lebe die Republik! Nieder mit den Tyrannen!« erscholl.

Wüthend drehten die Lozzaroni sich herum. Die Bäume waren weder stark genug, noch standen sie dicht genug beisammen, um einen Menschen zu verbergen. Uebrigens schien der Ruf auch aus der ersten Etage des Hauses zu kommen.

Ein Theil der Plünderer kehrte in das Haus zurück und eilte die Stufen hinauf, während die anderen im Garten zurückblieben und riefen:

»Werft ihn uns zum Fenster herunter!«

Es war dies auch die Absicht der würdigen Sanfedisten, aber mochten sie suchen, wie sie wollten, und in die Kamine, in die Schränke und unter die Betten schauen, sie fanden auch nicht

den kleinsten Patrioten.

Plötzlich erscholl über den Köpfen derer, die in dem Garten geblieben waren, der revolutionäre Ruf zum dritten Male.

Es war klar, daß der, von welchem dieser Ruf ausging, in den Zweigen einer prachtvollen grünen Eiche versteckt war, welche ihren Schatten über den dritten Theil des Gartens warf.

Aller Augen richteten sich auf den Baum und wühlten in seinem Laubwerke.

Endlich gewahrte man den Papagei der Herzogin Fusco, Nicolinos und Velascos Zögling, welcher während des durch den Einfall der Lazzaroni verursachten Wirrwarrs in den Garten geflogen war und in seiner Angst nichts Besseres zu sagen wußte, als den patriotischen Ruf, welchen ihm die beiden Republikaner gelehrt.

Es bekam dem armen Papagei sehr übel, daß er seine Nähe und seine politische Meinung unter Umständen offenbarte, wo seine erste Sorge darauf hätte gerichtet sein sollen, die eine wie die andere zu verbergen.

Kaum war er entdeckt und als der Schuldige erkannt, so ward er der Zielpunkt der sanfedistischen Musketen. Eine Salve trachte und er stürzte von drei Kugeln durchbohrt am Fuß des Baumes zur Erde herab.

Dies tröstete die Lazzaroni ein wenig über ihr Mißgeschick. Sie waren doch nicht ganz umsonst gekommen. Allerdings ist ein Vogel kein Mensch, aber nichts hat mit gewissen Menschen mehr Aehnlichkeit, als ein Vogel, welcher spricht.

Nachdem man diese Hinrichtung vollzogen, dachte man wieder an den heiligen Januarius, welchen Donato immer noch am Stricke schleppte.

Da man blos zwei Schritte vom Meere entfernt war, so stieg man in ein Boot, ruderte auf die Höhe hinaus, und nachdem man die Büste des heiligen Januarius mehrmals in das Wasser getaucht, ließ Donato mitten unter Geheul und Geschrei den Strick los und der heilige Januarius, welcher wahrscheinlich diesen Augenblick nicht für geeignet hielt, ein Wunder zu thun, verschwand, anstatt wieder auf die Oberfläche des Meeres heraufzukommen, in den Tiefen des Abgrundes.



Neuntes Capitel.

Der Bote.

Von der Höhe der Thurme des Castello Nuovo hatten Luisa und Salvato, erstere auf den Arm des letzteren gestützt, sehen können, was in dem Palmbaumhause und in dem Hause der Herzogin Fusco vorging.

Luisa wußte nicht woher diese Invasion kam und zu welchem Zwecke sie unternommen ward.

Man erinnert sich, daß die Herzogin sich weigerte, Luisa in das Castello Nuovo zu folgen und daß sie sagte, sie wolle lieber in ihrem Hause bleiben, und besäße für den Fall, daß sie von einer ersten Gefahr bedroht wurde, die Mittel zur Flucht.

An der Bewegung, die in der Mergellina vor sich ging, sah man deutlich, daß die Gefahr wirklich ernst war. Luisa hoffte aber, daß es der Herzogin möglich gewesen sei zu entfliehen.

Sie erschrak nicht wenig, als sie die plötzlich krachendes Salve hörte und war weit entfernt zu ahnen, daß dieselbe einem Papagei galt.

In diesem Augenblick berührte ein als Bauer aus den Abruzzen gekleideter Mann Salvatos Schulter.

Dieser drehte sich um und stieß einen Freudenruf aus.

Er erkannte den patriotischen Boten wieder, den er zu seinem Vater geschickt.

»Hast Du ihn gesehen?« fragte Salvato lebhaft.

»Ja, Excellenz,« antwortete der Bote.

»Was hast Du ihm gesagt?«

»Nichts. Ich habe ihm Ihren Brief zugestellt.«

»Und was sagte er zu Dir?«

»Nichts. Er gab mir diese drei Kügelchen, die er von seinem Rosenkranze gezogen.«

»Gut, gut; was kann ich für Dich thun?«

»Mir so viel Gelegenheit als möglich geben, der Republik zu dienen, und wenn alle Hoffnung aufgegeben werden muß, mein Leben für Sie zu lassen.«

»Dein Name?«

»Mein Name ist ein obscurer, der Ihnen keinerlei Aufschluß geben würde. Ich bin nicht einmal Neapolitaner, obschon ich zehn Jahre die Abruzzen bewohnt habe. Ich bin Bürger jener noch unbekanntes Stadt, welche dereinst die Hauptstadt des Menschengeschlechtes sein wird.«

Salvato betrachtete ihn mit Erstaunen.

»Bleibe wenigstens bei uns,« sagte er zu ihm.

»Dies ist nicht bloß mein Wunsch, sondern auch meine Pflicht,« antwortete der Bote.

Salvato reichte ihm die Hand. Er sah ein, daß man einem solchen Manne keinen andern Lohn bieten könne.

Der Bote trat in das Fort, Salvato kehrte zu Luisa zurück.

»Dein Gesicht verkündet mir eine gute Nachricht mein Salvato,« sagte Luisa.

»Ja, dieser Mann hat mir in der That eine gute Nachricht gebracht.«

»Dieser Mann?«

»Sieh diese Rosenkranzperlen.«

»Nun, und?«

»Diese zeigen uns an, daß von diesem Augenblick an ein treu ergebenes Herz und ein beharrlicher Wille über uns wachen und daß, in welcher Gefahr wir uns auch befinden mögen, wir nicht verzweifeln dürfen.«

»Und von wem kommt dieser Talisman, welcher die Macht besitzt, Dir ein solches Vertrauen einzuflößen?«

»Von einem Manne, der mir eine Liebe gelobt hat, welcher der, die ich für Dich empfinde, gleichkommt — von meinem Vater.«

Und Salvato, der, wie man sich vielleicht erinnert, schon Gelegenheit gehabt hatte, Luisa von seiner Mutter zu erzählen, erzählte ihr nun zum ersten Male die furchtbare Geschichte seiner Geburt, sowie er sie am Abend seines Erscheinens in dem Palast der Königin Johanna den sechs Verschwörern erzählt.

Salvato war mit seiner Erzählung beinahe zu Ende, als seine Aufmerksamkeit durch die Bewegung der englischen Fregatte, des »Seahorse« angezogen ward, die, wie wir schon gesagt, der Capitän Ball commandirte.

Diese Fregatte, welche anfangs dem Kriegshafen gegenüber vor Anker lag, hatte, vor dem Castello Nuovo und dem Castello d'Uovo vorbeipassirend, einen weiten Kreis beschrieben, welcher bis an die Mergellina, das heißt bis an die Stelle stieß, wo die über den Vomero herabgekommenen Lazzaroni in dem Palmbaumhause und in dem der Herzogin Fusco das Rachewerk vollführten, welchem wir beigewohnt haben.

Mit Hilfe eines Fernrohrs gewahrte er, daß die Engländer vier Stück Geschütze von schwerem Caliber ans Land schafften und auf der unter dem Namen der »Tuilerien« bekannten Stelle aufpflanzten.

Zwei Stunden später hörte man den Donner einer lebhaften Kanonade am äußersten Ende der Chiaja und mehre Kugeln schlugen in die Mauern des Castello d'Uovo.

Der Cardinal hatte, als er erfahren, daß die Lazzaroni über den Vomero nach Mergellina heruntergekommen waren, ihnen auf demselben Wege eine Verstärkung von Russen und Albanesen geschickt, während der Capitän Ball ihnen Kanonen brachte, die man nicht durch die Infrascata hinauf und dann wieder über den Vomero herunterzuschaffen brauchte.

Dies waren die Kanonen, welche soeben aufgefplant worden und deren Kugeln das Castello d'Uovo's trafen.

In Folge dieser von den Sanfedisten eroberten neuen Position waren die Patrioten nun von allen Seiten eingeschlossen, und es war leicht zu begreifen, daß die Batterie die man errichtet, bei ihrer gedeckten Lage dem Castello d'Uovo großen Schaden zufügen würde.

Bei der fünften oder sechsten Salve sah Salvato, ein Boot von der Flanke des Kolosses abstoßen, welcher mittelst eines Fadens an dem Land befestigt zu sein schien.

Auf diesem Boot befand sich ein Patriot, welcher, als er Salvato auf einem der Thürme des Castello Nuovo erblickte, und an seiner Uniform einen höhern Officier in ihm — erkannte, ihm einen Brief zeigte.

Salvato befahl, daß man das Ausfallspörtchen öffne.

Zehn Minuten später war der Bote bei ihm und der Brief in seiner Hand.

Er las ihn, und da dieser Brief ein allgemeines Interesse zu haben schien, so führte er Luisa in ihr Zimmer zurück, ging in den Hof hinab, ließ den Commandanten Massa und die in dem Castell befindlichen Officiere rufen und las ihnen den folgenden Brief vor:

»Mein lieber Salvato! «

»Ich habe bemerkt, daß Sie mit demselben Interesse wie ich, aber ohne sich eines eben so guten Platzes zu erfreuen, die Auftritte verfolgen, welche soeben in der Mergellina stattgefunden haben.

»Ich weiß nicht, ob Pizzo Falkone, welches Ihnen, wenn auch nur ganz wenig, die Chiaja maskiert, Sie abhält, eben so deutlich wie ich zu sehen, was in den Tuileries vorgeht. Auf alle Fälle werde ich es Ihnen sagen.

»Die Engländer haben dort soeben vier Geschütze ausgeschifft, welche von einem Detachement russischer Artilleristen unter Deckung eines Bataillons Albanesen aufgepflanzt worden sind. Sie hören bereits das Gezwitscher derselben.

»Wenn sie so nur vierundzwanzig Stunden lang pfeifen, so wird dann bloß ein zweiter Josua mit einem halben Dutzend Posaunenbläsern zu kommen brauchen, um die Mauern des Castello d' Uovo zum Einsturz zu bringen.

»Diese Alternative, welche mir ziemlich gleichgültig ist, wird nicht mit derselben Philosophie von den Frauen und Kindern betrachtet, welche sich in das Castello d'Uovo geflüchtet, und bei jeder Kugel, welche die Mauern desselben erschüttert, in Wehklagen und Aechzen ausbrechen.

»Dies ist die Darlegung der ziemlich beunruhigenden Situation, in welcher wir uns befinden.

»Die Lazzaroni sagen, wenn der liebe Gott sich langweile, so öffne er die Fenster des Himmels und betrachte Neapel.

»Nun weiß ich nicht, warum ich glaube, daß der liebe Gott gerade jetzt sich langweile und daß er, um sich heute Abend eine Zerstreung zu machen, eines seiner Fenster öffnen wird, um uns zuzusehen.

»Versuchen wir daher zu seiner Zerstreung beizutragen, indem wir ihm das Schauspiel geben, welches, wenn er so ist, wie ich mir ihn denke, seinen Augen die angenehmste sein muß, nämlich das einer Schaar ehrlicher Leute, welche sich über eine Bande Gesindel hermachen.

»Was meinen Sie dazu? Ich habe zweihundert von meinen Husaren bei mir, welche sich über Steifheit in den Beinen beklagen, und da sie ihre Carabiner, so wie jeder noch ein Dutzend Patronen haben, nichts sehnlicher wünschen, als davon Gebrauch zu machen.

»Wollen Sie meinen Vorschlag Manthonnet und den Patrioten in San Martino kundgeben? Wenn er denselben zusagt, so würde mir eine von ihnen steigengelassene Rakete sagen, daß wir uns um Mitternacht vereinigen würden, um auf dem Platze der Vittoria die Messe zu singen.

»Sorgen wir dafür, daß diese Messe eines Cardinals würdig sei.

»Ihr aufrichtig ergebener Freund

Nicolino.«

Die letzte Zeile dieses Briefes wurde mit lautem Beifall aufgenommen.

Der Gouverneur des Castello Nuovo wollte das Commando des Detachements übernehmen, welches von dem genannten Fort zu dieser nächtlichen Expedition gestellt werden sollte.

Salvato machte ihm jedoch bemerklich, wie seine Pflicht und das Interesse Aller verlange, daß er in dem Castell bleibe, dessen Gouvernement ihm anvertraut worden, um den Verwundeten und den Patrioten, wenn sie zurückgeschlagen würden, die Thore offen zu halten.

Massa fügte sich den Vorstellungen Salvatos, auf den nun ohne Widerspruch das Commando überging.

»Jetzt,« sagte der junge Brigadier, »bedürfen wir vor allen Dingen eines entschlossenen Mannes, der eine Abschrift von diesem Briefe an Manthonnet überbringt.«

»Hier bin ich,« sagte eine Stimme.

Und sich durchs die Menge drängend, näherte sich jener genuesische Patriot, der ihm bei seinem Vater als Bote gedient hatte.

»Unmöglich!« sagte Salvato.

»Und warum unmöglich?«

»Ihr seid vor kaum zwei Stunden angelangt und müßt noch ganz ermüdet sein.«

»Von diesen zwei Stunden habe ich eine geschlafen, und bin nun vollständig ausgeruht.«

Salvato, der den Muth und die Intelligenz seines Boten kannte, bestand nicht weiter auf seiner Weigerung. Er machte eine doppelte Abschrift von Nicolinos Brief und gab sie ihm mit dem Auftrage, sie nur Manthonnet selbst einzuhändigen.

Der Bote nahm den Brief und machte sich auf den Weg.

Durch den Vico della Strada Nuova, die Strada de Monte di Dio, die Strada Ponte di Chiaja und endlich das Gäßchen del Petrigo erreichte der Bote das Kloster San Martino.

Er fand die Patrioten in großer Unruhe. Die Kanonade, welche sie von dem Strande der Chiaja hörten, beschäftigte sie auf unangenehme Weise.

Als sie daher erfuhren, daß es sich darum handelte, die Geschütze zu nehmen, von welchen diese Kanonade ausging, waren sie Alle, und Manthonnet von Allen zuerst, damit einverstanden, daß ein Trupp von zweihundert Mann sich den zweihundert Calabresen Salvato's und den hundert Husarens Nicolino's anschließen sollte.

Eben war man mit dem Lesen des Briefes fertig, als man in den Giardini ein Musketenfeuer hörte.

Manthonnet befahl sofort einen Ausfall, um denen, welche man angriffe, Hilfe zu bringen.

Ehe diese Mannschaften aber noch die Salita San Nicola de Tolentino erreichten, kamen Flüchtlinge nach dem Hauptquartiere herauf, und meldeten, daß der kleine Posten an den Giardini, von einem unerwartet anrückenden Bataillon Albanesen angegriffen, nicht genugsamen Widerstand habe leisten können und durch die Uebermacht genommen worden sei. Die Albanesen hatten keinen Pardon gegeben und nur rasche Flucht hatte diejenigen retten können, welche diese Kunde überbrachten.

Man kehrte wieder nach San Martino zurück.

Dieses Ereigniß war ein verderbliches, besonders in Bezug aus den Plan, den man soeben für die nächstfolgende Nacht verabredet.

Die Verbindungen zwischen San Martino und dem Castell d'Uovo waren nun abgeschnitten.

Wenn man versuchte sich durchzuschlagen, was möglich war, so schlug man sich durch, aber nur indem man zugleich durch das Getöse diejenigen weckte, die man überrumpeln wollte.

Manthonnet war der Meinung, daß man, koste es was es wolle, die Giardini wieder erobere.

Der genuesische Patriot aber, welcher Salvato's Brief überbrachte und sich als einen Mann von seltener Intelligenz und echtem Muthe documentirt, erklärte, er mache sich anheischig, diesen Abend zwischen zehn und elf Uhr die ganze Toledostraße von ihren Lazzaroni zu befreien und somit den Republikanern die Passage zu öffnen.

Manthonnet verlangte von ihm die Mittheilung seines Projectes; der Genuese erklärte sich dazu bereit, wollte es ihm aber nur allein sagen.

Nachdem diese Mittheilung geschehen war, schien Manthonnet das Vertrauen, welches der Bote zu sich selbst hatte, zu theilen.

Man erwartete demgemäß die Nacht.

Beim letzten Glockenschlage des Ave Maria stieg von San Martino eine Rakete in die Lüfte und mahnte Nicolino und Salvato, sich für Mitternacht bereit zu halten.

Um zehn Uhr Abends verlangte der Bote, auf welchen alle Welt die Augen geheftet hielt, weil von dem Gelingen seiner List der Erfolg der nächtlichen Expedition abhing, welche, wie Nicolino meinte, Gott zerstreuen und erfreuen sollte — um zehn Uhr, sagen wir, verlangte der Bote Feder und Papier und schrieb einen Brief.

Dann, nachdem er den Brief geschrieben, zog er seinen Rock aus, eine zerrissene schmutzige Jacke an, vertauschte seine dreifarbige Cocarde gegen eine rothe, steckte den Brief, welchen er geschrieben, zwischen den Ladstock und den Lauf seiner Muskete, gewann, indem er einen großen Umweg machte, die Strada Foria, erschien, als ob er von der Magdalenenbrücke herkäme, in der Magdalenenstraße, öffnete sich mit ungeheurer Anstrengung einen Weg durch die Menschenmenge und gelangte endlich in dem Hauptquartier der beiden Anführer an.

Diese beiden Anführer waren, wie man sich erinnert, Fra Diavolo und Mammone.

Beide wohnten in dem Erdgeschoß des Palastes Stigliana.

Mammone saß eben bei Tische und hatte seiner Gewohnheit gemäß neben sich einen von dem Kopfe eines Todten, vielleicht sogar von dem Kopfe eines Sterbenden frisch abgesägten Hirnschädel stehen, an welchem noch Ueberreste von Gehirn klebten.

Er war allein bei Tische, denn es hatte Niemand Lust, diese Tigermahlzeiten zu theilen.

Fra Diavolo soupierte ebenfalls in einem benachbarten Zimmer.

Neben ihm saß in Männerkleidern jene schöne Francesca, deren Bräutigam getödtet und welche acht Tage später ihm in das Gebirge nachgeflüchtet war.

Der Bote ward zu Fra Diavolo geführt.

Er präsentierte vor diesem das Gewehr und ersuchte ihn, die Depesche entgegenzunehmen, deren Ueberbringer er war.

Diese Depesche war in der That an Fra Diavolo gerichtet und kam, wenigstens angeblich, von dem Cardinal Ruffo.

Der berüchtigte Bandenführer erhielt dadurch Befehl, sofort mit allen Mannschaften, über die er verfügen könnte, nach der Magdalenenbrücke zurückzukehren. Es handelte sich, schrieb der Cardinal, um eine nächtliche Expedition, die nur einem so entschlossenen Mann wie Fra Diavolo anvertraut werden könnte.

Was Mammone betraf, so sollte er, da er mehr als die Hälfte seiner Truppen verloren, sich für diese Nacht zurückziehen, um den nächstfolgenden Tag seinen Posten hinter dem bourbonischen Museum wieder einzunehmen und sich dort zu befestigen.

Der Befehl war von dem Cardinal Ruffo unterzeichnet und eine Nachschrift des Inhalts

beigefügt, daß ihm unverzüglich Gehorsam zu leisten sei.

Fra Diavolo erhob sich, um sich mit Mammone zu berathen.

Der Bote folgte ihm.

Wir haben bereits gesagt, daß Mammone eben bei Tische saß. Sei es nun, daß er dem Boten mißtraute, sei es, daß er einfach den Cardinal eine Ehre erzeigen wollte, kurz, er füllte den Schädel, der ihm als Becher diente, mit Wein und reichte ihn, blutig und noch mit seinem langen Haar versehen, dem Boten, indem er diesen aufforderte, auf die Gesundheit des Cardinals Ruffo zu trinken.

Der Bote nahm den Schädel aus den Händen des Müllers von Sora, rief: »Es lebe der Cardinal Ruffo!« und leerte ihn dann ohne den mindesten Anschein von Ekel auf einen einzigen Zug.

»So ist's gut,« sagte Mammone. »Kehre zu Seiner Eminenz zurück und sage ihm, wir würden ihm gehorchen.«

Der Bote wischte sich den Mund mit dem Aermel, warf die Muskete aus die Schulter und verließ das Zimmer.

Mammone schüttelte den Kopf.

»Ich habe zu diesem Boten kein Vertrauen,« sagte er.

»Allerdings,« sagte Fra Diavolo, »spricht er mit einem eigenthümlichen Accent.«

»Wie wäre es, wenn wir ihn zurückriefen?« fragte Mammone.

Beide eilten nach der Thür.

Der Bote stand eben im Begriff um die Ecke des Vico San Tommaso zu biegen, man sah ihn aber noch.

»Heda, Freund!« rief Mammone.

Der Bote drehte sich um.

»Komm doch noch einmal her,« fuhr der Müller fort. »Wir haben Dir noch etwas zu sagen.«

Der Bote kam mit vollkommen gut gespielter Gleichgültigkeit zurück.

»Was steht zu Diensten, Excellenz?« fragte er, indem er den Fuß auf die erste Stufe des Palastes setzte.

»Ich wollte Dich bloß fragen, aus welcher Provinz Du bist.«

»Ich bin aus der Basilicata.«

»Du lügst!« antwortete ein Matrose, der sich zufällig in der Nähe befand. »Du bist Genuese wie ich, ich erkenne Dich an deinem Accent.«

Noch hatte der Matrose das letzte Wort nicht ausgesprochen, so zog Mammone ein Pistol aus seinem Gürtel und gab Feuer auf den unglücklichen Patrioten, welcher todt niederstürzte.

Die Kugel war ihm mitten durch's Herz gegangen.

»Man säge diesem Verräther den Schädel ab,« sagte Mammone zu seinen Leuten, »und bringe mir ihn mit seinem Blut gefüllt.«

»Aber,« antwortete einer seiner Leute, dem diese Ausgabe ohne Zweifel nicht recht behagte, »Ihr habt ja schon einen auf eurem Tisch, Excellenz.«

»Du wirst den alten wegwerfen und mir den neuen bringen. Von dieser Stunde an schwöre ich, nie zweimal aus einem und demselben zu trinken.«

So starb einer der eifrigsten Patrioten von 1799. Er starb, ohne etwas Anderes zu hinterlassen, als sein Andenken. Was seinen Namen betrifft, so ist er unbekannt geblieben und trotz aller

Nachforschungen, welche der Verfasser dieser Zeilen danach unternommen, ist es ihm doch unmöglich gewesen, denselben zu ermitteln.

Zehntes Capitel.

Der letzte Kampf.

Als Manthonnet den Mann, dessen Plan er kannte und gebilligt hatte, nicht wiederkommen sah, errieth er, was geschehen. Sein Bote war nothwendig gefangen oder todt.

Er hatte diesen Fall aber schon vorgesehen und war bereit, der List, welche fehlgeschlagen, eine anderweite folgen zu lassen.

Er befahl demgemäß sechs Tambours, auf der Höhe der Strada de Infrascata zum Angriff zu trommeln und zwar mit einem Eifer, als ob ein Armeecorps von zwanzigtausend Mann ihnen folgte.

Uebrigens hatten sie Befehl, nicht den neapolitanischen, sondern den französischen Sturmarsch zu schlagen.

Es war augenscheinlich, daß Fra Diavolo und Mammone erlauben würden, der Commandant des Castells San Elmo habe sich endlich entschlossen, sie anzugreifen, so daß sie sich dadurch veranlaßt sehen mußten, den Franzosen entgegenzumarschieren.

Was Manthonnet vorausgesehen, geschah.

Beim ersten Wirbeln der Trommeln warfen Fra Diavolo und Mammone sich auf ihre Waffen.

Dieser weithin schallende Trommelschlag bestätigte den von dem Cardinal ertheilten Befehl.

Ohne Zweifel hatte er, diesen Ausfall voraussehend, Fra Diavolo zu sich zurückzuberufen und Mammone befohlen, sich hinter dem Museo Borbonico zu verschanzen, welches sich dem unteren Ende der Strada de l'Infrascata gerade gegenüber befindet.

»O, o!« rief Diavolo, den Kopf schüttelnd, »ich glaube, Du hast Dich ein wenig übereilt, Mammone, und der Cardinal könnte wohl zu Dir sagen: Kain, was hast Du mit deinem Bruder gemacht?«

»Erstens,« sagte Mammone, »ist ein Genuese nicht mein Bruder und wird es niemals sein.«

»Aber wenn nun nicht der Bote, sondern der genuesische Matrose der Lügner gewesen wäre?«

»Nun, dann würde ich blos einen Schädel mehr bekommen.«

»Welchen denn?«

»Den des Genuesen.«

Und während sie so sprachen, riefen die beiden Anführer ihre Leute zu den Waffen, entblößten die Toledostraße und marschierten eiligst in der Richtung des Museo Borbonico ab.

Manthonnet hörte diesen ganzen Tumult. Er sah Fackeln, welche Irrlichtern glichen und über einem Meer von Köpfen herumhüpften, welches sich von dem Platze des Klosters de Monte Oliveto nach der Salita dei Studi bewegte.

Er begriff, daß der Augenblick da sei, um durch die Strada Taverna Penta und durch den Vico Cariatati in die Toledostraße zu rücken.

In dieser besetzte er mit zweihundert Mann denselben Platz, welchen zehn Minuten vorher Fra Diavolos und Mammone's Vorposten eingenommen hatten.

Sie nahmen sogleich ihren Weg nach dem Largo del Palazzo, denn der gemeinschaftliche

Sammelplatz befand sich am äußersten Ende von Santa Lucia, am Fuße von Pizzo Falkone dem Castello d'Uovo gegenüber.

Das Castello d'Uovo war in der That der Centralpunkt, wenn man annahm, daß Manthonnets Patrioten durch die Giardini und die Strada Ponte di Chiaja heranrückten.

Aber man hat bereits gesehen, daß die Einnahme der Giardini Alles verändert hatte.

Es ging daraus hervor, daß, da Manthonnets Trupp nicht durch die Toledostraße erwartet ward, man ihn in der Dunkelheit für einen Trupp Sanfedisten hielt und der Posten an der St. Ferdinandskirche Feuer für ihn gab.

Einige Mann von Manthonnets Trupp erwiderten das Feuer und die Patrioten standen im Begriff, einander gegenseitig niederzuschießen als Manthonnet allem vorsprang und rief:

»Es lebe die Republik!«

Bei diesem mit Begeisterung von beiden Seiten wiederholten Rufe warfen die Patrioten von den Barricaden und die Patrioten von San Martino sich einander in die Arme.

Zum Glück waren, obschon man gegen fünfzig Schüsse abgefeuert, nur ein Mann getödtet und zwei leicht verwundet worden.

Etwa vierzig Mann von den Barricaden verlangten sich der Expedition anzuschließen und wurden mit lautem Jubel aufgenommen.

Schweigend marschierte man die Riesenstraße hinab und Santa Lucia entlang. Fünfhundert Schritte von dem Castello d'Uovo entfernt bildeten vier Mann von den Barricaden, welche die Parole konnten, die Avantgarde, und damit der vorhin stattgehabte Unfall sich nicht erneuert, ließ man den kleinen Trupp an der St. Ferdinandskirche recognosciren.

Diese Vorsicht war nicht am unrechten Orte.

Salvato hatte sich mit seinen zweihundert Mann Calabresen und Michele sich mit etwa hundert Mann Lazzaroni angeschlossen. Von der Richtung des Castello Nuovo her erwartete man Niemand mehr, und ein so bedeutender über Santa Lucia anrückender Trupp würde einige Unruhe erregt haben.

Mit zwei Worten ward Alles erklärt.

Es schlug Mitternacht. Alle hatten sich glücklich auf dem Sammelplatz eingefunden.

Man zählte sich. Man war ziemlich siebenhundert Mann stark, jeder bis an die Zähne bewaffnet und fest entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen.

Man schwur daher, die Sanfedisten den Tod des aus Mißverständniß erschossenen Patrioten theuer bezahlen zu lassen.

Die Republikaner wußten, daß die Sanfedisten kein Losungswort hatten, sondern einander bloß an dem Rufe: »Es lebe der König!« erkannten.

Der erste Posten der Sanfedisten war in Santa Maria in Portico.

Sie wußten nicht, daß der Angriff der Albanesen auf die Giardini gelungen war.

Die Schildwachen wanderten daher, besonders nachdem sie ein Musketenfeuer in der Richtung von der Toledostraße her vernommen, sich nicht, einen Trupp vorrücken zu sehen, welcher von Zeit zu Zeit den Ruf ausstieß: »Es lebe der König!«

Sie ließen ihn ohne Mißtrauen herankommen und machten sich bereit, mit ihm zu fraternisiren, fielen aber als Opfer ihres Vertrauens einer nach dem andern unter den Dolchen ihrer Feinde.

Erst der letzte hatte eben noch Zeit, sein Gewehr abzufeuern und Alarm zu rufen.

Der Commandant der Batterie, ein alter Soldat, war besser auf seiner Hut als die Sanfedisten, diese improvisirten Soldaten.

Deshalb war er sofort nach dem Schuß und dem Alarmruf mit seinen Leuten unter den Waffen und der Ruf: »Halt!« ließ sich hören.

Die Patrioten begriffen, daß sie erkannt waren,« und stürzten sich nun ohne weiteren Rückhalt unter dem Rufe: »Es lebe die Republik« auf die Batterie.

Dieser Posten war aus Calabresen und den besten Liniensoldaten des Cardinals zusammengesetzt und der Kampf deshalb ein erbitterter. Auf der andern Seite verrichteten Nicolino, Manthonnet und Salvato Wunder der Tapferkeit, welche Michele nach Kräften nachahmte.

Der Kampfplatz bedeckte sich mit Todten und ward zwei Stunden lang mit Blut getränkt.

Endlich blieben die Republikaner Sieger und Herren der Batterie. Die Artilleristen wurden an Ihren Geschützen niedergemacht und die Geschütze selbst vernagelt.

Nach dieser Expedition, welche der Hauptzweck des dreifachen Ausfalls war und da noch eine Stunde Nacht übrig blieb, schlug Salvato vor, sie dazu zu verwenden, daß man das Bataillon Albanesen überrumpelte, welches sich der Giardini bemächtigt und die Verbindung zwischen dem Castello d'Uovo und dem Kloster San Martino abgeschnitten hatte.

Dieser Vorschlag ward mit Enthusiasmus aufgenommen.

Die Republikaner theilten sich nun in zwei Trupps. Der eine rückte unter den Befehlen Salvatos und Micheles durch die Via Pasquale und die Strada Santa Teresa Agiaja und machte, ohne erkannt worden zu sein, in der Strada Nocella hinter dem Palaste del Mastro Halt.

Der andere marschierte unter den Befehlen Nicolino's und Manthonnet's die Strada Santa Caterina hinauf und begann als er an der Strada di Chiaja entdeckt ward, das Feuer.

Kaum hörten Salvato und Michele die ersten Schüsse, als sie durch alle Thüren des Palastes und der Gärten des Vasto drangen, die Mauern der Giardini erstiegen und sich den Albanesen in den Rücken warfen.

Diese leisteten heldenmüthigen Widerstand, einen Widerstand, wie man ihn nur bei Gebirgsbewohnern antrifft; aber sie hatten es mit Verzweifelten zu thun, welche ihr Leben in einem letzten Kampfe aufs Spiel setzten.

Alle, vom ersten bis zum letzten, wurden niedergemacht; auch nicht ein einziger entkam.

Dann ließ man Albanesen und Republikaner durcheinander im blutigen Kothe liegen und ganz berauscht von ihrem Siege wendeten die Sieger die Blicke nach der Toledostraße.

Mammone und Fra Diavolo waren, nachdem sie ihren Irrthum eingesehen und erkannt, daß die Tambours, einen falschen Angriff simulierend, nur dazu dienten, die Wahrheit zu verschleiern, auf ihren Posten in der Toledostraße zurückgekehrt.

Mit einer gewissen Unruhe hörten sie das Getöse des Kampfes in den Giardini.

Nachdem dasselbe seit ungefähr einer halben Stunde aufgehört, hatten sie in ihrer Wachsamkeit ein wenig nachgelassen, als plötzlich durch ein Netz von kleinen Straßen, welches von dem Vico d'Asstito nach dem Vico della Carità führt, eine Menschenlawine sich heranwälzte, welche die Schildwachen und Vorposten auf die Massen zurückwarf, Alles was sich ihr widersetzte, niederschloß oder niederstach und tödtlich und verheerend die ungeheure Schlagader durchzog, in einer Breite von dreihundert Metres das Pflaster mit Leichen bedeckte

und durch die Straßen abfloß, welche sich denen, zu welchen er herausgekommen gegenüber befanden.

Der ganze patriotische Trupp sammelte sich aus dem Largo Castello und in der Strada Medina.

Die drei Anführer umarmten einander, denn in der gleichen extremen Situationen weiß man, wenn man von einander Abschied nimmt, nicht, ob man sich jemals wiedersehen wird.

»Meiner Treu,« sagte Nicolino, als er mit seinen um ein Fünftel reducirten zweihundert Mann das Castell d'Uovo wieder erreichte, »ob Gott sein Fenster aufgemacht hat, weiß ich nicht. Hat er es gethan, so hat er es nicht recht gemacht, denn er würde ein schönes Schauspiel gesehen haben, nämlich Männer, welche lieber sterben, als unter der Tyrannei leben wollen.«

Salvato befand sich dem Castello Nuovo gegenüber.

Der Commandant Massa war wach geblieben und hatte mit Besorgniß das Musketenfeuer gehört, welches erst fern gewesen war und sich dann allmählig genähert hatte.

Als er bei den ersten Strahlen des Tages die Republikaner über den Largo del Castello und die Strada Medina heranrücken sah, öffnete er die Thore und hielt sich bereit, die Kämpfenden aufzunehmen, im Falle sie besiegt wären.

Sie waren aber Sieger und jeder, selbst Manthonnet, konnte jetzt, wo die Communicationen wieder hergestellt waren, den Punkt, von welchem er abmarschiert war, wieder gewinnen.

Das Thor des Castells, welches seinen weiten Rachen geöffnet, schloß ihn demnach hinter Salvator und seinen Calabresen, hinter Michele und seinen um ein Viertheil gelichteten Lazzaroni.

Nicolino hatte sich schon wieder auf den Weg nach dem Castello d'Uovo gemacht und Manthonnet folgte ihm, um den Berg wieder zu gewinnen und das Kloster San Martino zu besetzen.

Die Republikaner hatten beinahe zweihundert Mann verloren, mehr als siebenhundert aber den Sanfedisten getödtet, welche nicht wenig erstaunten, in dem Augenblick, wo sie Sieger zu sein und nichts mehr zu fürchten zu haben glaubten, eine so furchtbare Schleppe davontragen zu müssen.

Dreizehnter Theil.

Erstes Capitel.

Das freie Gastmahl.

Dieser Abend, welcher den Cardinal über das aufklärte, was zur Verzweiflung getriebene Menschen auszurichten vermögen, setzte ihn in Schrecken.

Er hatte die ganze Nacht den Wiederhall jenes Musketenfeuers gehört, ohne jedoch zu wissen, wovon die Rede war,

Bei Tagesanbruch erfuhr er zu seinem Schrecken das in der Nacht stattgehabte Blutbad. Er stieg sofort zu Pferde, und wollte sich selbst genaue Kenntniß von den Vorgängen der Nacht verschaffen.

Demzufolge erreichte er, von Cesare, Malaspina, Lamarra und zweihundert Mann seiner besten Cavalleristen begleitet, das Thor des heiligen Januarius passierend, die Strada Foria, ritt mitten durch die auf dem Largo delle Pigne stehenden Sanfedisten hindurch und durch die Strada dei Studi weiter nach der Toledostraße.

Auf dem Largo Spirito ward er von Fra Diavolo und Mammone empfangen und sah an den düsteren Mienen der beiden Anführer sofort, daß der Bericht über die von den Sanfedisten erlittenen Verluste durchaus nicht übertrieben war.

Man hatte noch nicht Zeit gehabt, die Todten wegzuschaffen und das Blut fortzuschwemmen.

Als der Cardinal auf dem Largo della Carità ankam, wollte sein Pferd nicht weiter, denn es hatte keinen Schritt thun können, ohne auf einen Todten zu treten.

Der Cardinal machte Halt, stieg ab, trat in das Kloster Monte Oliveto und schickte Lamarra und Cesare auf Entdeckung aus, indem er ihnen zugleich bei Strafe seiner Ungnade befahl, ihm nichts zu verschweigen.

Mittlerweile rief er Fra Diavolo und Mammone zu sich und befragte sie über die Ereignisse in der Nacht.

Von dem, was in der Toledostraße vorgegangen war, wußten sie noch gar nichts.

Der Mangel an Zusammenhang der zwischen den verschiedenen sanfedistischen Corps bestand, hielt die Communicationen ab, das zu sein, was sie bei einer regulären Armee gewesen wären.

Die beiden Anführer erzählten, daß sie gegen drei Uhr Morgens von einer Rotte Teufel angegriffen worden seien, die, ohne daß sie gewußt, woher dieselbe käme, und in dem Augenblick, wo sie es am wenigsten gehant, über sie hergefallen wäre.

Ihre unversehens angegriffenen Leute hatten keinen Widerstand geleistet und der Cardinal hatte das Resultat dieses Ueberfalls gesehen.

Die Republikaner waren übrigens verschwunden wie ein Traum, nur hatte dieser Traum zum

Beweis seiner Wirklichkeit einhundertundfünfzig Feinde auf dem Schlachtfeld zurückgelassen.

Der Cardinal runzelte die Stirne.

Dann kamen Cesare und Lamarra ihrerseits.

Die Nachrichten, die sie brachten, lauteten ebenfalls sehr schlimm.

Lamarra meldete, daß das der sanfedistischen Coalition angehörige albanesische Bataillon vom ersten bis auf den letzten Mann niedergemacht worden sei.

Cesare hatte erfahren, daß von dem Posten und der Batterie in der Chiaja nur noch neun Mann übrig waren.

Die von dem englischen Kriegsschiff gelieferten vier Kanonen waren vernagelt und folglich unbrauchbar, und die russischen Artilleristen hatten sich bei ihren Geschützen niedermachen lassen.

Nun hatte in derselben Nacht, das heißt in der so eben verfloßenen, der Cardinal durch einen Boten, der in Salerno an's Land gestiegen war, den vom 14. Juni datierten Brief der Königin erhalten, in welchem Briefe die Königin ihm sagte, daß Nelson's Flotte, nachdem sie Palermo verlassen, um den Thronerben nach Ischia zu bringen, zurückgekehrt sei, um denselben Thronerben auf die von Nelson empfangene Nachricht, daß die französische Flotte von Toulon ausgelaufen sei, wieder ans Land zu setzen.

Es war allerdings nicht sehr wahrscheinlich, daß diese Flotte nach Neapel käme; dennoch aber war es möglich, und dann wäre Ruffo's Unternehmen verloren gewesen.

Ueberdies konnte etwas, was schon einmal geschehen war, auch zum zweiten Male geschehen.

Nach-der Einnahme von Cotrone war die Plünderung so ergiebig gewesen, daß drei Viertel der Sanfedisten, die sich nun genugsam bereichert zu haben glaubten, mit Waffen, Gepäck und Beute desertiert waren.

Nun aber war die Hälfte von Neapel bereits durch die Lazzaroni geplündert und die sanfedistische Armee konnte nicht annehmen, daß die andere Hälfte der Gefahren verlohne, welchen ein jeder sich aussetzte, wenn er blieb.

Der Cardinal machte sich keine Täuschung Seine Armee war mehr eine Rotte hungriger Raben, Wölfe und Geier, als ein Heer von Kriegeren, welche für den Triumph einer Idee oder eines Principis kämpfen.

Das Erste, was man zu thun hatte, war daher, dem Plündern der Lazzaroni Einhalt zu thun, damit auf alle Falle noch etwas für die übrigbliebe, welche einen Marsch von hundert Meilen in der Hoffnung gemacht, selbst zu plündern.

Demzufolge und seinen Entschluß mit der Schnelligkeit der Ausführung fassend, welche eine der hervorragendsten Seiten seines Genies war, ließ der Cardinal sich Feder, Tinte und Papier bringen und verfaßte eine Proclamation, in welcher er das fernere Plündern und Morden auf's Strengste untersagte und zugleich versprach, daß den Insurgenten, welche sofort die Waffen niederlegten, nichts zu Leide geschehen solle, denn es sei Absicht des Königs, ihnen volle und unumschränkte Amnestie zu gewähren.

Man wird zugeben, daß es schwer ist, dieses Versprechen mit den strengen Befehlen des Königs und der Königin in Bezug auf die Rebellen zu vereinigen; wenn man nicht annehmen will, daß der Cardinal wirklich die Absicht hatte, kraft seiner Vollmacht als Alterego des Königs so viel Patrioten zu retten, als in seiner Macht stünde.

Die Folge bewies übrigens, daß dies in der That seine Absicht war.

Er setzte in seiner Proclamation noch hinzu, daß alle Feindseligkeiten gegen jedes Castell und jede Befestigung in dem Augenblick aufhören würde, wo sie zum Zeichen, daß sie die angebotene Amnestie annähmen, die weiße Fahne aufpflanzten, und er bürgte mit seiner Ehre für das Leben der Officiere, welche zu ihm kommen würden, um zu parlamentiren.

Diese Proclamation ward noch denselben Tag gedruckt und an allen Straßenecken, sowie auf allen öffentlichen Plätzen der Stadt, angeschlagen.

Da es leicht möglich war, daß die Patrioten von San Martino, wenn sie nicht in die Stadt herabkämen, von diesen neuen Verfügungen des Cardinals keine Kenntniß erhielten, so schickte er Scipio Lamarra mit einer weißen Fahne und von einem Trompeter begleitet zu ihnen, um ihnen diesen Waffenstillstand melden zu lassen.

Die Patrioten von San Martino, welche von ihrem Erfolg in der vergangenen Nacht und von dem erlangten Resultat noch ganz berauscht waren, denn sie zweifelten nicht, daß sie dieses friedliche Entgegenkommen des Cardinals ihrem Siege verdankten — antworteten, sie seien entschlossen, mit den Waffen in der Hand zu sterben und würden sich zu nichts verstehen, bevor nicht Ruffo und die Sanfedisten die Stadt geräumt hätten.

Aber auch diesmal war Salvato, der die Klugheit des Diplomaten mit dem Muthe, des Soldaten verband, nicht der Meinung Monthonnet's, der im Namen seiner Cameraden beauftragt ward, eine ablehnende Antwort zu ertheilen.

Er begab sich mit den Vorschlägen des Cardinals in der Hand zu dem legislativen Körper, und nachdem er diesem den wahren Stand der Dinge auseinandergesetzt, kostete es ihm keine große Mühe, ihn zu bestimmen, Conferenzen mit dem Cardinal zu eröffnen; weil diese Conferenzen, wenn sie zu einem Vertrag führten, das einzige Mittel seien, den compromittirten Patrioten das Leben zu retten.

Da die Castelle unter dem legislativen Körper standen, so ließ demgemäß letzterer Massa, dem Commandanten des Castello Nuovo, und Aurora, dem Commandanten des Castell d'Uovo, sagen, daß er, wenn sie nicht direct mit dem Cardinal unterhandeltem in ihrem Namen selbst unterhandeln würde.

Etwas Derartiges konnte man jedoch Manthonnet nicht befehlen, denn dieser hing, da er nicht in ein Fort eingeschlossen war, sondern das Kloster San Martino besetzt hielt, nur von sich selbst ab.

Der legislative Körper forderte gleichzeitig Massa auf, sich mit dem Commandanten des Castells San Elmo zu besprechen, nicht damit dieser dieselben Bedingungen erwähne, welche den Commandanten der neapolitanischen Castelle angeboten worden wären — in seiner Eigenschaft als französischer Officier konnte er für sich allein und nach Gutdünken unterhandeln — sondern damit er die Capitulation der anderen Festungen billige und den Tractat mit unterzeichne, weil seine Unterschrift mit Grund als eine Bürgschaft mehr für die Ausführung der Verträge zu betrachten war, denn er war ganz einfach ein Feind, während die Anderen Rebellen waren.

Man antwortete demgemäß dem Cardinal, er habe sich an die ablehnende Antwort der Patrioten von San Martino nicht zu kehren und die von ihm angebotene Amnestie sei angenommen.

Man ersuchte ihm demgemäß den Tag und die Stunde zu bestimmen, wo die Anführer der

beiden Parteien zusammenkommen könnten, um die Grundlinien der Capitulation zu entwerfen.

Während dieses selben Tages, am 19. Juni, ereignete sich jedoch etwas, was sich schon längst hatte erwarten lassen.

Die Calabresen, die Lazzaroni, die Bauern, die Sträflinge und alle jene Raub- und Blutmenschen, welche Sciarpa, Mammone, Fra Diavolo, Panedigrano und anderen Banditen desselben Schlages folgten, um nach Herzenslust plündern und morden zu können, alle diese Menschen, mit einem Worte, beschlossen, als sie die Proclamation des Cardinals sahen, welche den Metzeleien und dem Sengen und Brenners ein Ziel setzte, diesem Befehl nicht zu gehorchen; sondern weiter zu plündern und zu morden.

Der Cardinal schauderte, als er fühlte, wie die Waffe, womit er bis jetzt gesiegt, seinen Händen entsank.

Er gab Befehl, den Gefangenen, welche man in die Gefängnisse bringen wolle, dieselben nicht mehr zu öffnen. Er verstärkte die russischen, türkischen und schweizerischen Corps, welche sich in der Stadt befanden, denn dieselben waren die einzigen, auf die er zählen konnte.

Nun begannen das Volk oder vielmehr die Mörder- und Räuberbanden, welche die Stadt ins Flammen setzten und mit Blut überschwemmtem als sie sahen, daß die Gefängnisse vor den Gefangenen, welche sie dahin brachten, geschlossen blieben, sie ohne Richterspruch zu erschießen und aufzuknüpfen.

Die weniger Grausamen führten die ihrigen zu dem königlichen Commandanten in Ischia, hier aber fanden die Patrioten Speciale, welcher sich begnügte, Todesurtheile über sie zu fällen, ohne sie erst zu verhören, wenn er es nämlich nicht vorzog, sie, um schneller mit ihnen fertig zu werden, ohne Richterspruch in's Meer werfen zu lassen.

Von der Höhe von San Martino, von der Höhe des Castello d'Uovo und von der Höhe des Erster Nuovo sahen die Patrioten mit Entsetzen und mit Wuth Alles, was in der Stadt, in dem Hafen und auf dem Meere vorging.

Empört über dieses Schauspiel standen die Patrioten schon im Begriff, wieder zu den Waffen zu greifen, als der Oberst Mejean, wüthend darüber, daß er weder mit dem Directorium noch mit dem Cardinal Ruffo unterhandeln gekannt, den Republikanern sagen ließ, er habe im Castell San Elmo fünf oder sechs Geißeln, die er ihnen ausliefern würde, wenn die Metzeleien nicht aufhörten.

Unter der-Zahl dieser Geißeln befand sich ein Cousin des Chevalier Micheroux, Lieutenant des Königs, und ein dritter Bruder des Cardinals.

Man setzte Seine Eminenz von dem Stande der Dinge in Kenntniß.

Wenn die Metzeleien fortdauerten, so sollten eben so viel Geißeln, als man Patrioten gemordet hätte, von den Mauern des Castells San Elmo herabgestürzt werden.

Die gegenseitigen Meldungen wurden immer schlimmer und führten natürlich beide Parteien zu einem Vertilgungskriege. Es stand in keiner Weise zu bezweifeln, daß muthige und verzweifelte Männer die von ihnen angedrohten Repressalien auch wirklich in Ausführung bringen würden.

Der Cardinal begriff, daß kein Augenblick zu verlieren sei.

Er rief alle Anführer sämtlicher unter seinem Commando stehenden Corps zusammen und bat sie, ihre Soldaten unter der strengsten Disciplin zu halten, indem er ihnen zugleich, wenn ihnen dies gelänge, die glänzendsten Belohnungen in Aussicht stellte.

Man formierte nun Patrouillen, die bloß aus Unterofficieren bestanden. Die Patrouillen durchzogen die Straßen nach allen Richtungen, und durch Drohungen, Versprechungen und freigebige Geldspenden brachte man es endlich dahin, daß die Flammen erloschen und das Blut aufhörte zu fließen. Neapel athmete auf.

Es bedurfte aber nicht weniger als zweier Tage, um zu diesem Resultat zu gelangen.

Am 21. Junis beschlossen die Patrioten von San Martino und der beiden Castelle, den Waffenstillstand und die Ruhe, welche nach so vielen Anstrengungen die Folge desselben war, zu thun, was die Alten thaten, wenn sie zum Tode verurtheilt waren. Sie beschlossen das sogenannte *freie* Mahl zu halten.

Nur Cesare fehlte, um die furchtbaren Worte: *Morituri te salutant!* entgegenzunehmen.

Es war ein trauriges Fest, bei welchem jeder sein eigenes Leichenbegängniß zu feiern schien, etwas Aehnliches wie jenes letzte Gastmahl der Senatoren von Capua, an dessen Ende mitten unter verwelkten Blumen und beim Tone verhallender Musik man den Giftbecher kreisen ließ, aus welchem achtzig Gäste den Tod tranken.

Der Platz, welchen man dazu wählte, war der vor dem Nationalpalast, heutzutage Platz des Plebiscit.

Damals war er bei weitem nicht so umfangreich, als er gegenwärtig ist.

Der ganzen Länge der Tafel nach wurden Masten ausgepflanzt. Auf jedem derselben flatterte eine weiße Flagge, auf der mit schwarzen Buchstaben die Worte geschrieben standen:

»Freiheit oder Tod!«

Unter dieser Flagge und in der Mitte eines jeden Mastes befand sich eine Gruppe von drei Fahnen, deren unterste Enden die Stirne der Gäste streiften.

Die eine dieser Fahnen war dreifarbig. Es war die Fahne der Freiheit.

Die andere war roth. Sie war das Symbol des Blutes, welches vergossen worden, und dessen, welches noch vergossen werden sollte.

Die- dritte war schwarz. Sie war das Emblem der Trauer, welche das Vaterland einhüllen würde, wenn die einen Augenblick verscheuchte Tyrannei wieder darüber herrschte.

In der Mitte des Platzes, am Fuße des Freiheitsbaumes erhob sich der Altar des Vaterlandes.

Man begann damit, daß man hier die Todtenmesse zu Ehren der für die Freiheit gefallenen Märtyrer hielt.

Der Bischof della Torre, Mitglied des gesetzgebenden Körpers, hielt die Leichenrede.

Dann setzte man sich zu Tische.

Das Mahl war düster, traurig, fast stumm.

Nur dreimal ward es durch einen doppelten Toast auf die Freiheit und den Tod unterbrochen — diese beiden großen Gottheiten, welche von den unterdrückten Völkern angerufen werden.

Von ihren Vorposten aus konnten die Sanfedisten dieses letzte Gastmahl mit ansehen, aber sie verstanden die erhabene Trauer desselben nicht.

Nur der Cardinal berechnete, welche verzweifelten Anstrengungen Menschen fähig sind, welcher sich mit dieser erhabenen Ruhe auf den Tod vorbereiten, und er ward, mochte nun Furcht oder Bewunderung die Ursache sein, in seinem Entschluß, mit ihnen zu unterhandeln, dadurch nur um desto mehr bestärkt.

Zweites Capitel.

Die Capitulation.

Am 19. Juni waren, wie wir bereits gesagt, die Präliminarien der Capitulation zu Papier gebracht worden.

Während des 20. hatte man mitten unter einer Emeute, welche die Stadt mit Blut überschwemmte und zuweilen, einen zufriedenstellenden Ausgang der Unterhandlungen als geradezu unmöglich erscheinen ließ, darüber verhandelt.

Am 21. Mittags war die Emeute beschwichtigt und um vier Uhr Nachmittags hatte das freie Gastmahl stattgefunden.

Endlich am 22. Morgens kam der Oberst Mejean, von der royalistischen Cavallerie escortirt, von dem Castell San Elmo herab, um sich mit dem Directorium zu besprechen.

Salvato sah alle diese Vorbereitungen zum Frieden mit großer Freude.

Die Plünderung von Luisas Hause, das allgemein verbreitete Gerücht, daß sie die Backer denunziert und dass diese Denunciation die Ursache des Todes derselben gewesen, flößten ihm für die Sicherheit der Geliebten die lebhaftesten Besorgnisse ein. Für seine Person jeder Furcht unzugänglich, war er doch, wenn es sich um Luisa handelte, furchtsamer und schüchterner als ein Kind.

Auch eine zweite Hoffnung begann in seinem Herzen zu erwachen. Seine Liebe zu Luisa war immer höher gestiegen und selbst der Besitz hatte sie noch gesteigert.

Da das Verhältniß zwischen Beiden mittlerweile zur allgemeinen Kenntniß gekommen, so war es unmöglich, daß Luisa in Neapel bliebe, und hier die Rückkehr ihres Gemahls abwartete.

Nun aber war es, wahrscheinlich, daß sie die den Patrioten gestellte Alternative, in Neapel zu bleiben oder zu fliehen, benutzen würde, um nicht blos Neapel, sondern auch Italien zu verlassen. Dann gehörte sie wirklich ihm, dann ward sie die Seine auf immer und nichts konnte sie von ihm trennen.

In Bezug auf die Capitulation, welche unter seinen Befehlen diskutiert worden, hatte er Luisa mehrmals absichtlich den Artikel 5 dieser Capitulation erklärt, welcher dahin lautete; daß allen darin inbegriffenen Personen die Wahl zustände, entweder in Neapel zu bleiben, oder sich nach Toulon einzuschiffen.

Luisa hatte bei dieser Erklärung jedesmal geseufzt, ihren Geliebten an ihr Herz gedrückt, aber nichts geantwortet.

Luisa hatte nämlich trotz ihrer innigen Liebe zu Salvato sich noch zu nichts entschlossen, und wich, indem sie die Augen schloß, um die Zukunft nicht zu sehen, vor dem unermeßlichen Schmerze zurück, welchen diese Zukunft, wenn der Augenblick kam, entweder ihrem Gatten oder ihrem Geliebten verursachen mußte.

Allerdings, wäre Luisa frei gewesen, so wäre es für sie wie für Salvato das höchste Glück gewesen, dem Freunde ihres Herzens bis ans Ende der Welt zu folgen. Dann hätte sie ohne Schmerz ihre Freunde, Neapel und selbst dieses kleine Haus verlassen, in welchem ihre so ruhige

und so reine Kindheit von Jugend an verfließen war.

Neben diesem höchsten Glück aber richtete sich ein Schatten empor, den sie nicht verscheuchen konnte.

Wenn sie fortging, so gab sie das Alter des Mannes, der an ihr Vaterstelle vertreten, dem Schmerz und der Vereinsamung preis.

Ach, leider hat jene berauschte Leidenschaft welche man die Liebe nennt, jene Seele des Weltalls, welche den Menschen seine schönsten Thaten und seine größten Verbrechen begehen läßt, und die, so lange der Fehltritt noch nicht geschehen, an Entschuldigungen so sinnreich ist, der Reue und den Gewissensbissen nichts weiter entgegenzusetzen als Theorien und Seufzer.

Auf Salvatos Bitten wollte Luisa nicht ja antworten, und nein zu antworten wagte sie nicht.

Sie hegte im innersten Herzen jene unbestimmte Hoffnung der Unglücklichen, welche nur noch auf ein Wunder der Vorsehung hoffen, um einer verzweifelten Lage entrissen zu werden, in welche sie durch einen Irrthum oder seinen Fehltritt versetzt worden.

Mittlerweile verging die Zeit, und wie wir schon gesagt, kam am 22. Juni Morgens der Oberst Mejean von dem Castell San Elmo herab, um, von der royalistischen Cavallerie escortirt, mit dem Directorium zu conferiren.

Der Zweck seines Besuches war, sich zum Vermittler zwischen den Patrioten und dem Cardinal anzubieten, weil das Directorium die Bedingungen, die es stellte, nicht zu erlangen hoffte.

Man erinnert sich der Antwort Manthonnet's: »Wir werden nicht eher unterhandeln, als bis der letzte Sanfedist die Stadt verlassen hat.«

Da der gesetzgebende Körper wissen wollte, ob die Castelle im Stande wären, die stolzen Worte Manthonnets aufrecht zu erhalten, so ließ er den Commandanten des Castells Nuovo rufen.

Die Sitzungen des legislativen Körpers fanden gegenwärtig im Nationalpalast statt.

Oronzo Massa, dessen Namen wir schon mehrmals genannt, ohne übrigens bei seiner Person zu verweilen, hat in einem Buche wie das, welches wir uns die Aufgabe gestellt zu schreiben, Anspruch auf etwas mehr als bloße Eintragung seines Namens in die Martyrologie des Vaterlandes.

Er war von edler Familie geboren. Schon in jungen Jahren Artillerie-Officier, hatte er, als vor vier Jahren die Regierung die blutige, despotische Bahn betreten, welche durch die Hinrichtung Emmanueles di Dio, Vitaglianos und Gaglianis eröffnet worden, seinen Abschied genommen. Als die Republik proclamirt ward, verlangte er als gemeiner Soldat zu dienen. Die Republik machte ihn zum General.

Er war ein Mann von Beredsamkeit, Unerschrockenheit und erfüllt von erhabenen Gesinnungen.

Cirillo war es, der im Namen der legislativen Versammlung das Wort an Massa richtete.

»Oronzo Massa,« sagte er zu ihm, »wir haben Sie rufen lassen, um von Ihnen zu hören, welche Hoffnung uns noch für Vertheidigung des Castells und die Rettung der Stadt bleibt. Antworten Sie uns offen, ohne weder im Guten noch im Schlimmen etwas zu übertreiben.«

»Sie verlangen, daß ich Ihnen mit voller Offenheit antworte,« entgegnete Oronzo Massa. »Ich werde es thun. Die Stadt ist verloren. Keine Anstrengung selbst wenn jeder Mensch ein Curtius wäre, kann sie retten. Was das Castello Nuovo betrifft, so sind wir noch Herren desselben, aber

blos aus dem Grunde, weil wir Soldaten ohne Erfahrung und ungeübte, durch einen Priester commandirte Banden gegen uns haben. Das Meer, der Binnenhafen und der äußere Hafen sind in der Gewalt des Feindes. Der Palast kann sich gegen Artillerie nicht mehr halten. Die Courtiue ist zerstört, und wäre ich Belagerer, anstatt Belagerter zu sein, so wäre das Castell binnen zwei Stunden in meiner Gewalt.

»Dann nehmen Sie also den Frieden an?«

»Ja, vorausgesetzt daß, wie ich freilich bezweifle, wir denselben unter Bedingungen abschließen, die mit unserer Ehre als Soldaten und Bürger vereinbar sind.«

»Und warum-zweifeln Sie, daß wir den Frieden unter ehrenvollen Bedingungen abschließen? Kennen Sie nicht die welche das Directorium vorschlägt?«

»O ja, ich kenne sie und eben deshalb zweifle ich, daß der Cardinal sie annimmt. Der durch den siegreichen Marsch, der ihn bis unter unsere Mauern geführt hat, übermüthig gemachte, durch den König und die Königin angestachelte Feind wird den Anführern der Republik nicht Leben und Freiheit lassen wollen. Nach meiner Ansicht werden sich daher wenigstens zwanzig Bürger zur Rettung der übrigen opfern müssen. Da dies meine Ueberzeugung ist, so verlange ich zuerst auf diese Liste gesetzt zu werden, oder vielmehr mich selbst darauf zu setzen.«

Und während die Anwesenden von einem Schauer der Bewunderung durchrieselt wurden, schrieb er, an das Bureau des Präsidenten tretend, auf den oberen Rand eines Bogens weißen Papierses mit fester Hand die Worte:

»*Oronzo Massa. — Für den Tod.*«

Lauter Beifall erscholl und wie mit einer einzigen Stimme riefen die Gesetzgeber:

»Alle! Alle! Alle!«

Der Commandant des Castell d'Uovo war in Bezug auf die Unmöglichkeit, sich zu halten, derselben Meinung wie sein Camerad Massa.

Es blieb nun nach Manthonnet, den man zu der Ansicht der noch übrigen Anführer bekehren mußte. Durch seinen wunderbaren Muth verblendet, war es stets der Letzte, welcher sich klugen Rathschlägen fügte.

Man bestimmte, daß der General Massa nach San Martino hinaufgehen und sich mit den am Fuße des Castells San Elmo postierten Truppen besprechen und, wenn er eine Verständigung mit diesen erzielte, den Oberst Mejean benachrichtigen sollte, daß seine Gegenwart dem Directorium nothwendig sei.

Der Commandant des Castello d'Uovo erhielt vom Cardinal freies Geleit.

Der Commandant Massa überzeugte Manthonnet, das Beste, was man thun könne, sei, auf die von dem Directorium vorgeschlagenen, ja sogar auf noch schlimmere Bedingungen hin zu unterhandeln, und setzte verabredetermaßen den Oberst Mejean in Kenntniß, daß man ihn erwartete, um diese Bedingungen dem Cardinal zu überbringen.

So kam es, daß am 22. Juni der Cammandant des Castells San Elmo seine Festung verließ und in die Stadt herabkam.

Er begab sich direct nach dem Hause, welches der Cardinal an der Magdalenenbrücke bewohnte, aber ohne dem Directorium zu verschweigen, daß er kaum hoffe, die gestellten Bedingungen von dem Cardinal angenommen zu sehen.

Er ward sofort bei dem Cardinal vorgelassen und überreichte diesem die schon von dem General Massa und dem Cammandanten Aurora unterzeichneten Artikel der Capitulation.

Der Cardinal, der ihn erwartete, hatte den Chevalier Micheroux, den englischen Commandanten Foote, den Commandanten der russischen Truppen, Bailly, und den Commandanten der ottomanischen Truppen, Achmet, bei sich.

Der Cardinal nahm die Capitulation, las sie und ging mit dem Chevalier Micheroux und den Anführern der englischen, russischen und türkischen Hilfstruppen in ein Nebenzimmer.

Zehn Minuten später trat er wieder ein, ergriff die Feder und schrieb ohne weitere Diskussion seinen Namen unter den Aurora's.

Dann reichte er die Feder dem Commandanten Foote, dieser gab sie seinerseits weiter an den Commandanten Bailly und dieser an den Commandanten Achmet.

Die einzige Forderung, welche der Cardinal stellte, war, daß der Tractat, obschon am 22. unterzeichnet, auf den 18. zurückdatirt werde.

Diese Forderung, auf welche der Oberst Mejean ohne Zögern einging und die für alle Welt ein Geheimniß war, ist Dank der genauen Kenntniß, die wir von jener Epoche haben, und der Correspondenz des Königs und der Königin, welche wir im Jahre 1860 so glücklich waren in unsere Hände zu bekommen, für uns kein Geheimniß.

Der Cardinal wollte, daß das Datum des Tractats ein früheres wäre als das des Briefes, welchen er von der Königin erhalten und der ihm untersagte, unter irgend einem Vormund mit den Rebellen zu unterhandeln.

So konnte er den Vorwand geltend machen, er habe den Brief erst erhalten, als die Capitulation bereits unterzeichnet gewesen sei.

Da wir es hier mit einem rein historischen Punkt zutun haben, so ist es von der größten Wichtigkeit, unseren Lesern genau den Text der zehn Artikel vorzulegen, welche nie anders als unvollständig oder gefälscht in die Oeffentlichkeit gelangt sind.

Es handelt sich um einen furchtbaren Prozeß, in welchem der Cardinal Ruffo, durch die Geschichte oder vielmehr einen Geschichtschreiber, einen parteiischen und schlecht unterrichteten Richter, in erster Instanz verurtheilt, gegen Ferdinand, Caroline und Nelson an die Nachwelt appelliert.

Die Capitulation lautete folgendermaßen:

»Art. 1. — Das Castello Nuovo und das Castello d'Uovo werden dem Commandanten der Truppen Seiner Majestät des Königs beider Sicilien und der seiner Bundesgenossen, des Königs von England, des Kaisers aller Reussen und des Sultans der ottomanischen Pforte mit allen Vorräten an Munition und Proviant, Artillerie und in den Magazinen vorhandenen Effecten aller Art übergeben, welche nach Unterschrift der gegenwärtigen Capitulation durch die Inventur der betreffenden Commissäre zu specificiren sind.

»Art. 2. — Die die Garnison bildenden Truppen werden ihre Forts behalten, bis die Schiffe, von welchen sogleich die Rede sein wird und welche bestimmt sind, Alle, die es wünschen, nach Toulon zu gehen, dahin zu bringen, segelfertig sein werden.

»Art. 3. — Die Besatzungen ziehen mit militärischen Ehren ab, das heißt mit Waffen und Gepäck, unter Trommelschlag, mit brennenden Luntten und fliegenden Fahnen, jede mit zwei Stücken Geschütz. An dem Meeresstrande werden, sie die Waffen ablegen.

»Art. 4. — Die Personen und das bewegliche Eigenthum sämtlicher die beiden Garnisonen bildenden Individuen werden respektiert und dafür gebürgt.

»Art. 5. — Allen obenerwähnten Individuen steht die Wahl frei sich entweder auf

Parlamentärschiffen, welche man dazu verwenden wird, um sie nach Toulon zu bringen, einzuschiffen, oder unbelästigt mit ihren Familien in Neapel zu bleiben.

»Art. 6. — Die in der gegenwärtigen Capitulation festgesetzten Bedingungen erstrecken sich auf alle in den Forts befindlichen Personen beiderlei Geschlechtes.

»Art. 7. — In gleicher Weise der Wohlthaten dieser Bedingungen theilhaftig sind alle von den Truppen Seiner Majestät des Königs beider Sicilien oder von denen seiner Bundesgenossen in den Gefechten, welche vor der Blockade der Castelle stattgefunden, gemachten Gefangenen insoweit sie den regulären Truppen angehören.

»Art. 8. — Der Erzbischof von Salerno, Micheroux, Dillon und der Bischof von Avellino bleiben als Geißeln in den Händen des Commandanten des Fortes San Elmo bis zur Ankunft der ausgewanderten Patrioten in Toulon.

»Art. 9. — Mit Ausnahme der soeben genannten Personen werden sämtliche in den Forts sitzende Geißeln und Staatsgefangenen sofort nach Unterzeichnung der vorliegenden Capitulation in Freiheit gesetzt werden.

»Art. 10. — Die Artikel der vorstehenden Capitulation können nicht eher zur Ausführung gelangen, als bis sie von dem Commandanten des Castells San Elmo gutgeheißen worden sind.

»Gegeben auf dem Castello Nuovo am 18. Juni 1799.

(*Unterz.*) *Massa*, Commandant des Castello Nuovo; *Aurora*, Commandant des Castello d'Uovo; *Cardinal Ruffo*, Generalvicar des Königreiches Neapel; *Antonio*, Chevalier *Micheroux*, Bevollmächtigter Seiner Majestät des Königs beider Sicilien bei den russischen Truppen; *E. T. Foote*, Commandant der Schiffe Sr. Majestät des Königs von Britannien; *Bailly*, Commandant der Truppen Sr. Majestät des Kaisers von Rußland; *Achmet*, Commandant der ottomanischen Truppen.

Unter den Unterschriften der verschiedenen bei der Capitulation beteiligten Anführer las man folgende Zeilen:

»Kraft des von dem Kriegsrath in dem Castell San Elmo am 3. Messidor über den vom 1. Messidor datierten Brief des Generals *Massa*, Commandanten des Castello d'Uovo, gefaßten Beschlusses billigt der Commandant des Castells San Elmo die vorstehende Capitulation.«

»Fort San Elmo am 3. Messidor im Jahre VII der französischen Republik (21. Juni 1799).

»Mejean.«

An demselben Tage, wo die Capitulation wirklich unterzeichnet ward, das heißt am 22. Juni; schrieb der Cardinal, hoch erfreut, zu einem so glücklichen Resultat gelangt zu sein, an den König einen umständlichen Bericht über die ausgeführten Operationen, und beauftragte den Capitän *Foote*, einen der Unterzeichner der Capitulation, diesen Brief dem Könige in eigener Person zu überbringen.

Der Capitän *Foote* machte sich mit dem »Seahorse« sofort auf den Weg nach Palermo.

Er war seit einigen Tagen im Commando dieses Schiffes auf den Capitän *Ball* gefolgt, welchen *Nelson* zu sich zurückberufen hatte.

Am nächstfolgenden Tage ertheilte der Cardinal alle erforderlichen Befehle zur möglichst schnellen Bereitmachung der Schiffe, mittelst deren die patriotische Garnison nach Toulon transportiert werden sollte.

Denselben Tag schrieb er an *Ettore Caraffa*, um ihn aufzufordern, die Forts von *Civitella* und

Pescara unter denselben Bedingungen an Pronio zu übergeben, unter welchen das Castello Nuovo und das Castello d'Uovo übergeben worden waren.

Da er fürchtete, der Graf von Ruvo werde seinem Worte nicht trauen oder in seinem Briefe eine Hinterlist wittern, so ließ er fragen, ob es nicht in einem oder dem andern der Castelle einen Freund von Ettore Caraffa gäbe, zu welchem dieser volles Vertrauen hätte, um diesen Brief an ihn zu befördern und ihm einen genauen Begriff von dem Stande der Dinge zu geben.

Nicolino Caracciolo erbot sich Ueberbringer des Briefes zu sein, empfing denselben aus den Händen des Cardinals und brach auf.

Noch denselben Tag ward ein von dem Generalvicar unterzeichnetes Edict gedruckt, veröffentlicht und angeschlagen.

Dieses Edict erklärte, der Krieg sei beendet es gebe in dem Königreiche weder Parteien nach Factionen, weder Freunde nach Feinde, weder Republikaner nach Sanfedisten mehr, sondern blos nach ein Volk von Brüdern und Bürger unter einem und demselben Könige, der Alle mit gleicher Liebe umfassen wolle.

Die Gewißheit des Todes war bei den Patrioten so groß gewesen, daß selbst die, welche, weil sie den Versprechungen Ruffo's doch nicht vollständig trauten, beschlossen hatten, in die Verbannung zu gehen, diese im Vergleiche zu dem Loose, welchem sie sich aufgespart glaubten, als ein Glück betrachteten.



Drittes Capitel.

Die Auserwählten der Rache.

Mitten unter dem Chor von Freude und Traurigkeit, welches von dieser Masse Verbannter, jenachdem sie mehr am Leben oder am Vaterlande hingen, aufstieg, hielten zwei junge Wesen schweigend und wehmüthig in einem der Zimmer des Castello Nuovo sich umschlungen.

Diese beiden jugendlichen Wesen waren Salvato und Luisa.

Luisa hatte noch keinen Entschluß gefaßt, und erst am nächstfolgenden Tage, am 24. Juni, sollte sie wählen zwischen ihrem Gatten und ihrem Geliebten, ihrem Verweilen in Neapel oder der Abreise nach Frankreich.

Luisa weinte, hatte aber den ganzen Abend nicht die Kraft gehabt, ein Wort zu sprechen.

Salvato hatte lange ebenfalls stumm vor ihren den Knien gelegen. Dann endlich hatte er sie in seine Arme geschlossen und an sein Herz gedrückt.

Die Mitternachtsstunde schlug.

Luisa richtete ihre in Thränen gebadeten und fieberhaft glänzenden Augen empor und zählte nach einander die zwölf Schläge des Hammers auf die Glocke. Dann ließ sie ihren Arm um den Hals des jungen Mannes fallen und sagte:

»O nein, ich werde es niemals können!«

»Was wirst Du niemals können, meine geliebte Luisa?«

»Dich verlassen, mein Salvato! Niemals, niemals!«

»Ha!« rief der junge Mann, freudig aufathmend.

»Gott wird mit mir thun, was er will, und wir werden mit einander entweder leben oder sterben.«

Und sie brach in lautes Schluchzen aus.

»Höre,« hob Salvato wieder an, »wir sind ja nicht gezwungen, in Frankreich zu bleiben. Wo Du hingehen willst, da gehe ich auch hin.«

»Aber deine Stellung als Officier? Deine Zukunft?«

»Opfer um Opfer,« geliebte Luisa. Ich sage Dir nochmals, wenn Du vor den Erinnerungen, die Du hier zurücklässest, bis an's Ende der Welt fliehen willst, so werde ich mit Dir dahin gehen. Da ich Dich so kenne, wie ich Dich kenne, mein Engel, so weiß ich auch, daß es meiner steten Gegenwart und meiner ewigen Liebe bedürfen wird, um Dich deine Leiden vergessen zu machen.«

»Aber ich werde nicht so von hier fortgehen wie eine Undankbare, wie eine Fliehende, wie eine Ehebrecherin. Ich werde ihm schreiben, ich werde ihm Alles sagen; Sein schönes großes, sein erhabenes Herz wird mir dereinst verzeihen, es wird mir Absolution für meinen ertheilen, und erst von diesem Tage an werde ich mir selbst verzeihen.«

Salvato ließ die Geliebte los, näherte sich einem Tische, legte ihr Papier, Feder und Tinte zurecht, kam dann zu Luisa zurück, küßte sie auf die Stirn und sagte:

»Ich lasse Dich allein, fromme Sünderin. Beichte Gott und ihm. Die, über welche der Heiland

seinen Mantel breitete, war seiner Verzeihung nicht würdiger als Du.«

»Du verlässest mich!« rief die junge Frau beinahe erschrocken, allein bleiben zu sollen.

»Dein Wort muß in seiner ganzen Reinheit aus deiner keuschen Seele, deinem hingebenden Herzen fließen. Meine Gegenwart würde den durchsichtigen Krystall nur trüben. In einer halben Stunde werde ich wieder da sein und dann werden, wir einander nicht wieder verlassen.«

Luisa bot dem Geliebten die Stirn. Er küßte sie und verließ dann das Zimmer.

Luisa erhob sich nun, näherte sich ihrerseits dem Tische und nahm an demselben Platz.

Alle ihre Bewegungen besaßen die Langsamkeit, welche sich des Körpers in feierlichen Augenblicken bemächtigt. Ihr stieres Auge schien durch Entfernung und Dunkel hindurch die Stelle erspähen zu wollen, wo der Streich sie treffen, und die Tiefe, bis zu welcher das Schwert des Schmerzes eindringen würde.

Ein wehmüthiges Lächeln umspielte ihre Lippen und sie murmelte kopfschüttelnd:

»O meine armer Freund, wie wirst-Du leiden!«

Dann setzte sie leiser und mit beinahe unverständlicher Stimme hinzu:

»Aber nicht eher, als bis ich selbst gelitten habe.«

Sie ergriff die Feder, ließ ihre Stirn auf die linke Hand sinken und schrieb:

Mein viel geliebter Vater ! Mein barmherziger Freund !

»Warum verließest Du mich, als ich Dir folgen wollte? Warum kamst Du nicht zurück, als ich von dem Gestade Dir, der Du im Sturme verschwandest, nachrief: Weißt Du nicht, daß ich liebe!

»Damals war es noch Zeit! Ich wäre mit Dir gegangen und gerettet gewesen. Du verließest mich und ich war verloren.

»Es waltet ein Verhängniß über uns.

»Ich will mich nicht entschuldigen. Ich will Dir nicht die Worte wiederholen, welche Du, die Hand nach dem Crucifix ausstreckend, am Sterbebette des Fürsten von Caramanico sprachst, als er und ich selbst darauf bestand, daß ich dein Weib würde. Nein, ich habe keine Entschuldigung, aber ich kenne dein Herz. Das Erbarmen wird stets größer sein als der Fehltritt.

»Durch dasselbe Verhängniß, welches mich verfolgt, politisch compromittirt, verlasse ich Neapel und gehe, das Loos der Unglücklichen, welche sich selbst verbannen und unter welchen ich die Unglücklichste bin, theilend, nach Frankreich.

»Die letzten Augenblicke meiner Verbannung gehören Dir, ebenso wie die letzten Stunden meines Lebens Dir gehören werden. Indem ich das Vaterland verlasse, bist Du es, an den ich denke; wenn ich das Dasein verlasse, wirst Du es sein, an den ich denken werde.

»Erkläre dieses unerklärliche Geheimniß. Mein Herz hat gefehlt, meine Seele aber ist rein geblieben. Den besten Theil meines Ich hast Du genommen und behalten. Höre mich, mein Freund; höre mich, mein Vater!

»Ich fliehe noch mehr vor Scham, Dich wiederzusehen, als aus Liebe zu dem Manne, dem ich folge. Für ihn würde ich mein Leben in dieser Welt hingeben, für Dicht aber meine Seligkeit im Jenseits opfern.

»Ueberall, wo ich sein werde, werde ich Dir Kenntniß von meinem Aufenthaltsort geben. Wenn Du meiner bedarfst, so rufe mich und ich werde kommen, um Dir zu Füßen zu sinken.

»Jetzt gestatte mir, Dich für ein unschuldiges Geschöpf zu bitten, welches nicht bloß noch nicht weiß, daß es sein Leben einem Fehltritt verdankt, sondern welches noch nicht einmal weiß,

daß es lebt. Es ist möglich, daß es sich allein auf Erden sieht. Sein Vater ist Soldat und kann im Kampfe fallen; seine Mutter ist eine Verzweifelte und kann sterben.

»Verspreche mir, daß, so lange Du lebst, mein Kind keine Waise sein wird.

»Ich nehme von dem bei den Backers deponierten Geld keinen einzigen Ducato mit.

»Brauche ich Dir wohl erst zu sagen, daß ich an dem Tode dieser Männer vollkommen unschuldig bin? und daß ich lieber alle Martern erdulden als ein Wort gesagt hätte, durch welches sie compromittirt worden wären?

»Von jenem Gelde wirst Du dem Kinde, welches ich Dir für den Fall meines Todes vermacht, einen Antheil aussetzen, dessen Betrag ich in dein alleiniges Ermessen stelle.

»Nachdem ich Dir dies Alles gesagt, wirst Du vielleicht glauben, mein angebeteter Vater, daß ich Dir Alles gesagt; aber dem ist nicht so. Meine Seele ist voll, mein Herz wallt über.

»Seitdem ich angefangen Dir diesen Brief zu schreiben, sehe ich Dich wieder; ich überschau in meinem Herzen die achtzehnjährige Güte, welche Du mir bewiesen, ich strecke Dir die Arme entgegen wie dem Gott, den man anbetet, den man beleidigt hat und vor welchem man sich niederwerfen möchte. O, warum bist Du nicht hier, anstatt zweihundert Meilen von mir entfernt zu sein? Ich fühle, daß ich zu Dir eilen würde und daß, wenn ich mich an dein Herz lehnen könnte, nichts im Stande sein würde, mich davon hinwegzureißen.

»Indessen, was Gott thut, das ist wohlgethan. In den Augen der Welt bin ich jetzt nicht bloß ein undankbares Weib, sondern auch eine rebellische Unterthanin, und habe nicht bloß von deinem verlorenen Glück, sondern auch von deiner compromittirten Loyalität Rechenschaft zu geben. Meine Abreise schützt Dich, meine Flucht rechtfertigt Dich, und Du brauchst bloß zu sagen: »Von einer Ehebrecherin ist es nicht zu verwundern, daß sie auch eine Rebellin geworden ist.«

»Leb wohl, mein Freund; leb' wohl, mein Vater! Wenn Du Dir von meinen Leiden einen Begriff machen willst, so denke an das, was Du selbst gelitten. Du hast nur den Schmerz; ich aber habe auch die Reue.

»Leb' wohl, wenn Du mich vergisest und wenn ich Dir unnütz bin.«

»Wenn Du aber jemals meiner bedarfst: Auf Wiedersehen!

»Dein strafbares Kind, welches aber niemals aufhören wird an dein Erbarmen zu glauben.

Luisa.«

Eben als Luisa diese letzten Worte schrieb, trat Salvato wieder ein.

Sie hörte ihn, drehte sich um und reichte ihm den Brief.

Als er aber das Papier ganz von Thränen benetzt sah und begriff, was sie, während er dasselbe läse, zu leiden haben würde, schob er es zurück.

Sie begriff dieses Zartgefühl ihres Geliebten.

»Ich danke Dir, mein Freund,« sagte sie.

Dann brach sie den Brief zusammen, siegelte ihn und schrieb die Adresse darauf.

»Aber,« sagte sie, »wir soll ich diesen Brief an den Chevalier San Felice befördern? Du siehst ein, nicht wahr, daß nur er und kein Anderer ihn empfangen darf.«

»Die Sache ist sehr einfach,« antwortete Salvato. »Der Commandant Massa hat freies Geleit. Ich werde ihn um Ueberlassung desselben bitten und den Brief selbst zu dem Cardinal mit der Bitte tragen, ihn nach Palermo zu befördern, und ihm sagen, wie viel darauf ankommt, daß er

richtig in die Hände des Adressanden gelange.«

Luisa bedurfte Salvato's Nähe im höchsten Grade. So lang er da war, verscheuchte seine Stimme die Phantome, welche sie umlagerten, sobald er sich wieder entfernt hatte.

Indessen, wie sie gesagt hatte, es war nothwendig, daß dieser Brief an den Chevalier gelangte.

Salvato stieg zu Pferde, Massa gab ihm außer seinem Geleitschein einen Mann mit , damit; dieser ihm seine weiße Fahne vorantrüge, so daß er ohne Unfall im Lager des Cardinals anlangte.

Dieser hatte sich noch nicht schlafen gelegt. Kaum ward Salvato angemeldet, so befahl der Cardinal, ihn sofort vorzulassen.

Der Cardinal kannte ihn dem Namen nach. Er wußte was für Wunder der Tapferkeit er während der Belagerung verrichtet. Selbst tapfer, wußte er die Tapferkeit zu würdigen.

Salvato setzte ihm die Ursache seines Besuches auseinander und fügte hinzu, er habe nicht bloß deshalb in eigener Person kommen wollen, damit der Brief sicher bestellt werde. sondern auch um den außerordentlichen Mann zu sehen, welcher soeben das Werk der Restauration zu Stande gebracht. Trotz des Unheils, welches nach Salvatos Ansicht durch diese Restauration angerichtet ward, konnte er doch nicht umhin, anzuerkennen, daß der Cardinal in seinem Siege gemäßigt und mild gewesen und daß die Bedingungen, die er zugestanden, die eines edelmüthigen Siegers seien.

Während der Cardinal mit der Miene befriedigten Stolzes Salvato's Complimente hinnahm warf er die Augen auf den Brief, welchen Salvato ihm empfahl, und las darauf die Adresse des Chevalier San Felice.

Er stutzte.

»Ist dieser Brief,« fragte er, »vielleicht von der Gattin des Chevalier?«

»Ja, von ihr selbst, Eminenz.«

Der Cardinal ging einige mal unruhig im Zimmer auf und ab, dann blieb er plötzlich vor Salvato stehen und fragte, indem er ihn scharf ansah:

»Interessieren Sie sich für diese Dame?«

Salvato konnte einen Ausdruck des Erstaunens nicht zurückhalten.

»O,« sagte der Cardinal, »es ist nicht eine Frage der Neugier, die ich an Sie thue, und Sie werden dies sogleich sehen. Ueberdies bin ich Priester und ein Geheimniß, welches man mir anvertraut, wird von diesem Augenblick an geheiligtes Vermächtniß.«

»Ja, Eminenz ich interessiere mich für diese Dame und zwar im höchsten Grade.«

»Nun dann, Signor Salvato, lassen Sie mich als einen Beweis der Bewunderung, die ich für Ihren Muth hege, Ihnen leise, ganz leise sagen, daß die Person, für welche Sie sich interessieren, grausam compromittirt ist. Wäre sie in der Stadt und befände sie sich nicht in der Capitulation der Castelle inbegriffen, so müßte man sie sofort entweder in das Castello d'Uovo oder in das Castello Nuovo bringen, und es möglich machen, ihren Eintritt um fünf bis sechs Tage zurückzudatiren.«

»Aber hätte sie selbst im entgegengesetzten Falle immer noch zu fürchten, Eminenz?«

»Nein, meine Unterschrift würde sie hoffentlich decken. Nur tragen Sie in dem einen wie in dem andern Falle Sorge, daß sie gleich mit unter den Ersten eingeschifft werde. Eine sehr mächtige Person verfolgt sie und will ihren Tod.«

Salvato ward todtentbleich.

»Die Signora San Felice,« sagte er mit ersticker Stimme, hat das Castell Nuovo seit Beginn der Belagerung nicht verlassen. Sie hat deshalb Anspruch auf die Capitulation, welche der General Massa mit Ihnen Eminenz, unterzeichnet hat. Ich danke Ihnen jedoch, Herr Cardinal, deswegen nicht weniger für die Warnung, die Sie mir ertheilt, und die ich wohl beachten werde.«

Salvato verneigte sich und wollte sich entfernen; der Cardinal legte ihm aber die Hand auf den Arm.

»Noch ein Wort,« sagte er.

»Ich höre, Eminenz,« antwortete der junge Mann.

Was auch der Cardinal sagen mochte, so war es augenscheinlich, daß er zögerte zu sprechen und daß ein Kampf in ihm vorging.

Endlich behielt die erste Bewegung die Oberhand.

»Sie haben,« sagte der Cardinal, »in Ihren Reihen einen Mann, der nicht mein Freund ist, den ich aber seines Muthes und seines Genies wegen schätze. Diesen Mann möchte ich retten!«

»Ist dieser Mann verurtheilt?« fragte Salvato.

»Ebenso wie die Chevaliere San Felice,« entgegnete der Cardinal.

Salvato fühlte wie der kalte Schweiß ihm an der Wurzel seines Haares perlte.

»Und durch dieselbe Person?« fragte Salvato.

»Ja, durch dieselbe Person,« wiederholte der Cardinal.

»Und Sie sagen, Eminenz, diese Person sei sehr mächtig?«

»Habe ich gesagt sehr mächtig? dann habe ich mich geirrt — ich hätte sagen sollen: allmächtig.«

»Ich kann wohl erraten, Eminenz, daß Sie mir den Mann nennen, welchen Sie mit Ihrer Achtung beehren und den Sie mit Ihrem Schutze decken?«

»Es ist der Admiral Francesco Caracciolo.«

»Und was soll ich ihm sagen?«

»Sie werden ihm sagen, was Sie wollen; Ihnen aber sage ich, daß sein Leben nicht in Sicherheit ist, oder vielmehr nicht eher in Sicherheit sein wird, als bis er mit beiden Füßen außerhalb des Königreiches steht.«

»Ich danke Ihnen, Eminenz, in seinem Namen,« sagte Salvato. »Es soll geschehen, wie Sie wünschen.«

»Dergleichen Geheimnisse vertraut man nur einem Mann an wie Sie, Signor Salvato, und man macht ihm nicht erst Verschwiegenheit zur Pflicht, denn man ist überzeugt, daß er den Werth derselben schon von selbst kennt.«

Salvato verneigte sich.

»Haben Sie,« fragte er, »mir noch andere Aufträge zu ertheilen, Eminenz?«

»Einen einzigen.«

»Welchen?«

»Ein eigentlicher Auftrag ist es nicht, sondern ich möchte Ihnen bloß empfehlen, General, sich künftig mehr zu schonen. Die tapfersten meiner Leute, welche Sie im Kampfe gesehen, beschuldigen Sie der Tollkühnheit. Ihr Brief wird dem Chevalier San Felice zugestellt werden, Signor Salvato. Dies schwöre ich Ihnen hiermit zu.«

Salvato begriff, daß der Cardinal ihn mit diesen Worten verabschiedete.

Er verneigte sich und machte sich abermals unter dem Vortritt des Trägers der weißen Fahne ganz träumerisch auf den Rückweg nach dem Castello Nuovo.

Ehe er aber in dasselbe zurückkehrte, machte er auf dem Hafendamme Halt, stieg in ein Boot und ließ sich in den Kriegshafen rudern, wohin Caracciolo sich mit seiner Flottille geflüchtet hatte.

Die Matrosen hatten sich zerstreut. Nur einige von den Leuten, welche das Deck ihres Schiffes nur im äußersten Nothfalle verlassen, waren an Bord geblieben.

Er erreichte das Kanonenboot, welches Caracciolo in dem Gefechte am 13. Juni getragen.

Es waren nur drei Mann am Bord.

Der eine davon war der Hochbootsmann, ein alter Seemann, der alle Feldzüge des Admirals mitgemacht.

Salvato ließ ihn kommen und befragte ihn.

Noch denselben Morgen hatte der Admiral, als er sah, daß der Cardinal nicht direct mit ihm unterhandelt und daß er nicht in die Capitulation der Castelle inbegriffen war, sich als Bauer verkleidet ans Land setzen lassen und gesagt, man solle sich um seinetwillen keine Sorge machen, denn er habe, bis er das Königreich verlassen können ein sicheres Asyl bei einem seiner Diener, von dessen Treue und Hingebung er überzeugt sei.

Salvato kehrte in das Castello Nuovo zurück, ging in Luisas Zimmer zurück und fand sie vor dem Tische sitzend, den Kopf auf die Hand gestützt, ganz in derselben Haltung, wie er sie verlassen.



Viertes Capitel.

Die englische Flotte.

Es war, wie man sich erinnern wird, am 24. Juni Morgens, wo die neapolitanischen Verbannten das heißt diejenigen, welche glaubten, es sei ferner für sie sicherer, das Vaterland zu verlassen, als in Neapel zu bleiben, sich auf den dazu bereitgemachten Fahrzeugen einschiffen und unter Segel nach Toulon gehen sollten.

Während der ganzen Nacht vom 23. zum 24. Juni hatte man eine kleine Flotte von Tartanen, Felucken und Balancellen zusammengebracht und dieselbe mit Mundvorräthen versehen.

Der Wind kam aber von Westen und versetzte die Fahrzeuge in die Unmöglichkeit, die hohe See zu gewinnen.

Schon mit Tagesanbruch waren die Thürme des Castello Nuovo mit Flüchtlingen bedeckt, welche warteten, daß ein günstiger Wind das Signal zur Einschiffung gäbe. Verwandte und Freunde standen auf den Quais und wechselten Signale mit ihren Taschentüchern.

Mitten unter allen diesen sich bewegenden Armen und geschwenkten Taschentüchern unterschied man eine unbewegliche Gruppe, welche niemanden Zeichen gab, obschon eine derselben angehörige Person augenscheinlich Jemanden unter der am Meeresstrand stehenden Menge zu erkennen suchte.

Die drei Personen, welche diese Gruppe bildeten, waren Salvato, Luisa und Michele.

Salvato und Luisa standen sich Eines auf das Andere stützend. Sie waren allein auf der Welt und Eines dem Andern Alles. Man sah, daß sie mit dieser die Quais bedeckenden Menge nichts zu schaffen hatten.

Michele dagegen suchte zwei Personen: seine Mutter und Assunta.

Nach Verlauf von einigen Minuten erkannte er seine alte Mutter.

Was Assunta dagegen betraf, so blieb diese, sei es nun, daß ihr Vater und ihre Brüder sie abhielten, bei diesem letzten Stelldichein zu erscheinen, sei es, daß ihr Kummer so schmerzlich war, daß sie fürchtete, Michele's Anblick werde ihr denselben unerträglich machen, unsichtbar, obschon Michele's durchdringender Blick sich von den ersten Häusern der Strada del Piliero bis zur Immacolatella erstreckte.

Plötzlich ward die Aufmerksamkeit der Drei ebenso wie die der andern Zuschauer von diesem Gegenstand, so fesselnd derselbe auch war, abgezogen und nach der hohen See gelenkt.

In der That sah man hinter Capri am fernsten Horizont zahlreiche Segel auftauchen. Da diese den Wind im Rücken hatten, so wurden sie schnell größer und kamen näher.

Der erste Gedanke aller dieser armen Flüchtlinge war, daß es die französisch-spanische Flotte sei, welche ihnen zu Hilfe käme, und man begann schon die Eile zu beklagen, womit man die Verträge unterzeichnet hatte.

Dennoch aber wagte keine einzige Stimme auf Zurücknahme der ertheilten Zustimmung anzutragen, oder wenn auch dieser Gedanke in einigen Gemüthern aufstieg, so erstickten diese ihn, ohne ihn vorher ihren Nachbarn mitzutheilen.

Einer von denen aber, welche mit dem Fernrohr in der Hand von dem platten Dache ihres Hauses mit der größten Spannung und Besorgniß diese Schiffe herannahen sahen, war unstreitig der Cardinal.

In der That hatte er denselben Morgen auf dem Landwege zwei Briefe, einen von dem König, den andern von der Königin, erhalten.

Wir theilen dieselben bruchstückweise mit, und der Leser wird daraus ersehen, in welche Verlegenheit der Cardinal dadurch versetzt werden mußte.

»Eminentissime!

»Palermo, 20. Juni 1799.

»Antworten Sie mir noch in Bezug auf einen andern Punkt, der mir schwer auf dem Herzen liegt, den ich aber, offen gesprochen, für unmöglich halte. Man glaubt hier nämlich; daß Sie mit den Castellen unterhandelt haben und daß es diesem Vertrage, zufolge allen Rebellen, selbst Caracciolo, selbst Manthonnet, erlaubt sein wird, Neapel unbelästigt zu verlassen und sich nach Frankreich zu begeben. Sie können sich leicht denken, daß ich dieses Gerücht nicht glaube. Von dem Augenblick an, wo Gott uns befreite, wäre es unsinnig von uns, diese giftigen Nattern am Leben zu lassen, besonders Caracciolo, welcher alle Winkel und Schluchten unserer Küsten kennt. Ha, wenn ich mit den zwölftausend Mann Russen in Neapel einziehen könnte, welche man mir versprochen und welche jener Thugut, unser geschworener Feind, abgehalten hat, nach Italien abzumarschieren! Dann würde ich machen, was ich wollte. Der Ruhm aber Alles zu Ende zu führen, ist Ihnen und unseren wackeren Landleuten vorbehalten, und zwar ohne andern Beistand als den Gottes und seiner unendlichen Barmherzigkeit.

»Ferdinand B.«

Wir lassen nun den Brief der Königin folgen und ändern, ebensowenig als bei dem so eben mitgetheilten Bruchstück, an dem Inhalt keine Sylbe. Man wird darin stets denselben Geist der Heuchelei und Hartnäckigkeit erkennen.

»Ich schreibe Ihnen nicht alle Tagen Eminenz, obschon ich dies gern möchte, denn ich respektiere Ihre schwierigen und mannigfachen Mühewaltungen und empfinde, wie ich ausdrücklich erkläre, die lebhafteste Dankbarkeit für die Versprechungen von Nachsicht und die Ermahnungen zur Unterwerfung, obschon die halsstarrigen- Patrioten sich immer noch nicht haben ergeben wollen.

»Es betrübt mich dies sehr um der Uebel willen, welche diese Halsstarrigkeit zur Folge haben wird und die Ihnen immer mehr den Beweis liefern, daß bei solchen Leuten keine Reue zu hoffen ist.

»Gleichzeitig mit diesem Briefe wird wahrscheinlich Nelson mit seinem Geschwader bei Ihnen ankommen. Er wird den Republikanern den Befehl überbringen, sich ohne Bedingung zu ergeben. Man sagt, Caracciolo werde entrinnen. Dies sollte mir sehr leid thun, denn ein solcher Schurke könnte furchtbar gefährlich werden. Deshalb wünschte ich sehr, daß diese Verräther außer Stand gesetzt würde, Unheil anzurichten.

»Ich fühle, wie sehr die Gräul, welche Sie, Eminenz, in Ihrem Briefe vom 17. dieses dem König erzählen, Ihr Herz betrüben müssen. Was wick jedoch betrifft, so scheint mir, daß wir gethan haben, was wir gekonnt, daß wir mit solchen Rebellen schon allzu nachsichtig umgegangen sind und daß wir, wenn wir mit ihnen unterhandeln, uns nur erniedrigen, ohne

Nutzen davon zu haben.

»Ich sage Ihnen daher nochmals, mit San Elmo, welches sich in den Händen der Franzosen befinden, kann man unterhandeln; wenn dagegen die beiden anderen Castelle sich auf Nelsons Aufforderung nicht sofort und ohne alle und jede Bedingung ergeben so werden Sie mit Gewalt genommen und behandelt werden, wie sie es verdienen.

»Eine der ersten und nothwendigen Maßregeln ist, den Cardinal Erzbischof das Kloster Mante-Virgine oder in irgend ein anderes; dafern er nur außerhalb Diözese ist, gefangen zusetzen. Sie sehen selbst ein Eminenz, daß er nicht mehr Hirt einer Herde sein, welche er irre zu leiten gesucht, noch die Sacramente austheilen kann, mit welchen er so großen Mißbrauch getrieben. Mit einem Wort; es ist unmöglich, daß ein Mann der so unwürdig gesprochen und sein Amt gemißbraucht, ausübender Erzbischof von Neapel bleibe.

»Übrigens gibt es — und Sie werden dies nicht vergessen, Eminenz, — noch viele andere Bischhöfe, die sich in demselben Falle befinden, wie unser Erzbischof. So nenne ich z. B. La Torre, Natale, Vica Equense und Rossini trotz seines Te Deums. Dieser Letztere kann wegen seines in Tarent gedruckten Pastorale ebenso wie viele andere anerkannte Rebellen nicht in der Verwaltung seiner Kirche belassen werden.

»Dasselbe ist mit drei anderen Bischöfen der Fall, welches einen armen Priester denunziert, der kein anderes Verbrechen begangen, als das er gerufen: Es lebe der König! Es sind dies nichtswürdige Mönche und verworfene Priester, welche selbst den Abscheu der Franzosen erregt haben, und ich besteht auf ihrer Bestrafung, weil sie Einfluß auf die öffentliche Meinung äußern, denn welches Vertrauen können die Völker zu diesen angeblichen Seelenhirten haben, wenn sie dieselben gegen den König empören sehen? Und bedenken Sie, wie verderblich würde für diese selben Völker sein, diese Priester als Verräther, Rebellen und Abtrünnige noch ferner ihr heiliges Amt verwalten zu sehen.

»Ich spreche nicht von dem, was Neapel betrifft, denn Neapel ist noch nicht unser. Alle, welche dort herkommen erzählen uns entsetzliche Geschichten davon.

»Es betrübt mich dies tief, aber was können wir thun? Ich lebe fortwährend in Unruhe und Besorgniß und erwarte jeden Augenblick die Nachricht, daß Neapel genommen und die Ruhe daselbst wieder hergestellt ist. Dann werde ich Ihnen meine Ideen mittheilen und dieselben Ihren Kenntnissen und Ihrer Einsicht unterbreiten — einer Einsicht, welche ich mit jedem Tage mehr bewundere und wodurch Ew. Eminenz in den Stand gesetzt worden sind Ihre glorreiche Mission zu übernehmen und ein verlorenes Königreich ohne Geld und ohne Armee wiederzuerobern.

»Es bleibt Ihnen, Eminenz nun ein noch größerer Ruhm vorbehalten, nämlich der, dieses Königreich auf den Grundlagen einer wahren und soliden Ruhe neu zu organisieren.

»Mit jenen Gefühlen der Billigkeit und Dankbarkeit, welche ich meinem treuen Volke verdanke, gebe ich Ihnen Eminenz, anheim, zu bedenken, was während der letztvergangenen sechs Monate geschehen ist, und mit Ihrem Scharfsinn zu entscheiden, was Sie ferner zu thun haben.«

»Die beiden Hamilton begleiten Lord Nelson auf seiner Reise.

»Gestern sah ich Ihre Schwester, Eminenz, und Ihren Bruder Pepe Antonio, der sich vollkommen wohl befindet. Seien Sie überzeugt, Eminenz, daß meine Dankbarkeit sich auf alle Personen erstreckt, die Ihnen angehören, und daß ich überdies bleibe Ihre aufrichtige ewige Freundin

»20. Juni 1799.

»Caroline.«

Diese beiden Briefe, auf welche die Ankunft der Flotte folgte, brachten den Cardinal auf den Gedanken, sich in Bezug auf die Tracte der Aufgabe Nelsons zu widersetzen, während dagegen die Patrioten, als sie das neue, den Sieger von Abukir tragende Schiff die großbritannische Flagge aufhissen sahen, sich, weil sie zu dem englischen Admiral mehr Zutrauen hatten als zu Ruffo, freuten, anstatt nun mit einem Haufen Banditen mit einer großen Nation zu thun zu haben.

In dem Augenblick, wo Nelson die rothe Flagge aufgezogen und dieselbe durch einen Kanonenschuss bekräftigt hatte, sah man mitten in denn Rauche, der die Flanke des Schiffes einhüllte, die Jolle des Commandanten abstoßen.

Diese Jolle in welcher sich zwei Officiere, ein Bootsmann und zehn Ruderer befanden, steuerten in gerader Linie nach der Magdalenenbrücke und der Cardinal zweifelte nun keinen Augenblick mehr daran, daß er es sei, den die in der Jolle kommenden Officiere suchten.

In der That landeten sie in der Marinella.

Als der Cardinal sah, daß sie sich bei auf dem Quai herumschlendernden Lazzaroni erkundigten, und in der Voraussetzung, daß diese Erkundigungen den Zweck hatten, seine Wohnung zu erfahren, schickte er ihnen seinen Secretär Sacchinelli mit dem Auftrage entgegen, sie zu ihm zu führen.

Einen-Augenblick später meldete man, dem Cardinal die Capitäne Ball und Truebridge.

Die beiden Officiere traten in das Cabinet des Cardinals mit jener den Engländern eigenthümlichen Steifheit, einer Steifheit, die durch den hohen Rang, welchen Ruffo in der katholischen Prälatur einnahm, nicht vermindert ward, denn Ball und Truebridge waren Protestanten.

Es schlug vier Uhr. Truebridge, welcher der Ältere von beiden war, näherte sich dem Cardinal, welcher seinerseits den Beiden Officieren einen Schritt entgegengegangen war, und überreichte ihm ein großes Couvert mit dem rothten Wappensiegel Englands.

Da das Nachfolgende eine schwere Anklage gegen das Andenken Nelson's enthält, so halten wir es für nicht unnöthig, nochmals zu sagen, daß alle hier angeführten Briefe bis auf die kleinsten Billets historisch sind, und daß wir, wenn es sein müßte, diese Briefe autographirt mittheilen könnten, denn die Originale stehen zu unserer Verfügung.

Der Cardinal richtete sein Benehmen nach dem der beiden Boten, machte eine leichte Verbeugung erbrach das rothe Siegel und las Folgendes:

»Am Bord des »Donnerers«³⁰ drei Uhr Nachmittags im Golf von Neapel.

»Eminenz!

»Mylord Nelson ersucht mich, sie zu benachrichtigen; daß er von dem Capitän Foote, Commandant der Fregatte »Seahorse« eine Abschrift von der Capitulation empfangen, welche Sie angemessen gefunden mit den Commandanten des Castello San Elmo, des Castello Nuovo und des Castello d'Uovo abzuschließen. Er mißbilligt diese Capitulationen vollständig und ist entschlossen, mit der imposanten Streitmacht, welche er die Ehre hat zu commandiren, nicht neutral zu bleiben. Demzufolge hat er die Capitäne Truebridge und Ball, welche die Schiffe »Culloden« und »Alexander« commandiren, an Sie abgesendet. Diese beiden Capitäne sind von

Mylords Nelson's Meinungen vollkommen unterrichtet und werden die Ehre haben, dieselben Ihnen, Eminenz, ausführlich darzulegen. Mylord hofft, daß Sie, Eminenz, derselben Ansicht sein werden wie er und daß er morgen mit Tagesanbruch mit Ihnen gemeinschaftlich operieren können wird. Das Ziel kann nur ein und dasselbe sein, nämlich den gemeinsamen Feind zu besiegen und die rebellischen Unterthanen der Gnade Seiner sicilischen Majestät anheimzugeben.

»Ich habe die Ehre zu sein

»Ew. Eminenz gehorsamer Diener

»W. Hamilton,
»außerordentlicher Gesandter Seiner britischen
Majestät bei Seiner sicilischen Majestät.«

Welchen Widerstand Ruffo auch erwartet haben mochte, so hatte er doch niemals geglaubt, daß dieser Widerstand in so positiver und imposanter Weise zu Tage treten würde.

Er las den in französischer, das heißt in der diplomatischen Sprache geschriebenen Brief zum zweiten Male. Der Brief war von Sir William nicht bloß mit seinem Namen, sondern auch mit einem vollen Titel unterzeichnet, und es war daher klar, daß Sir William nicht bloß in Mylord Nelson's, sondern auch in Englands Namen sprach.

In dem Augenblick, wo, wie wir gesagt haben, der Cardinal den Brief zum zweiten Mal gelesen, fragte der Capitän Truebridge sich leicht verneigend:

»Haben Sie gelesen, Eminenz?«

»Ja, mein Herr, ich habe gelesen,« antwortete der Cardinal, »ich gestehe Ihnen aber, daß ich nicht verstanden habe.«

»Sie werden aber aus Sir Williams Briefe ersehen haben, Eminenz, daß wir, Capitän Ball und ich, da wir von Mylords Absichten vollständig unterrichtet sind, alle Fragen beantworten können, welche es Ihnen beliebt wird an uns zurichten.«

»Ich werde bloß *eine* thun, mein Herr.«

Truebridge verneigte sich leicht.

»Bin ich, fuhr der Cardinal fort, meiner Vollmacht als Generalvicar entsetzt, und ist jetzt Mylord Nelson damit bekleidet?«

»Ob Sie, Eminenz, Ihrer Vollmacht als Generalvicar entsetzt sind und ob Lord Nelson damit bekleidet ist, wissen wir nicht, wohl aber wissen wir, daß Mylord Nelson die Befehle der sicilischen Majestäten empfangen, daß er die Ehre gehabt hat, Ihnen, Eminenz, seine Absichten kundzugeben und daß er für den Nothfall zwölf Linienschiffe zu seiner Verfügung hat, um seinen Absichten Nachdruck zu geben.«

»Und haben Sie mir in Mylord Nelsons Auftrage weiter nichts mitzutheilen, mein Herr?«

»O doch. Wir haben Sie, Eminenz, um eine positive Antwort auf die Frage zu bitten: Würde im Falle einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen die Rebellen Mylord Nelson auf Ew. Eminenz Mitwirkung rechnen können.«

»Erstens, meine Herren, gibt es keine Rebellen mehr, denn die Rebellen haben ihre Unterwerfung erklärt. Von dem Augenblick an aber, wo es keine Rebellen mehr gibt, ist es überflüssig, gegen dieselben zu Felde zu ziehen.«

»Diese Subtilität hat Mylord Nelson vorausgesehen, und ich werde daher in seinem Auftrage

die Frage so stellen: Werden Sie Eminenz für den Fall, daß Mylord Nelson gegen die, mit welchen Sie unterhandelt haben, marschieren würde, gemeinschaftliche Sache mit ihm machen?«

»Die Antwort wird ebenso klar sein, als die Frage, mein Herr. Nicht bloß werden ich und meine Leute nicht gegen die marschieren, mit welchen ich unterhandelt habe, sondern ich werde mich auch mit meiner ganzen Macht einer Verletzung der von mir unterzeichneten Capitulation widersetzen.«

Die englischen Officiere wechselten einen Blick. Es war klar, daß sie diese Antwort erwartet hatten und daß es ganz besonders die war, welche sie zu holen gekommen waren.

Der Cardinal fühlte, wie ihm der Zorn durch alle Glieder rieselte.

Dabei bedachte er jedoch, daß die Sache eine sehr ernste Wendung nehmen könne und er deshalb jeden Zweifel beseitigen müsse, so daß eine nähere Erklärung mit Lord Nelson unumgänglich nothwendig werden würde.

»Hat Mylord Nelson,« sagte er, »den Fall vorausgesehen daß ich eine Conferenz mit ihm zu haben wünsche, und sind Sie, meine Herren, für diesen Fall autorisiert, mich an Bord seines Schiffes zu bringen?«

»Mylord Nelson hat uns in dieser Beziehung nichts gesagt, Herr Cardinal, dennoch aber haben wir vollen Grund zu glauben, daß ein Besuch von Ihnen ihm stets zur Ehre und zum Vergnügen gereichen würde.«

»Mein Herr,« sagte der Cardinal, »dies erwartete ich von Ihrer Courtoisie. Wenn wir vielleicht aufbrechen wollen — ich bin bereit.«

Und er mochte eine Bewegung nach der Thür.

»Wir,« antwortete Truebridge, sind bereit, Ihnen zu folgen, Eminenz. Wenn Sie bereit sind, so bitten wir uns den Weg zu zeigen.«

Der Cardinal ging rasch die in den Hof führende Treppe hinunter, lenkte seine Schritte nach dem Strande und winkte der Schaluppe heranzukommen.

Die Schaluppe gehorchte, der Cardinal sprang, sobald sie nahe genug war, mit der Gewandtheit eines jungen Mannes hinein, und setzte sich zwischen die beiden Officiere auf den Ehrenplatz. Auf das Commando: »Vorwärts!« senkten sich die zehn Ruder in das Meer und die Schaluppe flog mit der Schnelligkeit eines Vogels über die Wogen hinweg.

Fünftes Capitel.

Die lesbische Nemesis.

Der Cardinal war mit seinem Purpurgewand bekleidet. Nelson, der auf dem Deck seines Schiffes stand und das Fernrohr an sein noch übriges Auge hielt, erkannte ihn und ließ ihn durch hundert Kanonenschüsse begrüßen.

Als der Cardinal die Ehrentreppe erreichte, sah er Nelson, der ihn auf der ersten Stufe erwartete.

Beide verneigten sich gegen einander, konnten aber kein Wort wechseln.

Nelson sprach weder italienisch noch französisch; der Cardinal verstand allerdings das Englische, sprach es aber nicht.

Nelson zeigte dem Cardinal den Weg nach seiner Cajüte.

Hier fand er Sir William und Emma Lyonna. Er erinnerte sich nun jener Stelle im Briefe der Königin, wo es hieß:

»Die beiden Hamilton begleiten Lord Nelson auf seiner Reise.«

Dies ging folgendermaßen zu:

Der Capitän Foote, welcher von dem Cardinal abgesendet worden war, um die Capitulation nach Palermo zu befördern, war auf der Höhe der lybarischen Inseln der englischen-Flotte begegnet, und da er Nelson's Schiff an der Admiralsflagge erkannte, gerade auf dieses zugesteuert. Nelson seinerseits hatte das »Seahorse« erkannte und Befehl zum Beilegen gegeben.

Der Capitän Foote stieg in das Boot und begab sich an Bord des »Donnerers« .

Der »Vanguard« war dermaßen zerschossen, daß man ihn besonders in Bezug auf einen etwa bevorstehenden Kampf für unbrauchbar hatte erklären müssen, und wir haben bereits gesagt, daß Nelson seine Flagge am Bord des neuen Schiffes übertragen hatte.

Foote welcher nicht erwartete dem Admiral zu begegnen, hatte keine Abschrift von der Capitulation genommen, da er sie aber mit unterschrieben und mit der größten Aufmerksamkeit gelesen und diskutiert, so konnte er Nelson nicht bloß davon in Kenntniß setzen, sondern ihm auch die Ausdrücke sagen, in welchen sie abgefaßt war.

Gleich bei den ersten Worten, welche der Capitän Foote sprach, sah er, wie das Gesicht des Admirals sich verdüsterte.

In der That steuerte er auf dringende Bitte der Königin und um ihretwillen von den Befehlen des Admirals Keith, den ihm befohlen, dem französischen Geschwader entgegenzusegeln und es anzugreifen, abweichend, mit vollen Segeln nach Neapel, um Ruffo im Namen der sicilischen Majestäten den Befehl zu überbringen, mit den Republikanern unter keinem Vorwand zu unterhandeln.

Jetzt, nachdem er bereits ein Drittel des Weges zurückgelegt, erfuhr er nun, daß er zu spät ankommen winde, und daß die Capitulation bereits seit zwei Tagen unterzeichnet war.

Da dieser Fall nicht vorausgesehen war, so mußte Nelson neue Instructionen abwarten.

Demzufolge befahl er dem Capitän Foote seinen Weg mit möglichster Beschleunigung weiter

fortzusetzen, während er selbst liegen bliebe und vierundzwanzig Stunden auf ihn wartete.

Der Capitän Foote kehrte auf sein Schiff zurück und fünf Minuten später spaltete dasselbe die Wogen mit der Schnelligkeit des Thieres, dessen Namen es trug.

Noch denselben Abend ging er auf der Rhede von Palermo vor Anker.

Die Königin bewohnte ihre Villa, die Favorita. Dieselbe stand ungefähr eine Wegstunde von der Stadt, welche sich selbst den Beinamen der Glücklichen gegeben.

Der Capitän sprang in einen Wagen und ließ sich nach der Favorita fahren.

Der Himmel glich einem mit Goldsternen gestickten blauen Teppich und der Mond übergieß das reizende Thal, welches nach Castellamare führt, mit seinem Silberlicht.

Der Capitän nannte sich und ließ melden, daß er von Neapel käme und Ueberbringer wichtiger Nachrichten sei.

Die Königin promenierte eben mit Lady Hamilton, die beiden Freundinnen waren nach dem Strande gegangen um die doppelte Frische der Nacht und des Meeres einzuathmen.

Der König war allein in der Villa.

Foote, welcher die Macht kannte, die Caroline auf ihren Gemahl ausübte, war unschlüssig, ob er nicht lieber zuerst die Königin aufsuchen solle, als ihm plötzlich gesagt ward, daß der König, der seine Ankunft erfahren, ihm sagen ließe, er erwarte ihn.

Nun konnte von längerem Zögern keine Rede mehr sein. Diese Einladung des Königs war ein Befehl und der Capitän verfügte sich daher zu ihm.

»Ah, Sie sind es, Capitän,« sagte der König, als er ihn erkannte. »Man sagt, Sie bringen Nachrichten von Neapel. Sind dieselben gut oder schlecht?«

»Die Nachrichten, die ich bringe, Sire, sind, wenigstens meiner Ansicht nach, ganz vortrefflich, denn ich kann Ihnen mittheilen, daß der Krieg beendet, daß Neapel genommen ist und daß es in zwei Tagen in Ihrer Hauptstadt keinen einzigen Republikaner und in acht Tagen in Ihrem Königreiche keinen einzigen Franzosen mehr geben werde.«

»Wie meinen Sie das?« entgegnete der König. »Kein Franzose mehr im Königreich, das laß ich mir gefallen — je weiter diese tollen Bestien von uns entfernt sind, desto besser wird es sein. Aber kein Patriot mehr in Neapel! Wo sollen diese denn sein? Auf dem Boden des Meeres?«

»Nicht ganz, aber sie werden mit vollen Segeln nach Toulon schwimmen.«

»Na, zum Teufel, mir soll das gleich sein! Dafern man mich nur ihrer entledigt, so verlange ich weder etwas Besseres noch etwas Anderes. Ich sage Ihnen aber im voraus, Capitän, daß die Königin nicht zufrieden damit sein wird. Und wie kommt es, daß diese Menschen nach Toulon segeln, anstatt in den Gefängnissen von Neapel zu sitzen?«

»Der Cardinal hat sich genöthigt gesehen, mit ihnen zu capituliren.«

»Der Cardinal hat trotz der Briefe, die wir ihm geschrieben, mit den Rebellen capitulirt? Und unter welchen Bedingungen hat er capitulirt?«

»Sire, hier ist ein Couvert, in welchem sich eine Abschrift des von dem Cardinal geschlossenen Vertrages befindet.«

»Das geben Sie der Königin selbst, Capitän Ich befasse mich damit nicht. Zum Teufel! Die erste Person, an welche sie, nachdem sie Ihre Depesche gelesen, Capitän die Hand legt, wird eine schlimme Viertelstunde verleben.«

»Der Cardinal zeigte uns seine Vollmacht als Generalvicar, und nachdem wir diese Vollmacht

gelesen, unterzeichneten wir den Tractat gleichzeitig mit ihm.«

»Sie haben also ebenfalls mit unterzeichnet?«

»Ja, Sire — ich im Namen Großbritanniens, Bailly im Namen Rußlands und Achmet Bey im Namen der Pforte.

Und Sie haben Niemanden von der Capitulation ausgeschlossen?«

»Nein, Niemanden.«

»Zum Teufel! Nicht einmal Caracciolo? Wohl auch nicht einmal die San Felice?«

»Nein, Niemanden.«

»Mein lieber Capitän, ich werde sofort meinen Wagen anspannen lassen und nach Ficuzza abreisen. Ziehen Sie sich aus dieser Angelegenheit, so gut Sie können. Eine allgemeine Amnestie nach einer solchen Rebellion! Das ist noch nicht dagewesen. Was werden meine Lazzaroni sagen, wenn man ihnen nicht das Vergnügen macht, wenigstens ein Dutzend Republikaner aufzuknüpfen? Sie werden sagen, ich sei ein Undankbarer.«

»Und wer wird es verhindern, daß man sie aufknüpfe?« fragte die gebieterische Stimme der Königin, welche als sie gehört, es sei ein englischer Officier mit wichtigen Nachrichten bei dem König angelangt, sich sofort nach den Gemächern ihres Gemahls begeben und nachdem sie hier, ohne gesehen zu werden, eingetreten, die von Ferdinand ausgesprochenen Worte des Bedauerns gehört hatte.

»Unsere Herren Alliierten, Madame, welche mit den Rebellen unterhandeln und ihnen, wie es scheint, Sicherheit des Lebens garantiert haben,« sagte der König.

»Und wer hat gewagt dies zu thun?« fragte die Königin mit solcher Wuth, daß man sie mit den Zähnen knirschen hörte.

»Der Cardinal, Majestät,« antwortete der Capitän Foote in ruhigem, gefaßtem Tone, »und wir mit ihm.«

»Der Cardinal?« wiederholte die Königin, indem sie ihrem Gemahl einen Seitenblick zuwarf, als ob sie sagen wollte:

»Da siehst Du! So handelt deine Creatur.«

»Und Seine Eminenz,« fuhr der Capitän fort, bittet Euer Majestät von der Capitulation Kenntniß zu nehmen.«

Gleichzeitig überreichte er der Königin das Couvert.

»Es ist gut, mein Herr,« sagte diese. »Wir danken Ihnen für die Mühe, die Sie sich gegeben.«

Damit kehrte sie dem Capitän den Rücken.

»Ich bitte um Verzeihung, Majestät,« sagte der Capitän Foote immer noch mit derselben Ruhe: »ich habe mich erst der Hälfte meines Auftrages entledigt.«

»Nun, dann entledigen Sie sich der andern Hälfte so schnell als möglich,« sagte die Königin. »Sie können sich denken, daß ich große Eile habe, dieses merkwürdige Actenstück zu lesen.«

»Ich werde mich so kurz als möglich fassen, Majestät,« fuhr der Capitän fort. »Auf der Höhe der liparischen Inseln begegnete ich dem Admiral Nelson. Ich theilte ihm den Inhalt der Capitulation mit und er befahl mir, Euer Majestät Befehle einzuholen und ihm dieselben sofort zu überbringen.«

Die Königin hatte sich bei den ersten Worten wieder herumgedreht und verschlang, den englischen Capitän fest anschauend, keuchend jedes seiner Worte.

»Sie sind dem Admiral begegnet?« rief sie. »Er erwartet meine Befehle? Dann ist noch nicht Alles verloren. Kommen Sie mit, Sire.«

Vergebens aber sah sie sich nach dem König um. Dieser war verschwunden.

»Es thut nichts,« sagte sie. »Ich brauche Niemanden, um zu thun, was mir zu thun übrig bleibt.«

Dann wendete sie sich wieder zu dem Capitän und sagte:

»In einer Stunde; Capitän sollen Sie Ihre Antwort haben.«

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Einen Augenblick später hörte man die Klingel der Königin wüthend läuten. Die diensthabende Ehrendame der Königin war an diesem Tage die Marquise de San Clemente. Dieselbe kam herbeigeeilt.«

»Ich habe Ihnen eine gute Neuigkeit mitzutheilen, liebe Marquise,« sagte die Königin. »Ihr Freund Nicolino wird nicht gehängt werden.«

Es war das erste Mal, daß die Königin im Gespräch mit der Marquise auf die Liebschaften der letzteren anspielte.

Diese empfing den Stoß in die volle Brust, und war einen Augenblick lang wie betäubt. Dennoch aber war sie nicht die Frau welche eine solche Anrede ohne Antwort gelassen hätte.

»Ich wünsche,« sagte sie, »erstens mir dann aber auch Euer Majestät Glück dazu. Ein enthaupteter oder gehängter Caracciolo läßt auf einer Regierung stets einen furchtbaren Flecken zurück.«

»Aber nicht, wenn sie die Königinnen ohrfeigt³¹ denn dann erniedrigen sie sich zu pöbelhaften Grobianen, und auch nicht, wenn sie gegen die Könige conspiriren denn dann erniedrigen sie sich zu Verräthern.«

»Hoffentlich,« entgegnete die Marquise von San Clemente, »haben Euer Majestät mir nicht die Ehre erzeigt, mich rufen zu lassen, um mit mir eine historische Discussion zu beginnen.«

»Nein,« sagte die Königin, »ich habe Sie vielmehr rufen lassen, um Ihnen zu sagen, daß, wenn Sie Ihre Glückwünsche Ihrem Geliebten selbst überbringen wollen, Sie nichts hier zurückhält.«

Die Marquise von San Clemente verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung.

»Und dann,« fuhr die Königin fort, »um Lady Hamilton sagen zu lassen, daß ich sie augenblicklich erwartete.«

Die Marquise verließ das Zimmer und die Königin hörte, wie sie ihrem Lakai befahl, Emma Lyonna zu benachrichtigen.

Die Königin ging rasch nach der Thür, riß dieselbe zornig auf und rief mit jener gellenden Stimme, welche bei ihr den Paroxysmus der Wuth verkündete:

»Warum übertragen Sie diesen Befehl einem Andern, Marquise, wenn ich denselben Ihnen ertheilt habe?«

»Weil ich, da ich nicht mehr in Ew. Majestät Diensten stehe, von Niemanden Befehle zu empfangen habe, nicht einmal von der Königin.«

»Uns mit diesen Worten verschwand sie in den Corridors.

»Unverschämte!« rief Caroline. »O, wenn ich mich nicht räche, so sterbe ich vor Wuth.«

Emma Lyonna kam eiligst herbei und sah wie die Königin sich auf einem Sopha wälzte und mit ihren schönen Zähnen in die Polsterkissen biß.

»Ach, mein Gott! Was fehlt Ihnen, Majestät? Was ist geschehen?«

Als die Königin Emma Lyonnas Stimme vernahm, richtete sie sich empor und sprang wie eine Pantherkatze auf die schöne Engländerin zu.

»Was geschehen ist, fragst Du Emma? Weiter nichts, als daß, wenn Du mir nicht zu Hilfe kommst, das Königthum auf immer entehrt ist, und daß mir nichts übrig bleibt, als nach Wien zurückzukehren und dort als einfache Erzherzogin von Oesterreich zu leben.«

»Mein Gott, und ich komme ganz erfreut herbeigeeilt! Man sagte mir, es sei Alles vorüber, Neapel sei genommen, und ich stand schon aus dem Punkt, nach London zu schreiben, damit man uns das Neueste und Frischeste an Ballroben zu den Festen schicke, zu welchen, wie ich voraussah, Ihre Rückkehr Anlaß geben würde.«

»Du sprichst von Festen! Wenn wir unsere Rückkehr nach Neapel durch Feste feiern, dann wird man sie Feste der Schmach nennen können. O dieser erbärmliche Cardinal!«

»Aber, Majestät!« rief Emma, »ist es denn der Cardinal, der Sie in so gewaltigen Zorn versetzt hat?«

»Ach, wenn Du erfahren wirst, was dieser falsche Priester gethan hat!«

»Er kann nichts thun, was Ihnen das Recht gäbe, sich selbst umzubringen, wie Sie zu thun scheinen. Was sind dies für rothe Flecken auf Ihren schönen Armen? Erlauben Sie mir diese Spuren von Ihren Zähnen mit meinen Lippen zu tilgen. Was sind dies für Thränen, die in Ihren schönen Augen brennen? Lassen Sie mich dieselben mit meinem Athem kühlen! Was sind das für Bisse, die Ihre Lippen bluten machen? Lassen Sie mich dieses Blut durch meine Küsse aufsaugen. O, diese böse Königin, welche mild und gnädig ist gegen Alle, nur nicht gegen sich selbst.«

Und während Lady Hamilton so sprach, berührte sie mit ihrem Munde Carolinens Arme, dann ihre Augen und dann ihre Lippen.

Der Busen der Königin schwoll, wie als ob sich zu ihrem Zorn ein sanfteres, aber nicht weniger mächtiges Gefühl gesellte.

Sie schlang ihre Arme um Emma's Hals und zog sie mit sich auf ein Sopha.

»Ja, ja, Du allein liebst mich!« sagte sie, indem sie ihr ihre Liebkosungen mit einem gewissen Grade von Wuth zurückgab.

»Und ich liebe Sie für Alle,« antwortete Emma, durch die Umarmungen der Königin halb erstickt; »glauben Sie mir dies, meine königliche Freundin.«

»Wohlan, wenn Du mich wahrhaft liebst,« sagte die Königin, »dann ist jetzt der Augenblick gekommen, es mir zu beweisen.«

»Befehlen Sie, Majestät, und ich werde gehorchen, weiter kann ich nichts sagen.«

»Du weißt wohl, was geschehen ist, nicht wahr?«

»Ich weiß, daß ein englischer Officier angekommen ist, um Ihnen im Auftrage des Cardinals eine Capitulation zu überbringen.«

»Sieh,« sagte die Königin, indem sie auf mehrere auf dem Teppich zerstreut umherliegende zerknitterte Papierfetzen zeigte, da liegt seine Capitulation. Ha! Mit diesen Verworfenen zu unterhandeln! Ihnen Sicherheit des Lebens zu verbürgen, ihnen Schiffe zu geben, um sie nach Toulon zu bringen! Als ob die Verbannung eine hinreichende Strafe für das Verbrechen wäre, welches sie begangen! Und dies, dies,« fuhr die Königin mit verdoppelter Wuth fort, »nachdem ich geschrieben, Niemanden Gnade angedeihen zu lassen.«

»Auch nicht einmal dem schönen Rocca Romana?« fragte Emma lächelnd.

»Rocca Romana,« sagte die Königin, »hat seine Fehler dadurch, daß er zu uns zurückgekehrt ist, wieder gutgemacht. Doch darum handelt es sich nicht,« fuhr die Königin, indem sie Emma an ihre Brust drückte, fort. «Höre wohl, es bleibt mir noch eine Hoffnung und ich habe Dir schon gesagt, diese Hoffnung beruht ganz auf Dir.»

»Dann, meine schöne Königin,« sagte Emma, indem sie Carolinens Haar theilte und sie auf die Stirn küßte, »wenn Alles von mir abhängt, so ist nichts verloren.«

»Von Dir und von Nelson,« sagte die Königin.

Ein Lächeln von Emma Lyonna antwortete der Königin beredter, als Worte, wie bejahend sie auch gewesen wären, es hätten thun können.

»Nelson,« fuhr die Königin fort, »hat den Tractat nicht mit unterzeichnet und er muß sich deswegen weigern, denselben zu ratificieren.«

»Ich glaube aber, in seiner Abwesenheit hätte der Capitän Foote in seinem Namen unterzeichnet?«

»Gerade in diesem Umstande liegt die Pointe. Nelson wird sagen, daß, da er dem Capitän Foote keine Vollmacht ertheilt, dieser auch nicht das Recht gehabt habe, zu thun, was er gethan hat.«

»Nun und?« fragte Emma.

»Nun, Du mußt Nelson dahinbringen — und für Dich Zauberin, wird das etwas Leichtes sein. — Du mußt ihn dahinbringen, daß er es mit dieser Capitulation ebensomacht wie ich — daß er sie nämlich in Fetzen reißt.«

»Man wird es versuchen,« sagte Lady Hamilton mit ihrem Sirenenlächeln. »Aber wo ist Nelson?«

»Er kreuzt auf der Höhe der liparischen Insel. Er erwartet Foote mit meinen Befehlen. Wohlan diese Befehle wirst Du ihm überbringen. Glaubst das er sich freuen würde Dich zu sehen? Glaubst Du, daß es ihm entfallen werde, diesen Befehlen, wenn dieselben einer nach dem andern deinem Munde entfallen, zu widersprechen?«

»Und wie lauten Ihre Befehle, Majestät?«

»Kein Vertrag, keine Gnade! Verstehst Du? Ein Caracciolo zum Beispiel, der uns beschimpft, der mich verrathen hat, dieser Mensch soll frank und frei ausgehen, vielleicht um in Frankreich Dienste zu nehmen und später zurückzukommen, um die Franzosen an irgend einem schutzlosen Küstenpunkt unseres Königreiches wieder ans Land zu setzen? Sprich, willst Du nicht auch wie ich, daß dieser Mann sterbe?«

»Ich, will Alles, was meine Königin will.«

»Wohlan, deine Königin die dein gutes Herz kennt, will, daß Du ihr schwörst, Dich durch keine Bitte kein Flehen erweichen zu lassen. Schwöre mir daher, daß Du, sähest Du auch die Mütter, die Schwestern, die Töchter der Verurtheilten vor Dir knieen,« Du doch antworten würdest, was ich selbst antworten würde: Nein! nein! Nein!«

»Ich schwöre Ihnen, meine theure Königin, ebenso unerbittlich zu sein als Sie.«

»Wohlan, weiter verlange ich nichts. O theure Freundin meines Herzens, Dir werde ich den schönsten Diamant meiner Krone, die Würde; zu verdanken haben, denn ich schwöre Dir meinerseits, wenn dieser schimpfliche Vertrag zur Ausführung käme, so würde ich niemals in meine Hauptstadt zurückkehren.«

»Und nun,« sagte Emma lachend, »wäre Alles besprochen bis auf eine Kleinigkeit. Sir William wird mir nicht hinderlich sein, aber dennoch kann ich nicht so allein auf dem Meere umhersegeln und Nelson aufsuchen, ohne von meinem Gemahl begleitet zu sein.«

»Dafür laß mich sorgen,« sagte die Königin »Ich werde ihm einen Brief an Nelson mitgeben.«

»Und wir, was werden Sie mir mitgeben?«

»Erstens diesen Kuß,« antwortete die Königin, indem sie ihre Lippen leidenschaftlich auf die Emmas drückte, »und dann Alles was Du willst.«

»Gut,« sagte Emma« indem sie sich erhob, »Noch meiner Rückkehr werden wir unsere Rechnungen ausgleichen.«

Dann setzte sie, indem sie der Königin eine ceremoniöse Verbeugung machte hinzu:

»Wann Euer Majestät befehlen — Ihre unterthänige Dienerin ist bereit.«

»Es ist keine Minute zu verlieren. Ich habe diesem Dummkopf von Engländer versprochen, daß er in einer Stunde meine Antwort haben solle.«

»Werde ich die Königin wiedersehen?«

»Ich werde Dich erst in dem Augenblick verlassen, wo Du in das Boot steigst.«

Der Königin kostete es, wie sie vorausgesehen, keine Mühe, Sir William zu bestimmen, ihre abschlägige Antwort zu befördern, und eine Stunde, nachdem sie den Capitän Foote verlassen, forderte sie denselben auf, den mit ihren schriftlichen Befehlen versehenen Sir William an Bord seines Schiffes zu empfangen.

Die eigentlichen Befehle aber waren die, welche Emma zwischen zwei Küssen erhalten und welche sie aus dieselbe Weise Nelson übermitteln sollte.

Ganz wie sie versprochen, verließ die Königin ihre Freundin erst aus dem Quai von Palermo und fuhr so lange sie in dem Dunkel ihr nachschauen konnte, fort, ihr durch Schwenken ihres Tuches ein wiederholtes Lebewohl zuzurufen.

So war es gekommen, daß William Hamilton und Emma Lyonna sich am Bord des »Thunder« oder »Donnerer« befanden.

Aus dem Briefe, welchen der Cardinal empfangen, hat man ersehen, daß die Mission der schönen Gesandtin vollständig gelungen war.

Als der Cardinal in die Cajüte des englischen Admirals trat, warf er einen raschen Blick auf die beiden Personen, die er darin antraf.

Sir William saß in einem Lehnstuhl vor einem Tisch, auf welchem man Tinte, Federn und Papier und auf diesem Papier die Fetzen der von der Königin zerrissenen Capitulation sah.

Emma Lyonna lag auf einem Sopha und da man jetzt in den heißen Monaten des Jahres stand, so fächelte sie sich mit einem Fächer von Pfauenfedern Kühlung zu,

Nelson, der hinter dem Cardinal eingetreten war, zeigte ihm einen Sessel und setzte sich ihm gegenüber auf die Laffette einer Kanone, welche den kriegerischen Schmuck seiner Cajüte bildete.

Als Sie William den Cardinal eintreten sah, erhob er sich, Emma Lyonna aber begnügte sich, ihn einfach durch seine Kopfbewegung zu begrüßen.

Auf dem Verdeck war der Empfang, der dem Cardinal Ruffo durch die Mannschaft zu Theil geworden, trotz der hundert Kanonenschüsse womit man seine Ankunft begrüßt, nicht viel höflicher gewesen, und hätte der Cardinal, die von den Matrosen gesprochene Sprache ebenso

gut verstanden, als er die von Pope und Milton geschriebene Sprache verstand, so hätte er sich ganz gewiß bei dem Admiral über die seinem Gewand und seinem Charakter zugefügten Beschimpfungen beklagt, von welchen eine der am wenigsten schweren und welche Nelson nicht zu hören sich stellte, lautete: »Werft ihn in's Wasser, diesen papistischen Hummer!« Ruffo begrüßte die beiden Ehegatten mit einer Miene, die halb Säbel, halb Rosenkranz war, und sagte, sich zu dem Gesandten Englands wendend: »Sir William, ich freue mich Ihnen hier zu begegnen, nicht bloß weil Sie, wie ich wenigstens hoffe, als Dolmetscher zwischen Mylord Nelson und mir fungieren werden, sondern auch weil der Brief, den Sie mir die Ehre erzeigt, mir zu schreiben, die Regierung, welche Sie repräsentieren, mit in die Frage verwickelt.«

Sir William verneigte sich.

»Ich bitte Sie, Eminenz,« antwortete er dann, »Mylord Nelson zu sagen, was Sie auf diesen Brief zu antworten haben, und ich werde die Ehre haben, diese Antwort so treu als möglich zu übersetzen.«

»Ich habe zu antworten, daß, wenn Mylord in der Bai von Neapel eher angelangt und über die geschehenen Ereignisse besser unterrichtet gewesen wäre, er die Verträge, anstatt zu mißbilligen, ebenso wie ich und mit mir unterzeichnet haben würde.«

Sir William übermittelte diese Antwort dem Lord Nelson, welcher mit verneinendem Lächeln den Kopf schüttelte.

Dieses Zeichen brauchte nicht übersetzt zu werden Ruffo biß sich auf die Lippe.

»Ich beharre dennoch dabei, zu glauben,« fuhr der Cardinal fort, »daß Mylord Nelson entweder nichts weiß, oder schlecht berathen gewesen ist. In dem einen wie in dem andern Falle kommt es mir zu, ihn über die Situation aufzuklären.«

»Klären Sie uns auf, Herr Cardinal. Auf alle Fälle wird es nicht schwer sein. Aufklärung durch Wort oder Beispiel ist eine Ihrer Pflichten.«

»Ich werde mich bemühen,« sagte der Cardinal mit seinem seinen Lächeln, »obschon ich das Unglück habe, zu Ketzern zu sprechen, was mir, wie Sie selbst zugeben werden, die Aufgabe bedeutend erschwert.«

Nun war die Reihe, sich auf die Lippe zu beißen, an Sir William.

»Sprechen Sie,« sagte er; »wir hören Sie.«

Der Cardinal begann nun in französischer Sprache — beiläufig bemerkt der einzigen, welche man bis jetzt gesprochen — die Erzählung der Ereignisse vom 13. und 14. Juni. Er schilderte den furchtbaren Kampf gegen Schipani, die Vertheidigung des Pfarrers Toscano und seiner Catalanen, welche es vorgezogen hatten, sich lieber in die Luft zu sprengen, als sich zu ergeben. Mit seltener Treue entwarf er das Bülletin eines jeden Tages vom 14. bis zu jenem mörderischen Ausfall in der Nacht vom 18. zum 19. wobei die Republikaner die Batterien der Stadt vernagelt, ein ganzes Bataillon Albanesen vom ersten bis zum letzten Mann niedergemacht, die Toledostraße mit Leichen besäet und selbst nur etwa zehn bis zwölf Mann verloren hatten.

Endlich kam er auf die Nothwendigkeit, in welche er sich versetzt gesehen, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, in der Ueberzeugung, daß eine abermalige Schlappe die Sanfedisten entmuthigen würde, welche, wie er offen gestehen müsse, mehr raublustige Plünderer seien als Soldaten, welche in guten wie in bösen Tagen bei ihrer Fahne ausharren.

Er setzte hinzu, da er durch den König selbst erfahren, daß eine französisch-spanische Flotte im mittelländischen Meer kreuze, so habe er gefürchtet, daß diese Flotte nach dem Hafen von

Neapel steuere, wodurch dann Alles wieder in Frage gestellt worden wäre.

Deshalb und vorzüglich aus diesem Grunde habe er sich beeilt, sich zum Meister der Castelle zu mache, um den Hafen in Vertheidigungszustand halten zu können.

Der Cardinal schloß damit; daß er sagte, da die Capitulation von beiden Seiten freiwillig und in guten Glauben geschlossen worden, so müsse sie auch gewissenhaft beobachtet werden und jedes andere Verfahren könne nur eine Verletzung des Völkerrechtes sein.

Sir William übersetzte Nelson diese lange Vertheidigungsrede zu Gunsten der Heiligkeit der Verträge; als er aber auf die Befürchtung kam, welche der Cardinal gehegt, die französische Flotte wieder auf der Rhede von Neapel zu sehen, unterbrach Nelson den Uebersetzer und sagte im Tone des beleidigten Stolzes:

»Wußte der Herr Cardinal denn nicht, daß ich da war, und fürchtete er, daß ich die französische Flotte passieren und Neapel nehmen lassen würde?«

Sie William schickte sich an, die Antwort des englischen Admirals zu übersetzen, der Cardinal hatte aber die Worte, welche dieser gesprochen, so aufmerksam angehört, daß er, ehe noch der Gesandte Zeit hatte, den Mund zu öffnen, sagte:

»Mylord, Sie haben ja ein erstes Mal die französische Flotte durchgelassen, welche Malta nahm. Derselbe Unfall konnte Ihnen auch zum zweiten Male begegnen.«

Nelson biß sich auf die Lippe.

Emma Lyonna verhielt sich stumm und unbeweglich wie eine Marmorbildsäule. Sie hatte ihren Federfächer fallen lassen und glich auf den Ellbogen gestützt einer Nachahmung des farnesischen Hermaphroditen.

Der Cardinal warf einen Blick auf sie und es ihm als sähe er hinter dieser unbeweglichen Maske das zornige Antlitz der Königin.

»Ich erwarte eine Antwort von Mylord,« fuhr der Cardinal in kaltem Tone fort. »Eine Frage ist keine Antwort.«

»Ich werde diese Antwort an Mylords Stelle geben,« entgegnete Sie William. »Souveräne unterhandeln nicht mit ihren rebellischen Unterthanen.«

»Es ist möglich,« entgegnete Ruffo, »daß die Souveräne nicht mit ihren rebellischen Unterthanen unterhandeln; sobald aber einmal die rebellischen Unterthanen mit ihren Souveränen unterhandelt haben, so ist es Pflicht der letzteren, die aus diesen Verhandlungen hervorgegangenen Verträge zu respektieren.«

»Diese Maxime,« antwortete der englische Admiral ist vielleicht die des Herrn Cardinal Ruffo, sicherlich aber nicht die der Königin Caroline, und wenn der Herr Cardinal trotz unserer Versicherung zweifelt, so können Sie ihm die Fetzen des von der Königin zerrissenen Tractats zeigen, welche Lady Hamilton vom Fußboden des Schlafzimmers Ihrer Majestät aufgelesen und mit an Bord des »Donnerers« gebracht hat. Welche Instruktionen der Herr Cardinal als Generalvicar empfangen hat., weiß ich nicht, was jedoch mich betrifft,« fuhr er mit dem Finger auf den zerrissenen Tractat zeigend fort, »so ist dies hier die, welche ich als Admiral und Commandant der Flotte erhalten habe.«

Lord Hamilton gab mit dem Kopfe ein fast unbemerkbares Zeichen der Zustimmung und der Cardinal schien mehr als je überzeugt zu sein, daß sie bei dieser Conferenz ihre königliche Freundin repräsentiere.

Da er übrigens sah, daß Nelson dem Gesandten Recht gab, da er ferner begriff, daß es sich in

dem vorliegenden Falle darum handelte, nicht bloß mit Hamilton, der nur das Echo seiner Gattin war, sondern auch mit diesem Marmormund, der im Auftrage der Königin den Tod brachte und eben so wie der Todstumm war, in einen Kampf einzutreten, so erhob er sich, näherte sich dem Tisch, an welchem Hamilton saß, glättete eines der zusammengeknitteten Stücke des von Carolinens fieberhaften Händen zerrissenen Tractats und erkannte um so mehr, daß dies wirklich ein Fragment dieses Tractats war, als sein Siegel, und seine Unterschrift sich darauf befand.

»Was haben Sie hierauf zu antworten, Herr Cardinal?« fragte der englische Gesandte mit spöttischem Lächeln.

»Ich antworte darauf,« sagte der Cardinal, »daß ich, wenn ich König wäre, lieber mit eigenen Händen einen Königsmantel zerreißen würde als einen Tractat, der in meinem Namen von dem Manne unterzeichnet worden, welcher mir soeben mein Königreich wieder erobert hat.«

Und mit diesen Worten ließ er mit verächtlicher Geberde das Stück Papier, welches er in der Hand hielt, wieder auf den Tisch fallen.

»Mag dem sein, wie ihm wolle,« hob der Gesandte ungeduldig wieder an, »so betrachten Sie doch hoffentlich den Tractat als zerrissen, nicht bloß materiell, sondern auch moralisch.«

»Unmoralisch, wollen Sie sagen.«

Nelson, welcher sah daß die Discussion sich in die Länge zog und der den Sinn der Worte nur nach den Physiognomien der Sprechenden beurtheilen konnte, erhob sich seinerseits und sagte zu Sie William gewendet,

»Es kann nichts nützen, noch länger hin- und herzustreiten. Wenn wir uns auf Sophismen und Haarspaltereien schlagen sollen, so wird der Cardinal allerdings den Sieg über den Admiral davontragen. Begnügen Sie sich daher, mein lieber Hamilton, den Herrn Cardinal zu fragen, ob er hartnäckig dabei bleibt, den Tractat aufrecht zu erhalten, oder nicht.«

»Sie William übersetzte dem Cardinal Nelson's Frage ins Französische. Ruffo hatte dieselben ohnehin schon so ziemlich verstanden, die Wichtigkeit der Frage aber war eine so bedeutende, daß er nicht eher antworten wollte, als bis er sie gründlich verstanden.

Da Sir William besonders die letzten Worte mit Nachdruck betonte, so antwortete der Cardinal sich verneigend:

»Da die Repräsentanten der alliirten Mächte bei dem Tractate, den Sie, meine Herren zerreißen wollen, ebenfalls betheilig sind, so kann ich nur für mich selbst antworten, und diese Antwort habe ich den Herren Capitänen Truebridge und Ball bereits gegeben.«

»Und diese Antwort lautet?« fragte Sie William.

»Ich habe,« fuhr der Cardinal fort, »meine Unterschrift und gleichzeitig mit dieser auch meine Ehre verpfändet. So lange es in meiner Macht steht, werde ich weder der einen noch der andern einen Makel zufügen lassen. Was die ehrenwerthen Capitäne betrifft, welche den Tractat gleichzeitig mit mir unterzeichnet haben, so werde sich Ihnen Mylord Nelsons Absichten mittheilen und sie werden dann sehen, was sie zu thun haben. Da indessen in solchen Dingen ein nicht richtig überliefertes Wort sehr leicht den Sinn eines ganzen Redesatzes ändern kann, so würde ich Mylord Nelson verbunden sein, wenn er mir sein Ultimatum schriftlich geben wollte.«

Ruffo's Wunsch ward dem Admiral übermittelt.

»In welcher Sprache wünscht Seine Eminenz, daß dieses Ultimatum geschrieben sei?« fragte Nelson.

»In englischer,« antwortete der Cardinal. »Ich lese das Englische und der Capitän Bailly ist ein

Irländer, Übrigens liegt mir auch daran, ein so wichtiges Document vollständig von der Hand des Admirals geschrieben zu besitzen.«

Nelson gab durch eine Kopfbewegung zu verstehen, daß er kein Hinderniß sähe, welches ihn abhielte, den Wünschen des Cardinals zu genügen, und mit jener rückwärtsliegenden Schrift, welche Leuten, die mit der linken Hand schreiben, eigen zu sein pflegt, schrieb er die, folgenden Zeilen, in Bezug auf welche wir bedauern, daß wie sie während unseres Aufenthalts in Neapel nicht autographieren ließen, weil sie uns damals im Original vorlagen:

»Der Großadmiral Lord Nelson ist mit der britischen Flotte in die Bai von Neapel eingelaufen und hat hier gefunden, daß mit den Rebellen ein Tractat abgeschlossen worden, ist, der seiner Ansicht nach nicht eher zur Ausführung gelangen kann, als bis er von den sicilischen Majestäten ratificirt worden ist.

»H. Nelson.«

Der Gesandte nahm diese Erklärung aus den Händen des englischen Admirals und schickte sich an sie dem Cardinal vorzulesen. Dieser aber gab zu verstehen, daß dies nicht nöthig sei, nahm die Erklärung seinerseits aus den Händen des Gesandten, las sie, verneigte sich, als er gelesen, und sagte:

»Mylord, ich habe Sie nun blos noch um eine letzte Gefälligkeit zu bitten, nämlich mich ans Land setzen zu lassen.«

»Haben Sie die Güte, auf's Deck zu gehen, Eminenz,« antwortete der Admiral, »und dieselben Männer, welche Sie hergebracht, werden die Ehre haben Sie wieder zurückzubefördern.«

Gleichzeitig deutete Nelson mit einer Handbewegung auf die Treppe.

Ruffo stieg die wenigen Stufen, die er vor sich hatte, hinauf und sah sich auf dem Deck.

Nelson blieb auf der ersten Stufe der Ehrentreppe stehen, bis der Cardinal in das Boot gestiegen war. Dann wechselten sie eine kalte Verbeugung.

Das Boot stieß von dem Schiffe ab und entfernte sich. Die Kanonen aber, welche dem herkömmlichen Ceremoniell zufolge den Abgang des Bootes durch dieselbe Anzahl von Schüssen hätten salutieren sollen, wie die Ankunft, blieben diesmal stumm.

Der Admiral folgte dem Cardinal eine Zeitlang mit den Augen; es dauerte jedoch nicht lange, so legte sich eine kleine Hand auf seine Schulter, während ein Hauch in sein Ohr murmelte:

»Mein lieber Horatio!«

»Ah, Sie sind es, Mylady!« sagte Nelson zusammenzuckend.

»Ja; der Mann, den wir haben benachrichtigen lassen, ist da.«

»Was für ein Mann?« fragte Nelson.

»Der Capitän Scipio Lamarra.«

»Und wo ist er?«

»Man hat ihn bei Sir William eintreten lassen.«

»Bringt er Nachrichten von Caracciolo?« fragte Nelson lebhaft.

»Das weiß ich nicht, es ist jedoch wahrscheinlich. Nur hat er es für klug gehalten, sich zu verbergen, um nicht von dem Cardinal erkannt zu werden, dessen Ordonnanzofficier er ist.«

»Gehen wir sofort zu ihm, Apropos, sind Sie mit mir zufrieden, Mylady?«

»Sie haben sich bewunderungswürdig gehalten und ich bete Sie an.«

Auf diese Versicherung hin machte Nelson sich in freudiger Stimmung auf den Weg nach Sir Williams Zimmer.

Sechstes Capitel.

Der Cardinal thut, was er kann, um die Patrioten zu retten, und die Patrioten thun, was sie können, um sich ins Verderben zu stürzen.

Da wir nicht verfehlen können, bald zu erfahren, was zwischen dem Admiral Nelson und dem Capitän Scipio Lamarra gesprochen ward, so wollen wir dem Cardinal folgen, welcher, wie er selbst zu Nelson gesagt, mit dem festen Entschluß, den Tractat in jeder Beziehung aufrecht zu erhalten, ans Land zurückkehrte.

Demzufolge berief er sobald er in sein Haus an der Magdalenenbrücke zurückgekehrt war, den Minister Micheroux, den Commandanten Bailly und den Commandanten Achmet zu sich.

Er erzählte diesen, wie der Capitän Foote unterwegs dem Admiral begegnet sei und wie dieser von Palermo an Bord des »Donnerers« Sir William Hamilton und Emma Lyonna zurückgeführt, welche letztere statt aller Antwort der Königin den von dieser zerrissenen Tractat mitgebracht habe.

Hierauf berichtete er seine Unterredung mit Nelson, Sir William und Lady Hamilton und fragte die drei Herren, ob sie den schimpflichen Muth haben würden, in die Verletzung eines Tractats zu willigen, welchen sie als bevollmächtigte Gesandte ihrer Souveräne mit abschließen geholfen.

Die drei Repräsentanten, der des Königs von Sicilien, der Puls des Ersten und der des Sultans Selim, gaben bei dieser Frage alle drei gleiche Entrüstung zu erkennen.

Der Cardinal rief nun sofort seinen Secretär Sacchinelli und dictirte demselben in seinem Namen und in dem der drei anderen Unterzeichner der Capitulation den nachstehenden Protest.

Branchen wir erst zu sagen, daß dieses Aktenstück wie alle übrigen in diesem Buche veröffentlichen ein Theil der geheimen Correspondenz ist, welche wir in den Schubfächern des Königs Ferdinand des Zweiter gefunden?

Der Protest, mit welchem wir keine andere Veränderung vornehmen, als daß wir ihn übersetzen lautete:

»Der Capitulationsvertrag der Castelle von Neapel ist nützlich, nothwendig und ehrenwerth für die Waffen des Königs beider Sicilien und seiner erhabenen Verbündeten, des Königs von Großbritannien, des Kaisers aller Reussen und des Sultans der hohen ottomanischen Pforte, weil ohne fernerweites Blutvergießen durch diesen Tractat der mörderische Bruderkrieg beendet worden ist, welcher sich zwischen den Unterthanen Seiner sicilischen Majestät entsponnen, und weil dieser Tractat die Vertreibung des gemeinsamen Feindes zum Zweck hat.

»Da übrigens dieser Tractat zwischen den Commandanten der Castelle und den Repräsentanten der genannten Mächte feierlich abgeschlossen worden, so hieße es ein verabscheuungswürdiges Attentat gegen die öffentliche Treue begehen, wenn dieser Tractat

verletzt oder auch nur nicht genau befolgt werden sollte. Indem daher die Repräsentanten der genannten-Mächte Lord Nelson bitten, den Tractat anzuerkennen, erklären sich zugleich, daß sie unwiderruflich entschlossen sind, ihn von Punkt zu Punkt auszuführen, und machen Jeden, der sich dieser Ausführung widersetzen wird, für seine Verletzung vor Gott und Menschen verantwortlich.

Ruffo unterzeichnete diesen Protest und die drei Andern thaten nach ihm dasselbe.

Micheroux, welcher mit Grund Repressalien gegen die Geißeln fürchtete und unter diese Geißeln einen Verwandten, den Marschall Micheroux, hatte, fand sich übrigens veranlaßt diesen Protest selbst an Bord des »Donnerers« zu überbringen.

Alles war aber vergebens.

Nelson wollte weder mündlich nach schriftlich irgend etwas in Ferdinands Namen bestätigen.

In der That wußte er selbst nicht, was die definitiven Absichten des Königs waren, denn dieser hatte, wie wir gesehen, um den ersten Zornesausbrüchen der Königin aus dem Wege zu gehen, seinen Wagen anspannen lassen und sich nach Ficuzza geflüchtet.

Für Ruffo dagegen war die Sache klar und die Briefe, die er von dem König und der Königin erhalten, hatten ihm den Weg angedeutet, welchen er zu befolgen gedachte.

Hätte er übrigens in dieser Beziehung noch den mindesten Zweifel gehegt, so wäre derselbe durch die stumme aber unbeugsame Emma Lyonna, diese mit Bewachung des Geheimnisses der Königin beauftragte Sphinx, zerstreut worden.

Der Morgen des 25. Juni verging mit fortwährendem Gehen und Kommen vom »Donnerer« nach dem Hauptquartier und von dem Hauptquartier nach dem »Donnerer«.

Truebridge und Ball von Seiten Nelsons und Micheroux von Seiten des Cardinals, waren die umsonst sich bemühenden Führer dieser langen Conferenz, denn Nelson und Hamilton, welche beide von einem und demselben Geist beseelt waren, zeigten sich in Bezug auf den Bruch des Tractats und die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten immer hartnäckiger, während der Cardinal immer fester darauf bestand, daß die Capitulation respektiert werde.

Endlich kam der Cardinal, der um keinen Preis mit zu den Verletzern des Tractats gezählt werden wollte, zu dem Entschluß, ein eigenhändiges Billet an den General Massa, Commandanten des Castell Nuovo, zu schreiben.

Dieses lautete:

»Obschon die Repräsentanten der alliirten Mächte den zwischen uns wegen Uebergabe der Castelle unterzeichneten Tractat für heilig und unverletzt halten, so weigert nichtsdestoweniger der Contreadmiral Nelson, Commandant der englischen Flotte, sich denselben anzuerkennen. Da nun aber den in den Castellen befindlichen Patrioten das Recht zusteht, den Artikel 5 zu ihren Gunsten geltend zu machen und, wie die Patrioten von San Martino, die beinahe alle zu Lands abgereist sind, gethan, diesen Rettungsweg ebenfalls einzuschlagen, so mache sich Ihnen diese Eröffnung und gebe Ihnen diesen Rath, indem ich hinzufüge; daß die Engländer welche den Golf beherrschen, keinen Posten und keine Truppen haben, welche die Garnisonen der Castelle abhalten könnte, sich zu Lande zurückzuziehen.

»Cardinal Ruffo.«

Auf diese Weise hoffte der Cardinal die Republikaner zu retten. Zum Unglück aber hielten diese in ihrer Verblendung ihn für ihren grausamen Feind. Sie glaubten daher, hinter seinem

Vorschlag stecke irgend ein Fallstrick, und nach einer Berathung, während welcher Salvato vergeblich darauf bestand, daß Ruffo's Vorschlag angenommen werde, beschloß man mit überwiegender Majorität, ihn abzulehnen und Massa antwortete im Namen aller Patrioten durch folgenden Brief:

»Freiheit! Gleichheit!

»Der General Massa, Commandant der Artillerie und des Castello Nuovo

»26. Juni 1799.

»Wir haben Ihrem Briefe die Auslegung gegeben, welche derselbe verdient. Fest in unserer Pflicht werden wir gewissenhaft die Artikel des vereinbarten Tractats beobachten, überzeugt, daß allen bei der Redaction und der Unterzeichnung dieses Tractates Betheiligten dieselbe Pflicht obliege. Uebrigens werden wir uns, was auch kommen möge, weder überraschen noch einschüchtern lassen, und wenn man uns durch Gewalt dazu zwingt, die feindliche Haltung, welche wir freiwillig aufgegeben, wieder aufzunehmen wissen. Da übrigens unsere Capitulation von dem Commandanten des Castells San Elmo dictirt worden, so bitten wir um eine Escorte für den Boten, den wir abschicken werden, um mit dem französischen Commandanten über Ihre Eröffnung zu conferiren, nach welcher Conferenz wir eine bestimmte Antwort geben werden.

»Massa.«

Der Cardinal, welcher außer sich war, seine Absichten so falsch gedeutet zu sehen, schickte sofort die verlangte Escorte und beauftragte den Anführer derselben, der kein Anderer war, als Cesare, den Patrioten auf seine Ehre zu versichern, daß sie in ihr Verderben rennten, wenn sie den Rath, den er ihnen gegeben nicht befolgten.

Salvato ward gewählt, um sich mit Mejean über das zu besprechen, was unter diesen ernsten Umständen das Beste zu thun sei.

Es war dies das dritte Mal, daß Salvato und Mejean sich einander gegenüber sahen.

Salvato hatte ihn seit dem Tage nicht wieder gesehen, wo Mejean ihm gegenüber offen sich erboten den Neapolitanern seinen Schutz für fünfhunderttausend Francs zu verkaufen — ein Vorschlag, der, wie man sich erinnert, von Salvato auf die freigebigste Weise unterstützt worden, und welchen das Directorium aus falschem Ehrgeiz abgelehnt.

Mejean schien bei allen Conferenzen, welche wegen Unterzeichnung des Tractates stattgehabt, die schimpfliche Zurückweisung, die er erfahren, vergessen zu haben. Er hatte jeden Artikel ausführlich mit diskutiert und die Patrioten erkannten an, daß sie namentlich in Folge seiner Geduld und Ausdauer so glücklich gewesen waren, Bedingungen zu erlangen, welche selbst die sanguinischsten Optimisten unter ihnen weit entfernt gewesen waren zu hoffen.

Dieser ihnen so freundlich geleistete Beistand — wenigstens hatten sie keinerlei Grund, etwas Anderes zu vermuthen — hatte dem Oberst Mejean das Vertrauen der Patrioten wieder zugewendet.

Uebrigens lag es auch in ihrem eigenen Interesse sich nicht mit ihm zu veruneinigen. Wenn er Partei sie nahm, so konnte er sie retten; nahm er dagegen Partei gegen sie, so konnte er sie vernichten.

Als Mejean hörte, daß man Salvato zu ihm geschickt habe, ließ er alle Uebrigen hinausgehen. Er wollte nicht, daß irgend Jemand nahe genug bliebe, um die Anspielungen hören zu können, welche Salvato vielleicht auf die Bedingungen machte, unter welchen er, Mejean, seinen Schutz

angeboten.

Er begrüßte den jungen Officier mit der freundlichsten Artigkeit und fragte ihn, welchem glücklichen Umstande er die Ehre seines Besuches zu verdanken habe.

Salvato antwortete ihm, indem er ihm das Billet des Cardinals überreichte und ihn im Namen der Patrioten bat, ihnen einen Rath zu geben, der von ihnen sicherlich befolgt werden würde.

Der Oberst las das Billet des Cardinals wiederholt und mit der größten Aufmerksamkeit. Dann ergriff er eine Feder und schrieb unter die Unterschrift jenen bedeutsamen sehr bekannten lateinischen Vers:

»Timeo Danaos et dona ferentes.«

Was bedeutet:

»Ich fürchte die Griechen, selbst wenn sie Geschenke bringen.«

Salvato las diese von dem Oberst Mejean geschriebenen lateinischen fünf Worte.

»Oberst,« sagte er zu ihm, »ich bin geradezu entgegengesetzter Meinung und dies ist mir um so mehr erlaubt, als ich allein mit Domenico Cirillo den Antrag unterstützt habe, Ihre fünfhundert Mann in unsern Dienst zu nehmen und jeden mit tausend Francs zu bezahlen.«

»Blos mit fünfhundert Francs, General,« antwortete Mejean, denn ich wollte mich ja verbindlich machen, noch fünfhundert Mann Franzosen von Capua kommen zu lassen. Sie sehen, daß dieselben Ihnen nicht ohne Nutzen gewesen wären.«

»Davon war ich in der That so fest überzeugt, daß ich mich erbot, die fünfhunderttausend Francs aus meinen eigenen Mitteln zu zahlen.«

»Ah, dann sind Sie also Millionär, mein lieber General?«

»Ja, unglücklicherweise aber besteht mein Vermögen in Grundstücken. Man hätte mittlerweile auf dieses Pfand eine freiwillige oder erzwungene Anleihe machen und zur Wiederbezahlung derselben das Ende des Krieges abwarten müssen.«

»Warum ?« fragte Mejean in spöttischem Tone; »verkaufte Rom das Feld, auf welchem Hannibal sich gelagert, nicht um ein Drittel unter seinem Werth?«

»Sie vergessen, daß wir Neapolitaner aus der Zeit Ferdinands, aber keine Römer aus der Zeit des Fabius sind.«

»Dann sind Sie wohl Herr Ihrer Meiereien, Ihrer Waldungen, Ihrer Weinberge, Ihrer Heerden geblieben?«

»Leider ja.«

»O fortunatus nimium sua si bona norit agricola!« fuhr der Oberst in spöttischem Tone fort.

»Dennoch aber, Herr Oberst, bin ich an baarem Gelde immer noch reich genug, um Sie fragen zu können, welche Summe Sie für jede Person verlangen würden, welche, weil sie Nelson mißtraut, zu Ihnen kommen und sie um eine Gastfreundschaft bitten würde, für welche Sie sich mit Ihrer Ehre verbürgten.«

»Zwanzigtausend Francs; ist das zu viel, General?«

»Für zwei also vierzigtausend Francs, nicht wahr?«

»Wenn Sie finden, daß dies zu viel ist, so steht Ihnen frei, etwas herunterzuhandeln.«

»Nein, die beiden Personen, für welche ich dieses Geschäft mit Ihnen abschließe — denn nicht wahr, es ist ein Geschäft?«

»Ja, es ist eine Art synallagmatischer Contract, wie wir Geschäftsleute uns ausdrücken, denn

ich muß Ihnen sagen, General, daß ich ein ganz vortrefflicher Geschäftsmann bin.«

Dies habe ich wohl bemerkt, Oberst,« sagte Salvato lachend.

»Es ist also, wie ich soeben die Ehre hatte, Ihnen zu sagen, eine Art synallagmatischer Contract, bei welchem der, welcher ihn ausführt, dem Andern eine Gefälligkeit erzeigt, wobei aber der Mangel an Ausführung den Contract selbst aufhebt.«

»So verstehe ich's auch.«

»Nun dann finden Sie es auch wohl nicht zu theuer?«

»Nein , besonders da die beiden Personen , von welchen ich spreche, ihr Leben um diesen Preis erkaufen können.«

»Wohlan, mein lieber General, wenn Ihre beiden Personen kommen wollen, so sollen sie willkommen sein.«

»Sind sie einmal hier, so werden sie um vierundzwanzig Stunden Zeit bitten, um die Zahlung zu realisieren.«

»Ich werde ihnen achtundvierzig bewilligen. Sie sehen daß ich nicht mißtrauisch bin.«

»Nun gut, dann ist,der Handel geschlossen, Oberst.«

»Auf Wiedersehen, General.«

Salvato begab sich, abermals von seiner Escorte begleitet, wieder hinunter nach dem Castello Nuovo. Er zeigte Mejean's »Timeo Danaos« dem General Massa und dem Rathe, der sich versammelt hatte, um über diese wichtige Angelegenheit zu entscheiden.

Da Mejeans Meinung die der Majorität war, so fand keine Discussion statt; nur verlangte Salvato Cesare zu begleiten und Ruffo selbst Massa's Antwort zu überbringen, um die Situation mit eigenen Augen zu beurtheilen.

Dies ward ihm sofort bewilligt und die beiden jungen Männer, welche, wenn sie einander vierzehn Tage früher auf dem Schlachtfelde begegnet wären, sich gegenseitig in Stücke gehauen hätten, ritten jetzt friedlich neben einander den Quai entlang und regelten jeder den Schritt seines Pferdes nach dem seines Begleiters.

Siebentes Capitel.

Ruffo thut seine Pflicht als ehrlicher Mann und Sie William Hamilton verrichtet sein Handwerk als Diplomat.

Binnen weniger als fünf Minuten waren die beiden jungen Leute an der Thür des kleinen Hauses, welches der Cardinal in der Nähe der Magdalenenbrücke bewohnte.

Cesare führte Salvato ein und dieser gelangte somit ohne Schwierigkeit bis vor den Cardinal.

Ruffo erkannte ihn sofort wieder, erhob sich und ging ihm einen Schritt entgegen.

»Ich freue mich Sie wiederzusehen General,« sagte er zu ihm.

»Bei mir ist dasselbe der Fall,« entgegnete Salvato, »gleichwohl aber bin ich untröstlich, Ihnen eine unbedingte Weigerung überbringen zu müssen, Eminenz.«

Mit diesen Worten überreichte er dem Cardinal seinen eigenen Brief mit Mejean's Zusatz.

Ruffo las ihn und zuckte die Achseln.

»Der Elende!« sagte er dann.

»Sie kennen ihn also, Eminenz?« fragte Salvato.

»Er erbot sich, mir das Castell San Elmo für fünfhunderttausend Francs zu überlassen, aber ich weigerte mich.«

»Für fünfhunderttausend Francs?« rief Salvato lachend. »Wie es scheint, ist dies sein fester Preis«

»Ah! Sie haben also auch mit ihm zu thun gehabt?«

»Ja, er erbot sich für dieselbe Summe sich mit uns gegen Sie zu schlagen.«

»Und?«

»Wir lehnten sein Anerbieten ab.«

»Lassen wir diese Schufte bei Seite — sie verdienen nicht, daß ehrliche Leute sich mit ihnen beschäftigen. Kommen wir lieber auf unsere Freunde zurück, die ich gern überzeugen möchte, daß sie auch die meinigen sind.«

»Ich gestehe und zwar zu meinem großen Bedauern,« sagte Salvato lachend, »daß dies eine schwierige Sache sein wird.«

»Vielleicht nicht so sehr, als Sie glauben, wenn Sie mein Dolmetscher sein wollen; um so mehr, als ich gegen Sie handeln werde, wie ich bei unserer ersten Unterredung gethan. Ich werde sogar noch mehr thun. Bei unserer ersten Unterredung habe ich bloß versichert, heute werde ich Ihnen Beweise geben.«

»Ich habe Ihnen aber auf's Wort geglaubt Herr Cardinal.«

»Gleichviel! Wenn es sich um den Kopf und die Ehre handelt, so können Beweise nichts schaden. Setzen Sie sich zu mir, General, und ermessen Sie das, was ich thun will, nach seinem Werthe. Um meinem Worte treu zu bleiben, verrathe ich — ich sage nicht das Interesse, denn ich glaube im Gegentheil, daß ich diesem diene, wohl aber die Befehle meines Königs.«

Salvato verneigte sich und nahm, Ruffo's Einladung folgend, neben ihm Platz.

Der Cardinal zog einen Schlüssel aus der Tasche, legte die Hand auf Salvato's Arm und sagte:

»Die Schriften, welche Sie jetzt sehen werden, sind Ihnen nicht durch mich gezeigt worden, sondern auf irgend welche andere Weise zu Ihrer Kenntniß gelangt. Sie werden eine beliebige Fabel erfinden und wenn Sie keine erfinden können, Ihre Zuflucht zu dem Schilfrohr des Königs Midas nehmen.

Mit diesen Worten öffnete er sein Schubfach reichte Salvato den Brief von Sie William Hamilton und sagt:

»Lesen Sie vor allen Dingen diesen Brief. Er ist von Anfang bis zu Ende von der Hand des englischen Gesandten geschrieben.«

»O,« sagte Salvato, nachdem er gelesen, »ich erkenne hierin; die punische Treue. Zählen wir zunächst die Kanonen, und wenn wir die Stärkeren sind, dann keine Vorträge mehr. Wohlan, was weiter?«

»Was weiter? Da ich eine-Frage von solcher Bedeutung nicht mit einfachen Schiffskapitänen diskutieren wollte, so begab ich mich in eigener Person an Bord des »Donnerer«, wo ich eine einstündige Unterredung mit Sir William und Lord Nelson hatte. Das Resultat dieser Unterredung, in welcher ich jede Transaction mit dem, was ich für meine Pflicht halte, zurückwies, war diese Erklärung, die, wie Sie sehen, von der ersten bis zur letzten Zeile von Lord Nelson's Hand geschrieben ist.«

Mit diesen Worten überreichte der Cardinal dem jungen Officier die Schrift, welche mit den Worten begann:

»Großadmiral Nelson ist am 24. Juni 2c.« und deren Schluß lautete: »welcher Tractat nach seiner Meinung nicht zur Ausführung gelangen kann so lange er nicht von Ihren sicilischen Majestäten ratificirt ist.«

»Sie haben Recht, Eminenz,« sagte Salvato, indem er dem Cardinal das Papier zurückgab, »es sind dies in der That Actenstücke von hoher historischer Bedeutung.«

»Was hatte ich nun zu thun und was hätten Sie an meiner Stelle gethan?« hob der Cardinal wieder an. »Jedenfalls dasselbe, was ich gethan, denn ehrliche Leute haben nur eine Art- und Weise zu Werkes zu gehen. Ganz gewiß hörten Sie eben so wie ich an die Commandanten der Castelle, das heißt an Ihre Feinde geschrieben, um sie von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Hier ist mein Brief. Ist er klar? Enthält er mehr oder weniger als Sie an meiner Stelle geschrieben haben würden? Er ist, was er sein soll, das heißt ein guter Rath von einem rechtschaffenen Feind gegeben.«

»Ich muß sagen, Herr Cardinal, da Sie mich einmal zum Richter zu machen belieben, daß Ihre Handlungsweise bis jetzt eben so würdig ist, als die Mylord Nelson's —«

»Unerklärlich,« unterbrach Ruffo.

»Unerklärlich war gerade nicht das Wort, welches ich im Begriff stand auszusprechen,« fuhr Salvato lächelnd fort.

»Und ich, mein lieber General,« sagte Ruffo mit einer Offenheit, welche eine der Eigenschaften dieser gewaltigen Persönlichkeit war, »ich, ich habe unerklärlich gesagt, weil sie für Sie, der Sie den Admiral nicht kennen, in der That unerklärlich sein muß, während sie doch für mich sehr erklärlich ist. Hören Sie mich daher als Philosoph, das heißt als ein Mann, welcher die Weisheit liebt, denn die Weisheit ist nichts Anderes als die Wahrheit, und ich werde Ihnen

über Nelson die Wahrheit sagen. Möge um seiner Ehre willen mein Urtheil das der Nachwelt sein.»

»Ich höre, Eminenz,« sagte Salvato, und ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß es mit dem größten Interesse geschieht.»

Der Cardinal hob wieder an:

»Nelson ist weder ein Hofmann wie ich, noch ein Mann von Bildung und Erziehung wie Sie, mein lieber General. Er kennt auf der Welt nichts als sein Seemannshandwerk; übt dasselbe aber auf wahrhaft geniale Weise. Nelson ist ein Bauer, ein Bulldogg Altenglands, ein plumper, rauher Seemann. Sohn eines einfachen Dorfpfarrers und auf seinem Schiffe von der ganzen Welt isoliert, war er vor der Schlacht bei Abukir niemals in einen Palast gekommen, hatte niemals einen König begrüßt und nie vor einer Königin das Knie gebeugt. Er kam nach Neapel, er, der Beschiffer der Polarländer, gewohnt, den Eisbären ihre Höhlen streitig zu machen. Er ward geblendet durch den Glanz der Sonne und durch das Feuer der Diamanten. Er, der Gatte eines Bürgermädchens, einer Mistreß Lisbeth, sah, wie die Königin ihm ihre Hand und die Gattin eines Gesandten ihre Lippen zum Kusse bot — doch nein, nicht eine Königin und eine Gesandtin, sondern zwei Frauen, zwei Sirenen. Er ward rein und einfach der Sklave der einen und der Diener der andern. Alle Begriffe von Gut oder Schlecht verwirrten sich in diesem armen Hirn und die Interessen der Völker verschwanden vor den erdichteten oder wirklichen Rechten der Souveräne. Er machte sich zum Apostel des Despotismus, zum Schergen des Königthums. Ich wünschte nur, Sie hätten ihn gestern gesehen während jener Conferenz, wo das Königthum durch das vertreten war, was der Prediger Salamo die Fremde nennt, jene Venus Astarte, jene unsaubere Lesbierin. Seine Augen oder vielmehr sein Auge wich nicht von den ihrigen. Haß und Rache sprachen durch den stummen Mund dieser Gesandtin des Todes. Ich hatte — ich schwöre es Ihnen zu — Mitleid mit diesem zweiten Adamastor, welcher sein Haupt freiwillig unter den Fuß eines Weibes legt. Übrigens haben jedoch alle großen Männer — und im Grunde genommen ist Nelson wirklich ein großer Mann — alle großen Männer sagen wir von Herkules bis auf Simson und von Simson bis auf Markus Antonius , dergleichen Schwächen. Ich habe gesprochen.«

»Aber,« antwortete Salvato, »welches der Grund auch sein möge, welcher Nelson veranlaßt zu handeln, so ist er doch nicht weniger ein tödtlicher Gegner für uns. Was gedenken Sie zu thun, Eminenz, um diese für jede Vernunft unzugängliche brutale Gewalt zu neutralisieren?«

»Was ich zu thun gedenke, mein lieber General? Sie sollen es sogleich sehen.

Der Cardinal nahm ein Blatt Papier zur Hand, tauchte die Feder ein und schrieb:

»Wenn Mylord Nelson den von dem Cardinal Ruffo mit den Commandanten der Castelle von Neapel geschlossenen Tractat, der von einem englischen Officier im Namen des Königs von Großbritannien mit unterzeichnet worden, nicht anerkennen will, so hat er die ganze Verantwortlichkeit für diesen Bruch zu tragen. Um demzufolge den Bruch des Tractats, so viel an ihm ist, zu verhindern, meldet der Cardinal Fabrizzio Ruffo dem Admiral Mylord Nelson, daß er den Feind in den Stand setzen wird, in welchem sich derselbe vor der Unterzeichnung des Tractats befand, das heißt, er wird seine Truppen aus der seit der Capitulation eingenommenen Stellung zurückziehen, und sich mit seiner ganzen Armee in ein Lager verschanzen, um die Engländer mit ihren eigenen Waffen den Feind bekämpfen und besiegen zu lassen.«

Er unterzeichnete seinen-Namen.

Dann reichte er das Papier Salvato und forderte diesen auf es zu lesen.

Er verfolgte mit den Augen die Wirkung, welche diese Lectüre an dem Gesichte des jungen Mannes hervorrief.

Als derselbe fertig war, fragte der Cardinal:

»Nun?«

»Der Cardinal von Richelieu hätte es nicht so gut und Bayard hätte es nicht besser gemacht.«

Mit diesen Worten gab Salvato das Papier an den Cardinal zurück und verneigte sich.

Der Cardinal klingelte; sein Kammerdiener trat ein.

»Bitte Micheroux, sich hier einzufinden,« sagte der Cardinal.

Fünf Minuten später trat Micheroux ein.

»Mein lieber Chevalier,« sagte der Cardinal. »Nelson hat mir sein Ultimatum gegeben. Hier ist das meinige. Gehen Sie zum zehnten Male auf den »Donnerer«. Eines kann ich Ihnen wenigstens dabei versprechen, nämlich, daß diese Fahrt die letzte sein wird.«

Micheroux ergriff die ihm offen dargereichte Depesche, las dieselbe, verneigte sich und verließ das Zimmer.

»Kommen Sie mit mir auf dies Terrasse des Hauses hinauf, General,« sagte Ruffo. »Man hat von da eine prächtige Aussicht.«

Salvato folgte dem Cardinal, denn er glaubte, dieser lüde nicht ohne Grund ihn ein mitzukommen und eine Aussicht zu betrachten, die er nothwendig schon längst genau kannte.

Als man auf die Terrasse hinaufkam, unterschied er zu seiner Rechten den Quais von Marinella, die Strada Nuova, die Strada del Pigliere und den Molo; zu seiner Linken Portici, Torre del Greco, Castellamare und Capri; gegenüber die Spitze von Procida und Ischia und in den Zwischenräume zwischen diesen Inseln Capri und den Strand, uns dem das von dem Cardinal bewohnte Haus erbaut war, die ganze englische Flotte mit flatternden Wimpeln und ihren Kanonieren, die mit angezündeter Lunte hinter ihren Geschützen hin- und hergingen.

Mitten unter englischen Schiffen ragte gleich einem Monarchen im Kreise seinen Unterthanen der »Donnerer«, ein Riese von neunzig Kanonen, empor, welcher die Admiralsflagge trug.

Mitten unter diesem großartigen, feierlichen Schauspiel entgingen Salvato's geübtem Blick auch die Einzelheiten und Nebenumstände nicht.

Demzufolge sah er eine Barke vom Strand abstoßen und, von vier kräftigen Ruderern in Bewegung gesetzt, sich rasch nähern.

Dieses Boot, welches den Chevalier Micheroux trug, steuerte gerade auf den »Donnerer« zu, den es binnen weniger als zwanzig Minuten erreichte.

Der »Donnerer« war übrigens auch von allen Schiffen das, welches sich dem Caster Nuovo am nächsten hielt. Im Fall die Feindseligkeiten wieder begannen, konnte es sofort das Feuer eröffnen, denn es lag in kaum drei Viertel Kanonenschußweite von dem Fort.

Salvato sah, wie das Boot um den Bug des »Donnerer« lenkte, um an der Steuerbordtreppe des Kolosses anzulegen.

»Wenn der Anblick Ihren Wünschen entsprachen hat, General,« sagte der Cardinal zu Salvato gewendet, »so berichten Sie Ihren Cameraden, was sie gesehen haben, und bemühen Sie sich, dieselben zu bewegen, meinem Rathe zu folgen. Sie werden, um diesen Zweck zu gelangen, hoffe ich, die Beredsamkeit der Ueberzeugung entwickeln.«

Salvato verneigte sich gegen den Cardinal und drückte die Hand, welche dieser ihm bot, mit

einer gewissen Verehrung.

Plötzlich aber und in dem Augenblick, »wo er Abschied von ihm nehmen wollte, sagte er:

»Ach, ich bitte um Verzeihung, beinahe hätte ich vergessen, Ihnen, Eminenz, von einem wichtigen Auftrage, den Sie mir ertheilt, Rechenschaft zu geben.«

»Was meinen Sie?«

»Der Admiral Caracciolo —«

»Ah, es ist wahr,« unterbrach Ruffo mit einer Lebhaftigkeit, welche das Interesse verrieth, was er an dem was Salvato zu sagen im Begriff stand, nahm. »Sprechen Sie, ich höre.«

»Der Admiral Caracciolo,« hob Salvato wieder an, »war weder auf der Flottille noch in dem Castello zu finden. Schon seit dem Morgen hatte er sich, als gemeiner Matrose verkleidet heimlich entfernt und gesagt, er werde bei einem seiner Dienstleute ein sicheres Asyl finden.«

»Möge er die Wahrheit gesprochen haben,« hob den Cardinal wieder an, »denn wenn er seinen Feinden in die Hände fällt, so ist ihm der Tod im Voraus zugeschworen. Wenn Sie daher, mein lieber General, irgend ein Mittel besitzen, um mit ihm in Mittheilung zu treten, so —«

»Nein, ich besitze keines.«

»Nun dann schütze ihn Gott.«

Salvato nahm nun Abschied von Cardinal, und abermals von Cesare escortirt, machte er sich wieder auf den Weg nach dem Costello Nuovo, wo, wie man sich leicht denken kann, seine Cameraden ihn mit Ungeduld erwarteten.

Ruffo's Ultimatum versetzte Nelson in ungeheure Verlegenheit.

Er hatte nur wenig Landungstruppen zu seiner Verfügung. Wenn der Cardinal, der von ihm ausgesprochenen Drohung zufolge, sich zurückzog, so verfiel Nelson in eine Ohnmacht, die um so lächerlicher war, mit je größerer Autorität er gesprochen.

Nachdem er die Depesche des Cardinals gelesen, begnügte er sich daher zu antworten, er wolle sich die Sache überlegen, und schickte den Chevalier Micheroux wieder fort, ohne ihm etwas Bestimmtes zu sagen.

Nelson war, abgesehen von seinem wahrhaft wunderbaren Genie zur Führung einer Flotte in einem Kampfe, in allen anderen Beziehungen ein sehr mittelmäßiger Mensch. Seine Antwort: »Ich werde es mir überlegen« bedeutete beim Lichte besehen weiter nichts als: »Ich werde meine Pythia und mein Orakel Hamilton zu Rathe ziehen.«

Kaum hatte daher Micheroux den Fuß in das Boot gesetzt, welches ihn ans Land zurückbrachte, als Nelson Sir William und Lady Hamilton bitten ließ, zu ihm zu kommen.

Fünf Minuten später war das Triumphnavirats ins der Cajüte des Admirals versammelt.

Noch eine letzte Hoffnung blieb Nelson, nämlich die, daß, da die Depesche französisch geschrieben und Micheroux deshalb genöthigt gewesen war, sie ihm ins Englische zu übersetzen, er entweder den Worten nicht den richtigen Sinn gegeben oder irgend einen andern wichtigen Irrthum begangen habe.

Er überreichte deshalb die Depesche des Cardinals dem Gesandten und forderte diesen auf, sie zu lesen und ihm nochmals zu übersetzen.

Micheroux war aber, ganz gegen die Gewohnheit der Uebersetzer, mit vollkommener Genauigkeit zu Werke gegangen. Die Folge hiervon war, daß die Situation den beiden Hamiltons ebenso ernst erschien, als sie dem Admiral erschienen war.

Die beiden Männer wendeten sich gleichzeitig und mit einer und derselben Bewegung nach Lady Hamilton herum, welche den Willen der Königin kannte.

Nachdem Nelson sein Ultimatum und der Cardinal das seinige gegeben, mußte man wissen, wie das letzte Wort der Königin lautete.

Emma Lyonna verstand die Frage, wie stumm dieselbe auch war.

»Der unterzeichnete Tractat,« antwortete sie, »muß gebrochen und wenn er gebrochen ist, die Rebellion durch Gewalt niedergeworfen werden, wenn sie sich nicht gutwillig ergibt.«

»Ich bin bereit zu gehorchen,« sagte Nelson; »ich aber auf meine alleinigen Hilfsmittel angewiesen bin, so kann ich nur für meinen-Eifer stehen, ohne versichern zu können, daß mein Eifer uns zu dem Ziele führen wird, welches die Königin sich gesteckt hat.«

»Mylord! Mylord!« sagte Emma im Tone des Vorwurfs.

»Finden Sie die Mittel,« sagte der Admiral, »und ich mache mich anheischig sie in Ausführung zu bringen.

Sir Williams dachte einen Augenblick nach. Seine düstere Miene klärte sich ein wenig auf. Er hatte das verlangte Mittel gefunden.

»Wir überlassen der Nachwelt die Aufgaben, den Admiral, den Minister und ihre Favoritin zu richten, welche, um ihre Privatrache zu befriedigen, oder um dem Haß der Königin zu genügen, sich nicht scheuten, von der List, welche wir sogleich erzählen werden, Gebrauch zu machen.«

Nachdem Sir William sein Mittel, welches Emma unterstützte und welches Nelson annahm, auseinandergesetzt hatte, schrieb Sir William an den Cardinal einen Brief, welcher Wort für Wort folgendermaßen lautete.

Wir brauchen nicht zu fürchten, hier einen Uebersetzungsfehler zu begehen, denn der Brief ist gleich ursprünglich französisch abgefaßt.

Wahrscheinlich ward er in der Nacht geschrieben, welche auf Micheroux Besuch folgte, denn das Datum ist das des nächstfolgenden Tages.

»Am Bord des »Donnerer« in dem Meerbusen von Neapel

»Eminenz!

»Mylord Nelson bittet mich, Ihnen zu versichern, daß er entschlossen ist, nichts zu thun, was den von Euer Eminenz den Castellen von Neapel bewilligten Waffenstillstand brechen könnte.

Ich habe die Ehre 2c.

»W. Hamilton.«

Dieser Brief ward wie gewöhnlich durch die Capitäne Truebridge und Ball, die gewöhnlichen Abgesandten Nelson's, an den Cardinal befördert.

Der Cardinal las ihn und schien im ersten Augenblick hocheifrig zu sein, daß man ihm den Sieg gelassen, da er jedoch irgend einen verborgenen Sinn, eine versteckte Deutung, mit einem Wort eine Schlinge vermuthete, so fragte er die beiden Officiere, ob sie ihm nicht nach eine besondere Mittheilung zu machen hätten.

»Wir sind,« antwortete Truebridge, »ermächtigt, im Namen des Admirals die von dem Gesandten geschriebenen Worte zu bestätigen.«

»Werden Sie mir eine schriftliche Erklärung dessen geben, was der Text des Briefes bedeutet, und dem Inhalt desselben, welcher, wenn es sich bloß um mich handelte, mir genügend

erscheinen würde, einige Worte hinzufügen, welche mich in Bezug auf die Patrioten beruhigen?«

»Wir versichern in Mylord Nelson's Namen, daß er sich der Einschiffung der Rebellen in keiner Weise widersetzen wird.«

»Wären Sie,« sagte der Cardinal, der nach seiner Meinung nicht vorsichtig genug sein konnte, »wohl geneigt, mir die Versicherung, die Sie soeben mündlich gegeben, schriftlich zu wiederholen?«

Ball ergriff sofort die Feder und schrieb auf ein Blatt Papier die folgenden Zeilen:

»Die Capitäne Truebridge und Ball sind von Seiten des Admirals Mylord Nelson ermächtigt, Seiner Eminenz, dem Cardinal Ruffo zu erklären, daß er sich der Einschiffung der Rebellen und anderen Personen, welche die Garnison des Castello d'Uovo und des Castello Nuovo ausmachen, in keiner Weise widersetzen wird.«

Nichts war klarer oder wenigstens schien nichts klarer zu sein, als diese Erklärung. Da der Cardinal dies selbst fand, so bat er die Herren bloß noch, ihre Namen unter die letzte Zeile zu setzen.

Truebridge weigerte sich jedoch dies zu thun, indem er sagte, er habe keine Vollmacht dazu.

Ruffo zeigte ihm den am 24. Juni, das heißt am vorgestrigen, Tage von Sir William geschriebenen Brief, in welchem eine Stelle vorkam, welche ganz im Gegensatz zu Truebridge's Erklärung den beiden Gesandten die ausgedehntesten Vollmachten zu geben schien.

Truebridge antwortete jedoch:

»Allerdings sind wir ermächtigt, in Bezug auf die militärischen Angelegenheiten zu unterhandeln, aber nicht in Bezug auf die diplomatischen. Was kommt auch übrigens auf unsere Unterschrift an, da ja die Note von unserer Hand geschrieben ist?

Ruffo bestand nicht weiter auf seinem Verlangen. Er glaubte nun alle Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben. Demzufolge und im Vertrauen auf den von dem Gesandten geschriebenen Brief, welcher sagte, daß Mylord entschlossen sei, nichts zu thun, was den Waffenstillstand brechen könnte — im Vertrauen auf die Schrift der Capitäne Truebridge und Ball, welche erklärten, Mylord werde sich der Einschiffung der Patrioten nicht widersetzen, — aber um dennoch trotz dieser doppelten Versicherung sich aller Verantwortlichkeit zu entledigen, beauftragte er Micheroux, die beiden Capitäne in die Castelle zu führen und den Commandanten derselben Kenntniß von dem Briefe zu geben, welchen er soeben empfangen, so wie von der Erklärung die er verlangt, und wenn diese beiden Versicherungen ihm genügten, sich sofort wegen der Ausführung der Capitulation mit ihnen zu verständigen.«

Zwei Stunden später kam Micheroux zurück und meldete dem Cardinal, daß unter dem gnädigen Beistand des Himmels Alles auf freundschaftliche Weise und im besten Einvernehmen geordnet sei.

Achtes Capitel.

Die punische Treue.

Der Cardinal war über diese Lösung, welche er weit entfernt gewesen zu erwarten, so hoch erfreut, daß er am 27. Juni Morgens in der Kirche del Carmine ein Te Deum sang und zwar mit einem Pomp, welcher der Bedeutung der Ereignisse würdig war.

Ehe er sich in die Kirche begab, hatte er einen Brief an Lord Nelson und Sir William Hamilton geschrieben und ihnen seinen aufrichtigen Dank dafür ausgesprochen, daß sie durch Ratification des Tractats der Stadt, ganz besonders aber seinem Gewissen, die Ruhe wiedergegeben.

Hamilton schrieb darauf, wiederum französisch, den folgenden Brief

»Am Bord des »Donnerers« 27. Juni 1799.

»Eminenz!

»Mit dem größten Vergnügen habe ich den Brief empfangen, welchen Sie mir die Ehre erzeigt, mir zu schreiben. Wir haben in gleicher Weise für den Dienst des Königs und der guten Sache gearbeitet, nur gibt es je nach dem Charakter verschiedene Manieren, seinen Diensteifer zu beweisen. Alles geht, Gott sei Dank, gut, und ich kann Ew. Eminenz versichern daß Mylord Nelson sich Glück zu dem von ihm gefaßten Entschluß wünscht, die Operationen Ew. Eminenz nicht zu unterbrechen, sondern sie im Gegentheile mit allen seinen Kräften zu unterstützen, um das Unternehmen, welches Ew. Eminenz unter den kritischen Umständen, in welchen Sie sich befunden, bis jetzt so gut geleitet, auch glücklich zu Ende zu führen. Mylord und ich werden uns zu glücklich schätzen, wenn wir, sei es noch so wenig, Ihren sicilischen Majestäten Dienste geleistet und Ew. Eminenz einen Augenblick gestörte Gemüthsruhe zurückgegeben haben.

»Mylord bitter mich, Ew. Eminenz für Ihr Billet zu danken und Ihnen zu sagen, daß er zu gelegener Zeit alle nothwendigen Maßregeln ergreifen wird.

»Ich habe die Ehre zu sein 2c.

»W. Hamilton.«

Man hat aus den von uns mitgetheilten Briefen Ferdinands und Carolinens an den Cardinal Ruffo gesehen, mit welchen Bethuerungen unerschütterlicher Achtung und ewiger Treue diese Briefe der beiden königlichen Personen endeten, die ihm ihr Königreich verdankten.

Unsere-Leser werden zu wissen wünschen, auf welche Weise diese Dankbarkeitsbethuerungen übersetzt wurden.

Zu diesem Zwecke mögen sie sich die Mühe nehmen, den folgenden Brief zu lesen, welcher an demselben Tage wie der soeben mitgetheilte von Sir William Hamilton an den Generalcapitän Acton geschrieben ward.

»Am Bord des »Donnerers«, Bai von Neapel« am 27. Juni 1799.

»Gnädigster Herr!

»Ew. Excellenz habe aus meinem letzten Briefes ersehen, daß der Cardinal und Lord Nelson weit entfernt sind, mit einander übereinzustimmen. Nach reiflicher Ueberlegung aber

ermächtigte Lord Nelson mich gestern Morgen, dem Cardinal zu schreiben, daß er nichts mehr thun würde, um den Waffenstillstand zu brechen, den der Cardinal angemessen erachtet mit den in dem Castello Nuovo und dem Castello d'Uovo eingeschlossenen Rebellen zu schließen; daß Mylord bereit sei, allen Beistand zu leisten, dessen die unter seinem Befehl stehende Flotte fähig sei, und welchen Se. Eminenz für den Dienst Seiner sicilischen Majestät nothwendig erachten würde.

»Dies hat die beste Wirkung hervorgerufen. In Neapel ging Alles drunter und drüber, weil man fürchtete, Lord Nelson werde den Waffenstillstand brechen, während heute Alles ruhig ist. Der Cardinal ist mit den Capitänen Truebridge und Ball dahin übereingekommen, daß die Rebellen im Castello Nuovo und im Castello d'Uovo Abends eingeschifft und mittlerweile fünfhundert Mann Marinesoldaten ans Land gesetzt werden, um die beiden Castelle zu occupiren, auf welchen, Gott sei Dank, endlich das Banner Sr. sicilischen Majestät weht, während die Banner der Republik (kurz ist ihr Leben gewesen) sich in der Cajüte des »Donnerers« befinden, wohin, wie ich hoffe, die französische Fahne, die noch auf San Elmo flattert, ihnen bald nachfolgen wird.

»Ich habe gegründete Hoffnung, daß die Ankunft Lord Nelsons in dem Golf von Neapel für die Interessen und den Ruhm Ihrer sicilischen Majestäten sehr nützlich sein wird. In der That war es aber auch Zeit, daß ich zwischen dem Cardinal und Lord Nelson intervenirte, denn sonst wäre Alles verloren gewesen, und zwar schon vom ersten Tage an.

»Gestern schrieb mir der gute Cardinal, um sich bei mir ebenso wie bei Lady Hamilton zu bedanken. Der nichtswürdige Freiheitsbaum, welcher vor dem königlichen Palaste stand, ist umgehauen und dem Riesen die rothe Mütze vom Kopfe gerissen worden.

»Jetzt noch eine gute Nachricht. Caracciolo und ein Dutzend andere Rebellen wie er werden bald in Lord Nelson's Händen sein. Wenn ich mich nicht irre, so wird man sie direkt nach Procida schicken und dort verhören und richten, um sie dann zur Hinrichtung wieder hierher zurück zu befördern. Caracciolo wird wahrscheinlich an der großen Raa der »Minerva« aufgeknüpft werden und von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang hängen gelassen werden.

»Ein solches Beispiel ist auch nothwendig für den künftigen Dienst Sr. sicilischen Majestät, in deren Königreich der Jakobinismus so große Fortschritte gemacht hat.

»W. Hamilton.«

»Acht Uhr Abends. — Die Rebellen sind in ihren Schiffen, können aber ohne einen Paß von Lord Nelson nicht von der Stelle.«

In der That hatten wie der Gesandte von Großbritannien in dem Briefe, den wir soeben gelesen, sagt, die Republikaner im Vertrauen auf den geschlossenen Tractat und durch Nelsons Versprechen, sich der Einschiffung der Patrioten nicht zu widersetzen, beruhigt, keine Schwierigkeit gemacht, die Castelle den fünfhundert englischen Seesoldaten zu überlassen, welche an Land gekommen waren, um sie zu besetzen, und waren in die Felucken, Tartanen und andere Fahrzeuge gestiegen, in welchen sie nach Toulon gebracht werden sollten.

Die Engländer nahmen daher zunächst Besitz von dem Castello Nuovo, dem Werft und dem königlichen Palast.

Sodann erfolgte die Uebergabe und Uebernahme des Castello d'Uovo unter denselben Formalitäten.

Es ward über diese Räumung der Castelle ein Protokoll aufgenommen und im Namen der

Patrioten von den Commandanten der Castelle und im Namen des Königs Ferdinand von dem Brigadier Minichini unterzeichnet.

Nur-zwei Personen machten Gebrauch von der ihnen durch die Capitulation zugestandenen Wahl, entweder ein Asyl auf dem Lande zu suchen, oder sich einzuschiffen. Sie verlangten ein Asyl im Castell San Elmo.

Diese beiden Personen waren Salvato und Luisa.

Wir werden später auf die Helden unseres Buches zurückkommen, um sie dann nicht wieder zu verlassen. Das gegenwärtige Capitel ist jedoch, wie wir bereits durch die Ueberschrift angedeutet, seinem ganzen Inhalte nach einer großen historischen Aufklärung gewidmet.

Da wir im Begriffe stehen, dem Andenken eines der größten Seehelden, welche England jemals gehabt, einen jener unauslöschlichen Flecken zuzufügen, welche selbst die Jahrhunderte nicht verwischen, so wollen wir, indem wir die Actenstücke, welche diese große Infamie beweisen, eines nach dem andern den Augen unserer Leser vorführen, zeigen, daß wir weder durch Unkenntniß irregeleitet, noch durch Haß verblendet sind.

Wir sind ganz einfach die Fackel, welche einen bis jetzt dunkel gebliebenen Punkt der Geschichte beleuchtet.

Es begegnete dem Cardinal, was jedem großen Herzen begegnet, welches eine Sache unternimmt, die von furchtsamen und mittelmäßigen Gemüthern für unmöglich erklärt worden.

Er hatte in der Nähe des Königs eine Cabale von Männern zurückgelassen welche, da sie keine Beschwerde ertragen und keine Gefahr bestanden, natürlich den Mann angriffen, der ein Werk zu Stande gebracht, welches von ihnen fürs unmöglich erklärt worden.

Der Cardinal ward — es wäre dies fast ungläublich, wenn man nicht wüßte, wie weit jene Natter der Höfe, die man die Verleumdung nennt, gehen kann — der Cardinal, sagen wir ward beschuldigt, bei Wiedereroberung des Königreiches Neapel-nicht für den König, sondern für sich selbst zu arbeiten. Man sagte, er habe die Absicht, mit Hilfe der Armee, die er zurückgebracht und die ihm völlig ergeben war, seinen Bruder Don Francesco Ruffo zum König von Neapel ausrufen zu lassen!

Nelson hatte vor seinem Abgange von-Palermo Instruction in dieser Beziehung empfangen und war beauftragt, bei dem ersten Beweises welcher die von Ferdinand und des Königin gefaßten Zweifel bestätigen würde den Cardinal an Bord des »Donnerer« zu locken und gefangen darauf zurückzubehalten.

Man wird sehen, daß dieser Act der Dankbarkeit beinahe zur Ausführung gebracht worden wäre, und wir gestehen, daß wir für unsere Person dies sehr bedauern, denn dann böte die Geschichte ein warnendes Beispiel mehr für diejenigen, welche sich den Fürsten opfern. Wir copiren die folgenden Briefe genau nach dem Original.

»Am Bord des »Donnerers« Bai von Neapel,

»An Sir John Acton. 29. Juni 1799.

»Gnädigster Herr!

»Obgleich unser gemeinsamer Freund Sir William Ihnen ausführlich über alle Ereignisse schreibt, welche sich bei uns zugetragen, so kann ich doch nicht umhin, ebenfalls die Feder zu ergreifen, um Ihnen rund heraus zu sagen, daß ich keines der Dinge billige, welche geschehen sind und im Begriff stehen noch zu geschehen. Mit einem Wort, ich muß Ihnen sagen, daß selbst

wenn der Cardinal ein Engel wäre, doch die Stimme des ganzen Volkes sich gegen seine Handlungsweise erhebt. Wir sind hier von kleinlichen, erbärmlichen Cabalen und einfältigen Klagen umringt, welche nach meiner Ansicht nur durch die Anwesenheit des Königs, der Königin und des neapolitanischen Ministeriums beschwichtigt und beseitigt werden kann, so daß dann eine regelmäßige Regierung gegründet werden kann, die der Gegensatz zu dem System sein muß, welches gegenwärtig an der Tagesordnung ist.

»Allerdings wäre, wenn ich meiner Neigung gefolgt wäre, der Zustand der Hauptstadt ein noch schlimmerer als er ist, denn der Cardinal hätte seinerseits noch etwas Schlimmeres thun können als nichts. Deshalb hoffe ich sehnlichst auf die Gegenwart der Majestäten und haften mit meinem Kopfe für ihre Sicherheit. Vielleicht werde ich genöthigt sein, mich mit dem »Donnerer« aus diesem Hafen zu entfernen. Bin ich aber gezwungen diesen Hafen zu verlassen, so fürchte ich, daß die Folgen meines Wegganges unheilvoll sein werden.

»Das »Seahorse« ist ebenfalls ein sicherer Aufenthalt für die Majestäten, und sie werden darin in so großer Sicherheit sein, als man dies überhaupt auf einem Schiffe sein kann.

»Ich bin wie stets Ihr 2c.

Nelson.«

Der nachfolgende zweite Brief ist von demselben Tage und ebenfalls an Acton gerichtet. Die Undankbarkeit der beiden gekrönten Häupter ist darin noch weit sichtbarer und läßt unserer Meinung nach diesmal nichts zu wünschen übrig.

»An Se. Excellenz Sir John Acton.

»29. Juni Morgens.

»Gnädigster Herr!

»Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich freue, den König, die Königin und Euer Excellenz ankommen zu sehen. Ich sende Ihnen das Duplicat einer Proclamation, welche ich den Cardinal aufforderte veröffentlichen zu lassen. Seine Eminenz hat sich jedoch rund und rein geweigert und gesagt, es wäre verlorene Mühe, ihm etwas zu schicken, denn er würde durchaus nichts drucken lassen. Der Capitän Truebridge wird heute Abend mit dreizehnhundert Mann englischen Truppen am Lande sein und ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, thun um mit dem Cardinal bis zur Ankunft der Majestäten in gutem Einvernehmen zu bleiben. Der letzte Befehl des Cardinals verbietet, ohne seine Zustimmung irgend Jemanden gefangen zu halten; dies heißt unverkennbar die Rebellen retten wollen. Kurz gestern haben wir hier miteinander berathen, ob der Cardinal nicht eigentlich selbst festgenommen werden müßte. Sein Bruder ist schwer compromittirt, doch wäre es zwecklos; Sie, Excellenz, noch mehr langweilen zu wollen. Ich werde mich so einrichten, daß ich das Bestmögliche thun kann, und stehe für die Sicherheit der Majestäten mit meinem Kopfe. Möge Gott allen diesen Vorgängen ein baldiges und glückliches Ende machen.

»Indem ich Euer Excellenz bitte 2c.

»Horatio Nelson.«

Mittlerweile war der Cardinal, nachdem er seinen Bruder an Bord des »Donnerers« geschickt, nicht wenig erstaunt, von ihm ein Billet zu empfangen, welches ihm meldete, der Admiral

schicke ihn nach Palermo, um der Königin die Nachricht zu überbringen, daß Neapel sich ihren Absichten gemäß ergeben habe.

Der Brief, welcher diese Nachricht enthielt, schloß mit den Worten:

»Ich sende Euer Majestät gleichzeitig einen Boten und eine Geißel.«

Man sieht, daß die Belohnung des Pflichteifers nicht lange auf sich hatte warten lassen.

Aber was sollte der Bruder des Cardinals an Bord des »Donnerers«?

Er brachte außer der Weigerung, sie zu drucken und zu veröffentlichen, folgende Note Nelson's zurück, deren Inhalt der Cardinal bei dem Stande der Dinge und nach den gegebenen Versprechungen nicht verstanden hatte.

Diese Note oder vielmehr diese Notification lautete:

»*Notification.*

»Am Bord des »Donnerers«, 29. Juni 1799 Morgens.

»Horatio Nelson, Admiral der britischen Flotte auf der Rhede von Neapel, fordert Alle, welche als Officiere in der Armee oder als Civilbeamte der nichtswürdigen sogenannten neapolitanischen Republik gedient haben, auf, wenn sie sich in der Stadt Neapel befinden, sich binnen längstens vierundzwanzig Stunden bei den Commandanten des Castello Nuovo und des Castello d'Uovo zu melden und sich in jeder Beziehung der Gnade Seiner sicilischen Majestät anzuvertrauen. Befinden sie sich bis auf eine Entfernung von fünf Meilen außerhalb der Stadt, so müssen sie sich in gleicher Weise den genannten Commandanten vorstellen, nur soll ihnen eine Frist von achtundvierzig Stunden vergönnt sein. Außerdem werden sie als Rebellen und Feinde Seiner sicilischen Majestät betrachtet werden.

»Horatio Nelson.«

Wie groß das Erstaunen des Cardinals aber auch über das Billet seines Bruders war, welcher ihm meldete, daß Mylord Nelson ihn nach Palermo schicke, ohne ihn zu fragen, ob er auch hingehen wolle, so gerieth er doch noch in weit größeres Erstaunen, als er von den Patrioten folgenden Brief erhielt:

»An Se. Eminenz den Cardinal Ruffo, Generalvicar von Neapel.

»Der ganze Theil der Garnison, welcher den Bestimmungen des Tractats zufolge eingeschifft worden ist, um unter Segel nach Toulon zu gehen, befindet sich gegenwärtig in der größten Bestürzung. In ihrem guten Glauben erwarteten diese Leute die Ausführung des Tractats, obschon vielleicht in ihrer Eile, das Castell zu verlassen, nicht alle Clauseln dieser Capitulation streng beobachtet worden sind. Jetzt ist der Wind schon seit zwei Tagen zum Auslaufen günstig, gleichwohl aber der für die Reise nothwendige Proviand noch nicht an Bord.

»Überdies sahen wir gestern Abend mit tiefem Schmerz die Generale Manthonnet, Massa und Bassetti, die Präsidenten der Executivcommission Ercole und d'Agnesse, den der gesetzgebenden Commission Domenico Cirillo und mehrere andere unserer Genossen, unter diesen Emmanuele Borgo und Piatì, von den Tartanen abholen. Man hat sie alle auf das Schiff des Admirals Nelson gebracht, wo sie die ganze Nacht zurückgehalten worden sind und wo sie sich auch jetzt, das heißt um 6 Uhr Morgens, noch befinden.

»Die Garnison erwartet von Ihrer Loyalität die Erklärung dieser Thatsache und die redliche Ausführung des Tractats.

»Rhede von Neapel, 29. Juni 1799 , 6 Uhr Morgens.

»Albanese.«

Eine Viertelstunde später waren der Capitän Bailly und der Chevalier Micheroux bei dem Cardinal, und dieser schickte Micheroux an Nelson, den er auffordern ließ, ihm nun diesen unerklärlichen Maßregeln Rechenschaft zu geben, und indem er ihn für den Fall, daß seine Absicht die wäre, welche er zu errathen fürchtete, zugleich bat, vor einem solchen Schandfleck nicht bloß seinen Namen, sondern auch die englische Fahne zu bewahren.

Nelson lachte bloß über die Reclamation des Chevalier Micheroux und sagte:

»Worüber beschwert sich der Cardinal? Ich habe versprochen, mich der Einschiffung der Garnison nicht zu widersetzen. Ich habe Wort gehalten, denn die Garnison ist eingeschifft. Jetzt, wo sie dies ist, bin ich meines Wortes ledig und kann thun, was ich will.«

Als der Chevalier Micheroux bemerklich machte, daß der Doppelsinn, auf den der Admiral sich berufe, seiner unwürdig sei, stieg letzterem vor Ungeduld das Blut ins Gesicht und er setzte hinzu:

»Übrigens handle ich nach meinem Gewissen und habe Vollmacht vom König.«

»Haben Sie auch Vollmacht von Gott?« fragte Micheroux; »ich bezweifle es.«

»Das ist nicht Ihre Sache,« entgegnete Nelson. »Ich bin es, welcher handelt, und bin bereit, dem König und Gott Rechenschaft von meinen Handlungen zu geben. Gehen Sie.«

Und er schickte den Boten zu dem Cardinal zurück, ohne sich die Mühe zu nehmen, ihm eine andere Antwort zu geben oder seine Unredlichkeit durch irgend eine Entschuldigung bemänteln zu wollen.

In der That die Feder entsinkt der Hand eines jeden ehrlichen Mannes, welcher durch die Wahrheit gezwungen wird, dergleichen Dinge niederzuschreiben.

Als der Cardinal diese Antwort des Chevalier Micheroux, erhielt, warf er einen beredten Blick gegen Himmel, ergriff eine Feder, schrieb einige Zeilen, unterzeichnete sie und sendete sie durch einen außerordentlichen Courier nach Palermo ab.

Es war seine Entlassung, welche er bei Ferdinand und Caroline einreichte.

Neuntes Capitel.

Zwei würdige Genossen.

Nehmen wir die unseren Fingern entfallene Feder wieder auf. Wir sind mit unserer Erzählung noch nicht zu Ende und das Schlimmste bleibt uns noch mitzutheilen.

Man erinnert sich, daß in dem Augenblick, wo Nelson dem Cardinal nach dem Besuche aus dem »Donnerer« das Geleite gab und mit ihm eine kalte Verbeugung, das Resultat der zwischen ihnen zu Tage getretenen Meinungsverschiedenheit in Bezug auf den Tractat, wechselte, Emma Lyonna, indem sie die Hand auf Nelsons Schulter legte, gekommen war, um ihm zu sagen, daß Scipio Lamarra, derselbe, welcher dem Cardinal die von der Königin und ihren Töchtern gestickte Fahne überbracht, an Bord sei und ihn bei Sie William Hamilton erwarte.

Ganz wie Nelson vorausgesehen, kam Scipio Lamarra, um sich mit ihm über die Art und Weise zu besprechen, auf welche man sich Caracciolos bemächtigen könnte, der seine Flottille an demselben Tage verlassen, wo die großbritannische Flotte auf der Rhede erschienen war.

Man hat nicht vergessen, daß die Königin ihrer Freundin Emma Lyonna mündlich und dem Cardinal schriftlich befohlen hatte, dem Admiral Caracciolo, der von ihr dem Tode geweiht war, keine Gnade angedeihen zu lassen. In denselben Ausdrücken hatte sie an Scipio Lamarra, einen ihrer eifrigsten und thätigsten Agenten, geschrieben, damit er sich mit Nelson über die Mittel verständige; die man anzuwenden hätte, um sich des Admirals Caracciolo zu bemächtigen, dafern derselbe zu der Zeit, wo Nelson in den Hafen einlief, bereits die Flucht ergriffen haben sollte.

Nun aber war dies wirklich der Fall, wie man aus der Antwort des Hochbootsmannes des Kanonenbootes gesehen, auf welchem der Admiral sich während des Kampfes am 13. befunden, als Salvato, durch Ruffo von der Gefahr, in welcher der Admiral schwebte, unterrichtet, sich in dem Kriegshafen nach ihm erkundigte .

Aus einem ganz entgegengesetzten Beweggrund hatte der Spion Lamarra dieselben Schritte gethan wie Salvato und war zu demselben Ziele gelangt, das heißt, er hatte erfahren, daß der Admiral Neapel verlassen und bei einem seiner Dienstleute ein Asyl gesucht hatte.

Er kam jetzt, um diese Neuigkeit dem Admiral Nelson mitzutheilen, und ihn zu fragen, ob er wünsche, daß er dem Flüchtling nachspüre.

Nelson forderte ihn nicht bloß dazu auf, sondern theilte ihm auch mit daß eine Prämie von viertausend Dukaten dem versprochen sei, welcher den Admiral ausliefern würde.

Von diesem Augenblick an nahm Scipio sich fest vor, der Mann zu sein, der die Prämie oder wenigstens den größeren Theil derselben einstriche.

Als Freund unter den Matrosen erscheinend; hatte er von denselben Alles erfahren, was diese selbst über Caracciolo wußten , nämlich daß der Admiral eine Zufluchtsstätte bei einem seiner Dienstleute gesucht, von dessen Treue er überzeugt sein zu können glaubte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wohnte dieser Diener nicht in der Stadt, und der Admiral war ein zu schlauer Mann, als daß er sich so dicht in der Nähe der Krallen des Löwen aufgehalten hätte.

Scipio nahm sich daher nicht einmal die Mühe, sich in den beiden Häusern zu erkundigen, welche der Admiral in Neapel, das eine in Santa Lucia beinahe an die Kirche stoßend — und dies war das, welches er bewohnte — das andere in der Toledostraße besaß.

Nein, es war vielmehr wahrscheinlich, daß der Admiral sich auf eines seiner Landgüter zurückgezogen, um das offene Feld vor sich zu haben, wenn er vielleicht der Gefahr noch weiter entfliehen müßte.

Eines dieser Landgüter befand sich in Calvezzano, das heißt am Fuße des Gebirges.

Scipio war ein kluger Kopf und vermuthete sofort, daß dies der Ort sei, nach welchem Caracciolo sich geflüchtet.

Hier hatte er, wie wir gesagt, nicht bloß das freie Feld, sondern auch die Gebirge, diesen natürlichen Zufluchtsort des Verbannten, vor sich.

Scipio ließ sich von Nelson freies Geleit geben, legte Bauernkleider an und machte sich auf den Weg, in der Absicht, in Calvezzano als Patriot zu erscheinen, welcher fliehend und vor Hunger und Erschöpfung fast dem Tode nahe, lieber die größte Gefahr riskieren, als sich noch weiterzuschleppen versuchen wollte.

Er trat daher keck in das Landgut ein und verlangte, das Vertrauen der Verzweiflung heuchelnd, von dem Pächter ein Stück Brot und ein wenig Stroh in einer Scheune.

Der vorgebliche Flüchtling spielte seine Rolle so gut, daß der Pächter keinen Verdacht schöpfte, sondern vielmehr unter dem Verwand, sich zu versichern, daß ihn Niemand in das Haus habe hineingehen sehen, ihn sich in einer Art Backstube verstecken ließ, indem er sagte, er wolle um ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit willen die Runde um das Gut machen.

In der That kehrte er zehn Minuten später mit beruhigter Miene zurück, ließ den angeblichen Flüchtling aus seinem Versteck herauskommen und an dem Tisch in der Küche Platz nehmen, wo er ihm Brot, Käse und Wein vorsetzte.

Scipio Lamarra warf sich über das Brod her wie ein Halbverhungerten und aß und trank mit solcher Gier, daß der Pächter als mitleidiger Wirth sich aufgefordert fühlte, ihn zur Mäßigung zu ermahnen und ihm zu sagen, daß es ihm an Brod und Wein nicht fehlen solle und daß er deshalb sich mit dem Essen und Trinken Zeit nehmen könne.

Während Lamarra anfang diesen guten Rath zu befolgen, trat ein zweiter Landmann ein, welcher dieselbe Kleidung trug wie der Pächter, aber ein wenig älter zu sein schien. Scipio machte eine Bewegung, um sich zu erheben und hinauszugehen.

»Fürchtet nichts,« sagte der Pächter. »Es ist mein Bruder.«

In der That ergriff der Neueingetretene, nachdem er begrüßt, wie ein Mann, der zu Hause ist, einen Schemel und setzte sich in einen Winkel des Kamins.

Der falsche Patriot bemerkte, daß der Bruder des Pächters die Seite wählte, wo am meisten Schatten war.

Scipio Lamarra, welcher den Admiral Caracciolo in Palermo gesehen, brauchte nur einen Blick aus den angeblichen Bruder des Pächters zu werfen, um ihn sofort zu erkennen. Es war Francesco Caracciolo

Scipio durchschaute nun das ganze Manöver. Der Pächter hatte nicht gewagt, ihn ohne Erlaubniß seines Herrn aufzunehmen. Unter dem Vorwand nachzusehen, ob Niemand dem Fremden nachschliche, war er hinausgegangen, um Caracciolo um jene Erlaubniß zu bitten, und Caracciolo, welcher neugierig war, Nachrichten von Neapel zu erfahren, war hereingekommen

und hatte sich in die Kaminecke gesetzt, denn er fürchtete seinen Gast um desto weniger, als nach dem was ihm gemeldet worden, derselbe ein Geächteter war.

»Ihr kommt von Neapel? fragte er nach einigen Augenblicken mit verstellter Gleichgültigkeit.

»Leider ja,« antwortete Scipio.

»Was geht denn jetzt dort vor?«

Scipio wollte Caracciolo nicht allzu sehr erschrecken, damit dieser nicht etwa ein anderes Asyl aufsuchte.

»Man schiff die Patrioten nach Toulon ein,« sagte er.

»Nun, warum habt Ihr Euch dann nicht auch mit nach Toulon eingeschiff?«

»Weil ich Niemanden in Frankreich kenne, dagegen aber einen Bruder in Corfu habe. Ich will daher versuchen, Manfredonia zu erreichen und mich dort einzuschiffen.«

Dabei blieb die Conversation stehen. Der Flüchtling schien so ermüdet zu sein, daß es grausam gewesen wäre, ihn noch länger am Schlafen zu hindern.

Caracciolo forderte deshalb den Pächter auf, ihn in sein Zimmer zu führen. Scipio nahm mit wiederholten Dankbarkeitsbetheuerungen Abschied von ihm und bat, in seinem Zimmer angelangt, seinen Wirth, ihn vor Tagesanbruch zu wecken, damit er seinen Weg nach Manfredonia weiter fortsetzen könne.

»Es wird mir dies um so leichter sein,« antwortete der Pächter, »als ich selbst vor Tagesanbruch aufstehen muß, um nach Neapel zu gehen.«

Scipio riskierte keine weitere Frage oder sonstige Bemerkung. Er wußte nun Alles, was er wissen wollte, und der Zufall, der sich zuweilen zum Mitschuldigen großer Verbrechen macht, diente ihm besser, als er zu hoffen gewagt.

Am nächsten Morgen um 2 Uhr trat der Pächter in sein Zimmer. Sofort war er auf den Füßen, kleidete sich rasch an und machte sich zum Aufbruch fertig.

Der Pächter gab ihm ein kleines im Voraus zurechtgemachtes Paket, welches ein Brod, ein Stück Schinken und eine Flasche Wein enthielt.

»Mein Bruder hat mich beauftragt, Euch zu fragen, ob Ihr Geld braucht,« setzte der Pächter hinzu.

Scipio schämte sich. Er zog seine Börse, welche einige Goldstücke enthielt, und zeigte sie seinem Wirth. Dann ließ er sich einen Querweg zeigen, nahm Abschied von seinem Wirth, trug ihm Danksagungen an seinen Bruder auf und entfernte sich.

Kaum aber hatte er hundert Schritte zurückgelegt, so schlug er eine andere Richtung ein, machte einen Umgang um den Pachthof herum und erwartete an einer Stelle, wo der Weg zwischen zwei Hügeln hindurchführte, den Pächter, welcher nicht verfehlen konnte, auf seinem Wege nach Neapel hier vorbeizukommen.

In der That bemerkte er eine halbe Stunde später in dem Dunkel, welches sich allmählig zu lichten begann, den Schattenriß eines Mannes, welcher den Weg von Calvezzano nach Neapel verfolgte und in welchem er sofort seinen Pächter erkannte.

Er ging sofort auf ihn zu. Der Pächter erkannte ihn seinerseits und blieb erstaunt stehen.

Es war augenscheinlich, daß er eine solche Begegnung nicht erwartet hatte.

»Ihr seid es?« fragte er.

»Wie Ihr seht, ja,« antwortete Scipio..

»Aber was macht Ihr hier, anstatt auf dem Wege nach Manfredonia zu sein?«

»Ich warte aus Euch.«

»Aber zu welchem Zweck?«

»Um Euch zu sagen, daß Lord Nelson bei Todesstrafe verboten hat, einen Rebellen zu verbergen.«

»Aber inwiefern kann mich das interessieren?« fragte der Pächter.

»Insoferne Ihr den Admiral Caracciolo bei Euch verborgen haltet.«

Der Pächter versuchte zu läugnen.

»Ach, schweigt doch,« sagte Scipio, »ich habe ihn erkannt. Es ist der Mann, den Ihr für euren Bruder ausgeben wolltet.«

»Das ist aber wohl nicht Alles, was Ihr mir zu sagen habt?« fragte der Pächter mit einem Lächeln, über dessen Bedeutung man sich nicht irren konnte.

Es war das Lächeln eines Verräthers.

»Es ist gut,« sagte Scipio, »ich sehe schon, daß wir einander verstehen.«

»Wie viel hat man Euch denn versprochen, wenn Ihr den Admiral Caracciolo ausliefert?«

»Viertausend Ducati,« sagte Scipio.

»Würden darunter zweitausend für mich sein?«

»Ihr thut den Mund ein wenig weit auf, Freund.«

»Und dennoch thue ich ihn nur halb auf.«

»Ihr werdet Euch also mit zweitausend Durati begnügen?«

»Ja, wenn man sich nicht allzusehr um das Geld kümmert, welches der Admiral vielleicht in meinem Hause verwahrt hat.

»Wenn man aber nun nicht will, wie Ihr wollt?«

Der Pächter trat rasch einen Schritt zurück und zog gleichzeitig aus jeder seiner beiden Taschen ein Pistol.

»Wenn man nicht so will, wie ich will,« sagte er, »so benachrichtige ich den Admiral, und ehe Ihr in Neapel seid, sind wir so weit, daß Ihr uns niemals einholen würdet.«

»Na, kommt her, Camerad. ich kann ohne Euch nichts thun und will auch ohne Euch nichts thun.«

»Also ist die Sache abgemacht?«

»Meinerseits ja. Wenn Ihr Euch mir anvertrauen wollt, so will ich Euch zu Jemanden führen, mit dem Ihr eure Interessen besprechen könnt und der — dafür bürgt — sich euren Forderungen gegenüber sehr freigebig zeigen wird.«

»Und wie heißt dieser Mann?«

»Mylord Nelson.«

»O! Ich habe den Admiral Caracciolo sagen hören, Mylord Nelson sei sein größter Feind.«

»Dann hat er sich auch nicht geirrt. Eben deshalb stehe ich Euch aber auch dafür, daß Mylord Nelson an euren Forderungen nicht mäkeln wird.«

»Dann kommt Ihr also im Aufträge des Admirals Nelson?«

»Nein, in noch höherem.«

»Wohlan,« sagte der Pächter, »es ist, wie Ihr gesagt habt. Wir verstehen uns wunderschön;

kommt.«

Und die beiden wackeren Männer setzten ihren Weg nach Neapel weiter fort.

Zehntes Capitel.

Horatio Nelson herrscht über Leben und Tod.

In Folge der Unterredung, welche der Pächter und Scipio Lamarra mit Mylord Nelson gehabt, hatte Sir William Hamilton an Sir John Acton geschrieben:

»Caracciolo und zwölf jener nichtswürdigen Rebellen werden bald in Mylord Nelsons Händen sein.«

Die »zwölf nichtswürdigen Rebellen« waren, wie wir aus dem Briefe Albanese's an den Cardinal ersehen, an Bord des »Donnerers« geschafft worden.

Es waren Manthonnet, Massa, Bassetti, Domenico Cirillo, Ercole, d'Agnese, Borgo, Piati, Mario Pagano, Conforti, Bassi und Velasco.

Was Caracciolo betraf, so sollte dieser am 29. Morgens ausgeliefert werden.

In der That waren während der Nacht sechs als Bauern verkleidete und bis an die Zähne bewaffnete Matrosen in Granatello ans Land gestiegen und hatten, von Scipio Lamarra geführt, den Weg nach Calvezzano eingeschlagen, wo sie gegen drei Uhr Morgens angelangt waren.

Der Pächter wachte, während Caracciolo, dem er von Neapel die beruhigendsten Nachrichten gebracht, sich niedergelegt hatte und jenem Vertrauen hingab, welches ehrliche Leute unglücklicherweise fast immer gegen Schurken an den Tag legen.

Caracciolo hatte einen Säbel unter seinem Kopfkissen und zwei Pistolen auf einem Nachttisch liegen. Durch den Pächter jedoch von diesen Vorsichtsmaßregeln in Kenntniß gesetzt, hatten die Matrosen, als sie in das Zimmer drangen, sich vor allen Dingen der Waffen bemächtigt.

Als Caracciolo sah, daß er gefangen und daß jeder Widerstand vergeblich war, richtete er den Kopf empor und bot selbst seine Hände den Stricken dar, womit man sich anschickte ihn zu binden.

Gern wäre er dem Tod entflohen, so lange der Tod nicht da war; jetzt aber, wo er ihn dicht hinter sich fühlte, drehte er sich um und bot ihm die Stirn.

Eine Art Korbwagen wartete mit zwei Pferden bespannt vor der Thür. Man trug Caracciolo hinein, die Soldaten setzten sich um ihn herum und Scipio ergriff die Zügel.

Der Verräther hielt sich abseits und kam nicht zum Vorschein.

Er hatte über den Preis seines Verraths unterhandelt, eine Abschlagszahlung erhalten und sollte den Rest nach bewirkter Auslieferung seines Herrn empfangen.

Um sieben Uhr Morgens langte man in Granatello an.

Man schaffte den Gefangenen aus dem Wagen in das Boot. Die sechs Bauern verwandelten sich wieder in Matrosen, griffen zu den Rudern und steuerten nach dem »Donnerer«.

Seit zehn Uhr Morgens stand Nelson auf dem Deck des »Donnerers« mit dem Fernrohr in der Hand und den Blick nach Granatello, das heißt zwischen Torre del Greco und Castellamare, gerichtet.

Er sah ein Boot vom Strand abstoßen, konnte aber bei einer Entfernung von sieben bis acht Meilen nichts deutlich erkennen. Dennoch aber und da es das einzige war, welches die ruhige

glatte Fläche des Meeres durchfurchte, wendete sein Auge sich nicht wieder davon ab.

Es dauerte nicht lange, so zeigte das schöne Wesen, welches er am Bord hatte, lächelnd als ob ein Festtag anbräche, einen Kopf über der Luckentreppe, stieg vollends herauf, näherte sich ihm und stützte sich auf einen Arm.

Trotz der trägen Gewohnheiten, in deren Folge Emma Lyonna den Tag oft erst begann, wenn bereits die Hälfte desselben vorüber war, hatte sie sich in der Erwartung der großen Ereignisse, welche geschehen sollten, an diesem Tage ungewöhnlich früh erhoben.

»Nun?« fragte sie den Admiral.

Dieser zeigte schweigend mit dem Finger auf das sich nähernde Boot. Er wagte noch nicht ihr zu versichern, daß es das erwartete sei, schloß aber ans der geraden Linie, welche es, seitdem es vom Strande abgestoßen, in der Richtung zu dem »Donnerer« einhielt, daß es das erwartete sein müsse.

»Wo ist Sir William?« fragte Nelson.

»Und diese Frage thun Sie an mich?« fragte Emma lachend.

Nelson lachte ebenfalls.

»Parkenson,« sagte er dann, sich herumdrehend, zu dem jungen Officier, der ihm am nächsten stand und dem er überhaupt, sei es, weil er überzeugt war, daß dieser ihm am intelligentesten gehorchen würde, seine Befehle vorzugsweise gern ertheilte, »Parkenson, suchen Sie Sir William auf und sagen Sie ihm, ich hätte vollen Grund zu glauben, daß das Boot, welches wir erwarten, in Sicht sei.«

Der junge Mann verneigte sich und ging fort, um den Gesandten aufzusuchen.

Während der wenigen Minuten, welche der junge Lieutenant brauchte, um Sir William zu finden und herbeizuholen, fuhr das Boot fort sich zu nähern und Nelson's Zweifel schwanden immer mehr. Die wie wir bereits bemerkt, als Bauern verkleideten Matrosen ruderten zu regelmäßig, als daß sie wirkliche Bauern hätten sein können, und übrigens stand mit triumphierender Geberde im Vordertheile des Bootes ein Mann, in welchem Nelson endlich Scipio Lamarra erkannte.

Parkenson fand Sir William Hamilton beschäftigt an den Generalcapitän Acton zu schreiben, und der Gesandte legte seinen kaum begonnenen Brief auf die Seite, um sich in aller Eile zu Nelson und Emma Lyonna auf das Deck zu begeben.

Der unvollendete Brief blieb auf seinem Schreibpulte liegen, und wir geben einen neuen Beweis von der Gewissenhaftigkeit, womit wir bei unseren Nachforschungen zu Werke gegangen sind, indem wir unseren Lesern diesen Anfang des Briefes vorlegen, von welchem wir ihnen später die Fortsetzung mittheilen werden.

Dieser Anfang lautete:

»Am Bord des »Donnerers«, 29. Juni 1799.

»Ich habe von Ew. Excellenz drei Briefe erhalten, zwei vom 25. und einen vom 26. datiert, und ich freue mich zu sehen, daß Alles was Lord Nelson und ich gethan, die Billigung Ihrer sicilischen Majestäten erlangt hat. Der Cardinal bleibt hartnäckig dabei, sich von uns getrennt zu halten und will mit der Uebergabe des Fortes San Elmo nichts zu thun haben. Er hat als seinen Stellvertreter den Herzog von Salandra geschickt, damit dieser sich mit Lord Nelson über die Angriffsmittel bespreche. Der Capitän Truebridge wird die englischen Milizen und die russischen Soldaten commandiren; Sie werden sich mit einigen guten Geschützen einfinden und

dann wird der Herzog von Salandra das Obercommando übernehmen. Truebridge hat gegen dies es Arrangement keine Einwendungen erhoben.

»Ich schmeichle mir, daß diese wichtige Angelegenheit rasch beendet werden, und das Banner des Königs binnen wenigen Tagen aus San Elmo ebenso flattern wird, wie es schon auf den anderen Castellen weht.«

So weit war Sir William gekommen, als der junge Officier ihn störte.

Er ging, wie wir schon bemerkt, auf das Deck hinauf und schloß sich der Gruppe an, welche Nelson und Emma Lyonna schon bildeten.

Einige Augenblicke später bestand kein Zweifel mehr. Nelson erkannte Scipio Lamarra, und die Zeichen, welche dieser gab, verkündeten daß Caracciolo Gefangener war und daß man ihn brachte.

Was ging wohl in dem Herzen des englischen Admirals vor, als er diese so innig ersehnte Nachricht erhielt? Weder der Historiker noch der Romanschreiber besitzen Scharfblick genug, um die dicke Schichte von Gleichgültigkeit und Unbeweglichkeit zu durchschauen, welche das Antlitz dieses Mannes überkleidete.

Es dauerte nicht lange, so konnte das Auge der drei bei diesem Fange interessierten Personen, indem es auf den Boden des Fahrzeuges blickte, den an Händen und Füßen geknebelten Admiral liegen sehen. Sein quer in das Boot gelegter Körper hatte den beiden in der Mitte sitzenden Ruderern zur Lehne dienen können.

Ohne Zweifel hielt man es nicht für passend um das Schiff herumzurudern, um an der Ehrentreppe anzulegen, oder vielleicht schämte man sich, die Sache bis zum Spott zu treiben.

Sobald die beiden ersten Matrosen mit ihren Haken die Backbordtreppe faßten, sprang jedoch Scipio Lamarra dieselbe hinauf, um der Erste zu sein, welcher Nelson mit lauter Stimme das Gelingen des Unternehmens verkündete.

Mittlerweile lösten die Matrosen die Fesseln an den Füßen des Admirals, damit er an Bord steigen konnte. Die Hände dagegen ließ man ihm so fest auf dem Rücken gebunden, daß als später auch diese Fesseln fielen, sie um die Handgelenke herum die blutige Spur ihrer zahlreichen Ringe zurückließen.

Caracciolo ging vor der feindseligen Gruppe vorüber, deren Freude sein Unglück verhöhnnte, und ward in ein Gemach des Zwischendecks geführt, dessen Thür man offen ließ, indem man zugleich zwei Schildwachen davor stellte.

Kaum war Caracciolo an Bord, so eilte Sir William, beseelt von dem Wunsche der Erste zu sein, der dem König und der Königin diese gute Nachricht meldete, wieder in sein Zimmer hinauf, griff wieder zur Feder und fuhr fort zu schreiben:

»Soeben haben wir Caracciolo gesehen — bleich, mit langem Barte, halb todt, mit niedergeschlagenen Augen und geknebelten Händen. Man hat ihn an Bord des »Donnerers« gebracht, wo sich bereits nicht bloß die, welche ich Ihnen genannt, sondern auch der Sohn Cassano's,³² Don Julio, der Priester Pacifico und andere nichtswürdige Verräther befinden. Ich vermuthe, daß man mit den Strafbarsten kurzen und schnellen Prozeß machen wird. Es ist allerdings etwas Entsetzliches, ich aber der ich die Undankbarkeit und die Verbrechen dieser Menschen kenne, fühle nicht den erschütternden Eindruck wie die zahlreichen Personen, welche diesem Schauspiel beigewohnt haben. Uebrigens glaube ich, daß es für uns etwas ganz Vortreffliches ist, in dem Augenblick, wo man den Angriff auf das Fort San Elmo richten wird ,

die Hauptschuldigen am Bord des »Donnerers« zu haben, da wir auf diese Weise in den Stand gesetzt sind, für jede Kugel, welche die Franzosen auf die Stadt Neapel abfeuern, einen Kopf abschlagen zu lassen.

»Leben Sie wohl 2c.

W. Hamilton.«

»*Nachschrift.* Kommen Sie, wo möglich, um Alles beizulegen. Ich hoffe, daß wir vor Ankunft der Majestäten einige Angelegenheiten beendet haben, welche sie betrüben könnten. Caracciolo's Prozeß wird von den Officieren Ihrer sicilischen Majestäten gemacht werden. Wenn er wie dies wahrscheinlich ist, verurtheilt wird, so wird das Urtheil auch sofort vollstreckt werden. Er scheint vor Erschöpfung schon halb todt zu sein. Er verlangte von englischen Officieren gerichtet zu werden.

»Da das Schiff, welches Ihnen diesen Brief bringen wird, binnen wenigen Augenblicken nach Palermo unter Segel geht, so kann ich Ihnen nichts weiter sagen.«

Diesmal konnte William Hamilton, ohne Furcht sich zu täuschen, verkünden, daß der Prozeß nicht lange dauern würde.

Wir theilen nachstehend Nelsons Befehle mit. Man wird ihn nach diesen nicht beschuldigen, daß er den Gefangenen habe warten lassen.

»*An den Capitän Grafen von Thurn, Commandanten der königlichen Fregatte »Minerva«.*

»Francesco Caracciolo, Commodore Seiner sicilischen Majestät, ist gefangengenommen worden und der Rebellion gegen seinen rechtmäßigen Souverän angeklagt, weil er auf die königliche Flagge Feuer gegeben, die auf der unter Ihren Befehlen stehenden Fregatte »Minerva« aufgehißt war.

»Kraft gegenwärtiger Ordre wird Ihnen hiermit befohlen, fünf der ältesten unter Ihrem Commando stehenden Officiere zusammenzurufen, den Vorsitz selbst zu übernehmen und zu untersuchen ob das Verbrechen, dessen der genannte Caracciolo angeklagt ist, bewiesen werden kann. Geht aus dieser Untersuchung der Beweis des Verbrechens hervor, *so werden Sie sodann wieder bei mir anfragen*, um zu erfahren, welche Strafe der Angeklagte erleiden soll.

»An Bord der »Donnerers«, Meerbusen von Neapel, 29. Juni 1799.

»Horatio Nelson.«

Aus den von uns unterstrichenen wenigen Worten ersieht man, daß es nicht das Kriegsgericht war, welches den Prozeß führte, daß es nicht die von der Strafbarkeit des Angeklagten überzeugten Richter waren, welche die Strafe nach ihrem Gewissen dictiren sollten, nein, es war dies vielmehr Nelson, der weder der Instruction noch dem Verhör beiwohnte, welcher während dieser Zeit vielleicht mit der schönen Emma Lyonna von Liebe plauderte; es war Nelson, der, ohne auch nur Kenntniß von dem Prozeß genommen zu haben, für sich das Recht beanspruchte, das Urtheil zu sprechen und die Strafe zu bestimmen.

Diese Anklage ist eine so schwere, daß auch hier, wie uns dies im Laufe unserer Erzählung schon so oft begegnet ist, der Romanschreiber, damit man ihn nicht beschuldige, zu viel ersonnen zu haben, die Feder dem Historiker übergibt und zu ihm sagt: »Nun bist Du an der Reihe, Bruder; die Phantasie hat nicht das Recht zu erfinden, nur die Geschichte hat das Recht zu sagen, was Du sagen wirst.«

Wir versichern daher, daß man vom Anfang dieses Capitels an kein Wort gelesen hat, und ebenso bis zum Ende desselben keines lesen wird, welches nicht die reinste Wahrheit wäre. Es ist nicht unsere Schuld, wenn diese nackte Wahrheit eben deshalb nur um so schrecklicher ist.

Nelson hatte, ohne sich um das Urtheil der Nachwelt oder auch nur um das der Zeitgenossen zu kümmern, beschlossen, daß Caracciolos Prozeß auf seinem eigenen Schiffe stattfinden soll, denn er fürchtete, wie Clarke und Marc Arthur in ihrer Lebensgeschichte Nelsons sagen, daß, wenn der Prozeß an Bord eines neapolitanischen Schiffes stattfände, die Mannschaft sich empöre, so sehr,« fügten jene Herren selbst hinzu, »so sehr ward Caracciolo in der Marine geliebt.«

Der Prozeß begann daher sofort nach Veröffentlichung des von Nelson ertheilten Befehles.

Nelson fragte nicht danach, daß er in seinem Servilismus gegen die Königin Caroline und gegen den König Ferdinand und vielleicht in seinem von Caracciolo so schwer beleidigten persönlichen Stolz alles Völkerrecht mit Füßen trat, denn es stand ihm nicht die Befugniß zu, einen Angeklagten zu richten, der ihm an Rang gleich, in Bezug auf sociale Stellung aber über ihm stand und der, wenn er strafbar war, sich dafür nur gegen den König beider Sicilien, aber nicht gegen den König von England zu verantworten hatte.

Damit man uns nicht in Bezug auf Caracciolo der Parteilichkeit und hinsichtlich Nelsons der Ungerechtigkeit beschuldige, wollen wir das Protokoll des Kriegsgerichtes rein und einfach dem Buche der Lobredner des englischen Admirals entlehnen.

Dieses Protokoll erscheint uns in seiner Einfachheit weit ergreifender als der von Cuoco erfundene oder von Coletta fabrizierte Roman.

Die unter dem Vorsitze des Grafen v. Thurn das Kriegsgericht bildenden neapolitanischen Officiere versammelten sich sofort in dem Officierszimmer.

Zwei englische Matrosen begaben sich auf Befehl des Grafen v. Thurn in das Gemach, in welches Caracciolo gebracht worden, nahmen ihm die Stricke ab, womit er gefesselt war, und führten ihn vor das Kriegsgericht.

Der Raum, in welchem dieses versammelt war, blieb dem Gebrauche gemäß offen, und Jeder hatte Zutritt.

Caracciolo erkannte in seinen Richtern, abgesehen von dem Grafen von Thurn, lauter Officiere, die unter ihm gedient. Er lächelte und schüttelte den Kopf.

Es war augenscheinlich, daß nicht einer dieser Männer wagen würde ihn freizusprechen.

Es lag in dem, was Sir William gesagt, etwas Wahres. Obschon kaum neunundvierzig Jahre alt, schien Caracciolo doch in Folge seines verwilderten Bartes und Haupthaares deren siebzig zu zählen.

Als er jedoch seinen Richtern gegenüberstand, richtete er sich zur ganzen Höhe seines Wuchses auf und fand die Sicherheit, die Festigkeit und den Blick eines Mannes wieder, welcher gewohnt ist zu befehlen. Sein durch die Wuth verstörtes Gesicht gewann den Ausdruck stolzer Ruhe.

Das Verhör begann. Caracciolo verschmähte es nicht, die an ihn gestellten Fragen zu beantworten, und der Hauptinhalt dieser Antworten war folgender:

»Nicht der Republik habe ich gedient, sondern Neapel; nicht das Königthum habe ich bekämpft, sondern den Mord, die Plünderung, die Brandstiftung. Schon seit langer Zeit diene ich als gemeiner Soldat, als man mich gewissermaßen zwang, das Commando der

republikanischen Marine zu übernehmen, ein Commando, welches ich unmöglich ablehnen konnte.«

Hätte Nelson dem Verhör beigewohnt, so hätte er diese Aussage Caracciolo's bestätigen können, denn es waren noch nicht drei Monate her, als Truebridge, wie man sich erinnert, ihm geschrieben hatte:

»Soeben erfahre ich, daß Caracciolo die Ehre genießt, als gemeiner Soldat mit auf Wache zu ziehen. Gestern hat man ihn an dem Palast Schildwache stehen sehen. *Er hatte sich geweigert Dienst zu thun, ab er, wie es scheint, zwingen die Jakobiner alle Welt.*

Man fragte ihn hierauf, warum er, da er gezwungen gedient, die zahlreichen Gelegenheiten, die sich ihm zur Flucht dargeboten, nicht benutzt habe.

Er antwortete, Flucht bleibe immer Flucht. Es sei möglich, daß er durch ein falsches Ehrgefühl zurückgehalten worden, er habe sich aber einmal zurückhalten lassen. Wenn dies ein Verbrechen sei, so gestünde er es hiermit.

Dabei blieb das Verhör stehen. Man wollte von Caracciolo ein einfaches Geständniß. Dieses Geständniß hatte er gethan, und obschon er es mit großer Ruhe und Würde gethan, obschon die Art und Weise, auf welche er geantwortet — heißt es in dem Protokoll — »ihn die Sympathie der die italienische Sprache verstehenden englischen Officiere, welche der Sitzung beigewohnt, erworben hatte,« so ward die Sitzung doch beschlossen. Das Verbrechen war bewiesen.

Caracciolo ward wieder in sein Gefängniß zurückgebracht und wieder von zwei Schildwachen bewacht.

Was das Protokoll betraf, so ward es Nelson durch den Grafen von Thurn überbracht.

Nelson las es begierig. Ein Ausdruck wilder Freude zuckte über sein Gesicht Er ergriff eine Feder und schrieb:

»An den Commodore Grafen von Thurn.«

»In Erwägung, daß das aus im Dienste Seiner sicilischen Majestät stehenden Officieren zusammengesetzte Kriegsgericht versammelt gewesen ist, um Francesco Caracciolo wegen des Verbrechens der Rebellion gegen seinen Souverän zu verhören;

»in Erwägung, daß das genannte Kriegsgericht den offenen Beweis dieses Verbrechens erlangt und folglich in dieser Ueberzeugung gegen den genannten Caracciolo ein Urtheil gefällt hat, welches die Todesstrafe zur Folge haben muß:

»wird Ihnen hiermit aufgetragen und befohlen, das genannte Todesurtheil gegen den genannten Caracciolo mittelst des Stranges an der großen Raa der Sr. sicilischen Majestät gehörenden, unter Ihren Befehlen stehenden Fregatte »Minerva« vollziehen zu lassen. Das genannte Todesurtheil wird noch heute fünf Uhr Nachmittags vollzogen und nachdem der Verurtheilte von fünf Uhr bis zu Sonnenuntergang gehangen hat, der Strang durchschnitten und die Leiche in das Meer geworfen werden.

An Bord des »Donnerers« Neapel, am 29. Juni 1799.

»Horatio Nelson.«

In dem Augenblick, wo Nelson diesen Urtheilsspruch fällte, waren zwei Personen in seiner Cajüte.

Ihrem der Königin geleisteten Schwure treu, verhielt Emma sich unempfindlich und sprach

kein Wort zu Gunsten des Verurtheilten. Sir William Hamilton dagegen konnte, obschon gegen diesen nicht sonderlich weichherzig, doch, nachdem er das Urtheil, welches Nelson soeben niedergeschrieben, gelesen, nicht umhin zu ihm zu sagen:

»Die Barmherzigkeit will, daß man den Verurtheilten vierundzwanzig Stunden bewilligt, damit sie sich zum Tode bereiten können.«

»Mit Verräthern habe ich kein Erbarmen, antwortete Nelson.«

»Nun, wenn die Stimme des Erbarmens schweigt, so muß man wenigstens noch die der Religion hören,« sagte Sir William.

Ohne aber dem Gesandten zu antworten, nahm Nelson ihm das niedergeschriebene Urtheil aus der Hand, reichte es dem Grafen von Thurn und sagte:

»Lassen Sie es vollstrecken.«

Elftes Capitel.

Die Hinrichtung.

Wir haben es schon gesagt und wir wiederholen es, wir haben in dieser traurigen Erzählung, welche dem Andenken eines der größten Kriegsmänner, welche jemals gelebt, einen so dunklen Flecken aufdrückt, der Phantasie keinen Spielraum gestatten wollen, obschon es möglich wäre, daß durch irgend ein Mittel der Kunst wir auf unsere Leser einen noch tieferen Eindruck gemacht hätten, als durch die einfache Lectüre von amtlichen Urkunden.

Wir hätten aber dann eine zu schwere Verantwortlichkeit auf uns genommen, und da wir von dem Urtheil Nelson's an die Nachwelt appellieren, da wir den Richter richten, so wollen wir, daß im Gegensatz zu dem ersten Urtheil, dieser Frucht des Zornes und des Hasses, die Berufung die ganze Ruhe und Feierlichkeit einer loyalen, ihres Erfolges sichern Sache habe.

Wir verzichten daher auf jene Hilfsmittel, die uns so oft ihre mächtige Mitwirkung geliehen, und halten uns an die englische Erzählung, welche natürlich Nelson günstig und Caracciolo feindselig sein muß.

Wir schreiben ab.

Während jener feierlichen Stunden, die zwischen dem Urtheilsspruch und der Vollstreckung desselben verfließen, ließ Caracciolo den Lieutenant Parkenson zweimal zu sich rufen und bat ihn zweimal, sich für ihn bei Nelson zu vermitteln.

Das erste Mal, um die Revision seines Urtheils zu erlangen; das zweite Mal, damit man ihm die Gnade gewähre, ihn zu erschießen, anstatt durch den Strang hinzurichten.

Sein Rang als Fürst gab ihm Anspruch auf einen Edelmannstod, sein Rang als Admiral auf einen Soldatentod.

Dem über ihn gefällten Urtheil gemäß aber sollte er den Tod der Räuber und Mörder, einen entehrenden Tod, sterben.

Nelson überschritt nicht bloß seine Vollmacht, indem er einen Mann, der ihm im Range gleich, in socialer Beziehung aber über ihm stand, zum Tode verurtheilte, sondern er wählte auch eine Todesart, welche in Caracciolos Augen die Schrecken der Hinrichtung verdoppeln mußte.

Um diesem entehrenden Tode zu entgehen, zögerte Caracciolo nicht, sich zum Bitten zu erniedrigen.

»Ich bin alt,« sagte er zu dem Lieutenant Parkenson, »ich hinterlasse keine Familie, welche meinen Tod beweinte, und man wird nicht voraussehen, daß es mir in meinem Alter, und da ich ganz allein stehe, großen Schmerz macht, vorn Leben Abschied zu nehmen. Die Schmach aber, zu sterben wie ein Seeräuber, ist mir unerträglich und bricht mir, ich gestehe es, das Herz.«

Während der ganzen Zeit, welche die Abwesenheit des jungen Lieutenants dauerte, war Caracciolo sehr aufgereggt und unruhig.

Der junge Officier kam zurück. Es war augenscheinlich, daß er eine abschlägige Antwort brachte.

»Nun?« fragte Caracciolo lebhaft.

»Mylord Nelson's Antwort,« sagte der junge Mann, »lautet Wort für Wort wie folgt: Caracciolo ist von Officieren seiner Nation unparteiisch gerichtet worden, und mir, der ich Ausländer bin, kommt es nicht zu, mich einzumischen, um Gnade zu üben.«

Caracciolo lächelte bitter.

»Also,« sagte er »Mylord Nelson hat das Recht gehabt, sich einzumischen, um mich zum Strange verurtheilen zu lassen, aber er hat nicht das Recht sich einzumischen, um mich erschießen anstatt aufknüpfen zu lassen.«

Dann drehte er sich nach dem Boten herum und fuhr fort:

»Vielleicht, mein junger Freund, haben Sie Mylord nicht so inständig gebeten, wie Sie es hätten thun sollen.«

Parkenson traten die Thränen in die Augen.

»Fürst,« sagte er, »ich habe Mylord so inständig gebeten, daß er mich mit drohender Geberde fortschickte und zu mir sagte: Lieutenant, wenn ich Ihnen einen guten Rath geben soll, so ist es der, sich um Ihre eigenen Angelegenheiten zu bekümmern. Doch gleichviel,« fuhr Parkenson fort, »wenn Sie, Excellenz, mir noch irgend einen andern Auftrag zu ertheilen haben, so werde ich denselben gern ausführen, sollte ich deswegen auch in Ungnade fallen.«

Caracciolo lächelte, als er die Thränen des jungen Mannes sah, reichte ihm die Hand und entgegnete:

»Ich habe mich an Sie gewendet, weil Sie der jüngste Officier sind und weil in Ihrem Alter ein schlechtes Herz noch eine Seltenheit ist. Wohlan rathen Sie mir, glauben Sie, daß, wenn ich mich an Lady Hamilton wende, diese für mich bei Mylord Nelson etwas auswirkt?«

»Sie besitzt allerdings großen Einfluß aus Mylord,« sagte der junge Mann. »Wir wollen es versuchen.«

»Nun gut, gehen Sie denn zu ihr und tragen Sie ihr meine Bitte vor. Vielleicht habe ich mich in einer glücklichern Zeit eines Unrechts gegen sie schuldig gemacht. Sie möge dies vergessen, und wenn ich das Feuer, welches man gegen mich richten wird, commandire, werde ich sie noch mit meinem letzten Lebenshauche segnen.«

Parkenson ging auf das Deck, und als er sah« daß Lady Hamilton nicht auf demselben war, so versuchte er in ihre Cajüte zu gelangen.

Troß seiner Bitten aber blieb die Thür geschlossen.

Bei dieser Meldung sah Caracciolo ein, daß er alle Hoffnung aufgeben müsse, und da er seine Würde nicht tiefer erniedrigen wollte, so drückte er dem jungen Officier die Hand und beschloß kein Wort mehr zu sprechen.

Um ein Uhr traten zwei Matrosen bei ihm gleichzeitig mit dem Grafen von Thurn ein, der ihm meldete, daß er den »Donnerer« verlassen und sich an Bord der »Minerva« begeben müsse.

Caracciolo streckte die Hände aus.

»Die Hände dürfen nicht vorne, sondern müssen auf den Rücken gebunden werden,« sagte der Graf von Thurn.

Caracciolo legte die Hände auf den Rücken.

Man ließ von dem Strick, womit man ihm die Hände fesselte, ein langes Stück herabhängen, dessen äußerstes Ende einer der englischen Matrosen festhielt.

Ohne Zweifel fürchtete man, daß er, wenn man ihm die Hände freiließe, sich ins Meer stürze

und der Hinrichtung durch den Selbstmord zuvorkäme.

Ja Folge der getroffenen Vorkehrung stand dies jedoch nun nicht mehr zu fürchten.

Gebunden und geknebelt wie der verworfenste Verbrecher verließ demgemäß Caracciolo, ein Admiral, ein Fürst, einer der ausgezeichnetsten Männer von Neapel, das Verdeck des »Donnerers«, welches er seiner ganzen Länge nach zwischen zwei Reihen Matrosen durchschritt.

Wenn aber der Schimpf so weit getrieben wird, so fällt er aus den zurück, von welchem er ausgeht, nicht aber auf den, der ihn erleidet.

Zwei kriegsmäßig bewaffnete Boote begleiteten rechts und links das, auf welchem Caracciolo sich befand.

Man legte an der »Minerva« an. Als er dieses schöne Schiff, auf welchem er geherrscht und welches ihm während der Ueberfahrt von Neapel nach Palermo mit so großer Unterwürfigkeit gehorcht hatte, in der Nähe wiedersah, stieß er einen Seufzer aus und zwei Thränen perlten in seinen Augen.

Er stieg die Backbordtreppe, das heißt die für untergeordnete Personen bestimmte, hinauf.

Die Officiere und Soldaten standen auf dem Deck aufgestellt. Die Schiffsglocke schlug halb zwei Uhr.

Der Caplan wartete.

Man fragte Caracciolo, ob er die ihm noch übrige Zeit zu einer frommen Conferenz mit dem Priester zu verwenden wünsche.

»Ist Don Severo immer noch Caplan der »Minerva«?« fragte er.

»Ja, Excellenz,« antwortete man ihm.

»In diesem Falle führt mich zu ihm.«

Man führte den Verurtheilten in die Cajüte des Priesters.

Der würdige Mann hatte in der Eile einen kleinen Altar errichtet.

»Ich glaube,« sagte er zu Caracciolo, »daß Sie in dieser feierlichen Stunde vielleicht den Wunsch hegten, das Abendmahl zu genießen.«

»Ich glaube nicht, daß meine Sünden groß genug sind, um nur durch die Communion abgewaschen werden zu können; wären sie aber auch noch größer, so scheint mir doch der entehrende Tod, den ich erleiden soll, eine vollkommen genügende Sühne zu sein.«

»Werden Sie sich also weigern, den geheiligten Leib unseres Herrn und Heilandes zu empfangen?« fragte der Priester.

»Nein, davor bewahre mich Gott!« antwortete Caracciolo, indem er niederkniete.

Der Priester sprach die heiligen Worte, durch welche die Hostie geweiht wird, und Caracciolo empfing dieselbe dann fromm und andächtig.

»Sie hatten Recht, mein Vater,« sagte er »ich fühle mich jetzt weit stärker und besonders weit ergebener als vorher.«

Die Uhr schlug nach der Reihe zwei Uhr, drei Uhr, vier Uhr, fünf Uhr.

Die Thür öffnete sich.

Caracciolo folgte dem Priester, und folgte, ohne ein Wort zu sprechen, der Mannschaft, welche ihn abholte.

Als er auf das Deck kam, sah er einen Matrosen, welcher weinte.

»Warum weinst Du?« fragte ihn Caracciolo.

Der Matrose zeigte ihm, ohne zu antworten, aber schluchzend, den Strick, den er in den Händen hielt.

»Da Niemand von meinen Freunden weiß, daß ich jetzt sterben werde,« sagte Caracciolo, »so beweint mich auch Niemand als Du, mein alter Kriegscamerad! Umarme mich daher im Namen meiner Familie und meiner Freunde.«

Dann wendete er sich nach der Richtung, in welcher der »Donnerer« lag, und sah auf der Campanje eine Gruppe von drei Personen, welche zusahen.

Die eine davon hatte ein Fernrohr in der Hand.

»Tretet ein wenig auf die Seite, meine Freunde,« sagte Caracciolo zu den Matrosen, welche das Spalier bildeten. »Ihr benehmt Mylord Nelson die Aussicht.«

Die Matrosen traten auf die Seite.

Der Strang war über die große Raa geworfen, und hing über Caracciolo's Kopf.

Der Graf von Thurn gab ein Zeichen.

Die Schlinge ward dem Admiral um den Hals gelegt und zwölf Mann zogen, das Tau anholend, den Körper des Verurtheilten etwa zehn Fuß in die Höhe.

Gleichzeitig ließ ein Knall sich hören und der Rauch eines Kanonenschusses stieg in das Takelwerk des Schiffes empor.

Mylord Nelson's Befehle waren ausgeführt.

Obschon aber der englische Admiral die Hinrichtung in allen ihren Einzelheiten selbst mit angesehen, so begab sich doch, sobald der Kanonenschuß gelöst war, der Graf von Thurn in seine Cajüte und schrieb:

»Dem Admiral Mylord Nelson wird hiermit gemeldet, daß das gegen Francesco Caracciolo gefällte Urtheil auf die anbefohlene Weise vollstreckt ist.

»Am Bord der königlichen Fregatte »Minerva«, am 29. Juni 1799.

»Graf von Thurn.«

Ein Boot ward sofort ausgesetzt, um dem Lord Nelson diese Meldung zu überbringen.

Nelson bedurfte derselben nicht, um zu wissen, daß Caracciolo todt war. Er hatte, wie wir bereits erwähnt, die Hinrichtung in allen ihren Einzelheiten mit angesehen, und übrigens konnte er, wenn er den Blick auf die »Minerva« heftete, die Leiche noch unter der Raa hin- und herbaumeln sehen.

Ehe daher noch das Boot mit der Meldung das Admiralschiff erreichte, hatte Nelson schon den folgenden Brief an Acton geschrieben:

»Excellenz!

»Ich habe nicht Zeit, Ihnen das Protokoll über den jenem Elenden Caracciolo gemachten Proceß zu übersenden.

»Ich kann Ihnen bloß sagen, daß er diesen Morgen gerichtet worden ist und daß er sich dem über ihn gefällten gerechten Spruch unterworfen hat. Ich sende Euer Excellenz meine Zustimmung zu diesem Spruche, so wie ich dieselbe gegeben:

»Ich billige das gegen Francesco Caracciolo ausgesprochene Todesurtheil, welches heute Nachmittags fünf Uhr am Bord der Fregatte »Minerva« vollstreckt werden wird.

»Ich habe die Ehre 2c.

»Horatio Nelson.«

Noch denselben Tag und mit demselben Courier schrieb Sir William Hamilton den folgenden Brief, welcher beweist, mit welcher Hartnäckigkeit Nelson in Bezug auf den neapolitanischen Admiral die Instructionen des Königs und der Königin befolgte.

»An Bord des »Donnerers« 29. Juni 1799.

»Geehrter Herr!

»Kaum habe ich Zeit, Mylord Nelson's Briefe hinzuzufügen, daß Caracciolo durch die Majorität des Kriegsgerichtes zum Tode verurtheilt worden und daß Mylord Nelson's Befehl zufolge die Vollstreckung des Urtheils heute Nachmittag fünf Uhr an der großen Raa der »Minerva« stattfinden und die Leiche dann ins Meer geworfen werden wird. Graf Thurn machte bemerklich, daß es unter solchen Umständen gebräuchlich sei, dem Verurtheilten vierundzwanzig Stunden Zeit zu bewilligen, um für sein Seelenheil sorgen zu können. Mylord Nelson's Befehle sind jedoch aufrecht erhalten worden, obschon ich Thurn's Meinung unterstützte.

»Die übrigen Delinquenten befinden sich an Bord der von unserer ganzen Flotte umzingelten Tartanen nach zur Verfügung des Königs.

»Alles, was Lord Nelson gethan, ist ihm durch sein Gewissen und seine Ehre dictirt worden, und ich glaube, daß später seine Maßnahmen als die weisesten anerkannt werden, welche man überhaupt hätte treffen können. Mittlerweile aber sorgen Sie um Gotteswillen dafür, daß der König an Bord des »Donnerers« komme und seine königliche Flagge ausziehen lasse.

»Morgen werden wir den Angriff auf San Elmo eröffnen. Der Würfel ist gefallen. Gott wird der guten Sache den Sieg verleihen. An uns ist es, fest zu bleiben und auszuharren bis ans Ende.

»W. Hamilton.«

Man sieht, daß trotz seiner Ueberzeugung, daß Nelson's Maßnahmen die besten gewesen seien, welche man hätte treffen können, Sir William Hamilton und diejenigen, deren Dolmetscher er ist, mit dem größten Ungestüm den König auf dem »Donnerer« zu sehen wünschen. Sie können es nicht erwarten, daß die Anwesenheit des Königs das furchtbare Drama heilige, welches soeben hier aufgeführt worden.

Das über Caracciolo gefällte Todesurtheil und die Vollstreckung desselben sind in Nelson's Schiffstagebuch, welches wir, so weit die betreffende Stelle reicht, wörtlich abschreiben, folgendermaßen eingetragen. Man wird sehen, daß diese Notiz keinen großen Platz einnimmt.

»Sonnabend 29. Juni bei ruhigem Wetter, aber bewölktem Himmel sind das königliche Schiff der »Rainha« und die Brigg »Balloon« eingetroffen. *Ein Kriegsgericht hat Francesco Caracciolo gerichtet, verurtheilt und an Bord der neapolitanischen Fregatte »Minerva« aufknüpfen lassen.*«

Und durch diese drei Zeilen ward der König Ferdinand beruhigt, die Königin Caroline zufriedengestellt, Emma Lyonna dem Fluch der Nachwelt anheimgegeben und Nelson entehrt.

Zwölftes Capitel.

Die Erscheinung.

Caracciolo's Hinrichtung verbreitete in Neapel gewaltige Bestürzung. Welcher Partei man auch angehören mochte, so erkannte man in dem Admiral einen Mann, der in Folge seiner Geburt und seines Genies zu den hervorragendsten gezählt werden mußte. Sein Lebenswandel war untadelhaft und rein von allen jenen moralischen Schmutzflecken gewesen, wovon das Leben eines Hofmannes selten frei ist.

Allerdings war Caracciolo nur in seinen Mußestunden Hofmann gewesen, und man hat gesehen, daß er in diesen Mußestunden das Königthum mit eben so viel Unerschrockenheit und Muth zu vertheidigen gesucht hatte, wie er später das Vaterland vertheidigte.

Diese Hinrichtung war besonders für die Gefangenen, unter deren Augen sie stattgefunden, ein furchtbares Schauspiel. Sie sahen darin ihr eigenes Urtheil, und als bei Sonnenuntergang dem Spruch gemäß der Strang durchschnitten worden und der Körper des Hingerichteten, auf welchen Aller Augen gerichtet waren, von den Kanonenkugeln, die man ihm an den Füßen befestigt, rasch in das Meer hinabgezogen ward, da erscholl ein furchtbarer Schrei aus dem Munde der Gefangenen auf allen Schiffen, rollte wie die Klage des Meergeistes über den Wasserspiegel hin und fand sein Echo selbst an den Wänden des »Donnerers«.

Der Cardinal wußte nichts von Allem, was an diesem furchtbaren Tage geschehen. Nicht blos Caracciolos Prozeß war ihm unbekannt, sondern auch seine Gefangennehmung.

Nelson hatte, wie man gesehen, Sorge getragen, den Gefangenen über Granatello transportieren zu lassen und ausdrücklich verboten, Ruffos Lager zu passieren, denn ganz gewiß hätte der Cardinal nicht gestattet, daß ein englischer Officier, mit welchem er übrigens seit einigen Tagen über einen so wichtigen Ehrenpunkt wie der der Verträge in vollständigem Meinungszwiespalt befand, Hand an einen neapolitanischen Fürsten, wäre dieser Fürst selbst sein Feind gewesen, geschweige denn an Caracciolo, lege, mit welchem er eine Art, wenn auch nicht Offensiv-« doch Defensivbündniß geschlossen.

Man erinnert sich, daß, als der Cardinal und der Fürst einander am Strande von Cotona verließen, sie sich gegenseitig versprochen hatten, einer den andern zu schützen, und zu jener Zeit, wo man, dafern man nicht mit prophetischem Geiste begabt war, über die Zukunft kein Urtheil hatte, kannte man ebenso gut glauben, daß es der Fürst sein würde, als Ruffo, welcher den Fürsten schützen würde.

Indessen, bei dem an Bord des »Donnerers« abgefeuerten Kanonenschuß und beim Anblick eines an der Raa hängenden Cadavers hatte man dem Cardinal ohne Zeitverlust gemeldet, daß ohne Zweifel eine Hinrichtung an Bord der Fregatte »Minerva« stattgefunden habe.

Einfach von Neugier getrieben; stieg der Cardinal auf die Terrasse seines Hauses. In der That sah er mit bloßem Auge eine Leiche, welche in der Luft hin- und herbaumelte, und ließ ein Fernrohr holen.

Caracciolo hatte aber, seitdem er sich von dem Cardinal getrennt, sich Haar und Bart wachsen lassen, was ihn, besonders in dieser Entfernung, für den Cardinal unkenntlich machte.

Überdies war Caracciolo, den man in der Kleidung, in welcher man ihn gefangengenommen, gehängt, als Bauer gekleidet.

Der Cardinal glaubte daher, dieser Cadaver sei der eines Spions, welcher sich habe erwischen lassen, und ohne sich weiter mit diesem Vorfall zu beschäftigen, wollte er wieder in sein Cabinet hinuntergehen, als er von der »Minerva« ein Boot abstoßen und direct auf seine Wohnung zusteuern sah.

Dies bewog ihn zu bleiben, wo er war.

So wie das Boot näher kam, gewann der Cardinal immer mehr die Ueberzeugung, daß er es sei, mit welchem der in dem Boot kommende Officier zu thun habe.

Dieser Officier trug die Uniform der neapolitanischen Marine, und obschon es dem Cardinal schwer geworden wäre, einen Namen zu diesem Gesichte zu finden, so war dieses ihm gleichwohl nicht ganz unbekannt.

Als das Boot sich dem Strande bis auf einige Schritte genähert hatte, verneigte der Officier, welcher seinerseits den Cardinal ebenfalls schon längst erkannt, sich ehrerbietig, und zeigte ihm den Brief, den er überbrachte.

Der Cardinal ging nun hinunter, und sah sich gleichzeitig mit dem Boten an der Thür seines Cabinets.

Der Bote verneigte sich und reichte dem Cardinal den Brief und sagte:

»An Ew. Eminenz von Sr. Excellenz dem Grafen von Thurn, Capitän der Fregatte »Minerva«.

»Sollen Sie Antwort mitbringen, mein Herr?« fragte der Cardinal.

»Nein, Eminenz,« antwortete der Officier.

Dann, nachdem er sich nochmals verbeugt, entfernte er sich wieder.

Der Cardinal stand ganz erstaunt mit dem Briefe in der Hand da. Die Schwäche seiner Augen zwang ihn, um denselben zu lesen, in sein Cabinet zurückzukehren. Er hätte den Officier zurückrufen und befragen können, dieser aber hatte, mit dem sichtbaren Wunsche, sich zu entfernen, geantwortet: »Es ist keine Antwort nöthig.« Deshalb ließ er ihn seinen Weg fortsetzen, kehrte in sein Cabinet zurück, nahm seine Brille zu Hilfe, öffnete den Brief und las:

»Bericht an Se. Eminenz den Cardinal Ruffo über die Verhaftung, Verurtheilung und den Tod Francesco Caracciolos.«

Dem Cardinale entschlüpfte unwillkürlich ein Ausruf, welcher aber mehr Erstaunen als Schmerz verrieth. Er las nochmals und dann fiel ihm plötzlich ein, daß jene Leiche, die er an der Spitze einer Raa baumeln gesehen, die des Admirals Caracciolo gewesen sein, könne.

»O,« murmelte er, indem er seinen Arm schlaff am Körper herabhängen ließ, »wie weit ist es mit uns gekommen, wenn die Engländer die neapolitanischen Fürsten im Hafen von Neapel aufknüpfen!«

Dann nach einem Augenblicke setzte er sich an sein Pult, hielt sich den Brief wieder vor die Augen und las:

»Eminenz!

»Ich muß Ew. Eminenz melden, daß ich heute Morgen vom Admiral Nelson Befehl erhielt, mich sofort in Begleitung von fünf Officieren meiner Mannschaft an Bord seines Schiffes zu verfügen. Ich gehorchte diesem Befehle sofort, und als ich an Bord des »Donnerers« kam, erhielt ich die schriftliche Aufforderung, auf diesem Schiffe ein Kriegsgericht zu bilden; um den der Rebellion gegen Se. Majestät unseren erhabenen Gebieter angeklagten Chevalier Don Francesco

zu richten und einen Spruch über die seinem Verbrechen gebührende Strafe zu fällen.

»Dieser Aufforderung ward sofort genügt und in dem Officierraume des genannten Schiffes ein Kriegsgericht gebildet. Gleichzeitig ließ ich den Angeklagten vorführen. Vor allen Dingen ließ ich ihn von allen Officieren recognosciren, um ihnen die Überzeugung zu gewähren, daß es wirklich der Admiral sei. Dann ließ ich ihm die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen vorlesen und fragte ihn, ob er etwas zu seiner Vertheidigung vorzubringen habe.

»Er beantwortete diese Frage mit ja, und nachdem ihm alle Freiheit, sich zu vertheidigen, gewährt worden, beschränkte seine Vertheidigung sich darauf, daß er läugnete der nichtswürdigen Republik freiwillig gedient zu haben, und daß er versicherte, er habe es nur gezwungen gethan und weil man ihm geradezu gedroht, ihn erschießen zu lassen.

»Ich richtete hierauf noch andere Fragen an ihn, und in Beantwortung derselben kannte er nicht läugnen, daß er zu Gunsten der sich so nennenden Republik gegen die Armeen Sr. Majestät gekämpft. Auch gestand er, den Angriff der Kanonenboote, welche sich dem Einzuge der königlichen Truppen in Neapel widersetzen, geleitet zu haben. Gleichzeitig erklärte er jedoch, er habe nicht gewußt, daß diese Truppen von dem Cardinal angeführt worden, sondern dieselben einfach als Insurgentenbanden betrachtet. Uebrigens gestand er, schriftliche Befehle zu dem Zweck ertheilt zu haben, den Marsch der königlichen Armee aufzuhalten.

»Als er endlich befragt ward, warum er, da er gegen seinen Willen gedient, nicht versucht habe, nach Procida zu flüchten, was für ihn gleichzeitig ein Mittel gewesen wäre, sich wieder der legitimen Regierung anzuschließen und sich der Rebellenregierung zu entziehen, antwortete er, er habe von diesem Mittel deshalb keinen Gebrauch gemacht, weil er gefürchtet habe, schlecht empfangen zu werden.

»Nachdem das Kriegsgericht über alle diese verschiedenen Punkte Aufklärung erlangt, verurtheilte es Francesco Caracciolo mit Stimmenmehrheit nicht bloß zum Tode, sondern auch zu einem schimpflichen Tode. Dieser Urtheilsspruch ward Mylord Nelson vorgelegt, welcher die Verurtheilung billigte und befahl daß sie fünf Uhr Nachmittags in der Weise zur Vollstreckung komme, daß der Verurtheilte an das große Raa aufgeknüpft bis zum Sonnenuntergang hängen gelassen, dann abgeschnitten und ins Meer geworfen werde.

»Heute Mittag empfing ich diesen Befehl. Um halb zwei Uhr ward der Verurtheilte an Bord der »Minerva« transportiert, dem Caplan zur Vorbereitung auf den Tod übergeben und dann um fünf Uhr Abends das Urtheil dem erlassenen Befehle gemäß an ihm vollstreckt.

»Ich beeile mich, meiner Pflicht gemäß, Ihnen hiervon Mittheilung zu machen und habe mit der tiefen Verehrung, die ich Ihnen stets gewidmet, die Ehre zu sein Euer Eminenz gehorsamster Diener

Graf von Thurn.«

Ruffo las wie betäubt den letzten Satz zweimal. War diese Mittheilung wirklich die Erfüllung einer Pflicht oder einfach eine Beleidigung?

Jedenfalls war es eine Verhöhnung.

Ruffo sah eine Beleidigung darin.

In der That hatte er als Alterego des Königs, als Generalvicar allein im Königreiche beider Sicilien das Recht über Leben und Tod. Wie konnte es daher geschehen, daß dieser Eindringling, dieser Fremdling, dieser Engländer im Hafen von Neapel, unter seinen Augen, ohne Zweifel, um

ihn zu verhöhnen und ihm Trotz zu bieten — nachdem er die Capitulation zerrissen, nachdem er mit Hilfe einer eines rechtschaffenen Soldaten unwürdigen Doppelzüngigkeit die Tartanen, in welchen sich die Gefangenen befanden, unter das Feuer der Schiffe führen lassen — einen neapolitanischen Fürsten, der an Geburt über ihm, an Würde ihm gleichstand, zum Tode und zwar zu einem schimpflichen Tode verurtheilte?

Wer hatte diesem improvisierten Richter dergleichen Vollmachten ertheilt? Auf jeden Fall, wenn diese Vollmachten einem Andern ertheilt worden waren so waren die des Cardinals null und nichtig.

Allerdings waren in Ischia ebenfalls Galgen errichtet worden, mit den Inseln aber hatte er, Ruffo, nichts zu thun. Die Inseln waren nicht wie Neapel von ihm, sondern von den Engländern wiedererobert worden.

Ferner bestand mit den Inseln kein Tractat. Ueberdies war Speciale, der Henker von Procida, ein von dem König gesendeter und beauftragter sicilischer Richter, welcher folglich im Namen des Königs gesetzmäßig verurtheilte.

Nelson aber, der Unterthan Seiner großbritannischen Majestät Georgs des Dritten, wie konnte dieser im Namen Seiner sicilischen Majestät Ferdinands des Ersten Todesurtheile vollstrecken lassen?

Ruffo ließ den Kopf in die Hand sinken. Einen Augenblick lang wirbelte und strudelte Alles, was wir soeben gesagt, in seinem Hirn; dann endlich war sein Entschluß gefaßt. Er ergriff eine Feder und schrieb an den König folgenden Brief:

»An Se. Majestät den König beider Sicilien.

»Sire!

»Das Werk der Wiedereinsetzung Ew. Majestät ist vollendet und ich preise den Herrn dafür.

»Dieses Werk ist aber nur mit vieler Mühe und großer Anstrengung zu Stande gebracht worden.

»Der Grund, welcher mich bewog, das Kreuz in die eine und den Degen in die andere Hand zu nehmen, ist nicht mehr vorhanden.

»Ich kann daher, oder vielmehr ich muß, wieder in jenes Dunkel zurückkehren, aus welchem ich nur mit der Ueberzeugung hervorgetreten bin, den Absichten Gottes zu dienen und in der Hoffnung, meinem König nützlich zu sein.

»Uebrigens macht die Erschöpfung meiner physischen und geistigen Kräfte mir dies zum Bedürfniß, selbst wenn mein Gewissen mir es nicht zur Pflicht machen würde.

»Ich habe daher die Ehre, Euer Majestät zu bitten, meine Entlassung anzunehmen zu geruhen.

»Ich habe die Ehre mit der tiefsten Ehrerbietung zu sein Ew. Majestät 2c. 2c.

»F. Cardinal Ruffo.«

Kaum war dieser Brief durch einen sichern Boten, welcher ermächtigt war, im Nothfalle das erste beste Boot zu requirieren, um sich nach Sicilien übersetzen zu lassen, nach Palermo abgesendet, als der Cardinal Nachricht von der Veröffentlichung der Note Nelsons erhielt, einer Bekanntmachung, in welcher der englische Admiral den Republikanern der Stadt vierundzwanzig und denen in der Umgegend der Hauptstadt achtundvierzig Stunden Frist bewilligte, um ihre Unterwerfung unter den König Ferdinand zu erklären.

Beim ersten Blick, den der Cardinal auf diese Bekanntmachung warf, erkannte er die, welche er sich Nelson gegenüber geweigert drucken zu lassen. Dieses Schriftstück trug, wie Alles, was aus der Feder des englischen Admirals floß, den Stempel der Gewaltthätigkeit und Brutalität.

Als der Cardinal diese Note las und sah, welche Machtvollkommenheit Nelson sich anmaßte, wünschte er sich um so mehr Glück dazu, seine Entlassung eingereicht zu haben.

Am 3. Juli empfing er jedoch von der Königin folgenden Brief, welcher ihm meldete, daß seine Entlassung abgelehnt sei.

»Ich habe, Eminenz, Ihren Brief vom 29. Juni empfangen und mit dem größten Interesse und der gespanntesten Aufmerksamkeit gelesen. Alles, was ich Ihnen über die Gefühle von Dankbarkeit, wovon mein Herz gegen Sie stets erfüllt sein wird, sagen könnte, würde immer noch weit hinter der Wahrheit zurückbleiben. Das, was Sie, Eminenz, mir sodann in Bezug auf Ihre Entlassung und Ihren Wunsch nach Ruhe sagen, weiß ich ebenfalls vollkommen zu würdigen. Mehr als irgend Jemand weiß ich, ein wie wünschenswerthes Gut die Ruhe ist und wie kostbar diese Ruhe wird, nachdem man unter den Aufregungen und den Beweisen von Undankbarkeit gelebt hat, die das Gute, welches man thut, leider nur zu oft im Gefolge hat.

»Sie, Eminenz, fühlen das Bedürfniß dieser Ruhe erst seit einigen Monaten, denken Sie sich daher, wie weit ermüdet er sein muß, die ich diesen Wunsch schon seit zweiundzwanzig Jahren hege! Nein, was Sie auch sagen mögen, Eminenz, so kann ich nicht zugeben, daß Sie an Schwäche des Geistes oder des Körpers leiden, denn wie groß auch Ihr Widerwille gegen die Geschäfte sein möge, so beweisen doch die bewunderungswürdigen Thaten,« welche Sie vollbracht, und die Reihe von Briefen, welche Sie mit so viel Scharfsinn und Talent an mich geschrieben, im Gegentheile die ganze Kraft Ihrer Fähigkeiten.

»Meine Pflicht ist daher, Eminenz, Ihre in einem Augenblick der Ermüdung gegebene verhängnißvolle Entlassung nicht anzunehmen, sondern im Gegentheile Ihren Eifer, Ihr Intelligenz, Ihren Muth anzuspornen, damit Sie das von Ihnen so glorreich unternommene Werk auch beenden und befestigen, und fortfahren die Ordnung in Neapel auf einer so sichern und so festen Basis herzustellen, daß aus dem furchtbaren Unglück, welches uns zugestoßen, ein Segen für die Zukunft hervorgehe, was ich aber nur von Ihrem thätigen Genie, Eminenz, erwarten kann.

»Der König geht morgen mit der geringen Anzahl von Truppen ab, welche er im Stande gewesen ist zusammenzubringen. Mündlich werden viele Dinge aufgeklärt werden, welche schriftlich dunkel blieben.

»Was mich betrifft, so thut es mir unendlich leid, den König nicht begleiten zu können. Welche Freude wäre es für mich gewesen, seinen Einzug in Neapel zu sehen. Den Beifallsjubel des ihm treugebliebenen Theils seines Volkes zu hören, wäre ein wohlthätiger Balsam für mein Herz, und würde den Schmerz für die grausame Wunde lindern, deren Heilung niemals geschehen kann.

»Tausend Rücksichten haben mich aber zurückgehalten, und ich bleibe hier, weinend und bittend, damit Gott den König bei diesem großen Unternehmen erleuchte und stärke. Viele von denen, welche den König begleiten, werden ihm in meinem Namen meine aufrichtige und tiefe Dankbarkeit ebenso wie meine aufrichtige Bewunderung der ganzen wunderbaren Operationen, welche Sie ausgeführt, zu erkennen geben.

»Dennoch aber bin ich zu aufrichtig, um Ihnen, Eminenz, nicht zu sagen, daß diese Capitulation mit den Rebellen mir in hohem Grade mißfallen hat, besonders nach dem, was ich Ihnen geschrieben und was ich Ihnen gesagt hatte. Ich schweige deshalb darüber, eben weil

meine Aufrichtigkeit mir nicht erlaubt, Ihnen Complimente darüber zu machen. Jetzt jedoch ist Alles zum Besten beendet, und wie ich Ihnen schon gesagt, Eminenz mündlich wird sich Alles erklären und, wie ich hoffe, einen guten Abschluß finden, da ja Alles zum Wohle und zum größern Ruhm des Staates geschehen ist.

»Jetzt, wo Sie, Eminenz, etwas weniger Arbeit haben, werde ich wagen Sie zu bitten, mich regelmäßig von allen vorkommenden wichtigeren Dingen zu unterrichtete, und Sie können darauf rechnen, daß ich Ihnen stets meine aufrichtige Meinung sagen werde. Ein einziger Umstand betrübt mich und zwar der, daß ich Sie nicht mündlich der tiefen und ewigen Dankbarkeit und Achtung versichern kann, womit ich bin Ihre aufrichtige Freundin

Caroline.«

Nach dem, was wir unseren Lesern durch die vorstehenden Einzelheiten, durch die Briefe des königlichen Ehepaares, welche man schon früher, und durch die der Königin, welche man soeben gelesen, dargethan haben, ist es leicht zu sehen, daß der Cardinal Ruffo, welchem wir uns gedrungen fühlen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, bei jener furchtbaren Reaction von 1799 der Sündenbock des Königthums gewesen ist. Der Romanschreiber hat schon einige der Irrthümer der Historiker verbessert — eigennützige und vorsätzliche Irrthümer von Seiten der royalistischen Schriftsteller, welche den Cardinal in den Augen der Nachwelt für die Metzeleien verantwortlich machen wollen, welche auf Anstiften eines herzlosen Königs und einer rachsüchtigen Königin verübt wurden; — unschuldige Irrthümer von Seiten patriotischer Schriftsteller, welche, da sie nicht die Documente besahen die nur der Sturz eines Thrones in die Hände eines unparteiischen Schriftstellers bringen kann, nicht gewagt haben, gegen zwei gekrönte Häupter eine so furchtbare Anklage auszusprechen, weshalb sie bemüht gewesen sind, ihnen nicht bloß einen Mitschuldigen, sondern auch einen Anstifter zu suchen.

Jetzt nehmen wir unsere Erzählung wieder auf. Wir sind nicht bloß noch nicht am Ende, sondern auch kaum erst am Anfange der Schmach und des Blutes.

Dreizehntes Capitel.

Was den Oberst Mejean abhielt, in der Nacht vom 27. zum 28. Juni mit Salvato das Castell San Elmo zu verlassen.

Man erinnert sich, daß Salvato und Luisa, weil sie, nicht zu Ruffo's Wort, wohl aber zu Nelsons Zustimmung wenig Vertrauen hegten, ein Asyl im Castell San Elmo gesucht hatten, und ebensowenig hat man vergessen, daß dieses Asyl von dem Geschäftsmann Mejean gegen eine Summe von zwanzigtausend Francs à Person bewilligt worden.

Salvato hatte, wie man sich ebenfalls erinnert, auf einer raschen Reise, die er nach Molisa gemacht, eine Summe von zweihunderttausend Francs zusammengebracht.

Von dieser Summe waren ziemlich fünfzigtausend Francs für Organisation seiner calabresischen Freiwilligen für die Ausgaben, welche die Bedürfnisse der Aermsten nöthig gemacht, für Unterstützung von Verwundeten und für Geschenke an Untergebene, welche ihnen während ihres Aufenthalts im Castello Nuovo verschiedene Dienste geleistet, daraufgegangen.

Einhundertundfünfundzwanzigtausend Francs waren, wie Salvato seinem Vater geschrieben, in einer Cassette am Fuße von Virgils Lorbeerbaum nicht weit von der Grotte von Poszuolo vergraben worden.

In dem Augenblick, wo Salvato sich von Michele, welcher das Loos seiner Cameraden getheilt und sich an Bord der Tartanen eingeschifft, trennte, hatte er ihn, damit er nicht im Auslande ganz mittellos dastünde, bewogen, eine Summe von dreitausend Francs anzunehmen.

Es blieb Salvato daher in dem Augenblick, wo er sich in das Castell San Elmo flüchtete, eine Summe von zwei- bis dreiundzwanzigtausend Francs. Das Erste, was er in dem Augenblick, wo er für den Preis von vierzigtausend Francs die zwischen dem Commandanten des Castells San Elmo und ihm verabredete Gastfreundschaft in Anspruch nahm, that, war, daß er dem Oberst Mejean die Hälfte der festgestellten Summe, das heißt zwanzigtausend Francs, zahlte und ihm zugleich den Rest für die nächstfolgende Nacht versprach.

Der Oberst Mejean zählte die zwanzigtausend Francs mit der größten Genauigkeit und führte, nachdem er die Summe richtig gefunden und in das Schubfach seines Bureaus verschlossen, Salvato und Luisa in die beiden besten Zimmer des Castells.

Als der Abend kam, meldete Salvato dem Oberst Mejean, daß er einen nächtlichen Gang thun müsse. Deshalb bat er ihn, ihm die Parole zu geben, damit er, nachdem er diesen Gang verrichtet, wieder Einlaß in das Castell erhielte.

Mejean antwortete, Salvato müsse besser als Jemand die Strenge der militärischen Vorschriften kennen. Es sei ihm unmöglich, irgend Jemanden, sei es wer da wolle, eine Parole anzuvertrauen, welche, wenn sie von einem verrätherischen Ohr erlauscht würde, die Sicherheit des Castells gefährden könne.

Der er jedoch errieth, weshalb Salvato das Castell auf kurze Zeit zu verlassen wünschte, so fügte er hinzu, er könne Salvato von einem seiner Officiere begleiten lassen, oder, wenn seine

Gesellschaft ihm lieber wäre, ihn selbst begleiten.

Salvato antwortete, die Gesellschaft des Oberst Mejean wäre ihm angenehmer als sonst etwas, und wenn der Oberst sonst keine Abhaltung hätte, so könnte dieser Ausgang noch in derselben Nacht stattfinden.

Dies war aber unmöglich, da dem Oberstlieutenant, dem für diesen Fall das Commando des Castells anvertraut werden mußte, erst im Laufe des drittnächsten Tages zurückkehren sollte.

Der Oberst setzte übrigens sehr galant hinzu, wenn es sich um Bezahlung der noch restirenden zwanzigtausend Francs handle, so könne er, da er ein lebendiges Pfand in den Händen habe und die Hälfte der verabredeten Summe bereits bezahlt sei, recht wohl einige Tage warten.

Salvato antwortete, kurze Rechnung mache lange Freundschaft, und je eher er dem Obersten die noch schuldigen zwanzigtausend Francs zahlen könne, desto besser werde es für beide sein.

Die Wahrheit war, daß der Oberst Mejean die nächstfolgende Nacht zu einer persönlichen Unterhandlung bestimmt hatte.

Er wollte bei dem Cardinal Ruffo eine zweite Eröffnung ansuchen und hatte ihn demzufolge um sicheres Geleit für einen seiner Officiere ersucht, den er mit neuen Vorschlägen wegen Uebergabe des Castells beauftragt.

Dieser Officier war er selbst.

Man wird uns nicht beschuldigen, daß wir unsere Landsleute schonen. Es finden sich von dem Commissär Faypoult bis zum Oberst Mejean in dieser ganzen Angelegenheit der Eroberung von Neapel einige Elende, wie die den Armeen folgenden Bureaux deren stets aufzuweisen haben, und eben so wie wir die gerühmt, welche Anspruch auf Ruhm haben, müssen wir auch die Schande derer aufdecken, welche aus weiter nichts ein Recht haben, als eben auf Schande.

Die Pflicht des Cardinals Ruffo war, alle Eröffnungen entgegen zu nehmen, welche den Zweck hatten, das Blutvergießen zu mindern. Er schickte daher zu der gewünschten Stunde, nämlich um zehn Uhr Abends, den Marquis Malaspina, Träger des freien Geleites, und gab ihm eine Escorte von zehn Mann.

Der Oberst Mejean legte Civilkleider an, ertheilte sich selbst Vollmacht zum Unterhandeln und folgte, indem er sich für den Secretär des Commandanten des Castells ausgab, dem Marquis Malaspina und seinen zehn Mann.

Um elf Uhr langte der vorgebliche Secretär im Hause des Cardinals an und ward sofort bei Seiner Eminenz eingeführt.

Diese Unterredung — wir sehen uns durch die verschiedenen Verzweigungen der zahlreichen Episoden unserer Geschichte genöthigt, einige Schritte zurückzuthun — fand in der Nacht vom 27. zum 28. Juni statt, ehe noch der Cardinal den Wortbruch des Admirals Nelson kannte, und als er im Laufe des Tages von den Capitänen Truebridge und Ball die Versicherung erhalten hatte, der Admiral werde sich der Einschiffung der Patrioten nicht widersetzen, weshalb er noch an die treue Beobachtung der Verträge glaubte.

Der Oberst Mejean hatte, wie wir erzählt, bereits einen ersten Versuch bei dem Cardinal gemacht, einen Versuch, der durch die einfache Antwort zurückgewiesen worden war: »Ich führe Krieg mit Eisen, aber nicht mit Gold.«

Der Cardinal Ruffo, welcher schon gegen Mejean eingenommen war, empfing daher seinen Secretär oder vielmehr, ohne es zu ahnen, ihn selbst, mit eben nicht freundlicher Miene.

»Nun, mein Herr,« sagte er, »sind Sie beauftragt, mir mündlich, ich will nicht sagen

vernünftiger, aber doch wenigstens militärischere Vorschläge zu machen, als die man mir früher schriftlich gemacht hat und aus welche Sie ohne Zweifel meine Antwort kennen?«

Mejean biß sich auf die Unterlippe.

»Meine Vorschläge, das heißt die des Oberst Mejean, welchen ich die Ehre habe bei Ihnen, Eminenz, zu vertreten,« sagte er, »haben zwei Seiten: eine specifische, mit welcher die Humanität mir befiehlt zu beginnen, und eine militärische, auf welche der Oberst nur im äußersten Nothfalle zurückkommen wird, auf die er aber zurückkommen muß, wenn Sie ihn dazu zwingen, Eminenz.«

»Ich höre, mein Herr.«

»Meine Cameraden oder vielmehr die Cameraden des Oberst Mejean, der Commandant Massa und der Commandant Aurora, haben unterhandelt und Bedingungen zugestanden erhalten, mit welchen Rebellen nur zufrieden sein können. Nicht so aber ist es mit dem Oberst Mejean. Dieser ist kein Rebell, sondern ein Feind und zwar ein mächtiger Feind, weil er Frankreich repräsentiert. Wenn er unterhandelt, so hat er daher ein Recht auf eine bessere Capitulation als die der Herren Aurora und Massa.«

»Dies ist nur zu richtig,« antwortete der Cardinal. »und die Capitulation, welche ich biete, ist folgende: Die Franzosen verlassen das Castell San Elmo mit klingendem Spiel, brennender Lunte, kurz mit allen Kriegsehren, und begeben sich zu ihren noch in Capua und Gaëte garnisonirenden Landsleuten ohne irgend eine Verbindlichkeit, welche ihren freien Willen beschränkt.«

»Ich sehe aber hierin keinen erheblichen Unterschied zwischen dem von Ew. Eminenz mit den Commandanten Massa und Aurora abgeschlossenen Vertrag. Diese zogen ebenfalls mit klingendem Spiel und brennenden Luntten ab und hatten das Recht, in Neapel zu bleiben, oder sich nach Frankreich zurückzuziehen.«

»Ja, aber am Strande, ehe sie sich einschifften, legten sie die Waffen nieder.«

»Dies war, wie Sie selbst zugeben werden, Eminenz, eine bloße Formalität. Was sollten rebellische Bürger, welche in die Verbannung gehen oder daheim bleiben, mit ihren Waffen machen?«

»Dann ist bei Ihnen, mein Herr — wenigstens scheint mir dies so — die Frage des militärischen Stolzes eine ganz unbedeutende Nebenfrage.«

»Es ist dies die Frage, womit man Fanatiker und Narren am Gängelbände führt. Intelligente Leute — und Sie werden es mir nicht übelnehmen, Eminenz, wenn ich Sie zu dieser letzteren Kategorie rechne, — intelligente Leute sehen über diesen Dunst, den man die Eitelkeit nennt, hinweg.«

»Und was sehen Sie, mein Herr, oder vielmehr was sieht der Commandant Mejean jenseits dieses Dunstes, welchen man die Eitelkeit nennt?«

»Er sieht ein Geschäft und zwar ein gutes Geschäft für Ew. Eminenz und sich selbst.«

»Ein gutes Geschäft? Auf Geschäfte verstehe ich mich schlecht, mein Herr, dies sage ich Ihnen im Voraus. Doch gleichviel, erklären Sie sich näher.«

»Von den drei Castellen sind zwei allerdings übergeben, das dritte aber ist sowohl in Folge seiner Lage als der Streitmacht, durch die es vertheidigt wird, beinahe uneinnehmbar, oder macht doch wenigstens eine lange Belagerung nothwendig. Wo sind Ihre Ingenieure, wo sind Ihre Geschütze von schwerem Caliber, wo ist Ihre Armee, um die Belagerung seiner Citadelle, wie

die ist, welche der Oberst Mejean kommandiert, durchzuführen? Sie werden unterliegen, wenn Sie am Ziel zu stehen glauben, und diese Niederlage wird Ihnen das ganze Verdienst eines herrlichen Feldzugs rauben, während Sie mittelst einiger elenden hunderttausend Livres, welche, wenn Sie dieselben nicht haben, binnen zwei Stunden in Neapel aufbringen lassen können, dem Bauwerk der Restauration die Krone aussetzen und zu dem König sagen können: »Sire der General Mack verlor mit einer Armee von sechzigtausend Mann, mit hundert Kanonen, mit einem Schatz von zwanzig Millionen die römischen Staaten, Neapel, Calabrien, mit einem Worte das Königreich; ich dagegen habe mit einigen Bauern Alles, was der General Mark verloren hatte, wiedererobert. Allerdings hat es mir fünfhunderttausend oder eine Million Francs gekostet, das Castell San Elmo zu nehmen, aber was ist eine Million im Vergleich zu dem Schaden, den es thun konnte? Sie wissen ja, Sire, können Sie hinzufügen, besser als irgend Jemand, daß das Castell San Elmo nicht erbaut worden ist, um Neapel zu vertheidigen, sondern um es zu bedrohen, und der Beweis dafür ist, daß ein von Ihrem erhabenen Vater erlassenes Gesetz existiert, welches verbietet Häuser zu erbauen, welche eine gewisse Höhe überschreiten, weil sie in einer gewissen Höhe das Spiel der Kugeln und Haubitzen beeinträchtigen könnten. Würde nun aber Neapel bombardiert, so wäre dies nicht ein Verlust von fünfhunderttausend Francs oder einer Million, sondern ein unberechenbarer Verlust! — Wenn Sie Ihre Handlungsweise auf diese Art erklären, so werden Sie finden, daß der König ein viel zu verständiger Mann ist, als daß er Ihnen nicht Recht geben sollte.«

»Dann,« fragte der Cardinal, »gedenkt also der Oberst Mejean im Falle einer Belagerung des Castells die Stadt zu bombardieren?«

»Jawohl, versteht sich.«

»Dies wäre aber eine zwecklose Schändlichkeit.«

Ich bitte um Verzeihung, Eminenz, es würde sich hier blos um rechtmäßige Vertheidigung handeln. Man greift uns an, wir wehren uns.«

»Ja, aber wehren Sie sich nur nach der Richtung, von welcher aus man Sie angreift, und da man Sie von der der Stadt entgegengesetzten Richtung angreifen wird, so können Sie sich doch nicht in der der Stadt zugekehrten wehren.«

»Ja, aber wer kann wissen, wohin die Kugeln und Bomben fliegen.«

»Sie fliegen dahin« wohin man Sie richtet, das ist eine bekannte Sache.«

»Nun gut« dann wird man sie nach der Stadt richten-

»Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn Sie anstatt Civilkleidern eine Uniform trügen, so würden Sie wissen, daß eines der ersten Kriegsgesetze den Belagerten verbietet, auf die Häuser zu schießen, von welchen der Angriff nicht herkommt. Da nun die Batterien, welche man gegen das Fort San Elmo aufpflanzen wird, auf der der Stadt entgegengesetzten Seite sich befinden werden, so kann das Feuer des Castells San Elmo, wenn man nicht alle Rücksichten, welche bei civilisirten Völkern Geltung haben, aus den Augen setzen will, keine einzige Kugel, keine einzige Haubitze und keine einzige Bombe nach der den Angriffsbatterien entgegengesetzten Richtung schleudern. Beharren Sie daher nicht auf einem Irrthum, den der Oberst Mejean, wenn ich die Ehre hätte mit ihm anstatt mit Ihnen zu diskutieren, sicherlich nicht begehen würde.«

»Wenn er ihn aber dennoch beginge und anstatt ihn anzuerkennen dabei beharrte, was würden Sie dann sagen, Eminenz?«

»Ich würde sagen, mein Herr, daß er, da er von den von allen civilisirten Völkern anerkannten

Gesetzen abweicht — Gesetzen, welche Frankreich, das an der Spitze der Civilisation zu stehen vorgibt, besser als irgend ein anderes Land kennen muß — darauf gefaßt sein muß, selbst als Barbar behandelt zu werden. Da es nun keine uneinnehmbare Festung gibt, und folglich auch das Castell San Elmo früher oder später genommen werden würde, so würde er dann mit seiner ganzen Mannschaft an den Thürmen der Citadelle aufgeknüpft werden.«

»Zum Teufel, das wäre ein wenig stark, Monsignore,« sagte der angebliche Secretär mit erheuchelter Heiterkeit.

»Und dies ist noch nicht Alles,« sagte der Cardinal, indem er sich erhob und sich mit den Händen auf den Tisch stützend den Abgesandten unverwandt anschaute.

»Wie, es wäre dies noch nicht Alles? Es würde ihm, nachdem er gehängt wäre, noch etwas passieren?«

»Nein, wohl aber vorher, mein Herr.«

»Und was wäre dies, Monsignore?«

»Der Cardinal Ruffo, welcher es seines Charakters und Ranges unwürdig findet, die Interessen der Könige und das Leben der Menschen noch länger mit einem Schurken dieser Art zu diskutieren, würde ihn auffordern, sein Haus zu verlassen, und wenn er nicht augenblicklich gehorchte, ihn zum Fenster hinauswerfen lassen.«

Der Abgesandte stutzte.

»Aber,« fuhr Ruffo, indem er seine Stimme bis zur Courtoisie und sein Gesicht bis zum Lächeln milderte, hinzu, »da Sie nicht der Commandant des Castells San Elmo, sondern blos der Abgesandte desselben sind, so werde ich mich damit begnügen, daß ich Sie, mein Herr, bitte, ihm Wort für Wort die Conversation, die wir so eben mit einander gehabt, mitzutheilen, und ihm auf das Bestimmteste zu versichern, daß jede neue Unterhandlung, die er in Zukunft mit mir vielleicht versuchen wollte, eben so erfolglos bleiben würde wie die zeitherigen.«

Mit diesen Worten verneigte sich der Cardinal und zeigte mit halb artigen halb gebieterischer Geberde auf die Thür, und der Oberst entfernte sich mehr mit dem Gefühle der Wuth, seine Spekulation abermals fehlgeschlagen zu sehen, als der Demüthigung und Scham über den ihm zugefügten Schimpf.

Vierzehntes Capitel.

Worin bewiesen wird, daß Bruder Joseph über Salvato wachte.

Am Morgen des 27. hatten Salvato und Luisa das Castell Nuovo verlassen, um sich nach dem Fort San Elmo zu begeben, und an demselben Tage sollten die Castelle den Engländern übergeben und die Patrioten eingeschifft werden.

Von der Höhe der Wälle herab konnten Salvato und Luisa sehen, wie die Engländer die Forts in Besitz nahmen, und wie die Patrioten in die Tartanen stiegen.

Obgleich Alles gesetzmäßig und den Bedingungen des Vertrages gemäß zu geschehen schien, so zweifelte Salvato doch noch immer an der vollständigen Ausführung desselben.

Wahr ist es, daß den ganzen Tag über und auch am Abende des 27. der Wind aus Westen geweht hatte, so daß die Tartanen nicht absegeln konnten.

In der Nacht vom 27. zum 28. aber war der Wind nach Nordnordwest umgesprungen, und folglich äußerst günstig für die Abfahrt, aber doch rührten sich die Tartanen nicht von der Stelle.

Salvato, auf dessen Arm Luisa sich stützte, sah unruhig vom Walle auf die Schiffe herab, als der Oberst Mejean zu ihm trat, und ihm sagte, daß der Oberstlieutenant gegen seine Erwartung vierundzwanzig Stunden früher im Fort eintreffen würde, als er gedacht, und daher ihn nichts abhalte, ihn auf dem Gange zu begleiten, den er nächste Nacht zu machen gedachte.

So war man über die Sache einig.

Der Tag ward mit Vermuthungen hingbracht. Immer noch blieb der Wind günstig, und immer noch sah Salvato nicht, daß man sich zur Abreise vorbereite. Er war der Ueberzeugung, daß eine Katastrophe im Entstehen begriffen sei.

Von dem hochgelegenen Punkte aus, wo sich Salvato befand, konnte er den ganzen Golf überschauen, und mit Hilfe eines Fernglases Alles sehen, was auf den Tartanen und selbst auf den Kriegsschiffen vorging.

Gegen fünf Uhr stieß eine Barke, in welcher ein Officier und mehrere Matrosen saßen, vom »Donnerer« ab und steuerte auf eine der Tartanen zu.

Auf der Tartane, welcher sich die Barke genähert, entstand große Bewegung. Man brachte zwölf Personen aus der Tartane, welche in die Barke stiegen, diese lenkte um, und ruderte wieder nach dem »Donnerer«. Die zwölf Patrioten stiegen auf das Deck und verschwanden bald im Raume des Schiffes, um nicht wieder zum Vorscheine zu kommen.

Diese Thatsache, welche Salvato sich vergebens zu erklären suchte, gab ihm viel Stoff zum Nachdenken.

Die Nacht kam. Luisa war wegen des Ausfluges, den Mejean unternehmen sollte, in Unruhe. Salvato erklärte ihr die Ursache, indem er ihr den Handel mittheilte, den er mit Mejean geschlossen, und durch welchen er ihre gemeinsame Rettung erkaufte hatte.

Luisa drückte Salvato die Hand.

»Im Falle der Noth vergiß nicht,« sagte sie, »daß ich ein ganzes Vermögen bei den armen Backers stehen habe.«

»Wäre es aber nicht besser, wenn wir dieses Vermögen, welches Dir nicht ausschließlich gehört, nicht eher als im äußersten Nothfalle angriffen?« sagte Salvato lächelnd.

Luisa machte eine bejahende Geberde.

Eine Stunde vor der Entfernung aus dem Fort, das heißt gegen elf Uhr, besprach man, ob man sich nach dem Grabe Virgils, welches eine Viertelstunde vom Fort San Elmo entfernt war, mit einer kleinen Eskorte begeben sollte, so daß es aussähe, als ob man eine Patrouille machte, oder ob Salvato und Mejean allein und in Verkleidung gehen sollten.

Man entschied sich für das Letztere und verschaffte sich zwei Bauernanzüge. Es ward ausgemacht, daß, wenn man unerwartet Jemanden begegnete, Salvato das Wort führen sollte. Er sprach nämlich den neapolitanischen Dialekt so gut, daß es unmöglich war, ihn zu erkennen.

Der Eine nahm eine Hacke, der Andere einen Spaten, und zu Mitternacht begaben sich Beide auf den Weg. Man konnte denken, es seien zwei Arbeiter, welche von der Arbeit kämen und nach Hause wanderten.

Ohne ganz dunkel zu sein, war der Himmel doch mit Wolken bedeckt, so daß der Mond von Zeit zu Zeit hinter den Dunstmassen verschwand, deren Finsterniß er nur mit Mühe durchdrang.

Mejean und Salvato gingen zu einem Pförtchen hinaus, welches dem Dorf Antiguano gegenüber lag, dann schlugen sie einen schmalen, zur linken Hand liegenden Fußsteig ein, welcher sie nach Pietra-Catella führte, von da begaben sie sich kühn in den Vomero, bogen in ein Gäßchen ein, durch welches sie aus dem Dorfe gelangten, ließen die Carone-del-Cielo links liegen, und auf dem schmalen Fußsteig, welcher nach dem Abhang des Pausilippo führt, erreichten sie das Columbarium, welches man dem Fremden gewöhnlich als das Grab Virgils nennt.

»Es ist unnöthig, mein lieber Oberst,« sagte Salvato, »Ihnen erst zu sagen, was wir hier suchen wollen.«

»Ja wohl, ich glaube einen vergrabenen Schatz.«

»Sie haben richtig gerathen. Nur ist es nicht der Mühe werth, daß man der Summe den Namen eines Schatzes gibt. Seien Sie indessen ruhig,« fuhr Salvato lächelnd fort, »sie reicht hin, um mich bei Ihnen abfinden zu können.«

Salvato schritt nach dem Lorbeerbaum, und begann mit seiner Hacke den Boden aufzuwühlen.

Mejean folgte ihm mit gierigen Blicken.

Nach fünf Minuten stieß das Eisen der Hacke auf einen harten Körper.

»Ah! ah!« rief Mejean, welcher dem Vorgang mit einer Aufmerksamkeit folgte, welche an Angst grenzte.

»Haben Sie nicht erzählen hören, Oberst,« sagte Salvato lächelnd, »daß die Mannen der Götter die natürlichen Wächter aller Schätze waren?«

»Allerdings,« erwiderte Mejean, »nur glaube ich nicht immer Alles, was man mir erzählt. . . Aber still! Hören Sie kein Geräusch?«

Beide horchten.

»Es ist ein Karten, welcher in die Grotte von Poszuolo rollt,« erwiderte Salvato nach einigen Secunden.

Dann kniete er nieder und entfernte die Erde mit den Händen.

»Das ist seltsam!« sagte er. »Es scheint mir, als ob die Erde kürzlich frisch aufgeschaufelt

worden wäre.«

»Freund, treiben Sie doch keinen schlechten Scherz!« rief Mejean.

»Ich treibe keinen Scherz,« sagte Salvato, indem er das Kästchen aus der Erde zog, »das Kästchen ist leer.«

Und er schauderte unwillkürlich. Er kannte Mejean zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser ihm keine Gnade widerfahren lassen würde, und dann wollte er ihn auch gar nicht darum anflehen.

»Es ist sonderbar,« bemerkte Mejean, »daß man das Gold genommen und das Kästchen dagelassen hat. Schütteln Sie es doch einmal, vielleicht hören wir etwas klirren.«

»Das ist unnöthig! Ich fühle ja am Gewicht, daß das Kästchen leer ist. Wir wollen aber in das Columbarium gehen und es öffnen.«

»Sie haben wohl den Schlüssel dazu?«

»Es öffnet sich auf einen geheimen Druck.«

So begab man sich denn in das Columbarium. Mejean zog eine kleine Blendlaterne aus der Tasche, schlug Feuer und zündete Licht an.

Salvato drückte auf die Feder des Kästchens, welches sich öffnete.

Es war in der That leer, aber anstatt des Geldes lag ein Billet darin.

Salvato und Mejean riefen bei dem Anblick desselben wie aus einem Munde:

»Ein Billet!«

»Ich verstehe,« sagte Salvato.

»Nun wohl, ist das Gold wiedergefunden?« fragte der Oberst begierig.

»Nein, es ist aber auch nicht verloren,« erwiderte der junge Mann.

Er öffnete das Billet und las beim Scheine der Blendlaterne:

»Deinem Wunsche Folge leistend, bin ich in der Nacht vom 27. zum 28. hiehergegangen um das Gold zu holen, welches sich in dem Kästchen befand. Letzteres habe ich wieder an diesem Orte vergraben, nachdem ich dieses Billet hineingelegt.

Bruder Joseph.«

»In der Nacht vom 27. zum 28.!« rief Mejean.

»Ja, so daß wir, wenn wir vorige statt heutige Nacht uns hieherbegeben hätten, gerade zur rechten Zeit gekommen wären.«

»Sie wollen doch hiermit nicht sagen, daß dies meine Schuld sei?« fragte Mejean lebhaft.

»Nein, denn das Uebel ist gar nicht so schlimm, wie Sie denken, ja vielleicht gar kein Uebel.«

»Sie kennen wohl diesen Bruder Joseph?«

»Ja.«

»Sind Sie seiner sicher?«

»Noch etwas mehr als meiner selbst.«

»Und Sie wissen, wo Sie ihn finden können?«

»Ich werde ihn nicht einmal suchen.«

»Was machen wir denn dann?«

»Nun, es bleibt bei unserer Verabredung.«

»Und die zwanzigtausend Francs?«

»Wir werden sie anders wo hernehmen als da, wo wir sie zu finden glaubten, das ist Alles.«

»Wann denn?«

»Morgen.«

»Sind Sie Ihrer Sache gewiß?«

»Ich hoffe es.«

»Und wenn Sie sich nun täuschten?«

»Dann werde ich zu Ihnen dasselbe sagen wie die Anhänger des Propheten: Gott ist groß!«

Mejean fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn.

Salvato bemerkte die Todesangst des Obersten, er, dessen Heiterkeit kaum einen Augenblick getrübt worden war.

»Und jetzt,« sagte er, »müssen wir dieses Kästchen wieder an seinen Ort stellen, und uns in das Castell zurückbegeben.«

»Mit leeren Händen?« fragte der Oberst kläglich.

»Ich kehre nicht mit leeren Händen zurück, weil ich dieses Billet bei mir habe.«

»Welche Summe befand sich denn in dem Kästchen?« fragte Mejean.

»Hundertfünfundzwanzigtausend Francs,« erwiderte Salvato, indem er das Kästchen wieder an seinen Ort stellte und mit den Füßen Erde daraufschob.

»Dieses Billet gilt Ihnen wohl eben so viel wie hundertfünfundzwanzigtausend Francs?«

»Es gilt mir so viel, wie einem Sohne die Gewißheit gilt, von seinem Vater geliebt zu sein. Wir wollen aber wieder, wie ich bereits sagte, in das Castell zurückkehren, mein lieber Oberst, und morgen Früh um zehn Uhr kommen Sie zu mir.«

»Wozu?«

»Um von Luisa einen Wechsel auf zwanzigtausend Francs in Empfang zu nehmen, welcher auf das erste Bankhaus von Neapel ausgestellt sein wird.«

»Sie glauben wohl, daß es jetzt in Neapel ein Bankhaus gibt, welches zwanzigtausend Francs auf Sicht zahlen wird?«

»Ich bin dessen gewiß.«

»Ich zweifle aber daran. Die Banquiers sind nicht so dumm Zahlungen zu leisten, wenn Revolution ist.«

»Sie werden sehen, daß jene dumm genug sein werden, selbst in Revolutionszeiten Zahlungen zu leisten, und zwar aus zwei Gründen. Erstens, weil es rechtschaffene Leute waren —«

»Und zweitens?«

»Weil sie todt sind.«

»Ah, ah, der Wechsel ist also auf Backers ausgestellt?«

»Ja wohl.«

»Dann ist es allerdings etwas Anderes.«

»So haben Sie also Vertrauen?«

»Ja.«

»Nun, das ist gut!«

Mejean löschte seine Laterne aus. Er hatte einen Banquier gefunden, welcher auch zu Zeiten einer Revolution einen Wechsel auf Sicht zahlte, und das war mehr, als Diogenes in Athen

verlangte.

Salvato trat mit den Füßen die Erde fest, welche das Kästchen bedeckte. Im Falle sein Vater wieder kam, sah dieser an der Entfernung des Billets, daß Salvato dagewesen war.

Mejean und Salvato gingen auf demselben Wege zurück, auf dem sie gekommen, und erreichten das Castell San Elmo bei Tagesanbruch. Die Nächte im Juni sind, wie bekannt, die kürzesten des Jahres.

Luisa erwartete die Rückkehr Salvatos stehend und vollständig angekleidet, denn ihre Unruhe hatte ihr nicht gestattet sich niederzulegen.

Salvato erzählte ihr Alles, was geschehen war.

Luisa nahm Papier und schrieb eine Anweisung an das Haus Backer auf eine Summe von zwanzigtausend Francs, auf ihr Conto und auf Sicht zahlbar.

Dann reichte sie das Papier Salvato und sagte:

»Hier, mein Freund, trage das dem Obersten hin, der arme Mann wird gewiß besser schlafen, wenn er diesen Wechsel unter sein Kopfkissen legen kann. Ich weiß wohl,« fügte sie lachend hinzu, »daß ihm immer noch unsere Köpfe blieben, wenn er die zwanzigtausend Francs nicht erhalten sollte, aber ich zweifle, ob er beide zusammen, wenn sie einmal abgeschnitten wären, auf zwanzigtausend Francs taxierte«

Luisa's Hoffnung ward getäuscht, ebenso wie es mit der Salvato's geschehen war. Der Richter Speciale war am Abend vorher von Procida angekommen, wo er siebenunddreißig Menschen hatte hängen und im Namen des Königs das Haus Backer sequestriren lassen.

Seit dem vorigen Abend hatten daher die Zahlungen aufgehört.

Fünfzehntes Capitel.

Der Empfang des Königs.

Schon am 25. Juni, noch ehe er aus Ruffos Munde selbst gehört, daß dieser sich von der Coalition trennte, hatte Nelson dem Obersten Mejean folgende Mittheilung geschickt:

»Mein Herr!

»Seine Eminenz der Cardinal Ruffo und der Oberbefehlshaber der russischen Armee haben Sie aufgefordert, sich zu ergeben, und ich benachrichtige Sie, daß, wenn die Frist, die man Ihnen bewilligt hat, seit zwei Stunden abgelaufen ist, Sie die Folgen davon zu tragen haben, und daß ich nichts mehr von dem bewilligen werde, was man Ihnen angeboten.

»Nelson.«

Während der Tage, welche dieser Aufforderung folgten« das heißt die Tage vom 26. zum 29., beschäftigte sich Nelson damit, daß er die Patrioten festnehmen, den Verrath des Pächters erkaufen, und Caracciolo aufhängen ließ, aber nachdem er dieses Werk der Schande vollendet, konnte er sich mit der Gefangennehmung derjenigen Patrioten, welche noch nicht in seinen Händen waren, und mit der Belagerung des Castells San Elmo beschäftigen.

Demnach ließ er Truebridge mit dreizenhundert Engländern landen, während der Capitän Bailly mit fünfhundert Mann Russen zu ihm stieß.

Während der ersten sechs Tage ward Truebridge von seinem Freunde, dem Capitän Ball, unterstützt, da aber dieser noch Malta geschickt worden war, trat der Capitän Benjamin Hallowel an seine Stelle, derselbe, welcher Nelson einen Sarg zum Geschenk gemacht, den man aus dem Hauptmast des französischen Schiffes »der Oriente« geschnitzt hatte.

Was auch die italienischen Geschichtschreiber darüber sagen mögen, so ist nicht zu läugnen, daß Mejean, sobald er einmal unter seinen eigenen Mauern in die Enge getrieben worden, trotz dem daß er durch seine Unterhandlungen die nationale Ehre bloßgestellt hatte, dennoch die französische Ehre retten wollte.

Er vertheidigte sich tapfer, und der Bericht Nelson's an Lord Keith, welcher Ersterer wußte, was Muth sagen will, ein Bericht, welcher mit den Worten beginnt: »Während eines hitzigen, achttägigen Kampfes, in welchem unsere Artillerie sich den Gräben um einhundert und achtzig Schritte genähert hat,« legt ein glänzendes Beispiel dafür ab.

Während dieser acht Tage stand der Cardinal mit gekreuzten Armen unter seinem Zelte.

In der Nacht vom 8. zum 9. Juli signalisierte man zwei Schiffe, von denen man eines für ein englisches, das andere für ein neapolitanisches Schiff hielt, und welche beide westwärts von der englischen Flotte nach Procida segelten.

Am Morgen des 9. sah man nun wirklich zwei Schiffe im Hafen dieser Insel vor Anker liegen, und von dem einen, dem »Seahorse« wehte die englische Flagge, während das andere, »die Sirene« nicht nur die neapolitanische Flagge, sondern auch das königliche Banner aufgezogen hatte.

Am Morgen des 9. empfing der Cardinal vom Könige folgenden Brief, welcher, wenn er auch nicht von besonderer Wichtigkeit für unsere Erzählung ist, doch wenigstens beweisen wird, daß wir kein Dokument an uns haben vorübergehen lassen, ohne es gelesen und benutzt zu haben.

»Procida, den 9. Juli 1799.

»Eminentissime!

»Ich übersende Ihnen eine Menge Exemplare eines Briefes, welchen ich an meine Völker geschrieben habe. Machen Sie alle sogleich damit bekannt, und geben Sie mir durch Simonetti, mit welchem ich heute Morgen lange geplaudert habe, Rechenschaft über die Ausführung meiner Befehle. Sie werden wohl meine Bestimmung in Bezug auf die Beamten des Gerichtshofes verstehen.

»Gott möge Sie beschützen.

»Ihr wohlgeneigter
Ferdinand B.«

Mau erwartete den König von Tag zu Tag. Am 2. Juli hatte er Nelson's und Hamilton's Briefe erhalten, welche ihm den Tod Caracciolo's meldeten, und worin man ihn drängte, doch zu kommen.

An demselben Tage schrieb er dem Cardinal, dessen Entlassung er noch nicht empfangen.

»Palermo, den 2. Juli 1799.

»Eminentissime!

»Die Briefe« welche ich heute erhalten habe, und besonders der vom 20., haben mich wirklich getröstet, weil ich daraus ersehen konnte, daß die Verhältnisse sich günstig gestalten, so wie ich es wünsche, wie ich mir es in Voraus vorgenommen, um die irdischen Angelegenheiten mit der göttlichen Hilfe in Einklang zu bringen, und es Ihnen möglich zu machen, mir besser dienen zu können.

»Morgen werde ich in Folge der Einladung von Admiral Nelson und von Ihnen, besonders aber um meinem Worte Ehre zu machen, mit Bedeckung abreisen, um mich nach Procida zu begeben, wo ich Sie wieder sehen und alle zum allgemeinen Wohle, zur Sicherheit und dem Glücke aller Unterthanen, welche mir treu geblieben sind, erforderlichen Maßnahmen treffen werde.

»Ich benachrichtige Sie hiervon im Voraus, indem ich Ihnen versichere, daß Sie in mir stets finden würden

»Ihren wohlgeneigten
»Ferdinand B.«

Und wirklich schiffte sich der König am folgenden Morgen, also am 3. Juli, ein, aber nicht auf dem »Seahorse« wie Nelson ihn gebeten, sondern auf der Fregatte »die Sirenen«. Er fürchtete, wenn er den Engländern bei seiner Rückkehr denselben Vorzug gäbe, wie bei seiner Abreise, den Haß der neapolitanischen Mariae auf's Höchste zu steigern, denn diese Marine war über die Verurtheilung und den Tod Caracciolo's bereits sehr aufgebracht.

Wir haben gesagt, daß der König gleich nach seiner Ankunft an den Cardinal geschrieben hatte, man kann aber erkennen, daß trotz der Freundschaftsbetheuerungen in dem Briefe, oder

vielmehr gerade durch dieselben, sichtbare Kälte zwischen diesen beiden berühmten Personen eingetreten ist.

Ferdinand hatte Acton und Castelcicala mit sich genommen. Die Königin hatte in Palermo bleiben wollen, denn sie wußte, wie wenig beliebt sie in Neapel war, und fürchtete durch ihre Gegenwart dem Triumphe des Königs zu schaden.

Am 9. blieb der König den ganzen Tag in Procida, hörte den Bericht Speciale's, und trotz seines Widerwillens gegen Arbeit setzte er selber die Liste der Glieder der neuen Staatsjunta auf, welche er einsetzen wollte, wie er auch die Liste der Schuldigen schrieb, welche diese Junta zu verurtheilen haben sollte.

Daß der König Ferdinand hierbei keine Mühe scheute, ist nicht zu bezweifeln, denn wir haben diese doppelte Liste in der Hand gehabt, aus dem Archive in Neapel nach Turin geschickt, und gesehen, daß sie nur von der Hand des Königs geschrieben war.

Wir wollen zuerst die Liste der Henker unseren Lesern verlegen. Ehre dem Ehre gebührt. Dann werden wir die der Opfer folgen lassen.

Die Staatsjunta, welche der König ernannt hatte, war folgendermaßen zusammengesetzt:

Präsident: Felice Romani;

Fiskalprokurator: Guidobaldi;

Richter: die Rätthe Antonio della Rocca, Don Angelo di Fiore, Don Gaetano Sambuti, Don Vincenzo Speciale.

Vicerichter: Don Salvatore di Giovanni.

Prokurator der Angeklagten: Don Alessandro Nara.

Vertheidiger der Angeklagten: die Rätthe Vanvitelli und Mulus.

Die beiden Letzten waren, wie leicht zu begreifen ist, nur eine juristische Fiktion.

Diese Staatsjunta ward beauftragt zu richten, das heißt unwiderruflich zu verurtheilen und zwar zum Tode:

alle die, welche den Händen des Gouverneurs Ricardo Brandi das Castell San Elmo entrissen hatten, wohlverstanden, mit Nicolino Caracciolo an der Spitze.

(Glücklicher Weise hatte Nicolino Caracciolo, welcher — von Salvato beauftragt worden war, den Admiral Caracciolo zu retten, als er am Tage der Festnehmung desselben auf den Pachthof gekommen war, und den Verrath des Pächters erfahren hatte, keinen Augenblick verloren, sondern sich ins Freie geflüchtet, und unter den Schutz des französischen Commandanten von Capua, des Obersten Giralton, gestellt.)

Alle die, welche den Franzosen beigestanden, daß sie in Neapel eindringen konnten;

alle die, welche die Waffen gegen die Lazzaroni ergriffen;

alle die, welche noch nach dem Waffenstillstand mit den Franzosen Verbindungen unterhalten;

alle Magistratspersonen der Republik;

alle Repräsentanten der Regierung;

alle Repräsentanten des Volkes;

alle Minister;

alle Generale;

alle Richter des Oberkriegsgerichtes;

alle Richter des Revolutionstribunals;
alle die, welche gegen die Truppen des Königs gekämpft;
alle die, welche das Denkmal Carls III. umgestürzt;
alle die, welche an Stelle dieses Denkmals den Baum der Freiheit gepflanzt;
alle die, welche auf dem Palaisplatze bei der Zerstörung der Sinnbilder des Königthums und der bourbonischen oder englischen Banner mitgeholfen, oder nur einfach zugesehen hatten;
und endlich alle die, welche sich in ihren Schriften oder Reden beleidigender Ausdrücke gegen den König, die Königin oder die Glieder der königlichen Familie bedient hatten.

Ungefähr vierzigtausend Einwohner wurden somit durch einen einzigen Befehl mit dem Tode bedroht.

Die milderen Bestimmungen, das heißt die, welche nichts als Verbannung forderten, bedrohten ungefähr sechzigtausend Menschen.

Es war dies mehr als das Viertel der Einwohner Neapels.

Diese Beschäftigung, welche dem Könige wichtiger als alle anderen erschien, nahm den ganzen Tag in Anspruch.

Am Morgen des 10. verließ die Fregatte »Sirene« den Hafen von Procida, und segelte auf den »Donnerer« zu.

Kaum hatte der König den Fuß auf das Deck gesetzt, als der »Donnerer« sich auf das Signal des Hochbootmannes wie bei einem Feste beflaggte, und man eine Salve von einunddreißig Kanonenschüssen vernahm.

Das Gerücht hatte sich schon verbreitet, daß der König in Procida sei, und die Kanonade vom »Donnerer« her verkündete dem Volke, daß er sich am Bord des Admiralschiffes befand.

Sogleich strömte eine ungeheuere Menschenmenge auf dem Ufer von Chiaja, Santa-Lucia und Marinella zusammen. Zahlreiche Boote, welche mit Bannern in allen Farben geschmückt waren, segelten aus dem Hafen, oder stießen vielmehr vom Ufer ab, und ruderten zu dem englischen Geschwader hin, um den König zu begrüßen und ihn willkommen zu heißen. Jetzt und während der König auf dem Deck stand, von wo aus er durch ein Fernglas das Castell San Elmo betrachtete, gegen welches, ohne Zweifel ihm zu Ehren, die englischen Kanonen wütheten, zerschloß ein englische Kugel zufällig die Stange der französischen Fahne, welche auf dem Castell aufgesteckt war, als ob die Belagerer diesen Augenblick berechnet hätten, um dem König dieses Schauspiel zu geben, welches er für ein glückliches Vorzeichen hielt.

Und wirklich zog man nicht die Tricolore sondern ein weißes Banner, also die Parlamentärsfahne, auf.

Das unerwartete Erscheinen dies es Symbols des Friedens, welches für die Ankunft des Königs aufgespart worden zu sein schien, übte eine magische Wirkung auf alle Umstehenden aus, welche in Hurrahs und Beifallsrufe ausbrachen, während die Kanonen des Castello d'Uovo, des Castello Nuovo und des Castello del Carmine freudig die Salven erwiederten, welche vom Bord des englischen Admiralschiffes erdröhnten.

Bei Gelegenheit des Falles dieser Fahne sei es uns gestattet, Domenico Sacchinelli, dem Geschichtschreiber des Cardinals, einige Zeilen zu entlehnen, welche eigenthümlich genug sind, um hier erwähnt zu werden, und überdies keineswegs unsere Erzählung unterbrechen werden.

»Wir wollen,« sagt Domenico Sacchinelli, »in einem besonderen Abschnitt die eigenthümlichen Ereignisse des Zufalls erzählen, welche während dieser Revolution stattfanden.

»Am 23. Jänner zerschoß eine Kugel der Jakobiner, von San Elmo aus abgefeuert, die Stange des königlichen Banners, welches vom Castello Nuovo herabwehte, und der Fall dieses Banners entschied den Einzug der Franzosen in Neapel.

»Am 22. März fiel das Banner der Republik, von einer Haubitze getroffen, vom Castello Cotrone herab, und dieser Vorfall, welchen man für ein Wunder ansah, führte die Empörung der Besatzung gegen die Patrioten herbei, und erleichterte den Royalisten die Einnahme des Castells.

»Am 10. Juli endlich führte der Fall des französischen Banners, welches auf dem Castello San Elmo wehte, die Uebergabe desselben herbei.

»Und,« fügt der Geschichtschreiber hinzu, »derjenige, welcher die Daten mit einander vergleichen wollte, würde sehen, daß alle diese Vorfälle, ebenso wie die wichtigsten, welche sich während des Unternehmens des Cardinals Ruffo ereigneten, immer Freitags stattfanden.«

Wenden wir jedoch die Blicke vom Castell San Elmo weg, auf welches wir sie noch mehr als einmal zu richten Gelegenheit haben werden, um einem Boote nachzuschauen, welches etwas überhalb der Magdalenenbrücke vom Ufer abstößt, und ohne Flagge, stumm und ernst inmitten all der belebten und beflaggten Boote dahinrudert.

Dieses Boot trägt den Cardinal Ruffo, welcher, statt der Huldigung, die er dem König zu seinem wiedereroberten Reiche darbringen sollte, ihn um die einzige Gnade anflehen will, die Verträge zu halten, die er in seinem Namen unterzeichnet, und seine königliche Ehre nicht durch Wortbrüchigkeit zu beflecken.

Hier findet sich nun wieder eine der Gelegenheiten, bei welcher der Romandichter sich gezwungen sieht, den Geschichtsschreiber sprechen zu lassen, weil Thatsachen darzustellen sind, wo die Einbildungskraft nicht das Recht hat, zu dem unversöhnlichen Text des Historikers ein Wort hinzuzufügen.

Dann wolle der Leser sich auch erinnern, daß die Worte, welche wir hier anführen wollen, einem Buche entnommen sind, welches Domenico Sacchinelli 1836 herausgab, also inmitten der Regierung Ferdinands II. dieses Unterdrückers der Presse. Die Herausgabe dieses Buches geschah auch mit Erlaubniß der Censur.

Hier sind nun die eigenen Worte des ehrenwerthen Geschichtsschreibers: »Während man mit dem französischen Commandanten wegen der Uebergabe des Castells San Elmo verhandelte, begab sich der Cardinal an Bord des »Donnerers« um den König mündlich zu benachrichtigen, was mit den Engländern bei der Capitulation des Castello Nuovo und des Castello d'Uovo vorgefallen sei, wie auch über das Ärgernis, welches die Übertretung dieser Verträge hervorgerufen. Der König schien anfangs geneigt zu sein, die Capitulation zu beobachten und zu befolgen, doch wollte er nicht eher entscheiden, als bis ihm Nelson und Hamilton ihre Ansichten mitgetheilt.

»Beide wurden deswegen vor den König gerufen.

»Hamilton unterstützte die diplomatische Ansicht, daß Souveräne nicht mit ihren rebellischen Unterthanen Tractate schlössen, und erklärte, daß der Vertrag ungültig sei, und nicht erfüllt zu werden brauche.

»Nelson suchte keine Ausflüchte zu machen. Er legte einen tiefen Haß gegen jeden Revolutionär und Nachahmer der Franzosen an den Tag, indem er sagte, daß das Uebel bis zur Wurzel ausgetilgt werden müßte, um neues Unglück zu verhüten, denn da die Republikaner hartnäckige Sünder seien, welche nicht bereuen könnten, so würden sie, sobald sich nur eine

Gelegenheit darböte, noch schlimmere und traurigere Excesse begehen, und dann würde das Beispiel ihrer Straflosigkeit allen Uebelgesinnten zur Nacheiferung dienen.

»Und ebenso wie Nelson den Vorstellungen, welche der Cardinal im Augenblick des Vertrages gemacht, die Wirkung zu nehmen gewußt hatte, eben so gelang es ihm auch jetzt durch seine Ränke dieselben Absichten des Königs und dessen Wunsch, Gnade zu üben, welchen er einen Augenblick geoffenbart, zu lähmen.

So bestimmte denn der König, trotz der Bitten des Cardinals Ruffo, welcher ihn sogar fußfällig um Erhörung anflehte, nachdem er Nelson und Hamilton, diese beiden bösen Geister seiner Ehre, gehört, daß man die Capitulationen der Castelle d'Uovo und Nuovo für null und nichtig erklären sollte.

Kaum war dieser Entschluß gefaßt, so stieg der Cardinal, indem er das Gesicht mit seinem Purpurgewande verhüllte, wieder in das Boot, auf welchem er gekommen, begab sich in das Haus, wo man die Verträge geschlossen, und weihte diese Monarchie, die er soeben wieder eingesetzt, der vielleicht späten, aber sicheren Rache der göttlichen Gerechtigkeit.

Und an demselben Tage wurden die Gefangenen, welche man an Bord des »Donnerers« und der Felucken, welche sie nach Frankreich bringen sollten, zurückgehalten, ausgeschifft und je zwei und zwei aneinander gefesselt, nach den Gefängnissen des Castello d'Uovo, des Castello Nuovo, des Castello del Carmine und der Vicaria gebracht.

Da die Gefängnisse jedoch nicht ausreichend waren — standen doch in den Briefen des Königs selbst achttausend Gefangene erwähnt — so wurden die, welche nicht in diesen vier Castellen untergebracht werden konnten, nach den Granili abgeführt, welche man in Aushilfgefängnisse verwandelt hatte.

Als dies die Lazzaroni sahen, dachten sie, daß mit dem König Nasone auch die Tage blutiger Feste wiedergekehrt seien, und demnach begannen sie von Neuem mit größerer Lust denn je zu plündern, zu sengen und zu morden.

Da wir es uns vom Anfange dieses Buches an zum Gesetz gemacht, keine der Gräueltaten zu schildern, welche man zu dieser Zeit begangen, mochten sie nun aus der höchsten Höhe oder der tiefsten Tiefe stammen, ohne unsere Aussage auf authentische Dokumente zu stützen, so entnehmen wir die folgenden Zeilen den »Memoiren zur Geschichte der Revolutionen in Neapel.

»Der 9. und 10. Juli wurden durch Verbrechen und Schandthaten aller Art bezeichnet, welche zu schildern meine Feder nicht vermag. Nachdem die Lazzaroni ein großes Feuer vor dem königlichen Palast angezündet, warfen sie sieben Unglückliche, welche sie vor einigen Tagen gefangengenommen hatten, in die Flammen, und trieben die Grausamkeit so weit, daß sie die noch blutenden Glieder ihrer Opfer verzehrten. Der schändliche Priester Rinaldi rühmte sich ungeheuer an diesem scheußlichen Bankett theilgenommen zu haben.«

Außer diesem Priester Rinaldi machte sich ein anderer Mann bei diesen Menschenfresser Orgien bemerklich. Ebenso wie der Satan bei dem Hexensabbath den Vorsitz führt, so präsierte er bei dieser schrecklichen Umstürzung aller Gesetze der Menschheit.

Dieser Mann war Gaetano Mammone.

Rinaldi verzehrte bald gebratenes Fleisch, Mammone trank das Blut sogar aus den Wunden. Der scheußliche Vampyr hat einen solchen schrecklichen Eindruck in den Gemüthern der Neapolitaner zurückgelassen, daß noch heute, heute, wo er seit mehr als fünfundvierzig Jahren todt ist, kein Bewohner von Sora, das heißt in der Gegend, wo er geboren ward, meine Fragen zu

beantworten und mir etwas von ihm zu erzählen gewagt hat. »Er trank Blut, wie ein Trunkenbold Wein trinkt!« haben mir zehn Greise gesagt, welche ihn kannten, und wirklich ist dies die einzige Antwort, welche mir von zwanzig verschiedenen Personen zu Theil geworden, die gesehen, wie er sich durch dieses schreckliche Getränk berauschte.

Einer aber, von dem man erwartet, daß er wie wahnsinnig Theil an der Reaktion nehmen würde, welcher aber zum großen Erstaunen Aller, anstatt dies zu thun, im Gegentheil voll Schrecken zu sehen schien, wie die Reaktion vorwärtsschritt, war Fra Pacifico.

Seit dem Morde des Admirals Francesco Caracciolo, welchen er fast anbetete, hatte er gefühlt, wie eine seiner Ueberzeugung nach der anderen ihn verließ. Wie konnte man einen Mann gleich einem Verräther und Jakobiner hängen, welchen er dem Könige so treu hatte dienen sehen, und welcher so muthig gekämpft?

Dann verursachte noch eine andere Thatsache dem armen Fra Pacifico in seinem engherzigen, aber redlichen Gemüth großen Kummer.

Wie kam es denn, daß der Cardinal nach so vielen Diensten (Fra Pacifico wußte besser als sonst Jemand, was er gethan), wie kam es denn, daß der Cardinal nicht nur keine Macht mehr besaß, sondern sogar fast in Ungnade gefallen war? Und wie kam es, daß dieser Nelson, ein Engländer, welchen Fra Pacifico als guter Christ in seiner Eigenschaft als Ketzler fast eben so sehr verabscheute, als er als guter Royalist die Jakobiner haßte, wie kam es, daß dieser Nelson, welcher jetzt alle Macht besaß, richten, verurtheilen und hängen durfte, wie er wollte?

Man wird gern zugeben, daß in diesen beiden Thatsachen schon genug Grund vorhanden war, selbst in einem stärkeren Gehirn als in dem Fra Pacifico's Zweifel zu erwecken.

So sah man den armen Mönch nur, wie wir bereits gesagt haben, als einfachen Zuschauer bei den Heldenthaten Rinaldi's, Mammone's und der Lazzaroni, welche dem Beispiel dieser Beiden folgten. Als die Rohheit dieser Cannibalenhorden zu groß ward, sah man sogar, wie Fra Pacifico sich abwendete, und sich entfernte, ohne wie sonst den armen Giacobino mit seinem Stocke zu schlagen. Wenn er zu Fuß durch die Straßen irrte, in geheime Gedanken vertieft, war der berühmte Lorbeerzweig welcher früher als Keule gedient, zum Pilgerstab geworden, auf welchen er sich oft lange und nachdenklich mit beiden Händen und dem Gesicht lehnte, als ob er von einer langen Reise ermüdet wäre.

Einige, welche diese Veränderung wahrgenommen, und sich in Gedanken damit beschäftigten, behaupteten sogar Fra Pacifico in eine Kirche treten, darin niederknien und beten gesehen zu haben.

Ein betender Capuziner! Die welchen man das erzählte, wollten es nicht glauben.

Sechzehntes Capitel.

Die Erscheinung.

Während man in den Straßen Neapels mordete, feierte man im Hafen ein großes Fest.

Erstens wollte man, wie es die weiße Fahne, welche man anstatt der Tricolore auf dem Castell San Elmo aufgezogen, angezeigt, da capituliren, und augenblicklich unterhandelte der Oberst Mejean mit dem Capitän Truebridge. Ueber die Hauptsachen war man einig, und so kam es, daß der König, welcher wenigstens that, als ob er sich um den Cardinal kümmere, diesem gegen drei Uhr Nachmittags folgendes Billet schreiben konnte.

»Am Bord des »Donnerers« den 10. Juli 1799.

»Eminentissime!

»Ich benachrichtige Sie hierdurch, daß vielleicht heute Abends San Elmo unser sein wird, und ich glaube Sie zu erfreuen, daß ich Ihren Bruder Ciocio mit dieser glücklichen Nachricht sende. Ich werde ihn zugleich belohnen, wie es seine und Ihre guten Dienste verdienen. Richten Sie es so ein, daß er noch vor dem Ave Maria zur Abreise bereit ist. Bleiben Sie bei steter Gesundheit, und seien Sie versichert, daß ich stets bin

»Ihr wohlgeneigter
Ferdinand B.«

Francesco Ruffo hatte sich nicht lange in Neapel aufgehalten« denn am 9. Früh war er angekommen, und am 10. Abends reiste er wieder ab, aber der König, welcher auf Nelson's und Hamiltons Berichte hin dem Cardinal mißtraute, sah es lieber, wenn Don Ciocio, wie er ihn nannte, sich in Palermo anstatt bei seinem Bruder aufhielt.

Don Ciocio, welcher nicht conspirirte, und niemals die leiseste Absicht, dies zu thun, gehabt hatte, war zur bestimmten Stunde bereit, und reiste nach Palermo ab, ohne Beobachtungen anzustellen.

Als er bei seiner Abreise um sieben Uhr Abends das Admiralschiff verließ, bereitete sich dort eine große Festlichkeit vor. Der König hatte den Bericht seines vertrauten Richters Speciale bei Seite gelegt, und unter den Personen, welche ihn auf dem Schiffe besucht und beglückwünscht hatten, eine Auswahl getroffen und Einladungen für den Abend vertheilt.

Es sollte nämlich ein Ball mit Souper am Bord des »Donnerers« stattfinden.

Wie man eine Hand umwendet, und gerade so, wie wenn das Signal zum Gefechte sich hören läßt, wurden die Scheidewände des Zwischendecks beseitigt.

Jede Kanone ward zu einer Blumenlaube oder einem Erfrischungsbuffet umgestaltet und um neun Uhr Abends war das Schiff, welches von dem größten bis zu dem kleinsten Raaen illuminiert war, bereit, die Gäste zu empfangen.

Darauf sah man beim Scheine der Fackeln, gleich einer sich bewegenden Illumination, Hunderte von Booten vom Lande abstoßen, in welchen entweder die Auserwählten saßen, welche auf das Schiff geladen waren, oder Schmeichler, welche mit Musikanten kamen, um

Serenaden zu bringen, während in den anderen Booten bloß Neugierige saßen, welche kamen, um zu sehen, oder hauptsächlich, um gesehen zu werden.

Diese Boote waren mit eleganten Frauen überladen, welche von Blumen und Diamanten ganz bedeckt wurden, wie auch die Männer mit Orden besternt, und bunten Schürren behangen waren. Alles dies hatte sich unter der Republik verborgen gehalten, und schien unter der Sonne des Königthums aus der Erde zu erstehen.

Doch war dies eine bleiche und traurige Sonne, welche am Morgen des 10. Juli aufgegangen, und über dampfendem Blute unterging.

Der Ball begann. Er fand auf dem Deck statt.

Diese sich bewegende Festung, welche vom Grund bis zur höchsten Spitze illuminiert war, im Winde Tausende von Flaggen entfaltete, und deren Tauwerk unter Lorbeerzweigen verschwand, bot einen zauberischen Anblick dar.

Am 10. Juli 1799 feierte Nelson dem Königthum dasselbe Fest, welches das Königthum ihm am 22. September 1798 gegeben hatte.

Wie jenes sollte auch dieses eine Erscheinung haben, welche aber noch schrecklicher, verhängnißvoller und düsterer als die erste sein sollte.

Um dieses Schiff, wo die Furcht mehr als die Liebe einen Hofstaat versammelt hatte, dem nur die wenigen Personen fehlten, welche dem Königthume nach Palermo gefolgt waren, einen Hofstaat, dessen schöne Herrin die Königin war, drängten sich, wie wir bereits erzählt haben, mehr als hundert Boote, in welchen Musikanten saßen, welche dieselben Melodien bliesen, wie das Orchester des Schiffes, und welche, um so zu sagen, ein Tuch von Harmonien über den Golf ausbreiteten, über welchem der Mond im schönsten Lichte strahlte.

Neapel war wirklich an diesem Abende die Parthenope des Alterthums, die Tochter der verweichlichten Euböa, und ihr Golf war wirklich der der Sirenen.

Bei den schwelgerischsten Festen, welche Cleopatra dem Antonius zu Ehren gegeben, hatte der gestirnte Himmel keinen schöneren Baldachin, das Meer keinen durchsichtigeren Spiegel und die Atmosphäre keinen duftigeren Hauch gewährt.

Zwar verhallte von Zeit zu Zeit ein Schmerzensschrei derjenigen in der Luft, welche man erwürgte, inmitten der Harfen, Geigen- und Guitarrenklänge, welche eine Klage der Wassergeister zu sein schienen; aber hatte man nicht auch in Alexandria inmitten der Festtage das Seufzen der Sklaven gehört, an welchen man Gifte probiert hatte? Um Mitternacht gab eine Rakete, welche hoch am tiefblauen Himmel von Neapel emporstieg, und ihre goldenen Funken rings verstreute, das Zeichen zur Tafel. Der Ball hörte auf, wenn auch die Musik nicht verstummte, und die gesellig gewordenen Tänzer stiegen in das Zwischendeck hinab, zu dem bis jetzt Schildwachen den Eintritt verwehrt hatten.

Wenn wir heute noch so sprächen, wie man es zu jener Zeit zu thun pflegte, so würden wir sagen, daß Komus, Bacchus, Flora und Pomona ihre köstlichsten Schätze auf dem »Donnerer« zusammengehäuft hätten. Französische, ungarische, portugiesische, Madeira, Cap- und Comtureiweine funkelten in Flaschen von reinem englischen Krystall und hätten nicht nur die Skala aller Farben, sondern auch die aller Edelsteine geben können, von der Klarheit des Diamantes an bis zum Roth des Rubins. Ganz gebratene Rehe und Eber, Pfauhähne mit ihren Smaragd- und Saphirschweifeln, Goldfasanen, welche ihre goldigen und purpurnen Köpfe von der Schüssel emporrichteten Schwertfische, welche die Gäste mit ihrer Klinge bedrohten,

riesenhafte Krebse, welche in gerader Linie von denen abstammten, die Apicius von Stromboli kommen ließ, Früchten von allen Sorten, Blumen aller Jahreszeiten füllten dicht gedrängt eine Tafel, welche sich vom Bug bis zum Spiegel des ungeheuren Schiffes erstreckte, dessen Länge unermesslich war, da man sie durch die ungeheuren Spiegel ver Hundertfacht, welche an den äußersten Enden aufgestellt waren. Auf der Backbord- und Steuerbordseite des Schiffes, das heißt rechts und links, waren alle Luken geöffnet, und an der Schanze des Schiffes, zu beiden Seiten des Spiegels, öffneten sich zwei große Thüren auf die elegante Gallerie, welche dem Admiral zum Balcon diente.

Zwischen jeder Luke funkelten malerische und zugleich kriegerische Ornamente, nämlich Trophäen von Musketen, Säbeln, Pistolen, Picken und Enterbeilen, deren Eisen, so oft von französischem Blute geröthet, den blendenden Glanz von Tausenden von Kerzen wiederstrahlten, so daß es Sonnen von Stahl zu bilden schien.

Wie auch Ferdinand an die verschwenderischen Gastmähler des königlichen Palastes der Favorita und von Caserta gewöhnt war, so konnte er sich doch nicht eines Ausrufes der Bewunderung enthalten, als er den Fuß auf den Boden dieses neuen Speisesaales setzte.

Die durch Tasso's Poesie besungenen Paläste der Armida boten nichts Feenhafteres, nichts Wunderbareres dar.

Der König setzte sich an die Tafel, ließ Emma Lyonna zu seiner Rechten, Nelson zu seiner Linken und Sir William ihm gegenüber Platz nehmen. Die Anderen wählten ihre Plätze, je nachdem die Etiquette sie berechnete, näher bei dem Könige oder entfernter von ihm zu sitzen.

Als Alle Platz genommen, ließ Ferdinand den Blick unsicher über diese doppelte Reihe von Gästen schweifen. Vielleicht dachte er daran, daß der, welcher das erste Recht hatte, bei diesem Feste zu sein, nicht nur abwesend, sondern sogar verbannt sei, und ganz leise sprach er den Namen des Cardinals Ruffo vor sich hin.

Ferdinand aber war nicht der Mann, welcher einem guten Gedanken in seiner Seele lange Raum gegeben hätte, besonders wenn mit diesem guten Gedanken der Vorwurf der Undankbarkeit verbunden war.

Er schüttelte das Haupt, das gewohnte schlaue Lächeln umspielte seinen Mund, und ebenso wie er nach seiner Flucht von Rom bei seinem Einzug in Caserta gesagt: »Hier befindet man sich wohler als auf der Straße von Albano!« ebenso rieb er sich jetzt die Hände und sagte, indem er auf den Sturm anspielte, den er von seiner Flucht nach Sicilien an ausgehalten:

»Hier befindet man sich wohler als auf der Straße von Palermo!«

Röthe überzog bei diesen Worten Nelsons fahle, kränkliche Stirn. Er dachte an Caracciolo, an den Triumph des neapolitanischen Admirals während dieser Ueberfahrt, an die Beleidigung, die er ihm zugefügt, als er, als Lootse verkleidet, an Bord zu ihm gekommen war, und den »Vanguard« mitten durch die Klippen geführt, welche den Eingang zum Hafen von Palermo umstarren Klippen, in welche Nelson sich nicht hineingewagt hatte, weil er in diesen schwierigen Regionen weniger bewandert war.

In Nelsons einem Auge flammte es zornig auf, dann kräuselte ein Lächeln seine Lippen, wahrscheinlich ein Lächeln befriedigten Rachegefühls.

Der Lootse war dem Ocean verfallen, wo kein Hafen zu finden ist!

Zu Ende des Mahles spielten die Musikbanden das »God save the king«, und Nelson erhob sich mit jenem unversöhnlichen englischen Stolz, welcher keine Etiquette beobachtet, und ohne

daran zu denken, oder vielmehr ohne sich darum zu kümmern, ob ein anderer Souverän an seiner Tafel saß oder nicht, brachte er einen Toast auf den König Georg aus.

Wahnsinnige Hurrahrufe der englischen Officiere, welche an Nelsons Tafel saßen, wie auch die der Matrosen, welche auf den Raan postiert waren, antworteten auf diesen Toast, und die Kanonen der zweiten Batterie krachten.

Der König, welcher unter einem gewöhnlichen Aeußeren eine genaue Kenntniß und besonders große Beobachtung der Etiquette barg, biß sich auf die Lippen daß diese beinahe bluteten.

Fünf Minuten später brachte Sir William seinerseits einen Toast auf den König Ferdinand aus. Man brach wieder in Hurrahrufe aus, und auch ihm zu Ehren wurden Kanonen gelöst.

Der König Ferdinand wußte aber recht wohl, daß man die Ordnung der Toaste umgekehrt, und daß der erste eigentlich ihm gebührt hätte.

Dann dachte der König auch, daß er, da man auf den Booten, welche das Schiff umgaben, und welche sich besonders nach hinten drängten, wahnsinnige Beifallsrufe vernommen, seinen Dank zwischen den gegenwärtigen Gästen und denen theilen müßte, welche weniger glücklich, aber ihm deswegen nicht minder ergeben den »Donnerer« umschwärmten.

Er nickte daher zum Zeichen seines Dankes Sir William flüchtig zu, leerte sein halbgefülltes Glas, und ging dann auf die Gallerie hinaus, um die zu begrüßen, welche ihm aus Furcht, Ergebenheit oder Niedrigkeit dieses Zeichen des Mitgefühls geschenkt.

Sobald man den König erblickte, brach Alles in Beifallsrufe und Freudengeschrei aus; der tausendstimmige Ruf: »Es lebe der König!« schien aus der Tiefe des Abgrundes bis zum Himmel emporzusteigen.

Der König verneigte sich, und begann die Hand zum Munde zu führen, als er plötzlich innehielt, sein Blick erstarrte, seine Augen aus den Höhlen zu treten schienen, das Haar ihm zu Berge stieg, und ein heiserer Laut, welcher Erstaunen und Schrecken zugleich ausdrückte, sich seiner Brust entrang.

Zu gleicher Zeit entstand große Bewegung auf den Barken, welche sich rechts und links entfernten, so daß ein großer leerer Zwischenraum entstand.

Inmitten dieses Zwischenraumes erhob sich aus dem Wasser bis zum Gürtel der schreckliche Leichnam eines Mannes, in welchem man, trotz des mit Seegras bedeckten, an den Schläfen klebenden Haupthaares, trotz des struppigen Bartes, trotz des schwarzblauen Gesichts den Admiral Caracciolo erkannte

Die Rufe: »Es lebe der König!« schienen ihn vom Meeresgrunde, wo er seit dreizehn Tagen schlief, emporgelockt zu haben, damit er sein Rachegeschrei mit den Rufen der Schmeichelei und Feigheit vereinigen könnte.

Der König hatte ihn sogleich erkannt, wie dies auch von allen Anderen geschehen war. Deswegen war Ferdinand mit gehobenem Arm, starrem, verstörtem Blick und röchelndem Schreckensruf stehen geblieben, deswegen hatten sich alle Boote zugleich und hastig entfernt.

Ferdinand wollte einen Augenblick die Wirklichkeit dieser Erscheinung in Zweifel ziehen, aber vergebens; der Leichnam, welcher der Wellenbewegung des Meeres folgte, neigte sich vorwärts und richtete sich wieder auf, als ob er den hätte grüßen wollen, welcher ihn vor Entsetzen stumm und unbeweglich anblickte.

Nach und nach aber gewannen die erstarrten Nerven des Königs wieder Leben, seine Hand zitterte so, daß er das Glas fallen ließ, welches zerbrach, und bleich, bestürzt, keuchend kehrte er

zurück, indem er das Gesicht in den Händen verbarg und ausrief:

»Was will er? Was verlangt er von mir!«

Bei dem Rufe des Königs, bei dem Schrecken, welcher sich in seinen Zügen malte, erhoben sich alle Gäste, und da Alle vermutheten, daß der König von der Gallerie herab etwas Grausiges gesehen haben müßte, so liefen sie hinaus.

In demselben Augenblick entschlüpfte Allen wie mit einen elektrischen Schlag ein Ausruf, welcher alle Herzen mit Entsetzen erfüllte:

»Der Admiral Caracciolo!«

Und bei diesen Worten sank der König in euren Sessel indem er wiederholte:

»Was will er? Was verlangt er von mir?«

»Daß Sie ihm Verzeihung seines Verrathes gewähren, Sire,« erwiederte Sir William, der sogar einem bestürzten König und einem drohenden Leichnam gegenüber Höfling blieb.

»Nein,« rief der König, »nein, er will etwas Anderes! er verlangt etwas Anderes!«

»Ein christliches Begräbniß, Sire,« murmelte der Caplan des »Donnerers« dem Könige in's Ohr.

»Er soll es erhalten!« erwiederte der König, »er soll es erhalten!«

Dann taumelte er die Treppe hinunter, stieß sich in der Eile an den Wänden des Schiffes, und als er sein Zimmer erreicht hatte, schloß er die Thür hinter sich zu.

Harry nehmen Sie ein Boot, und fischen Sie dieses Aas wieder heraus,« sagte Nelson mit derselben Stimme, mit welcher er befohlen haben würde: »Das große Marssegel aufgezo- gen!« oder: »Das Besansegel gebraßt!«

Vierzehnter Theil.

Erstes Capitel.

Die Gewissensbisse Fra Pacifico's.

Wie der Traum Athalia's hatte auch Nelsons Fest mit einem Donnerschlag geendet. Emma Lyonna hatte erst vor der schrecklichen Erscheinung fest bleiben wollen, aber die Bewegung der See, welche aus Südosten kam, trieb den Leichnam, wie man deutlich sehen konnte, dem Schiffe zu, und Emma eilte rückwärts davon und fiel halb ohnmächtig in einen Sessel.

Da war es, wo Nelson, welcher ebenso unerschütterlich in seinem Muthe, wie unversöhnlich in seinem Haß war, Harry den Befehl ertheilte, welchen wir gehört haben.

Harry gehorchte augenblicklich, ein Boot ward ausgesetzt, sechs Männer und ein Bootsmann stiegen hinein, während der Capitän Harry ihnen folgte.

Wie ein Schwarm Vögel auseinanderfliegt, wenn ein Geier unter sie fährt, so entfernten sich auch die Boote, wie wir bereits erzählt haben, von dem Leichnam, und glitten ohne Musik, mit ausgelöschten Fackeln auf dem Meere dahin, während bei jedem Ruderschlage eine Funkengarbe aufsprühte.

Die, welche durch den Leichnam vom festen Lande getrennt wurden, machten einen weiten Bogen, um ihn zu umgehen, und bewegten ihre Ruder desto mehr, je größer der Kreis war, den sie zu umfahren hatten.

Auf dem Schiffe hatten sich alle Gäste von der Tafel erhoben und drängten sich nach der hinteren, dem Leichnam gegenüberliegenden Seite, während ein Jeder nach seinen Ruderern rief. Nur die englischen Officiere standen auf der Gallerie, und redeten den Leichnam mit mehr oder minder groben Spottreden an, dem sich der Capitän Harry und seine Leute mit kräftigen Ruderschlägen näherten.

Als man bis zu dem Leichnam gekommen, und als Harry sah, daß seine Leute ihn anzugreifen zögerten, ergriff er ihn bei den Haaren und versuchte ihn aus dem Wasser zu ziehen, aber der Körper war so schwer, daß es war, als würde er durch eine unsichtbare Kraft im Meere zurückgehalten, und der Capitän behielt nur die Haare in der Hand.

Er stieß einen Fluch aus, in dem sich vorherrschend Ekel ausdrückte, wusch die Hand im Meere, und befahl Zweien seiner Leute die Leiche an dem Strick zu fassen, welcher noch um ihren Hals befestigt war, und sie in das Boot zu ziehen.

Aber nur der vom Körper getrennte Kopf, welcher nicht die ganze Last desselben zu tragen vermochte, gehorchte den Anstrengungen der Männer und rollte in das Boot.

Harry stampfte mit dem Fuße.

»Ah, Du Dämon!«, murmelte er, »wehre Dich nur, Du wirst doch hier herein müssen, und

sollte ich Dir ein Glied nach dem andern abreißen!«

Der König betete in seiner Cajüte, während er den Caplan am Kragen seines Gewandes gefaßt hielt und in nervösem Zittern schüttelte; Nelson ließ der schönen Emma Lyonna Salze einathmen; Sir William versuchte die Erscheinung auf wissenschaftlichem Wege zu erklären; die Officiere spotteten immer ärger, und die Boote fuhren fort sich zu entfernen.

Die Matrosen hatten auf Harrys Befehl den Strick, welcher Caracciolo den Hals zusammenschnürte, unter seinen Armen durchgezogen, und zogen ihn an sich; aber obgleich die Körper im Wasser beinahe ein Drittel ihrer natürlichen Schwere verlieren, so gelang es doch kaum den vereinten Anstrengungen von vier Männern den Rumpf über den Rand des Bootes zu bringen.

Die englischen Officiere klatschten mit lautem Gelächter in die Hände und schrien:

»Hurrah, es lebe Harry!«

Das Boot erreichte wieder das Schiff und ward unter dem Bugspriet mit einem Tau festgebunden.

Die Officiere, welche gern die Ursache dieses Wunders erfahren wollten, gingen von dem Spiegel nach dem Bug, während die Gäste das Schiff verstohlen auf den Treppen rechts und links verließen, da sie schnell einem Schauspiel entfliehen wollten, welches für die Mehrzahl von ihnen etwas Diabolisches oder doch wenigstens etwas Uebernatürliches hatte.

Sir William hatte mit der Erklärung das Richtige getroffen, daß nach einer gewissen Zeit die Körper der Ertränkten sich mit Wasser und Luft füllten und natürlich auf die Oberfläche des Meeres zurückkämen; was aber erstaunenerregend, außergewöhnlich und wunderbar wäre, sei, daß der Admiral emporgestiegen wäre, und den König so erschreckt hätte, trotz der zwei Kugeln, welche man an seinen Füßen befestigt.

Der Capitän Harry, dessen Bericht wir diese Einzelheiten entnehmen, wog die beiden Kugeln und versichert, daß sie zweihundertundfünfzig Pfund wogen.

Der Caplan der »Minerva«, derselbe, welcher Caracciolo auf den Tod vorbereitet hatte, ward gerufen und zu Rathe gezogen, was man wohl mit dem Leichnam machen sollte.

»Hat man den König über den Vorfall unterrichtet?« fragte er.

»Der König ist Einer der Ersten gewesen, welche die Erscheinung gesehen haben,« gab man zur Antwort.

»Und was hat er gesagt?«

»Er hat in seinem Schrecken erlaubt, daß die Leiche ein christliches Begräbniß erhalte.«

»Nun, dann müssen wir thun, was uns der König befohlen hat,« sagte der Caplan.

So gab man sich denn weiter nicht mit der Angelegenheit ab, und überließ dem Caplan die Sorgen des Begräbnisses.

Doch sollte diesem bald ein Helfer erscheinen, den er gar nicht erwartet hatte.

Die Leiche des Admirals war im vollständigen Bauernanzug, nur ohne Jacke, da man ihm diese wegen der Hinrichtung ausgezogen, in dem Boote liegen geblieben, in welches man ihn aufgenommen.

Der Caplan hatte sich im Hintertheil des Bootes niedergesetzt, und las beim Scheine einer Laterne Gebete für den Todten, welche er in dieser schönen Juninacht eben so gut beim bloßen Licht des Mondes hätte lesen können.

Bei Tagesanbruch sah er ein Boot auf das einige zukommen, welches von zwei Schiffern gerudert ward, und in dem ein einziger Mönch sich befand. Dieser Mönch, welcher sehr groß war, stand vorn im Boote, und zwar so sicher auf der schmalen Spitze desselben, als ob er selbst Seemann wäre.

Da der wachhabende Officier sofort bemerkte, daß die Ankömmlinge mit dem Boote, in welchem die Leiche lag, zu thun hätten, aber nicht mit dem Schiff, und da Nelson befohlen hatte, wenn man selbst nichts thun wollte, es doch wenigstens Anderen thun zu lassen, so bekümmerte man sich nicht um das Boot, welches übrigens nur einen Mönch mit zwei Schiffern trug.

Wirklich ruderten die zwei Schiffer das Boot gerade auf die Barke zu, neben welcher es anlegte.

Der Mönch wechselte einige Worte mit dem Caplan, sprang in die Barke und betrachtete einen Augenblick schweigend den Leichnam, während dicke Thränen seinen Augen entquollen.

Unterdessen stieg der Caplan in das Boot, in welchem der Mönch gekommen, und begab sich an Bord des »Donnerers«.

Er wollte hier die letzten Befehle Nelsons in Empfang nehmen.

Diese lauteten dahin, daß man mit der Leiche machen könnte, was man wollte, da der König seine Erlaubniß zu einem christlichen Begräbniß gegeben hätte.

Dieser Bescheid ward dem Mönch von dem Caplan überbracht. Der Mönch nahm die Leiche in seine starken Arme und trug sie aus der Barke in das Boot, in welchem er gekommen war.

Der Caplan folgte ihm.

Dann ruderten die beiden Matrosen, welche vom Quai del Piliere gekommen waren, auf den Befehl des Mönches gerade nach Santa-Lucia, dem Kirchspiel, welchem Caracciolo angehörte.

Obgleich in Santa-Lucia fast nur Royalisten wohnten, ward Caracciolo doch dort wegen seiner Wohlthätigkeit angebetet. Ueberdies wohnten in Santa Lucia die besten Matrosen der neapolitanischen Marine, und alle, welche unter dem Admiral gedient hatten, erinnerten sich lebhaft der drei Eigenschaften eines Mannes, welcher Anderen befehlen will, nämlich des Muthes, der Güte und der Gerechtigkeit.

Caracciolo vereinigte diese drei Eigenschaften in hohem Maße.

Kaum hatte der Mönch mit einigen ihm begegnenden, Fischern einige Worte gewechselt, und kaum verbreitete sich das Gerücht, daß der Leichnam des Admirals eine Ruhestätte unter seinen alten Freunden suche, als das ganze Kirchspiel in Bewegung gerieth, und der Mönch brauchte, nur das Haus zu wählen, in welchem die Leiche bis zum Begräbniß liegen sollte.

Man gab einem Hause den Vorzug, welches dem Boote am nächsten stand.

Zwanzig Arme erboten sich, die Leiche zu tragen, aber der Mönch nahm dieselbe, wie er es bereits gethan, in seine Arme, schritt mit der theuern Last über den Quai, legte sie auf ein Lager, kam wieder, und holte den Kopf, um ihn ebenso wie den Rumpf zur Ruhe zu bringen.

Er verlangte ein Tuch, in welches er die Leiche hüllen konnte, und nach fünf Minuten kamen zwanzig Frauen gelaufen, von denen jede rief:

»Er war ein Märtyrer, nehmt mein Tuch, er wird meinem Hause Glück bringen.«

Der Mönch wählte das schönste, neueste, feinste, und während der Caplan fortfuhr Gebete zu lesen, die Frauen im Kreise um das Bett knieten, auf welchem der Admiral lag, während die Männer, welche hinter den Frauen fanden, die Thür versperrten und die übrige Menschenmasse bis auf die Straße hinaus reichte, zog der Mönch mit frommer Hand die Leiche aus, legte das

Haupt zum Rumpf und hüllte den Körper in ein doppeltes Tuch.

Aus dem benachbarten Hause, welches einem Tischler gehörte, vernahm man Hammerschläge; man nagelte nämlich in Eile einen Sarg für den Admiral zusammen.

Um 9 Uhr brachte man den Sarg, der Mönch legte die Leiche hinein, dann brachten alle Frauen des Kirchspiels entweder Lorbeerzweige, da ja Lorbeer in allen Gärten Neapels wächst, oder Blumen, wie man sie an allen Fenstern sieht, und so ward die Leiche ganz damit überdeckt.

Jetzt begannen die Glocken der kleinen Kirche von Santa-Lucia traurig zu läuten, und die Geistlichkeit erschien an der Thür.

Man schloß den Sarg, sechs Matrosen nahmen ihn auf die Schultern, der Mönch folgte gleich hinter demselben, und ihm folgten wieder alle Bewohner von Santa-Lucia.

Links vom Altar auf dem Chor hatte man eine Steinplatte aufgehoben und die Grabgesänge begonnen.

Die Neapolitaner, welche Alles übertreiben, und welche vielleicht in die Hände geklatscht, als sie Caracciolo hängen sahen, zerflossen jetzt in Thränen und Schluchzen, als die Priester an dem Sarge beteten und sangen.

Die Männer schlugen mit der Faust an die Brust, und die Frauen zerkratzten sich mit den Nägeln das Gesicht.

Es war als ob ein allgemeines Unglück, eine unheilvolle Calamität das Königreich heimsuchte.

Diese Betrübnis erstreckte sich jedoch nur von dem Riesenhügel bis zum Castello d'Uovo, denn hundert Schritte davon erwürgte und verbrannte man die Patrioten.

Die Leiche Caracciolos ward in der schnell für ihn bereiteten Gruft und nicht in der, welche seiner Familie gehörte, beigesetzt. Der Stein ward wieder auf die Oeffnung gelegt, und kein Zeichen deutete an, daß hier das Opfer Nelsons und der Vertheidiger der neapolitanischen Freiheit ruhte.

Die San-Luciaten, Männer wie Frauen, beteten bis zum Abend an dem Grabe und der Mönch mit ihnen.

Als der Abend gekommen, erhob sich der Mönch, nahm seinen Stab aus Lorbeerholz, welchen er hinter der Thür des Hauses hatte stehen lassen, in welchem man Caracciolo in den Sarg gelegt, dann stieg er den Riesenhügel hinan, ging durch die Toledostraße, während ihm von der niedrigen Bevölkerung Zeichen der Verehrung gesendet wurden, trat in ein Kloster, kam nach einer Viertelstunde wieder heraus und trieb vor sich einen Esel her, mit welchem er den Weg nach der Magdalenenbrücke einschlug.

Als er die Vorposten der Armee des Cardinals erreichte, empfing er noch zahlreichere und besonders geräuschvollere Beifallsbezeugungen als in der Stadt, und so gelangte er denn unter großer Bewegung, welche seine Erscheinung verursachte, bis zu dem kleinen Hause des Cardinals, wo er wie ein alter Bekannter Einlaß fand.

Er band seinen Esel an einen der Thüringe und stieg die Treppe hinauf, welche nach dem ersten Stockwerk führte. Der Cardinal befand sich auf der Terrasse, welche an der Meereseite lag, um sich in der Kühle des Abends zu laben.

Beim Geräusch der Schritte des Mönches drehte er sich um.

»Ah, Ihr seid es, Fra Pacifico,« sagte er.

»Ja, ich bin es, Eminenz,« sagte der Mönch und seufzte.

»Ah, ah! ich freue mich, Euch zu sehen. Ihr seid ein guter, braver Diener des Königs während

des ganzen Feldzuges gewesen. Wollt Ihr etwas von mir? Wenn das, was Ihr erbitten wollt, zu erfüllen in meiner Macht steht, so will ich es thun. Ich sage Euch aber im Voraus,« fügte der Cardinal mit einem bitteren Lächeln hinzu, »daß meine Macht nicht groß ist.«

Der Mönch schüttelte den Kopf.

»Ich hoffe, daß das, was ich von Ihnen erbitten will,« sagte er, »nicht über die Grenzen Ihrer Macht geht.«

»Dann sprecht.«

»Ich möchte Sie um zwei Dinge bitten, Monsignore; erstens um meinen Abschied, da der Feldzug vorüber ist, und dann um die Bezeichnung des Weges, den ich einzuschlagen habe, um nach Jerusalem zu kommen.«

Der Cardinal sah Fra Pacifico erstaunt an.

»Euren Abschied?«, sagte er. »Es scheint mir, als ob Ihr den genommen hättet, ohne mich darum zu fragen.«

»Monsignore, ich war allerdings wieder in mein Kloster zurückgekehrt, aber ich hielt mich daselbst den Befehlen Eurer Eminenz zur Verfügung.«

Der Cardinal machte eine beistimmende Geberde.

»Was den Weg nach Jerusalem betrifft,« sagte er, so ist nichts leichter, als Euch denselben zu bezeichnen. Aber darf ich Euch noch vorher fragen, lieber Fra Pacifico, ohne unbescheiden zu sein, was Ihr im gelobten Lande zu thun beabsichtigt?«

»Eine Wallfahrt nach dem Grabe Jesu zu unternehmen, Eminenz.«

»Werdet Ihr von eurem Kloster dahin gesandt, oder ist es eine Buße, die Ihr Euch selbst auferlegt?«

»Es ist eine Buße, welche ich mir selbst auferlege.«

Der Cardinal blieb einen Augenblick nachdenklich, dann fragte er:

»Ihr habt wohl irgend eine grobe Sünde begangen?«

»Ja, ich fürchte,« erwiderte der Mönch.

»Ihr wißt wohl,« sagte der Cardinal, »daß ich auch große kirchliche Gewalt besitze?«

Der Mönch schüttelte mit dem Kopfe und sagte:

»Eminenz, ich glaube, daß die Buße, welche man sich selbst auferlegt, Gott wohlgefälliger ist als die, welche man sich auferlegen läßt.«

»Und auf welche Weise beabsichtigt Ihr denn zu reisen?«

»Zu Fuß und bettelnd.«

»Die Reise ist aber lang und beschwerlich.«

»Ich bin kräftig.«

»Sie ist auch gefährlich.«

»Um so besser. Ich werde nicht böse sein, wenn ich während derselben auch einmal auf etwas Anderes als den armen Giacobini schlagen kann.«

»Ihr werdet Euch auch, um nicht zu lange Zeit zu eurer Reise zu brauchen, an Schiffscapitäne mit der Bitte um Ueberfahrt wenden müssen.«

»Ich werde mich an Christen wenden, und sobald ich Ihnen sage, daß ich Christum anbeten will, werden Sie mir Ueberfahrt gewähren.«

»Würdet Ihr es aber nicht wenigstens auf alle Fälle vorziehen, wenn ich Euch irgend einem

englischen Schiffe empfähle, welches nach Bairuth oder Saint-Jean-d'Acre segelt?«

»Ich will nichts von den Engländern, das sind Ketzer!«, sagte Fra Pacifico mit einem Gesichte, in dem sich Haß sehr deutlich ausprägte.

»Habt Ihr ihnen weiter nichts vorzuwerfen?« fragte Ruffo, indem er den Mönch mit einem durchbohrenden Blick ansah.

»Und dann,« fügte Fra Pacifico hinzu, indem er mit der geballten Faust nach der britannischen Flotte zeigte, »und dann haben sie auch meinen Admiral gehängt!«

»Und dies ist das Verbrechen, für welches Ihr für sie am Grabe Christi Verzeihung erbitten wollt, nicht wahr?«

»Für mich! — nicht für die Engländer.«

»Für Euch?« fragte Ruffo erstaunt.

»Habe ich denn nicht dazu beigetragen?« sagte der Mönch.

»Inwiefern denn?«

»Indem ich einer schlechten Sache diene.«

Der Cardinal lächelte und sagte:

»So haltet Ihr also des Königs Sache für eine schlechte?«

»Ich glaube, daß die Sache, welche meinen Admiral zum Tode brachte, der doch die verkörperte Gerechtigkeit, Ehre und Rechtschaffenheit war, keine gute sein kann.«

Die Stirn des Cardinals umwölkte sich und er seufzte.

»Dann,« fuhr der Mönch mit dumpfer Stimme fort, »hat der Himmel auch ein Wunder geschehen lassen.«

»Was für eins denn?«, fragte der Cardinal, welchen man bereits von der sonderbaren Erscheinung berichtet, die das Fest gestört, welches man am vorhergehenden Abende auf dem »Donnerer« gegeben.

»Der Leichnam des Märtyrers ist aus dem Meeresgrunde, wo er seit dreizehn Tagen gelegen, aufgestiegen, um dem Könige und dem Admiral Nelson Vorwürfe über seinen Tod zu machen, und gewiß hätte Gott das nicht geschehen lassen, wenn der Tod ein gerechter gewesen wäre.«

Der Cardinal senkte das Haupt und sagte dann nach einem augenblicklichen Schweigen:

»Ich verstehe. Und Ihr wollt euren unfreiwilligen Theil an dieser Schuld büßen?«

»Ja wohl, und deswegen bitte ich Sie, mir den geradesten Weg nach Jerusalem zu bezeichnen.«

»Der kürzeste Weg würde der fein, wenn Ihr Euch in Tarent einschiffet und in Bairuth landetet, aber da Ihr den Engländern keinen Dank schuldig sein wollt —«

»Nein, durchaus nicht, Eminenz.«

»Nun, hier habt Ihr eure Marschroute — Soll ich sie aufschreiben?«

»Nein, ich kann nicht lesen, aber ich habe ein gutes Gedächtniß, fürchten Sie nichts.«

»Nun gut. Von hier begeben Euch über Avellino, Benevent nach Manfredonia, von Manfredonia schiffet Euch dann entweder nach Scutari oder Delvino ein, dann setzt über den Piräus, und geht nach Saloniki, hier werdet Ihr ein Schiff finden, welches Euch entweder nach Smyrna, Cypren oder nach Bairuth bringen wird. Seid Ihr dann einmal in Bairuth, so könnt Ihr Jerusalem in drei Tagen erreichen. Dort begeben Euch in das Franciscanerkloster, verrichtet eure Andachten am heiligen Grabe, und wenn Ihr Gott um Verzeihung eurer Sünden anfleht, so bittet

ihn zugleich, daß er auch mir meine Sünde vergeben möchte.«

»Eure Eminenz hat also auch eine Sünde begangen?« fragte Fra Pacifico, indem er den Cardinal erstaunt anblickte.

»Ja, eine große Sünde, die mir Gott, der in unseren Herzen lesen kann, vielleicht vergibt, aber die mir die Nachwelt nimmermehr vergeben wird.«

»Welche Sünde ist denn das?«

»Ich habe einen König, welcher wortbrüchig, dumm und grausam ist, und welchen die Vorsehung vom Throne gestürzt, wieder auf denselben gesetzt. Geht, Bruder, geht, und betet für uns Beide.«

Fünf Minuten später saß Fra Pacifico auf seinem Esel und ritt nach Nola, der ersten Station auf seinem Wege nach Jerusalem.

Zweites Capitel.

Ein Mann, welcher sein Wort hält.

Man wird sich erinnern, daß am Tage der Ankunft des Königs im Golf von Neapel eine englische Kugel die Tricolore zerschossen, welche vom Castell San Elmo herabwehte, und daß man ihre Stelle durch die Parlamentärflagge ersetzt hatte.

Die letztere hatte dem König so reiche Hoffnung eingeflößt, daß er, wie man sich erinnern wird, nach Palermo schrieb, er hoffe, die Capitulation werde am folgenden Morgen unterzeichnet werden.

Der König irrte sich; um aber dem Obersten Mejean Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir sagen, daß es nicht seine Schuld war, wenn er sich am nächsten Morgen nicht ergab, sondern vielmehr die des Königs.

Der König hatte sich so gefürchtet, als ihm am Abend des 10. der Leichnam Caracciolos erschienen war, daß er den ganzen nächsten Morgen im Bett liegen blieb, von Fieberfrost geschüttelt, und stets weigerte er sich auf das Deck zu kommen. Es half alles Reden nichts, auch nicht, daß man ihm sagte, daß, da er es gestattet habe, die Leiche früh um 10 Uhr in der Kirche von Santa-Lucia beigesetzt worden sei, er machte eine Bewegung mit dem Kopf, welche zu jagen schien: »Einem solchen Burschen traue ich nicht.«

Während der Nacht wechselte man den Ankerplatz, und ankerte zwischen dem Castello d'Uovo und dem Castello Nuovo.

Von dieser Veränderung benachrichtigt, willigte der König ein, sein Zimmer zu verlassen, aber ehe er sich auf das Deck begab, erkundigte er sich sorgfältig, ob man nichts oben auf der Meeresoberfläche schwimmen sähe.

Man sah nichts, und keine Welle trübte die azurfarbene Fläche.

Der König athmete bei dieser Nachricht freier auf.

Der Herzog della Salandra, Generallieutenant der Truppen Seiner sicilischen Majestät, erwartete ihn, um ihm die Bedingungen zu unterbreiten, unter welchen Mejean sich erbot, das Castell zu übergeben.

Es waren folgende:

»Artikel 1. Die französische Besatzung des Castells San Elmo übergibt sich Eurer Majestät und den Verbündeten zu Kriegsgefangenen, und wird nicht gegen die Mächte ziehen, welche im Kampfe mit der französischen Republik stehen, so lange sie nicht regelmäßig ausgewechselt ist.

»Artikel 2. Die englischen Grenadiere werden gleich am Tage der Capitulation das Thor des Castells besetzen.

»Artikel 3. Die französische Besatzung wird das Castell den Morgen nach der Capitulation mit Waffen und Gepäck verlassen. Vor den Thoren der Festung wird sie warten, bis ihre Stelle durch eine Abtheilung portugiesischer, englischer, russischer und neapolitanischer Soldaten ersetzt werden wird, welche, sobald die Garnison ausgerückt ist, sofort Besitz von dem Castell nimmt. Dann wird sie die Waffen strecken.

»Artikel 4. Die Officiere behalten ihre Degen.

»Artikel 5. Die Besatzung soll so lange auf den englischen Schiffen untergebracht werden, bis die Schiffe bereit sind, welche sie nach Frankreich bringen sollen.

»Artikel 6. Sobald die englischen Grenadiere die Thore besetzt haben, werden *alle Unterthanen, Seiner sicilischen Majestät den Verbündeten überwiesen.*

»Artikel 7. Eine Wachmannschaft französischer Soldaten soll die französische Fahne vor Zerstörung schützen, und so lange dableiben, bis ein englischer Officier und eine englische Wachmannschaft sie ablöst. Erst dann kann das königliche Banner aufgezogen werden.

»Artikel 8, Alles Privateigenthum bleibt dem Eigenthümer, nur alles Staatseigenthum und alle durch Plünderung erlangten Gegenstände werden mit dem Castell übergeben werden.

»Artikel 9. Die Kranken, welche nicht transportiert werden können, bleiben mit französischen Wundärzten in Neapel, wo sie auf Kosten der französischen Regierung erhalten und von wo aus sie nach ihrer Genesung nach Frankreich zurückgeschickt werden.«

Diese am Abend vorher aufgesetzte Capitulation war bereits von Mejean unterzeichnet, und so war nur noch die Einwilligung des Königs nöthig, damit der Herzog della Salandra und die Capitäns Truebridge und Bailly ihre Namen unterzeichnen konnten.

Der König gab auch seine Einwilligung und so wurde diese Capitulation noch an demselben Tage unterzeichnet.

Cardinal Ruffos Unterschrift fehlt jedoch und das beweist eine vollständige Trennung von den Alliierten.

Obleich die Capitulation das Datum des 11. trug, war sie doch erst, wie wir bereits gesagt haben, den 12. unterzeichnet worden, so daß erst am 13. die Verbündeten vor die Thore des Castells San Elmo rückten, um dieses in Besitz zu nehmen.

Eine Stunde vorher schickte Mejean zu Salvato und ließ diesen bitten, zu ihm auf sein Zimmer zu kommen.

Salvato leistete der Einladung Folge.

Die beiden Männer grüßten sich höflich, aber kalt. Der Oberst bat Salvato, Platz zu nehmen, und dieser setzte sich.

Der Oberst blieb stehen, indem er sich auf die Stuhllehne stützte.

»Herr General,« sagte er zu Salvato, »erinnern Sie sich noch, was hier in diesem Zimmer vorging, als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Sie hier zu empfangen?«

»Ja wohl, Oberst, wir schlossen einen Vertrag.«

»Erinnern Sie sich auch noch, wie die Bedingungen dieses Vertrages lauteten?«

»Wir kamen dahin überein, daß Sie uns, die Signora San Felice und mich, für zwanzigtausend Francs die Person, auf französischen Boden bringen sollten.«

»Sind diese Bedingungen nicht erfüllt worden?«

»Nur für eine Person.«

»Ist es Ihnen möglich, diese Bedingungen auch für die andere Person zu erfüllen?«

»Nein.«

»Was ist nun da zu thun?«

»Nun, mir scheint das sehr einfach. Sie wollten mir einen Dienst erweisen, den ich aber nicht von Ihnen annehmen wollte.«

»Nun, das beruhigt mich. Ich sollte vierzigtausend Francs für die Rettung zweier Personen bekommen, da ich aber nur zwanzigtausend Francs bekommen habe, so werde ich nur eine Person retten. Welche von beiden nun ?«

»Die schwächste, welche sich nicht selbst retten könnte.«

»Haben Sie denn Aussicht, daß Sie sich selbst retten können?«

»Ja wohl.«

»Welche denn?«

»Haben Sie nicht das Papier gesehen, welches an Stelle des Geldes in dem Kästchen lag, und welches mir andeutete, daß man mich überwachte?«

»Wollen Sie mir den Schmerz bereiten, Sie ausliefern zu müssen? Der 6. Artikel der Capitulation bedingt, daß alle Unterthanen des Königs den Verbündeten ausgeliefert werden.«

»Beruhigen Sie sich, ich werde mich selbst ausliefern.«

»Ich habe Ihnen nun mitgeteilt, was ich Ihnen mitzuteilen hatte,« sagte Mejean mit einer Bewegung des Kopfes, welche zu sagen schien: »Jetzt können Sie gehen.«

»Ich habe Ihnen aber noch nicht, Alles gesagt,« erwiderte Salvato, ohne daß die geringste Veränderung in seiner Stimme wahrzunehmen gewesen wäre.

»So sprechen Sie.«

»Habe ich das Recht zu fragen, durch welches Mittel Sie die Rettung der Signora San Felice bewirken werden? Denn Sie werden leicht begreifen, wenn ich mich dem Untergange weihe, so geschieht es, damit sie gerettet werde.«

»Das ist nur zu billig, und das Recht steht Ihnen zu, über diesen Punkt die genaueste Auskunft zu verlangen.«

»Nun wohl, ich höre.«

»Der 9. Artikel der Capitulation sagt, daß die Kranken, welche nicht transportiert werden können, in Neapel bleiben werden. Eine unserer Marketenderinnen ist in diesem Falle. Sie wird in Neapel bleiben und die Signora San Felice wird ihre Stelle und Kleidung annehmen, und ich stehe Ihnen dafür, daß ihr kein Haar gekrümmt werden wird.«

»Das ist Alles, was ich wissen wollte, mein Herr,« sagte Salvato, indem er sich erhob. »Es bleibt mir weiter nichts übrig, als Sie zu bitten, so bald als möglich der Signora die Kleider zu schicken, welche sie anlegen soll.«

»Dies soll binnen fünf Minuten geschehen.«

Die beiden Männer grüßten sich, und Salvato ging fort.

Luisa erwartete ihn voll Angst, denn sie wußte wohl, daß Salvato nur die Hälfte der Summe hatte zahlen können, und sie kannte die Habsucht Mejean's.

Lächelnd trat Salvato in das Zimmer.

»Nun, wie ist es denn?«, fragte ihn Luisa lebhaft.

»Es ist Alles in Ordnung.«

»Er hat dein Wort angenommen?«

»Nein, ich habe ihm ein Versprechen abgenommen. Du verläßt San Elmo als Marketenderin verkleidet unter dem Schutz der französischen Uniform.«

»Und Du?«

»Ich habe erst noch eine kleine Förmlichkeit zu erfüllen, so daß ich mich einen Augenblick

von Dir trennen muß.«

»Welche Förmlichkeit hast Du denn zu erfüllen?« fragte Luisa voll Unruhe.

»Ich habe zu beweisen, daß, obgleich ich in Molisa geboren bin, ich in französischen Diensten stehe. Du weißt, daß nichts leichter ist, da alle meine Papiere im Palaste von Angri sind.«

»Du verläßt mich aber?«

»Nur auf einige Stunden.«

»Einige Stunden! Du sagtest doch vorhin einen Augenblick?«

»Augenblick oder Stunden. Der Teufel, wie man genau bei Dir sein muß!«

Luisa schlang die Arme um Salvato und küßte ihn zärtlich, indem sie sagte:

»Du bist ein Mann, Du bist stark, Du bist wie eine Eiche, während ich ein schwaches Rohr bin. Sobald Du Dich von mir entfernst, beuge ich mich jedem Lüftchen. Was willst Du! Deine Liebe ist Hingebung, meine Liebe aber nur Egoismus.«

Salvato drückte Luisa an sein Herz, und wie er sich auch zu bezwingen suchte, so zitterten eine eisenfesten Nerven so heftig, daß Luisa ihn erstaunt ansah.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und man brachte Luisa den versprochenen Marketenderanzug.

Salvato benutzte das, um den Gedanken Luisas eine andere Richtung zu geben. Er zeigte ihr lachend die verschiedenen Kleidungsstücke, welche sie anlegen sollte, und die Toilette begann.

An dem heiteren Gesichte Luisas konnte man sehen, daß ihr augenblicklicher Verdacht vergessen war. Sie sah reizend aus in dem kurzen Rock mit den rothen Aufschlägen und in dem mit der dreifarbigten Cocarde geschmückten Hute.

Salvato ward nicht müde sie anzusehen und zu sagen: »Ich liebe Dich! ich liebe Dich! ich liebe Dich!«

Sie lächelte, und ihr Lächeln war beredter als alle Worte.

Die Stunde verging wie eine Sekunde.

Die Trommel wirbelte und das war das Zeichen, daß die englischen Grenadiere das Thor des Castells besetzten.

Unwillkürlich schauderte Salvato, und eine leichte Blässe überzog sein Gesicht.

Er warf einen Blick in den Hof, wo die Besatzung unter den Waffen stand.

»Es ist Zeit, daß wir hinabgehen,« sagte er zu Luisa, »und daß wir uns in die Reihen stellen.«

Beide begaben sich hinunter, aber auf der Schwelle blieb Salvato stehen, und überblickte zum letzten Male seufzend das Zimmer, indem er Luisa an sein Herz drückte.

Hier waren sie ja auch glücklich gewesen.

Mit den Worten: »Die Unterthanen Sr. sicilischen Majestät werden den Verbündeten überwiesen,« hatte man die Geißeln gemeint, welche Mejean anvertraut worden waren. Diese Geißeln, fünf an der Zahl, befanden sich bereits auf dem Hofe und bildeten eine Gruppe für sich.

Mejean bedeutete Salvato, sich zu ihnen zu gesellen und Luisa, sich dahinter zu stellen.

Er postierte sich so nahe als möglich, um ihr im Nothfalle sofortigen Schutz leisten zu können.

Man konnte sich nicht beklagen, denn der Oberst Mejean führte das, wozu er sich verpflichtet hatte, mit der gewissenhaftesten Genauigkeit aus.

Die Trommeln wirbelten, der Ruf »Vorwärts ! Marsch!« ertönte.

Die Reihen öffneten sich, die Geißeln nahmen ihre Plätze ein.

Die Tamboure marschierten zum Festungsthor heraus, während die ganze russische, englische und neapolitanische Armee draußen wartete.

An der Spitze derselben standen die drei Oberofficiere, der Herzog della Salandra und die Capitäne Truebridge und Bailly.

Um die Besatzung zu ehren, hielt jeder von ihnen in der einen Hand den Hut und in der andern den gezogenen Degen.

Als man den bezeichneten Ort erreicht, commandierte der Oberst Mejean: »Halt!«

Die Soldaten blieben stehen, und die Geißeln traten vor.

Dann streckten die Soldaten, wie es in der Capitulation gesagt war, die Waffen, während die Officiere ihre Degen behielten, welche sie wieder in die Scheide steckten.

Dann schritt Mejean auf die Officiere der Verbündeten zu und sagte:

»Meine Herren, kraft des 6. Artikels der Capitulation habe ich die Ehre Ihnen die Geißeln zu übergeben, welche im Castell gefangengehalten wurden.«

»Wir bestätigen hiermit, dieselben empfangen zu haben,« sagte der Herzog della Salandra, und fuhr fort, indem er die sich nähernde Gruppe betrachtete, »wir rechneten jedoch nur auf fünf und hier sind sechs.«

»Der Sechste ist keine Geißel,« sagte Salvato, »der Sechste ist ein Feind.«

Dann, als er bemerkte, daß die drei Officiere ihn fest ansahen, während Mejean, nachdem er auch einen Degen wieder in die Scheide gesteckt, sich wieder an die Spitze der Besatzung stellen wollte, sagte er mit stolzer und lauter Stimme:

»Ich bin Salvato Palmieri, neapolitanischer Unterthan, aber General in französischen Diensten.«

Luisa, welche der ganzen Scene mit dem Blick einer Liebenden gefolgt war, stieß einen Schrei aus.

»Er rennt in sein Verderben, sagte Mejean. »Warum hat er denn gesprochen? Es war doch so einfach nichts zu jagen.«

»Wenn er aber in ein Verderben rennt,« rief Luisa, »so muß ich, so will ich mit ihm zu Grunde gehn! Salvato! mein Salvato! erwarte mich.«

Und indem sie aus den Reihen stürzte, den Oberst Mejean, der ihr den Weg versperrte, auf die Seite drängte, warf sie sich dem jungen Manne in die Arme und rief:

»Ich bin Luisa San Felice, und ihm stets treu im Leben und im Tode!«

»Meine Herren, Sie hören es,« sagte Salvato. »Wir haben Sie nur um eine Gnade zu bitten, nämlich uns während der kurzen Frist, die wir noch bis zu unserem Tode haben, nicht zu trennen.«

Der Herzog della Salandra wendete sich zu den beiden anderen Officieren, als ob er sie zu Rathe ziehen wollte.

Diese betrachteten die beiden jungen Leute mit einem gewissen Mitleid.

»Sie wissen,« sagte der Herzog, »daß der König ganz ausdrücklich den Tod der San Felice befohlen hat.«

»Er hat aber nicht verboten, ihren Geliebten mit zum Tode zu verurtheilen,« bemerkte Truebridge.

»Nein.«

»Nun, dann wollen wir für die Beiden thun, was von uns abhängt, wir wollen ihnen diesen letzten Wunsch erfüllen.«

Der Herzog della Salandra gab ein Zeichen, worauf vier neapolitanische Soldaten vortraten.

»Führt diese beiden Gefangenen in das Castello Nuovo,« sagte er. »Ihr haftet mit eurem Kopf für dieselben.«

»Ist es Madame gestattet, diese Verkleidung abzulegen, und ihre Kleider wieder anzuziehen?« fragte Salvato.

»Wo sind denn diese Kleider?« fragte der Herzog.

»In dem Zimmer der Signora im Castello San Elmo.«

»Wollen Sie schwören, daß dies kein Vorwand zu einem Fluchtversuch ist?«

»Ich schwöre Ihnen, daß wir Beide in einer Viertelstunde wieder hier sein werden.«

»Dann gehen Sie, wir verlassen uns auf Ihr Wort.«

Die beiden Männer grüßten sich, und Luisa und Salvato begaben sich wieder in das Castell.

Als Luisa die Thür des Zimmers öffnete, welches sie in der Hoffnung auf Freiheit, Liebe und Glück verlassen, und welches sie wieder als Gefangene und Verurtheilte betrat, sank sie auf einen Sessel und brach in Schluchzen aus.

Salvato kniete vor ihr nieder.

»Luisa,« sagte er, »Gott ist mein Zeuge, daß ich Alles gethan habe, was nur in meiner Macht stand, um Dich zu retten. Stets hast Du Dich geweigert, mich zu verlassen und gesagt: »Wir leben oder sterben zusammen!« Wir haben zusammen gelebt, sind zusammen glücklich gewesen, und haben in wenigen Monaten mehr Freude genossen, als die Hälfte der Menschen in ihrem ganzen Leben genießen. Heute nun, wo die Stunde der Prüfung gekommen ist, fehlt es Dir wohl an Muth? Armes Kind! hast Du deine Kräfte überschätzt? Theuere Seele, hast Du Dich falsch beurtheilt?«

Luisa erhob den Kopf, welchen sie an Salvato's Brust verborgen, schüttelte ihr langes Haar zurück, welches in ihr ins Gesicht fiel, und sah Salvato durch ihre Thränen hindurch an.

»Verzeihe mir einen Augenblick der Schwäche, Salvato,« sagte sie; »Du siehst wohl, daß ich mich nicht vor dem Tode fürchte, denn ich habe ihn ja gesucht, als ich gesehen, daß Du mich getäuscht hattest, und ohne mich sterben wolltest, geliebter Salvato. Du hast gesehen, ob ich gezögert habe, und ob der Ruf, welcher uns vereinigen sollte, auf sich hat warten lassen.«

»Theure Luisa!«

»Jetzt aber,« fuhr sie fort, »beim Anblick dieses Zimmers, bei der Erinnerung an die schönen Stunden, die wir hier verlebt, bei dem Gedanken, daß sich die Thore seines Kerkers vielleicht für uns öffnen werden, daß wir vielleicht fern und getrennt voneinander dem Tode entgegengehen, wollte mir das Herz brechen. Aber sieh, bei dem Laute deiner Stimme versiegen die Thränen, und Lächeln umspielt wieder meine Lippen. So lange Blut in unseren Adern fließt, so lange werden wir uns lieben, und so lange wir uns lieben, werden wir glücklich sein. Der Tod mag kommen, denn wenn der Tod die Ewigkeit ist, so wird er für uns ewige Liebe sein.«

»Ah, an diesen Worten erkenne ich meine Luisa,« sagte Salvato.

Dann erhob er sich, umschlang Luisa und sagte, während er sie küßte:

»Steh auf, steh auf, Römerin! Steh' auf, Aria! Wir haben versprochen in einer Viertelstunde zurückzukommen, und wir wollen keine Secunde auf uns warten lassen.«

Luisa hatte ihren Muth wiedergewonnen. Sie legte eilig ihren Marketenderanzug ab und ihre frühere Toilette an, dann stieg sie mit der Majestät einer Königin, mit dem Schritt, welchen Virgil der Mutter des Aeneas zuschreibt, und an welchem man die Göttinnen erkennt, die Treppe hinunter, über den Hof, verließ auf Salvato's Arm gestützt die Festung, und ging gerade auf die drei Commandanten der alliirten Armee zu.

»Meine Herren,« sagte sie mit erhabener Anmuth und melodischer Stimme, »empfangen Sie hiermit den Dank einer Frau und zugleich den Segen einer Sterbenden, — denn ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich in Voraus verurtheilt bin — weil Sie gestattet haben, daß man uns nicht trennte! Und wenn Sie es möglich machen können, daß man uns zusammen einkerkert, daß wir zusammen die Todesstrafe erleiden und dasselbe Schaffot besteigen dürfen, so werde ich diesen Segen noch unter dem Beil des Henkers erneuern.«

Salvato band seinen Degen los und reichte diesen Bailly und Truebridge, welche davor zurücktraten, dann dem Herzog della Salandra.

»Ich nehme ihn, weil ich dazu gezwungen bin, mein Herr,« sagte dieser; »Gott aber ist mein Zeuge, daß ich Ihnen Ihren Degen viel lieber lassen möchte. Ich will Ihnen noch mehr sagen, mein Herr, ich bin Soldat und nicht Gendarme, und da ich keinen besonderen Befehl in Bezug auf Sie erhalten —«

Dabei sah er die beiden Officiere an, welche ihm zu verstehen gaben, daß sie Alles in seinen Willen stellten.

»Wenn Sie mir die Freiheit geben, sagte Salvato, welcher wohl wußte, was die unterbrochenen Worte und das Zeichen, welches den Gedanken des Herzogs della Salandra ergänzte, bedeuteten, »wenn Sie mir die Freiheit geben, werden Sie dieselbe auch zugleich der Signora schenken?«

»Das ist unmöglich, mein Herr,« sagte der Herzog, »denn die Signora ist mit ihrem Namen vom Könige bezeichnet, sie soll vor Gericht gestellt werden. Ich selbst wünsche aber von ganzem Herzen, daß man sie nicht verurtheilt.«

Salvato verneigte sich und sagte:

»Was sie für mich gethan, das thue ich auch für sie, und unser Schicksal ist im Tode wie im Leben eins.«

Und Salvato küßte die, mit der er sich für die Ewigkeit verlobte, auf die Stirn.

»Signora,« sagte der Herzog della Salandra, »ich habe einen Wagen kommen lassen, so daß Ihnen die Unannehmlichkeit erspart bleibt, durch die Straßen Neapels zwischen vier Soldaten gehen zu müssen.«

Luisa machte eine Geberde des Dankes.

Sie und Salvato begaben sich dann unter dem Geleit von vier Soldaten den Weg des Petrajo hinunter, bis sie den Vico da Santa Maria-Apparente erreichten. Hier erwartete sie ein Wagen, um welchen eine Menge Neugieriger sich versammelt hatte.

Gleich vorn unter der Menge stand ein Mönch des Sanct-Benedictinerordens.

In dem Augenblick, wo Salvato an ihm vorüberging, hob der Mönch seine Capuze.

Salvato zuckte zusammen.

»Was fehlt Dir denn?« fragte Luisa.

»Mein Vater,« murmelte ihr Salvato ins Ohr; »noch ist nichts verloren!«

Drittes Capitel.

Der Krokodilgraben.

Wenn man im Castello Nuovo den Kerker zu sehen verlangt, welcher der Krokodilgraben heißt, so zeigt der Kerkermeister zuerst das Skelett des riesenhaften Sauriers, von welchem der Kerker den Namen hat, und welchen man der Sage nach hier gefangen. Dann muß man unter der Thür hinweggehen, über welcher das Gerippe sich befindet, dann wird man vom Kerkermeister an eine enge Thür geführt, durch welche man auf eine Treppe von zweiundzwanzig Stufen gelangt, und welche zu einer dritten, massiven, eichenen, mit Eisen beschlagenen Thür führt, durch welche man in eine tiefe und dunkle Höhle gelangt.

In diesem Grab, dem ruchlosen Werk von Menschen, in welchem sie die lebendigen Leichname ihrer Mitmenschen begraben wollen, stößt man sich an einem Granitblock, den man nicht anders fassen kann, als bei der eisernen Stange, die seine Axe bildet. Dieser Granitblock schließt die Mündung eines Brunnens, welcher mit dem Meere in Verbindung steht. In stürmischen Tagen schleudern nun die aufgeregten und tobenden Wellen ihren Schaum durch die Ritzen des schlecht eingesenkten Steines, so daß das salzige Wasser in die Höhle strömt und den Gefangenen bis in den äußersten Winkel seines Kerkers verfolgt.

Durch diese Oeffnung des Abgrundes, sagt die düstere Legende, erschien das scheußliche Unthier, welches dem Graben den Namen gegeben, aus dem Schooße des Meeres hervorkommend.

Fast immer fand es in dem Kerker eine menschliche Beute, und nachdem es dieselbe verschlungen, stürzte es sich wieder in den Abgrund.

Hier herein, sagt die Volkssage, warfen die Spanier die Frau und die vier Kinder Masaniellos, jenes Königs der Lazzaroni, welcher Neapel befreien wollte, und welcher auf seinem Throne ebenso schwindelig ward wie Caligula oder Nero.

Den Vater und Gatten hatte das Volk verschlungen, das Krokodil, welches dem Volke sehr ähnlich ist, verschlang die Mutter mit ihren Kindern.

Der Commandant vom Castello Nuovo befahl, daß man Salvato und Luisa in diesen Kerker bringen sollte.

Beim Scheine einer Lampe, welche von der Decke herabhing, sahen die beiden Liebenden mehrere Gefangene, welche bei ihrem Eintritt in ihrer Unterhaltung innehielten und ängstliche Blicke auf die Ankömmlinge warfen. Da aber ihre Augen mehr an das Halbdunkel des Kerkers gewöhnt waren, so erkannten sie Luisa und Salvato bald, und empfingen sie mit einem Rufe der Freude und zugleich des Mitleids. Ein Mann warf sich Luisa zu Füßen, eine Frau an ihre Brust, drei Gefangene umgaben Salvato und ergriffen seine Hände, und bald bildeten Alle eine Gruppe, aus deren verworrenen Ausrufen schwer zu erkennen war, ob mehr die Freude als der Schmerz dieselben eingab.

Der Mann, welcher sich Luisa zu Füßen geworfen, war Michele, die Frau, welche an ihrem Halse hing, Eleonora Pimentel, die drei Gefangenen, welche Salvato umringten, waren Domenico Cirillo, Manthonnet und Velasco.

»Ach, arme, liebe kleine Schwester!« rief Michele, »wer hätte uns gesagt, daß die Hexe Nanno so richtig und wahr die Zukunft voraussagte?«

Luisa mußte unwillkürlich schaudern, mit einem traurigen Lächeln ließ sie die Hand über ihren so zarten, durchsichtigen Hals gleiten, und schüttelte dabei mit dem Kopf, als ob sie sagen wollte, daß er dem Henker nicht viele Mühe machen würde.

Ach! sie täuschte sich sogar in dieser letzter Hoffnung.

Die Aufregung, welche unter den Gefangenen durch Salvatos und Luisa's Ankunft entstanden, hatte sich noch nicht gelegt, als die Thür sich wieder öffnete, und auf der düsteren Schwelle ein Mann von hohem Wuchs erschien, welcher das Costüm eines Generals der Republik trug, wie schon Manthonnet es getragen.

»Zum Teufel,« sagte er, als er eintrat, »ich fühle mich versucht mit Jugurtha zu sagen: Die Bäder Roms sind nicht warm.«

»Hektor Caraffa!« riefen zwei oder drei Stimmen.

»Domenico Cirillo! Velasco! Manthonnet! Salvato! Auf alle Fälle ist hier bessere Gesellschaft wie in dem mamertinischen Gefängniß. Ihr Diener, meine Damen! Ah! die Signora Pimentel! Die Signora San Felice! Hier ist ja Alles beisammen: Wissenschaft, Muth, Poesie, Liebe und Musik. Wir werden nicht Zeit zur Langweile haben.«

»Ich glaube gar nicht, daß man uns überhaupt Zeit dazu lassen wird,« sagte Cirillo mit seiner weichen, traurigen Stimme.

»Aber wo kommst Du denn her, mein lieber Hektor?« fragte Manthonnet. »Ich glaubte, Du seiest schon weit von uns entfernt, und hinter den Mauern von Pescara in Sicherheit.«

»Ich bin auch wirklich dort gewesen,« sagte Hektor. »Ihr habt aber capituliert. Der Cardinal Ruffo schickte mir eine Abschrift eurer Capitulation, und schrieb mir, zu thun, was Ihr gethan. Zu derselben Zeit schrieb mir auch der Abt Pronio, mich unter denselben Bedingungen zu ergeben, indem er mir nicht nur das Leben, sondern auch Ermächtigung versprach, mich nach Frankreich zu begeben. Ich hielt es nicht für entehrend, zu thun, was Ihr gethan, ich unterzeichnete die Capitulation und übergab die Stadt, wie Ihr die Castelle übergeben. Am nächsten Morgen kam der Abt den Kopf hängend zu mir, und wußte nicht, wie er mir die Nachricht beibringen sollte, denn diese war allerdings keine gute. Der König hatte ihm geschrieben, daß, da er mit mir ohne Vollmacht unterhandelt hatte, er mich an Händen und Füßen gebunden ausliefern sollte, wenn er nicht mit seinem Kopfe für meinen büßen wollte. Pronio aber hielt auf seinen Kopf, obgleich derselbe nicht schön war, erließ mich an Händen und Füßen binden und mich auf einem Karren nach Neapel schaffen, wie man ein Kalb zu Markte schleppt. Erst im Castello Nuovo, nachdem sich die Thür hinter mir geschlossen, hat man mich meiner Bande entledigt und hierhergeführt. Das ist meine Geschichte, und jetzt ist die Reihe des Erzählens an Euch.«

Ein Jeder erzählte nun seine Geschichte. Luisa und Salvato begannen. Wir kennen ihre Geschichte, wie auch die Cirillo's, Velascos, Manthonnets und Eleonora Pimentel's. Alle waren im Vertrauen auf die Verträge in die Felucken gestiegen, wo sie Nelson jedoch zu Gefangenen gemacht.

»Ich habe Euch eine gute Nachricht mitzutheilen,« sagte Ettore Caraffa, als Alle mit dem Erzählen fertig waren, »Nicolino ist gerettet.«

Ein Freudenschrei entschlüpfte Allen, und man verlangte Genaueres zu hören.

Man wird sich erinnern, daß Salvato, vom Cardinal Ruffo benachrichtigt, Nicolino beauftragt hatte, dem Admiral mitzutheilen, daß sein Leben in Gefahr sei. Nicolino hatte den Pachthof erreicht, auf welchem ein Onkel sich verborgen, jedoch eine Stunde nach der Gefangennahme des Letzteren. Er erfuhr den Verrath des Pächters und hatte sich weiter nicht aufgehalten, sondern zu Ettore Caraffa begeben. Dieser hatte ihn bei sich in Pescara aufgenommen, wo er Theil an der Vertheidigung der Stadt in der letzten Zeit genommen, aber als man sich dem Abte Pronio ergeben wollte, hatte Nicolino kein rechtes Vertrauen in die Sache, sondern verkleidete sich als Bauer und gewann das Gebirge. Von den sechs Verschworenen, welche wir im Schlosse der Königin Johanna zu Anfang unserer Erzählung gesehen haben, war er der Einzige, welcher der Reaction nicht in die Hände fiel.

Diese gute Nachricht erfreute denn die Gefangenen auch sehr, dann aber waren sie auch, wie wir bereits gesagt haben, sehr glücklich, vereinigt zu sein. Allem Anscheine nach würde man sie wohl auch zusammen verurtheilen und hinrichten. Den Girondisten war dasselbe Glück zu Theil geworden und man weiß, daß sie es zu benutzen gewußt hatten.

Man brachte das Abendbrot für Alle und Matratzen für die neuen Ankömmlinge. Während des Essens machte Cirillo seine drei neuen Gefährten mit den Gebräuchen und Gewohnheiten im Gefängnisse bekannt, welches er nun bereits dreizehn Tage und dreizehn Nächte bewohnte.

Die Gefängnisse waren überfüllt, der König selbst gab ja in einem seiner Briefe, wie wir gesehen haben, achttausend Gefangene an.

Jeder dieser Cirkel der Hölle, die gut zu beschreiben es eines Dante bedürfte, besaß eine besonderen Teufel, welche die Verurtheilten quälen mußten.

Sie mußten ihnen die schwersten Ketten anlegen, ihren Durst erregen, die Fastenzeiten verlängern, fast alles Licht entfernen, die Speisen besudeln, und während sie das Leben in eine grausame Plage verwandelten, die Gefangenen doch am Sterben hindern.

Und wirklich sollte man meinen, daß die Gefangenen unter den Martern, welche den schimpflichen Todesstrafen vorausgingen, den Selbstmord wie einen rettenden Engel angefleht hätten.

Drei- bis viermal kam man in der Nacht unter dem Vorwande der Durchsuchung in die Kerker, und weckte die, welche schlafen konnten. Alles war verboten, nicht nur Messer und Gabeln, sondern auch Gläser, denn man sagte, daß man sich mit einem Glasscherben die Adern öffnen könnte. Ebenso verboten waren auch Tischtücher und Servietten, da man sie zerschneiden, zusammendrehen und sich ihrer dann als Stricke, ja sogar als Leiter bedienen könnte.

In der Geschichte sind die Namen von dreien dieser Quälgeister erhalten geblieben.

Einer war ein Schweizer, Namens Dunce, welcher zur Entschuldigung seiner Grausamkeit angab, daß er eine zahlreiche Familie zu ernähren habe.

Der zweite war ein Oberst von Gambis, ein Deutscher, welcher unter Mack gestanden hatte und wie dieser geflohen war.

Der dritte endlich war unser alter Bekannter, Scipio Lamarra, der Fahnenträger der Königin, welchen diese dem Cardinal so warm empfohlen, und welcher seiner königlichen Beschützerin dadurch Ehre gemacht, daß er Caracciolo durch Verrath festgenommen und an Bord des »Donnerers« gebracht hatte.

Die Gefangenen aber hatten sich vorgenommen, daß sie ihren Henkern nicht die Freude

machen wollten, sich an ihren Qualen weiden zu können. Kamen sie am Tage, so setzten sie ihre Unterhaltung fort, indem sie auf den Befehl der Visitatoren nur die Plätze wechselten, während Velasco, ein entzückender Musiker, dem man gestattet seine Guitarre mit sich zu nehmen, die Haussuchungen mit den fröhlichsten Melodien und heitersten Gesängen begleitete. Kamen die Quäler in der Nacht, so erhob sich ein jeder, ohne zu klagen oder zu murren, und das geschah schnell, da jeder sich angekleidet niederlegte, weil er ja nur eine Matratze zum Lager hatte.

Unterdessen verwandelte man mit der größten Geschwindigkeit das Kloster Monte Oliveto in ein Tribunal. Dieses Kloster war 1411 von Luzella d'Origlia, dem Günstling des Königs Ladislaus, gegründet worden; Tasso hatte hier ein Asyl gefunden und zwischen dem Gefängniß und dem Wahnsinn eine Rast gemacht. Die Angeklagten sollten hier eine Rast zwischen dem Gefängniß und dem Tode machen.

Die Rat war eine kurze, und der Tod ließ nicht lange auf sich warten. Die Staatsjunta handelte nach dem sicilischen Gesetzbuch, das heißt nach dem alten Verfahren der sicilischen rebellischen Barone. Man nahm, um es anzuwenden, ein Gesetz aus dem Gesetzbuch Rogers, und vergaß, daß Roger, weniger eifersüchtig auf seine Gerechtsame als der König Ferdinand, nicht erklärt hatte, daß ein König nicht mit seinen rebellischen Unterthanen unterhandle, sondern im Gegentheil nicht nur einen Vertrag mit den Bewohnern von Bari und Trami, welche sich gegen ihn empört hatten, unterzeichnet und denselben auch genau erfüllt hatte.

Dieses Verfahren, welches dem des »schwarzen Zimmers« sehr ähnelte, war schrecklich, da dasselbe den Angeklagten durchaus keine Sicherheit bot. Die Anklagen und Spionagen galten so viel wie Beweise, und die Ankläger und Spione so viel wie Zeugen. Wenn der Richter es für gut fand, so kam die Tortur der Rache zu Hilfe, und unterstützte dieselbe, denn Kläger und Vertheidiger waren Männer der Junta, das heißt Männer des Königs, aber nie Männer der Angeklagten.

Ueberdies wurden die Belastungszeugen im Geheimen verhört, ohne den Angeklagten gegenübergestellt zu werden, so daß die Entlastungszeugen nicht ein Gegengewicht ausüben konnten, da sie weder öffentlich noch im Geheimen gefordert wurden, und so mußten die Angeklagten die Last der Anklage allein tragen, wie sie auch der Gnade der Richter vollständig überlassen waren.

Das Urtheil, welches von der Gewissenhaftigkeit derjenigen abhing, welche mit dem Ausspruch beauftragt wurden, stand immer unter der verderblichen Willkür des königlichen Hasses, ohne daß der Angeklagte appellieren durfte, ohne daß ihm Frist gestattet ward, ohne daß er von irgendwo Hilfe erwarten durfte. Der Galgen stand an der Thür des Tribunals, das Urtheil ward während der Nacht gefällt, den folgenden Morgen verkündet und am nächsten Tage vollstreckt. Vierundzwanzig Stunden geistliche Vorbereitung, dann das Schaffot.

Für die, welchen der König sich gnädig erwies, blieb die Grube von Favignana, das heißt ein Grab.

Ehe der Reisende, welcher von Ost nach West wandert, Sicilien erreicht, sieht er zwischen Marsala und Trapani aus dem Meere eine Klippe aufsteigen, welche von einem Castell überragt wird. Das ist das Agusa der Römer, eine verhängnißvolle Insel, welche schon zur Zeit der heidnischen Kaiser ein Gefängniß war. Eine in den Felsen gehauene Treppe führt vom Gipfel nach einer Höhle, welche mit dem Meere in gleicher Ebene liegt. Ein unheimliches Licht fällt herein, welches nie von einem Sonnenstrahl erwärmt wird, und von der gewölbten Decke tröpfelt eisiges Wasser, ein ewiger Regen, welcher den härtesten Granit zernagt und den kräftigsten

Menschen tödtet.

Dieser Graben, dieses Grab, diese Gruft, das war die Huld des Königs von Neapel. Doch wir wollen zu unserer Erzählung zurückkehren.

Wir haben gesehen, daß an dem Abende, wo der Beccajo, welcher Salvato gefangen hielt, den Henker bis in seiner Höhle suchte, damit er ihn hängen sollte, Meister Donato den Gewinn ausrechnete, den ihm die zahlreichen Hinrichtungen einbringen würden, die er nothwendiger Weise zu vollziehen hatte.

Auf diesem Gewinn beruhte die Mitgift von dreihundert Ducaten, welche er seiner Tochter an dem Tage zu geben versprach, wo sie Giovanni, den ältesten Sohn des alten Fischers Basso Tomeo, heiraten würde.

Meister Donato hatte auch darüber eine Freude an den Tag gelegt, welche nur die des alten Basso Tomeo gleichkam, als er sah, wie in Folge der treulosen Nichterfüllung der Verträge die Kerker sich mit Angeklagten füllten, und als er aus dem Munde des Königs selbst vernahm, daß er den Rebellen durchaus keine Gnade widerfahren lassen würde.

Es waren achttausend Gefangene, und der niedrigsten Annahme nach standen wenigstens viertausend Hinrichtungen in Aussicht.

Viertausend Hinrichtungen, deren jede mit zehn Ducaten bezahlt ward, gaben also vierzigtausend Ducaten, und das waren zweimalhunderttausend Francs.

So saßen denn Meister Donato und sein Gevatter, der Fischer Basso Tomeo, in den ersten Tagen des Juli an demselben Tisch, wo wir sie schon haben sitzen sehen, leerten eine Flasche Wein von Capri, da sie glaubten sich diesen Extragenuß unter den obwaltenden Umständen gestatten zu dürfen, und rechneten an den Fingern aus, was das Minimum der Hinrichtungen wohl einbringen könnte.

Dieses Minimum konnte zur großen Befriedigung Beider nicht weniger als dreißig- bis vierzigtausend Ducaten einbringen.

Zu Gunsten dieser bedeutenden Summe, und wenn man sie erreichte, versprach Meister Donato die Mitgift bis auf sechshundert Ducaten zu erhöhen.

Meister Donato gestand eben diese Bewilligung zu, und war vielleicht in Folge der guten Laune, in welche ihn die Aussicht auf Galgen und Schaffot, die sich in eben so weite Ferne verlor wie die Sphinxstraße in Theben, versetzt hatte, eben im Begriff noch mehr zu gewähren, als die Thür sich öffnete und ein Gerichtsdieners der Vicaria, im Halbdunkel verborgen, fragte:

»Meister Donato?«

»Tretet näher,« erwiderte dieser, da er nicht wußte, mit wem er es zu thun hatte, und von der Heiterkeit mit fortgerissen ward, in welche ihn seine Berechnungen und der Genuß des Weines versetzt.

»Tretet Ihr selbst näher,« sagte der Gerichtsdieners befehlendem Tone, »denn ich brauche mir nichts von Euch befehlen zu lassen, sondern Ihr müßt einen Befehl von mir entgegennehmen.«

»Oho, oho!« sagte Vater Basso Tomeo, welcher gewöhnt war im Finstern zu sehen, »es ist mir, als ob ich eine silberne Kette auf einem schwarzen Kleide glänzen sehe.«

»Gerichtsdieners der Vicaria,« antwortete hierauf die Stimme.

»Ich komme im Namen des Fiscalprocurators. Ihr habt es mit ihm auszumachen, wenn Ihr ihn warten läßt.«

»Geht schnell, schnell, Gevatter,« sagte Basso Thomeo. »Es kommt mir vor, als ob hier nicht

zu spaßen wäre.«

Und er fing an die Tarantella zu dingen, welche mit dem poetischen Vers beginnt:

»Polichinello hat drei Schweine . . .«

»Hier bin ich!« rief Meister Donato, indem er schnell vom Tisch aufstand und nach der Thür lief.

»Wie Sie gesagt haben, Excellenz, Monsignore Guidobaldi darf man nicht warten lassen.«

Und ohne sich die Zeit zu nehmen, seinen Hut aufzusetzen, eilte Meister Donato dem Gerichtsdienner der Vicaria nach.

Der Weg von der Straße der Seufzer des Abgrundes nach der Vicaria ist kurz.

Die Vicaria ist das alte Castell Capuano. Während der neapolitanischen Revolution spielte sie dieselbe Rolle wie die Conciergerie in der französischen Revolution, die diente den Verurtheilten zur Rast zwischen der Verurtheilung und dem Tode.

Hier wurden die Verurtheilten, um uns des in Neapel geheiligten Ausdrucks zu bedienen, in die *Capelle* gebracht.

Diese Capelle, die nichts Anderes als der Betsaal des Gefängnisses ist, war seit der Hinrichtung von Emmanuele de Deo, von Galiani und Vitagliano nicht benutzt worden.

Der Fiscalprocurator Guidobaldi begab sich daher in dieselbe, um sie zu untersuchen und Reparaturen vornehmen zu lassen.

Er mußte sehen, ob die Schlösser, Riegel und die in dem Fußboden befestigten Ringe fest und von einer Haltbarkeit seien, der man Alles bieten konnte.

Da er einmal hier war, dachte er zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, und ließ den Scharfrichter holen.

Während unseres Aufenthaltes in Neapel haben wir mit einer gewissen religiösen Ehrfurcht diese Capelle betreten, wo Alles bis auf das große Altarbild, welches man entfernt hat, noch in demselben Zustande wie damals sich befindet.

Sie erhebt sich im Mittelpunkte des Gefängnisses und man gelangt hinein, nachdem man zwei oder drei eiserne Gitterthore durchschritten.

Man muß zwei Stufen hinaufsteigen, ehe man in die wirkliche Capelle, das heißt in das Zimmer kommt, wo der Altar steht. Dieses Zimmer erhält ein Licht durch ein niedriges Fenster, welches mit dem Fußboden in gleicher Höhe liegt und mit zwei Eisenstäben vergittert ist.

Wenn man vier oder fünf Stufen heruntersteigt, so gelangt man aus diesem Zimmer in ein anderes, in welchem die Verurtheilten die letzten vierundzwanzig Stunden ihres Lebens zubrachten.

Starke eiserne, in dem Fußboden befestigte Ringe bezeichnen den Ort, wo die Verurtheilten auf ihren Matratzen dem Todeskampf entgegenharrten.

Ihre Ketten waren an den Ringen angeschmiedet.

Auf einer Mauer befand sich damals und befindet sich heute noch ein großes Frescogemälde, welches Christum am Kreuze und die vor ihm knieende Maria darstellt.

Hinter diesem Zimmer befindet sich ein kleines Cabinet, welches mit demselben in Verbindung steht, aber auch einen besonderen Eingang hat.

Durch diesen Eingang werden die weißen Büsser in das Cabinet geführt, welche die Verurtheilten im Augenblicke des Todes begleiten, ermuthigen und trösten wollen.

Unter dieser Verbrüderung, deren Glieder sich »Bianchi« nennen, gibt es Priester und Laien. Die Priester hören die Beichte, ertheilen die Absolution und das Abendmahl, also die letzten Sacramente, die letzte Oelung ausgenommen.

Diese ist nur für die Kranken bestimmt, und da die Verurtheilten nicht krank sind, sondern »durch Zufall« sterben sollen, so können sie auch nicht die letzte Oelung empfangen, welche das Sacrament des Todeskampfes ist.

Nachdem diese Büsser das Cabinet betreten, wo sie das lange weiße Gewand anlegen, wovon sie den Namen »Bianchi« haben, verlassen sie den Verurtheilten erst, nachdem sein Körper in das Grab gelegt ist.

Sie bleiben während der Zeit von der Gefangenschaft bis zum Tode stets bei ihm. Auf dem Schaffot legen sie ihm die Hand auf die Schulter, um ihm Zeit zu geben, noch eine letzte Mittheilung zu machen, und der Henker darf ihn nicht eher berühren, als bis sie die Hand erheben und sagen:

»Dieser Mann gehört Euch.«

Nach dieser letzten Station auf dem Wege zum Tode führte der Gerichtsdiener der Vicaria den Meister Donato.

Dieser ging in die Vicaria, die links liegende Treppe, welche nach dem Gefängniß führt, hinauf, einen langen, zwischen Kerkern hinführenden Corridor entlang, durch zwei Gitterthore, stieg wieder eine Treppe hinauf, passierte ein drittes Gitterthor, und befand sich an der Thür der Capelle.

Er trat ein. Das erste Gemach, also die eigentliche Capelle, war leer. Er begab sich in das zweite, und erblickte den Fiscalprocurator, welcher die Thür der »Bianchi« mit zwei Schlössern und drei Riegeln verwahren ließ.

Donato blieb unten an der Treppe stehen und wartete ehrfurchtsvoll, bis der Fiscalprocurator ihn bemerken und anreden würde.

Einen Augenblick darauf drehte sich der Fiscalprocurator um, und erblickte den, welchen er hatte holen lassen.

»Ah, da seid Ihr ja, Meister Donato,« sagte er.

»Bereit Ihre Befehle auszuführen, Excellenz,« erwiderte der Scharfrichter.

»Ihr wißt wohl, daß wir nicht wenig Hinrichtungen zu vollstrecken haben?«

»Ja wohl,« erwiderte Meister Donato mit einer Grimasse, die ein Lächeln sein sollte.

»Deßwegen wünschte ich, daß wir, noch ehe angefangen würde, uns über den Preis verständigten, den Ihr dafür verlangt.«

»Nun, das ist sehr einfach, Excellenz,« erwiderte Donato mit unbefangener Miene. »Ich bekomme sechshundert Ducaten festen Gehalt und bei jeder Hinrichtung eine Prämie von zehn Ducaten.«

»Das wäre einfach! Zum Teufel! Das kommt wohl Euch blos so vor, ich finde das durchaus nicht einfach.«

»Warum denn nicht?« fragte Donato mit einem leichten Anflug von Angst.

»Weil man, wenn man bedenkt, daß viertausend Hinrichtungen, von denen jede mit zehn Ducaten bezahlt wird, vierzigtausend Ducaten geben würden, ohne daß man den festen Gehalt dabei berechnet, beinahe das Doppelte von dem, was das ganze Tribunal, vom Schreiber bis zum Präsidenten einnimmt, bezahlen müßte.«

»Das ist wahr, sagte Donato, »aber ich ganz allein verrichte, was sie Alle zusammen verrichten, und meine Arbeit ist viel schwerer, da jene nur verurtheilen, während ich hinrichten muß.«

Der Fiscalprocurator, welcher eben probierte, ob einer der Ringe fest im Fußboden sei, richtete sich auf, rückte die Brille auf die Stirn und betrachtete Meister Donato.

»Ah! ah!« sagte er, »das ist eure Meinung, Meister Donato. Es ist aber doch zwischen Euch und den Richtern ein Unterschied, nämlich der, daß die Richter unabsetzbar sind, während Ihr dagegen abgesetzt werden könnt.«

»Ich? Warum soll ich denn aber abgesetzt werden? Habe ich mich denn je geweigert, meine Pflicht zu erfüllen?«

»Man klagt Euch an, daß Ihr lau für die gute Sache geworden seiet.«

»Ah, ich, der ich die ganze Zeit während der sogenannten Republik die Hände in den Schooß gelegt habe!«

»Weil diese dumm genug gewesen ist, Euch nichts zu thun zu geben. Auf alle Fälle merkt Euch, daß vierundzwanzig Anklagen gegen Euch vorliegen, und mehr als zwölfhundert Bittschriften, in denen man um eure Stelle anhält.«

»O heilige Madonna del Carmine! was sagen Sie da, Excellenz?«

»Und die Anderen wollen alle eure Stelle ohne Vermehrung des Gehaltes, ohne Prämien, sondern nur mit festem Gehalt annehmen.«

»Excellenz, denken Sie doch aber an die Arbeit, welche ich zu thun habe.«

»Diese wird die Zeit aufwiegen, wo Du nichts gethan hast.«

»Eure Excellenz kann doch aber nicht einen armen Familienvater zu Grunde richten wollen?«

»Dich zu Grunde richten? Wie kommst Du denn auf diesen Gedanken? Will ich denn etwas davon haben? Und übrigens ist meiner Ansicht nach ein Mann noch nicht ruiniert, der achthundert Ducaten Gehalt bezieht.«

»Erstens beziehe ich nur sechshundert,« erwiderte Meister Donato lebhaft.

»Die Junta legt Dir aber in Betracht der Verhältnisse zweihundert Ducaten zu.«

»Ach, Herr Fiscalprocurator, Sie wissen wohl, daß das nicht billig ist.«

»Ich weiß nicht, ob es billig ist,« sagte Guidobaldi, dem die Erörterung langweilig zu werden begann, »ich weiß nur, daß Du es annehmen oder lassen kannst.«

»Bedenken Sie doch aber, Excellenz —«

»Du willst also nicht?«

»O ja, o ja!« rief Meister Donato, »ich wollte Sie nur bitten, doch zu bedenken, daß ich eine Tochter habe, welche heiraten will, daß unsere Kinder schwer abzusetzen sind, und daß ich auf die Rückkehr unseres vielgeliebten Königs gehofft, um meine arme Marina auszustatten.«

»Ist deine Tochter hübsch?«

»Ja, sie ist das schönste Mädchen in Neapel.«

»Nun, die Junta wird ein Opfer bringen, und Dir einen Ducaten von jeder Hinrichtung zur Aussteuer deiner Tochter bewilligen. Nur muß sie das Geld selbst holen.«

»Wo denn?«

»Bei mir.«

»Das wird eine große Ehre sein, Excellenz, aber es thut nichts!«

»Was denn?«

»Ich bin ein ruiniertes Mann, weiter ist nichts.«

Und Meister Donato begab sich unter Seufzern, welche jeden Andern als einen Fiscalprocurator hätten erweichen können, nach seinem Hause, wo ihn Basso Tomeo und Marina erwarteten; Ersterer voll Ungeduld und die Letztere voll Angst.

Die für Meister Donato so schlimme Nachricht war für Marina und Basso Tomeo gut, da sie, wie die Mehrzahl der Neuigkeiten in der Welt, nach dem philosophischen Gesetz der Ausgleichung den Einen Schmerz, den Andern Freude bereitete.

Um jedoch die eheliche Empfindlichkeit Giovanni's zu schonen, sagte man ihm nichts von dem Artikel des Vertrags, welchem zufolge sein Vater mit dem Fiscalprocurator ausgemacht, daß Marina selbst das Geld holen sollte.

Viertes Capitel.

Die Hinrichtungen.

Der König verließ Neapel oder vielmehr die Spitze des Pausilippo, da er, wie wir gesagt haben, es nicht gewagt hatte, wenigstens einmal während seines achtundzwanzigtägigen Aufenthaltes im Golfe sich nach Neapel zu begeben, am 6. August gegen Mittag.

Wie man aus dem folgenden an den Cardinal gerichteten Brief sehen kann, war die Ueberfahrt gut, und kein Leichnam wie der Caracciolos stieg vor seinem Schiffe aus dem Meere auf.

Folgendes war der Brief des Königs:

»Palermo, am 6. August 1799.

»Eminentissime!

»Ich will keinen Augenblick zögern, und Ihnen meine glückliche Ankunft in Palermo melden. Wir erfreuten uns der glücklichsten Ueberfahrt von der Welt, denn am Dienstag Früh um elf Uhr waren wir noch am Pausilippo, und heute um zwei Uhr haben wir im Hafen von Palermo bei ausgezeichnetem Winde geankert, während das Meer einem See glich. Ich habe meine ganze Familie in vollkommener Gesundheit angetroffen, und bin empfangen worden, wie Sie es sich denken können. Geben Sie mir Ihrerseits gute Nachrichten über unsere Angelegenheiten. Schonen Sie sich, und seien Sie versichert, daß ich stets bleibe

»Ihr wohlgeneigter

»Ferdinand B.«

Der König aber hatte nicht abreisen wollen, ohne die Junta ihr Amt ausüben und den Henker thätig zu sehen. Am 6. August, also am Tage seiner Abreise, hatten die Hinrichtungen schon lange begonnen, und bereits waren sieben Opfer auf dem Altar der Rache gefallen.

Wir wollen hier die Namen dieser sieben ersten Märtyrer nennen und sagen, wo sie hingerichtet wurden:

An der Porta Capuana:

Am 6. Juli. — Domenico Perla.

Am 7. Juli. — Antonio Tramaglia.

Am 8. Juli. — Giuseppe Lotella.

Am 13. Juli. — Michelangelo Ciccone.

Am 14. Juli. — Nicola Carlomagno.

Auf dem Altmarkt:

Am 20. Juli. — Andrea Vitagliano.

Im Castello del Carmine:

Am 3. August. — Gaetano Rossi.

Ich habe Domenico Perlas Namen nur auf der Liste der Verurtheilten gelesen, und mich vergebens bemüht, zu erfahren, wer er war, und welches Verbrechen er begangen. Die Undankbarkeit des Schicksals erstreckte sich sogar so weit, daß sein Name nicht einmal im Buch der »Märtyrer der italienischen Freiheit« von Otto Vanucci verzeichnet steht.

Ueber den Zweiten, also Tramaglia, haben wir weiter nichts als die einfachen Worte gefunden: »Antonio Tramaglia, Officier.«

Der Dritte, Giuseppe Lotella, war ein armer Speisewirth, welcher sich nahe am Theater der Florentiner etablirt hatte.

Der Vierte, Michelangelo Ciccone, ist ein alter Bekannter von uns; man wird sich des patriotischen Priesters erinnern, welchen Domenico Cirillo holen ließ, damit er die Beichte des Häschers hören möge. Er hatte sich, wie wir gesagt zu haben glauben, durch seine freisinnigen Predigten unter freiem Himmel berühmt gemacht. Er hatte fast neben allen Bäumen der Freiheit Kanzeln errichten lassen, und mit dem Crucifix in der Hand erzählte er im Namen des ersten Märtyrers der Freiheit, für die auch er sterben wollte, die entsetzlichen Gräueltaten des Despotismus, indem er seine Predigten besonders auf das stützte, was Christus und die Apostel stets in Bezug auf Freiheit und Gleichheit verkündigt.

Der Fünfte, Nicola Carlomagno, war Commissär der Republik gewesen. Als er das Schaffot bestiegen, und während man den Strick zurechtlegte, womit er erwürgt werden sollte, warf er noch einen Blick auf die fröhliche und dichtgedrängte Menschenmenge, welche ihn umgab, indem er mit lauter Stimme rief:

»Verblendetes Volk, Du freust Dich heute über meinen Tod, aber es wird der Tag kommen, wo Du ihn mit bitteren Thränen beweinen wirst, denn mein Blut wird über Euch Alle, und wenn Euch das Glück des Todes zu Theil geworden, über eure Kinder kommen!«

Andrea Vitagliano, der Sechste, war ein schöner, liebenswürdiger junger Mann von achtundzwanzig Jahren, den man nicht mit jenem anderen Märtyrer der Freiheit verwechseln darf, welcher vor vier Jahren auf demselben Schaffot starb, wo Emmanuele de Deo und Galiano starben.

Als er das Gefängniß verließ, um die Todesstrafe zu erleiden, sagte er zum Kerkermeister, indem er ihm das wenige Geld gab, welches er bei sich trug:

»Ich empfehle Dir meine Gefährten, sie sind Männer wie Du, und vielleicht bist Du eines Tages auch so unglücklich, wie sie es sind.«

Und lächelnd ging er dem Tode entgegen, lächelnd bestieg er das Schaffot, und lächelnd starb er.

Der Siebente, Gaetano Rossi, war Officier, aber da er im Innern des Castello del Carmine hingerichtet ward, so hat man nichts Näheres über seinen Tod erfahren.

In einer einzigen Bibliothek hätten wir seltsame Einzelheiten über unbekanntete Hinrichtungen erhalten können, nämlich im Archiv der »Bianchi, welche, wie wir bereits gesagt, die Verurtheilten auf das Schaffot begleiten, da aber diese Brüderschaft gänzlich der gefallenen Dynastie ergeben ist, so hat sie uns jede Auskunft verweigert.

Nachdem diese ersten Häupter gefallen, und diese ersten Körper auf den Galgen gehängt waren, fand elf Tage lang keine Hinrichtung in Neapel statt. Vielleicht erwartete man Nachrichten aus Frankreich.

Unsere Sache war in Italien noch nicht ganz verloren. Wie wir gesagt haben, war

Championnet, in Folge der Revolution vom 20. Prairial wieder an die Spitze der Armee der Alpen gestellt worden, und hatte einen glänzenden Sieg errungen. Nun aber war der Name Championnet's der Schrecken Neapels, und man hatte ihn so schnell von Civita Castellane nach Capua kommen sehen, daß man glaubte, er würde kaum das Doppelte der Zeit brauchen, um von Turin nach Neapel zu gelangen.

Einige Stimmen nannten bereits den Namen Bonaparte.

Die Königin sagte selbst in einem ihrer Briefe, den wir angeführt zu haben glauben, in Bezug auf die französische Flotte, welche Sicilien bedrohte, daß diese ohne Zweifel den Zweck hätte, Bonaparte aus Egypten zu holen. Die Königin hatte Recht. Nicht das Directorium allein dachte an Bonapartes Rückkehr, sondern auch sein Bruder Joseph schrieb ihm, um ihm den Zustand unserer Armeen in Italien zu schildern, und ihn zur Rückkehr nach Frankreich anzutreiben.

Dieser Brief war Bonaparte bei der Belagerung von Saint-Jean-Acre von einem Griechen Namens Barbaki überbracht worden, dem man dreißigtausend Francs versprochen, wenn er diesen Brief Bonaparte persönlich zustellte. Nun aber erhielt Bonaparte diesen Brief, welcher ihm die erste Anregung zur Rückkehr nach Frankreich gab, im Monat Mai 1799, also in demselben Augenblick, wo der reactionäre Marsch des Cardinals stattfand.

Alle diese Verhältnisse, wie auch der Umstand, daß die Abwesenheit des Königs dem Cardinal einige Macht zurückgegeben, riefen dem Tode ein Halt zu. Ganz besonders schwer kam es dem Cardinal an, Männer hinrichten zu lassen, die er durch seine Capitulation für geschützt erkannte, und unter diesen Männern besonders diesen Stärksten der Starken, jenen tollkühnen Anführer, welcher, eine Leiter auf der Schulter, den Degen zwischen den Zähnen, das Banner der Unabhängigkeit in der Hand, die Mauern der Stadt erstiegen, welche ein Lehngut seiner Familie war, nämlich Hector Caraffa, den er selbst in einem eigenhändigen Brief aufgefordert, sich zu ergeben.

Während dieses Waffenstillstandes zwischen den Henkern und den Verurtheilten empfing der Cardinal jedoch von dem König den folgenden Brief, den wir in einer ganzen Naivetät hier wiedergeben.

»Palermo, am 10. August 1799.

»Eminentissime!

Ich habe Ihren Brief erhalten, und mich sehr über das gefreut, was Sie mir darin über den Frieden und die Ruhe mittheilen, deren man sich in Neapel erfreut:

»Ich billige es, daß Sie Fra Diavolo nicht erlaubt haben, in Gaeta einzuziehen, wie er es wünschte. Während ich aber Ihnen Recht gebe, wenn Sie sagen, daß er weiter nichts als ein Räuberhauptmann sei, so erkenne ich nichtsdestoweniger doch auch an, daß wir ihm große Verbindlichkeiten schuldig sind. Man muß daher fortfahren, sich seiner zu bedienen, und sich wohl hüten, ihn vor den Kopf zu stoßen. Gleichzeitig muß man ihn auch von der Nothwendigkeit überzeugen, vor allen Dingen sich selbst und dann seinen Leuten den Zügel der Disciplin anzulegen, wenn er in meinen Augen ein neues Verdienst erwerben will.

»Gehen wir nun zu etwas Anderem über.

»Als Pronio in Pescara einzog, schickte er einen Adjutanten an mich ab, um mich zu benachrichtigen, daß er den berühmten Grafen von Ruvo, dem er Sicherheit des Lebens versprochen, wozu er aber nicht ermächtigt war, wohlbewacht in seiner Gewalt habe. Ich schickte ihm sofort denselben Adjutanten mit dem Befehle zurück, den genannten Ruvo nach

Neapel zu schicken und mit seinem Kopfe für ihn zu haften. Thun Sie mir zu wissen, ob Pronio meine Befehle ausgeführt hat.

»Sehen Sie zu, daß Sie bei guter Gesundheit bleiben und glauben Sie, daß ich stets bin Ihr wohlgeneigter

»Ferdinand B.«

Ist es nicht ein seltsamer Umstand, welcher allgemein bekannt zu werden verdient, daß dieser Brief eines Königs die Belohnung eines Räubers und gleichzeitig die Bestrafung eines großen Bürgers anbefiehlt?

Noch merkwürdiger aber ist die Nachschrift:

»Zu Hause angelangt, empfangen ich durch zwei von Neapel kommende Schiffe eine Menge Briefe, aus diesen Briefen erfahre ich, daß es Lärm auf dem Altmarkt gegeben hat, weil keine Hinrichtungen mehr vollzogen werden. Ich erhalte über diesen Punkt weder von Ihnen noch von der Regierung irgend welche Nachricht, obschon es Ihre Pflicht wäre, mir dergleichen mitzutheilen.

»Die Staatsjunta darf in ihren Operationen nicht zögern und eben so wenig unbestimmte und allgemeine Berichte erstatten. Wenn die Berichte erstattet sind, so muß sie dieselben binnen vierundzwanzig Stunden verificiren, sich ganz besonders der Rädelsführer bemächtigen und dieselben ohne weitere Umstände aufknüpfen lassen. Man hatte mir Strafvollstreckungen für den Montag versprochen. Ich hoffe, daß man sie nicht auf einen andern Tag verschoben hat. Wenn Sie merken lassen, daß Sie sich fürchten, *so sind Sie gebacken.*«

»Siete fritti« — so steht völlig ausgeschrieben da und es ist unmöglich, diese Worte anders zu übersetzen.

Was meinst Du, lieber Leser, zu diesem Ausdruck? Er klingt nicht sehr königlich, nicht wahr? Dennoch aber ist er bezeichnend.

Nach einer solchen Aufforderung durfte man nicht mehr zögern. Die vorstehenden am 10. August Abends eingegangenen Briefe wurden sofort an die Staatsjunta abgegeben.

Da Hector Caraffa in dem königlichen Briefe ganz besonders genannt war, so beschloß man mit ihm und seinem »Schub«, das heißt mit den Genossen seiner Gefangenschaft, zu beginnen.

Demzufolge ward am nächstfolgenden Tage, am 11. August, bei der von dem Schweizer Duece geleiteten Mittagsvisitation Befehl gegeben, die Matratzen zusammenzurollen und in einem Winkel aufeinanderzuthürmen.

»Aha!«, sagte Hector Caraffa zu Manthonnet, »wie es scheint, soll es heute Abend losgehen.«

Salvato schlang einen Arm um Luisas Leib und küßte sie auf die Stirn. Luisa ließ, ohne zu antworten, ihren Kopf auf die Schulter ihres Geliebten sinken.

»Arme Frau,« murmelte Eleonora, »der Tod ist für Sie etwas Grausames. Sie liebt!«

Luisa reichte ihr die Hand.

»Nun endlich,« sagte Cirillo, »werden wir das große Geheimniß kennen lernen, über welches seit Socrates bis auf uns so viel gestritten worden, nämlich ob der Mensch eine Seele hat.«

»Warum sollte dies nicht der Fall sein?« fragte Velasco. »Meine Guitarre hat ja auch eine.«

Und er entlockte seinem Instrument einige wehmüthige Accorde.

»Ja, wenn Du sie berührst, dann hat sie eine Seele,« sagte Manthonnet. »Deine Hand ist ihr Leben; nimm deine Hand aber davon hinweg und das Instrument ist todt und die Seele

entflohen.«

»Unglücklicher, der nicht darauf glaubt,« rief Eleonora Pimentel, indem sie ihre großen spanischen Augen gegen Himmel richtete.

»Ich glaube daran.«

»Ja, denn Sie sind Dichterin, während ich dagegen Arzt bin,« sagte Cirillo.

Salvato zog Luisa in einen Winkel des Gefängnisses, setzte sich auf einen Stein und ließ sie auf seinem Knie Platz nehmen.

»Höre mich an, Geliebte,« sagte er zu ihr, »zum ersten Male wollen wir ernst und ausführlich über die Gefahr sprechen, in der wir schweben. Heute Abend werden wir vor das Tribunal geführt, heute Nacht werden wir verurtheilt werden, den morgenden Tag werden wir in der Capelle zubringen und übermorgen wird man uns hinrichten.«

Salvato fühlte wie Luisas ganzer Körper in seinen Armen erbebe.

»Wir werden mit einander sterben,« sagte sie seufzend.

»Armes theures Wesen! Deine Liebe ist es, welche spricht; die Natur aber empört sich gegen den Gedanken des Todes.«

»Freund, willst Du, anstatt mich zu ermuthigen, mich schwach und verzagt machen?«

»Ja, denn ich will etwas von Dir erlangen, nämlich daß Du nicht stirbt.«

»Du willst von mir erlangen, daß ich nicht sterbe? Kommt es denn auf mich an, ob ich leben oder sterben will?«

»Du brauchst nur ein Wort zu sprechen, um dem Tode zu entrinnen — wenigstens für den Augenblick.«

»Und Du, würdest Du auch leben?«

»Du weißt, daß ich, als ich Dir jenen in Mönchstracht gekleideten Mann zeigte, zu Dir sagte: Das ist mein Vater! Noch ist nicht Alles verloren!«

»Ja, ganz recht. Und Du hoffst, daß er Dich wird retten können?«

»Um sein Kind zu retten, thut ein Vater Wunder, und mein Vater besitzt einen klugen Kopf, ein muthiges Herz und einen entschlossenen Geist. Mein Vater wird, um mir das Leben zu retten, das seinige nicht ein-, sondern zehnmal aufs Spiel setzen.«

»Wenn er Dich rettet, so wird er mich mit Dir retten.«

»Aber wenn man uns trennt?«

Luisa stieß einen Schrei aus.

»Glaubst Du, daß man so unmenschlich sein wird, uns zu trennen?«, fragte sie.

»Man muß auf Alles gefaßt sein,« sagte Salvato, »selbst auf den Fall, daß mein Vater nur Eins von uns retten könnte.«

»Nun, dann möge er Dich retten.«

Salvato lächelte, indem er leicht die Achseln zuckte.

»Du weißt recht wohl,« sagte er, »daß ich in diesem Falle seine Hilfe nicht annehmen würde, aber —«

»Aber was? Rede aus.«

»Aber wenn Du deinerseits, wenn Du auch gefangen bleibt, doch nicht mehr in Todesgefahr schwebtest, so stünde hundert gegen eins zu wetten, daß wir, mein Vater und ich, Dich ebenfalls retten würden.«

»Mein Freund, ich kann unmöglich errathen, was Du mit diesen Worten eigentlich sagen willst. Theile mir lieber sofort mit, was Du mir zu sagen hast, oder ich verliere den Verstand.«

»Beruhige Dich. Lehne Dich an meine Brust und höre.«

Luisa heftete ihre großen Augen auf ihren Geliebten und sah ihn fragend an.

»Ich höre,« sagte sie.

»Du bist schwanger, Luisa —«

Luisa erbebte zum zweiten Male.

»O mein armes Kind!«, murmelte sie; »was hat es gethan, daß es mit mir zugleich sterben soll?«

»Wohlan, anstatt zu sterben, soll es leben, und dadurch, daß es lebt, seine Mutter retten.«

»Was hätten wir zu diesem Zwecke zu thun? Ich begreife Dich nicht, Salvato.«

»Die schwangere Frau ist geheiligt und das Gesetz kann die Mutter nicht eher mit dem Tode heimsuchen, als bis das Kind nicht zugleich davon betroffen wird.«

»Was sagst Du?«

»Die Wahrheit. Warte das Gericht ab, und wenn Du, wie wir nach dem, was mir der Cardinal Ruffo gesagt hat, nicht anders erwarten können, im voraus verurtheilt bist, so erkläre in dem Augenblick, wo der Richter dein Urtheil verkünden will, deine Schwangerschaft und diese Erklärung an und für sich gibt Dir eine Frist von sieben Monaten.«

Luisa betrachtete Salvato mit traurigem Blick.

»Mein Freund, sagte sie, »gibst Du, der sonst so unerschütterlich an der Ehre festhält, mir den Rath, mich öffentlich zu entehren?«

»Ich gebe Dir den Rath, zu leben, gleichviel durch welches Mittel, dafern Du nur lebst. Begreifst Du?«

Luisa fuhr in demselben Ton und als ob sie nicht verstanden hätte, fort:

»Alle Welt weiß, daß mein Gatte seit länger als sechs Monaten abwesend ist und ich sollte, während man mich ungerecht und wegen eines Verbrechens, welches ich begangen habe, verurtheilt, laut erklären: Ich bin ein treuloses Weib, eine Ehebrecherin! O, ich müßte vor Scham sterben, mein Freund! Du siehst, daß es weit besser ist, auf dem Blutgerüst zu sterben.«

»Aber unser Kind! Hast Du das Recht, es zum Tode zu verurtheilen?«

»Gott ist mein Zeuge, mein Freund, daß, wenn wir am Leben geblieben wären, daß, wenn ich das erste Weinen unseres Kindes gehört, wenn ich einen Athem gefühlt, seine Lippen geküßt hätte — Gott ist mein Zeuge, daß ich dann die Schmach meiner Mutterschaft mit Stolz getragen hätte. Bist Du aber morgen todt und ich in sieben Monaten — denn sterben muß ich doch jedenfalls — so ist das arme Kind nicht bloß Waise, sondern auch mit dem ewigen Makel seiner Geburt gebrandmarkt. Ein unbarmherziger Kerkermeister wird es hinter einen Eckstein werfen — es wird erfrieren, es wird verhungern, es wird von den Hufen der Pferde getreten werden. Nein, Salvato, möge es mit uns zugleich verschwinden, und wenn, wie Leonora glaubt und wie auch ich es hoffe, die Seele unsterblich ist, so werden wir mit der Last unserer Verirrungen beladen vor Gott erscheinen, aber auch zugleich in Begleitung des Engels, der uns Gnade erflehen wird.

»Luisa! Luisa!« rief Salvato; »bedenke wohl, besinne Dich!«

»Und er, da drüben! So gut, so edel! Wenn er, während er weiß, daß ich den Muth gehabt, ihn

zu betrügen, erführe, daß ich nicht den Muth habe, zu sterben, während alle Welt um ihn herum wissen würde, um welchen Preis ich mein Leben erkaufte, unter welcher Last von Scham würde er die Stirn beugen! O, ich brauche bloß daran zu denken, fuhr Luisa sich erhebend fort, »um mich stark zu fühlen wie eine Spartanerin, und wenn das Schaffot hier stünde, so würde ich es lächelnd besteigen.«

Salvato sank vor ihr auf die Knie nieder und küßte ihr leidenschaftlich die Hand.

»Ich habe gethan, was ich thun mußte,« sagte er zu ihr. »Ich danke Dir, daß Du thun willst, was Du zu thun hast.«

Fünftes Capitel.

Das Tribunal von Monte Oliveto.

Hector Caraffa hatte sich nicht geirrt. Um neun Uhr Abends hörte man die Tritte eines bewaffneten Trupps auf der Treppe, welche nach dem Kerker der Gefangenen führte.

Die Thür öffnete sich und man sah in dem Halbschatten die Musketen der Soldaten glänzen.

Die Schließer traten ein, sie trugen Ketten, welche sie auf das Pflaster des Kerkers warfen und die niederfallend dumpf erkirrten.

Das Blut des edlen Grafen Ruvo empörte sich.

»Ketten! Ketten!« rief er; »dieselben sind doch nicht etwa für uns?«

»Nun, für wen sollen sie denn sonst sein?« fragte einer der Schließer in höhnischem Ton.

Hector machte eine drohende Geberde, sah sich nach einem Gegenstand um, dessen er sich als Waffe bedienen könnte, und wog, da er keinen fand, mit dem Blicke den Felsblock, welcher die Mündung des Brunnens bedeckte, und schickte, wie Ajax, sich an ihn aufzuheben.

Cirillo that ihm Einhalt.

»Freund,« sagte er, »die ehrenvollste Narbe nach der, welche das Eisen des Feindes auf dem Arme eines Helden zurückläßt, ist die, welche die Ketten eines Tyrannen auf dem Arme eines Patrioten zurücklassen. Hier ist mein Arm. Wo sind unsere Ketten?«

Und der edle Greis streckte seine beiden Arme aus.

Als die Thür sich öffnete, spielte Velasco seiner Gewohnheit gemäß Guitarre und sang, indem er sich begleitete, ein lustiges neapolitanisches Liedchen.

Die Schließer traten ein, warfen ihre Ketten auf den Fußboden, aber Velasco ließ sich nicht stören.

Hector sah bald Domenico Cirillo, bald den unerschütterlichen Sänger an.

»Ich schäme mich,« sagte er, »denn ich glaube in der That, daß es hier zwei Männer gibt, welche muthiger sind als ich.«

Und er streckte seinerseits die Arme aus.

Dann kam die Reihe an Manthonnet.

Hierauf näherte sich Salvato. Während man ihn fesselte, stützten Eleonore Pimentel und Michele, welche während der ganzen Zeit, wo sie beiseite mit ihrem Geliebten gesprochen, nicht aus den Augen gelassen hatten, die junge Frau, welche nahe daran war niederzusinken.

Als Salvato gefesselt war, stieß Michele einen Seufzer aus, der seinen Grund mehr in dem Kummer hatte, seine Schwester verlassen zu müssen, als in der Scham über die Behandlung, die er erdulden mußte, und er näherte sich dem Schließer.

Velasco fuhr fort zu singen, ohne daß in seiner Stimme die mindeste Veränderung wahrzunehmen gewesen wäre.

Ein Schließer kam auf ihn zu. Er gab zu verstehen, daß man ihn sein Liedchen aussingen lassen möge, und als er damit fertig war, zerschlug er die Guitarre auf dem Fußboden und streckte die Arme aus.

Die Frauen zu fesseln hielt man nicht für nöthig.

Ein Theil der Soldaten ging wieder die Treppe hinauf, um zwischen sich und ihren Cameraden einen Raum zu schaffen, den dann die Gefangenen einnahmen, denn man konnte die schmale Treppe nur zu Zweien hinter einander hinaufgehen. Dann folgte der übrige Theil der bewaffneten Macht und man gelangte in den Hof.

Hier formierten die Soldaten zwei Reihen, durch welche die Gefangenen eingeschlossen wurden.

Andere dahinter postierte Soldaten, welche Fackeln trugen, leuchteten dem traurigen Zuge.

So durchzog man unter dem Hohngeschrei der Lazzaroni die ganze Strada Medina, vor dem Hause der beiden Backer vorbei, wo die Hohnreden sich verdoppelten, denn man hatte die San Felice erkannt.

Dann bog man in die Strada Monte Oliveto ein, an deren Ende, auf dem Largo desselben Namens, das Thor des in ein Tribunal umgestalteten Klosters sich öffnete.

Die Richter, oder besser gesagt die Henker hielten ihre Sitzungen im zweiten Stockwerke.

Der große Saal, nämlich der des Refectoriums, war zu einem Gerichtshofe umgestaltet.

Schwarz ausgeschlagen, hatte er weiter keine Zierathen, als Fahnentrophäen mit den Wappen der Bourbons von Neapel und von Spanien und ein kolossales Crucifix über dem Kopfe des Präsidenten, das Symbol des Schmerzes, aber nicht der Milde, und welches bloß hier zu sein schien, um zu beweisen, daß die menschliche Gerechtigkeit, sei es durch den Haß, sei es durch die Furcht, stets irregeleitet worden ist.

Man ließ die Gefangenen einen langen dunklen schmalen Gang längs des Prätoriums passieren. Sie konnten schon das Gebrüll der Menge hören, welche sie erwartete.

»Elendes Volk!«, murmelte Hector Caraffa. »Wie thöricht, sich dafür zu opfern!«

»Wir opfern uns,« antwortete Cirillo, »nicht bloß für dieses Volk, sondern für die ganze Menschheit. Das Blut der Märtyrer ist ein furchtbares Auflösungsmittel für die Throne.«

Man öffnete die Thür, welche auf die für die Angeklagten hergerichtete Estrade führte. Eine Flut von Licht, ein warmer Luftzug, ein Sturm von Geschrei drang bis zu ihnen.

Hector Caraffa, welcher voranschritt, blieb stehen, als ob er ersticken müßte.

»Vorwärts wie in Andria!« sagte Cirillo.

Und der unerschrockene Anführer erschien zuerst auf der Estrade.

Jeder seiner Genossen ward ebenso wie er selbst mit Hohngeschrei und Schmähungen empfangen.

Bei dem Anblicke der Frauen verdoppelte sich das Geschrei.

Als Salvato sah, daß Luisa zusammenknickte wie ein schwaches Rohr, faßte er sie um den Leib und hielt sie aufrecht.

Dann ließ er einen Blick in dem ganzen Saale umherschweifen.

Im ersten Range der Zuschauer, auf das Geländer, welches das Publikum von den Richtern trennte, gestützt, saß ein Benedictinermönch.

In dem Augenblick, wo Salvato's Augen sich auf ihn hefteten, hob er seine Capuze.

»Mein Vater!«, murmelte Salvato leise in Luisa's Ohr.

Und Luisa richtete sich unter einem Hoffnungsstrahle auf wie eine schöne Lilie unter einem Sonnenstrahle.

Die Augen der anderen Angeklagten, welche Niemanden in dem Saale zu suchen hatten, richteten sich auf das Tribunal.

Dasselbe bestand aus sieben Richtern mit Einschluß des Präsidenten. Sie saßen in einem Halbkreis, wahrscheinlich weil sie den Areopag der Athenienser nachzuahmen wünschten. Die Vertheidiger und der Procurator der Angeklagten — diese letzte Nachäffung eines Scheines von Gerechtigkeit — standen mit dem Rücken an die Estrade gelehnt. Sie waren mit den Angeklagten nicht einmal in Mittheilung gesetzt worden.

Ein einziger von den Räthen fehlte, Don Vincenzo Speciale, der Richter des Königs.

Man wußte sehr wohl, daß er im Namen Seiner sicilischen Majestät sprach, daß er, obschon nur einfacher Nominalrath, doch der eigentliche Präsident des Tribunals war.

Allerdings gab es einen Mann, welcher eifrig mit ihm kämpfte. Es war dies derselbe, welcher die Besoldung des Henkers herabgesetzt, der Fiscalprocurator Guidobaldi.

Die Angeklagten setzten sich.

Obschon die Fenster des im zweiten Stockwerk befindlichen Tribunalsaales offen standen, so machten doch die zahlreichen Zuschauer und die zahlreichen Lichter die Atmosphäre so heiß und dick, daß sie kaum noch zu athmen war.

»So wahr ich lebe,« sagte Hector Caraffa, »man sieht wohl, daß wir uns hier im Vorgemach der Hölle befinden. Man erstickt ja fast.«

Guidobaldi drehte sich rasch nach ihm herum.

»Du wirst bald auf ganz andere Weise ersticken, sagte er, »nämlich wenn Dir der Strick die Gurgel zuschnürt.«

»O Signor,« antwortete Hector Caraffa, »man sieht wohl, daß Sie nicht die Ehre haben mich zu kennen. Einen Mann meines Namens hängt man nicht, sondern man schlägt ihm den Kopf ab und dann hat er, anstatt keine Luft, deren nur zu viel.«

In diesem Augenblick ging eine Bewegung, die einem Schauer der Furcht und des Schreckens gleich, durch den Saal. Die Thür des Berathungscabinetts hatte sich soeben geöffnet und Speciale trat ein.

Er war ein Mann von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren, mit stark markierten Zügen, glattem, an den Schläfen herabhängendem Haar und kleinen, lebhaften, haßerfüllten schwarzen Augen, die mit einer Starrheit blickten, welche für den, auf welchen sie sich hefteten, schmerzhaft und peinlich ward. Eine wie ein Raubvogelschnabel gekrümmte Nase senkte sich auf schmale Lippen und ein Kinn herab, welches beinahe eben so lang hervorragte wie die Nase.

Der Kopf hatte eine sehr gerade Haltung trotz des sehr sichtbaren Höckers, welcher hinten den langen schwarzen Talar emporhob. Der Mann hätte grotesk ausgesehen, wenn er sich nicht furchtbar gemacht hätte.

»Ich habe, sagte Cirillo zu Hector Caraffa mit gedämpfter Stimme, obschon laut genug, um gehört zu werden, »ich habe stets bemerkt, daß die häßlichen Menschen boshaft und die verwachsenen noch schlimmer sind.

Hier, fuhr er fort, indem er mit dem Finger auf Speciale zeigte, »steht.

Einer, der meine Behauptung abermals bestätigt.«

Speciale hörte diese Worte, drehte den Kopf wie auf einem Zapfen herum und suchte mit den Augen den, welcher sie gesprochen.

»Drehen Sie sich noch besser herum, Herr Richter,« sagte Michele zu ihm.

»Ihr Höcker benimmt uns die Aussicht.«

Und er schlug ein lautes Gelächter auf, nicht wenig erfreut darüber, daß er auch sein Wort mit zur Conversation geliefert.

Dieses Gelächter fand in dem Saale ein wahrhaft homerisches Echo.

Wenn dies so fortging, so versprach die Sitzung für die Zuhörer eine sehr amüsante zu werden.

Speciale ward schwarzblau vor Wuth, fast sofort aber stieg ihm die Röthe ins Gesicht, als ob ihn der Schlag rühren sollte.

Mit einem einzigen weiten Schritt legte er die Entfernung zurück, die ihn von seinem Sessel trennte, und sank vor Wuth mit den Zähnen knirschend hinein.

»Beginnen wir sofort die Verhandlungen,« sagte er.

»Graf von Ruvo, Ihr Name, Ihre Vornamen, Ihr Alter und Ihr Stand?«

»Meine Namen?« antwortete der Gefragte.

»Ettore Caraffa, Graf von Ruvo, aus der Familie der Fürsten von Andria. Mein Alter? Zweiunddreißig Jahre. Mein Stand? Patriot.«

»Was haben Sie während der sogenannten Republik gemacht?«

»Sie können noch weiter zurückgehen und mich fragen, was ich unter der Monarchie gemacht habe.«

»Das ist nicht nöthig.«

»Dieser Meinung bin ich nicht und ich werde es Ihnen daher sagen: Ich habe conspiriert und ward von jenem schändlichen Vanni, welcher, als er sich die Kehle abschnitt, nicht ahnte, daß man einen noch Schlechteren als ihn finden würde, in das Castell San Elmo gesetzt. Ich entsprang, begab mich zu dem wackern berühmten Championnet und half ihm mit meinem Freund Salvato hier bei Civita Castellana den General Mack schlagen.«

»Dann,« unterbrach ihn Speciale, »haben Sie also gegen Ihr eigenes Vaterland gedient?«

»Gegen mein Vaterland nicht, bloß gegen den König Ferdinand. Mein Vaterland ist Neapel, und der Beweis, daß Neapel nicht der Meinung war, ich hätte gegen mein Vaterland gedient, liegt darin, daß es mich bat, ihm mit dem Grade eines Generals noch ferner zu dienen.«

»Und dieser Aufforderung sind Sie gefolgt?«

»Ja wohl, vom Herzen gern.«

»Meine Herren,« sagte Speciale, »ich hoffe, daß wir uns gar nicht erst die Mühe nehmen werden, über die Strafe zu berathen, welche diesem Verräther, diesem Abtrünnigen zuzuerkennen ist.«

Ruvo erhob sich oder sprang vielmehr auf seine Füße.

»Ha, Elender,« sagte er, indem er seine Fesseln schüttelte und sich gegen Speciale hinüberbog, »diese Ketten sind es, welche Dir den Muth geben, mich zu beleidigen. Wäre ich frei, so würdest Du anders mit mir sprechen.«

»Ich verurtheile Dich zum Tode,« sagte Speciale, »und da Du in deiner Eigenschaft als Fürst das Recht hat, enthauptet zu werden, so soll dies geschehen, aber durch die Guillotine.«

»Amen!«, sagte Hector, indem er sich mit der größten Unbefangenheit wieder setzte und dem Tribunal den Rücken kehrte.

»Jetzt bist Du an der Reihe, Cirillo,« sagte Speciale.

»Dein Name, dein Alter, dein Stand?«

»Domenico Cirillo,« antwortete der Gefragte mit ruhiger Stimme.

»Ich bin sechzig Jahre alt. Unter der Monarchie war ich Arzt, unter der Republik Volksvertreter.«

»Und was bist Du heute mir gegenüber?«

»Dir, Feigling, gegenüber bin ich ein Held.«

»Zum Tode verurtheilt!« heulte Speciale.

»Zum Tode verurtheilt!« wiederholte das Tribunal wie ein geisterhaftes Echo.

»Weiter, Du da unten, der Du die Generalsuniform der sogenannten Republik trägt.«

»Ich?«, fragten Manthonnet und Salvato gleichzeitig.

»Nein, Du, der Du Kriegsminister gewesen bist. Rasch deinen Namen —«

Manthonnet unterbrach ihn.

»Gabriel Manthonnet; zweiundvierzig Jahre alt.«

»Was hast Du unter der Republik gethan?«

»Große Dinge, obschon dieselben nicht groß genug waren, denn zuletzt haben wir capituliert.«

»Was hast Du zu deiner Vertheidigung zu sagen?«

»Ich habe capituliert.«

»Dies ist nicht genug.«

»Das thut mir leid, ich habe aber denen, welche das heilige Gesetz der Verträge mit Füßen treten, keine andere Antwort zu geben.«

»Zum Tode!«

»Zum Tode!« wiederholte das Tribunal.

»Und Du, Michele der Narr!« fuhr Speciale fort; »was hast Du unter der Republik gemacht?«

»Ich bin klug geworden,« antwortete Michele.

»Hast Du etwas zu deiner Vertheidigung zu sagen?«

»Es würde vergeblich sein.«

»Warum?«

»Weil die Wahrsagerin Nanno mir prophezeit hat, daß ich Oberst werden und dann an dem Galgen sterben würde. Oberst bin ich gewesen, und es bleibt mir nur noch übrig, gehängt zu werden. Alles, was ich sagen könnte, würde mich nicht daran hindern. Geniren Sie sich daher nicht, sondern singen Sie auch in Bezug auf mich Ihren Refrain: Zum Tode!«

»Zum Tode!« wiederholte Speciale.

»Nun Sie,« fuhr er fort, indem er mit dem Finger auf Leonora Pimentel zeigte.

Sie erhob sich, schön, ruhig und ernst wie eine Matrone des Alterthums.

»Ich?«, sagte sie.

»Ich heiße Leonora Fonseca Pimentel und bin zweiunddreißig Jahre alt.«

»Was haben Sie zu Ihrer Vertheidigung zu sagen?«

»Nichts, wohl aber habe ich viel zu meiner Anklage zu sagen, denn heutzutage sind es die Helden, welche man anklagt, und die Feiglinge, welche man belohnt.«

»Nun, dann sprechen Sie, da es Ihnen beliebt, sich selbst anzuklagen.«

»Ich war die Erste, welche den Neapolitanern zurief: »Ihr seid frei!« Ich habe ein Journal

herausgegeben, in welchem ich die Eidbrüche, die Verworfenheit, die Verbrechen der Tyrannen entschleierte habe; ich habe auf dem Theater San Carlo die Hymne an die Freiheit von Monti declamiert, ich habe —«

»Genug, unterbrach Speciale; »Sie können in dieser Lobrede auf sich selbst auf dem Wege zum Galgen weiter fortfahren.«

Leonora setzte sich ruhig, wie sie aufgestanden war.

»Jetzt Du dort, Guitarrenmann,« sagte Speciale sich zu Velasco wendend, »denn man hat mir gesagt, daß Du Dir im Gefängniß die Zeit mit Guitarrenspielen vertrieben hast.«

»Nun, ist das vielleicht ein Majestätsverbrechen?«

»Nein, und wenn Du weiter nichts gethan hättest als dies, so wärest Du, obschon dies das Vergnügen eines Müßiggängers ist, nicht hier. Da Du aber hier bist, so mache uns das Vergnügen, uns deinen Namen, deinen Vornamen, dein Alter und deinen Stand zu sagen.«

»Und wenn es mir nicht beliebt, Ihnen zu antworten?«

»So wird mich dies nicht abhalten, Dich zum Tode zu schicken.«

»Schön!«, sagte Velasco.

»Ich werde gehen, ohne daß Du mich schickst.«

Und mit einem einzigen Sprunge, dem Sprunge eines Jaguar, schwang er sich über die Estrade hinweg und stürzte mitten in das Prätorium. Dann und ohne daß man Zeit hatte ihn aufzuhalten, ja ehe man noch seine Absicht errathen konnte, eilte er nach dem Fenster, während er mit seinen Ketten um sich herumschlug, und rief: »Platz! Platz!«

Jeder wich vor ihm zurück. Er sprang auf das Fenstersims, verweilte aber hier nur einen Augenblick. Der ganze Saal stieß einen Schreckensruf aus — der Gefangene hatte sich hinausgestürzt.

Beinahe unmittelbar darauf hörte man den Fall eines schweren Körpers, der auf das Pflaster niederschlug.

Es trat in dem bis jetzt so geräuschvollen Saale ein Augenblick peinlichen Schweigens ein. Richter, Angeklagte und Zuschauer wurden von einem unwillkürlichen Schauer überrieselt. Luisa warf sich in die Arme ihres Geliebten.

»Soll ich die Sitzung aufheben?« fragte der Präsident.

»Warum das?« entgegnete Speciale. »Sie hätten ihn jedenfalls zum Tode verurtheilt; er hat sich selbst den Tod gegeben und der Gerechtigkeit ist Genüge geschehen. Antworten Sie, Herr Franzose,« fuhr er sich zu Salvato wendend fort, »und sagen Sie uns, wie es kommt, daß Sie vor uns erscheinen.«

»Ich erscheine vor Ihnen,« sagte Salvato, »weil ich nicht Franzose, sondern Neapolitaner bin. Ich heiße Salvato Palmieri. Ich zähle sechsundzwanzig Jahre, ich bete die Freiheit an; ich verabscheue die Tyrannei. Ich bin es, den die Königin durch ihren Sbirren Pasquale de Simone ermorden lassen wollte. Ich bin es, der, indem ich mich gegen sechs Meuchelmörder vertheidigte, die Kühnheit hatte, zwei davon zu tödten und zwei zu verwunden. Ich habe den Tod verdient — verurtheilen Sie mich.«

»Wohlan,« sagte Speciale, »wir dürfen diesem würdigen Patrioten das, was er von uns verlangt, nicht abschlagen. Zum Tode!«

»Zum Tode!« wiederholte das Tribunal.

Luisa war auf dieses Resultat gefaßt, aber dennoch ließ sie sich einen Seufzer entschlüpfen, welcher einem Aechzen glich.

Der Benedictinermönch hob seine Capuze und wechselte mit Salvato einen raschen Blick.

»Na, nun ist die Signora an der Reihe,« sagte Speciale, »dann sind wir fertig.

Obschon wir Alles eben so gut wissen wie Sie, Signora, so werden Sie doch die Güte haben, uns Ihre kleine Affaire zu erzählen. Vor allen Dingen sagen Sie uns Ihren Namen, Ihren Vornamen, Ihr Alter und Ihren Stand, dann wollen wir zu den Backers übergehen.«

»Steh auf, Luisa, und stütze Dich auf meine Schulter,« sagte Salvato leise.

Luisa erhob sich und nahm den ihr dargebotenen Stützpunkt an.

Als die Zuschauer sie so jung, so schön, so bescheiden sahen, entrang sich ihnen ein Murmeln der Bewunderung und des Mitleid.

»Thürsteher,« sagte Speciale, »gebietet Schweigen.«

»Ruhe!« rief der Thürsteher.

»Sprich,« sagte Salvato.

»Ich heiße Luisa Molina San Felice,« sagte die junge Frau mit sanfter, zitternder Stimme. »Ich zähle dreiundzwanzig Jahre. Ich bin unschuldig an dem Verbrechen, dessen man mich anklagt, aber ich verlange nichts Besseres, als zu sterben.«

»Dann, sagte Speciale, welcher nur ungern die Beweise von Theilnahme sah, welche man der Angeklagten von allen Seiten erwies, dann behaupten Sie wohl, daß nicht Sie es sind, welche die Bankiers Backer denunciirt hat?«

»Sie behauptet dies mit um so mehr Recht,« sagte Michele, »als ich es bin, von welchem diese Denunciation ausgegangen ist. Ich war bei dem General Championnet. Ich gab den Rath, Giovannina zu befragen. Sie hat mit der ganzen Sache nichts zu schaffen gehabt, meine arme kleine Schwester. Sie können sie daher ganz ruhig wieder entlassen und bitten, daß die Sie in ihr Gebet einschließe, denn sie ist eine Heilige.«

»Schweig, Michele, schweig!«, murmelte Luisa.

»Nein, sprich; im Gegentheile, sprich, Michele!« sagte Salvato.

»Und ich kann um so mehr sprechen,« fuhr der Lazzarone fort, »als jetzt, wo ich einmal verurtheilt bin, mir nichts weiter geschehen kann. Wenn ich einmal gehängt werden soll, so kann ich eben so gut die Wahrheit sagen. Die Lügen sind es, welche einen ehrlichen Mann erwürgen, aber nicht der Strang. Wohlan, ich sagte also, daß die Madonna am Fuße der Grotte, ihre Nachbarin, nicht reiner ist als sie. Sie kam ausdrücklich von Pästum zurück, um die armen Backers zu warnen, traf sie aber bereits in den Händen der Soldaten an, von welchen sie in das Castello Nuovo gebracht wurden. Vor seinem Tode hat der Sohn ihr geschrieben, er wisse wohl, daß nicht sie, sondern ich die Ursache seines Todes wäre. Gib einmal den Brief her, Schwesterchen, gib ihn her. Diese Herren werden ihn lesen. Sie sind zu gerecht, um Dich zu verurtheilen, wenn Du unschuldig bist.«

»Ich habe ihn nicht mehr,« murmelte Luisa; »ich weiß nicht mehr, was ich damit gemacht habe.«

»Ich habe ihn,« rief Salvato lebhaft. »Greife einmal in diese Tasche, Luisa, und gib ihn hin.«

»Du willst es, Salvato,« murmelte Luisa.

Dann setzte sie noch leiser hinzu:

»Und wenn man mich nun begnadigte?«

»Möge der Himmel es geben!«

»Aber Du?«

»Mein Vater ist da.«

Luisa zog den Brief aus Salvatos Tasche und reichte ihn dem Richter.

»Meine Herren, sagte Speciale, »wenn dieser Brief auch wirklich von Backers Hand geschrieben sein sollte, so hoffe ich doch, daß sie ihm nicht mehr Vertrauen schenken werden, als er verdient. Sie wissen, daß der junge Backer der Liebhaber dieser Frau war.«

»Der Liebhaber?« rief Salvato. »O, Elender, berühre dieses makellose Wesen nicht auch nur mit deinen Worten!«

»Er hatte sich in mich verliebt, wollen Sie wohl jagen, Signor,« entgegnete Luisa.

»Ja und zwar bis zum Wahnsinn, denn nur ein Wahnsinniger konnte einer Frau das Geheimniß einer Verschwörung anvertrauen.«

»Lesen Sie den Brief« sagte Salvato, indem er sich erhob, »und zwar laut.«

»Ja, laut! laut!« rief das Publicum.

Speciale sah sich demgemäß genöthigt, dieser öffentlichen Stimme zu gehorchen und las den uns bekannten Brief, durch welchen André Backer zum Beweise seines Vertrauens zu Luisa und seiner Ueberzeugung, daß sie mit der Denunciation des royalistischen Complots nichts zu schaffen gehabt, Luisa den Auftrag ertheilte, eine Summe von vierhunderttausend Ducati unter die Opfer des Kampfes zu vertheilen.

Die Richter sahen einander an. Auf eine so vollständig in Abrede gestellte Thatsache hin war es nicht möglich eine Verurtheilung auszusprechen, denn das Opfer ward dadurch gerechtfertigt, während der Schuldige sich selbst anklagte.

Dennoch lautete der Befehl des Königs positiv. Man mußte sie verurtheilen und zwar zum Tode.

Speciale war übrigens auch nicht der Mann, der durch eine solche Kleinigkeit in Verlegenheit gebracht worden wäre.

»Gut,« sagte er. »Das Tribunal läßt diesen Anklagepunkt fallen.«

Diese Worte wurden mit einem Gemurmeln des Beifalls aufgenommen.

»Aber,« fuhr Speciale zu Luisa gewendet fort, »Sie sind auch noch eines andern nicht minder schweren Verbrechens angeklagt.«

»Was wäre das für eines?« fragten Luisa und Salvato gleichzeitig.

»Sie sind angeklagt, einem Mann ein Asyl gegeben zu haben, welcher nach Neapel kam, um gegen die Regierung zu konspirieren. Sie haben diesen Mann sechs Wochen lang beherbergt und ihn erst fortgelassen, als er sich zum Kampfe gegen die Truppen des legitimen Königs begab.«

Luisa senkte, anstatt zu antworten, das Haupt und - betrachtete Salvato mit zärtlichem Blick.

»Nun, das laß' ich mir aber doch gefallen!«, sagte Michele. »Konnte sie ihn vielleicht vor ihrer Thür sterben lassen, ohne ihm Beistand zu leisten? Ist es nicht das erste Gebot des Evangeliums, unseren Nächten beizustehen?«

»Ein Verräther, unterbrach Speciale, »ist Niemandes Nächster.«

Dann, als ob er mit dieser Angelegenheit, welcher sich das öffentliche Interesse in höherem Grade zuwendete, als ihm lieb war, so schnell als möglich fertig zu werden wünschte, sagte er:

»Also Sie gestehen, einen Verschwörer aufgenommen, verborgen gehalten und gepflegt zu haben, der Ihr Haus nur verlassen hat, um mit den Jakobinern und Franzosen gemeinschaftliche Sache zu machen?«

»Ja, ich gestehe es,« sagte Luisa.

»Dies genügt. Dies ist Hochverrath und ein Capitalverbrechen zum Tode!«

»Zum Tode!« wiederholte das Tribunal in dumpfem Tone.

Unter den Zuhörern machte sich ein langes, schmerzliches Murmeln bemerkbar.

Luisa San Felice wendete sich ruhig und die Hand auf das Herz drückend nach den Zuschauern, um ihnen zu danken.

Plötzlich hielt sie unbeweglich und mit stierem Blicke inne.

»Was ist Dir?« fragte Salvato.

»Dort! dort! Siehst Du?« sagte sie, ohne eine Geberde zu machen und indem sie sich blos ein wenig vorwärts neigte. »Er! er! er!«

Salvato neigte sich seinerseits nach der ihm von Luisa angedeuteten Richtung und sah einen Mann von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren, schwarz und elegant gekleidet und mit dem auf seinen Frack gestickten Malteserkreuz.

Langsam schritt er durch die Menge, welche vor ihm zur Seite wich, auf das Tribunal zu. Er öffnete das Geländer, welches das Publicum von der Junta trennte, ging bis in die Mitte des Prätoriums und sagte zu den Richtern gewendet, welche ihn erstaunt ansahen:

»Sie haben soeben diese Frau zum Tode verurtheilt, ich komme aber, um Ihnen zu sagen, daß Ihr Urtheil nicht vollstreckt werden kann.«

»Und warum nicht?«, fragte Speciale.

»Weil sie schwanger ist,« antwortete er.

»Woher wissen Sie das?«

»Ich bin ihr Ehegatte, der Chevalier San Felice.«

Unter dem Publicum vernahm man einen Freudenruf, auf der Estrade der Angeklagten einen Ruf der Verwunderung. Speciale war bleich, indem er fühlte, daß seine Beute ihm entschlüpfte.

Die Richter betrachteten einander mit unruhigem Blick.

»Luciano! Luciano!« murmelte Luisa, indem sie dem Chevalier die Hände entgegenstreckte, während große Thränen der Rührung ihren Augen entrollten.

Der Chevalier näherte sich der Estrade; die Soldaten wichen von selbst zurück. Er ergriff die Hand seiner Gattin und küßte dieselbe zärtlich.

»Ha, Du hattest wohl Recht, Luisa,« sagte Salvato leise »dieser Mann ist ein Engel und ich schäme mich, ihm gegenüber so wenig zu sein.«

»Man bringe die Verurtheilten nach der Vicaria,« sagte Speciale, »diese Frau aber,« setzte er hinzu, »führe man in das Castello Nuovo zurück.«

Die Thür, durch welche die Angeklagten eingetreten waren, öffnete sich, um die Verurtheilten hinausgehen zu lassen. Ehe Salvato aber die Estrade verließ, hatte er noch Zeit, einen letzten Blick mit seinem Vater zu wechseln.

Sechstes Capitel.

In der Capelle.

Dem von Speciale erheilten Befehl gemäß wurden die Verurtheilten nach der Vicaria gebracht und Luisa in das Castello Nuovo zurückgeführt.

Dennoch hatten die beiden Liebenden, welche bei den Soldaten mehr Mitleid fanden als bei den Richtern, noch Zeit, einander Lebewohl zu sagen und einen letzten Kuß zu wechseln.

Beseelt von Vertrauen auf seinen Vater versicherte Salvato seiner Freundin, daß er der besten Hoffnung lebe und daß er diese Hoffnung selbst am Fuße des Schaffots noch nicht aufgeben würde.

Luisa antwortete nur durch ihre Thränen.

Endlich an der Thür mußte man sich trennen. Die Verurtheilten passierten die Calata Trinita Maggiore, die Strada Trinita und den Vico Stoto; dann brachte die Strada dei Tribunali sie geraden Weges nach der Vicaria.

Luisa dagegen kehrte durch die Strada Monte Oliveto und die Strada Medina in das Castello Nuovo zurück, wo sie kraft einer Empfehlung vom Prinzen Francesco, die ein unbekannter Mann gebracht, in ein besonderes Zimmer eingeschlossen ward.

Wir wollen nicht versuchen, die Situation zu malen, in welcher man sie hier ließ. An unseren Lesern ist es, sich selbst eine Vorstellung davon zu machen.

Was die Verurtheilten betraf, so schritten sie, wie wir bereits gesagt, nach der Vicaria, bis an deren Thor sie von denen escortiert wurden, welche der Sitzung des Tribunals beigewohnt hatten.

Ausgenommen hiervon waren jedoch der Chevalier San Felice und der Mönch, welche sich einander genähert hatten und mit einander bis an die erste Ecke der Strada della Guercia, das heißt bis an die Ecke des Vico desselben Namens, geeilt waren.

Das Thor der Vicaria stand fortwährend offen. Es empfing die Verurtheilten von dem Tribunal, behielt sie zwölf, vierzehn bis fünfzehn Stunden und warf sie dann auf das Schaffot.

Der Hof war mit Soldaten angefüllt. Des Abends breitete man für dieselben unter den Arcaden eine Anzahl Matratzen aus und sie schliefen hier in ihren Capot oder in ihren Mantel gehüllt.

Uebrigens stand man jetzt in den wärmsten Tagen des Jahres.

Es war gegen zwei Uhr Morgens, als die Verurtheilten anlangten, und sie wurden sofort in die Capelle geführt.

Hier wurden sie augenscheinlich erwartet. Das Gemach, in welchem sich der Altar befand, war durch Wachskerzen, das andere durch eine an der Decke hängende Lampe erleuchtet.

Auf der Erde lagen sechs Matratzen. Eine Anzahl Schließer warteten in diesem Gemach.

Die Soldaten machten an dem Thor Halt und hielten sich bereit, Feuer zu geben, wenn in dem Augenblick, wo man den Verurtheilten die Ketten abnahm, von ihnen ein Empörungsversuch unternommen würde.

Dies stand aber nicht zu fürchten. An diesem Punkt angelangt, fühlte jeder, daß nicht blos der

neugierige Blick seiner Zeitgenossen, sondern auch das unparteiische Auge der Nachwelt auf ihm ruhte, und keiner war ein so großer Feind seines Rufes, daß er die heitere Ruhe des Todes durch eine unkluge zornige Aufwallung getrübt hätte.

Deshalb ließen sie sich mit derselben Ruhe, als ob es sich um andere Personen handelte, die Ketten abnehmen, welche ihnen die Hände fesselten, und sich diejenigen, durch welche sie an den Fußboden gefesselt wurden, an die Füße legen.

Der Ring war nahe genug an dem Bett und die Kette lang genug, damit der Verurtheilte sich niederlegen konnte.

War er aber aufgestanden, so konnte er sich nicht weiter als um einen Schritt von dem Bett entfernen.

Binnen zehn Minuten war die doppelte Operation ausgeführt. Die Schließer entfernten sich zuerst, dann die Soldaten.

Hierauf schloß sich die Thür mit ihren dreifachen Riegeln und ihren doppelten Gittern.

»Meine Freunde,« sagte Cirillo, sobald das letzte Knarren der Thüren verstummt war, »laßt mich als Arzt Euch einen guten Rathgeben.«

»Ah, in der That,« rief der Graf von Ruvo lachend, »Ihr Rath soll mir sehr willkommen sein, denn ich fühle mich sehr krank, so krank, daß ich die dritte Stunde des Nachmittags nicht überleben werde.«

»Mein lieber Graf, entgegnete Cirillo, ich habe gesagt, einen guten Rath, aber nicht ein Recept.«

»Dann nehme ich meine Bemerkung zurück. Wir wollen annehmen, ich hätte gar nichts gesagt.«

»Ich wette,« sagte Salvato seinerseits, »daß ich den guten Rath, den Sie uns geben wollten, mein lieber Hippokrates, errathe; Sie wollten uns rathen, zu schlafen; nicht wahr?«

»Sehr richtig; der Schlaf ist die Kraft, und obschon wir Männer sind, so werden wir doch, wenn die Stunde da ist, unserer Kraft und zwar unserer ganzen Kraft bedürfen.«

»Wie, mein lieber Cirillo,« sagte Manthonnet, »wie kommt es, daß Sie, der Sie ein Mann der Vorsicht sind, sich in Hinblick auf diese Stunde nicht mit einem gewissen Pulver oder mit einer gewissen Flüssigkeit versehen haben, welche uns der Mühe überhebt, vor den Augen dieser Dummköpfe, der Lazzaroni, am Ende eines Stranges den lächerlichen Tanz aufzuführen, mit welchem wir bedroht sind?«

»Ich habe wohl daran gedacht, aber als Egoist, der ich bin, und da ich nicht ahnte, daß wir gemeinschaftlich sterben würden, habe ich nur für mich allein daran gedacht. Dieser Ring schließt wie der Hannibal's den Tod dessen in sich, der ihn trägt.«

»Ha!« sagte Caraffa, »nun verstehe ich, warum Sie uns rathen zu schlafen. Sie wären mit uns eingeschlafen, aber nicht wieder mit uns erwacht.«

»Da irrst Du Dich, Hector. Ich bin vollkommen entschlossen, wie Ihr und mit Euch zu sterben, und wenn es unter Euch Einen gibt, der schlecht geschlafen hat und im Augenblick, wo die große Reise angetreten werden soll, einige Schwäche fühlen sollte, so gehört dieser Ring ihm.«

»Zum Teufel, sagte Michele, »das ist sehr verlockend.«

»Willst Du ihn, armes Kind des Volkes, der Du nicht wie wir, wenn es zum Sterben kommt, den Beistand der Wissenschaft und der Philosophie zu Hilfe rufen kannst?« fragte Cirillo.

»Ich danke, ich danke, Doctor,« sagte Michele; »es wäre Schade um das Gift.«

»Aber warum?«

»Nun, weil die alte Nanno mir prophezeit hat, daß ich gehängt werden würde und weil nichts mich abhalten kann, auch wirklich gehängt zu werden. Machen Sie daher Ihr Geschenk irgend Jemanden, dem es freisteht, nach seiner Weise zu sterben.«

»Ich nehme Ihr Anerbieten an, Doctor,« sagte Leonora Pimentel.

»Ich hoffe allerdings davon keinen Gebrauch machen zu müssen, aber ich bin Weib und kann im entscheidenden Augenblick eine Anwendung von Schwäche haben. Wenn dieses Unglück mich treffen sollte, dann werden Sie mir verzeihen, nicht wahr?«

»Hier ist der Ring,« sagte Cirillo, »aber Sie thun unrecht, wenn Sie an sich selbst zweifeln. Ich bürge für Sie.«

»Gleichviel,« sagte Leonora, indem sie die Hand ausstreckte, »geben Sie nur her.«

Die Matratze des Doctors war von der Leonora's Pimentel zu weit entfernt, als daß Cirillo den Ring hätte von Hand zu Hand geben können. Er gab ihn daher dem ihm zunächst befindlichen Gefangenen, der ihn seinem Nachbar reichte, welcher ihn Leonora zustellte.

»Man erzählt,« sagte diese, »daß Cleopatra, als man ihr die in einem Korbe Feigen liegende Natter brachte, damit begann, das Thier zu liebkosen, indem sie sagte: Sei mir willkommen, du häßliches kleines Thier. Mir erscheinst du schön, denn du bist die Freiheit. Auch du, o kostbarer Ring, bist die Freiheit und ich küsse dich wie einen Bruder.«

Salvato hatte, wie man gesehen, an dieser Conversation keinen Theil genommen. Er saß auf einem Bett, mit den Ellbogen auf den Knien und den Kopf in die Hände stützend.

Hector Caraffa betrachtete ihn mit Unruhe. Von seiner Matratze aus konnte er bis zu ihm reichen.

»Schläfst Du oder träumst Du?« fragte er.

Salvato richtete ein vollkommen ruhiges Gesicht empor. Es war bloß traurig, weil die Traurigkeit der einmal vorherrschende Charakter dieser Physiognomie war.

»Nein,« sagte er, »ich denke nach.«

»Worüber?«

»Ueber einen Gewissensfall.«

»Ha!«, rief Manthonnet lachend, »welch ein Unglück, daß der Cardinal Ruffo nicht hier ist!«

»An diesen würde ich mich nicht wenden, denn der Gewissensfall, von welchem ich spreche, kann nur von Dir allein gelöst werden.«

»Zum Teufel!« rief Hector Caraffa, »ich hätte nicht geglaubt, daß man mich hier einsperrte, um Mitglied eines Concils zu sein.«

»Cirillo, unser Lehrmeister in der Philosophie, in der Wissenschaft, besonders aber in der Ehre, sagte soeben: Ich besitze Gift, aber ich besitze dessen nur für mich allein, deshalb werde ich mich desselben nicht bedienen.«

»Wollen Sie es?« fragte Leonora lebhaft. »Ich würde gern bereit sein, es Ihnen zu überlassen, denn es brennt mir in den Händen.«

»Nein, ich danke. Es ist bloß eine einfache Frage, welche mir Ihnen zu stellen bleibt. Sie wollen, mein lieber Cirillo, nicht allein eines sanften und ruhigen Todes sterben, während Ihre Genossen einen grausamen und entehrenden Tod erleiden, nicht wahr?«

»Ja, so ist es. Da ich mit ihnen gleichzeitig verurtheilt bin, so glaube ich, muß ich auch mit

ihnen und wie sie sterben.«

»Wenn Sie aber nun anstatt der Möglichkeit zu sterben die Gewißheit zu leben hätten?«

»Dann würde ich das Leben aus denselben Gründen zurückweisen, welche mich bewogen haben, den Tod in einer andern Gestalt zurückzuweisen.«

»Denkt Ihr Alle wie Cirillo?«

»Ja, Alle,« antworteten die vier Männer wie mit einer Stimme.

Leonora Pimentel horchte mit steigender Begier.

»Aber,« fuhr Salvato fort, »wenn eure Rettung die Rettung eines Andern, eines schwachen, unschuldigen Wesens herbeiführen könnte, welches, um sich dem Tode zu entziehen, nur auf Euch rechnet, nur auf Euch hofft und welches ohne Euch sterben würde?«

»O dann,« rief Leonora Pimentel lebhaft, »dann wäre es unsere Pflicht, anzunehmen.«

»Sie sprechen als Weib, Leonora.«

»Und wir, wir sprechen als Männer, « hob Cirillo wieder an, »und eben so wie Leonora sagen wir: Salvato, es wäre unsere Pflicht, anzunehmen.«

»Ist das auch Ihre Meinung, Ruvo?« fragte der junge Mann.

»Ja.«

»Auch die Ihrige, Manthonnet?«

»Ja.«

»Auch die deinige, Michele?«

»Ja, hundertmal ja.«

Dann, nachdem Michele dies gesagt, neigte er sich zu Salvato und sagte:

»Im Namen der Madonna, Signor Salvato, retten Sie sich und retten Sie Luisa. Ha, wenn ich sicher sein könnte, daß sie nicht sterben wird, dann würde ich tanzend zum Galgen gehen und mit dem Strick um den Hals noch rufen: »Es lebe die Madonna!«

»Es ist gut,« sagte Salvato, »ich weiß nun, was ich wissen wollte. Ich danke.«

Und Alles versank wieder in Schweigen.

Nur die Lampe, welche ihr Oel erschöpft hatte, knisterte einen Augenblick, schoß kleine Blitze und erlosch langsam.

Es dauerte nicht lange, so brach ein grauer Schimmer, den Tag verkündend, welcher der letzte Tag der Verurtheilten sein sollte, traurig durch das Gitter der Fenster.

»Dies ist das Sinnbild des Todes,« sagte Salvato. »Die Lampe erlöscht, es wird Nacht, dann kommt die Morgendämmerung.«

»Sind Sie der Morgendämmerung aber auch sicher?« fragte Cirillo.

Um acht Uhr Morgens wurden diejenigen der Verurtheilten, welche noch schliefen, durch das Geräusch erweckt, welche das Oeffnen der Thür des ersten Gemaches veranlaßte, das heißt dessen, in welchem sich der Altar befand.

Die Schließer traten in das Gemach der Verurtheilten und ihr Anführer rief mit lauter Stimme:

»Die Todtenmesse!«

»Was soll die Messe?« fragte Manthonnet. »Glaubt man, wir würden nicht ohne dieselbe zu sterben wissen?«

»Unsere Henker wollen den lieben Gott auf ihrer Seite haben,« antwortete Hector Caraffa.

»Ich sehe aber nirgends, daß die Messe durch das Evangelium eingesetzt wäre,« sagte Cirillo seinerseits, »und das Evangelium ist die einzige Richtschnur meines Glaubens.«

»Nun gut,« rief dieselbe gebieterische Stimme, »kettet dann bloß die los, welche dem Sacramente beiwohnen wollen.«

»Kettet mich los,« sagte Salvato.

Leonora Pimentel und Michele stellten dieselbe Forderung.

Man kettete alle Drei los.

Sie gingen in das Nebenzimmer. Der Priester stand am Altare, Soldaten hielten die Thür besetzt und man sah in dem Corridor die Bajonnete funkeln, welche verriethen, daß das Detachement zahlreich und daß folglich alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren.

Salvato hatte sich bloß losketten lassen, um keine Gelegenheit zu versäumen, sich mit seinem Vater oder den Emissären seines Vaters, welche es vielleicht übernommen hätten, ihn zu retten, in Mittheilung zu setzen.

Leonora hatte verlangt die Messe zu hören, weil sie als Weib und Dichterin sich gedrunken fühlte, an dem göttlichen Geheimnisse theilzunehmen.

Michele hatte es verlangt, weil er als Neapolitaner und Lazzarone überzeugt war, daß ohne Messe ein guter Tod nicht möglich sei.

Salvato blieb in der Nähe der Verhindungsthür zwischen den beiden Gemächern stehen. Mochte er aber die Anwesenden mit den Augen befragen und seinen Blick in den Corridor hinabtauchen lassen, wie er wollte, so sah er doch nichts, was ihn hätte muthmaßen lassen können, daß man sich mit seiner Rettung beschäftigte.

Leonora ergriff einen Stuhl und neigte sich darüber, indem sie sich auf die Lehne stützte.

Michele kniete sich unmittelbar auf die Stufen des Altars nieder.

Michele repräsentierte den unbedingten Glauben, Leonora die Hoffnung, Salvato den Zweifel.

Salvato hörte die Messe mit Zerstretheit, Leonora hörte sie mit Sammlung, Michele hörte sie mit Begeisterung.

Patriot und Oberst war er nur vier Monate, Lazzarone dagegen sein ganzes Leben lang gewesen.

Als die Messe beendet war, fragte der Priester:

»Wer will communiciren?«

»Ich!« rief Michele.

Leonora verneigte sich, ohne zu antworten.

Salvato schüttelte den Kopf zum Zeichen der Verneinung.

Michele näherte sich dem Priester, beichtete mit leiser Stimme und communicirte.

Dann wurden alle Drei wieder in das Gemach geführt, wo man ihnen ebenso wie ihren Genossen ein Frühstück auftrug.

»Wann ist die Stunde?« fragte Cirillo die Schließer, welche das Mahl herbeibrachten.

Einer davon näherte sich ihm.

»Ich glaube, um vier Uhr, Signor Cirillo,« sagte er.

»Ah,« entgegnete der Doctor, »Du kennst mich also?«

»Ja, Sie haben voriges Jahr mein Weib von einer Brustkrankheit geheilt.«

»Und geht es seit dieser Zeit gut mit ihr?«

»Ja, Excellenz.«

Dann setzte er mit einem Seufzer und leise hinzu:

»Ich möchte Ihnen ein ebenso langes Leben wünschen, als meinem Weibe wahrscheinlich nun noch beschieden sein wird.«

»Mein Freund,« antwortete ihm Cirillo, »die Tage des Menschen sind gezählt. Nur ist Gott weniger streng als Se. Majestät der König Ferdinand. Gott läßt zuweilen Gnade walten, der König Ferdinand aber niemals. Du sagt, um vier Uhr werde die Stunde sein?«

»Ich glaube es,« antwortete der Schließer; »da sie aber Ihrer viel sind, so wird man vielleicht, um Zeit zu gewinnen, eine Stunde eher anfangen.«

Cirillo zog seine Uhr heraus.

»Jetzt ist es halb elf,« sagte er.

Dann, als er im Begriffe stand, sie wieder in die Tasche zu stecken, setzte er hinzu:

»Beinahe hätte ich vergessen sie aufzuziehen. Wenn ich stehen bleibe, so ist dies immer noch für *sie* kein Grund, auch stehen zu bleiben.«

Und mit diesen Worten zog er gelassen die Uhr auf.

»Gibt es unter den Verurtheilten vielleicht einige, welche den Beistand der Religion zu empfangen wünschen?« fragte der Priester, indem er auf der Schwelle der Thür erschien.

»Nein, antworteten Cirillo, Hector Caraffa und Manthonnet wie aus einem Munde.

»Nun, wie Ihr wollt,« antwortete der Priester.

»Es ist das eine Angelegenheit zwischen Gott und Euch.«

»Ich glaube, mein Vater, antwortete Cirillo, »es wäre richtiger zu sagen, eine Angelegenheit zwischen Gott und dem König Ferdinand.«

Siebentes Capitel.

Das Thor San Agostino alla Zecca.

Gegen halb vier Uhr hörten die Verurtheilten die äußere Thür des Cabinets der Bianchi sich öffnen, von welcher sie durch eine starke Scheidewand und durch eine mit Eisenbeschlägen, Vorhängschlössern und Riegeln versehene Thür getrennt waren. Dann vernahmen sie ein Geräusch von Tritten und das Flüstern mehrerer Stimmen. Cirillo zog seine Uhr.

»Halb vier Uhr,« sagte er. »Mein wackerer Schließer hat sich nicht geirrt.«

»Michele,« sagte Salvato zu dem Lazzarone, welcher, seitdem er communicirt hatte, in fortwährendes Gebet versunken war.

Michele stutzte und näherte auf einen Wink von Salvato sich diesem, so weit die Länge seiner Kette es gestattete.

»Excellenz?« fragte er.

»Sieh zu, daß Du Dich nicht von mir entfernt, und wenn sich irgend ein unerwarteter Vorfall ereignete, so benutze denselben.«

Michele schüttelte den Kopf.

»O, Excellenz,« murmelte er, »Nanno hat gesagt, ich würde gehängt werden, und folglich *muß* ich gehängt werden. Es kann gar nicht anders geschehen.«

»Ach, wer weiß das?« sagte Salvato.

Man hörte die Thür sich öffnen, welche sich der gegenüber befand, die in das Cabinet der Bianchi führte, das heißt die der Capelle, und ein Mann erschien auf der Schwelle des Gemachs der Verurtheilten, während das Klirren der Flintenkolben, welche die Soldaten auf den Boden setzten, bis zu ihnen drang.

Der Anblick dieses Mannes war von der Art, daß man sich nicht wohl in ihm täuschen konnte.

Es war der Henker.

Er zählte die Delinquenten.

»Blos sechs Ducati Prämie,« murmelte er mit einem Seufzer, »und wenn ich bedenke, daß ich eigentlich bei diesem einzigen Geschäft sechzig Ducati verdienen sollte! Indessen denken wir weiter nicht daran.«

Der Fiscalprocurator Guidobaldi trat ein, während ein Gerichtsdiener mit dem Urtheilsspruch der Junta in der Hand voranschritt.

»Kettet die Verurtheilten los,« sagte der Fiscalprocurator.

Die Schließer gehorchten.

»Kniet nieder, um euren Urtheilsspruch zu hören,« sagte Guidobaldi.

»Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Fiscalprocurator,« sagte Hector Caraffa, »wir möchten ihn lieber stehend anhören.«

Der spöttische Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, bewog den Richter mit den Zähnen zu knirschen.

»Es kommt wenig darauf an, ob Ihr ihn kniend, stehend oder sitzend hört, dafern Ihr ihn nur hört und derselbe vollstreckt wird. — Lesen Sie, setzte der Fiscalprocurator dann zu dem Diener hinzu.

Der Spruch verurtheilte Domenico Cirillo, Gabriel Manthonnet, Salvato Palmieri, Michele den Narren und Leonora Pimentel zum Tode durch den Strang und Hector Caraffa zur Enthauptung.

»So ist's recht,« sagte Hector. »Es läßt sich nichts dagegen einwenden.«

»Dann,« fragte Guidobaldi in spöttischem Tone, »kann man das Urtheil wohl vollstrecken?«

»Jawohl, sobald es Ihnen beliebt. Ich für meine Person bin bereit und setze voraus, daß meine Freunde es ebenfalls sind.«

»Ja,« antworteten die Verurtheilten wie aus einem Munde.

»Dennoch muß ich Dir, Domenico Cirillo, noch Eines sagen,« hob Guidobaldi in einem Tone an, welcher verrieth, daß diese Worte ihm gewaltige Ueberwindung kosteten.

»Und was denn?«, fragte Cirillo.

»Bitte den König um Gnade und vielleicht wird er sie Dir gewähren, weil Du ein Arzt gewesen bist. Auf alle Fälle habe ich, dafern Du diese Bitte stellst, Befehl, eine Frist zu bewilligen.«

Aller Blicke hefteten sich auf Cirillo. Dieser aber antwortete mit einer sanften Stimme, einem ruhigen Gesicht und seinen lächelnden Lippen:

»Vergebens versucht man meinen Ruf durch eine Niedrigkeit zu brandmarken. Ich weigere mich, den mir dargebotenen schimpflichen Rettungsweg zu betreten. Ich bin mit Freunden verurtheilt worden, welche mir theuer sind; ich will auch mit ihnen sterben. Ich erwarte meine Ruhe vom Tode, und ich werde eher nichts thun, um ihn zu fliehen oder auch nur um eine Stunde länger in einer Welt zu bleiben, in welcher Ehebruch, Meineid und Bosheit herrschen.«

Leonora ergriff Cirillos Hand, und nachdem sie dieselbe geküßt, warf sie das Opiumfläschchen, welches sie von ihm erhalten, auf den Fußboden, so daß es zerbrach.

»Was ist dies?« fragte Guidobaldi, als er die Flüssigkeit sich über das Steinpflaster verbreiten sah.

»Ein Gift, welches mich binnen zehn Minuten deinen Klauen entrückt hätte, Elender!« antwortete sie.

»Und warum entsagst Du diesem Gift?«

»Weil es, wie mir scheint, eine Feigheit wäre, Cirillo zu verlassen, sobald er erklärt hat, daß er uns nicht verlassen will.«

»Gut gesprochen, meine Tochter!« rief Cirillo. »Ich werde nicht sagen: »Du bist meiner würdig, sondern: »Du bist deiner selbst würdig.«

Leonora lächelte, warf einen Blick gen Himmel, streckte die Hand aus und sagte mit lächelndem Munde:

»Forsan haec olim meminisse juvabit.«

»Nun,« sagte Guidobaldi ungeduldig, »ist man fertig und hat Niemand weiter noch etwas zu verlangen?«

»Es hat gleich von vornherein Niemand etwas verlangt,« sagte der Graf von Ruvo.

»Und es wird auch Niemand etwas verlangen,« sagte Manthonnet, »ausgenommen, daß diese Komödie angeblicher Milde so schnell als möglich zu Ende gebracht werde.«

»Schließer, öffnet den Bianchi die Thür,« sagte der Fiscalprocurator.

Die Thür des Cabinets öffnete sich und die Bianchi erschienen mit ihren langen weißen Gewändern bekleidet. Es waren ihrer zwölf, für jeden Verurtheilten zwei.

Die Thür des Cabinets schloß sich wieder hinter ihnen. Einer der frommen Bruderschaft näherte sich Salvato, ergriff ihn bei der Hand und machte dabei das Zeichen der Freimaurer.

Salvato gab ihm dasselbe Zeichen zurück, ohne daß sein Gesicht die mindeste Gemüthsbewegung verrieth.

»Sind Sie bereit?« fragte der Büsser.

»Ja,« antwortete Salvato.

Die Antwort hatte einen Doppelsinn, aber Niemand bemerkte etwas davon.

Was Salvato betraf, so erkannte er die Stimme nicht, das maurerische Zeichen aber sagte ihm, daß er es mit einem Freund zu thun hatte. Er wechselte einen Blick mit Michele.

»Bedenke, was ich Dir gesagt habe, Michele,« sagte Salvato.

»Ja, Excellenz,« antwortete der Lazzarone.

»Welcher von Euch heißt Michele?« fragte ein Büsser.

»Ich!« rief Michele lebhaft, denn er glaubte, er werde eine gute Nachricht mitgetheilt erhalten.

Der Büsser näherte sich ihm.

»Ihr habt eine Mutter, nicht wahr?« fragte er ihn.

»Ja,« antwortete Michele mit einem Seufzer, »und das ist eben mein größter Kummer. Die arme Frau! Aber woher wissen Sie das?«

»In dem Augenblick, wo ich in die Vicaria trat, sprach eine arme alte Frau mich an.«

»Excellenz,« sagte sie zu mir, »ich habe eine Bitte an Sie.«

»Was denn für eine?« fragte ich.

»Ich möchte wissen, ob Sie zu den Büssern gehören, welche die Verurtheilten auf das Schaffot begleiten.«

»Ja, dies ist der Fall.«

»Nun denn, einer davon heißt Michele Marino, ist aber mehr unter dem Namen Michele der Narr bekannt.«

»Ist dies,« fragte ich die Alte, »nicht derselbe, welcher unter der sogenannten Republik Oberst war?«

»Ja, der Unglückliche!« antwortete sie; »das ist er!«

»Nun und?«

»Nun, als wackerer Christ, der Sie sind, werden Sie ihn auffordern, beim Heraustreten aus der Vicaria die Augen links zu wenden. Ich werde auf dem Stein der Bankerottirer stehen, um ihn zum letzten Mal zu sehen und ihm meinen Segen zu geben.«

»Ich danke, Excellenz, sagte Michele. »Es ist Thatsache, daß die arme gute Frau mich von ganzem Herzen liebt. Ich habe ihr mein ganzes Leben lang viel Kummer gemacht, heute aber mache ich ihr den letzten.«

Er trocknete sich eine Thräne und fragte dann den Büsser:

»Wollen Sie mir die Ehre erzeigen, mich zu begleiten?«

»Sehr gern,« antwortete Bianco.

»Komm, Michele,« sagte Salvato, »wir wollen nicht auf uns warten lassen.«

»Hier bin ich, Signor Salvato, hier bin ich.«

Und Michele folgte Salvato auf dem Fuße. Die Verurtheilten verließen das Gemach, in welchem sie sich zur geistlichen Vorbereitung befunden, durchschritten das, in welchem ihnen die Messe gelesen worden, und begannen mit dem Henker an der Spitze in den Corridor zu treten.

Sie marschierten in der Reihenfolge, welche ohne Zweifel die war, in der sie hingerichtet werden sollten.

Zuerst kam Cirillo, dann Manthonnet, dann Michele, dann Leonora Pimentel, dann Ettore Caraffa.

Jeder der Verurtheilten marschierte zwischen zwei Bianchi.

An der in den Hof führenden Thür des Gefängnisses stand eine Doppelreihe von Soldaten bis zu der zweiten, welche auf den Platz der Vicaria hinausführte.

Dieser Platz war mit Menschen angefüllt.

Beim Anblick der Verurtheilten erhob die Menge ein furchtbares Geschrei und rief:

»Zum Tode mit den Jakobinern! Zum Tode!«

Es war augenscheinlich, daß ohne die Doppelreihe der Soldaten, welche die Verurtheilten schützte, dieselben nicht fünf Schritte in der Straße hätten zurücklegen können, ohne in Stücke gerissen zu werden. Messer blitzten in Aller Händen und Drohungen funkelten aus Aller Augen.

»Stützen Sie sich auf meine Schulter,« sagte der Büsser, welcher zu Salvato's rechter Hand einherschritt und sich ihm als Freimaurer zu erkennen gegeben hatte.

»Glauben Sie denn, ich bedürfe einer Stütze?« fragte Salvato lächelnd.

»Nein, aber ich habe Ihnen Instructionen zu geben.«

Man hatte etwa fünfzehn Schritte außerhalb der Vicaria zurückgelegt und sah sich der Säule gegenüber, die auf dem Steine steht, welche man den Stein der Bankerottirer nennt, weil diese im Mittelalter ihre Insolvenz dadurch erklärten, daß sie sich mit dem nackten Hintern auf diesen Stein setzten.

»Halt,« sagte der Büsser, welcher zu Micheles linker Hand schritt.

Die Büsser genießen bei diesen Todesprozessionen eine Autorität, welche es Niemanden einfällt ihnen streitig machen zu wollen.

Meister Donato blieb zuerst stehen, dann machten hinter ihm Büsser, Soldaten und Verurtheilte ebenfalls Halt.

»Junger Mann,« sagte der Büsser, welcher »Halt« gerufen, zu Michele, »sage deiner Mutter Lebewohl. — Weib, setzte er sich zu der Alten wendend hinzu, »gib deinem Sohn den letzten Segen.«

Die Alte stieg von dem Steine, auf dem sie stand, herab und Michele warf sich in ihre Arme.

Einige Secunden lang war weder das Eine noch das Andere im Stande zu sprechen.

Der Büsser, welcher sich Salvato zur Rechten befand, benutzte diesen Umstand, um ihm zu sagen:

»In dem Vico San Agostino alla Zecca wird in dem Augenblick, wo wir der Kirche gegenüber anlangen, ein Tumult entstehen. Eilen Sie dann die Stufen der Kirche hinauf und lehnen Sie sich an die Thür, indem Sie zugleich mit der Ferse daran pochen.«

»Gehört der Büsser zu meiner Linken auch zu den Unsrigen?«

»Nein. Thun Sie, als ob Sie sich mit Michele beschäftigten.«

Salvato drehte sich nach der Gruppe herum, welche durch Michele und seine Mutter gebildet ward.

Michele hatte soeben den Kopf emporgerichtet und schaute sich um.

»Und sie, fragte er, »ist sie nicht bei Euch?«

»Wer denn?« fragte die Alte.

»Assunta.«

»Ihre Brüder und ihr Vater haben sie in das Kloster der Annunciata eingesperrt, wo sie weint und verzweifelt. Sie haben geschworen, wenn sie Dich den Händen der Soldaten entreißen könnten, so solle der Henker nicht das Vergnügen haben, Dich aufzuknüpfen, denn sie würden sich dann die Freude machen, Dich in Stücke zu reißen. Giovanni hat sogar hinzugesetzt: Es wird mich dies einen Ducaten kosten, aber das soll nichts ausmachen.«

»Liebe Mutter, Ihr werdet ihr sagen, daß ich ihr gezürnt, weil sie mich verlassen, daß ich ihr aber nun verzeihe, weil ich weiß, daß sie nicht dafür kann.«

»Wohlan,« sagte der Büsser, »es muß geschieden sein.«

Michele kniete nieder vor seiner Mutter, die ihm beide Hände aufs Haupt legte und ihn im Stillen segnete, denn ein lautes Wort konnte die arme schluchzende Frau nicht mehr hervorbringen.

Der Büsser faßte sie unter dem Arm und setzte sie auf den Stein, auf dem sie wie eine träge Masse, den Kopf auf die beiden Knie stützend, sitzen blieb.

»Ja, gehen wir,« sagte Michele.

Und er stellte sich von selbst wieder in Reihe und Glied.

Der arme Junge war weder ein Freigeist wie Ruvo, noch ein Philosoph wie Cirillo, noch ein Felsenherz wie Manthonnet, noch ein Dichter wie Leonora Pimentel. Er war blos ein Sohn des Volkes, allen Gefühlen zugänglich und verstand nicht dieselben zurückzudrängen oder zu verhehlen.

Er ging mit festem Schritt und aufgerichtetem Haupt, aber thränenfeuchten Wangen.

Man folgte einige Augenblicke lang der Strada dei Tribunali, dann bog man links in den Vico delle Lite ein, durchschritt die Strada Forcella und gelangte dann in den Vico San Agostino alla Zecca.

Am Eingange dieser Straße stand ein Mann mit einem Karren, der mit zwei Büffeln bespannt war.

Salvato kam es vor, als ob der Büsser zu seiner Rechten mit dem Karrenführer ein Zeichen wechselte.

»Halten Sie sich bereit,« sagte der Büsser.

»Wozu?« fragte Salvato.

»Zu dem, was ich gesagt habe.«

Salvato drehte sich um und sah, daß der Mann mit den Büffeln dem Zuge mit einem Karren folgte.

Kurz vor der Estrade del Pendino war die Straße durch einen mit Holz beladenen Wagen versperrt, dessen Axe gebrochen war.

Der Mann spannte seine Pferde ab, um dann den Wagen abzuladen. Fünf oder sechs Soldaten schritten voraus mit dem Rufe: »Platz! Platz!« und versuchten in der That die Straße frei zu machen.

Man befand sich jetzt der Kirche San Agostino alla Zecca gegenüber.

Plötzlich hörte man ein fürchterliches Gebrüll und die Büffel stürzten wie plötzlich toll geworden mit blutigen Augen, heraushängenden Zungen und feuersprühenden Nüstern, während sie den Karren mit donnerähnlichem Getöse hinter sich herschleppten, sich auf den Zug und zerquetschten und zertraten das Volk, womit die Straße angefüllt war, ebenso wie die Nachhut der Soldaten, welche vergebens versuchten, sie mit ihrem Bajonetten aufzuhalten.

Salvato begriff, daß dies der Augenblick war. Mit dem Ellbogen den zweiten Büßer, der ihm zur Linken einherging, auf die Seite schiebend, stieß er den Soldaten, der ihm der nächste war, über den Haufen und sprang mit dem wiederholten Rufe: »Die Büffel! die Büffel!« als ob er blos dieser Gefahr zu entrinnen suchte, die Stufen der Kirche hinan, lehnte sich an die Thür und schlug mit dem Absatze an dieselbe. Die Thür öffnete sich, wie bei einem gut in Scene gesetzten Zauberspiele eine Versenkung sich öffnet, und ehe man Zeit gehabt hatte, zu sehen, wohin er verschwunden war, schloß die Thür sich wieder hinter ihm.

Michele wollte Salvato folgen, aber ein eiserner Arm hielt ihn zurück. Es war der des alten Fischers Basso Tomeo, des Vaters Assunta's.

Achtes Capitel.

Wie man 1799 in Neapel starb.

Vier bis an die Zähne bewaffnete Männer erwarteten Salvato im Innern der Kirche. Einer von ihnen breitete ihm die Arme entgegen. Salvato warf sich ihm an die Brust und rief:

»Mein Vater !«

»Und nun,« sagte dieser, »ist kein Augenblick zu verlieren. Komm', komm'!«

»Aber,« sagte Salvato sich sträubend. »können wir nicht auch meine Unglücksgenossen retten?«

»Nein, daran ist nicht zu denken,« entgegnete Giuseppe Palmieri. »Denken wir bloß an Luisa.«

»Ja, ja, Luisa!«, rief Salvato; »retten wir Luisa.«

Hätte Salvato übrigens auch Widerstand leisten wollen, so wäre ihm dies doch unmöglich gewesen, denn bei dem Getöse der an der Kirchenthür hämmernden Flintenkolben zog Giuseppe Palmieri seinen Sohn mit Riesenkraft nach dem Ausgang, welcher in die Strada dei Chiarettieri al Pendino führt.

An diesem Ausgange erwarteten, von zwei Bauern aus den Abruzzen gehalten, vier fertiggesattelte Pferde, jedes mit einem Carabiner am Sattelbogen, ihre Reiter.

»Dies da ist mein Pferd,« sagte Giuseppe Palmieri, indem er sich in den Sattel schwang, »und hier ist das deinige,« setzte er hinzu, indem er seinem Sohn ein zweites Pferd zeigte.

Ehe sein Vater noch ausgeredet hatte, saß Salvato ebenfalls im Sattel.

»Folge mir!« rief Giuseppe ihm zu.

Und er sprengte voran über den Largo del Elmo, durch den Vico Grande, durch die Strada Egiziaca a Forcella.

Salvato folgte ihm; die beiden anderen Männer galoppierten hinter Salvato drein.

Fünf Minuten später verließen sie Neapel durch das Thor von Nola, schlugen den Weg nach San Corme ein, wendeten sich auf einem durch den Sumpf führenden Weg links, gewannen oberhalb Capodichino die Straße nach Casoria, ließen San Antonio zu ihrer Linken, Acerra zu ihrer Rechten und vertieften sich, Dank der Vortrefflichkeit ihrer Pferde, die beiden Männer, welche ihnen zur Escorte dienten, weit hinter sich lassend, in das Thal der caudinischen Pässe.

Denjenigen unserer Leser, welche Alles erklärt haben wollen, werden wir diese Erklärung jetzt mit kurzen Worten geben.

Giuseppe Palmieri hatte auf einer kurzen Reise, die er nach Molia gemacht, ein Dutzend ihm treuergebene Männer gefunden, die er mit nach Neapel genommen.

Ein alter Freund von ihm, welcher Mitglied der Bruderschaft der Bianchi war, hatte es übernommen, unter dem Vorwand, Salvato als Büßer zu begleiten, den Verurtheilten von dem in Kenntniß zu setzen, was zu einer Rettung unternommen worden.

Einer der von Giuseppe Palmieri mitgebrachten Bauern hatte die Straße durch einen Holzwagen versperrt.

Der andere erwartete das Vorüberkommen des Zuges mit einem mit zwei Büffeln bespannten

Karren, welcher beinahe die ganze Breite der Straße einnahm.

Sobald der Zug vorüber war, ließ der Bauer einem jeden seiner Büffel ein Stück brennenden Schwamm in das Ohr fallen. Die Büffel geriethen dadurch natürlich in die größte Wuth, stürzten sich brüllend in die Straße hinein und rannten Alles nieder, was ihnen in den Weg kam.

Dies war die Veranlassung zu der Verwirrung, welche Salvato benutzt hatte.

Durch sein Verschwinden aber war diese Verwirrung nicht beschwichtigt worden.

Wir haben bereits gesagt, daß Michele einen Versuch machte, Salvato zu folgen, daß er aber durch den alten Fischer Basso Tomeo festgehalten ward, welcher geschworen hatte, ihn dem Henker streitig zu machen.

Und in der That hatte sich nicht blos ein Kampf zwischen den Lazzaroni, welche Michele in Stücke reißen wollten, weil er ihre ehrenwerthe Zunft durch das Tragen der französischen Uniform geschändet, sondern auch zwischen ihnen und Michele entsponnen, welcher, wenn es einmal nicht anders war, doch lieber gehängt als in Stücke gerissen werden wollte.

Die Soldaten der Escorte kamen Michele zu Hilfe und es gelang ihnen ihn den Händen seiner ehemaligen Cameraden zu entreißen, leider aber in einem beklagenswerthem Zustand.

Die Lazzaroni sind flink und hatten Zeit gehabt, Michele zwei oder drei Messerstiche zu versetzen.

Die Folge hiervon war, daß man, da der arme Teufel nicht mehr gehen konnte, sich des Karrens bemächtigte, welcher die Straße versperrte, um auf diesem den Verurtheilten den noch übrigen Weg zurücklegen zu lassen.

Was Salvato betraf, so hatte man eine Flucht wohl bemerkt, denn diese war durch die Kolbenschläge beschleunigt worden, welche die Soldaten gegen die Thür der Kirche geführt.

Diese Thür war aber zu fest, als daß man sie einzuschlagen vermocht hätte. Deshalb mußte man um die Kirche und sogar durch die Strada del Pendino um die ganze Gasse herumlaufen.

Man that es; aber dies dauerte eine Viertelstunde, und als man an den Ausgang der Kirche gelangte, war Salvato schon außerhalb Neapel und folglich außer Gefahr.

Von den übrigen Verurtheilten hatte keiner die mindeste Bewegung gemacht, um ebenfalls zu entfliehen.

Als Salvato verschwunden war und Michele auf seinem Karren lag, setzte die Todesprozession sich wieder in Bewegung nach dem Ort der Hinrichtung, das heißt nach dem sogenannten Altmarkte.

Um jedoch dem Volke mehr Genuß zu verschaffen, ließ man den Zug einen großen Umweg durch die Strada Francesca machen, so daß er auf den Quai herauskam.

Die Lazzaroni hatten Leonora Pimentel erkannt, und indem sie unter Geheul und obscönen Geberden zu beiden Seiten der Escorte hertanzten, sangen sie:

»La Signora Dianora,
Che contava neappa lo triato,
Mo alballa muzzo a lo mercato.

»Viva, viva lo papa santo,
Che a marmato i cannoncini,
Per distruggere i giacobini.

»Viva la forca e maestro Donato,
Sant' Antonio sia lodato!«

Diese Verse bedeuten:

»Die Signora Dianora, welche auf dem Theater sang, tanzt jetzt mitten auf dem Markte.

»Es lebe, es lebe der heilige Vater, welcher kleine Kanonen geschickt hat, um die Jakobiner zu vernichten.

»Es lebe der Galgen und Meister Donato. Der heilige Antonius sei gelobt!«

Mitten unter diesem Geschrei und Geheul, diesen groben Scherzen und Beleidigungen kamen die Verurtheilten auf den Quai heraus, folgten der Strada Nuova und erreichten die Strada dei Sospiri dell' Abisso, von wo aus sie die in der Mitte des Altmarkts aufgerichteten Hinrichtungswerkzeuge erblickten.

Dieselben bestanden aus sechs Galgen und einem Schaffot.

Einer der Galgen überragte die anderen um wenigstens zehn Fuß.

In Folge eines obscönen Einfalls war dieser Galgen für Leonora Pimentel bestimmt.

Man sieht, der König von Neapel setzte die Aufmerksamkeit gegen eine guten Lazzaroni nicht aus den Augen.

An der Ecke des Vico della Conciaria erwartete ein gräßlich verstümmelter Mann mit einer Narbe, welche sein Gesicht spaltete und die Stelle des einen Auges bedeckte, mit einer Hand, woran die Finger fehlten und mit einem hölzernen Bein, durch welches er sein gebrochenes ersetzt, den Zug, welchem er in Folge einer Schwäche nicht im Stande gewesen war entgegenzugehen.

Es war der Beccajo.

Er hatte Salvato's Prozeß und Verurtheilung erfahren, und so schlecht geheilt er auch war, eine Anstrengung gemacht, um das Vergnügen zu haben, ihm hängen zu sehen.

»Wo ist er, der Jakobiner? Wo ist er, der Verworfenen? Wo ist er, der Bandit?« rief er, indem er die Reihe der Soldaten zu durchbrechen suchte.

Michele erkannte seine Stimme, und obschon fast sterbend, richtete er sich auf seinem Karren empor und rief mit lautem Gelächter:

»Wenn Du Dich hierherbemüht hat, um den General Salvato hängen zu sehen, so hast Du Dir vergebliche Mühe gemacht. Er ist gerettet!«

»Gerettet!« rief der Beccajo, »gerettet! Das ist unmöglich!«

»Nun so frage diese Herren und sieh, was für lange Gesichter sie machen! Indessen hast Du immer noch eine Aussicht für Dich, nämlich wenn Du Dich sofort aufmachst und ihm nachläufst. Du hast gute Beine, Du wirst ihn schon einholen.«

Der Beccajo stieß ein Wuthgeheul aus; noch einmal sah er sich um eine Rache betrogen.

»Platz! Platz!« riefen die Soldaten, indem sie ihn mit Kolbenstößen zurückdrängten.

Und der Zug bewegte sich weiter.

Man langte am Fuße der Galgen an. Hier erwartete ein Gerichtsbeamter die Verurtheilten, um ihnen den Urtheilsspruch nochmals vorzulesen.

Dieses Vorlesen geschah mitten unter Gelächter, Geheul, Schmähungen und brüllendem Gesang.

Als der Urtheilsspruch verlesen war, näherte der Henker sich der Gruppe der Verurtheilten.

In Bezug auf die Reihenfolge, in welcher die Patrioten hingerichtet werden sollten, war keine feste Bestimmung getroffen.

Als Cirillo und Manthonnet den Henker auf sich zukommen sahen, thaten sie einen Schritt vorwärts.

»Welchen von beiden soll ich zuerst hängen?« fragte Meister Donato.

Manthonnet bückte sich, hob zwei Strohhalme von ungleicher Länge auf und gab Cirillo die Wahl.

Cirillo zog den längsten.

»Ich habe gewonnen,« sagte Manthonnet.

Und mit diesen Worten überlieferte er sich Meister Donato.

Als ihm der Strick um den Hals gelegt war, rief er:

»O Volk, heute schmähest Du uns, aber es wird der Tag kommen, wo Du Alle rächst, die für dein Vaterland gestorben sind.«

Meister Donato stieß ihn von der Leiter und sein Körper baumelte in der Luft.

Nun war Cirillo an der Reihe.

Als er auf der Leiter stand, versuchte er ebenfalls einige Worte zu sprechen, der Henker aber ließ ihm nicht Zeit dazu, und unter dem lauten Beifallsgeschrei der Lazzaroni baumelte sein Körper neben dem Manthonnets.

Nun trat Leonore Pimentel vor.

»Du bist noch nicht daran,« sagte der Henker in rauhem Tone zu ihr.

Sie trat einen Schritt zurück und sah, daß man Michele getragen brachte.

Am Fuße des Galgens aber sagte dieser:

»Laßt mich versuchen die Leiter allein hinaufzusteigen, meine Freunde, denn sonst wird man glauben, nicht meine Wunden hätten mir die Kraft geraubt, sondern die Furcht.«

Und ohne gestützt zu werden, stieg er die Stufen hinauf, bis Meister Donato zu ihm sagte:

»So ist's genug.«

Dann blieb er stehen. Und da ihm der Strick im Voraus um den Hals gelegt worden, so brachte der Henker ihm nur einen Stoß mit dem Knie zu versetzen, um ihm den Garaus zu machen.

In dem Augenblick, wo er in den leeren Raum hinausgeschleudert ward, murmelte er dem Namen Nanno. Der übrige Theil des Redesalzes, wenn es wirklich ein Redesatz war, ward durch die sich zusammenziehende Schlinge erwürgt.

Jede dieser Hinrichtungen ward mit wahnsinnigem, wüthendem Hurrahgeschrei begrüßt.

Die Hinrichtung aber, welche man mit der größten Ungeduld erwartete, war augenscheinlich die der unglücklichen Leonora Pimentel.

Endlich war sie an der Reihe, denn Meister Donato mußte erst mit den Galgen fertig werden, ehe er zur Guillotine übergang.

Der Gerichtsbeamte sagte einige Worte leise zu Meister Donato, welcher sich Leonora näherte.

Die Heldin hatte ihre Ruhe wiedergewonnen, die einen Augenblick lang durch den Anblick dieses Galgens, der höher war als alle übrigen, gestört worden — einen Anblick, der allerdings nicht ihren Muth gebrochen, wohl aber ihr Schamgefühl erschreckt hatte.

»Signora,« sagte der Henker in einem andern Ton als dem, in welchem er fünf Minuten vorher zu ihr gesprochen, »ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß, wenn Sie um Begnadigung bitten,

Ihnen eine Frist bewilligt werden wird, während welcher Ihr Gesuch an den König Ferdinand abgesendet werden soll, der in seiner Milde vielleicht Ihre Bitte erhört.«

»Bitten Sie um Gnade! Bitten Sie um Gnade!« wiederholten um sie herum die Büßer, welche sie und ihre Genossen hierhergeleitet hatten.

Dieser Beweis von Theilnahme entlockte ihr ein Lächeln.

»Und wenn ich nun um etwas Anderes bitte als das Leben, wird man es mir gewähren?«

»Vielleicht,« entgegnete Meister Donato.

»Wenn dies der Fall ist,« sagte sie, »so bitte ich Euch um ein Beinkleid.«

»Bravo!« rief Hector Caraffa; »eine Spartanerin hätte nicht besser sprechen können.«

Der Henker sah den Gerichtsbeamten an. Man hatte eine weibliche Schwäche erwartet, erhielt aber dagegen die erhabene Antwort einer Heldin.

Der Gerichtsbeamte gab ein Zeichen.

Meister Donato ließ seine unsaubere Hand auf Leonora's nackte Schulter fallen und zog sie nach dem höchsten Galgen.

Am Fuße desselben angelangt, maß sie die Höhe mit den Augen.

Dann wendete sie sich nach dem Kreise von Zuschauern, welcher das Marterwerkzeug von allen Seiten umringte, und sagte:

»Im Namen des Schamgefühles frage ich: Gibt es eine Familienmutter unter Euch, welche mir ein Mittel gewährt, mich vor dieser Infamie zu bewahren?«

Eine Frau warf ihr die lange silberne Nadel zu, womit sie ihr Haar festgesteckt hatte.

Leonora stieß einen Freudenschrei aus, steckte mit Hilfe dieser silbernen Nadel in der Höhe des Knies das Vorder- und Hintertheil ihres Kleides zusammen und improvisierte das Beinkleid, welches sie vergebens verlangt hatte.

Dann erstieg sie mit festem Fuße die Sprossen der Leiter, indem sie die vier ersten Verse der neapolitanischen Marseillaise hersagte, die sie an dem Tage, wo man den Fall von Altamura erfuhr, auf dem Theater San Carlo gesungen hatte.

Ehe sie noch den vierten Vers beendet, war diese heldenmüthige Seele in den Himmel emporgestiegen.

Die Galgen waren voll bis auf einen. Es war dies der für Salvato bestimmte. Es gab Niemanden mehr zu hängen, wohl aber gab es noch Jemanden zu guillotiniern.

Dies war der Graf von Ruvo.

»Na,« sagte er, als er sah, daß Meister Donato und seine Gehilfen mit dem letzten Cadaver fertig waren, »hoffentlich komme nun ich an die Reihe, wie?«

»O, sei unbesorgt,« sagte Meister Donato, »ich werde Dich nicht lange warten lassen.«

»Wenn ich um eine Gunst bäte, würde mir dieselbe wohl gewährt werden?«

»Wer weiß? Bittet nur erst.«

»Wohlan, dann wünsche ich so geköpft zu werden, daß ich das Eisen, welches mir den Hals durchschneiden wird, fallen sehen kann.«

Meister Donato sah den Gerichtsbeamten an. Dieser gab durch eine Geberde zu verstehen, daß nach seiner Ansicht der Erfüllung dieses Wunsches sich kein Hinderniß entgegenstelle.

»Es wird geschehen, wie Du willst,« antwortete der Henker.

Hector Caraffa erstieg nun flink die Stufen des Schaffots und legte, auf der Plattform

angelangt, sich selbst auf das Brett, mit dem Rücken nach unten und dem Gesicht gen Himmel gewendet.

So band man ihn fest, dann schob man ihn unter das Fallbeil.

Der über diesen unerschütterlichen Muth vielleicht ein wenig erstaunte Henker zögerte einen Augenblick, ein schreckliches Amt zu verrichten.

»Taglia dunque, per Dio!« rief ihm der Delinquent zu. (»So schneidet doch, bei Gott!«)

Auf diesen Befehl fiel das verhängnißvolle Eisen und Hector Caraffas Kopf rollte auf das Blutgerüst.

Wenden wir die Augen ab von diesem gräßlichen Schauplatz der Metzelei, welchen man Neapel nennt, und richten wir sie wieder auf einen andern Punkt des Königreiches.

Neuntes Capitel.

Die Goelette »der Renner«.

Drei Monate waren seit den soeben erzählten Ereignissen verflossen. Vieles hatte sich in Neapel geändert. Die englische Flotte war fort und der Cardinal Ruffo hatte sich ebenfalls entfernt, nachdem er seine Armee aufgelöst und seine Vollmachten zurückgegeben, um nach Venedig zu gehen und als einfacher Cardinal im Conclave Pius dem Sechsten einen Nachfolger zu geben.

Eine der wichtigsten Veränderungen war die Ernennung des Fürsten von Cassero Statella zum Vicekönig von Neapel und die des Marquis Malaspina zum zweiten Geheimsecretär.

Da die Restauration des Königs Ferdinand von nun an gesichert war, so wurden die Belohnungen ausgeheilt.

Für Nelson noch mehr zu thun, als man bereits gethan, war beinahe unmöglich. Er hatte den Degen Philipps des Fünften, er war Herzog von Bronte, er bezog von seinem Herzogthum fünfundsiebzigtausend Livres Rente.

Der Cardinal Ruffo erhielt eine Leibrente von fünfzehntausend Ducati oder fünfundsechzigtausend Francs von den Einkünften von San Giorgio la Malara, einem Lehen des Fürsten von Riccia, welches in Ermanglung von Erben der Regierung anheimgefallen war.

Der Herzog von Baranello, ältester Bruder des Cardinals, bekam die Abtei San Sofia Benevento, eine der reichsten des Königreiches.

Francesco Ruffo, der seinen Bruder zum Kriegsinspector ernannt — derselbe, den wir von Nelson halb als Boten, halb als Geißel an den Hof von Palermo schicken gesehen — erhielt eine lebenslängliche Pension von dreitausend Ducati.

Der General Micheroux ward zum Marschall ernannt und erhielt einen diplomatischen Vertrauensposten.

Cesare, der falsche Herzog von Calabrien, bekam dreitausend Ducati Rente und ward zum General ernannt.

Fra Diavolo ward Oberst und Herzog von Cassano.

Pronio, Mammone und Sciarpa wurden zu Obersten und Baronen ernannt, erhielten Pensionen und Landgüter und wurden mit dem Orden des heiligen Georg decorirt.

Ueberdies stiftete man zur Belohnung der Dienste einen neuen Orden, welcher den Namen: »*Orden des heiligen Ferdinand und des Verdienstes*« bekam und die Devise führte: *Fidei et Merito*.

Nelson war der erste Ritter dieses Ordens, denn den des heiligen Januarius, den ersten des Staates, konnte man ihm als einem Ketzer nicht geben.

Endlich nachdem Ferdinand die ganze Welt belohnt, meinte er, es sei nicht mehr als recht, daß er sich auch selbst belohne.

Er ließ deshalb Canova von Rom kommen und befahl ihm — die Sache ist wirklich so seltsam, daß wir zögern sie zu erzählen, weil wir fürchten müssen, daß man uns nicht glaube, — und befahl ihm, seine eigene Statue als Minerva zu fertigen.

Sechzig Jahre lang sah man das groteske kolossale Meisterwerk in einer Nische über den ersten Stufen der großen Treppe des bourbonischen Museums, wo sie noch stehen würde, wenn ich zur Zeit meiner Ernennung zum Honorardirector der schönen Künste sie nicht von diesem Standpunkt hätte entfernen lassen, nicht weil es eine lächerliche Reproduction Ferdinands, sondern weil es ein Flecken für den Genius des größten Bildhauers Italiens und ein Beweis von der Erniedrigung war, zu welcher der Meißel eines Künstler herabsteigen kann, welcher, wenn er nur einen Grad von Selbstachtung besessen, sich gewiß nicht dazu verstanden hätte, sein Talent durch Ausführung einer solchen Caricatur zu prostituieren.

Hierzu kam, daß, da die neapolitanische Dynastie einmal im glücklichen Zuge war, die schöne melancholische Erzherzogin, welche wir auf der königlichen Galeere gesehen, nachdem sie kurz zuvor jene Tochter geboren, die, wie wir ebenfalls bereits bemerkt, später einmal die Herzogin von Berry werden sollte, im Monat Februar oder März 1800 wieder in gesegneten Umständen war.

Trotz aller von uns erzählten Ereignisse, welche nachtheilig auf ihre Schwangerschaft hätten einwirken können, war diese glücklich bis zum neunten Monate gediehen, so daß man bloß auf ihre Entbindung wartete, um, besonders wenn sie einen Prinzen zur Welt brächte, in Palermo eine Reihe von Festen zu veranstalten, welche der doppelten Veranlassung, welche den Grund dazu gegeben, würdig wären.

Auch noch eine andere Frau sah, freilich nicht in einem Palast und nicht von Sammt und Seite umgeben, sondern auf dem Stroh des Kerkers, einer verhängnißvollen und tödtlichen Entbindung entgegen, denn sie sollte dieselbe nicht lange überleben.

Diese andere Frau war die unglückliche Molina Luisa San Felice, welche, wie wir gehört, von ihrem Gatten für schwanger erklärt worden und auf Befehl des in seiner Rache hartnäckigen Königs Ferdinand nach Palermo geführt und einer ärztlichen Untersuchung unterzogen worden, bei welcher sich die Schwangerschaft als unzweifelhaft herausgestellt hatte.

Der König aber, der selbst für das Mitleid so wenig zugänglich war, hatte seinen eigenen Arzt Antonio Villari rufen lassen und ihm unter Androhung der härtesten Strafe befohlen, ihm über den Zustand der Gefangenen die Wahrheit zu sagen.

Antonio Villari erkannte eben so wie seine Collegen die Schwangerschaft, und versicherte sie dem König auf Ehre und Gewissen.

Nun erkundigte der König sich genau, von welcher Zeit an wohl die Schwangerschaft datiere, um zu wissen, wann, nachdem das Kind geboren worden, man die Mutter dem Henker überantworten könne.

Zum Glück war sie gerichtet und verurtheilt und konnte noch an demselben Tage, wo das Kind, das bis jetzt ihr Schutz war, ihrem Leibe entrissen sein würde, ohne weiteren Aufschub hingerichtet werden.

Ferdinand gab seinen eigenen Arzt Antonio Villardem Dienste der Gefangenen bei und wollte, damit Niemand seine Rachepläne durchkreuze, nicht bloß zuerst, sondern auch allein von der stattgehabten Entbindung in Kenntniß gesetzt werden.

Diese beiden Entbindungen, die der Prinzessin, welche dem Thron einen Erben, und die der Verurtheilten, welche dem Henker ein Schlachtopfer schenken sollte, standen binnen wenigen Wochen nacheinander zu erwarten und zwar so, daß die der Prinzessin der der Verurtheilten voranging.

Dieser Umstand war es, auf welchen den Chevalier San Felice seine letzte Hoffnung gebaut hatte.

In der That war er, nachdem er seine barmherzige Mission in Neapel erfüllt, nachdem er durch seine Erklärung vor dem Tribunal und durch seine Achtung vor der Gefangenen die Ehre des Weibes sichergestellt, wieder nach Palermo zurückgekehrt, um bei dem Herzog von Calabrien, welcher den Palast des Senats bewohnte, seinen gewohnten Posten wieder aufgenommen.

Noch am Tage seiner Ankunft, und als er noch zögerte, vor dem Prinzen zu erscheinen, ließ dieser ihn rufen, reichte ihm die Hand, welche der Chevalier küßte, und sagte:

»Mein lieber San Felice, Sie haben mich um die Erlaubniß gebeten, nach Neapel zu reisen, und ohne Sie zu fragen, was Sie dort zu thun hätten, habe ich Ihnen diese Erlaubniß gegeben. Gegenwärtig haben sich verschiedene Gerüchte, wahre oder falsche, über die Ursache Ihrer Reise verbreitet. Nicht als Fürst, sondern als Freund erwarte ich, von Ihnen von dem, was Sie dort gemacht haben, unterrichtet zu werden. Ich habe Sie sehr lieb, das wissen Sie, und an dem Tage, wo ich Ihnen einen großen Dienst werde leisten können, werde ich der glücklichste Mensch von der Welt sein, ohne deswegen zu glauben, daß ich mich meiner Schuld gegen Sie entledigt habe.«

Der Chevalier wollte sich auf ein Knie niederlassen, der Prinz wehrte es ihm aber, schloß ihn in seine Arme und drückte ihn an sein Herz.

Nun erzählte der Chevalier Alles, seine Freundschaft gegen den Fürsten Caramanico, das Versprechen, welches er demselben an seinem Sterbebett gegeben, seine Vermählung mit Luisa; kurz, er erzählte ihm Alles, ausgenommen Luisas Geständnisse, so daß in den Augen des Prinzen die Vaterschaft des Chevaliers keinem Zweifel unterworfen sein konnte.

Der Chevalier endete damit, daß er Luisas politische Unschuld betheuerte und den Prinzen bat, ihre Begnadigung auszuwirken.

Der Prinz dachte einen Augenblick nach. Er kannte den grausamen rachsüchtigen Charakter seines Vaters; er wußte, welchen Schwur dieser gethan und wie schwer es sein würde, ihn von diesem Schwur zurückzubringen.

Plötzlich aber durchzuckte ein leuchtender Gedanke sein Hirn.

»Erwarten Sie mich hier, sagte er zu dem Chevalier.

»In einer Angelegenheit von dieser Bedeutung muß ich meine Gemahlin zu Rathe ziehen und diese ist überdies eine sehr *gute* Rathgeberin.«

Mit diesen Worten ging er in das Schlafzimmer der Prinzessin.

Fünf Minuten später öffnete sich die Thür wieder und der Prinz rief, den Kopf durch die Oeffnung steckend, den Chevalier hinein.

In dem Augenblick, wo die Thür des Schlafzimmers der Prinzessin sich hinter San Felice schloß, steuerte eine kleine Goelette, welche durch die Höhe und Biegsamkeit ihrer Masten amerikanische Bauart verrieth, um den Berg Pelegrino, folgte dem langen Hafendamm des Schlosses des Molo, welcher mit der Batterie endet, fuhr mit derselben Leichtigkeit, wie in unseren Tagen ein Dampfschiff zu thun pflegt, zwischen den englischen Kriegsschiffen und den Kauffahrteischiffen aller Länder, welche den Hafen von Palermo füllten, hindurch und ging eine halbe Kabellänge vor dem seit langer Zeit in ein Staatsgefängniß verwandelten Schlosse Castellamare vor Anker.

Wenn das Merkmal, an welchem man, wie wir gesagt, die Nationalität des kleinen Schiffes

erkennen konnte, für wenig geübte Augen nicht hinreichend gewesen wäre, so hätte doch die sich an der Spitze des großen Mastes entfaltende Flagge, auf welcher man die Sterne der amerikanischen Union erblickte, bestätigt, daß es auf dem von Christoph Columbus entdeckten Boden gebaut war und daß es, so gebrechlich es auch zu sein schien, kühn und glücklich das atlantische Meer überschiffte, gerade wie ein Dreidecker oder eine Fregatte.

Sein mit goldenen Buchstaben am Spiegel angeschriebener Name »The Runner«, das heißt »der Renner«, verrieth, daß es einen Namen seinem Verdienst gemäß, aber nicht von der Laune eines Eigenthümers erhalten hatte.

Kaum war der Anker geworfen, so sah man das Quarantänenboot mit Beobachtung der gewohnten Formalitäten und Vorsichtsmaßregeln auf den »Renner« zusteuern, und dann wurden die herkömmlichen Fragen und Antworten gewechselt.

»Goelette, ahoi!« rief man; »wo kommt Ihr her?«

»Von Malta.«

»Direct?«

»Nein, wir sind in Marsala angelaufen.«

»Zeigt euer Patent.«

Der Capitän, welcher alle diese Fragen auf italienisch, aber mit sehr hörbarem Yankee-Accent beantwortete, reichte das verlangte Papier dar, welches man ihm mit einer Zange aus den Händen nahm und welches, nachdem man es gelesen, ihm auf dieselbe Weise zurückgegeben ward.

»Gut,« sagte der Beamte, »Ihr könnt in das Boot steigen und mit uns nach der Quarantäne kommen.«

Der Capitän ließ eines seiner Boote aussetzen, nahm vier Ruderer mit und passierte, von dem Quarantäneboot begleitet, die ganze Rhede, um das auf der andern Seite des Hafens liegende Quarantänegebäude, die Salute genannt, zu erreichen.

Zehntes Capitel.

Die Nachrichten, welche die Goelette »der Renner« mitbrachte.

Noch am Abend des Tages, wo wir den Chevalier San Felice in das Schlafzimmer der Herzogin von Calabrien gehen und den Capitän der Goelette »der Renner« sich nach der Salute haben begeben sehen, war die ganze königliche Familie bei der Sicilien in demselben Zimmer des Palastes versammelt, wo wir gesehen haben, wie Ferdinand mit dem Präsidenten Cardillo seine Partie Reversis machte, wie Emma Lyonna dem Bankier an Pharotische mit Händen voll Gold die Spitze bot, und die Königin, mit den jungen Prinzessinnen in einen Winkel zurückgezogen, die Fahne stickte, welche der treue und kluge Lamarra dem Cardinal Ruffo überbringen sollte.

Nichts hatte sich verändert. Der König spielte immer noch Reversis; der Präsident Cardillo riß sich immer noch die Knöpfe ab; Emma Lyonna bedeckte den Tisch immer noch mit Gold, während sie zugleich leise mit dem auf ihren Sessel sich stützenden Nelson plauderte, und die Königin und die Prinzessinnen stickten allerdings nicht mehr eine Fahne für den Cardinal, wohl aber ein Danksagungsbanner für die heilige Rosalie, diese sanfte Jungfrau, deren Namen man zu besudeln versuchte, indem man sie zur Beschützerin dieses Thrones machte, welcher jetzt im Begriff stand, sich wieder durch Blut zu befestigen.

Dennoch aber hatten sich seit dem Tage, wo wir unsere Leser zum ersten Mal in dieses selbe Zimmer einführten, die Dinge bedeutend geändert.

Aus einem Verbannten und Besiegten war Ferdinand, Dank dem Cardinal, ein Eroberer und Sieger geworden. Auch wäre die Ruhe dieses majestätischen Antlitzes, welches Canova, wie wir bereits erwähnt, beschäftigt war als Minerva, nicht aus dem Haupte des Jupiter, sondern aus einem herrlichen Marmorblock von Carrara springen zu lassen, noch ganz dieselbe gewesen, wenn nicht einige soeben aus Frankreich eingetroffene Nummern des »Moniteur republicain« ihren Schatten auf die neue Aera geworfen hätten, in welche das sicilische Königthum eintrat.

Die Russen waren nämlich durch Massena bei Zürich und die Engländer durch Brune bei Allmacker geschlagen worden. Die Engländer hatten sich genöthigt gesehen, sich wieder einzuschiffen und Suwarow, welcher zehntausend Mann auf dem Schlachtfelde zurückließ, war nur dadurch entronnen, daß er einen Abgrund, auf dessen Boden die Reuß strömte, auf zwei mit den Gürteln seiner Officiere aneinandergebundenen Fichtenstämmen überschritt und dann, nachdem er den Abgrund passiert, die Brücke, auf welcher er ihn überschritten, in die Tiefe hinabschleudern ließ.

Ferdinand hatte sich mitten unter dem Aerger, welchen diese Nachrichten ihm verursachten, einige Minuten Vergnügen gemacht und zwar dadurch, daß er Nelson mit der Wiedereinschiffung der Engländer und Bailly mit der Flucht Suwarow's neckte.

Was sollte man hierauf einem Manne entgegenen, der unter gleichen Umständen sich auf so grausame und zugleich so lustige Weise selbst verspottet hatte?

Nelson begnügte sich deshalb blos auf die Lippen zu beißen und Bailly, welcher Irländer, aber von französischer Abkunft war, empfand über die Schlappe, welche die Truppen des Czaar Paul

des Ersten davongetragen, nicht allzugroßes Bedauern.

Allerdings war in dem Stande der Angelegenheiten, welche Ferdinand direct interessierten, das heißt an den Angelegenheiten Italiens, nichts geändert. Oesterreich stand in Folge seiner Siege in Deutschland und Italien am Fuße der Alpen, und der Var, die alte französische Grenze, war bedroht.

Hierzu kam, daß Rom und das römische Gebiet durch Burkard und Pronio, die beiden Generale Seiner sicilischen Majestät wiedererobert worden, und daß kraft des zwischen dem General Burkard, Commandanten der neapolitanischen Truppen, der die britischen Truppen commandierende Commodore Truebridge und der Commandant der französischen Truppen General Garnier unterzeichneten Vertrages letztere mit allen Kriegsehren abziehen, aber bis zum 4. Oktober die römischen Staaten verlassen haben sollten.

In Allem diesen gab es, wie der König Ferdinand jagte, »zu essen und zu trinken.« Dann warf er mit seiner neapolitanischen Sorglosigkeit das bekannte Sprichwort, welches die Neapolitaner noch öfter in moralischem als in physischem Sinne anwenden: »Nun, was nicht erstickt, wird fett,« in die Luft, auf die Gefahr hin, daß es ihm wieder auf die Nase fiel.

Seine Majestät machte daher, ohne sich sehr durch die Ereignisse beunruhigen zu lassen, welche in der Schweiz und in Holland vor sich gingen, und sehr ruhig in Bezug auf die, welche in Italien geschehen waren, noch geschahen und geschehen sollten, seine Partie Reversis und neckte gleichzeitig Cardillo, seinen Mitspieler, und Nelson und Bailly, seine Bundesgenossen, als der Kronprinz in den Salon trat, sich gegen den König und die Königin verneigte, mit den Augen den in Palermo beim König gebliebenen und wegen seiner Treue zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannten Fürsten von Castelcicala suchte, gerade auf diesen zuzuging, und sofort ein mit leiser Stimme geführtes Gespräch mit ihm begann.

Nach Verlauf von fünf Minuten durchschritt der Fürst von Castelcicala den Salon seiner ganzen Länge nach, ging seinerseits gerade auf die Königin zu und sagte zu ihr leise einige Worte, welche sie bewogen, rasch den Kopf emporzurichten.

»Melden Sie es Nelson,« sagte die Königin, »und folgen Sie mir dann mit dem Prinzen von Calabrien in das Nebenzimmer.«

Mit diesen Worten erhob sie sich und ging in ein an den großen Salon stoßendes Cabinet.

Einige Sekunden später führte der Fürst von Castelcicala den Prinzen ein, und Nelson folgte, um dann die Thür hinter sich zu schließen.

»Kommen Sie her, Franz,« sagte die Königin zu ihrem Sohn, »und erzählen Sie uns, woher Sie diese ganz schöne Geschichte haben, welche Castelcicala mir soeben erzählt hat.«

»Madame,« sagte der Prinz, indem er sich mit jener Mischung von Furcht und Respekt verneigte, welche er seiner Mutter gegenüber, von der er sich nicht geliebt wußte, stets empfand, »Madame, einer meiner Leute, ein Mann, auf den ich mich verlassen kann, hat, als er sich heute gegen zwei Uhr Nachmittags auf der Polizei befand, sagen hören, der Capitän eines kleinen amerikanischen Schiffes, welches heute in dem Hafen eingelaufen ist und beim Absegeln von Malta durch einen Sturm nach der Richtung des Cap Bon getrieben worden war, sei zwei französischen Kriegsschiffen begegnet, auf deren einem, wie er vollen Grund hat zu glauben, sich der General Bonaparte befand.«

Nelson, welcher sah, mit welcher Aufmerksamkeit Alle die Mittheilung des Prinzen anhörten, ließ sich dieselbe durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten ins Englische übersetzen

und begnügte sich dann, die Achseln zu zucken.

»Und haben Sie,« fragte die Königin ihren Sohn, »auf diese, wenn auch nur unsichere und unbestimmte Nachricht hin nicht gesucht jenen Capitän zu sprechen und selbst zu ermitteln, was wohl an diesem Gerücht Wahres ist? In der That, Franz, Sie besitzen eine unverzeihliche Sorglosigkeit.«

Der Prinz verneigte sich.

»Madame,« antwortete er, »mir, der ich mit der Regierung nichts zu schaffen habe, kam es nicht zu, Geheimnisse von dieser Wichtigkeit durchdringen zu wollen, wohl aber habe ich den Mann, der mir dieses Gerücht überbracht, selbst an Bord der amerikanischen Goelette geschickt und ihm befohlen, sich unmittelbar an der Quelle zu erkundigen, und wenn der Capitän ihm ein glaubwürdiger Mann zu sein schiene, denselben mit in den Palast zu bringen.«

»Nun und?« fragte die Königin ungeduldig.

»Nun, Madame, der Capitän wartet im rothen Salon.«

»Castelcicala,« sagte die Königin, »gehen Sie und führen Sie ihn durch die Corridors hierher, damit er nicht durch den Salon komme.«

Es trat unter den drei wartenden Personen tiefes Schweigen ein.

Nach Verlauf einer Minute öffnete sich die Thür wieder und ein Mann trat ein, welcher fünfzig bis fünfundfünfzig Jahre alt sein mochte und eine Phantasieuniform trug.

»Der Capitän Skinner,« sagte der Fürst von Castelcicala, indem er den amerikanischen Touristen einführte.

Der Capitän Skinner war, wie wir eben gesagt, ein Mann, welcher den Mittag des Lebens bereits hinter sich hatte, von etwas über Mittelgröße, vortrefflichem Wuchs und einem ernsten, aber empfänglichen Gesicht mit im Ergrauen begriffenen Haar, welches zurückgestrichen war, als ob der in das Gesicht wehende Sturm sie so gelegt hätte. Er trug keinen Schnurrbart, ein dicker Kinnbart aber tauchte bis in die Cravatte von untadelhaft weißem feinen Battist hinab.

Er verneigte sich ehrerbietig vor der Königin und vor dem Herzog von Calabrien. Nelson begrüßte er wie eine ganz gewöhnliche Person und verrieth dadurch, daß er ihn entweder nicht kannte oder nicht kennen wollte.

»Mein Herr,« sagte die Königin zu ihm, »man versichert mir, daß Sie der Ueberbringer von wichtigen Nachrichten sind. Dies erklärt Ihnen, weshalb ich gewünscht habe, daß Sie sich hierher in den Palast bemühen möchten. Wir haben Alle das größte Interesse daran, diese Nachrichten kennen zu lernen. Damit Sie wissen, mit wem Sie sprechen, bemerke ich, daß ich die Königin Marie Caroline bin; dies da ist mein Sohn, der Herzog von Calabrien, dies da mein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürst von Castelcicala, und dies hier mein Freund, meine Stütze, mein Retter, Mylord Nelson, Herzog von Bronte, Baron vom Nil.«

Der Capitän Skinner schien mit den Augen eine fünfte Person zu suchen, als plötzlich die in den Salon führende Thür des Cabinets sich öffnete und der König eintrat.

Es war augenscheinlich, daß diese fünfte Person es war, welche der Capitän Skinner mit den Augen gesucht hatte.

»Madonna!« rief der König, sich zu seiner Gemahlin wendend, »wissen Sie, theure Freundin, was für Nachrichten sich so eben in Palermo verbreiten?«

»Nein, ich weiß es noch nicht, aber ich werde es sogleich erfahren, denn hier ist der Herr, welcher diese Nachrichten gebracht hat und im Begriff steht, mir sie mitzutheilen.«

»Ah! ah!« sagte der König.

»Ich erwarte, daß die Majestäten mir die Ehre erzeigen, mich zu befragen,« sagte der Capitän Skinner.

»Ich stehe zu Befehl.«

»Man sagt, mein Herr,« hob die Königin an, »daß Sie uns Nachrichten über den General Bonaparte geben können.«

Ein Lächeln umspielte die Lippen des Amerikaners.

»Ja, und zwar sichere, Majestät,« sagte er, »denn vor nur erst drei Tagen bin ich ihm auf der See begegnet.«

»Auf der See!« wiederholte die Königin.

»Was sagt der Herr?« fragte Nelson.

Der Fürst von Castelcicala übersetzte die Antwort des amerikanischen Capitäns ins Englische.

»Wo denn?« fragte Nelson.

»Zwischen Sicilien und dem Cap Bon,« antwortete der Capitän Skinner in vortrefflichem Englisch.

»Also,« bemerkte Nelson, »ungefähr unter dem siebenunddreißigsten Grade nördlicher Breite?«

»Ja, ungefähr unter dem siebenunddreißigsten Grade nördlicher Breite und etwa neun Grad zwanzig Minuten östlicher Länge.«

Der Fürst von Castelcicala übersetzte dem König, was gesprochen ward; für die Königin und den Herzog von Calabrien war keine Uebersetzung nöthig, denn beide sprachen und verstanden englisch.

»Das ist unmöglich,« sagte Nelson. »Sir Sidney Smith blockiert den Hafen von Alexandrien und würde zwei französische Schiffe auf dem Wege nach Frankreich nicht haben passieren lassen.«

»O,« sagte der König, welcher niemals die Gelegenheit versäumte, Lord Nelson einen Hieb zu versetzen, »Sie haben ja die ganze französische Flotte auf dem Wege nach Alexandrien passieren lassen.«

»Blos um sie bei Abukir desto besser zu vernichten,« antwortete Nelson.

»Nun denn, sagte der König, »dann setzen Sie doch den beiden Schiffen, welche der Capitän Skinner gesehen hat, nach und vernichten Sie dieselben auch.«

»Würde,« fragte der Herzog von Calabrien mit ehrerbietiger Geberde gegen seinen Vater und seine Mutter, wie um sich zu entschuldigen, daß er in ihrer Gegenwart das Wort zu nehmen wagte, »würde der Capitän uns wohl sagen, in Folge welcher Umstände er sich unter jenen Breitengraden befand und aus welchen Gründen er glaubt, daß auf einem der beiden französischen Schiffe, denen er begegnete, der General Bonaparte sich befand?«

»Sehr gern, Hoheit,« antwortete der Capitän, sich verneigend. »Ich war von Malta abgesegelt, um die Meerenge von Messina zu passiren, als ich in der Entfernung von einer Meile südlich vom Cap Passaro von einem Sturme ereilt ward. Ich steuerte demgemäß in der Richtung der Insel Maritimo und mit demselben Winde nach dem Cap Bon, obschon ich immer die hohe See zu halten suchte.«

»Und hier?« fragte der Herzog.

»Hier sah ich mich zwei Schiffen gegenüber, in welchen ich französische erkannte und die in mir den Amerikaner erkannten. Uebrigens hatte auch ein Kanonenschuß ihre Flagge in Gewißheit gesetzt und mich aufgefordert, die meinige zu entfalten. Eines der beiden Schiffe forderte mich auf näher zukommen, und als ich dies bis auf Sprechweite gethan, rief ein Mann in Generalsuniform mir zu:

»Goelette, ahoi! habt Ihr englische Schiffe gesehen?«

»Nein, General, antwortete ich; »wir haben keines gesehen.«

»Was macht die Flotte des Admirals Nelson?«

»Ein Theil blockiert Malta, der andere liegt in dem Hafen von Palermo.«

»Wo geht Ihr hin?«

»Nach Palermo.«

»Wohlan, wenn Ihr den Admiral seht, so sagt ihm, daß ich in Italien Revanche für Abukir nehmen werde.«

»Und damit setzte das französische Schiff seinen Weg weiter fort.

»Wissen Sie wie der General heißt, der Sie soeben befragte?« fragte mich mein Lieutenant, welcher während des kurzen Gespräches neben mir gestanden hatte. »Es war Niemand Anderer, als der General Bonaparte selbst.«

Man übersetzte dem Admiral Nelson die ganze Erzählung des amerikanischen Capitäns, während der König, die Königin und der Herzog von Calabrien einander mit unruhigen Blicken ansahen.

»Und,« fragte Nelson, »wissen Sie vielleicht auch den Namen dieser beiden Schiffe?«

»Ja, denn ich war denselben so nahe, daß ich die Namen lesen konnte, antwortete der Capitän. »Das eine hieß der »Muiron«, das andere der »Carère«.

»Was sollen diese Namen heißen?« fragte die Königin den Herzog von Calabrien auf deutsch. »Ich begreife die Bedeutung nicht.

»Es sind zwei Männernamen, Majestät,« antwortete der Capitän Skinner ebenfalls auf deutsch und sprach diese Sprache eben so rein wie die beiden anderen, in welchen er sich bereits ausgedrückt.

»Diese verteufelten Amerikaner!«, sagte die Königin auf französisch; »sie reden alle Sprachen.«

»Das müssen wir auch, Majestät,« antwortete der Capitän Skinner in gutem Französisch. »Ein Handelsvolk muß alle Sprachen können, in welchen man nach dem Preise des Ballens Baumwolle fragen kann.«

»Nun, Mylord Nelson,« fragte der König, was sagen Sie zu dieser Mittheilung?«

»Ich sage, daß es eine sehr wichtige und ernste ist, daß man sich deswegen aber nicht allzusehr beunruhigen lassen darf. Lord Keith kreuzt zwischen Corsica und Sardinien, und Sie wissen, das Meer und die Winde sind für England.«

»Ich danke Ihnen, Herr Capitän, für die Nachrichten, die Sie uns gebracht, sagte die Königin zu Mr. Skinner. »Gedenken Sie lange in Palermo zu verweilen?«

»Ich bin ein Tourist, der zu einem Vergnügen reist, Majestät,« antwortete der Capitän, »und dafern Sie nicht etwas Anderes wünschen, so gedenke ich gegen Ende nächster Woche wieder unter Segel zu gehen.«

»Wo würde man Sie finden, Capitän, im Falle man abermaliger Mittheilungen bedürfte?«

»An Bord meines Schiffes. Ich bin dem Fort Castellamare gegenüber vor Anker gegangen, und werde, dafern mir nicht etwas Anderes befohlen wird, dort bleiben, weil ich den Platz sehr bequem finde.«

»Franz,« sagte die Königin zu ihrem Sohne, »Sie werden dafür sorgen, daß der Capitän von dem Platze, den er gewählt hat, nicht verdrängt werde. Man muß wissen, wo man ihn augenblicklich finden kann, im Falle man seiner bedürfte.«

Der Prinz verneigte sich.

»Wohlan, Mylord Nelson,« fragte der König, »was ist jetzt nach Ihrer Ansicht zu thun?«

»Sire, Sie können Ihre Partie Reversis wieder aufnehmen, als ob nichts Außergewöhnliches geschehen wäre. Selbst wenn man annimmt, daß der General Bonaparte in Frankreich landet, so ist dann bloß ein Mann mehr da.«

»Wenn Sie nicht bei Abukir gewesen wären, Mylord,« sagte der Capitän Skinner, »so wäre dann auch nur ein Mann weniger da gewesen, dennoch aber ist es wahrscheinlich, daß eben in Folge dieses Mannes weniger die französische Flotte sich gerettet hätte.«

Nachdem der amerikanische Capitän diese Worte, in welchen gleichzeitig ein Compliment und eine Drohung lag, gesprochen, verneigte er sich tief vor den erhabenen Personen, die ihn gerufen, und zog sich zurück.

Dem ihm von Nelson gegebenen Rathe gemäß ging der König, seinen Platz wieder an dem Tische einzunehmen, wo der Präsident Cardillo ihn ungeduldig erwartete, während der Herzog von Ascoli und der Marquis Cirillo geduldig harren, wie es gut dressierten Höflingen geziemt.

Die Letzteren waren auch mit den Gesetzen der Hofetikette zu genau bekannt, als daß sie sich erlaubt hätten, den König zu befragen. Der Präsident Cardillo dagegen war ein weniger strenger Beobachter des Decorum, als diese beiden Herren.

»Nun, Sire,« fragte er, »verlohnte es denn der Mühe, unsere Partie zu unterbrechen und uns eine Viertelstunde lang mit dem Schnabel im Wasser zu halten?«

»Nein, gewiß nicht, wenigstens dem zufolge, was der Admiral Nelson behauptet,« sagte der König.

»Bonaparte hat Egypten verlassen, und ist, ohne gesehen zu werden, durch die Flotte des Admirals Sidney Smith hindurchgesehelt. Vor vier Tagen befand er sich auf der Höhe des Cap Bon. Er wird durch Mylord Keiths Flotte ebenso hindurchschlüpfen, wie er der Sir Sidney Smiths entschlüpft ist, und binnen drei Wochen in Paris sein. Sie sind am Kartenmischen, Präsident. Wer weiß, ob Bonaparte nicht auch bald ein Spiel mischt.«

Und mit diesem vermeinten Witze, von welchem er selbst ganz entzückt zu sein schien, nahm der König seine Partie wieder auf, als ob in der That das, was er erfahren, nicht der Mühe verlohnt hätte, sie zu unterbrechen.

Elftes Capitel.

Die Ehegatten.

Man erinnert sich, wie der Prinz von Calabrien Wind von den Nachrichten bekommen, welche er seiner Mutter mitgetheilt.

Ein ihm ergebener Mann hatte im Polizeibureau einige Worte gehört, welche der Capitän Skinner zu dem Director der Salute gesagt.

Hatte der Capitän diese Worte absichtlich oder zufällig gesprochen? Dies hätte nur er allein sagen können.

Der treuergebene Mann, von welchem der Herzog von Calabrien sprach, war kein Anderer als der Chevalier San Felice, welcher mit einer Empfehlung vom Prinzen den Polizeipräfekten um die Ermächtigung bitten wollte, bis zu der unglücklichen Gefangenen zu gelangen.

Diese Ermächtigung war ihm ertheilt worden, aber nur gegen das Versprechen der vollständigsten Discretion, da die Gefangene durch den König selbst der besonderen Strenge des Präfekten empfohlen worden.

Demgemäß sollte der Chevalier während der Dunkelheit, zwischen zehn und elf Uhr, Einlaß in das Gefängniß seiner Gattin erhalten.

Als er in den Senatspalast zurückkehrte, welchen, wie wir erwähnt, der Kronprinz bewohnte, erzählte er diesem, was er auf dem Polizeibureau von einem amerikanischen Seecapitän über die Begegnung gehört, die derselbe auf dem Meer mit dem General Bonaparte gemacht.

Der Prinz besaß einen weit ausschauenden Blick und errieth sofort die Folgen einer solchen Rückkehr. Die Nachricht erschien ihm deshalb als eine äußerst wichtige, und um sich zu überzeugen, in wie weit sie wahr sei, bat er den Chevalier San Felice, sich sofort an Bord des amerikanischen Schiffes zu begeben.

San Felice würde dem Prinzen zu jeder Zeit mit der Schnelligkeit der Hingebung gehorcht haben; an diesem selben Tage aber hatte der Prinz ihn mit Güte überhäuft und er bedauerte daher, daß er, um ihm einen Dienst zu leisten, nur einen so einfachen Befehl auszuführen hatte.

Der Chevalier war je nach Lage der Sache beauftragt, den amerikanischen Capitän mit zu dem Prinzen zu bringen.

Er hatte sich demzufolge augenblicklich nach dem Hafen begeben, und nachdem er die ihm ertheilte schriftliche Erlaubniß, das Gefängniß zu besuchen, in einer Briefftasche verwahrt, nahm er eines jener Boote, welche auf der Rhede hin- und herfahren, und forderte mit einer gewohnten Sanftmuth die darin sitzenden Ruderer auf, ihn nach der amerikanischen Goelette zu bringen.

So gewöhnlich und so häufig auch ein solches Vorkommniß ist, so bleibt das Einlaufen eines Schiffes in einen Hafen doch immer ein Ereigniß. Kaum hatte daher der Chevalier San Felice das Ziel seiner Fahrt bezeichnet, so steuerten die Ruderer sofort mit dem kleinen Schiffe, dessen graziös rückwärtsgeneigte beide Masten durch ihre Höhe zu der Kleinheit des Rumpfes einen so seltsamen Gegensatz bildeten.

Am Bord der Goelette schien streng Wache gehalten zu werden, denn kaum hatte der auf dem

Hinterdeck postierte Matrose das Boot bemerkt und vermuthet, daß es nach dem Schiffe steuere, so ward der seit kaum einer Stunde von der Salute zurückgekehrte Capitän von dem bevorstehenden Besuche benachrichtigt und stieg in Begleitung seines Lieutenants, eines jungen Mannes von sechs- bis achtundzwanzig Jahren, rasch auf das Deck hinauf.

Nicht sobald hatten sie jedoch einen raschen Blick auf das Boot geworfen, als sie im Tone des Erstaunens und der Unruhe einige Worte wechselten und der junge Mann die in den Salon hinabführende Treppe verschwand.

Der Capitän wartete allein.

Der Chevalier San Felice glaubte, obschon er nur zwei Stufen zu steigen hatte, um auf das Deck zu gelangen, doch in englischer Sprache fragen zu müssen, ob er an Bord kommen dürfe.

Der Capitän antwortete jedoch durch einen Ruf der Ueberraschung und zog den nicht wenig erstaunten Chevalier auf eine im Hintertheile des Schiffes befindliche, mit einem Messinggeländer umgebene kleine Plattform.

Der Chevalier wußte nicht, was er von diesem Empfang, der übrigens durchaus nichts Feindseliges hatte, denken sollte, und betrachtete den Amerikaner mit fragendem Blick.

Dieser sagte jedoch in vortrefflichem Italienisch:

»Ich danke Ihnen, daß Sie mich nicht erkannt haben, Chevalier, es beweist dies, daß meine Verkleidung gut gewählt ist, obschon das Auge eines Freundes oft weniger scharf ist als das eines Feindes.«

Der Chevalier fuhr fort den Capitän anzusehen und versuchte seine Erinnerungen zusammenzuraffen, konnte sich aber nicht besinnen, wo er diese kräftigen, redlichen Züge schon gesehen.

»Ich werde,« sagte der vermeinte Amerikaner, »mich durch eine traurige, aber edle Erinnerung in Ihr Leben mischen, mein Herr. Ich war in dem Tribunal von Monte Oliveto an dem Tage, wo Sie daselbst erschienen, um Ihrer Gattin das Leben zu retten. Ich folgte Ihnen beim Heraustreten aus dem Tribunal und redete Sie an. Ich trug damals das Gewand eines Benedictinermönches.«

San Felice trat einen Schritt zurück und ward ein wenig bleich.

»Dann,« murmelte er, »sind Sie also der Vater?«

»Ja, Sie entsinnen sich wohl noch dessen, was Sie mir sagten, als ich Ihnen jene halbvertrauliche Mittheilung machte?«

»Ja, ich sagte zu Ihnen: Thun wir Alles, was in unseren Kräften steht, um die Unglückliche zu retten.«

»Und heute?«

»O, heute sage ich von ganzem Herzen dasselbe.«

»Wohl,« sagte der vorgebliche Amerikaner, »ich bin deswegen hier.«

»Und ich,« sagte der Chevalier, »hoffe, daß diese Nacht mein Vorhaben gelingen werde. Wollen Sie mich vielleicht von Ihren Versuchen unterrichtet halten?«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Aber da Sie mich nicht erkannt haben, was führt Sie dann jetzt zu mir?«

»Der Befehl des Kronprinzen. Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß Sie sehr wichtige Nachrichten mitbrächten, und der Prinz schickt mich zu Ihnen in der Absicht, Sie zum König zu führen. Widerstrebt es Ihnen, dem König vorgestellt zu werden?«

»Mir widerstrebt nichts, was unsere Pläne fördern kann, und ich verlange nichts Besseres als die Blicke der Polizei von dem eigentlichen Ziel, welches mich hierherführt, abzulenken. Uebrigens zweifle ich, daß der König unter diesem Costüm und in dieser Stellung den Bruder Giuseppe, den Wundarzt des Klosters vom Monte Cassino, erkennen werde. Sollte er aber auch den Bruder Giuseppe, den Wund- vom Monte Cassino, erkennen, so würde er doch immer noch weit entfernt sein zu ahnen, was derselbe in Palermo vorhat.«

»Nun, dann hören Sie mich.«

»Ich höre.«

»Während Sie mit dem Kronprinzen nach dem Palast gehen, und während der König Sie dort empfangen wird, gelange ich mit dem Erlaubnißschein der Polizei zu der Gefangenen. Ich theile ihr einen heute zwischen uns, der Herzogin von Calabrien und mir verabredeten Plan mit. Gelingt dieser Plan — und ich werde Ihnen heute Abend sagen, worin er besteht — so haben Sie nichts weiter zu thun. Die Unglückliche ist gerettet und die Verbannung tritt für sie an die Stelle der Todesstrafe. Nun aber ist die Verbannung ein Glück für sie, und Gott schenke ihr daher die Verbannung. Scheitert dagegen unser Plan, so hat die Gefangene, wie ich Ihnen hiermit erkläre, keine Hoffnung weiter als auf Sie. Ist dieser Augenblick gekommen, so werden Sie mir sagen, was Sie von mir wünschen. Möge es sich um thätige Mitwirkung oder einfache Bitten handeln, so haben Sie das Recht, Alles zu verlangen. Ich habe bereits mein Glück dem Ihrigen zum Opfer gebracht, ebenso bin ich auch bereit, mein Leben dem Ihrigen zu opfern.«

»Ja, ja, das wissen wir, Sie sind der Engel der Selbstverläugnung.«

»Ich thue, was ich soll, und eben deshalb habe ich die Verbindlichkeit auf mich genommen, welche ich heute erfülle. Sie werden den Palast ungefähr zu derselben Stunde verlassen, wo ich das Gefängniß verlasse. Der Erste von uns, welcher frei wird, erwartet dann den Andern auf dem Platze der vier Cantone.«

»Damit bin ich einverstanden.«

»Nun, so kommen Sie.«

»Ich habe nur noch einen Befehl zu ertheilen, dann stehe ich zu Ihrer Verfügung.«

Man begreift das Zartgefühl, welches Salvato in dem Augenblick, wo der Chevalier auf die Goelette kam, bewogen hatte, sich zu entfernen. Sein Vater aber, welcher errieth, von welcher Unruhe er gemartert würde, wollte, ehe er die Goelette verließ, ihm sagen, was er selbst nur sehr oberflächlich wußte, das heißt den Punkt, auf welchem die Dinge sich dermalen befanden. Es stand diesem gemäß Alles noch gut. Luisa war Gefangene, aber noch am Leben, und der Chevalier San Felice, der Herzog und die Herzogin von Calabrien conspirierten für sie.

Mit solchen Protectionen war es fast unmöglich, daß die Rettung nicht gelänge.

Scheiterte der Plan dennoch, nun dann war es Salvato's Sache, in Gemeinschaft mit seinem Vater irgend einen verzweifelten Streich nach Art dessen zu versuchen, durch welchen er sich selbst gerettet.

Giuseppe Palmieri ging wieder auf das Deck hinauf. Der Chevalier erwartete ihn in dem Boote, welches ihn hergebracht. Der vorgebliche Capitän ertheilte in der That sehr laut einige Befehle auf amerikanisch und nahm dann neben dem Chevalier Platz.

Wie die Dinge im Palast gegangen waren, und welche Nachrichten der Besitzer der Goelette gebracht, haben wir bereits gesehen. Es bleibt uns jetzt noch übrig, zu sehen, was während dieser Zeit in dem Gefängniß vorgegangen war, und worin der von dem Chevalier und seinen beiden

mächtigen Protectoren, dem Herzog und der Herzogin von Calabrien, verabredete Plan bestand.

Schlag zehn Uhr pochte der Chevalier an das Thor der Festung.

Dieses Wort »Festung« verräth, daß das Gefängniß, in welches man die unglückliche Luisa gesperrt, mehr als ein gewöhnliches Gefängniß war. Es war ein Staatsgefängniß.

Der Chevalier ward demgemäß zu dem Gouverneur geführt.

Militärpersonen sind gewöhnlich frei von jenen kleinlichen Leidenschaften, welche in Civilgefängnissen dem Haß der Gewalthaber zum bereitwilligen Werkzeug dienen. Der Oberst, welcher den Posten eines Gouverneurs bekleidete, empfing und begrüßte den Chevalier sehr artig, nahm Kenntniß von der ihm ertheilten Ermächtigung, mit der Gefangenen zu verkehren, ließ den Oberaufseher rufen und befahl ihm, den Chevalier in das Zimmer der Person zu führen, welche er Erlaubniß hatte zu besuchen.

Als er bemerkte, daß diese Erlaubniß auf die Verwendung des Prinzen vertheilt worden, und als er in San Felice demgemäß eine der vertrauten Personen des Palastes erkannte, sagte er, indem er von dem Chevalier Abschied nahm:

»Ich bitte Sie, Excellenz, Seiner königlichen Hoheit meine ehrerbietige Huldigung zu Füßen zu legen.«

Der Chevalier, welcher förmlich gerührt war, dieser Courtoisie zu begegnen, während er gefürchtet, irgend eine Brutalität hinnehmen zu müssen, versprach nicht blos, sich des ihm ertheilten Auftrages zu entledigen, sondern auch dem Prinzen zu sagen, welche Rücksicht der Gouverneur auf seine Empfehlung genommen habe.

Der Oberaufseher seinerseits kam, als er sah, mit welcher Höflichkeit der Gouverneur mit dem Chevalier sprach, zudem Schlusse, der Chevalier sei eine sehr vornehme Persönlichkeit und beeilte sich daher, ihn unter fortwährenden Verbeugungen nach Luisa's Zimmer zu geleiten, welches sich im zweiten Stockwerk eines der Thürme befand.

So wie der Chevalier die Treppen hinaufstieg, fühlte er wie das Herz ihm immer schwerer ward. Er hatte, wie wir bereits gesagt, Luisa seit der Sitzung des Tribunals nicht wieder gesehen, und mußte daher bei ihrem Wiederanblick nothwendig eine tiefe Gemüthserschütterung empfinden.

Als er daher an die Thür des Zimmers gelangte, legte er in dem Augenblick, wo der Schließer den Schlüssel in das Schloß stecken wollte, ihm die Hand auf die Schulter und murmelte:

»Ich bitte, mein Freund, noch einen Augenblick.«

Der Schließer hielt inne. Der Chevalier lehnte sich an die Wand; er vermochte kaum sich noch auf den Füßen zu erhalten.

Die Sinne der Gefangenen erlangen jedoch im Schweigen, in der Einsamkeit und in der Nacht eine ganz besondere, eigenthümliche Schärfe. Luisa hatte Tritte auf der Treppe gehört und bemerkt, daß diese Tritte vor ihrer Thür Halt machten.

Nun aber war jetzt nicht die Stunde, zu welcher Jemand in ihr Gefängniß zu kommen pflegte. Unruhig stieg sie von dem Bett herab, auf welches sie sich völlig angekleidet geworfen. Das Ohr spitzend und die Arme vor sich hinstreckend näherte sie sich der Thür, in der Hoffnung, irgend ein Geräusch zu vernehmen, welches ihr erlaubte, zu errathen, in welcher Absicht man sie zu einer so späten Stunde des Abends besuche.

Sie wußte, daß bis zur Stunde ihrer Niederkunft ihr Leben durch den Engel geschützt war, den sie unter ihrem Herzen trug, aber sie zählte die Tage mit Schrecken, denn schon stand sie im

Begriff ihren siebenten Monat zu beenden.

Während der Chevalier an die äußere Mauer gelehnt und die Hand an die Brust drückend das heftige Pochen seines Herzens zu beschwichtigen suchte, horchte Luisa also auf der andern Seite der Thür mit verhaltenem Athem und angstvoll.

Der Chevalier begriff, daß er nicht ewig so stehen bleiben könne. Er bot daher alle seine Kräfte auf und sagte zu dem Schließer mit ziemlich fester Stimme:

»Oeffnet nun, Freund.«

Kaum waren diese Worte gesprochen, so war es ihm, als hörte er von der andern Seite der Thür einen schwachen Schrei. Dieser Schrei aber, wenn es einer war, ward sofort durch des Rasseln des Schlüssels in dem Schlosse erstickt.

Die Thür öffnete sich; der Chevalier blieb auf der Schwelle stehen.

Zwei Schritte davon, im Innern des Zimmers, von einem durch das vergitterte, aber glaslose Fenster fallenden Mondstrahl beleuchtet, kniete Luisa, weiß, mit aufgelöstem Haar, die Hände auf die Knie herabhängen lassend gleich Canovas Magdalena.

Durch die Thür hindurch hatte sie die Stimme ihres Gatten erkannt und erwartete ihn in der Haltung, in welcher die Ehebrecherin Christum erwartete.

Der Chevalier stieß seinerseits einen lauten Ruf aus, hob sie in seinen Armen empor und trug sie halb ohnmächtig auf ihr Bett.

Der Aufseher schloß die Thür, indem er sagte:

»Wenn Sie die elfte Stunde schlagen hören, Excellenz —«

»Schon gut, schon gut,« antwortete ihm San Felice, indem er ihm nicht Zeit ließ auszureden.

Das Zimmer blieb ohne anderes Licht als den Mondstrahl, welcher der Bewegung des nächtlichen Planeten gemäß sich langsam den beiden Gatten näherte.

Wir sollten eigentlich sagen: diesem Vater und dieser Tochter. — Nichts war in der That väterlicher als der Kuß, welchen Luciano auf Luisas bleiche Stirn drückte; nichts war kindlicher als die zitternde Umarmung, in welche Luise den Chevalier schloß.

Keines von beiden sprach ein Wort; man hörte blos ersticktes Schluchzen.

Der Chevalier begriff, daß die Scham nicht die alleinige Ursache von Luisas Schluchzen sei. Sie hatte Salvato nicht wieder gesehen, sie hatte seine Verurtheilung aussprechen hören; sie wußte nicht, was aus ihm geworden sei.

Eine Frage wagte sie nicht zu thun, und der Chevalier wagte in Folge fast übertriebenen Zartgefühls nicht ihren Gedanken zu antworten.

In diesem Augenblick veranlaßten die Gemüthsqualen der Mutter eine so heftige Bewegung des Kindes, daß Luisa einen lauten Schrei ausstieß.

Der Chevalier hatte diese Bewegung gefühlt, und ein Schauer ging ihm durch alle Glieder; mit einer sanften Stimme aber sagte er:

»Beruhige Dich, unschuldiges, ungeborenes Wesen ! dein Vater lebt, er ist frei und aller Gefahr entrückt.«

»O Luciano ! Luciano !« rief Luisa, indem sie dem Chevalier zu Füßen sank. »Aber, fuhr dieser lebhaft fort, »ich bin in einer andern Absicht gekommen, als um dies zu sagen. Ich bin gekommen, um mit Dir von Dir selbst zu sprechen, geliebtes Kind.«

»Von mir?«

»Ja, wir wollen Dich retten, geliebte Tochter.«

Luisa schüttelte den Kopf, um anzudeuten, daß sie dies für unmöglich hielt.«

»Ich weiß es wohl,« entgegnete San Felice, ihren Gedanken beantwortend, »der König hat Dich verurtheilt; wir haben aber ein Mittel, deine Begnadigung zu erlangen.«

»Meine Begnadigung! ein Mittel! Luciano, Du kennst ein Mittel, meine Begnadigung zu erlangen?«

Und sie schüttelte zum zweiten Male den Kopf.

»Ja,« hob San Felice wieder an, »und ich werde Dir dieses Mittel sagen. Die Kronprinzessin ist wieder in gesegneten Umständen.«

»Glückliche Mutter!« rief Luisa. »Sie erwartet nicht mit Angst und Schrecken den Tag, wo sie ihr Kind in ihre Arme schließen wird.«

Und mit diesen Worten warf Luisa sich schluchzend und die Hände ringend zurück.

»Warte doch und fasse Dich,« sagte der Chevalier. »Bete für ihre glückliche Niederkunft, denn der Tag, an welchem diese erfolgt, wird der deiner Freilassung sein.«

»Ich höre Dich,« sagte Luisa, indem sie ihr Haupt wieder emporrichtete und an die Brust ihres Gatten sinken ließ.

»Du weißt, fuhr San Felice fort, »daß, wenn die Kronprinzessin von Neapel von einem Prinzen entbunden wird, sie dann das Recht hat, um drei Gnadenacte zu bitten, die ihr niemals abgeschlagen wurden.«

»Ja, das weiß ich wohl.«

»Wohlan, an dem Tage, wo die Entbindung der Kronprinzessin erfolgt, wird sie anstatt um drei Gnadenacte nur um einen bitten und dieser eine wird deine Begnadigung sein.«

»Aber, sagte Luisa, »wenn sie nun eine Prinzessin gebiert?«

»Eine Prinzessin! eine Prinzessin!« rief San Felice, dessen Gedanken diese Alternative sich noch gar nicht vergegenwärtigt hatte. »Dies ist unmöglich. Gott wird es nicht erlauben.«

»Er hat ja schon erlaubt, daß ich ungerecht verurtheilt worden bin,« sagte Luisa mit schmerzlichem Lächeln.

»Das ist eine Prüfung!« rief der Chevalier, »und wir befinden uns hier einmal in einem Prüfungslande.«

»Das ist also unsere einzige Hoffnung?« fragte Luisa.

»Leider ja,« antwortete San Felice, »aber gleichviel. Hier, fuhr er fort, indem er ein Papier aus der Tasche zog, »hier ist eine von dem Herzog von Calabrien verfaßte, von seiner Gattin geschriebene Bittschrift. Unterzeichne dieselbe und setzen wir dann unser Vertrauen auf Gott.«

»Ich habe aber weder Feder noch Tinte.«

»Ich habe Beides, « antwortete der Chevalier.

Mit diesen Worten zog er ein Schreibzeug aus der Tasche und tauchte eine Feder ein.

Dann führte er Luisa, sie stützend, in die Nähe des Fensters, damit sie beim Scheine des Mondstrahles unterzeichnen konnte.

Luisa unterschrieb.

»So,« sagte er, indem er den Kopf emporrichtete. »Ich werde Dir diese Feder, diese Tinte und ein Heft Papier dalassen. Du wirst schon Mittel finden, diese Dinge irgendwo zu verbergen. Sie können Dir nützlich sein.«

»Ja, ja, laß mir sie da, mein Freund,« sagte Luisa. »O wie gut Du bist und wie Du an Alles denkst! Aber was ist Dir? wonach schaust Du?«

In der That waren die Blicke des Chevaliers durch die doppelten Gitter des Fensters auf den Theil des Hafens gerichtet, den man durch die Oeffnung hindurch wahrnehmen konnte.

Ungefähr sechzig bis siebzig Schritte vom Fuße des Thurmes schaukelte sich die Goelette des Capitän Skinner.

»Wunder des Himmels!« murmelte der Chevalier.

»In der That, ich fange an zu glauben, daß er bestimmt ist, Dich zu retten.«

Ein Mann spazierte auf dem Deck hin und her und warf von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick auf das Fort, als ob er die Mauern desselben durchdringen wollte.

In diesem Augenblick knarrte der Schlüssel im Schloß. Es schlug elf Uhr.

Der Chevalier faßte Luisas Kopf zwischen beide Hände und richtete einen Blick auf das Deck des kleinen Schiffes.

»Siehst Du jenen Mann?« fragte er leise.

»Ja, ich sehe ihn; was ist mit ihm?«

»Wohlan, Luisa, dieser Mann ist es.«

»Was ist er?« fragte die junge Frau schaudernd.

»Er ist derjenige, welcher Dich retten wird, wenn ich Dich nicht rette. Aber,« fuhr der Chevalier fort, indem er Luisa leidenschaftlich auf Stirn und Augen küßte, »ich werde Dich retten, ich werde Dich retten, ich werde Dich retten!«

Und mit diesen Worten eilte er aus dem Gefängniß, dessen Thür sich wieder schloß, ohne daß Luisa es gewahrte. Ihre ganze Seele lag jetzt in ihren Augen, und ihre Augen verschlangen mit ihrem Blick den Mann, welcher auf dem Deck der Goelette hin- und herwandelte.

Zwölftes Capitel.

Kleine Ereignisse, welche sich um große herum gruppieren.

Hätte der Auftritt am Tage stattgefunden anstatt in der Nacht, so wäre der Chevalier, ohne sich um den Oberaufseher zu kümmern, die Treppen hinabgestürzt und hätte fortgefahren zu rufen: »Ich werde sie retten!«

In dem Corridor aber herrschte die vollständige Finsterniß, denn hier war nicht einmal etwas von dem Mondstrahl zu bemerken, welcher Luisa's Gefängniß erleuchtete.

Der Chevalier sah sich deshalb genöthigt, auf den Schließer und seine Laterne zu warten. Dieser geleitete ihn mit denselben Beweisen von Aufmerksamkeit, womit er ihn bei seiner Ankunft überhäuft. In dem Hofe angelangt, fuhr der Chevalier deshalb mit der Hand in die Tasche, nahm die wenigen Goldstücke, welche sich darin befanden, heraus und bot sie dem Schließer.

Dieser nahm sie, wog sie mit melancholischer Miene in der Hand und schüttelte den Kopf.

»Mein Freund, sagte San Felice, »es ist sehr wenig, das weiß ich wohl, aber ich werde mich deiner erinnern, sei unbesorgt, — obschon nur unter der Bedingung, daß Du der armen Frau, welche deine Gefangene ist, mit aller möglichen Rücksicht begegnet.«

»Ich beklage mich nicht über das, was Sie mir geben, Excellenz; dies sei fern von mir,« antwortete der Aufseher. »Wenn Sie aber wollten, Excellenz, so könnten Sie durch ein Wort mehr für mich thun, als ich jemals für die Gefangene werde thun können.«

»Und was kann ich für Dich thun?« fragte San Felice.

»Ich habe einen Sohn, Excellenz, und seit einem Jahre bitte ich vergebens um seine Anstellung als Schließer in der Festung. Wäre er hier, so würde ich ihn speciell mit der Bedienung der fraglichen Dame beauftragen, womit ich mich nicht selbst beschäftigen kann, da ich nur die allgemeine Aufsicht zu führen habe.«

»Ich bin gern bereit, sagte Felice, welcher sofort an den Nutzen dachte, den er von diesem bescheidenen Gönner ziehen könnte. »Und von wem hängt die Anstellung deines Sohnes ab?«

»Von dem Chef der Polizei.«

»Hast Du Dich schon an diesen gewendet?«

»Ja, aber Sie wissen wohl, Excellenz, ich müßte — hier machte er die Geberde des Geldzählens — »und ich bin nicht reich.«

»Es ist gut; Du wirst eine Bittschrift aufsetzen und mir dieselbe zusenden.«

»Excellenz,« sagte der Oberaufseher, indem er ein Papier aus der Tasche zog, »während Sie in dem Zimmer der Gefangenen waren, habe ich meine Bittschrift schon aufgesetzt, denn ich dachte gleich, daß Sie die Güte haben würden, sich damit zu befassen.«

»Allerdings befrage ich mich damit, mein Freund,« sagte der Chevalier, »und wenn Du nicht erlangt, was Du wünschest, so wird die Schuld nicht an mir liegen. Wenn Du meiner bedarfst, so komme zu Seiner königlichen Hoheit dem Herzog von Calabrien und frage nach dem Chevalier San Felice.«

Und die Bittschrift in die Tasche steckend, nahm der Chevalier Abschied von seinem Schützling, verließ die Festung und lenkte seine Schritte nach dem Platze der vier Cantone, wo, wie man sich erinnert, er mit dem angeblichen amerikanischen Capitän zusammentreffen wollte.

Dieser erwartete ihm bereits und kam, als er ihn erblickte, gerade auf ihn zu.

Beide redeten einander mit Fragen an.

Giuseppe Palmieri erzählte seinen Besuch bei dem König, wünschte sich Glück zu der Art und Weise, auf welche er empfangen worden, und besonders zu der Gewißheit, in welcher er sich befand, auf einem Ankerplatz, das heißt in der Nähe des Fortes, bleiben zu können.

Der Chevalier seinerseits theilte ihm sein Project mit und gab ihm, um ihm dasselbe klarer zu machen, das von dem Herzog von Calabrien verfaßte Gnadengesuch zu lesen.

Giuseppe Palmieri näherte sich der vor einer Madonna brennenden Laterne und las.

Der Chevalier hatte sich aber in seiner Zerstretheit vergriffen und ihm anstatt des Gnadengesuchs des Herzogs das Anstellungsgesuch des Oberschließers zu lesen gegeben.

Giuseppe Palmieri war jedoch nicht der Mann, der einen Umstand, welcher ihm nützlich sein konnte, an sich vorübergehen ließ, ohne die Hand darauf zu legen. Er notierte sich daher vor allen Dingen die Adresse des künftigen Schließers: »Tonino Monti, via della Salute Nr. 7,« dann gab er dem Chevalier das Papier zurück und sagte:

»Sie haben sich vergriffen.«

Der Chevalier griff nochmals in die Tasche und fand hier in der That die Schrift, welche er dem Capitän zu geben geglaubt und statt welcher er ihm die Bittschrift des Oberschließers gegeben.

Giuseppe Palmieri las das Gnadengesuch mit noch größerer Aufmerksamkeit, als er das Anstellungsgesuch gelesen.

»Ja, ohne Zweifel,« sagte er. »Wenn König Ferdinand ein Herz hat, so ist noch Aussicht vorhanden; ich zweifle aber sehr, daß er eines hat.«

Mit diesen Worten gab er das Begnadigungsgesuch in die Hände des Chevaliers zurück.

»Wann,« fragte er, »steht die Entbindung der Prinzessin zu erwarten?«

»Dieselbe kann jeden Tag erfolgen.«

»Nun, dann wollen wir warten, sagte Palmieri. »Wenn nun aber der König sich weigert, oder wenn das Kind der Kronprinzessin ein Mädchen ist?«

»Dann werden Sie diese selbe Bittschrift in Fetzen zerrissen zugesendet erhalten, womit Ihnen gesagt werden soll, daß Sie Ihrerseits handeln können, weil unsererseits keine Hoffnung mehr ist. Käme es anders, so würde das einzige Wort: »Gerettet!« Ihnen Alles sagen, was Sie zu wissen nöthig haben.«

»Aber nicht wahr, Sie geben mir Ihr Wort darauf, daß Sie bis dahin nichts versuchen?«

»Ich gebe es Ihnen, nur werden Sie mir erlauben, mich von der Lage des Zimmers zu unterrichten, welches die Gefangene in der Festung bewohnt.«

Der Chevalier ergriff die Hand des vorgeblichen Amerikaners und drückte sie ihm mit fieberhaft energischer Bewegung.

»Die Jugend vermag vor den Augen des Herrn viel,« sagte er. »Das Fenster der Gefangenen geht gerade auf die Goelette »der Renner«.

Und damit entfernte der Chevalier sich rasch, indem er das Gesicht in dem Mantel barg.

Der Chevalier hatte sich nicht getäuscht und auch diesmal hatten die sympathischen Ergießungen der Jugend ihre magnetischen Strömungen geteilt.

Kaum hatte der Chevalier Luisa's Zimmer, nachdem er sie auf den Mann aufmerksam gemacht, der in einer halben Kabellänge von dem Fuße der Festung gedankenvoll auf dem Deck der Goelette hin- und herwandelte, verlassen, als Salvato — denn dieser war es wirklich — in der Luft seinen von dem Nachthauche getragenen Namen zu vernehmen glaubte.

Er richtete den Kopf empor, sah aber nichts und glaubte daher sich getäuscht zu haben.

Derselbe Ton schlug aber zum zweiten Male an sein Ohr. Seine Augen richteten sich nun auf die dunkle Oeffnung, welche gegen die graue Mauer abstach, und durch das Gitter dieser Oeffnung hindurch glaubte er eine Hand und ein Tuch sich bewegen zu sehen.

Der Ruf, welcher dem entsprach, der aus dem Herzen der Gefangenen kam, entrang sich dem einigen und die Wellen der Luft erzitterten aufs Neue, in Bewegung gesetzt von dem Namen »Luisa«!

Das Tuch löste sich von der Hand, flatterte einen Augenblick in der Luft und fiel dann am Fuße der Mauer nieder.

Salvato war so klug, einen Augenblick zu warten, sich umzusehen, ob Jemand das soeben Geschehene bemerkt, und nachdem er sich überzeugt, daß Alles zwischen ihm und der Gefangenen geblieben war, setzte er, ohne Jemanden von der Schiffsmannschaft etwas zu sagen, die Jolle aus, und ruderte wie ein Fischer, der seine Angelschnuren legt, nach dem Strande zu.

Ein Streifen Erde von etwa zwölf Schritte Breite trennte den Quai von dem Fuße der Gefängnißmauer und das Glück wollte, daß hier keine Schildwache postiert war.

Salvato band sein Boot am Ufer fest, sah sich mit einem Sprunge am Fuße der Mauer, hob das Tuch auf und kehrte in das Boot zurück.

Kaum hatte er in demselben wieder Platz genommen, so hörte er den gemessenen Tritt einer Patrouille; anstatt aber sich von dem Quai zu entfernen, was leicht hätte Verdacht erregen können, schob er das Tuch rasch in seine Brusttasche und blieb in dem Boote, während er mit seiner Angelschnur allerhand Bewegungen machte.

Die Patrouille erschien am Fuße des Thurmes, der dieselbe führende Sergeant ließ Halt machen, trat vor und näherte sich dem Boote.

»Was machst Du da?« fragte er Salvato, der die Kleidung eines einfachen Matrosen trug.

Salvato ließ sich die Frage zweimal wiederholen, als ob er nicht verstanden hätte, und antwortete dann mit auffallendem englischen Accente:

»Nun, das seht Ihr doch. Ich fische.«

Obschon von den Siciliern verabscheut, verdankten die Engländer doch der Anwesenheit Nelsons gewisse Rücksichten, die man Angehörigen anderer Nationen nicht gewährte.

»Es ist nicht erlaubt, mit Booten an dem Quai anzulegen,« antwortete der Führer der Patrouille, »und es ist in dem Hafensplatz genug zum Fischen, ohne daß Ihr hierher zu kommen braucht. Entfernt Euch daher, Freund.«

Salvato ließ ein mißlauniges Murren hören, zog seine Angelschnur, an welcher er das Glück hatte einen ziemlich großen Fisch hängen zu sehen, aus dem Wasser und ruderte wieder nach der Goelette zurück.

»Na,« sagte der Sergeant, indem er sich wieder zu seiner Patrouille zurückverfügte, »da hat er doch einmal etwas Anderes zu essen als sein ewiges Salzfleisch.«

Dann verschwand er auf einen Augenblick unter einem Gewölbe, dessen dunkle Tiefe er untersuchte, kam dann wieder hervor und setzte seine Nachtrunde den äußeren Mauern der Festung entlang fort.

Was Salvato betraf, so hatte er sich schon hinunter in den Raum der Goelette begeben und küßte das mit einem L, einem S und einem F gezeichnete Taschentuch.

Einer der vier Zipfel war zusammengebunden. Salvato fühlte ihn rasch an und bemerkte, daß ein Papier darin war.

Auf diesem Papiere standen die Worte geschrieben:

»Ich habe Dich erkannt, ich sehe Dich, ich liebe Dich. Dies ist, seitdem ich Dich verlassen, mein erster freudiger Augenblick. Mein Gott, verzeihe mir, weil, wenn ich auf ihn hoffe, ich auf Dich hoffe!

Deine Luisa.«

Salvato ging wieder auf das Deck hinauf. Seine Augen richteten sich sofort wieder nach der Oeffnung. Die weiße Hand war immer noch an dem dunkeln Gitter sichtbar. Salvato schüttelte das Tuch, küßte es und sein Name schlug, von dem Nachthauche getragen, abermals an sein Ohr.

Da es jedoch in einer so hellen Nacht unklug gewesen wäre, einen solchen Austausch von Zeichen länger fortzusetzen, so setzte Salvato sich und verhielt sich unbeweglich, so lange ein an die Dunkelheit gewöhntes Auge durch das doppelte Gitter hindurch noch die weiße Erscheinung erspähen konnte, nach welcher ihn die unkluge Hand nicht mehr leitete.

Einige Augenblicke später hörte man das Geräusch eines das Meer schlagenden Doppelruders, und man sah durch das Labyrinth der den Hafen bedeckenden Fahrzeuge hindurch ein Boot sich nähern, welches am Fuße der kleinen Treppe der Goelette anlegte.

Es war Giuseppe Palmieri, welcher an Bord zurückkehrte.

»Ich kann Dir eine fröhliche Mittheilung machen,« rief Salvato auf englisch, indem er sich in die Arme eines Vaters warf. »Sie ist da, dort an jenem Fenster. Dies da ist ein Tuch und ein Brief von ihr!«

Giuseppe Palmieris Mund umspielte ein unbeschreibliches Lächeln und er murmelte:

»O armer Chevalier, Du hattest wohl Recht, als Du sagtest: Die Jugend ist vor Gott großer Dinge fähig!«

Dreizehntes Capitel.

Die Geburt eines königlichen Prinzen.

Einige Tage nach den so eben erzählten Ereignissen befand der König, von einem treuen Anhänger Jupiter begleitet, sich in den Gärten der Bagaria und an dem nördlichen Abhänge der Hügel, welche sich in einiger Entfernung von dem Strande erheben, auf der Hühnerjagd.

Er hatte die zwei treuesten Begleiter bei dieser Art Vergnügungen bei sich, nämlich Sir William Hamilton und den Präsidenten Cardillo, welche beide, wie er, ganz vortreffliche Schützen waren.

Die Jagd war höchst ergiebig. Es war jetzt die Zeit der Rückkehr der Wachteln.

Die Wachteln ziehen, wie jeder Jäger weiß, jedes Jahr zweimal. Das erste Mal, in den Monaten April und Mai, ziehen sie von Süden nach Norden. Zu dieser Zeit sind sie mager und ohne Geschmack. Bei dem zweiten Zuge, welcher in den Monaten September und Oktober stattfindet, sind sie dagegen fett und saftig, besonders in Sicilien, welches auf dem Rückwege nach Afrika ihre erste Station ist.

Der König Ferdinand amüsierte sich also — wir wollen nicht sagen wie ein König, denn wir wissen nur zu gut, daß er, obschon wirklich König, sich keineswegs immer amüsiert hatte — wohl aber wie ein Jäger, der im Wildpret schwimmt.

Er hatte fünfzig Schüsse gethan und fünfzig Stück erlegt, und er erbot sich zu wetten, daß er es so bis zu hundert bringen würde, ohne eine einzige zu fehlen.

Plötzlich sah man einen Reiter mit verhängten Zügeln herangesprengt kommen. Durch die Flintenschüsse geleitet hielt er in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten von den Jägern ein Pferd an, richtete sich in den Steigbügeln empor, um zu sehen, welcher von den Dreien der König wäre, und ritt, nachdem er ihn erkannt, gerade auf ihn zu.

Dieser Reiter war ein Bote, den der Herzog von Calabrien dem König, seinem Vater, schickte, um ihm zu melden, daß bei der Prinzessin die Geburtswehen sich eingestellt hätten, und um ihn zu bitten, den Gesetzen der Etiquette gemäß, der Entbindung beizuwohnen.

»Gut,« sagte der König. »Die ersten Wehen, sagt Du?«

»Ja, Sire.«

»Nun, in diesem Falle habe ich noch eine oder zwei Stunden vor mir. Ist Antonio Villari zugegen?«

»Ja, Sire, und noch zwei andere Aerzte.«

»Nun, dann siehst Du ja, daß ich weiter nichts thun kann. Achtung, Jupiter! Ich will noch einige Wachteln schießen. Reite nach Palermo zurück und sage dem Prinzen, daß ich Dir folge.«

Und er ging auf Jupiter zu, welcher, dem Befehl seines Herrn folgend, so unbeweglich stand, als ob er in Stein verwandelt wäre.

Die Wachtel flog auf, der König schoß sie.

»Einundfünfzig, Cardillo,« sagte er.

»Freilich,« sagte der Präsident, ärgerlich erst einunddreißig Stück erlegt zu haben, »mit einem

Hund wie der Ihrige ist es kein Wunder. Ich begreife überhaupt nicht, Majestät, warum Sie sich erst die Mühe nehmen, Pulver zu verbrennen und Blei umherzustreuen. An Ihrer Stelle würde ich das Wild mit der Hand fangen.«

Der Diener, welcher dem König folgte, reichte ihm mittlerweile eine frischgeladene Flinte.

»Nun,« sagte der König zu dem Boten, »Du bist ja immer noch nicht wieder fort!«

»Ich warte, um zu wissen, ob Ew. Majestät mir nicht noch andere Befehle zu ertheilen haben.«

»Nun, dann sage meinem Sohn, ich hätte soeben meine einundfünfzigste Wachtel erlegt und Cardillo wäre erst bei der dreißigsten.«

Der Bote galoppierte davon und die Jagd hatte ihren Fortgang. Binnen einer Stunde erlegte der König fernerweite fünfundzwanzig Stück Wachteln.

Eben vertauschte er sein abgeschossenes Gewehr gegen ein frischgeladenes, als er denselben Boten wieder herangesprengt kommen sah.

»Nun,« rief er ihm entgegen, »Du kommst wohl, um mir zu sagen, daß die Herzogin entbunden ist?«

»Nein, Sire; ich komme im Gegentheil, um Ew. Majestät zu melden, daß die Herzogin viel leidet.«

»Aber was will sie denn, daß ich dabei thue?«

»Ew. Majestät wissen doch, daß unter solchen Umständen Ihre Anwesenheit durch das Ceremoniell geboten wird? Es kann sich ein Unglück ereignen.«

»Was gibt es denn?«, fragte der Präsident.

»Weiter nichts, als daß die Sache, wie es scheint, nicht von selbst gehen will,« antwortete Ferdinand.

»Dann sollen wir wohl mitten am Tage die Jagd aufgeben?« fuhr der Präsident fort. »Ew. Majestät können natürlich gehen, wenn Sie wollen; ich für meine Person aber bleibe und gehe nicht eher nach Hause, als bis ich meine hundert Stück erlegt habe.«

»Ha!« sagte Ferdinand, »da fällt mir etwas ein. Reite rasch nach Palermo zurück und befehl, daß mit allen Glocken geläutet werde.«

»Und kann ich dann Seiner königlichen Hoheit sagen —«

»Du kannst sagen, daß ich Dir auf dem Fuße folge. Hast Du unsere Pferde gesehen?«

»Die Pferde stehen an dem Gitterhor der Bagaria, Sire.«

»Nun gut, dann bestelle im Vorüberreiten, daß man sie hierherbringe.«

Der Bote galoppierte von dannen.

Eine Viertelstunde später waren alle Glocken von Palermo in Bewegung.

»Ha!«, sagte der König, »das wird ihr wohlthun.«

Und er setzte die Jagd weiter fort, bis er seine neunzigste Wachtel erlegt hatte, ohne eine einzige gefehlt zu haben.

»Wollen Sie wetten, daß ich es ohne einen Fehlschuß bis auf hundert bringe, Cardillo?«

»Es lohnt nicht der Mühe.«

»Warum nicht?«

»Weil der Bote soeben wiederkommt.«

»Zum Teufel!« sagte der König. »Achtung, Jupiter! Ich kann doch mittlerweile noch die einundneunzigste schießen.«

Die Wachtel flog auf, der König erlegte sie. Als er sich herumdrehte, war der Bote dicht neben ihm.

»Nun,« fragte Ferdinand, »haben die Glocken Linderung gebracht?«

»Nein, Sire, die Aerzte hegen Befürchtungen.«

»Die Aerzte hegen Befürchtungen!« wiederholte Ferdinand, indem er sich hinter dem Ohr kratzte.

»Dann ist die Sache also ernst?«

»Ja, sehr ernst, Sire.«

»In diesem Falle stelle man das heilige Sacrament aus.«

»Sire, ich muß mir erlauben, Ew. Majestät bemerklich zu machen, daß die Aerzte sagen, Ihre Gegenwart sei dringend nothwendig.«

»Dringend nothwendig,« wiederholte Ferdinand ungeduldig. »Ich kann doch auch nicht mehr dabei thun als der liebe Gott!«

»Ihr Pferd ist da, Majestät.«

»Ich seh' es wohl. Geh' nur, geh, mein Junge, und wenn das heilige Sacrament nichts hilft, so werde ich selbst kommen.«

Dann setzte er in gedämpftem Tone hinzu:

»Wohlverstanden, sobald ich erst meine hundert Wachteln erlegt habe.«

Nach Verlauf einer Viertelstunde hatte der König seine hundert Wachteln erlegt. Sir William war ihm dicht auf dem Fuße gefolgt und hatte siebenundachtzig geschossen. Der Präsident Cardillo war hinter Sir William um zehn und hinter dem König um dreiundzwanzig zurück. Auch er war höchst wüthend darüber.

Die Glocken fuhren mittlerweile immer fort zu läuten, und dies bewies, daß es noch nichts Neues gab.

»Alla malora!« sagte der König mit einem Seufzer; »wie es scheint, hat die Prinzessin sich in den Kopf gesetzt, nicht eher fertig zu werden, als bis ich zur Stelle bin. Gehen wir denn. Man hat wohl Recht, wenn man sagt: Des Weibes Wille ist Gottes Wille!«

Dann schwang er sich aufs Pferd und sagte zu den beiden anderen Jägern:

»Ich stelle Euch frei, es noch bis auf hundert zu bringen. Ich meinerseits kehre nach Palermo zurück.«

»In diesem Falle,« sagte Sir William, »folge ich Ew. Majestät. Mein Amt legt mir die Verpflichtung auf, Sie in einem solchen Augenblick nicht zu verlassen.«

»Es ist gut; gehen Sie,« sagte Cardillo, »ich für meine Person bleibe.«

Der König und Sir William setzten ihre Pferde in Galopp.

In dem Augenblick, wo sie die Stadt erreichten, hörte das Glockengeläute auf

»Aha,« sagte der König, wie es scheint, ist die Sache vorbei. Es bleibt uns nur noch übrig zu erfahren, ob es ein Knabe oder ein Mädchen ist.«

Man kam an einer Kirche vorüber. Alle Kerzen waren angezündet, das heilige Sacrament war auf dem Altare ausgestellt und die Kirche mit Betenden angefüllt.

Man hörte das Knallen der Petarden und man sah, wie die Luft von Raketen durchfurcht ward.

»Nun,« sagte der König, »das ist von guter Vorbedeutung.«

Gleich darauf sah er denselben Boten von Weitem gesprengt kommen. Der Bote schwenkte

den Hut in der Luft und rief: »Es lebe der König!« Eine Menge Menschen rannten hinter ihm her oder liefen ihm voran. Es war ein Wunder, daß er Niemanden über den Haufen ritt.

Sobald er den König von Weitem erblickte, rief er:

»Ein Prinz! ein Prinz!«

»Na,« sagte der König zu Sir William, »wenn ich dagewesen wäre, so hätte ich auch nicht mehr thun können.«

Das Geschrei des Volkes verkündete die Ankunft Ferdinands im Palast.

Alles schwamm in Freude und Jubel und der König ward mit der größten Ungeduld erwartet.

Der Herzog und die Herzogin von Calabrien hatten sich Luisas Sache sehr zu Herzen genommen, nicht um ihrer selbst willen, denn sie kannten sie kaum persönlich, sondern um ihres Ehegatten willen.

Der arme Chevalier lag mehr todt als lebendig und in größerer Aufregung, als wenn über sein eigenes Schicksal entschieden werden sollte, in einem an das Schlafzimmer anstoßenden Cabinet auf den Knien und betete.

Er kannte nämlich die Königin, und wußte, daß viel zu fürchten, aber wenig zu hoffen stand.

Die junge Mutter lag in ihrem Bett. Sie selbst hegte keinen Zweifel. Wer hätte wohl dem schönen Kinde etwas abschlagen können, welches sie mit so vielen Schmerzen soeben zur Welt geboren? Es wäre dies ja geradezu eine Ruchlosigkeit gewesen.

Sollte dieser Prinz nicht einmal König werden? Und war es daher nicht von glücklicher Vorbedeutung, wenn er durch das Thor der Milde und das Wort »Gnade« stammelnd in das Leben eintrat?

Man hatte, da ein Großvater im Augenblick der Geburt noch nicht da war, Zeit gehabt, ihn Toilette machen zu lassen und ihm ein prachtvolles Spitzengewand anzulegen.

Er hatte das blonde Haar der österreichischen Prinzen, blaue verwunderte Augen, welche sich umschaute, ohne zu sehen, und eine Haut, welche frisch war wie eine Rose und weiß wie Atlas.

Die Mutter hatte ihn neben sich liegen und ward nicht müde, ihn zu küssen. Sie hatte in die Falten des Gewandes, welches seine königlichen Windeln bedeckte, die Bittschrift der unglücklichen Luisa San Felice gesteckt.

Von der Straße herauf hörte man den immer näherkommenden Ruf: »Es lebe der König!«

Der Kronprinz ward bleich. Ihm, der vor seinem Vater stets so furchtsam war, kam es vor, als stünde er im Begriff ein Majestätsverbrechen zu begehen.

Die Prinzessin war muthiger als er.

»O Franz,« sagte sie, »wir können doch diese arme Frau nicht verlassen.«

Der Chevalier, welcher diese Worte hörte, öffnete die Thür des Alcovens und steckte ein bleiches, verstörtes Gesicht herein.

»O mein Prinz!« sagte er im Tone des Vorwurfes.

»Ich habe versprochen, ich werde mein Wort halten,« sagte der Kronprinz. »Ich hörte die Tritte des Königs. Laß Dich nicht sehen, denn dann wäre Alles verloren.«

Der Chevalier schloß die Thür des Cabinets wieder in dem Augenblick, wo der König die des Schlafzimmers öffnete.

»Nun,« sagte er eintretend, »es ist also Alles vorbei, und zwar, Gott sei Dank! Glückklich. Ich wünsche Dir Glück dazu, Franz.«

»Und mir, Sire?« fragte die Wöchnerin.

»Ihnen werde ich meinen Glückwunsch darbringen, sobald ich das Kind gesehen habe.«

»Sire,« sagte die Prinzessin, »Sie wissen, daß mir, weil ich dem Königreich einen Erben geschenkt, das Recht zusteht, mir drei Gnadenacte auszubitten.«

»Und man wird sie Ihnen gewähren, wenn es ein schöner Knabe ist.«

»O, Sire, es ist ein Engel!«

Und sie ergriff das neben ihr liegende Kind und hielt es dem König hin.

»Ah, meiner Treu,« sagte der König, indem er es bei den Händen faßte, »ich hätte es auch nicht besser gemacht, obschon ich mir einbilde, auf diesem Gebiet etwas zu leisten.«

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein.

Jeder Athemzug stockte, Aller Herzen hörten auf zu schlagen. Man wartete, daß der König die Bittschrift sehe.

»O!« rief er plötzlich, »was hat das Bürschchen denn da unter dem Arme?«

»Sire,« sagte Marie Clementine, »anstatt der drei Gnadenbeweise, welche man gewöhnlich der Kronprinzessin gewährt, die der Krone einen Erben schenkt, verlange ich nur einen.«

Die Stimme der Prinzessin war, indem sie diese Worte sprach, so zitternd, daß der König sie überrascht ansah.

»Zum Teufel, liebe Tochter,« sagte der König, »wie es scheint, ist das, was Du wünschst, nichts Geringes.«

Und indem er den Knaben in seinen gebogenen linken Arm legte, ergriff er mit der rechten Hand das Papier und faltete es langsam auseinander, indem er den Prinzen Franz, welcher bleich ward, und die Prinzessin Marie Clementine ansah, welche sich auf ihr Kopfkissen zurücksinken ließ.

Der König fing an zu lesen; gleich bei den ersten Worten aber runzelte er die Stirn und der Ausdruck eines Gesichtes ward finster und unfreundlich.

»O,« sagte er, ehe er noch das Blatt umgewendet hatte, »wenn es dies ist, was Ihr von mir erbitten wollt, mein Herr Sohn und meine Frau Schwiegertochter, so habt Ihr Euch vergeblich bemüht. Diese Frau ist verurtheilt, diese Frau wird sterben.«

»Sire!« stammelte der Prinz.

»Und wenn Gott selbst sie retten wollte,« sagte der König, »so würde ich den Kampf gegen Gott beginnen.«

»Sire, im Namen dieses Kindes!« flehte die Prinzessin.

»Da hier!« rief der König, »nehmen Sie es wieder, Ihr Kind. Da haben Sie es, ich gebe es Ihnen zurück.«

Und nachdem er den Neugeborenen mit heftiger Geberde auf das Bett zurückgeworfen, verließ er das Zimmer mit dem wiederholten Rufe:

»Nimmermehr! nimmermehr!«

Die Prinzessin Marie Clementine ächzte und schloß ihr weinendes Kind in ihre Arme.

»Armes unschuldig Wesen!« sagte sie. »Dies wird Dir Unglück bringen.«

Der Prinz sank in einen Lehnstuhl und war nicht im Stande, auch nur ein Wort hervorzubringen.

Der Chevalier stieß die Thür des Cabinets auf und kam bleicher als ein Todter, um die

Bittschrift aufzuheben, die auf den Boden gefallen war.

»O mein Freund!« sagte der Prinz, indem er ihm die Hand bot, »Du siehst, an uns liegt die Schuld nicht.«

Der Chevalier aber verließ, ohne, wie es schien, den Prinzen zu sehen oder zu hören, das Zimmer, während er die Bittschrift zerriß und vor sich hin murmelte:

»Dieser König ist ein Ungeheuer!«

Vierzehntes Capitel.

Tonino Monti.

In demselben Augenblick, wo der König wüthend aus dem Zimmer der Kronprinzessin hinaus stürzte, und der Chevalier San Felice ihm, die Bittschrift zerreißend, folgte, besprach sich der Capitän Skinner in seiner Cajüte mit einem großen schönen jungen Burschen von fünfundzwanzig Jahren, welcher ihm seine Dienste als Matrose angeboten, über die Höhe des zu bewilligenden Lohnes.

Wenn wir sagen *angeboten*, so ist dies eigentlich nicht der ganz richtige Ausdruck.

Am Abend vorher hatte nämlich einer von Skinners besten Matrosen, welcher an Bord den Posten eines Hochbootmannes bekleidete, und in Palermo geboren war, nachdem ihn der Capitän beauftragt, zur Verstärkung der Mannschaft einige Leute anzuwerben, an der Thür des Hauses Nr. 7 in der Strada della Salute einen schönen jungen Mann gesehen, der eine Fischermütze auf dem Kopfe trug, und seine Hosen bis über das Knie hinaufgestreift hatte, so daß ein kräftiges und zugleich schöngeformtes Bein sichtbar war.

Der Hochbootmann war einen Augenblick vor dem jungen Mann stehengeblieben und hatte ihn mit einer Aufmerksamkeit und Hartnäckigkeit betrachtet, welche Letzteren bewogen, in sicilichem Dialect die Frage auszusprechen:

»Was willst Du von mir?«

»Nichts,« antwortete der Hochbootmann in demselben Dialect. »Ich sehe Dich an und ich sage Dir, daß es eine Schande ist.«

»Was ist denn eine Schande?«

»Daß ein großer, starker Kerl wie Du, der einen so schönen Matrosen machen würde, bestimmt ist, einen so schlechten Schließer abzugeben.«

»Wer hat Dir denn das gesagt?« fragte der junge Mann.

»Das kann Dir gleich sein, sobald ich es nur weiß.«

Der junge Mann zuckte die Achseln.

»Was willst Du?« sagte er. »Das Fischerhandwerk nährt seinen Mann nicht, das Schließerhandwerk aber bringt täglich zwei Carlini ein.«

»Was! Zwei Carlini täglich, sagte der Hochbootmann, indem er mit den Fingern knippte. »Ein schöner Lohn für ein so trauriges Handwerk! Ich bin an Bord eines Schiffes, wo die Schiffsjungen zwei Carlini, die Recruten vier und die ausgelernten Matrosen acht Carlini bekommen.«

»Wie? Du verdienst acht Carlini täglich?« fragte der junge Fischer.

»Ich? O, ich verdiene deren zwölf. Ich bin Hochbootmann.«

»Zum Teufel!« sagte der Fischer, »was für Geschäfte treibt denn dein Capitän, daß er seinen Leuten solche Löhne zahlen kann?«

»Mein Capitän treibt gar keine Geschäfte, er fährt spazieren.«

»Dann ist er wohl reich?«

»O, er ist Millionär.«

»Das ist eine schöne Profession und noch besser als die eines Matrosen für acht Carlini.«

»Die aber immer noch besser ist als die eines Schließers für zwei Carlini.«

»Das ist wohl wahr, mein Vater hat es sich aber einmal in den Kopf gesetzt, daß ich Schließer werden müsse, um einmal sein Nachfolger als Oberaufseher werden zu können.«

»Was bringt ihm denn dieses Amt ein?«

»Sechs Carlini täglich.«

Der Hochbootsmann fing an zu lachen.

»In der That,« sagte er, »das ist eine glänzende Zukunft. Und dein Entschluß steht fest?«

»Ach, Lust habe ich freilich durchaus nicht dazu, aber, setzte er mit der Sorglosigkeit der Südländer hinzu, »etwas muß ich doch machen.«

»Es ist aber nicht sonderlich amüsan, des Nachts aufzustehen, die Runde durch die Corridors zu machen, in die Gefängnisse zu gehen und unglückliche weinende Gefangene zu sehen.«

»O, daran gewöhnt man sich schon. Gibt es nicht überall Leute, welche weinen?«

»Ah, ich sehe schon, wie die Sache steht,« sagte der Hochbootsmann. »Du bist verliebt und willst deshalb aus Palermo nicht fort.«

»Verliebt? ich habe in meinem Leben zweimal geliebt. Die eine Geliebte ward mir um eines englischen Officiers, die andere um eines Canonicus der heiligen Rosalia willen Untreu.«

»Dann bist Du also frei wie die Luft?«

»Ja, ich bin frei wie die Luft. Wenn Du mir einen guten Posten anzubieten hat, so mache mir deine Offerte, denn zum Schließer bin ich noch nicht ernannt, obschon ich seit drei Jahren darauf warte.«

»Einen guten Posten? ich habe keinen andern anzubieten, als den eines Matrosen an Bord meines Schiffes.«

»Und wie heißt dein Schiff?«

»Der Renner.«

»Ah, dann gehörst Du also zu der amerikanischen Mannschaft?«

»Nun, hast Du etwas gegen die Amerikaner?«

»Es sind Ketzer.«

»Mein Capitän ist ein so guter Katholik wie Du und ich.«

»Und Du machst Dich verbindlich mir Aufnahme an Bord deines Schiffes zu verschaffen?«

»Ich werde mit dem Capitän darüber sprechen.«

»Und ich werde acht Carlini täglich bekommen wie die Andern?«

»Ja wohl.«

»Muß man für seine Beköstigung selbst sorgen, oder bekommt man dieselbe?«

»Man bekommt dieselbe.«

»Ist sie auch gut und reichlich?«

»Früh setzt es Kaffee und ein kleines Glas Rum, Mittags Suppe, ein Stück Rinder- und Hammelbraten und Fisch, wenn man gerade welchen gefangen hat, und Abends Maccaroni.«

»Da möchte ich es einmal versuchen.«

»Das kommt blos auf Dich an. Jetzt ist es halb zwölf Uhr, um zwölf Uhr wird zu Mittag

gegessen. Ich lade Dich hiermit dazu ein.«

»Aber der Capitän?«

»Der Capitän? Glaubst Du, der werde auf Dich achten?«

»Nun, wenn es geht, so nehme ich die Einladung an,« antwortete der junge Mann. »Ich hatte ohnehin weiter nichts zum Mittagessen als ein Stück Baccala.«

»Pfui Spiner!« sagte der Hochbootmann. »Wir haben einen Hund an Bord, aber so etwas fräße dieser nicht.«

»Madonna,« sagte der junge Mann, »dann gibt es viele Christen, welche nichts Besseres wünschen würden, als Hunde an Bord deines Schiffes zu sein.«

Und indem er seinen Arm in den des Hochbootmannes schob, ging er mit ihm den Quai entlang bis zur Marina.

An der Marina lag dicht am Ausladungsplatz ein Boot am Strande. Es war von einem einzigen Matrosen bewacht, der Hochbootmann ließ aber eine Pfeife ertönen und sogleich kamen drei andere Matrosen herbeigeeilt und sprangen in das Boot, in welches der Hochbootmann und der junge Fischer dann ebenfalls hineinstiegen.

»Nachdem »Renner« und rasch!« rief in schlechtem Englisch der Hochbootmann, indem er am Steuerruder Platz nahm.

Die Matrosen griffen zu den Rudern und das leichte Fahrzeug glitt über das Wasser hin.

Zehn Minuten später legte es an der Packbordtreppe des »Renner« an.

Der Hochbootmann hatte die Wahrheit gesagt.

Weder der Capitän noch sein Lieutenant schienen die Ankunft eines Fremden an Bord zu bemerken.

Man setzte sich zu Tisch und da der Fischfang gut gewesen war und einer der Matrosen, ein geborener Provençale, eine sogenannte Boullabaisse bereitet hatte, so war die Mahlzeit noch viel besser, als der Hochbootmann gesagt hatte.

Wir müssen gestehen, daß die drei Schüsseln, welche aufeinanderfolgten, mittelst einer halben Flasche calabresischen Weines benetzt, auf die Laune des Eingeladenen eine sehr günstige Wirkung hervorzubringen schienen.

Beim Dessert erschien der Capitän auf dem Roß und lenkte, hin und herspazierend, seine Schritte endlich nach dem Vordertheil des kleinen Schiffes.

Bei der Annäherung des Capitäns erhoben sich die Matrosen, und als der Capitän ihnen mit der Hand winkte, sich wieder zu setzen, sagte der Hochbootmann: »Ich bitte um Entschuldigung, Herr Capitän; ich habe eine Bitte an Sie.«

»Und was willst Du?« fragte der Capitän Skinner, lachend. »Sprich, mein wackerer Giovanni.«

»Es ist nicht für mich, Capitän, sondern für einen meiner Landsleute, mit dem ich in den Straßen von Palermo zusammentraf und den ich eingeladen habe, mit uns zu speisen.«

»Ah so! Wo ist er denn dieser Landsmann von Dir?«

»Hier ist er, Herr Capitän.«

»Und was begehrt er?«

»Eine große Gunst, Herr Capitän.«

»Welche denn?«

»Er wünscht auf Ihre Gesundheit zu trinken.«

»Das will ich ihm gern gestatten,« sagte der Capitän.

»Ich werde ja selbst den Nutzen davon haben.«

»Der Capitän soll leben — hoch! hoch!« riefen die Matrosen wie aus einem Munde.

Skinner verneigte sich dankend.

»Und wie heißt dein Landsmann?« fragte er dann.

»Ach, meiner Treu,« sagte Giovanni, »das weiß ich selbst nicht.«

»Ich heiße Ihr Diener, Excellenz,« antwortete der junge Mann, »und wünschte sehr von Ihnen die Antwort zu hören, daß Sie mein Herr heißen.«

»Ah, Du bist, wie es scheint, nicht ohne Witz, mein Junge.«

»Glauben Sie, Excellenz?«

»Ich bin dessen überzeugt.«

»Meine Mutter sagte es auch, als ich noch ganz klein war, seitdem aber hat Niemand wieder etwas davon bemerkt.«

»Aber Du hast doch auch noch einen andern Namen als den meines Dieners?«

»Ich habe deren noch zwei, Excellenz.«

»Und was für welche?«

»Tonino Monti.«

»Warte einmal, warte einmal,« sagte der Capitän, als ob er sich auf etwas zu besinnen suchte.

»Es ist mir, als kennte ich Dich.«

Der junge Mann schüttelte zweifelhaft den Kopf.

»Das sollte mich sehr wundern,« sagte er.

»O ja, ich besinne mich — ja, richtig, so war es.«

»Bist Du nicht der Sohn des Oberaufsehers im Fort Castellamare?«

»Allerdings bin ich das. Sie müssen ein Hexenmeister sein, daß Sie so etwas zu errathen wissen.«

»Ein Hexenmeister bin ich nicht, wohl aber der Freund eines Mannes, welcher Dir den Posten eines Schießers zu verschaffen bemüht ist, mit einem Worte, ich bin der Freund des Chevalier San Felice.«

»Aber wird dieser mir auch den gewünschten Posten verschaffen können?«

»Warum sollte er ihn Dir nicht verschaffen können? Der Chevalier ist ja nicht blos der Bibliothekar, sondern auch der Freund des Herzogs von Calabrien.«

»Ja, aber er ist auch der Ehemann der Gefangenen, welche der König so streng beaufsichtigen läßt und welche nur aus Gnade noch lebt. Besäße der Chevalier irgend welchen Einfluß, so würde er zunächst das Leben seiner Gattin zu retten suchen.«

»Eben weil man ihm eine große Gunst verweigert hat oder wahrscheinlich verweigern wird, wird man gern bereit sein, ihm eine klein zu gewähren.«

»Gott möge mir gnädig sein, ihn nicht zu erhören.«

»Warum nicht?«

»Weil es mir viel besser zusagen würde, Ihnen zu dienen, Herr Capitän, als dem König Ferdinand.«

»Aber,« entgegnete der Capitän Skinner lachend, »ich möchte ihm nicht gern Concurrnz machen.«

»O, Sie werden ihm keine Concurrnz machen, Herr Capitän. Ich gebe meine Entlassung, ehe ich noch die Anstellung habe.«

»Ach, Herr Capitän,« sagte Giovanni, »nehmen Sie das Anerbieten an. Tonino ist ein wackerer Junge. Von Kindheit an Fischer, wird er ein ganz vortrefflicher Seemann werden. Ich bürge für ihn und wir werden uns Alle freuen, ihn in das Register der Mannschaft eingetragen zu sehen.«

»Ja! ja!« riefen alle Matrosen.

»Herr Capitän, sagte Tonino, die Hand aufs Herz legend, »bei der Treue eines Siciliers verspreche ich Ihnen, wenn Sie mir meine Bitte gewähren, so sollen Sie zufrieden mit mir sein.«

»Höre, mein Freund, « antwortete der Capitän, »ich bin mit deinem Anerbieten gern einverstanden, denn Du scheinst mir ein wackerer Junge zu sein. Ich will aber nicht, daß man sagt, ich wäre ein Werber oder Seelenverkäufer und hätte Dich angeworben, während Du betrunken gewesen wärest. Amüsiere Dich daher jetzt mit deinen Cameraden, so lange Du Lust hat, kehre aber heute Abend noch einmal nach Hause zurück. Ueberlege Dir deinen Entschluß die ganze Nacht und morgen der ganzen Tag, und wenn Du dann morgen Abend noch immer auf deiner Absicht beharrst, so komme wieder und wir wollen den Handel abschließen.«

»Es lebe der Capitän!« rief Tonino.

»Es lebe der Capitän!« rief die ganze Mannschaft.

»Hier sind vier Piaster,« sagte Skinner. »Geht ans Land, vertrinkt sie, verschmaust sie — dies geht mich weiter nichts an. Heute Abend aber seid Alle wieder da und laßt mich keine Spur von dem Weine sehen, den Ihr getrunken haben werdet. Jetzt geht.«

»Aber die Goelette, die Goelette, Herr Capitän?« fragte Giovanni.

»Laß zwei Mann an Bord.«

»Es wird aber Niemand dableiben wollen.«

»Laß losen, und jeder der beiden soll als Entschädigung einen Piaster bekommen.«

Man looste und die beiden Matrosen, welche das Loos traf, erhielten jeder einen Piaster.

Abends neun Uhr waren Alle wieder zurück und wie der Capitän empfohlen, heiter, aber weiter nichts.

Der Capitän ließ, wie er alle Abende zu thun gewohnt war, seine Leute die Musterung passieren und forderte dann Giovanni, aber diesen allein, durch eine Geberde auf, ihm in einer Weile in seine Cajüte zu folgen.

Zehn Minuten später lag mit Ausnahme der Matrosen von der ersten Nachtwache an Bord Alles im Schlafe.

Giovanni schlich sich in die Cajüte des Capitäns, der ihn mit seinem Lieutenant erwartete. Beide schienen seiner mit Ungeduld zu harren.

»Nun?«, fragte Skinner.

»Nun, er ist unser, Herr Capitän.«

»Bist Du dessen sicher?«

»So sicher, als ob ich ihn schon in das Register eingeschrieben sähe.«

»Und Du glaubst, daß er morgen —«

»Morgen Abend sechs Uhr hat er unterzeichnet, so wahr ich Giovanni Capriolo heiße.«

»Das gebe Gott!«, murmelte der Lieutenant. »Damit wäre unsere Aufgabe schon zur Hälfte gelöst.«

Und in der That ging am nächstfolgenden Tage, wie Giovanni versprochen und wie wir zu Anfange dieses Capitels bereits erwähnt, Tonino Monti, nachdem man sich über den Lohn geeinigt und auf seinen in dem Contracte ausdrücklich erwähnten Wunsch, auf drei Jahre als Matrose an Bord des »Renner« und erhielt drei Monate Lohn voraus, während er sich zugleich für den Fall, daß er sein Wort bräche, der ganzen Strenge der Gesetze unterwarf.

Fünftehntes Capitel.

Der Oberaufseher.

In dem Augenblick, wo der Neuangeworbene allerdings mit einiger Schwierigkeit, aber doch wenigstens leserlich seinen Namen unter den Contract schrieb, trat ein Matrose in die Cajüte und brachte ein Couvert, welches Papiere enthielt, die ein Bote im Auftrage des Chevalier San Felice mit der ausdrücklichen Bestimmung überbracht, daß dieselben nur dem Capitän Skinner selbst eingehändigt werden sollten.

Schon seit Mittag hatte sich in Palermo das Gerücht verbreitet, daß bei der Herzogin von Calabrien sich die Geburtswehen eingestellt hätten. Die Besitzer der Goelette hatten an diesem Ereignisse ein zu großes Interesse, als daß sie nicht mit zuerst davon unterrichtet gewesen wären. Dann hatte das Glockengeläute und hierauf die Ausstellung des heiligen Sacramentes ihnen die Befürchtungen des Hofes verkündet, bis endlich das Knallen der Kanonenschläge, die Raketen und die Illuminationen sie von dem glücklichen Ausgange unterrichtet hatten, an welchem sie ein so lebhaftes Interesse nahmen, weil das Leben der Gefangenen gewissermaßen davon abhing.

Der Capitän Skinner begriff daher sofort, daß das ihm eingehändigte Couvert die Entscheidung des Königs enthielte, möchte dieselbe nun ausgefallen sein, wie sie wollte.

Er winkte Salvato, der noch einen Blick auf den Contract warf, zu Tonino sagte, es sei Alles so gut, dann den Contract ergriff und denselben in die Tasche steckte.

Tonino, der nicht wenig erfreut war, nun in aller Form der Mannschaft des »Renner« anzugehören, ging wieder auf das Deck hinauf.

Salvato und sein Vater beeilten, sobald sie allein waren, sich, das Siegel zu erbrechen.

Das Couvert enthielt die in acht oder zehn Fetzen zerrissene Bittschrift Luisas.

Man weiß, welche Bedeutung diese Antwort hatte. Dieselbe sagte so klar wie mit Worten: »Der König ist unerbittlich gewesen.«

Außer diesen Fetzen enthielt das Couvert aber auch noch zwei andere Papiere, welche unversehrt waren. Das erste, welches Salvato öffnete, war von der Hand des Chevaliers geschrieben.

Es enthielt folgende Worte:

»Eben stand ich im Begriff Ihnen die beifolgenden Papierfetzen ohne weitere Erläuterung zuzusenden — denn unserer Verabredung gemäß bedeuten sie, daß die Bemühungen der Prinzessin erfolglos gewesen sind und daß von unserer Seite nichts mehr zu hoffen ist — als ich von dem Polizeidirektor die von mir erbetene Ernennung des Tonino Monti zum Posten eines Unterschließers erhielt. Gibt vielleicht diese Ernennung ein Rettungsmittel an die Hand? Ich weiß es nicht und versuche nicht einmal es zu ergründen, so wirr ist es mir im Kopf. Sie aber, Sie sind Männer, welche Erfindungsgabe und Gewandtheit besitzen. Sie haben die Mittel zur Flucht, welche mir fehlen, Ihnen stehen Leute zu Gebote, die ich nicht habe und die ich auch nicht aufzutreiben wüßte. Suchen Sie, erfinden Sie, greifen Sie, wenn es sein muß, zum Wahnsinnigen, zum Unmöglichen, aber retten Sie nur Luisa.

»Ich für meine Person kann die Arme nur beweinen.

»Das Anstellungspatent für Tonino Monti liegt hier bei.«

Diese Mittheilung war eine furchtbare, aber weder Salvato noch sein Vater hatten jemals auf die königliche Milde gerechnet, und die Enttäuschung von dieser Seite war daher weit entfernt auf die Beiden die Wirkung hervorzubringen, welche sie auf den Chevalier San Felice geäußert hatte.

Die beiden Männer sahen einander mit Wehmuth an, aber nicht mit Verzweiflung, ja noch mehr, es erschien ihnen, als ob diese Ernennung Toninos Monti ein Ersatz für die Niederlage wäre, welche ihnen durch die zerrissene Bittschrift verkündet ward.

Sie hatten, wie man gesehen, sich ebenfalls auf diesen Ausgang gefaßt gemacht und, indem sie sich Toninos aufs Gerathewohl hin bemächtigten, demzufolge ihre Maßregeln getroffen.

Ihr Plan an und für sich war noch sehr unbestimmt, oder vielmehr sie hatten noch gar keinen Plan. Sie standen da mit wachsamem Blick, lauschendem Ohr und ausgestrecktem Arm, bereit, die Gelegenheit zu ergreifen, wenn dieselbe sich darböte. Es kam ihnen vor, als sähen sie in Tonino's Anwerbung einen Lichtschimmer, und dieser Lichtschimmer ward durch die Ernennung des jungen Burschen zum Schließer noch heller.

Von diesem Lichtschimmer geleitet standen sie jetzt im Begriff, ihrem seither flüchtig und ungreifbar gewesenen Traum eine feste Gestaltung zu geben.

Es war sieben Uhr Abends. Um acht schienen sie einen Entschluß gefaßt zu haben, denn die Mannschaft ward benachrichtigt, daß man im Laufe des nächstfolgenden Nachmittags den Anker lichten werde.

Tonino erhielt Erlaubniß, noch denselben Abend oder den nächstfolgenden Tag ans Land zu gehen, um von seinem Vater Abschied zu nehmen. Er erklärte jedoch, er fürchte den Zorn des Alten so sehr, daß er, weit entfernt, Abschied von ihm nehmen zu wollen, sich, wenn er ihn etwa auf das Schiff zukommen sähe, in den untersten Raum verkriechen würde.

Wie es schien, konnte Salvato und sein Vater sich nichts Besseres wünschen als diese Furcht, die Tonino vor seinem Vater hatte, und sie wechselten eine Geberde der Befriedigung.

Wir werden nun die Ereignisse erzählen, so wie dieselben geschahen, ohne zu versuchen, ihnen eine andere Erklärung als die der Thatsachen zu geben.

Am nächstfolgenden Tage gegen fünf Uhr Abends begann bei bewölktem äußeren Himmel die Goelette ihre Anstalten zum Lichten des Ankers zu treffen.

Während dieser Operation brach, sei es nun in Folge der Ungeschicklichkeit der Mannschaft, sei es in Folge einer mangelhaften Beschaffenheit der Kette, ein Ring in derselben und der Anker blieb im Grunde stecken.

Dieser Unfall ereignet sich nicht selten, und wenn der Anker nicht allzutief steckt, so gehen Taucher auf den Grund hinab, um ihn herauf zu befördern.

Trotz dieses mit dem Anker geschehenen Unfalls fuhr man jedoch fort, das Schiff zum Absegeln fertig zu machen. Nun ward verabredet, daß, da der Anker nur drei Klafter tief stak, ein Boot mit acht Mann und dem Hochbootsmann Giovanni, um den Anker herauszufischen, zurückbleiben und die Goelette am Eingange des Hafens kreuzend das Boot erwarten sollte. Um sich in einer mondlosen Nacht sichtbar zu machen, sollte sie drei Feuer von verschiedenen Farben tragen.

Gegen acht Uhr Abends steuerte die Goelette zwischen den in dem Hafen liegenden sie

umgebenden Fahrzeugen hindurch und begann an der verabredeten Stelle zu lavieren, während die acht Matrosen, deren man zum Hinaussegeln aus dem Hafen bedurft hatte, mit dem Boote zurückruderten, um den Anker wieder aufzufischen.

Zu derselben Stunde trat der Oberaufseher des Fortes Castellamare, Ricciardo Monti, in das Zimmer des Gouverneurs und meldete, er habe soeben einen Brief von seinem Sohn erhalten, der ihm melde, daß er zu seiner herzlichen Freude zum Unterschließer ernannt worden und daß er zwischen neun und zehn Uhr mit seinem Vater zusammentreffen wolle, weil er vorher noch einigen Formalitäten auf der Polizei zu genügen habe.

Diesen Brief hatte Tonino ohne Zweifel auf den Rath eines Cameraden geschrieben, um die Aufmerksamkeit seines Vaters von dem Abgang der Goelette abzulenken, wo er sagen hören konnte, daß sein Sohn angeworben sei.

Als Stelldichein war dem alten Monti eines der kleinen Wirthshäuser an der Piazza Marina bezeichnet worden. Ohne Mißtrauen trat er hinein und fragte nach Tonino Monti. Man bezeichnete ihm einen Corridor, der nach einem Zimmer führte, in welchem, wie man ihm sagte, sein Sohn mit drei oder vier Cameraden bei der Flasche saße.

Kaum war er aber in dieses Zimmer, in welchem er mit den Augen vergebens den suchte, der ihn hierherbestellt, eingetreten, so ward er von vier Männern ergriffen, gebunden, geknebelt und auf ein Bett geworfen, indem man ihm jedoch zugleich versicherte, daß er den nächstfolgenden Morgen wieder in Freiheit gesetzt werden und daß ihm kein Leides widerfahren würde, wenn er nicht etwa zu entweichen suchte.

Die einzige Thätlichkeit, welche man ihm zufügte und welche die Anwendung von Gewalt und besonders von Drohungen nothwendig machte, bestand darin, daß man ihm den Schlüsselbund abnahm, welchen er am Gürtel trug und mit dessen Hilfe er in die Zellen der Gefangenen gelangte.

Dieser Schlüsselbund ward durch die halb geöffnete Thür Jemanden gereicht, der hinter dieser Thür wartete.

Eine halbe Stunde später pochte ein junger Mann von Tonino's Alter und Wuchs an das Thor des Fortes und verlangte im Namen seines Vaters mit dem Gouverneur zu sprechen.

Der Gouverneur befahl den jungen Mann vorzulassen. Letzterer erzählte nun, Ricciardo Monti sei in den Augenblick, wo er die Toledostraße durchschritten, durch einen aus Anlaß der Niederkunft der Prinzessin abgefeuerten Mortarello, welcher gesprungen sei, schwer verwundet und in das Hospital dei Pellegrini geschafft worden.

Der Verwundete hatte sofort seinen Sohn rufen lassen, ihm seinen Schlüsselbund übergeben und ihm befohlen, sich sofort zu Seiner Excellenz dem Gouverneur zu verfügen, den er bereits von der Ernennung seines Sohnes unterrichtet, ihm ein Anstellungspatent zu präsentieren und seinen Vater bis zu einer hoffentlich baldigen Wiederherstellung zu ersetzen.

Der Gouverneur las das Anstellungspatent des neuernannten Unteraufsehers. Es war vollkommen in Ordnung.

In dem Ricciardo Monti zugestoßenen Unfall lag nichts Außerordentliches, denn dergleichen ereigneten sich bei jedem Fest zu Hunderten. Der Gouverneur war übrigens, wie wir bereits erwähnt, auch schon vorher davon benachrichtigt, daß sein Oberaufseher ausgehen wollte, um mit seinem Sohn zurückzukommen. Er schöpfte daher durchaus keinen Verdacht, sondern forderte den falschen Tonino auf die Schlüssel seines Vaters vorläufig zu behalten, sich in Bezug

auf seinen Dienst instruieren zu lassen und seinen Posten anzutreten.

Der neue Schließer steckte sein Patent behutsam in die Tasche, hing die Schlüssel, welche er auf den Tisch des Gouverneurs legte, wieder an seinen Gürtel und verließ das Zimmer.

Der von den Wünschen des Gouverneurs in Kenntniß gesetzte Inspector führte ihn von Corridor zu Corridor und zeigte ihm die bewohnten Zimmer. Es waren deren neun.

Als man an dem Luisa's vorüberkam, blieb der Inspector stehen, um dem jungen Manne zu sagen, daß diese Gefangene eine ganz besonders wichtige sei, und daß man, um sich von ihrer Anwesenheit zu überzeugen, ihr Zimmer dreimal am Tage und zweimal des Nachts zu visitieren habe — das erste Mal um acht Uhr Abends, das zweite Mal um drei Uhr Morgens.

Ueberdies waren an demselben Tage neue Befehle ertheilt worden, welchen zufolge die Wachsamkeit im Innern wie im Aeußern verdoppelt werden sollte.

Als der Rundgang beendet war, zeigte der Inspector dem neuangestellten Schließer noch das Wachzimmer. Der mit der Ueberwachung dieses Theiles der Festung beauftragte Aufseher mußte die ganze Nacht hier bleiben. Er hatte am Tage vier Stunden zum Schlafen. Wenn er sich langweilte, oder wenn er in dem Wachzimmer einzuschlafen fürchtete, so stand ihm frei, in dem Corridors auf- und abzugehen.

Es war halb zwölf Uhr, als der Inspector und der neue Schließer sich trennten. Ersterer empfahl Letzterem Pünktlichkeit und Wachsamkeit und der Schließer versprach, daß er ganz gewiß noch mehr leisten würde, als man von ihm erwartete.

In der That hätte Niemand, der ihn mit offenem Auge und lauschendem Ohr an der Thür des Wachzimmers gesehen, welches auf den ersten Corridor und den Fuß der Treppe Nr. 1 ging, ihn beschuldigen können, daß er seinem Worte untreu werde.

So stand er unbeweglich da, bis alles Geräusch in dem Fort verstummte.

Es schlug Mitternacht.

Sechzehntes Capitel.

Die Patrouille.

Kaum war der zwölfte Glockenschlag verhallt, so gewann der neue Aufseher, den man bis jetzt für eine Bildsäule der Erwartung hätte halten können, wieder Leben, und stieg, als ob er einen plötzlichen Entschluß gefaßt hätte, ohne Eile, aber auch nicht gerade langsam, die Treppe hinauf.

Hätte man seinen Tritt gehört, hätte man ihn vor- übergehen sehen, hätte man eine Frage an ihn gerichtet, so hätte er blos zu antworten gebraucht: »In Abwesenheit meines Vaters habe ich die Beaufsichtigung des Gefängnisses und ich beaufsichtige.«

Alles aber schlief in der Citadelle. Niemand sah ihn, Niemand hörte ihm, Niemand befragte ihn.

In der zweiten Etage angelangt, durchschritt er den Corridor der ganzen Länge desselben nach und kehrte dann wieder um, aber vorsichtiger, mit leisen Tritten, gespanntem Ohr und den Athem anhaltend.

Plötzlich blieb er vor der Thür des Gefängnisses stehen, welches Luisa bewohnte.

Den Schlüssel zu dieser Thür hatte er schon im Voraus zur Hand genommen. Er steckte ihn so vorsichtig in das Schloß und drehte ihn so langsam um, daß man das Knarren kaum hörte.

Die Thür öffnete sich. Diesmal war die Nacht finster. Der Wind piffte durch die Gitterstangen des Fensters, dessen Oeffnung nicht einmal zu bemerken war, so dicht war die Finsterniß.

Der junge Mann that, den Athem anhaltend, einen Schritt in das Zimmer hinein.

Dann, da er die Gefangene mit den Augen vergeblich suchte, murmelte er:

»Luisa !«

Ein Hauch trug den Namen »Salvato !« an sein Ohr und in demselben Augenblick umschlangen zwei Arme seinen Hals und sein Mund heftete sich auf den einigen.

Ein Flammenhauch, ein Murmeln der Freude ward ausgetauscht. Es war das erste Mal seit dem Tage der Verurtheilung vor dem Tribunal und folglich ihrer Trennung, daß die beiden Liebenden sich Eines in des Andern Armen sahen.

Ohne Zweifel hatte Salvato durch während des Tages gegebene Zeichen Luisa von diesem Besuch unterrichtet, weil er sonst fürchten mußte, daß die Ueberraschung ihr einen Ausruf des Schreckens entlocken würde.

Auch haben wir soeben gesehen, daß sie, erfüllt von Hoffnung, aber auch von Furcht, gewartet hätte, bis Salvato ihren Namen aussprach, ehe sie ihm antwortete.

In der Annäherung dieser beiden, nur eines für das andere lebenden Herzen lag ein Augenblick stummer und unbeweglicher Extase.

Salvato rüttelte sich zuerst auf.

»Wohlan, theure Luisa, sagte er; »es ist kein Augenblick zu verlieren. Wir sind bei dem Moment angelangt, wo unser gemeinsames Schicksal sich entscheiden wird. Ich habe Dir gesagt: sei ruhig und geduldig. Wir werden beide sterben oder beide leben. Du hast auf mich gerechnet; hier bin ich.«

»Ja, Gott ist groß, Gott ist gut. Was kann ich jetzt thun? Wie kann ich Dir beistehen?«

»Höre,« antwortete Salvato; »ich habe eine Arbeit zu verrichten, welche über eine Stunde dauern wird, nämlich die Gitterstangen des Fensters zu durchsägen. Es ist jetzt einige Minuten nach Mitternacht und wir haben folglich noch vier Stunden Nacht vor uns. Wir wollen nichts übereilen, aber diese Nacht muß auch unser Vorhaben gelingen, denn morgen wird Alles entdeckt sein.«

»Ich frage Dich nochmals, was soll ich während dieser Stunde thun ?«

»Ich lasse die Thür halb geöffnet, wie sie jetzt ist. Du stellst Dich so dazwischen, daß Du mit einem Fuße draußen, mit dem andern im Zimmer steht, und horcht ob irgend ein Geräusch uns Gefahr droht. Bei der mindesten Wahrnehmung rufst Du mich; ich gehe hinaus und schließe die Thür. Sobald diese geschlossen ist, bin ich Beamter und manche die Nachtrunde. Niemand, der mir begegnet, kann mich mit Mißtrauen betrachten, da man mich nur in der Ausübung meiner Pflicht antrifft. Eine Viertelstunde später komme ich wieder und beende das begonnene Werk. Also jetzt Muth und Kaltblütigkeit!«

»Sei unbesorgt, mein Freund, ich werde deiner würdig sein,« antwortete Luisa, indem sie ihm mit beinahe männlicher Kraft die Hand drückte.

Salvato zog nun zwei feine stählerne Feilen aus der Tasche, denn eine konnte während der Arbeit zerbrechen. Nachdem Luisa sich seiner Aufforderung gemäß so gestellt, daß sie jedes Geräusch, welches in den Corridors und auf den Treppen entstand, sogleich hören mußte, begann er die Gitterstäbe mit jener festen, sichern Hand zu durchfeilen, welche keine Gefahr zittern machen konnte.

Die Feile war so fein, daß man das Eingreifen ihrer Zähne in das Eisen kaum hörte. Uebrigens wäre dieses Geräusch, selbst wenn es noch bemerkbarer gewesen, durch das Pfeifen des Windes und das erste Rollen des Donners, welches ein heranziehendes Gewitter verkündete, übertäubt worden.

»Sehr schönes Wetter!« murmelte Salvato, indem er leise dem Donner dankte, daß derselbe für ihn Partie nahm.

Und dann setzte er seine Arbeit weiter fort. Nichts störte ihn darin.

Wie er vorausgesehen, waren nach Verlauf einer Stunde vier Stäbe durchsägt, und das Fenster bot nun eine Oeffnung, die groß genug war, um zwei Personen durchzulassen.

Salvato schlug nun einen Ueberrock abermals in die Höhe und wickelte ein Seil los, welches er sich um den Gürtel geschlungen.

Dieses feste, obschon feingeflochtene Seil war mehr als hinreichend lang, um bis auf dem Erdboden hinabzureichen.

An einem der beiden Enden befand sich ein zu diesem Zwecke vorgerichteter Ring, welcher bestimmt war, in den noch in der Mauer steckenden senkrechten Theil der von Salvato durchsägten Gitterstange gesteckt zu werden.

Salvato machte in gemessenen Entfernungen Knoten in das Seil, damit dieselben seinen Händen und Knieen zum Stützpunkt dienten.

Dann verließ er das Zimmer und durchschritt den Corridor bis an die Stelle, wo derselbe an die Treppe stieß.

Hier blieb er über das schwere eiserne Geländer geneigt, mit dem Auge die Finsterniß durchforschend und mit dem Ohr das Schweigen befragend, einen Augenblick lang unbeweglich

und den Athem anhaltend stehen.

»Nichts!«, murmelte er mit einem Ausdruck der Freude und des Triumphes.

Dann drehte er sich rasch herum, kehrte in das Zimmer zurück, zog den Schlüssel aus dem Thürschloß, verschloß die Thür von innen, machte das Schloß dadurch, daß er drei bis vier Nägel hineinschob, unbrauchbar, faßte Luisa in seine Arme, drückte sie an seine Brust, sprach ihr Muth ein, befestigte den Ring an der Eisenstange, band Luisas beide Hände, damit sie nicht durch die Wucht auseinandergerissen würden, fest zusammen und forderte sie dann auf, ihre beiden Arme um seinen Hals zu legen.

Erst jetzt begriff Luisa die Fluchtmethode, welche Salvato in Anwendung zu bringen gedachte, und der Muth entsank ihr bei dem Gedanken, daß sie in der freien Luft schweben und daß sie am Halse ihres Geliebten hängend sich dreißig Fuß hoch hinablassen müßte, während Salvato selbst keine andere Stütze hätte als das Seil.

Ihre Furcht war jedoch stumm. Sie sank auf die Knie nieder, hob ihre mit einem Taschentuch zusammengebundenen Hände zum Himmel empor, sprach leise ein kurzes Gebet, stand dann wieder auf und sagte:

»Ich bin bereit.«

In diesem Augenblick spaltete ein Blitz die dichten, tief herabhängenden Wolken, und bei dem Scheine dieses Blitzes konnte Salvato sehen, wie große Schweißtropfen an Luisa's bleichem Gesicht herabrannen.

»Wenn es dieses Herablassen ist, was Dich schreckt,« sagte Salvato, der mit Recht auf eine eisernen Muskeln sich verließ, »so stehe ich Dir dafür, daß wir ohne Unfall auf den Boden hinabgelangen.«

»Mein Freund,« antwortete Luisa, »ich sage nochmals: ich bin bereit. Ich habe Vertrauen zu Dir und ich glaube an Gott.«

»Dann,« sagte Salvato, »wollen wir auch keine Minute mehr verlieren.«

Er legte das Seil zum Fenster hinaus, versicherte sich seiner Festigkeit, bot Luisa seinen Kopf dar, damit sie die Kette ihrer Arme um seinen Hals lege, stieg auf einen herbeigeholten Schemel, kroch mit Luisa durch die Oeffnung, umklammerte, ohne sich an das Zittern zu kehren, welches den ganzen Körper der armen Luisa schüttelte, mit seinen Knien das Seil, welches er schon mit den Händen gefaßt hielt, und schwang sich ins Freie hinaus.

Luisa hielt einen Schrei zurück, als sie sich über den Steinplatten schweben und schaukeln fühlte, in der Höhe, welche sie so oft mit Entsetzen gemessen, und schloß die Augen indem sie mit ihren Lippen die Salvato's suchte.

»Fürchte nichts,« murmelte Salvato leise. »Ich habe Kraft genug, um mich an einem Seile hinabzulassen, selbst wenn es dreimal so lang wäre als dieses.«

Und in der That fühlte Luisa sich mit einer langsamen, gemessenen Bewegung hinabsteigen, welche gleichzeitig die Kraft und die Kaltblütigkeit des gewaltigen Gymnastikers verrieth, der sie zu beruhigen suchte.

In der Mitte des Seiles angelangt hielt Salvato jedoch plötzlich inne.

Luisa öffnete die Augen.

»Was gibt es?« fragte sie.

»Still!« flüsterte Salvato.

Er schien mit gespannter Aufmerksamkeit zu horchen.

Nach Verlauf eines Augenblickes fragte er Luisa mit einer Stimme, die nur für sie allein hörbar war:

»Hörst Du nichts?«

»Die Tritte mehrerer Männer, wie mir scheint,« antwortete Luisa mit einer Stimme, welche schwach war wie der letzte Seufzer eines hinsterbenden Windes.

»Es ist eine Patrouille, sagte Salvato. »Wir würden nicht Zeit haben, den Boden zu erreichen, bevor sie zur Stelle käme. Lassen wir sie nur erst vorbei, dann wollen wir uns vollends hinablassen.«

»Mein Gott! mein Gott! Ich habe keine Kraft mehr,« murmelte Luisa.

»Was thut das, sobald nur ich deren noch habe,« antwortete Salvato.

Während dieses kurzen Gespräches hatten die Tritte sich genähert und Salvato, dessen Augen allein offen geblieben waren, sah bei einer von einem Soldaten getragenen Laterne eine Patrouille von neun Mann, welche die Runde am Fuße der Mauer machte.

Salvato erschrak darüber weiter nicht, denn die Finsterniß war so dicht, daß er, wenn ihn nicht etwa ein Blitz beleuchtete, in der Höhe, in welcher er schwebte, unsichtbar war, und übrigens fühlte er, wie er gesagt, in sich Kraft genug, um zu warten, bis die Patrouille vorüber und verschwunden wäre.

In der That ging die Patrouille auch unter den Füßen der beiden Flüchtlinge vorüber. Zum großen Erstaunen Salvato's aber, der ihr begierig mit den Augen folgte, machte sie am Fuße des Thurmes Halt, wechselte einige Worte mit einer Schildwache, die er noch gar nicht bemerkt, löste dieselbe durch einen andern Mann ab und ging unter das Gewölbe hinein, wo ein Lichtschimmer von der Laterne sichtbar blieb, und bewies, daß sie unter diesem Gewölbe verweilte.

Wie muthig und gestählt Salvato's Seele auch war, so fühlte er doch, wie ihn ein leiser Schauer durchrieselte. Er hatte sofort Alles errathen.

Das Verlangen des Prinzen von Calabrien und der Prinzessin Marie Clementine hatte den Haß gegen die arme Luisa San Felice von Neuem belebt. Es waren neue Befehle zu strengerer Ueberwachung ertheilt worden, und eine am Fuße eines Thurmes postierte Schildwache war das Resultat dieses Befehles.

Luisa fühlte, als sie an Salvato's Herzen lag, wie dieses erbehte.

»Was gibt's?« fragte sie, als sie erschrocken ihre großen Augen aufschlug.

»Nichts,« antwortete Salvato.

»Gott wird uns schützen.«

Und in der That bedurften die Flüchtlinge des Schutzes Gottes in hohem Grade. Eine Schildwache marschierte am Fuße des Thurmes auf und ab, und Salvatos Kräfte, welche wohl zum Hinablassen hinreichten, wären nicht zum Wiederhinaufklettern hinreichend gewesen.

Uebrigens hieß Hinabsteigen der *mögliche* Tod, Wiederhinaufsteigen dagegen war der *sichere* Tod.

Salvato zögerte nicht. Er benutzte den Augenblick, wo der Soldat auf seinem regelmäßigen eng begrenzten Gange ihm den Rücken kehrte, und stieg vollends hinab.

In dem Augenblick aber, wo er den Boden berührte, drehte der Soldat sich um und sah zehn Schritte vor sich eine umförmliche Gruppe sich im Dunkel bewegen.

»Wer da?« rief er. Ohne zu antworten rannte Salvato, die vor Schrecken halb ohnmächtige Luisa in seinen Armen haltend, nach dem Meere zu, wo allerdings ein Boot ihm erwartete.

»Wer da?« rief die Schildwache zum zweiten Male und schickte sich an auf die Fliehenden anzuschlagen.

Salvato beschleunigte, sich immer noch stumm verhaltend, seinen Lauf. Er sah das Boot, er erkannte seine Freunde, er hörte die Stimme seines Vaters, welcher ihm »Muth! Muth!« und seinen Matrosen »Haltet dicht an das Land!« zurief.

»Wer da?« schrie der Soldat zum dritten Male um legte an.

Da auch die dritte Frage ohne Antwort blieb, so gab die Schildwache, geleitet durch einen Blitz, welcher in diesem Augenblick den Himmel durchfurchte, nun ohne Weiteres Feuer.

Luisa fühlte wie Salvato zusammensackte. Dann stürzte er auf ein Knie nieder und stieß einen Schrei aus, welcher noch mehr Wuth als Schmerz verrieth.

Während der Soldat, der soeben geschossen, schrie: »Zu den Waffen!« versuchte Salvato mit halberstickter Stimme zum letzten Male zu rufen: »Rettet sie!«

Die halb ohnmächtige, vor Schmerz wahnsinnige Luisa, welche mit ihren fest zusammengebundenen Handgelenken und ihren um Salvatos Hals geschlungenen Arm keiner Bewegung fähig war, sah nun wie in einem Traum zwei Trupps Männer oder vielmehr Teufel auf einander losstürzen, die heulend mit einander kämpften und sie mit Füßen traten.

Nach Verlauf von fünf Minuten zerriß der Kampf gleichsam in zwei Theile.

Luisa blieb sterbend in den Händen der Soldaten, die sie zurück nach der Citadelle schleppten, während die Matrosen Salvato in ihr Boot trugen.

Er war todt, denn die Kugel war ihm mitten durchs Herz gegangen, und sein Vater durch einen auf den Kopf erhaltenen Kolbenschlag betäubt.

Als Luisa wieder in ihr Gefängniß trat, ward sie, obschon die erst im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft stand, in Folge der so eben erduldeten furchtbaren Gemüthserschütterungen von den Geburtswehen ergriffen und gegen fünf Uhr Morgens von einem toden Kind entbunden.

Eine Gunst oder vielmehr eine Reue der Vorsehung ersparte ihr den letzten Schmerz, sich von ihrem Kind trennen zu müssen.

Siebzehntes Capitel.

Der Befehl des Königs.

Acht Tage nach den so eben von uns erzählten Ereignissen sah der Vicekönig von Neapel, Fürst von Cassero Statella, als er sich mit unserem alten Bekannten Malaspina im Theater dei Fiorentini befand, die Thür seiner Loge sich öffnen und durch diese Thür hindurch einen draußen auf dem Corridor stehenden Officianten des Palastes, von einem Marineofficier begleitet.

Der Marineofficier hielt ein mit einem großen rothen Siegel verschlossenes Couvert in der Hand.

»An den Fürsten-Vicekönig,« sagte der Hofofficiant.

Der Marineofficier verneigte sich und überreichte dem Fürsten die Depesche.

»Von wem?« fragte der Fürst.

»Von Seiner Majestät dem Könige bei der Sicilien, antwortete der Officier, »und da die Depesche von Wichtigkeit ist, so werde ich mir erlauben, Ew. Excellenz um eine Empfangsbescheinigung zu bitten.«

»Dann kommen Sie wohl also von Palermo?« fragte der Fürst.

»Ja, vorgestern bin ich auf der »Sirene« von dort abgegangen, Monsignore.«

»Waren die Majestäten bei guter Gesundheit?«

»Ja, bei ganz vortrefflicher.«

»Stellen Sie in meinem Namen eine Quittung aus, Malaspina.«

Der Marquis zog ein Portefeuille aus der Tasche und begann die Quittung zu schreiben.

»Ew. Excellenz,« sagte der Officier, »haben vielleicht die Güte, den Ort und die Stunde zu bezeichnen, wo die Depesche dem Fürsten zugestellt worden ist.«

»Ah,« sagte Malaspina, »dann ist diese Depesche wohl sehr wichtig?«

»Allerdings, im höchsten Grade, Excellenz.«

Der Marquis stellte den Empfangsschein in der von dem Officier gewünschten Weise aus und kehrte dann in die Loge zurück, deren Thür sich hinter ihm schloß.

Der Fürst las die Depesche eben zu Ende.

»Hier, Malaspina,« sagte er, »das geht Sie an.«

Mit diesen Worten reichte er ihm das Papier.

Der Marquis Malaspina ergriff es und las folgenden bündigen und gleichzeitig furchtbaren Befehl:

»Ich schicke Ihnen die San Felice, damit sie binnen zwölf Stunden nach ihrer Ankunft in Neapel hingerichtet werde. Gebeichtet hat sie und ist folglich zum Sterben bereit.

»Ferdinand B.«

Malaspina sah den Fürsten Caffero-Statella mit erstauntem Blicke an.

»Nun?« fragte er dann.

»Nun, lieber Freund, denken Sie über den Befehl nach; derselbe betrifft Sie.«

Und der Fürst lauschte wieder den schmeichelnden Melodien der Oper »die heimliche Ehe«, jenes Meisterwerkes des armen Cimarosa, welcher vor Furcht, in Neapel gehängt zu werden, kürzlich in Venedig gestorben war.

Malaspina sagte nichts. Er hatte niemals geglaubt, daß zur Zahl seiner Pflichten als Sekretär des Vicekönigs auch die gehöre, die Anstalten zu Hinrichtungen zu treffen.

Wir haben jedoch bereits bemerkt, daß der Marquis ein gleichzeitig gehorsamer und spottliebender Höfling war. Der Fürst von Cassero brauchte sich daher blos zum zweiten Male nach ihm herumzudrehen und zu sagen: »Haben Sie gehört?« um ihn zu veranlassen, sich stumm, aber bereit zu gehorchen, zu verneigen und die Loge zu verlassen.

Er ging die Treppe hinunter, nahm einen am Eingange des Theaters haltenden Wagen und ließ sich nach der Vicaria fahren.

Luisa war gebeugt, sterbend, vernichtet, vor kaum einer Stunde hier angelangt. Man hatte sie in das an die Capelle stoßende Zimmer gebracht, wo wir Cirillo, Caraffa, Leonora Pimentel, Manthonnet und Michele in ihren letzten Augenblicken gesehen.

Die Depesche war von weiter keiner Instruction begleitet, als folgender:

»*Se. Excellenz der Fürst von Caffero-Statella ist mit der Hinrichtung dieser Frau beauftragt und wird dafür mit seinem eigenen Kopfe stehen.*«

Der Marquis Malaspina sah ein, daß, wie der Vicekönig schon gesagt, es an ihm war, das Weitere zu überlegen.

Er zögerte vielleicht ein wenig, ehe er einen Entschluß faßte; sobald dies aber einmal geschehen, brachte er den Entschluß auch muthig in Ausführung.

Er stieg wieder in den Wagen und sagte zu dem Kutscher:

»Strada dei Sospiri dell' Abisso!«

Man erinnert sich, wer in dieser Straße wohnte. Es war Meister Donato, der Henker von Neapel.

An der Thür angelangt, empfand der Marquis einiges Widerstreben, in diese fluchbeladene Wohnung zu treten.

»Ruf Meister Donato heraus,« sagte er zu dem Kutscher, »und sage ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche.«

Der Kutscher stieg vom Bock, öffnete die Hausthür und rief:

»Meister Donato, kommt heraus!«

Man hörte nun eine Frauenstimme, welche antwortete:

»Mein Vater ist nicht in Neapel.«

»Wie, Ihr Vater ist nicht in Neapel? Hat er denn Urlaub?«

»Nein, Excellenz,« antwortete dieselbe Stimme näherkommend; »er ist in Berufsgeschäften nach Salerno gereist.«

»Wie, in Berufsgeschäften?« wiederholte Malaspina; »erklären Sie mir das, schönes Kind.«

In der That sah er unter der Thür des Hauses eine junge Frau und dicht hinter ihr einen Mann, welcher ihr Geliebter oder ihr Gatte zu sein schien.

»O, Excellenz, diese Erklärung wird sehr leicht sein, « antwortete die junge Frau, welche keine Andere war als Marina. »Sein College in Salerno ist gestern gestorben und es sind dort vier

Hinrichtungen zu vollziehen, zwei morgen, zwei übermorgen. Deshalb ist er heute Mittags abgereist und wird übermorgen Abends wiederkommen.«

»Und hat er Niemanden zurückgelassen, der einstweilen seinen Posten versieht?« fragte der Marquis.

»Nein. Es lag kein Befehl vor, und die Gefängnisse sind, wie es scheint, nun ziemlich leer. Seine Gehilfen hat er ebenfalls mitgenommen, denn er verläßt sich nicht gern auf Leute, mit welchen er noch nicht gearbeitet hat.«

»Könnte nicht dieser junge Mann im Nothalle seine Stelle versehen?« fragte der Marquis, indem er auf Giovanni zeigte.

Giovanni — der Leser hat bereits errathen, daß er es war und daß sein Wunsch, Marina's Gatte zu werden, von den vollständigsten Erfolg gekrönt worden — Giovanni schüttelte den Kopf.

»Ich bin nicht der Henker,« sagte er.

»Ich bin Fischer.«

»Aber was soll ich dann thun?«, fragte Malaspina. »Wenn Ihr mir nicht hilfreiche Hand leisten wollt, so gebt mir wenigstens einen guten Rath.«

»Nun, sehen Sie, Sie sind hier in dem Quartier der Fleischer — die Fleischer sind der Mehrzahl nach Royalisten. Wenn man erfährt, daß es blos einen Jakobiner zu hängen gibt, so findet sich vielleicht Jemand, welcher sich dazu versteht, dieses Geschäft zu besorgen.«

Malaspina sah ein, daß dies der einzige Ausweg sei, der ihm offenstehe, und da er mit seinem Wagen nicht in das Labyrinth hinein konnte, welches sich vom Quai bis zum Altmarkt erstreckt, so machte er sich zu Fuße auf, um einen Dilettanten des Henkerhandwerkes ausfindig zu machen.

Er wendete sich zu diesem Zweck nach einander an drei wackere Männer, welche sich aber weigerten, obschon er ihnen bis siebzig Piaster bot und ihnen den von der Hand des Königs unterzeichneten Befehl vorwies, welchem zufolge die Hinrichtung binnen zwölf Stunden erfolgen sollte.

Halb verzweifelt verließ er das Haus des Letzteren, indem er murmelte: »Ich kann sie doch nicht selbst abschlachten!« als der Mann, von einem plötzlichen Gedanken erleuchtet, ihn wieder zurückrief.

»Excellenz,« sagte der Fleischer, »ich glaube, ich kenne Ihren Mann.«

»Ah, murmelte Malaspina, »das wäre mir sehr lieb.«

»Ich habe nämlich einen Nachbar. Er ist kein eigentlicher Fleischer, sondern schlachtet blos Hammel und Böcke, aber nicht wahr, Sie bestehen nicht unbedingt darauf, daß es ein wirklicher Fleischer sei?«

»Es liegt mir blos daran, einen Mann zu finden, der das Geschäft verrichten kann, von welchem ich Euch sagte.«

»Nun gut, dann wenden Sie sich an den Beccajo. Er ist von den Republikanern sehr verfolgt worden, der arme Mann, und wird nichts Besseres verlangen, als sich rächen zu können.«

»Und wo wohnt dieser Beccajo?« fragte der Marquis.

»Komm, Peppino,« sagte der Fleischer zu einem Knaben, der in einem Winkel seines Kaufladens auf einem Haufen halbtrockener Häute lag; »komm und führe Seine Excellenz zu dem Beccajo.«

Der Knabe stand auf, dehnte sich und machte sich murrend, daß er aus dem ersten Schlafe geweckt worden, fertig, zu gehorchen.

»Komm, mein Junge,« sagte Malaspina, um ihn zu ermutigen, »wenn wir gute Geschäfte machen, so bekommst Du einen Piaster.«

»Aber wenn Sie keine Geschäfte machen,« sagte der Knabe mit der Logik des Egoismus, »so bin ich dann deswegen immer aus dem Schlafe gestört worden.«

»Da hast Du auch Recht,« sagte Malaspina. »Hier ist der Piaster für den Fall, daß wir keine Geschäfte machen. Machen wir deren, so bekommst Du dann noch einen.«

»Das laß ich mir gefallen! das nenne ich gut gesprochen! Haben Sie die Güte, mir zu folgen, Excellenz!«

»Ist es weit?« fragte Malaspina.

»O nein, Excellenz; gleich da drüben.«

Der Knabe lief voran, der Marquis folgte.

Der Führer hatte die Wahrheit gesprochen. Man brauchte bloß die Straße zu überschreiten, um zu dem Beccajo zu gelangen. Der Laden desselben war aber geschlossen, obschon man durch die schlecht zusammengefügte Fensterläden Licht durchschimmern sah.

»Heda, Beccajo!« rief der Knabe, indem er mit der Faust an die Thür schlug.

»Was gibt's?« fragte eine rauhe Stimme.

»Es ist ein in Tuch gekleideter Herr da, der Euch sprechen will,« sagte der Knabe.

Dieser Ausdruck »in Tuch gekleidet« — *vestito di panno* — war das Merkmal der Aristokratie, vor welchem sich die Neapolitaner des letztvergangenen Jahrhunderts beugten.

Da die Antwort des Knaben, trotz ihrer Präzision, den Entschluß des Beccajo nicht zu beschleunigen schien, so sagte Malaspina:

»Oeffne, mein Freund. Ich komme im Namen des Vicekönigs, dessen Secretär ich bin.«

Diese Worte wirkten wie der Stab einer Fee. Die Thür öffnete sich wie auf einen Zauberschlag, und beim Schein einer qualmigen, dem Erlöschen nahen Lampe, welche Haufen von Knochen und blutigen Häuten beleuchtete, gewahrte Malaspina ein mißgestaltetes, verstümmeltes, scheußliches Geschöpf.

Es war dies der Beccajo mit seinem ausgeschlagenen Auge, einer verstümmelten Hand, einem hölzernen Bein. An der Thür seines Schlachthauses stehend glich er dem Dämon der Vernichtung.

Malaspina konnte, obschon sein Herz in gewissen Punkten sehr hart und unbeweglich war, sich doch einer Bewegung des Abscheues und Widerwillens nicht enthalten.

Der Beccajo bemerkte es.

»Ja, es ist wahr,« sagte er die Zähne knirschend, was seine Art und Weise zu lachen war, »ich bin nicht schön, Excellenz. Ich kann wohl aber annehmen, daß Sie ohnehin nicht hierhergekommen sind, um eine Statue für das bourbonische Museum zu suchen.«

»Nein, ich suche vielmehr einen treuen Diener des Königs, einen Mann, welcher die Jakobiner nicht liebt, und welcher geschworen hat, sich an ihnen zu rächen. Man hat mich an Euch gewiesen und mir gesagt, daß Ihr dieser Mann wäret.«

»Und man hat Sie nicht getäuscht, Excellenz; haben Sie die Güte einzutreten.«

Trotz des Widerwillens, den der Marquis empfand, in dieses Schlachthaus zu treten, ging er

doch hinein.

Der Knabe, der ihn geführt und welchem natürlich daran lag, das Resultat der Unterhandlung kennen zu lernen, wollte hinter dem Marquis herschleichen, der Beccajo aber hob seinen verstümmelten Arm.

»Zurück, Junge!« sagte er. »Du hast nichts mit uns zu schaffen.«

Und er schlug dem Knaben, welcher draußen stehen blieb, die Thür vor der Nase zu.

Der Beccajo und der Marquis Malaspina blieben beinahe zehn Minuten lang mit einander eingeschlossen. Dann kam der Marquis wieder heraus.

Der Beccajo begleitete ihn unter unaufhörlichen Verbeugungen bis an die Thür. Als Malaspina sich ungefähr zehn Schritte weit entfernt hatte, begegnete er seinem Führer.

»Ah,« sagte er, »da bist Du ja, Junge!«

»Allerdings bin ich da,« sagte der Knabe; »ich habe gewartet.«

»Und worauf?«

»Ich wollte wissen, ob Sie gute Geschäfte gemacht hätten.«

»Nun und wenn dies nun der Fall wäre?«

»Dann würde ich, wie Sie sich erinnern werden, Excellenz, noch einen Piaster von Ihnen bekommen.«

Der Marquis suchte in seiner Tasche.

»Da, hier hast Du ihn,« sagte er.

Und mit diesen Worten gab er dem Knaben eine Silbermünze.

»Ich danke, Excellenz,« sagte der Knabe, indem er die Münze in dieselbe Hand nahm wie die erste und damit klapperte wie mit Castagnetten. »Gott schenke Ihnen langes Leben.«

Der Marquis stieg wieder in seinen Wagen und befahl dem Kutscher bei dem Theater dei Fiorentini vorzufahren.

Peppino stieg mittlerweile auf einen Eckstein und betrachtete beim Schein der vor einem Madonnenbilde brennenden Laterne die Münze, welche er soeben empfangen, genauer.

»O,« sagte er, »er hat mit anstatt eines Piasters bloß einen Ducato gegeben und mich folglich um zwei Carlini bestohlen. Diese vornehmen Herren sind doch rechte Schufte.«

Während Peppino diese Lobrede auf den Marquis Malaspina hielt, fuhr dieser nach dem Theater dei Fiorentini.

An dem Thor des Theaters oder vielmehr auf dem kleinen Platze vor demselben sah er den Wagen des Vicekönigs, woraus er schloß, daß dieser noch im Theater sei.

Er sprang aus dem Wagen, bezahlte seinen Kutscher, ging rasch die Treppe hinauf und ließ sich die Thür der Loge des Fürsten öffnen.

Bei dem Geräusch, welches diese sich öffnende Thür machte, drehte der Fürst sich herum.

»Ah, Malaspina,« sagte der Fürst, »Sie sind es?«

»Ja, mein Fürst,« antwortete der Marquis in seinem gewöhnlichen kurzen Tone.

»Nun?«

»Es ist Alles besorgt und morgen Vormittag zehn Uhr werden die Befehle des Königs vollzogen werden.«

»Ich danke,« antwortete der Fürst. »Setzen Sie sich. Sie haben das Duett des zweiten Actes versäumt, zum Glück aber kommen Sie gerade noch zeitlich genug, um die große Arie: »Pira che

spunti l'aurora!« zu hören.



Achtzehntes Capitel

Die Märtyrerin.

Gern möchten wir die letzten Einzelheiten, die uns noch zu erzählen übrig bleiben, verschweigen und, am Ende des schmerzenreichen Weges angelangt, einfach auf den Stein eines Grabes die Worte: »Hier ruht Luisa Molina San Felice, die Märtyrerin« schreiben; die unversöhnliche Geschichte aber, welche uns während dieser ganzen langen Erzählung geleitet hat, will, daß wir bis ans Ende gehen, sollten selbst die Kräfte uns versagen und wir wie der göttliche Herr und Meister unterwegs dreimal unter der Wucht unserer Last zusammenbrechen.

Wenigstens aber werden wir — wir schwören dies nicht mit Schrecknissen spielen. Wir erfinden nichts; wir erzählen das Ereigniß, wie ein einfacher Zuschauer der Tragödie es erzählen würde. Ach, leider wird auch dieses Mal die Wirklichkeit Alles übertreffen, was die Phantasie erfinden könnte. Gott des jüngsten Gerichts! Gott der Rache! Gott Michel Angelos! Verleihe uns Kraft, auszuharren bis ans Ende.

Wie wir in dem vorhergehenden Capitel angedeutet, war die Gefangene der Citadelle von Castellamare, nachdem sie kaum ihre schmerzenreiche Niederkunft überstanden, auf der Corvette »die Sirene« von Palermo nach Neapel transportiert, nach ihrer Ankunft hier in das Gefängniß der Vicaria gebracht und in das an die Capelle anstoßende Gemach gesperrt worden.

Hier war sie, da sie weder stehen noch sitzen konnte, buchstäblich auf eine Matratze gefallen. Sie war so schwach, so sterbend, ja man konnte sagen schon so todt, daß man es für unnöthig gehalten hatte, ihr Ketten anzulegen. Die Schließer fürchteten eben so wenig, sie entfliehen zu sehen, als der Jäger die Taube davonfliegen zu sehen fürchtet, welcher sein Schuß bereits beide Flügel zerschmettert hat.

In der That waren die beiden Bande, welche sie noch an das Leben hätten fesseln können, zerrissen. Sie hatte gesehen, wie Salvato zusammenbrach, niedersank und für sie sein Leben aushauchte, und gleich einer Mahnung, daß sie nicht das Recht hätte, den Mann, der sie so sehr geliebt, zu überleben, hatte sie das Kind noch vor der von der Natur bestimmten Zeit sich ihrem Schooße entwinden gesehen.

Ihrem armen zerschmetterten Körper ebenfalls die Seele zu entreißen, war etwas sehr Leichtes.

Sei es nun Mitleid oder sei es, um dem furchtbaren Ceremoniell des Todes zu genügen, fragten ihre Wächter sie, ob sie etwas bedürfe.

Sie besaß nicht die Kraft zu antworten, und begnügte sich, verneinend den Kopf zu schütteln.

Die von dem König Ferdinand gemachte Mittheilung, daß sie auf den Tod vorbereitet sei und ohne nochmalige Beichte sterben könne, war dem Gouverneur der Vicaria gemeldet und der Priester demzufolge erst zu der Stunde bestellt worden, zu welcher sie das Gefängniß verlassen sollte, nämlich acht Uhr Morgens.

Die Hinrichtung sollte erst um zehn Uhr stattfinden, die arme Frau aber, welche unter der Anklage starb, die Hinrichtung der beiden Backers verschuldet zu haben, sollte an der Thür des Hauses derselben und an der Stelle, wo sie erschossen worden, Ehrenerklärung und Abbitte thun.

Dieser Beschluß war noch von einem anderweiten sehr großen Vortheile begleitet. Man erinnert sich jenes Briefes des Königs, worin er dem Cardinal Ruffo schreibt, er wundere sich nicht, daß es auf dem Altmarkt Tumult gegeben habe, da ja seit acht Tagen in Neapel Niemand gehängt worden sei. Nun aber hatte seit länger als einem Monat keine Hinrichtung stattgefunden. Man wußte, daß die Gefängnisse durch die Henker fast geräumt waren. Man konnte deshalb nicht mehr auf dieses beliebte Schauspiel rechnen, um das Volk in Unterwürfigkeit zu erhalten.

Die Hinrichtung der San Felice kam daher sehr gelegen und man mußte sie so auffallend und schmerzlich als möglich machen, um die wilden Bestien des Altmarktes, welche Ferdinand seit sechs Monaten mit Menschenfleisch fütterte und mit Blut tränkte, Geduld zu lehren.

Allerdings bereitete der Zufall, indem er Meister Donato, das heißt den patentierten Henker, entfernte und den Beccajo, das heißt einen dilettierenden Henker, an seine Stelle setzte, in dieser Beziehung dem geliebten Volke Seiner sicilischen Majestät einige süße Ueberraschungen.

Wir werden nicht versuchen zu malen, was diese Nacht der Angst und Pein für die arme Frau war. Allein ihren Geliebten und ihr Kind todts wissend, mit äußerlich und innerlich zerrissenem und verstümmeltem Körper auf diese Sterbematratze geworfen, in diesem Vorgemach des Blutgerüstes, welches so viele Märtyrer vorübergehen gesehen, lag sie da in der furchtbaren Unempfindlichkeit moralischer und physischer Vernichtung und erwachte aus derselben nur, um die Stunden zu zählen, während jeder Schlag wie ein Dolchstich ihr Herz durchbohrte. Wenn das letzte Summen verhallte und sie die Zeit berechnet hatte, welche ihr noch zu leben übrig blieb, ließ sie den Kopf auf die Brust herabsinken und versank wieder in ihre Erstarrung.

Endlich schlug es vier Uhr, fünf Uhr, sechs Uhr und der Tag graute — der letzte.

Er war trüb und regnerisch und stimmte wenigstens insoweit mit der traurigen Ceremonie überein, welche er beleuchten sollte. Es war ein trauriger Novembertag, einer jener Tage, welche den Tod des Jahres verkünden. Der Wind piff in den Corridors; der in Strömen fallende Regen peitschte die Fenster. Luisa, welche fühlte, daß die Stunde nahte, erhob sich mit Mühe auf ihre Knie, lehnte ihren Kopf an die Mauer und begann, da sie sich auf diese Weise halb aufgerichtet halten konnte, zu beten.

Aber sie konnte sich auf kein Gebet mehr besinnen, oder vielmehr, da sie die Situation, in der sie sich befand, nie vorhergesehen, so hatte sie auch kein Gebet für dieselbe; ihre Lippen waren nur das Echo eines verzweifelten Herzens und wiederholten: »Mein Gott! mein Gott! mein Gott!
!«

Um sieben Uhr öffnete man die äußere Thür der Bianchi. Sie schauderte, ohne zu wissen, was das Geräusch, welches sie hörte, bedeutete. Jedes Geräusch aber war für sie ein Schlag, den der Tod an das Thor des Lebens that.

Um halb acht Uhr hörte sie einen schweren hinkenden Tritt in der Capelle, dann öffnete sich die Thür ihres Gefängnisses und sie sah auf der Schwelle desselben eine phantastische, gräßliche Erscheinung, ein Wesen, wie es durch die Umarmungen des Alps erzeugt wird.

Es war der Beccajo mit seinem hölzernen Bein, seiner verstümmelten linken Hand, einem gespaltenen Gesicht, seinem ausgeschlagenen Auge.

Ein breites Hackmesser stak in einem Gürtel neben dem, womit er die Böcke und Hammel abzuschlachten pflegte.

Er lachte.

»Ah, da bist Du ja, meine Schöne,« sagte er. »Ich wußte anfangs gar nicht, welches Glück mir

beschieden sei. Ich wußte wohl, daß Du die Verrätherin bist, welche die armen Backers denuncirt hat, aber ich wußte nicht, daß Du das Liebchen jenes nichtswürdigen Salvato gewesen bist. — Dieser ist also todt,« setzte er mit den Zähnen knirschend hinzu, »und ich werde folglich nicht die Freude haben, Euch beiden das Lebenslicht auszublases. Allerdings,« hob er wieder an, »wäre ich auch ein wenig verlegen gewesen, zu wissen, mit welchem von beiden ich anfangen sollte.«

Dann ging er die drei oder vier Stufen hinab, welche aus der Capelle in das Gefängniß führen, und als er Luisa's prachtvolles Haar sah, welches ihr aufgelöst über die Schultern herabhing, sagte er:

»Ah, dieses Haar! Schade, daß es abgeschnitten werden muß.«

Dann näherte er sich der Gefangenen.

»Vorwärts!« sagte er; »stehen wir auf, es ist Zeit.«

Und mit brutaler Geberde streckte er die Hand aus, um sie unter dem Arme zu fassen.

Ehe aber noch ein hölzernes Bein ihm gestattet hatte, das Gemach zu durchschreiten, öffnete sich die Thür der Bianchi und ein mit seinem langen weißen Gewand bekleideter Büsser, von dem nur die Augen durch die Oeffnungen seiner Capuze hindurch funkelten, stellte sich zwischen den Henker und das Schlachtopfer, und streckte die Hand aus, um den Beccajo abzuhalten, noch einen Schritt weiter zu thun.

»Ihr werdet diese Frau nicht eher als auf dem Blutgerüst berühren,« sagte er.

Bei dem Klange dieser Stimme stieß Luisa einen Schrei aus, und indem sie Kräfte wieder fand, welche sie selbst für immer verloren zu haben glaubte, richtete sie sich vollends auf ihre Füße empor, lehnte sich aber an die Wand, als ob diese Stimme, so sanft dieselbe auch war, ihr mehr Schrecken verursachte als selbst die drohende oder spöttische Stimme des Beccajo.

»Sie muß aber im Hemd und barfuß gehen, um Abbitte zu thun,« antwortete der Beccajo. »Ferner müssen ihr auch die Haare abgeschnitten werden, damit ich ihr den Kopf abschneiden kann. Wer wird ihr das Haar abschneiden? wer wird ihr das Kleid ausziehen?«

»Ich,« sagte der Büsser in demselben sanften und zugleich festen Tone wie vorher.

»Ja, Du,« sagte Luisa mit unbeschreiblichem Ausdruck und indem sie zugleich die Hände faltete.

»Du hörst,« sagte der Büsser; »geh' hinaus und erwarte uns in der Capelle. Du hast hier nichts zu thun.«

»Ich habe aber volles Recht auf dieses Weib,« rief der Beccajo.

»Du hast ein Recht auf ihr Leben, aber nicht auf sie selbst. Du hast von den Menschen Befehl erhalten, sie zu tödten. Ich habe von Gott Befehl erhalten, ihr im Tode zur Seite zu stehen. Führen wir jeder den Befehl aus, den wir empfangen haben.«

»Ihre Kleider aber gehören mir, ihr Geld gehört mir, Alles was sie hat, gehört mir. Schon ihr Haar allein ist vier Ducati werth.«

»Hier sind hundert Piaster,« sagte der Büsser, indem er eine mit Gold gefüllte Börse in die Capelle hinauswarf, um den Beccajo zu nöthigen, die sich dort zu holen.

»Schweig und gehe.«

In dem teuflischen Gemüth des Beccajo fand ein augenblicklicher Kampf zwischen der Habsucht und dem Hasse statt. Die Habsucht trug den Sieg davon. Er ging fluchend und schimpfend hinaus in die Capelle.

Der Büsser folgte ihm und schloß die Thür in so weit, daß die Gefangene dadurch neugierigen Blicken entzogen ward.

Wir haben bereits gesagt, worin die Macht der Bianchi bestand und wie ihr Schutz sich auf die letzten Augenblicke der Verurtheilten erstreckte, welche dem Henker erst dann gehörten, wenn sie, die Bianchi, die Hand von der Schulter des Delinquenten hinweggenommen und zu dem Nachrichter gesagt hatten: »Dieser Mann oder dieses Weib ist dein.«

Der Büsser ging langsam die Stufen der Treppe hinunter, zog eine Schere unter seinem Gewand hervor, näherte sich Luisa und zeigte sie ihr.

»Du oder ich?« fragte er.

»Du! o Du!« rief Luisa.

Und sie wandte sich so gegen ihn, daß er jene letzte traurige Verrichtung bewirken konnte, welche man die Toilette des Verurtheilten nennt.

Der Büsser unterdrückte einen Seufzer, hob die Augen gegen Himmel und man konnte durch die Oeffnung seiner Leinwandmaske hindurch große Thränen aus seinen Augen rollen sehen.

Dann faßte er so sanft, als er konnte, mit seiner linken Hand das üppige Haar der Gefangenen zusammen, schob mit der rechten die Schere zwischen seine linke Hand und den Hals, wobei er alle mögliche Vorsicht gebrauchte, um diesen nicht mit dem Eisen zu berühren, und schnitt dann langsam diese Zierde des Lebens ab, welche in der Stunde des Todes ein Hinderniß ward.

»Wem willst Du, daß dieses Haar zugestellt werde?« fragte der Büsser, als das Haar abgeschnitten war.

»Behalte es um der Liebe zu mir willen; ich bitte inständig darum,« sagte Luisa.

Der Büsser drückte, während Luisa es nicht sehen konnte, das Haar an seine Lippen und küßte es.

»Und nun,« sagte Luisa, indem sie sich mit der Hand schauernd über den entblößten Nacken fuhr, »was bleibt mir nun zu thun?«

»Der Richterspruch verurtheilt Dich, im Hemd und barfuß Abbitte zu thun.«

»Ha, diese Tieger!« murmelte Luisa, deren Schamgefühl sich empörte.

Der Büsser kehrte, ohne ein Wort zu sagen, in das Ankleidezimmer der Bianchi, vor dessen Thür eine Schildwache auf- und abschrift, zurück, nahm ein Büssergewand vom Nagel, schnitt mit seiner Schere die Capuze ab, reichte es dann Luisa und sagte:

»Ach, leider ist das Alles, was ich für Dich thun kann!«

Die Verurtheilte stieß einen Freudenruf aus. Sie hatte begriffen, daß dieses Gewand, welches bis an den Hals hinaufreichte und bis auf die Füße herabfiel, kein Hemd, sondern ein Leilach war, welches ihre Blöße vor Aller Blicken verhüllte und im Voraus das geheiligte Schweißstuch des Todes über sie ausbreitete.

»Ich gehe,« sagte der Büsser; »wenn Du bereit bist, wirst Du mich rufen.«

Zehn Minuten später hörte man Luisas Stimme, welche sagte:

»Mein Vater !«

Der Büsser trat wieder ein.

Luisa hatte ihre Kleider auf einen Schemel gelegt. Sie war jetzt bloß mit ihrem Hemd oder vielmehr mit ihrem Gewand bekleidet und ihre Füße waren nackt.

Die Spitze eines derselben lugte unter dem Gewand hervor. Das Auge des Büssers heftete sich

auf diesen so zarten Fuß, womit sie auf dem Pflaster von Neapel bis zum Schaffot gehen sollte.

»Gott will,« sagte er, »daß dein Märtyrerthum vollständig sei. Muth, Muth! Du wandelt den Weg zum Himmel.«

Und indem er ihr seine Schulter bot, auf welche sie sich stützte, ging er mit ihr die Stufen der kleinen Treppe hinauf. Die Thür der Capelle aufstoßend sagte er: »Da sind wir.«

»Ihr habt Euch gehörig Zeit genommen,« sagte der Beccajo. »Allerdings, wenn die Verurtheilte hübsch ist —«

»Schweig, Elender!« sagte der Büsser. »Du hast das Recht, den Tod zu geben, aber nicht Beschimpfungen zuzufügen.«

Man stieg die Treppe hinab, passierte die drei Gitterthore und gelangte in den Hof.

Zwölf Priester warteten hier mit den Chorknaben, welche die Banner und Kreuze trugen.

Vierundzwanzig Bianchi hielten sich bereit, die Verurtheilte zu begleiten, und Mönche von verschiedenen Orden, welche unter den Arcaden standen, sollten den Zug vervollständigen.

Der Regen fiel immer noch in Strömen. Luisa schaute sich um. Sie schien etwas zu suchen.

»Was wünschst Du?« fragte der Büsser.

»Ich möchte ein Crucifix haben,« sagte Luisa.

Der Büsser zog ein an einem schwarzen Sammtbande hängendes kleines silbernes Crucifix aus seinem Gewande und hing es ihr um den Hals.

»O mein Heiland!«, sagte sie, »niemals werde ich leiden, was Du gelitten hat, aber ich bin Weib; verleihe mir Kraft!«

Sie küßte das Crucifix, und wie durch diesen Kuß gestärkt sagte sie:

»Gehen wir.«

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Priester gingen voran und stimmten ein Sterbelied an.

Gräßlich in seiner Freude, mit wildem Gelächter, mit der rechten Hand sein Beil schwingend, als ob er Jemanden den Kopf abschläge und sich mit der Linken auf einen Stock stützend, um seinen hinkenden Gang zu erleichtern, folgte hinter den Priestern der Beccajo.

Dann kam Luisa, den rechten Arm auf die Schulter des Büssers stützend und mit der linken Hand das Crucifix an die Lippen drückend.

Hinter ihnen kamen die vierundzwanzig Bianchi.

Zuletzt, nach den Bianchi, folgten Mönche von allen Orden und allen Farben.

Der Zug kam auf den Platz der Vicaria heraus. Die Menschenmenge war unzählig.

Freudengeschrei begrüßte mit Schmähungen und Verwünschungen untermischt den Zug. Die Verurtheilte war aber so jung, so ergeben, so schön, es waren so viel Gerüchte, von welchen einige nothwendig Interesse und Theilnahme erregen mußten, über sie in Umlauf gekommen, daß nach Verlauf von einigen Augenblicken die Schmähungen und Drohungen allmählig verstummten und Schweigen eintrat.

Der Leidensweg war vorgezeichnet. Durch die Strada dei Tribunali erreichte man die Toledostraße, welche man fast in ihrer ganzen Länge durchzog und in welcher die Häuser von Köpfen erbaut zu sein schienen.

Am äußersten Ende dieser Straße bogen die Priester links ab, um den Largo Castello herum und in die Via Medina ein, wo, wie man sich erinnert, das Haus der Backers stand.

Das Portal desselben war in eine Trauerdecoration verwandelt, deren unterer Theil in einer Art

Altar bestand, welcher mit papierenen Blumen und Wachskerzen geschmückt war, welche letzteren der Wind aber ausgelöscht hatte.

Hier machte der Zug Halt und bildete um Luisa herum einen großen Halbkreis, dessen Mittelpunkt sie ward. Der Regen hatte ihr Gewand durchnäßt, so daß es an ihren Gliedern anklebte. Schauernd vor Frost kniete sie nieder.

»Betet!« sagte ein Priester in hartem Tone zu ihr.

»Selige Märtyrer des Himmels, meine Brüder, betet für eine Unglückliche, die eine Märtyrerin ist wie Ihr!« sagte Luisa.

Nachdem man ungefähr zehn Minuten Halt gemacht, setzte man sich wieder in Bewegung.

Diesmal legte die Todesprozession eine Strecke des bereits gemachten Weges wieder zurück, bog in die Strada del Molo ein, passierte die Strada Nuova, kehrte über den Marktplatz in das alte Neapel zurück und blieb der großen Mauer gegenüber stehen, an welcher die Backers erschossen worden.

Das schlechte Pflaster der Quais hatte die Füße der Märtyrerin blutig geritzt, der rauhe, vom Meere her wehende Wind machte ihr das Blut erstarren. Bei jedem Schritt, den sie that, ächzte sie dumpf, aber dieses Aechzen ward durch den Gesang der Priester übertäubt. Die Kräfte verließen sie, der Büsser hatte aber seinen Arm um ihren Leib geschlungen und hielt sie aufrecht.

Vor der Mauer fand derselbe Auftritt statt wie vor der Thür des Hauses. Luisa kniete nieder oder fiel vielmehr auf ihre Knie und stammelte mit beinahe erloschener Stimme dasselbe Gebet.

Es war augenscheinlich, daß sie, erschöpft durch ihre kaum überstandene Niederkunft, durch die Reise über ein stürmisches, wild aufgeregtes Meer und durch ihre letzten Anstrengungen, kaum noch im Stande war, sich weiterzuschleppen. Hätte sie noch die Hälfte des Weges, den sie schon gemacht, zurückzulegen gehabt, so wäre sie gestorben, ehe sie am Schaffot angelangt wäre.

Sie war aber angelangt. Vom Fuße jener Mauer ihrer letzten Station her hörte sie gleich dem Brausen eines Orkans die zwanzig- oder dreißigtausend Lazzaroni, Männer und Frauen, welche schon den Marktplatz bedeckten, ohne die zu zählen, welche gleich in einen See fließenden Strömen sich durch jene tausend Gäßchen ergossen, welche auf diesen Platz, das Forum des gemeinen Volkes von Neapel, ausmünden.

Wie wäre es Luisa möglich gewesen, in die Mitte dieser dichtgedrängten Menge zu gelangen, wenn nicht die Neugier ein Wunder gewirkt und ihr die Reihen geöffnet hätte.

Sie ging mit geschlossenen Augen, auf ihren Tröster gestützt von ihm gehalten, bis sie plötzlich den Arm, der sie umschlungen hielt, erbeben fühlte.

Unwillkürlich schlug sie die Augen auf. Sie erblickte das Schaffot!

Es war der kleinen Kirche vom heiligen Kreuz gegenüber aufgeschlagen, genau an der Stelle, wo Conradin von Schwaben enthauptet worden.

Es bestand einfach aus einer etwa acht Fuß hohen Plattform mit einem daraufstehenden Block.

Diese Plattform war unbedeckt und ohne Geländer, damit den Zuschauern kein einzelner Umstand des hier aufzuführenden Dramas entgehen möchte.

Eine Treppe führte auf die Plattform hinauf. Diese Treppe, ein Luxusgegenstand, war nicht um der Bequemlichkeit der Verurtheilten willen da, sondern um der des Beccajo willen, weil dieser mit einem hölzernen Bein nicht im Stande gewesen wäre, eine bloße Leiter hinaufzusteigen.

Auf der Kirche zum heiligen Kreuze schlug die zehnte Stunde, als, nachdem die Priester, die

Büßer und die Mönche sich um das Schaffot herum aufgestellt hatten, die Verurtheilte den Fuß der Treppe erreichte.

»Muth!« sagte der Büßer zu ihr. »Binnen zehn Minuten wird anstatt meines schwachen Armes die gewaltige Hand Gottes Dich stützen. Es ist von diesem Blutgerüst bis zum Himmel weniger weit als von dem Pflaster dieses Platzes bis auf dieses Blutgerüst.«

Luisa raffte alle ihre Kräfte zusammen und stieg die Treppe hinauf. Der Beccajo war ihr voran auf die Plattform gestiegen, wo seine gleichzeitig scheußliche und groteske Erscheinung mit allgemeinem Geschrei begrüßt worden war. So weit als das Auge reichte, sah man weiter nichts als sich bewegende Köpfe, offene Lippen, begierige und flammende Augen.

Durch eine einzige Oeffnung hindurch sah man den ebenfalls mit Menschen angefüllten Quai und jenseits des Quai das Meer.

»Nun, rief der Beccajo auf einem hölzernen Beine schwankend und sein Beil schwingend, »sind wir endlich bereit?«

»Wenn der Augenblick da sein wird, so werde ich es Dir sagen,« antwortete der Büßer.

Dann setzte er mit unendlicher Sanftmuth zu der Verurtheilten hinzu: »Wünschst Du nichts mehr?«

»Deine Verzeihung! Deine Verzeihung!« rief Luisa, indem sie vor ihm auf die Knie niedersank.

Der Büßer streckte die Hand über ihr gesenktes Haupt.

»Ihr Alle seid Zeugen,« sagte er mit lauter Stimme, »daß ich in meinem Namen, im Namen der Menschen und im Namen Gottes dieser Frau verzeihe.«

Dieselbe rauhe Stimme, welche Luisa vor dem Hause der Backers befohlen hatte zu beten, rief jetzt vom Fuße des Schaffots herauf:

»Seid Ihr ein Priester, der Ihr Absolution ertheilt?«

»Nein,« antwortete der Büßer, »wenn ich aber auch nicht Priester bin, so ist mein Recht doch darum ein nicht weniger heiliges. Ich bin der *Gatte der Verurtheilten!*«

Und Luisa aufrichtig und seine Capuze zurückwerfend, breitete er ihr beide Arme entgegen und Jeder konnte, trotz des auf seinem Antlitz ruhenden Ausdruckes von Schmerz, die sanften Züge des Chevalier San Felice erkennen.

Luisa sank schluchzend an die Brust ihres Gatten.

Wie verstockt und verhärtet die Herzen der Mehrzahl der Zuschauer auch waren, so blieben doch bei diesem Anblick nur wenig Augen trocken.

Einige, freilich nur wenige Stimmen riefen:

»Gnade!«

Es war der Protest der Menschlichkeit.

Luisa begriff selbst, daß der Augenblick gekommen sei. Sie entriß sich den Armen ihres Gatten, that taumelnd einen Schritt in der Richtung, wo der Henker stand, indem sie sagte:

»Mein Gott! In deine Hände befehl' ich mich.«

Dann sank sie auf die Knie nieder, legte selbst den Kopf auf den Block und fragte:

»Liege ich so recht?«

»Ja,« antwortete der Beccajo in rauhem Tone.

»Ich bitte Euch, laßt mich nicht lange leiden.«

Es trat Todtenstille ein und der Beccajo hob sein Beil.

Nun aber folgte ein entsetzlicher Auftritt.

Sei es, daß die Hand des Henkers nicht sicher genug war, sei es, daß sie nicht das nöthige Gewicht hatte, kurz der erste Hieb bewirkte bloß einen tiefen Einschnitt in den Nacken der Verurtheilten, trennte aber nicht die Wirbel.

Luisa stieß einen lauten Schrei aus, sprang von Blut überströmt in die Höhe und bewegte die Arme wild in der Luft.

Der Henker packte sie bei ihrem kurz abgeschnittenen Haar, drückte sie wieder auf den Block nieder und führte unter dem lauten Geheul und den Verwünschungen der gaffenden Menge einen zweiten und einen dritten Streich, ohne daß es ihm gelang den Kopf vom Rumpfe zu trennen.

Nach dem dritten Streiche entrang Luisa, vor Schmerz wahnsinnig, Gott und die Menschen um Hilfe anrufend und in Blut gebadet, sich seinen Händen und wollte sich mitten unter die Menge hinabstürzen; der Beccajo aber ließ sein Beil fallen, griff zu seinem Schlachtmesser, der Waffe, womit er besser umzugehen wußte, hielt die arme Märtyrerin fest, umschlang sie mit dem einen Arm und stieß ihr sein Messer unter dem Schlüsselbein in die Brust.

Das Blut spritzte in einem funkelnden Strahl heraus, die Arterie war durchschnitten. Diesmal war die Wunde tödtlich.

Luisa ächzte, hob Augen und Hände gegen Himmel und brach dann zusammen.

Sie war todt.

Gleich bei dem ersten Streiche mit dem Beil war der Chevalier San Felice ohnmächtig geworden.

Dies war mehr, als der Pöbel des Altmarktes, so gewöhnt er auch an dergleichen Schauspiele war, ertragen konnte, ohne sich einzumischen. Er stürzte sich auf das Schaffot, welches er binnen wenigen Secunden demolierte, und auf den Beccajo, den er in einem Augenblick in Stücke riß.

Dann baute man aus den Trümmern des Schaffots einen Scheiterhaufen, auf welchem man den Henker verbrannte, während einige fromme Seelen an der Leiche der Hingerichteten beteten, welche man am Fuße des großen Altars in der Kirche del Carmine niedergesetzt.

Den immer noch ohnmächtigen Chevalier hatte man in das Officium der Bianchi gebracht.

* *
*

Die Hinrichtung der unglücklichen San Felice war die letzte, welche in Neapel stattfand. Bonaparte, welchen der Capitän Skinner am Bord des »Muiron« gesehen, täuschte, wie König Ferdinand sehr richtig vorausgesehen, die Wachsamkeit des Admiral Keith, landete am 8. October in Fréjus, vollführte am nächstfolgenden 9. November den unter dem Namen des 18. Brumaire bekannten Staatsstreich, gewann am 14. Juni des nächsten Jahres die Schlacht bei Marengo und forderte, indem er mit Oesterreich und dem Königreich beider Sicilien den Frieden unterzeichnete, von König Ferdinand Einstellung der Hinrichtungen, Oeffnung der Gefängnisse und Rückkehr der Verbannten.

Beinahe ein Jahr lang war auf allen öffentlichen Plätzen des Königreiches das Blut der Verurtheilten geflossen und man schätzt die Schlachtopfer der bourbonischen Reaction auf mehr als viertausend.

Die Staatsjunta, welche glaubte,« daß gegen ihre Aussprüche keine Berufung zulässig sei,

täuschte sich aber.

In Ermanglung der menschlichen Gerechtigkeit appellierten die Schlachtopfer an die göttliche und Gott hat die gefällten Urtheile cassiert. Das Haus der Bourbonen von Neapel hat aufgehört zu regieren, und dem Worte des Herrn gemäß sind die Sünden der Väter heimgesucht worden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

Nur Gott allein ist groß.

Der Capitän Skinner oder vielmehr Bruder Giuseppe kehrte, nachdem er Salvato die letzten Pflichten erwiesen, in das Kloster auf dem Berge Monte Cassino zurück und die armen Kranken der Umgegend, welche drei oder vier Monate lang vergebens nach ihm sahen von Neuem von der Abenddämmerung bis Tagesanbruch am höchsten Fenster des Klosters einen Lichtschimmer leuchten.

Es war die Lampe des Skeptikers oder vielmehr des verzweifelten Vaters, welcher fortfuhr Gott zu suchen, ihn aber nicht fand.

* *
 *

Heute, am 25. Februar 1865, um 10 Uhr Abends, habe ich diese Erzählung beendet, die ich am 24. Juli 1863, meinem Geburtstage, begonnen.

Achtzehn Monate habe ich fleißig und gewissenhaft zum Ruhme des neapolitanischen Patriotismus und zur Schmach der bourbonischen Tyrannei dieses Monument aufgebaut. Unparteiisch wie die Gerechtigkeit, möge es unvergänglich sein wie das Erz.

N a c h t r a g .

Im Laufe der Veröffentlichung des historischen Romans, welchen man soeben gelesen, ward von der Tochter der unglücklichen Luisa San Felice der nachstehende Brief an den Redacteur des Journals »l'Indipendente« gerichtet, welches Herr Alexander Dumas in Neapel herausgibt, und in welchem eine italienische Uebersetzung des vorliegenden Romans erschienen ist. Wir theilen diesen Brief hier eben so mit wie die von Herrn Dumas darauf gegebene Antwort, und sind überzeugt, daß diese beiden Documente mit großem Interesse gelesen werden.

Die Verleger.

»An den Herrn Redacteur des »Indipendente« im Neapel.

»Herr Redacteur!

»Als Tochter von Luisa Molina San Felice, welche zur Heldin eines Romanes gewählt worden, den Herr Dumas in dem »Indipendente« veröffentlicht, fühle ich die doppelte Pflicht, die eigentliche Herkunft meiner Mutter zu constatieren, und noch einige andere Ungenauigkeiten zu berichtigen, die in einem Romane vorkommen, welcher historisch sein will, während doch die Geschichte niemals das Alter oder die wesentlichen Umstände der Personen fälscht, welche sie zu schildern unternimmt. Wenn ich dieser Pflicht ein wenig spät genüge, so liegt der Grund darin, daß ich ein zurückgezogenes Leben führe und mich mit der Lektüre von Journalen fast gar nicht befasse.

»Wissen Sie daher, und ich kann es Ihnen durch Documente beweisen, daß meine Mutter Luisa die Tochter von Signor Pietro Molina und seiner Ehegattin Camillo Salinero war. Sie ward geboren am 28. Februar 1764 in einem zu dem Kirchspiel Santa Anna di Palazzo gehörigen Hause, wo sie auch getauft ward. Signor Andrea delli Monti San Felice, der Gatte meiner Mutter, war am 31. März 1763 im Kirchspiel San Liborio geboren und hier auch getauft. Es bestand daher zwischen ihm und seiner Gattin nicht jene große Ungleichheit des Alters, welche der historische Romandichter erwähnt, und die Vermählung ward am 29. September in der Kirche San Marco di Palazzo vollzogen.

»Luisa Molinas Aussteuer betrug übrigens nicht fünfzigtausend Ducati, wohl aber gaben ihre Aeltern ihr eine von sechstausend Ducati, wie aus dem von dem Notar Donato Cervelli aufgesetzten Ehecontract hervorgeht.

»Diese Aufschlüsse würden Herrn Dumas zum Zweck, dem Andenken meiner Mutter eine Verleumdung zu ersparen — denn die Veröffentlichung des Romanes kann ich in Folge der Preßfreiheit nicht verhindern — ertheilt worden sein, wenn er sie verlangt hätte, wogegen er sich, ganz im Widerspruch mit der Wahrheit, in der Geschichte der Bourbons von Neapel Seite 120 und 121 begnügt zu versichern, er sei bei mir gewesen, aber ich hätte meine Mutter verläugnet und ihm jeden Aufschluß verweigert.

»Haben Sie daher die Güte, diesen Brief zu veröffentlichen und in der Ausgabe, welche Sie von dem Roman veranstalten, eine für meine Familie durchaus nicht ehrenwerthe Herkunft, ein durch die Geburtsurkunden widerlegtes Alter und eine geradezu erdichtete Aussteuer zu berichtigen. Die Loyalität, mit welcher Sie zu Werke gehen, gibt mir die Ueberzeugung, daß Sie

alle diese Berichtigungen bewirken werden, und ich sage Ihnen im Voraus dafür meinen Dank.

»Ihre ganz ergebene

»Maria Emmanuela delli Monte San Felice.

»Neapel, am 25. August 1864.«

Die Antwort des Herrn Alexander Dumas auf diesen Brief lautet folgendermaßen:

»Signora!

»Wenn ich mich in dem Roman: »Die San Felice« kraft der Vorrechte des Romandichters von der materiellen Wahrheit entfernt habe, um in das Gebiet des Idealen hinüberzustreifen, so bin ich dagegen in meiner Geschichte der Bourbons von Neapel, so viel es mir möglich gewesen, jenem geheiligten Pfad des Wahren gefolgt, von welchem der Geschichtsschreiber unter keinem Vorwand abweichen darf.

»Ich sage, so viel es mir möglich gewesen, denn Neapel ist die Stadt, wo es am leichtesten ist, sich zu verirren, wenn man die Wahrheit zu ermitteln bestrebt ist und ihren Spuren zu folgen versucht. Deshalb hatte ich mir auch vorgenommen, mich direct an Sie zu wenden, weil Sie als Tochter des unglücklichen Schlachtopfers des Königs Ferdinand mir das meiste Interesse daran zu haben schienen, daß zum ersten Male Licht in diese finstere, blutige Angelegenheit gebracht werde. Ich versuchte damals zu Ihnen zu gelangen, Signora, aber es war mir unmöglich. Ich beauftragte einen Freund, Ihren Landsmann M. F., meine Stelle zu vertreten. Er hatte die Ehre Ihnen zu sagen, zu welchem Zwecke er Sie zu sprechen wünschte und was der Aufschluß beträfe, den er von Ihnen zu erlangen suchte. Er erhielt jedoch, wie er mir versichert, von Ihnen eine Antwort, die in Bezug auf das Andenken Ihrer Frau Mutter einen solchen Mangel an Ehrerbietung verrieth, daß ich trotz seiner Versicherung nicht glauben kann, diese Antwort sei wirklich von Ihnen gegeben worden. Ich beschloß daher mit einigen Zeitgenossen der Märtyrerin zu sprechen und zu den in den Werken von Coletta, von Cuoco und einigen anderen Historikern enthaltenen Aufschlüssen die hinzuzufügen, welche mir vielleicht auf mündlichem Wege gegeben wurden.

»Ich sprach bei dieser Gelegenheit einen alten zweiundachtzigjährigen Arzt, dessen Namen ich vergessen und welcher den später verheirateten jungen Prinzen della Grazie, eine Tante der Prinzessin Maria und den Herzog von Rocca Romano, Nicolino Caracciolo, welcher auf dem Pausilippo wohnte, zu behandeln gehabt hatte.

»Auf diesem Wege gelang es mir, da Sie, Signora, sich geweigert, für meine Geschichte der Bourbons von Neapel einige Aufschlüsse zu erlangen, welche ich für richtig halte, und gegen diese wenigstens Sie auch nicht protestiert. Ich sage Ihnen aber nochmals, Signora, das dem Romandichter offenstehende Feld ist größer, als der dem Historiker vorgezeichnete Weg. In einem Werke, worin die Einbildungskraft nothwendig eine große Rolle spielt, wollte ich bei Schilderung der beklagenswerthen Periode, in welche das Leben Ihrer Frau Mutter fiel, gewissermaßen aus reinem Zartgeföhle, die beiden Hauptpersonen meines Buches, die Helden meiner Erzählung, idealisieren. Ich wollte, daß man Luisa Molina wiedererkenne, aber so wie man im Alterthum die Göttinnen sah, welche den Sterblichen erschienen, das heißt durch eine Wolke hindurch. Diese Wolke sollte dieser Erscheinung Alles benehmen, was sie vielleicht Materielles hätte. Sie sollte die Person von ihren Familienbanden isolieren, damit ihre nächsten Verwandten sie wiedererkennen möchten, aber so wie man einen Schatten wiedererkennt, der aus dem Grabe aufsteigt und der, obschon er wieder sichtbar geworden, doch wenigstens ungreifbar bleibt.

»Deshalb ersann ich für meine Heldin die völlig erdichtete Abstammung von dem Fürsten Caramanico und zwar weil ich aus Luisa Molina ein ganz besonderes Wesen, welches der Inbegriff aller Vollkommenheiten wäre, machen, und auf sie einen jener poetischen Strahlen

lenken wollte, welche das Andenken eines Menschen umgeben, der seltener Weise, während er mit der Geschichte des Königs Ferdinand und den Liebesabenteuern der Königin Carolina verwebt ist, die duftige Glorie der Leidenschaft, der Redlichkeit und des Unglücks bewahrt hat.

»Wenn dies, Signora, ein Fehler ist, so gestehe ich, daß ich denselben wissentlich begangen habe, und in meinem Irrthume beharrend, füge ich hinzu, daß, wenn mein Roman, anstatt geschrieben zu sein, erst noch geschrieben werden sollte, Ihre Reclamation, wie richtig sie auch ist, mich nicht bewegen würde, an diesem Theile meiner Erzählung etwas zu ändern.

»Was die zweite Person betrifft, die ich in Scene gesetzt und der ich den Namen Salvato Palmieri gegeben, so brauche ich wohl kaum erst zu sagen, daß dieselbe niemals existierte, oder wenn sie existiert hat, dies doch nicht unter den Verhältnissen geschehen ist, in welche meine Feder diese Persönlichkeit versetzt hat.

»Werden Sie aber den Muth haben, Signora, mir Vorwürfe darüber zu machen, daß ich die so wenig ansprechende Persönlichkeit Ferdinand Ferrys nicht wieder habe aufleben lassen, dieses freiwilligen Kämpfers im Dienste des Todes und Minister des Königs Ferdinand im Jahre 1848? Ferdinand Ferry war unglücklicherweise kein Romanheld, und wäre wohl jene übertriebene Liebe, welche die Chevaliere San Felice für ihn hegte und wodurch sie sich bewegen ließ, das ihr von dem unglücklichen Backer anvertraute Geheimniß zu verrathen, wahrscheinlich genug gewesen, um das beinahe ursprüngliche Interesse zu erwecken, welches ich dieser Liebe bewahren wollte? Mir schien es nämlich, als ob ich, indem ich diese schmerzliche, die Theilnahme in so hohem Grade erregende Geschichte schriebe, aus der Heldin nicht blos eine Märtyrerin, sondern auch eine Heilige machen müßte. Die Liebe ist, von einem gewissen Gesichtspunkte aus betrachtet, eine Religion. Sie hat auch ihre Heiligen und von diesen Heiligen will ich Ihnen nur zwei nennen, welche die nicht am wenigsten beredten und am wenigsten angebeteten des Kalenders sind. Diese beiden sind die heilige Theresia und der heilige Augustin, und Sie sehen, daß ich dabei noch die populärste aller Heiligen vergesse, die, welche zur Vergeltung für die Liebe, welche sie bewogen, so Vieles zu verzeihen, der wiederauferstandene Jesus seiner Erscheinung würdigt — kurz, Sie sehen, daß ich die heilige Magdalena vergesse.

»Kommen wir nun auf den Chevalier San Felice. Mitten unter allen den blutigen Hinrichtungen von neunundneunzig bleibt er eben so vollständig unbemerkt als jener bekannte Vatia, dessen Thurm sich am Fuße des Fusarosees erhebt und von welchem Seneca sagte: »O Vatia, solus scis vivere!« Sein bleiches Gespenst wird weder von dem Haß noch von der Rache belebt. Der einzige Widerschein, den er durch die ehebrecherische Liebe seiner Gattin und Ferrys erhält, ist nicht einmal ein blutiger Widerschein, und diesem Falle, wissen Sie, ist man, wenn man nicht der Don Guttiere Calderons ist, der George Dandin Molières. Ich habe, glaube ich, mit dem erdichteten Helden, den ich geschaffen, etwas Besseres gethan. Ich habe aus ihm nicht einen grausamen oder lächerlichen Ehemann, sondern einen selbstverläugnungsvollen Vater gemacht. Wenn er in meinem Buche an Jahren älter ist, als er in Wirklichkeit war, so ist er gleichzeitig reicher an Tugenden, und wird sich ebenso wie Ihre Mutter, Signora, bei der Nachwelt nicht darüber zu beklagen haben, daß er von der Feder der Geschichte unter die des Poeten und Romanschreibers gerathen ist.

»Und wenn in der Zukunft, Signora, in jener Zukunft, welche das wirkliche und wahrscheinlich einzige Elysium ist, in welchem die Dido und die Virgil, die Francesca und die Dante, die Herminia und die Tasso wieder aufleben, ein Wanderer fragen sollte: »Was ist die San Felice?« so wird er, anstatt sich wie ich an eine Person Ihrer Familie zu wenden, die ihm ebenso

wie mir geantwortet ward, entgegenen würde: »Sprechen Sie mir nicht von dieser Frau; ich schäme mich derselben!« lieber mein Buch aufschlagen und zum Glück für den Ruf der Familie wird die Geschichte vergessen werden und der Roman sich in Geschichte verwandeln.

»Genehmigen Sie, Signora, die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

»Saint-Gratien am 15. September 1864.

»Alexander Dumas.«

- Ende -

Anmerkungen

- [1] Italienischer Name der Guillotine.
- [2] Der Verfasser hat denselben Nicolino Caracciolo, von welchem hier die Rede ist, persönlich gekannt. Derselbe bewohnte noch im Jahre 1860 dieses Haus, wo er 1863 in einem Alter von dreiundachtzig Jahren starb.
- [3] Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß die Worte: San Felice im Italienischen heilig glücklich bedeuten.
- [4] Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß diese Königin Marie Amelie, obschon dieselben Vornamen tragend, mit der achtungswürdigen und geachteten Königin Marie Amelie, der Witwe des Königs Ludwig Philipp, nichts gemeinsam hat als die Verwandtschaft.
- [5] Man bezeichnet in Neapel mit dem Namen Esposito oder »ausgesetzt« jedes Kind, welches von seinen Eltern verlassen, und dem Hospiz der Annunciata anvertraut worden, welches das Findelhaus von Neapel ist.
- [6] Volksthümlicher Name der Esel in Neapel. Dumme Menschen haben natürlich, hier wie anderwärts, ebenfalls das Recht, diesen Namen zu führen.
- [7] Gäßchen der Seufzer des Abgrundes.
- [8] Name, welchen man in Neapel den Agenten der geheimen Polizei gibt.
- [9] Ueber diesen Punkt sind die Gelehrten nicht einig. Die einen sagen Isaak sei der Sohn Ludwigs, die andern er sei nur sein Neffe gewesen.
- [10] Mit diesem Namen bezeichnet man in Neapel Gecken, Stutzer und dergleichen Leuten.
- [11] Chierico nennt man im südlichen Italien die Geistlichen niederen Ranges.
- [12] Oft kommt man bei den im südlichen Italien so gewöhnlichen Messerduellen überein, auf wie viel Zoll Eisen man sich schlagen will. Ein Stück Kork, durch welches man die Klinge steckt, ist in diesem Falle das Maß für die verschiedenen Längen.
- [13] Loque, ein Fetzen; Chiffe, ein Lumpen; Graille, die Krähe.
- [14] Der Verfasser hat in dem Augenblicke, wo er diese Zeilen schreibt, einen Kupferstich aus jener Zeit vor sich liegen, welcher den Einzug jener Unglücklichen darstellt. Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß wir uns in den vier oder fünf letzten Capiteln nicht einen einzigen Augenblick von der Geschichte entfernt haben.
- [15] Wir ändern kein Wort an dem Text dieser Proclamation, vielleicht einem der unverschämtesten historischen Documente, die Welt aufzuweisen hat.
- [16] Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß die Autographen dieser sämtlichen Billets in den Händen des Verfassers sich befinden.
- [17] Wir haben daher dreist sagen können, daß dieser Anführer der Jakobinerpartei weder Cirillo, noch Schipani, noch Manthonnet, noch Velasco, noch Ettore Caraffa war, weil im Jahre 1803, wo Bartolomeo N. . . ein Buch schrieb, die vier erstern gehenkt und der letztere enthauptet waren.
- [18] Wir citieren alle diese Originaldocumente, die sich in keiner Geschichte finden und von uns aus den Verstecken hervorgezogen worden sind, in welchen sie seit vierundsechzig Jahren vergraben lagen.
- [19] Man weiß, daß wir in dem ganzen historischen Theile dieser Erzählung die reine und einfache

Geschichte berichten. Wir erfinden nichts, verschweigen aber auch nichts.

- [20] Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß wir an dem Billet keinen Buchstaben ändern, sondern uns begnügen, die wörtliche Uebersetzung davon mitzuteilen.
- [21] Denen, welche diese Sympathie Ferdinands des Ersten für die Sträflinge bezweifeln, antworten wir durch einen Auszug aus einem seiner Briefe an den Cardinal Ruffo: »In Civita Veechia fahren unsere guten Sträflinge fort sich zu vertheidigen, und die mit den Cisalpinern vereinigten Franzosen sind, nachdem sie einen Angriff gemacht, muthig von Ihnen zurückgeworfen worden. Nur der Kaiser rührt sich noch nicht.«
- [22] Dieser so kühne und so glückliche Handstreich ward mir von dem General Exelmans erzählt, welcher, zu jener Zeit Adjutant, sich unter der Zahl der vierzig Schwimmer befand und der zweite Mann war, der in die Schanze drang.
- [23] Wir brauchen auch hier nicht erst zu sagen, daß dieser nach dem Original copirte Brief ebenso wie alle von uns angeführten Documente mit der strengsten Genauigkeit übersetzt ist.
- [24] Später Königin der Franzosen.
- [25] Wir haben ein Gesuch dieser Art vor uns liegen und es ist von einem Mann unterzeichnet, welcher später Minister Ferdinands des Zweiten ward.
- [26] Man wird sehen, daß Nelson, als es sich um Caracciolo's Verurtheilung handelte, sich an dieses Bedenken nicht kehrte.
- [27] So wurde unter Pius dem Neunten durch den Legaten Belletti der Caplan Garibaldi's, Ugo-Bassi, verstümmelt, ehe er erschossen ward. Mit seiner blutenden Hand segnete er noch seine Mörder, denen sein energischer Segen einen Blutregen ins Gesicht schleuderte.
- [28] In dem Originale heißt es: »ad una nazione cosi vile e egoista.«] wie die unsrige, Gefühle der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit einzufloßen, nur Erbitterung darüber erwecken, daß wir nicht hundertmal mehr gethan. Ich sage es daher, wenn auch mit Schmerz, aber ohne Zögern, daß alle diese Menschen und ganz besonders Caracciolo, Maliterno, Rocca Romana, (Dir Königin wußte damals noch nicht, daß Rocca Romana den Verrath, dessen sie ihn beschuldigte, durch einen anderweitigen Verrath wieder gut gemacht hatte.)
- [29] Wir übergehen hier etwa fünfzehn Zeiten, in welchen die Königin, auf der Nothwendigkeit der Bestrafung bestehend, sich bloß wiederholt.
- [30] Dies war der Name von Nelson's neuem, Schiff, welches am nächstfolgenden 29. Juni sich so eine so traurige Berühmtheit erwarb.
- [31] Caracciolo Sergiani, Liebhaber der Königin Johanna, beging bei einem Streit mit seiner königlichen Geliebten die Unklugheit ihr eine Ohrfeige zu geben und mußte daher den dem Königthum angethanen Schimpf mit seinem Kopfe büßen.
- [32] Ein Wort über diesen jungen Mann, der in unserer Geschichte keine Rolle spielt, uns aber im Vorbeigehen einen Begriff von der Verworfenheit gewisser Seelen zu jener Zeit geben kann. Obschon kaum sechzehn Jahre alt , ward er enthauptet und acht Tage nach seiner Hinrichtung gab sein Vater den Richtern des Sohnes ein großes Gastmahl.